LG.H
W8558e

# Encyclopädie

der

# deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

# LEXICON

der deutschen

## Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

## Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

**Dr. O. L. B. Wolff,**

Professor an der Universität zu Jena.

48834
1900

Siebenter Band.

**Schmauss** bis **Z.**

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1842.

Encyclopädie

## Johann Jacob Schmauß

ward am 10. März 1690 zu Landau in Oberelsaß geboren, studirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz und fing auf dieser Universität schon an zu lesen, als er 1721 als Hof-, später als Kammerrath von dem Markgrafen zu Baden-Durlach angestellt wurde. 1734 ging er, durch den Reichskrieg aus seiner Stellung vertrieben, ehrenvoll berufen, nach Göttingen, woselbst er auch — nachdem er inzwischen 1743 nur auf ein Jahr mit dem Titel eines geheimen Rathes als ordentlicher Professor der Rechte nach Halle gezogen war — als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte und der deutschen Geschichte, mit dem Titel eines Hofraths bis an seinen Tod lebte, der am 28. April 1757 erfolgte. Er erwarb sich viel Verdienst in folgenden schriftstellerischen Arbeiten:

Allerneuester Staat des Erzbisthums Salzburg. Halle, 1712.

Kuriöses Bücher- und Staatscabinett. Halle, 1713 ff. 48 Thle.

Neuester Staat des Königreichs Portugall, Halle, 1714. 2 Thle.

Historisches Staats- und Heldencabinett. Halle, 1718. 19. 3 Thle.

Leben Caroli XI. Königs in Schweden. Halle, 1720. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Reichshistorie. Leipz. 1720. N. Aufl. 1740.

Einleitung zu der Staatswissenschaft. Leipz. 1741—47. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten. Göttingen, 1755.

Akademische Reden und Vorlesungen über das deutsche Staatsrecht; herausgegeben von Heldmann. Lemgo, 1766.

S. genoß zu seiner Zeit als Staatsrechtslehrer und Historiograph eines bedeutenden Rufes, namentlich war seine europäische Staatsgeschichte ein hochgeschätztes und vielgelesenes Werk.

## Christian Heinrich Schmid

wurde am 24. November 1746 zu Eisleben geboren, vortrefflich erzogen und bezog 1762 die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters Jurisprudenz zu studiren, durch innere Neigung den schönen Wissenschaften zugewandt. 1766 wurde er Magister, 1768 Candidat der Rechte. 1769 erhielt er mit dem Doctortitel die Anwartschaft auf eine Docentenstelle, die er aber gern einem Rufe nach Erfurt aufopferte, wo ihn der Umgang mit Wieland, Meusel und andern trefflichen Köpfen zwei Jahre lang die Entbehrung alles Gehaltes verschmerzen ließ. 1771 ging er endlich als Lehrer der Eloquenz und Poesie nach Gießen, ward 1784 hessendarmstädtischer Regierungsrath, 1790 Universitätsbibliothekar und Ordinarius der philosophischen Facultät. Er starb am 22. Juli 1800 und hinterließ:

Anthologie der Deutschen. Leipz. 1770—72. 3 Thle. in 8.

Biographie der Dichter. Leipz. 1769. 70. 2 Thle. in 8.

Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst. Leipz. 1784. in 8.

Literatur der Poesie. Leipz. 1775. in 8.

Nekrolog deutscher Dichter. Berlin, 1785. 2 Bde. in 8.

Oden der Deutschen, 1. Sammlung. 1778. in 8.

Das Parterre. Erfurt und Eisenach, 1771. in 8.

Theaterchronik, 1. St. Gießen, 1772. in 8.

Chronologie des deutschen Theaters. Leipzig, 1775. in 8.

Theorie der Poesie, 1. Thl. Leipzig, 1767. in 8.

Leipziger Musenalmanach. 1770—81.

Englisches Theater. Leipzig, 1769—77. 7 Bde.

S. erwarb sich seiner Zeit manches Verdienst um die Verbreitung der vorzüglichsten Erzeugnisse der deutschen schönen Literatur, namentlich durch seine fleißigen, nicht ohne Geschmack besorgten Sammlungen; seine eigenen Leistungen sind dagegen durchaus unerheblich.

## Johann Christoph Schmid.

Dieser verdienstvolle Volksschriftsteller ward am 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl geboren und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Er ward zuerst 1791 zu Nassenbeuern bei Mindelheim, dann zu Seeg Pfarrvicar, 1796 Beneficiat und Schulaufseher zu Thannhausen, 1799 Frühmeßbeneficiat, 1809 Distriktsschulinspector. 1816 erhielt er das Pfarramt des Grafen zu Stadion und ward endlich 1823, durch die Empfehlung seines vieljährigen Gönners, des wohlbekannten Sailer, in Augsburg Domcapitular. Seine Schriften sind größtentheils in die englische und französische Sprache übersetzt:

Genoveva. Augsburg, 1810.

Das Glück der guten Erziehung. Dillingen, 1806.

Christliche Gesänge, 2. Aufl. Augsburg, 1811.

Die Ostereier. Landshut, 1816.

Biblische Geschichte. München, 1813.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Landshut, 1818.

Blüthen. Landshut, 1819.
Hirlande, Herzogin von Bretagne. Landsh. 1818.
Erzählungen für Kinder. Landsh. 1823. 4 Thle.
Der Alte von den Bergen. Landshut, 1823.
Itha, Gräfin von Toggenburg. Landshut, 1824.
Der Weihnachtsabend. Wien, 1825.
Das Blumenkörbchen. Wien, 1825.
Rosa von Tannenburg. Wien, 1825.
Die 10 Gebote Gottes. Wien, 1826.
Gott prüft, Gott schützt die Unschuld. Wien, 1826.
Das hölzerne Kreuz. Augsburg, 1827.

S. ist einer der vorzüglichsten Schriftsteller für die Jugend, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat; glückliche Erfindung, klare, faßliche und doch durch Anmuth und Innigkeit ausgezeichnete Darstellung und eine sehr wohlthuende gesunde Lebensansicht sind seinen Erzählungen eigen und haben ihm einen wohlverdienten großen Kreis von Lesern erworben.

## Konrad Arnold Schmid

ward am 23. Februar 1716 in Lüneburg, wo sein Vater das Rectorat an der gelehrten Schule verwaltete, geboren. Von den drei Universitäten, auf denen er Theologie studirte, fesselte ihn Leipzig am Meisten — er hatte zuerst Kiel, dann Göttingen besucht — durch die Freundschaft und literarische Anregung jenes in der deutschen Literaturgeschichte bedeutenden Dichterbundes, der unter Gärtner's Redaction die bremischen Beiträge herausgab. Er folgte dann seinem Vater in derselben Stelle an der Johannisschule seiner Vaterstadt und wirkte höchst segensreich, bis 1760 ein Ruf an das Braunschweiger Carolinum seinem wissenschaftlichen Streben weitere Bahnen öffnete und seinem Leben im erneuten Bunde mit Gärtner, Ebert, Zachariä, in der Freundschaft mit Jerusalem, Lessing, Eschenburg — welcher letztere sein Eldam wurde — die erfreulichste Gestaltung verhieß. Durch seinen unermüdlichen Fleiß Lessing wohl vergleichbar, lebte er daselbst als Doctor der Philosophie, Professor der Theologie und römischen Literatur und durch des Herzogs Huld als Canonicus des St. Cyriaksstiftes und Consistorialrath bis zu seinem Tode, welcher den 11. November 1789 erfolgte.

Lieder auf die Geburt des Erlösers. Lüneb. 1761.
Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Berlin und Stettin, 1786.
Einige Idyllen in den bremischen Beiträgen und im 2. Theil der Anthologie der Deutschen.

Der größte Theil seiner Zeit war später reingelehrten Arbeiten gewidmet, unter welchen aber auch mehrere Uebersetzungen aus den alten Sprachen verdienstlich sind. Seine geistlichen Gedichte sind voll Wärme, Innigkeit und Gedankenreichthum und erfreuen sich wie seine sämmtlichen Leistungen großer Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form.

## Friedrich Ludwig Schmidt

ward am 5. August 1772 zu Hanover geboren. Ein Schüler des großen Schröder gehörte er viele Jahre hindurch der hamburger Bühne an und suchte als erster Director mit Geist und Festigkeit dem Leichtsinne der modernen Schauspielkunst zu wehren. Er hat in schönen Perioden den hamburger Brettern vorgestanden und nur mit Schmerz seine edleren Interessen endlich dem Ballet geopfert. Als Darsteller komischer Alten war er stets ausgezeichnet, das ältere Charakterschauspiel sein Element. Bildung und Gesinnung erwarben ihm die Freundschaft vieler Mitbürger und nahe Verwandtschaft fesselte den Künstler an angesehene Familien. Ende Aprils 1841 nahm er feierlich von der Bühne Abschied und überlebte dieses Fest nur wenige Tage. Seine Stücke werden noch lange des wackern Mannes Andenken in Ehren erhalten. — Er schrieb:

Almanach für's Theater. Hamb. 1809—11. in 8.
Derselbe Almanach. Leipzig, 1812. in 8.
Dramaturgische Aphorismen. Hamb. 1820. 1828. 2 Bdchn. in 8.
Berg und Thal. Lustsp. in 5 Aufz. Hamb. 1819. in 8.
Dramaturgische Berichte. 1812. Hamburg, 1834.
Die ungleichen Brüder. Lustsp. in 3 Aufz. Hamb. 1817. in 8.
Neue hamburger Bühne. Hamburg, 1824. in 8.
Dramatischer Jugendfreund. Hamb. 1823. in 8.
Die Kette des Edelmuths. Lustspiel. Leipzig, 1792. in 8.
Der leichtsinnige Lügner. Stuttgart, 1814. in 8.
Schauspiele. Leipzig, 1804. in 8.
Neue Schauspiele. Hamburg, 1817. 2 Bde. in 8.

Nicht blos als Darsteller seiner, besonders feinkomischer Charakterrollen bedeutend, zeichnete er sich auch als Dramaturg durch gründliche Forschung, Scharfsinn und Klarheit, und als Lustspieldichter durch glückliche Erfindung, gut angelegte Situationen, treffliche Charakterzeichnung und einen lebendigen und witzigen Dialog sehr rühmlich aus. Sein Lustspiel „Der leichtsinnige Lügner" besitzt namentlich diese Eigenschaften in hohem Grade und gewann 1813 den für die beste Leistung auf diesem Gebiete ausgesetzten Preis.

## Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Dieser bekannte und vielgeneckte Dichter ist am 23. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren. Zuerst am Invalidenhause zu Berlin Prediger, ward er 1795 nach Werneuchen in der Mittelmark versetzt, wo er im Jahre 1832 starb. Er gab heraus:

(Mit C. C. Bindemann) Neuer berlinischer Musenalmanach für 1793—96.
Gedichte. Berlin, 1796.
Almanach romantisch-ländlicher Gemälde, für 1798. Berlin, in 12.

Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe, für 1801. Berlin.
Neueste Gedichte. Berlin, 1815.
Almanach der Musen und Grazien, für 1802.

Ein Nachahmer von Voß war Schmidt vorzüglich bemüht, in seinen lyrischen Gedichten die Vortrefflichkeit und Poesie ländlicher Häuslichkeit in baarster Natürlichkeit zu schildern und zu preisen und ward daher wiederholt, am Witzigsten jedoch von Goethe in dessen Musen und Grazien in der Mark, verspottet. Seit dieser Zeit ist es Mode geworden, seiner nur als eines lächerlichen und geschmacklosen Dichters Erwähnung zu thun, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er keineswegs ohne Talent für die Darstellung so wie für die Behandlung der Form war, was auch die hier mitgetheilte Probe aus seinen Poesieen bezeugen wird.

### Die Dorfbewohner.

Mailüftchen fächern; aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haselmaus und Frosch heraus.
An unsern Dächern
Klebt froh ihr Nest die Schwalbe fest.

Zu beiden Seiten der Laube breiten
Lind' und Jasmin ihr helles Grün,
Und Lämmchen läuten,
So weiß als Schnee, im Wiesenklee.

Kirschblüthen zittern an Gartengittern
Mit süßem Ruch; bewegt vom Flug
Des Hänflings schüttern
Sie oft und schnei'n sein Nestchen ein.

Der Hase rammelt, die Biene sammelt
Im Morchelnthal zum ersten Mal;
Der Tauber dammelt
Und macht sich kraus am Taubenhaus.

Die Fische laichen in Kalmusteichen;
Von Vögelein, die groß und klein
Nun wieder streichen,
Tönt Minnesang die Haid' entlang.

Die Quelle strudelt, der Westwind hudelt
Den Apfelzweig. Im Lämmersteig,
Den Schnee besudelt
Und schmelzend Eis, sprießt Ehrenpreis.

Die Küchlein ziepen; Nestvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

Frühmorgens pfropfen wir, stängeln Hopfen,
Und sä'n Spinat und Kopfsalat;
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt, wird angestützt.

Bei ihrer Bleiche singt durch Gesträuche,
Den Arm geschürzt, den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und spritzt auf Gras die Leinwand naß.

Des Hüttchens Mutter macht Käs' und Butter:
Denn itzt bescheert die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elsenbruch, ihr Milch genug.

Die Lust zu mehren, wenn's warm ist, scheeren
Wir Schafe noch: so schmaust man doch
Um zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht, und schämt sich nicht.

Nachmittags waden im Sand und baden
Wir, leichtbedeckt; im Rohr versteckt,
Und ruhn auf Schwaden
Und Thymian am Ufer dann.

D'rauf geht's von dannen zum Hain von Tannen,
Wo man auf Moos sich, wie in Schooß
Von Ottomanen,
Vom Waldinsekt umsumset, streckt.

Um kalte Schale zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt die Frau, und brockt,
Vom Abendstrahle
Der Sonne roth, schwarz Bauerbrot.

Wenn Tulp' und Nelken aus Thaugewölken
Der Abend näßt, ist's noch ein Fest,
Die Schafe melken
Zu sehn auf Streu der Schäferei.

Wie's Abendpfeifchen, von Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt, uns herrlich schmeckt,
Schwebt hinter Streifchen
Von Wolkenflor der Mond hervor!

Und wenn für Morgen vom Berg verborgen
Das Abendroth gut Wetter bot:
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein man fröhlich ein.

## Georg Philipp Schmidt von Lübeck

ward am 1. Januar 1766 in Lübeck geboren, studirte Medicin und lebte bis 1829, in welchem Jahre er in Ruhestand versetzt ward, als Doctor der Medicin, königlich dänischer Justizrath, Ritter vom Danebrog und Bankdirector zu Altona. Er lieferte:

Gedichte, herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona, 1821. 2. Aufl. 1827.
Historische Studien. Altona, 1827.

S. hat sich vorzüglich als lyrischer Dichter durch die in seinen Poesieen vorherrschende reiche Anmuth, Naivetät, Wärme und Wahrheit des Gefühls und seine seltene Herrschaft über Sprache und Form einen großen Kreis von befreundeten Lesern erworben.

### Der Klosterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden;

„Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

„Ach! in der Welt ist nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und sich hinaus zu sehnen?

„Er läßt dahinten nichts zurück,
Als Dornen und Cypressen;
Sein bestes Theil, sein schönstes Glück
Ist scheiden und vergessen.

„Drum, guter Vater, laßt mich ein
In diese Klostermauern;
Da will ich still und friedlich sein
Und, bis ich sterbe, trauern."

„„Mit nichten, Jüngling! nimm den Stab,
Und wandre frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böses sein, als Gutes.

„„Des Menschen Herz sei stark und fest,
Zu lieben und zu hassen;
Denn wisse, wer die Welt verläßt,
Ist bald von ihr verlassen.

„„Ob rings der Himmel noch so grau,
Und noch so schwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensschifflein schwellen.““

„Vernimm, o frommer Greis, mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen;
Es ziemt sich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

„Der Hoffnung Veilchen sind erstickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unschuld Lilien geknickt,
Der Freude Rosen starben.

„Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

„Dies grobe dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenstock in meiner Hand,
Ist Alles, was ich habe.

„Des Baumes Wölbung ist mein Haus,
Mein Bette Rasenfläche,
Des Feldes Wurzeln sind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

„Und einsam muß ich, stumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken schallen.

„Dann wird von keinem Angesicht
Des Mitleids Thräne fließen,
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe sprießen.“

„„O, guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

„„Wie Fels der Gram im Herzen liegt —
Vernimm des Greises Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

„„Drum nicht an schnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand
Sind selten treu befunden.

„„Wie Wind vom Meere kommt und haucht,
So sind des Menschen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

„„Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben.
Was ist es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

„„Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tausenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr
Und wirft dich zu den Todten.““

---

## Paul Gerhard.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.

Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken,
Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!““

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht!
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihn halten stille.“ —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand, —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu.
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück.

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still, und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Kurfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln sahn.

„„Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand;
Es winken uns die Gränzen,
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!""

## Johann Ernst Christoph Schmidt

ward am 6. Januar 1772 zu Busenborn in Oberhessen geboren, studirte seit 1788 zu Gießen und trat daselbst 1793 als Privatdocent auf. Bald darauf eine Zeit lagen am academischen Pädagogaginum stellt, wurde er 1798 ordentlicher Professor der Theologie und 1803 auch Historiograph. 1809 ward ihm der Character des Geheimrath und 1820 mit dem eines Prälaten der Sitz in der ersten Kammer der Stände. Die 10 Jahre seit 1793 waren seine schriftstellerisch fruchtbarsten, später arbeitete er nur für Journale. Er starb als erster Professor der Theologie am 4. Juni 1831.

Grundlinien der christlichen Kirchengeschichte. Gießen und Darmstadt, 1800.

Handbuch der christl. Kirchengeschichte. Gießen, 1801—20. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4, 1824—27.

Lehrbuch der christl. Kirchengeschichte. 3. Aufl. Gießen, 1827. (Die früheren „Grundlinien".)

Geschichte und Beschreibung des Großherzogthums Hessen. Gießen, 1818—19. nur 2 Bde.

Lehrbuch der Sittenlehre. Gießen, 1799.

Lehrbuch der christlichen Dogmatik. Gieß. 1800.

Theol. Encyklopädie. Gießen, 1811.

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Gießen, 1828.

Dieser ausgezeichnete Theolog verband in seinen Schriften Gedankenreichthum, Originalität und Scharfsinn mit den gründlichsten historischen Forschungen und erwarb sich durch dieselben einen höchst bedeutenden und bleibenden Ruf.

## Jacob Friedrich Schmidt

ward am 2. April 1730 zu Blasienzell (oder Zelle) bei Gotha geboren, besuchte seit 1746 das Lyceum zu Ohrdruff und studirte seit 1750 in Jena Theologie, größtentheils durch Gelegenheitsgedichte sich seinen Unterhalt verschaffend, in inniger Freundschaft mit dem bekannten Dichter von Gerstenberg. Nachdem er in Holstein mehrere Hauslehrerstellen bekleidet und auf eine Anstellung daselbst vergebens gewartet hatte, ward er 1765 Diaconus in Zelle; durch seinen Ruf als Dichter empfohlen, 1773 dritter Diaconus in Gotha und zugleich Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium. Endlich rückte er zum ersten Pastor an den beiden Hauptkirchen in Gotha auf. Als solcher und mit dem academischen Titel eines Magisters der Philosophie starb er den 2. März 1796. Er schrieb außer vielen Predigten und religiösen Betrachtungen:

Poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift. Altona, 1759.

Idyllen. Jena, 1761.

Kleine poetische Schriften. Altona, 1766.

Wiegenlieder. Gotha, 1770. 2 Thle.

Kirchenlieder. Gotha, 1779.

Gedichte. Leipzig, 1786.

Horaz, übersetzt. Gotha, 1776. 3 Thle.

(Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. Bd. 2.)

Geistliche, moralische und scherzhafte Oden und Lieder, in 4 Büchern. Leipzig, 1763.

S. war nicht ohne Talent für die lyrische Poesie und zeichnete sich besonders durch mehrere gelungene Lieder und Idyllen, am Meisten jedoch durch seine Uebersetzung des Horaz, eine für die damalige Zeit treffliche Arbeit, aus.

## Karl Christian Ehrhard Schmidt

wurde zu Heilsberg im Weimarischen am 24. April 1761 geboren, studirte in Jena, wo er 1783 als Privatdocent der Philosophie Kants neue Lehren vortrug. Im Jahre 1791 als ordentlicher Professor der Philosophie in Gießen angestellt, setzte er sich durch eine Schrift de tribus impostoribus vielfachen Anfeindungen aus, die ihn bewogen, schon 1793 nach Jena, das ihn als Diaconus und ordentlichen Professor der Philosophie berief, zurückzukehren. Hier wirkte er in früherem Geiste ungestört fort, bis Fichte des älteren Lehrers festen Widerstand mit der Kraft seiner Rede überwand, und den Philosophen Schmidt schlechtweg für eine Null erklärte. 1798

wurde er dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie; zu dem akademischen Ehrentitel fügte der Herzog von Sachsen-Gotha 1804 den eines Kirchenraths. In seinen 6 letzten Lebensjahren stand er einem Institut und einem Verein zur Reinigung des Studentenlebens vor. Er starb zu Jena als Doctor der Philosophie, Medicin und Theologie am 10. April 1812.

Kritik der reinen Vernunft. Jena, 1786, 3. Aufl. 1794.

Wörterbuch zum Gebrauch der kantischen Schriften. Jena, 1786, 3. Aufl. 1795.

Versuch einer Moralphilosophie. Jena, 1790, neu: 1802.

Empirische Psychologie. Jena, 1791, 2. Aufl. 1796. 2 Thle.

Philosophische Dogmatik. Jena, 1796.

Logik. Jena, 1797.

Predigten. Jena, 1798.

Physiologie. 3 Bde. Jena, 1798 — 1801.

Adiaphora. Leipzig, 1809.

Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften. Gotha, 1810.

Ein eifriger Anhänger des kantischen Systems war S. zu seiner Zeit vorzüglich bemüht, dasselbe auf das Studium der Theologie anzuwenden, und diese nach besten Kräften dadurch zu fördern.

---

## Klamer Eberhard Karl Schmidt

wurde am 29. December 1746 zu Halberstadt geboren, war Kriegs- und Kammersecretär, dann bis an seinen Tod, welcher den 8. Januar 1824 erfolgte, Domcommissarius in seiner Vaterstadt. Vergleiche die Beschreibung seines Dichterjubiläums, welches er 1819 feierte, von seinem Schwiegersohne dem Pastor Fr. Lautsch; zu Halberstadt 1820.

K. E. K. Schmidt's Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Fr. Lautsch. Stuttgart, 1826 — 28. 3 Bde.

Fröhliche Gedichte. 1769.

Poetische Briefe. Dessau, 1782 — 1794. in 8.

Neue poetische Briefe. Berlin und Braunschweig, 1790. in 8.

Komische und humoristische Dichtungen. Berlin, 1802. in 8.

Elegien an meine Minna. 1773. in 8.

Fabeln und Erzählungen. Leipzig, 1776. in 8. (nebst angehängten Idyllen).

Vermischte Gedichte, 2 Sammlungen. Leipzig, 1772. 73. in 8.

Gesänge für Christen. Lemgo, 1773. in 8.

Hendekasyllaben. Leipzig, 1773. in 8.

Die Landpfarrerin, eine elegische Dichtung. Berlin, 1801. in 8.

Phantasien nach Petrarca's Manier. Lemgo, 1772. in 8.

Wehmuthslaute eines früh Verblichenen. (Aus Kl. S. Nachlasse edirt durch seinen Sohn). Braunschweig, 1829. in 8.

Katullische Gedichte. Berlin, 1774.

Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig, 1768.

Operetten. Leipzig, 1772.

S. gehörte seiner Zeit zu den sogenannten preußischen Dichtern und Freunden Gleims, doch war sein Talent im Ganzen nur gering, wogegen ihn jedoch redliche Gesinnung, Eifer für Recht und Wahrheit, und eine glückliche und leichte Behandlung der Form und Sprache vortheilhaft hervorheben.

---

### Hoffnung in Kriegszeit.

Noch in der Irre geh' ich,
Und weiß nicht, wo hinaus;
In dunkle Ferne seh' ich,
Und sehe Schutt und Graus,
Kriegsfackeln angezündet,
Macht kämpfend gegen Macht!
Was herrlich stand, verschwindet;
Was strahlte, sinkt in Nacht!

Doch soll mein Herz nicht zagen,
Nicht laut um Hülfe schrei'n;
Ich will — bald möcht' es tagen —
In Hoffnung fröhlich seyn!
Du, der die Myriaden
Der Welten all' regiert,
Du bist es, der den Faden
Durch all' das Irrsal führt!

Du magst auf Sturmwindsflügeln,
Du magst auf Sonnen gehn,
Staub hier auf Aschenhügeln,
Dort Stern' ins Weltall sä'n:
Die Lieb' ist's, sagt mein Glaube,
Die schaffet und zerstört,
Die selbst im Todtenstaube
Den Keim des Lebens nährt!

Stückwerk ist all mein Wissen;
Ja kaum den kleinsten Theil
Seh' ich von allen Rissen,
Wonach du baust mein Heil!
Ach! wenn mein Aug' ertrüge,
Zu schau'n ins volle Licht,
In Staub sänk' ich und schwiege,
Verhüllt das Angesicht!

Du aber ruhst nicht eher,
Bis du am Ziele bist.
So weit der Himmel höher,
Als dieser Erdball ist:
So weit erhebt dein Trachten
Sich über mein's empor.
Was Jahre lang wir dachten,
Winkst du im Nu hervor.

Es können Berge weichen,
Doch nie dein Vatersinn;
Der wird die Hand mir reichen,
Wenn ich am bängsten bin!
Es mögen Hügel fallen,
Fest steht dein Wort; es steht:
Gnad' und Erbarmen Allen,
So weit die Sonne geht!

Wie über Kindesschwächen
Die Mutter sich erbarmt;
Wie sie nach hartem Sprechen
Die Brust, von Lieb' erwarmt,
Mit Küssen reicht dem Kleinen;
Also erbarmst dich du,
Und stillest all mein Weinen,
Und sprichst mir liebend zu!

In deine Hand gezeichnet
Bleib ich, und hang' an dir!
Wann hätte sich verläugnet
Dein Vaterherz an mir!
Dir, Herr mein Gott! vertrau' ich
Im bösen Zeitenlauf.
Selbst unter Trümmern bau' ich
Dir meinen Tempel auf!

Wenn deine Stund' erscheinet
Schnell wandeln wird es sich:
Dann wird, was jetzt dir weinet,
Frohlocken über dich.
Auf strahlt der Himmelsbogen,
Woraus die Stimme spricht:
So weit, ihr Kriegeswogen!
So weit, und weiter nicht!

Wohlauf, mein Herz, und preise
Den Helfer schon voraus!
Er führt auf seine Weise;
Doch herrlich führt er's aus!
Anbetet, Nationen!
Mit Feuerflammen-Blick
Stieg Gott herab; mit Schonen
Traf er und fährt zurück!

---

## An K. E. K. Schmidt
von J. W. L. Gleim.

O Freund, in deiner kleinen Hütte
Wohnt noch die alte, gute Sitte
Der Schäferwelt; auf deine Bitte,
Käm' ich und wäre gern dein Gast,
Und wohnt' ich gleich in dem Palast
Zu Sanssouci! Bei dir träf' ich
Die Musen an, die, leider! mich,
Versammelt all in einen Haufen,
Verlassen haben lange schon!
Bei dir, dem jungen Musensohn.

Die Musen und die Nymphen laufen
Vor meinem grauen Haar, o Gott!
Wir Alten sind der Kinder Spott!
Was ist's? Wir leben und wir sterben;
Und haben wir nicht einen Erben
Der Unschuld unsers Herzens, dann
Mein Lieber, sind wir übel dran!
Wir werden aller Menschen Haß,
Und thaten keinem was zu Leide!
Wir sterben, und kein Aug' ist naß!
Und darum macht mir's große Freude,
Was deine Liebe mir vertraut
Von einem Erben deiner Tugend,
An welchem schon der Schöpfer baut,
Den, in der Blüthe deiner Jugend,
Welch eine Wonne! welch ein Glück!
Du sehen wirst mit Vaterblick!

O du, mein Lieber, Treuer, bitte
Mich bald doch nur in deine Hütte,
Damit ich recht, als Biedermann,
Noch in den ersten Schöpfungstagen,
Freund, meine Freude dir kann sagen,
Weil ich sie nicht mehr singen kann.

---

## Antwort an Gleim.

O welch ein Briefchen, Vater Gleim!
Ich las zuerst es insgeheim,
Und endlich laut (wie konnt' ich's lassen)
Dem Weibchen, das, mit Armumfassen,
Darum mich plagte links und rechts!
Die Neugier sitzt in allen Klassen
Des lieben, schöneren Geschlechts!
Frau Heva's Inbiß zum Exempel,
Was kostet er die Nachwelt nicht!
Sonst waren wir der Gottheit Tempel,
Jetzt aber haust der schwarze Wicht,
Gott sei bei uns! mit allen Sünden,
Die alle Diener Gottes binden,
In Vater, Mutter, Tochter, Sohn:
Und würd' er nicht, beim Taufen, schon
Aus uns ein wenig ausgetrieben,
So schluckt' er uns, ich glaube gar,
Zum Frühstück ein, mit Haut und Haar!
Wie schlimm der Herr vor diesem war,
Es ist genug davon geschrieben!

Ein großes Glück, daß bei Madam
Es nicht so schlechten Ausgang nahm!
Ich las, und meinem Weibchen kam
Sein Vorwitz höher nicht zu stehn,
Als nur ein Paar Minuten Schaam,
Und viel Verschwiegenheit auf heute!
Ein Preis, der selber mich nicht reute:
Das Schämen läßt ihr gar nicht schön!

Doch mein Entzücken nun darüber!
Wie dir es sagen, o mein Lieber,
In Prose? ... Singen wollt' ich's dir;
Doch wann es singen? Nie gerastet
Hat heute meine gute Thür!
So viel Besuche hatten wir
Von aller Welt, nur nicht von dir;
So maulthiermäßig überlastet
Ward ich von Dingen, klein und groß!
Zwar hab' ich weiblich mich gehastet,
Sie abzuwerfen auf den Schooß
Der goldnen Muse; doch vergebens!
Es ist verhängt! das Rad des Lebens
Muß, großentheils, sich öfter drehn,
Auf schlimmen Wegen, als auf schönen!
So laß ich's denn nach Lüsten gehn!
„Man muß an alles sich gewöhnen!"
Sagt Sokrates, mit Recht, dünkt mich,
Und alle wird es so bedünken!
Zuletzt gewöhnen muß er sich,
Zum Lohn der Tugend Gift zu trinken!
Gott wahre mich und dich dafür!

Mitunter ließ sich auch bei mir
Die Muse der Epistel melden,
Die Muse, die an keinen Helden,
Doch an getreue Freundschaft gläubt,
Und alles aus dem Herzen schreibt!
Allein ich ließ ihr treues Melden
Vorfahrvisite diesmal sein,
Und knüpfte meinen Damen ein,
„Wenn einer frägt, ich nicht zu Hause!"

Erst jetzt bin ich in meiner Klause
Monarch geworden! Nun geschwind
Die Muse her! Von meinen Brüdern
Dem Herrlichsten muß ich erwiedern
Das schöne Briefchen! Briefe sind
Der Freundschaft, was dem Amor Pfeile!
Sie gehn ins Herz, und stecken fest;
Und billig müßt' ein Wespennest
Der Sünder tragen eine Meile,
Der Briefe sonder Antwort läßt!

„Wir sterben, und kein Aug' ist naß!"
Freund, welche Stell' in deinem Briefe!
O Lieber! Lieber, was ist das?
Ich fühlt' es in der tiefsten Tiefe
Des Herzens! ...

Du Vater, du! im höhern Sinn
Bist du das längst, als ich es bin,
Und werde sein, wenn anders Wise
Noch Wort der Muttergöttin hält!
Ringsum in deinem Paradiese,
(Ein Paradies ist deine Welt,
Denn jene Masquen ausgenommen,
Die nicht in unsre Rechnung kommen,
Meint Alles dich auf deiner Welt!)
Ringsum, wo deines Liedes Schöne
Das Herz zur Fröhlichkeit erhellt,
Sind alle Töchter, alle Söhne,
In deren Herzen immerhin
Du Tugend sangst und frohen Sinn,
Sind alle deine lieben Kinder!
Und sind die übrigen es minder,
Die Wittwen und die Waisen, die
Des langen Lebens bittre Müh
Versüßt von deinen Händen fanden?
In allen Ständen, allen Landen
Hast du dergleichen Kinder noch!
Auf wenig Menschenlisten standen
Die Thaten deines Herzens; doch
Da droben, edler Mann, wird das
Weit richtiger zu Buch getragen!
Und dennoch darfst du traurig sagen,
„Wir sterben und kein Aug' ist naß!"

Naß werden aller Augen ſein,
Wirſt du dereinſt von hinnen gehn;
Naß Aller Herzen, welche rein
Durch deine Lieder ſind geworden
Und mehr, als Ritter ihrer Orden,
Sich deiner hohen Lieder freun!
Mit ausgelöſchter Fackel ſtehn
Wird Amor, den du haſt gelehrt
Auf Tugend, nicht auf Schönheit ſehn!
Das ſchönſte Mädchen, wenn es hört
Von ſeines Dichters letzten Tagen,
Wird lange ſeinen Arm verſagen
Dem treuen Arm des Liebenden,
In dir, o Vater, zu beklagen
Den Lehrer ſeiner Tugenden! . . .

Doch lange, lange noch verſpäte
Der Engel, der zu Leſſing dich
Wird einſt hinüber bringen, ſich!
Die junge, grüne Roſenſtätte,
Verſteckt in deinem Gartenthal,
Die du mit deinem Staub einmal
Zum Hügel machen wirſt . . . noch lange . . .
Sie bleibe dir noch lange Thal,
Und dufte, wenn bei Mondesſtrahl,
Zu ſüßem Nachtigallgeſange
Du deinen ſingſt, Entzücken aus!
O Lieber! Alles was ſich deiner
Im Herzen freut, verbrüdert ſich
Zu treuen Wünſchen, fodert dich
Zu tauſend Wettſtreit noch heraus
Mit tauſend Nachtigallen; keiner
Von allen, liebender, als ich!

Du weißt, mein kleines Dichterhaus,
Das immer, fern von großen Sachen,
Zufriedenheit und Scherz bewachen,
Möcht' ich ſo gern zum Tempel machen,
Worin die Wahrheit wird gepreiſt;
Und hat mein Enkel irgend Geiſt,
Ein Bild der Wahrheit aufzufaſſen,
Noch meinen Enkel danken laſſen
Möcht' ich dem lieben Heftigen,
Der herzlich ſchnell, nicht aus Grimaſſen,
Mein Vater ward, den Grazien
Mich opfern hieß und der Natur,
Und zeitig ſchon den großen Schwur
Mich ließ beſchwören: ſtehn zu laſſen
Von hundert Verſen zwanzig nur!

Von hundert Verſen zwanzig? Ha!
Damit ich meinen Schwur nicht breche,
Hier: **Soli Deo Gloria!**
Klein, aber reißend ſind die Bäche,
Woraus, von Fürſten unbedingt,
Die kleine Briefesmuſe trinkt!
Sie treten oft ein wenig über;
Und geht's von Herzen, o mein Lieber,
So ſpringt das Wort Gedanken vor!
So eben raunt mir was ins Ohr:
Ich hätte ſchon den Schwur gebrochen!
Drum, lieber Vater, gute Nacht!
Laß unter uns es ſein geſprochen,
Was andern große Naſen macht!

## Konrad Friedrich von Schmidt-Phiſeldeck

iſt am 31. Juli 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien zu Helmſtädt ward er Hauslehrer in Kopenhagen, erhielt 1794 das däniſche Indigenat und wandte ſich ſeit 1797 kameraliſtiſchen Studien zu. Er wurde zunächſt Aſſeſſor im Landes-Oeconomie- und Commerzcollegium, erhielt 1806 den Character eines Juſtizraths, 1810 den eines Etatsraths. Seit 1813 Mitdirector der Reichsbank, ſeit 1828 wirklicher Deputirter im Generalzoll-Kammer- und Commerzcollegium, lebte er, hochverdient, als Doctor der Philoſophie und Ritter des Danebrogordens zu Kopenhagen, wo er 1832 ſtarb. Er hinterließ:

Vertraute Briefe über Gegenſtände aus der praktiſchen Moral. Kopenhagen, 1791.
Gedichte. Braunſchweig, 1794.
Briefe äſthetiſchen Inhalts. Altona, 1797.
Hymne auf Gott. 1804.
Ueber das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgerverein und deſſen künftiger Umgeſtaltung. Kopenh. 1817.
Europa und Amerika. 2. Aufl. Kopenhagen, 1821.
Der europäiſche Bund. Kopenhagen, 1821.
Die Politik nach den Grundſätzen der heiligen Allianz. 1822.
Das Menſchengeſchlecht auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkte. Kopenhagen, 1827.
Proben politiſcher Beredſamkeit. Kopenhagen, 1823.
Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenhagen, 1830.
Auswahl neugriechiſcher Volkslieder. Braunſchweig, 1830.

Scharfſinn, Klarheit, tiefes und gründliches Eindringen in ſeinen Gegenſtand erwarben S. v. Ph. als politiſchem Schriftſteller einen ſehr bedeutenden Ruf.

## Ludwig Friedrich von Schmidt

geboren am 24. Januar 1764 zu Königsbach im Großherzogthum Baden, iſt eines Landgeiſtlichen Sohn. Von 1778—1781 auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe vorgebildet, ſtudirte er bis 1784 in Jena, mit welchem Jahre er in Göttingen ſeinen theologiſchen Curſus vollends beſchloß. 1786 ward er als Pfarrer in der Grafſchaft Sponheim angeſtellt, 1792 Hofdiaconus in Carlsruhe. 1799 folgte er der ehrenvollen Berufung zur Stelle des Cabinetspredigers der Kurfürſtin nach München, wodurch er 1806 der erſte proteſtantiſche Pfarrer in Baiern geworden iſt. 1802 ward er zum Kirchenrath, 1809 von Jena zum Doctor der Theologie, 1818 zum Miniſterialrath im Miniſterium des Innern und Referenten in proteſtantiſchen Kirchenſachen ernannt. Als er, 1820 bereits Ritter des Civilordens der bairiſchen Krone geworden, 1826 die verwittwete Königin nach Würzburg begleitete, ward er von der dortigen philoſophiſchen Facultät mit ihrem Doctor-Diplom beehrt. Daſelbſt iſt noch ſein Aufenthalt. Er ließ viele Predigten und Amtsreden drucken, beſonders

Predigten bei beſondern Veranlaſſungen gehalten. Sulzbach, 1803, 1809, 1827. 3 Bde. in 8.

in welchen er ſich als Kanzelredner durch große Einfachheit, Tiefe und Fülle der Gedanken und lebendige, kräftige Darſtellung auszeichnete.

## Martin Heinrich August Schmidt,

am 26. Mai 1776 zu Braunschweig geboren, studirte, aus dem Catharinum und Carolinum seiner Vaterstadt entlassen, zu Helmstädt und Göttingen. In den Jahren 1806 — 1807 königlich preußischer Feldprediger, ward er 1812 nach Teltow berufen und rückte 1817 zu der Stelle des Oberpredigers von Derenburg bei Halberstadt auf. Er starb am 8. März 1830.

Albrrt und Mathilde, oder die Elemente, Gedicht. Berlin, 1810. in 8.
Berlin an die Siegesgöttin. Berlin, 1814. in 8.
Electron. Berlin, 1810.
Des Marschalls Uebergang über den Rhein. Berlin, 1814.
Neu-Richmond, beschreibendes Gedicht. Braunschweig, 1805.
Die Schlacht an der Katzbach. Berlin, 1813.
Siegesgesang auf die Schlacht bei Dennewitz. Berlin, 1813.
Die großen Tage des Junius 1815. Berlin, 1815.
Trauerlied auf den General Moreau. Berl. 1813.
Poetische Versuche. Altona, 1825.
Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, 1815. 2. Aufl.
Der Grist Heinrich des Löwen. Braunschw. 1806.
Festgaben. Halberstadt, 1819.

Streng genommen nur ein Gelegenheitsdichter wußte S. doch durch Originalität, Gedankenreichthum, Phantasie und treffliche Darstellung seinen Poesieen großes und bleibendes Interesse zu verleihen.

---

## Michael Ignaz Schmidt,

am 30. Januar 1736 zu Arnstein geboren, besuchte seit 1749 das Gymnasium zu Würzburg und trat dann, zur Vorbereitung auf den Stand eines Weltgeistlichen, in das bischöfliche Seminarium ein. Fünf Jahre darauf ward er Licentiat und Priester; selbst schon als Kaplan zu Haßfurt angestellt, zog er es dennoch vor, als Hauslehrer bei dem Großhofmeister von Rothenhar mit diesem während des 7jährigen Krieges in die Nähe von Stuttgart zu ziehen, wo er allen Glanz des Hoflebens kennen zu lernen Interesse und Gelegenheit fand. 1771 kehrte er als Bibiothekar nach Würzburg zurück, ward Mitglied der fürstbischöflichen Schulcommission, Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine bedeutende Pfründe, dazu die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung und begann, von dem 1770 unter seiner Leitung gestifteten Schullehrerseminare aus, großartige Reformen des Schulwesens. Karl von Dalberg machte ihn zum Mitgliede der Erfurter Academie der Wissenschaften. Joseph II. ernannte ihn 1778 zum Mitgliede des neuorganisirten Censurcollegiums und zum Geschicht-Lehrer seines Neffen Franz. Er lebte zu Wien als Magister der Philosophie, k. kaiserlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs bis zum 1. November 1794, seinem Todestage.

Geschichte des Selbstgefühls. Frankfurt und Leipzig (eigentlich Würzburg), 1772.
Geschichte der Deutschen (Bd. 1—5. auch unter dem Titel: „Aeltere Geschichte der Deutschen." 5 Bde. Ulm 1778—1785. Bd. 6—22: „Neuere Geschichte der Deutschen," vom 6. Bd. an aus S.'s Nachlaß ergänzt von Joseph Milbiller. 17 Bde. Ulm, 1705—1808.) Dasselbe Werk erschien als: „Aeltere Geschichte der Deutschen." 1783—93. 8 Bde. und: „Neuere Geschichte der Deutschen." 1785—1808. 17 Bde. Eine spätere Fortsetzung ist: Dresch's „Geschichte Deutschlands seit dem Rheinbunde." Ulm, 1824—1830. 5 Bde., welche Bd. 23—27. der Ulmer, und 18—22. der Wiener Ausgabe bildet.

S. war der Erste, welcher die deutsche Geschichte populär und lesbar schrieb, und verdient schon deswegen Anerkennung, auch ist ihm Fleiß und Geschmack keineswegs abzusprechen, doch mußte ihn der katholische Standpunkt, von welchem aus er seinen Gegenstand, obwohl mit großer Mäßigung, behandelte, einseitig machen, weshalb seine Darstellung der Geschichte Deutschlands seit den Zeiten der Reformatoren nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf.

---

## Nikolaus Schmidt,

dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, ward vermuthlich im Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts geboren, und schrieb:

Von den 10 Teuffeln oder Lastern, damit die bösen unartigen Weiber besessen sind. Wittenberg, 1568.

Ein satyrisches Gedicht im Geschmacke jener Zeit, doch von geringem Werthe.

---

## Heinrich Gottlieb Schmieder

ist 1763 in Sachsen geboren. Er trat unter das Militär und lag von 1786 — 1788 als Premierlieutenant und Regimentsquartiermeister eines Kürassierregiments zu Düben. Im letztgenannten Jahre nahm er, um die Rechte zu studiren, seinen Abschied und lebte an mehrern Orten von Geschäften zurückgezogen. 1791 übernahm er die Regie und einen Antheil an der Direction der Bühne zu Altona, bis er im Jahre 1804 seinen Aufenthalt in Petersburg wählte, wo er 1828 starb.

Journal für Theater und andere schöne Künste, 1—3. Bd., 3 Stücke, und 4. Bd., 2 Stücke. Hamburg, 1797 und 1798. 8.
Neues Journal für Theater und andere schöne Künste. Hamburg, 1799. 8.
Taschenbuch für Theater auf 1798, 1799 und 1801.
Gedichte und Skizzen. Mainz, 1791.
Scenen aus der neuesten Welt. Halle, 1785.
Der schwache König. Gotha, 1786—88. 3 Thle.

Seine Leistungen erheben sich nicht über das Mittelmäßige, doch wirkte er nicht ohne Verdienst für die Ausbildung der dramatischen Künste.

---

## Johann Gottfried Daniel Schmiedtgen,

am 15. April 1766 zu Sorau in der Niederlausitz geboren, war herzoglich sachsen-hildburghäusischer Rath, Stifter und Vorsteher einer Versorgungsanstalt in Leipzig und endigte sein Leben zu Leutenberg bei Saalfeld in ruhiger Zurückgezogenheit am 30. September 1816. Folgende Schriften beweisen seine Fruchtbarkeit.

Anna. Leipzig, 1796.
Dämmerungen. 1796.
Theobalds Morgengabe. 1798.
Juchhei oder das neue Hochzeitbüchlein. 1798.
Helena. 1798.
Das Haus von Grodnow. 1798. 2 Thle.
Der hohe Windbruch. 1800.
Die stille Ecke am Rohrteiche. 1800. 2 Thle.
Die friedlichen Thäler. 1802.
Der Hagestolz. 1802.
Pauline Well. 1803.
Die Liebe am See. 1804. 2 Thle.
Kleine Erzählungen. 1805.
Andeutungen. 1809—1812. 4 Thle.
Lydie Willmar. 1809. 2 Thle.
Klementine. 1810.
Adonide. 1811.
Die Gränznachbarn. 1812.

Nicht ohne Talent für die Darstellung, fehlte es S. doch zu sehr an Eigenthümlichkeit und Phantasie, um sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben.

---

## Friedrich Schmitt,

am 7. Juli 1744 zu Nürnberg geboren, war zuerst Lehrer an dem Pädagogium zu Kloster Bergen und seit 1774 Professor an der Ritteracademie zu Liegnitz, wo er den 12. August 1813 starb.

Von ihm erschien:

Lesebuch für Frauenzimmer. Flensb. 1774—1785.
Gedichte. Nürnberg, 1779.
Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig, 1781.

Er übersetzte aus dem Englischen:

Pamela. 1772. 4 Thle.
Tom Jonas. 1780. 4 Thle.
Robinson. 1782. 2 Thle.

Aus dem Italienischen:

Anthologie. 1778. 4 Thle.
Tassoni's geraubter Eimer. 1781.
Fartiguerra's Ricciardetto. 1783. 2 Thle.

Aus dem Französischen:

Lolotte und Faufau. 1789. 4 Thle.
Alexis. 1792. 2 Thle.

S. gehört jetzt mit Unrecht zu den ganz vergessenen Dichtern, da er, mit Geschmack, Gefühl, Phantasie und Sprachgewandtheit ausgerüstet, doch einer der Ersten war, welche die südlichen poetischen Formen mit Glück in die deutsche Poesie einführten oder zu ihrer Wiederbelebung beitrugen. Folgende Probe seiner Leistungen wird das hier Gesagte bestätigen.

---

### Laura.

Thäler, Berge, schattenreiche Wälder,
Die nicht mehr die Last des Winters drückt;
Stille Grotten, Wiesen, grüne Felder,
Die mit Schmelz und Blumen schon der Frühling schmückt;
Und du silberhelle,
Frische, reine Quelle,
Die so süß in meine Seufzer rauscht;
Und du Philomele, die oft scheinet
Meinen Schmerz zu fühlen, oft mir lauscht
Und dann, voller Mitleid, mit mir weinet:
Hört auch itzt, was meine Klage singt,
Die, so oft zu wiederholen,
Mich die Liebe zwingt!

Immer fließen werden diese Zähren!
Oft noch schneller werden sie dich, Bach!
Oft noch, Fluren, eure Blumen nähren!
Denn von ihr getrennet bin ich! — Nicht mehr, ach!
Soll ich Sie erblicken,
Welche mit Entzücken
Einmal nur, und immer nun mit Gram
Meine Seele füllet! Stets sie fliehen
Soll ich, die für mich vom Himmel kam,
Deren Augen Haiden machen blühen,
Donner schweigen, in die rohste Brust
Sanft Gefühl und Tugend strahlen,
Und des Himmels Lust!

Ach! in welchem Thal wirst du sie finden,
Lenz, und dich, von Ihr verschönert, freu'n?
Welcher Zephyr wird Ihr Kränze winden,
Und mit Silberblüthen Lauren überschnei'n?
Welche Sylphen hören
Jetzt ihr Lied, und lehren
Es die Quellen und die Nachtigall? —
Kleine Geister mit den Purpurschwingen,
Die ihr um mich hüpfet, seid ihr aus der Zahl
Derer, die sie sahen? Ihre Harf' erklingen
Hörten? — O, so flüstert mir von Ihr!
Alle Wunder, die ihr sahet,
Saget mir von Ihr!

Saht ihr, wie viel ihrer Noth vergaßen,
Liebreich insgeheim von Ihr erquickt?
Saht ihr, wie viel Stirnen Gram verlassen,
Wenn ihr himmlisch lächelnd Aug' auf Sie geblickt?
Saht ihr, welche schönen
Engelwerthe Thränen
Andacht Sie und Mitleid weinen hieß?
Habt ihr sie gesammelt und gezählet,
Und, damit bethaut, zum Paradies
Jenes Thal gemacht, das sie verhehlet?
Sprecht! — Und eilt ihr wieder zu Ihr hin,
Sagt Ihr — Nein, nie soll Sie wissen,
Wie ich elend bin!

Glücklichster von allen meinen Tagen,
Tag, der mich zur Göttlichen geführt;
Bist du gleich der Quell von allen Klagen,
Die nicht Zeit, nicht Schicksal enden wird!
Zwar, Dir liebzukosen,
Blühten keine Rosen,
Denn Autumnus war's, der Dich gebar!
Aber, gleich dem schönsten Sohn des Maien,
Lachte Sie dir Blumen um das Haar,
Das kein Nord durchbrauste; und erfreuen
Hieß Sie die Natur dich! In dem Eis
Spiegelten sich Rosen, Frühling
Ward's auf Ihr Geheiß!

O, wie starrte nicht aus meinen Blicken
Die Bewunderung, als ich Sie sah!
Kalte Schauer, glühendes Entzücken
Wechselten in jeder meiner Adern da!
Ach, mit welchem Geize
Trank ich alle Reize,
Blieb ich eingewurzelt vor ihr stehen!
Hört' ich Ihre Engelsstimme tönen:
Sah ich Tugend Sie und Grazien
Küssen, und von Ihr mehr Reiz entlehnen;
Und ein Lächeln schimmern im Gesicht,
Das du, Liebe, nur kannst schildern;
Ich vermag es nicht!

O beglückter Bach, von Ihrem Bilde
Mehr, als von der Sonne Glanz, geschmückt;
Sel'ge Auen, selige Gefilde,
Die ihr blühet, wenn Ihr zarter Fuß euch drückt;
Schattenvolle Haine,
Wo sie oft alleine,
Himmtische Gedanken denkend, geht;
Und du, Luft, die, stets von Ihr erhellet,
Sanft in Ihren gold'nen Locken weht;
Gegend, wo zuerst mir nachgestellet
Von der Liebe ward, o sähe dich,
Ach! nur einmal noch mein Auge,
Wie beglückt wär' ich!

Seh' ich dich, geliebte Gegend, wieder?
Ist es möglich? wer riß mich zu dir?
Sank Sie nicht an jenem Bache nieder?
Pflückte Sie nicht Rosen und Violen hier?
Seh' ich Ihre Spuren
Nicht auf diesen Fluren
Ueberall? — Wird nicht die Luft umher
Heit'rer? — Ha! Sie kömmt! Sie selbst! O Wonne!
Wie, aufgeführet auf dem Meer
Von der Blumengöttin, du, o Sonne!
Horcht! Vereint Sie göttlichen Gesang
Nicht mit dem entzückungsvollsten
Süßen Harfenklang.

Wann erschollen jemals solche Lieder?
Schweigt, ihr Wipfel! Stehe stille, Bach!
Seht! der ganze Himmel läßt sich nieder!
Engel singen Ihre hohen Hymnen nach!
Seht! Verklärte grüßen
Sie als Schwester! Gießen
Seligkeit, wie sie im Himmel quillt,
Ihr im Busen! — „Solche Lieder tönte,
Als noch meine Seele Staub umhüllt,"
(Zeuget Rowe) „nie meine Harfe, tönte,
Meta, nie die Deinige so süß!
Und Ihr ganzes Leben, Meta,
Tönet auch so süß!" —

Ha! Wo bin ich? Welche Phantasieen
Füllen mich mit süßer Trunkenheit?
Möchtet ihr doch mind'stens niemals fliehen,
Gold'ne Träume, die ihr meinen Geist erfreut! —
Hier in diesen Gründen
Laßt mich stets Sie finden.
Immer will ich Sie hier suchen gehen!
Hier will ich die träge Zeit verweinen!
(Könnte nur dies ungestört geschehen.)
Hier soll stets der Engel mir erscheinen,
So wie jetzo! — Hört! Mich dünkt, Sie spricht:
„Freund, wir sehn uns noch; dann trennet
Uns kein Schicksal nicht!"

## Stanislaus Schmitt,

den 12. September 1766 in der Abtei Schönthal geboren, war zuerst substituirter Staatsprocurator zu Trier und begab sich von da als Doctor der Philosophie und Advokat nach Kreuznach. Er gab heraus:

Gedichte, Frankfurt, 1803. Kreuznach, 1804.
Hildegard, Gemahlin Karl des Großen, episches Gedicht. Kreuznach, 1811. 3 Bde.
Zenobia, oder der Triumph des Kreuzes, episches Gedicht. Kreuznach, 1810.
Der neue Ortsherr, Drama. Kreuznach, 1810.
Feldblumen, Poesien für Freunde der ländlichen Natur. Kreuznach, 1808. in 8.

Ein Nachahmer Wielands in der Behandlung epischromantischer Stoffe, steht er weit hinter seinem Vorbilde zurück, und erhebt sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche.

## Friedrich Jacob Schmitthenner

ward am 17. März 1796 zu Oberdonis, einem Dorfe im Fürstenthum Wied, geboren und studirte in Marburg, wo er sich, von Conradi angeregt, fast allein mit dem Studium Platons und, von den Neueren, Schellings beschäftigte. Sein Fachstudium, die Medicin, verließ er daher bald und nachdem er in Theologie und Jurisprudenz vergebens Befriedigung gesucht hatte, lebte er seit 1815 in Gießen ausschließend freien wissenschaftlichen Bestrebungen. Im Sommer 1815 preußischer Unterthan geworden, hatte er zum dreijährigen Militärdienste so wenig Neigung, daß er lieber seine Naturphilosophie eine Zeitlang theologischen Privatstunden aufopferte, die ihm bald ein theologisches Examen und mit dem 19. Jahre eine Anstellung als Pfarrer zu erlangen, möglich machten. Doch kehrte er nach nicht langer Zeit zu seinen Lieblingsstudien zurück, und ward sogar, ohne Neigung für dies Lehrfach, Prorector am Pädagogium zu Dillenburg. 1827 wurde er von der nassauischen Regierung zum Prorector am Pädagogium zu Wiesbaden und, da er diese Stelle nicht antrat, zum Director des Schullehrerseminars zu Idstein erwählt; unmittelbar darauf aber, seinem Wunsche gemäß, zugleich von Preußen und Hessendarmstadt zu einer akademischen Stellung berufen. Daher ging er auch, nach einem halben Jahre, im Herbste 1828 als Professor der Staatswissenschaft und Geschichte nach Gießen und kehrte — im Jahre 1832 als Oberstudien- und Schulrath eine Zeit lang in Darmstadt für Schulreform wirksam — 1835 dahin zurück, wo er als geheimer Regierungsrath, Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie lebt. Seine Schriften sind:

Kurzgefaßte Schreibungslehre der deutschen Sprache. Herborn, 1821. 2. Aufl. 1828.
Deutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen. Herborn, 1822. (Zu Cassel, 1837. 2. Aufl.)
Elementarlehre der deutschen Sprache nach naturgemäßer Methode. Hadamar, 1823.
Ursprachlehre. Frankfurt, 1826.
Deutsche Sprachlehre nach neuer wissenschaftlicher Begründung. Frankfurt, 1828.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1829.
Die Jahreszeiten, lyrisch-didaktisches Gedicht. Frankfurt, 1829.
Ueber das Schicksal und die Bestimmung der Geister. Wiesbaden, 1819.
Kurzes deutsches Wörterbuch. Darmstadt, 1837. 2. Aufl.
Geschichte der Deutschen. Herborn, 1824. 2. Aufl. 1836.
Grundriß der politischen und historischen Wissenschaften. Gießen, 1830—32. 3 Bde.
Ueber den Character und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft. Gießen, 1832.
Zwölf Bücher vom Staate. Gießen, 1839. 1. Bd.
Ueber das Cultur- und Schulwesen. Gießen, 1839. 1. Bd. (gegen Fr. Thiersch's Angriffe).
Die Lehre von der Satzzeichnung. Frankfurt, 1824.
Die 3. Auflage von Roth's „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre." Gießen, 1825.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1828.
Die Main-Weser-Eisenbahn. Gießen, 1838.

Einer der ausgezeichnetsten und scharfsinnigsten deutschen philosophischen Sprachforscher, hat S. sowohl in seinen Schriften über die Sprache und deren Wissenschaft, wie in seinen publicistischen Arbeiten höchst eigenthümliche und bedeutende Ansichten entwickelt, welche in dem ganzen Umfange ihrer Wichtigkeit vollständig vielleicht erst von der Nachwelt gewürdigt werden können, ihm aber bereits ein hohes wissenschaftliches Ansehen bei seinen Zeitgenossen mit vollkommenem Recht erworben haben.

## Benjamin Schmolck

ward am 21. December 1672 zu Brauchitschdorf bei Liegnitz geboren, besuchte die Schule zu Lauban und studirte in Leipzig Theologie. Bei seiner Rückkehr seinem Vater substituirt, der in Brauchitschdorf Pfarrer war, ging er 1702 als Diaconus nach Schweidnitz, wurde dort 1707 Archidiaconus, 1712 Senior des Ministeriums und 1714 Oberprediger, zugleich Kirchen- und Schulinspector. Er starb daselbst am 12. Februar 1737. Die Titel seiner geistlichen Schriften sind:

Heilige Flammen der himmlisch gesinnten Seele. Striegau, 1704. 3 Aufl. 1706.
Geistlicher Pechweihrauch. Striegau, 1806.
Lustiger Sabbath in der Stille zu Zion. Jauer, 1712.
Rosen nach den Dornen. Jauer, 1714.
Mara und Manna. Breslau und Liegnitz, 1715.
Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz. Breslau und Liegnitz, 1715.
Eines andächtigen Herzens Schmuck und Asche. Breslau und Liegnitz, 1716 und 1717.
Eines andächtigen Christen heilige Andachtsflammen. Budissin, 1717.
Geistlicher Wanderstab des Siemitischen Pilgers. Schweidnitz und Jauer, 1718.
Freudenöl in Traurigkeit. Breslau und Liegnitz, 1720.
Saitenspiel des Herzens am Tage des Herrn. Breslau und Liegnitz, 1720.
Andächtiger Herzen Betaltar. Hirschberg, 1720.
Schöne Kleider für einen betrübten Geist. Breslau und Liegnitz, 1723.
Bochim und Elim. Breslau und Liegnitz, 1724.
Klage und Reigen. Breslau und Liegnitz, 1725.
Schriften. Tübingen, 1740—44. 2 Thle.

Vorzüglich als geistlicher Liederdichter erwarb sich S. zu seiner Zeit einen ausgezeichneten Ruf, der sich jedoch im Allgemeinen nicht lange erhielt. Es fehlte ihm durchaus nicht an Talent in Behandlung der Form und der Sprache, aber seine Begeisterung quoll nicht aus seinem Innersten, sondern ward mühsam von dem Verstande erkünstelt; deshalb gefiel er sich auch vorzüglich in süßlicher Ziererei und Bilderprunk, dem falschen Geschmack seiner Tage vor Allem huldigend und in leidiger Affectation das Wahre suchend, von dem er sich gerade dadurch am Meisten entfernte. Folgende Probe wird das Gesagte bestätigen.

### Himmlischer Sinn.

Himmel an geht unsre Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgrimsstand,
Droben unser Vaterland.

Himmel an schwing dich, mein Geist!
Denn du bist ein himmlisch Wesen,
Und kannst das, was irdisch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erlesen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in seinen Ursprung hin.

Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weist mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieses Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.

Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geist hier allbereit
Eine Kraft des Himmels schmecket.
Nach der Kost im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.

Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das schöne Loos von ferne,
Daß mein Herz schon aufwärts steigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht ist viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.

Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jesus geht mir selbst voran,
Daß ich freudig folgen kann.

Himmel an! ach Himmel an!
Das soll meine Losung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelsluft vertreiben.
Himmel an steht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

## Ludwig Schnabel

starb zwischen 1760—1780. Er war Kammersecretär zu Stolberg am Harz. Sein Dichtername ist Gisander. Weiter ist Nichts über seine Lebensumstände bekannt. — Er schrieb:

Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines Sachsen. 4 Thle. Nordhausen, 1731—43, neu: 1768. Halberstadt, 1772. (Auszug in Reichards Bibliothek der Romane, Thl. 2. Seite 163). Neue Bearb. unter dem Titel: die Insel Felsenburg, von C. R. André. 3 Thle. Gotha, 1788—90; von R. Lappe. Nürnberg, 1823; von Ludw. Tieck. 6 Bde. Breslau, 1827. Eine gänzliche Umarbeitung lieferte Oehlenschläger.

Der aus dem Monde gefallene und nachher zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz. Frankfurt, 1750.

Unter den Robinsonaden des achtzehnten Jahrhunderts, welche namentlich in Deutschland so großen Anklang fanden, ist S's Werk unstreitig das gelungenste deutsche Product, obwohl es zur selben Zeit auch als ein höchst getreuer Abdruck des falschen und überladenen Geschmackes, so wie der kleinlichen Weltansicht jener Periode erscheint. Der Verfasser besaß ein frisches poetisches Talent, eine lebendige Phantasie und eine reiche positive Bildung und wußte diese glücklichen Mittel

mit Geschick zu verwenden. Allgemeiner Beifall krönte daher diese Arbeit. S's zweiter Roman, in welchem dagegen die damals so beliebte didactische und moralische Tendenz, die sich in der Insel Felsenburg bereits ziemlich breit macht, zu sehr hervortrat, machte nicht ein solches Glück. —

## Eulogius Schneider,

gräßlichen Andenkens, ward zu Wichfeld im Würzburgischen am 20. October 1736 geboren. Er studirte zu Würzburg, ward in Bamberg Franciscaner und 1786 als Hofprediger des Herzogs von Würtemberg angestellt. Durch seinen leidenschaftlichen Sinn der Gnade dieses Fürsten und seiner Stelle verlustig, fand er bei dem dichterliebenden Kurfürsten von Cöln die wärmste Aufnahme mit der doppelten Anstellung als Pfarrer und Professor zu Bonn, die er 1789 antrat, doch nur kurze Zeit verwaltete, bis die französische Revolution seine furchtbaren Sympathien weckte und ihn von Kanzel und Katheder auf die Guillotine rief. Kein Franzose mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt so schrecklich, wie Schneider, seit er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs von Straßburg, 1792 Maire zu Hagenau und zuletzt Civilcommissär bei der Armee vom Elsaß geworden war. Endlich ward er, selbst den Convent ein Abscheu, am 20. December 1793 nach Paris gebracht, wo er am 1. April 1794 unter dem Fallbeil starb. Seine Schriften sind:

Gedichte. Frankfurt a. M., 1790. 5. Aufl. 1813.

Der Guckkasten, komisches Gedicht (aus seinem Nachlaß). Lingen, 1795.

Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere. Bonn, 1790.

Wollte man von seinen Gedichten auf den Menschen schließen, so möchte man S. für einen der trefflichsten, für das Große und Schöne, für Gott und die Menschheit begeisterten Männer halten, denn seine Poesieen athmen innige Frömmigkeit, tiefes Gefühl und feurige Empfindung und erwarben ihm zu seiner Zeit einen nicht geringen Ruf.

## Friedrich Johann Aloys Schneider,

am 12. April 1752 zu Brünn geboren, ward zuerst Lehrer am Gymnasium der Kleinseite von Prag und darauf katholischer Prediger zu Leipzig. Der Ruf seiner Beredsamkeit brachte ihn 1792 an die Dresdner Hofcapelle; 1798 ward er sogar zum kurfürstlichen Beichtvater ernannt. 1800 ging er als apostolischer Vicar nach Posen, ward 1807 Doctor der Theologie und Domherr daselbst, 1811 Domherr zu Crakau, 1815 Comthur des königlichen Civilverdienstordens und beschloß sein bewegtes Leben als Bischof von Argos, am 22. December 1818. Er war als Exjesuit und liberaler Katholik bekannt und schrieb:

Gebet- und Erbauungsbuch für kathol. Christen. Dresden, 1805. 4. Aufl. 1821.

Der Christ in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens. Leipzig, 1804.

Kurze Betrachtungen über die Leidensgeschichte. Leipzig, 1808. 2. Aufl. 1810.

Predigten, herausgegeben von Ignaz Cunitz. Prag, 1820—1824. 8 Thle.

Klarheit, Gedankenreichthum, Adel und Freiheit der Gesinnung, trefflicher Styl und echte Wärme des Gefühls weisen S. einen sehr hohen Rang unter den besten katholischen deutschen Kanzelrednern an.

## Kunz Schneider, s. Meistersänger.

## Julius Franz Borgias Schneller

ward 1777 zu Straßburg geboren, studirte zu Freiburg, zuerst besonders Mathematik, dann die Rechte. 1796 focht er in den Reihen der Studirenden, die sein Aufgebot mit dem Landsturm vereinigt hatte, bei Wagensstatt gegen Moreau; im Zorn über den Sieg des Feindes ging er nach Wien. Hier studirte er viele Sprachen und wagte sich, durch Kotzebue angeregt, mit mehreren Stücken nicht ohne Glück auf die Bretter, die damals unter Jenes gewandter Leitung blühten. 1802 sah er als Begleiter eines Adeligen Paris, London, Belgrad und Venedig und erkannte durch diese Reise klar seinen inneren Beruf zur Geschichte, deren Lehrstuhl er bald nach seiner Rückkehr in Linz, und 1806 in Grätz bestieg. Die Freimüthigkeit, mit der er stets, in Rede und Schrift, für Deutschland gewirkt und gehofft hatte, zog ihm seit 1816 Verdächtigungen und Censurbeschwerden zu, die ihn bewogen, 1823 nach 28jährigem glücklichem Aufenthalt Oesterreich zu verlassen und das Lehramt der Philosophie in Freiburg anzunehmen. Grätz schenkte dem Scheidenden das Bürgerrecht. Er starb als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie zu Freiburg am 15. Mai 1833.

Ueber Preußens Democrationslinie. 1795.

Vitellia, Trauerspiel. } zu Wien gegeben.
Die Gefangenschaft, Lustsp. }

Weltgeschichte. 4 Bde. Grätz, 1810—12. 4 Thle. neue Ausg. 1824.

Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1817.

Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich. Grätz, 1818.

Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1819.

Geist des Jahrhunderts im Kaiserthum Oesterreich. (Preisschrift).

Weiblichkeit, ein Sonettenkranz. Wien, 1822. 2. Aufl.
Ueber den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie. Freiburg, 1824.
Sündenbabel und Krähwinkel, (von Julius Velor.)
Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte. Freiburg, 1825.
Geschichte Böhmens. Dresden, 1827. 2 Bdchen.
Geschichte der Menschheit. Dresden, 1828.
Der Mensch und die Geschichte. Dresden, 1828.
Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage. Stuttgart, 1828—29. 2 Bde.
Hinterlassene Werke. Leipz. und Stuttg., 1831—35. 4 Bde.
Chateaubriand's Werke, übers. Freib., 1823—29. 52 Thle.
Staatengeschichte Oesterreichs. Grätz, 1820. 5 Thle.
Geschichtr der Architectur. Dresden, 1828.
Geschichte Ungarns. Dresden, 1830. 1. Band.
Geschichte des Weltlaufs und Zeitgeists. Dresd., 1830. 1. Thl.

Gründliches Wissen, lebendige Phantasie, Scharfsinn und eine freie Weltansicht zeichnen S. als Dichter, wie als Historiker sehr vortheilhaft aus. Seine Werke über Oesterreich, namentlich die Schrift über den Einfluß dieses Reiches seit der Reformation machten großes Aufsehn zur Zeit ihres Erscheinens, und erwarben ihm, wenn gleich von der Gegenpartei heftig angegriffen, großes und wohlverdientes Lob. Unter seinen poetischen Arbeiten sind vorzüglich die didactischen und satyrischen als die gelungensten zu betrachten.

## Balthasar Schnurr (von Lendsidel),

geboren den 24. Februar 1572 zu Lendsidel in Franken, Pastor zu Hengstfeld in Franken, starb 1644. Er ist nach neuerer Forschung nur der spätere Herausgeber des schon vor ihm im Druck erschienenen Mückenkrieges. Der wahre Verfasser, des ihm früher gewöhnlich zugeschriebenen, weiter unten ausführlich genannten Buches war:

Hans Christoph Fuchs,

Pastor und Senior zu Wallenburg und Areschwang in Franken, der im 16. Jahrhundert lebte.

Jenes Buch ist: Muckenkrieg. Schmalkalden, 1580 u. ö. — Von Schnurr herausgegeben: Straßburg, 1612. — Neu herausgegeben, von J. G. Büsching, Leipzig, 1806, und mit den Varianten der Schnurrschen Bearbeitung, von F. W. Genthe. Eisleben, 1833.

Das Ganze ist eine deutsche Bearbeitung von Theofilo Folengo's (Merlino Cocaio) makaronischem Gedichte **Moscaea**, welche dem Original sehr nachsteht, und an der Geschmacklosigkeit und Weitschweifigkeit ihres Zeitalters leidet. Näheres siehe in Genthe's Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe.

## Johann Georg Schoch,

geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, lebte als Advocat zu Naumburg. Er dichtete sehr früh und nahm unter dem Namen des Grünenden an der fruchtbringenden Gesellschaft Theil. Seine ferneren Lebensverhältnisse und sein Todesjahr sind unbekannt.

Comödie vom Studentenleben. Leipzig, 1657. 68.
Neuerbauter poetischer Lust- und Blumengarten. Leizig, 1660.
Neuerfundene Kriegs- und Friedensschäferei. Leipzig, 1661.
Weihrauchsbaum und Sonnenblume. Leipzig, 1662.

Seine gelungenste Arbeit ist seine Komödie, welche das Leben und Treiben der deutschen Studenten im 17. Jahrhundert ohne dramatische Regelmäßigkeit in einer Reihe lose mit einander verknüpfter Situationen schildert, und bei mancher Breite und Plattheit doch auch manches wahrhaft Komische enthält.

## Christoph Otto Freiherr von Schönaich

ward am 12. Juni 1725 zu Arntitz in der Niederlausitz geboren, trat in Kriegsdienste, entsagte aber früh wieder der militärischen Laufbahn, um allein den Musen zu leben. Er ward von Gottsched's Bewunderung am 18. Julius 1752 zu Leipzig feierlich zum Dichter gekrönt, doch hierdurch so wenig gegen den Tadel sehr schlechter Poesie gewahrt, als durch die Anfeindungen der schweizerischen Schule, durch die er sich seinem Leipziger Gönner verpflichtete. Als kursächsischer Hauptmann und Prälat, auch Domherr zu Altbrandenburg, Freiherr zu Carolath-Beuthen, Senior der fürstlich gräflichen und freiherrlichen Linie derer von Schönaich und Majoratsherr zu Arntitz lebte er daselbst, bis ihn am 15. November 1807 ein später Tod abrief. Seine Schriften sind:

Herrmann oder das befreite Deutschland, Heldengedicht. Leipzig, 1751, 4. Aufl. 1805.
Versuch in der tragischen Dichtkunst. Leipzig, 1754.
Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen, Heldengedicht. Breslau, 1757.
Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen. Leipzig, 1761.
Montezuma. Trauerspiel. Königsberg, 1763.

So sehr Gottsched sich auch bemühte, S. dem Publikum als einen deutschen Homer und Virgil vorzuführen und ihn höher als Tasso und Ariost zu stellen, so dauerte sein poetischer Ruhm doch nur sehr kurze Zeit, trotz dem daß sein Gönner geglaubt hatte, durch ihn Klopstock in den Hintergrund drängen zu können, und seine glatten und geistlosen Reimereien sanken sehr bald in gänzliche Vergessenheit.

## Gottlob Fr. Ernst von Schönborn,

den 14. September 1737 zu Stolberg geboren, war zuerst Sekretär des trefflichen Grafen Bernstorf zu Copenhagen, ging dann 1774 als königlich dänischer Consulatssecretär nach Algier, 1777 als Legationssecretär nach London und privatisirte als Etatsrath und Danebrogritter zu Emkendorf, wo er am 29. Januar 1817 starb.

Gedichte: im göttinger Musenalmanach, im deutschen Museum, der schleswiger Sammlung von Merkwürdigkeiten der Literatur, u. a.

S. Mathissons Anthologie. 6. Bd.

Vgl. über ihn: Schönborn und seine Zeitgenossen von J. R. Hamburg, 1836.

S. hat mehr practisch im Leben und durch seinen Umgang auf seine Freunde gewirkt als durch eigene Schriften; seine Gedichte, in welchen er sich den gramisirenden Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes anschließt, athmen Scharfsinn, reges Gefühl und Begeisterung, ohne sich jedoch über die damaligen Leistungen zu erheben.

---

## Friedrich Christian Ludwig Schöne

ward am 10. Februar 1779 zu Hildesheim geboren, studirte Arzneiwissenschaft, war 1813 Director des großen Militärlazareths in Stolberg und lebt als Dr. der Medicin, Hofrath und praktischer Arzt zu Stralsund.

Faust. Tragödie. Berlin, 1809.

Fortsetzung von Goethes Faust. Berlin, 1822.

Die Macht der Leidenschaft. Berlin, 1818.

Gustav Adolfs Tod. Trauerspiel. Berlin, 1818.

Seine Trauerspiele, namentlich die Fortsetzung von Goethe's Faust, zeugen von Talent in Behandlung der Form und Sprache, ermangeln aber der Tiefe und Kraft und sind daher im Ganzen wenig bekannt geworden.

---

## Johanna Schopenhauer

ward 1770 zu Danzig geboren, genoß im Hause ihres Vaters, des Senators Trosina, eine ausgezeichnete Erziehung, die an der Seite ihres Gatten, des Banquiers H. F. Schopenhauer, durch weite Reisen vollendet ward. Als Danzig 1793 preußisch wurde, zogen sie nach Hamburg den angenehmsten Verhältnissen entgegen. Dennoch traten Beide 1803 ihre zweite große Reise an; nach 3 Jahren, als sie nach Hamburg heimkehrten, starb ihr Gemahl. Daher wandte sie sich 1806 nach Weimar, wo sie bis 1828 lebte. Sie war auch als Miniaturmalerin, von Augustin in Paris unterrichtet, ausgezeichnet. Später ließ sie sich in Bonn nieder, zog jedoch, von dem regierenden Großherzoge von Weimar eingeladen, im Jahre 1837 nach Jena und starb daselbst am 16. April 1838. —

R. L. Fernow's Leben. Tübingen 1810.

Erinnerungen von einer Reise durch England, Schottland und das südliche Frankreich. Rudolstadt, 1813—17. 3 Thle. 2. Ausg. 1818.

Novellen. Rudolstadt, 1816.

Ausflucht an den Rhein. Leipzig, 1818.

Gabriele. Leipzig, 1819. 20. 3 Thle.

Johann von Eyck. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Die Tante. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Erzählungen. Frankfurt, 1825—28. 8 Thle.

Sidonia. Frankfurt, 1827. 3 Thle.

Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1830. 24 Thle.

Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. Braunschweig, 1839.

Feiner Geschmack, hohe geistige Bildung, Reichthum der Erfahrung, seltene Beobachtungsgabe und warmes echt weibliches Gefühl, befähigten Joh. S. vor vielen anderen schriftstellernden Frauen die Feder zu ergreifen und die Resultate ihres reichen Lebens in ihren Romanen und Novellen, so wie in ihren Reisebeschreibungen niederzulegen. Mit einem ausgezeichneten Styl verband sie eine treffliche Charakterzeichnung und seltene Sauberkeit in der Ausführung der Situationen. Dadurch, daß sie namentlich bei Frauen der höheren Kreise entschieden auf die Nothwendigkeit harmonischer Durchbildung des Geistes wie des Gemüthes innerhalb des Familienlebens hinwies, hat sie höchst segensreich gewirkt und sich reiche dankbare Anerkennung erworben, welche sie noch lange überleben wird. —

### Haß und Liebe.

An den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte im fürstlichen Glanze Jahrhunderte hindurch das edle Haus des Grafen von Artaban, dessen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten sein Ansehen im Lande, seine mit jedem Jahre sich mehrenden Reichthümer vom Vater zum erstgebornen Sohne. Die jüngern Söhne waren zu Folge uralter Familienverträge blos an die Milde des ältesten Bruders gewiesen, sie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entsagen und im Felde der Ehre oder im Dienste der Kirche ihr eignes Fortkommen suchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Ansehen zu, seine Besitzungen verbreiteten sich ins Unübersehliche; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlösser ruhten in seinem gewaltigen Schatten, denn keine Nebensprößlinge durften seiner Wurzel entkeimen und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn seiner Eltern, und der Glanz seines Hauses hatte zu seiner Zeit den höchsten Gipfel erreicht. Er selbst lebte in fürstlicher Pracht, wie es bei seinen großen Reichthümern ihm ziemte; sein Herz war groß, seine Hand stets bereit, Wohlthaten zu spenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröstet von ihm weg, und dennoch überstieg alljährig seine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte sich täglich, denn er haßte jede zwecklose Verschwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beispiele seiner Vorfahren auf seiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um sich her versammelte, um durch dessen Glanz wo möglich ihre Zeitgenossen gegen die Greuel zu verblenden, welche ihr Andenken bei der spätesten Nachwelt mit unauslöschlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in solchem Uebermaaße ihm gespendet waren, beglückte meinen Aeltervater der Besitz einer liebenswerthen, innigst geliebten Gattin. Sie war die Krone seines Lebens, und beide sahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren versprach, was ihm noch abging. Doch was ist die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner steht auf Erden so hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geschicks ihn erreichen könne. Auch mein Aelter-

vater mußte dieses erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingssöhnen das Leben, und schloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe seines weichen reichen Gemüths wandte von nun an der trostlose Gatte seinen verwaiseten Söhnen zu, sie waren sein Glück, seine Welt, sein Alles auf Erden. Die Knaben wuchsen rüstig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenste Gleichheit ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres ganzen Wesens machte sie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueste Abdruck des Andern, nur Ein Herz schien in Beider Brust zu schlagen, Ein Geist Beide zu beleben. Jeder wußte, was der andere dachte, lange eh' es ausgesprochen ward, keiner vermochte sich zu freuen, wenn sein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten sie stets Hand in Hand und wünschten nichts weiter, als so auch durch's Leben zu gehen.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchste Freude, kaum wußte sein Auge Einen von dem Andern zu unterscheiden, sein Herz aber wußte dieses noch weniger, er liebte Beide unaussprechlich; doch keiner war ihm der liebste.

So kam die Zeit, in welcher der Jüngere der Brüder sich für die Kirche oder den Degen entscheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verschiedenheit der Bestimmung seiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Ansprüchen ins Leben getreten, und nun sollte nur einer von ihnen der Güter sich erfreuen, zu denen, nach den Gesetzen der, keinen Unterschied dieser Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt schienen. Sein Herz empörte sich dagegen, aber er gewann es doch über sich, seine Söhne mit ihrer künftigen so verschiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngsten Sohn auf, zwischen dem Stande eines Kriegers oder dem eines Geistlichen zu wählen.

Bleiches Entsetzen sprach sich bei dieser Eröffnung in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwischen ihm und seinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken schloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verborgensten heißesten Wunsche seines Herzens so liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen werden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Besitzungen, welchen der Aelteste erhielt, blieb noch immer so bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Lussan genannt, und wurde ebenfalls begütert genug, um ein, seinem Range und Stande angemessenes Leben sorgenfrei und ehrenvoll zu führen. Beide Brüder vermählten sich bald darauf mit zwei Schwestern aus einem ebenbürtigen Hause.

Der Vater blieb noch lange ein seliger Zeuge der nie getrübten Eintracht seiner Söhne, und ihres seltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks, ehe er in sehr hohem Alter in ihren Armen zu seinen Vätern hinüber schlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnisse der Brüder herbei; ihre Besitzungen gränzten an einander, sie sahen sich täglich, und lebten oft Wochen lang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war noch bei Lebzeiten ihres Vaters nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünschten nichts sehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beide von Jugend auf eine Quelle unsäglichen Glückes gewesen war, auch ihren Söhnen, als schönstes reichstes Erbe einst zu hinterlassen.

Um diesen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beschlossen sie, ihre Söhne von der frühesten Kindheit an in der engsten Gemeinschaft mit einander aufwachsen zu lassen, vollkommen so, als ob sie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieselben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsstunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindesten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihre beglückte Jugend mit einander zugebracht und ihre gegenseitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachsen; so hofften sie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einst sie selbst von ihrem ersten Athemzuge an, auf das innigste mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Mensch, der Staubgeborne, nur selten ungestraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachschreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabsichtigten das Beste, und brachten das Fürchterlichste hervor; sie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bittersten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die sie, ohne die Natur dabei zu befragen, bestimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit einander ewig ergeben zu sein.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Gestalt, der geistigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von früher Jugend an bis ins graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Lussan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild dessen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend gewesen waren. Die Leichtigkeit, mit der er sowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernsteren wissenschaftlichen Unterrichts sich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob und die innigste Zuneigung seiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entspringende Freundlichkeit, selbst gegen den geringsten der Diener, seine schöne hohe Gestalt, die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth, die Bescheidenheit, mit der er so viele innre und äußre Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders stand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit stiefmütterlicher behandelt als seinen Vetter, sie hatte ihm auch jene schnelle Fassungsgabe, jene angeborne Leichtheit und Grazie in seinen Bewegungen versagt, die dem jungen Lussan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich schwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete diesen, jedes Lob, was seinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm selbst erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er sah mit schmerzlichem, innern Widerstreben, wie sehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurückbleiben mußte, und sein störriger und harter Sinn suchte dieses auf die abstoßendste Weise an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen ward, während man seinen Nebenbuhler freudig aufsuchte; und so entstand nach und nach die grimmigste Eifersucht in seinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieser ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um so wilde Leidenschaften in seinem Innern verschließen zu können; sie äußerten sich täglich auf die empörendste Weise; er häufte absichtlich Beleidigung auf Beleidigung gegen den ihm tödtlich Verhaßten, suchte und fand immer neue Veranlassungen zum Streit, und wurde fast jedesmal dafür von seinen Eltern und Lehrern nach Verdienst bestraft. Diese Strafen erbittertern ihn noch mehr, weil er sie als Ungerechtigkeiten ansah, und so schlugen Neid, Haß, Durst nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem sie es jeder sanften Empfindung verschlossen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einst in der Einsamkeit in laute Klagen, in heftige Verwünschungen seines Schicksals aus, und schwur seinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zu ihm zur üblen Stunde ein alter Hausintendant seines Vaters, seit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie; ein kriechendes Wesen, das von jeher suchte, um des eignen Vortheils willen seinem Herrn auf jede Weise zu schmeicheln. Dieser Mensch war der einzige im Hause, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm schon seinen künftigen Gebieter verehren zu müssen glaubte, und daher auch von diesem wohl gelitten. Er eilte auch jetzt, seinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkräftigste Weise, indem er ihn auf die Zeit hin vertröstete, in der er einst unumschränkt auf seinen Gütern gebieten würde.

Erwartet diesen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird sicher nicht ausbleiben, sprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter soll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Lands darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es so wollt, denn alle Besitzungen seines Vaters sind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Eurem Familien-Archive getraue ich mir die bündigsten Beweise aufzufinden, daß Euer hochseliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhause angehörenden Güter einen jüngern Zweig desselben zu begaben.

Diese unseligen Worte wurden der Quell unsäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß sie nie und brütete von nun an Tag und Nacht über Plänen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unser Leben! Der niedere, kriechende Geist eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerstören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Dasein kommender Generationen, eines uralten edlen Hauses vernichtete ein Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen stieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jüng-

linge sahen sich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren mit jedem Tage sich mehrende Uneinigkeit drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach sich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß sie einander zu Gesicht bekamen; Beide vermählten sich früh, mit Zustimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Lussan war mit mehreren Kindern gesegnet, doch alle starben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer über die fortwährende Uneinigkeit zwischen seinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht, auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem ersten Athemzuge so innig vereint hatte; der ältere Marquis von Lussan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und die, welche einst in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen schon früher vorangegangen, und so war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem Niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längst ersehnte Rache an seinem Todfeinde rücksichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um sein Versprechen zu lösen, und seinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche diesen in den Stand setzten, wenigstens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Lussan einzuleiten, der nichts geringeres beabsichtigte, als ihn aller seiner Besitzungen zu berauben und ihn an den Bettelstab zu bringen. Vergebens suchte Lussan, meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu bewegen, alle seine dahin abzweckenden Vorschläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu steigern, der keine Hoffnung einer möglichen Versöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Lussan und mein Vater jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derselben hart an einander stieß; beide verloren ihr Gefolge aus dem Gesicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zusammen.

Sie hatten seit Jahren einander nicht gesehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick seines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über seinen nahenden Fall zu, die jenen so bitter trafen, daß er der ihm sonst eignen schonenden Sanftmuth darüber vergaß, und sie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen, ein wüthender Zweikampf begann, doch Lussan's glücklicher Stern waltete noch immer über ihm, es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um sein Leben zu bitten. Stoß zu! rief mein Vater im Wahnsinne des Zorns, stoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir so verhaßt, wie Du selbst es mir bist. Lussan betrachtete meinen Vater mit einem recht schmerzlichen Blick. Du sollst dennoch das Leben von meiner Hand zum Geschenk nehmen, erwiederte er ihm, warf seinen Degen ihm hin, bestieg sein Pferd, und ritt davon.

Das Benehmen seines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht versöhnen können, aber er fühlte in seinem Innern, daß er an seiner Stelle diesen Sieg ganz anders benutzt haben würde, und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinsicht über sich zu sehen, empörte sein, der wildesten Leidenschaft hingegebenes, Gemüth nur noch mehr. Rache schnaubend kehrte er nach seinem Schlosse zurück, ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme und versetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jetzt habe ich Dich, scheinheiliger Verräther! rief er, sobald er das Schreiben gelesen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt aus einem Kloster am Fuße der Pyrenäen an ihn abgesandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du sollst mir nimmer entrinnen, ich schwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuschreiben, durch welchen mein Vater damals mich, seinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihete.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indessen zum Jünglinge herangeblüht, meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich nach gewohntem Gebrauch einige Jahre in fremden Ländern zubringen lassen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen und jugendlich frohem Sinne kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdpartie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder gesehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu sich in sein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener, uns verwandte Abt mehrere unserer wichtigsten Familiendokumente in dem Archive seines Klosters aufgefunden habe, welche während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten, von unsern Vorfahren in jenes abgelegene Thal am Fuße der Pyrenäen in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet sich unter diesen Dokumenten eins, setzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben, denn es kann ganz allein den gegen Lussan, den Erbfeind unsers Hauses, Jahre lang geführten Prozeß, auf der Stelle zu unserem Vortheil entscheiden und ihn zwingen, seinen Raub wieder herauszugeben. Ich bedarf eines sichern, treuen Boten, um dieses unschätzbare Pergament von dort abholen zu lassen, das mir dazu dienen soll, auf das schuldige Haupt jenes niedrigen Heuchlers die längst verdiente Strafe fallen zu lassen, und ich habe Dich, meinen einzigen Sohn, zu diesem Auftrage mir auserwählt. Es ist nicht nur Deine heiligste Pflicht, zur Rache Deines schwerbeleidigten Vaters beizutragen, es ist sogar auch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du bist eigentlich der Beraubte, denn Du bist jung, und wirst Dich lange, nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wir auf unerlaubte Weise gebracht wurden, und die jetzt wieder unser werden sollen. Bedenke, daß Alles, was Du in diesem Geschäfte vollbringst, eigentlich für Dich selbst vollbracht wird, und strebe Dich meines Vertrauens würdig zu bezeigen.

Du reisest morgen ab; Dein Kammerdiener Lorenzo und einer meiner Diener soll Dich begleiten, weiter niemand, denn es ist nothwendig, daß Du unter einem angenommen Namen reisest, und unterweges sowohl, als besonders am Ziele Deiner Reise, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das sorgfältigste zu verbergen suchest. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloster errathen, wer Du bist, und dadurch dem Zweck Deiner Reise auf die Spur kommen, denn mehrere von dessen Bewohnern sind der Frau von Lussan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen ist niemals zu trauen, sie verstehen mancherlei böse Künste und üben sie meistens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über seine Feindschaft gegen das Haus Lussan und dem aus dem Untergange desselben mir entsprießenden Vortheil zu mir sprach, machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchst romantische Idee einer Reise unter frembem Namen gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch fest vor, meines Vaters Befehl auf das Beste zu vollstrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von diesem Prozesse reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Lussan's als unsere Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären, sie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne eben so wenig, als an die traurige Lage, in welche diese, vielleicht unschuldige Familie gerathen würde, wenn der Prozeß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, schien mir eine Art Ehrensache, und dieser Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Fröhlichen Muthes trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reise an und vollendete sie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die bewußten alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That Alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Lussan von seinen Gütern zu vertreiben und sie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieses, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in diesem, am Fuß der Pyrenäen höchst reizend gelegenen Badeort einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geschäftes mochte er dieses kleine Vergnügen mir nicht versagen, und ich eilte, von seiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres ist während der Brunnenzeit der Sitz der lebhaftesten Freude und der zwangloseften Geselligkeit. Gleich am ersten Tage stürzte ich jugendlich froh mich mitten in den Strudel derselben, flatterte um alle Damen und bemühte mich, jeder etwas Schönes zu sagen. Ich lebte ja noch in jenen glücklichen Tagen, in denen man sich ungestraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man sich selbst für verpflichtet hält, an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet hier auftreten müssen.

Während ich mich bestrebte, die Aufmerksamkeit der jungen Damen in der Gesellschaft auf mich zu ziehen, entstand im Saale jenes leise flüsternde Geräusch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Personen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weise ausgezeichnet sind. Auch ich wurde mitten in meinem fröhlichen Treiben dadurch aufmerksam gemacht. Eine Dame mittlern Alters trat in den Saal, eine hohe schöne Frau von edlem vornehmen Anstande. Ein holdes, liebliches Wesen, im ersten Reize der eben frisch erblühenden Jugend, wahrscheinlich ihre

Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für diese engelgleiche Erscheinung! diese Süßigkeit und Anmuth des wunderschönen Gesichts, dieses reinste Ebenmaaß der Gestalt, diese anspruchslose Grazie, diese Bescheidenheit im Blick und Gang. Ach! sie war die Krone der Schöpfung, die Welt sah nie ihres Gleichen!

Mein erster Blick auf sie entschied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbefangene Heiterkeit entfloh, mein nichts und Alles sagende Geschwätz verstummte. Ich sah nur sie, mein Auge bewachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, sie sah es wohl, und ward erröthend noch schöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; schüchtern wagte ich es, mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die Uebrigen uns eine kleine Strecke hinter sich zurückließen. Ich hätte in diesem Augenblicke, von niemand belauscht, wohl zu ihr sprechen können und sollen; bei Frauen pflegte es mir sonst nie an Gelegenheit zu fehlen etwas zu sagen, doch jetzt stand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Gesellschaft geblieben waren, hatten meine Blicke sie überall verfolgt, mit ihr allein fehlte es mir an Muth, nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verstummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Gesellschaft wieder erreichten, die bald darauf für diesen Tag aus einander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, schmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der ersten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einsamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung desselben sich wandte, stand ihr Bild, und wenn ich es schloß, so fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur sie, die Namenlose, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that, ich hatte dadurch meinem Leben doch eine Nacht voll süßer Träume gewonnen. Schrecken, Entsetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daseins brach in bangem Vorgefühle schon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte, sie sei Adelaide von Lussan, die Tochter des Erbfeindes unseres Hauses.

Der unversöhnliche Haß unserer Väter stand bei dieser Entdeckung in seiner ganzen furchtbaren Riesengröße vor mir, und ich erbebte fassungslos. Unsäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir selbst ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen gewiß nicht minder verhaßten Namen trug. Ich segnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird sie doch wenigstens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, sprach ich mir selbst zum Trost, und erfährt sie einst, welchem Geschlecht ich angehöre, so wird sie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht versagen, der ohne sein Verschulden den Feinden ihres Hauses zugezählt wird. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch gestrebt, ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer absichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen, ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedesmal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geständniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich in eisernen Banden.

Andere umflatterten sie dreister, und ich meinte oft, ich müsse darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen, nur der strenge Ernst bewahrte mich vor Verzweiflung, mit dem sie diese zudringlichen Huldigungen von sich wies, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, sie nicht auf ähnliche Weise zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten, was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon sich aus. Er besaß alle jene geselligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber sein früheres Glück bei den Damen hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden sich als der bei weitem Zudringlichste bezeigte, so schien er mir dennoch der mir am mindesten Gefährliche zu sein. Ich sah es daher ziemlich gelassenen Muthes, daß er bei einem Spaziergange sich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung an der Seite einer andern Dame der Gesellschaft. Doch als ich Adelaidens Stimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich sah, wie mehrere Personen sich um die Geliebte versammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie sich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit seinem Raube entflohen.

Wie schön war sie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in diesem Momente ihr anbetend zu Füße sinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter schien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüstet als Adelaide selbst; die ganze Gesellschaft stimmte ihr bei, ich nur schwieg, während Alle sprachen; doch so wie wir wieder in Bagnieres waren, suchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte im Namen der Frau von Lussan das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte sich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeisterte nicht wie mich das Gefühl, für die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte mir eine leichte Wunde am Arm bei, und sank im nämlichen Moment zu Boden, schwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt seinen Raub ab, eilte dann, ihm die nöthige Hülfe zu senden, und ging zu Hause, um auch meine Wunde verbinden zu lassen.

Mit welchem Entzücken drückte ich meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz, sobald ich wieder allein war. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, versuchte es meinem Arme anzupassen, spielte damit wie ein Kind, und war selig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieselte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich mich am Morgen entschließen konnte, es wieder von mir zu lassen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es seiner Eigenthümerin zuzustellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch so unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Band von mir annahm, versetzten mich in einen Taumel voll Himmelsseligkeit.

Von diesem Augenblick an durfte ich täglich Frau von Lussan in ihrer Wohnung besuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals selig zu preisen, und mit jedem Tag stieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich sah es deutlich und klar, Adelaide verstand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszusprechen wagte; sie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und sagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unsrer süßen Sprache, wir bedurften keiner andern; so mögen selige Geister mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum ist Alles so wandelbar auf Erden? warum muß das Alles vorüber sein und ich lebe noch?

Zwei Monate vergingen uns in stummer seliger Eintracht, im innigsten Verstehen unseres Gemüths. Ich konnte nichts denken als sie, und hatte alles Uebrige vergessen, Zeit, Eltern, Verhältnisse, meinen eigentlichen Namen sogar. Mir war, als müsse Alles bleiben wie es war, als gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war so jung! so unerfahren! was wußte ich von der Welt und dem ewig wogenden Wechsel in ihr?

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl enthielt, sogleich zu ihm heimzukehren, riß aus meinen seligen Träumen mich furchtbar auf. Mein Herz stand still, ich blickte um mich her, und sah mit Grausen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entsetzliche Vergangenheit, die unseligste Wirklichkeit, Alles, Alles stand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiste, und ich fühlte die eiserne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulassen.

Meine Diener begannen Alles zu meiner nahen Abreise vorzubereiten; Lorenzo brachte das Kästchen mit den im Kloster erhaltenen Documenten und setzte es vor mir hin. Ich schrie laut auf, ich verhüllte mein Gesicht vor diesem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener, sich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Kästchen aufzuschließen. Ich betrachtete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauses werden sollte. So mögen einst die Unglücklichen, die vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurden, in den Abgrund gestarrt haben, der bestimmt war, sie zu zerschmettern. Und ich selbst sollte diese Documente ihm, dem Unbeugsamen, dem Schonungslosen überliefern! Ich selbst sollte durch diese Hand-

lung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnsitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, sie, und ihren Vater, den sie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich schauderte vor Entsetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Brust, tausend kämpfende Gefühle zerrissen mein Innres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut, ich stand auf, meine Thränen versiegten, ich ergriff das unselige Pergament, ich hielt es hoch empor mit festem Arme. Du bist mein! mein! rief ich, mein Vater hat keinen gerechteren Anspruch an dich, als ich selbst, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich solltest du ja bereichern, für mich sollte ich dich erwerben, das waren seine eignen Worte, als wir schieden. Wohl, ich habe es gethan und nun bist du mein Eigenthum, und ich will mit dir schalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zusammen und legte sie ins Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um sie anzuzünden. Prasselnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind spielend gethan, so sah ich auch jetzt mit stiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie sie auf der allmählig sich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöschten.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unscheinbarer Asche lag vor mir, den unseligen Prozeß hatte die läuternde reine Flamme geschlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenster öffnete und die Asche der spielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit ist beendet, der unsre Häuser entzweite, mein Vater darf sich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehen. Unsre junge Liebe wird ihm gewähren, was sein alter Haß nicht zu erstreiten vermochte. Sein strenger Wille wird freundlich erfüllt, die so lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geschlechter, wenn Lussan's Tochter am Altare ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich sein, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Brust, — doch, von furchtbarer Ahnung ergriffen, stand es plötzlich wieder still. Und wenn, und wenn mein Vater unerbittlich bliebe, wenn feindliche Rachsucht selbst die Lust am eignen Vortheile zu überwinden vermöchte — nun so tröste mich dann das Bewußtsein, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge seiner Rache mich mißbrauchen ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerstören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie soll Adelaide erfahren, was ich in dieser Nacht für sie vollbrachte, bis die selige Stunde schlägt, die uns auf immer vereint. Reine, innige Liebe siegt, denn sie weiß Alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entrissen, vermöchte sie es nicht, dem, was sich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenstellen wird, muthig zu widerstehen — dann bleibe das Brandopfer dieser Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank ist zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erster Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtsein meiner stillen That hob mich über mich selbst; das Gefühl der nahenden Trennung gab mir jenen schmerzlichen Muth, der uns bestimmt, Alles zu wagen, weil wir im Begriff stehen, Alles zu verlieren. Diese Stunde gehörte mir noch an, ich hielt sie fest, und das Geständniß, für das ich so oft und so lange vergebens Worte gesucht hatte, strömte jetzt mit unaufhaltsamer Beredsamkeit mir aus dem Herzen. O wie war Adelaide so schön, als sie mädchenhaft erröthend vor mir Begeisterten stand! wie mild und mächtig strahlte ihr himmlischer Blick mir die Gewährung tief ins wonnetrunkne Herz, welche die schöne zitternde Lippe sich weigerte, laut auszusprechen.

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthselhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erste Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsrose erbleichte bei diesem Geständnisse vor meinen Augen zur weißesten Lilie. O, warum habt ihr mir das gethan! seufzte mit unendlich schmerzlichem Ton Adelaide. Ihr seid Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen sich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hättet Ihr früher Euch genannt und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich stets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun ist es zu spät!

Unter den heiligsten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauses unermüdlich zu wachen, jeden Versuch meines Vaters, ihm zu schaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich sprach mit einer Sicherheit von der Hoffnung, durch unsre Liebe den Grund zur Versöhnung unsrer Väter zu legen, als wäre Alles schon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in diesem Augenblick auf das vollkommenste davon überzeugt; denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß mein Vater, oder irgend ein lebendes Wesen, beim Anblick meiner schönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten, anders fühlen könne als ich!

Ach, Artaban! rief Adelaide in Thränen, sucht nicht so grausam Euch selbst zu täuschen; glaubt es mir, wir beide sind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich sein auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine leise, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Brust, ruft ewig, unablässig mir zu: Hoffe nicht, du bist verloren. Darum will ich diese Minute fest halten, die noch unser ist, ich will es aussprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir sagen kann: Artaban ich liebe Dich! nicht erst von heute, schon lange liebe ich Dich, heiß, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebst. Sie sank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; schüchtern wagte ich es nicht, die schöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdselige Wesen fest, fest an meine Brust; ringsum verschwanden uns Himmel und Erde, mir war, als stände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu sterben.

Adelaide wand sich aus meinen Armen, sie richtete sich hoch auf; wie ein Cherub, gesandt von Gottes Throne, stand sie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernst und wehmüthig, doch ihre Thränen flossen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderschöne Hand. Artaban, sprach sie, achte meine Worte, als spräche ein Sterbender zu Dir. Wir sind zu schweren Opfern bestimmt, das weiß ich, weil ich es fühle, ich werde standhaft und willig sie bringen, wie auch Du es wirst. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht steht mir höher als Liebe und Leben, ihr bringe ich beide dar — wenn dieses einst von mir gefordert wird. Ich will wenigstens des Glückes werth bleiben, wenn gleich ich es nie erringen werde. Gedenke dieser Worte, so oft Du an diese Stunde gedenkst, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich behalte Frieden mit mir selbst und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich diesen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinstreifte! Die Gegenwart berauschte mich so, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten sich zusammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung sich aus, denn jede zeigte mir im helleren Lichte das edle, schöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüster, halbe Blicke, leises Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der ersten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergessen, selbst wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben sich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung schlug, ich mußte fort, Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröstende Begleiterin während der Reise. Sie wiegte in süßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, sie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, wie Alles zum erfreulichsten Ende zu führen sei. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schlosse an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch' ein furchtbarer Sturm dort über mich einbrechen sollte. Wie hätte ich in meiner argwohnlosen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in seinem alten Diener einen scharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihn von jedem derselben schriftlichen Bericht abstatten mußte. Der Miethling hatte seine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe, er wußte sogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr mein eignes Leben in Gefahr gesetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieser der Sohn eines seiner ältesten Freunde, und sein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weise, gegen die noch jetzt, beim Gedanken daran, mein ganzes Innere sich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bittersten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich alle Bitten und

Vorstellungen an, um ihn zu besänftigen. In der demüthigsten Stellung umfaßte ich seine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die schuldlose Adelaide, für ihn selbst; ich beschwor ihn, endlich einmal aufzuhören sich selbst zu hassen, und nicht länger dem feindseligen Wüthen gegen seinen eignen Frieden sich hinzugeben. Ich stellte ihm vor, wie eine Verbindung zwischen mir und der Tochter Lussan's allen Streit aufheben und die Erfüllung seiner Wünsche auf die friedlichste Weise herbeiführen müsse. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Versöhnung gab, indem er so unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unsre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche stieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloster mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, so hätte ich bei dieser Forderung gezittert, ihm meine That zu gestehen, doch seine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, fest, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug seiner Rache sich weder in meiner, noch in irgend eines sterblichen Wesens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt und keine Spur davon übrig geblieben sei. Dann bot ich ihm zum Ersatz für Lussan's Güter die weit reicheren Besitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Dessen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß sie sich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenspitze meines Vaters ganz nahe an meiner Brust blitzen sah. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinste Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung stand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter riß mich aus meiner Betäubung auf, indem sie mir zurief, mich zu entfernen und sie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe sie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit härter zu bestehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit ihr, zerrissen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir, für Dich sterben, es wird mir leichter sein, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben scheiden, doch von Adelaide kann ich nicht lassen, nicht von der Treue, die ich ihr beschworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger sein. Ach! sieh doch nur erst meine schöne Geliebte, ehe Du unser Urtheil sprichst. Sie ist wie Du, meine unaussprechlich theure Mutter, so fromm und mild, so treu und ohne Falsch wie Du. Die Natur selbst bestimmte sie Dir zur Tochter, das wirst Du fühlen, sobald Du sie siehst. Du wirst, Du mußt sie lieben, sobald Du sie kennst, und ich sollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen, liebevollen, milden Herzens?

Die ganze Nacht blieben wir im ernsten, vertrauten Gespräche beisammen, meine Mutter und ich. Der Sturm in unserm Innern legte sich allgemach, und ich vertraute ihr die ganze Geschichte meiner reinen, treuen Liebe vom ersten Entstehen an. Mit Entzücken las ich ihre herzliche Theilnahme in ihren lieben, sanften Augen, und den heißesten Wunsch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu sehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente sehr ernstlich, sie schalt es eine nicht nur pflichtwidrige, sondern auch unbesonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, sagte sie, wäre dadurch auf das Höchste gesteigert; er sei fest überzeugt, daß Frau von Lussan sich listiger Weise ihrer Tochter bedient habe, um mich zu diesem Schritte zu verleiten; er würde sich dieses nie ausreden lassen, und dieser Wahn müsse jeden Versuch einer Versöhnung unendlich erschweren. Dann aber bat sie mich, auch die Hoffnung nicht ganz sinken zu lassen. Ich selbst, sprach sie, will für Dich thätig sein, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günstiger zu stimmen; reize nur seinen Zorn durch zwecklose Widersetzlichkeit gegen seine Befehle nicht noch mehr gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem seiner abgelegensten Güter geführt werdest; dort sollst Du unter der Aufsicht eines seiner Diener so lange verharren, bis er selbst Dich wieder zurück berufe. Lasse mein Bitten Dich bewegen, in diese Maßregel ohne Widerstand Dich zu fügen.

Ich versprach mit willigem Gemüth Alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unsrer vielleicht langen Trennung heranrückte, und so durfte ich endlich es sogar wagen, sie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn diese nun bald in der von unsrem Schlosse nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt sein würde, wo Frau von Lussan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir diese Bitte, sie versprach mir sogar, so viel ihre eigne Lage dieses erlaubte, sich Adelaiden zu nähern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Brust, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anscheinender Gelassenheit, dem mir von meinem strengen Vater zum Aufseher bestellten Diener in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte bestimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch gestern so hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie so ganz anders stand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder rastete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in diese, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unsrer traurigen Reise das uns zum Nachtlager bestimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich sah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen sollten wir von dieser Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungestüm, noch eine Strecke auf ihn zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenständen sich erfreuen, auf denen auch Adelaidens Auge geruht hatte, als sie diesen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er sah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich selbst versunken, wandelte ich der Straße entlang; ein nahendes Geräusch schreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich sah einen Reisewagen pfeilschnell die steile Anhöhe vor mir herabkommen, der Postillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen schlug um, und ich sprang noch zur rechten Zeit herbei, um die scheuen Thiere so lange zu halten, bis zwei, ihre Herrschaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erst erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Lussan. Mein Blut erstarrte, mein Haar sträubte sich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angst vor dem entsetzlichen Anblick, der sich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nähern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, sie lebten, sie waren sogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beschreibt diesen Uebergang von tödtlicher Angst zur entzückendsten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verschwunden, denn ich hielt ja sie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durfte ich diese lieben Augen, diese milden Sonnen meines Daseins mir leuchten sehen, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward so unerwartet mir zu Theil. Der Stern meines Glückes hatte sich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte und sein bebendes Licht wollte noch einmal zum Abschiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daseins hereinbrach. Ich sah es wohl, wie drohend, wie dunkel sie über meinem Haupte hing, und genoß den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war, mit der Freude eines Verzweifelnden.

Frau von Lussan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg sogleich wieder fortzusetzen, auch war am Wagen etwas zerbrochen, und die Reisenden mußten es sich gefallen lassen, in der, zum Glück nahen, Dorfschenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgestiegen war; denn weit und breit fand sich in dieser wilden Gegend kein anderes Obdach für sie. Während die Frauen der Mutter Adelaidens sich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beschäftigten, ward mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauscht zu sprechen. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr Alles, was sie nur trösten konnte. Ich sprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt sie sei, unsre treue reine Liebe zu schützen, und daß sie selbst suchen werde, sich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Dokumente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlassung dieser meiner Reise doch nicht ganz verhehlen konnte, so gestand ich ihr zwar, daß mein Vater sehr aufgebracht gegen mich sei, aber ich suchte dennoch, ihr seinen Zorn in sehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum ersten Male war ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie hätte ich vermocht, das fromme, weiche, liebende Wesen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den schönen Augen, zu mir aufsah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechselt; in jener seligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide sich dem bängsten Vorgefühl unseres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft-zitternden Brust, nie zuvor stand unser Beider Untergang in so furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in diesem Moment, und sie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unser nahendes Glück.

Sprich mit meiner Mutter hernach, flüsterte sie erröthend, sie weiß Alles, denn sie ist meine Mutter, ich ihr Kind; ich habe nie ihr etwas verborgen, so lange ich lebe. Sie ist gerade wie Deine Mutter, ach sie ist die Güte und Liebe selbst. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du solltest ihn nur kennen, er ist nicht hart, wie der Deinige es ist. Er liebt meine Mutter und mich, und sie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede, einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück seiner Adelaide gilt, wird er sogar sich nicht weigern, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdem, alle unsere gemeinschaftlichen Verwandten zu vermögen, hier ins Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeschreiblich glücklich werden, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott selbst wird unsern Bund beschützen, er ist der Gott des Friedens, er wird uns segnen, er wird das heiße Flehen seiner Kinder erhören.

Meine heilige, fromme Adelaide! rief ich aus. — Der Schmerz, den ich ihr zu zeigen nicht wagte, erstickte meine Stimme. Gleich einer Verklärten hob sie das schöne, strahlende Auge zum Himmel auf, ach! sie sah nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben schimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem schuldlosen Haupte sich drohend zusammenzog; sie lächelte wie ein seliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber sie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den schönen Wahn zu zerstören, der sie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Brust, und wenn — wenn unsere Väter in ihrem unseligen Zwiespalt beharren? und wenn unsere Mütter, unsere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirst Du meiner dann noch gedenken? wirst Du auch getrennt mich lieben? wirst Du auch hoffnungslos festhalten in Liebe und Treue? wirst Du — —

O quäle Dich und mich mit solchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlst Du nicht selbst, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins sind?

Frau von Lussan verlangte zu ruhen und ich mußte Adelaiden verlassen. Morgen, sprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen sehen wir uns wieder — zum letzten Male! klang es in meinem Innern, aber ich sprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen Wächter im tiefsten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reisenden nicht einmal gewahr worden, und so durfte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzusuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich schon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir beide sanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre segnende Hand auf unsern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, sprach sie sehr bewegt, ja Du bist es. Mein Herz, mein Auge sogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdecktest; Du bist das theure Ebenbild meines Gemahls, wie er war, da ich in früher Jugend ihn kennen und lieben lernte. Gleich ihm trägst Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters, Deines und meiner Tochter großen, würdigen Ahnherrn. Der ächte Geist der Artaban ruht auf Dir, der Geist der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Gespenst der Zwietracht, des Hasses, der Rache, welches sich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeschlichen hat und seinen Frieden zerstört, ist Dir eben so fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hause fremd war. Du wirst es bannen, Du mein Sohn und meine Adelaide, Ihr beide meine Kinder! Eure starke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von dem Gotte, zu dem ich unablässig darum bete, seit ich das Geheimniß Eurer stillen reinen Liebe errieth. Darum ließ ich ungehindert sie wachsen und fest werden; der Himmel selbst hat unser aller Glück in eure jungen Herzen diesen Keim gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachsen, und wir, eure Eltern, werden am Abend unsers Lebens nach hartem Kampf in seinem Schatten ruhen. Bis dahin sei jede Stunde meines Lebens dem Bestreben gewidmet, die lang ersehnte Versöhnung endlich herbei zu führen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der gestrige Schrecken erschöpft; nimm hier aus meiner Hand das Bild Deiner Adelaide, zum Andenken an diese Stunde; ich kann nicht mehr. Reise mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand an mein Herz, die ein unschätzbares Kleinod mir reichte, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die so unverhofft mir hier entgegen kam und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müssen scheiden, sprach ich, scheiden; ich konnte nichts anderes sagen noch denken; wir müssen scheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen. Adelaide weinte sanft. Artaban! ich liebe Dich unaussprechlich, ewig, sprach sie, meiner Mutter Segen giebt mir in dieser schmerzlich-schönen Stunde das Recht, Dir dieses Geständniß zu wiederholen. Was auch Gott oder meine Eltern künftig über mich verhängen, Du bist der Mann meiner ersten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingerissen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachsucht uns vernichten? Unsre Mütter segnen unsern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit ist, laß einen stillen, tief verborgenen Winkel der Erde uns aufsuchen, wo wir, fern von der Tyrannei unserer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verschloß meine Lippen. — Schweig', o schweige, rief sie ängstlich, damit nicht unser böser Genius Dich höre und diese Worte, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten, vor Gottes Thron trage. Artaban! laß uns immer so denken und handeln, daß keins von uns, komme was da wolle, in der Seele des andern erröthen müßte, daß, wenn wir untergehen, doch immer der Trost uns bleibe, eines bessern Geschicks werth gewesen zu sein. Nur wenn Du dieß mir versprichst, kann ich gefaßten Muthes von Dir mich trennen; versprich es mir, es ist meine erste ernstliche Bitte an Dich, versprich es mir. Sie reichte die schöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels! schönes, heiliges, reines Wesen, dort oben ist Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom süßen Leben scheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht seine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorn gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reisten noch einige Tage, ich zählte sie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich, in einem engen, von hohen zackigen Felsen eingeschlossenen Thale, lag das alte Schloß im schwarzen Schatten der Pinien und Cypressen vor mir, in welchem ich weilen sollte. Er gefiel mir wohl, der düstere Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenstille lastete hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Tosen der Waldströme unterbricht das ewige Schweigen, die mit wildem Gebrüll von Fels zu Fels schäumend, sich dem Abgrunde zustürzen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über streifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Brust, das wie ein schützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, so schrieb ich an sie, was sie immer, ach immer lesen sollte. So ging mein Leben seinen stillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Trostlosigkeit kaum den Wechsel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter schrieb mir: alle unsere Verwandten hätten sich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Lussan zu versöhnen; sie hoffe, es werde ihrem gemeinschaftlichen Bemühen gelingen, sie bat mich, still und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war still wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei diesem rastlosen Kampf in meinem Innern, bei dieser glühenden Ungeduld, bei diesem ewigen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte stand, kam ich von nun an nicht von der Straße fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entscheidung meines Geschickes an mich abzusenden versprach. Rastlos erstieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde, trostlose Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, sagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertrösten; so vergingen mir viele Wochen, jede derselben dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus.

Endlich sah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte seine Schritte; doch um die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegen zu gehen. Ich war sogar einen Augenblick kindisch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich so lange rastlos umher getrieben hatte, verwandelte sich jetzt bei seinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl sagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt so widerstrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir scheiden werde,

und ich hätte Alles darum gegeben, sie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O, mein vorahnendes Gemüth, wie weit warst du noch in deiner Besorglichkeit hinter dem zurück geblieben, was meiner harrte. Meine Mutter schrieb mir: mein unversöhnlicher Vater habe alle Vorschläge unserer Verwandten unerbittlich von sich gewiesen. Um allen fernern Verfolgungen in dieser Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung mit einem Fräulein aus dem Hause der von Foix beschlossen und eingeleitet. Er selbst folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieses zu verkünden, sie, meine Mutter, würde mit der mir bestimmten Braut und ihren Verwandten in den nächsten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung solle sogleich in dem Schlosse, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beschwor mich, am Ende dieses Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geschick mich zu ergeben, und meinen Vater in seiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zwecklosen Widerstand auf das Aeußerste zu bringen. Was nur immer bange Besorgniß für sie und mich ihr Ueberredendes eingeben konnten, wandte sie an, mich zum Gehorsam zu bewegen; sie versicherte, was nur in ihrer Macht stand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben, meines Vaters Wille stehe unerschütterlich fest, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnsinn gränzende Thorheit.

Mit jenem scheinbar gefaßten Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf, und glaubte: mir sei wohler um das Herz, jetzt da endlich Alles entschieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müssen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieselte es mir durch Adern und Mark bei dem schneidend kalten, fast verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich schweigend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er stand vor mir, gleich den Felsen um uns her, hoch und schroff und stolz und kalt, indem er sehr gemessen seine Befehle mir kund that, wörtlich so, wie meine Mutter es mir geschrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, setzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirst, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, so lange ich lebe, Beweise davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder fest und ernst als er selbst. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch schuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das strengste erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Euer Sohn, ich bin auch der des edlen Geschlechts der Artaban, wie Ihr selbst es seid. Euren heutigen Befehlen Gehorsam leisten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unsers Hauses sich zu Schulden kommen lassen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der ersten Geliebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beschließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre sie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich sogleich noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verschulden hier in Eurem Schlosse widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelassen, so lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entstelltes Bild mit schonender Hand zu verschleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb schildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenschaft, der er zum Raube sich hingab, als er seine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterste Gewölbe des östlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben so unwürdig erklärte, sein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu sehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerstand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in diesem Augenblick eben so zum sichern Tode gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes, dumpfes, noch aus den Feudal-Zeiten stammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenster hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen schwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechsel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging schweigend; auch ich belästigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergessen, einen niedern Knecht zum Ungehorsam gegen seinen Herrn verleiten zu wollen.

Die ersten Tage meiner Gefangenschaft vergingen mir in dumpfer, an Betäubung gränzender Ruhe; mein Auge gewöhnte sich an die um mich herrschende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtsein, für sie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art schmerzlicher Freude. Doch nach und nach regte sich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünsche stiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängstigte mich unbeschreiblich, ich fühlte mich mit Grausen, wie in einem Grabe, abgeschieden von jedem Leben. Aller Jammer eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt und zeigte mir mein jetziges Elend in seinem ganzen entsetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daseins. Ach! auch sie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen versuchen. Bitten, Vorstellungen, Alles was ein um sein Kind zagendes banges Mutterherz nur ersinnen kann, hatte sie in diesem Schreiben zusammengedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredsamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, sie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage steigenden Erbitterung meines Vaters, seines Zornes gegen mich, seines gränzenlosen Durstes nach Rache an den Feinden seines Hauses, die seinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen sie selbst an, indem mein Vater sie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er sie im Verdacht hielt, mit mir einverstanden zu sein, und mich in dem, was er meinen Eigensinn nannte, zu bestärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinetwillen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeschreiblich; aber durfte, konnte ich sie von mir wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geschick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelste der Frauen wirklich beglücken?

Ich sank wieder zurück in dumpfes Hindrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längst aufgegeben, die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräusch an meinem Fenster regte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott, welch' ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich gelitten hast, „ist mir jetzt offenbar," schrieb sie. „O Artaban! geliebtester, „treuester, edelster aller Menschen! Selbst was Dein großer „Sinn mir vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines Vaters „Zorn mir entdeckt, das Verbrennen jener Documente, die den „Untergang meines ganzen Hauses herbeiführen sollten. Ich „weiß auch, in welchem Abgrund von Elend Du um diese „That jetzt schmachtest und daß ich allein Dein Leben retten „kann. Ich rette Dich, ich muß, ich will, ich werde Dich befreien, und solltest Du selbst mich darüber anklagen; das „Bewußtsein meines eignen Elends sei dann mein Trost! „Nur mit dem Verluste meiner Freiheit kann ich die Deine „Dir erkaufen, nur wenn ich am Altar meine Hand einem „Andern reiche, wenn jede Hoffnung einer glücklichen Zukunft „uns auf ewig schwindet, nur dann gibt der fürchterliche Gebieter unseres Geschicks der Freiheit Dich wieder; dieß ist „sein laut erklärter, durch einen Eid bekräftigter unabänderlicher Wille. So sei es denn, ich weiß Dich im Kerker und „habe keinen andern Gedanken, ich denke nicht an mein Leben, „nicht an meinen innern Frieden, ich denke Dein. In wenigen Tagen wird der spanische Graf Ornano mein Gemahl. „Ihn habe ich unter mehreren, die um mich warben, mir erwählt, denn ich weiß von ihm genug, um an seiner Seite „einem trostlosen Leben entgegen zu sehen. Die arme Treue „wenigstens war Adelaide Dir schuldig, keinen zu wählen, mit „dem sie hoffen durfte, leidlich durch die Welt zu gehen. Ich „halte sie Dir im vollsten Umfange, ich will nicht glücklicher „sein als Du es bist. Ich weiß es wohl, um ganz Deiner „werth zu sein, sollte ich Dir dieses verhehlen, ich sollte den „Muth haben Dir treulos zu scheinen, mein Leben stumm zum „Opfer für Dich darbringen und schweigend verbluten. Auch „wollte ich es, dessen ist Gott mein Zeuge, doch die Ausführung dieses Entschlusses überstieg meine Kraft, ich konnte es „nicht vollbringen. Der Trost, daß Du noch liebend meiner „denkst, muß in mein Elend mich begleiten, wenn ich das „Leben tragen soll, das mich erwartet. Künftig wird die „Pflicht mir gebieten, Dein zu vergessen; nimmer, nimmer „kann ich sie erfüllen, und mit meinem innern Frieden ist es „von nun an vorbei, in ihm opfere ich Dir weit mehr als „mein Leben. Doch schone mein, dieses Einzige erflehe ich „noch von Dir, erschwere nicht den Kampf, den ich von nun „an unablässig zu kämpfen habe, laß mein Bewußtsein mich

„rein erhalten; aus Mitleid mit mir suche nie, mir zu nahen, „dieses erbitte ich mir von Dir, als die letzte Gabe, als den „letzten Beweis Deiner Liebe. Und nun lebe wohl für dieses „ganze Erdenleben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe, meine „Freude, lebe wohl!“

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingestreckt, gleich einem Todten, fand mein Kerkermeister mich am folgenden Morgen. Ich mochte schon lange so da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zustand erschreckte den sonst harten Mann, mehr noch mein an Wahnsinn gränzendes Erwachen, als es seinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er so lange Zeit sich zum blinden Werkzeuge des Willens seines Gebieters habe mißbrauchen lassen, den er jetzt selbst hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menschen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnsinn der Leidenschaft, half die Stimme dieses mir fremden, dieses verachteten, sogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtsein. Ich gewann Besonnenheit genug, diesen Ausbruch seiner Reue zu benutzen, und häufte Versprechungen auf Versprechungen, um ihn zu bewegen, mich nur acht Tage ins Freie zu lassen; nach dieser Frist wollte ich mich willig wieder in meinem Kerker einstellen, das gelobte ich bei Allem, was mir heilig ist. War es mein Gold, was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor seinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts, das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in Alles, was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reise, und diese konnten erst in der folgenden Nacht herbeigeschafft werden.

Ich wollte nach Bordeaux, wo Adelaide sich jetzt aufhielt, ich wollte sie bewegen, ihren grausamen Vorsatz aufzugeben oder zu sterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich sie sehen, was ich ihr sagen, was sie mir antworten würde. Meine zu den grausenvollsten Bildern aufgeregte Fantasie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangst der Gedanke, daß ich zu spät kommen könne; ich las den unseligen Brief wieder und wieder, um jede Wahrscheinlichkeit dessen, was geschehen könne, der Zeit, des Ortes, wo das grausamste Opfer gebracht werden sollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, saßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltsam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reisewagen, ich erkannte meine Mutter in demselben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erstarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es ist vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es ist vorbei, Adelaide ist — ich konnte das entsetzliche Wort nicht aussprechen, doch meine Mutter verstand mich wohl, das sagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters, Dir Deine Freiheit wiederzugeben, mein Sohn, erwiederte sie mit dem sanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne schwanden, was ferner mit mir geschah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesschlafe, den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn sie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend würden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch so lange ich athmete und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem sie mich beschwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung zum furchtbarsten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langsamen Schritts, mich der Genesung zu nähern. O meine Mutter! wie schonend, mit welchem unbeschreiblichen Zartgefühl suchte sie mich nun wieder mit dem Leben auszusöhnen. Sie weinte mit mir, sie sprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Trost. Das Bild der Geliebten,, und jenen unseligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab sie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn sie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an sich genommen. Stunden lang versank ich in Betrachtung dieser einzigen geretteten Trümmer aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und störte mich nicht. Sie gestand mir späterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Gespräch zu ertragen, wie viel sie selbst zu der traurigen Entwickelung meines Geschicks beigetragen hatte und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht sie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe je gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war sie das Opfer der kalten Pflicht gewesen, früher der, die sie ihren Eltern, später der, die sie ihrem Gemahl schuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme ihr zusammengepreßtes Herz erwärmen dürfen, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erst erweckt.

Daher gab sie sich nur der ängstlichen Besorgniß um meine Gesundheit hin, die sie sich durch meine lange harte Gefangenschaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was sie that, indem sie auch Adelaiden ihre gränzenlose Angst um mich mittheilte, und das edelste, geliebteste Wesen aufforderte, sich selbst zu opfern, um nur mein Leben zu retten. Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichsten Entschluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in seiner ganzen Größe begriffen, selbst meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückseliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Gestalt des schon alternden Ornano, sein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, seine Gemüthslosigkeit bei sehr beschränktem Geistesvermögen, machten die Wahl der schönen, von den ersten Jünglingen des Landes gesuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthsel; selbst ihre Eltern riethen ihr davon ab und baten sie, einem ihrer würdigern Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter suchte bei einer gemeinschaftlichen Freundin in Bourdeaux sie zu sprechen, sie zu warnen und sie zu ermahnen, für ihr eignes Glück besser Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht, die Heldenmüthige von ihrem großen Entschlusse abzubringen. Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau, hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geschick mir an seiner Seite bevorsteht. Doch meine Wahl soll ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben soll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einst erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano soll Sie und die Welt davon überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir selbst vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihren Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlassen kann, aber mein ahnendes Herz weissagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Genesung an der Seite meiner Mutter; ich war still und weich wie Alle, die nach schwerer Krankheit wieder zum Leben erstehen; es fehlte mir sogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu fassen, und meine Mutter glaubte mich getröstet, weil ich in meinen Klagen nicht laut ward, um ihrer zu schonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu sehen verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; sein Gemüth hatte sich ganz von mir abgewandt, seit er so hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erstorben, sogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht, nur das kleinste Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und so mußte ich denn meine Mutter von mir scheiden sehen und blieb zwischen meinen Felsen, in meiner düstern Waldeinsamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlassen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnsucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unserer frühesten Kindheit an war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte gewesen. Als wir beide heranwuchsen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit seinem Fleiß zur Nacheiferung anzuspornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich späterhin auf meinen Reisen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloser Treue mir ergeben, und ich lohnte ihm seine Liebe durch unbeschränktes Vertrauen. Willig hätte er sein Leben daran gesetzt, mich der Schwermuth zu entreissen, in die ich immer tiefer versank, als kein Tag erscheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnsucht, sie nur noch einmal zu sehen, nagte an meinem Leben und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, rastlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte und um

jeden Preis ihr zu entrinnen beschloß. In der unscheinbarsten Verkleidung wollte ich nach Bourdeaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geschehen sollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren und es nicht wagen, mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläßiges Bitten, seine dringenden Vorstellungen bewogen mich endlich dahin, von diesem Vorsatz in so fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte, vorher auf Kundschaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunsch auf die mindest gefährliche Weise zu befriedigen. Er reiste ab und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an, ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht, ihn zu verfehlen, mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abwesend sei, wieder zurückkehren sollte. Zuweilen stiegen die quälendsten Zweifel in mir auf, die ich mühsam bekämpfen mußte; so verging mir die Zeit in Angst, Sehnsucht nud Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte sie nach Biskaja auf eines seiner Güter geführt, und so blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, sich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verschaffen, denn dieser wollte in seinem Schlosse bedeutende Veränderungen vornehmen lassen, und Lorenzo hatte sich von Jugend auf nicht ganz unbedeutende Kenntnisse im Fache der Baukunst erworben, die er dereinst in meinem Dienste geltend zu machen hoffte. Während unseres Aufenthalts in Italien hatte er späterhin jede Gelegenheit benutzt, um diese Kenntnisse zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem Lande mit großer Luft und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Versicherung, auf das schnellste wiederzukehren, vom Grafen geschieden; er hatte ihm auch versprochen, einen Maler mitzubringen, der fähig sei, einen Saal mit seiner Kunst auszuschmücken. Ich sollte dieser Maler sein, guter Gott! ich sollte sie sehen, sie hören, dieselbe Luft mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir schwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müssen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden gesehen. Wie hing mein Auge an seiner Gestalt, als er dieses mir berichtete! Auch ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde, ihn anzusehen, mir war, als stünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete sogar, von ihr erkannt worden zu sein, denn sie erröthete bei seinem Anblick und schien ihm seitdem sorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du sogar den Diener deines Freundes vermeiden mußtest, den Einzigen, der dessen Namen dir nennen konnte!

Nur selten hatte Lorenzo sie seitdem, und stets nur in der Ferne erblickt, denn sie führte ein sehr einsam-trübes Leben. Ornano liebte sie wie Seinesgleichen lieben, mit rasender Wuth. Er bewies ihr diese Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eifersucht, sie Tag und Nacht bewachte und ihre Freiheit auf alle Weise beschränkte. Ganze Tage brachte sie einsam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den sie nie von sich ließ, war ihr steter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einst gegeben und ihre Anhänglichkeit an dem kleinen Thierchen rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenosse und Lorenzo beschrieb ihn mir als das vollkommenste Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeist umschwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geschick so viel er dieses vermochte, und besänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth gerathenden Tyrannen. Doch mußte er dabei sich sorgfältig davor hüten, nicht selbst der Gegenstand von dessen Eifersucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich seit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit, mich zu führen, aber er beschwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben sogar, unerkannt in Ornanos Schlosse zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu lassen, ohne jemals zu suchen, sie zu sprechen. Er schilderte mir in den grellsten abschreckendsten Farben des Grafen Eifersucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbesonnenheit Adelaiden stürzen könne.

Ich hörte ihn gelassen an und versprach Alles, was er wollte; das Glück, sie nur zu sehen, schien mir so überschwenglich groß, mir war, als sei es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reise.

Endlich war das Ziel erreicht; ich stand in meiner Verkleidung vor dem verabscheuten Räuber meiner Seligkeit und knirschte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieses ward mir um so leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, sondern sich mit seinen Aufträgen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schlosses, dessen Fenster nach dem Garten ausgingen, ward uns unsere gemeinschaftliche Wohnung angewiesen, und schon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufsicht über die Bauleute, und ich bestieg ein hohes Gerüst, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging sie eines Abends ganz allein an unserem Fenster vorüber, nur ihr kleiner Hund sprang lustig um sie her. Sie war bleich, nachlässig gekleidet, ihr liebes Auge schweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenstande zu haften. Laut weinend sank ich am Fenster auf meine Knie; so! so sie wiederzusehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich sie wieder zurückkehren hörte. Es war spät; dichte Dämmerung umschleierte mir die süße Gestalt, ich sah sie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich sie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienste. Ich stand während der Messe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, sie betete für mich, den Ferngeglaubten, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichsten auf Erden. Ich wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufsteigen lassen zum Throne des Allerhöchsten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, sie war meine Heilige, nur sie konnte ich anrufen, und ach! sie sah, sie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorner.

Don Gabriel besuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte sich weit freundlicher gegen mich, als ich es in meiner jetzigen Gestalt von ihm erwarten durfte. Sein geistreiches Gespräch, seine sehr schöne Gestalt, die anmuthige Würde seines Benehmens, hätten ihn mir lieb machen sollen, und doch war seine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach, ich erkannte mich selbst und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich sehen und sprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte sie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus seinem dunkelstrahlenden Auge leuchtete dieselbe Flamme, die auch mich verzehrte, Alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, ewig, ewig wird er meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben! Don Gabriel trat hinein in den Saal, in welchem ich arbeitete, mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre süße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, fast wäre ich hinabgestürzt von dem Gerüste, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn diesen Saal sehen, sprach sie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das Alles nicht erfreuen. Sie schlug das wunderschöne Auge zu mir auf, sie sah mich, sie erkannte mich, dieß sagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächsten Moment ergriff sie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn gestützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache sie schwindeln, sagte sie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich fast gewaltsam fort auf unser Zimmer. Zerrissen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr, in flehendes Bitten eingekleidetes, strenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichen ihres Zornes? Halb wahnsinnig wollte ich mich jetzt selbst bereden, ich sei vergessen, Adelaidens Herz habe von mir sich gewendet; meine irren Gedanken schweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünschte in meinen Kerker mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erst war mein Elend auf das Höchste gestiegen, ich hatte in diesem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum ersten Male durchraste mich wilde Eifersucht, ich wünschte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachsamkeit, ihn mir selbst gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes besseres Selbst. Sei es denn, sprach ich zu meinem Freunde, konnte sie aufhören zu lieben, so will ich mich freuen, daß sie den Qualen entgangen ist, in denen ich mein Leben verzehren muß. Das Glück der Geliebten ist ächter reiner Liebe höchstes Ziel. Ich will fort; nie soll mein Anblick sie wieder aus ihrer Ruhe stören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr sagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird diesen Abschied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber ist das Leben diese letzte Gunst noch schuldig. Ich fordre sie; dann gehe ich, wohin Du willst, Lorenzo, führe mich, ich will dann sanft sein wie ein Kind, doch dieses Lebewohl muß mir noch werden.

Lorenzo bestärkte mich in dem Entschlusse, das Schloß zu verlassen; zwar versuchte er zugleich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal sprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einsah, so versprach er, mir dazu hülfreich zu sein, um mich nur nicht länger in diesem gefährlichen Aufenthalt weilen zu lassen. Auf seinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schlosse nicht Aufmerksamkeit zu erregen, und ihm versprechen, dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorsatze günstigen Augenblick zu erspähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd sah ich der Erfüllung meines letzten Wunsches auf Erden entgegen, das kleinste Geräusch erschreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu sehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang ersehnte Zeichen, ich eilte zu ihm herunter, er flüsterte mir zu: Don Gabriel sei auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer für viele Stunden mit seinen Verwaltern beschäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner selbst mir bewußt, stand ich im Vorsaal, ich sah Adelaiden eben im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß sie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingesunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu sagen, ehe ich von Dir scheide. Ich gehe, ich sterbe fern von Dir, Du siehst mich nie nach dieser Stunde, Du hörst meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angst, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unseligste aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willst Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, o fliehe, suche mich nie wieder, eile, verlaß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, versprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht hassen willst, der geboren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu stören. Ich konnte nicht von ihr weichen, sie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen sinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, schäumend, rasend stand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit diesem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke, warf ich mich zwischen Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich sah in ihm nur Adelaidens Mörder, und stieß seinen eignen Dolch ihm tief in die Brust. Er sank bewußtlos zu Boden; seine durch das Geräusch unseres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, sie sahen den von Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten sie mich, rissen mich mit sich fort, und schlossen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erst, in der Einsamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnsinn, und übersah mit Grausen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingerissen von meiner ungezähmten Leidenschaft, Adelaiden und mich gestürzt hatte. Wohin ich blickte, sah ich die Geliebte, wie ich zuletzt sie gesehen hatte, überströmt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar sträubte vor Grausen sich empor bei dem Gedanken, sie, die Heilige, Reine könne beschuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltsam nahm ich mich zusammen, um zu überlegen, was ich für sie thun könne, um ihre Unschuld vor Gericht zu beweisen; ich nahm mir vor, nur für sie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlassen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erschreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauses wollte ich retten, alles übrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längst jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch festhalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete sich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Verhör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide sendet mich, Graf Artaban, sprach er mild, aber ernst. Sie gab mir den ersten höchsten Beweis ihrer Achtung, indem sie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieses Vertrauens werth sein, ich komme um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis — wenn Rettung möglich ist, setzte er seufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unschuld mit dem heiligsten Eide bezeugen und dann sterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz sprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig sein, das hoffe ich mit Zuversicht. Ich sterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder lebt, seine Wunde ist tief, aber nicht tödtlich. Das erste Zeichen seines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, seine Gemahlin auf das strengste zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weise in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann sie nicht retten, wohl aber sie in Verzweiflung sterben lassen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und war wird aus ihr, wenn mir der arme Trost geraubt wird, für sie zu sterben! rief ich verzweifelnd. Ich soll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich sie mit mir hinabriß, ich soll sie in dieser zurücklassen und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um Adelaidens willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, setzte er sehr bewegt hinzu, auch ich bete diese Heilige an, ich liebe sie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Wesens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieses Geständniß muß Euch über ihr Schicksal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den sie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erscheinen hat mir den letzten Trost geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den süßen Wahn, die Himmlische sei für irdische Liebe nicht geboren. Euch liebte sie! o wie konntet Ihr Euch an diesem Bewußtsein nicht genügen lassen! Kommt, o kommt, rettet Euch und vielleicht auch sie.

Entzweit mit mir selbst, erdrückt von der Seelengröße dieses edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schlosse war alles still; als wir außer dem Bezirk desselben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Klosters, in welchem er mir hieß, mich zu verbergen, bis die Nachforschungen vorüber sein würden, die er selbst meinetwegen würde anstellen müssen. Dann schied er von mir und ich blieb allein. Die Nacht war düster, doch finsterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entschließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlassen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloster mich zu. Mit grauendem Morgen stand ich an der Pforte desselben und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, sogleich zum Prior geführt; doch indem ich diesem das Schreiben überreichte, sank ich ohnmächtig zu Boden, und er sah mit Entsetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergessen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte, sie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den physischen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Klosters fand sie sehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängstende Fieberbilder umschwirrten mich, wenn ich schlief, wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich sterben zu lassen.

Wochenlang fesselte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige Stunden später als ich im Kloster angelangt. Sein und des Priors Pflege, beider tröstliches Zureden, trugen unbeschreiblich viel zu meiner Wiederherstellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schlosse. Ornano lebte, doch erholte er sich nur langsam. Adelaide war augenscheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber sie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte seiner mit der hingebensten Aufopferung ihrer eignen Gesundheit. Don Gabriel verließ sie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall suchen, nur nicht in dem Kloster, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken versunken, lag ich einst um Mitternacht schlaflos auf meinem Lager; Lorenzo schlief neben mir sanft und fest, denn meine Gesundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düstrer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete versammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angst ergriff mich bei dem Tone; leise, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leise öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huschte ein Layenbruder eilend an mir vorüber. Wer ist es? wer stirbt? fragte ich.

Die Väter eilen ins Chor, um für die scheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnsinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde,

mein Blut sprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zusah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich ins Leben zurück. Fast kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangnes Leben durch und sah schaudernd, wie zerstörend es überall in Adelaidens Dasein eingetreten sei. Ohne mich Unseligen wären ihre Tage sanft und friedlich dahin geflossen, dieses konnte ich mir nicht verhehlen. Ich übersah meine Schuld und saß kalt über mir selbst zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, sprach ich, und ich, den sie gränzenlos liebte, ich grub es ihr. Meine wilde ungezähmte Leidenschaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem schweren übermenschlichen Opfer, das sie brachte, um mich von dem Untergange meines irdischen Daseins zu retten. Ruhe sanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, aus diesem Jammer zu scheiden. Büßen will ich auf Erden meine schwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, zu dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, seliger Engel, jetzt thronst, über irdische Schmerzen erhoben.

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer sie sei, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ sich endlich erbitten, meinen letzten Wunsch zu erfüllen, das Klostergelübde mich ablegen zu lassen, und mir eine, mitten im Walde belegene Einsiedelei einzuräumen, die zum Kloster gehörte, und seit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letztenmal gesehen. Schweigend trat er in meine Zelle, schweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet sie! O sagt mir alles von ihr! sprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte sie, glühend, innig, treu! und sagte es ihr nie. Schon auf Erden war sie meine Heilige, wie sie jetzt im Himmel es ist, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange sie unter uns weilte, lebte ich von ihrem Anschauen, sie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmlisch, um irdische Wünsche zu entflammen. Ich wollte auch sie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im stolzen Bewußtsein ihrer Unschuld bestand sie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls standhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenstände um sich her zu erkennen, verbannte er sie aus seinem Gesichte. Nach wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und sichtbar zu schwinden — treu habe ich über sie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwiesen ist nichts! — und doch! — der Grausame versagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Trost, ihn zu sehen und in seiner Gegenwart ihre Unschuld durch einen heiligen Eid am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder sein Antlitz schauen, nie jenes unselige Schloß betreten, in welchem sie lebte und litt. Meine Liebe sank nicht mit ihr ins Grab, ihr Tod fachte sie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben diese Flamme zu löschen!

Glücklicher! Beneidungswerther! Du reine Seele darfst vom Leben scheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm nach, als er auf ewig von mir schied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, sehe ich einen Tag nach dem andern mir schwinden, und harre geduldig, bis Gott selbst spricht: es ist genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entsagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenlosen, der, fern von aller menschlichen Gesellschaft, in der strengsten Abgeschiedenheit haust und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wissen will. Was ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloster aus an einen bestimmten Ort hingestellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloster sein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch sein Dasein habe ich zerstört und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treuesten Freundes zu schauen und seine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier ist: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.

---

## Amalie Emma Schoppe,

diese ungemein fruchtbare Schriftstellerin, ist am 9. Oktober 1791 auf der Ostseeinsel Fehmern geboren. Von sehr lebhaftem Geiste und Autodidaktie erleichterte sie sich eine schwere Jugend durch Studien der Literatur fast aller Völker. In Hamburg leitete sie eine Zeitlang eine Mädchenschule und heirathete den Juristen Dr. Schoppe, ohne seine glühende Liebe zu erwiedern. Sein früher Tod löste bald die unglückliche Ehe. Durch Rosa Maria Assing, ihren Bruder Varnhagen von Ense, Justinus Kerner und Chamisso in die Schriftstellerwelt eingeführt, entwickelte sie eine bedenkliche Productivität, die in 13 Jahren gegen 118 Bände zu Tage gefördert hat. Sie lebt in Hamburg. Zu ihren vorzüglichsten Schriften gehören:

Eugenia. Hamburg, 1824.
Lebensbilder. Leipzig, 1824. 2 Bde.
Antonie, oder Liebe und Entsagung. Leipzig, 1826.
Glück aus Leid. Leipzig, 1826.
Iwan, oder die Revolution von 1762 in Petersburg. Leipzig, 1827. 2 Bde.
Schicksalswege. Braunschweig, 1828. 2 Bde.
Tycho de Brahe. Leipzig, 1839. 2 Bde.
Die Schlacht bei Jemmingstadt. Leipzig, 1840.
Gesammelte Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1828—1836. 3 Bde.
Erinnerungen aus meinem Leben. Altona, 1838. 2 Bde.

A. S. besitzt glückliche Erfindungsgabe und das Talent gewandter Darstellung; auch gelingt ihr die Zeichnung weiblicher Charaktere wohl; ihre Schriften fordern daher ein geneigtes Publikum, dessen Gunst sie sich zu erhalten verstand. Noch vorzüglicher sind indessen ihre Arbeiten für die Jugend.

---

## Hartmann Schopper,

aus Neumark in der Pfalz, lebte um 1542 und diente eine Zeitlang im Heere Kaiser Maximilians des 2ten. Weiteres ist nicht von ihm bekannt. Er schrieb:

Fabeln zur Auslegung von Holzschnitten, die Johann Pesth (pfälzischer Leibarzt, starb 1597) schon mit ähnlichen lateinischen Beilagen versehen hatte. (Vgl. Bragur III., S. 319—29.)

welche aber keineswegs bedeutend sind.

---

## Heinrich Schorch.

Dieser fleißige Statistiker wurde am 12. Juli 1777 zu Erfurt geboren und lebte als Doctor der Philosophie und der Rechte, ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften, Universitätsbibliothekar und Secretär der Aka-

demie gemeinnütziger Wissenschaften in seiner Vaterstadt, wo er am 27. Juli 1822 starb.

Allgemeines Jahrbuch der Universitäten, Gymnasien u. s. w. Erfurt, 1798—1802, 6 Hefte.

Allgemeines Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon. Erfurt, 1804—21, 4 Bde.

Neueste Kunde von Großbritannien und Irland. Weimar, 1810.

Staats- und Adreßhandbuch der Staaten des rheinischen Bundes für 1811—13. Weimar.

Harlekins Wiedergeburt, Intriguenspiel. Erfurt, 1805.

Luthers Entscheidung, dramatisches Gedicht. Weimar, 1818.

Erinnerungen an Friedrich den Großen. Erfurt, 1819.

Fleiß, Genauigkeit und reiches Wissen zeichneten S's statistische Arbeiten sehr vortheilhaft aus; seine poetischen Leistungen sind dagegen nicht eben bedeutend.

## Johann Karl Ludwig von Schorn

ward am 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, wo sein Vater als Beamter lebte, geboren, studirte Theologie in Erlangen und wurde dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt seines Geburtsortes. Hier beschäftigte er sich vorzüglich in seinen Mußestunden mit practischen und theoretischen Kunststudien, und ging dann 1816 nach München und 1819 nach Dresden, um dieselben im weitesten Umfange fortzusetzen. Im Jahre 1820 ward er für die Redaktion des Kunstblattes zum Morgenblatte nach Stuttgart berufen, bereiste für seine Zwecke Italien und Frankreich während 1822 und 1823, und erhielt nach seiner Rückkehr von einer zweiten Reise, nach den Niederlanden und England, 1826 die Professur der Kunstgeschichte und das Generalsecretariat an der Akademie, sowie die Professur der Aesthetik an der Universität in München. Im Jahre 1833 ward er nach Weimer als Director der dortigen Zeichnenakademie und der Kunstsammlungen berufen. Vom Könige von Würtemberg erhielt er den Civilverdienstorden, vom Großherzoge von Weimar den Falkenorden, den Familienadel und den Titel und Character eines geheimen Hofrathes. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Außer vielen kleineren Abhandlungen, Recensionen u. s. w. gab er heraus:

Ueber die Studien der griechischen Künstler. Heidelberg, 1818.

Homer nach Antiken. (Fortsetzung von Heyer's Erklärung zu Tischbein's Zeichnungen.) Stuttgart, 1821—24. 3 Hefte. Fol.

Medwin's Gespräche mit Lord Byron. Stuttg., 1824.

Beschreibung der Glyptothek. München, 1830.

Vasari's Leben der Maler. — Stuttgart, 1832 ff. 3 Thle.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Stuttgart, 1835.

Ueber altdeutsche Sculptur mit besonderer Rücksicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Erfurt, 1839.

Scharfsinn, reiches Wissen, feiner Geschmack, Gedankenreichthum und ein trefflicher Styl zeichnen v. S's schriftstellerische Leistungen sehr vortheilhaft aus und haben ihm einen hohen Rang unter den deutschen Kunstforschern erworben.

## Heinrich August Schott,

einer der verdientesten und ehrwürdigsten protestantischen deutschen Theologen, ward am 5. December 1780 zu Leipzig geboren, studirte daselbst Theologie und habilitirte sich, schon früh durch gediegene Abhandlungen empfohlen, nach vollendeter akademischer Laufbahn. 1806 ward er außerordentlicher Professor der Philologie, 1808 der Theologie an dieser Universität, die er später mit Wittenberg vertauschte, wohin er 1809 als Doctor und ordentlicher Professor der Theologie ging. 1812 folgte er einem Rufe nach Jena, als Professor primarius der Theologie und Director des homiletischen Seminars. Er starb hier am 29. December 1835 plötzlich, zu früh für die Seinigen, seine vielen Freunde und die Wissenschaft. Der Großherzog von Weimar hatte ihm den Titel eines geheimen Kirchenrathes und die große goldene Civilverdienstmedaille verliehen.

Seine deutschen Schriften sind:

Christlich religiöse Reden. Leipzig, 1812. 8.

Geistliche Reden und Homilien. Jena, 1815. 8.

Christliche Religionsvorträge. Gotha, 1819. 2 Thle. 8.

Neue Sammlung geistlicher Reden. Jena, 1822.

Theorie der Beredsamkeit. Jena, 1815—1828. 3 Thle. 8.

Briefe über Religion. Jena, 1826.

Neue Auswahl von Homilien und Predigten. Neustadt, 1830.

Einzelne Predigten, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

S. war einer der lichtvollsten, gelehrtesten, kräftigsten und zugleich besonnensten Vertheidiger des rationalistischen Supernaturalismus; er verband das gründlichste Wissen mit echt kirchlicher Frömmigkeit; jede seiner trefflichen Schriften liefert den Beweis dafür. Als Kanzelredner schloß er sich mit großem Erfolg Reinhard an.

Der Herbst, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens*).

### Predigt am 15. Sonntage nach Trinitatis.

Ueber 1. Petr. 1, 24. 25.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist die Verschiedenheit menschlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menschenlebens; und in der Art und Weise, wie man das Leben zu betrachten pflegt, spricht sich der menschliche Charakter aus. Dem leichtsinnigen, gedankenlosen Menschen kömmt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernste Frage aufzuwerfen, ob dieses Leben einen Werth besitze, und wo sein Ziel zu finden sei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von den Zerstreuungen der Welt gefesselt, meint er das beste Theil erwählt zu haben, wenn er seine Entschließungen und Thaten vom Augenblicke bestimmen läßt! er will an die Zukunft seines Lebens, an den Zusammenhang des Ganzen nicht erinnert, in seiner Ruhe nicht gestört, dem Schlummer der Trägheit nicht entrissen werden. Der Lebenskluge, durch gewisse Erfahrungen belehrte, aber von einer irdischen Neigung, sie habe diesen oder jenen Namen, von einer Leidenschaft beherrschte,

*) Aus Dr. Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena, 1815.

Mensch entwirft sich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zusammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber sein Streben und Sinnen ist auf das Eitle und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des sinnlichen Genusses strömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger sich Alles um und neben ihm in seine ehrsüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: desto höher schlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlassene, den das Bewußtsein böser Thaten foltert, oder der Unzufriedene und Trauernde, der sich nicht mit ächtem religiösen Sinne über vereitelte Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitle Mühe, als ein täuschendes Schattenbild, als ein bedeutungsloses Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unsre Ansicht sein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöste Jesu, Erleuchtete von seinem Geiste nennen? Oder ist es Christenpflicht und Christensinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieses Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfassen, die sich auf eine wahre, würdige Vorstellung von seinem Werthe gründet, von seiner heiligen Bestimmung für die Ewigkeit? Unfehlbar wissen wir, als Christen, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er selbst, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannigfaltige Erscheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weise und geläuterte, eine fromme und christliche Ansicht des Menschenlebens fest zu halten. Denn fürwahr, nicht blos die Schönheit der Natur mit inniger Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihrer wechselnden Gestalten, ihrer namenlosen Pracht, ist uns die irdische Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeschlossen; wir sollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie sie im Tempel der Natur mit heiligem Ernste wiederhallt; wir sollen mit gesammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unsichtbare schauen. Ernst und bedeutungsvoll erscheint uns die Natur, wenn wir auf den Geist, den ihre Werke offenbaren, auf den Zusammenhang, der aus den einzelnen Gestalten und Erscheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forschenden Geist erleuchtet und durchdringt. In ihrer ewigen Ordnung spiegelt sich das Menschenleben selbst in seiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernsten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft christlichen Betrachtung unsers Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick segensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier gesammelt sind, dort der Vollendung noch entgegenreifen, — der Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, ist nicht das Einzige und Höchste, womit uns die Natur im herbstlichen Gewande beschäftigen und ergreifen soll. Auf etwas Geistiges und Unsichtbares deutet der Herbst in diesem Hinwelken und Verschwinden, in diesem Reifen und vollendet werden, in dieser wunderbaren Mischung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben so betrachten, wie es der Christ betrachten muß. Laßt sie uns genauer in das Auge fassen. Du selbst erleuchte uns, Herr unsers Lebens, daß wir die ernste Sprache der Natur, daß wir dein Wort, Unendlicher, in deiner Schöpfung fassen und bewahren. —

## Text:

1. Petr. 1, 24. 25.

Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter Euch verkündiget ist. —

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! so rufen auch wir uns zu, wenn wir das rege, blühende Leben der Natur allmählig schwinden sehen. Und — können wir dieses Leben schwinden sehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen zu denken, ohne wehmüthig ernste, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menschenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

der Herbst als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unsere Aufmerksamkeit beschäftigen.

## I.

Vergänglich und flüchtig ist das Erdenleben; seine äußern Reize schwinden, und seiner Dauer ist ein Ziel gesetzt — dies ist das erste, woran uns die Natur im herbstlichen Gewande mahnt. Mit tausendfachen Reizen stattet der Frühling unsere Erde aus; und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenspiel entfaltet sich dem Auge; der blühende Baum streut Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden sich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvolle Worte des Erlösers zu: ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins*). Die junge Saat schießt fröhlich auf, der Herr giebt Wachsen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt sich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungsvolles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagsgestirn in seinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize der erwachenden Natur, sendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erst am späten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet ist, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbringt es seinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, wohin das Ohr sich neigt, wo sich ein menschlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten sie auf ewig fesseln, wir möchten das fliehende Jahr in seinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unsre Wünsche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltsam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natur. Schauet auf unsre Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einsamkeit, wo noch vor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wiesen ist ermattet; die Blume hat ihr Haupt gesenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume seinen Schmuck; die Sänger des Waldes verstummen, und ziehen, wunderbar geleitet, in weite Ferne hin; und mit geringerer Wärme durchdringt uns der Sonnenstrahl, mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag, mit zunehmender Eile erheben sich die dunkeln Schatten des Abends. Das Gras verdorrt, die Blume welkt.

Und du könntest sie welken sehen, ohne bei diesen Bildern der Vergänglichkeit mit sinnendem Ernste zu verweilen, ohne dir selbst zu sagen: auch meines Lebens äußere Reize schwinden, und seine Blumen welken hin? Der Lenz des Lebens ist dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohsinn, die Gesundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Sorgen und fesselnden Verhältnissen und bittern Täuschungen noch unbekannt, wandelst du mit leichtem, durch die Freude beflügelten, Schritte auf deinem Pfade hin; und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänzt im Rosenschein der Hoffnung. Freue dich dieser schönen Zeit, aber freue dich als ein Besonnener und Weiser. Wähne nicht, auf ewig zu besitzen, was einmal welken muß. Eben so schnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage schwinden, in welchen der Baum in seiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungestörte Fröhlichkeit, jene glückliche Unbekanntschaft mit drückenden Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erscheint dir ernster und bedeutender. Oft fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermattest unter des Tages Last. Aber du fühlst dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du siehst von Hoffnungen und Wünschen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdischen Verbindungen gestalten sich fester und bestimmter, und fesseln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommer deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras verdorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt sie dir an seiner Stelle? Ein Leben, dessen Gestalt noch ernster, dessen äußere Wirksamkeit beschränkter, dessen Inhalt immer reicher an lastenden Beschwerden, an sinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe dauert, desto mehr ermüdet dich dein Weg, desto einförmiger erscheint dir deine Reise, desto öfter siehst du bald diesen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube sinken, desto einsamer und stiller wird es neben dir, desto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die schwindende Röthe deines Angesichts, das erlöschende Feuer der Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regsamkeit der Sinne, du magst es mit Widerwillen oder mit Ergebung hören: der

*) Matth. 6, 29.

Herbst des Lebens ist gekommen, der Tag hat sich geneigt und es will Abend werden. —*)

Und wo der Abend gekommen, da ist die Nacht nicht fern. Die Natur im herbstlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, sie bereitet sich zum Schlummer, sie hüllt sich allmählig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verschwindet, auch die letzten Früchte füllen unsere Scheuern; bald wird der spähende Blick, wohin sich das Auge wendet, auf öde Berge, verlassene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann schallt sie feierlich und ernst, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erstarrung über, Grabesstille verbreitet sich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande schlummert die Erde ihren Todesschlaf. Und in den Schlummer sinkend ruft sie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geisterstimme, zu: auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelst, auch dich wird einst das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder spät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit sprach: der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Das Menschenleben fähret schnell dahin, als flögen wir davon.**) Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen schützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch still und schonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltsam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geist, eile mit deiner Besserung, glaube und lebe, als müßtest du noch heute scheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling ist entflohen, mit schnellem Schritte naht dein Herbst, und — wer mag dir sagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du hast schon Manchen scheiden sehen, du hast die Flüchtigkeit des Lebens an dir selbst erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbst des Lebens schon vertraut gemacht — befreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel ist nicht mehr fern.

## II.

So giebt es denn gar nichts, was dich hält und fesselt, fliehendes Menschenleben? So bist du nichts als ein bedeutungsloser Traum? So trägt der Strom des Lebens was wir besitzen und genießen, was wir in und außer uns vollbringen und gestalten, unaufhaltsam fort? Erschütternder, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, so kann nur der entscheiden, der bei den äußern Erscheinungen des Lebens stehen bleibt, nichts von dem Unsichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und schafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit besiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten sich vollenden soll; auch in dieser Hinsicht ist die Natur im herbstlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen sich zu schmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt sich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führt sie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt uns die Sonne nicht in gleicher Majestät, sie möge aus des Lenzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die schneebedeckten Fluren? Und ist es nicht der scheidende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speise und Freude unsere Scheuern füllt? Ist es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Last gebeugt der Baum die Aeste senkt, wenn schon der Sturm des Herbstes um ihn rauscht und mit dem welkenden Laube spielt? Sind es nicht die nützlichsten, die vollendetsten, die erquickendsten aller Früchte, mit denen uns der Herbst beschenkt? Sei uns willkommen und gesegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, Sterne des irdischen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geistes zerbrechliche Hülle schmückt! Das Leben hat seine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernstlich wollen, die uns kein Wechsel fliehender Jahre verkümmern oder rauben darf, die an Festigkeit und Größe und himmlischer Kraft, uns wahrhaft zu beseligen, sogar gewinnen müssen, je näher die irdische Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundsätze und Ueberzeugungen, fromme und christliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in stiller Beschäftigung des Geistes mit sich selbst, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die belohnenden Freuden des Gewissens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweise der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — sie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, sie verjüngen und vollenden sich, wenn alles Andere veraltet, sie lehren uns die Kraft der Zeit, die mächtig zerstörende, besiegen, in ihnen verschönert sich der sinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in seiner friedlichen und stillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen? Mit welcher Aufmerksamkeit vernimmt man seinen Rath! Wie überzeugend ist die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Trost, der aus dem Munde eines erfahrenen Greises kömmt! Wie fühlt man in seiner Nähe sich erhoben, wenn sein verklärter Blick auch uns mit ernsten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt, und zu heiligen Entschließungen begeistert! Wie erheitert sich sein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für seinen Wirkungskreis, früh oder spät gesäet hatte, und eine innere Stimme freundlich spricht: du hast dein Leben nicht umsonst gelebt! Welche milde Ruhe ist über sein ganzes Wesen ausgegossen! Und wie könnte dies anders sein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geistigen Bedeutung, wenn sich der Pilger auf Erden dem Ziele seiner Wallfahrt naht. Beruhigt ist der Sturm der Leidenschaft, vollendet ist der Kampf mit sinnlichem Verlangen, die Palme ist nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes ist ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt sein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und schonender, als sonst, betrachtet er die Menschenwelt; mit kindlichem Glauben schwingt er sich auf in unsichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen spricht er zu seinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, Du lässest deinen Diener in Friede fahren*), mein brechendes Auge wird den Heiland schauen. —

## III.

Aber zu dieser Freudigkeit, zu diesem Frieden Gottes, zu diesem ächten kindlichen Sinne vollendet sich das Leben nur bei dem, der mit unermüdetem Eifer nach dem Höchsten ringt. Die Beschaffenheit der höhern Jahre unsers Lebens hängt von den früheren ab. In ernster und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbstlichen Gewande an diesen großen Zusammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unsere Fluren schmückt, könnten wir die Früchte des Herbstes sammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn gestaltet, wenn sie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht stärkende Nahrung aus unsichtbarer Tiefe zugeführt, wenn der Herr der Saaten nicht wärmenden Sonnenschein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgesendet, wenn nicht menschlicher Fleiß im Schweiße des Angesichts das Land gebaut, den Samen ausgestreut, das Wachsen und Gedeihen zarter Pflanzen mit schützender Wachsamkeit gefördert hätte? Vernimm, o Mensch! so lange dir der Lenz des Lebens blüht, die warnende, die weckende, die ermunternde Stimme der Natur. Was der Mensch säet, sagt die Schrift, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer auf den Geist säet, erntet das ewige Leben**). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudenloser, an Früchten leerer, Herbst ist dir beschieden, wenn deine Jugendkraft in träger Ruhe schlummert, oder in wildem Sinnenrausch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhnest, nichts Höheres zu ahnen und zu wünschen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerksam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich bist im Kampfe mit dir selbst, damit die heitere Fröhlichkeit nicht ein gedankenloser Leichtsinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frecher Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend spottet, die Regsamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenschaft. Schaue mit nachdenkendem und stillem Ernste hin auf den bejahrten Greis, dem sich der Lebenstag so freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einsicht und Erfahrung, welche aus seinem Munde spricht — reifte sie nicht allmählich, als eine milde Frucht der stillen Einkehr bei sich selbst, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforschen, der

*) Luc. 24, 29.
**) Psalm 103, 15 ff.

*) Luc. 2, 29.
**) Gal. 6, 7 f.

unermüdeten Aufmerksamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechselungen seines Lebens, die Eindrücke, welche sein Geist empfing, die Folgen seiner Entschließungen und Thaten, die Menschen um und neben sich, den herrschenden Geist der Zeit betrachtet hatte? Die heilige Ruhe, welche aus jedem seiner Blicke strahlt — hat er sie nicht der wandellosen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernste, mit welchem er die stürmischen Regungen der Leidenschaft zu dämpfen wußte, den Werken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um sich her verbreitet hat? Und — würde sein Glauben, sein Lieben, sein Hoffen so fest, so innig, so kindlich, so beglückend für ihn selbst, so erhebend und begeisternd für seine Brüder sein, wenn er sich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an sich selbst, in ernsten Stunden, in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Christum lieb haben, besser, denn alles Wissen, sei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblick dieses Frommen das sehnliche Verlangen, daß ein so freundlicher und milder und segensvoller Herbst auch dir beschieden sei? so gehe hin, und streue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Last und Hitze gern, wo dich der Herr in seinen Weinberg ruft: und du wirst noch spät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend sind; einen Glauben wirst du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

## IV.

Unerschütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendsonne scheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unseren Tagen die Natur — *das Leben scheidet aus diesen irdischen Verhältnissen hinweg, um aufzugehen für die bessere Welt.* Warum knüpfen sich so ungesucht an die Erscheinungen des Herbstes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuversicht, die Natur wird einst erwachen von dem Schlummer, dem sie allmählig in die Arme sinkt; der entblätterte Baum wird sich mit neuen jugendlichen Reizen schmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied verklungen ist, werden zurück in unsere Fluren eilen, und einen neuen Lenz verkündigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbstlichen Gewande uns umringt, entsproßt der Erde eine neue Saat; und wir hoffen mit fröhlicher Zuversicht, sie werde im Froste des Winters nicht erstarren, sie werde einst herrlich blühen und reifen und menschlichen Fleiß belohnen. Die schlummernde Erde sammelt neue Kraft, um sich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn sie der Herr des Lebens zur Auferstehung rufen wird. In wandelloser Ordnung schreitet die Natur, nachdem sie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbste unsers Lebens mit Bangigkeit entgegen sehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unsern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zusammenhang, der in der irdischen Schöpfung Gottes herrscht, sollte nicht eine Zukunft an diese Gegenwart, ein Auferstehen an unser Sterben knüpfen? —

Nein, auch bei dem scheidenden Herbste erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernste auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klaget und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem Herrn, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch selbst und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Festigkeit des Glaubens, einen himmlischen Sinn errungen habt, der euch für bessere Welten fähig macht. Es ist das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, dessen heiligen Keim die schwindende Hülle in sich trägt; es überwindet Herbst und Winter, Tod und Grab und alle seine Schrecken.

Nein, frommer Christ, erzittern kannst du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter sein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unsterblicher Geister giebt es ein Leben, welches nie veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu diesem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu dringen, die Wonne dieses Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, diese ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu schauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöser! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüste uns selbst mit deines Geistes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbst des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag sich neigt, und meines Lebens Abend kömmt. Amen.

---

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jesum steht.*)

## Predigt am Sonntage Lätare.

Ueber Joh. 8, 42 — 45.

Im Jahre 1813 gehalten.

Dir, dem eingebornen Sohne des Allerhöchsten, dem ewigen Mittler und Versöhner, der du das heilige Recht der Kinder Gottes uns erworben hast, sei Ehre und Lob in Ewigkeit! Amen.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist unstreitig die Verschiedenheit, mit welcher menschliche Handlungen und Reden beurtheilt werden. Auffallender und größer hat sie sich nie gezeigt, als bei den Reden und Thaten Jesu, unsers Herrn, dessen letzte Schicksale in diesen stillen, feierlichen Wochen vor unserm Blicke vorübergehen. Die Reinheit und Unschuld seines Lebens, die überirdische Kraft, mit welcher er Thaten wirkte, wie sie kein Anderer gethan, die himmlische Macht der Wahrheit seines Evangeliums, verfehlte ihren Eindruck nicht. *Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens;* rief er mit hoher Begeisterung den Auserwählten Jesu zu, die sich im traulichen Kreise um ihn, den Göttlichen, versammelten, seiner himmlischen Lehre ihre Herzen öffneten, auf ihn ihr Vertrauen, ihr Streben, ihre Wünsche, ihre Hoffnung richteten. *Noch nie hat ein Mensch geredet, wie dieser Mensch, das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll, gelobet sei, der da kömmt im Namen des Herrn!* — so sprachen die Unbefangenen seiner Zeitgenossen, die es sich selbst nicht bergen und verleugnen konnten, daß sie sich inniger, als je, ergriffen fühlten. Wenn Jesus redete: so ergoß sich das Gefühl der Freude, der Bewunderung, der Dankbarkeit und Liebe in jenen Schaaren, die ihm folgten, in lauten Jubel, in allgemeine Verherrlichung des Herrn. Aber je lauter die Bewunderung seiner Thaten, je mächtiger der Einfluß seiner Lehre ward; desto mehr verdoppelte und waffnete sich der Haß der Pharisäer, der Haß der Schriftgelehrten und jüdischen Priester jener Zeit, gegen die göttliche Wahrheit und den, der sie verkündigte; desto eifriger waren sie bemüht, seinen Charakter zu verleumden, seine Belehrungen zu verspotten, seine Wunder zu lästern, sein Ansehn zu vernichten, seine Anhänger umzustimmen und gegen ihn zu empören; desto emsiger sannen sie auf Mittel und Gelegenheiten, ihm seine Wirksamkeit, seine Freiheit, sein irdisches Dasein zu entreißen.

Können wir es leugnen, meine Zuhörer, das Jesus auch in unserm Zeitalter auf eine sehr verschiedene Art beurtheilt wird? In den Hallen unserer Tempel wird es laut verkündigt, daß er der Sohn des Ewigen, der Heiland der Welt, der wahre, einzige Mittler und Erlöser sei; auf den Flügeln der Andacht schwingt sich das Lied zu ihm empor; an seinem Altar wird uns dargereicht, was uns zur unsichtbaren, seligen Gemeinschaft mit ihm, dem Göttlichen, erheben soll; und in den Herzen frommer Christen lebt Jesus immerdar. Aber — welch eine traurige Erscheinung! — auch Frevler haben sich erhoben, denen die heilige Geschichte, die himmlische Lehre Jesu, unsers Herrn, eine bequeme Veranlassung zu faden Spöttereien bot, weil sie nicht fähig sind, das Heilige zu fassen, weil ihr Mund, ihr Herz, ihr Wandel Alles entheiligt und entweiht; auch gehässige Gegner Jesu sind hervorgetreten, und haben ihn verlästert, in dessen Munde kein Betrug gefunden ward; und Leichtsinnige wandeln dahin, in ihres Herzens eitlem Sinne, die zwar nicht spotten, nicht lästern, aber auch nichts für Jesum fühlen mögen. Dieser Kaltsinn gegen den Erlöser, der sich in unsern Tagen so weit verbreitet hat, läßt es auch nicht an Entschuldigungen fehlen. Man sucht ihn nicht selten durch die Erklärung zu beschönigen, daß man im Allgemeinen religiösen Sinn behaupten, zu dem Höchsten beten, die Gottheit lieben und verehren könne, ohne sich an Jesum und sein Wort zu halten, ohne *christlich*-religiös zu sein. Und in der That, meine Zuhörer, scheinbar ist dieser Einwurf allerdings. Wer möchte ohne Ungerechtigkeit behaupten, daß unter Allen, die auf Erden lebten, ohne mit Jesu und seinem Evangelio bekannt zu werden, kein religiöses Herz gewesen sei? Aber wir, denen die heilsame Gnade Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn, erschienen, denen es vergönnt ist, in der Schrift zu forschen, hier zu erkennen, was er, der Göttliche, verkündigt, was er für uns gethan, gewirkt, geduldet

*) Aus Dr. Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena 1815.

hat, hier seine Herrlichkeit zu schauen, die Herrlichkeit des Eingebornen Gottes — wir, die wir uns Christen nennen, können unmöglich jenem Wahne huldigen. Wer einmal vernommen hat das Wort des ewigen Lebens, wer mit der heiligen Geschichte dessen, in dem wir Leben und volle Genüge haben, nur etwas vertraut geworden ist, — wenn er sich selbst nicht widersprechen, seine Einsicht nicht verleugnen, nicht trennen will, was unauflösbar ist, — der sage nicht: ich liebe Gott, — wenn er in seinem Innern nichts für Jesum fühlt. Denn eine wahre, ächte, kindliche Liebe Gottes steht mit der Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, in dem genauesten Zusammenhange. Diesen Gedanken näher zu entwickeln, fordern uns die Worte unsers Textes auf.

## Text:

### Joh. 8, 42 — 45.

„Jesus sprach zu ihnen: wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott. Denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt. Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Denn ihr könnet ja meine Worte nicht hören. Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach euers Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbige ist ein Mörder vom Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen. Ich aber, weil ich die Wahrheit sage, so glaubet ihr mir nicht."

Von stolzer Selbstgefälligkeit verblendet, nannten sich die Juden, zu denen Jesus in den Worten unsers Textes spricht, Kinder Gottes und ein Volk des Herrn, indem sie, als die Nachkommen des frommen Abraham, auf die Gnade des Herrn das erste Recht zu haben meinten. Sie nannten sich Kinder Gottes, ohne Gott mit ächtem, kindlichen Sinne zu verehren. Wie wenig es ihnen am Herzen lag, den Willen Gottes ernstlich zu erfüllen, zeigten sie vorzüglich durch die Verachtung und den undankbaren Haß, mit welchem sie Jesum und sein Evangelium behandelten. Voll edler Wahrheitsliebe ruft ihnen Jesus zu: wäre Gott euer Vater, verehrtet ihr Gott mit ächtem Kindessinne, könntet ihr euch mit vollem Rechte Kinder Gottes nennen; so liebtet ihr mich! Laßt uns den Ausspruch des Erlösers näher in Erwägung ziehen!

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jesum steht, möge unser Nachdenken jetzt beschäftigen.

Laßt uns zuvörderst die Natur und Gründe dieser Verbindung näher in das Auge fassen, so wird sich dann mit leichter Mühe zeigen lassen, wie fruchtbar und wichtig diese Betrachtung sei.

## I.

Gott als Vater lieben, meine Zuhörer, umfaßt unendlich mehr, als sich der irdisch gesinnte Mensch dabei zu denken pflegt. Es umfaßt in der That weit mehr, als mit dem Munde laut bekennen, daß Gott unser Vater, Herr und Richter sei; mehr, als eine flüchtige Rührung bei dem Gedanken an Gott empfinden, die, ohne tiefen Eindruck, ohne wohlthätige Wirksamkeit auf Herz und Leben, schnell vorüber eilt; mehr, als heilige Gebräuche der Andacht und Verehrung Gottes aus Gewohnheit feiern. Nein, von einem immer regen, immer lebendigen Bewußtsein der heiligen Verhältnisse, in denen wir zu Gott, dem Schöpfer des Lebens, dem Geber alles Guten, dem Herrn und Richter aller Lebenden und Todten stehen, ganz durchdrungen werden; kein höheres Gut, kein schöneres Ziel unserer Bestrebungen und Wünsche, als Gott und seinen Himmel, kennen; von heiliger Freude sich ergriffen fühlen, wo uns Gottes Größe, Gottes Anstalt, Gottes Wille kund und fühlbar wird; — dies heißt: die Gottheit lieben. Und hat sie tief gewurzelt, diese Liebe, so betet man von Herzen, so stimmt man mit ganzer Seele in die Lobgesänge ein, durch welche Gott in seinem Tempel laut verherrlicht wird, so findet man, wie Jesus, darin seine Speise, daß man den Willen Gottes thut. Nicht ohne Grund behaupten wir: wer Gott als Vater liebt, muß sich von ähnlichen Gesinnungen und Empfindungen und Neigungen für Jesum tief durchdrungen fühlen, er muß auch Jesum lieben und verehren, ihn, der mit Gott in der genauesten Verbindung steht, ihn, das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes, ihn, der vom Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollbringen, ihn, der uns mit Gott versöhnte und befreundete.

Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! rief der feurige Zeuge der Wahrheit, Simon Petrus, in hoher Begeisterung aus, da Jesus seine Auserwählten fragte, ob auch sie sich von ihm trennen wollten, wie jene, die nicht mehr mit ihm wandelten. Und überall, wohin wir nur den Blick in unseren heiligen Schriften wenden, hallt uns das Wort des Lebens, das bedeutungsvolle Wort, entgegen: Christus ist Gottes Sohn, er steht mit Gott in einer höhern, einzigen Verbindung! An den Gottes-Sohn zu glauben, fordern uns allenthalben seine Schüler auf; von ihm, dem Sohne Gottes, verheißen sie den Christen Gnade und Heil und ewigen Frieden des Geistes; dem, der da glaubt, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn, verkündigt die Schrift, er werde die Welt überwinden.*) Und kündigt sich nicht Jesus selbst, er, dessen reiner, heiliger Sinn für Wahrheit und für Recht aus jedem seiner Worte, aus jeder seiner Thaten spricht, und uns auf das dringendste ermuntert, auch dem zu glauben, was er von sich selbst erklärt, — kündigt er sich nicht selbst als Sohn des Höchsten an? Hören wir nicht aus seinem eignen Munde die Versicherung: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab; wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben?**) Daß aber dieser Ausdruck nicht bloß die allgemeine Verbindung umfasse und bezeichne, welche uns Alle, als Kinder, als Geschöpfe Gottes, mit ihm, dem Ewigen, verknüpft; daß es ein ungleich höheres, ein ganz vorzüglich heiliges Verhältniß sei, in welchem Jesus, unser Herr, mit Gott dem Vater stehe, über menschliche Weisheit und Wissenschaft erhaben, — dies bezeugt, was uns die Schrift von ihm, dem Sohne Gottes, von seiner unmittelbaren Abkunft aus dem Himmel, von seiner göttlichen Natur und Würde, sagt, dies bezeichnet jenes bedeutungsvolle Wort: er ist der Eingeborne Gottes, darauf führen uns die eigenen Worte des Erlösers, wenn er sich Eins mit dem Vater nennt, wenn er die Liebe preist, mit welcher ihn der Vater liebte, ehe denn die Welt gegründet ward, wenn er von sich selbst erklärt: Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren***). Und wir, meine Zuhörer, an welche der Ruf des Evangeliums nicht als ein neues, unbekanntes Wort ergeht, wir könnten behaupten, Liebe gegen Gott und Kaltsinn gegen Jesum, den Eingebornen Gottes, lasse sich vereinigen? Wir wollten uns rühmen, Gott wahrhaftig zu verehren, wenn unser Herz dem Sohne Gottes, der es in einem höhern Sinne, als wir Alle, ist, kein Opfer der Verehrung zollt? Wir sollten nicht einstimmen in die Worte des Apostels: wer nun bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott? †)

Und fürwahr! in dieser höhern, heiligen Verbindung, in welcher Jesus mit Gott als Vater steht, ist er zugleich das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes. Mit vollem Rechte, meine Zuhörer, achten wir uns selbst als Wesen, die der Unendliche nach seinem Bilde schuf. Denn wo Vernunft und Freiheit, wo eine heilige Kraft, das Wahre zu erkennen, das Rechte zu finden, das Gute zu vollbringen, wirkt: da lebet und waltet etwas Göttliches. Aber wer unter allen Sterblichen, die jemals auf der Erde wandelten, hat ihn erreicht, der nicht, dem gewöhnlichen Menschen gleich, von Täuschungen geblendet, von der Sinnlichkeit gefesselt, von Leidenschaften überwunden ward, der von göttlichen Dingen mit göttlichem Sinne redete, was vor ihm kein Weiser auf der Erde, kein Forscher der Schrift verkündigt hatte, der sich mit stets geschäftiger Hülfe, mit immer erquickendem Troste, der bedrängten Menschheit als ein Retter nahete, wie des Höchsten unendliche Liebe im Wohlthun unerschöpflich ist, der, seiner Reinheit sich bewußt, mit gegründetem, mit ganz entschiedenem Rechte sagen durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen?††) Ihr rühmet euch fürwahr umsonst, ihr liebtet Gott, wenn der Gedanke an Jesum, das heiligste Ebenbild des unsichtbaren Gottes, auf euere Herzen keinen Eindruck macht. Ist es wahr, daß die unendliche Macht und Größe Gottes mit staunender Ehrfurcht, seine väterliche Huld mit kindlicher Dankbarkeit und Liebe, die Heiligkeit und Güte seines Willens mit frommem, heiligen Verlangen nach ihm, dem Urquell alles Guten, euer Herz erfülle und begeistere: so muß sich eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum in euerem Innern regen, wie sie dem frommen Christen ziemt, eine heilige Sehnsucht nach dem Herrn. Denn er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort.

Und er ist vom Vater ausgegangen, sein Werk auf Erden zu vollbringen. Wäre Gott euer

*) 1 Joh. 5, 4 f.
**) Joh. 3, 16, 36.
***) Matth. 11, 27.
†) 1 Joh. 4, 15.
††) Joh. 8, 46.

Vater — so erklärte sich Jesus selbst in unserem Texte — so liebetet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott, denn ich bin nicht von mir selber kommen, sondern er hat mich gesandt. Und mit welcher Wahrheitsliebe, mit welcher heiligen Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, mit welcher edlen Freimüthigkeit rief Jesus seinen Zeitgenossen zu: meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesendet hat! die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst, und der Vater, der in mir wohnt, derselbige thut die Werke!*) Mit welchem freudigen Bewußtsein betet er zu Gott: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, das ich thun sollte!**) Und in der That, es bedarf nicht künstlicher Reden, nicht tief verborgener Beweise, um von der höhern Sendung Jesu überzeugt zu werden. Höre sein Wort des Lebens, sein Evangelium, mit unbefangenem Sinne! es wird dich mächtig ergreifen und unwiderstehlich überzeugen: hier wehet Gottes Geist! Gedenke der mächtigen Thaten, die er mit heiligem Sinne vollbrachte, wenn er Bekümmerte tröstete, Leidenden half, Todte in das Leben rief; sie verkünden es laut: in ihm und mit ihm wirkte Gott! Schaue auf ihn, den Ueberwinder des Grabes und des Todes, und du kannst es nicht bezweifeln: er hat sich durch Gottes Kraft den Fesseln des Grabes entschwungen! Bist du nicht mit dir selbst im Widerspruch, wenn du behauptest, der Name Gottes sei dir heilig, wenn du von Liebe Gottes, von kindlich frommen Empfindungen gegen ihn, den Geber alles Guten, sprichst; und dem Gesandten Gottes keine Liebe, keine Dankbarkeit und Ehrfurcht weihst? Widerstrebst du nicht dem ewigen Rathschluß Gottes, empörst du dich nicht gegen seinen Willen, verachtest du nicht mit stolzer Selbstvermessenheit die heilige Anstalt Gottes, die er zu deinem Heile getroffen hat: wenn du dich nicht zu ihm mit ganzer Seele wendest, den Gott selbst für seinen Auserwählten laut erklärt, den er zum Heiland der Welt erkoren hat? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesendet hat.***)

Und was vollendete der Gottes-Sohn auf Erden? War es nicht das Heiligste und Höchste, das Eine Nothwendige, worauf der Menschheit ewiges Heil beruht? Hat er uns nicht mit Gott befreundet und versöhnt? Ohne die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes, welche allein zum wahren Heile führt, einem eiteln Götzendienste fröhnend, und mit ihm traurigen Verirrungen des Verstandes, verkehrten Neigungen des Herzens, empörenden Lastern Preis gegeben, lebten die Völker dahin, ehe der Heiland der Welt erschien; nur wenige ahneten das Wahre; die Bekenner des mosaischen Gesetzes gefielen sich zum Theil, von thörichtem Stolz befangen, in ihren äußeren Werken des Gesetzes, in Büßungen des Körpers, in ihrer Abstammung von Abraham, und wähnten umsonst, das glänzende Gepränge ihrer Opfer vertilge ihre Schuld; mit inniger Sehnsucht schaueten die Besseren ihres Volks umher nach jenem Troste, jenem Frieden, jener Hoffnung, welche allein aus kindlichem Vertrauen auf die ewige Gnade Gottes, aus wahrer Demuth und Besserung des Herzens kommt. Da erschien die heilsame Gnade Gottes allen Menschen; da sendete er den ewigen Mittler, Christus, daß er die Welt mit sich versöhnen möchte; da traten, durch seinen Kreuzestod entsündigt, der Gnade des Herrn gewürdigt, der Tugend geweiht, zum ewigen Heile berufen — da traten sie herzu zum heiligen Volke Gottes, die vorher in Sünden erstorben, in Zwietracht mit sich selbst, entfremdet von Gott und seinem Himmel waren; die Welt befreundete sich mit Gott, die Erde mit dem Himmel. Wohlan! Wer von wahrer kindlicher Liebe und Verehrung Gottes spricht; wer in dem erhebenden Glauben: wir leben, weben und sind in Gott — das höchste Glück des Daseins findet; wem die Freundschaft mit dem Ewigen heiliger, als Alles, ist: der bekenne es laut, daß er sich auf das Heiligste verpflichtet fühle, auch ihn mit kindlicher Liebe zu umfassen, durch den wir freien Zutritt zu dem Vater haben; der weihe ihm frommen Dank, verherrliche seinen Namen, bezeuge es laut und freudig, daß er Christo angehöre, daß Christus in ihm lebe, und er in ihm!

## II.

Von einer wahren, ächten, kindlichen Liebe Gottes läßt sich die Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, unmöglich trennen. Nicht ohne Grund nannte ich diese Ansicht wichtig. Denn sie zeigt es klar und unwidersprechlich, wie tadelnswerth der Kaltsinn gegen den Erlöser sei, der sich unter uns so weit verbreitet hat, und verpflichtet uns zur ernstlichen Prüfung unserer selbst.

Warum giebt es so Viele unter uns, die sich Christen nennen, und nichts weniger, als Christen, sind? Warum regt sich nicht mehr jene Wärme, jene hohe Begeisterung vergangener Zeiten für Jesum und sein Evangelium? Warum hört man so viele Christen unserer Tage entweder nie von Jesu, dem Erlöser, sprechen, oder mit einer Gleichgültigkeit und Kälte reden, wie man von unbedeutenden, von ganz gewöhnlichen, von längst vergangenen Dingen spricht? Warum verachten sie den Tempel, meiden das Gedächtnißmahl des Herrn, fliehen den Anblick seines Kreuzes? Sie sind abgefallen von der Liebe Gottes und wandeln dahin in einem verkehrten Sinn; sie sind erstorben für das Heilige, sie haben keinen ächten religiösen Sinn. Umsonst seid ihr bemüht, Verächter Jesu, laue Christen, euern Kaltsinn zu beschönigen! Umsonst behauptet ihr in eurem Wahne: wir, lieber Gott, wir halten auf Frömmigkeit, wir sind religiös nach unserer Art! Entweder ihr täuschet euch selbst, ihr versteht euere eigenen Gedanken, Bestrebungen und Gefühle nicht; oder ihr suchet die Welt zu täuschen. Wäre es euch ein Ernst mit euerer Liebe Gottes, fürwahr! ihr müßtet auch den eingebornen Sohn des Ewigen mit kindlicher Liebe und heiliger Ehrfurcht nennen, und seinen Namen vor der Welt verherrlichen! Wäre euer Herz vom heiligen Gefühl der Majestät und Größe, der Alles umfassenden Liebe, der Heiligkeit und Weisheit Gottes, innig durchdrungen und bewegt: ihr müßtet auch ihn verehren, den Abglanz seiner Herrlichkeit! Beseelte euch wirklich jene Demuth, die von der wahren Liebe Gottes unzertrennlich ist, die mit frommer Aufmerksamkeit auf Alles achtet, was sich als heiliger Wille Gottes, als Anstalt und Beschluß des Ewigen, dem Menschen offenbart, die es ernstlich empfindet und erwägt, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft vermöge, wenn ihm nicht Hülfe und Heil von oben kömmt: ihr würdet zu ihm, der von dem Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollenden, mit ehrfurchtsvollem Herzen, mit Liebe und Vertrauen, mit heiliger Sehnsucht fliehen! Fühltet ihr euch lebendig und innig überzeugt, daß es nichts Höheres, nichts Wünschenswertheres gäbe, als ein Leben in Gott und Freundschaft mit dem Ewigen: ihr müßtet euer wahres Heil bei Jesu suchen, der uns mit Gott versöhnte und befreundete! Wendet euch ernstlich zu Gott, ihr werdet euch auch zu Christo wenden. Werdet ächt religiöse Menschen, ihr werdet auch ächte Christen sein.

Es ist unleugbar, meine Zuhörer, der Kaltsinn gegen Jesum zeugt unwidersprechlich von Kälte gegen Gott, von Mangel an wahrem religiösen Sinn. So laßt uns unser eigenes Herz mit strengem Ernste prüfen! Denn in der That, unser Verhalten gegen Jesum bewährt es auf das Deutlichste, wie es mit unserer Liebe Gottes steht. Es sind die Grundsätze, die Urtheile, die Aeußerungen, die Gesinnungen und Gefühle, welche sich auf Jesum und sein Wort beziehen, in denen sich der fromme Sinn überhaupt, der religiöse Eifer spiegelt. Ist es vielleicht der herrschende Geist der Zeit, der dich zur Gleichgültigkeit und Kälte gegen Jesum stimmt? Ist es die Furcht, dich von der Mode zu entfernen, was dich zurückhält, laut und freudig zu bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters? Hältst du dich darum zu den lauen Christen, weil ihr leichtsinniger Ton da, wo du lebst, verbreitet, ihre Zahl die größere, ihre Art zu denken die beliebte ist? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß ihm die wahre Liebe Gottes etwas Fremdes sei, daß er das Irdische und Weltliche höher achte, als Gott und seinen Willen, daß er die eitele, die vergängliche, die trügliche Ehre bei den Menschen suche, und nicht den ewigen Ruhm bei Gott. Achtest du darum nicht auf Jesum, weil seine Lehre deinen Vorurtheilen widerspricht, deine verkehrten Neigungen tadelt, deine Lieblingsfehler rügt, und mit heiligem Ernste auf Besserung des Lebens dringt? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß sein Herz dem Leben aus Gott entfremdet, daß es ein bloßer Schein und leere Täuschung sei, wenn er sich rühmt, er liebe Gott. Sprichst du den Namen Jesu darum ohne Wärme, ohne Antheil deines Herzens aus, weil du bei deiner Vernunft die Lehre der Offenbarung, bei deiner eigenen Kraft die Hülfe Jesu, bei deinem Verdienste den erquickenden Trost des versöhnenden Todes Jesu für entbehrlich hältst? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß er zu stolz sei, seine Unwürdigkeit vor Gott zu fühlen, daß er nicht mit heiliger Ehrfurcht auf die Stimme Gottes achtet, daß ihm der ächte kindliche Sinn, die wahre Liebe Gottes, fehlt. Mögen sie vor sich selbst erschrecken, denen ihr Herz kein besseres Zeugniß giebt; mögen sie innig und lebendig fühlen, daß es so nicht bleiben könne, wenn ihnen Eintracht mit sich selbst und wahrer Friede werden soll; mögen sie mit verdoppeltem Eifer das Eine, was Noth ist, suchen, und in der Liebe Gottes, in der

*) Joh. 7, 16.
**) Joh. 17, 4.
***) Joh. 5, 23.

Gnade Jesu Christi, in der Gemeinschaft seines Geistes den Segen finden, den die Welt nicht giebt!

Du freuest dich, frommer Christ, wenn dir ein heiliges Bewußtsein sagt, daß fromme Ehrfurcht gegen den Eingebornen Gottes, daß Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum dein ganzes Herz erfüllt. Deine Freude ist heilig und gerecht; deine Gesinnungen und Gefühle gegen Jesum bezeugen es deinem Geiste, daß du das wahre Leben, das Leben in Gott, gefunden hast. So halte denn fest, was du gefunden, was du errungen hast im Glauben; überwinde die Welt, wenn sie deinem Himmel dich entfremden, wenn sie dich bereden will, nach dem allein zu trachten, was eitel und irdisch und vergänglich ist; kämpfe den edlen Kampf, vollende deinen Lauf, bewahre den Glauben unerschütterlich! Dann stehest du fest im Sturme der Zeit. Wenn der blutige Kampf der Nationen naht, wenn Alles wankt, und der verheerende Tod die bittersten Opfer fordert: aus deinem Innern weicht der Gottesfriede nicht. Denn weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Hohes noch Tiefes mag dich scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn. Amen.

## Justus Georg Schottelius

ward am 23. Juni 1612 zu Eimbeck im Hannoverschen geboren, ging — bei dürftiger Lage seiner Verwandten kaum den Studien gerettet — 1627 auf das lutherische Gymnasium zu Hildesheim und von dort 1630 auf das Gymnasium zu Hamburg. 1634 bezog er die Universität Gröningen und darauf Leiden. 1638 beschloß er, nachdem er auch Leipzig auf kurze Zeit besucht und das Conrectorat in Eimbeck ausgeschlagen hatte, seine Studien in Wittenberg, ward darauf Prinzenerzieher zu Braunschweig und 1642 zum Hofgerichtsassessor, 1645 zum Consistorialrath in Wolfenbüttel ernannt. 1646 erhielt er die Anstellung als Rath im Fürstenthum Dannenberg; blieb aber zugleich seinen früheren Aemtern getreu. In demselben Jahre ernannte ihn Helmstädt zum Doctor der Rechte, so wie der Blumenorden zu seinem Mitgliede unter dem Namen Fontano. In die fruchtbringende Gesellschaft war er schon 1642 mit dem Namen „der Suchende" eingetreten. Er starb als wirklicher Hof-Consistorial- und Kammerrath, auch Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel den 25. Oct. 1676.

Er schrieb:

Der Nymphe Germania Todtenklage. Braunschweig, 1640.

Deutsche Sprachkunst. Braunschweig, 1641; neu: 1651.

Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache in 5 Büchern. Braunschweig, 1663. Vergl. Müllers Bibliothek, Bd. 9.

S. zeichnete sich zu jener Zeit durch seine sprachlichen Forschungen sehr vortheilhaft aus, obwohl er sich nicht ganz frei von dem Einflusse des Lateinischen in seinem Styl zu erhalten wußte. Seine poetischen Leistungen offenbaren echte Vaterlandsliebe, Wärme, tiefes Gefühl und Herrschaft über Sprache und Form, namentlich hat seine Elegie, Germaniens Todtenklage, sehr gelungene Stellen.

### Die Jahreszeiten.

Wenn beginnt des Frühlings Schein,
Was beliebt er uns zu weih'n? —
Blümelein.

Nach des Frühlings Licht und Born,
Was ergeußt des Sommers Horn? —
Heu und Korn.

Tritt der reiche Herbst dann ein,
Was pflegt sein Geschenk zu sein? —
Obst und Wein.

Kommt der Winter, greis und weiß,
Was gewinnt der Erdenkreis? —
Schnee und Eis.

Heu und Korn und Blümelein,
Schnee und Eis und Obst und Wein,
Geben, schaffen, schenken voll
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Jedes, wie es mag und soll.

Frühling erneut, Sommer erfreut,
Herbst bereicht, Winter schleicht;
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbst erfüllt, Winter hüllt.

Darum, Freunde, seid bereit,
Recht zu loben allezeit
Frühling, Sommer, Herbst und Winter!
Zeit giebt Ehre, Zeit giebt Rath,
Zeit giebt Künste, Zeit giebt That.

## Nicolaus Schradie, s. Meistersänger.

## Johann Christian Daniel von Schreber

ward am 17. Januar 1739 zu Weißensee in Thüringen geboren, studirte Medicin, war vor seiner Berufung nach Erlangen ordentlicher Arzt des Pädagogiums zu Bützow, darauf Secretär der öconomischen Gesellschaft zu Leipzig und lebte endlich als Doctor der Philosophie und Medicin, ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Oeconomie, Oberaufseher des botanischen Gartens und Naturalienkabinets, sowie als königlich preuß. geheimer Hofrath, kaiserlicher Rath und Leibarzt, Hofpfalzgraf und Präsident der kaiserlichen Academie der Naturforscher zu Erlangen, woselbst er am 10. December 1810 gestorben ist.

Botanisch-öconomische Abhandlungen vom Grasbau. Halle, 1763.

Beschreibung der Gräser. Leipzig, 1766 — 73. 2 Thle. Fol.

Beschreibung der Quecke. Leipzig, 1773.

Sammlung wichtiger und zuverlässiger Abhandlungen säugender oder vierfüßiger Thiere mit Erklärungen. Erlangen, 1774—1806. 64 Hfte. (fortgesetzt von G. A. Goldfuß).

Gab heraus den „Naturforscher" seit 1780, von Stück 14—30. 1804.

S. war einer der Ersten, welche die Naturwissenschaften allgemein zugänglich zu machen und mit Geschmack und Eleganz zu behandeln verstanden.

# Aloys Wilhelm Schreiber,

den 12. October 1765 (nach Anderen 1763) zu Kappel in Baden geboren, studirte in Freiburg und wurde schon 1784 als Professor der Aesthetik am Gymnasium zu Baden angestellt. 1788 nahm er eine Erzieherstelle bei dem Burggrafen von Westfalen zu Mainz an, kehrte aber 1799 an die in ein Lyceum umgewandelte Schule von Baden zurück. 1805 wurde er als Professor der Aesthetik nach Heidelberg berufen, fand bei J. J. Voß liebevolle Aufnahme und in dessen Sohne, Heinrich, einen vertrauten Freund. Doch mußte er auch den Schaden dieser, in Verspottung der damals aufwuchernden mystischen Poesie sehr heitern Vossischen Gesellschaften in mancherlei Anfeindungen tragen, die Heidelbergs Professoren, immer mehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Dieser Quälereien müde, hielt er um die seit Posselt's Tode offene Stelle eines badischen Historiographen an, die ihm 1813 zu Theil ward. Nach 13jährigem höchst verdienstvollen Wirken in Karlsruhe wurde er unerwartet auf Befehl des Großherzogs Ludwig pensionirt. Er zog nach Baden, seinem Lieblingsaufenthalt, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold auch wieder, wie sonst in der Residenz, — namentlich von Fremden besuchte — ästhetische Vorlesungen hielt und als Doctor der Philosophie und großherzoglich badischer Hofrath in geistesfrischem Alter lebt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Heidelberg, 1811.

Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen. Karlsruhe, 1815.

Baden mit seinen Bädern und Umgebungen. Karlsruhe, 1805; 6te Aufl. 1838.

Lehrbuch der Aesthetik. Heidelberg, 1809.

Geschichte und Beschreibung Heidelbergs und seiner Umgebungen. Heidelberg, 1811.

Anleitung, den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, das Murgthal, Neckarthal und den Odenwald zu bereisen. Heidelberg, 1812; 4te Aufl. 1836.

Eichenblätter. Heidelberg, 1814.

Herbstrosen. Karlsruhe, 1816.

Poetische Werke. Tübingen, 1817—18., 3 Bde.

Deutschland und die Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. Karlsruhe, 1824. 4 Hefte.

Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2te Aufl., Heidelberg, 1829.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen, neue Sammlung. Heidelberg, 1839.

Cactusblüthen. Erzählungen und Novellen. Stuttgart, 1838. 2 Bde.

Novellen. Karlsruhe, 1839. 2 Bde.

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen, von 1816 bis jetzt.

Dramaturgische Blätter. Frankf., 1788—89. 6 Bde.

Theaterstücke. Frankfurt, 1789.

Rhapsodien. Frankfurt, 1790.

Dramatische Gemälde. Wien, 1791.

Scenen aus Fausts Leben. Offenbach, 1792.

Der Waldbruder im Eichthal. Offenbach, 1794.

Wollmar. Bremen, 1793.

Die Verschwörung gegen Venedig. Bremen, 1794.

Visionen. Bremen, 1795.

Romantische Erzählungen. Frankf., 1795. 2 Thle.

Myrthen- und Cypressenkränze. Stuttgart, 1820. 2 Theile.

Reiches Wissen, feiner Geschmack, Wärme und Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung verleihen seinen Leistungen nicht geringen Werth und erwarben ihm die Neigung vieler Leser. Sehr glücklich ist er in der Behandlung kleinerer historischer Stoffe und Sagen, und am bekanntesten durch seine trefflichen topographischen Darstellungen.

---

## Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es sieh'n zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme,
Die zieh'n da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: „Nur still, ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haiderose,
Die steckte sie in's Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh' ich sie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging' alsbald zu ihr.

---

## Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge,
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
„Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!"

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst.
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst.""

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge;
Der Gram das Herz ihm frißt, —
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

## Christian Schreiber,

am 15. April 1781 zu Eisenach geboren, studirte Theologie und lebt als Doctor der Philosophie, großherzoglich sachsen-weimarischer Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintnedent der Diöcesen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld.

Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft, Nachbildung der Offenb. Johannes. Naumburg, 1802.

Harmonia, Gedicht. Leipzig, 1803.

Gedichte. Berlin, 1806.

Kleine Schriften. Berlin, 1808.

Alexander in Indien, Tragödie nach Racine. Berlin, 1809.

Religion, Gedicht in 2 Gesängen. Gotha, 1813.

Christliches Liederbuch. Eisenach, 1816; 2. Aufl. 1822.

Predigten, Homilien und geistliche Reden. Eisenach, 1816.

(Mit Veillodter und W. Hennings) Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche im Jahre 1817. Gotha, 1819. 2 Thle. 4.

S. ist einer der wenigen deutschen Lyriker, welche sich Schiller zum Vorbilde nahmen, und man kann von ihm mit Recht sagen, daß er sich ihm unter Allen am meisten genähert habe. Tiefe des Gefühls, reiche Phantasie, Adel der Gesinnung und seltener Wohlklang der Sprache, sowie vollkommene Herrschaft über die Form, verleihen seinen Poesieen einen bleibenden Werth. Nicht minder ausgezeichnet ist er als Kanzelredner.

## Joseph Schreyvogel,

(als Dichter Thomas oder Karl August West), ist im Jahre 1768 zu Wien geboren, studirte zu Wien und Jena und wirkte zuletzt — auch kurze Zeit einmal Vorsteher eines Kunst- und Industriecomptoirs — als kaiserl. königl. Hofsecretär und Dramaturg bei den k. k. Hoftheatern seiner Vaterstadt. 1832 mit Pension entlassen, starb er 1833 daselbst an der Cholera.

Gesammelte Schriften, erste Abtheil.: Bilder aus dem Leben. 2 Thle.

2. Abtheil.: Kritische und satirische Streifzüge. Braunschweig, 1829. 2 Thle. 12.

Erster Akt des Trauerspiels Abesinda, in Lambert's Taschenbuch, Jahrgang 3.

Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre. Trauerspiel in 5 Aufz. nach Calderon's Don Gutierre. Wien, 1834.

Das Leben ein Traum, von Calderon, übersetzt. Wien, 1820. 3. Ausg.

Donna Diana, von Moreto, übers.

Die Wittwe, Schauspiel.

Die Gleichgiltigen, Schauspiel.

Das Taschenbuch: Aglaja, seit 1819. Wien.

Einzelne Aufsätze in Taschenbüchern und Journalen u. s. w.

Ein feines, reich durchgebildetes Talent war S. besonders glücklich in der Bearbeitung ausländischer Theaterstücke. Als Erzähler zeichnete er sich durch anmuthige Darstellung, gute Charakterschilderung und glückliche Erfindung, sowie durch feinen, treffenden Witz eben so vortheilhaft aus; vor Allem gelangen ihm Darstellungen des bürgerlichen Stilllebens.

## Johann Matthias Schröckh,

am 26. Juli 1733 zu Wien geboren, kam mit 15 Jahren auf die Preßburger Schule. Der Anblick der mannigfachen Bedrückungen seiner protestantischen Glaubensgenossen daselbst trieb den Jüngling, Prediger zu werden; er ließ nicht nach mit Bitten, bis sein Vater den für das Comptoir Bestimmten 1750 auf die damals berühmte Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg sandte. Seit 1752 studirte er in Göttingen, aber schon 1754 durch seinen Oheim, den Professor Bel für die akademische Laufbahn gewonnen und in mancherlei Weise gelehrt beschäftigt, trat er in Leipzig als Docent mit entschiedenem Glücke auf. Eine außerordentliche Professur, die ihm 1762 daselbst angeboten ward, lehnte er ab und siedelte sich 1767 als Professor der Poesie in Wittenberg an. Doch zog ihn seine innere Neigung immer mehr zur Geschichte hin, deren Lehrstuhl er endlich im Jahre 1775 erhielt und zum großen Gewinne seiner zahlreichen Zuhörer viele Jahre lang ehrenvoll behauptete. An seinem 76. Geburtstage durch einen unglücklichen Fall von einer Bibliothekleiter gefährlich verletzt, gab er am 1. August 1808 seinen Geist auf.

Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Leipzig, 1764—69, 3 Thle. N. Ausg. 1790. 2 Thle.

Weltgeschichte für Kinder. Leipzig, 1779—84. 6 Bde.

Allgemeine Biographie. Berlin, 1767—91. 8 Bde.

Guthrie's und Gray's allgemeine Weltgeschichte. Herausgegeben 1770—76.

Christliche Kirchengeschichte. Leipzig, 1768—1803. 35 Bde.; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825.

Kirchengeschichte seit der Reformation. Leipzig, 1804—1822. 10 Bde.; vom 9. Bande an von Tzschirner fortgesetzt.

Sein Leben, von Tzschirner. Leipzig, 1812.

Bouterweck urtheilt sehr treffend über ihn (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. 11. S. 324): S. ist weder ein großer Pragmatiker noch ein Muster in der Darstellungskunst. Sein Verstand drang nicht tief in den Zusammenhang der Begebenheiten ein; aus seinen Charaktergemälden spricht nur eine oberflächliche Menschenkenntniß und sein Styl ist weder malerisch noch prägnant. Aber er war einer der ersten deutschen Histo-

riker, denen klar wurde, wo es der bis dahin in Deutschland gewöhnlichen Bearbeitung der historischen Wissenschaften fehlte, und er that, was in seinen Kräften war, diesen Wissenschaften eine geschmackvollere Form zu geben, ohne die strenge Geschichtsforschung den Reizen des Styls aufzuopfern. — Als die Historiographie bei den Deutschen rascher vorrückte, konnte S. mit mehreren vorzüglicheren Köpfen nicht Schritt halten; aber er hörte auch nicht auf sich Mühe zu geben, um nicht zurückzubleiben. Durch die verständige und anspruchlose Popularität seines Styls erwarb er sich bis an seinen Tod eine Menge von Lesern.

## Friedrich Ludwig Schröder,

dieser berühmte deutsche Schauspieler, in Allem den Besten seiner Zeit ähnlich und befreundet, ward am 31. November 1744 zu Schwerin geboren. Unter der Leitung seiner Mutter, der trefflichen Schauspielerin Ackermann, betrat er als dreijähriges Kind zu Petersburg zum ersten Male die Bühne; seine kleine Rolle trug ihm Liebkosungen und Geschenke der Kaiserin Elisabeth ein. Aber so verheißungsvoll seine Laufbahn begonnen hatte, so dunkel und traurig ward sie bald und schien früh in Elend enden zu wollen. Eine Zeitlang ward der Knabe bei der Gesellschaft seines Stiefvaters Ackermann beschäftigt, aber sittlich ganz vernachlässigt, dann dem Friedrichscollegium zu Königsberg anvertraut, aber diese Anstalt entließ den muthwilligen Burschen, sobald die Unterstützungen seiner Eltern ausblieben; ein alter armer Schuhflicker theilte mit ihm Hunger und Branntewein. Endlich fand er in der gebildeten Familie des Seiltänzers Stuart einige geistige Förderung. Die Uebung des Ballettanzes war für seine ganze spätere dramatische Laufbahn von unschätzbarem Vortheil; ihr verdankte er nach Jahren die Bewunderung des alten dreisten Reimarus, der im Theater zu Hamburg einst im Hamlet nur den wunderbaren Schritt des Geistes beklatschte und dem kurzsichtigen Publikum über Schröders unerkanntes Verdienst die Augen öffnete. 1759 folgte er seinen Eltern in die Schweiz und kehrte, in vielbewegten Jahren zum Dichter, Schauspieler und Menschen vorbereitet, 1764 nach Hamburg, wo ihre Gesellschaft schon oft gewesen war, zurück, bei ihr als Balletmeister und im Lustspiel verwandt. 1771 übernahm er die Direction der Bühne und trat auch als Dichter mit gelungenen Stücken hervor. Wunderbar brachen jetzt alle Blüthen seines gewaltigen Schauspielertalents auf; jede Woche zeigte ihn der Vollendung näher gerückt. Der Geist des Hamburger Theaters erreichte jene Vollkommenheit, die stets unvergeßlich bleiben wird. Er war Lessings geistverwandter Freund, der zweite Dichter seiner klassischen Gestaltungen, aber dessen Nathan hat er nur geweihten Kreisen vorgelesen. Das Jahr 1780 war das glänzendste seines Lebens; er machte einen Triumphzug durch Deutschland, und siegte in Wien. Im nächsten Jahre folgte er selbst einem ruhmvollen Rufe dahin, aber die Sehnsucht nach Hamburg trieb ihn, auf's Neue dort die Direction zu übernehmen. 1798 zog er sich auf sein Gütchen in Rellingen zurück, doch auch Märtyrer seiner Kunst zu werden, verschmähte er nicht. 1811 entriß er sich den Freuden einer ungestörten, den Künsten und freimaurerischem Streben geweihten Muße, um Kraft, Zeit und Vermögen der Bühne aufzuopfern, die schon damals dem Verderben einer klüger, doch nicht schöner gewordenen Zeit entgegensank. Er starb am 3. September 1816. Sein Lebes schrieb F. L. Meyer, Hamburg, 1819. 4 Thle.

Der Fähnrich, Lustspiel. Hamburg, 1785.
Das Testament, Lustspiel. Berlin, 1786.
Der Vetter in Liffabon, Familiengemälde. Frankfurt, 1786.
Das Blatt hat sich gewendet, Lustspiel. Frankfurt, 1790.
Das Portrait der Mutter, Lustspiel. Berlin, 1790.
Und viele Ueberarbeitungen französischer und englischer Schauspiele.
Beitrag zur deutschen Schaubühne. Berlin, 1786—1794. 4 Thle.
Dramatische Werke, herausgegeben von Bülow. Berlin, 1831. 4 Bde.
Hamburgisches Theater. Hamburg, 1778—82. 4 Thle.
Sammlung von Schauspielen für's hamburgische Theater. Schwerin und Wiesbaden, 1790. 3 Thle.

S's dramatische Arbeiten sind größtentheils nach ausländischen Vorbildern bearbeitet, zeichnen sich jedoch namentlich durch sichere Entwickelung der Charaktere, gute Durchführung der Situationen, trefflichen lebendigen Dialog und echt komische Kraft sehr vortheilhaft aus, so daß mehrere derselben, wie z. B. der Ring, das Portrait der Mutter u. s. w. noch jetzt gern auf der Bühne gesehen werden.

## Christian Friedrich Daniel Schubart

ward am 26. März 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg geboren; nicht früh, aber plötzlich erwachten seine Fähigkeiten, besonders für Musik und Poesie. Seit 1753 auf dem Lyceum zu Nördlingen, dichtete er schon hier Volkslieder, die er selbst componirte. 1756 kam er auf die Nürnberger Schule, 1758 nach Jena, wo ein wüstes Leben seine Gesundheit und seine theologischen Studien untergrub. Er kehrte heim, componirte, spielte die Orgel, improvisirte Predigten, zuweilen in Versen, ward Schullehrer und Organist in Geislingen, und heirathete 1764 eine vortreffliche Frau, die ihn wunderbar ertrug, bis seine, als er 1768 Musikdirector in Ludwigsburg geworden war, immer wilder ausbrechenden Leidenschaften sie in tiefer Schwermuth mit seinen Kindern von ihm trennten. Unsittlichkeit warf ihn in's Gefängniß; befreit wandte er sich nach Heilbronn, da er in Ludwigsburg wegen satirischer Gedichte sein Amt verloren hatte. Der Schmerz um die Seinigen riß ihn aus seinem, dort in Musik verträumten Leben auf; er wäre fast vom Kurfürsten von Baden, dem sein Spiel gefiel, angestellt worden, wenn nicht eine unvorsichtige Aeußerung ihm alle Hoffnung wieder abgeschnitten hätte. Nun ging er nach München, das er bald wieder verlassen mußte, ehe er sich noch durch Uebertritt zur katholischen Kirche den Weg zu einer erträglicheren Lage hatte bahnen können. In Augsburg begann er seine deutsche Chronik zu schreiben, componirte, dichtete, declamirte öffentlich mit großem Beifall; aber die von

ihm verspottete katholische Geistlichkeit nöthigte ihn bald, auch Augsburg zu verlassen. Von Ulm verrätherischer Weise in das Würtembergische gelockt, wurde er am 22. Januar 1777 zu Blaubeuren verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Die mystische Richtung, die der längst Entnervte hier ergriff, und sein Hymnus auf Friedrich den Zweiten gaben ihm die Freiheit wieder; 1787 wurde er, nach 10 Jahren verhörloser Einkerkerung, erlöst und zugleich zum Director der herzoglich würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Daselbst ist er am 10. October 1791 gestorben.

Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Wien, 1800.

Die Badekur. Ulm, 1766.

Gedichte. Frankfurt, 1802. 2 Bde. Neu, Frankfurt, 1825. 1829.

Gedichte aus dem Kerker. Zürich, 1785.

S's Leben und Gesinnungen. Stuttg., 1791—93. 2 Thle.

Neujahrsschilde in Versen. Augsburg, 1775.

Ode auf den Tod Thomas Abbt's. Ulm, 1767.

Lehrbuch der schönen Wissenschaften. 2. Aufl. (umgearbeitet von Prof. Heißmann). Münster, 1777, 1781.

Vermischte Schriften. Herausgegeben von Ludw. Schubart. Zürich, 1812. 2 Bde.

Todesgesänge. Ulm, 1767. 1776.

S. ist von den deutschen Kritikern zum Theil überschätzt, zum Theil ungerecht verdammt worden. Er besaß ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, reiche, glühende Phantasie und große Kraft des Ausdrucks; aber er wußte sich nicht zu beherrschen und es fehlte ihm durchaus an harmonischer Durchbildung. So hat er neben vielem Trefflichen, viel Schlechtes oder doch Mittelmäßiges geliefert, und fast alle seine Leistungen tragen mehr oder minder Spuren seines abenteuerlichen Wesens und seiner Verirrungen. Früher gaben ihm seine traurigen Schicksale eine bei weitem größere Berühmtheit, als er sie für seine Schriften verdiente; jetzt ist die lebhafte Erinnerung an dieselben so ziemlich erloschen: nur einige wenige von seinen Poesieen werden daher sein Andenken für die Nachwelt sichern, diese aber verdienen auch die vollkommenste Anerkennung.

---

## Gedichte von C. F. D. Schubart.

### Der Wolf und der Hund.

Zum Hunde, der schon manche Nacht
An seiner Kette zugebracht,
Und, wenn der Morgenstern am grauen Himmel hing,
Auf's Gay mit seinem Metzger ging;
Sprach einstens Isegrimm: Ei Bruder, wie so mager!
Wie elend siehst du aus! wie schäbicht und wie hager!
Dau'rst mich, bist gar ein armer Hund.
Sieh' mich 'mal an, wie frisch und wie gesund
Ich bin! — Ich rieche nach der Luft,
Mein Balg ist parfümirt mit mancher Staude Duft.
Ich hab' dir immer guten Fraß,
Bald frisches Fleisch, bald fettes Aas.
Drauf leck' ich klaren Quell, und traun!
Ich hab' dir immer gute Laun'.
Du aber — — Ach, versetzte Melack, ach,
Herr Bruder, nur gemach.
Drum bist du Wolf, ich Hund! du frei;
Ich aber in der Sklaverei.

---

Und die Moral? O die ist jedermann bekannt,
In Deutschland und in Engelland.

---

### Der Rückfall.

Weg, o Liebe, mit dem Zauberbecher!
Circe, weg ich trinke nicht!
Weg von mir, du Flatterer, du Frecher!
Amor mit dem Puppenangesicht.
Geht zum Jüngling, der dort um der Traube
Mostbeträufte Berge irrt,
Und nach einer Lais, wie die Taube
Nach dem Tauber girrt.
Grazien und Amoretten,
Locket mich nicht mehr!
Flechtet eure Blumenketten
Um den Süßling her,
Der mit Spielwerk aus Paris beladen,
Dorten pfeift und spielt,
Und nach seinen Waden
Beifalllächelnd schielt.
Denn hier sitz' ich, wo genährt von Oele
Dieses blaue Flämmchen zückt;
Wo mit Ernst und Staunen meine Seele
Auf sich selber niederblickt.
Alter Weisen fromme Lehren schweben,
Eingehüllt in Bildern um mich her;
Tausend Stimmen hör' ich um mich beben:
Guter Mann, so liebe doch nicht mehr!
Fahr' empor gen Himmel — fahre!
Er allein ist deiner Liebe werth;
Warte nicht, bis Wollust deiner Jahre
Feuer aufgezehrt. —

Ich will es thun! — so sprach ich und die Saiten
Des hohen Flügels hallten's nach.
Die Geisterchen, die mich umschweben, freuten
Sich hörbar, als ich's sprach.
Doch Himmel ach! wie schnell bin ich gefallen! —
Du Zauberin, was willst du denn von mir?
Ich seh' sie wohl, die blauen Augen hier!
Was schaust du unterm sanft geschweiften Hute
Wollüstigschön, o Zauberin, hervor?
Laß mich — schon stürmt in meinem Blute
Der Liebe Flamm' empor! —
Ich seh' es wohl das Schlängelchen am Munde,
Das sich zum Lächeln krümmt;
Und — ach! in einer finstern Stunde
Euch Geisterchen des Weisen überstimmt. —
Ich sinke schon an ihre Brust: — O blicke
Mich nicht so schmachtend an! —
Dank dir Natur, daß ich dein Meisterstücke
Mit diesem Arm umfassen kann!

---

### Froschkritik.

Im antiken Geschmack.

Sang in 'nem Busch 'ne Nachtigall: —
So wunderlieblich war ihr Schall,
Als wie der 'rausgezog'ne Ton
Aus Meister Liedels Bariton.
Es war 'n Sumpf nicht weit davon,
Drin lag 'ne ganze Legion
Von Fröschen: und die hörten all'
Den Wundersang der Nachtigall.
Da war ein hochstudirter Frosch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Gosch,
Hatte die edle Musikam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher studirt,
Und orgelte, wie sich's gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur —
Empfand er nichts und künstelte nur.
Der hörte auch die Nachtigall
Und sprach: Ihr Brüder hört 'nmal,
Wie singt das Thier so abgeschmackt,
Macht falsche Quinten, hält keinen Takt.
Weicht nicht in künstlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In ihrem ekeln di — di — di —
Und buk, buk, buk — steckt ihre ganze Melodie.
Magister Frosch — lacht drob so laut,
Daß ihm beinah zerplatzt die Haut,
Und sprach: Kameraden, wißt ihr was?
Eine Fuge klingt doch baß,
Wollen's singen im Sopran, Alt und Tenor,

Ich orgle euch das Thema vor.
Nun ging's an ein scheußlich Gequak
Im wahren antiken Geschmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Frosch hielt Tasto solo;
Unaufgelöst in der Fuge ganz
Folgt Dissonanz auf Dissonanz.
Nach mancher halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —
Die Fledermaus und der Uhu
Hörten dem Froschconcerte zu.
Waren drob gar lustig und froh,
Und schrien laut: Bravissimo!
Ein Jüngling voll Empfindsamkeit,
Gelockt von sanfter Abendzeit,
Kam aus dem nahen Rosenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und sah zum Himmel hinauf: —
Und als die Frösche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich,
Und schrie: „Der Herker hole euch!"
Hum, sprach der Kritikus unterm Gewässer,
Der Kerl versteht's nicht besser! —

---

## Mährchen.

Es starb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell wie Sonnenschein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dieß Bäuerlein in's Paradies.

Es ging an den bestimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant
Und klopfte sittsam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür
Und schrie: „Nun wer ist wieder hier?"

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als seine Felder angebaut,
Mit einem Weibe sich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer sprach,
Kam treulich seinen Lehren nach,
Und zahlt' ihm redlich, wie mich deucht,
Für seine Predigt, Mess' und Beicht.
Ich starb. Er salbte mich mit Oel.
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir in's Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach' mir auf!"

Nun öffnete die Pforte sich,
St. Peter sprach: Ich lobe dich,
Ein Plätzchen in dem Paradies,
— Du sollst's auch haben: Aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Fest,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmlischem Schasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Bei Nektar und Ambrosia! —
Das Bäuerlein sprach: Habe Dank!
Setzt' sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
— Erhabne Stille herrschte tief.

Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:
Es schwammen süße Simfonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines — Priesters schwebt
Herauf, — vom Lobgesang erbebt
Der Himmel: „Leuchte wie ein Stern;
„Komm du Gesegneter des Herrn!"
Mit Abraham und Isaak saß
Der Selige zu Tisch, und aß
Zum erstenmal Ambrosia;
Und Amen, und Halleluja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Priesters Ohr.

Und erst am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit sich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und sprach: „Herr Peter, sei so gut,
Und sag' mir, warum war denn heut
Im Himmel solche große Freud'?"

Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt herauf?
Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud'!

„So müssen — fiel der Bauer ein, —
Im Himmel lauter Feste sein,
Weil's ja viel tausend Priester giebt,
Und jeder seinen Herrgott liebt?"

St. Peter lachte laut dazu,
Und sprach: „Du liebe Einfalt du!!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch solche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie nimmer zählen kann."

---

## Der gnädige Löwe.

Der Thiere schrecklichsten Despoten,
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.
Komm, sprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren
Vor seiner Majestät voll Angst versammelt waren:
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieses Beispiel hier von meiner Gnade an!
Seht, diese Knochen schenk' ich euch! —
Dir, rief der Thiere sklavisch Reich,
Ist kein Monarch an Gnade gleich! —
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Machiavells geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt,
Und bis auf's Bein verzehrt, ist leichtlich zu verschenken!

---

## Friedrich der Große.

Ein Hymnus. 1786, März.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward,
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
D'rein zu stürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Grenade wirft.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
Im Dithyrambensturme wirbelt.
Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?

Soll der Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? — Nein, ich wag' es,
Ergreife die Harf' und singe Friedrichs Lob. —

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteintem Rücken hinunter
Du, meines Hymnus Feuerstrom!
Er stäub' und donnr' im Thale
Meines Hymnus Feuerstrom,
Daß es hören die Völker umher.
Auf schwerer Prüfungen Nachtpfad
Führte die Vorsicht den Helden,
Eh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah er nicht träufen das Schwerdt
Von Katt, seines Freundes, Blute?
Sah er nicht blinken das Schwerdt
An seinem eignen Nacken? —
Muthig und furchtlos blieb Er; denn Furcht
Kannt' er schon als Jüngling nicht.

In der Muse keuschen Umarmung
Uebt' er sich zu tragen den goldnen Szepter.
Schon flammt auf seinem Haupt das Königsdiadem
Wie der Wolkensammelnde Zevs
Saß er auf dem Thron' und schüttelte Blitze. —
Da floh die Dummheit und der Unsinn,
Und Barbarei die Nachtgefährtin.
Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz,
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.
Die Geister seiner Ahnen stiegen aus der Gruft;
Mit des Meisters Pinsel zeichnet er sie.
Sang hohe Gesäng' in die Lyra;
Und spielte die Flöte Apolls. —
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;
So stiegen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwerdt berührt
Erstickt das Schlangenungeheuer die Schikane
Im ausgesprudelten Giftschaum;
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.
Hector, Achill, und Cäsar und Julian,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als sein Kriegsruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er sein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der plötzlich aufgerollt,
Größere Heere in Staub wirft? —

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan,
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstliches Gestein.
Seiner Größe Sonnenpunkt kam. —
Habsburgs Adler schwebt schreckbar über ihm.
Er dürstete Friedrichs Blut.

Moskoviens Bär mit Eis-behangnen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut.
Gallia schwang die lichtweiße Lilie
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbst Wasa's Enkel,
Und Germania's mächtigste Fürsten und Städte,
Zuckten die Schwerdter, ins Schlachtthal zu gießen
Friedrich Wodans Blut.
Er aber — der Einzige! warf
Die erzne Brust entgegen
Der Todschnaubenden Feindesschaar.
Achtete ihrer schreckbaren Menge
Ihrer Rosse, wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen,
Und ihrer metallnen Donnerschlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk,
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß
Und spritzt an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich.
In Riesengestalt trat einher der Würgegeist
Von Wuthgebrüll und Sterbgewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen:
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln,
Und den Goldsitz zu werfen in den Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trau'rten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viele.
Schwerin und Keith, und Kleist und Winterfeld,
Und im Entfliehen aus ihren Leibern
Kümmerten sich noch die Geister der Tapfern
Um Friedrichs Heil.
Aber der Held stand mit der Rache gezücktem Schwerdt,
Stand im Geschützdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag.
Nicht des Hochverraths Drachenblick!
Nicht des zaubernden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth preis gab.
Ja, so stand er sieben Jahr im Feld des Todes,
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.
Es staunten die Völker. — Der Helden Geister
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Hasser —
Und so stand er in seiner Heldenhoheit
Allein da!!

Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und sprach:
Es ist genug!!

— Die Donner verstummten.
Friedrich zog in seine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.
Groß und glücklich zu machen sein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke. —
In des Landes Wunden träuft' er Balsam.
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selbst war noch immer ihr Liebling.

„Liebt euer Vaterland!
„Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
„Schlürft aus der Krystallquelle,
„Draus Griechenland und Latium geschlürft!
„Macht durchs Geäße weicher Auslandssitte
„Erzne Knochen nicht zu Marzipan!"
Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Wagschal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwerdtschlag immer mehr.
Weit hinaus in jenes Labyrinth
Von der schlausten Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl.
Merkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten.
Auch hängt er furchtlos die Wagschal' an's Schwerdt.
Da drängten sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sann auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen:
„Sei unser Führer, Friedrich Hermann!"
Er wollt's. Da ward der deutsche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nieausgesungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirglast.
Bald wirst du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unsterblichkeit Ruh' wird über dir säuseln,
Voran sind schon deiner Helden viele gegangen:
Dessau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith, und Kleist, und Seidlitz, und Ziethen,
Harren deiner im Tempel der Größe.

Stark kämpftest du den Kampf des Lebens.
Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrschergeist gab dir Gott,
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen:
„Du schwurst im Drange der größten Gefahr,
„Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
„Und Wort hast du gehalten. —

„Man bring' ihm die Krone,
„Die leuchtender strahlt,
„Als alle Kronen der Erde! —
„Denn Friedrichs, meines Lieblings Geist, —
„Ist's werth — ewig Kronen zu tragen."

---

## Friedrich's Tod.

„Was baust du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Heute schaust du aus deinen Thürmen, noch wenige Jahre: — und der Hauch des Todes kömmt und heult durch deine verlassenen Höfe."

„Und laß ihn kommen, diesen Hauch. Mein Name wird leben im Munde der Völker, meine Thaten werden wie Sterne hinter mir leuchten. Wenn du, o Sonne des Himmels, schwinden, wenn du zerstäuben wirst, mächtiges Licht, wenn dein Glanz für eine Weile nur ist, wie Fingal; so wird mein Ruhm deine Strahlen überleben."

Ossian.

---

Was schleierst du, Muse, den Blick?
Was will an der Wimper die bebende Thräne?
Was hauchst du aus bleichen, mattgeöffneten Lippen
Seufzer, dem Hauche des Sterbenden gleich? —
Was soll dieß stumme Deuten auf die Goldharf',
Die an meines Geklüft's Steinwand gelehnt,
Noch schüttert von Friedrich's Hymnos? —
„O sprich ihn nicht aus des Gefeiertesten Namen!
„Denn todt ist Er! Friedrich Brennus ist todt!"

So sprach die Muse, meiner Einöde Gespielin,
Schwankt und hielt sich an meines Geklüftes Steinwand.
Und wie der Sterbende aufzuckt,
Wenn ihn des Todes Nähe schreckt,
So begann sie von neuem:
„Hörst du Sterbgewimmer vom röthlichen Nord her?
„Hörst du der Völker staunenden Aufschrei
„An deines Walles Felsengurt sich spaltend:
„Todt! Friedrich Brennus! todt! —

„Da schau hinaus in die Nacht!
„Sieh, eine Riesengestalt
„Bäumt sich vom Thal auf:
„Den Scheitel im Mondstrahl, den Fuß im Nachtgrau.
„Der Engel Teutonia's ist's.
„Siehst du! Mit dem Wodansschilde
„Weist er gen Himmel. Er spricht.
„Wie fernes Wettergemurmel
„Tönt seine Rede:
„Dein Trotz, Tochter Teutonia,
„Friedrich, meiner Zöglinge Größter,
(Ich wiegt' ihn groß
In der eisernen Wiege der Gefahr.)
„Des Auslands Schreck, des Inlands Stolz,
„Friedrich Brennus ist todt!
„Ich sah ihn fallen vom Himmel
„Den köstlichen Abstrahl der Gottheit:
„Zu leuchten der Erde, der Maaßstab zu sein,
„An dem sich Fürsten, Helden, Weise
„Und Meister von jeglicher Kunst
„Messen und strecken. Zu gründen
„Borussia's Glück. Zu festigen
„Die Rechte meines Volks, und zu heften auf Sich
„Des Erdballs staunenden Blick.
„Sein Werk ist vollendet. Es flog
„Friedrich, der Gottheit köstlicher Abstrahl,
„In seine Heimath zurücke."

Der Mond ging blutig unter und die Erscheinung verschwand.
„Nimm da die Goldharf' und singe
„Friedrich's Todtengesang!"
So sprach die Muse zu mir,
Der in der Betäubung Todesfrost starrte.
Laß Friedrich's Barden singen.

„Sie schweigen.
„Wenn ein Cherubswetterwagen
„Ueber dem Walde hängt:
„Wenn die getroff'ne älteste Wodanseiche
„Vom Donnerstrahl aufdampft:
„Dann bergen die Sänger des Hains
„Die gold'nen Schnäbel unter die Flügel.
„So stumm steht Gleim,
„Der silberlockigte Grenadenwerfer.
„An des Riesen gestreckter Leiche
„Schwankt Ramler mit gesunk'ner Tuba.
„Auch Karschin, Borussiens Barbale,
„Hüllt sich in Todtenschleier und schweigt.
„Vom Hauche der Wehmuth
„Trübt sich des Himmels bläuliche Wölbung.
„Des Greisen keuchender Todtenruf,
„Des benarbten Kriegers Schädelschlag,
„Der Wittwen Geächz', des Waisen Geheul,
„Der Armen Geschluchz' übertäubte
„In Borussiens Gauen
„All' ihrer Sänger weinende Klage.
„Erst wenn der Sturm des Jammers ausgetobt;
„Dann singen Friedrich's Barden im Eichenhain
„Unter tröpfelnden Zweigen."

Reich mir indessen die Harfe,
O du, meines Gram's Gefährtin,
Daß ich beginne den Todtengesang.

---

Töne, töne dann mein banger Sterbgesang,
Der Winde Gewinsel im Todtenkranze,
Dem rauschenden, wilden Grase
Auf zerfall'nen Heldengräbern gleich, —
So töne du, mein banger Sterbgesang!
An deine Sternenburg, Himmelerhobener,
Schlage mein Sterbgesang! —
Groß und belehrend war dein Leben,
Groß und belehrend dein Tod.
Mit Sternenschrift steht deiner Thaten Zahl
Im Buche der Zeit.
Staunend wird sie lesen der Enkel Urenkel
Und der Kunde kaum trauen.
Doch that sich der Erdengott selbst je genug?
Ha, dicht an der Wölbung der Königsgruft
Durchblitzt er sein Leben
Mit der strengsten Prüfung Aetherstrahl.
Maß jeden Schritt auf seiner
Mit Heldenschweiß beträuften Bahn.
Auch horchtest du, Einziger!
In den festlichen Stunden der innersten Geisteseröffnung
Der Gerichtswage Getön,
Und freutest dich der gold'nen Schale
Vom Wuchte deiner schönsten Thaten zuckend. —
Nicht der Krankheit Natternstiche,
Nicht des Alters drückende Last
Vermocht's, dir den Scepter entsinken zu machen.

Schon schmückte dein Antlitz
Der nahen Verklärung morgenröthlicher Schimmer;
Da sprachst du die feierlichen Worte —
Engel tranken sie auf:

„Heil mir! ich werde ewig thätig sein!
„Zu mächtig fühl' ich in mir
„Des göttlichen Funken
„Ungestümes allgewaltiges Wehen.
„Zwar werd' ich dort nicht König sein;
„Doch ewig thätig und ohne beugenden Undank."

Mit leisem Tritte naht sich der Tod.
Des Lebens Uhr, die mit dem Finger des Titus
Dem thatenstrebenden Manne
Nie eine verlorne Stunde wies,
Rasselte ab. — Ha, selbst die letzte Minute
War für den Geizer der Zeit unverloren:
Denn sie lehrte die Könige die Sterbekunst. —

Borussiens Genius
Neigte sich tief und küßte des Sterbenden Stirne;
„Du hast des Völkervaters Pflichten all' erfüllt.
„Sohn! Liebling! bald mein Bruder!
„Meiner lieben Preußen zweiter Schutzgeist."
So hauchte der Halbgott den Sterbenden an.
Friedrich hört's, — und im Entzücken,
Des Völkervaters Pflichten all' erfüllt zu haben,
Brach ihm das Herz. —
Des großen Todten Haupt
Sank sanft an Herzberg's Brust,
Der Erdenbürd' entlastet.
Vom liegenden Leichname,
Im Lächeln des guten Gewissens noch schimmernd,
Eilte sein Geist, der Gottesstrahl,

Schnell von des Todes Betäubung besonnen,
In's Reich der Urgröß' empor.
Ihm boten der Menschen Größte,
De Gottheit getroffenste Nachbilder
Die lichte, Liebebebende Rechte.
Er aber bemerkte sie kaum, eilt' und sank
Am Throne des Allbeherrschers nieder.

„Vor einem Erdengott, aus Leim geknetet,
„Hab ich mich nie gebeugt. Doch dir — der Größe
„Ewiges, einziges Urbild,
„Küss' ich den Saum des Gewandes."
Sprach's. Der Allgroße lächelt ihm Gnade.
„Du dachtest nicht König — nur thätig zu sein? —
„Erst lohn' ich deine Demuth;
„Dann deinen Thatendurst.
„Sei ewig König und herrsche!
„Ich habe weite Räume
„Für Geister deines Gleichen."

Aus des Staunens Strudel erhob sich Friedrich,
Dankt' dem Geber der neuen Gnaden;
Bot dann erst seinen Brüdern,
Den Ehren der Menschheit, die glühende Rechte.
Und seine Helden alle, die für Ihn
Einst fochten, bluteten, starben,
Folgten ihm in seiner neuen Herrschaft Bezirke.

---

Dieses sah die Muse. Doch ach! auf der Erde
Erhob sich an Friedrich's Leichnam Sterbegewinsel.
Ein grauer, benarbter Krieger sprach:
„Ah, da liegt er nun, der Sieger bei Mollwitz,
Der Donnrer in Czaslau's, Strigau's, und Soor's
Leichenbesäten Gefilden.

Wer hob
Habsburgs Riesen mit eiserner Faust
Hoch in die Luft, und schüttelt ihn zornig?
Wer zeigte bei Roßbach dem Gallier,
Daß deutscher Schwerdtschlag kräftiger sei,
Als seiner Red' und Sitte Gezier?
Wer düngte Zorndorfs Gefilde
Mit Moskowiens Erwürgten?
Wer scheuchte Wasa's entartete Enkel? —
Flohen nicht vor ihm getäuschter Völker Schaaren,
Wie Hornissenschwärme
Vor der prasselnden Flamme? —
Wer spottete des Krieges Ungemach, wie Er?
Oft bot ich ihm an meines Schwerdtes Spitze
Mit Talg beträuftes Brod. Oft löscht er neben mir
Den Durst aus dem Bach am Wege.
Wärmte sich mit mir am krachenden Feuer des Dornstrauchs.
Schlief im bereiften Gras und achtete nicht
Des Nordsturms Hauch, und des strömenden Regen Durchnässung.
Und ach! da liegt Er nun, der Thäter dieser Thaten!" —
So spricht der heulende Krieger und wetzt
Sein Schwerdt am Sarge des Helden.

Des Genius Vertrauter spricht:
Weit hinauf maß Er an der Geister Urmaaß.
Fest und stark war seine Seele.
Keines Geschöpfes Gewalt,
Gott allein hätt's nur vermocht
Ihn aus seiner Entschlüsse Felsenburg
Herauszudonnern. — Der geschaffne Gedanke
Sprang in voller Rüstung aus Friedrich's Hirn
Und ward zur That. — Auch lüpft er oft
Der Schönheit Silberschleier,
Und sah ihr olympisches Lächeln.
Nie riß sich in Ihm Ein Vermögen der Seele
Von den andern los, zur Mißgestalt
Seinen Genius aufzudunsen.
Seines Geistes Kräfte klangen zusammen
Wie harmonisches Silbergeläute.
Darum weinen die Schätzer der Geister um Ihn;
Denn ihr Maaß, ihr Festgefühl war Er!

Sieh, eine weinende Schaar von Armen, Wittwen und Waisen,
Naht sich dem heiligen Leichnam,
Rauft sich das Haupthaar und schluchzt:
War er Zepterträger allein? Völkerzähmer allein?
Weinen wir nur den Großgeist in Ihm? —
Nein, seliger Schatten, wir weinen in dir
Den Vater! — das Nachbild des Vaters im Himmel.
Wenn gleich beweglichen Feuergebirgen
Die Gefahr unsern Gränzen sich nahte;
So warfst du dich an deiner Krieger Spitze,
Achtetest nicht der glühenden Lava,
Und lenktest ab den feurigen Strom.

Fürchterlich streckte der Hunger sein tönend Gerippe
Ueber Deutschlands Provinzen,
Griff mit der Rechten nach Wurzeln, mit der Linken nach Aesern.
Da welkte mit Gras im Munde der Greis.
Da starb vom Kalkmehle der Jüngling.
Da sog der Säugling Blut.

Nur Vater Friedrich goß aus dem Füllhorne
Des Halmes Stärkung auf die Müden;
Und in Sandfurchen sprudelte Milch.
Des Brandes Grimm verzehrte Hütten;
Er schuf zu Palläsien sie um.
Gegen himmelstürzender Wasser tobende Fluth
War Friedrichs räthliche Weisheit — ein Damm.

So rang er selbst der Natur
In ihren Gerichten den Sieg ab.
O weinet um Ihn!
Den Vater! den Retter des Volks!
O weinet um Ihn!! —

Doch sind's Friedrich's Kinder allein
Die um den Göttlichen trauern? —

Nein! Europa klagt! Es stutzt die Welt!
Seine Feinde selbst umfloren den Arm,
Der gegen den nordischen Löwen sich hob.

Ich aber schwinge mich auf Flügeln
Der Phantasie in deine Todtenhalle,
Und mit gesunknen Armen streck' ich mich,
Du Hochgefei'rter, über deinen Eichensarg,
Lautweinend, daß mich dein Stab nicht weidete.
Du Gottesflamme! Ganzer! Einsamer!
Dem des feurigsten Hymnos kühnste Flamme
Die Hüfte nur leckt, nicht das Antlitz verklärt.

O laß mich weinen!
An deinem Eichensarge laß mich weinen!
Friedrich, wär' ich bei dir!!
Du bist, wo die Fessel nicht rasselt;
Wo unter der Gewaltthat Fußtritt
Der Boden nicht dröhnt. O wär' ich bei dir! —

Dich aber, Borussiens glückliches Volk,
Segnet die Rechte des traurenden Barden.
Sei stolz! Dein war Fehrbellins Sieger,
Deiner Herrlichkeit Gründer!

Dein Friedrich Wilhelm, deutscher Kriegskunst
Mächtiger Schaffer.
Dein Friedrich! der Unerreichte!! —
Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Germania empor.
Und unter Germaniens Töchtern hoch —
Borussia!

---

## An die Freiheit.

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß entstiegen,
Du aller Wesen seligstes Vergnügen,
An tausendfachen Wonnen reich,
Machst du die Menschen Göttern gleich.

Wo sind' ich dich, wo hast du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle;
Dann ewig glücklich — ewig frei
Ein Priester deines Tempels sei.

Einst wallte'st du so gern in Deutschlands Hainen,
Und ließest dich vom Mondenlicht bescheinen.
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihtester Altar.

Es sonnte Hermann sich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt er seine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Lust
Nahmst du den Deutschen an die Brust.

Bald aber scheuchten Fürsten deinen Frieden
Und Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieden;
Da wandtest du dein Angesicht —
Wo Fesseln rasseln — bist du nicht.

Dann flogst du zu den Schweizern, zu den Britten;
Warst seltner in Palästen als in Hütten;
Auch bautest du ein leichtes Zelt
Dir in Kolumbus neuer Welt.

Und endlich, allen Völkern zum Erstaunen,
Als hätt' auch eine Göttin ihre Launen,
Hast du dein Angesicht — verklärt,
Zu frohen Galliern gekehrt.

---

## Deutscher Freiheitsgeist.

Der Teufel hol', sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters Hund:
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäuschenstille.

---

## Lisel's Brautlied.

Mädels, sagt es laut:
Lisel ist 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut!

Michel, der ist mein!
O wie wird mir sein,
Wenn am Dienstag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles schaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meinde singt,
Und die Orgel klingt:
Wenn mein Ja ich sage
Zu des Pfarrers Frage,
Und mir schauert die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen graut —
Hoh! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Gesicht,
Wenn er mit mir spricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz so laut:
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienstag wär!
's Herzchen wird so schwer.
Schwestern! ist's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

---

## Der Bauer im Winter.

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und singt ihr krauses Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker steh'
Und so viel tausend Aehren seh'?

Alsbald die Sicheln dengle ich,
Der Grille Lied ergötzet mich;
Dann fahr' ich in das Feld hinaus,
Schneid' meine Frucht und führ's nach Haus.

Im Herbst seh' ich die Bäume an,
Schau Aepfel, Birn und Zwetschen dran;
Und sind sie reif so schüttl' ich sie.
So lohnet Gott des Bauern Müh'.

Jetzt ist die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach ist überschneit,
Das ganze Feld ist kreideweiß;
Mein Weiher ist bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Tobak schmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Span geschnitzt,
Wenn's Weible bei der Kunkel sitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum,
Und singen heisa dudeldum!
Mein' Urschel und mein kleiner Hans,
Die drehen sich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran,
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch' in guter Ruh,
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, so wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott bescheert:
Und nach dem Essen les' ich dann
Im Krankentrost und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink' ich halt mein Schöpple Wein;
Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues in der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nehm' mein liebes Weib in Arm;
Leg' mich in's Bett und schlaf' froh ein. —
Kann wohl der Mensch vergnügter sein?

---

## Deutscher Spruch.

Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über Alles schätzt.
Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt.
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all' dies thut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.

---

## Mein letztes Wort an Regina.

Siegerin, versenkt in tiefes Trauren,
Ohne Kraft, die Thränen auszuschauren,
Weih' ich dir dies bange Abschiedslied.
Abgespannt sind alle meine Saiten.
Sieh, wie mir die Hände niedergleiten —
Ach, vom langen Ringen sind sie müd'.

Schwermuth, die auf meinem Herzen brütet,
Abschiedsqual, die feurig in mir wüthet,
Macht mein Lied zum hohlen Sterbgesang.
In gebrochnen, seufzenden Akkorden,
Mit erstickten, halbgesagten Worten
Sing' ich dir des Herzens vollen Drang.

Alles ist um mich in Flor gekleidet,
In dem Schleier einer Wittwe schreitet
Vor mir her die seufzende Natur —
Alles, Alles schwimmt um mich in Thränen!
Nirgends sind' ich Widerstrahl des Schönen,
Gräber, furchtbar gähnend seh' ich nur.

Denn du gehst — des Abschieds Todesstunde
Schlitzt mir — ach! die halbgeheilte Wunde
Mit der Hand von Eisen wieder auf.
Einsam, ohne dich, o Serafine!
Wein' ich mit von Gram durchfurchter Miene
Aus dem Kerkerstaub zu Gott hinauf.

O du Schmuck vom weiblichen Geschlechte!
Komm, ergreif mir die gesunkne Rechte,
Daß ich dir die Hände drücken kann.
Ach nur einmal mit dem Aug' voll Liebe,
Mit dem Blick von sanfter Wehmuth trübe,
Sieh mich einmal noch — Erwählte, an.

Eile dann hinunter von dem Walle,
Ach! — begleitet von dem dumpfen Schalle
Meiner Seufzer eile dann hinab.
Gottes Engel, der die Unschuld hütet,
Und den Feinden um dich her gebietet,
Leite dich mit seinem goldnen Stab.

Wenn du wühlst im strahlenden Gewebe
Deiner Saiten, Zauberin, so schwebe
Geistig meine Angstgestalt um dich.
Denk': „Dort droben leidet der Betrübte,
Der mit Feuerungestüm mich liebte,
Und nun klagt und jammert er um mich."

Falte dann für mich die frommen Hände,
Daß Gott meinen langen Jammer ende,
Mit der Freiheit! — oder mit dem Tod! —
Ach, dein Mitleid wird dir Jova lohnen,
Der schon oft die schönste seiner Kronen
Einer Seele, wie die deine, bot.

Sterb' ich, so besuche meinen Hügel,
Wo mein Leib, bedeckt vom Mutterflügel
Unsrer lieben Erd', im Grabe ruht.
Deine Seele denke dann: Hier unten
Hat der Arme einmal Ruh gefunden
Vor dem Welthaß und Tyrannenwuth.

Ach dann wird sein Schatten um dich schweben,
Und wenn Thränen dir herunterbeben,
Wird er kühlen dir dein Angesicht.
Der Geliebte, der dir stumm zur Seite,
Gab zu meinem Grabe das Geleite,
Liebt dich stärker dann — und eifert nicht.

Danken will ich dir in Gottes Garten,
Wo die Edeln auf einander warten,
Für die Freundschaft, die du mir geweiht.
Jede Ruh', die du in mich gegossen,
Alle Thränen, die dem Mitleid flossen,
Lohnt dir dann die Lust der Ewigkeit.

---

## Eine Urne.

Der Deutschen großer Cäsar
Joseph der Zweite
Ruht hier;
Doch seine Hülle nur,
Sein rastloser Geist
Flog wie Aetherstrahl durch die weiten
Räume des Himmels.
Die vollendeten guten Herrscherseelen
Nickten ihm Beifall:
„Du wardst auf dem Throne kein Weichling.
Stürme rüttelten dich stark,
Standest im Felde der Schlacht dem Donner des Brennus
Und der Osmanen Felsenstürzendem Angriff.
Des Römlings Trotz hast du gebeugt.
Verscheucht die Heuschrecken Schwärme
Betender Wänste,
Hast Germania's Sitt' und Sprache geliebt.
Deiner Entwürfe scheiterten viele;
Denn ein Mensch warst du
Konntest nicht sprechen wie Gott:
Sei Licht — und Licht wird;
Doch manche von dir gesäte Eichel
Wird bersten, keimen, aufstreben,
Von deinem Sternensitz wirst du
Mit des Pflanzers Wonnen erfüllt,
Niederblicken auf der Eiche Wipfel."
So sprach Rudolph der Habsburger Ahnherr,
Und Theresia kam, umarmte den Sohn;
Aber Elise zittert ihm entgegen,
Nahm ihn bei der Strahlenrechte,
Ging vorwärts und rief durch die Himmel:
Da ist Er!
Der große Dulder auf dem Throne
Der lauter predigte als Salomo
Daß Alles eitel sei;
Mein Joseph — da ist Er!
Ihr Geister vollendeter Gerechten
Nehmt ihn auf!

---

## Marschlied.

Hell auf Kameraden! der kriegrische Ton
Der Trommel und Pfeife ermuntert uns schon.
Frisch, schnallt den Tornister den Rücken herum,
Und schickt euch zum Marsche — nur seht euch nicht um.

Denn Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer,
Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr,
Sie folgen gehorsam des Führers Gebot,
Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap,
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab!
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Giebt's dorten nicht Wildpret, nicht Fische und Wein?

Auch sagt man, es gebe von rosiger Laun'
Dort Mädels hübsch schwärzlich, hübsch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürsten nicht glücklicher sein.

Drum munter Soldaten, der Marsch ist zwar weit,
Doch frohe Gesänge verkürzen die Zeit;
Und wenn uns das Wasser des Meeres umfleußt,
So giebt Gott Gesundheit, und fröhlichen Geist.

Ha, wenn wir die Spitze von Afrika sehn,
Und Winde vom Ufer im Federbusch wehn;
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf Kameraden! nun sind wir am Ziel!

Wir leben drauf selig und handeln nach Pflicht,
Und achten Hyänen, die Wilden selbst nicht.
So wird auf dem Wasser, so wird auf dem Land
Der Name des braven Soldaten bekannt.

---

# Friedrich Theodor von Schubert,

am 30. October 1758 zu Helmstädt geboren, studirte von 1776—1779 zu Göttingen Theologie. Nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer hier und dort verlebt und inzwischen seiner frühen Neigung folgend, sich bedeutende astronomische Kenntnisse erworben hatte, wurde er 1783 in Reval als Revisor, 1785 als Geograph der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg angestellt; 1786 trat er als Adjunct der mathematischen Klasse, 1789 als wirkliches Mitglied in die Akademie. 1799 ward er zum Aufseher der Bibliothek und des Medaillencabinets, 1804 zum ersten Astronomen der Sternwarte ernannt. Mit der russischen Gesandschaft, die 1805 besonders für wissenschaftliche Zwecke nach China reiste, gelangte er über Moskau, Kasan, Tobolsk bis Kiächta. Im Jahr 1813 wurde er Mitglied des Admiralitäts-Departements und 1816 wirklicher Etatsrath.

Er starb als russisch kaiserl. Staatsrath und Ritter des Wladimir- und St. Annenordens am 22. October 1825.

Theoretische Astronomie. Petersburg, 1798. 3 Thle.
Populäre Astronomie. Petersburg, 1804—1812. 3 Thle. (Zusätze von Georg, Graf v. Buquoi, Leipzig, 1812.)
Vermischte Schriften. Tübingen, 1823. 2 Bde.

S. verstand es, die strenge Wissenschaft, der er sein Leben geweiht, mit solchem Geiste zu durchdringen, daß er sie allgemein zugänglich zu machen wußte. Seine populäre Astronomie bleibt trotz so manchem Vortrefflichen, das die neueste Zeit uns bot, eine der trefflichsten Leistungen in diesem Fache.

---

## Gotthilf Heinrich von Schubert,

am 26. April 1780 zu Hohenstein, einem schönburgischen Städtchen des Königreichs Sachsen geboren, Sohn eines Pfarrers, ward in Greiz und Weimar, am letzteren Orte unter Herders herzlicher Liebe, erzogen. Seit 1800 studirte er in Leipzig Theologie, doch schon nach einem Jahre wandte er sich Jena und dem Studium der Medicin zu. In Altenburg Arzt und ausgedehnter segensreicher Wirksamkeit uneigennützig sich erfreuend, begann er als Schriftsteller Theilnahme zu erregen. Nach zwei Jahren zog ihn das Interesse für den Bergbau nach Freiberg, 1807 Kunst und Literatur nach Dresden, wo er naturphilosophische Vorlesungen hielt. Von 1809—1816 wirkte er als Director des neuerrichteten Realinstituts in Nürnberg. In dem letztgenannten Jahre ging er als Prinzenerzieher an den Hof des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; eine Fügung, die mehr verhieß, als hielt. Nach drei Jahren mußte er des ihm nachtheiligen Clima's wegen diese schöne Stellung aufgeben; kehrte nach Baiern zurück und ward erst zu Erlangen, dann zu München ordentlicher Professor der Naturgeschichte und königl. baier. Bergrath. Dort lebt er noch jetzt in höchst gemüthlichem Familienkreise. In den letzten Jahren hat er auch den Orient besucht, aus Sehnsucht, das gelobte Land zu sehen. Seine bedeutendsten Schriften sind:

Die Kirche und die Götter, Roman. Penig, 1802. 2 Thle.
Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Leipzig, 1806—20. 3 Thle.
Neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Größe und Excentricitäten der Weltkörper. Dresden, 1808.
Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden, 1803; 3. Aufl. 1827.
Symbolik des Traumes. Lemberg, 1814. 1821.
Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde. Leipzig, 1816.
Handbuch der Naturgeschichte (mit G. A. Goldfuß und O. G. Nees von Esenbeck). Nürnberg, 1816—22. 5 Bde.
Die Urwelt und die Fixsterne. Dresden, 1822.
Lehrbuch der Naturgeschichte. Dresden, 1823. 1826; 12. Aufl. 1840.
Wanderbüchlein. Dresden, 1823.
Reise durch das südliche Frankreich und Italien. Erlangen, 1827.
Peurbach und Regiomontanus. Dresden, 1828.
Die Geschichte der Seele. Stuttgart, 1830. 1833.
Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedr. Oberlin. München, 1832. 4. Aufl.
Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 bis 1837. Erlangen, 1838 ff. 2 Bde.
Erzählungen. Erlangen, 1840. 41. 2 Bde.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Der eben so fromme und liebenswürdige S. (urtheilt Menzel treffend über ihn, in seiner deutschen Literatur Bd. I. S. 313. 2. Aufl.) ist ungefähr zu demselben Resultate gelangt (wie Eschenmayer). Als selbstständiger Forscher wie Oken die Natur ordnend, hat er auf eigenthümliche Weise und im Gegensatze gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufsteigen der niederen Geschöpfe zu höheren, sondern auch einen Rückfall von den höheren in die niederen angenommen und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo sie ihre Geheimnisse verbirgt, oder wo sie krankhaft und widrig erscheint, und nicht gerne aufgeführt wird, mit frommem Fleiß belauscht, um selbst aus der Verwesung die lichte Blume einer schönen Lehre hervorscheinen zu lassen. Diese Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen desselben hinführen, und seine letzten philosophischen Lehren von Gott und dem All beruhen wesentlich auf der bekannten Scheidung von Geist, Seele, Leib, die den Hellseherinnen gemein ist. Nur bemüht er sich, diese Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu bestätigen, während sie Eschenmayer mehr speculativ erläutert. —

Fügen wir noch hinzu, daß das tiefste Wissen und die reinste Frömmigkeit und Liebe alle Schriften S's auf das Innigste durchdringen, und daß er nie verfehlt, unsere Neigung zu gewinnen, während er unsern Geist lebhaft beschäftigt und anregt, selbst da, wo wir ganz andere Ansichten hegen, als er entwickelt. —

---

### Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser*).

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Conrad, mit dem lebendigsten Eifer, den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen auf's Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Universität und folgte demselben; Conrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sei, einst ein Amt beschere, das ihm sein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte heruntersetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Summe, noch das Einzige sei, das ihn zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte, denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all' seiner Sparsamkeit sahe er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefeln sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andren äußren Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden: er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine großen Tagreisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Conrad die Zeit nicht lange werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte wie spät es sei; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündel und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müssig an der Straße stehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre still gestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?" — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngern Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad seine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Addresse sich durch das Glas deutlich lesen lässet, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Addresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte wichtige Nachricht;

und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird es dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen," so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Prediger in * *?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Auch den Kindern seines treuen Pflegvaters und Oheims in Hessen hatte Herr Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

---

## Johanne Juliane Schubert,

am 25. November 1776 zu Würgsdorf in Schlesien geboren, Tochter des armen Webers May, besuchte, ein einfaches Kind der Natur, nur die Schule ihres Dorfs und heirathete 1794 den Weber Ehrenfried Schubert daselbst. Der Pfarrer Dobermann machte auf ihre Gedichte aufmerksam.

Gedichte der Webersfrau J. J. Schubert. Reichenbach, 1811. 2. Aufl.

Meine Reise nach Breslau, Beuthen und Neumark. Breslau, 1812.

Innigkeit der Empfindung, lebendige Anschauung und große Bescheidenheit zeichnen die Lieder dieser Naturdichterin vor vielen ähnlichen Leistungen sehr günstig aus.

---

## Karl Aemil Schubert,

am 15. Januar 1741 zu Neuwied geboren, lebte als Stadtsecretär, seit 1787 aber als Stadtgerichts- und Waisenamtsassessor zu Breslau. Er erhielt 1798 den Charakter eines Pupillenraths und wurde 1802 als Rathmann in den Magistrat derselben Stadt gewählt, in der er am 29. Januar 1803 starb.

Breslauische Dramaturgie. Berlin, 1772.

Blumensträußchen für meine Freundinnen. Berlin, 1775.

Zemire und Azor, Oper nach Marmontel. Berlin, 1775.

Andromeda, Monodrama. Berlin, 1776.

Schauspiele mit Gesang. Berlin, 1776.

Gedichte im götting. und voss. Musenalmanach.

Seine Singspiele zeugen von Talent und Gewandtheit in der Behandlung der Form, ohne jedoch eben so wenig wie seine Gedichte Ansprüche auf Meisterschaft zu gestatten.

---

## Jonathan Schuderoff

ist zu Altenburg am 24. October 1766 geboren. Er studirte zu Jena und ward 1790 Pfarrer zu Drackendorf, einem benachbarten Dorfe. Schon damals begann er seine schriftstellerische Thätigkeit. 1798 ward er Diakonus, 1805 Archidiakonus zu Altenburg, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg. Schon früher zum Doctor der Theologie creirt, wurde er 1824 Consistorialrath und zog sich 1836 mit dem Titel eines geheimen Consistorialraths in den ehrenvollsten Ruhestand zurück, nach einem höchst thatenreichen, für protestan-

tische Gedankenfreiheit unermüdlich wirksamen Leben, in dem er oft ganz allein die Interessen der liberaleren Theologie gegen die Schwärmerei verfocht, zurück. Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie. Leipz., 1792.
Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes. Jena, 1798.
Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge. Braunschweig, 1796.
Versuch einer Kritik der Homiletik. Braunschw., 1797.
Moralisch religiöse Reden über biblische Texte. Halle, 1794.
Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre. Jena, 1799—1801. 2 Bde.
Predigten. Münster, 1807.
Predigten über die Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Altenburg, 1809. 2 Bde.
Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. Altenburg; 1802, 2. Aufl. 1816.
Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestant. Kirche. Altenburg, 1809.
Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit. Leipzig, 1814.
Briefe über das protestantische Kirchenwesen. Leipzig, 1815.
Grundzüge zur evangelischen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrechte. Leipzig, 1817.
Ueber die Consistorialverfassung. Leipzig, 1831.
Nebenstunden. Ronneburg, 1823—25. 2 Bde.
Predigter in der neuesten Zeit. Leipzig, 1810.
Einige P igten. Leipzig, 1814.
Altarreden. Ronneburg, 1819.
Predigten über die Evangelien. Neustadt, 1829.
Gelegenheitspredigten. Altenburg, 1820.
Sammlung einiger Kanzel- und Altarreden. Neustadt, 1826.
Die Märtyrer der Liebe, von J. S. Berlin, 1805.
Richard und Auguste, ein Roman in Briefen (anonym). Schneeberg, 1806.
Badebelustigungen. Tübingen, 1810.
Einzelne Predigten. Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

Unermüdliches Streben für Licht und Wahrheit, tiefe Innigkeit des Gefühls, entsprungen aus begeisterter aber klarer Frömmigkeit, Popularität und Deutlichkeit, reiches Wissen und ein vortrefflicher, edler und doch allgemein verständlicher Styl zeichnen die sämmtlichen Schriften dieses echten Dieners des christlichen Glaubens, namentlich aber seine Predigten und anderen Kanzelreden auf eine glänzende Weise aus.

## Johann Adolf von Schultes

wurde am 29. October 1744 zu Reinhardsbrunn bei Gotha geboren; nachdem er lange Jahre als Hofrath und Amtmann zu Themar gelebt hatte, ward er Archiv-, 1804 wirklicher Regierungsrath, und 1808 als herzoglicher Landesregierungs-Director nach Coburg berufen, wo er, in dieser Würde um das Ländchen hochverdient, am 29. Mai 1821 verschied.

Diplomatische Geschichte des Hauses Henneberg. Leipzig, 1788. 90. 2 Thle.
Diplomatische Beiträge zur fränkischen und sächsischen Geschichte Baierns, 1792.
Historisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Henneberg. Hildburghausen, 1794—1815. 2 Bde.
Historische Schriften. Hildburghausen, 1798. 1801. 2 Thle.
Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters. Coburg, 1818.
Sachsencoburg-saalfeldsche Landesgeschichte seit 1425. Coburg, 1818—21. 2 Thle.

S. historische Arbeiten erfreuen sich gründlicher Forschung und reichen Wissens, aber seine Darstellungsweise steht weit hinter diesen Eigenschaften zurück und verräth nur zu häufig Geschmacklosigkeit und Mangel an Kraft und Gewandtheit.

## Johann Schultz

ward am 11. Juni 1739 zu Mühlhausen in Preußen geboren, studirte Theologie und lebte als königl. preußischer zweiter Hofprediger und ordentlicher Professor der Mathematik zu Königsberg, wo er am 27. Juni 1805 starb.

Sendschreiben von der Würde des Schulamts. Königsberg, 1759.
Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1785.
Prüfung der Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1789. 92. 2 Thle.

Ein Verehrer der Philosophie Kant's trug S. durch seine Schriften über die Kritik der reinen Vernunft, welche sich durch Klarheit und Festigkeit auszeichnen, nach besten Kräften zu der Verbreitung derselben bei.

## Joachim Christoph Friedrich Schulz

ward zu Magdeburg im Jahre 1762 geboren, studirte nach einer despotischen häuslichen Erziehung in gleich kümmerlicher Lage zu Halle, bis er sich 1780 entschloß, die dresdener Bühne zu betreten. Auf den Brettern unglücklich, fing er an sich durch Schriftstellerei bekannt zu machen und lebte ohne Amt längere Zeit zu Wien und Berlin. Weimar nahm ihn endlich mit großer Freundlichkeit auf. 1789 ging er nach Paris und kehrte 1790 nach Berlin zurück, mit reichem Stoff für seine bald erscheinenden Werke über die Revolution und Paris ausgerüstet. Er erhielt nun von Weimar das Hofrathsdiplom und zu gleicher Zeit einen Ruf als Professor der Geschichte an das akademische Gymnasium zu Mitau. Als solcher zeichnete er sich selbst in diplomatischen Aufträgen aus, als er 1791 auf dem Reichstage zu Warschau den Bürgerstand von Kurland vertreten mußte. Im Jahre 1793 bereiste er Italien und lebte seit 1794 abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar. 1795 ward er nach Mitau zurückberufen. Er verfiel jedoch bald darauf in Wahnsinn, in welchem er im October 1798 daselbst starb. Vor seinen Werken nannte er sich allein Friedrich Schulz.

Seine bedeutendsten Schriften sind:

Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld. Leipzig, 1781.
Ferdinand von Löwenhain. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Fritz. Altenburg, 1783. 2 Thle.
Moritz. Leipzig, 1785.
Gradsinn und Aufrichtigkeit. Wien, 1788.
Der Wittwer zweier Frauen. Berlin, 1788.
Der Wüstling. Berlin, 1788.
Albertine. Berlin, 1788. 89. 5 Thle.
Kleine prosaische Schriften. Wien, 1788. 5 Thle.
Kleine Romane. Leipzig, 1788. 5 Thle.
Zaide. Berlin, 1789.
Leopoldine. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Martinuzzi. Berlin, 1790.
Die Prinzessin von Kleves. Berlin, 1790.
William. Berlin, 1791.
Josephe. Wien, 1791.
Grigri. Wien, 1795.
Reise eines Liefländers. Berlin, 1795 — 97. 7 Hfte.

Historische Schriften:

Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Berlin, 1790.
Paris und die Pariser. Berlin, 1790. 1. Bd.

S's Romane wurden zur Zeit ihres Erscheinens außerordentlich gern gelesen, da sie sich, obwohl im weiteren Sinne Nachahmungen französischer Vorbilder und selbst französischer Frivolität, durch einen trefflichen Styl, große Lebendigkeit, reichen Witz und gut erfundene Situationen auszeichneten.

---

# Ernst Conrad Friedrich Schulze

ward am 22. März 1789 zu Celle geboren und entwickelte früh poetisches Talent. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren; allein er vertauschte sie bald mit dem Studium der Alten und der schönen Wissenschaften. Die Liebe zu Cäcilien, seiner Gefeierten, gab ihm die höchste poetische Weihe und, als sie in hoffnungslosem Leiden vor seinen Augen dahingewelkt war, schnellen Tod. Er hatte den philosophischen Doctortitel erlangt und in Göttingen als Privatdocent die academische Laufbahn angetreten, da entschloß er sich 1814 als Freiwilliger am Rettungskriege Theil zu nehmen. Das Lagerleben schien seine wankende Gesundheit gestärkt zu haben, aber den Anblick von Göttingen konnte der Heimkehrende doch nicht mehr ertragen. Nach einer Fußreise am Rhein- und Maingebiet im Herbst 1816, kehrte er sehr entkräftet nach Celle zurück, wo er am 26. Juni 1817 starb, nachdem die Frucht dieser Wanderung, „die bezauberte Rose" von der „Urania" mit dem ersten Preise gekrönt worden war.

Gedichte. Göttingen, 1813; N. A. Leipzig, 1820.
Psyche, ein griechisches Mährchen. Göttingen, 1819.
Cäcilie, ein romantisches Gedicht. Göttingen, 1818. 2 Thle; N. A. 1822.
Die bezauberte Rose, romantisches Gedicht. Göttingen, 1818; N. A. 1823.
Sämmtliche poetische Werke, herausgegeben von Friedrich Bouterweck. Leipzig, 1818—20. 4 Thle.

S. ist häufig und namentlich früher überschätzt worden; er besitzt mehr Talent als Genie, mehr Gewandtheit in der Form als Ursprünglichkeit in der Erfindung. Dagegen ist aber nicht zu läugnen, daß er in der Nachbildung fremder Muster im allgemeineren Sinne und in der anmuthiger, klangreicher, äußerer Gestaltung Außerordentliches geleistet habe. In seiner romantischen Epopöe Cäcilie treten daher seine Mängel wie seine Fähigkeiten am Entschiedensten hervor; an Wohllaut, Fülle und Anmuth der Diction wird dieses Werk nicht leicht übertroffen. Dagegen leidet es an unsicherer Characterzeichnung, vorherrschender Subjectivität, Ueberhäufung des Wunderbaren, Affectation, Gesuchtheit und Weichlichkeit. Seine „bezauberte Rose" ist gedrängter und besser durchgeführt, steht aber an Bedeutung doch der Cäcilie nach. Am glücklichsten ist S. unbestritten in seinen Elegieen, die voll zarter Empfindungen und anmuthiger Darstellung, obwohl gleichfalls Nachahmungen berühmter Vorbilder, einen sehr wohlthuenden Eindruck machen.

## Elegieen von Ernst Schulze.

(Geschrieben vor dem Jahre 1813.)

### I.

Schatten der alternden Zeit, o steigt aus dem Grabe noch einmal
Freundlich empor, o naht, dämmernde Bilder der Lust,
Rosig und leicht, wie ihr einst mich geküßt, da der flüchtigen Thorheit
Rasches Gespann durch der Welt fröhlichen Taumel mich trug!
Damals lenktet mit irrender Hand ihr den luftigen Wagen,
Ueber der Laune Gebot herrschte kein andres Gesetz;
Stolz auf den Zögernden lacht' ich hinab, der bedächtig am Kreuzweg
Stand und durch prüfenden Rath kürzer sich schuf den Genuß.
Herzlos nannte wohl mancher mich dann und zürnte des Leichtsinns
Ueppigem Hauch, der empor über die Wolken mich hob,
Doch nie holte den leichten Entschluß der gewichtige Rath ein;
Flammt doch, eh' des Gewölks Donner euch warnte, der Blitz.
Glänzend umgab mich die Welt, und es wechselte bunt die Erscheinung,
Und ein heitres Geschick reihete Fest mir an Fest;
Willig empfing den beständigen Gast die phantastische Freude,
Weich im Schooße des Glücks lag der verzogene Sohn;
Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Fest an die feurige Brust drückt' ich das glühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets;
Was ich am Morgen geliebt, das verließ ich am dämmernden Abend,
Treulos wurde, was mich liebte, schon früher mir oft;
Aber begegneten einst sich auf wechselndem Pfad die Getrennten,
Schmerzlos reichten sie dann freundlich einander die Hand,
Jeglicher wähnte, so lange der Traum ihn umgaukelte, treu sich,
Jeglicher fragte: was frommt Treue, wenn Liebe verschwand?
Oft auch wandelte schnell sich der Sinn, aus des Glückes Erinnerung,
Süß oft täuscht sich das Herz, blühte von neuem das Glück.
Doch längst schwand sie, die fröhliche Zeit, und der flatternde Geist strebt
Fruchtlos unter der Pflicht eisernen Banden empor:
Was mir mit Blumen die Fesseln umwand, hin welket es hilflos:
Ach, um die Schönheit hüllt finstre Gewölke der Tod!
Liebe rief mich herab von dem luftigen Pfad, und Verzweiflung
Winkt mich zurück; doch dem Geist wurden die Schwingen gekürzt.
Dankbar weiht' ich sie einst den errettenden Göttern und wähnte
Nicht, daß vom friedlichen Heerd wider mich risse der Sturm.
Doch oft greift mit der eisernen Hand in die Harfe des Lebens,
Wenn sie am zartesten klang, gellend das düstre Geschick.
Ruhend schauen die Götter hinab, und der Kampf mit dem Schicksal
Reizt, wie ein tragisches Spiel wechselnd, die müßige Schaar.
Aber verzweifelnd stürzt sich der Mensch in des lärmenden Possen-Spieles Tumult, und der Schmerz stirbt, und es stirbt das Gefühl.

## II.

Nahe dich mir, Elegie, leichthüpfende Grazientochter,
Freundin zarten Gefühls, nahe dich mir, Elegie.
Nicht vom düsteren Schleier verhüllt, den herrisch der Volkswahn
Einst um die Stirn dir wob, mit geröthetem Blick!
Kummer entnervt das Gefühl, und feind den verzagenden Thränen
Schwinden die Musen, umsonst weinet im Pontus Ovid.
Nein, ein flüchtiges Kind erscheine mir, schlank und gelenksam;
Tanzend schwebe dein Fuß über die Blumen der Flur;
Scherzend necke die Hand mit duftendem Blüthengestöber
Amorn, welcher erzürnt mit dem Geschosse dir droht!
Lächelnd folg' Idalia dir, doch wind' um der Göttin
Ueppigen Reiz das Gewand züchtiger Grazie sich!
Singe von Lust und Liebe mir vor, doch nimmer verfolge
Reue die Lust, nie sei Kummer der Liebe Genoß!
Spiele geziemen dir nur, nicht Leidenschaften: behutsam
Nahe dem Kelch, sonst sinkt welkend die Blume dahin.
Weinst du, so weine nur Thränen der List, wie die schlaue Kokette.
Und die Verzweiflung selbst schmücke der Hoffnung Gewand!
Thränen erweichen den menschlichen Sinn und Thränen den Orkus.
Waffne mit Thränen dich nur, magisch besiegst du die Welt.
Lust ist der Sterblichen Wunsch und Lust das Leben der Götter,
Hauche nur Lust und schnell öffnet sich jegliches Herz.
Jeglichem locke mit schmeichelnder Kunst und Jedem gefalle!
Schilt die Menge dich auch buhlerisch, gilt ihr Gesetz?
Richten mag sie, was nach dem Gebrauch, was nützlich und recht sei,
Aber das Schöne begreift einzig das schöne Gemüth.
Ha, du nahst! Ich fühle das Weh'n ambrosischer Düfte;
Amor, rufe den Lenz, baue mir Lauben im Hain!
Folge mir nach und wohne bei mir, du Holde! Melodisch
Tönt mir die Laute; wohlan, hauche mir Lieder in's Herz!

## III.

Als ich im mondlichen Glanz, umwölbt von Blüthengebüschen,
Jüngst im Kahne mit dir hüpfende Wellen durchschwamm,
Als du so innig und warm an des Liebenden Seite dich schmiegtest,
Und dem rosigen Mund Liebesgelispel entfloß,
Ach, da pochte mein glühendes Herz voll kühnen Verlangens,
Ueppiger hauchte der West heißeres Sehnen mir zu,
Heilig gelobt' ich es, Reizende, dir, dich einzig zu lieben,
Und ein freundlicher Kuß lohnte den zärtlichen Schwur.
Tag' entschwanden, es schwanden dahin unendliche Monden,
Und ich erblickte dich nicht, weilte verlassen und fern,
Todt erschien mir die Welt und hart die gewohnten Geschäfte;
Denn den romantischen Sinn beugte die ernstere Pflicht.
Fruchtlos harrt' ich auf Kunde von dir, kein freundliches Briefchen
Und kein tröstender Gruß letzte das schmachtende Herz.
Deiner gedacht' ich im Wachen und Schlaf, und lächelnd, wohin ich
Irrte, durch Wiesen und Hain folgte dem Träumer dein Bild;
Jegliche zarte Gestalt, die des Zufalls Gunst mir erspäh'n ließ,
Wandelt' in deine Gestalt schnell dem Verlangenden sich.
Du vereinest ja doch, was nur einzeln Alle besitzen,
Und dein Bild, es erscheint stets mit dem Schönen zugleich.
Mußt' ich sie alle nicht lieben, um dich nur einzig zu lieben?
Fühl' ich wohl deinen Kuß, wenn ich nicht alle geküßt?
Was ich zu ihnen auch zärtliches sprach, ich sprach es zu dir nur;
Und doch zürnest du mir, daß ich die Treue verletzt?
Ist nicht Amor ein Kind, das stets mit regem Verlangen
Neue Gespielen erwählt, wenn ihm die alten entflohn?
Jenen umflattert er nur, der hold und freundlich ihm liebkost;
Wer zu naschen ihm giebt, ist ihm der zärtlichste Freund.
Soll ich mit ewiger Treu' in deine Fesseln mich schmiegen,
O dann flüstere stets Worte der Liebe mir zu,
Laß mich nimmer entfliehn aus dem magischen Kreis der Umarmung,
Und ein unendlicher Kuß binde den flüchtigen Geist!

## IV.

Höre mich an! Still weil' ich im frostigen Hauch des Octobers,
Liebchen, vor deinem Gemach, öffne mir freundlich das Haus!
Liebchen, o hörst du mich nicht? Umsonst, schon liegst du entschlummert,
Und ein gaukelnder Traum küsset dir friedlich die Stirn.
O der glückliche Traum! Er darf dich sicher umflattern,
Und die entfesselte Brust gönnt ihm das lüsterne Spiel:
Dankbar schenkt er dafür dir die zartesten seiner Gebilde.
Ich auch, wenn mir ein Gott lächelte, nahte dir jetzt.
Schmeichelnd sprichst du es aus, was so oft auf der Wange die Schaam mir
Kündete, was in der Brust schüchtern die Schaam mir verschwieg.
Aber entflieh, zu reizender Wahn! schweig, täuschende Hoffnung!
Zeigte sie gestern nicht noch, daß sie mich nimmer geliebt?
Leise betrat und leicht sie des Gartens falbe Gebüsche,
Nahete still, und es schlug laut mir im Busen das Herz;
Ach, da stahl sich ein Andrer hinzu, und, wehe, sie grüßt' ihn
Freundlich und schmiegte sich schnell an den gebotenen Arm.
Einig wallten sie nun, versenkt in leises Geflüster;
Doch mir kochte die Brust heißer im siedenden Zorn.
Ha, ich sah es zu gut, Verrätherin, wie er die Hand dir
Drückt' und den kosenden Mund traulich zum Ohre dir bog.
Geh' nur, ich liebe dich nicht, ich glaub', ich liebte dich nimmer.
Stets noch fand ich dich falsch, wenn du am zärtlichsten schienst,
Mich nur wolltest du fesseln und nicht dich selber, nur Herrschsucht
Leitete dich, des Gefühls spottete listig die Kunst.
Hätte dich weniger doch die Natur holdselig gebildet,
Hätte sie minderen Reiz doch in den strahlenden Blick,
Mindere Zaubergewalt in das schmeichelnde Wort der Bethörung,
Mindere Grazie doch dir in die Seele gelegt! —
Oeffne die Thüre mir nur, schnell ist dir Alles verziehen;
Sündigen darfst du so oft, als du zu küssen vermagst.

## V.

Liebchen, du schwebst jetzt fröhlich dahin im glänzenden Saale,
Leicht im flüchtigen Tanz regst du den zierlichen Leib,
Höheres Roth durchrieselt die Wang', und es hebt der Begeisterung
Ueppiger Rausch hoch aufwogend die glühende Brust.
Doch dein Freund, fern trauert er jetzt im stillen Gemache,
Wild um den brütenden Geist tobt ihm der Sorgen Gewühl.
Ach, wohl denkst du nicht mehr des Liebenden, welcher von dir nur
Lernte die Lust, von dir, Einziggeliebte, den Schmerz;
Längst wohl schwand im bethörenden Rausch des frohen Getümmels
Sein hindämmerndes Bild ganz aus der Seele dir fort.
Amor spannet so gern im Tanz die verstohlenen Netze.
Reichliche Beute belohnt immer den listigen Gott.
Lieblich bist du, wie nimmer ein anderes Mädchen der Erde,
Wer dir nahete, bleibt gern in der Fessel zurück;
Doch du bist flüchtig und leicht, wie die hüpfende Woge des Meeres,
Neues allein nur reizt immer den gaukelnden Sinn;
Wie mit Bällen das Kind, so spielst du mit Herzen, gelobst gern
Jeglichem, doch kein Gott, wähnst du, bestrafe den Trug.
Oft schon nannt' ich dich falsch, und auf ewig wollt' ich dich meiden,
Aber die zögernde Flucht brachte mir neue Gefahr:
Eifersüchtig schaltest du mich mit Lachen und thöricht,
Und ein glühender Kuß machte von Sünden dich rein.
Ach, jetzt windet ein Anderer wohl, aufwallend in Sehnsucht,
Rings um den zierlichen Leib leise den zitternden Arm,
Lispelt mit kosendem Flüstern im Sturm des wogenden Tanzes
Manches verstohlene Wort lieberlangend zu dir.
Hör' ihn nicht, er betrügt dich nur, falsch ist der Verräther;
Ach, sein flatternder Sinn gleichet dem deinen, entflieh!
Reicht er nicht jetzt dir die Hand? O hinweg mit ihr, sie ist giftig,
Und Basiliskengewalt wohnt ihm im schmeichelnden Blick.
O, verhüllte dich doch ein undurchdringlicher Schleier,
Könnte nur ich allein sicher die Reizende sehn,
Wär' es doch mir allein nur vergönnt, an der Brust dir zu ruhen,
Dürfte nur ich allein küssen den rosigen Mund!
Aber ich selber schuf mir die quälende Sorg' in dem Herzen,
Und mein eignes Vergehn raubte mir heute die Ruh.
Wehe, warum auch zürnet' ich gleich, als den ersten der Tänze
Du mir geweigert, warum schwur ich zu meiden das Fest?
Trage nun selbst, o Thor, des eisernen Sinnes Bestrafung!
Wenn sie dich morgen nicht küßt, denke, du hast es verdient!

## VI.

Liebchen, wie hast du geruht nach der Lust des rauschenden Tanzes?
Ist dir das Köpfchen nicht noch schwer von dem wüsten Gelärm?
Tobte nicht lang' in der Nacht der Musik nachtönender Aufruhr
Disharmonisch und wild rings dir um's hüpfende Bett?
Oder belastete nicht dir die Brust, als quälender Rachgeist,
Welcher die Schwärmer der Nacht ängstet, ein feindlicher Alp?
Aber verzeih, holdseliges Weib, dem tückischen Spötter!
Gern an fremdem Genuß rächt man den eigenen Schmerz.

Nein, ein reizender Traum umgaukelte ſicher die Stirn dir,
Führt in ein Feengefild deinen entfeſſelten Geiſt,
Kränzte dein Haupt mit den Blüthen des Mais und wiegte behende
Auf hellblauem Gewölk über die Erde dich hin.
Früh ſchon ſitzeſt du dort mir gegenüber am Fenſter;
Zwar iſt ſchmachtend dein Blick, aber doch heiter und mild,
Sinnend lehnſt auf die zierliche Hand du das lockige Köpfchen!
Zählſt du, Schelmin, vielleicht deine Gefangenen nach,
Die du bei'm fröhlichen Feſt mit dem ſiegenden Zauber der Blicke
Und mit des Geiſtes Gewalt dir in die Netze geſcheucht?
Ach, ich war dir ein Thor, dem frevelnden Wahne zu folgen,
Welcher die Ruhe der Nacht, welcher die Träume mir nahm.
Untreu wähnet' ich dich, und ich zürnt' aufgrollend dem Herzen,
Daß es aus deiner Gewalt nimmer zu fliehen vermag.
Unglückſeliger, konnteſt du ſo dem eigenen Glücke
Gram ſein? konnteſt du ſo wünſchen den eigenen Tod?
Stets war grauendes Dunkel der Freund tiefbrütenden Trübſinns,
Auf dem Gewölke der Nacht wiegte die Trauer ſich ſtets;
Doch der erglühende Tag verbannt die Verhaßte zum Orkus,
Und Aurorens Geſpann leitet ein fröhlicher Geiſt.
Doch nicht blos die Natur, auch du gebieteſt der Dämm'rung,
Und ätheriſches Licht folget dir, Zauberin, gern.
Bin ich dir fern, iſt ſchwarz mir die Sonn' und dunkel der Erdkreis,
Doch dein lächelnder Blick füllet mit Strahlen die Nacht.
Aber du winkſt mir, du lächelſt mir zu, ſchnell flieg' ich hinüber;
Küſſeſt du heute mich nicht, Frevlerin nimm dich in Acht?
Kennſt du den magiſchen Quell, der einſt Rinaldo verwandelt,
Als Angelica ihm folgte mit ſehnendem Blick!
Immer noch rieſelt der Quell, und ſtets noch währt die Bezaubrung;
Reize nicht Amors Zorn! fürchterlich rächt ſich der Gott.

## VII.

Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.
Ach, ſie hat mich geküßt! in roſenfarbenem Glanze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht,
Weniges flehte der Mund, Vieles der ſchmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht, und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte ſüße Gewährung:
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leiſe den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob ſie, wie folgt' ich ſo gern, ſanft an die Bruſt mich empor.
Nimm, du haſt es verdient, ſo ſprach ſie mit ſüßem Geliſpel,
Und ihr roſiger Mund nahte dem meinigen ſich,
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Accords Schwinden, in's Herz mir hinab,
Ach, wie bebt' ich vor Luſt und ſchauderte, wähnte zu ſterben,
Und doch hatt' ich noch nie reiner und ſchöner gelebt.
Seliger Rauſch! O möcht' ich doch einſt ſo ſcheiden, in ſolchem
Taumel! ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang' noch wünſcht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem ſehnenden Geiſt;
Und dann ſänk' ich dahin, von deinen Armen umſchlungen,
Und im glühenden Kuß ſchwebte die Seele dahin;
Kein Elyſium fordert' ich dann, und bange vermied ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt ich mich hin auf roſige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genoſſene Glück,
Fühlte den ſeligen Kuß noch Ewigkeiten und tauſchte
Für des Olympiers Thron ſelbſt die Erinnerung nicht.
Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.

## VIII.

Amor, Himmelgeborner, komm, nicht jener, der ſinnlos
In's wildwogende Meer frevelnder Lüſte ſich ſenkt,
Nicht du verderblicher Gott, der tief in die Herzen den Pfeil uns
Schleudert und hoffnungslos ewige Gluthen erweckt:
Nein, du reizendes Kind, du flüchtiges, welches die Götter
Mit ätheriſchem Band lieblich und loſe verknüpft!
Komm, du romantiſcher Knabe, der Abenteuer Beſchützer,
Zarten Geflüſters Freund, Freund der verſchwiegenen Luſt,
Der du keuſch und üppig zugleich und flüchtig und treu biſt,
Feind der Feſſeln und doch immer in Feſſeln geſchmiegt,
Du, der Schmerz und Freude gewährt, doch nimmer in Trübſinn
Unſere Schmerzen und nie wandelt in Ekel die Luſt!
Komm vom Himmel herab und bring' mir die reizenden Mädchen,
Welche dich immer umblüh'n, bring mir die Grazien mit!
Sieh, ſchon nahte die Stunde, worin dein Schweſterchen ehmals
Unſerem Lichte zuerſt heiter entgegen gelacht.
Damals war dir der Tag ein Feſt, ſiegkündende Lieder
Wehten den früheſten Schlaf auf die Geborene hin,
Schalkheit hauchte dein Kuß ihr in's Herz, phantaſtiſchen Leichtſinn,
Tändelnden Witz und der ſtets wechſelnden Laune Begier.
Doch was du muthwillig ihr gabſt, das ſchmückte die Charis,
Und um's Dornengebüſch webte ſie Roſen umher.
Feire den Tag auch jetzt; denn ſie ward nun größer und holder,
In der Geſtalt und im Geiſt gleicht ſie, du Schelmiſcher, dir.
Schweb' um's ſeidene Bett mit der lieblichen Schaar; noch ruht ſie,
Sanft um den roſigen Mund weht das Geliſpel des Schlafs.
Wehre mit ſchützender Schwinge den böſen Träumen, den Unglück
Kündenden, welche den Schooß füllen der brütenden Nacht;
Laß nur die freundlichen leiſe ſich nahn, die Kinder Auroras,
Daß ſie mit roſigem Tanz ſchmücken das ſtille Gemach!
Mal' auf die Flügel des gaukelnden Schwarms kunſtvoll das Verlangen,
Welches der Reizenden Blick rings in den Herzen erregt!
Malet, ihr Huldgöttinen, der unausſprechlichen Anmuth
Zaubergewalt und den Scherz, welcher ſie ewig umbuhlt,
Daß ſie ſich ſelber erblick' in des Traums irrſamer Geſtaltung!
Ach, kein ſchöneres Bild zeigt ihr der ſüßeſte Traum!
Lächeln wird ſie im Schlaf, ihr Glücklichen! Fülle den Köcher,
Amor, damit! O ahmt, Grazien, ahmet es nach!
Regt ſie dann ſanft zum Erwachen die reizenden Glieder, ſo haucht rings
Süße Gedüft' umher, füllet mit goldenem Glanz,
Füllt mit Harfengeliſpel das freundliche Zimmer und ſchwindet,
Daß ſie im Scheiden euch noch ſehe, zum Himmel zurück!

## IX.

Liebchen, wie leben wir doch ſo wunderſam? Sind wir denn wirklich
Eins in das Andre verliebt, oder betrügt uns der Schein?
Traulich ſitzen wir oft und es ſcherzt muthwillig der Leichtſinn
Ueber das tiefe Gefühl, über ein ſchwärmendes Paar;
Dichten vereint Spottliederchen oft auf den kindiſchen Amor,
Necken mit ſtechendem Dorn ſicher den trotzigen Gott;
Und doch lieg' ich ſo oft zu deinen Füßen und flüſtre,
Was mich das Herz allein, was nur die Liebe mich lehrt,
Und du beugſt dich herab und ein glühender Kuß, der des Leichtſinns
Lüge beſtraft und des Spotts Dornen, beglücket den Freund.
Froh dann ſcheid' ich von dir und ſchwelg' in ſüßer Erinn'rung,
Wähn', ein ewiges Band kette mein flüchtiges Herz;
Doch kaum flieht der Moment, ſo umſtrickt argliſtig den Frevler,
Welcher die Feſſel ſo gern duldet, ein anderes Netz,
Ach, und jeglichen Schwur, den ich dir that, tilgt die Bezaubrung,
Gleich dem Gewölk, das raſch gaukelnde Winde zerſtreun.
Doch noch nimmer vergaß ich dich ſelbſt, und bin ich auch treulos
Nur dein eigener Reiz trage des Irrenden Schuld.
Ach, du feſſelteſt mich mit ewigen Banden der Sehnſucht,
Jegliches holde Geſicht zeigt dem Getäuſchten dein Bild!
Doch kaum bin ich dir wieder genaht, ſo beugt mich gewaltſam
Dein allmächtiger Blick wieder in's vorige Joch.
Wahrlich, dir ſchenkte Cythere gewiß den magiſchen Gürtel,
Welchen mit Zaubergeflecht webte der Grazien Hand.
Was du auch thuſt, du thuſt es mit Reiz, und heimliche Anmuth
Schwebt im Blick dir und ſchwebt rings um die ganze Geſtalt.
Kehr' ich dir wieder zurück, ja dann geſteh' ich dir Alles,
Preiſe die Schönen ſogar, welche mich geſtern beſiegt;
Und, bei Gott, kaum trau' ich mir ſelbſt, du hörſt es geduldig,
Stimmſt in's ſchmeichelnde Lob gern und gefällig mit ein,
Lobſt den beweglichen Geiſt, der nur die Genüſſe des Lebens
Leiſ' umſchwebt und den Schmerz unter die Winde verſtreut,
Neckſt nur zuweilen mit ſtechendem Scherz den Armen, der Dornen
Statt der Roſen empfing, die er zu pflücken gehofft;
Schalkhaft zeigſt du ein Briefchen mir dann, das du eben empfangen,

Aber die Unterschrift deckst du mit sorglicher Hand,
Rühmst mir die Blume, die jüngst ein Unbekannter dir sandte,
Sprichst: Schön ist das Geschenk, sollt' es der Geber nicht sein?
Faßt mich dann plötzlicher Zorn, so ergreifst du die nahe Guitarre,
Uebertäubest mein Wort rasch mit der Saiten Getön,
Singst mir des Mißtrauens Qual mit komischem Pathos, und wahrlich,
Endlich muß ich noch selbst wieder mich flehend dir nahn.
Wahrlich, uns gaben die Götter den Sinn der ewigen Kindheit,
Lang' ist immer die Lust, kurz uns der flüchtige Schmerz;
Oder es wurde schon jetzt der olympischen Götter Geschick uns,
Welches die Leidenschaft würzet, doch nimmer vergällt.

---

Aus Ernst Schulze's bezauberter Rose.

## Dritter Gesang.

Wie langsam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur saft'gen Reife schwillt,
Seit fünfmal schon der Baum im Blüthenglanze
Dein still Gemach mit süßem Duft gefüllt:
So, Herrin, keimt an unsers Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und schwindet ungestillt.
Wohl können wir von gutem Glück noch sagen,
Will uns der Herbst auch eine Frucht nur tragen.

Drum ist es gut, nur einen Wunsch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn.
Und sehn wir auch auf vielverschlungnen Wegen
Manch Traumgebild vor unserm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wohl verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raschen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen!

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert!
Gefällt es auch den Göttern oft zu scherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edlen Wunsch, dem ungetheilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

Und muß ich selbst dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in diese Wellen trieb.
Denn willst auch du mir keine Gunst verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb,
Das milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, seit das Glück ihn trügerisch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muse stets erwies.
Wie manche Dichter priesen und besangen
Die goldne Zeit, das sel'ge Paradies;
Doch jene, die das Schicksal dort geboren,
Sie priesen's nicht, weil sie es nicht verloren.

Doch sind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn:
Nein, freundlich, wie durch sanftbewegte Bäume,
Durch Blüthenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkensäume
Zu uns herab die festen Sterne sehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgestalten
Ein sichres Bild der Hoffnung sich entfalten.

Und so begann sein zweifelnd Herz zu sinnen;
Was winkst du mir so freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen
Ein süßer Traum, ein täuschendes Gedicht?
Weh mir! was kann ich hoffen, was gewinnen,
So lang mein Glück ein Traum nur mir verspricht?
Ein Schattenbild, daß nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

Doch sollten so die Götter uns betrügen,
So grausam sein im Uebermuth der Macht,
Daß sie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn sie uns Schmerz und Täuschung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unsrer Brust entstiegen,
Die meisten sind aus tieferm Quell erwacht
Und nahn schon jetzt dem künft'gen Kreis' im Stillen,
Wie Geister, die in Körper einst sich hüllen.

So ist es hier. Erschien in manchen Stunden
Nicht räthselhaft mir jenes theure Bild,
Von Rosen rings geröthet und umwunden
Und selbst zuletzt zur reichen Blüth' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte schon, noch eh' er sich erfüllt;
Nur hält erst jetzt den Gast aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an sichern Liebesbanden.

Doch sei es auch, nicht wird er mir entblühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen;
Dies Saitenspiel, es ist mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heischt, nicht Liebe nur und Muth?
Ein andrer wird, kein Bessrer, ihn erwerben:
O bittres Loos, viel härter noch als sterben!

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm sie glüht;
Doch freu' ich mich noch einmal sie zu sehen,
Von der so lang mein finstres Loos mich schied.
Mein letztes Lied soll freundlich sie umwehen,
Und sterben soll mein Hauch in diesem Lied,
Wie hold der Schwan mit süßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

Und wird dann einst durch ihr erbleichtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwölkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage schweben,
Wohl denkt sie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für sie ich Alles hingegeben,
Und wie ich jetzt so fremd ihr bin und fern;
Wohl wird sie dann mit nassen Augen klagen:
Er war es werth, zu lieben, zu entsagen.

So sinnt sein Herz, indeß sie weiter schreiten;
Doch ob er selbst auch jeden Trost sich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführerisch noch manches Fünkchen glimmt.
So sieht man oft das Schiff mit Stürmen streiten,
Indeß den Mast ein heller Schein umschwimmt.
Nicht will sein Geist der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm ist's genug, sie heimlich zu empfinden.

Jetzt wandeln sie durch jene grüne Weide,
Wo schön geschmückt die bunten Zelte stehn:
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude,
Gesang und Tanz erschallt durch Thal und Höhn,
Rings lassen Gold und Perlen, Sammt und Seide,
Ihn deutlicher die eigne Armuth sehn.
Ach, seufzt er still, nichts kannst du jenen Schätzen,
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegensetzen.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Brust gedenkt,
Die unerschöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt gestaltet und umfängt,
Und wunderbar das selbstgeschaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt:
Dann fühlt er stolz, es sei in diesem Streite
Statt ird'scher Macht ein Gott auf seiner Seite.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt sein Gemüth erfreun,
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht sich schon dem wundervollen Hain.
Wie glücklich scheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu sein;
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen
Und sich im Laub der theuren Blume wiegen.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne schallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich erschließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt;
So scheint der Duft um seine Brust zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längst erloschnen Sterne.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und Morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So scheint auch das, was sonst in dunkeln Weiten
Ein schwindend Licht der Heimath ihm erschien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am schönen Ziel zu blühn.
Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinn'rung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünsche steigen
In ihm empor, wie wechseln Wang und Blick!
Die Hecke nur, sie trennt mit schwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von seinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, sie muthig zu ersteigen?
Er steht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einst gezagt, den Bach zu überspringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecke dringen?

O holde Schaam, du deckst mit sichrer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft und fühlt nicht, daß sie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch unsre wilden Schmerzen.

Indeß umschwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter schon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ seine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Rosen ein,
Und spielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold lispelnd durch den Hain;
Der reife Tag begann beim späten Scheiden
Sich in des Herbstes bunten Glanz zu kleiden.

Da scholl vom Schloß aus silbernen Trompeten
Durch's weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Grotten drang.
Rings schwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Gesang,
Und jeder Gast vom hellen Ton getroffen,
Schien schweigend jetzt ein schönres Fest zu hoffen.

Doch bald erhob sich aus den seidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön!
Man sah, wie dort sich blanke Schaaren stellten,
Um schön gereiht durch's Thal heranzugehn;
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte schwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn;
Die Harfe schien mit zarten Liebesliedern
Den ernsten Ruf vom Schlosse zu erwiedern.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schaar durch's grüne Feld zu ziehn.
Man sah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn;
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn;
So ließen sich mit leichtem Schmuck die Frauen
In Waffenkreis der kühnen Ritter schauen.

Wie hoch voran drei stolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerschaar gereiht,
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürst gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte sich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es schnell zerstreut;
Wie Jene Den, wie Diese Jenen priesen,
So wählten sie zum Sieg bald Den, bald Diesen.

Schon nahten sie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge stand, es schwieg der Sängerchor;
Doch wie gesprengt von starken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich scholl aus jenen stillen Orten
Mit langem Hall ein süßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Osten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm sendet.

Wohl dachte jetzt ein jeder stolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,
Bald heb' ich froh den zarten Rosenschleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.
Alpino nur ward trauriger und scheuer,
Der Wahn entschwand, worauf er still getraut,
Er fühlte tief bei jenem süßen Klingen:
Dich grüßt sie nicht, du hast ihr nichts zu bringen.

Hold schimmerten des Haines höchste Kronen
Vom späten Strahl des Abends matt und mild,
Doch tiefer schien die Ruhe schon zu wohnen,
In süße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erst der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durch's Gebüsch ein Lispeln leis' und lose
Von Seufzern rauscht und traulichem Gekose!

O süßer Kelch voll' Lieb' und Lust und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch sich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du süßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang' und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuren Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt.
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt.
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauscht' ich doch mit seinem mein Geschick;
Er sah doch einst die sel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, so weint er um ein Glück.
Wohl mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich lösen:
Auch du bist in Arkadien gewesen.

Indeß ergoß mit festlichem Gepränge
Die helle Schaar in dichtgeschloss'nen Reihn,
Im süßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad sich wogend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher stieg der Sonne später Schein,
Da zeigte sich das Ziel der irren Wege,
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

Allein wie süß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß in's duft'ge Grün auch sank,
Wie friedlich auch aus Rosen und aus Myrten
Manch Laubendach sich blühend hier verschlang;
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieser Flur nicht lang:
Ein schönres Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetisch angezogen.

Denn wallend schmückt mit silberhellem Spiegel
Die Wies' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus dessen Fluth ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die sel'gen Ufer hebt;
Und wie geneigt mit weitgeschlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris schwebt,
So fügen sich gewölbt von Strand zu Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leise Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach sich sanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend schon die Fluth,
Und drüben schwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in später Sonnengluth;
Schon schloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen schliefen.

Und Alles, was in seinen schönsten Träumen
Das junge Herz geahnet und gesehn,
Das scheint ihm dort zu blühen und zu keimen,
Und leis' im Duft zu ihm heranzuwehn;
Und jeder sieht fern unter jenen Bäumen
Das erste Bild der frühsten Liebe gehn,
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort sein Glück sich zu verstecken.

Und wo die Zweig' am schönsten sich gesellen,
Und Licht und Schatten spielt im zarten Grün
Wo duftiger die weichen Kräuter schwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches frische Wellen
Durch's irre Gras mit süßerm Rieseln fliehn,
Da sieht man leis' auf bunten goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

Dort steht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberschlaf der Rose blühend Bild:
Nie sinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets säuseln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie sich oft im friedlich leisen Traume
Des Kindes Mund mit süßem Lächeln füllt,
So sieht man sanft das schlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter schweben.

Und wie sie einst so reich an keuscher Sitte,
So still, so zart, und doch so leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu schüchtern nicht und nicht zu prangend war:
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild sich unbefangen dar,
Und scheint sich, sanft gewiegt auf schlanken Zweigen,
Von Keimen ab zu Keimen hinzuneigen.

Und wie sich einst Gedanken und Gefühle
In zarter Brust aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und schüchtern doch bewegt:
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele
Und weiß es nicht, wohin der West ihn trägt;
Doch läßt auch nie sein Walten sich erspähen,
Es ist des Geistes tiefstes, innres Wehen.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leise nur und schüchtern erst getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein süßes Bild, das sie allein nur kennt,
Doch zögernd nur, mit keuschem Widerstreben
Gestalte sie den holden Traum zum Leben.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand schön geschmückt ein hoher Thron bereit:
Dort saß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürst in ernster Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weis' im Rath, viel Helden kühn im Streit,
Die Perlen, die sein fürstlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

Und tiefer saß, wo auf den bunten Auen
Manch' weicher Sitz aus Rasen sich geschwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgestellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze schauen,
Worin die Frucht den Blüthen sich gesellt,
So mischten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge sich in der Schönen Mitte.

Und froh vereint, das zarte Fest zu krönen,
Begannen sie bei hellem Harfenklang
Den Liederstreit, der lind' in leichten Tönen
Weit über'n See durch Wies' und Haine drang.
Erst lockte süß das leise Lied der Schönen,
Dann schallte laut der Jünglinge Gesang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu einem Glanz verschwammen.

Indessen reih'n sich drüben schon die Mohren,
Schon haben stolz und froher Hoffnung voll
Durch's heil'ge Loos die Fürsten den erkoren,
Der jetzt zuerst die Gabe bieten soll.
Noch einmal wird der Bundeseid geschworen,
Sich ohne List zu nahn und ohne Groll,
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu schützen und zu ehren.

Dann trennte sich der reiche Zug vom Lande:
Ihn führte stolz mit seinem Dienertroß
Der Inderfürst im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß;
Dann kam der Mohr von Taprobana's Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umschloß;
Doch leicht umspielt mit feuergelber Seide
Ging Saba's Herr im hochgeschürzten Kleide.

Wohl schien's, als ob ihr Schmuck schon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein jeder still vertraut:
Denn während Den die goldne Kron' umglühte,
Schien Jenes Stirn von Perlen überthaut,
Der Dritte trug im Haar die duft'ge Blüthe,
Woraus sein Nest der edle Phönix baut.
So gingen sie mit zuversicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

Dann folgte stolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond sich schmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerschaar und trug die goldnen Schaalen,
Die jeder Blick neugierig längst verschlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eifersucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat listig sich in ihren Kreis gestohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Last befohlen.

O wie sein Herz unbändig schlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter stand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur strebte,
Nur sie allein sein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück so nah' ihn jetzt umschwebte,
Wie jedes Glück in ew'ger Fern' ihm schwand!
Wohl scheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

Doch mag sein Loos, wohin es will, ihn führen,
Sie steht doch jetzt vor seinen Augen da,
Fast kann sein Arm, sein Athem sie berühren,
Die heimlich sonst sein Blick von fern nur sah.
Unmöglich ist's, er kann sie nicht verlieren,
Sie scheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah —
O rasche Lieb', o täuschendes Vertrauen,
Du wirst ein Schloß auf einen Sandkorn bauen!

Als nun gemach mit zitternd leisem Halle
Das süße Lied der Sänger sich verlor,
Da schritt, umtönt von lautem Paukenschalle,
Mit stolzem Blick der Inderfürst hervor.
Rings reihten sich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen
Mit seidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

Und sieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felsengrund der alte Ganges streift,
Und das der Greif mit scharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge schweift,
Und jenes, das, wenn sie die tiefen Hallen
Des Hauses wölbt, die Aemsen im Sande häuft;
Dies Alles schoß aus hundert schweren Schaalen
Auf einmal jetzt die tausendfachen Strahlen.

Doch köstlicher an Reinheit, Farb' und Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit schwer gediegner Welle
Im weiten Kelch' das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als diesen Kelch der mächt'ge Fürst erhoben,
Begann er so der Gabe Werth zu loben:

Das Licht nur weckt die ersten zarten Blüthen,
Im Licht nur kann die späte Frucht gedeih'n;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entsprühten,
Sog tief der Schooß der dunklen Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönste, dir zu bieten.
Der Sonne Bild ist ja das Gold allein;
Drum krönt es auch der Fürsten Stirn zum Zeichen,
Daß sie an Huld und Macht den Göttern gleichen.

So spricht der Fürst. Und wie der Wirth beim Mahle
Das köstlichste den gnäd'gen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der schwer herniedersinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thaus, der süß im Fallen klingt.
Doch, tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

Und zürnend tritt, in seinem Wahn betrogen,
Der Fürst zurück mit halb ersticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobana's Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung schlug;
Und mit ihm kam der Diener Schaar gezogen,
Die in der Hand krystallne Muscheln trug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man fast bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott sei selbst emporgekommen,
Mit reicher Gab' um seine Braut zu frein:
So herrlich ist der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht sich in den Muscheln reihn.
Noch staunen rings die Männer und die Frauen,
Da spricht er so mit kühnerem Vertrauen:

Die Sonn' erquickt, doch kann sie auch verzehren:
Doch friedlich schafft der nächtlich stille Thau:
Ihm gnügt es nicht zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au!
Die Rose muß zur Sonne sich verklären,
Das Veilchen sich zum luft'gen Sternenblau;
Doch nur zu bald zerrinnt sein zarter Schimmer,
Und nur sein Bild, die Perle, leuchtet immer.

So spricht der Mohr und streut mit stolzen Blicken
Die reiche Saat umher in's weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die schlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken
Und sieht getäuscht die Rose schon entblühn;
Doch, tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

Als so der Stolz des reichen Mohren schwindet,
Hebt Saba's Herr sein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, sein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Bast gegründet,
Ruht sein Geschenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der süß mit leiser Schwinge
Die Körb' umspielt, schon ahnen, was er bringe.

Denn jeden Strauch, worin auf Saba's Auen
Der heiße Strahl die süßern Düfte pflegt,
Die Blüthen dort, die stets zur Sonne schauen,
Die Aehren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt,
Was köstlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit diesem Wort der mächt'ge Freier:

Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da Beider Licht sich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geistes frisches Leben
Mit lauem Hauch durch Höh'n und Tiefen schwimmt?
Mag drum der Mensch nach Gold und Perlen streben,
Der Weihrauch ist den Göttern nur bestimmt;
Er kann allein auf unsichtbaren Schwingen,
Des Geistes Bild, zum hohen Himmel dringen.

So spricht der Fürst, und in krystallnem Spiegel
Versammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerstreut mit buntem Flügel
Der süße Duft sich durch den dunkeln Hain;
Ein zart Gewölk' umwallt den Blumenhügel,
Ein sel'ger Rausch nimmt Aller Herzen ein.
Doch, tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

Als nun beschämt die stolzen Freier stehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Frau'n, die edlen Ritter sehen,
Und selbst Astolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuseln und ein Wehen,
Wie wenn die Fluth von leisen Wogen schwillt;
Auf Lüften schien und Wellen, wie vom weiten,
Mit süßem Klang dies Wort heranzugleiten:

Tief ruht das Gold in unterird'schen Hallen
Und schlummert träg und glanzlos im Gestein;
Und soll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf sie der Strahl die Funken streun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur sein scheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?

Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit,
Und Form und Form anmuthig spielend ringen,
Bis athmend sich das zarte Kind befreit
Und, reich begabt im Duften und im Blühen,
Zurückgiebt, was der Meister ihm verliehen.

So sprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte sie mit lispelnd leichtem Laut.
Und schon begann der Mond emporzusteigen,
Die Erde lag gleich einer blüh'nden Braut,
Die, leis' entschlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenschaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß, durchspielt von träumerischen Tönen,
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann stand er zart und schlank.
Und auf das Bild des schönen Jünglings schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

Dann spricht er so: Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht;
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht.
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Astolf den Secpter fürstlich mild.
Und Jener läßt in's weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt,
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

Und horch, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sichrer Nacht der Rose Kelch sich webt
Und, dicht umhegt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit seinem Wehn und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt,
Wenn Blüthen rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

Doch nicht, wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn;
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten,
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt;
Ihr frühster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon und wähnt, er sei nur Leben.

Ja herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle
Ein fremder Geist, von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt
Und unerschöpft die reiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die süße Hülle bricht:
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem frommen Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und staunend niederschaut:
So blickt auch sie verschämt herab von oben
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind:
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie giebt.
Selbst wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich andre Blumen schließen,
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn.
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen,
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind
Und steht verschämt, vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht und dufte nah' und fern!

Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er giebt sein letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

So sang Alpin. Und als er ausgesungen,
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn;
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen,
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht;
Gestalt und Form strebt Alles zu gewinnen,
Und blühend tritt in's Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leis' umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt:
So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt;
Doch läßt ihr Kelch, wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung, von ferne nur sich sehen.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor;
Und rings umher verwebt sich leis' und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tief athmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüthen, Wolk' und Welle.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkannt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht!
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt
Und süß verschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Gluth des Kusses tief entzündet,
In ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet:

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für eine Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht und, kaum genossen, flieht?
Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen.

Indessen scheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch Alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüthen und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold;
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greifen tragen.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen.
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn;
Sie, schlank und zart im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Klatilden und Alpinen,
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu Jenen
Die Liebenden und sprach mit milden Tönen:

Empfangt den Sohn, den ihr so lang' verloren!
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt.
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt;
Sein Zauber hat den regen Geist beschworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene Zwei, noch eh' die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Aeltern hingesunken,
Hier weint Klatild', und drüben jauchzt Alpin.
Und wie im Sturm die längst begrabnen Funken
Erloschner Gluth zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung sich freuen,
Am alten Glücke Der, und Der am neuen.

Welch' Wiedersehn! welch' reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint;
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.
Und rasch beginnt sich Alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft um's holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein still verhehlend Dach;
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet,
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied,
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüsternd leise Spiele.

Und wo die Zwei verschämt, mit feuchten Blicken
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn;
Rings glänzt der Thau, und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün,
Der Efeu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüth' und Laub sein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild;
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt;
Doch leicht nur will die blüh'nde Ranke scherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün verstohlen
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros' und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüthen.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien;
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn.
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

---

## Friedrich August Schulze,

(mit seinem Schriftstellernamen Friedrich Laun) am 1. Juni 1770 zu Dresden geboren, mußte sich, frühe den Studien bestimmt, in der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums die Mittel dazu durch mühsamen Dienst erwerben, bis er 1797 nach Leipzig gehen konnte. 1800 kehrte er nach Dresden zurück und der Beifall, den seine ersten Romane fanden, bestimmte ihn, auf der schriftstellerischen Laufbahn zu bleiben. Dabei nahm er 1807 ein Secretariat bei der Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commerziendeputation an und erhielt 1820 den Titel eines königlichen Commissionsraths. Er ist auch Doctor der Philosophie. Von den unendlich vielen Produkten seiner überaus fruchtbaren Muse können hier nur die bedeutenderen namhaft gemacht werden:

Eine große Anzahl Romane, seit 1790:
- Das Geisterregiment.
- Der Mädchenhofmeister.
- Der Mann auf Freiersfüßen.
- Heirathshistorien.
- Das Kleeblatt. 3 Thle.
- Gottliebs Abenteuer vor der zweiten Hochzeit. 2 Thle.
- Die Gevatterschaft.
- Prinz Gelbschnabel.
- Reiseseenen. 2 Thle.
- Reisen und Irrthümer eines Heirathslustigen. 2 Thle.
- Schloß Riesenstein. 2 Thle.
- Seifenblasen. 2 Thle.
- Rudalf von der Linden. 3 Thle.
- Kleine Erzählungen. 2 Thle.

Kleinigkeiten. 3 Thle.
Geschichten und keine. 2 Thle.
Glitt und seine Freunde.
Glitts gesellige Abende. 3 Thle.
Kleinstädtereien. 2 Thle.
Gespenstergeschichten. 2 Thle.
Brautproben, Novellen. 2 Thle.
Glitts Erzählungsabende. 4 Thle.
Der Liebhaber ohne Geld. 2 Thle.
Der große Mann in Liebesnöthen. 3 Thle.
Die Luftschlösser. 2 Thle.
Der Landjunker und sein Pudel. 2 Thle.
Meine Verlegenheiten. 2 Thle.
Die Freireboute. 2 Thle.
Familienglück. 2 Thle.
Wiederklänge von Leben und Kunst. 3 Thle.
Die Stiefmutter. 2 Thle.
Die dritte Liebe. 2 Thle.
Die Handschuhe. 2 Thle. u. s. w.
Lustspiele. Dresden, 1807.
Gedichte. Dresden, 1828.

Ein überaus anmuthiges Talent wußte S. namentlich in seinen Darstellungen aus dem kleinbürgerlichen Leben mit großer Gewandtheit, Naivetät, Geist, Witz, Humor, schöpferische Phantasie und gute Darstellung sammt wahrer Anspruchlosigkeit zu verbinden, doch hat er auch in einigen seiner Erzählungen und seiner lyrischen Gedichte bewiesen, daß er sich in höheren Regionen mit gleichem Geschick zu bewegen weiß. Unter den Romanschriftstellern früherer Tage ist er in seinem Genre unbedingt wie der fruchtbarsten, so der talentvollsten Einer, und wenn sich auch im Ganzen der Geschmack des deutschen Publikums einer anderen Richtung zugewandt hat, wird Friedrich Laun doch fortwährend Freunden einer harmlosen, naiven und erheiternden Lectüre willkommen bleiben.

---

## Der Rappe.

Erzählung von Friedrich Laun.

---

### Die Glorie.

Zum mittelsten Fenster im neuerbauten Hause des Bürger- und Horndrehermeisters Mützenkönig streckte so eben Röschen, sein jüngstes Töchterlein, das blondlockige Köpfchen so weit als möglich heraus; vermuthlich, um zu sehen, ob draußen besser Wetter wäre, als in der Stube. Denn in der war wieder einmal gar kein Auskommen mit ihrer guten Mutter. Diese hatte aber auch freilich den Kopf voll genug. Ihr schöner, für die bevorstehende Rathswahl herangezogener Masthammel war seit einigen Tagen außerordentlich unpaß, die neue Magd wollte ebenfalls nicht einschlagen, und doch stand übermorgen das Reihe um gehende Bierbrauen wieder einmal an ihrem Eheherrn. Dazu kam noch, daß letzterer seine Lieblingsgrille, das Haus mit einem vergoldeten Ochsenkopfe zu verzieren, doch noch, gegen den Widerspruch des Fleischerhandwerks durchgesetzt hatte, welches dieses Zeichen ausschließend für sich behalten und ihm, als Horndreher, nur die Hörner zugestehen wollte. Wäre es seiner Hausehre nachgegangen, so würde eher ein Merkmal des Bürgermeisteramtes über die Hausthüre gesetzt worden sein. Theils aber fand sich kein dasselbe so recht aussprechendes Abzeichen, theils und hauptsächlich meinte der Hausherr, daß er keineswegs der Bürgermeisterwürde, sondern dem Horndrehen sein bischen Wohlstand verdanke und den Ochsenkopf besonders darum den Hörnern beigesellt habe, weil er der Sache ein stattlicheres Ansehen gewähre, auch die Hörner allein zu allerlei einfältigem Witze Veranlassung geben.

Die dem Untergange zueilende Sonne warf eben ihre Strahlen auf die neue Hauszierde, so, daß das unmittelbar drüber herausguckende rothwangige Mädchen davon geblendet, die Hand über die blauen Augen halten mußte. Die goldenen Hörner, zwischen welche das niedliche Köpfchen gerade zu stehen kam, bildeten so eine Art von Glorie um die in der That recht niedliche sechszehnjährige Person.

### Der Schofel.

Auf dem ganzen Markte, den das liebe Kind überschauen konnte, war in diesem Augenblicke kein lebendiges Wesen zu sehen, als ein unglückseliger, alter Rappe, der seinem regelmäßigen Knochenbaue nach, in der Jugend gewiß prachtvoll und wohlgenährt einherstolzierte und nun als ein Marterholz von Philistergaul nur noch in der faltenreichen Haut hing. Der junge Mann, welcher das arme Thier führte, schien, dem unscheinbaren Mantel und ergraueten Hute nach, eben auch nicht in den Gemächern des Wohllebens zu Hause. Das schwarze Auge aber, das zwischen den goldenen Hörnern gleichsam einwurzelte und die Röthe, so dabei sein ganzes Gesicht überflog, dünkte Röschen denn doch gar nicht zu verachten.

Darf ich fragen — sprach er, näher kommend, zu ihr hinauf — ob ich hier ein Quartier erhalten kann?

Ein Quartier, Mutter! rief Röschen, wie betäubt von der Anrede, in die Stube hinein.

Was? entgegnete die Bürgermeisterin höchst verdrießlich, den Borstbesen hoch aufgehoben, an das Fenster tretend.

Der Reisende wiederholte seine Frage.

Warum nicht gar! antwortete sie, das Fenster unwillig zuschlagend, von dem sie Röschen schon zuvor nicht allzusanft hinweggeschoben hatte.

Nun ging es aber über das arme Mädchen her, daß sie nicht gleich die rechte Antwort gegeben. Aufrichtig zu sein, so hatte die kleine Gutmüthigkeit die Verneinung gegen das hübsche Jünglingsgesicht gar nicht über die Lippen bringen können.

Uebrigens habe ich alles das vorausgesehen! — fuhr die erhitzte Frau Bürgermeisterin fort — jeder einwandernde Fleischerbursche wird unser Haus für die Herberge seines Handwerkes halten, und jeder Schofel, wie dieser, für einen Gasthof, wo er sich geradezu einquartiren kann. —

### Just solche!

Gern hätte Röschen gegen das Schimpfwort appelirt, aber das gar zu griesgramige Gesicht der Frau machte solches in diesem Augenblicke durchaus unrathsam.

Ueberhaupt — fuhr die Aufgebrachte fort — würde sich's besser schicken für dich, nachzuforschen hier, wo etwas fehle, als sich mit halbem Leibe zum Fenster hinauszulegen und jedem Narren Rede zu stehen.

Der Narr fuhr dem reizenden Kinde abermals verletzend in das niedliche Näschen. Wenn — dachte sie — die Narren solche wunderhübsche Feueraugen in ihren Köpfen haben, wie der, welches Jüngferchen wird denn noch einen Gescheidten zum Manne nehmen wollen? Auf eine höchst sonderbare Weise war ihr nämlich bei dem jungen Fremden sogleich eingefallen, daß sie ohnstreitig auch einmal heirathen werde, so gut wie Nachbars Lottchen, ihre Busenfreundin, daß aber dann ihr künftiger Gatte Augen haben müsse wie der Fremde, und zwar just solche! —

### Die lehrreiche Wahrheit.

Röschen dachte das in aller Stille. Der Mutter suchte sie indeß zu Gemüthe zu führen, daß sie sich ja vorhin, als sie mit ihrem Nähen fertig war, selbst erboten hätte, das Abwischen des Geräthes an ihrer Stelle zu besorgen; aber fruchtlos.

Als ob es sonst gar nichts zu thun gäbe! versetzte die Mutter. Räuchern zum Beispiel!

Röschen flog hinweg. Im Nu war sie wieder zurück mit der Kohlpfanne und Wachholderbeeren darauf. Da wollte ihre Mutter vor Dampf ersticken. Kurz, weder Röschen, noch sonst Jemand konnte es heute der Frau recht machen, weil sie, wie gesagt, den Kopf viel zu voll hatte.

Mache, daß du fortkommst! — sagte endlich die verdrießliche Frau Bürgermeisterin — Es ist ohnehin nichts mit dir anzufangen.

Herzlich gern unterließ Röschen die Rüge eines Wortes, das weit mehr, als auf das arme Kind, auf dessen mürrische Mutter paßte, um zu ihrer neuverheiratheten Freundin Lottchen zu eilen. Nothwendig mußte sie dieser von dem jungen Fremden mit den kohlschwarzen Augen erzählen, dessen Erscheinen ihr sogleich beim ersten Blicke die lehrreiche Wahrheit in's volle Licht gesetzt hatte, daß Kleider nicht Leute machen.

### Die Aehnlichkeiten.

Allmählig dämmerte ein überaus wichtiger Abend für die Stadt heran, wo von jeher die Kinder entfernt wurden, von denen nur noch eins, eben das sechszehnjährige Röschen, im Neste zurückgeblieben war, der Abend, wo die sogenannte Rathsvorwahl im Hause des regierenden Bürgermeisters gehalten ward. Um einen runden Tisch saß da gewöhnlich der enge Ausschuß eines wohllöblichen Stadtmagistrats, und die Frau Bürgermeisterin zwar nicht mitten darunter, aber doch in der Nähe, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt.

Besonders behauptete die dermalige regierende Bürgermeisterin auf die Rathsvorbeschlüsse dieses Abends einen wesentlichen Einfluß, der sich noch aus der früheren Zeit herschrieb, wo sie mit Recht für die Krone der ganzen Stadt gegolten hatte. Manche, bereits vergelbte Kaffeeschwester sagte damals der andern in's Ohr, daß sie ihrem Manne, dem sehr geschickten Horndreher, in's Handwerk greife und wollte Aehnlichkeiten zwischen einigen ihrer Kinder und ein Paar dortigen Senatoren entdecken. Das alles rührte lediglich vom Neide ganz allein, wo nicht gar von ihrer besondern Tugend her.

### Potz Kinder!

Potz Kinder und kein Ende! rief, als man schon eine halbe Stunde am runden Tische von Nebendingen geschwatzt hatte, der Bürgermeister Mützenkönig, ein Wort, dessen häufiger Gebrauch die Erklärung seines Ursprunges nöthig macht. Wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit seiner Ehegattin pflegte er solches ehedem zu sagen, wenn sie ihm meldete, daß sie schon wieder guter Hoffnung sei. Späterhin, wenn die Kinder Unfug machten, bediente er sich dieses Sprüchworts, weniger passend, ebenfalls und weil der Kinderunfug sehr häufig vorkam, so wurde ihm diese Rede dergestalt zur andern Natur, daß er, wenn er hitzig, oder auch nur verdrießlich wurde, sie auch da anbrachte, wo sie im mindesten nicht hinpassen wollte.

So sagte er auch damals: Potz Kinder und kein Ende, will denn die linke Seite heute ganz wegbleiben?

### Die Demonstration.

Längst habe ich das mir vorgestellt! sprach hier die am Ofen spinnende Frau Bürgermeisterin und legte die Spindel aus der Hand. Das rührt allein von dem allerliebsten Ochsenkopfe über unserer Hausthür her. Jetzt zeigt dir dein Mitbürgermeister, der Fleischhauer Mehrmann, daß er auch zum Rathe gehört, und seinen Anhang so gut hat, als du.

Nach manchem Hin- und Herreden, meinte die Majorität der Anwesenden, daß der heutige Beschluß sich schon gelten machen werde. Glauben sie mir, liebe Frau Gevatter — sprach einer der ausgezeichnetesten Senatoren, der Bäckermeister Purrmann — Alles wird sich fügen und schicken. Unser Kollege Mehrmann hat allzuviel gelitten unter der Schreckensregierung des seligen Stadtschreibers, um unserm gerechten Willen in den Weg zu treten. Auch seinem Eidam, dem Kämmerer, habe ich unser löbliches Vorhaben mitgetheilt und seine stillschweigende Beistimmung erhalten. Das heutige Wegbleiben einiger aus unserer Mitte, ist, wie mein Sohn, der Feldwebel, zu sagen pflegt, eine bloße, leere Demonstration. —

### Nachrichten.

Das glaube ich wohl auch! bekräftigte der Hausherr. Potz Kinder und kein Ende, wenn ich bedenke, wie der nunmehr im Herrn ruhende Stadtschreiber bei Lebzeiten einem ganzen, wohlweisen Magistrate, salva venia auf der Nase herumtrommelte, so kann ich durchaus nicht fürchten, daß irgend ein Mitglied unseres Corps seiner Ehre so gram sein sollte, um die Beibehaltung der Stadtschreiberstelle für erforderlich, oder auch nur zulässig zu erachten. Nein, verehrte Herren und Freunde, kein Stadtschreiber mehr in Reiffenthal!

St! rief der Senator Purrmann, nur nicht so laut, so gar laut. Mit weithin klirrenden Kourierstiefeln dürfen wir diesen Wahlspruch nicht in die Welt hineinschreien; unser Vorhaben, keinen Stadtschreiber mehr in hiesiger Stadt zu dulden, müssen wir blos auf leisen Filzschuhen auszuführen suchen.

Aber die Bürgermeisterin, aufstützig geworden durch den seltsamen Einfall, die Stadtschreiberstelle nicht wieder zu besetzen, hatte das Spinnrad verlassen und trat, an Blässe und Wildheit einem zürnenden Schatten gleich, beide Arme in die Seite gestemmt, dicht zu dem Redner hinan. Liebwertheste Frau Gevatter — fuhr der Herr Purrmann fort — ich weiß recht gut, was sie sagen wollen, und daß wir ihren Herrn Pathen, den Organisten Backofen, neulich in der provisorischen Vorwahl so gut schon wie zum Stadtschreiber ernannt hatten. Allein bei näherer Erwägung und hauptsächlich zufolge eingezogener Nachrichten bei der Kanzlei der höhern Behörde in der Residenz, würden wir damit durchaus nicht fortkommen.

### Historische Notizen.

Als aber auch hierdurch der böse Dämon aus dem Gesichte der Frau Gevatter noch immer nicht weichen wollte, fuhr der Herr Senator, im Hochgefühle seiner geschichtlichen Kenntnisse, mit größter Wichtigkeit also fort: Allerdings besagen uralte Schriften, daß einst in hiesiger Stadt Reiffenthal einem Organisten zu Vermehrung seines schmalen Einkommens zugleich die Stelle des Stadtschreibers mit übertragen wurde. Seitdem mögen wohl eine ziemliche Zeit lang beide Stellen durch eine und dieselbe Person verwaltet worden sein. Späterhin hat der Stadtschreiber die Organistenstelle zwar auch mit erhalten, aber solche gewöhnlich einem Andern überlassen. Nun würde es freilich sehr ersprießlich sein, wenn wir ihrem guten Herrn Pathen, mit Einziehung eines Theils des den zeitherigen Stadtschreibern abgereichten Jahrgehalts die erledigte Stelle zugleich einräumen könnten. Es ist auch, ich muß es gestehen, ein überaus lieber Mann, der eine weit bessere Figur machen würde, als der selige Stadtschreiber. Denn der, wenn er schrieb, hing bekanntlich immer so sehr auf die eine Seite, daß die unwissende Bürgerschaft häufig glaubte, das habe auf die Rathsbeschlüsse Einfluß gehabt. Aber, aber, wir hörten schon ein Vögelchen pfeifen, daß wir ihn in der Residenz als Stadtschreiber nicht durchbringen würden.

### Das alte Herkommen.

Die Frau Bürgermeisterin erklärte das für die schreiendste Ungerechtigkeit, da der Organist Backofen ein überaus reinliches Händchen schreibe.

Ja — sprach Herr Purrmann — das ist ja eben das Uebel: Ein Stadtschreiber soll heutzutage nicht wie vormals, wo jeder Organist dazu taugte, blos mit der Hand, er soll auch mit dem Kopfe schreiben, und dafür, daß er das versteht, Universitäts- und andere Zeugnisse aufzuweisen haben. — Daher denken wir denn in unserm allerunterthänigsten Berichte darauf anzutragen, daß zum Besten der verarmten Kämmerei die erledigte Stadtschreiberstelle durch den Aktuarius so lange verwaltet werde, bis ein Stadtschreiber sich gefunden, der auch zugleich das Orgelspiel selbst übernehmen könnte. Das wird nun vermuthlich Weile haben. Wir getrösten uns übrigens der Genehmigung des Antrags ganz sicher. Denn wir wollen uns auf das alte Herkommen berufen, welches schon darum, weil das Sportelwesen enge zusammenhängt mit ihm, bei der höhern Behörde außerordentliche Protektion findet.

### Der Titel.

Uebrigens, gute Frau Gevatter, — fuhr er tröstend fort — werden wir, wie wir hier versammelt sind, gewiß nichts dagegen haben, wenn ihr Herr Pathe, zu dem, was er bisher von dem seligen Stadtschreiber bezog, noch eine kleine Zulage erhält. Und — fuhr er, als die Hauswirthin noch immer mit finstrer Miene den Kopf schüttelnd dastand, desto freundlicher fort — sollte ihnen vielleicht der Titel Organist nicht zusagen, wie wäre es da, wenn ihn der Rath zu seinem Musikdirektor ernennte? Frau Musikdirektorin, gelt, Frau Gevatter, das klänge wohl so gut wie Frau Steuereinnehmerin, oder Gleitsmannin?

Wirklich zuckte bei diesem Worte ein Strahl der Heiterkeit durch das Gesicht der braven Frau, der aber nur allzubald wieder erlosch. Unter uns gesagt, sie hatte die Idee, ihrem Röschen den Herrn Pathen Backofen zum Manne zu geben.

### Die Furcht im Finstern.

Die Frau Bürgermeisterin glaubte mit Zuversicht, Röschen sei vermuthlich zu keiner Seele, als der alten Frau Haidekraut in der Judengasse gegangen, an die ihr ein Auftrag mitgegeben worden. Allein, wie gesagt, des Mädchens Sinn stand auf Lottchen und die Herzensergießung gegen diese über den jungen Fremden mit dem schwarzen Auge, das gerade so schön war, als das schwarze Pferd häßlich, welches er am Zaume führte. Daher eilte sie unmittelbar nach verrichtetem Auftrage zu dem Kuhthore hinaus, auf den wilden Mann, an dessen Besitzer ihre Freundin Lottchen eben verheirathet war.

Ach Lottchen — begann sie, als sie das hübsche junge Weibchen allein antraf — wenn ich dich nicht zu Hause gefunden hätte, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Es ist doch auch gar nicht mehr hübsch, seit du so weit aus der Stadt weggeheirathet hast und seit mein Vater und dein Schwiegervater so uneins mit einander leben, daß man allemal Nothlügen machen muß, um dich nur zu sehen. Und ich hätte mich gar nicht herauswagen können, wüßte ich nicht, daß unser Altgesell alle Tage hierher kommt zu Doppelbier, weil mir sonst der Begleiter zurück nach der Stadt gefehlt hätte. Im Finstern aber fürchte ich mich allzusehr.

### Fragen.

Weißt du noch, Lottchen — fuhr sie seufzend fort — wie du deinen jetzigen Mann vorm Jahre beim Pfingstschießen an der Würfelbude zum ersten Male gesehen hattest und mir dann sagtest, daß dir gleich ganz anders geworden wäre, als sein Blick nach dir gegangen war? Siehst du, Lottchen, gerade so ist mir's vorhin geschehen. Wie der hübsche Mensch sein Auge auf mich warf, war mir's doch gleich — wie soll ich sagen? — als ob die ganze Welt unterginge und er allein noch übrig sei. — Leider, kam das nachher ganz anders; die Welt blieb und der hübsche Mensch war über alle Berge. Ach Lottchen, bist du damals glücklich gewesen — gegen mich genommen heute! Du wußtest gleich, daß dein nunmehriger Mann Abends mit beim Schützenschmause sein würde; ich hingegen weiß auch gar nicht, wo man den lieben Menschen wiedersehen kann

Nicht einmal nachblicken konnte ich ihm, der Mutter wegen, die mich gleich hinein in die Stube riß. Sie denkt freilich, ich würde doch noch einmal ihren Herrn Pathen, den Organisten, heirathen. Aber da soll mich der Himmel in Gnaden bewahren, zumal nun, da ich den heutigen gesehen habe. Zwar wird der Organist — denke nur, Lottchen! — Stadtschreiber werden, wie die Mutter meint. Ei und wenn er König würde und im Golde säße, bis über die Ohren, ich möchte ihn doch nicht. Jetzt, gutes Lottchen, rathe mir nur, wie ich's anfangen soll, daß ich den hübschen Menschen mir wieder aus dem Sinne schlage. —

### Das Raubthier.

Im selbigen Augenblicke noch ging die Thür auf und Röschen sah erst eine Sekunde lang nach ihr hin, dann drückte sie ihre beide blauen Augen in Lottchens scharlachrothes Halstuch und sprach: Ach Gott, wie wird mir nur mit Einem Male!

Natürlich schrie bei diesem Ausrufe die theilnehmende Freundin hoch auf und der Eingetretene lief eiligst zu. Doch kaum hatte Lottchen, um nur gleich in die Kammer nach dem Schauerschen Balsam zu springen, die Halbbewußtlose inzwischen der Sorgfalt des jungen Mannes anvertraut und er sie fest in seinen Armen gehalten, so schlug sie auch schon die Augen wieder empor. Da schien sie erst zu glauben, sie blickte mitten in den Himmel hinein, besann sich aber gleich wieder, daß es nur das Gesicht des nämlichen jungen Mannes war, der vorhin vom Markte aus nach dem Fenster zu ihr hinaufgesprochen hatte. Ob ihr aber schon bei der holden Freundlichkeit seines Gesichts auf der Stelle der Vers wieder einfiel, den sie erst am Sonntage in der Kirche mitgesungen:

Er ist ja kein Bär, noch Leue,
Der sich nur nach Blute sehnt.

so machte sie sich dennoch gerade so angelegentlich von ihm los, als ob wirklich solch ein Raubthier sie in den Klauen hätte.

### Der verlorne Grund.

Lottchen eilte eben zurück und fragte: Was fürchtest du dich denn so, mein gutes Röschen? Es ist ja unser Vetter Karl. Gott Lob und Dank übrigens!

Dazu netzte die Mitleidvolle die Finger mit der Flüssigkeit aus dem Gläschen, das sie mitbrachte, und bestrich die Schläfe der Wiederhergestellten, sie im neuen Wohlsein, wo möglich, noch mehr zu befestigen.

Röschen hatte freilich in gewisser Rücksicht mit ihrer Angst ganz Recht. Das war der Weg schwerlich zu Ausführung ihres Vorsatzes, sich den neuen Bekannten aus dem Sinne zu schlagen, denn vor dem abgeschabten grünen Mantel hatte sie vorhin den schönen Wuchs gar nicht wahrnehmen können, über den ihr Blick jetzt nur dann und wann schnell und leise, wie man mit der Hand über den Pelz eines vergitterten reißenden Thieres fährt, von dem man fürchtet, es könne plötzlich sie wegschnappen, hinstreifte. Uebrigens war der Grund, sich ihn aus dem Sinn zu schlagen, verloren gegangen. Sie hatte es ja nur darum thun wollen, weil sie nicht hoffen konnte, jemals wieder mit ihm zusammen zu kommen.

### Warum und wie?

Hör' einmal, Röschen — so sprach, wie jetzt Vetter Karl wieder hinausgegangen war, ihre Freundin lächelnd und hob dazu den Finger drohend auf — ich weiß noch so gut, als ob's heute gewesen wäre, wie mir das Blut zu Gesicht stieg, als ich mit meinem Manne zum ersten Male zusammenkam und wie ich ihn da gar nicht ansehen konnte, und doch auch wieder ansehen mußte und wenn es mein Leben gekostet hätte! Als vorhin dein purpurrothes Gesicht wie Feuer auf meiner Brust brannte, fiel mir gleich mein damaliger Zustand wieder ein und dann vollends, als ich dich dem Vetter gegenüber sah. Er ist's — dabei bleibe ich — der zu dir vom Markte nach dem Fenster hinauf gesprochen hat.

Warum hätte Röschen ihrer lieben Vertrauten das verschweigen sollen und wie hätte sie es verschweigen können?

### Lison.

Ach — sagte Lottchen — ist das ein guter Mensch, der Vetter Karl!

Röschen horchte hoch auf. Dann erzählte ihr Lottchen erst von der ungeheuren Gelehrsamkeit, die er auf der Universität eingesammelt, wie er darauf als Freiwilliger mit nach Frankreich gemußt, was für Heldenthaten ihm dort das allgemeine Ehrenzeichen erworben und wie mild und gut er sich auch gegen die armen friedlichen Bewohner des Feindeslandes erwiesen hätte. Einer seiner Kameraden habe das, vor wenig Tagen erst, ihr und ihrer Mutter ausführlich erzählt.

Ja — fuhr Lottchen fort — den Mädchen in Frankreich ist der hübsche, kindgute Deutsche auch gar nicht bitter vorgekommen.

Das kann ich mir denken! platzte Röschen heraus.

Nun, nun — sprach ihre Freundin lächelnd — seufze mir dabei nur nicht gleich so gar tief; denn sein Herz hat er wieder mit in's Vaterland zurückgebracht. Nahe dran aber mag es gewesen sein, daß er's der niedlichen Lison in Chatillon gelassen hätte.

Ach, tausend, ja hunderttausend Ohren wünschte sich Röschen in diesem Augenblicke, um nur keinen Laut zu verhören von der Geschichte, die ihr eben mitgetheilt werden sollte.

### Vielleicht.

Der damalige Kamerad des Vetters — fuhr Lottchen fort — hat es uns nicht genug beschreiben können, was das für ein nettes, zierliches Wesen ist, die kleine Lison in Chatillon. Vetter Karl hat es auch selber wohl eingesehen und der Kuß, den er ihr beim Abschiede in der Eltern Beisein auf die Stirn gedrückt haben soll und die Thränen im Auge der lieblichen Person und im Auge der Eltern selbst, sollen ihm auf dem Rückmarsche noch manchmal eingefallen sein. Wer weiß auch — setzte sein Kamerad hinzu — ob er nicht Ernst gemacht hätte. Denn Lison's Eltern waren treffliche Menschen und die Ehrlichkeit selbst. Es plagte uns damals aber die einfältige Marotte, daß kein ächter Deutscher eine Französin heirathen dürfe. Späterhin ist vielleicht über seine Vorliebe zu dem Mädchen Gras gewachsen. —

### Also?

Ohnstreitig galt das ach! welches jetzt zwischen Röschens schmalen Lippen hervorhauchte, dem unglückseligen Vielleicht der letztern Worte. Das Geschenk der größten und üppigsten Wiese in der Welt würde ihr gewiß lange, lange nicht so viel Freude gemacht haben, als das winzigste ächte Pröbchen von diesem Grase.

Und — fuhr Lottchen fort — trotz solchen vortrefflichen Eigenschaften ist der arme Vetter doch sehr unglücklich. Denn nun er wieder auf die Universität gegangen und bei der Prüfung unglaubliches Lob eingeerntet hat, fehlt es ihm am Besten, nämlich an dem, was unumgänglich Noth thut zum Fortkommen im Lande, am Zeugnisse für seine guten Sitten.

Also? — fragte Röschen und die Rede erstarb ihr im Munde und ihre Augen sahen so traurig drein, als ob ihr so eben Vater und Mutter auf einmal begraben worden wären.

### Barmherzigkeit.

Doch Lottchen ergriff freundlich ihre Hand und sprach: Nein, gutes Kind, wirf deshalb um's Himmelswillen keinen Verdacht auf seine Lebensart: daß diese musterhaft zu nennen ist, muß ihm der Neid lassen. Allein wie das im Kriege geht, es haben sich Kameradschaften zusammen gethan und er soll der Vorsteher einer solchen gewesen sein. Weil man nun glaubt, daß manche dieser Vereinigungen — worunter aber, darauf wollte ich gleich einen Eid ablegen, des guten Vetters Orden gewiß nicht mit gehört — gefährliche Dinge beabsichtigen, so verweigert man ihm, wie Allen, mit ihm in gleichem Falle, das Sittenzeugniß.

Und Vermögen haben ihm seine, durch die Lasten der Einquartierung ganz heruntergekommenen Eltern auch so blutwenig hinterlassen können, daß ihm schon jetzt so gut wie gar nichts übrig bleibt. Gleichwohl zeigt er sich so barmherzig und beschämte erst vorhin, als er hier ankam, durch die Gabe, die eine arme Blinde von ihm erhielt, einen recht wohlhabenden Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der die Alte zur Thür hinaus werfen wollte.

### Die vorsichtige Unschuld.

Von zwei allerliebsten ächten, wenn schon nicht orientalischen Perlen, welche dabei Röschens Augen schmückten, mochte ohnfehlbar die eine der Freude und die andere dem Schmerze gelten. Es war ja wahrhaftig höchst erfreulich, daß ein so hübscher freundlicher Mensch auch so ein hübsches, freundliches Herz hatte! Um so mehr war es aber auch zu beklagen, daß, wenn es ihm nun einmal mit dem Sittenzeugnisse so konträr gehen sollte, das Schicksal ihm obendrein die Hände so leer ließ. Denn so viel wußte das gute Kind schon von dem Weltlaufe, daß man mit leeren Händen nirgend gern gesehen wird, am allerwenigsten aber ein Freier, der bei ihren Eltern um sie anhalten wollte.

Auch diesen Fall nämlich mochte die kleine vorsichtige Unschuld schon ein wenig in das Auge gefaßt haben. —

### Auswanderung.

Lottchen mußte selber mit dem weißen Tüchlein über ihre Augen fahren, ehe sie, von der Freundin sichtbarem Antheile begeistert, fortfuhr. Und wohin, Röschen, glaubst du wohl, daß er jetzt gegangen ist?

Je weniger aber die Gefragte das errathen konnte, um so lieber hätte sie eben hierüber Auskunft gehabt.

Draußen im Stalle ist er! sprach Lottchen.

Wohl bei dem häßlichen, alten Rappen, den er an der Hand hatte, als er über den Markt kam?

Eben bei dem! die Geschichte mit dem Pferde muß ich dir doch noch erzählen. Die wird dir ausnehmend gefallen: Gar ermüdet war Vetter Karl von der Universität bis nach seiner Heimath gekommen; denn er hatte die Reise zu Fuß gemacht, Tag und Nacht hindurch, ohne sich einige Erholung zu gönnen. Weil ihm nun dort zur guten Aufnahme das Sittenzeugniß überall fehlte und seine Verwandten und Gönner, die schon glaubten, er werde ihnen zur Last fallen, ihn deshalb noch mit Vorwürfen überschütteten, so dachte er der ihm so unfreundlichen Vaterstadt auf der Stelle den Rücken zu kehren.

### Feuersgefahr.

Nach seiner Erschöpfung aber durch die frühere Fußwanderung, fragte er bei einem Pferdeverleiher nach dem Miethpreise eines Pferdes bis hierher. Der Mann wollte aber gar zu hoch hinaus für des Vetters Umstände. Endlich sagte er indessen doch: damit sie meine Bereitwilligkeit sehen, ihnen zu helfen, sollen sie ein Pferd für so und so viel haben. Auf sein Aeußeres dürfen Sie freilich nicht zu sehr Rücksicht nehmen, auch müssen Sie darauf gefaßt sein, es zuweilen mit Sporn und Gerte zu strafen, wenn es etwa allzu faul werden sollte.

Somit führte er den Vetter in seinen Stall. Vetter Karl erschrak da ordentlich vor dem abgemagerten Thiere und schüttelte den Kopf. — Ja, sprach der Verleiher achselzuckend, wie das Geld, so die Waare. Schon wollte der Vetter fortgehen, da sah ihn das ausgehungerte Thier wie klagend an. Und er betrachtete es noch einmal und sprach zum Verleiher: wäre der Rappe nicht so ganz furchtbar heruntergekommen, so würde ich ihn für den nämlichen halten, auf dem ich einst den ersten Ritt in meinem Leben versucht habe. — Leicht möglich — antwortete der Verleiher, das Pferd gehörte wirklich in seiner schönen Zeit dem Herrn Justizrathe, ihrem Oheim.

Und — schaltete die Erzählerin ein, das sind Vetter Karls eigene Worte — und als ob es hier gegolten hätte, in der Ehre dieses Vetters, der ihn im jetzigen Mißgeschicke unter allen Verwandten gerade am schnödesten behandelt, die Ehre seiner Familie zu retten, so fragte er sogleich, was der Rappe kosten solle, wenn er ihn kaufe. Der Verleiher, aus dem Feuer des Fragenden den Ernst der Frage schließend, forderte ohnstreitig eine viel zu große Summe, ließ auch an derselben nur wenig nach. Der Vetter ritt schon aus dem Hause auf dem Thiere, da rief ihm der Käufer noch nach: Der beste Rath, den ich ihnen auf den Weg geben kann, ist: Strafen sie das Pferd fleißig, damit es guten Willen bekommt. Der Vetter bemerkte gegen mich, nur allzugern hätte er den Rathgeber für einen so bösen Willen gegen das ohnehin hartgestrafte Thier mit der Gerte tüchtig gezüchtiget.

Nach der ersten Stunde schon ward Vetter Karl inne, daß er die Reise weit besser und schneller zu Fuße, als auf solch einem Pferde hätte machen können, und hatte es daher auch größtentheils geführt. Gleichwohl ist er damit kaum bis hier heraus gekommen! Ist das aber nicht ein recht schöner Zug vom Vetter Karl, daß er, sogar in seiner Armuth, sich dieses Thieres auf solche Weise annahm? —

Ach, Röschen war so entzückt davon, so entzückt, daß, als der Vetter jetzt wieder in die Stube trat, sie an ihren Blicken recht zu hüten hatte, wenn nicht die Funken ihres glühenden Herzens daraus hinüberfliegen sollten zu ihm. —

### Nein.

Und die Gluth ihres Herzens loderte noch stärker empor, als er seinem Mühmchen eine recht herzliche Freude darüber kund that, daß das arme Thier nun endlich doch wieder von der Krippe Notiz nahm, von der es Anfangs gar nichts hatte wissen wollen.

Ja — sagte er jetzt, sich an Röschen wendend — wenn das Haus, aus dessen Fenster sie schauten, ein Gasthof gewesen wäre, so hätte ich gar gern dort einkehren mögen, dem Thiere zu Gefallen, dem der Weg bis auf den wilden Mann fast zu viel wurde.

Dem Thiere zu Gefallen! Röschen, die bis dahin geglaubt hatte, er sei auf diese Einkehr halb ihr und halb sich selbst zu Gefallen bedacht gewesen, hätte vielleicht den Ausdruck übel nehmen können. Aber nein! daß die Einkehr ihr auch mit zu Gefallen geschehen wäre, meinte sie ohnehin aus seinem Auge schon gelesen zu haben. Dazu war es ihr, als ob sie dem armen, elenden Pferde selbst mit gut sein müsse, weil es solch ein Gegenstand seiner Sorgfalt geworden.

### Die Bestie.

Ein Herr in Mitteljahren, vom Ansehn wohlerhalten und gut gekleidet, auf einem stattlichen Fuchse, stieg vor dem wilden Manne ab und kam dann auch in die Stube. Während Lottchen die von ihm bestellte Flasche Wein herbeiholte und Abendbrod für ihn bereitete, ließ sein Auge den Vetter Karl und Röschen keine Sekunde los, und das wirkte wie ein böser Zauber auf die vielen Worte, welche beide einander so gern gesagt hätten; kein einziges wagte sich ihnen auf die Lippen.

Das ist ja wohl — begann endlich der Fremde — der Herr, den ich vor Kurzem in der Stadt bemerkte? Richtig, sie sind es. Sie führten ein Pferd mit sich, ein heilloses Thier. Sagen sie mir um Gotteswillen, wo sind sie zu solch einer Bestie gekommen?

### Darlegung der Umstände.

Vetter Karl erzählte hierauf, aber nur ganz kurz und flüchtig, wie er aus Mitleid mit dem Pferde und damit nicht in dessen letzten Tagen die Hand eines Fühllosen und derjenigen, die im Sinne desselben handelten, allzuhart auf dem ausgedienten Thiere laste, dasselbe erkauft habe.

Ei, ei — sagte kopfschüttelnd der Fremde — dergleichen sind warlich keine Rathkäufe. Wer's in der Welt zu etwas bringen will, der wenigstens darf sich nicht auf solche Händelchen einlassen. Vielleicht aber sind der Herr mit Glücksgütern schon reichlich genug versehen, und dann kann man ja wohl einmal so eine freundliche Schnurre mitmachen.

Karl äußerte scherzhaft, daß die Glücksgüter just sein Fach eben gar nicht wären.

Noch schlimmer, mein lieber Herr! Indessen ein einträgliches Aemtchen, oder Aussichten darauf, das kann dafür schadlos halten.

Leider — antwortete Karl — sind auch meine Aussichten schon dahin!

So frühzeitig?

Die Art von Vorwurf in des Fremden Miene machte, daß der junge Mann durch eine kurze Darlegung der Umstände sich von allem bösen Verdachte befreien zu müssen meinte.

### Vorurtheile.

Als besorge der Wohlhabende schon, daß der Allzufreigebige vielleicht gar auf den bösen Einfall gerathen könne, ihn um Unterstützung anzugehen, so zog er sich, ziemlich finster aussehend, mit seinem Essen, welches Lottchen jetzt hereinbrachte, nach einem benachbarten Tische zurück, die jungen Leute ihrem Schicksale überlassend.

Eine Stunde später, als es schon dunkel war, verließ er das Haus wieder. Zuvor aber schien er doch dem Vetter Karl eins anhängen zu müssen, und sagte: Zu guter Letzt, junger Mann, will ich ihnen noch eine Lehre geben, die reichliche Zinsen eintragen kann. Sorgen Sie für das Erste hübsch für sich selbst, ehe Sie an Andere denken. Erzählen Sie auch Niemanden die rührende Historie mit dem alten Pferde. Denn ob man schon heutzutage hier und da das sogenannte Mitleid mit den Thieren unter die Tugenden zählen will, so lachen die Vernünftigen doch über dergleichen Vorurtheile, die zu gar nichts führen können.

### Glaubensbekenntniß.

Die laute Lache des Hinwegreitenden scholl noch von außen in die Fenster, und Vetter Karl bedauerte sehr, daß er den Fühllosen so gutmüthig mit seiner ganzen betrübten Lage bekannt hatte machen können, ja er bedauerte jedes Wort, das an ihn verloren gegangen war. Röschen aber zeigte sich noch einmal so böse, als er, auf den Barbaren und bestürmte Lottchen mit Vorwürfen, daß sie ihn nicht aus dem Hause hatte werfen lassen.

Ei — versetzte die — das ist eben die schlimme Seite unserer Handthierung, jede ungeschlachte Rede anhören, und dazu nicht nur schweigen, sondern wenn's nicht allzutoll wird, obendrein ein freundliches Gesicht machen zu müssen. Im Uebrigen aber — fügte sie hinzu — befinde ich mich desto besser. Zwar sitzen wir nichts weniger, als im Ueberflusse, mein Mann und ich, wenn man indeß einander sonst gut ist, so trägt sich das Uebrige, man glaubt es gar nicht, wie leicht.

Das glaube ich gern! sprach Röschen, wie ungehalten, daß die Freundin sie auch solch eines gottlosen Unglaubens

bezüchtigen wollte, sah den Vetter Karl an, der sich ebenfalls laut zu ihrem Glauben bekannte und wurde dann roth, wie eine Mohnblume, über ein so unvorsichtig ausgesprochnes Glaubensbekenntniß.

### Allerlei Kreuz und Unruhe.

Die Wirthsstube füllte sich immer mehr mit Menschen an, die sich an einem großen Tische beim Ofen zusammensetzten, während Lottchen und Röschen in einer Ecke der Stube recht emsig näheten, und dabei vom Vetter Karl manches Neue aus dem Feldzuge vernahmen. Der Name Lison lag Röschen noch immer äußerst schwer auf dem Herzen. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob das Gras auch recht gut fortgekommen sei, das über sein Andenken an diese niedliche Französin gewachsen sein sollte. Allein auf die Lippe brachte sie den Namen nicht. Gern hätte sie Lottchen gebeten, ihn mit der hübschen Ausländerin aufzuziehen. Doch der hatte die Unruhe darüber, daß ihrem abwesenden Manne, der schon vor Abend hatte heimkehren wollen, ein Unglück könne begegnet sein, nach und nach allen Muth zu solchen Scherzen benommen. Dazu mußte sie, eben weil er fehlte, desto mehr selbst mit zugreifen und ihre Nähterei und den Tisch im Winkel endlich ganz im Stiche lassen.

### Der Repräsentant.

Schon neun Uhr? rief Röschen erschrocken, als der benachbarte Wandseiger schlug, packte schleunigst ihre Arbeit zusammen und ersuchte die eben herzukommende Freundin, doch ja den Altgesellen aus ihres Vaters Werkstatt zu bitten, daß er sie nach Hause begleite. Aber, o Unglück, Röschens Voraussetzung, daß der Mensch gewiß, wie gewöhnlich, mit den vielen Leuten am großen Tische die Tabackswolke zu unterhalten strebe, vor der kein Mensch in der Stube den andern mehr erkennen konnte, war ganz unrichtig. Gerade dasmal hatte der Altgesell sich nicht eingestellt. Selbst ihrer Freundin war es ein Räthsel.

Ach Gott — sagte Röschen weinerlich ihr in's Ohr — nun kann ich den Weg nach der Stadt mutterseelen allein zurückgehen!

Aber Vetter Karl mußte scharfsichtig wie ein Taubstummer ihr die gewiß unhörbare Frage, aus der ängstlichen Miene gelesen haben, denn er erbot sich sogleich, den Altgesellen, in Rücksicht ihres Heimgehens, zu repräsentiren.

### Wiederverein.

Gott behüte und bewahre! sagte Röschen, der Müdigkeit gedenkend, worüber er früher gegen Lottchen geklagt hatte. Es mußte auch des Mädchens wirklicher Ernst sein, seine Begleitung nicht anzunehmen. Denn während Vetter Karl nach seinem Hute ging, war sie schon zur Hausthür hinaus.

Kaum aber hatte die Furchtsame in größter Eil endlich das Stadtthor erreicht und ließ sich auf dem diesem zunächststehenden Straßensteine nieder, um nur von ihrer Parforcejagd ein wenig Athem zu holen, so war auch der ihr nachgeeilte Vetter Karl bei ihr und ließ sich's nicht nehmen, ihr vollends das Geleit in ihrer Eltern Haus zu geben.

### Nacht- und Morgenschrecken.

Aber der hübsche Abend im wilden Manne und dann vom Kuhthore an bis nach Hause, hatte dem guten Röschen gar bittere Frucht getragen. Die ganze Nacht über war sie aus einem Fiebertraum in den andern geworfen worden. Das eine Mal, wie sie schon im Brauttanze mit dem Vetter Karl gar anmuthig den Saal des Schießhauses auf und nieder flog, stieg plötzlich aus dem Fußboden ein überaus reizendes Mädchen herauf, die Arme nach Röschens Tänzer und Bräutigam ausstreckend. Da ließ er die Braut plötzlich los, zog mit dem zärtlichen Ausrufe: Lison, meine Lison! die Andere an sein Herz und sie walzten zur Thür hinaus, alle übrige Paare hinterher, nur sie war, wie festgebannt, allein auf dem Flecke, und als sie nun aufwachte, keine Spur mehr von dem ganzen Vorfalle, als die Thränen, welche sie dabei geweint hatte und die noch immer ihr über das Gesicht rannen. Bald darauf hatte sie sich in einer Dorfkirche, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, trauen lassen, und weil sich mit der Verheimlichung der Sache, sogar vor den Eltern, der Lärm eines geräuschvollen Hochzeitfestes nicht vertrug, so hatte der vorsichtige Traum die blendenden Brautbetten in ein Gemach gesetzt, das unmittelbar an die Sakristei anstieß. Wie sie nun aber vom Altare weg in die Thür wollten, da erschien in dieser plötzlich ihre Mutter, eine Ruthe in der Hand, groß wie ein Stallbesen, legte das sechzehnjährige Töchterchen in ihrer Wuth, gleich einem Federwische, über den linken Arm und würde ein furchtbares Exempel an ihr statuirt haben, wenn Röschen in ihrer zweifachen Herzensangst nicht den ganzen Traum glücklich entzweigeschrieen hätte.

Und nachdem das so hart geplagte Kind endlich gegen Morgen wieder eingeschlafen, jedes frühere Hinderniß ihres Vereins mit dem Vetter Karl völlig beseitiget und eben das Licht ausgelöscht werden sollte, fühlte sie sich auf einmal heftig am Arme gepackt und sah unmittelbar darauf in das finstre Auge ihrer Mutter, welche sie eine Langschläferin schalt, und fragte, ob sie denn ganz vergessen hätte, daß Markttag sei, und der Einkauf besorgt sein wolle?

### Die spitzige Nase.

Mittags über Tische war die Frau Bürgermeisterin in dem beunruhigten Gedanken, daß der Organist nicht Stadtschreiber werden sollte, zwar immer noch nicht gut, aber doch viel besser gelaunt, als während des Vormittags. Kaum waren daher die Gesellen und Lehrburschen vom Tische aufgestanden, o sing Röschen, die schon längst gern gehört hätte, ob die Mutter vielleicht nunmehr endlich einmal richtigere Ansichten bekommen, also an: Gestern, liebe Mutter, habe ich sie einmal überaus böse gesehen!

Die außerordentlich einnehmende Freundlichkeit ihrer Tochter aber bei dieser Aeußerung machte, daß sie lachend fragte: Bei welcher Gelegenheit denn?

I, wie der junge Mann mit dem alten Rappen kam und bei uns Quartier suchte.

Doch diese Erinnerung regte der Mutter plötzlich die ganze Galle auf. Ja — sagte sie — das zeigte deine Klugheit wieder einmal im hellsten Lichte. Statt dem Burschen die Wege zu weisen, russt du mich gar erst noch herzu.

Aufrichtig, liebe Mutter, ich konnte es nicht über mein Herz bringen. Der Mensch ging gar zu gut mit dem kranken, häßlichen Pferde um, und obendrein war er auch so hübsch.

Hübsch? rief die Bürgermeisterin. Herr meines Lebens, einen Mantel hatte er, dem man seine vormalige Farbe gar nicht mehr ansah.

Der Mann selber aber, gute Mutter, seine Figur!

Ach, was Figur! Dünn aufgeschossen, wie ein Hopfenstengel und so mager, so mager! Wahrhaftig seine Nase war so spitzig, daß ich sie gleich durch das Oehr meiner großen Stopfnadel bringen wollte.

### Blick zum Himmel.

Lachend fiel der Bürgermeister ein: War ich denn nicht gerade so, als ich zu dir auf die Freyte kam?

Eben drum — antwortete die Bürgermeisterin — mit so ausgehungerten Leuten hat man kein Glück und wenn einmal künftig der Freier um unsere Rose so aussieht, wie der, so kann er sich nur immer die Anfrage bei mir ersparen. Solche hagere Personen lieben nichts so sehr, als Zank und Streit, wogegen mit den besser Beleibten schon eher ein Auskommen ist. — Ich meine das im vollen Ernste! fnhr sie fort, als hier ihr Gatte hoch auflachte. Es liegt auch in der Natur der Sache. Einem friedliebenden Menschen gedeiht Essen und Trinken, ein zänkischer aber wird bei dem besten Appetit immer ein Storch bleiben. Beweist denn das nicht schon dein Beispiel allein?

Potz Kinder und kein Ende! — rief da der Bürgermeister, den Blick zum Himmel gekehrt. — Wenn ich, der Hagere, zänkisch bin, wie nenne ich denn da die Wohlbeleibten, gleich dir?

### Segelstreichen.

Nimmermehr wenigstens — versetzte sie — hätte ich solch einer Lumperei wegen, wie das Zeichen über der Hausthür ist, mit dem Bürgermeister Mehrmann Händel angefangen.

Angefangen! rief der Beschuldigte. Ist denn nicht Mehrmann der Anfänger gewesen?

Ei — antwortete sie — der Ochsenkopf ist das Zeichen seines Handwerks, du zwangst ihn daher dazu. Und — nun frage ich dich, ist es denn, abgesehen von dem bösen Umstande, daß uns solche überlaufen werden, die unser Haus für einen Gasthof ansehen, so gar angenehm, unter dem Zeichen des Ochsenkopfes zu wohnen? Sollte nicht vielmehr ein vernünftiger Mensch den Ochsenkopf jederzeit so weit von sich entfernen als möglich, heh?

Wie du's verstehst! antwortete hier der Bürgermeister in einem Tone, vor dem seine Ehefrau allezeit die Segel strich, weil sie aus Erfahrung wußte, daß dann jede Einwendung gefährlich war.

### Resultat.

Das Zeichen über der Thür — fuhr er mit finsterm Brummen fort — sollte auf mein Gewerbe und auf die Bürgermeisterwürde zugleich hindeuten. Aber was versteht die

Einfalt davon? Die weiß freilich nicht, daß der Stier das Sinnbild der Stärke ist, und daß der Bürgermeister, potz Kinder und kein Ende, sich als der Stärkste in der Stadt erweisen muß! —

Mit diesen Worten verließ er die Stube und warf hinter sich die Thür grimmig zu.

Das Resultat von Allem war, daß die Hausfrau ihren ganzen Unmuth an dem armen Röschen ausließ, die ohnehin schon an dem mütterlichen Urtheile über den Vetter Karl zu tragen genug hatte.

### Der willkommene Bär.

Drei Tage hatte Röschen, allemal bald nach Sonnenuntergange, die Mutter gebeten, sie zu Rocken gehen zu lassen; es werde gewöhnlich in Gesellschaft mehr fertig, als zu Hause allein; wo freilich in der Regel ein sehr schläfriges Wetter grassirte. Die Mutter war nicht dagegen gewesen. Denn das erstemal ging Röschen zur verwittweten Stadtschreiberin, einer sehr ordentlichen Frau, das zweitemal zu Amtspachters Finkchen, einer schon betagten Jungfer, gegen die sich auch nichts einwenden ließ, und das drittemal zu Salzverwalters Ausgeberin, einer geschickten, ordentlichen und sittsamen Schulmeisterswittwe. Alle drei saßen in der Kirche sehr weit von der Frau Bürgermeisterin Mützenkönig und kamen auch sonst nicht mit ihr zusammen; ein sehr guter Umstand, den Röschen bei ihren Besuchen mit berücksichtigen zu müssen glaubte. Sie war nämlich so gewissenhaft, um nicht einmal gern eine Nothlüge ohne Noth machen, und auf der andern Seite doch auch den Rechten ihres Herzens nichts vergeben zu wollen. So ging sie denn allezeit wirklich erst ein halbes Viertelstündchen zu den genannten Personen, um dann recht zum Kuhthor hinaus zu eilen, damit sie noch vor eintretender Dämmerung auf dem wilden Manne anlangen möchte. Herein nach der Stadt, das wußte sie nun, fehlte ihr der Begleiter niemals, und daß der Altgeselle, wie sie nun fand, den wilden Mann, wegen eines Bären, den er dort angebunden hatte, gerade jetzt ganz unbesucht ließ, konnte ihr unter den nunmehr eingetretenen Umständen eher willkommen, als unangenehm sein.

### Sämmtliche drei Abende.

Mit einem Worte: Alles ging am Schnürchen. Am ersten dieser drei glücklichen Abende war bereits ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den beiden angehenden Liebenden gegen Welt und Schicksal und alles Mögliche abgeschlossen worden. Lottchen, als Zeugin dabei, hatte auch ihr Freudenthränchen mit hineingeweint und zu den Luftschlössern, welche das Pärchen bis weit in den Himmel hinein sich für seine Zukunft aufbauete, treulich Handlangerdienst verrichtet.

Am zweiten Abende war die Rede hauptsächlich auf die niedliche Lison zu Chatillon gekommen und da dem armen Röschen noch bei Schlafengehen ein Skrupel in dieser Angelegenheit aufgestiegen.

Aber auch diesen Skrupel hob der Abend völlig.

### Wuth.

Bei der diesmaligen Heimführung aber zündete ein Blitzstrahl aus dem heitersten Himmel das neueste, schönste Luftschlößchen den guten Kindern über ihren Köpfen an. Und das ging so zu: Röschens Herr Pathe, der Kämmerer, war just wie Röschen gegen Abend nach dem wilden Manne hinaus eilte, ihr von daher entgegen gekommen. Aber das Mädchen, damals nichts im Kopfe habend, als den wilden Mann und jenen Skrupel, lief eiligst bei ihm vorbei, ohne ihn gewahr zu werden, so daß er lange stehen blieb, sie mit dem Auge bis in die Thür des wilden Mannes verfolgend. Sein Erstes, nach der Rückkehr in die Stadt, war daher ein Gang zur Frau Bürgermeisterin Mützenkönig. Liebe Frau Gevatter — begann er — was fehlt denn meiner Jungfer Pathchen?

Nichts, Gott lob, als vielleicht ein wenig Sitzfleisch.

Das muß sein! denn eben rannte sie draußen vorm Kuhthor auf der Straße nach dem wilden Manne so vor mir vorüber, als ob ihr der Kopf brenne.

Wohl kaum möglich, Herr Gevatter. Denn sie ist zu Rocken in der Stadt und sitzt dasmal gewiß dort in aller Ruhe.

Allein der Kämmerer behauptete das Gegentheil, weshalb sich denn die Bürgermeisterin auf der Stelle in Salzverwalters Behausung begab. Dort aber hieß es freilich, daß Röschen sich zwar richtig eingestellt, aber kein Bleiben gehabt habe.

Man kann sich vorstellen, in welche Wuth darüber die leicht aufbrausende Bürgermeisterin gerieth.

### Die Pulvermine.

Nichts ahnend von diesem Allen brachte ungefähr ein Stündchen später der glückliche Karl Röschen nach Hause und dachte eben an der Thür sich bescheiden mit dem Küßchen in Ehren zu versehen, dessen Erinnerung ihm den einsamen Rückweg nach dem wilden Manne versüßen sollte, als plötzlich, wie eine Pulvermine, die hinter der Hausthür lauschende Mutter hervorsprang, die Tochter zurückschleuderte, und dem Heimführer statt der warmen Lippen, wornach er lechzte, den kalten Glasknopf, der zuvor unter ihrer Schürze verborgen gehaltenen Blendlaterne dicht vor den Mund hielt.

Und gerade, daß der junge Mann nicht, wie ein ertappter Strauchdieb das Hasenpanier ergriff, als er nach manchen harten Reden vernahm, wen er vor sich hatte, gerade das legte die Bürgermeisterin ihm als eine besondere Frechheit aus.

### Ungewöhnlicher Handel.

Noch weit ärger würde es dem armen Röschen ergangen sein, wäre nicht, seitdem die Mutter von Salzverwalters wieder zurück war, ein ganz eigner, günstiger Umstand eingetreten. Sie fand nämlich da gerade den reichen Henkel bei ihrem Manne, der um Röschens Hand für den Gerichtsverwalter auf seinem Gute Kührewitz ansuchte. Schon seit langer Zeit stand der Bürgermeister in Verbindung mit Herrn Henkel. Die besten Ochsenhörner bezog er aus seinem Rindviehinstitute und hatte in ihm immer einen reellen Mann gefunden. Daher glaubte er ihm zwar auf sein Wort, daß der junge Gerichtsverwalter gesund und auch sonst von recht guter Qualität sei. Allein, gerade wie bei den Ochsenhörnern, den Handel abzuschließen, ohne daß weder er, noch die hauptsächlichste Mitinteressentin, seine Tochter, den Gerichtsverwalter zuvor gesehen hatte, hielt er doch für sehr ungewöhnlich.

### Uebereinkunft.

Ja — sagte Herr Henkel achselzuckend — entweder — oder! Mein Gerichtsverwalter ist jetzt abwesend. Ich habe mir vorgenommen, für ihn in jeder Hinsicht zu sorgen und ihn unter anderm auch eine Frau, just, wie man Kindern ein Weihnachtgeschenk überreicht, zu bescheeren. Natürlich mußte ich da etwas recht Hübsches für den jungen Mann aussuchen und das glaube ich in ihrem niedlichen Töchterchen gefunden zu haben. Schlagen sie ein, Herr Bürgermeister! vielleicht bietet sich ihnen im ganzen Leben nicht wieder eine so gute Gelegenheit für ihr Kind.

Alles recht schön, verehrter Herr Henkel — versetzte Röschens Vater. Wie nun aber, wenn die Christbescheerung dem jungen, vielleicht schon mit einer Braut versorgten Manne (denn in solchen Fällen sind die jungen Leute heutzutage eilig genug!) nicht gefiele? Oder auch umgekehrt, wenn der junge Mann dem lebendigen Geschenke nicht anstünde?

In beiden Fällen — antwortete der Gutsbesitzer — verstehe ich mich zu einer Entschädigungssumme, die sie gewiß anständig finden werden?

Wirklich war diese, die er nannte, so bedeutend, daß der Bürgermeister gar kein Bedenken mehr hatte, und lächelnd sagte: Ja, dann bin ich's zufrieden. Nur den Zwang hasse ich in dergleichen Dingen.

### Große Einigkeit.

Bis jetzt hatte die Bürgermeisterin still nachsinnend dabei gestanden. Nun aber begann sie: Alles mit Unterschied, lieber Mützenkönig; auch der Zwang hat mitunter sein Gutes. Aber der Vater, nein, der muß nicht wählen wollen in solchen Dingen für die Kinder. Das Auge der Mutter weiß am Besten zu beurtheilen, ob ein Mann so beschaffen ist, daß er der Tochter gefallen sollte oder nicht. Kinder sind und bleiben Kinder, und wie man ihnen die Ruthe aufzwingen muß zu ihrem Besten, so auch häufig den Mann und die Frau. Aber die Mutter, Herr Henkel, die muß daher nothwendig den Mann zuvor gesehen haben.

Verdrießlich wendete sich der Bürgermeister hinweg um eines eben hereintretenden Käufers willen, während Herr Henkel die Unterhandlungen mit seiner Frau heimlich fortsetzte. Er mußte die rechte Weise, sie zu überzeugen, getroffen haben. Denn in Kurzem war sie über seinen Heirathsantrag so sehr mit ihm und ihrem Manne einverstanden, wie sie solches mit letzterm vielleicht seit ihrem Brautstande kein einziges Mal gewesen.

### Elterliche Erklärungen.

Dank Gott — sprach daher späterhin die Mutter, nachdem sie dem Heimführer der Tochter die Hausthür vor der Nase zugeschlagen hatte — daß inzwischen der Himmel auf anderm Wege für dich gesorgt hat. Es würde dir jetzt schlimm ergehen, wenn nicht dergleichen Narrheiten nun von selbst aufhören müßten. Du bist nämlich die Braut des Gerichtsverwalters zu Kührewitz und kannst dich immer auf die nahe Hochzeit gefaßt machen.

Ja, ja! — fuhr die Mutter fort, als Röschen mit ein paar Augen sie ansah, wie etwa einen Menschen, an dem sich mit Einem Male Spuren des tollsten Wahnsinnes zeigen — Es ist allerdings wahr, daß du dein Glück durchaus nicht verdienst. Mache mir aber auch nur wieder einen Streich, wie heute, und du sollst sehen! —

Der aus der Werkstatt zurückkehrende Bürgermeister wollte ebenfalls wissen, was das für ein Streich gewesen sei, und sprach, als er's gehört hatte: Potz Kinder und kein Ende! So können wir ja Gott danken, daß sich die gute Gelegenheit gefunden hat, den Zeisig loszuwerden. Das aber, Rose, sage ich dir, thue gut in Kührewitz, oder komme mir im ganzen Leben nicht wieder unter die Augen!

## Der letzte Wille.

Was der Mensch nur an Thränen von sich geben kann, das weinte das arme Röschen gewiß in der halben Stunde, die noch bis zum Schlafengehen übrig blieb. Dann aber war ihr besser bei der Zuversicht, daß sie solch einen unnatürlichen Zustand gewiß nicht die ganze lange Nacht hindurch ertragen könne. Als daher eben der Vater wie gewöhnlich noch einmal im Hause herumging, nachzusehen, ob sich kein Dieb eingeschlichen habe, und die Mutter zur Zubereitung auf den folgenden Tag in der Küche war, riß sie ein noch unbeschriebenes Blatt Papier aus ihrem vormaligen Schulschreibebuch, ihren letzten Willen aufzusetzen.

„Liebe Eltern — so lautete er — vergeben sie mir, wie ich auch Jedermann vergebe, und beruhigen sie sich wegen meines frühen Todes. Das einzige nur bitte ich, daß Nachricht davon hinaus in den wilden Mann komme, damit Jemand von dort mich zu Grabe hinaus begleiten kann. Uebrigens werde ich auch noch in der Ewigkeit sein ihre treue Tochter Rosine."

Dieses Testament befestigte sie mit einer Stecknadel an der Mutter Nähkissen und fühlte sich dann unendlich beruhigt.

## Gewaltsame Maaßregeln.

Desto trostloser war Röschen am folgenden Morgen, als sie, statt in der Ewigkeit, noch mitten in der zeitherigen irdischen Umgebung erwachte. Der Zettel auf der Mutter Nähkissen, den sie in ihrer Trostlosigkeit ganz vergessen hatte, zog ihr nur neue Leiden zu, weil sie darüber gar eines gegen ihr Leben gefaßten Vorsatzes verdächtig wurde. Denn beide, Vater und Mutter, behaupteten nach einem, nur allzuscharfen, Examen, daß sie so unvernünftig nicht sei, um glauben zu können, sie werde schon *daran* sterben, daß man ihr nur einen Mann *zugedacht* hätte. Es wurde ihr daher alles Stech- und Schneidewerkzeug weggenommen und sie überhaupt wie eine verrückte Person eingesperrt und behandelt.

## Zwischenereignisse.

Daß der Masthammel wirklich mit Tode abging, und auch der für den Abend nach der Rathswahl festgesetzte, gewöhnliche Schmaus von der Mehrheit des Senats depreeirt wurde, nahm die Frau Bürgermeisterin für zwei sehr schlimme Vorbedeutungen und war darüber gewaltig alterirt. Wirklich schlug auch der verhängnißvolle Wahltag zum größten Mißvergnügen des Bürgermeisters Mützenkönig aus. Sein Mitbürgermeister und Gegner hatte nämlich unbegreiflicher Weise den größten Theil der Rathsmitglieder auf seine Seite gebracht. So drang man denn darauf, daß die Stadtschreiberstelle längstens binnen Jahr und Tag wieder besetzt sein müsse.

## Abrede.

Herr Henkel wartete schon in der Werkstatt des Bürgermeisters Mützenkönig, als dieser im äußersten Unmuthe dort ankam und auch gar nicht im Stande war, dessen Ursache vor dem Gaste zu verheimlichen.

Hm — sprach Herr Henkel — wie wenn es mir gelänge, der Sache doch noch einen erwünschten Ausschlag zu verschaffen? Sie wissen, daß der Bürgermeister Mehrmann seine Mastochsen hauptsächlich aus meiner Anstalt bezieht. Wie wenn ich zu ihm ginge und ihn bewegen könnte, meinem Gerichtsverwalter in Kührewitz als künftigen Stadtschreiber seine Stimme zu geben? Auf diese Weise hätte doch ihre Familie die Stelle besetzt und ihrer eigenen Tochter würde die Sache auch zu statten kommen.

Allerdings ließ sich das hören. Ja — sprach der Getröstete — wenn Sie das bewirken können, verehrter Herr Henkel!

Ich hoffe wenigstens. Uebrigens würde meine Uebereinkunft mit Ihnen, wegen ihrer Tochter, ihm vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müssen.

## Haupthinderniß.

Dem Bürgermeister Mützenkönig vertrieb dieser Gedanke, je mehr er über ihn nachsann, immer besser alle vom Rathhause heimgebrachten schwarzen Grillen. So, meinte er, müsse sein Gegner, Mehrmann, sich in der Folge gerade am empfindlichsten verletzt fühlen.

Als aber gegen Abend Herr Henkel wiederkam, brachte er, leider, wie er sagte, die Nachricht des völligen Mißlingens mit. Unglücklicher Weise sei ihm gerade der Umstand der Verlobung des Gerichtsverwalters mit Röschen entschlüpft, und da wären auf Einmal die Unterhandlungen so gut, wie abgebrochen gewesen. Der Bürgermeister Mehrmann habe auch ausdrücklich erklärt, daß, so lange der goldene Ochsenkopf über der Mützenkönigschen Hausthür dem Fleischerhandwerk gleichsam Hohn sprechen dürfe, er auch gewiß dem Interesse der Mützenkönigschen Familie entgegen sein werde, aus allen Kräften.

## Umarmung.

Nach einer langen Berathung, zu welcher die Frau Bürgermeisterin mitgezogen wurde, ließ sich der Bürgermeister endlich von der Wahrheit überzeugen, daß ein lebendiger Stadtschreiber als Schwiegersohn doch wohl die reichlichste Entschädigung wäre für den todten Ochsenkopf an seinem Hause.

Und kaum ein halbes Stündchen später brachte Herr Henkel den Bürgermeister Mehrmann herzu und die beiden Väter der Stadt lagen einander freundlich in den Armen.

Alles das geschah unten in der Werkstatt, welche der blaue Montag, den es eben gab, von allen fremden Augen und Ohren gereiniget hatte.

## Die bessere Gestalt.

Endlich mußte auch Röschen hinunter in die Werkstatt. Auf der Treppe noch machte die Mutter, welche sie holte, ihr die Hölle recht heiß, wischte noch unten vor der Thür mit dem Schürzenzipfel eine Thräne, nicht eben auf die zarteste Weise, aus dem Auge des armen Kindes, setzte ihm dann die Faust auf die Stirn und sprach: daß du um Gotteswillen keine Späne machst! Auf wen willst du denn warten, dummes Ding, wenn dir unser künftiger Herr Stadtschreiber zu schlecht ist?

Aber alle Ermahnungen fruchteten nichts. Beim Eintreten erschrak Röschen nur um so mehr, als sie in Herrn Henkel, den man ihr in der letzten Zeit ohne Aufhören als einen ganz kostbaren Mann gerühmt hatte, denselben Reiter wieder erkannte, der in seiner Fühllosigkeit dem Vetter Karl draußen auf dem wilden Manne mit dem guten Herzen, das er dem armen Rappen bewiesen, so aufgezogen hatte.

Bald aber erhielt die Sache eine bessere Gestalt, wie jetzt der Gerichtsverwalter selbst hereintrat, und das kein anderer Mensch war, als der Vetter Karl selber.

## Erläuterung.

Herr Henkel hatte damals, als Vetter Karl den kranken Rappen am Zaume über den Markt zu Reiffenthal geführt, das aus dem Fenster seines Ochsenkäufers, des Bürgermeisters Mehrmann, mit angesehen. Gerade die Milde des jungen Mannes mit dem Thiere hatte ihn bewogen nachzuschleichen. So war er Zeuge des Gesprächs zwischen ihm und Röschen am Fenster geworden. Späterhin wieder zu Pferde auf der Straße, hatte er Karln an der Thüre des wilden Mannes wahrgenommen und nähere Bekanntschaft mit ihm, besonders auch darum zu machen gewünscht, weil sein Anzug nicht eben von Wohlhabenheit zeugte und Herr Henkel gern gesehen hätte, ob, wenn er ihm näher auch so gefiele, wie von weitem, vielleicht etwas für ihn zu thun sei.

Im Gasthofe nun war seine Theilnahme an dem jungen Manne immer gewachsen, seine und Röschens gegenseitige große Neigung hatten ihm nicht verborgen bleiben können, und er, nach eingezogener näherer Erkundigung über das Mädchen, sogleich beschlossen, sich des Pärchens anzunehmen. Seiner gleichzeitigen Nachforschung auf der Universität war bald die Auswirkung des Sittenzeugnisses gefolgt. Und jetzt erst trug er ihm die Gerichtsverwalterstelle in Kührewitz an.

## Allerlei Geheimnisse.

Die Frau Bürgermeisterin Mützenkönig staunte freilich gar sehr, als ihr künftiger Schwiegersohn und der spitznäsige Heimführer ihrer Tochter, den sie damals mit dem Knopfe ihrer Blendlaterne, grausam genug, abgespeist und sonst allerlei Dinge gesagt hatte, die nicht zu den Artigkeiten gehören mochten, nur eine Person waren. Doch kam ihr, unter diesen Umständen, seine Nase bei weitem nicht mehr so spitzig vor, wie damals. Auch meinte sie vermuthlich, kann mein armes

Kind sie vertragen, so kann ich es ja wohl auch. Ueberhaupt gefiel ihr der junge Mensch viel besser als zuvor.

Die geheimen Artikel des Traktats zwischen der Bürgermeisterin und Herrn Henkel an jenem Abende, wo dieser den überraschenden Heirathsantrag that, durch welchen Röschens Mutter auch sobald für die Sache gewonnen wurde, verlauteten jetzt ebenfalls. Herr Henkel hatte ihr nämlich damals schon zugesagt, daß sein Justitiar Stadtschreiber und der Ochsenkopf wieder vom Hause weggenommen werden sollte. Seine sehr genaue Verbindung mit den bedeutendsten Rathsmitgliedern machte, daß er die Zusage wohl geben konnte. —

Nach einer geheimen Uebereinkunft zwischen den beiden, sich nun wieder herzlich liebenden, Bürgermeistern sollte die Veränderung über der Mützenkönigschen Hausthür, um der Stadt das Kopfbrechen wegen der Voranstalten dazu und manches unnütze Raisonnement zu ersparen, einmal in einer Mondscheinnacht bewirkt werden, nachdem alles hierzu hinlänglich vorbereitet war.

### Zweifache Deutung.

Ein Jahr verging dem Pärchen, wie den Eltern, in süßer Hoffnung. Ein einziger Unfall von Bedeutung ereignete sich, und das war der Tod des Pferdes, das gewissermaßen allein Karls und Röschens Glück gemacht hatte. Denn ohne des jungen Mannes rühmlichen Antheil an dem Schicksale des armen Thieres würde der wackere Herr Henkel schwerlich auf ihn aufmerksam geworden und nichts von all' dem Guten, welches daraus hervorging, zu Stande gekommen sein.

Als endlich die Bestätigung des neuerwählten Stadtschreibers, dessen Fleiß, Geschicklichkeit und Uneigennützigkeit als Gerichtsverwalter zu Kührewitz in der ganzen Gegend gepriesen wurden, aus der Residenz angekommen und er schon förmlich eingesetzt war, ging auch die Hochzeit vor sich.

Und wer am Morgen nach dieser bei dem Mützenkönigschen Hause vorüber kam, der staunte auch, daß sich in der einzigen Vollmondnacht der Ochsenkopf über der Thür in ein Paar verschlungene Hände verwandelt hatte, welche eine zweifache glückliche Deutung gestatteten.

---

## Gottlob Ernst Schulze

ward am 23. August 1761 zu Heldrungen in Thüringen geboren, studirte in Wittenberg Theologie und Philosophie, und wurde daselbst sowohl Diaconus an der Schloß- und Universitätskirche, als auch zugleich Privatdocent in der philosophischen Facultät und Doctor der Weltweisheit. 1788 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Helmstädt, und blieb daselbst bis zur Aufhebung der Universität. 1810 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen berufen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt und am 14. Januar 1833 gestorben ist.

Grundriß der philosophischen Wissenschaften. Wirtenberg, 1788—90. 2 Bde.

Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. Helmstädt, 1792.

Einige Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre. Kiel, 1795.

Kritik der theoretischen Philosophie. Hamburg, 1801. 2 Bde.

Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Denkart in „Bouterwek's neuem Museum der Philosophie" Bd. 3, Heft 2, 1805.

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Göttingen, 1814; 3. Aufl. 1824.

Grundsätze der allgemeinen Logik. Helmstädt, 1829; 4. Aufl. 1832.

Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen, 1813.

Psychische Anthropologie. Göttingen, 1816; 3. Aufl. 1826.

Ueber die menschliche Erkenntniß. Göttingen, 1832.

Ein scharfer und gründlicher Denker, bemühte sich S., obwohl streng genommen Eklectiker, durch das System eines natürlichen Realismus, den er aus dem Scepticismus entwickelte, den Idealismus vorzüglich zu bekämpfen. Sein Streben erwarb ihm großen Ruf, aber keine Anhänger, und er steht mit demselben allein da.

---

## Johann Daniel Schulze

ward am 22. Juli 1777 zu Naumburg geboren, studirte zu Leipzig, wo er sich auch als Privatdocent der Philosophie niederließ und promovirte. 1804 ward er als Conrector an das Lyceum zu Luckau berufen und verwaltete hier später das Rectorat, bis er 1820 als Schuldirector nach Hamm, und 1822 als Director des dortigen Gymnasiums nach Duisburg berufen wurde, woselbst er noch wirkt.

Geschichte der leipziger Universität im Laufe des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1802.

Literaturgeschichte der sämmtlichen deutschen Schulen und Bildungsanstalten. Leipzig, 1804. 2 Thle.

Einige Schulreden. Leipzig, 1819 u. 30. 2 Bde.

Entlassungsrede. Lübben, 1822; und andere einzelne Reden.

Ein tüchtiger Schulmann in jeder Hinsicht, wirkte S. auch im weiteren Kreise durch seine trefflichen Schulreden, welche bei allen Pädagogen Anerkennung fanden.

---

## Heinrich Adolf Schümberg,

zu Bautzen, wahrscheinlich im Jahre 1787 geboren, studirte zu Leipzig die Rechte und wurde in Bautzen Oberamtsadvocat. Seine Neigung zum Kriegswesen führte ihn jedoch den französischen Fahnen zu und er kehrte, nachdem er in Spanien mitgefochten hatte, als französischer Rittmeister nach Sachsen zurück. Anfangs lebte er auf seinem Familiengute Hainichen bei Bautzen, darauf zog er sich, unter dem angenommenen Namen Belawet der Schriftstellerei zugewandt, nach Kamenz zurück, wo er noch verweilt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Das Königreich Neapel, aus dem Französ. Leipzig, 1820—21. 2 Thle.

Erinnerungen aus Spanien. Dresden, 1823.

Gemälde aus der Geschichte des ottomanischen Reichs. Dresden, 1824. 2 Thle.

Spanien, nach A. Rabba. Dresden, 1826. 27. 3 Thle.
Historisch-romantische Erzählungen. Dresd., 1827.
Manuscript vom Jahre 1812, aus dem Französischen des Baron Fain. Leipzig, 1827. 2 Thle.
Susanna oder die Gefallsüchtige, aus dem Französischen. Leipzig, 1828. 2 Bde.
Festspiel zur Geburtsfeier des Prinzen Friedrich August Albert. Kamenz, 1828.

Eine treffliche Darstellungsgabe, gute vielseitige Kenntnisse und in seinen Erzählungen gute Erfindung der Situationen und feste Characterzeichnung haben seinen Schriften viele Freunde erworben.

## Johann Gottlieb Schummel

ward am 8. Mai 1748 zu Seitendorf in Schlesien geboren, lebte längere Zeit seit 1771 als Lehrer am Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und darauf an der Ritteracademie zu Liegnitz, bis er als Doctor der Philosophie und Professor der Beredsamkeit, so wie der griechischen Sprache an das Elisabethanum zu Breslau berufen ward, wo er am 24. December 1813 starb.

Empfindsame Reisen durch Deutschland. Wittenberg, 1770—72. 3 Thle.
Lustspiele ohne Heirathen. Wittenberg, 1772.
Kinderspiele und Gespräche. Leipzig, 1776—77. 2 Thle.
Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig, 1776.
Spitzbart. Leipzig, 1779.
Wilhelm von Blumenthal. Leipzig, 1780—81.
Der kleine Voltaire. Leipzig, 1785. 2. Ausg.
Das blinde Ehepaar. Breslau, 1788.
Reise durch Schlesien. Breslau, 1792.
Das Duell, Lustspiel. Wittenberg, 1773.
Scheich Sadi's persisches Rosenthal, nebst Lokman's Fabeln. Wittenberg, 1785. 2. Aufl.

S. lieferte zu seiner Zeit die besten satyrischen Romane, welche wir Deutschen aufzuweisen haben, nur sind die Thorheiten, welche er damals mit großem Witz und reicher Kraft und Gewandtheit verspottete, wie z. B. die Weltverbesserungssucht und die Freigeisterei, so gänzlich verschollen, daß seine Romane eben dadurch auch ihr Interesse für uns verlieren mußten.

## Johann Balthasar Schuppe

ward am 1. März 1610 zu Gießen geboren und bezog schon im funfzehnten Jahre die Universität Marburg. Er hörte philosophische und theologische Collegia, riß sich aber bald von den Hörsälen los, um auf Reisen die ächte Weisheit zu finden. Durch die Kriegszeiten bald aufgehalten, bald wider seinen Willen hier- und dorthin verschlagen, blieb er endlich in Rostock in vertrauter Freundschaft mit Peter Laurenberg und wurde daselbst 1631 Doctor der Philosophie. Von dort indeß wieder vertrieben und über Lübeck nach Hamburg, sowie von hier nach Bremen flüchtig, ging er nach Marburg, wo er eine Zeitlang Vorlesungen hielt, bis er vor der Pest entweichen mußte. Er reiste nun nach Holland zu wissenschaftlichen Zwecken. 1635 nahm er die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg an; wurde 1641 Licentiat und 1645 Doctor der Theologie, nachdem er 1643 zum Prediger des deutschen Ritterordens gewählt war. Im Jahre 1646 ernannte ihn der Landgraf Johann von Hessen-Darmstadt zu seinem Hofprediger, Consistorialrathe und Inspector der Kirchen und Schulen zu Braubach, und man rühmte am Hofe seine Freimüthigkeit, sowie seine Weltklugheit. Er ward selbst zu diplomatischen Geschäften gebraucht, die er mit großem Beifall ausführte. Im Jahre 1649 ward er zugleich nach Augsburg und Hamburg berufen. Er folgte dem letzteren Rufe und wurde in demselben Jahre, unter dem Jubel der Gemeine, in der Jacobikirche ordinirt. Seine mit allerlei Scherz und Schwank gewürzte Predigtweise zog ihm manche bittere Anfeindung zu und durch diese tief gekränkt und verstimmt, starb der sonst lebensfrohe Mann, von der Welt abgeschieden, schon am 20. October 1661.

Lehrreiche Schriften, herausgegeben von seinem Sohne Jost Burchard Schuppe. Frankfurt a. M., 1684. 1701. 1719. 2 Thle. 8.
(Darin: die Krankenwärterin, der geplagte Hiob, Sabbathschänder, Lucidor, die ehrbare und scheinheilige Hure, Aurora, Salomo, Corinna, der Bücherdieb, der Hauptmann zu Capernaum, u. s. w.)

Ueber S. urtheilt Küttner sehr treffend in seinen Characteren deutscher Dichter und Prosaiker S. 155 fgd.: die wunderliche Mischung des Ernsten und Burlesken in S's Schriften fällt anfänglich auf. Man wundert sich, wie geistliche Lieder, Predigten, gelehrte Abhandlungen und Satyren voll Possenreißerei und freier Scherze so bunt durcheinander da liegen. Aber man überschlage die frommen und ernsthaften Aufsätze, die meist schlecht und mit lateinischen Floskeln und schaalen Wortklaubereien überdeckt sind; man lese die satirischen allein, und sie werden gefallen. Zwar reicht S. nicht an Moschenrosch seinen Zeitgenossen; aber einige Ungezogenheiten und Uebertreibungen abgerechnet ist der Vortrag dieses Schriftstellers belustigend. Er hat sehr schlau die Menschen beobachtet, über die er spottet; er besitzt Einsicht und Erfahrung in Welthändeln, einen aufgeweckten Kopf, schlichten, guten Menschenverstand und eine boshafte Laune. Die rauhe, ungeschliffene Sprache macht es leider schwer, alle diese rühmlichen Eigenheiten seines Geistes mit Wohlgefallen aufzuspüren.

### Fabul-Hanß *),

Oder:

Eine schöne anmutige Predigt, von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzelet hat, Jud. 9. Dem Hoch-Ehrwürdigen, Groß-Achtbaren und Hochgelehrten Herrn Menoni Hannekenio, Der H. Schrifft weitberümbten Doctori, der Kirchen zu Lübeck hoch-verdienten Superintend. Meinem insonders Hochgeehrten und Hochgeneigten Herrn, Vettern und Paten, wünsche ich samt dessen gantzem Hause alles zeitliches und ewiges Wolergehen.

Hoch-Ehrwürdiger, Groß-Achtbarer- und Hochgelehrter, mein insonders Hochgeehrter und Hochgeneigter Herr, Vetter und Pate:

Ich werde berichtet, daß zu Lübeck ein Geschrey erschollen sey, daß drey Tractätlein wider Antenorn sollen gedruckt werden, deren eins genannt werde Examen juxta legē & Evangelium, das andere der Geist Crobyle einer alten Huren, das dritte, der geistliche Eulenspieger, Antenorn zu ehren und zu lieben, befihlet mir GOtt. Und wenn ich kein Christ, sondern ein Hayd wäre, so würde mich die Natur darzu antreiben.

*) Aus „Lehrreiche Schrifften, Deren sich beyds Geist- als Weltliche ꝛc. von Joh. Balthas. Schuppen. Frankfurt an Mäyn, 1677."

Ich habe gehofft, solche gottlose Leut, welche in Schafskleidern daher gehen, und inwendig reissende Wölffe sind, würden einmal auffhören wider ihn zu wüten und toben. Weil ich aber vernehme, daß ihre Boßheit je mehr und mehr wachse, als wil ich hinfüro Antenorn der seine Zeit in höhern Dingen anwenden kan, die Mühe abnehmen, und solchen Kerlen mit Gottes Hülff antworten, und das Maul stopffen. Ich bin zwar noch jung, und E. Hoch-Ehrw. wissen am besten, wie viel Jahr verflossen seyn, nachdem sie mich auß der H. Tauff gehoben, und nach ihrem Namen mich genennet haben. Ich höre, daß der Autor deß Examinis juxta legem & Evangelium ein Mann sey von einem grossen Bart. Allein ich wil vor seinem Bart mich nicht entsetzen, wenn er auch so groß wäre als ein Schlacht-Schwerdt, sondern wil mit GOTTES Hülffe sehen, wie ich mit ihm zu recht kommen könne. Ich bitte ihn aber, wann er ein ehrlicher Mann, und ein guter Christ ist, er wolle seinen rechten Nahmen und Zunahmen bei dieses Tractätlein setzen, damit ich wissen könne, mit wem ichs zu thun habe, und einem jeden einen Hering braten könne, nachdem der Mann ist. Ich wil ihm mit Höfligkeit und Bescheidenheit begegnen, und alles der Censur vornehmer Theologorum unterwerffen, ehe es in Druck kommet. Ich schwöre bey meiner Ehr und Redligkeit, daß ich und mein Bruder Jost Burchard hiebevor in dieser Sache keine Feder angesetzet haben, und daß wir die Unschuld Antenors nicht geschrieben haben, wie uns etzliche Schuld geben. Sondern es hat es ein vornehmer Hofmann gethan an einem vornehmen Fürstl. Hof, von welchem Antenor saget, daß er ihm unter tausend Freunden, welche ihn mit Undanck belohnet haben, kaum die geringste Wohlthat erwiesen habe, und sich demnach nicht genugsam verwundern könne, was ihn zu solcher Treu und Affection auffgemuntert habe. Wann ich und mein jüngerer Brüder etwas hinfüro schreiben werden, so wollen wir unsere Namen darbey setzen. Ich bitte unterdessen E. Hoch-Ehrw. gantz dienstlich, sie wollen mich in diesem fall treulich informiren, ob das eben eine Todsünde sey, daß ein Theologus auß guter intention eine Fabul erzehle, dem gemeinen Mann dadurch eine gute Lehr beyzubringen? Ich vernehme, daß Antenorn vorgeworffen werde, die Fabuln seyen in den Sächsischen Kirchen-Ordnungen und in GOTTES Wort, sonderlich in der ersten an Timoth. am 4. verboten. Allein was die Kirchen-Ordnungen anlanget, die sind gemacht worden zur Zeit der Reformation D. Lutheri, da haben unsere Theologi mit dem Wort Fabul gesehen auff der Papisten Legenden von den verstorbenen Heil. von ihren falschen Wunderwercken und anderen Lügen, dadurch das Fegfeuer ist erbauet worden, welches den Papisten bißhero so viel eingetragen hat, als dem König in Hispanien die Silberflotte. Was Paulum anlanget, der 1. Timoth. 4. sagt: Der ungeistlichen und altvättelischen Fabulen entschlage dich: Da halte ich davor, Paulus habe damit gesehen auff die alte Jüdische Weiber, welche ihren Kindern allerhand Mährlein erzehlen: Als zum Exempel, wenn ein Mensch sterbe, so komme er wieoerum in das Paradiß, daraus Adam und Eva vertrieben, da werde es lustig hergehen, da werde man eßen, trinken, tantzen ꝛc. Welche und dergleichen Fabuln mein seliger Großvater Doctor Helvicus aus ihrem Talmut in Teutsche Sprach versetzet hat, diese Fabuln wurtzelten endlich also ein, daß auch die Alten, welche in ihrer Kindheit diese Mährlein gehöret hatten, dieselbige so hoch hielten, als wenn es Moses und die Propheten geredet hätten. Salome mag wol eine gute Frau gewesen seyn, allein ohne Zweiffel ist ihr in ihrer Kindheit die Opinion beygebracht worden, was der Messias für ein grosser Herr sein werde, wie er das gantze Jüdische Volck werde groß machen, und zu Ehren bringen. Weil sie nun sahe, daß Christus der wahre Messias seye, und ihr mit Blut-Freundschaft so nahe verwandt seye, da kam sie zu ihm, und bate, daß er ihre beyde Söhne vor andern befördern wolle, und wollte den Einen in seinem Reich lassen sitzen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Lincken, das ist, er wolle aus den einen etwa einen Reichs-Marschall, aus dem andern einen Reichs-Cantzlar machen. Diese Einbildung ist vielleicht entstanden aus den Fabuln und Mährlein, welche Salome in ihrer Kindheit von den alten Weibern gehöret. Weil nun Timotheus auch ein junger Mensch war, und ohne Zweiffel von solchen Fabuln gehöret hatte, als schrieb Paulus an ihn, daß er sich derselbigen enthalten solle: Daß sonsten alle parabolische Reden, Gleichnüssen oder Fabuln in Gottes Wort allerdings verboten seyen, das kann ich nirgend finden. Warum hat der H. Geist auffzeichnen lassen die Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet? Warum hat er auffzeichnen lassen die Fabul, welche Nathan dem König David erzehlet? Warum sagte Nathan nicht alsbald, König David, du bist ein Mörder und Ehebrecher, und bei Mörder und Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben, sondern erzehlete ihm erstlich eine Fabul von dem Schaaff? Warum hat der Sohn GOttes, der Meister mit der gelehrten Zungen, der gewaltig predigte, und nicht wie die Schrifftgelehrten, eine solche Art zu predigen gebrauchet, wie Moses und die Propheten, sondern hat die vornehmste Artieul deß Glaubens, die vornehmste Geheimniß, in allerhand schönen Parabeln und Gleichnissen vorgestellet, indeme er saget: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Saamen, ꝛc. Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der außgieng Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg, ꝛc. Matheſius sagt recht und wol, die Allegorien und Gleichnüssen beweisen und gründen keinen Artieul deß Glaubens, sondern dienen darzu, daß die gegründete Artieul, als in einem Gemählde, den Einfältigen deutlicher vor die Augen gestellet, und illuminirt werden. Es scheinet, daß Antenors Verfolgere nicht recht verstehen das Wort Fabul, und ich wolte wündschen, daß sie möchten lesen, die schöne Oration, welche der hochgelehrte Marcus Zuerius Buxhornius in Leiden gehalten hat, de sapientia Aesopi, und daß sie lesen möchten bey dem alten Ehrwürd. Bachanten-Tröster Ambr. Calepino, was eine Fabul seye. Ich erwarte hiervon E. Ehrw. hochvernünfftiges judicium. Befehle dieselbige mit allen ihren liebsten Hochangehörigen in den Schutz Jesu Christi, und bitte Gott demüthig und inbrünstig, Er wolle E. Hoch-Ehrw. der Christl. Kirchen zu Aufnehmung und Erweiterung, Ihrer vornehmen Familien zu Nutz und Trost, und mir zu einer sonderbahren Freude, viel Jahr lang bey beständigen Leibes-Kräfften erhalten, und ihr geben alles, was ihr eigen Herz contentiren kan. Ich werde bis in mein Grab verbleiben Ew. Hoch-Ehrw. Gehorsamster und treuester Diener und Sohn

ANTON MENO SCHUPPIUS.

---

Geliebte Freunde im HERRN, nachdem wir die Berg-Predigten auff diesem eurem Berg-Fest etliche Jahr her verrichtet, wollen wir heut in Doctor Luthers Historien fortfahren, und der Zeit ihr Recht thun, und damit wir etwas lustiges und liebliches für uns nehmen, und desto bequemer von dem Herrn Doctor Esopo reden können, solt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der heilige Geist in seine heilige Bibel hat auffschreiben, und auff uns bringen lassen.

Da Jothan, Gideons und Jerubbaals Sohn, die Jüdenschafft straffen wolte, daß sie seines Vatern, ihres treuen Regenten, so bald vergassen, und sich greulich an seinen 69. Söhnen vergriffen, und einen losen Mann zum Regenten aufwarffen, sagte er ihnen diese Fabul, welche am 9. Capitul deß Buchs der Richter durch den H. Geist auffgeschrieben ist.

Höret ihr Männer zu Sichem, spricht Jotham, daß euch Gott wieder höre: Die Bäume wollten einen König über sich salben und sprachen zum Oelbaum: Sey unser König, aber er antwortete, sol ich meine Fettigkeit lassen, die beyde Gott und Menschen an mir preisen, und über die Bäume herrschen? Da es der Oelbaum also abschlug, liessen sie es an Feigenbaum gelangen, der weigerte sich auch den undanckbaren Bäumen zu willfahren, sol ich meine Süssigkeit und gute Früchte lassen, und über die Bäume schweben? Darauff sprachen die Bäume zum Weinstock: Sey du unser König, er antwortete, soll ich meinen Most lassen, der Gott und Menschen frölich machet, und ein Regent über euch seyn? das ist mir nicht zu rathen. Darum wehlten die Bäume den Dornstrauch. Ists wahr, und meynet ihrs ernstlich, daß ich euer Herr soll seyn, sagt der stachlichte Regent, so kommt und vertrauet euch alle unter meinen Schatten, wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch, und verzehre die Cedern Libanon. Diß ist Jothams Fabul, deß weissen Mannes und grossen Regenten, und lieblichen Heylandes in Israel, Gideons Sohn, die ich euch erzehle, damit ihr sehet, daß der H. Geist ihm auch die Weisse gefallen lässet. Wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden, undanckbaren und ungeschlachten Leuten predigen, und daß die Weisesten auff Erden, beyde unter Juden und Heyden, auch in der Christenheit, sich sehr gerne auff diese Art beflissen, und die höchste Weißheit, nach Gottes Wort, in solch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefasset, und den Leuten fürgehalten haben.

Hierauß hoffe ich, werde ich mich auch heut entschuldigt wissen, der ich deß Herrn Doctors Esopi, und seines Fleisses, so er an die kluge und vernünfftige Fabuln gewendet, zur Faßnacht gedencke.

Denn als unser Doctor nun viel Jahr, wie ihr gehöret, wider die Mönche und Schwermer hefftig gestritten, und sich mit Predigten und Dolmetschung in der H. Bibel abgearbeitet, und ein sehr schwaches Häuptlein bekam, wie er aus Coburg schreibet, da er sich dieser Arbeit unterfinge, will er sich auch, wie grosse Leute pflegen, ein wenig erquicken und erlustiren. Darum, weil er mercket, daß der H. Geist in seiner Bibel auch vernünfftige und weisse Mährlein schreiben lässet, und die Alten gern solche verdeckte und bemäntelte Wahrheit und Weißheit mit Thierleins-Häutlein und Sprüchen überzogen, und weise Leute ein eigen Fabel-Buch, mit grosser Vernunfft zusammen gebracht, welches nun durch grobe und unverständige Leute, mit ungeschickten und unzüchtigen Reden

und Mährlein vermenget und besudelt wäre, nimmet er zu Coburg Gelegenheit, nach Essens den alten teutschen Esopum für sich und reiniget und schmücket ihn mit guten und derben Teutschen Worten, und schöner Auslegung oder sittlichen Lehren, und machet sechzehn schöner Fabuln, die voller Weißheit, guter Lehre, und höfflicher Vermahnung seyn, und wunderschöne Bilder und Contrafacturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, in Regimenten und Haußwesen, auf Erden pfleget zuzugehen.

Wie er auch solches sein angefangen lustig und nützlich Werck mit einer sehr gelehrten Vorrede zieret, darinnen er frey bekennet, daß nach der heiligen Schrifft die feineste Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden ist, wer allen denselben mit Fleiß nachdencke. Denn unter den Thierlein und Bäumlein findet man das rechte Perlein der Welt-Weißheit, gleichwie der Han im Mist ein edles Steinlein fand, wol denen, die es kennen, und recht und bequemlich zu gelegener Zeit und an gebührlichen Orten, geschicklich zu brauchen wissen. Denn wie der Königliche Prophet David sein Psalterlein in dem ersten Psalm, welches deß Psalters Vorrede ist, preiset, also hab auch der Meister, so die Fabuln zusammen geklaubet, in der ersten Fabul diß Buch loben, und den Leuten befehlen wollen. Obwol Bauern und Unverständige, die Weißheit, so in den Fabuln stecket, nicht achten und unwerth halten, dennoch sey und bleibe es ein edles Perlein und weises Büchlein, darinnen viel guter Lehre, Treue, Vermahnung, und höflicher Warnung gefaßt seyen. Denn obwol Welt-kluge Leute, um der Kinder und Albern willen, Esopum als einen Faßnachtsputzen und Popentzen abmahlen, habe doch diß Buch kein Narr oder Unweiser, sondern sehr vernünfftige Leute auff Erden zusammen gelesen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, sondern auch die ältesten Juden, welche die rechte Religion allezeit gehabt, sich auff diese Fabul-Weißheit beflissen.

Darum freylich die weisen Mährlein-Dichter nicht erstlich in Phrygia oder Griechenland, sondern bey den Juden vor Alters gewesen, wie Jothams Fabul, welche vor Christi Geburt in drey tausend Jahr alt war, klärlich bezeuget. Wie wenn Assaph der Sang-Meister, der liebliche Psalmen gedichtet, der rechte Esopus wäre, der erstlich die Fabuln, wie andere Leute Salomons Sprichwörter, zusammen gelesen hätte? denn die Namen treffen fast mit einander ein. Weil nun dieses die artlichsten und subtilesten Weise eine ist, bittere und scharffe Wahrheit, die sonst feindselig und unangenehm ist, also von grossen Leuten auch in die Kinder, wie überzuckerten Wurm-Samen und Keller-Hals zu bringen, und hochberühmte Leute offt mit solchen Fabuln große Dinge bey Regenten, Unterthanen, Kind und Gesind außgerichtet, hat unser Doctor seine Mühe und Arbeit an den alten und verunreinigten Esopum legen, und seinen Teutschen ein verneuertes und geschwertes Mährleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderen Gefallen trugen. Denn als Philippus unsers Doctors Vorrede und Fabuln siehet, bittet er ihn, er wolle fortfahren, und diß Buch verrichten, er wolle ihm tausend Gulden bey einem grossen Herrn, deme ers zuschreiben solle, dafür zuwegen bringen.

Aber weil sich der theure Mann an der Biblia neben viel Predigen und Schreiben, abgearbeitet, verblieb dieß angefangene Werck, welches anfangs gleichwol M. Georg Röhrer hernachmals in den neunten Theil der Teutschen Bücher Lutheri hat bringen lassen. Ob aber wol dieser nützliche Esopus nicht zum Ende bracht, hat doch der Herr Doctor zuvor und hernach, über Tisch und in seinen Büchern, wenn er zumal vom Regiment und Hofwesen pflegt zu reden, der alten Fabuln und vernünfftiger Sprüchwörter, so in Teutscher Sprache aus den Fabuln kommen seyn, gern gebrauchet.

Im schönen Hof-Psalm, welches der 101. den Doctor Creutziger für die gelehrteste und weiseste Schrifft in Teutscher Sprache hielt, gedencket der Doctor deß Affen, so Holtz spalten wolte, und deß Keuls vergaß, und da er die Axt außzog, darüber zu Schaden kam. Denn wenn sich einer frembder Händel unterstehet, die er nicht gelernet, gehet es selten ohne Nachtheil ab. Er gedecket auch deß Frosches, so auff dem Heller saß, und rühmt sich, Geld brächt Ehre. Wie auch der Schwermer spottet, die eytel Rühmen fürgaben, mit dem alten Sprüchwort: Rühme dich Räuplein, dein Vater war ein Kohl-Wurm.

Uber Tisch habe ich etliche gute Fabuln von ihm gehöret, als von der Krähe, so die Affen straffete, die aus einem Johanneswürmlein Feuer blasen wolten, und darüber ihren Kopff verlor. Also gehets, wenn man andern Leuten, die keinen Verstand haben, einreden wil, Affen und Pfaffen lassen sich nicht straffen, wie ich aus langer Erfahrung bin gewahr worden. Item, da man eines erwehnet, der sich sehr heuchlerisch und glimpfflich stellet, gedachte er des schönen Sprüchworts, so aus dem Mährlein von der Mauß und ihrem Töchterlein gesponnen ist, welche einen rauschenden Hahn, und schleichende Katze sahe, und sich über dem Leise-Tritt hart verwunderten, hüte dich, sagt die Mutter-Mauß, fürn Schleichern, der Rauscher thut dir lang nichts.

Item, wie man meldet, daß etliche Hurneusel grosse Klöster-Güter an sich gezogen, und Hof-Schrantzen damit begnadigt hätten, sagt er: Esopus lehret, wenn jemand einen Braten vom Altar zucket, bleibet gemeiniglich ein glüend Köhlein daran hencken, das verbrenne Nest und Jungen, wie dem Adler geschach.

Ich habe auch gesehen, daß unser Doctor den Sächsischen Renckefuchs mit zu Tische getragen, und über Essen darinn gelesen hat, wie er auch seinen Sohn etliche Teutsche Fabuln zum Argument vorschriebe, die er verlateinen solte, wie ich hernach derselben eine gedencken will.

Grosse Leute haben je und je solcher verdeckter und vermummlicher Reden gern gebrauchet, und bißweilen nicht allein zum Schertz und Kurtzweil, sondern auch in wichtigen Sachen, gantze Fabuln oder schöne Sententz, so darauß gewachsen, in ihren Reden geführt. Wie zwar auch der Sohn GOttes und seine Propheten und Apostoln ihren Mund gern in schönen Gleichnüssen auffthun, und grosse Weißheit in Bilden von Thierlein den Christen fürstellen. Christus weiset uns zum Sperling, zur Gluckhenne, zum Feld-Blümlein, Schlangen und Dauben, und nennet Herodem einen Fuchs, S. Paulus, Neronem einen Löwen, die Prediger, so einander zausen, wie die Kälbertreiber, heisset er Hunde, Ketzer, so sich mit Gottes Wort und Christi Fellein heichlich schmücken, heisset er reissende Wölffe: Salomo weißet uns zum Ameißlein, Jotham mahlet in seinem Mährlein die liebe Obrigkeit ab, wie auch der Sohn GOttes den Babylonischen Käyser in einem schönen Baume fürbildet, darunter die Thierlein im Schatten sitzen, dafür man sich billich neigen, und nicht mit Prügeln darauff werffen, oder wie eine Sau sich daran reiben solle. Unser Jotham mahlet auch einen bösen Regenten ab in einem Dornstrauch, wie der HErr Christus einen falschen Propheten darinnen abreisset, und David mahlet seine Juden ab in stachlichten Disteln oder Mannestreu, wie er im 22. Psalm, Christum in einem ungehörnten Hirschen, und Judam im Leithund, und die Pfaffenknecht in Steubern und Windspieln abconterfeyet.

Da die Gemeinde zu Rom ein Auffstehen machet, beredet ein kluger Mann die Auffgewiegelten und Ungehorsamen, daß sie wieder einzogen, da er ihnen die Fabel von Händen und Füssen saget, die dem müssigen Haupt und fressendem Bauch, wie sie meyneten, nimmer Zinß gaben, und darüber verschmachteten und verdorben. Ein weiser Mann in Griechenland beredete seine Bürger, daß sie dem Tyrannen nicht die Schaaffhunde überantworten, denn darnach würden die Wölffe gut machen wider die gantze Heerde haben. Jener Löw, der deß Hirten Tochter lieb gewann, ließ sich aus thörichter Brunst von der Jungfrauen Vater bereden, daß man ihme die Zähne außschlüge, und die Krahlen abhiebe, da er nun wehrloß war, muste er mit der Haut bezahlen. Der Christenheit weisse Zähne, Krahlen Wehr und Waffen ist das starcke Wort Gottes, von Propheten und Aposteln auffgeschrieben, wenn wir das dem vermeynten Hirten und seinen Miedlingen im Concilio übergeben, so ist die Christenheit wehrloß, und kan sich wider deß Teuffels Mord und Lügen nimmer auffhalten. Darum wolte unser Doctor die Schrifft und das mündliche Wort sein Lebetag nicht fahren, und keinen Menschen ohne gewisse Schrifft über seine Lehren urtheilen lassen. HErr JEsu, du starcker Löw aus dem Stamm Juda, laß uns deine Klauen, die zehen Gebot, und die weiße Zähne, dein H. Evangelium nicht nehmen.

Und daß ich der Teutschen Klugheit, und wie sie der Fabul so wercklich gebrauchen, hie weiter gedencke, wisset ihr, da man Käyser Rudolffen fragte, weßhalben er sich nicht zu Rom wolte krönen lassen, es gehen viel Käysers-Fahrten aus Teutschem Land gen Rom, und wenig wieder herauß, drum grauet mir, sagt der Fuchs zum Löwen. Ein grosser Bischoff redet mit einem Evangelischen, man solte deß Pabsts und der Bischöffe nicht so feindselig gedencken, trete keiner den andern, sagt der Hahn zum Pferd, wir sind euch zun Haupten gewachsen, und unsere Füsse sind mit Eisen beschlagen. Zu andern Zeiten brauchte ein Fürst gar höfflich des Fuchs Sprichwort zum Hahn, da man von grossem Frieden schneiden wolte, es mag wol ein Landfridbe angestellet seyn, er ist aber noch nicht jedermann verkündiget.

Es sagen auch die Weisen, bald ists berathschlaget und beschlossen, wer wil aber der Katze die Schelle anbinden, und die Execution verrichten, sprach die alte Mauß, da die Jungen fürgaben, man solte der Katzen eine Schelle anknüpffen. Ein Wolff gäb den Fuchs bey dem krancken Löwen an, als ein Auffwiegler, wie es der Fuchs erfähret, kommt er auch für, entschuldigt sich, er wäre auß gewesen, und hätte sich bey den Aertzten, des Königs Gesundheit halber, auffgehalten, die riethen, er solte einen warmen Wolffsbalg auffs Hertz legen, bald zeucht man dem Wolff die Haut über die Ohren. Also, wer

einem andern eine Grube gräbt, der fällt gemeiniglich selber drein. Item, ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh treulich bewachet, gehet zu Abend ein, den pelffern die Polsterhündlein auff der Gassen an, er trabet für sich und siehet sich nicht um, wie er fürn Ruttelhof kömmt, fragt ihn ein Fleischers-Hund, wie er das Gepelffer leiden könnte, und warum er nicht einen bey dem Kamm nehme, nein, sagte der Hirten-Hund, es zwackt und beisst mich keiner, ich muß meine Zähne zu den Wölffen haben. Der Löw wolte sich auch nicht am Mäußlein rächen, das wurde ihm endlich reichlich bezahlt, da ihn das Mäußlein aus seinen Stricken loßmachte.

Aber wer bißweilen verhören könte, und verantwortet nicht alles, und ließ S. Peters und Rolands Schwerdt in der Scheiden stecken, der blieb lang ungebissen, und vertrüg viel Sachen.

Es ist Fürstlich, sagte auch der grosse K. Alexander, der den Leuten dienen, und böse Wort und Undanck dafür einnehmen kan. Und Käyser Augustus verantwortete sich also, da man übel von ihm redete. Ich laß mir an dem genügen, daß mir die Leute mit bösen Worten nicht schaden können. Ein gut Gewissen überwiegt und verträgt viel Calumnien und verwendte Reden.

Item, auff eine Zeit kauffte ein Bergherr fremde Gewercken aus, und wolte den Genieß gar allein haben, wie solches über Tisch gedacht wird, spricht der Herr Doctor: Eben so thät jener Bauer im Esopo auch, dem leget eine Ganß alle Quartal ein gülden Ey, da ihn aber der Geitz bestund, schurfft er die Gans auff, da schnitte sich das Ertzt mit ab. Also gehets, wenn man sich nicht wil an den Gefällen genügen lassen, so Gott ordentlich bescheret, und wenn der Jäger den Hunden und Sperbern ihr Jäger-Recht versaget, Bauern sollen pflügen und dreschen. Herren sollen der Zinß, Zehenden und Pacht warten, und ihren armen Leuten Schutz halten, Pfarrer sollen lehren und predigen, saget D. Martin Luther, so richter ein jeder das Seinige aus, und GOtt spricht seinen Segen darzu.

Item, ein grosser Herr ligt am Fenster, und siehet einen Hofschrantzen gen Hof kommen. O wie ein grosser Dieb ist diß, spricht er zu einem der bey ihm stunde. Leidet ihr denn solche in Diensten, sagt der Rath? Wie sprach der Fuchs zum Igel, antwortet der Herr, lasset mir die satten Fliegen sitzen, kommen Hungerige, die saugen und sauffen viel härter, es muß ein Herr viel sehen und hören, der mit viel Leuten haußhalten sol, bißweilen findet man einen, der druckt einen Hof-Schwamm auß, der viel Wasser in sich gezogen, und hängt ihn an die Sonne, wie Ahasverus seinem untreuen Haman thäte, oder mancher knüpfft seinen Halß selber zu, wie Achitophel, denn Untreu trifft doch ihren eignen Herrn, oder da sichs verzeucht, da zahlen endlich die Erben.

Also, sage ich, brauchen wir Teutschen viel guter Fabuln und Sprüchwörter von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, und hafften und kleben lang, und poldern und rumpeln im Hertzen, als wenn man einem einen Floch ins Ohr setzet.

Drum da unser Jotham sich bey wilden und groben Leuten auch wolte hören lassen, dencket er auff eine mercklich Fabul, darinn er Mosis, Josue und seines lieben Vaters Gideons treue Dienst und unzehliche Wohlthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dornbusch den neuen und unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meisterlich und künstlich abgemahlet. Denn von frommen Regenten, da sie Gott giebet, hat ein gantzes Land Schatten, ja, sie erfreuen Gott, wenn sie Kirchen und Schulen bestellen, und sich der wahren Religion annehmen, da gibt Gott Süssigkeit und Freude für die Unterthanen.

Wenn aber ein Land und Stadt ihrer frommen Obrigkeit vergisset, und zahlet ihre Erben mit Teuffels-Danck, kommt selten ein besser Freund hernach, sondern queckende und undanckbare Frösche müssen einen Storch haben, der sie schindet und verschlinget, oder müssen einen Dornstrauch leiden, darunter Igel, Mäuse, Schlangen und Kröten hecken, die ein Land zerkratzen, und ihme alles abschaben, drauß auch endlich ein Feuer kommt, das Land und Leut verzehret, wie es hie den undanckbaren Sichemiten auch gieng, die vergassen nicht allein ihres alten Richters, sondern sie halffen ihrem Dornbusch, daß er Gideons 69. Kinder auff einen Stein mördlich und tyrannisch umbbringet.

Solche Undanckbarkeit und Untreue der Unterthanen und Nachkömmlingen bande ihnen einen eigenen Besen oder Dornstrauch über ihren Leib, denn ihr neuer Richter drasch sie redlich über die Köpffe, und stach sie todt, wie er endlich auch vor einem Weibe erworffen ward. Aquila electa juste omnia vincit, sagt Kayser Friedrich der Dritte; wer wie ein Dornstrauch ins Regiment kommt, ungefordert, ungeschnittelt, kan nur ritzen und stechen, und den Schafen die Wolle abziehen, gehet gemeiniglich mit blutigem oder brinnendem Kopff wieder hinauß, und umb deß Volcks Sünde, Undanck und Boßheit willen, schicket Gott offtmals Dorn-Büsch und weltliche Distel-Köpffe.

Diß erwehnte ich von Jothams Fabul, und von unsers Doctors Esopo, und viel weiser Leut Mährlein, deren etliche in den alten Weisen auch zusammen geklaubet seyn. Denn grosse und Biderleut, beyde in Regimenten, Schul und Kirchen die sich ermüdet, müssen auch ihre ehrliche Freud und lustige Kurtzweil, und liebliche Ergetzligkeit haben. Wie sagt S. Johannes der heilige Apostel und Evangelist, da ihm etliche verhuben, daß er seine Vögelein und Rebhünerlein hätte, und bißweilen mit den Seinigen zum Sichermahl schoß. Ein Bogen, der stetigs gespannt ist, verlamet und verdirbt endlich.

Käyser Carl der Erste, und Maximilianus, hatten ihre Freude an Jagen. S. Marcus mahlet bißweilen für die lange Weile. Cyrus der Alte, und der H. Patriarch Abraham bauten Lust-Gärten, pflantzten Bäum. Salomo disputirt zur Gelegenheit von allerley Kräutern und Bäumen. Chur-Fürst Friederich zu Sachsen hatte sein Drehe-Zeug und schifftet und fiedert Bölte, die offtmals andere Leute verschossen. Käyser Augustus machet bißweilen Verß, wie auff eine Zeit sein Ajax sich am Schwamm erstach wie Suetonius schreibet. Doctor Martinus war über Tisch von viel guten Sprüchen und fröhlichen Reden, wie er auch zu Coburg mit M. Veit Dieterich zum Ziel schoß, und auff eine Zeit einer Fledermauß Hertz, mit seinem Böltzlein auß dem Bauch zoge.

So nun die Gelehrten, dem weisen Homero sein merklich Gedicht von der Frösche und Mäuse gefährlichen Kriege, können zu gut halten, wie kan man unserm Doctor und andern zum argen deuten, daß sie zur Kurtzweil und Ergetzlichkeit der Fabul gedencken, schreiben und predigen, weil sie zumahl von nützlichen und künstlichen Händeln reden.

Damit wir nun diese Faßnacht, nach Gelegenheit der Zeit, bequemlich verrichten, wil ich diese Jothams und Esapos Predigt, nicht mit Rabinischen und Mahometischen, alten Münchischen Exempeln, oder alt-vettelischen Mährlein, sondern mit zweyen und dreyen derben und scharfen Fabuln beschliessen, und mit dem Krebs, Fuchs und Sperling manchem ein Klette in Bart werffen, oder Stifft im Hertzen stecken lassen. Ich bitte und vermahne aber, es wolle sichs keiner annehmen, der unschuldig ist: Schreyet einer, so muß man dencken, er sey getroffen.

Unser Doctor schrieb auff seine Zeit seinem Söhnlein Johann diese Fabul für: Ein Krebs wolte über Land reisen, unterwegen kommt er zur Schlangen, die wird sein Gefehrt, nun windet und schlinget sich die Schlang, und gehet die quer, und macht sich krumb, der Krebs auff viel Beinen übel zu Fusse war, folget seinem schlimmen und ungeraden Wander-Gesellen, und gehet sich außm Athem, helliget und mergelt sich in dieser schweren Reise ab, wie es Abend wird, kehren sie beyde unter einem Strauch ein, die Schlang legt sich in Ring, und fähet an zu schlaffen und schnarchen, der Krebs ist müde, und wil kein Schlaf in seine Augen, und thut ihm das Schnarchen oder Zützchen wehe, und wil die Schlange stossen, daß sie stil lige, wie sie aufffährt, und wil sich wehren, ergreifft er sie mit seiner Scheren beym Kopff, und druckt hart zu, biß ihr der Athem außgehet, da streckt sie sich die Länge auß, und ligt so tod sein gerad. Ey sagt der Krebs, wänn du heut so gerad gangen wäreſt, hätte ich auch besser folgen können.

Ach wie schwer kommt es einen an, und blutlichen saur wirds ihm, wer mit krummen schlimmen schlüpfferigen, ungeraden, zweyzüngigen, falschen und gifftigen Leuten über Land sol reisen, oder in Regimenten mit ihnen rathschlagen und umbgehen, oder mit gifftigen und falschen Predigern und Collegen, und untreum Weib und Gesinde haußhalten. Darumb beschloß Doctor Luther diese Fabel: Lieber Sohn, es ist nicht allein ein schöner Schatz umb einen guten Nachbarn, sondern wenn einem GOTT auch über Land und in seinem Ampte gute und gerade Leut zugibt, mit schlimmen und falschen kommt man schwerlich fort, und wird einem blut-sauer. Denn ein ungerader und tückischer Freund ist viel ärger, denn ein offentlicher zorniger Feind.

Hört noch eine, ob wol der Seyger außgelauffen ist. Da ich und andere gute Freund dem Herrn Philippo das Geleit von hinnen gaben, und er auch mit ebentheurlichen Gefehrten beladen war, saget er uns im Wissenthal über Tische die Fabel: Ein grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrye jämmerlich, ein Baur kömmt zum Loch, fragt was da sey, sie bittet er wolle ihr herauß helffen, traun Nein, sagt der Mann, an bösen Thieren ist nichts Guts zu verdienen, ich solte eine Schlang in meinem Busen auffziehen, die Schlang hält an, und verspricht dem Bauren, sie wolle ihm bey ihrem GOtt, der einmahl durch sie geredt, den bösten Lohn lieffern, so die Welt pflegt zu geben. Gifft, Gab und grosse Verheissung bethören auch die Weisen, der Baur hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, drauff wil sie ihn zu Lohn fressen. Hab

ich das umb dich verdienet? Ist das deiner Zusag gemäß? Sagt der Baur, ich bin zweyzüngig sagt die Schlang, die Welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bittet, der bringt ihn gemeiniglich wieder dran.

Wie der Baur in Aengsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilt, so wollen wirs auff die nächsten zwey setzen, die uns begegnen, was sie in dieser Sachen sprechen, das sol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache für, der Schiedmann spricht: Ich habe meinem Kärner fünffzehen Jahr gedienet, morgen wil er mich dem Schelm-Schinder geben, die Welt lohnet nicht anders. Deßgleichen spricht der alte Hund, auff den sie auch compromittiren, ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinen Junckern jagen, und viel Füchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er sol mich an eine Weide hencken, das ist der Welt Lohn. Dem Bauren wird bang zu Muth, in dem trat ein Füchslein daher, dem legt der Baur seine Sache für, und verheist ihm all seine Hüner, er sol ihm von dem bösen Wurm helffen, der Fuchs unterwindet sich deß Handels, beredet die Schlang, sie wolle ihme die Höle zeigen, und was ihr Gefahr, und deß Bauren Dienst gewesen sey. Man kommt zum Loch, der Fuchs fährt ein, die Schlange hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit, in deß wischt der Fuchs herauß, und ehe sich die Schlang umbwendt, weltzet der Baur auffs Fuchsen abred, wieder ein grosse Wand für.

Wie der Bauer erlediget, fordert der Fuchs, er sol ihm auffn Abend, das Hüner-Hauß offen lassen, der Bauer kam heim, thut seinem Weib Relation, und was er dem Fuchs für sein Procuratorey sey anheischig worden. Die Bäurin sagt: Hüner und Gäns seyen ihr, er hab ihr nichts zu vergeben. Der Baur wil seinen Worten nachkommen, läst dem Fuchs das Hüner-Loch offen, wies die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Schirmeister die Nacht auff den Fuchs. Als der in bona fiducia geschlichen kommt, verrennen sie ihm das Loch, und bleuen auff ihn zu, bis sie ihn ergreiffen. Ach sagt der Fuchs, ist denn das recht und der Welt gröster Lohn für die gröste Wohlthat, so bestätige ich armer Schalck heut diß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Freylich gehet es nicht anders auff Erden zu, wer der Welt diene, der verleuret nicht allein seine Wohlthat, sondern krieget mit der Zeit Teuffelsdanck zu Lohn, doch muß es endlich alles bezahlt werden. Drauff lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte deß Dancks auch von den Seinigen ein Michelstheil bekommen. Lernet ihr hierauß, umb der Welt Lohn und Danck willen nichts anzufangen, umb ihren Undancks und Untreu willen nichts unterlassen, der HErr lebet und regiret zur Rechten seines Vaters, der alle treue Dienste und Wohlthat redlich und reichlich bezahlen, und eines jeden Gerechtigkeit zu seiner Zeit ans Mittagslicht bringen wil. Denn von allen singet König David: Qui custodit veritatem in seculum. Die Welt hält nicht.

Zum Beschluß höret auch meine Sperling, denn der Mäusemist und Gerbeleur wil sie doch immer mit unter den Pfeffer mengen. Ein Sperling hat vier Jungen in einem Schwalben-Nest, wie sie nu flück waren, stossen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle im Windbrauß davon, nun ist dem Alten leyde, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht zuvor für allerley Gefahr verwarnet, und ihnen etliche gute Lehren fürgesagt habe.

Auffn Herbst kommen in einem Weitzen-Acker viel Sperling zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führet er mit Freuden mit sich heim, ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorg gemachet, dieweil ihr ohne meine Lehre von mir im Winde kamet, höret meine Wort, und folget eurem Vater, und sehet euch wol für, kleine Vögelein haben grosse Gefährlichkeit außzustehen, darauff fraget er den ältern, wo er sich den Sommer über auffgehalten, und wie er sich ernehret hätte? Ich habe mich in die Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, biß die Kirschen reiff wurden. Ach mein Sohn, sagte der Vater, die Schnabelweid ist nicht böß, aber es ist grosse Gefahr dabey, darum habe forthin deiner wol acht, und sonderlich wann Leute in Gärten umbher gehen, die lange grüne Stangen tragen, so inwendig hol seyn, und oben ein Löchlein haben. Ja mein Vater, wann denn ein grün Blätlein aufs Löchlein mit Wax gekleibet wäre, spricht der Sohn. Wo hast du das gesehen? In eines Kauffmanns Garten, sagt der Junge, O mein Sohn, spricht der Vater, Kauffleut, geschwinde Leut, bist du umb diese Welt Kinder gewesen, so hastu Welt-Gescheidigkeit genug gelernet, siehe, und brauchs nur recht und trau dir nicht zu viel.

Darauff befraget er den andern, wo hastu dein Wesen gehabt? Zu Hofe, spricht der Sohn. Sperling und albere Vögelein dienen nicht an diß Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kautzen und Blaufüß seyn, halt du dich zum Roßstall, da man den Habern schwingt, oder da man drischet, so kan dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheren, ja Vater, sagte dieser Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihr Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibet auch mancher behencken, wo hastu das gesehen, sagte der Alte? Zu Hof bey Roßbuben, O mein Sohn, Hofbuben böse Buben, bist du zu Hof und umb die Herren gewesen, und hast kein Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet, du wirst dich in der Welt wohl wissen außzureissen, doch siehe dich umb und auff, die Wölffe fressen auch offt die gescheiden Hündlein.

Der Vatter nimt den dritten auch für sich, wo hastu dein Heil versucht? Auff den Fahrwegen und Landstrassen hab ich Kübel und Seil eingeworffen, und da bißweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen. Diß ist ja, sagt der Vater, eine feine Nahrung, aber mercke gleichwol auff deine Schantz, und siehe fleissig auff, sonderlich wann sich einer bücket, und ein Stein aufheben wil, da ist dir nicht lang zu bleiben, wahr ists, sagt der Sohn, wenn aber einer zuvor ein Wand- oder Handstein im Busen oder Taschen trüge, wo hastu diß gesehen? bey Bergleuten, lieber Vater, wenn sie außfahren, führen sie gemeiniglich Handstein bey sich. Bergleut, Werckleut, anschlägige Leut, bistu umb Berg-Bursch gewesen, so hast du was gesehen und erfahren, fahr hin, und nimb deiner Sachen gleichwol gut Acht, Bergbuben haben manchen Sperling mit Cobald umbgebracht.

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn, du mein liebstes Gackennestle, du warest allzeit der alberst und schwächest, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Kralen haben, und nur auff arme Vöglein lauren, und sie verschlucken, halt dich zu deines gleichen, und ließ die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen, oder Häußlein, so bleibstu lang zu frieden. Du mein lieber Vater, wer sich nehret ohn ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Ahr oder Weyh wird ihm nicht schaden, wann er zumahl sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott alle Abend un Morgen treulich befichlt, welcher aller Wald- und Dorffvögelein Schöpffer und Erhalter ist, der auch der jungen Räblein Geschrey und Gebät höret. Denn ohn seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglin auff die Erde. Wo hastu diß gelernet? Antwort der Sohn, wie mich der grosse Windbrauß von dir wegriß, kam ich in eine Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab, und höret diese Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperling den Sommer über ernehret, und behütet für allem Unglück und grimmigen Vögeln. Traun mein lieber Sohn, fleuchstu in die Kirchen, und hilffest Spinnen und die sumsenden Fliegen auffräumen, und zirpst zu Gott, wie die jungen Räblein, und befiehlst dich dem ewigen Schöpffer, so wirst du wol bleiben, und wenn die gantze Welt voller wilder und tückischer Vögel wäre. Denn wer dem HErrn befiehlt seine Sache, schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpff, thut gemach, bewahrt Glaub und gut Gewissen rein, deß wil Gott Schutz und Helffer seyn.

Diß Abersel und seines Vater Spruch, geliebten Freunde, schencke ich heut zur Faßnacht, die Kinder dieser Welt, sind ja in ihrer Art klüger und verschmitzter, denn die Kinder deß Lichts, doch frist der Wolff offt auch die gescheiden, Hündlein, und Gott ergreifft die Verschmitzten in ihrer Schalckheit, und alle listige Füchs kommen endlich beym Kürschner in der Beitze zusammen. Wer aber Gott wol trauet, der hat wol gebauet und wird in der argen Welt erhalten, und endlich mit Ehren auß allem Unglück errettet wann nun eines jeden Wandel und Gerechtigkeit an die Sonne kommen, und jedermann vor dem Gerichtstul Jesu Christi an seinem Leibe empfahen wird, was er guts oder böses in seinem Leben gethan hat. Denn wir sind nicht zu diesem Leben, wie die armen Vögelein erschaffen, und mit Christi Blut erlöset, und mit seinem Geist beseliget, sondern daß wir hie Glauben und gut Gewissen bewahren, und auff ein ander und ewiges Leben in Geduld hoffen und harren sollen. Komm HErr JEsu, und laß dich auf deinem Richtstul sehen, und erlöse und erquicke uns, die wir hie die Hitze und Last deß langen Tages tragen, und räume mittler Zeit die brummenden und sumsenden Fliegen auff, so in der Kirchen murren, und die Predigt verhindern wollen, Amen, HErr JESU Christe, Amen, der du uns in deinem Wort auff die armen Sperling weisest, und stellest sie uns zu Doctorn und Lehrern für, Amen.

## An den Leser.

Dieses ist hochgel. Leser, die Predigt, welche der Hochgel. und Geistreiche Theologus Herr Matthesius seliger, von Jothams Fabul auff der Cantzel gehalten. Ich bitte dich, du wollest dieselbe noch einmal mit Fleiß durchlesen, und darauß urtheilen, wie unchristlich Butyrolambius und sein Anhang

bey Antenorn handeln, in dem sie ihn bey dem gemeinen Mann, und sonderlich seinen Zuhörern wollen stinckend machen, und ein Fabul-Hansen nennen, weil er hiebevor etwan einmal eine Fabul erzehlet, und ingeniose applicirt hat. Ich wil jetzo nicht gedencken, wie viel Fabuln Matthesius in seinen Schrifften und Predigten angezogen habe, sondern ich erinnere mich einer Predigt, welche er am dritten Oster-Feyertag zur Vesper gehalten, und nennet sie ein Osterneu auß Simsons Historien Jud. 14. cap. Darinn er also redet:

Liebe Freunde im HErrn, ihr Alten habt euch zu erinnern, wie man vor Alters am Oster-Tage zur Vesper pfleget von der Cantzel ein Oster-Neu zu sagen. Das waren närrische Fabuln und Mährlein, wie man sie in Rocken Stuben den Kindern erzehlet. Damit wolte man die Leute frölich machen. Wir dancken aber unserem treuen Heyland, der uns von aller Abgötterey, auch von den närrischen Fabuln und Lügenden errettet hat, damit der leydige Satan Christi, und seines Leidens und Aufferstehung spottet, und verhönet damit die Christliche Religion, und hätte gern unsern höchsten Trost und Hoffnung von der frölichen Aufferstehung unsers Fleisches verdächtig und zweiffelhafftig gemachet, wie bey den Epicurern und Saduceern geschehen. Wir haben (GOTT sei Lob und Danck) so viel tröstliche Sprüche auß Altem und Neuem Testament von diesem hohen Articul, die unser Trost und Freude sind, daß wir deß Gespötts gern entbehren.

Es läßt sich aber ansehen, als sey es in der Kirchen ein alter löblicher Brauch gewesen, die hohen Artickel unsers Christlichen Glaubens den einfältigen Leuten in seinen lustigen Historien und Bildern zu erklären, und fürzustellen. Dieser Gebrauch aber ist hernach durch ungelehrte und unverständige Lehrer in einen Mißbrauch gerahten. Denn Christus und der Heilige Geist reden gern in Bild- und Gleichnissen, darinnen sie die Geheimniß Gottes außsprechen. Also auch Sanct Paulus zu den Galatern, da er den Haupt-Articul von der Gerechtfertigung gründlich und außführlich gelehret, und mit gutem Grund und Zeugniß auß Mose, den Propheten und Psalme bewiesen, daß ein armer Sünder für GOTT gerecht und angenehm werde, nicht durch deß Gesetzes Werck, oder eigen Verdienst, sondern auß lauter Gnaden, durch den Glauben an den HErrn Christum, erklärt er hernach (cap. 4.) diesen wichtigen Articul mit der Historien von beyden Söhnen Abrahae: Ismael, so von der Magd nach dem Fleisch geboren, welcher nicht erbet, und Isaac, der nach der Verheissung von der Freyen gebohren, und der rechte Erbe war. Diese Weise zu lehren, daß man durch Allegorien und heimliche Deutung der Historien, die Articul deß Glaubens den Kindern und Albern erkläret, haben geschickte und treue Lehrer in der Kirchen behalten. Wie auch der HErr Christus in der Historien Luc. 10. von dem, so unter die Mörder gefallen, die gantze Christliche Religion, und eine vollkommene Kirchen Histori fürgestellet, wie erstlich der Mensch von GOtt nach seinem Bilde in vollkommener Weißheit und Gerechtigkeit erschaffen, und mit Göttlicher Krafft, und Unsterbligkeit gezieret. Item, wie er durch den Ertz-Mörder und Lügner ist beraubet und verwundet, daß ihm weder das Gesetze noch Levitisch Priesterthumb oder Opffer helffen kunte, sondern allein der Sohn Gottes, der Jacob in Samaria in der Himmelfahrt erschienen, Denselben jammerte und erbarmte das beraubte und verwundete menschliche Geschlecht, der ist unser Artzt und Artzney, durch dessen Fürbitt und Wunden wir sind geheylet worden. Weil denn diese Zeit von Weyhnachten an biß daher die höchsten Articul von Christi Geburt, Leiden, Sterben und Aufferstehung, auß hellen und klaren Texten sind gehandelt, haben auff diese Zeit gesunde Lehrer und Seelsorger diese Articul in schönen Historien, und lustigen Bildnissen, ihren Kirchen fein artig vorgehalten: Diesen alten löblichen Gebrauch wollen wir auff dieses mal auch begehen, und als viel Gott Gnad verleihet, auß Simsons deß Wunder Manns Historien Christum und sein gantzes Reich, und Kirchen Historien, von Anfang biß zu Ende, als in einem Bilde fürstellen, zu einer lustigen Erklärung ꝛc. Ich wil nicht gedencken, wie andere vortreffliche Theologi unterweilen dem gemeinen Mann in Fabuln und Gedichten allerhand gute Lehren beygebracht haben. Ich sehe, daß Butyrolambius Antenorn sehr übel außdeute, daß er im Gesind-Teuffel gedacht habe einer Fabul, daß der Teuffel mit einer Trummel vor den Himmel kommen sey, habe Officiers werben wollen, und habe ihnen gut Quartier versprochen, ꝛc. Allein man lieset bey alten Scriebenten diese Fabul und Gedicht, daß der Teuffel ihm einsmals vorgenommen habe zu freyen, und Kinder zu zeugen, damit er dieselbige in der Welt außstatten, und mit den Menschen, zu ihrem Verderben, umb so viel desto mehr befreundten möchte. Da seye ihm vorkommen eine Frau, die habe geheissen Impietas, gottloses Wesen. Mit derselben habe er sich vergattet, und sieben Töchter gezeuget, die er zu Hause aufferzogen, und endlich in die Welt außgetheilet, und mit den Menschenkindern verehrliget habe.

Die erste und älteste Tochter habe geheissen Arrogantia, Jungfrau Hochmuth, dieselbige hab er denen von Adel, und hohen Stands Personen verheyrathet.

Die andere habe geheissen Avaritia, Jungfrau Geitz, die habe er denen Kauffleuten, Hanthierern und Parthierern in den Städten verehrliget.

Die dritte hat geheissen Falsiates, Jungfrau Falschheit, die habe er denen Bauren, und dem gemeinen Landvolck vermählet.

Die vierte habe geheissen Invidia, Jungfrau Neid, die habe er den Handwercksleuten außgesteuret.

Die fünfte habe geheissen Hypocrisis, Jungfrau Heucheley, die habe er denen Geistlichen zugegattet, welche in Schafs-Kleidern auffgezogen kommen, inwendig aber sind sie reissende Wölffe, Matth. 7. v. 25.

Die sechste habe geheissen Superbia, Jungfrau Stoltz, die habe er dem weiblichen Geschlecht vertrauet.

Die siebende und jüngste Tochter habe geheissen Fornicatio, Jungfrau Unzucht und Hurerey diese habe er, als das jüngste und liebste Kind nicht verheyrathen wollen, sondern bey sich zu Hause behalten, und jedermann in allen Ständen mit ihr zu buln vergünstiget.

Diese Fabul wird von vielen vornehmen Predigern in ihren offentlichen Schrifften allegiret. Warumb wird es denn Antenorn vor übel auffgenommen, wenn er dergleichen Arten zu lehren sich unterweilens gebrauchet? Ich halte davor, daß kein gröſſer Werck nach Käyser Carl deß Großen Zeiten in Kirchen-Sachen in Teutschland und andern Königreichen vorgangen sey, als da die Augspurgische Confession ist übergeben worden. Mathesius redet in seiner 8. Predigt von dem Leben Lutheri also:

Gröſſer und höher Werck, und theurer und herrlicher Bekäntnuß ist nicht geschehen von der Apostel Zeit an, als diese zu Augspurg, vor dem gantzen Römischen Reich. Zu Jerusalem bekannten und bezeugten zwölff Apostel, die arme Fischer, den Namen JEsu Christi, auch mit grosser Freudigkeit deß Geistes, für denen Hohen Priestern, Gelehrten, Rath und Hauptleuten deß Tempels, und strafften darneben, die den König der Ehren, Jesum Christum den Sohn Gottes in seinem Fleisch gekreutziget und umbracht hatten, welches freylich der grosse Pfingst-Tag und das höchste Werck der Christenheit ist von Anbegin der Welt geschehen.

Nachdem aber der vermeynte Stul-Erbe St Petri sich wider Gott und seinen Gesalbten, und über den gepredigten Christum und sein Wort erhaben, und als die rothe Braut von Babylon, mit seinem Becher, fast die gantze Christenheit bethöret und bezaubert, und zu ihrer Abgötterey mit Eydes-Pflichten verknüpffet, und Gott wolte seine gefangene Christenheit durch das Wort seines Geistes, wieder aus der Babylonischen Gefängniß zu erledigen anfangen, und gieng solch Wort und Werck Gottes nicht vergebens ab, sondern richtet viel aus. Und Gott zohe etliche grosse Christliche Herren und Städte durch sein Evangelium an sich, die in Krafft des Geistes Gottes aus der Propheten und Aposteln Schrifften erkannten, daß die grosse Babylon, die Mutter aller Unzucht und Greuel, auff Erden truncken war, von dem Blute der H. Märtyrer und Zeugen Jesu Christi, und daß der Sohn Gottes der einige Hoheprieſter, Haupt und Heyland der gantzen Welt wäre. Darum bekenneten diese Herren und Städte frey öffentlich und unerschrocken, als selige Werckzeuge Gottes, und wahre Gliedmassen Jesu Christi, und ernstliche Zuhörer und Liebhaber deß lebendigen Wortes, voll rechtschaffenes und lebendigen Glaubens ihren Glauben, und was sie aus D. Luthers Büchern und Predigten gelernet und behalten hatten, ꝛc.

Eben um die Zeit, und eben in dem Jahr, als dieses grosse Werck vorgegangen, da die Augspurgische Confession übergeben, Chur- und Fürsten, ja, endlich gantze Königreiche durch Gottes Erleuchtung die Augen auffgethan, und das Pabstthumb verlassen haben, hat D. Luther zu Coburg gesessen, und die Fabuln Esopi verteutschet. Wenn der naseweise Butyrolambius damals gelebet hätte, würde er gesagt haben, Luthere, was machest du eben bei dieser Zeit? Du hast keine Vocation, solche Dinge zu tractiren. Warum bekümmerst du dich nicht vielmehr, wie es jetzo zu Augsburg hergehe? Allein Lutherus hat ohne Zweiffel bei dieser grossen Veränderung so vieler Länder und Königreiche wol gesehen, wie man unterweilens durch solche feine Gedicht grossen und kleinen Leuten könne die Opinionem, illam mundi Reginam aus dem Kopff treiben. Ich habe von andern Leuten gehöret, wie Antenor offtmals mit einer Fabul oder mit einer schertzhafften Gleichniß, in vornehmen Conventen mehr außgerichtet habe, als wenn er den gantzen Aristotelem und Ciceronem auff dem Rücken getragen hätte. Butyrolambius mag sagen, was er wil, so siehest du, hochgeehrter Leser, daß Jotham, dessen Fabul der H. Geist im Buch der Richter hat auffzeichnen

lassen, nicht sey ein Pedant oder Schul-Fuchs gewesen, sondern Mathesius nennet ihn in seiner Predigt einen Weisen, einen grossen Regenten und leiblichen Heyland in Israel. Freylich ist er ein grosser Regent gewesen, denn er hat zu befehlen gehabt einem Land, das so reich und mächtig war, als manches Königreich in Europa. Wenn Butyrolambius wäre sein Hof-Prediger gewesen, er, würde ihn vielleicht excommunicirt haben. Zum Andern sagte Math. daß der H. Geist ihme auch diese Weise gefallen lasse, wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden undanckbaren und ungeschlachten Leuten predigen, und daß die Weisesten auf Erden beydes unter Juden und Heyden auch in der Christenheit, sich sehr gern auff diese Art befliessen, und die höchste Weißheit nach GOttes Wort in solch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefasset, und den Leuten fürgehalten haben. Hat der heilige Geist ihme solche Art zu lehren gefallen lassen, so muß Butyrolambius nicht vom heiligen Geist getrieben werden, indem er in seiner Paßquill thut, als ob Antenor damit die Höll verdienet habe. Zum Dritten sagt Mathesius, daß Lutherus sechzehen schöner Fabuln selbst gemacht habe, welche voller Weißheit und guter Lehre, und höflicher Vermahnung seyn, und wunderschöne Bilder und contafracturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, im Regiment und Haußwesen auf Erden pflege zu gehen.

Hier möchte ein naseweiser Butyrolambius sagen: Luthere, warum hast du die Zeit nicht besser angewendet? Warum hast du unterdessen nicht ein Pater noster gebeten oder gesagt: Miserere mei Deus? IV. Lutherus habe sein angefangenes lustiges und nützliches Werck mit einer gelehrten Vorrede gezieret, darinnen er frey lehret, daß nach der H. Schrifft die feineste Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden seye, wer allein denselbigen mit Fleiß nachdencke. V. Nennet er diejenige Bauern und Unverständige, welche die Weißheit, so in den Fabuln versteckt sey, nicht achten und unwerth halten. VI. Sagt er, daß die Fabuln Esopi kein Narr oder Unweiser gemacht habe, sondern es haben sie sehr vernünfftige Leute auff Erden zusammen gelesen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, sondern auch die älteste Juden, welche damals die rechte Religion gehabt, sich auff diese Fabul-Weißheit beflissen. Es seyn die weisen Mährlein-Dichter nicht erstlich in Phrygia und Griechenland, sondern bey den Juden vor Alters gewesen, wie Jothams Fabul außweise, welche etwa 3000. Jahr vor Christi Geburt ist erzehlet worden. VII. Sagt Mathesius: Wie wenn Assaph der Sang-Meister der viel liebliche Psalmen gedichtet, der Esopus wäre, der erstlich die Fabuln, wie andere Leute Salomonis Sprüchwörter, zusammen gelesen hätte? Denn die Namen treffen fast mit einander ein. Antenor sagte vor etlichen Jahren, daß Petrus Laurenbergius decus illud Academiae Rostochiensis, ihm habe remonstriren wollen, das Salomo die Fabuln Esopi über seiner Tafel erzehlet habe, und sein Musicant der Assaph habe sie zu Papier gebracht, und endlich den Griechen communicirt. VIII. sagt Mathesius, daß dieses die artigste und subtileste Weise seye, bittere und scharffe Warheit, so wol grossen Leuten, als auch denen Kindern beyzubringen, gleichwie einen überzuckerten Wurmsaamen, und es haben offt mit solchen Fabuln hochberühmte Leute grosse Dinge außgerichtet, bey Regenten und Unterthanen, bey Kindern und Gesinde. IX. Es haben viel gute Leute ein sonderbahres Wolgefallen gehabt an diesen Fabuln Lutheri. Denn als Philippus Melanchthon die Vorrede, und die Fabuln Lutheri gesehen, habe er ihn gebeten, er wolle darinn fortfahren, und dieses Buch zu Ende bringen. Er wolle ihm bey einem grossen Herrn, dem er es dediciren solle, 1000. Gülden vor die Dedication zuwege bringen. Wenn Butyrolambius damals gelebet hätte, er würde aus einem Pharisäischen Eyfer an den Churfürsten zu Sachsen geschrieben, und bey andern Obrigkeiten angehalten haben, man solle dieses Buch confisciren, und bey namhaffter Straff verbieten es zu verkauffen, denn es sey ein ärgerlich Buch. X. Sagt Mathesius, daß Doctor Luther offt über Tisch, wenn er zumal vom Regiment und Hofwesen geredet, der Alten Fabuln, und vernünfftigen Sprüchwörtlein, so in Teutsche Sprache aus den Fabuln kommen seyn, gerne gebrauchet habe. XI. In seinen schönen Hof-Psalmen, welcher ist der 101. davon Doctor Creutziger geurtheilet daß es sey Lutheri gelehrteste und weiseste Schrifft, in Teutscher Sprach gedencket D. Luther unterschiedener Fabuln. XII. Sagt Mathesius, daß er gesehen habe, daß D. Luther den Sächsischen Reincke-Fuchs mit zu Tisch getragen, und darinnen gelesen habe. Antenor hält davor, daß in diesem Buch, wie auch in dem Froschmäusler, eine grosse Politische Weißheit verborgen stecke. XIII. sagt Mathesius, daß nicht allein vornehme Leute sich solcher verdeckter und vermumlicher Reden gern gebrauchet haben, sondern auch der Sohn GOttes, und seine Propheten und Apostel haben ihren Mund gern auffgethan in schönen Gleichnüssen, und grosse Weißheit in Bildern denen Leuten vorgestellet. XIV. Erzehlet Mathesius, wie Menenius Agrippa mit einer Fabul einen Auffruhr in der grossen Stadt Rom gestillet, und die Bürger wiederum zu frieden gesprochen habe. Solches hätte vielleicht Cicero mit seinem utili & inutili, mit seinem honesto & jucundo so leicht nicht gethan. XV. Daß das eine sonderbare Klugheit der Teutschen seye, daß sie der Fabuln so wercklich gebrauchen können, erweiset Mathesius mit dem Käyser Rudolph und anderen grossen Herren, und schliesset endlich, daß die Teutschen viel guter Fabuln und Sprichwörter brauchen von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, lang hafften und kleben, und im Hertzen rumpeln, als wenn man einem einen Floh ins Ohr gesetzet habe. Antenor sagte einsmals, daß der alten Teutschen Sprichwörter lauter Axiomata, Politica, Ethica und Oeconomica seyen, welche sie aus vieler Erfahrung gesammelt haben, und in dem Florilegio Politico Lehmanni, welches in Sprüchwörtern bestehe, stecke mehr Weißheit, als in 10. Disputationibus Politicis, welche auf Universitäten gehalten werden. Solche Dinge lassen offtmals solche aculeos oder Stachel hinter sich, daß es erst viel Jahr hernach Frucht schaffe, wie allhier die Fabul deß Jothams, welche erstlich gering geachtet wurde: Aber drey Jahr hernach bey den Sichemitern wirckte, daß sie an das unschuldig-vergossene Blut gedachten. XVI. Man muß sich offtmahls in die Zeit und in die Leute schicken, und es machen wie Cicero, welcher anders geredet hat bey dem Julio Caesare, anders bey dem Rath zu Rom, und anders bey dem gemeinen Volck. Wenn einer in Republ. Democraticâ auffträte, und dem gemeinen Volck die Ohren nicht mit vielen Worten stopffete, so würde er davor gehalten werden, daß er nichts studiret habe. Darum sagt Mathesius, weil Jotham sich bey groben und wilden Leuten habe wollen hören lassen, da habe er gedacht auff eine Fabul, darinnen er Mosis, Josuä und seines lieben Vaters treue Dienste, und unzählige Wolthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dorn-Busch den neuen unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meisterlich und künstlich abgemahlet habe. Er erkläret diese Fabul also, daß ich mich sehr damit belustige. XVII. Sagt Mathesius, daß nicht nur vornehme, sondern auch andere ehrliche Biderleute, so wol im Regiment, als auch in Kirchen und Schulen, nach ihrer vielfältigen Arbeit, ihre ehrliche Freude, lustige Kurtzweil, und liebliche Ergötzligkeit gesuchet haben. S. Johannes der heilige Apostel und Evangelist habe unterweilens seine Kurtzweil gehabt mit seinen Vögelein und Rephünerlein, und habe bißweilen mit den Seinigen zum Sichernmahl geschossen. Käyser Carl und Käyser Maximilian haben ihre Lust gesuchet im Jagen. Der Evangelist Marcus habe unterweilens vor die lange Weil gemahlet, ꝛc. Wer wil es denn Antenorn verdencken, wenn er unterweilens nach vieler grosser Arbeit, nach vielen grossen Widerwertigkeiten jemand läst zu sich kommen zu einer Philosophischen Malzeit, und ein Philosophisches Gespräch mit ihm hält? Oder nach der Malzeit seinem Diener, oder etwa einem frembden Studenten einen lustigen discurs in die Feder dictirt? Dieses ist die einige recreation, welche Antenor hat, und dieselbige kan und mag man ihm wol gönnen. Ein Bogen, der allezeit gespannet ist, verlamet und verdirbet endlich. XIIX. Aus dieser Predigt siehest du, hochgeehrter Leser, daß Lutherus nicht allein ein Fabul-Hanß gewesen seye, sondern auch seinen Sohn Johannem habe zu einem Fabul-Hansen machen wollen, indem er ihm unterschiedene Fabuln hat vorgelesen, welche er in die Lateinische Sprache hat versetzen müssen, gestalt denn Mathesius gedencket, daß er seinem Sohn habe eine Fabul vorgelesen von einem Krebs, welcher habe über Land reysen wollen, und sey unterwegens kommen zu einer Schlangen, ꝛc. Durch diese Fabul hat er ihm die Lehr geben wollen, daß ein tückischer Freund viel ärger seye, als ein öffentlicher zorniger Feind. Das hat Lutherus ohne Zweiffel nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung gelernet. XIX. Nicht nur Lutherus und sein Sohn Joh. sind Fabul-Hansen gewesen, sondern auch Phil. Melanchthon, der hochgelehrte Mann, welchen auch seine ärgste Feinde, in und ausser Teutschland, seiner Philosophischen Wissenschaft halben geliebet und gelobet haben. Mathesius erzehlet eine Fabul, welche er ihm und seinen Freunden im Wisenthal erzehlet habe von einer grossen Schlangen und einem Bauern. XX. Ich halte davor, daß durch die schöne Fabul und den vier jungen Sperlingen Mathesius seinen Kindern habe eine Instruction und Memorial geben wollen. Ich vernehme gar gern, daß Antenor gegen einem vornehmen Freund gedacht, er wolle hinführo in acht nehmen die Fabul, welche Mathesius erzehlet von einem alten Hirten-Hund, der seines Herrn Vieh treulich bewachet habe.

Deß Abends seye er nach Hause gangen, da haben ihn unterschiedliche kleine Hündlein auff der Gassen angebellet, der alte Hirten-Hund aber sey vor sich weggegangen, und habe sich nicht einmal umgesehen. Als er vor den Küttel-Hof kommen, habe ihn ein Fleischers Hund gefraget, wie er das Bellen und Gepelver leiden könne? warum er nicht einen beym Kamm nehme? Nein, habe der Hirten-Hund gesagt, es zwackt und beisst keiner. Ich muß meine Zähne wider die Wölffe brauchen, und nicht wider solche kleine Lumpen-Hündlein. GOtt lasse Antenor leben, und erhalte ihn bei beständigen Leibes-Kräfften. Butyrolambio und andern Lumpen-Hunden sollen die Mäuler wol gestopffet werden. Adjeu, hochgeehrter und hochvernünfftiger Leser, und bleibe günstig und geneigt

Deinem demüthigsten Diener
und Knecht
ANTON-MENONI Schuppen.

---

## von Schüren, s. Meistersänger.

---

## Sybilla Schuster,

um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, und mit einem würtembergischen Geistlichen verheirathet, hinterließ das Gedicht:

Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes. Oettingen, 1685.

das sich für jene Zeit durch die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Versmaaße eigenthümlich auszeichnet.

---

## Friedrich Karl Julius Schütz

ward am 31. Mai 1779 zu Halle geboren, ein Sohn des berühmten Philologen Christian Gottfried Schütz, studirte in Jena und trat 1804 als außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle auf, wo er sich 1801 habilitirt hatte. 1811 heirathete er die mimische Künstlerin Händel, mit der er, selbst Bühnen betretend, große Kunstreisen unternahm, bis er 1818 zum zweiten Male in Halle außerordentlicher Professor der Philosophie ward. Bald trennte er sich wieder von seiner Professur, zugleich von seiner Gattin, und lebte abwechselnd, auf verschiedene Weise literarisch sein Glück versuchend, theils in Hamburg, theils in Leipzig. Jetzt hält er sich als Doctor der Philosophie privatisirend wieder in Halle auf.

Geschichte der Republik Frankreich. Jena, 1802.
Epigrammatische Anthologie. Halle, 1806. 3 Thle.
Geschichte Napoleon I. Leipzig, 1810.
Leben und Character der Elise Charlotte von Orleans. Leipzig, 1820.
Goethe und Pustkuchen. Halle, 1822.
Goethe's Philosophie. Hamburg, 1825—27. 7 Thle.
Stimme Friedrichs des Großen über Politik, Staats- und Kriegskunst, u. s. w. Braunschweig, 1828. 3 Thle.
Taschenbibliothek der neuesten Erzählungen. Lüneburg, 1829. 4 Bde.
Blumenlese aus dem Stammbuche der Händel-Schütz. Leipzig, 1815.
Müllner's Leben. Meißen, 1829.
Paganini's Leben. Meißen, 1830.
Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Characters und Verdienstes, nebst angehängtem Briefwechsel. Halle, 1834; 1. und 2. Bd.

Geschmack und Gewandtheit, namentlich bei seinen Compilationen, sind diesem Schriftsteller nicht abzusprechen; reich begabt von der Natur hätte er Bedeutenderes leisten können, als er wirklich geleistet hat.

---

## Friedrich Wilhelm von Schütz

ward am 24. April 1758 zu Erdmannsdorf bei Chemnitz geboren, lebte längere Zeit zu Altona und wurde in den Jahren 1792 — 93 bei der französischen Gesandtschaft zu Hamburg als Legationssecretär angestellt. Darauf zog er sich auf sein Gut Hoyersbüttel zurück und privatisirte dann als königl. sächsischer Hofrath zu Zerbst, wo er 1821 starb.

Apologie von Lessings Nathan. Leipzig, 1781.
Unter Allen die schlimmste, Tragicomödie. Dessau und Leipzig, 1782.
Der Kinderfreund. Hamburg, 1785—86. 2 Thle.
Wöchentliche Unterhaltungen für Jünglinge und Mädchen. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Wilhelm Althaus. Hamburg, 1787—89. 2 Thle.
Leben Mendelssohns. Hamburg, 1787.
Archiv der Schwärmerei und Aufklärung. Hamburg, 1787—97. 5 Thle.
Freimaurerlieder. Hamburg, 1790.
Leben Bernstorff's. Altona, 1798.
Eduard von Krohnenburg. Leipzig, 1798.
Gemälde französischer Helden. Hamburg, 1807.
C. M. Wielands Todtenfeier. Altona, 1813.
C. F. Sintenis Leben. Zerbst, 1820.
Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich. Leipzig, 1827. 2 Thle.

Ein geistreicher, vielseitig gebildeter Schriftsteller, dessen Biographieen, namentlich zur Zeit ihres Erscheinens, sehr günstig aufgenommen wurden und mit Recht noch immer als treffliche Arbeiten gelten.

---

## J. B. von Schütz, s. Sinold.

---

# Wilhelm von Schütz,

am 13. April 1776 zu Berlin geboren, lebte als königlich preußischer Landrath und Director der Ritterschaft in der Neumark zu Zibingen; seitdem er diese Stelle niederlegte, privatisirte er in Dresden.

Lacrimas, Schauspiel, herausgegeben von A. W. von Schlegel. Berlin, 1803.
Niobe, Trauerspiel. Berlin, 1807.
Der Graf und die Gräfin von Gleichen, Tragödie. Berlin, 1807.
Romantische Wälder. Berlin, 1808.
Der Garten der Liebe. Berlin, 1812.
Graf von Schwarzenberg, Schauspiel. Berlin, 1819.
Rußland und Deutschland. Leipzig, 1819.
Deutschlands Preßgesetz. Landshut, 1821.
Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie. Leipzig, 1821—23. 3 Hfte.
Dramatische Wälder. Leipzig, 1821.
Karl der Kühne, Drama. Leipzig, 1821.
Mehrere Uebersetzungen, kleinere Aufsätze u. s. w.

Ein geistreicher Mann, der sich in früheren Jahren eng der romantischen Schule anschloß und namentlich von den Gegnern derselben wegen seines Lacrimas vielfach und heftig angefeindet wurde. Er besitzt ein schönes Talent, reiche Phantasie und große Herrschaft über Form und Sprache; aber ihm fehlt die Freiheit dichterischer Bewegung und seine Leistungen erwarben sich daher nicht den Beifall, der ihnen bei größerer Selbstständigkeit um ihrer sonstigen trefflichen Eigenschaften willen unfehlbar hätte zu Theil werden müssen.

---

## Aus Lacrimas, von Wilhelm v. Schütz.

### Zweiter Aufzug.

#### Dritte Scene.

Cavanas, Garten.

Ismene sitzt. Lacrimas kniet weinend vor ihr nieder.

Lacrimas.

Die Thränen bleiben nicht in ihren Dämmen,
Wann aus so vielen Quellen strömend gießen
Die Schmerzen, die sich nicht mehr lassen hemmen.
Heut sieh sie noch, bald werd' ich von dir fließen,
Ich sonnenloser Strom, den Wolken schwärzen,
Der finstern Nächte, die mich dicht umschließen.
Die Regenwolke wird an deinem Herzen
Vorüber wandeln, welche dir erschienen
Im Abendroth schuldlos und frei von Schmerzen;
Dann magst im neuen Sonnenlicht du grünen,
Wenn deine trüben Nebel von dir ziehen,
Ihr feuchtes Grab in Wellen zu verdienen.

Ismene.

Was hör' ich? Wunderbare Worte fliehen
Von deinen Lippen, mir nicht zu begreifen:
Will jetzt dein Schmerz zum Wahnsinn gar erglühen?
Ich flehe dich, Gemahl, laß ab zu schweifen
In so verworrner Red' um meine Seele,
Und neue Angst auf meine Brust zu häufen.
Was dir dein Herz bedrücket, das verhehle
Mir länger nicht; die, so du dir zum Weibe
Genommen, hier auch zur Vertrauten wähle.

Lacrimas.

Das kann ich nicht, nein, tief verhüllet bleibe,
Was mich so quält; nur eines magst du wissen,
Daß, von hier fliehend auch, ich dein verbleibe!

Ismene.

Von hier entfliehend? Mir also entrissen?
Verstand ich recht? Hast Wahrheit du gesprochen?
O heiliger Gott, was werd' ich leiden müssen!
Was klag' ich viel, daß du dein Wort gebrochen?
Genug, du willst auf Erden mir vergehen,
Und diese Drohung hat mein Herz durchstochen.
(Sie sinkt hin.)

Lacrimas.

Ich kann's nicht dulden, also dich zu sehen!
Erwache, Weib, ich will nicht von dir lassen,
Nur laß auf's Neu' mir deinen Athem wehen.

Ismene.

Noch leb' ich zwar, doch bald werd' ich erblassen,
Kaum hab' ich deine Lieb' endlich gekostet,
So will mich schon die sel'ge Fluth verlassen.
Ihr Wollustranken, die ihr d'raus entsproßtet,
Ich glaubt', ihr wäret eine feste Kette:
O, daß ihr zum Verdorren nur aufschoßtet!
Harr'n soll ich hier allein an öder Stätte?
Strom meiner Lust, du willst dich von mir winden,
Nicht mit mich nehmen in dem dunkeln Bote?

Lacrimas.

Was könnten diese Worte mir verkünden?
O dürft' ich hoffen? würdest mein du bleiben,
Wenn du, wer ich auch sei, mich solltest finden?

Ismene.

Laß dich nur neue Flucht nicht von hier treiben,
So magst du mir, was es auch sei, berichten,
Mehr wird mich's nicht, wie jenes Droh'n, entleiben.
Ich flehe dich, du mußt mich unterrichten,
Warum noch einmal Trennung soll geschehen,
Und was mir denn verbeut, mit dir zu flüchten!

Lacrimas.

Mein bestes Weib, du wolltest mit mir gehen?
Unmöglich ist's, auch wenn du die Gefahren,
Die deiner harr'n, bereit wärst, zu bestehen;
Denn ein Geheimniß würdest du erfahren,
Das müßt' aus deiner Brust die Liebe bannen,
Die sich noch gern der Flüchtling will bewahren.

Ismene.

Dich, dem so heiße Liebesthränen rannen,
Sollt' ich um irgend Etwas können hassen?
Nie! Sag' es mir, ich laß' dich nicht von dannen.
Ein größres Unglück kann mich nicht mehr fassen,
Und hättest du, was es auch sei, begangen,
Ich schwör' es, nie darum von dir zu lassen.

Lacrimas.

Hätt' ich nun frevelhaft dich hintergangen?
Wenn ich nicht aus Italien wär' geboren,
Du wolltest dennoch treulich an mir hangen?

Ismene.

Was kann ich mehr? Ich hab' es dir geschworen;
Es läßt sich diese Liebe nicht verwüsten,
Und niemals geht Ismene dir verloren.

Lacrimas.

So wisse denn, nicht von Europa's Küsten,
Aus Afrika bin ich hieher gekommen,
Mit falschen Segeln, die wie christlich grüßten.

Ismene.

O ew'ger Schmerz! der mich zum Weib genommen,
Geboren ward er in der Heiden Lande,
Er ist mein Feind und Feind von allen Frommen!

Lacrimas.

Wie? dein bin ich, durch mir auch heil'ge Bande.
Du thust nicht recht, mich deinen Feind zu nennen,
Weil ich herkam vom Afrikan'schen Strande.
Sahst du nicht Liebe mir im Herzen brennen?
Und wird nicht ewig diese Flamme lodern?
Weshalb hast du mich denn verwerfen können?
Daß ich dich liebe, mehr kannst du nicht fordern,
Und ich that mehr, als Liebe je begangen,
Zu tausend Frevels ließ ich mich auffordern.
Denn dich, Ismene, hab' ich hintergangen,
Mein Vaterland und meinen Gott betrogen;
Und warum sonst, als um dir anzuhangen?
Du weißt doch nicht, warum ich in die Wogen
Des Meeres mich von Neuem muß begeben,
Und hast mir deine Liebe schon entzogen!
Mir hat es richt'ge Ahnung eingegeben,
Dir niemals mein Geheimniß zu entdecken,
Um nicht so bittern Vorwurf zu erleben!

Ismene.

Hör' auf, Gemahl! Ja deine Worte wecken
In meiner Seele frommere Gedanken;
Was mir entfuhr, war nur mein erst Erschrecken.
Verzeih der armen Thörin! Ewig danken
Wird sie, und muß sie dir, was du begonnen,
Verführt von solcher Liebe ohne Schranken.
Laß unter uns Vorwürfe sein zerronnen!
Dich nennen meine Arme wieder ihren.
Entdecke mir, wodurch ich dich gewonnen,
Und wie ich lief Gefahr, dich zu verlieren.

Laerimas.

So weiche denn, Geheimniß, deine Hülle!
Da, wo zu Ende gehen diese Fluthen,
Hebt meines Vaterlandes reiche Fülle
Sich schwellend in die heißen Sonnengluthen.
Um seinen Busen säuselt sanft und stille
Der Hauch des Südwinds; unter Palmenruthen,
In Blumengärten glänzen goldne Flüsse,
In Lüfte wogen Wohlgeruches Güsse.

Duccala und Hascora, die zwei Lande,
Die dort der Sonne schönstes Licht gewinnen,
Blühn rechts und links an Omiradi's Rande.
Merameris und Elmadina's Zinnen,
Weit sichtbar beid' auf hohem Bergesstande,
Umschließen der Paläste Pracht, worinnen
Einst die Sultane beider Länder lebten,
Die jeder nach des andern Herrschaft strebten;

Bis es dem treuen Wessir Zumrud glückte,
Die Feind' in ihren Kindern zu versöhnen.
Durch ihn geschah's, daß Amigad erblickte
Dilnua, Amru's Tochter, in dem schönen
Gefild der Liebe, die sie beid' umstrickte.
Und nun band er auch schnell bei Friedenstönen
Den Bund der Staaten und der Kinder fest,
Worauf dies Leben Tansor bald verläßt.

Doch als ein neuer Feind das Land bedrängt,
Muß Zumrud auf ein Schiff die Kinder senden;
Und Amru, dem auch hier der Sieg geschenkt,
Freut sich schon ihrer, als, welch' traurig Wenden!
Die fort sind, deren er so zärtlich denkt.
Da mußt' es wohl mit Zorn auf Zumrud enden,
Bis auch des Unschuld der Sultan erkannte,
Und den zurückrief, den er erst verbannte.

Nun ließ er ihn in Duccala gebieten
Als Bassa, das war seiner Treue Lohn.
Und ich, den deine Blicke nicht erriethen,
Ich heiß' Abdelasis, und bin sein Sohn.
Das ihm vertraute Land ließ er mich hüten,
Als er die Kinder suchend ging davon,
Und hat mir, die nicht findend, aufgetragen,
Verstellt mich über's Meer um sie zu wagen.

Als ich mich auf den Fluthen da befand,
Strömt' es so trüb' entgegen meinem Herzen;
Doch kam die Wehmuth, welche mich umwand,
Als sei's Erinn'rung, um mit mir zu scherzen.
Es blühte mir Sieiliens Küstenland,
Ein goldner Baum im finstern Hain der Schmerzen.
Dort blieb ich lang', indessen die Gefährten
Im Suchen sich nach andern Küsten kehrten.

Schwermuth, die neue Nahrung meiner Tage,
Vermochte meine Sehnsucht nicht zu stillen.
Nicht um die ferne Heimath führt' ich Klage,
Hier, glaubt' ich, werde sich mein Glück enthüllen.
Nun wurde mein Geschäft mir bald zur Plage.
Mich zog's nach Spanien wider meinen Willen,
Wo ich den Namen Laerimas bekannte,
Und mein Gefährt' sich Diarmandas nannte.

Hier segelnd einst, mit mir auf stillen Wegen
Die tiefste Sehnsucht, die ich je empfunden,
Wenn Abendroth dem Schiffe glüh't entgegen. —
Erfah ich dich, vom Meeresduft umwunden,
Am Kreuze stehn; nicht lang' konnt' ich dich hegen,
Du warst zu bald dem fliehn'den Schiff entschwunden.
Ich blieb bei dir, Christ, Pilgrim, gleich zurücke,
Ganz überströmt, wie sie, von tiefem Glücke.

Fortschiffend hab' ich, Aug' und Sinn im Trüben,
Bei jedem Crucifixe heiß geweint,
Gerufen: Ach, dies Kreuz, es ist ihr Lieben!
Warum ist dieses selbe Kreuz mein Feind?
Von meiner Heimath war auch nichts geblieben,
So sah ich mich verwandelt: denn vereint
Mit dir zu sein, zu bleiben ohne Wanken:
Das waren einzig meiner Brust Gedanken.

Und was ich nun seitdem auch unternommen,
Ismene, du darfst mich darum nicht schelten.
Wie ich dich tief im Innern aufgenommen,
Das muß, Gemahlin, dir für Alles gelten.
Ist Wankelmuth je in mein Herz gekommen?
Die Reise nach des Morgenlandes Zelten,
Weißt du doch nicht, warum sie muß geschehen,
Und wie du mich vielleicht wirst wiedersehen.

Ismene.

Daß Heil und Noth, daß Schmerz und Lust in Fluthen
So groß und mächtig strömen würden zu
In deiner Liebe mir, konnt' ich's vermuthen?
Auf ihrem Meer schwamm ich in sel'ger Ruh,
Nun hebt sich auf der Sturm der Liebes-Leiden,
Dem ich den Busen willig offen thu'!
So kommt denn her; euch geb' ich mich mit Freuden;
Auch du sollst meiner Liebe Kraft erkennen,
Von Allem, nur von dir will ich nicht scheiden.
Ja, Laerimas, du brauchst mir nicht zu nennen,
Wohin du willst, warum du mußt entfliehn,
Mit dir zu dulden, sollst du mir vergönnen,
Mehr nicht, wie ich, in Leid und Liebe glühn.

Laerimas.

Hör' mich. Den Schiffern konnt' ich jüngst nicht wehren
Die Abfahrt, da die Kinder nicht gefunden,
Und nur durch List gelang's, zurückzukehren.
Nunmehr sind unsre Schätze ganz geschwunden,
Drum wollt' ich segeln, wie sie laut begehren,
Doch reicher wieder kommend, dir verbunden,
Das Schloß, das ich für meins schon ausgegeben,
Erkaufen und mit dir als Christ dort leben.

Ismene.

So zieh ich mit; ich kann, von dir verlassen,
Nicht einmal noch am Meeresstrande schweifen,
Und Luft der Sehnsucht für dein Haupt umfassen.
Daß mich nur Trennungsqualen nicht ergreifen,
Will ich nicht blos gewöhnlich Leid ertragen,
Das schwerste lieber auf mein Leben häufen.
Ich freue mich auf alle künft'gen Plagen,
Nur wer erduldet jede Liebespein,
Kann ganz den Quell der Liebeslust erjagen.

Laerimas.

So gebe Christus Segen dem Verein!
Froh kann ich nun des Schiffes Anker lichten.
Doch wann darf ich zur Abfahrt fertig sein?

Ismene.

Verhüllt werd' ich heut Abend mit dir flüchten.

(Gehen ab.)

---

# Johann Stephan Schütze

ward am 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Landmann war. Bis zu seinem 18. Jahre, mit welchem er die Schule zu Kloster Bergen bezog, war die Lage des strebsamen Jünglings äußerst drückend und seine schönen Kräfte wurden fast gewaltsam durch die Einförmigkeit des Comptoirlebens, dem er bestimmt war, untergraben. Doch nun entwickelte er sich schnell, ging 1794 nach Erlangen, 1795 nach Halle, um Theologie zu studiren, und bestand sein Examen. Doch bei höchst ungünstigen Aussichten auf Anstellung gab er jetzt seiner schriftstellerischen Neigung, die er vorher dem Fachstudium ungern aufgeopfert, mehr

nach und lebte inzwischen an mehreren Stellen als Hauslehrer, bis sein Talent sich völlig Bahn brach, und der von Iffland seinen Arbeiten gezollte Beifall ihm einen Jahrgehalt von dem Oheim, der bisher für ihn gesorgt hatte, erwirkte. So ging er 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er anfangs der Herzogin Amalie, Goethe's und Jean Paul's, bald aber der größeren Menge Beifall in seinen Leistungen anstrebte und erhielt. Er lebte daselbst als Hofrath, Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, und starb am 19. März 1839, tief betrauert von Allen, die ihn kannten.

Seine Schriften sind:

Der Allgefällige. (Kotzebue's Almanach, 21. Jahrg.)
Der Dichter und sein Vaterland, Lustsp. Leipz., 1807.
Der Frühlingsbote. Frankfurt, 1823. 25. 3 Bde.
Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Leipzig, 1810.
Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts. Berlin, 1830.
Gedichte. Leipzig, 1810.
Die Heimkehr, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 22. Jahrgang.)
Die Journalisten, Lustsp. in einem Aufz. Leipz., 1806.
Versuch einer Theorie des Komischen. Leipz., 1817.
Der König von Gestern, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 25. Jahrgang.)
Lebensgeschichte. Neuhaldensleben, 1834. 2 Thle.
Mutter und Tochter, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 28. Jahrgang.)
Der unsichtbare Prinz, Roman. Leipzig, 1812. 13. 3 Thle.
Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeburg, 1802.
Humoristische Reisen durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark. Hamburg, 1812.
Heitere Stunden. Dresden (1821—23); 2. wohlfeile Ausgabe 1828. 3 Thle.
Muntere Unterhaltungen. Leipzig, 1829. gr. 12.
Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad, 1810. Leipzig, 1825.
Was doch die Vernunft thut. (S. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, Jahrgang 10.)
Der Wintergarten. Frankfurt, 1816—22. 6 Bde.
Das Land der Wunder. Hamburg, 1812.
(Journal des Luxus, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.)

S. besaß eine überaus glückliche Gabe der Auffassung und Beobachtung, eine heitere, wohlthuende Lebensansicht, Gedankenreichthum, eine glücklich gestaltende Phantasie, eine eigenthümliche, aber klare und anmuthige Diction und eine treffliche Darstellung; nur herrschte ihm unbewußt der didactische Zweck selbst in seinen rein komischen Leistungen zu sehr vor und lähmte zu oft die unmittelbare Wirkung des Gegebenen. Sein Roman, „der unsichtbare Prinz", ist seine beste Arbeit und verdient im Andenken der Nachwelt fortzuleben, da er einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und gesunder practischer Philosophie enthält. — Seine Schriften über Theorie der Kunst zeugen von seinem Scharfsinn, verrathen aber zu sehr den Autodidacten.

---

## Die beiden Candidaten.

Erzählung von St. Schütze.

Der Brauer Grundmeyer, wohnhaft in Goldeck, einer betriebsamen Mittelstadt, war ein eben so wohlhabender Bürger als glücklicher Hausvater. Wenn vormals zu den Leuten, die über das schlechte Bier klagten, sein Schwiegervater zu sagen pflegte, daß Wasser und Luft daran Schuld sei, schüttelte er stillschweigend den Kopf, und experimentirte, als er das Brauwesen allein betrieb, so lange darauf los, bis er jene Elementargeister besiegt, und sein Getränk eine solche Stärke bekommen hatte, daß das fremde Bier sich davor von Dorf zu Dorf beschämt zurückzog, und der Erfolg ihm reichliche Zinsen brachte. Die Stadt vermuthete indeß mit Unrecht, wie er nach dem Tode seiner Frau die kleine Perücke ablegte und sein eigenes Haar trug, daß er wieder heirathen, und durch die reiche Nachbarin gegenüber, die Wittwe Vollroth, die nur ein einziges Töchterchen zu versorgen hatte, sein Glück noch fester gründen würde; er verschmähete ihre Hand aus Rücksicht gegen seine beiden Söhne, die keine Stiefmutter bekommen sollten. Konrad und Gottfried gaben seinem äußern Wohlstande schon vollkommen den innern Gehalt, dessen er bedurfte, um sich in seinem Hause zufrieden und heimisch zu fühlen. Er wünschte aber, daß aus diesem Mittelpunkte seines Glücks sich ein neuer Baum erheben möchte, der sein Brauhaus überrage; deßhalb wollte er sie studiren lassen und schickte sie auf das große Gymnasium. Daß beide sich vorläufig zur Theologie bestimmten, war ihm schon recht, denn der Oberprediger des Orts ärntete mit seinen Predigten immer allgemeinen Beifall ein, und in seinem Ansehn spiegelte sich das künftige Glück seiner Kinder. Sie spiegelten sich selbst darin, ein jeder wollte ein solcher Oberprediger werden. Gottfried schrieb seine Predigten nach, und Konrad berechnete die Einkünfte, welche die Pfarrstelle ihm einträge. Sie gingen auch beide mit großem Eifer daran: Gottfried wußte bald ganze Reden des Cicero auswendig, und Konrad legte sie Nachts sogar unter sein Kopfkissen. Plötzlich aber war es, als wenn bei diesem ein Stillstand eintreten sollte: Er fing an gewaltig zu wachsen, wurde alle Tage breiter und stärker, und gähnte, wenn er in die Schule ging, reckte die Arme, wenn er wiederkam, und wenn er sein Exercitium machen sollte, zog er den Rock aus. Das Papier lag ihm lange nicht recht und die Feder wollte immer nicht schreiben, wenn aber ein Fuder Brennholz, oder neues Korn für das Brauhaus angefahren kam, war er wie ein Wetter hinaus, um mit abzuladen. Bei Tische konnte er nicht leiden, wenn etwas in der Schüssel zurückblieb, und nach Tische bewies er, daß man eine angeschenkte Flasche austrinken müsse, wenn das Bier nicht verderben sollte. Wann ein fetter Ochse geschlachtet wurde, mußte er immer mit dabei sein, und er wurde krank in der Schule, wenn es zu Hause frische Wurst gab. Der große Birnbaum im Garten krachte, wenn er hinauf stieg, um das Obst abzunehmen, und jeden, dem er freundschaftlich die Hand drückte, schrie Ach! und Weh! über ihn.

Nein! was der Junge groß wird! sagte der Vater, wie er ihn eines Sonntags im neuen Rock, das Frühstück auf der Hand eintreten sah; Gottfried, du wirst eilen müssen, wenn du ihn einholen willst. Da ihr einander ähnlich sehet, solltet ihr auch mit Größe und Breite hübsch bei einander bleiben. — Ja, in der Schule hab ich ihn schon eingeholt, entgegnete Gottfried ganz trocken, Ostern komme ich nach Prima, und er bleibt sitzen. — Was wär's, staunte der Vater, Konrad ist ja der älteste! da muß ich doch einmal mit dem Rector sprechen. — Ach! erwiederte Konrad, wenn ich der Frau Rectorin ein Dutzend Borstorfer Aepfel mitbringe, geht die Thür in Prima sprangelweit auf für mich. — — Dem war aber nicht so. Wie sich Grundmeyer beim Rector nach seinem Konrad erkundigte, gestand ihm dieser, daß er schon viele Noth und Geduld mit ihm gehabt, und bisher nur geschwiegen habe, um nicht den Zorn des Vaters vergebens zu reizen — vergebens, weil es doch am Ende das Beste sein würde, den guten, ehrlichen Konrad ganz von der Schule wegzunehmen. Wenn Konrad nur ein Kalb von der Straße heraufblöken höre, verstehe er schon vom großen Cäsar kein Wort mehr. — Grundmeyer machte zu dem Vorschlage erst ein finsteres Gesicht, dann sagte er: nun, nun! ein Unglück wäre es gerade nicht, zum Landbau gehört auch Verstand, wie zur Brauerei; ich habe meine Kunst auf dem Lande gelernt, und der große Cäsar hat mir kein Wort dazu gesagt. — Er deutete damit auf seine Amtsverrichtung bei Herrn von Brennau hin, dem er früher als Brau-Verwalter gedient hatte. Konrad mag in des Himmels Namen Oekonomie studiren, und will er nachher zur Brauerei übergehen, ist mir es auch recht. — Und ohne weiter mit Brummen und Schelten Zeit zu verlieren, ließ er am nächsten Sonntag seine Braunen vor die Kalesche spannen, und fuhr mit dem großen Konrad, der vom Wagen herab ruhigen Beifall lächelte, nach Lindenfeld hinüber zum Herrn von Brennau, der, mit dem Vater einst sehr zufrieden, auch keinen Augenblick Bedenken trug, seinen mit guten Kräften und Kenntnissen ausgerüsteten Sohn als freiwilligen Verwalter anzustellen. Es ging auch ganz vortrefflich mit ihm. Rührig und thätig arbeitete er sich bald durch die groben Geschäfte zum Aufseher und Rechnungsführer hinauf, und wenn die Produkte aus Brenn- und Brauhaus mit der Zeit noch besser wurden, hatten sie es gewiß seinem guten Geschmack und den Vorübungen an der großen Schule zu danken.

Unterdeß schlug sich sein Bruder Gottfried mit den alten Classikern herum, und verspeiste sie, wie wenn es Honigscheiben

gewesen wären. Bald konnte er seine Gedanken, wie eine Mahlmühle mit vielen Gängen, in verschiedenen Sprachen verarbeiten, doch ließ er sich von den Heiden mit ihrer Abgötterei und ihrem republikanischen Großthun zu keiner Untreue gegen die Theologie verlocken, welcher er sich auf der Universität vielmehr mit einem so brennenden Eifer widmete, daß er schon im ersten Jahre sich nicht halten konnte, die Erstlingsfrüchte seines Fleißes heimlich auf den Dörfern umher abzulegen. Bald stand er auch auf der Kanzel seiner Vaterstadt, und sprach mit so kräftigen Worten herab, daß dem Oberprediger die Bibel aus der Hand fiel, und alle Candidaten des Orts, die sich aus Neugierde eingefunden hatten, bis zu Thränen gerührt wurden, was für den höchsten Triumph gelten muß, da nicht leicht in einer Kunst ein College vom andern sich rühren läßt. Auf dem Lande wurden seine Vorträge endlich mit einem solchen Zulauf der ganzen umliegenden Gegend besucht, daß der Gastwirth eines jeden Dorfs, der sich ein volles Haus wünschte, ihn um eine Gastpredigt bat. — Und wodurch geschah es denn eigentlich, daß er die Herzen der Menschen so erschütterte? Kam es daher, daß er die Hand nicht über den Kopf hob, daß er die Rechte nicht zur Unzeit auf das Herz legte, daß er in der Bewegung mit den beiden Händen wechselte, daß er sich ein wenig *hierhin* und ein wenig *dahin* wandte, daß er die Stimme mit Wohllaut erklingen; sie nicht bis zum Diskant hinaufsteigen, noch bis in den tiefsten Baß sinken ließ? Nein! von allem diesem sah man keine Spur. Gradeaus stand er da, wie ein Licht, auch etwas blaß wie ein Licht, er regte keine Hand, nicht einmal den Kopf, hielt dazu die Augen verschlossen, und redete mit einer fast heisern Stimme, aber — die Begeisterung sprach aus ihm, das Gefühl, die Gesinnung — und das entscheidet über den Menschen. In Lindenfeld staunte Bruder Konrad ihn mit offenem Munde an und Herr von Brennau rückte auf dem Stuhle hin und her, daß seine Bauern die Thränen nicht gewahr werden sollten, die er bei seiner Predigt vergoß. Nach der Kirche aber lief er bei Tische mit dem Kandidaten gleich alle Pfarren durch, um ihm eine davon auszusuchen. Allein es gab keine Aussicht für ihn: die Prediger waren alle von dauerhafter Gesundheit, und wenn ja einmal einer krank wurde, brauchte er die Wasserkur, und verjüngte sich wieder. Viele Stellen waren schon lange im voraus vergeben, entweder an einen Hauslehrer oder an ein Kammermädchen. In Rücksicht des letztern Punktes hatte sich denn auch für Gottfried ein kleines Hinderniß eingefunden. Des Vaters Nachbarin behielt das Haus gegenüber noch immer im Auge, und ließ nun ihr Töchterchen, wenn der Kandidat aus dem Hause trat, auch hinüber sehen. Das that ihm zwar noch nichts, weil er immer tief in Gedanken versunken war, aber wie er auf Antrieb seines Vaters einen Nachbarbesuch machte, erinnerte sich die gute Frau, daß ihr Großvater ihr einst eine große Bibel mit Bildern hinterlassen habe; sie holte dieselbe herbei, Gottfried blätterte mit Rosetten darin — blätterte öfters — blätterte unvorsichtig — Rosette erröthete und — in einem Bilde des alten Testaments fanden sie sich. Seinen *Predigten* schadete das zwar nichts, — sie gewannen im Gegentheil an Wärme und Anmuth, — aber *ihm selbst* konnte es doch bei Bewerbung um eine Stelle leicht nachtheilig werden, denn ein Kandidat mit einer Braut paßt nicht mehr in jede Kirche. Die besten Zeugnisse des Consistoriums, deren er sich im vollen Maße zu erfreuen hatte, konnten diesen Unterschied nicht ausgleichen.

Endlich aber las aus dem Provinzialblatt Herr von Brennau einen Todesfall und damit eine erledigte Stelle heraus, die auszufüllen Gottfried ganz besonders berufen schien. Ein Prediger nämlich war gestorben auf einem der Güter des Herrn von Grauenstein, an den ihn von früher Zeit her, wo er auf Reisen seine Bekanntschaft machte, noch angenehme Erinnerungen knüpften. Obgleich er schon lange keinen persönlichen Umgang mit ihm gepflogen, durfte er doch hoffen, bei ihm noch in recht werthem Andenken zu stehen. Zuweilen gab es auch noch einigen Verkehr zwischen ihnen, der durch Briefe und Grüße das alte Band festhielt, indem die Grundverschiedenheit der beiden Provinzen, worin sie lebten, öfters einen Umtausch von Produkten herbeiführte. Wenn die flache Gegend um Lindenfeld mit Korn aushelfen konnte, so durfte Riethstädt, wo Grauenstein wohnte, mit seinen weitreichenden Wiesen und Wäldern einer bessern Viehzucht sich rühmen. Doch zu einer persönlichen Ansprache kam es zwischen den beiden Freunden nur selten, indem alles in dem gewöhnlichen Lauf durch die dritte, vierte Hand ging. Jetzt wünschte nun Brennau dem entfernten Grauenstein so nahe wie möglich zu treten, und setzte einen Brief auf, der die ganze Vergangenheit heraufbeschwor, um die Gegenwart damit angenehm zu erhellen. Die letzten Strahlen ließ er dann auf Waldhausen fallen, das schöne, nahrhafte, lange Dorf, für welches Grauenstein sich eben wieder nach einem wackern Prediger umschauete. Als den wackersten pries er Gottfried Grundmeyer, den Beherrscher aller Seelen, der aus einer Familie stamme, dessen Wohl und Weh längst seinem Herzen theuer geworden. Brennau meinte, es könne nicht schaden, wenn er die freundschaftliche Rücksicht für den stattlichen Brauherrn im Briefe weiter triebe, als sie außer demselben statt fand. Und seine Rechnung traf zu. Grauenstein freute sich so sehr, wieder einmal ein eigenhändiges Schreiben, und zwar von solcher Ausführlichkeit, von seinem alten Freunde zu erhalten, daß er in dem Sommerkabinette seines großen Schlosses von dem weichen Fußteppich um zwei Zoll in die Höhe gesprungen wäre, wenn es ihm sein Podagra erlaubt hätte. Ueber die Verflechtung mit Gottfried aber lachte er, und sagte: heißt er Grundmeyer oder Brennau? die Worte laufen mir so durch einander. Wir wollen indeß nach der Abstammung nicht weiter fragen. Es wird schon ein tüchtiger Junge sein, ein ganzer Kerl. Er soll die Pfarre haben.

Es kam also eine sehr günstige Antwort zurück: Grundmeyer möchte nur um die Stelle anhalten, und zugleich die Zeugnisse schicken, daß er sie seinem Superintendenten vorlegen könne, und wenn er ihm auch persönlich gefalle, als woran er gar nicht zweifele, so sei der Pastor zu Waldhausen fertig. Gottfried lief mit dieser Nachricht, die ein Eilbote von Lindenfeld gebracht, gleich zu seiner Rosette hinüber, und Mutter und Tochter drängten sich zu dem Briefe des Herrn von Brennau mit pochendem Herzen. Dem Vater Grundmeyer wurde für die große Freude das Haus zu enge, er zog den neuen Rock an, ließ sich ein Paar Handschuhe aus dem Schranke reichen, und besuchte vorläufig den Oberprediger, dann einige Gevattern im Orte. Gottfried aber schloß sich in sein Studierstübchen ein, um den wichtigen Brief an Herrn von Grauenstein auszufertigen, bis das Mädchen an die Thür kam und rief: Herr Pastor, Herr Pastor, wollen Sie denn gar nicht essen?

Auf das ausdrückliche Gesuch erfolgte denn auch sehr bald die zugesicherte Genehmigung; es fehlte nur noch, daß Gottfried sich nun auch *persönlich* dem Herrn von Grauenstein vorstelle. So weit war die Sache richtig, und der Vater bestimmte schon den Tag, an welchem Gottfried mit seinen Braunen nach Riethstädt abreisen sollte. Da trat plötzlich ein Unfall dazwischen. Wie nämlich eines Morgens der Brauknecht in den Stall kam, weigerte sich das Sattelpferd aufzustehen. Von einer Reise nach Riethstädt, von einer Pfarre zu Waldhausen wollte es durchaus nichts wissen. Weder Peitsche noch Haser konnten es auf die Beine bringen; es schüttelte den Kopf, stöhnte in sich hinein — und den Abend war es todt. Die ganze Straße trauerte um das schöne Pferd, das immer so klug aussah, und, wenn es vorbeifuhr, in frohem Muthe jedes Haus zu grüßen schien. Grundmeyers aber meinten, daß dies für Gottfrieds Unternehmen von sehr schlimmer Vorbedeutung sei. Der Verlust wurde wohl verschmerzt, er zog indeß eine Verzögerung der Reise nach sich, die nach menschlicher Einsicht leicht böse Folgen haben konnte. Gottfried hatte die förmlich-schriftliche Vocation noch nicht, und es war noch immer möglich, daß ein anderer, dessen Nähe mehr wirkte als entfernte Fürsprache, ihn aus seinen Ansprüchen verdrängte. Sich gemietheter Pferde zu bedienen, dazu konnte sich der Brauherr nicht gleich entschließen; es lief gegen seine Gewohnheit, und kam ihm auch besonders jetzt nicht recht anständig vor, weil er wohl wußte, daß er überall mit seinen Braunen Ehre einlegte und nun für seinen Sohn gern damit auf den Edelmann einen vortheilhaften Eindruck hervorbringen wollte. Zum Glück fiel mit der nächsten Woche in der Stadt ein großer Jahrmarkt vor, wozu aus dem Marschlande gewöhnlich auch schöne Pferde eintrafen. Mit Konrad, der dabei niemals fehlte, und schon immer als Schüler an den edeln Thieren sein Auge geweidet hatte, ging Vater Grundmeyer die langen Reihen der Stampfenden und Wiehernden auf und nieder, bis er einen andern schönen Braunen fand, der zu dem verlassenen Handpferde wie ein Zwillingsbruder paßte. Konrad mußte es prüfen, untersuchen, reiten und auf alle Weise auf die Probe stellen, und nachdem man über den Preis schon ziemlich einig geworden war, wurde der Pferdehändler auf den andern Tag in das Haus des Brauherrn beschieden, um mit ihm den Handel völlig abzuschließen und das Geld zu empfangen.

Grundmeyer ließ dazu ein nahrhaftes Frühstück auftragen, und wie eine Flasche Wein dem Pferdehändler die Zunge gelöst hatte, fing er an, nebenbei von seinem Geschäft zu sprechen, woher er seine Koppel ziehe und wohin er sie verkaufe. Da war es denn unter andern auch Herr von Grauenstein, dessen Pferdezucht einen ganz vorzüglichen Schlag liefere, und von dem er fast jährlich mit den schönsten Zügen zu Sattel und Gespann sich versehe. Man kann sich denken, in welche Spannung diese Worte den Brauherrn versetzten. Was! sagte er, sie kennen den Herrn von Grauenstein? Mein Sohn soll nächstens zu ihm reiten. Was ist das für ein Mann? Machen

sie mir doch eine kleine Beschreibung von ihm. — Ob ich ihn kenne? gab er zur Antwort. Wie diese Flasche Wein vor mir, und ich denke, noch viel besser, weil denn doch Weinfabrikanten nicht zu trauen ist. Doch ist es ein guter alter Wein, der dem Magen wohl thut, das fühle ich, und so ist auch der abgelagerte Grauenstein ein guter alter Herr, indeß — strenge von Geschmack und etwas stark auf die Nerven fallend. Ich würde ihn groß nennen von Person, wenn nicht Gicht und Podagra und das Lehnen auf einen Krückstock ihn etwas gebeugt hätten. Er führt aber darum doch, dauerhaft wie ein altes Eisen, ein gutes Kommando in seinem grauen Schlosse. Gewöhnlich liegt er, wenn der krächzende Wetterhahn auf dem Schloßthurme nicht gar zu wild umspringt, mit seinem Pelztalar und einer pelzverbrämten Tressenmütze in dem breiten Fenster seines Wohnzimmers nach Süden, und schaut in den Hof hinab. Sein Falkenauge reicht bis zur Henne, die ein Ei verlegt. Wenn ihm etwas nicht recht ist, und der Verwalter kommen soll, zieht er eine Glocke, die über ihm hängt. Alles zittert, wenn es heißt: der Herr ist da! An bestimmten Tagen läßt er die edlen Rosse der Zucht, die im hohen Rieth seiner Wiesen gehn, zur Musterung sich vorüberführen, und ruft auch wohl seinem Bereiter zu, wie er sie behandeln, zügeln und regieren solle. Ist er guten Humors, so lockt er die Pfauen und Truthähne, die Hühner und die Tauben herbei, daß sie sich um das Futter zanken, welches er ihnen neckender Weise hinunter wirft. Weil er einmal in England gewesen ist, gefällt er sich in Marotten von mancherlei Art. So läßt er noch alle Jahre ein Paar Streithähne abrichten, die an hohen Festtagen in Gegenwart des Bürgermeisters und anderer Honoratioren des Orts — denn Riethstädt ist ein Marktflecken — in seinem Hofe mit einander kämpfen müssen, wobei er seine Gäste mit ihm über den Ausgang zu wetten zwingt, und die Feierlichkeit schließt immer damit, daß mit Vorantragung des sieggekrönten Hahns alle durch eine hohe Ehrenpforte im großen Saal zur Tafel marschiren, um, wie er sagt, das Friedensfest abzuspeisen. — Zur Bestrafung seiner Leute, wenn einer etwas begangen hat, bedient er sich einer eigenen Vorrichtung. Mitten im Hofe erhebt sich nämlich ein spitzer Stein; den muß der Schuldige betreten, und da so lange auf einem Beine stehen, als er es aushalten kann. Verliert er das Gleichgewicht, so steht ihm frei, über sich ein Seil zu ergreifen. Solches ist aber mit Harz überzogen, so daß endlich die Strafe darauf hinausläuft, daß er wie eine Schwarzdrossel am Seile hangen bleibt, bis der Herr ruft: nehmt den Vogel von der Leimruthe! Seine größte Sonderbarkeit aber ist diese, daß er jeden Fremden, der ihn besucht, wiegen läßt. Kommt man die Treppe hinauf, so sieht man auf dem Vorsaal eine mächtige Wage vom Balken herabschweben, und daneben liegt ein großer Bullenbeißer. Dieser thut zwar keinem Menschen etwas, aber er ist von furchtbarem Ansehn. Kaum hat man den Herrn des Hauses begrüßt, so spricht er freundlich: zum Spaß! treten Sie doch einmal auf die Wage, daß ich Sie näher kennen lerne. Ich (fügte der Erzähler hinzu), wiege einen Zentner und 45 Pfund. Er sagt: zum Spaß! aber es ist ihm vollkommen Ernst damit, denn er hat über die Beschaffenheit der Menschen sich ein seltsames System erbaut, indem er annimmt, ein tüchtiger Geist könne nur in einem tüchtigen Körper wohnen, mit den andern sei es nichts als Flickwerk, sie wären nur etwas von einem Menschen, und bei Entwickelung der Kräfte auf halbem Wege stehen geblieben. Es wäre mit ihrem Geiste eben so, als wenn sie nur einen Arm, oder ein Bein, ein Auge oder ein Ohr hätten; irgend etwas fehle; und wenn sie nach der einen Seite stark erschienen, so wäre es gewiß auf Unkosten der andern, die sich ganz verleugne. Was auch der Mensch treiben möge, spricht er, ich will etwas Ganzes haben! und deßhalb nimmt er auch keinen in seine Dienste, von dem er nicht sagen kann: es ist ein ganzer Kerl! So sieht man denn lauter starke Menschen um ihn, nicht eben riesengroße, denn auf die Größe, sagt er, kommt es nicht immer an, wenn der Körper nur sonst tüchtig und gewichtig ist, daß der Geist zu zehren hat, und nicht wie ein kleines Licht, sondern wie eine Fackel brennt.

Der Brauherr wurde über diese Beschreibung ganz starr, und selbst Konrad, der mit bei dem Frühstücke saß, vergaß den letzten Bissen hinunter zu schlucken, so hoch war seine Spannung gesteigert. — Ei mein Gott! fing der Alte ängstlich an, da muß es doch schwer sein, mit dem Sonderling etwas zu verhandeln; hat er denn keine Familie, keine Angehörigen? — O ja! erwiederte der Pferdehändler, zwei Söhne, die aber unter dem Militair dienen, und zufrieden mit dem Gelde, das er ihnen regelmäßig schickt, sich nur selten bei ihm sehen lassen, entweder, weil sie sich mit seinen Marotten nicht vertragen können, oder weil er sich nicht viel aus ihnen macht. Beliebt bei ihm ist einzig und allein Mamsell Christine, die Tochter einer schönen Kastellanin, die einmal bei ihm in Gnaden stand. Mamsell sorgt für seine nächste Haushaltung und für seine Pflege. Sie unterstützt ihn auch, wenn er, den Bullenbeißer voran, in den Garten hinunter geht, und, — ist ihm des Sonntags die Kirche zu kalt, liest sie ihm Predigten vor aus einer alten Postille. Diese vermag Alles über ihn, und wenn Sie etwas bei ihm zu suchen haben, müssen Sie sich an Mamsell wenden. Auch als Gesellschafterin ist sie ihm sehr von nöthen, weil er mit seinem gichtischen Körper nur selten aus dem alten Schlosse kommt, und selbst das Fahren, sagt man, nicht gut vertragen kann. — Sie stutzen? — Vielleicht habe ich den alten Herrn etwas schwarz angestrichen. Er hat auch seine guten Seiten, — giebt seinen Leuten reichlichen Lohn, läßt volle Schüsseln auftragen und sogar von fünf Zigeunern, die von Altersher im Holze wohnen, ihnen alle Monat einmal zum Tanze aufspielen. Wer pünktlich ist, hat keine Strafe zu fürchten und obendrein noch in seinen alten Tagen auf Versorgung zu rechnen. Nur mischt er sich zuweilen in die Verheirathungen, wenn nämlich Braut und Bräutigam auf der Wage nicht das volle Gewicht haben, denn er möchte sein System auch gern bis auf die Nachkommenschaft fortsetzen. — Was wundern Sie sich! Tiefer hinein in das Gehölz leben bei uns Edelleute, die es, wenn auch nicht so seltsam, doch öfters noch weit schlimmer treiben. Davon ein andermal, wenn wir wieder einen Handel schließen. — Nun stand er auf, empfahl noch den neuen Braunen der sorgfältigen Pflege, schüttelte beiden die Hände, und ging vergnügt zum Hause hinaus.

Wie er weg war, sahen sich Vater und Sohn einander mit großen Augen an. Ei du mein gütiger Himmel! sagte der Vater, was haben wir da alles hören müssen! der arme Gottfried! Wenn es so steht mit dem Herrn von Grauenstein, bekommt er die Pfarre nicht. Wo soll er auch nur den Muth hernehmen, sich vor ihn hinzustellen; er wird sich ja kaum vor dem großen Bullenbeißer vorbeitrauen. Was hat er für ein elendes, erbärmliches Ansehn! Ich glaube, daß er schon in einem halben Jahre sich nicht recht satt gegessen hat — vor lauter Gottesgelahrtheit, und vollends, seit er verliebt ist, wird er alle Tage schmächtiger. Ja, wenn er deine Figur hätte, da würde er dem Edelmann schon gefallen. Ihr seid Brüder, seht euch sogar einander ähnlich, und doch — welch ein Unterschied, wenn ich eure Gliedmaßen betrachte! Warum muß es sich doch gerade treffen, daß er zu der Pfarre den rechten Körper nicht hat! —

Nun — wie wär's? entgegnete Konrad, wenn ich für den Edelmann den Körper hergäbe, und er zu der Pfarre den Geist? Ich will statt seiner hinreisen. Alle Wetter! Ich wiege gewiß meine anderthalb Centner, und fürchte mich auch ganz und gar nicht. Es ist ja nur, daß er mich sieht. Ob Gottfried zum Prediger taugt, ist Sache des Consistoriums, und das hat ihm das beste Zeugniß gegeben. Soll er nun die schöne Pfarre verlieren, blos weil er dünner ist, als ich? Warum ist der Herr so ein wunderlicher Patron! Allerdings, versetzte der Vater, und wenn er gar nicht aus dem Schlosse kommt, so wird er auch unsern Gottfried nicht sehen und nicht predigen hören. Es ist recht schön von dir, Konrad, daß du ihm aus brüderlicher Liebe zu der Pfarre verhelfen willst. Ist er einmal eingeführt, wer wird dann weiter nach der Verwechselung der Körper fragen. Er kann ja wohl auch mit der Zeit stärker werden. Doch wollen wir unserm Gottfried jetzt nichts von unserm Plan sagen, er könnte sich sonst ein Gewissen daraus machen und sprechen: wir wollten den Edelmann betrügen! — Ei was betrügen! erwiederte Konrad, Blitz und Wetter! er betrügt sich selbst, indem er glaubt, daß nur ein starker Körper vollgültig wäre auf der Welt. Das Unrecht ist auf seiner Seite und wir sind es, die ihn auf den rechten Weg bringen. Es wird schon gehen; habe ich doch selbst einmal Theologie studiren wollen, bin bis Secunda gekommen, und äußerlich kann ich schon einen Candidaten vorstellen; an einigen theologischen Redensarten soll es mir auch nicht fehlen. — Der Vater lobte noch einmal seine brüderliche Liebe und äußerte nur die Besorgniß, daß der Roßtäuscher ihnen wohl auch etwas könnte vorgeflunkert haben. Er ging deshalb wieder auf den Markt, zu sehen, ob er nicht noch einen Menschen aus jener Gegend finden könnte. Man wies ihn an einen Muldenhauer, der mit hölzernen Waaren daher gekommen war. Der bestätigte aber die Aussage des Pferdehändlers in allen Stücken, und versicherte überdies, daß Waldhausen, zwei Stunden von Riethstädt, mit Ackerbau und Viehzucht ein wohlhabender, gar lieber Ort sei, wo vieler guter Menschen Kinder wohnten.

Nun stand der Vorsatz fest. Konrad mußte sich stracks in schwarze Kleider werfen, und eines Morgens in aller Frühe fuhr er von dannen. Zu Gottfried sagte man, daß er zu einem ökonomischen Geschäft abgereist, er selbst aber für jetzt der Reise überhoben sei, weil Herr von Brennau die Nachricht erhalten, daß sein alter Freund wieder einen stärkern An-

fall von Podagra bekommen, und unter diesen Umständen dem Candidaten die Präsentatia in Riethstädt ganz erlassen habe.

In Riethstädt kam aber außer dem gnädigen Herrn noch der Superintendent in Betrachtung. Derselbe war mit seinem System keineswegs einverstanden, und fast kein Besuch, den er bei ihm machte, ging vorüber, ohne daß er in aller Unterwürfigkeit seine Grundsätze bestritt. Auf Körperstärke gab er gar nicht viel, vielmehr meinte er, daß die Seele ein besonderes Wesen sei, das mit dem Körper wenig zu thun habe, dieser sei für sie nur eine Miethwohnung, ein anvertrautes Gut, und es frage sich immer, welchen Gebrauch der Mensch davon mache. Nicht auf ein großes oder kleines Haus, sondern auf den Herrn komme es an, der darin wohne. Der lebende Mensch sei eigentlich nur ein ganz kleiner, winziger Punkt, aus dem alles Handeln und Denken hervorgehe. Arme und Beine nützten ihm wenig. Wenn er erst mit seinen Füßen die Welt auslaufen und mit seinen Händen die Schöpfung ausreichen sollte, würde er es nicht weit bringen. Die Welt selbst mit Licht und Luft und Wasser wären seine verlängerten Gliedmaßen, wenn er sie nämlich dazu mache. Deshalb gäben auch ein Paar Ellen oder Centner mehr oder weniger noch gar keinen Ausschlag. Die Masse bleibe ja doch immer dieselbe, und ein Tropfen Wasser sei eben so gut Wasser, wie ein ganzer Eimer voll. Ein Körnchen Salz schmecke eben so wie ein ganzer Centner. Aber es heiße: Und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase! Des Geistes Regsamkeit sei die Hauptsache. Die Flügelmänner wären darum noch nicht die größten Helden. Die großen Häuse sollte man eigentlich wie Bäume beschneiden können, damit sie nicht in's Holz wüchsen. In einem kleinen Körper concentrire sich der Geist eher. Der schwächere sei reizbarer und rühriger, der stärkere oft ein träger Klotz; und die merkwürdigsten Männer in der Welt wären eher klein und gering, als stark und ansehnlich von Körper gewesen. — Auf diese Weise mischte der Superintendent Gründe aus Philosophie, Naturlehre, Moral, Bibel und Geschichte zusammen, um das System des Edelmanns zu stürzen; Herr von Grauenstein aber blieb dabei, daß der Körper die Grundlage des Geistes und dieser nur eine entwickelte Kraft sei, — die Frucht aus dem Stamme. Was man Auszeichnungen des Geistes nenne, wären gewöhnlich Einseitigkeiten, Ausartungen, krankhafte Zustände. Die sogenannten Genies betrachte er nur als halb verrückte Menschen. Ihrer viele würden ein großes Unglück anrichten. Die ganze Welt müßte zertrümmern, wenn solche nicht in der Mitte von starken Fäusten zusammengehalten würden! —

Wie jetzt der Superintendent hörte, daß der gnädige Herr für Waldhausen einen neuen Prediger verschrieben hätte, dachte er: das wird gewiß wieder ein viereckig-massiver Mensch, ein rechter Kanzeldrescher sein. In dem Zeugnisse, das er aufmerksam durchlas und das von seiner Gelehrsamkeit sowohl als von seinen Kanzelgaben außerordentlich viel Rühmens machte, stand freilich nichts davon. Man mußte seine Person abwarten. —

Am Morgen des zweiten Tages näherte sich Konrad seiner Bestimmung. Er freute sich, als Riethstädt aus dem Walde hervortrat, über die großen Wiesen, von denen er es rings umgeben sah, und noch mehr über die muthigen Rosse und die lustigen Füllen, die darauf herumsprangen. Alle Wetter! rief er aus, was sind das für schöne Pferde; doch — unterbrach er sich, — ich darf ja nicht fluchen, ich bin ja Kandidat der Theologie. Die schwarzen da — wer ein Paar solche Rappen vor seinen Wagen spannen könnte — all der Teufel noch einmal! Er schlug sich auf den Mund. Die Füchse nun — was sind das für schlanke Thiere! wie sie sich strecken, wie sie den Hals krümmen, wie sie den Kopf werfen, und die zierlichen Füße — alle Blitz! da mag der Teufel nicht fluchen. — Hm! die Schimmel! weiß wie Schnee, wie Schaum auf starkem Bier, voll Geist, lauter Leben. Der Henker soll mich holen, wenn ich — er sah sich um, ob ihn jemand gehört hätte. Ei du mein gütiger Himmel! was ist das für eine prachtvolle Zucht! — er fing an zu seufzen. — Ganz verstört fuhr er in das Thor hinein. Wie er aber vor dem grauen Schlosse vorbeikam, und die langen und kurzen Fenster — Buchstaben aus verschiedenen Jahrhunderten — betrachtete, schlug ihm doch das Herz ein wenig. Im Gasthofe angelangt, nahm er eine Stärkung zu sich, bürstete den schwarzen Rock ab, sah erst noch in den Spiegel und dann in Gottes Namen machte er sich auf den Weg nach dem Schlosse. Eine eichene Thür mit mancherlei Schnitzwerk, die etwas schwer aufging, brachte ihn auf die Hausflur, wo ein ernsthafter, breit aus einander gegangener alter Bedienter, in einer Livree von dreimal Grau mit goldenen Tressen, der wohl seinen starken Schritt schon mochte vernommen haben, ihn gleich mit der Frage anhielt: wer er sei, und zu wem er wolle. Konrad antwortete: ich bin der Kandidat Grundmeyer von Lindenfeld — nein, von Goldeck, wollte ich sagen, welchen Herr von Brennau hierher sendet um sich dem gnädigen Herrn in aller Unterthänigkeit vorzustellen. — So? sagte der Alte etwas freundlicher: Sie sind also der Herr, der nach Waldhausen zum Prediger berufen ist? Wir haben Sie schon erwartet. Ich will Sie gleich beim gnädigen Herrn anmelden, folgen Sie mir nur, Herr Pastor.

Konrad ging hinter ihm her die Treppe hinauf — richtig! sprach er bei sich selbst, da hängt die große Wage, und da liegt der Bullenbeißer. Dieser aber machte kaum die Augen größer, da er ihn sah, und rührte sich nicht von der Stelle. Nachdem Konrad im Vorzimmer eine Weile gewartet hatte, kehrte der Bediente von der Anmeldung zurück und sagte: treten Sie nur herein, Mamsell ist hier. — Neugierig öffnete diese schon die Thür, und stand ihm so nahe, daß ihm kaum Platz genug blieb, seine weit ausholenden Verbeugungen zu machen. Verweilen Sie hier ein wenig, sagte sie, der gnädige Herr sieht erst einem kleinen Krieg unter dem Hofgeflügel zu — er wird bald erscheinen. — Schön! dachte Konrad bei sich, dann ist er guten Humors. — Sie kommen aus einer fremden Gegend, fragte sie, wird es Ihnen nicht leid thun, Ihre Heimath zu verlassen? Ich folge meinem Berufe, gab er zur Antwort, und in Waldhausen sollen auch gute Menschen wohnen. Freilich! bejahete sie, man wird Sie mit offenen Armen empfangen. Haben Sie schon an Ihre häusliche Einrichtung gedacht? Konrad stutzte: Sie meinen, ob ich Hausrath mitbringe? Ja, erwiederte sie, das und noch etwas. Sie werden doch nicht lange allein bleiben wollen; den etwa von der Predigerwittwe sich etwas wirthschaften zu lassen, dazu würde ich nicht rathen, es ist eine wunderliche alte Frau. — So? eine alte Frau? entgegnete er fragend, dann wird sie wohl nicht wieder heirathen? — Wünschten Sie das? versetzte die Mamsell. Konrad: ich könnte eben nicht sagen. Mamsell: eine Landsmännin wird Ihnen wohl lieber sein. Konrad: das eben nicht, sie würde die fremden Sitten hier so wenig kennen, wie ich. Mamsell: allerdings würden Sie immer besser thun, eine Inländerin zu nehmen, wenn sie auch gerade nicht in Waldhausen geboren ist. Aber ich muß wohl den gnädigen Herrn erinnern — sie ging in das vordere Zimmer und Konrad brach in einen lauten Fluch aus: tausendsapperment! sagte er und schlug sich auf den Mund, das ist ja gar keine alte Mamsell, wie ich dachte, das ist ja ein recht hübsches junges Mädchen. All der Hagel! was sie für schöne Augen hat, und wie sie mich ansah! Wenn sie einen Candidaten nicht verschmäht, Topp! so bin ich wirklich einer, oder sattle wieder um und kehre nach Secunda zurück.

Jetzt näherte sich Herr von Grauenstein in seinem langen Pelztalar und weiten Pelzstiefeln, gestützt auf einen Krückstock. Die Thür ließ Mamsell hinter ihm offen. Willkommen, Herr Kandidat, sagte er ganz kurz. Bravo! Sie haben ein recht biederes Ansehn, Sie werden einen recht guten Prediger abgeben. Setzen Sie sich da vor mich hin. Was macht mein alter Freund, der Herr von Brennau? — Der gnädige Herr, antwortete Konrad, hat mir recht viele Grüße für Ihro Gnaden aufgetragen; er ist sehr munter für seine Jahre, und sehr thätig: er hat ein Brauhaus und eine Brennerei, und mästet jährlich zwanzig Ochsen und fünfzig Schweine. — Und Ihre Predigt hat ihn neulich so gerührt? fragte Grauenstein weiter. Möchte mich auch einmal so von Ihnen rühren lassen. Doch ich bin schwer zu haben. Schütteln Sie nur meine Bauern tüchtig, da thut es noth. Die Kirche ist nichts anders, als ein geistliches Hochgericht, welches das Volk im Zaum halten und vom Bösen abschrecken muß, eine gelindere Ruthe, die dem Scharfrichter vorhergeht und den Gesetzen Gehorsam verschafft. Auf den rohen Menschen kann nur die rohe Beize wirken, die Furcht; erst, wenn er weicher wird, ist die Milde bei ihm angebracht, und zuletzt das Süße, was man die Liebe heißt, die aber leicht Heuchler macht und Lügner und feige Memmen. Etwas Barsches muß der Mensch behalten, damit er wahr bleibt und tüchtig. Ich denke dabei an England, hat Ihnen Herr von Brennau nichts von unsern Reisen erzählt? — Es sind ihm die schönsten Erinnerungen, erwiderte Konrad, er spricht oft davon. Auch haben wir versucht, englisch Bier zu brauen, aber es hat noch nicht recht gelingen wollen. — Sie scheinen sich zugleich für die Oekonomie zu interessiren, junger Mann — sagte Grauenstein — nun, das wird Ihnen in Waldhausen zu gute kommen, Sie finden etwas Acker bei der Pfarre. Freilich, viel ist es nicht. Bei uns ist mehr für das liebe Vieh gesorgt. — Ei, gnädiger Herr, fuhr Konrad heraus, was ziehen Sie auf Ihren Wiesen für prächtige Pferde heran! Alle Wetter! was sind das — Konrad erschrak. Es geht so leidlich damit, versetzte Grauenstein etwas selbstgefällig; ohne Krieg ist nur nicht viel damit zu gewinnen, und ich werde wohl mit der Zeit einige Wiesen in Acker verwandeln müssen. Wenn ich noch an die schönen arabischen Pferde denke, die ich auf meinen Reisen gesehen habe! Ja sonst! Das war ein ganz anderes Leben. Es ist,

als hätte ich mir in meiner Jugend zu viel Bewegung gemacht und als sollte mir dafür im Alter abgezogen werden. Mein England ist jetzt das Schloß; die Wiesen umher können das Meer vorstellen, ich bin rings davon eingeschlossen. Aber ich banne die Welt in meinen Kreis, und will den sehen, der sie besser regiert. Mein Krückstock hier ist mein Scepter; ich will keinem rathen, mir ein X für ein U zu machen. — Indem schlich Christine leise zu ihm heran und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Versteht sich! sagte er zu ihr — und dann zum Kandidaten: Sie sind heute Mittag mein Gast. Aber bevor wir zu Tische gehen, muß ich Sie bitten, mich auf den Vorsaal zu begleiten. Er klingelte — der Bediente kam — und sie begaben sich nach der großen Wage. Der Bullenbeißer — wie ein Cerberus am Richterstuhl der Unterwelt — hob sich augenblicklich auf seine Hinterfüße, und schritt mit freundlich geöffnetem Rachen und grandios auf dem Boden hin und her fegendem Schweif dem kommenden Herrn entgegen, der sich nun an Konrad mit den Worten wandte: ich weiß gern, wie viel meine Gäste wiegen, und wünsche nun auch zu erfahren, wie schwer mein Kandidat in's Gewicht fällt, und was er für das praktische Leben für Hoffnungen giebt. Treten Sie doch auf diese Wagschale. Konrad verwunderte sich ganz und gar nicht, was dem Herrn sehr wohlgefiel, er stellte sich hinauf, der Bediente setzte die Gewichte, und wie er damit horizontal schwebte, und man Rechnung hielt, fand sich, daß er 1 Centner und 40 Pfund weg. Recht! sagte der gnädige Herr, ich habe Sie gleich so taxirt. Sie werden die Kanzel recht würdig ausfüllen, und Ihr Ansehen wird Ihren Worten Kraft verleihen. Wenn Sie erst so ein Jahr der Gemeinde vorgedonnert, und Ihren Deputatochsen geschlachtet haben, denke ich, werden Sie schon noch stärker werden; nur einen Bauch dürfen Sie nicht bekommen, das verbitte ich mir. — Wie Sie befehlen, gnädiger Herr, antwortete Konrad mit einer tiefen Verbeugung, ich werde in Unterthänigkeit es zu vermeiden suchen. — Ich sehe auch nicht ein, fuhr Grauenstein fort, was ein aufgestiegener Bauch nützen soll. Es ist Ballast, Phlegma, abgestandenes Leben. Ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen, so einen dicken Bauch mit sich herum zu schleppen. — Konrad wußte nicht recht, ob das im Ernst oder im Scherz gesagt sei, doch hütete er sich, eine Miene zu verziehen. Wie sie die Wage verließen, seufzte er still: o mein armer Bruder!

Er ging nun zu Tische. Konrad mußte bei Christinen sitzen. Auf der andern Seite nahmen eine Gerichtsperson und ein Schreiber Platz, weiter herunter der Bereiter, der Oberverwalter und der Oberjäger; lauter große, starke Personen. Und alle waren in die Hausfarbe, in Grau, gekeidet, so daß unserm Konrad ganz dämmrig vor den Augen wurde. — Nur der Jäger machte eine Ausnahme, weßhalb denn Konrads Blicke, wie zur Erholung, oft auf den grünen Jäger gingen, so daß dieser zuletzt in Verlegenheit gerieth, und meinte, daß er etwas an sich habe. Sonst gefiel das Patriarchalische dieser Tischgesellschaft dem Gaste sehr wohl, und er sprach — überhaupt bei Tische gern aller Blödigkeit entsagend — den fetten Bissen, die Christine ihm vorlegte, recht wacker zu, was nur zu seinem Vortheil ausschlug, indem es das große Vertrauen des gnädigen Herrn auf seine Tüchtigkeit noch vermehrte. Grauenstein, in ehrwürdiger Haltung langsam speisend, schien sich immer auf etwas zu besinnen, fragte dies und das, und ließ mancherlei Befehle an seine Leute ergehen, als z. B. Herr Oberverwalter, haben wir noch alten Hafer genug? Mit dem neuen dürfen Sie mir sobald nicht kommen. Kunigunde lassen sie mit ihrem Katarrh nur noch im Stall, man muß ihr grünes Futter vorwerfen. Cäsar haart sich jetzt, man darf die Striegel nicht zu scharf anwenden. Von den Färsen mag die schwarze mit dem Stern zurückbleiben; die andern fort! — Herr Bereiter, es wird nun Zeit, der Rosamunde Hufeisen aufzulegen. Sie taugt nur zum Ziehen, sie muß in das Joch. Cato hat die erste Schule gut durchgemacht, bringen Sie ihn morgen nur mit Sattel und Zeug. Kleopatra trägt mir den Kopf noch immer nicht zu Danke, mehr herunter mit dem schlanken Hals, was hat sie am Himmel zu suchen! Der Hufschmied will dem Pluto zur Ader lassen, ich bin nicht dafür, warten wir bis zum nächsten Frühling. Und er soll nicht so oft Arznei eingeben, es verdirbt die Zucht. — Herr Oberjäger, schicken Sie doch unserm Herrn Superintendenten ein Reh in die Küche. Und lassen Sie überhaupt die Rehe nicht so alt werden. Sie verspeisen sich schlecht und werden nicht bezahlt.

Unterdeß sprachen Konrad und Christine meist heimlich mit einander; er mußte ihr von seiner Familie erzählen und sie freute sich, zu hören, daß sein Vater ein so angesehener Brauherr und ein reicher Mann sei. Die Dienstleute standen früher auf; der gnädige Herr gab noch bessern Wein zum Nachtisch, und wollte sehen, wie viel der Kandidat vertragen könnte, welcher denn auch hier eine große Tüchtigkeit beurkundete. Aber endlich wäre es ihm doch fast zu viel geworden, so daß Christine aufhören mußte, ihm einzuschenken. Darauf empfing sie seinen Arm und ging mit ihm nach dem Besuchzimmer zurück, während der gnädige Herr in seinem Kabinet blieb. Konrad küßte ihr die Hand und behielt diese länger in der seinigen, als zur gesegneten Mahlzeit nöthig war. Sie machten einander gegenüber eine lange Pause, wie wenn sie sich noch etwas zu sagen hätten, bis er in den Seufzer ausbrach: o himmlische Christine! und sie sich von ihm loswand, um den Kaffee zu besorgen. Hm! ich habe doch wohl zu viel getrunken, sprach er zu sich selbst, aber es war auch ein Wein darnach, ich hätte den Kandidaten der Theologie bald ganz mit hinunter geschlürft. Eine Courage fühle ich jetzt in meinem Leibe, daß ich es selbst mit dem Teufel aufnehmen wollte. — Indem trat der Superintendent herein. Er mochte seine Ankunft schon gewittert haben. Welch ein vierschrötiger Mensch! murmelte er für sich. Konrad verneigte sich so tief, als es nur ohne zu großes Uebergewicht geschehen konnte. Man begrüßte, man verständigte sich, und näherte sich in höflicher Ansprache von Weg und Wetter. Christine brachte den Kaffee und beide tranken ziemlich geruhig, nur daß der Superintendent den Kandidaten immer von der Seite ansah. Darauf fing er von seinen Zeugnissen zu reden an, bewunderte das große Lob und that so demüthig, wie wenn er vor ihm die Segel streichen müßte. Allmählig aber gab er dem Gespräch eine gelehrtere Wendung, und rüstete sich, ihm einige verfängliche Fragen vorzulegen. Es ist jetzt eine schlimme Zeit, sagte er, glauben Sie an Wunder, mein Wertheſter?

Konrad. O ja, Hochwürden, ich bin ja ein Theologe.

Superintendent. Was ist aber ein Wunder?

Konrad. Ein Wunder ist etwas, wovon man den Zusammenhang nicht einsieht.

Superintendent. Ei, da könnte ja die Sache doch noch natürlich zugehen, und nur unsere Beschränktheit am Wunder Schuld sein. Wie leicht kann das zur Freigeisterei führen! — Welches Wunder halten Sie denn wohl für das größte?

Konrad. Das größte Wunder ist das allererste, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen hat.

Superintendent. Wie denken Sie sich das?

Konrad. Es war Nichts da. Wenn also eine Welt geschaffen werden sollte, so war es immer das Beste, sie aus Nichts zu schaffen. Es mußte doch einmal der Anfang gemacht werden.

Superintendent. War es wohl möglich, mein Herr Kandidat, daß alle Thiere in den Kasten Noah gingen?

Konrad. O ja! Erstlich durch ein Wunder, zweitens durch verschiedene Behälter und drittens dadurch, daß man das Futter mitnahm. Es war eine Art von Stallfütterung. Die Stallfütterung ist überhaupt jeder andern Wirthschaft vorzuziehen. Man muß nur fleißig für Futterkräuter sorgen. Dadurch gewinnt man an Boden und an Dünger. Hier läuft freilich das Vieh noch wild umher. Die Stallfütterung —

Superintendent. Herr Kandidat, wir reden hier nicht von der Stallfütterung, sondern von den Wundern, wodurch sich Gottes Macht verherrlicht hat. — Wie ging es zu, daß Bileams Esel sprach und warum gerade ein Esel?

Konrad. Es war ein Wunder. Wär' es ein Hund gewesen, den hätte man verstanden, ohne daß er spricht, das wäre gar kein Wunder gewesen. Ich habe einen Pudel gesehn, der jedes Wort verstand. Unser Spitz bei der Heerde —

Superintendent. Still! — Sagen Sie: warum haben wir nur vier große und dagegen zwölf kleine Propheten?

Konrad. Weil das Große überhaupt selten ist.

Superintendent. Sollten Sie nicht wissen, daß die erstern viele und die letztern wenig Capitel der Lehre und Weissagung geschrieben haben? Groß von Geist waren sie gewiß.

Konrad. O die großen Propheten waren sicher auch groß von Körper, große, starke Menschen! (Er sagte dies mit Fleiß recht laut, damit der Edelmann im Kabinet es hören möchte.)

Superintendent. Was finden Sie Lehrreiches an der Hochzeit zu Canaa?

Konrad. Wir ersehen daraus, daß die christliche Liebe Wasser in Wein verwandelt, die Juden dagegen schlechten Wein aufsetzen, sobald sie glauben, die Gäste merkten es nicht mehr. Hierin liegt offenbar der Anfang des Christenthums. Noch bis auf diesen Tag kommen bei uns die bessern Weine zuletzt.

Superintendent. Nicht übel bemerkt. Aber sagen Sie: warum fuhren die Teufel bei den Gadarenern in die Säue?

Konrad. Weil sie ihnen gehörten. Das Schwein ist ein unreines Thier. Wo könnten sie besser logiren? die Juden essen auch deshalb noch bis auf diesen Tag kein Schweinefleisch, weil sie glauben; der Teufel stecke darin.

Superintendent. O ich bitte nicht zu scherzen. —

Was meinen Sie: hat Petrus Hahn zweimal gekräht oder öfter?

Konrad. Er hat öfter gekräht, aber Petrus hatte an zweimal genug. — Vom Hahn kann man auf die Hühner schließen, die der Hohepriester muß gehalten haben, aber sie passen nur in eine große Wirthschaft, wo viel abfällt; wenn man die Hühner erst füttern soll, kosten sie mehr als sie einbringen. — — Der Superintendent rief ihn zornig zurück von der Abschweifung, und ging nun auf die Kirchengeschichte über, mischte griechische und lateinische Worte in seine Fragen, und dem Kandidaten wurde nach gerade angst und bange: er sollte die Kirchenväter nennen, und fing an zu stottern; endlich lief ihm der Angstschweiß von der Stirn. Christine, die immer ab und zu ging, konnte das nicht länger mit ansehen; sie näherte sich und sagte: der gnädige Herr wünschen den Herrn Superintendenten zu sprechen. Dieser räusperte sich und begab sich in das vordere Zimmer. Aber er erschien vor dem gnädigen Herrn mit sehr bedenklicher Miene, und betheuerte, daß es unbegreiflich sei, wie das Consistorium diesem Kandidaten ein so gutes Zeugniß habe ausstellen können. Von den Kirchenvätern wisse er so wenig, daß er sie sogar mit unsern Kirchenvorstehern verwechsele. In natürlichen Dingen sei er gut bewandert, aber nicht in theologischen. — Und doch kommt alles von dem natürlichen her, entgegnete Grauenstein. Ich kann mirs denken: Sie haben ihn zu materiell gefunden. Aber das hat nichts zu sagen. Ich verlasse mich auf das Consistorium und auf meine fünf Sinne. Setzen Sie nur die Vocation für ihn auf, daß ich sie heute noch unterschreiben kann. Erschrecken Sie aber nicht, wenn Sie nach Hause kommen und Ihnen ein großes Thier begegnet, es ist kein Thier aus der Offenbarung, sondern ein Reh, das ich Ihnen so eben zugeschickt habe, lassen Sie es sich gut schmecken. Gott befohlen! — Der Superintendent verbeugte sich stillschwrigend und verließ das Schloß.

Gottlob! sagte Konrad, und setzte sich auf das Sopha, um sich von der Angst zu erholen, die er zuletzt ausgestanden hatte. Christine war draußen beschäftigt, um seine Sachen aus dem Gasthofe, wo er, wie sie meinte, unmöglich bleiben könne, in das Schloß herüber schaffen zu lassen, und wie sie wieder zurückkam, fand sie ihn eingeschlafen. Ihn bedauernd betrachtete sie ihn näher und gestand sich, daß er ein recht hübscher Mensch sei. Indem er träumte, schlug er ein paarmal um sich, erwachte dann und bat um Verzeihung. Christine wünschte ihm Glück zu dem siegreichen Gefecht mit dem Superintendenten, und that, als wenn sie von der erlittenen Schlappe gar nichts gemerkt hätte. Sie rieth ihm indeß, zu seiner Erholung in den Schloßgarten hinab zu gehen, und sich die englischen Anlagen anzusehen. Dieser Anweisung folgte er denn auch gleich, schauete um sich und athmete fleißig von der kühlenden Abendluft ein, die sie ihm verordnet hatte. Im Kopfe wurde es allmählig wieder helle, und er wunderte sich über die schnakischen Antworten, deren er sich gegen den Superintendenten erkühnt. Die Bewandtniß mit den großen und kleinen Propheten wußte er jetzt recht gut, auch fielen ihm mehrere Kirchenväter ein, aber nun zu spät. Um die englischen Irrgänge kümmerte er sich wenig; er sehnte sich nach einer freien Aussicht, stieg auf die Hecke, und unterhielt sich mit einem muntern Füllen, das neugierig das jugendliche Haupt zu ihm erhob und dann Reißaus nahm. Ins Dickicht zurückgekehrt und mit Gedanken an Christinen beschäftigt, warf er sich die Frage auf, ob es einem Kandidaten der Theologie wohl erlaubt sei, ein hübsches Mädchen zu umarmen. Warum nicht? sagte er. Die Bibel versichert zwar, daß Jacob 14 Jahr um Rahel gedient habe; aber was zwischendurch vorgefallen sein mag, davon steht nichts dabei. — Ob ich es wage? ob sie es wohl nicht übel nimmt? — Er wollte noch weiter in die Betrachtung eingehen, als der breite Bediente ihn im Namen der Mamsell in das Schloß zurück rief. Da der gnädige Herr des Abends nicht zu speisen pflegte, so waren sie einander selbst überlassen. Sie benutzten auch die Zeit nicht übel, thaten immer weiter ihres Herzens Kammern auf und gingen hinüber und herüber. Sie erzählte von Waldhausen und wie dabei ein Vorwerk liege, das dem gnädigen Herrn gehöre, und das sie bisweilen zu besuchen pflege. Er dagegen sprach viel von den Braupfannen seines Vaters und was daraus für die Folge sich ergeben möchte. Es war das Erstemal, daß er über dem Reden das Essen vergaß. Aber wie zuletzt eine verdeckte Schüssel auf den Tisch kam, regte sich seine ganze Aufmerksamkeit. Christine hob den Deckel auf, und — die Vocation lag vor ihm, die der Superintendent ausgefertigt und der gnädige Herr schon unterschrieben hatte. Jetzt konnte er sich nicht länger halten, er umarmte die himmlische Christine, die sich nur mit Mühe von ihm loswand. Was soll das bedeuten? fragte sie, vom Tische aufstehend. Ich bin so gerührt — entgegnete er — von Freude, von Dankbarkeit und — von noch etwas. Gewiß — ich bin ein guter Mensch, und Sie haben nicht Ursach, sich vor mir zu fürchten. — Beinahe sollte ich's, antwortete sie, aber ich kann mir Ihre Freude wohl erklären. Es ist auch nun Alles überwunden, und Sie können für Waldhausen immer Ihre Einrichtungen treffen. Zwar muß noch eine Probepredigt vorhergehen, wozu Ihnen ein Tag wird bestimmt werden, aber damit hat es nichts zu bedeuten, es ist eine bloße Förmlichkeit, die Bauern haben gar keine Stimme bei der Wahl, man will ihnen nur nicht mit einem neuen Prediger blindlings über den Hals kommen, und sieht es gerne, wenn sie zufriedene Gesichter zeigen. Ihnen wird es ein leichtes sein, durch Ihren Vortrag sie zu gewinnen. — Konrads Augen gingen an den Balken; er hatte nicht das Herz, ihren Blicken mit einem lügenhaften Ja zu begegnen. Der Himmel wird ja wohl für das Weitere sorgen, erwiederte er endlich, und sich zurückwendend nach dem Bedienten, der gekommen war, ihm sein Zimmer anzuweisen, sagte er ihr etwas beklommen gute Nacht.

Der Morgen war still und ernst. Je näher der Abschied kam, desto weniger sprachen Beide. Indeß konnte sie doch nicht umhin, wie der Wagen vorrollte, den gnädigen Herrn herbeizurufen, daß er die großmächtigen Braunen betrachten möchte. Schön, sagte er, recht schön, in ihnen erkenne ich die Würde des Besitzers; ein tüchtiger Hausherr sorgt für tüchtiges Geräth. Also auf Wiedersehn! rief sie ihm zuletzt zu, und der Wagen donnerte mit ihm davon. —

Obgleich Konrad seinen Plan im Ganzen glücklich ausgeführt hatte, fiel doch seine Rückreise nicht so vergnügt aus, wie sein Kommen. Wie wird das werden! rief er öfters aus, und jeder Glockenschlag von den Thürmen schärfte sein Gewissen.

Der Vater wäre auch bei seinem Empfange beinahe erschrocken über das nachdenkliche Gesicht, das er von der Reise mitbrachte. Wie er indeß Alles, was er gethan und gelitten, sich ausführlich hatte erzählen lassen und nun wirklich die Vocation für Gottfried in den Händen hielt, gab er keinem Zweifel mehr Raum, sondern brach in lauten Jubel aus, indem er zugleich dem Vermittler den wahren Grund seines tiefern Ernstes wohl abmerkte. Staunend über seine Schilderung sagte er: so war der Tod des Braunen doch kein Unglück; er führte mich zum Pferdehändler, der uns von Grauenstein erzählen konnte. Ohne dieses wäre Gottfried im besten Vertrauen nach Riethstädt gereist, und wahrlich! er hätte mit seiner Person die Pfarre nicht bekommen. — Bald darauf wurde die schriftliche Gewißheit dem berufenen Gottfried zugestellt, wie wenn sie eben durch den Herrn von Brennau angelangt wäre. Er trug seine Freude wieder sogleich zu Rosetten und ihrer Mutter hinüber, und eilte dann auf sein Studirstübchen zurück, um Predigten im Voraus zu verfertigen, denn sein theologischer Eifer kannte keine Grenzen. Dem widersetzte sich nun aber Vater und Bruder mit allem Fleiß. Sie dachten an die große Wage und wünschten, daß der Unterschied zwischen den beiden Candidaten sich einigermaßen ausgleichen, wenigstens sich vermindern und die Lüge soviel wie möglich sich in Wahrheit verwandeln möchte. Man konnte auch nicht wissen, ob nicht doch irgendwo sein Körper dem Herrn von Grauenstein noch zu Gesichte käme, ja, ob nicht vielleicht Waldhausen selbst dessen Grundsätze theile. Er sollte von jetzt an durchaus nicht mehr so viel studiren, sondern essen und trinken, und spaziren gehn. Man besann sich auf Alles, was den Menschen stark mache, ließ ihn kräftiges Brod in Bier tunken, braunschweigische Mumme frühstücken, that Mittags Mark in die Suppe, und setzte ihm englisirtes Rindfleisch vor. Der Vater zog auch Gelehrte und einen Arzt mit zu Rathe. Man trieb ihn hinaus zum Gebrauch der Landluft, und gab ihm in Lindenfeld eine Jagdflinte in die Hand, um hinter Hasen her sich stärkeren Appetit zu holen. Darauf warf man ihn in das Wasser, erst in Flußwasser, dann nach und nach in Kleien-, Malz- und Molkenbäder. Um ihn ruhig, pflegmatisch, schläfrig zu machen, las man ihm Romane in Briefen, breite Novellen mit langen Dialogen, Philosophien nach höchsten Prineipien und mathematische Berechnungen vor, ließ ihn auch einigen Sitzungen im Gericht mit beiwohnen. Der arme Gottfried erlag fast unter der Last von Pflichten, die man zur Pflege des Körpers und zur Abdämpfung des Geistes ihm auferlegt hatte. Er sah alle Tage in den Spiegel und konnte noch immer nicht finden, daß er stärker würde. Die Hilfsmittel schlugen so wenig an, daß sie seine innere Bewegung und seine Sehnsucht nach der Kanzel nur noch vermehrten. Wenn ein Hase aufsprang, hielt er oft in Gedanken eben eine Rede an die Gemeinde, verfehlte den rechten Augenblick und hätte eines Tages beinahe den herrschaftlichen Jäger gestreift. In den Bädern ertrug er die Langeweile nicht, er beelamirte und vergaß nachher, aus dem Wasser zu steigen. Bei Vorlesungen merkte er sich nur, was zur Erbauung dienen konnte, und setzte still für sich die Be-

trachtung fort, bis wieder eine Stelle ihn zu neuer Betrachtung reizte. Zu Tische ging er mit Aechzen wie zu einer schweren Arbeit, man hörte nicht auf, die Gerichte zu empfehlen, gab man aber nicht Acht, so war er schnell genug, heimlich dem Hunde unter dem Tisch große Bissen zuzustecken, um nicht damit geplagt zu werden. Er that in Allem sein Möglichstes, theils aus gutmüthiger Folgsamkeit überhaupt, theils aus Liebe zu den Seinigen, besonders zu seiner Geliebten, die ebenfalls zu wünschen schien, daß er stärker werden möchte, theils aber auch aus der eigenen Ueberzeugung, daß allerdings körperliches Ansehn wohl viel zur stärkern Wirkung eines gottseligen Vortrags beitragen könne. Endlich jedoch verlor er die Geduld, entzog sich in der Stille dem unfruchtbaren Zwang, und zündete Nachts, wenn Alles schlief, ein Licht an, um das, was innerlich trieb und jährte, auch äußerlich zu offenbaren. O du elende, erbärmliche Welt! sagte er, die du immer an der Schale klebst, die Sinne füllest und dem eitlen Glanze fröhnst, ich will dir zeigen, welche Kraft dem schwachen Sterblichen verliehen ist, wenn der Geist Gottes ihn beseelt. Es ist dieselbe Kraft, die den Menschen aus dem Nichts hervorruft, so daß er sagen kann: ich bin! die jedem Geschöpfe sein Dasein giebt, den Trieb legt in das Thier wie in die Pflanze, die Atome zu Gestalten zusammenfügt, aus dem Innern heraufsteigt, die Wände des Gefäßes baut und tausendfache Tempel errichtet, die Alles schafft und wieder schafft, die Körper aus den feinsten Fasern webt und ausspannt, die Jegliches faßt und trägt und im ewigen Wechsel erhält. Ohne diese belebende Kraft wäre die ganze Welt nur ein Schutthaufen, eine Anhäufung von Trümmern, die mit jedem Augenblick mehr zerfallen müßten, erbleichen müßten im Strahl der Sonne, vergehen im Regen, verwittern an der Luft. Was rühmt ihr euch also der Armesstärke, des stolzen Halses, der breiten Brust? Sind sie es, welche zum Volke predigen, oder ist es das Herz, das erglüht, der Geist, welcher denkt, die Ahnung, die aus der Tiefe steigt, und der Glaube, dem die Gottheit sich offenbart? Kann meine Stimme nur das Ohr erreichen — mit jenen Gewalten will ich das Herz des Herzens treffen, das Gemüth siegreich erheben, es zu himmlischer Wehmuth rühren und den Sünder erschüttern bis in das tiefste Gebein, ja ihn zermalmen in seinem Trotz.

So sprach und schrieb er oft bei Nacht, weil ihm bei Tage zu wirken versagt war.

Endlich, fast am Ende des Wittwenjahrs, kam die erwartete Einladung zur Probepredigt. Nun überließ man den tief erfreuten Gottfried sich selbst, und störte ihn nicht weiter in seinem Fleiß.

Ueber den äußern Menschen pflog man indeß noch einige Berathung. Um das, was die Natur bei der ersten Bekleidung der Glieder an Fülle und Rundung gegen ihn versäumt hatte, wenigstens dem Anschein nach einigermaßen zu ergänzen, sorgte man für starke Unterkleider, und gab dem Leibrock, der fügsamer war, als er selbst, ein doppeltes Futter, setzte auch durch höhere Schuhabsätze seiner Körperlänge, wenn auch nicht eine Elle, doch ein Paar Zoll hinzu. Bei dem allen blieb er doch gegen den Umfang seines Bruders noch um ein Bedeutendes zurück, und behielt überdies sein blasses Gesicht, an dessen mögliche Auffrischung man nicht einmal dachte, weil Golbeck noch in so tiefer Unschuld lebte, daß es mit Theater und Schminke noch völlig unbekannt geblieben war. Er selbst, der sich die wärmere Bekleidung nur aus Rücksicht gegen die kühler werdenden Tage gefallen ließ, würde sich auch zu einer Anfärbung keineswegs verstanden haben, aus derselben Abneigung, womit er alle Verstellung haßte.

Die Gemeinde wird er schon noch erobern, sagte Konrad zum Vater, aber wie wird sich der Superintendent gebehrden, wenn er in dem ankommenden Kandidaten nicht mich, sondern einen andern erblickt? Man überlegte, wie man ihn beschwichtigen, versöhnen, gewinnen könnte, und welche Beweggründe wohl am ersten auf ihn wirken möchten. Der Brauherr brachte ein schönes Märzbier in Vorschlag, das schon manchen Menschen sehr liebevoll gestimmt hätte. Es macht aber auch zum Zorn geneigt, bemerkte Konrad, manchen hat es schon bis zur Schlägerei getrieben. Es läßt sich da wohl im Voraus nichts thun, man muß bei dem Gestrengen erst die weichen Stellen ausspioniren. Hat Gottfried doch die Vocation, darauf muß er fußen. Die muß er gleich mitnehmen, fügte der Vater hinzu, — und aus Vorsicht laß ich ihm einen Paß ausfertigen, worin seine Person genau beschrieben ist.

Das geschah; und nachdem alles so aufs beste vorbereitet war, machte der Vater mit Gottfried sich auf die Reise. Er sprach unterwegs wenig mit ihm, um seine theologischen Gedanken nicht mit fremden Dingen zu durchkreuzen; desto emsiger dachte er an seine Verpflegung, wozu seine Braut auch manche gute Aushülfe für schlechte Wirthshäuser mitgegeben hatte, verwahrte ihn gegen Wind und Wetter, legte den Mantel ihm um die Schultern, knöpfte ihm die Weste zu und sorgte für ihn wie eine Mutter. Im Plan der Reise ging seine Absicht dahin, erst kurz vor dem Anfang der Kirche mit ihm einzutreffen, damit ohne lange Beschauung sogleich die Wirkung seines Geistes eintreten könnte. Waldhausen, das seinen neuen Prediger mit großer Spannung erwartete, gerieth also in nicht geringe Unruhe, als am Morgen des feierlichen Sonntags eine Stunde nach der andern verging, ohne daß der Kandidat erschien. Der Glöckner fing schon an, vorzuläuten, und er war noch nicht da. Aengstlich liefen die Leute vor das Dorf, um sich nach ihm umzusehen. Da endlich rollte der Wagen daher, alle standen nun fest wie die Mauer, nahmen die Hüte ab, und zogen ein langes Gesicht. Sie schienen von der Außenseite des Kandidaten nicht sehr erbaut; doch der Anblick der herrlichen Braunen vor dem Wagen half dem gesunkenen Respekt wieder etwas auf.

Im Gasthofe fand man die Einladung auf das Vorwerk, aber man entschuldigte sich mit der Kürze der Zeit, und wie es zum zweiten Male läutete, schritt Grundmeyer mit seinem Sohn auf die Kirche zu, und begleitete ihn bis in die Sakristei. Hier glaubte er den Superintendenten zu finden, gegen den er seinen Gottfried in Schutz nehmen wollte; aber der anwesende Geistliche empfing sie gleich mit der Erklärung, daß der Superintendent zu kommen verhindert worden; er sei der Adjunct. Der Brauherr that den Mund weit auf, und athmete diesen Trost ein wie den Duft der schönsten Würze. Sein Sohn bezeigte sich ganz gleichgültig dagegen, gab dem herbei springenden Küster die Lieder, und setzte bei dem Aufwallen der Orgeltöne sich ruhig hin, in Uebereinstimmung mit der Gemeinde zu singen.

Mit dem Ausbleiben des Superintendenten aber hatte es folgende Bewandtniß. Der gnädige Herr selbst hielt ihn zurück. Er fürchtete nämlich, daß derselbe, weil er gegen den erwählten Kandidaten ein Vorurtheil hege, bei seinem Auftreten ihm nachtheilig werden, und vielleicht über ihn eine Aeußerung thun könnte, welche die Gemeinde in eine üble Stimmung versetzte; er ließ ihn deßhalb ersuchen, ihm selbst diesen Sonntag in der Kirche einmal etwas vorzupredigen. Er sähe sich dazu gewissermaßen genöthigt, weil seine Pflegetochter ihn verlasse und nach Waldhausen reise, den Kandidaten zu hören, ihm also diesen Sonntag zur Hausandacht keine Predigt vorlesen könne.

Christine war denn auch wirklich nach Waldhausen gereist, und im Vorwerk abgetreten, um dort ihren heimlich Geliebten gleichsam als Wirthin zu empfangen. Wie sie aber hörte, daß er wegen Verspätung gleich zur Kirche geeilt sei, begab sie sich auch dahin, nahm indeß aus Vorsicht nur im Hintergrunde hinter einem Pfeiler Platz, um durch ihren Anblick ihm keine Störung zu verursachen.

Wie er jetzt auf die Kanzel trat, staunte sie, schärfte ihr Auge, und war lange ungewiß, ob sie ihren Candidaten sähe, oder einen andern. Ja, ja; sagte sie, er ist es! und dann nach einem zweiten Blick wieder: er ist es nicht! — bin ich denn mit Blindheit geschlagen? Es ist doch Stirn, Nase, Mund und Kinn, dasselbe Haar. Er ist es wahrhaftig. Aber wie mager, wie elend sieht er aus! Kann ein Mensch in einem halben Jahre sich so verändern? Ich begreife es nicht, er muß krank gewesen sein. Die schmalen Wangen, das blasse Gesicht, die magern Hände! Nein! es ist doch wohl nicht möglich. Er kommt mir auch kleiner vor; es ist auch sein Anstand nicht. Er steht ja wie eine Bildsäule da! Warum? Ist es aus Frömmigkeit? Hat er wohl gar aus Verstellung sich so verwandelt? Hat er blaß aussehen wollen? Hat er gefastet, sich kasteit, oder vorher Rhabarber genommen? Man sagt, daß manche wirklich solch Gaukelspiel treiben, aber ihm traue ich es nicht zu. Eher will ich glauben, ihn plage ein schleichendes Fieber. Gott im Himmel! was steigen mir alles für Gedanken auf! Er lebt ja noch, und kommt, um zu predigen. Still! Er spricht — es klingt wie seine Stimme, aber wie schwach, wie rauh! Ist das Heiserkeit? Hat er sich unterwegs erkältet? Oder ist nur die Angst Schuld daran? — Jetzt spricht er schon besser. Aber er bewegt ja keine Hand, und warum hält er die Augen verschlossen? Sollte er mich hier gewahr geworden sein? Gott! Es wird mir ganz unheimlich, da ich ihn zu sehen glaube, und doch nicht weiß, ob er es ist. — Merke auf, was er sagt, vielleicht findest du ihn in den Gedanken wieder.

Gottfried hatte die allumfassende Liebe Gottes, wie das Christenthum sie lehrt, zum Gegenstand seiner Betrachtung gewählt. So lange er noch von Gottes Wohlthaten durch die Natur sprach, glaubte sie wirklich hin und wieder etwas von den Aeußerungen ihres Kandidaten zu hören, nur daß es eine Oekonomie des ganzen Weltalls war, die sich vor ihrer Seele ausbreitete. Es war die segnende Hand des Vaters, der seine Kinder mit Gaben überschüttet, der vorsorgende Geist, der das Glück ganzer Völker, wie das Schicksal jedes Einzelnen

bedacht hat, das liebende, wachsame Auge, das herrschend über Thronen und Paläste bis in die niedrigste Hütte dringt. Bald aber vergaß sie, von der Begeisterung des Redners fortgerissen, über den Vortrag die Person, und gab sich mit der still aufhorchenden Gemeinde den seligsten Gefühlen hin, wie er tiefer in die Gesinnung des Allwaltenden hinabstieg, und jene unbegrenzte Liebe schilderte, die auch des Sünders sich erbarmt, des Strafbaren schont, selbst den Schlechtesten nicht in seinem Verderben lassen, sondern alle — alle erretten, und an das Vaterherz zurückführen will, nach jenen herrlichen Bildern und Gleichnissen der heiligen Schrift, wo der Hirt, um ein verlornes Lamm zu suchen, die ganze Heerde verläßt, die Frau, die einen Groschen verlor, ein Licht anzündet, und emsig durch das ganze Haus sucht, wo der verirrte Sohn sich in die Arme des Vaters stürzt, und dieser ein Fest ihm bereitet und spricht: mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden! jene Liebe, wornach die Engel im Himmel sich mehr freuen über einen Sünder, der Buße thut, als über Neun und Neunzig Gerechte. — Und eine Sehnsucht erwachte in den Herzen der Zuhörer, ein Hinneigen zu dieser unendlichen Liebe, ein inneres Regen und Bewegen des göttlichen Bildes nach seinem Urbilde, und leise klang es in der tiefen Brust: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! worauf es wie eine Antwort aus der Ferne kam: sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben. — Die ganze Gemeinde war tief ergriffen, alle weinten, Christine mit ihnen.

Der Brauherr aber, der ihre Anwesenheit in der Kirche bemerkt hatte, dachte jetzt daran, von ihrem Verhältniß zu seinem Sohne Konrad unterrichtet, wie er eine Begegnung zwischen ihr und Gottfried hindern könne. Eine schnelle Entfernung blieb das beste Mittel. Er bat ihn deshalb, wie er von der Kanzel herabstieg, in der Sakristei so lange zu warten, bis er käme, ihn abzuholen. Er eilte nach dem Gasthofe zurück, ließ gleich anspannen, und seine schnelle Abreise gegen den Wirth damit entschuldigend, daß er unterwegs bei einem Freunde einzukehren versprochen habe, fuhr er bei der Kirche vor, nahm seinen Sohn in den Wagen, hüllte ihn wieder in den Mantel — und so auf und davon, ehe noch die Waldhäuser sich darauf besinnen konnten, ihn zu umringen und zurück zu halten. Sie standen in Gruppen umher, die jüngern stürzten hinterdrein, alle nach dem Anblick des Kandidaten begierig, wie wenn er nach der Predigt anders aussehen müßte. Gern hätten sie die Worte, die er sprach, noch einmal aus seinen Augen gelesen. Ihm nachstarrend ward ihnen zu Muthe, wie dem Wanderer, der über einen Fluß will, und dem plötzlich der wilde Strom die Brücke genommen.

Christine glaubte am besten zu thun, wenn sie sich in das Haus der Predigerwittwe begäbe, wo er auf dem Wege zum Gasthofe vorbei mußte, und von wo aus sie ihn näher betrachten und auch wohl seiner Person sich versichern konnte, aber da die Kirche völlig aus war und er nicht erschien, vermuthete sie mit der Wittwe, daß er einen Besuch beim Richter mache. Sie verfügte sich also zu diesem hinüber, und that, wie wenn sie eine Bestellung vom gnädigen Herrn an ihn auszurichten hätte. Aber auch hier fand sie ihn nicht. Immer ungeduldiger ging sie nun, sich ein Herz fassend, gerades Weges nach dem Gasthofe, und hier hörte sie denn zu ihrem Erstaunen, daß er schon abgereist sei.

Was half es ihr jetzt, wenn man ihm von allen Seiten die größten Lobsprüche ertheilte? Es vermehrte nur ihren Schmerz. Sie sah ihn selbst nicht; er war verschwunden. Die Entschuldigung von kurzen Tagen und schlechten Nachtquartieren konnte sie nicht gelten lassen. Die Eile schien ihr unerklärlich. Warum kommt er nicht auf das Vorwerk? Will er mich vermeiden? sagte sie, und weshalb? Scheut oder schämt er sich, mit dem blaß gewordenen Gesicht vor mir zu erscheinen? Will er nicht gestehn, daß er krank war, will er mich nicht betrüben? — O das nutzt ihm wenig — ich bin jetzt um so mehr besorgt für ihn. Oder — nein, ich mags nicht denken — hat eine andere ihn von mir abgelenkt? Soll ich vergessen sein? Oder hat er nicht so warm für mich empfunden, wie er mich glauben ließ? — Oft dachte ich in der langen Zeit, er würde einmal an mich schreiben. Ich entschuldigte ihn mit Blödigkeit, mit Bescheidenheit; die Freude sollte vielleicht um so größer sein, wenn wir uns wieder sähen. Und nun stehe ich hier, wie aus einem Traum erwacht. Der Tag ist da, aber die Hoffnung blieb unerfüllt. Ich weiß nicht, was ich glauben, was ich denken soll. Ob es nicht doch ein anderer war? Wenigstens handelt er wie ein anderer.

Traurig kehrte sie mit dem Adjunct nach Riethstädt zurück. Dem gnädigen Herrn mochte sie von der veränderten Gestalt nicht einmal sagen; es hätte ihm sonst seine Ungunst zuziehen können. Der Adjunct aber wurde nicht fertig, seine herrliche, kräftige, rührende, erbauliche Predigt zu lobpreisen. Ja, das wußte ich im voraus, versetzte Grauenstein lächelnd, das habe ich ihm angesehn. So ein tüchtiger Mensch kann ja nichts thun und sprechen, was nicht von Wirkung wäre.

Dem Superintendenten klang es dagegen wie ein Mährchen, als der Adjunct ihm berichtete, der Kandidat habe nicht allein eine überaus gute Predigt gehalten, sondern nachher auch in der Unterredung mit ihm die tiefsten theologischen Kenntnisse verrathen. Das ist ja gar nicht möglich! entgegnete der Superintendent, bei mir war er ja so unwissend wie ein Haubenstock, und ein so dickköpfiger Mensch! — So gar dickköpfig ist er doch nicht, erwiederte der Adjunct, er kam mir eher etwas schmal vor. — Nun, da muß ich ihn wohl durch ein Vergröß'rungsglas gesehen haben, sagte der Superintendent höhnisch und verdrießlich; ich hätte ihn eher für einen Bierschröter als für einen Kandidaten gehalten. Freilich, wenn die Kandidaten predigen sollen, kriechen sie immer etwas zusammen. Er mag schön gezittert haben. — Nicht im mindesten, versetzte der Adjunct, ganz ruhig — ja gleichgültig, möchte ich sagen — stieg er die Kanzeltreppe hinauf. Aber oben war es, als ob ein ganz anderer Geist in ihn führe, so feurig, so beredt strömte es ihm von den Lippen. — Ja, ein anderer muß freilich wohl in ihn gefahren sein, und wäre es auch nur die Predigt eines anderen — entgegnete der Superintendent noch verdrießlicher — wie könnte sonst dieser bücherne Held solche Wunder an Ihnen verrichtet haben. Sie sind ja noch ganz außer sich. Lassen Sie es gut sein, Herr Kollege, erzürnen Sie mich nicht. — Nun bei der Einführung werden Sie es ja selbst sehen, fügte der Adjunct noch hinzu, und wünschte ihm darauf eine geruhsame Nacht.

Christine plagte sich mit mancherlei Vorstellungen und konnte besonders den Gedanken nicht loswerden, daß ihr Kandidat nach der Predigt noch mehr leiden, vielleicht in Siechthum verfallen möchte. Gern hätte sie an ihn geschrieben, ja nach dem Drange ihres Herzens einen Eilboten an ihn abgesandt, aber die Schicklichkeit erlaubte nicht, von ihrer Seite zuerst einen solchen Schritt zu thun. Doch Erkundigung über ihn einzuziehen, das schien durch eine natürliche Theilnahme am Zustande eines Leidenden überhaupt gerechtfertigt. Sie hörte, daß in Goldeck bald wieder ein Jahrmarkt eintreten und daß der Muldenhauer mit seinen hölzernen Waaren dahin reisen würde. Diesen lud sie zu sich, schenkte ihm eine Tasse starken Kaffee ein, und gab ihm den Auftrag, in Goldeck sich doch umzuhören, wie es dem Kandidaten ergehe, der neulich bei seiner Probepredigt in Waldhausen so blaß ausgesehen. Doch habe er nicht nöthig, sich deshalb an ihn selbst zu wenden — eine solche Frage würde ihn nur beunruhigen, — sondern er könne das auch wohl in der Nachbarschaft erfahren.

Der Muldenhauer reiste, und zu Goldeck in den Markttagen umherwandernd kam er auch in die Straße, wo Grundmeyer wohnte, und gelangte denn mit seinen Quirl'n und Schaumlöffeln endlich zu Rosetten und ihrer Mutter. Da er sich von Riethstädt her schrieb, kaufte man ihm gern etwas ab und unterhielt sich mit ihm. Er fragte sofort, was der Kandidat mache, der in Waldhausen so schön gepredigt hätte und ob es ihm auch gut bekommen wäre. Man gab zur Antwort, er sei munter und gesund, und wenn er auch blaß aussehe, so sei er deshalb doch nicht krank. Mit dieser Nachricht werde ich viel Freude anrichten, sagte der Muldenhauer weiter, und setzte noch als ein Neuigkeitskrämer hinzu: man spricht, Mamsell Christine, die Wirthschafterin im Schlosse, werde ihn heirathen. Da faßte die Mutter ihn scharf in's Auge und erwiederte: guter Freund, behalte er seine Neuigkeiten für sich, und rede er nicht solches Zeug. Wir wissen das besser, meine Tochter Rosette hier ist seine Braut. — Nun das ist denn ein anderes, entgegnete er, ich rede nur, was ich in Riethstädt gehört habe, bitte tausendmal um Verzeihung. Damit nahm er seine Waaren wieder auf und ging.

Aber es war, als wenn er einen glühenden Brand im Hause zurückgelassen hätte, der nun in helle Flammen schlug. Die Braut fing an zu jammern, die Mutter schalt bald mit ihr, daß sie so etwas glauben könnte, bald auf den Bräutigam, wenn er durch eine Unvorsichtigkeit vielleicht dazu Gelegenheit gegeben. Rosette versicherte, daß er seit der Probepredigt sich kälter gegen sie betrage. Weil er den Kopf voll hat, versetzte sie, es sind ja hunderterlei Dinge zu besorgen. Indem trat er selbst herein, man umringte ihn mit Klagen und Vorwürfen, er staunte über die Nachricht. Was muß es doch für boshafte Menschen in der Welt geben, rief er aus, ich bin mit keinem Schritt in Riethstädt gewesen, habe mit keinem Fuß das Schloß betreten, noch mit keinem Auge die Mamsell gesehn. Das ist aber der Teufel, der umhergeht, und des Nachts Unkraut unter den Weizen säet. — Rosette gönnte ihm keine Gegenrede weiter, sondern lief auf ihr Zimmer, denn sie gehörte zu den empfindlichsten Naturen, die bei aller Zärtlichkeit gern trotzen und schmollen. — Gottfried rannte umher wie einer, den Zahnschmerzen plagen. Er trug seine Noth mit zum Vater hinüber. Konrad, der mit seinem stillen

Vorhaben den Dienst bei Herrn von Brennau kürzlich verlassen hatte, betrachtete ihn mit erbarmungsvollem Blick. Es ist ja nichts, lieber Bruder, tröstete er, du bist unschuldig, was schwatzen die Leute nicht! es wird sich mit der Zeit schon noch alles aufklären.

Nicht minder gab es großes Elend bei Christinen, wie der Muldenhauer mit der gegenseitigen Nachricht zu ihr zurückkehrte, nämlich daß er zufällig die Braut des Kandidaten kennen gelernt habe, welche versichere, der Bräutigam sei munter und gesund, die Blässe wäre nur eine Verläumdung seines Befindens. Christine brauchte ein Paar Augenblicke, sich vom ersten Schreck zu erholen, dann that sie über die Braut eine Menge Fragen, auf welche die von den Antworten die wichtigste blieb, daß sie hübsch sei. — Wie der Unglücksbote sie verlassen hatte, warf sie sich weinend auf das Sopha. Nun ist es klar, sagte sie, warum er nicht geschrieben, warum er sich gar nicht um mich bekümmert hat. Eine Nachbarin hat ihn bestrickt, — Riethstädt liegt ihm nun tausend Meilen weit. Mag er nun einziehen und ganz Waldhausen ihm entgegengehen, ich rühre mich nicht von der Stelle. — Aber wie hat doch, sprach sie dann ruhiger, sein Angesicht so schnell verfallen können! Sollte nicht doch die Untreue ihm Kampf und Ueberwindung gekostet haben? Gewiß hat es ihn schmerzen müssen, mich so schnell aufzugeben, mich sobald zu vergessen.

Sie that ihm aber Unrecht. Konrad hatte die Entfernung von ihr keineswegs so gelassen ertragen. Nur zu gern hätte er einen Brief oder einen Gruß an sie abgesandt, doch er überlegte, ob es wohl ehrlich gehandelt sei, sich noch fester zu ketten, als es unvorsichtiger Weise schon geschehen war, bevor er sich noch in dem Stande sähe, ihr eine sichere Zukunft zu zeigen. Vor allem geboten die Umstände, nach dem gelungenen Auftreten bei dem Herrn von Grauenstein sich ganz in den Hintergrund zurück zu ziehen, jetzt seinen Bruder handeln zu lassen und dann erst wieder an sich selbst zu denken.

In Folge der einzigen Verstellung befanden sich also sämmtliche Gemüther in nicht geringer Sorge, Unruhe und Qual, und der Tag der Einführung wurde mir Sehnsucht erwartet, der über das Schicksal Aller entscheiden mußte. Endlich war er festgesetzt, und eine förmliche Einladung von Waldhausen ging ihm als das herzlichste Willkommen vorher. Zunächst eilte Vater Grundmeyer hin, um in der Pfarre die nöthigen Einrichtungen zu treffen, Geräth und Geschirr und was sonst in Haus und Hof als nöthig oder brauchbar verblieben, der Wittwe abzukaufen, und mit der Gemeinde Manches zu verabreden, woran er nach der Probepredigt durch seine Flucht war verhindert worden. Er folgte dabei dem Grundsatz, nicht alles Bestehende über den Haufen zu werfen, sondern das Neue an das Alte zu knüpfen. Später möchte dann Gottfried mit seiner jungen Hausfrau sich alles schaffen, ordnen und stellen, wie sie es selbst für gut fänden.

Für diesmal konnte Konrad nicht zurückbleiben. Er hatte vieles auf dem Herzen und ihm war zu Muthe, als wenn er nun heran müßte, die Probepredigt zu halten. — Rosette hielt den heißen Wunsch in sich verschlossen, der feierlichen Einführung auch mit beizuwohnen, sie sagte kein Wort darüber, aber die Mutter sah es ihr an, und für ihren gereizten Zustand voll Zweifel und Eifersucht gab es kein besseres Heilmittel, als daß sie sich selbst überzeugte, ob Gefahr für sie vorhanden sei oder nicht.

Es setzten sich also alle viere, Mutter und Tochter, und die beiden Brüder in einen sehr geräumigen Wagen, und fuhren, jeder seine stillen Gedanken hegend, in ruhiger Eintracht nach Waldhausen. — —

Ein stiller, schöner Sonntagmorgen herrschte über die Flur, der späte Herbst schien, wie mit einem frischen Athemzuge, wieder zur vorigen Milde zurückgekehrt, Glockengeläut klang auf den Dörfern umher, die Bewohner von Waldhausen saßen zum Theil vor dem Dorfe, zum Theil am Wege hin, den der neue Prediger kommen mußte, und freuten sich der erwärmenden Sonne, als zur rechten Stunde der Wagen vom Berge herabrollte, und ein Geläut mit allen Glocken vom Thurme die Botschaft kund gab: er ist da! Von der Menge, welche die Kommenden begrüßte, lösten sich die muntern Knaben, die dem Wagen voranliefen und den Weg zum Pfarrhause zeigten, wo neben dem Brauherrn der Richter des Dorfs schon mit einer Anrede bereit stand, den Erwählten des Herrn in seine Wohnung einzuführen.

Nach den ersten Höflichkeiten sah man gleich neugierig im Hause umher, doch Gottfried bat, vor dem Gottesdienste sich nicht so sehr zu zerstreuen, und er ergriff die Hand des Vaters, um mit ihm ungesäumt in das Gotteshaus einzugehen; die andern folgten. Wie er aber an der Kirche hinging, gab es plötzlich eine Erscheinung weltlicher Art. Christine war es, die es doch nicht über sich hatte gewinnen können, heute zurück zu bleiben. Sie trat aus der Kirchthür wie zur Begrüßung hervor, und indem sie leise mit der Hand den Arm des Kandidaten berührte, sagte sie: nun, Herr Pastor? In dem nämlichen Augenblicke aber schrak sie zurück, ihren Irrthum gewahr werdend. Rosette dagegen erschrak über ihre Anrede und stellte sich zwischen beide mit den Worten: was beliebt, Mamsell? Der nahe Anblick überzeugte Christinen, daß es nicht ihr Kandidat sei, den man eben einführen wolle, doch begriff sie den Zusammenhang nicht und stand in großer Verwirrung, während Rosette ihren Gottfried mit scharfem Auge ins Verhör nahm. Jetzt aber schritt Konrad ein: ich bin es, den Sie meinen, sagte er ganz kurz zu Christinen; und wenn auch mein Bruder für mich die Kanzel besteigt, so bin ich doch für Sie, geliebte Freundin, noch derselbe, der ich auf dem Schlosse zu Riethstädt war. — Mein Gott! haben Sie denn die Pfarre abgetreten? fragte sie. — Gewissermaßen, antwortete er, wir theilten sie erst, ich war Pastor mit dem Körper, er mit dem Geiste, ich nehme nun meinen Antheil zurück, weil er nicht mehr nöthig ist. Nicht wahr, mein Bruder Gottfried ist ein ganzer Pastor, wenn er auch nicht so stark ist, wie ich? — Und doch die Aehnlichkeit! sagte sie, es ist mir noch wie ein halbes Räthsel. — Darauf führte er sie an der Kirchhofmauer hin, und schilderte das Verdienst der brüderlichen Liebe mit so treuherziger Wahrheit, daß sie ihn darum nur noch mehr liebte, besonders, wie er hinzufügte, daß er ja ohne dieses Wagniß auch das Glück nicht würde erlangt haben, sie kennen zu lernen; und in der Liebe sei am Ende ein Brauherr wohl immer noch im Stande, einen Kandidaten aufzuwiegen, wozu ihre Miene nicht eben Nein sagte.

Nun sahen sich Rosette und Christine freundlicher nach einander um, baten um Verzeihung, sich so verkannt zu haben und umarmten sich schwesterlich.

Gottfried, der von dem Auftritt an der Kirchthür kein Wort verstanden hatte, ließ sich auf seinem Wege nicht weiter aufhalten: beherzten Muthes begab er sich in Begleitung des Vaters in die Sakristei. Diesmal fanden sie den Superintendenten selbst zugegen. Jetzt, wie dieser des Kandidaten ansichtig wurde, fragte er ohnmaßgeblich, wer er sei, ob er vielleicht nur vorangegangen und ob sein Freund nachkommen würde. Gottfried, ohne etwas zu erwiedern, griff in die Tasche und zog die schriftliche Vocation und seinen Paß hervor, mit den Worten: hier ist meine Beglaubigung. — Was! entgegnete der Superintendent, Sie wären der berufene Prediger? die Beschreibung trifft freilich zu. Aber der, welcher sich uns vorgestellt hat, war ja ein anderer. — Es war sein Bruder, versetzte der alte Grundmeyer, der sich anstatt seiner stellte, weil er durch eine kränkliche Constitution abgehalten wurde. — Wie? so hatte man uns einen Betrug gespielt? sagte der Geistliche zornig, und rief hinaus, daß man nicht eher zur Kirche läuten solle, als bis er es anbefehlen würde. Wie kann ein Mensch, der das Wort Gottes verkündigen will, tobte er weiter, sich solchen Frevel erlauben? das ist ja ärger als Simonie. Nein! ein Betrüger darf die Kanzel nicht besteigen. — Gottfried fing an zu begreifen und zitterte vor Erstaunen, wie er hörte, was sich begeben hatte. Was haben Sie gethan, Vater, rief er aus, und wie hat Bruder Konrad sich so vergessen können! — Der Superintendent sah nun wohl, daß an dem Streiche, den man gegen das System des gnädigen Herrn gespielt, der wahrhafte Kandidat unschuldig sei, und beschloß, einer mildern Gesinnung Raum zu geben. Ihre Hochwürden haben vollkommen Recht, eiferte Gottfried indeß, solche Mittel sind unerlaubt, von solchen Mitteln werde ich nimmermehr Gebrauch machen; ich werde nicht die Kanzel besteigen. — Mittlerweile hatte sich das Gerücht verbreitet, der Superintendent wolle den Prediger nicht auf die Kanzel lassen, weil er sich nicht vorher als Kandidat seiner Gunst versichert habe. Die Bauern versammelten sich und laute Stimmen ließen sich vor der Sakristei hören, welche riefen: er darf nicht, er soll nicht, er kann es ihm nicht wehren. Man soll läuten, die Kirche soll angehen. — Der Superintendent hatte nachgerade für seine Person zu fürchten; die Waldhäuser waren derben Schlages und nicht immer mit Gründen zu regieren. — Was fangen wir nun aber an, sagte er, den Leuten muß doch Kirche gehalten werden, und ich bin auf keine Predigt vorbereitet. Um des Scandals willen, Herr Kandidat, predigen Sie nur, ich will es erlauben. — Nimmermehr, entgegnete Gottfried, das Amt, das ich übernehmen wollte, ist durch einen Betrug entweiht, ich kann es mit einem verletzten Gewissen nicht antreten; ich sündige, da ich es weiß. — Nicht doch! Herr Kandidat, Sie sind ja unschuldig, ich bitte Sie recht sehr, Herr Kollege, predigen Sie doch nur. — Lieber Sohn, sprach der Vater, du wirst mich und deinen Bruder doch nicht in's Verderben stürzen wollen? Es kann sein, daß wir Unrecht gethan haben, aber es ist einmal geschehen, sei doch so gut, um unsertwillen, predige doch nur! — Und Sie müssen predigen, fuhr endlich der Superintendent in einem zornigen Tone fort, hier steht es in der Vocation, Sie haben solche angenommen, Sie

haben sich verpflichtet, verwalten Sie Ihr Amt! — Das wirkte, diesen Gründen konnte Gottfried nichts entgegensetzen. Er langte die Lieder hervor, und der Superintendent befahl zu läuten. Die Kirche füllte sich mit großem Gepolter. Gottfried sagte von nun an kein Wort mehr, sondern faltete, wie die Orgel erklang, die Hände, und rief in einem frommen Liede den Geist des Friedens zurück. — So unruhig es vorher in der Kirche zugegangen, so feierlich war jetzt die Stille und die Erwartung, womit Aller Blicke bei seinem Auftreten zur Kanzel hinaufsahen. Der lebendigen Quelle seines gotterfüllten Gemüths entsprungen drang seine Predigt wieder tief in die Herzen seiner Zuhörer ein. Er sprach von dem Vertrauen, das unter höherer Leitung die einzelnen Menschen erst zur Menschheit, zu einer Welt verbindet. Je mehr der Superintendent davon hörte, desto geneigter, desto wärmer, desto begeisterter wurde er für die Gedanken der Rede, und für ihn, der sie so herrlich ausführte. Als er daher von der Kanzel herabkam, ging er ihm mit dem herzlichsten Glückwunsch entgegen und sagte: Sie sind wahrhaft berufen und erwählt! von Ihnen erquickt muß der Garten Gottes gedeihen, der heute Ihrer Aufsicht übergeben wird. Da Ihnen nichts an den wesentlichen Erfordernissen fehlt, und das Unwesentliche uns nie vom Ziele ableiten darf, so haben wir nun nichts weiter zu thun, als vor dem Herrn unsere Pflicht zu erfüllen. — Und wie zwei Verse des Liedes gesungen waren, führte er ihn heraus, und stellte ihn der Gemeinde als ihren Prediger dar. Er ermahnte diese zum Gehorsam, empfing von ihm den Schwur der Treue, huldigte der Würde seines Amts in einer erhabenen Rede, betete und segnete ihn ein.

Nach Beendigung des Gottesdienstes aber umringten den neuen Prediger viele von der Gemeinde, die geringern, um in einiger Entfernung mit frommen Blicken an ihm zu hangen, die vornehmern, ihm dankbar die Hand zu drücken. Dann nahmen ihn seine Angehörigen gerührt in ihre Mitte, und begleiteten ihn auf seinem Wege. Auch Christine war herbei gekommen, und flüsterte dem Superintendenten in's Ohr, daß er von dem unruhigen Auftritte, der hier vorgefallen, dem gnädigen Herrn nur nichts erzählen möchten, sie wollte schon Alles in's Gleiche bringen.

Konrad aber entzog sich der Nähe des Superintendenten, und freute sich, wie dieser keine Lust bezeigte, lange hier zu verweilen. Aus Unzufriedenheit mit dem Betragen der Gemeinde wollte er nicht einmal dem großen Gastmahle, das sie zur Feier des Tages gab, mit beiwohnen, sondern fuhr sogleich nach Riethstädt zurück, indem er unterwegs noch seine Betrachtung anstellte, wie doch die Gaben in der Welt so wunderbar vertheilt wären. Wer sollte es dem schwachen Körper dieses erwählten Predigers ansehen, sagte er, daß ein so mächtiger Geist in ihm wohnt! Aber man hat wohlgethan, ihn in der Dürftigkeit der Naturbekleidung nicht vor den Edelmann zu stellen. Er würde ihn nimmermehr auf die Kanzel gelassen haben, und wie viel hätten wir dann entbehrt! So falsch ist sein System, und so wahr ist meine Behauptung. — Innerlich frohlockend über den Sieg, den er heute über den gnädigen Herrn davon getragen, langte er ganz stille wieder in seiner Wohnung an.

Christine war in Waldhausen noch zurückgeblieben, um den Abend die Goldecker auf dem Vorwerke zu bewirthen, und vor allem, um noch länger mit Konrad zusammen zu sein. Sie verabredete mit ihm, daß er das Anerbieten seines Vaters, ihm einen Theil seiner Geschäfte abzutreten, frischweg annehmen und dann beim gnädigen Herrn um ihre Hand anhalten sollte. Ich habe zwar immer gedacht, setzte sie hinzu, weil ich in den Predigten so belesen bin, es würde einmal ein Prediger kommen und mich zur Superintendentin machen, aber es hat nicht sein sollen. Auch Gottfried und Rosette sprachen von der rosigen Zukunft und rückten in zärtlicher Freude den Tag immer näher, der sie verbinden könnte. Und wie der alte Grundmeyer bei der Wittwe Vollroth so vertraulich saß, beide, sich an dem Glück ihrer Kinder weidend, sah' es beinahe aus, als ob sie auch ein Paar wären, in aller Freundschaft versteht sich. So ging die Predigt, die sie heute zu Herzen genommen, an ihnen selbst in Erfüllung, sie fühlten sich beglückt durch das Vertrauen, welches alle nun zu einer Familie verband. Es war ein innig vergnügter Abend. Den folgenden Tag aber ließen sie den jungen Prediger allein, alle reisten in ihre Heimath zurück, Christine vielleicht am wenigsten mit leichtem Herzen, denn ihr lag noch ob, den gnädigen Herrn zu versöhnen.

So viel sie auch über ihn vermochte, diesmal wurde ihr die Bemühung, ihn nach ihrem Willen zu lenken, so leicht nicht. Sie mußte ihn erst ein wenig abtoben lassen. Mit einer kurzen Erzählung dessen, was geschehen war, zündete sie erst die Flamme, und ließ sie eine Weile fortlodern. Dann nahete sie sich dem Feuer, um allmählig das Brennbare wegzuräumen. Verwunderung, Zorn, Scheltworte, Drohungen, folgten auf einander durch eine lange Stufenleiter. Grauenstein fand es unerhört, daß irgend jemand es hatte wagen können, ihn zu täuschen, er fand es aber ganz abscheulich, ja unbegreiflich, wie sogar ein Theologe einer so niedrigen Gesinnung fähig sei, sich hinter den Rücken eines andern zu verkriechen. Den Grund davon vermuthete er in einer erbärmlichen, lichtscheuen Persönlichkeit. Es wird ein verirrter Schneider sein, sagte er, der in einer solchen List sein ganzes Vermögen, die letzte Kraft seines kleinen Gehirns zugesetzt hat. O daß ich ihn mit diesem meinen Scepter berühren könnte! Verdammte Humanität, die uns körperliche Züchtigung untersagt! Die ganze neue Gesetzgebung glaubt an keine Körper mehr. Sonst wollt' ich schon mit diesem Motiv ihm die rechte Gottesfurcht einprägen, dem Menschen, der den Weg zum Himmel zeigen will, und sich mit einem solchen Betrug schändet!

Christine. Aber ich sage Ihnen ja, er wußte von nichts; er ist unschuldig.

Grauenstein. So muß sein Bruder bestraft werden, der Bösewicht!

Christine. Der ist mehr als unschuldig.

Grauenstein. Wie das? Ist er etwa ein Heiliger?

Christine. Nein, weil er nichts Böses, sondern etwas Gutes, ja etwas Seltenes gethan hat. Der Kandidat wird von einer Krankheit befallen, Konrad macht sich auf, des Bruders Glück, das in Gefahr schwebt, für ihn zu retten, ür ihn zu erhalten. Und welch ein Wagstück, vor Ihnen, gnädiger Herr, mit einer solchen Verstellung zu erscheinen! Was hatte er nicht alles zu befürchten! Er hat eine wahre Heldenthat begangen.

Grauenstein. Eine Tollkühnheit war es allerdings, eine seltsame Verwegenheit. In seinem Wesen lag etwas davon.

Christine. Statt ihn zu bestrafen, sollte man ihn vielmehr belohnen.

Grauenstein. Belohnen? Und weißt Du nicht auch schon, womit?

Christine. Ja, mit meiner Hand, mein gütiger, gnädiger Herr. Er wirdt um mich. Ich liebe ihn.

Grauenstein. Du liebst ihn? Wie, Christine, so wolltest Du mich verlassen?

Christine. Wenn Sie mich dazu nöthigen, muß ich es freilich. Aber mir fällt etwas ein. Sie können Ihre Güter nicht übersehen, müssen so vielen Menschen glauben, so viele Rechnungen prüfen. Ihnen fehlt jemand, der das Ganze zusammenfaßt; machen Sie ihn zu Ihrem Generalinspector. Die Zimmer auf dem linken Flügel des Schlosses stehen leer. Da könnten wir wohnen, und so bliebe ich bei Ihnen, so lange ich lebe.

Grauenstein. Das klingt schon vernünftiger. Ja, Du bist immer ein kluges Mädchen gewesen, und jetzt hat Dir die Liebe den Verstand noch geschärft. Ich trage mich ohnehin schon immer mit dem Gedanken, einen Theil meiner Wiesen in Feld zu verwandeln. Dein Grundmeyer versteht den Ackerbau, er ist der rechte Mann dazu. Du sollst ihn haben. — Da küßte Christine ihm mit einer dankbaren Thräne die Hand, er ließ seinen Krückstock fallen und schloß sie in seine Arme. Aber, erinnerte er noch, der Superintendent wird nun über mich triumphiren. — Nein, entgegnete sie, das darf, das soll er in Ewigkeit nicht. Gut, sagte er, so sorge dafür, daß von der Sache niemals mehr die Rede sei.

Durch den Zwang, den Grauenstein sich selbst hiermit auflegte, ward er denn von seinem System einigermaßen bekehrt, wenigstens die große Wage auf dem Vorsaal nicht ferner gesehen. Alles war nun in Richtigkeit. Konrad kam, und warf sich dem gnädigen Herrn zu Füßen, der ihn mit einer freundlichen Drohung aufhob. Das Wohlgefallen an seiner Person erwachte wieder bei seinem Anblick, und redete ihm das Wort, so daß die Bitte, die er nach Christinens Anleitung thun mußte, gleich ein geneigtes Gehör fand, und an die Verzeihung sich fast unmittelbar die Gnadenerweisung anschloß; ja mit einem Anfluge von väterlicher Gesinnung ergriff der gute alte Herr sogar seine Hand und legte sie auf seine Brust. — Ein Hämmern und Pochen entstand nun auf dem linken Flügel des Schlosses, wovon jeder Schlag auf die Stadt herab den Generalinspector aussprach. Mit der Frühlingssonne öffnete dann Grauenstein den großen Saal dem geschmückten Brautpaar, die Honoratioren des Orts, der alte Grundmeyer mit dem Bürgermeister voran, traten in einem feierlichen Aufzuge herein, und ein Chor verschriebener Musikanten schmetterte dazu vom Balkon herab. Unten aber waren aus dem Walde die fünf Zigeuner angekommen, um welche ein weiter Kreis sich versammelt hatte, aus dem ein unaufhörliches Jauchzen heraufstieg. Ganz Riethstädt drängte sich hinzu, um an diesem glänzenden Feste die Fackel der Freude zu zünden. —

Fast zur nämlichen Zeit holte auch Gottfried seine Braut, und wohnte mit ihr zu Waldhausen, bis sein Körper eine

ſolche Rundung gewonnen hatte, daß er es ohne Gefahr wagen konnte, vor dem Edelmann zu erſcheinen. Dieſer ſchätzte ihn in der Stille auf Einen Centner 15 Pfund, und verſöhnte ſich um ſo lieber mit ihm, als er wünſchte, daß das Vorgefallene bald vergeſſen ſein möchte. Das geſchah aber nicht; die Geſchichte von den beiden Candidaten verbreitete ſich vielmehr durch die ganze Provinz, wurde in Riethſtädt mit Hinweiſung auf das graue Schloß jedem Durchreiſenden erzählt, und endlich vom Bürgermeiſter ſogar in die Stadtchronik eingetragen.

---

## Guſtav Schwab,

am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, Sohn des 1821 verſtorbenen Hofraths J. C. Schwab, ſtudirte zu Tübingen, bereiſte darauf Norddeutſchland und wurde theologiſcher Repetent an der Landesuniverſität. 1818 ward er als Profeſſor der alten Literatur an das Gymnaſium zu Stuttgart berufen, wo er lange wirkte, bis er ſich 1838 eine mußevollere Stellung von ſeinem König erbat und die ſchöne Pfarre zu Gomaringen bei Stuttgart erhielt. In neueſter Zeit vertauſchte er dieſelbe mit dem Pfarramt an der St. Leonhardskirche ſeiner Vaterſtadt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg. Stuttgart, 1819.

Paul Flemmings auserleſene Gedichte und Leben. Stuttgart, 1820.

Die Legende von den heiligen 3 Königen von Johann von Hildesheim, mit 12 Romanzen. Stuttgart, 1822.

Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen für Jung und Alt. Stuttgart, 1836. 37. 2 Thle.

Gedichte. Stuttgart, 1828. 29. 2 Bände.

Griſeldis, Volksſagen in 10 Romanzen. (Urania von 1830.)

Fünf Bücher deutſcher Lieder und Gedichte (für den Schulgebrauch). Leipzig, 1835.

Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alp. Leipzig, 1823.

Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale. Leipzig, 1826.

Lamartine's Gedichte, überſetzt. Leipzig, 1826.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen. Chur, 1828. 1. Thl.

Napoleon in Aegypten, Gedicht in 8 Geſängen, überſetzt. Stuttgart, 1829.

Schillers Leben. Stuttgart, 1839. 2 Bde.

Mehrere Jugendſchriften, einzelne Gedichte und Recenſionen in Almanachen und Journalen u. ſ. w.

S. iſt einer der liebenswürdigſten lyriſchen Dichter; voll Klarheit, Innigkeit, edler Einfachheit und Anmuth, und doch zugleich reich an Tiefe, Kraft, Lebendigkeit und Phantaſie. In ihm vereinen ſich Milde und Stärke, kindliche reine Empfindung mit ſelbſtbewußter Herrſchaft über das Erhabene und Gewaltige, Gluth und Schwung der Darſtellung mit epiſcher Ruhe. Er iſt es, der neben Uhland der Romanze den echten Stempel deutſchen Geiſtes aufgedrückt, und ihr durch ſeine trefflichen, wahrhaft volksthümlichen Leiſtungen volles Bürgerrecht in unſerer Literatur erworben hat. Sein ſchöner, reiner und großartiger Sinn tritt uns aus allen ſeinen Dichtungen entgegen und zwingt uns zu gleicher Zeit, in ihm den trefflichen Menſchen zu lieben, während wir den begabten Dichter verehren und preiſen.

---

### Das Schäferfeſt.

Drüben auf den grünen Feldern,
Drüben zwiſchen dunkeln Wäldern
Wogt das bunte Schäferſpiel;
Muntre Knaben aus dem Städtchen,
Raſche Mädchen
Sputen ſich zum frohen Ziel.

Jahre ſind's, da ſtand ich drüben,
Ließ ſie tummeln ſich und üben,
Sah mich nicht am Spiele blind.
Neben mir im Glanz der Auen,
Zuzuſchauen,
Stand das allerſchönſte Kind.

Als ſie ſo zu ſchau'n ſich mühte,
Reines Bild in Engelsgüte,
Bot ich ſchirmend meine Hand.
Wie ihr's aus dem Aeuglein blinkte,
Dankend winkte,
Wie der Gruß ihr lieblich ſtand!

Drunten war ein Laufen, Scherzen,
Aber mir im innern Herzen
Regte ſich geheimes Leid.
„Könnt' ich, ach! zum ſel'gen Minnen
Dich gewinnen,
Schäferin im ſchönſten Kleid!"

Alſo ging ich von dem Feſte,
Hatte wohl erſchaut das Beſte,
Leuchtend ſtieg das Bild mir auf.
Und ſo ward mein ganzes Leben,
Ihr ergeben,
Nur ein heißer Schäferlauf.

Wieder ſind ſie heut beim Spiele,
Jagen nach dem ſchönen Ziele;
Sie und mich ſieht keiner dort!
Ach, wie anders iſt es heute,
Fremde Leute
Stehen an dem liebſten Ort!

Kümmert's mich, wer heute ſieget,
Wer am Ziele ſich vergnüget,
Wer das Kleinod an ſich zieht?
Fraget nicht, ob ich's errungen;
Ausgeſungen,
Ausgeſungen ſei mein Lied!

---

### Die Gründung von Marſeille.

Von Maſſilien will ich ſingen,
Nicht von dem, das jetzo glänzt,
Nach der Art ital'ſcher Gauen
Nur von Blüth' und Wein umkränzt;
Nein, von dem, das, aufgeſproſſet
Aus der Celtenwälder Nacht,
Erſt des ſchönen Südens Blumen
Weg gebahnt und Raum gemacht.

Lauter rauſchte noch der Rhodan,
Der jetzt ſanft und leiſe fließt,
Weil er ward von tauſend Eichen
Mit Geſauſe friſch begrüßt;
Und das Meer, noch nicht geglättet
Von ſo vieler Schiffe Lauf,
Drängte ſich in wilder Jugend
Fluthend nach dem Strom hinauf.

Thronesdecke war der Himmel,
Thronſitz war das hohe Gras,
Wo der Segobrigenkönig
Bei dem Celtenvolke ſaß.
Eine Braut heißt ſeine Tochter.
Hier im offnen Hochzeitſaal
Soll ſie ſich den Bräut'gam wählen,
Nach des Landes Art, beim Mahl!

Aus des Fluſſes blauen Wellen
Schöpft man ſchon den Becher voll,
Den die Königsmaid zum Zeichen
Dem Erwählten reichen ſoll.
Wie ſonſt Mädchenherzen pochen
Heimlich, wo ein Jüngling wählt,
Schlagen hier die Heldenherzen,
Aber laut und unverhehlt.

Denn die Schöne bringt zur Gabe
Dieſen Fluß, ſo weit man ſieht,
Dieſe Wälder fernhin leuchtend,
Dieſes Wild, das bergwärts flieht,
Und dazu zwei blaue Augen,
Heller als des Rhodans Fluth,
Und zwei roſenrothe Lippen,
Wärmer als der Sonne Gluth.

Während nun mit durſt'gen Blicken
Alle ſchauen nach dem Fluß,
Sieht man fernher Schiffe ſegeln,
Wimpeln flattern hell zum Gruß.
Unbekannte Hochzeitgäſte
Rudern friſch den Fluß herauf,
Vor den Kundigen zu ſchiffen,
Willig theilt der Strom den Lauf.

Zögernd hält die Maid den Becher
Und ſie ſinnt noch auf die Wahl,
Sieh', da ſteigen zwei ans Ufer,
Männer, angethan mit Stahl;
Und die Segobrigen-Jugend
Hebt ſich von den Sitzen rund,
An die Schilde ſchlägt ſie grüßend,
Sei's zum Kampfe, ſei's zum Bund.

Aber einer von den Zweien
Bricht ſich einen Eichenzweig,
Streckt ihn lächelnd in die Lüfte,
Und mit Worten ſüß und weich:
„Wird hier wo ein Mahl begangen,"
Spricht er „edler Helden Licht!
Wollet gaſtlich uns empfangen,
Griechengäſte ſtören nicht!"

Und der hohe Celten-König
Hebt ſein Haupt auf, grau und alt:
„„Wahrlich, das iſt eine Sprache,
Welche wie ein Brautlied ſchallt!
Redet, Jünglinge, nur weiter,
Solches nennt der Celte Sang!
Aber wer in heim'ſche Laute
Dollmetſcht uns den Wunderklang?""

Drauf beginnt der Zweite ſtammelnd,
In gebrochnem Celtenwort,
Wie aus Perſerkönigreichen
Griechen ſie geflohen fort,
Wie durch freie Meereswogen
Freies Land ſie ſich geſucht,
Und wenn je ſie wiederkehrten,
Sich und ihre Stadt verflucht.

Zögernd hält die Maid den Becher;
Der zuerſt geſprochen hat,
Hebet die geſenkten Augen,
Siehet ſich an ihr nicht ſatt,
Die mit immer röthern Wangen,
Immer blauerm Augenlicht
Jeden Blick hat aufgefangen,
Jedes Wörtlein, das er ſpricht.

Denn ein ſolcher Jüngling harret
Nimmer hier im Celtenkreis,
Denn ſo hell die Augen funkeln,
Und von Lieb' und Muth ſo heiß,
Dem ſo reich die Locken quellen
Aus ſo goldnen Helmes Gluth,
Dem ſo tadellos die Naſe
Unter heitrer Stirne ruht.

Dem der Klang ſo ſüßer Worte —
Ob ſie gleich kein Ohr verſteht,
Liebe weiß ſie doch zu deuten —
Von den weichen Lippen weht. —

Zögernd hält die Maid den Becher,
Bis der Vater: „Wähle!" ruft,
Bis die Lieder der Druiden
Betend ſteigen in die Luft.

Da ſieht man die Jungfrau ſchreiten,
Celtin auf den Griechen zu,
Zitternd reicht ſie ihm den Becher,
Liſpelt: „„Fremdling, trinke du!""
Mit dem Schwerte klirrt der Celte, —
Jeder jetzt verliert die Braut! —
Doch der Fremde ſelig träumend,
Schwärmt in ſüßem Griechenlaut!

„Waſſer iſt das Erſt' und Beſte,
Spricht bei uns ein Sängermund.
Dichter! was dein Spruch will ſagen,
Wahrlich jetzo wird mir's kund:
Denn aus Chios und aus Cypern
Hat mich ſo kein Trunk erfreut,
Wie ihn dieſe heil'ge Nymphe
Mir aus ihrem Fluſſe beut!"

Und der alte König hebt ſich,
Ruhe winkend mit der Hand:
„Dieſe haben," ſpricht er zürnend,
„Ihre eigne Stadt verbrannt;
Wollt ihr die nicht Brüder nennen,
Die euch ſind an Sinne gleich?
Die ſich freien Boden ſuchen,
Finden ſie ihn nicht bei euch?

„Hängt die Schwerter an die Seite,
Ehret meiner Tochter Wahl!
Auf, begleitet aus den Schiffen
Aller edlen Gäſte Zahl!
Und auf dieſer ſonn'gen Wieſe,
Wo ich gebe dir die Braut,
Sei in Jahresfriſt die neue
Freie Stadt von dir gebaut!"

---

## Ida von Toggenburg.

(Schweizeriſche Sage.)

### I.

Lebt wo mit Luſt und Einigkeit
Ein fromm und fröhlich Paar,
Das iſt dem böſen Feinde leid,
Und ſeiner hölliſchen Schaar.

Sie ſchleichen um das heitre Haus,
Sie ſuchen ſich einen Ort,
Und ſtreuen ihren Saamen aus,
Hier Sünd' und Jammer dort.

Des Toggenburgers Schloß ſteht hoch
Auf einem Felſen ſteil: —
Was will der ſchwarze Rabe doch?
Er bringt dem Haus kein Heil!

Er kreiſt und krächzet in der Luft:
Da wandelt aus dem Thor,
Zu athmen kühlen Morgenduft,
Des Schloſſes Frau hervor.

Es iſt des Grafen Ehgemahl
Frau Ida, fromm und rein;
Sie folgt der Sonne frühſtem Strahl
Zum Brünnlein im Geſtein.

Das Haar, das ihr die Stirn umflicht,
Iſt golden wie das Korn,
Ihr Antlitz Schnee, ihr Auge Licht,
So tritt ſie zu dem Born.

Sie löſt des Haares Flechten auf,
Und badet ſie im Quell;
Der ſchwarze Vogel hemmt den Lauf
Und ſchaut herunter hell.

Den Trauring ſie vom Finger zog,
Sie wuſch die zarte Hand;
Der Rabe ſacht hernieder flog,
Er ſtahl das heil'ge Pfand.

Und schnell er in den Lüften war,
Eh' sie ihn nur geschaut.
Sie bindet auf das gelbe Haar,
Und sucht ihr Ringlein traut.

Im hohen Fels, im Moose dicht,
Sie sucht's im grünen Gras:
Sie tröstet sich: „Ich trug es nicht!
Wo ich es wohl vergaß?"

Der Rabe flog auf dunkler Schwing'
Hinein ins tiefe Holz;
Er saß, im Schnabel den goldnen Ring,
Auf einer Tanne stolz.

So späht der Dieb den Weg entlang,
Da schlendert durch den Wald
Mit jungem hellem Jagdgesang
Des Grafen Jäger bald.

Der Knab' ist so ein frisches Blut,
Ihm ist der Herr so hold;
Jetzt däucht's dem schwarzen Vogel gut,
Jetzt läßt er fallen das Gold.

Da sprüht es vor des Jägers Fuß,
Eine Funke Sonnenlicht;
Er hascht's, er hört des Krächzers Gruß,
Vom hohen Wipfel nicht.

O Ringlein süß, o Glanz voll Huld!
Es däucht ihm so bekannt,
Doch darf er's tragen ohne Schuld,
Er steckt es an die Hand.

„Das wird im Schloß ein Flüstern sein!"
Er fröhlich bei sich denkt;
„Der Jäger trägt einen Ring so fein;
Wer hat ihm den geschenkt?"

Der eitle Knabe kehret um,
Bethört vom goldnen Fund,
Da regt sich bei den Knappen stumm
Der Neid im Herzensgrund.

Und Einer sinnt und Einer späht,
Bis er zum Grafen spricht:
„Den Ring, den er am Finger dreht,
O Herr, seht ihr ihn nicht?

„Wenn nicht der eur' am Finger blitzt,
Ich meint', es wäre der!
Doch wahrlich, unsrer Herrin sitzt
Kein Ring am Finger mehr!"

Vor seines Schlosses Thor der Graf
Trat wild hinaus im Zorn;
Bald er den jungen Jäger traf,
Der saß am kühlen Born.

Mit seinem Ring er träumend lag,
Wo sonst die Herrin saß,
Dort wo der Rab' am frühen Tag
Ihn stahl im grünen Gras.

Der Graf rief auf den Jäger bald:
„Wie kamst zum Ringe du?"
Der sprach mit Schrecken: „„Herr im Wald
Warf ihn eine Rabe mir zu!""

„Wie dumm du leugst, du arger Knecht!
Vom Raben sagst du mir!
Die Raben sollen dir thun dein Recht,
Sie sollen zehren von dir!"

Drauf sendet einen von dem Troß
Er auf den Anger aus:
„Ein junges, ungezähmtes Roß,
Das führet mir vor's Haus!"

Mit einem rabenschwarzen Pferd
Der Knappe kam heran,
Sein dunkler Schweif wallt bis zur Erd',
Er band den Jäger dran.

Nicht Flehen hört, noch Schwur sein Zorn,
Er jagt das Roß hinab,
Das riß durch Felsenstein und Dorn
Den Knaben in's tiefe Grab.

Die Gräfin bleich am Fenster stand,
Schaut alles an entsetzt;
An des geschleiften Dieners Hand
Den Ring erblickt sie jetzt.

Auf schrie sie laut, da stand der Graf
Vor ihr, im Auge Mord;
„Geh," rief er, „schlafe den ew'gen Schlaf
Bei deinem Buhlen dort!

„Und treibst du mit der Treu' nicht Spott,
Und gabst ihm nicht den Ring:
Laß sehen, ob dich schützet Gott! —
Das Pfand mir wiederbring'!"

Er nahm sie um den Leib mit Macht,
Sein Blick so finster war,
Nicht sah er durch die dunkle Nacht
Ihr Aug' unschuldig klar.

Und wo im Zinken vor dem Schloß
Sich thürmt das Felsgestein,
Wo in den Abgrund fuhr das Roß,
Dort stürzt' er sie hinein.

---

II.

Und vor dem Grafen zitternd wich
Der bleichen Diener Schaar,
Es ließ kein Diener blicken sich;
Einöde ringsum war.

Da starrt' er nieder in die Gruft,
Wo Weib und Diener schlief,
Da schaut' er wild empor zur Luft,
Wo heiser ein Rabe rief.

„Hinab, Gesell!" der Ritter spricht,
„Fort, halte deinen Schmaus!"
Hoch schwebt der Vogel und weichet nicht
Von seinem Haupt und Haus.

„Hinaus zur Jagd, zum Zeitvertreib!"
So murret er bei sich;
„Den Buhlen und das falsche Weib
Verträum' ich sicherlich!

„Auf, Jäger, sattle mir mein Roß —
O weh, du Jäger mein!
Du kannst nicht kommen herauf in's Schloß,
Du liegst ja im Gestein!"

Er sucht sich selbst ein Roß im Stall:
Was stört da seinen Muth?
Sie dünken rabenschwarz ihm all,
An jedem Schweif klebt Blut.

Jetzt weicht der Zorn von seiner Stirn,
Sein Auge senkt sich scheu,
Die Zweifel steigen auf im Hirn,
Im Herzen nagt ihn Reu'.

Er trat hinaus zum Felsenstein,
Wo hell das Brünnlein floß,
Wo sanft die Frau ihr Antlitz rein
Taucht' in des Wassers Schooß.

Er warf sich vor dem Becken aufs Knie,
Er schaute sehnlich hinein,
Als müßt' im klaren Spiegel sie
Voll Huld zu schauen sein.

Wohl sah er den Himmel tief und mild,
Blau wie ihr Augenlicht:
Doch drüber nur sein eigen Bild,
Sein gramvoll Angesicht.

Und weh', was sieht er Schwarzes fern,
Im Wasser tief, im Blaun?
Der Rabe läßt, ein dunkler Stern'
Ob seinem Haupt sich schaun.

Er wächſt und breitet über ihn
Die ſchwarzen Flügel aus;
Umſonſt im Born die Sonne ſchien,
Aus löſchet ſie der Graus.

Da warf zu Boden ihn der Harm
Und deckt' ihn lang' mit Nacht,
Bis er in ſeiner Diener Arm
Beweint, gepflegt erwacht.

Denn als ſie ſo ihn liegen ſahn,
Und zehren an ihm die Qual,
Da kam das Mitleid erſt ſie an,
Sie trugen ihn in den Saal.

Und wie er auf die Augen ſchlug,
Däucht milder ihm ſein Schmerz!
Vergeſſen iſt des Raben Flug,
Zu hoffen wagt ſein Herz.

Er hat geträumt von Waldesluſt,
Vom Felsthal dichr umlaubt;
Als fänd' er — iſt's ihm in der Bruſt —
Was er ſich ſelbſt beraubt.

Er rafft ſich auf, geneſen ſchier,
Ein Roß verlangt ſein Muth;
Wohl ihm, daß ſchneeweiß iſt das Thier,
Das Zeichen däucht ihm gut!

Er reitet aus im Morgenlicht,
Schaut bang zum Himmel empor;
Sein Auge ſieht den Raben nicht,
Kein Krächzen hört ſein Ohr.

Im dichten Walde hüpfet nur,
Das luſt'ge Wild um ihn;
Doch iſt der Graf auf andrer Spur,
Läßt Hirſch' und Eber fliehn.

Wo keine Wohnung weit und breit,
Wo wandelt ſonſt kein Schritt,
Gedrückt in dieſe Einſamkeit,
Iſt doch ein Menſchentritt.

Von zartem Frauenfuß gedrückt
In Blumen und grünes Kraut;
Die Hunde ſpüren ihm nach gebückt,
Sie ſchnuppern, ſie bellen laut.

Und enger wird der Berge Schlund,
Und dichter wird der Wald,
In einen tiefen Felſengrund
Verirren ſie ſich bald.

Das Reh durchkreuzt mit ſchnellem Lauf
Den Weg mit ſeinem Kind,
Es flattern ſcheue Vögel auf,
Die Quellen ſtürzen geſchwind.

Und tiefer ſteigen ſie hinab,
Es denkt der Graf mit Schmerz:
„Fürwahr hier wär' ein friedlich Grab
Für ein gequältes Herz!"

Doch drunten in der ſchmalen Kluft
Aus ſchwarzem Felſenthor,
Umhaucht von feuchter Blumen Duft,
Was leuchtet dort hervor?

Es iſt ein fromm, ein knieend Weib,
Sankt Magdalenen gleich;
Doch ohne Sünde ſtrahlt ihr Leib,
Wie Engel im Himmelreich.

Sie weiß nicht, daß ein Menſch es hört,
Sie fleht zu Gottes Sohn:
„„Bring, Herr, den Kelch, er iſt geleert,
Vor deines Vaters Thron!

„„Dein Arm, er trug mich durch's Geſtein,
Führt hierher mich voll Huld;
Du ſprachſt: hier lerne dem Feind verzeih'n,
Und leiden ohne Schuld!

„„Ich ſchwieg und litt, von böſem Groll
Hat nie mein Herz gewußt;
Ich bin der ewigen Liebe voll,
Leg mich an deine Bruſt!""

Sie kniet, im Blick das ew'ge Heil,
Da ſtürzt der Graf in die Kluft,
So fällt, durchbohrt von des Jägers Pfeil,
Ein Aar aus hoher Luft.

Er liegt vor ihr; ſein heilig Weib,
Nicht rühret er ſie an,
Er fleht nur leiſ' und zitternd: „Bleib'!
O fleug nicht himmelan!

„Zeuch wieder ein in's hohe Schloß!
Und bin ich dir nicht zu ſchlecht,
So laß mich dienen in deinem Troß,
Mach' mich zu deinem Knecht!"

Da floſſen ihre Thränen mild,
Da ſtrahlt' ihr Blick ſo warm;
Sie ſchwieg, und um das Engelsbild
Der Graf ſchlang ſeinen Arm:

„Und könnteſt du mich lieben noch,
Und wenn dein Herz vergaß," — —
Da krächzt' es in den Lüften hoch,
Da fiel ein Ring in's Gras.

Auf ſeiner Stirn lag ihre Hand,
Der Graf den Ring ergriff,
Will ſchmücken ſie mit dem Liebespfand,
Da ſprach ſie und ſeufzte tief:

„„O wehe, ſiehſt du in der Luft
Den böſen Geber nicht?
Er kreiſt und ſpäht, er krächzt und ruft,
Er will mich ſcheiden vom Licht!

„„Von meinem Herrn und Bräutigam,
Dem ich bin angetraut,
Weg will er locken in Sünd' und Gram
Die reine Himmelsbraut.""

Erſchrocken ſtand ſie auf und trat
In ihre Kluft mit Eil',
Und fern ſie ſtand und ſehnlich bat:
„„O ſtöre nicht mein Heil!""

Bald auch der Graf erhebet ſich,
Und ferne bleibt er ſtehn:
„Was ſoll ich thun, o Herrin, ſprich!
Dein Wille ſoll geſchehn!

„Nur — kann's beſtehn mit deinem Glück —
Auf ewig nicht, nicht ganz
Verbanne mich aus deinem Blick,
Aus deinem reinen Glanz."

Sie lächelt ſelig, ja, ſie will;
Es ſpricht ihr ſüßer Mund:
„„Bau' mir ein Kloſter klein und ſtill
Im kühlen Wieſengrund.

„„Das ſchaue mit dem Fenſterlein
Nach deinem Schloß empor,
Dort knie ich bei der Kerze Schein,
Mein Lied dringt in dein Ohr.

„„Dort bet' ich für den armen Knecht,
Der ohne Schuld verdarb,
Dort fleh' ich, bis ich Gnad' um Recht
Auch dir bei Gott erwarb!

„„Und wenn ich nicht mehr bet' und ſing',
So ſteige zu mir herab,
Steck' an den Finger mir den Ring
Und lege mich in's Grab!""

### Das Eßlinger Mädchen.

Melak, der Franzengeneral
Mit seinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da sitzt er schon,
Man hört ihn lachend sprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerst auf den Wall
Am Pulverdampf sich labend,
Der wolkig zieht, mit seinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein stehen,
Daraus ein schönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er ist in welscher Gluth entbrannt,
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in diesem Schwabenland
So viele schöne Gaben:
Mir will der Wein in diesem Thal
Schier wie der heim'sche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'schen Schäferstunden."

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht:
Will sie nicht sein verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Worauf er ernstlich zugesagt,
Sich von der Stadt zu wenden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt
Wird solches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel' verdorben;
Und sterben unsre Töchter all,
So sind sie keusch gestorben!"

Der andre Morgen dämmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang,
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt;
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?
Durch Freund' und Feinde frei sie geht,
Die Magd mit stillem Tritte,
Hinauf, bis wo die Fahne weht,
Von Melak's Lagerhütte.

Gesprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küsse Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft sich in die Waffen stolz:
Sie sollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will seine Brunst sich kühlen.

Wie er will schreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Die Jungfrau vor sich stehen;
Mit ihrem Häublein spielt das Licht,
Als einem Heil'genscheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutschen Sinnes Reine.

Nicht Angst, nicht andre Regung zückt
Durch ihre reinen Glieder;
Die Brust, mit frischem Strauß geschmückt,
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet sind,
Die Locken blond und schlichte;
Sie schaut ihm, wie ein fragend Kind,
Hell in sein wild Gesichte.

So deutscher Schönheit klares Licht,
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf sein geblendet Angesicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt ist ihm das welsche Wort
Auf seiner schnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geschwungen.

Hinaus mit seiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesstrahl
Aus ihrem Augensterne. —
Die Glocken sind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgestalt
Siegreich und unverloren.

---

## Johann Christoph Schwab,

ward am 10. December 1745 zu Ilsfeld in Würtemberg geboren, studirte zu Tübingen und lebte 11 Jahre als Hauslehrer in der französischen Schweiz. 1788 wurde er Professor an der berühmten Karlsschule zu Stuttgart, 1785 geheimer Secretär und Hofrath. 1794 erhielt er den Titel eines geheimen Hofraths und 1816 einen Sitz im Oberstudienrath zu Stuttgart, wo er in diesem Wirkungskreise und als Doctor der Philosophie lebte und am 15. April 1821 starb. Er hinterließ:

Zwölf Gedichte. Bern, 1775.

Prüfung des Campe'schen Versuchs eines neuen Beweises für die Unsterblichkeit. Stuttgart, 1781.

Vermischte Poesien. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Rede über die Aufklärung. Stuttgart, 1785.

Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache. Stuttgart, 1785.

Erörterung der Preisaufgabe: aus der Natur Gottes zu beweisen, daß die Praescienz unfehlbar und der Freiheit nicht zuwider sei. Stuttgart, 1788.

Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack. Berlin, 1788.

Welches sind die wirklichen Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten? Berlin, 1796.

Ueber den Eid. Germanien, 1797.

Von den dunklen Vorstellungen. Stuttg., 1810.

Ein überaus scharfsinniger Denker, dessen Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie sich die allgemeinste Anerkennung erwarben, und diese um so mehr verdienen, als der Verfasser unablässig für Wahrheit und Aufklärung strebte. Seine poetischen Versuche sind dagegen minder ausgezeichnet.

---

## Johann Joachim Schwabe,

am 29. September 1714 zu Magdeburg geboren, studirte zu Leipzig unter Gottsched's Einfluß und wirkte daselbst längere Zeit als Hofmeister. Erst 1765 ward er daselbst Professor der Philosophie, zugleich Universitätsbibliothekar, verwandte Zeit und Kräfte aber mehr auf Schriftstellerei, als auf seine Vorlesungen. Er starb am 12. August 1784.

Belustigungen des Verstandes und Witzes (von ihm herausgegeben. Leipzig, 1741 ff. 8 Bde.)
Kritischer Almanach. Leipzig, 1744.
Ueber Swift's Antilogie. Leipzig, 1734.
Rollin's Anweisung, wie man die freien Künste lehren und lernen soll. Leipzig, 1738. 4 Thle.
Virgils Aeneis. Regensburg, 1742. 61.
Barres allgemeine Geschichte von Deutschland. Leipzig, 1749—52. 8 Thle.
Beaumont's Magazin für Kinder. Leipzig, 1772. 4 Thle. 3. Aufl.
Beaumont's Magazin für Frauenzimmer (1760. 4 Thle.)
Nöthige Anweisung für ein junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt. (1764. 4 Thle.)
Neuer Mentor für Knaben. Leipz., 1773—75. 12 Thle.
Rousseau's Emil. Leipzig, 1762. 4 Thle.

Ein fleißiger und in dieser Hinsicht nicht unverdienstlicher Uebersetzer, war S. in seinen eignen Leistungen und namentlich in seinen Poesieen desto unbedeutender. Als einer der eifrigsten Anhänger Gottsched's erwarb er sich durch die unermüdliche Treue, mit welcher er denselben unterstützte, zu seiner Zeit einige Geltung bei den Jüngern dieser Schule, während er von den Gegnern, namentlich von Rost, auf das Empfindlichste verspottet wurde. — Auch überlebte er seinen geringen Ruhm sehr lange.

---

**Friedrich von Schwaben,** (Gedichte)
**Schwabenspiegel,**
**von Schwanegri,**
} s. Minnesingerzeit.

---

## Friedrich Heinrich Christian Schwarz,

am 30. Mai 1766 zu Gießen geboren, war zuerst Pfarrer zu Derbach im Darmstädtischen, ward 1795 nach Eibzell, 1798 nach Münster versetzt. 1804 ward er als Professor der Theologie nach Heidelberg berufen, 1805 mit dem Titel eines Kirchenraths, später Geheimen-Kirchenraths belehnt. Als solcher, auch Doctor der Philosophie und der Theologie, wirkte er in ausgezeichneter Weise an seiner Universität, bis im Jahre 1838 der Tod ihn aus diesem Leben abrief.

Geist der wahren Religion. Marburg, 1796.
Religiosität, was sie sein soll und wodurch sie befördert wird. Gießen, 1793; neu 1798.
Die moralischen Wissenschaften. Leipzig, 1793; neu 1797. 2 Thle.
Briefe, das Erziehungs- und Predigergeschäft betreffend. Gießen, 1796.
Der christliche Religionslehrer. 1798. 1800. 2 Thle.
Erziehungslehre. Leipzig, 1802—13; neu 1829. 4 Bde.
Pestalozzi's Methode. Bremen, 1803.
Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik. Heidelberg, 1805.
Mit A. J. d'Autel, F. L. Wagner und C. A. Schellenberg: „Jahrbücher der deutschen Volksschulen." Darmstadt, 1819.
Predigten und theologische Schriften u. s. w.

Als Theolog zeichnete sich S. dadurch aus, daß er die Theologie mit der Philosophie Schellings zu verbinden und zu durchdringen suchte. Weit bedeutender noch wirkte er als Pädagog namentlich durch seine Erziehungslehre, seine Lehrbücher für Schullehrer und seine Beförderung von Seminarien und Volksschulen.

---

## Johann Ludwig Georg Schwarz

ward am 6. Februar 1759 zu Halberstadt geboren, studirte zu Halle die Rechte und ward bald Referendar und Criminalrath zu Halberstadt. Darauf lebte er als Regierungsassessor in Posen und ward 1794 nach Bromberg versetzt. 1797 ward er Regierungsrath zu Posen, 1803 zu Paderborn und 1807 westphälischer Tribunalspräsident erst zu Neuhaldensleben, dann zu Duderstadt. 1816 wurde er als Director des Stadt- und Landgerichts nach Halle berufen, wo er, später ehrenvoll in den Ruhestand versetzt, als Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe lebt.

Er schrieb:

Friedrich's Jahrhundert. Halberstadt, 1789.
Ahdim, morgenländische Erzählung. Berlin, 1790; neu 1796. 12.
Elisen's (von der Recke) und Sophiens (seiner Gattin) Gedichte. Berlin, 1790.
System der unvernünftigen Polizei. Basel, 1797.
Denksprüche des P. Syrus und mehrerer Alten. Göttingen, 1813.
Phädrus äsopische Fabeln. Halle, 1818.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmanns, Dichters und Humoristen. Leipzig, 1828.

Ein Mann von tüchtiger Gesinnung, klarem Verstande, reich an Weltkenntniß und Erfahrung wirkte S. vielseitig höchst segensreich. In seinen Poesieen schloß er sich den älteren Dichtern, namentlich Wieland an, dem er in seinem Ahdim sehr nahe kam. Seine Autobiographie ist gleichfalls eine treffliche Arbeit und legt ein schönes Zeugniß von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit ab.

---

## Sibylla Schwarz,

1621 zu Greifswald geboren, die Tochter des geheimen Landraths und Bürgermeisters Schwarz daselbst, lebte als Gesellschafterin einiger Glieder des herzoglich pommerschen Hauses zu Fretow bei Greifswald, woselbst sie den 31. Juli 1638 starb.

Sie schrieb:

Gedichte, herausgegeben von M. Sam. Gerlach. Danzig, 1650. 2 Thle.

Ausgezeichnet durch Zartheit, Innigkeit und glückliche Behandlung der Form und Sprache vor vielen anderen Leistungen aus jener Zeit.

---

## Jacob Schwieger (auch Filidor der Dorferer genannt),

aus Altona gebürtig, that eine Zeit lang Kriegsdienste im 30jährigen Kriege und lebte um das Jahr 1665 an dem gräflichen Hofe zu Schwarzburg-Rudolstadt; sein längster Aufenthalt mag indeß zu Hamburg und Glückstadt gewesen sein. Unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts den Ausgezeichneteren angehörend, wurde er 1645 in Philipp von Zesen's Rosenzunft unter dem Beinamen des Flüchtigen, in Rist's Schwanenorden unter dem Beinamen Filidors des Dorferers, vermuthlich so viel als Schäfers, aufgenommen. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er schrieb:

Ueberschriften und Gedichte. Stade, 1654.
Liebesgrillen. Hamburg, 1654. 56. 2 Thle.
Flüchtige Feldrosen. Hamburg, 1655.
Wandelungslust. Hamburg, 1656. 12.
Adelige Rosen. Glückstadt, 1659.
Die geharnischte Venus. Hamburg, 1660.
Die verführte Schäferin Cynthia. 1660. 12.
Filidor's Trauer-, Lust- und Mischspiele. Jena, 1765. (vgl. Müller's Bibliothek, Bd. 11.)

S. ist einer der glücklichsten lyrischen deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Er verbindet Innigkeit, Naivetät und Kraft mit großer Anmuth der Sprache und Form, nur verleitete ihn der schlechte Geschmack seiner Zeit mitunter zu Spielereien oder Derbheiten, die den guten Eindruck, den seine Leistungen sonst machen würden, schwächen.

---

## Schynnenberger, s. Minnesinger.

---

## Christian Scriver,

den 21. Januar 1629 zu Rendsburg geboren, verlor frühzeitig seinen Vater, der Kaufmann gewesen war, studirte zu Rostock und wurde daselbst Magister der Philosophie. 1653 zum Diakonus in Stendal ernannt, folgte er 1667 einem Ruf nach Magdeburg an die Jacobikirche daselbst und erhielt nach und nach die Stellen eines Seniors, Consistorialraths und Inspectors. Endlich kam er im Jahre 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 starb.

Christlicher Seelenschatz. Leipzig, 1675. (oft aufgelegt, auch in's Schottische übersetzt).
Verlorenes und wiedergefundenes Schäflein.
Siech- und Siegsbette.
Witwentrost.
Arzenei der Betrübten und Trost der Sterbenden.
Wohlvergnügte Seelenruh.
Güldenes Christenthum.
Gottholds zufällige Andachten. (Auszug daraus, Berlin, 1826. 2 Thle. Zuerst Magdeburg, 1763. 19. Aufl. 1729; in mehr als 200,000 Exempl. verbreitet.)

S. Erbauungsschriften wurden früher überaus fleißig gelesen, was sie auch um der echt christlichen Milde und Innigkeit, die in ihnen vorherrscht, vollkommen verdienen, nur arten sie hin und wieder in eine süßliche Empfindsamkeit aus, die einem gesunden Sinne nicht zusagen kann.

---

## Andreas Scultetus,

zu Bunzlau in Schlesien geboren, einer der bedeutendsten Dichter des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines Schusters, entfloh der Pest und kam zu dem Senior der Magdalenenkirche, Nicolaus Polius zu Breslau. Als dieser gestorben war, ging er nach Liegnitz zu einem Verwandten, dem Kammersecretär Johann Scultetus. Auch dem bekannten schlesischen Dichter Andreas Tscherning war er anverwandt. 1639 kehrte er nach Breslau zurück und starb daselst, entweder noch als Schüler auf dem Elisabethanum, oder in seiner ersten akademischen Zeit.

Gedichte, aufgefunden von Lessing. Braunschweig, 1771. (Oesterliche Triumphposaune. Breslau, 1641.)
Nachlese von J. G. Jachmann. Breslau, 1774.
Zweite Nachlese von Scholz. Breslau, 1783. (Vergl. Müller's Bibliothek, Bd. 9.)

Lessing hat S. überschätzt. Ein Nachahmer Opitz zeichnete er sich allerdings durch Wärme, Gedankenreichthum und Kraft aus, leidet aber durch seine didactische Tendenz, die seinem echt lyrischen Talente Abbruch thut. Bei längerem Leben und größerer Reife würde er übrigens gewiß höchst Rühmliches geleistet haben.

---

## Sebald, s. Silber.

## Christian Adolf Freiherr von Seckendorf

ward am 4. October 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, trat 1786 in mecklenburg-schwerinische Dienste als Kammerjunker und Lieutenant von der Garde zu Pferde. 1791 ward er Premierlieutenant in einem kursächsischen Husarenregiment und privatisirte dann seit 1794 auf seinem Gute Zingst bei Querfurt; eines Zwists wegen jedoch zum Festungsarrest verurtheilt, entwich er nach Straßburg. Er starb 1831 in der Schweiz.

Er gab heraus:

Gedichte. Leipzig, 1808. 2 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1816—23. 2 Thle.
Dramatische Arbeiten. Leipzig, 1822. 23. 2 Thle.
Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen. Leipzig, 1805.
Forstrügen. Leipzig, 1799—1804. 10 Thle.
Almanach dramatischer Spiele. Leipzig, 1824. (pseudonym.)
Ist das schöne Geschlecht auch wirklich das schöne? Leipzig, 1810.
Der Hochzeittag, Idylle. Leipzig.

Leichte Behandlung der Form, Talent der Darstellung und glückliche Laune erwarben, besonders seinen komischen dramatischen Leistungen, Beifall.

## Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf,

Sohn eines bairischen Ministers, am 26. November 1744 zu Erlangen geboren, studirte daselbst und lebte von 1760—63 in österreichischen, später preußischen Militärdiensten; zuletzt als Oberstlieutenant. 1775 begab er sich als Kammerherr an den weimarischen Hof, wo er mit allen bedeutenden Mitgliedern desselben in naher Verbindung stand und namentlich sehr thätig für Wieland's Mercur wirkte. 1784 ward er königlich preußischer bevollmächtigter Minister bei dem fränkischen Kreise und lebte in Anspach, wo er am 26. April 1785 starb.

Von ihm erschien:

Volks- und andere Lieder. Weimar, 1778—83. 3 Sammlungen.
Superba, Oper. Weimar.
Geschichte Thoengesee's oder das Rad des Schicksals. Dessau, 1783.
Proben einer Uebersetzung von Camoens Lusiade und ein Bruchstück aus der Geschichte von Granada in Bertuch's Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur.
Beiträge zu Wieland's Mercur.
Kalliste, Trauerspiel. Leipzig, 1794.

Ein angenehmes und gefälliges Talent besitzend, reich an Bildung und Lebenserfahrung leistete v. S. jedoch mehr durch seine Uebersetzungen als durch eigene Arbeiten, namentlich dadurch, daß er zu den Ersten gehörte, welche eine nähere Kenntniß der spanischen und portugiesischen Literatur in Deutschland zu verbreiten strebten.

## Karl August Gottfried Freiherr von Seckendorf

ward am 11. Juni 1747 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und Leipzig, wo er aus einem Schüler Gellerts dessen Freund wurde und lebte, nach mehreren Reisen, 1791 als wirkl. Geheimerath, Oberhofmeister des collegii illustris und Ritter des großen Ordens zu Tübingen. 1799 erhielt er (Herr von und zu Eckenbrechtshausen), seine Entlassung und lebte seitdem auf seinen Gütern bei Kirchheim unter Teck, wo er 1833 starb. Er veröffentlichte:

Vermischte Briefe aus der Familie des Grafen **. Frankfurt, 1775; Fortsetzung, Frankfurt, 1776.
Geistliche Gesänge. Oettingen, 1777; 2. Ausg. 1779.
Beiträge zum deutschen Theater. Ansbach, 1785.
Vorurtheile des Christenthums. 1787.
Politische und Religionsvorurtheile. Oehringen, 1798; 2. Aufl. Halle, 1813.
Sämmtliche Gedichte. Oehringen, 1806. 2 Thle.; neu 1808.

v. S. zeichnete sich vorzüglich im geistlichen Liede aus, in welchem Gellert sein Vorbild war.

## Gustav Anton Freiherr von Seckendorf,

Enkel des Bruders des Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, studirte, am 20. November 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, zu Leipzig und Wittenberg, und lebte darauf von 1796—1798 zu Philadelphia vom Unterricht in der Musik und Declamation. Nach seiner Rückkehr erhielt er mehrere Anstellungen in Kursachsen, ward 1807 in Hildburghausen Kammerdirector, nahm aber nach sieben Monaten mit dem Titel eines Geheimenraths seine Entlassung, um der Neigung zu einem ungebundeneren künstlerischen Treiben Folge zu leisten. Von 1808—1811 machte er unter dem Namen Patrik-Peale als Declamator Kunstreisen. 1811 ward er in Göttingen Doctor der Philosophie und 1814 vom Herzog von Braunschweig zu einer Professur an das Carolinum berufen. 1821 reiste er noch einmal nach Amerika und siedelte sich zu Alexandria am rothen Flusse an, wo er im December 1823 in Armuth starb.

Seine Schriften sind:

Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen, eine Romanze. Leipzig, 1816.
Vorlesungen über Declamation und Mimik. Braunschweig, 1815. 16. 2 Bde.
Feuer! Feuer! Posse in einem Aufzug. Hildburgh., 1808.
Vier Gedichte. Braunschweig, 1820. (Für den deutschen Frauenverein.)
Orsina, Trauerspiel in 5 Aufzügen, (Fortsetzung von Emilie Galotti). Braunschweig, 1810.
Otto III., der gutgeartete Jüngling, Trauersp. Torgau, 1805.

Beiträge zur Philosophie des Herzens. Berl., 1814.
Scenen des höchsten Schmerzes. Leipzig, 1801.
Die Grundform der Tage. Göttingen, 1812.
Kritik der Kunst. Göttingen, 1812.
Aphorismen, die Gesetze des Universums anzuschauen. Berlin, 1812.
Vorlesungen über die bildende Kunst der alten und neueren Zeit. Aarau, 1814.
Grundzüge der philosophischen Politik. Leipzig, 1817.
Lehrsätze der Denkwissenschaft. Braunschw., 1819.
Des Vaters Bild, Trauerspiel. Leipzig, 1822.

Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und glühende Begeisterung für alles Edle und Schöne im Innern tragend hätte v. S. Bedeutendes leisten müssen, wenn nicht zu große Unklarheit in ihm vorherrschte, die ihm in seinen Werken wie in seinen Lebensverhältnissen immer das Rechte verfehlen ließ.

## Friedrich Karl Leopold Freiherr von Seckendorf,

1773 zu Wenfurt bei Haßfurt geboren, studirte zu Göttingen und Jena, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und wurde 1802 würtembergischer Kammerherr und Regierungsrath zu Stuttgart. Wegen eines Staatsverbrechens verleumderisch angeklagt, wurde er auf die Festung Asperg gebracht. Nach seiner Freisprechung, welche 1805 erfolgte, privatisirte er in Wien, trat dann als Hauptmann in österreichischen Dienst und blieb im Treffen bei Ebersberg am 6. Mai 1809.

Blüthen griechischer Dichter. Weimar, 1800.
Neujahrtaschenbuch von Weimar auf 1801.
Musenalmanach, für die Jahre 1807—1808. Regensburg. 12.
Prometheus, eine Zeitschrift. Wien, 1808; 1. Heft (mit L. Stoll).

Feinheit des Geschmackes, Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form, und eine anmuthige Phantasie gaben seinen poetischen Arbeiten einen bleibenden Werth.

## Veit Ludwig Freiherr von Seckendorf

ist am 20. December 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen geboren, wurde am coburgischen Hofe mit zwei würtembergischen Prinzen erzogen und begann mit dem 16. Jahre seine Studien zu Straßburg. Nach kurzem Aufenthalt am darmstädtischen Hofe wurde er 1646 herzoglich gothaischer Hofjunker, nach zwei Jahren Rath und Kammerherr, 1668 Geheimerath, Kammerpräsident und Kanzler. Darauf eine Zeit lang als Präsident des Hofgerichts zu Jena beschäftigt, ward er wirklicher Geheimerath zu Gotha, dasselbe im Zeitzischen und Geheimerath in kursächsischen Diensten; darauf Landschaftsdirector und Obersteuerdirector des Fürstenthums Altenburg, bis er als königlich preußischer Geheimerath und Kanzler der Universität nach Halle berufen ward, wo er am 18. December 1692 starb.

Seine Schriften sind:

Deutsche Reden. Leipzig, 1686—91.
Mehrere geistliche Lieder in den Gesangbüchern jener Zeit.
Staatsrechtliche u. kirchenhistorische Schriften.
Deutscher Fürstenstaat. Gotha, 1665.
Christenstaat. Leipzig, 1684.

v. S. zeichnete sich zu seiner Zeit vorzüglich als Redner aus und seine derartigen Leistungen gehören zu dem Besten, was jene Epoche aufzuweisen hat; seine geistlichen Lieder sind dagegen nicht so gelungen.

## Wilhelm Heinrich Seel,

1776 zu Frankfurt geboren, lebte als Doctor der Philosophie und Director der Musterschule zu Frankfurt am Main, wo er am 7. November 1821 starb.

Von ihm erschien:

Das Erfreuliche der gegenwärtigen Theuerung. Frankfurt, 1816.
Schulreden. Heidelberg, 1817.
Vom Weltuntergange. Frankfurt, 1817.

Ein wackerer, strebsamer Pädagog, der vorzüglich in seinen Schulreden Treffliches leistete.

## August Nathan Friedrich Seemann,

im Jahre 1774 zu Frankfurt an der Oder geboren, lebte nach beendigter Studienzeit als Hauslehrer bei dem Oberhofmarschall von Massow zu Berlin und Steinhöfel, privatisirte später zu Halberstadt und endlich zu Wiesbaden, wo er am 4. April 1825 starb.

Er veröffentlichte:

Blumen und Früchte. Berlin, 1800.
Neujahrsgeschenk für gute Kinder. Berlin, 1802; neu 1815.
Bruder und Schwester, Unterhaltungsbuch. Helmstädt, 1818.
Kleine Natur- und Sittengemälde. Helmst., 1819.
Darstellungen aus der Jugendwelt. Berlin, 1821; neu 1822.
Albert und Eugenie, herausgegeben von C. W. Spiecker. Leipzig, 1823.
Die Familie Otto, herausgegeben von Wilmsen. Leipzig, 1826.

S's Jugendschriften gehören zu den besten Leistungen dieser Gattung und haben überall wohlverdiente freundliche Anerkennung gefunden.

## Karl August Seidel

ward am 13. Februar 1754 zu Löbau geboren, studirte in Leipzig Theologie und wurde darauf Bibliothekar des Fürsten von Arolsen, welche Stelle er 1786 mit der eines Hauslehrers zu Grimma vertauschte. Eine längere Zeit lebte er zu Weißenfels ganz allein der Schriftstellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erster Lehrer an die Töchterschule zu Dessau berufen ward. In den letzten Jahren in den Ruhestand versetzt, starb er daselbst am 22. Februar 1822.

Von ihm erschien:

Novellen. Leipzig, 1791—98. 6 Bändchen.
Kinderlschauspiele. Göttingen, 1780—81. 2 Thle.
Theaterstücke. Leipzig, 1789—90. 2 Thle.
Schauspiele für die Jugend. Weißenfels, 1792. 93. 3 Thle.
Romane: Friedrich Grumbach. 1783.
Volksgeschichten der Deutschen. 1786. 87. 3 Thle.
Geschichten aus unserer Zeit. 1789. 2 Thle.
Anton. 1792.
Kurd von der Wetterburg. 1794. 2 Thle.
Der schwarzgraue Mantel. 1795. 2 Thle.
Die Geisterseherin. 1795 ff. 3 Thle.
Gräfin Sidonie von Montabur. 1798. 2 Thle.
Goldsee. 1800. 4 Thle.
Feierabende. 1802. 2 Thle.
Angenehme Erzählungen für die Toilette. 1811 u. s. w.

S. besaß Phantasie und Darstellungsgabe, aber er arbeitete zu schnell und ließ sich zu sehr von seiner Laune hinreißen; seine Romane und Schauspiele erreichten daher nicht die Vollendung, die ihnen nach S's Anlagen bei größerer Ruhe und Sicherheit des Tactes hätte zu Theil werden müssen.

---

## Johann Heinrich Philipp Seidenstücker,

im Jahre 1766 zu Haveroda im Sondershäusischen geboren, lebte, nachdem er zu Helmstädt den philosophischen Doctorgrad erlangt, seit 1791 als Adjunct der Facultät, seit 1795 als Lehrer am dortigen Pädagogium und Custos der Bibliothek daselst. 1796 wandte er sich als Rector nach Lippstadt und ging endlich, um das dortige Gymnasium zu leiten, nach Soest, wo er am 23. Mai 1817 starb. Er schrieb:

Aufsätze pädagogischen und philologischen Inhalts. Helmstädt, 1795.
Ueber Schulinspection. Lippstadt, 1797.
Bemerkungen über die deutsche Sprache. Helmstädt, 1804.
Eutonia, declamatorisches Lesebuch. Dortmund, 1807.
Drei Schulreden. Dortmund, 1811.
Nachtrag zur deutschen Sprachlehre. Dortmund 1818.
Viele Schulprogramme.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen Arbeiten über deutsche Sprache und Grammatik bleibenden Werth haben.

---

## Johann Gabriel Seidl,

am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, verlebte in dürftiger Lage eine sehr traurige, sein poetisches Talent aber desto lebhafter anregende Jugend, studirte in seiner Vaterstadt und erlangte 1829 ein Lehramt daselbst. Später ward ihm eine Professur am Gymnasium zu Cilly in Untersteiermark zu Theil, die er bekleidete, bis er 1840 als Custos des Münz- und Antikencabinets zu Wien angestellt wurde. Er ist einer der productivsten unter den österreichischen Dichter unserer Zeit.

Von ihm erschien:

Dichtungen. Wien, 1826—28. 3 Bde.
Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien, 1826.
Erzählungen. Wien, 1828. 3 Bde.
Flinserln, östreichischi G'stanzl'n, G'sangl'n und G'schichtl'n. Wien, 1828—30. 3 Hfte.
Bifolien. Wien, 1836.
Georginen, gesammelte Erzählungen für Frauen. Wien, 1836.
Episoden aus dem Roman des Lebens. Wien, 1839.
Novelletten. Wien, 1839.
Liedertafel. Wien, 1840.
Aurora, Taschenbuch, seit 1828.
Dichtungen. Wien, 1827. 2 Thle.
Der Maurer und der Schlosser, Oper. Wien, 1827.

Rege Phantasie, Innigkeit, Wärme und Herzlichkeit des Gefühls, Anmuth und Einfachheit der Darstellung sind ihm eigen und schmücken besonders seine lyrischen Poesieen, unter denen die Gedichte im österreichischen Dialect die gelungensten sind. In seinen Erzählungen ist er nicht so erfolgreich, doch hat er auch hier manches sehr Lobenswerthe geliefert.

---

### König Erichs Glaube.

In Stadt Upsala's Kirche, da stand der Hochaltar,
Umschimmert rings mit Leuchtern, mit Kerzen hell und klar.
Und auf des Altars Stufen, mit fromm erhobner Hand,
Der Schwedenkönig Erich im schönen Festgewand:

„Gott, wer zu dir sich stellet, hat sicher sich gestellt;
„Wer sich zu dir gesellet, der hat sich gut gesellt!" —
Er ruft's und mit ihm Alle, daß Chor und Kuppel hallt:
„Wenn Gott, der Herr, mit uns ist, wer hat da noch Gewalt?"

Und wie sie also beten, da theilt sich rasch der Chor,
Ein staubbedeckter Bote stürzt athemlos hervor:
„„Genad' uns Gott! der Däne Skalater rückt heran,
Schon strömt er von den Bergen mit sieben hundert Mann!""

Der König hört es ruhig und ruft, von Gott erhellt:
„Herr, wer zu dir sich stellet, der hat sich wohl gestellt!"
Da stürzt ein zweiter Bote dem ersten keuchend nach:
„„Skalater steht am Walle, der letzte Riegel brach!"" —

Der König aber hört es und singt, von Muth geschwellt:
„Wer sich zu Gott gesellet, der hat sich gut gesellt!"
Da kommt ein dritter Bote, — doch eh' er Kunde gab,
Schnellt ihm ein Dänensäbel das Haupt vom Rumpf herab.

Da dröhnt ein wildes Lärmen; da wirbelt wüst Geschrei;
Skalater kommt gewüthet voll Glaubensraserei;
Skalater kommt gewüthet mit sieben hundert Mann, —
Um Gut und Blut und König und Glauben scheint's gethan.

Da faßt mit Eins Herr Erich das güldenhelle Kreuz.
Und ſtreckt es gegen Himmel, und ſchwingt es allerſeits,
Und aus der ſieben Wunden des Heilands Jeder bricht
Ein Hundert Strahlen, blitzend dem Feind in's Angeſicht.
Und auf die Stirnen fallen die ſiebenhundert Mann,
Und beten ſtumm im Staube den großen Sieger an,
Und Erich und die Seinen frohlocken gotterhellt:
„Wer ſich zu Gott geſtellet, der hat ſich wohl geſtellt!“

## Johann Georg Seiler,

am 24. October 1733 zu Kreußen bei Baireuth geboren, ſtudirte zu Baireuth und Erlangen und erhielt als erſte Stelle 1761 das Diakonat zu Neuſtadt an der Heide. 1764 ward er nach Coburg berufen, wo er ſechs Jahre lang als Prediger ſegensreich wirkte, bis 1770 der Ruf zur Profeſſur nach Erlangen ſeinen Kräften ihr eigentliches Feld eröffnete. Hier erlangte er nach und nach die höchſten theologiſchen Würden eines Doctors, geheimen Kirchen-, Schul- und Conſiſtorialraths, Superintendenten und Hauptpaſtors, dazu die Aemter eines Profeſſors der Theologie und Scholarchan. Er ſtarb am 13. Mai 1807.

Baireuth, der Künſte Sitz, Gedicht. Erlangen, 1757.
Die wichtigſte Sache des geiſtlichen Redners, Lehrgedicht. Coburg, 1767.
Geiſt und Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums. Coburg, 1769.
Kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion. Erlangen, 1772.
Religion der Unmündigen. Erlangen, 1772.
Das kleine bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1782. 2 Thle.
Das größere bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1785—92. 19 Thle.
Die Religion in Liedern. Erlangen, 1789.
Schullehrerbibel. Erlangen, 1790—98. 6 Thle.
Predigten. Baireuth, 1798. 2 Thle.
Gebet-, Leſe-, Methodenbücher u. ſ. w.

Klarheit, Lebendigkeit, Wärme, Einfachheit und Verſtändlichkeit erwarben S's Predigten und Erbauungsſchriften viele dankbare Freunde. Als ſein vorzüglichſtes Werk iſt ſeine Schrift über Geiſt und Geſinnungen des vernunftgemäßen Chriſtenthums zu betrachten, in welcher er dem Treiben franzöſiſcher Freigeiſterei, die auch in Deutſchland Eingang fand, mit großem Erfolge entgegen wirkte.

## Seladon, ſ. Greflinger.

## Selbig, ſ. Ch. v. Ahlefeldt.

## Selbiger, ſ. Reinhart.

## Selchow, ſ. Meynier.

## Sellen, ſ. v. Alvensleben.

## Selmar, ſ. v. Brinkmann.

## Nicolaus Selnecker,

am 6. December 1532 zu Herſpruck im Nürnbergiſchen geboren, lebte als hochverdienter Theolog, auf der Kanzel wie dem Katheder trefflich wirkend, zu Leipzig ſeit 1577 als Doctor und Profeſſor der Theologie und Superintendent; — nachdem er in Dresden Hofprediger, 1561 Profeſſor in Jena, 1568 in demſelben Amt in Leipzig und ſeit 1560 Hofprediger und Generalſuperintendent zu Wolfenbüttel geweſen war. Er ſtarb zu Leipzig am 24. Mai 1592.

Geſangbuch der chriſtlichen Pſalmen. Leipzig, 1587.
(23 Lieder darin ſind von ihm ſelbſt gedichtet.)

S. wußte in ſeinen geiſtlichen Liedern nicht den rechten Ton zu treffen, ſondern verfuhr zu dogmatiſch, weshalb dieſelben ſich auch nicht lange in den Geſangbüchern der proteſtantiſchen Gemeinen erhielten.

## Johann Salomon Semler,

bedeutend wirkend zu ſeiner Zeit, ein Vorbote der folgenden, deren Elemente er in ſeinem halb gläubigen, halb ungläubigen Sinn vereinte, wurde am 18. December 1725 zu Saalfeld, wo ſein Vater Prediger war, geboren und in allen Aengſten des peinlichſten Pietismus erzogen. Seit 1742 ſtudirte er in Halle Theologie, in

den ebenso drückenden Fesseln der baumgartenschen Philosophie, aber als ein wahres Wunder des Fleißes. Seine ersten Druckschriften waren im Geist des schroffsten Kirchenglaubens abgefaßt. Nach Baumgartens Tode begann seine freiere Entwickelung. Er wurde in Halle Magister und übernahm 1749 mit dem Professortitel die Redaktion der coburger Zeitung. 1751 berief ihn die Universität Altdorf als Professor der Geschichte und der Poesie; 1752 Halle für den theologischen Katheder, den er als Doctor und Professor der Theologie beinahe 40 Jahre lang, hochverdient um die Wissenschaft, behauptete. Er starb am 14. März 1791, nachdem er viele bittere Erfahrungen gemacht hatte; den Pietisten verhaßter als ein Gottloser und Jude, weil er die Heiligkeit der heiligen Bücher beleuchtet, und von der Aufklärung als Heuchler verdammt, weil er das Leben Jesu und seine Sache gegen die wolfenbüttelschen Fragmente in Schutz genommen. Seine vorzüglichsten deutschen Schriften sind:

Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte d. N. T. Halle, 1773—78. 3 Thle.
Von freier Untersuchung des Canons. Halle, 1776. 4 Thle.
Ascetische Vorlesungen. Halle, 1772.
Theologische Briefe, 3 Sammlungen. Leipzig, 1781—82.
Unterhaltungen mit Lavater. Leipzig, 1787.
Lebensbeschreibung von ihm selbst. Halle, 1781—82. 2 Thle.
Versuch einer biblischen Demonologie, Halle, 1776.

Sein Streben und Wirken als Theolog ist oben schon angedeutet worden, doch entbehrte er in Hinsicht auf Styl und Form zu sehr des Geschmackes und der Gewandtheit, um etwas allgemein Befriedigendes zu leisten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet bleibt seine Autobiographie seine beste Arbeit.

## Carl Borromäus Alexander Sessa,

1787 zu Breslau geboren, studirte Medicin zu Halle und Wien und promovirte 1808 zu Frankfurt an der Oder. Nach vergeblichem Warten auf eine academische Anstellung daselbst, wandte er sich wieder nach Breslau, wo er als praktischer Arzt sich viel Verdienst erwarb und am 4. December 1813 starb. Seine Celebrität begann erst nach seinem Tode, ist aber auch längst von der besseren Zeit vergessen.

Makulatur, Zeitung für Narren und ihre Freunde (mit R. Müchler und R. W. Contessa. Breslau, 1811. 1. Heft. 4.)
Der Luftschiffer, Posse (in C. v. Holtei's Jahrbuch deutscher Nachspiele. 3. Jahrgang 1824.)
Unser Verkehr, Posse. Berlin, 1814; 4. Aufl. Leipzig, 1817.

Witz, Phantasie und scharfe Beobachtungsgabe sind ihm nicht abzusprechen, nur benutzte er diese schönen Gaben nicht immer zu edeln Zwecken, wie er namentlich durch die Posse „Unser Verkehr" viele Antipathieen zu seiner Zeit aufgeregt hat.

## G. C. Seubert,

in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, war zuerst Pfarrer zu Freudentheil im Würtembergischen und lebt jetzt als Doctor der Philosophie und Garnisonprediger zu Stuttgart. Er gab heraus:

Predigten auf alle Sonn- und Festtage. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner, voll geistigen Reichthums, Tiefe, Innigkeit und Klarheit.

## Johann Gottfried Seume

ward am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren. Das bewegte Leben dieses außerordentlichen Mannes ist großentheils aus seinen eigenen anziehenden Darstellungen bekannt. Nach dem Tode seines verarmten Vaters nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, der zuerst in Borna, dann auf der Nicolaischule zu Leipzig gebildet, vorzüglich in den classischen Studien bald das Ungewöhnliche leistete. Als 18jähiger Jüngling wollte er Paris sehen; unterwegs fiel er aber in die Hände hessischer Werber, und mußte nach Amerika gehen und gegen die Republikaner fechten. Von Canada heimkehrend, ward er zum zweiten Male und zwar von preußischen Werbern gefangen genommen und als gemeiner Soldat in Emden angestellt. Er versuchte zwei Mal zu fliehen, ward aber beide Male nach Emden zurückgebracht und endlich nur auf Urlaub gegen Caution entlassen. 1788 kam er nach Leipzig zurück, wo er von Schriftstellerei und Sprachunterricht lebte. 1792 erhielt er den philosophischen Doctorgrad und fast zugleich eine Anstellung als Sekretär des russischen Generals Igelström in Warschau, wo er auch Officier bei den Grenadieren wurde. Er erlebte den polnischen Aufstand; gerieth in Gefangenschaft und mußte Augenzeuge der Erstürmung von Praga sein. Als ihm die früher genährte Hoffnung, unter Catharina II. in Rußland angestellt zu werden, mit dem Tode der Kaiserin vereitelt ward, ging er nach Leipzig zurück, wo er wieder unterrichtete und über classische Literatur Vorlesungen hielt. Darauf ward ihm eine Anstellung in der göschen'schen Druckerei zu Grimma. 1801 machte er seinen Spaziergang nach Syracus, ungefähr 600 Meilen durchwandernd; 1805 besuchte er Rußland und Schweden. Am 13. Juni 1810 starb er zu Töplitz, wohin er gegangen war, um seine geschwächte Gesundheit durch den Gebrauch der Bäder wieder herzustellen.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Riga, 1801; 5. Ausg. 1821.
Spaziergang nach Syracus. Braunschweig, 1803; 4. Ausg. 1815—17. 2 Thle.
Mein Sommer im Jahre 1805. Hamburg, 1806; 2. Ausg. 1815.
Miltiades, Trauerspiel. Leipzig, 1808.
Rückerinnerungen mit Münchhausen. Frankfurt, 1807; 2. Ausg. 1823.
Kampf gegen Mosbona. Leipzig, 1809; 2. Ausg. 1817.
Obolen. Leipzig, 1796—98. 2 Thle.
Nachlaß. Leipzig, 1811.

Mein Leben, fortgesetzt von Clodius. Leipzig, 1813.
Gesammelte Schriften von J. P. Zimmermann. Wiesbaden, 1823. 5 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1826 ff. 12 Thle. in 16.

S. ist mehr ein bedeutender Dichter durch die Art und Weise, wie er seine Gesinnung ausspricht, als durch seine poetischen Leistungen selbst. Obwohl es ihm weder an Phantasie, tiefem Gefühl und Herrschaft über Sprache und Form fehlte, so vermochte er doch nicht einerseits durch seine Lebensschicksale, andererseits durch die daraus entsprungene Verstimmung seines Gemüthes verhindert, sich zu vollkommener poetischer Freiheit der Welt und Lebensansicht aufzuschwingen und sich von den Fesseln zu befreien, die er sich selbst eben durch das Mißverhältniß, in welches er sich zum Leben stellte, geschlagen hatte. Ueberall wird man großartige und kühne Gedanken bei ihm finden, aber nur selten gestattet er sich diese rein, ohne Bitterkeit, Härte und Schroffheit auszusprechen, weshalb denn fast Allem, was er hinterlassen hat, der wahre Stempel künstlerischer Vollkommenheit fehlt.

## Aus Seume's Gedichten.

### I.

### Abschieds-Schreiben an Münchhausen. *)

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann.
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und, die Schale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liede Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundschaft und bei Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bei Neufundland nieder sank,
Und wie wir auf den Adlerbergen saßen,
Und in der Dämmrung Klopstocks Hermann lasen,
Auf einer Felsenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, in echter Urbewohner Sitte,
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.

Ha! kannst du je das Patriarchenessen,
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh, wie Gott, uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Mein Freund, gewiß durchirrst du noch im Bilde
Die Berge, wo der wackre gute Wilde
So oft an unsrer Seite stand
Und, Hohn der Tiber und Minervens Hügel! —
Auf seiner Stirne wahrer Größe Siegel,
So groß als je ein Mann empfand.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unsre kleine Barke durch die Fluthen
Mit Zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Auch keinen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner, goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durstigen zum Brechen winkt:

So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe hier in Schwermuth dem Gespiele
Der Wellen unsrer Elster zu,
Und werfe langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre stille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisentone
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samogeten Wintersee'n
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich an dem beeisten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Busenbruders nie.

Und wenn, von einem Männerarm geschwungen
Ein Türkenstahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörst:
So setze dich zu einem Trauermahle,
Und singe mir bei unsrer Bundesschale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das meine Seele spricht:
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte;
Doch nimm mein Herz im meinem Testamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Sei immer Mann und groß durch innre Kräfte,
Und überlaß nie andern ein Geschäfte,
Das du noch selbst zu enden magst;
Sei Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche,
Und felsenfest sei, was du sagst.

Sei wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb der Armuth froh von deinem Herde;
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, segnen;
Der Menschheit schönster Lohn.

Sei Freund von allem; aber lange sichte
Und prüfe scharf und faß' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme sinkest;
Denn wisse, wenn du Gift, statt Heilung trinkest,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht den Menschen; dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche tief versteckt
Sich selten in der Leidenschaft nur zeigt:
Verachte stolz den stolzen, goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst; und Eines zu verletzen

*) Nach der ursprünglichen Lesart in den Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen. S. Frankfurt bei Varrentrapp.

Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So ist dein Glück für Menschen groß, so quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft.

Mißtraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe strenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nicht, mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet seinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen;
Doch wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen;
Wer ist der Mensch, für den du bürgst?
Steh selbst, und suche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgst.

Flieh vor dem Weibe, Freund, in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen:
Und in der ganzen Schöpfung liegt
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende grausamer betrügt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiesisches Entzücken
Durch deine trunkne Seele bebt;
Und wenn sie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers süßer Nektarfülle
Zu einem Gott erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenusse
Der Schönheit blind zu einem Götterkusse
Dem Engel in den Arm dich wirfst,
Und tief, gleich Libers schwer berauschten Zechern,
Der Wollust Taumel aus gekrönten Bechern
Zum göttlichsten Geheimniß schlürfst.

Das Feuer, das dein Wesen heute nähret,
Wird morgen Gluth, und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angst, und jagt dich auf und nieder;
Du siehst Verrath in jedem deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irrest nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit deinen heiligsten Gefühlen,
Mit deinem Leben, wie mit Würfeln spielen.
Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn meine bittren Klagen
Der Schöpfung Meisterstück so kühn zu richten wagen;
Gieb nie, gieb nie dein ganzes Herz;
Laß nie dein ganzes Ich in Liebe weben,
Versuche nie zum Gott empor zu streben,
Und du entgehst betrogner Hoffnung Schmerz.

Freund, hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als es Menschen sind:
Denn Glück, unwandelbar und ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menschenkind.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch störtest du ihm seine gute Reise,
Und rücktest ihn gewaltsam aus dem Gleise,
So gieb der alten Weise Raum.

Durchkrieche nicht der Schule Winkelzüge,
Um aufgeblähter Weisheit Federkriege,
Die schnell die Skepse dir verwischt:
Erforsche nur, um gut und froh zu leben,
Und deinen Musenstunden Salz zu geben;
Und lache wenn der Tadler zischt.

Freund, lebe wohl! und ruf in deine Seele
Oft See und Fluß und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem guten biedern Wilden schlichen;
Und ist das schöne Bild von dir gewichen,
So strafe dich der Thoren Schwarm.

Freund hoffe, daß des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unsern Rest der Tage
In einer Hütte wägen wird;
Daß noch der Schatten eines Baums uns decken,
Noch ein Gesang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

---

## Verlangtes Gutachten über Menschen und ihren Umgang.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft, und öfter Leidenschaft:
So sind sie seit sechs tausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren;
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

Im Allgemeinen aufgerafft,
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind sie nur selten, was sie scheinen.
Das Wort ist nichts, als nur ein Hauch;
Die stille That nur, kaum bemerkt durch Einen,
Zerstreut der Worte dicken Rauch.
Wir meinen selbst nur selten, was wir meinen:
Gemächlich ist der löbliche Gebrauch,
Auf Andrer Ansehn diktatorisch auch
Stracks zu bejahn und zu verneinen.

Es führet uns am Gängelband
Ein buntes Heer von Vorurtheilen.
Kaum hat man ein Gespenst verbannt,
Und ganze neue Rotten eilen
Dem Orte zu, wo das verjagte stand.
Wird eines Arztes Wunderhand
Wohl je den tiefen Schaden heilen?
Der Knabe, der schnell wie sein Drache fliegt,
Der Greis mit seinem dritten Fuße,
Das Mädchen, das die Puppe wiegt,
Und die Matrone mit der Buße;
Magister Duns, den nichts beträgt,
Der Sybarit, der unter Moschus liegt,
Der Mönch mit seinem Engelsgruße;
Das Ordensband, das Lorberhaupt, der Richter,
Der Kämmerling, der Philosoph, der Dichter;
Ein jeder, Bettler und Minister,
Von Paul dem Kaiser bis zu Paul dem Küster,
Treibt sporenstreichs, mit Feder oder Schwert,
Mit Spaten, Meßtisch oder Lunge
Als hing das Wohl der Welt an seiner Zunge,
Mit heißem Blut sein Steckenpferd:
Und treibt er in der Hitze nur
Dem Nachbar nicht durch Garten oder Flur,
So ist die Jagd noch ehrenwerth;
Es trage dann ein jeder seine Kappe,
In Sanssouci und bei Gemappe.

Doch darum ist das Erdenvölkchen nicht,
Wenn gleich im Sokkus und Kothurne,
Vom Flügelkleide bis zur Urne,
Ein jeder sich sein eignes Kränzchen flicht,
Sogleich ein häßliches Gezücht.
Prometheus hat uns einmal so geknetet
Aus seinem Thon; was können wir,
Das arme Machwerk, denn dafür,
Das man verkehrt nun pflanzt und hackt und jätet,
Und mit der brennendsten Begier
Dem Glück entflieht und um das Unglück betet?

Als die Olympier Pandoren
Zum mißlichsten Experiment,
Wovon noch jetzt die hohe Flamme brennt,
Den Leutchen, die des Töpfers Kunst geboren,
Herabgeschickt, fing das Present
Zu gähren an, und hat nun fort gegohren,
Die Hoffnung nur ging nicht verloren,

Das einst vielleicht die Gährung schweigt,
Und Gutes noch aus dem Gemische steigt.

Indessen webt der Tanz der Horen,
Wer nur sein Herz dem holden Chore neigt,
Noch viel Musik für Augen und für Ohren,
Der Mensch ist menschlich. Urideen zeugt
Vielleicht am Urquell nicht der Engel,
Der reines Licht von Gottes Antlitz trinkt,
Und im Gefühle seiner Mängel
Voll Ehrfurcht zitternd niedersinkt.
Die Täuschung ist uns zugeschworen;
Das Siegel liegt in der Natur:
Wir sehen hier in unserer Dämmrung nur
Von Glück und Licht als Trösterin Auroren;
Und wen beim Antritt seiner Bahn
Die Genien mit Lächeln wiegen sahn,
Dem lächeln auch wohl ihre Floren.

Wir müssen uns einander nehmen,
So wie wir in dem Kreise sind,
Und uns ein wenig links und rechts bequemen;
Man schifft umsonst stracks gegen Flut und Wind:
Ein blödes Aug' ist darum noch nicht blind.
Man streife nur das Handwerk von dem Manne,
Und nehme, was dann übrig bleibt,
Gewissenhaft und nach der Spanne,
Wenn er nicht mehr sein Steckenpferdchen treibt;
So stehen Richter und Susanne
So ziemlich wie sie waren da,
Und jeder sieht so ziemlich, was er sah.

Ein jeder giebt sein Bißchen Sinn,
Mit dem der Himmel ihn gesegnet,
Weil die Ergebung Vortheil regnet,
Für Unsinn des Systems dahin;
Man denkt, Vernunft ist immer im Gewinn.

Die schwarzen Pfaffen und die braunen,
Mit Platten und mit langem Schopf,
Die Gilden mit und ohne Kopf,
Als Stutzer hier und dort als Faunen,
Die ihre tiefen Gaunereien
Dem Volk mit gimpelhaften Launen
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Zwar sehr oft noch der armen Menschheit Pein;
Doch mit dem leidigen Gelichter,
Jetzt in Kohorten, jetzt allein,
Bei weitem nicht sogleich auch Bösewichter.

Ein jeder Narr trägt seine Brille;
Ein jeder Mensch hat seine Grille.
Der Bonze bläst das Zionshorn,
Wie Samuel ihm vorgeblasen,
Und von dem Schnauben seiner Nasen
Strömt auf die Frevler hoher Zorn,
Die zu vernünfteln sich vermaßen.

Der Mann mit einem Flammenstern
Blickt groß aus seinem Strahlenscheine
Mit Dunst des Hofs herab auf Kleine,
Und mimikt, wo er kann, so gern
Die Miene des erlauchten Herrn,
Als schrieb' er das Gesetz am Rheine:
Und in des Vorsaals dicker Luft
Hält mancher stolz sich für des Staates Treiber,
Vom Marschall bis zum Küchenschreiber;
Und wer den Hof nicht roch, ist ihm ein Schuft.

Der Held, für ein Gespenst von Ehre,
Und oft für ein Gespenst von Pflicht,
Sieht, trunken vor dem trunknen Heere,
Als ob der Gang zum Paradiese wäre,
Dem Würger trotzig in's Gesicht,
Der oft zum Mahl sich Legionen bricht.
Wie sehr ihm auch der Druck des Panzers laste,
Er zehrt in ihm des Landes Fett,
Und fühlt dadurch stracks sein Verdienst komplett;
Und den Beweis führt seine Degenquaste.

Das große Heer der Herrn der Feder
Sitzt diktatorisch in dem Rauch,
Und füttert sich mit Erbsenbrei und Lauch,
Und glaubt, es treib' allein die Räder
Der Weltuhr fort: und mancher arme Gauch
Im vierten Stock, der alles stolz verachtet,
Was unter ihm auf Erden wohnt,
Schnallt sich den Bauch für Hunger, aber thront,
Indem er nach der Suppe schmachtet,
Als hätt' er den Verstand gepachtet.

Der Junker rollt sein langes Pergament,
Das hoch der Staub fliegt, aus einander;
Und gegen ihn ist Philipps Alexander
Ein Männchen nur, das kaum der Schüler kennt,
Ob es gleich Welten nieder rennt:
Das Stift von Mainz hätt' ihm den Eintritt nicht vergönnt.
Er siehet in zerschossnen Fahnen,
Vor deren Schrift er staunend steht,
Und die er links und rechts mit Ehrfurcht dreht,
Nur seinen Werth im Werth der Ahnen;
Und führet das erlauchte Haus,
Durch viele fromme Dunkelheiten
Und manchen alten Schutt der Zeiten
Zwei hundert Jahr vor's Feigenblatt hinaus.

Der Demagog mit faltenvoller Stirn
Spinnt tief versteckt an neuen Schlingen,
Den Eigensinn des Pöbels zu bezwingen,
Und setzt in seinem heißen Hirn
Das schönste Lied, das die Sirenen singen,
Und wickelt dann das Volk wie Zwirn,
Um es an seinen Pfahl zu bringen,
Wo er es, trotz der blutigsten Akzise,
Wenn er's vermöchte, schwitzen ließe.

Die Göttin, die an ihrem Hofe
Mit einem Blick die Männerwelt
In Sklaverei gefesselt hält,
Vor der der Held, brav in dem Arm der Zofe,
Mit Schmeicheleien niederfällt,
Dreht unter Wielands schönster Strophe
Das Schnürchen fest, mit dem sie Sprenkel stellt;
Und hält mit List die Grazien am Fädchen,
Trotz Liddy, ihrem Haubenmädchen.

Verzeihen wir, damit man uns verzeihe,
Die Menschen sind im Ganzen schon noch gut;
Man nehme sie nur nach der Reihe,
Mit allem, was das heiße Blut
So oft, und oft das kalte wieder thut.
Wir sind, trotz den Apotheosen,
Womit des Dichters Feerei
Es schmeichelnd wagt, den Schönen vorzukosen,
Nur von der Erdensiedelei;
Auf Binsen blühen keine Rosen,
Und unser Ball trägt keinen Fehlerlosen.
Doch hat er viele gute Seelen,
Die hier und da noch ohne Schein,
Gleich einem unpolirten Stein,
Im rauhen Kleid den innern Werth verhehlen,
Und denen, um auch schön zu sein,
Vielleicht nur Schliff und Fassung fehlen.

Mit ihnen können wir vergnügt
Noch unsers Lebens Stunden zählen;
Und, wenn der Trotz der Alltagswelt betrügt,
Und falscher Stempel uns belügt,
Zu ihnen uns wie zu Asylen stehlen.
Sie sind einander anverwandt,
Weil sie einander angehören:
Die Wahrheit ist ihr diamantnes Band,
Die Tugend stets das Siegel, das sie ehren,
Ihr Gruß ein biedrer Druck der Hand,
Auch wenn sie von den fernsten Meeren,
Von fremdem Stamm und fremder Sprache wären.
Die Freundschaft fließt nicht von den Zungen;
Die Herzen lesen ohne Schrift:
Es wird kein schöner Spruch gedungen;
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft:
Denn aus der Seel' ist sie entsprungen,
Sie kennen sich, auch wenn sie schweigen;
Und wer die Sprache nicht versteht,
In welcher sie sich ohne Künste zeigen,
Und um den Sinn zur Schule geht,
Verfehlt des Weges, den sie wallen,
In Hütten und in Marmorhallen.
Der Stern ist nichts, wenn nichts darunter schlägt,
Das seinen Mann von reinem Werthe
Den Dutzendseelen dieser Erde
Entrückt und zu den Sternen trägt.

Mit Kopf und Herz in Gleichgewicht,
So fest wir hier auf unsern Wegen
Im Gleichgewicht zu gehn vermögen,
Gehn sie, wenn auch der Sturm aus Wolken bricht,
Mit stiller Kraft den Weg der Pflicht:
Und wandern sie der Nacht Gefahr entgegen,
Das Herz hat Muth, der Kopf hat Licht.

Sie reichen jedem ihre Hand,
Der auf der schroffen Felsenwand
Mit Schwindel in dem Blicke stehet,
Wo sich der Fuß hart an dem jähen Rand
Schon ungewiß und zitternd drehet,
Und schon das Haar zum Sturze wehet;
Sie wandeln dankbar durch die Au,
Und pflücken zu dem Kranz der Horen
Im Angesichte von Auroren
Die Rosen mit dem Perlenthau:
Doch legen sie das neugewundne Band
Der Frühlingskinder aus der Hand,
Und trösten einen Freudenlosen,
Der weinend an dem Wege stand;
Der Augenblick bricht ihnen bessre Rosen,
Als Flora selbst mit ihrem Lenze wand.

Nicht süßer Worte Melodieen,
Nicht Thränen selbst, die an der Wimper glühen,
Beweisen so, wie ein Gesicht,
Von dem mit Ernst, in ungeduld'ger Regung
Und schöner flammender Bewegung,
Die ganze Seele Wohlthat spricht.
Fein ist der Stempel, den sie tragen,
Und tief, sehr tief liegt mancher Zug:
Man lernt ihn nicht in wenig Tagen,
Und oft erscheint nach Jahren noch Betrug,
Betrügen und betrogen werden;
Nichts ist gewöhnlicher auf Erden.

Mit manchem ist man schon in langen Jahren
Auf dieser Reise durch die Welt
In Einem Kahn hinab gefahren,
Und glaubte sich sehr fein und gut gesellt,
Bis schnell, wenn durch verborgne Felsen
Die Fluthen unser Schiffchen wälzen,
Der Nebel von der Stirne fällt.
Der Eigennutz, die Eitelkeit, der Dünkel,
Und irgend eine Leidenschaft
Schläft oder lauscht oft Jahre lang im Winkel,
Bis sie mit eingesogner Kraft
Gebieterisch zu Tage dringt,
Und in die Harmonieen grellen Mißlaut bringt.
Die Meinung und der Ruf vergrößern immer,
Und malen optisch allemal
Den Gegenstand durch oft gebrochnen Strahl,
Das Gute besser, Böses schlimmer,
Das Dunkel dunkler, blendender den Schimmer:
Nur selten ist ein Mann, wie ihn der Ruf
Mit seiner ehrnen Stimme schuf.

Die Regel durch das Leben sei:
Vertraulichkeit, und selten nur Vertrauen,
Und links und rechts, von Furcht und Hoffnung frei,
Auf Seelenphänomene schauen;
Erwarten und nichts auf Erwartung bauen;
Nur alle Menschen menschlich nehmen,
Das Gute so, wie wir es sehn;
Mit Muth und Kraft dem Bösen widerstehn,
Anstatt darüber uns zu grämen:
Und zu der Sicherheit der Sache,
So weit das Erdenelement
Uns Sicherheit in seinem Schooße gönnt,
Den Geist der Vorsicht auf die Wache.

---

## Gebet.

(Am Morgen, als Suworow die Prager Linie vor Warschau stürmte.)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet,
In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahndung in dein Heiligthum,
Und stehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Und ich, was mag ich Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maß in ihren Kreisen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Rosenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mein Theil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir in Widerspruch.

Das Urverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe
Durch lange Folgen an Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders angereiht.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Man legt dir, Weisester, wenn Thoren
Durch Unverstand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verlust zur Last;
Und niemand mißt genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beschieden hast.

Nur wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude letzten Keim zernagen,
Erliegt dem heißen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft und fluchet,
Wenn sie umsonst nach Rettung suchet,
Frech sich und dir in dem Gewühl.

Wenn übertünchte Bösewichter
Das Recht durch den erkauften Richter
Der Unschuld rauben, und in hohem Spott
Das Mark der Wimmernden verschwenden,
Verzweifelt in des Henkers Händen
Die Tugend selbst an ihrem Gott.

Wenn heuchlerische schwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen,
Und Völker an dem Gängelbande drehn,
Und desto blutiger zu zehren,
Mit Finsterniß die Dummheit nähren,
Wagt's der Gequälte dich zu schmähn.

Die Zwietracht schwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn' Erbarmen,
Und würgt mit Wuth in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunft zur Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande,
Und mancher Jahre schönes Glück.

Der Ocean durchbricht die Dämme
Und greift im Sturme ganze Stämme
Von Glücklichen mit ungeheurer Fluth;
Die Erde wirft mit gift'gem Hauche
Verderben aus dem Naphthabauche,
Und frißt Provinzen in der Gluth.

Wenn rund, wohin das Auge fliehet,
Wo nur der Strahl der Sonne glühet,

Die Menschheit unter ihren Geißeln weint,
Wenn in unendlichen Gestalten
Harpyen ihre Mahlzeit halten,
So knirscht vor Grimm der Menschenfreund.

Wenn in dem stürmischen Gewühle
Sich qualvoll kreuzender Gefühle
Die schwache Lampe der Vernunft erlischt;
Wenn hinter ihm Verwüstung gähnet,
Und vor ihm furchtbar ausgedehnet,
Sich Finsterniß mit Schrecken mischt;

Wenn er umsonst nach Lichte späht,
Und zweifelnd an dem Abgrund stehet,
Wagt er die große fromme Frevelthat,
Voll hoher Gluth in seinen Adern,
Mit dir, Gott, seinem Gott zu hadern,
Und lästert dich und deinen Rath.

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wenn die Bosheit teuflisch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypothesen
Gleich nicht das große Räthsel lösen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In seines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Busen wüthet,
Und Lästerung und Wahnsinn brütet,
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmähn;
Ich stehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem schwachen Auge sehn.

Laß mich nicht, wenn in ihren Rotten
Verführer frech der Unschuld spotten,
Und jeden Tag ein neues Opfer fällt,
Laß mich, wenn sie mit Molochsaugen
Sich aus den Thränen Nahrung saugen,
Nicht richten über deine Welt.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umsonst nach Futter schrein, wie Raben,
Durch Lästerung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden,
Und jubelnd über Menschentrümmer gehn,
Laß mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeister mich umwehn.

Laß nie mich in der Angst es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Da Dunkel noch das große Jenseits deckt,
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Und Tugend, die im Schlummer lieget,
Zu ihrem Untergange weckt.

Wenn jenseits noch zur Qual gerottet,
Der Tugend frech die Bosheit spottet,
Die hier das Blut der Unschuld gierig sog;
So ist es, Herr, dein Himmelsfunken,
Der, waren wir hier wonnetrunken,
Uns göttliche Verwandtschaft log.

Wenn du uns hier in unserm Staube,
Trotz der Verheißung, die ich glaube,
Zum todten Stoff der fremden Wesen legst,
So sinkt die Hälfte meiner Brüder
In namenloses Elend nieder,
Womit du zwecklos sie zerschlägst.

So laß den Zweifel in mir stürmen,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmen,
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn,
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und sinkend werd' ich nicht vergehn.

Ich will, wie an dem Helm im Schiffe,
Am alles tröstenden Begriffe
Von dir und deiner weisen Güte stehn,
Und wenn des Weltbaus Angel sinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer sehn.

Es sollen mich nicht Widersprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,
Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel und nicht irre Weisen
Von meiner Felsenwarte reißen,
Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen,
Du hauchst der Geister Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn.
Und zündest, wenn die Geister zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmlischem Entzücken
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt:
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wenn zur Weltenreise
Aurora mir die Füße netzt.

---

## Schwermuth.

Führe mich zu deiner Abendfeier
Göttin mit dem tiefgesenkten Schleier,
Göttin der Gedanken und der Ruh,
Führe mich, zum Freunde dir geboren,
Fern von dem Geräusch der goldnen Thoren
Deinem dunkeln Ulmenwalde zu.

Auf der Felsengrotte grauem Steine,
Wo ich einsam oft, im tiefsten Haine,
Von der Erde losgekettet saß,
Will ich mich in deine Arme schmiegen
Zu dem süßen, traurigen Vergnügen,
Welches nie des Weltlings Seele maß.

Rund umher kann ich mit tiefem Grauen
Monumententrümmer überschauen
Aus der alten, alten Fehdezeit;
Rund umher verkünden schwarze Mauern,
Die dem Auge morsch entgegen schauern,
Wie die Bosheit Gift in Wermuth streut.

Dort von jenem eingestürzten Schlosse.
Wieherten zum Straßenraub die Rosse
Unter braven Rittern in das Thal;
Und die Enkel schwelgen jetzt im Gute,
Das der Urahnherr mit Löwenmuthe
Einst vor grauer Zeit dem Pilger stahl.

Dort hat in des Faustrechts blut'gen Tagen
Einen Greis des Sohnes Schwert erschlagen,
Bei der alten moosbedeckten Gruft;
Dort floh von dem blutgefärbten Herde
Der Verruchte vor des Rächers Schwerte
In die Hölle durch die Felsenkluft.

Dort, wo man die Weizengarben bindet,
Rauchte, von dem Satan angezündet,
Todesfeuer in die Luft empor;
Und die Gegend scholl von Kriegesrufe,
Und die Erde bebte von dem Hufe,
Und die Buche zitterte wie Rohr.

Unsre alten guten Väter haben
Tausende Erschlagner hier begraben,

Die der blinde Ehrgeiz hingewürgt;
Und der hochgeworfne Knochenhügel
Liegt Jahrhunderte zum schwarzen Siegel,
Das den Menschen Menschenelend bürgt.

Unter jenes Kirchhofs dunkeln Hallen
Scheinen bleiche Gruppen hin zu wallen,
Und mit Grimme blickt vom Leichenstein
Noch, wie einst im alten Aktensaale,
Der Erfinder teuflischer Kabale,
Seine Qual und seiner Brüder Pein.

Liebenswürdig wie die jungen Horen,
Zu der Schöpfung Meisterstück geboren,
Stürzte dort als Opfer feiler Brut,
Die mit süßem Gift ihr Herz belogen,
Minna um ihr Erdenglück betrogen,
Sich mit holdem Wahnsinn in die Fluth.

Dort von jenem alten Klosterthurme
Funkelt' einst im kleinen Feuerwurme
Dickes Aberglaubens Gaukelei,
Und des Unsinns drohender Pagode
Gängelte die klägliche Synode
An dem Leiteseil der Möncherei.

An den umgeworfnen Leichensteinen
Sah man Waisen voll Verzweiflung weinen,
Die Gerechtigkeit zu Waisen schuf;
Thränen grüßten dort die Morgenröthe,
Und des lauen Westes Flügel wehte
Laut zu Gott empor des Jammers Ruf.

Jene Gärten, wo der Schwelger singet,
Hat der Armen Kummerschweiß gedünget,
Der von heißgebrannter Stirne floß,
Und die Despotie, in Blut geschrieben,
Treibt der Gottheit Bild mit Geißelhieben
Durch die lange Sklaverei, wie Troß.

Göttin, Freundin, ach wer kann die Plagen
Unsrer armen Menschheit alle klagen?
Elend deckt die Wiege, deckt das Grab:
Elend lagert sich um uns und lauschet,
Wenn der Freude schönster Becher rauschet,
Sitzt am Scepter und am Bettelstab.

Aus der Urne rinnt der Freude wenig,
Für den Sohn der Armuth und den König;
Und den Tropfen, der uns trösten soll
Macht die schele Bosheit schon im Falle,
Mit der Hölle Schlangenhauch zu Galle,
Und die Liebe selbst gebiert den Groll.

Göttin, führe du mit deiner Trauer
Mich zur Weihe längs der alten Mauer,
Deren Firsten wilder Epheu deckt;
Laß mich unter kalten Leichensteinen
Eine Thräne bei den Brüdern weinen,
Welche nun nicht mehr der Kummer weckt.

Halte mich mit deinen Seelenblicken,
Wenn ich Tugend in der Bosheit Stricken,
Und die Bosheit im Triumphe seh;
Mache du mich fest in meinem Wandel,
Wenn ich neben einem Bubenhandel,
Und dem Elend, seinem Sohne, steh.

Leite mich, Geliebte, wenn ich sinke,
Daß ich Kraft aus deinem Auge trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt,
Wenn ich vor dem großen Vorhang stehe
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,
Daß mich nicht der Zweifel nieder drückt.

---

## Ruhe.

Ruhe jeder Leidenschaft
Tränkt das Herz mit Götterkraft;
Ruhe stählet Sehn' und Mark,
Macht zu jeder Bürde stark.

Ruhe führt des Sehers Sinn
Höher durch die Welten hin,
Wo er Orionen mißt
Und der Erde Sand vergißt.

Ruhe senkt des Weisen Blick
Tiefer zu der Brüder Glück;
Ruhe mißt am Lebensstab
Richtig Zweck und Mittel ab.

Ruhe zückt des Kriegers Schwert
Blitzender für Haus und Herd;
Ruhe bietet der Gefahr
Fester Stirn und Busen dar.

Ruhe scheucht, wie Sonnenblick
Nebel von dem Pfad zurück:
Ruhe lehrt, was gut und schön,
In dem hellsten Lichte sehn.

Ruhe reihet jedes Ding
In der Kette rechten Ring;
Ruhe bleibet, immer rein,
Jeder Freude Probestein.

Ruhe zieht aus Gottes Luft
Süßer seines Lenzes Duft;
Ruhe trinkt der Traube Blut
Geistiger zu hohem Muth.

Ruhe schlürft zum zweitenmal
Aus der Freude Festpokal;
Ruhe trägt die Freuden heim,
Wie die Biene Honigseim.

Ruhe hat bei schwarzem Brot
Götterkost im Abendroth;
Schöpft vom Bach zum Nektartrank
Wasser auf der Rasenbank.

Ruhe trotzt dem nahen Sturm,
Wie die Wach' im Felsenthurm;
Ruhe sieht in's offne Grab
Ohne Herzensangst hinab.

Ruhe nicht, die ohne Sinn,
Ohne Schaden und Gewinn,
Wie die Schlafsucht um sich gähnt,
Aber kaum die Glieder dehnt;

Ruhe nicht, die matt und stumpf
Bei dem Menschenelend dumpf,
Ohne Herz und Regung sitzt
Und den Schweiß der Dummheit schwitzt;

Ruhe nicht, die auf die Qual,
Auf die Leiden ohne Zahl
Ihrer Mitgeschöpfe schielt,
Aber nichts mit ihnen fühlt.

Ruhe, welche über Welt
Kopf und Herz in Eintracht hält;
Ruh' der Tugend und ihr Lohn,
In der Hütt' und um den Thron.

Ruhe, die mit süßem Hang
Tröstung reicht und Labetrank;
Ruhe, die den letzten Deut
Einem ärmern Bruder beut.

Ruhe, welche Säcke Gold
Wie die Kieselwacken rollt;
Ruhe, die am Hochgericht,
Wie bei Bechern, Wahrheit spricht.

Ruhe, wie Elysium
In der Seele Heiligthum;
Ruhe, die mit Majestät
Durch die große Schranke geht.

Diese Ruhe hält noch fest,
Wenn uns Welt und Sinn verläßt,
Drückt uns sanft die Augen zu;
Himmel, gieb mir diese Ruh!

---

## Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme,
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in euerm Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Güß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müdè setzt' er bei dem Feuer,
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes;
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret,
Ueber Steck und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte.
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer:
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächeld sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

---

## Minna an der Harfe.

Elastisch fliegt
Ihr Finger durch die Silbersaiten,
Und Engelharmonieen gleiten,
Aus ihrer Seele Harmonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittichen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Brust geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauscht,
Wenn sie durchs Tongewebe rauscht,
Und um Empfindung sanft Empfindung tauscht.

Wenn ihr Gesang,
Wie junger West am Rosenstrauche,
Der Harfe folgt mit Flötenhauche
Wird meine Seele lauter lauter Dank,
Und heiße Rührung steigt,
Wenn jede Erdenrührung schweigt,
Hinauf, wo sich der Seraph betend beugt.

Ihr Feuerschwung,
Wenn schwebend ihrer Lieder Wellen
Empor zu Gottes Lobe schwellen
Hebt meinen Busen zur Begeisterung,
Und froh der Welt entrückt,
Steh ich am Throne, wo entzückt
Des Lichtes Engel sich mit Lichte schmückt.

Ihr Lautenton
Spielt in dem hingegebnen Herzen
Mit süßer Wollust süßen Schmerzen
Und adelt magisch jeden Erdensohn
Im seligsten Genuß
Zu hohem, göttlichem Entschluß,
Wie auf dem Berg' Eloahs Morgengruß.

Das Paradies
Glüht um sie her, wenn ihre Saiten
De[r] Tugend Hochgesang begleiten,
Schön wie es Gott in Edens Gärten wies:
Die ganze Schöpfung lacht,
Wie nach des Maies schönster Nacht,
Wenn Florens Hauch durch ihre Harfe wacht.

Sie führet mich
Mit Zauber fort in ihrem Spiele
Durch Labyrinthe der Gefühle,
Und meine Seele kettet freundlich sich
Auf ihrer Zauberbahn,
Jetzt sanft hinab, jetzt wolkenhoch hinan,
Mit leisem Zug an ihre Seele an.

Mit starker Hand
Läßt sie in langen Feuerbächen
Den Donner aus den Saiten brechen,
Und webet dann ein glühendes Gewand
Gebietend um die Flur:
Es schmelzen ihre Töne nur
Und Ruhe sinkt herab auf die Natur.

Melancholie
Zieht durch der Leidenschaften Stille
Um meinen Geist die Trauerhülle,
Wenn feierlich die Klagemelodie
Ihr von der Lippe sinkt,
Und ihrer süßen Schwermuth winkt,
Die dann mein Herz zum Götterfrieden trinkt.

Die Liebe spricht,
Wenn sie mit holder Freude lächelt,
Wie Zephyr um die Blumen fächelt,
Mit allem Reiz von ihrem Angesicht;
Und schweigend nah' ich mich,
Und schwöre still und feierlich
Dem Göttermädchen: Ja, ich liebe dich!

Und wenn erfreut
Mein Geist sich an ihr Antlitz hänget,
Und auf Gefühl Gefühl sich dränget,
So lehret mich ihr Blick Unsterblichkeit,
Und Ueberzeugung schau,
Hell wie der Glanz im Morgenthau,
Ich fest in ihres Auges Himmelblau.

Die Freude quillt
Durch lange tiefgegrabne Schmerzen
Bei ihrem Ton in wunde Herzen,
Wenn er in Gluth zu hoher Andacht schwillt;
Die Klagen werden stumm,
Und zauberisch wird rund herum,
Wo ihre Lieder wehn, Elysium.

Ruf du mir zu,
Gieß du mir, Minna, mit Gesange
In meine wogende und bange
Und öde Seele deines Himmels Ruh,
Wenn über Gott und Welt,
Wo Laster steigt und Tugend fällt,
Der Zweifel mich mit Angst gefangen hält.

Von deiner Hand,
Strömt durch der Weisen Irrgewimmel
Mir Glaube zu an Gott und Himmel,
Mir Glaube zu an's bessre Vaterland:
Die Dunkelheit wird Licht,
Wenn deine Seele Hymnen spricht;
Dann bet' ich mit, und bet' und zweifle nicht.

---

## Einem Kleinmüthigen.

Willst du dich denn zu Tode grämen,
Wenn sich die Menschen deiner schämen?
Tritt ohne Furcht in deiner Kraft hervor;
Was kümmert dich der goldne Thor?
Verächtlich ist gewiß der Mann,
Der ohne Grund verachten kann.
Der Weise fragt nicht, ob man ihn auch ehrt;
Nur er allein bestimmt sich seinen Werth;
Ganz unbesorgt um Ruhm und Schmach,
Geht er dem eignen Lichte nach:
Und hat er durch Vernunft nur Einen Freund gewonnen,
So hat der Parze gut gesponnen.

---

## Guter Rath.

Du willst es; gut, so sollst du meine Lehren
Zur Abfahrt auf die Reise hören.
Du gehst jetzt in die große Welt,
Und gleich zu gelten, Lieber, fehlt dir Geld:
Denn Geld nur gilt, wie schon die Sprache lehrt,
Und Gold allein giebt stracks dem Manne Werth.
Und diesen Mangel auszufüllen,
Mußt du nach manches Thoren Grillen
Die Fahne deines Lebens drehn,
Um durch die Klippen glücklich hin zu gehn.
Fürs erste suche zu studiren,
Mit welcher Art von Menschenthieren
Das Schicksal dich zusammen schlägt;
Auf welchem Punkte du sie kannst berühren,
Und was ihr Geist für Farbe trägt.
Verläugne dich; laß nie den Menschen blicken:
Denn Menschheit ist nun vor der Hand
Fast überall noch konterband,
Und ihr Phantom wird oft nur ausgespannt,
Den Sinn der Blöden zu berücken.
Schnell lerne dich mit Anstand bücken,
Und in der Mode welschem Ton,
Der frevelnden Vernunft zum Hohn,
Nonsensikalisch Formeln flicken.
Leg' auf das warme Menschenherz
Damit in kindischen Gefühlen
Die Knabenadern dir nicht Streiche spielen,
Ein dreifach dickes kaltes Erz.
Laß die Moral den Schulmonarchen,
Und suche bald im ersten, hohen Rausch
Mit überlegtem klugen Tausch
Der Schule Dünste wegzuschnarchen.
Schließ dich an reiche, goldne Narren
Mit wohlbedachter Narrheit an;
Sonst kannst du auf Fortunens Bahn
Umsonst Olympiaden karren.
Erfrech dich nie Vernunft zu haben,
Die deinem Gönner widerspricht,
Und schlüg' er, wie die Fibelknaben,
Dem Menschensinn in's Angesicht.
Wag' nie, die alte Nebeldecke
Der bunten und der schwarzen Röcke,
Aus welcher Bann und lange Flüche rauchen,
Mit Phöbus Lichtstrahl anzuhauchen.
Sprich keck; nur wage keine Kasten
Mit deiner Kühnheit anzutasten.
Red' in der Selbstsucht hohem Grimme,
So oft man dein Verdienst verkennt,
Von deinem Werth mit Stentors Eisenstimme,
Bis dich auch die Belohnungsliste nennt.
Sei groß bei Kleinen, und bei Großen klein;
Im Tadel beißendklug, im Lobe fein;
Doch sage stets mit Peter Squenz,
Vortrefflich! zu der Excellenz.
Bei allen Abderitenstreichen halte
Den kleinsten Muskel in der Falte:
Versuch' es nie, dem Laster nachzuspüren,
Und Tugend zu analysiren.
Ergreif die Laune, die den Mann besitzt,
Mit Kunst, so lange sie dir nützt.
Laß nie das Ehrgefühl dich drücken,
Das manchem, wenn er weiter zielt,
So oft noch Schülerstreiche spielt,
Vor Dunsen und vor Schurken dich zu bücken.
Sei Kuppler; noch in jedem Lande
Erwirbt man klug sich Ruhm durch Schande:
Sei blind mit Fleiß und dumm aus List,
Bis du auf deinem Boden bist.
Hilf Schwärmern fluchen, Schuldnern speculiren;
Hilf Süßlern winseln, Weibern radotiren;
Und fasse weislich die Gelegenheit,
So oft sie dir die Lockenstirne beut.
Lies Horoskopen in des Weibes Miene,
Und sprich den jungen Faun zum Amorine.
Sei Frömmler und sei Freigeist nach dem Ton,
Jetzt der Vernunft, dem Glauben jetzt zum Hohn.
Ersinne dir die lieblichste Karesse
Für jeder Dame Lieblingshund,
Und lauf galant die Füße wund,
Und nimm am Ende die Mätresse.
Sei Proteus, wechsle die Gestalten;
Und laß dich unter keiner halten,
Bis du dich in's Gewicht gebracht;
Das dann in der Geschäfte Schale

Mit Einem Male
Für dich auch eine Schnellung macht.
Dann kannst du mit Behaglichkeit
Die gute, liebe Lebenszeit
Nach deiner eignen Laune lungern:
Wo nicht, so lerne nur getrost
Philosophie mit magrer Kost,
Und dann und wann recht tapfer hungern.

---

## Wohlthat des Herzens.

Kalt und erstarrt liegt rund die Flur umher,
Wo der Gedanke nur die Gruppen stellt;
Und ohne Herz ist unsre schöne Welt
Ein todtes Bild, und aller Freude leer.

Das Herz nur schafft in süßer Sympathie
Aus jedem Gegenstand sich Hochgenuß,
Hört in dem Sturm der Liebe Morgengruß,
Und sammelt Freuden aus des Lebens Müh.

Das Herz gießt neu die Farben um sich her,
Und haucht ein neues glühendes Gewand
Mit schönem Zauber um das nackte Land,
Macht Arme reich und giebt den Reichen mehr.

Das Herz schattirt der Auen Purpursaum,
Wo sorgenlos der frohe Knabe lief;
Und Heiligthum ist, wo der Vater schlief,
Die kleine Laube mit dem alten Baum.

Das Herz schafft sich die kleine Rasenbank,
Wo ländlich auf des Lenzes weichem Gras
Jüngst fröhlich das geliebte Mädchen saß,
Zum hohen königlichen Marmorgang.

Das Herz erhebt, in Lunens Silberschein,
Wo jüngst entzückt in zephyrleichtem Flug
Zum Abendlied sie ihre Triller schlug,
Den kleinen Wald zu einem Götterhain.

Es zaubert sich aus einer Felsenwand
Ein Blumenbeet zum Feierkleid hervor,
Wo still die Lauscherin mit leisem Ohr
Bei ihrer Schwester Philomele stand.

Das Herz erhöht die Hütte sich zum Thron,
Macht harte Kost zur schönsten Feerei,
Spricht Schuldner los und giebt Verdammte frei,
Und grüßt als Freund den letzten Erdensohn.

Die ganze Trift wird harmonieenvoll,
Zur Oreade jeder Echolaut,
Und jeder Quell den Himmlischen vertraut,
Und jeder Flötenhirte zum Apoll.

Das Paradies ist eine Wüstenei,
Wo das Gefühl die Schöpfung nicht beseelt;
Und wo Vernunft nur ihre Pulse zählt,
Elysium ein schales Einerlei.

Laß, Himmel mir, ... und klaget mir der Schmerz
Zuweilen auch in meiner stillen Ruh
Ein Elegienstück der Wehmuth zu, ....
Laß, Himmel, mir zum Troste nur mein Herz.

---

## Das Opfer.

Lo, thy country calls!
Glover.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab in's Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held sein kleines Heer
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet sein zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale:
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie stehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flammen reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zusammenkommen, ists im Thal
Elysiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen."

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! Denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tiefem Druck in's Herz zu fahren."

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abschiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundschaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft; wir sind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er sprachs und aß: die Krieger zehrten
Das Mahl auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feier auf und leerten,
Des Hades Göttern ausgesöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sclaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz sich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon in Blut
Der Herakliden Dolchen wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sclaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf;
Die Opfer mähn die zitternden Barbaren,
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Verwüstung deckt das Feld mit Leichen;
Der Grieche würgt, der Perser dolcht

Den Freund in Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und schlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein Göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Doch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner spotten,
Als schnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund wie Meeresfluth heran:
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr seid der Freiheit Lieblingssöhne.

---

## Einsame Wandlung.

Bin ich denn todt, daß unbegrüßt die Horen
Im Tanz vor mir vorüber glühn?
Daß ohne Balsam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natur, die mich geboren,
Die unerschöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeschworen?

Fährt mir allein in Gottes Opferhaine,
Wenn feiernd ihm die Schöpfung singt,
Daß lauter Jubel durch die Felsen dringt,
Kein Feuerstrahl durch die Gebeine?
Hier sitz' ich auf dem grauen Steine,
Um den sich rund der Gegend Zauber schlingt,
Und, spottet meiner nicht, und weine.

Wie ein Verdammter vor der Rosenthüre
Der Seligkeiten Edens steht,
Und schauernd links in seine Wüste geht,
Als ob der Cherub ihn berühre:
So hör' ich durch gebrochne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Daß nichts vom Leben mir gebühre.

Ist auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als schwindelnd mich ihr schwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder schlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
Um meine Menschlichkeit betrogen?

Ich steh' allein, wie gänzlich losgeschlagen
Von allem, was den Menschen hält,
Und in mir liegt in Trümmern meine Welt,
Die Nacht von den geschiednen Tagen.
Wer wagt es Werde Licht! zu sagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt,
Und mich zu mir zurück zu tragen!

Man schwor mir Freundschaft und man schwor mir Liebe,
Und ich, ein Zögling der Natur,
Hing fest mit Zutraun an dem schönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer schriebe.
Ha, wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze schöne Gleißnerei war nur
Wie Regenwasser in dem Siebe.

Ich schlürfte tief, wie seinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nektar von der Lippe sank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte starr der blinde Zecher,
Und für die Täuschung zahle meinen Dank
Der weggeschlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauscht schon längst, als Brut der Menschenkunde,
Wenn mich ein helles Maigesicht
Zum Proselyten seines Glaubens spricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und stürzt in einer Giftsekunde,
Wenn plötzlich er sich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur ist dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth spricht allem Schimmer Hohn,
Und läßt sich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen,
Noch bin ich reich; allein ein Bettler schon,
Will man mir mein Gefühl bestehlen.

Ach gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den schöne Heuchelei mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr sangt mir nur Sirenenlieder:
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertraun, entreißt mich meinem Gram
Durch Zuversicht an Menschen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schicksals Farben,
Die ihr mit euern Künsten schuft:
Mit jedem Fußtritt find' ich eine Gruft,
Wo ehmals Menschenfreuden starben,
Wo Narren Segen sich erwarben,
Um an der Bosheit angesteckten Luft
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menschlichen Geschlechte,
Den zürnend einst der Dämon rief?
Gräbt ihn die Macht der Leidenschaft noch tief
In Könige und Ruderknechte?
Daß eines Thoren fromme Rechte,
Der die Besinnung gläubig längst verschlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was soll der Wunsch? Ein Wunsch ist schon für Thoren,
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich an's Joch und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.
Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh in eine Klause flieh,
Und sag', ich habe nichts verloren.

---

## Der Maimorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchst,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradiese hauchst.

Sie ist verglüht, die Weltensaat der Sterne
Vor deines Goldes erstem Glanz.
Und aus dem Feuermeer ziehst aus der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was schlief, erwacht; wie sich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor

Zu deinem Feiergruß, und Philomelen flöten
Begeisterter empor.

Dein Balsam weht in lieblichem Gemische
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal
Auf Blumenteppichen, und deines Odems Frische
Giebt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönt's rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte steht;
Und aus der Bergschlucht hallt's, und jedes Lüftchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gießt die Gluth sich von dem Felsen nieder,
Ein Lichtstaub, der von Gott sich schwingt:
Wir trinken von dem Quell, und stammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph singt.

Das Weizenfeld ist deiner Wohlthat trunken
Und badet sich in Perlenthau!
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feierkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Aepfelbäume Blüthenduft,
Und alles haucht mit Kraft das neugeschaffene Leben
In die gewürzte Luft.

In Gruppen steigt die Gegend auf und nieder!
Der Fluß rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt sich hier im Wald, und dort erscheint er wieder,
Und glüht im Sonnenstrahl.

Die Dorfschalmei ruft laut schon Muth und Freude,
Von Herdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum der Heide
Der Pflüger seinen Pflug.

Verschlaft im Flaum, ihr modischen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felsenquell die Fluth der Aganippe
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiße mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und stärker
In der erwachten Flur.

Elastisch hebt der Fuß, wie eine Feder,
Den Körper, den er rhythmisch trägt,
Indeß das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben schlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich stürzen,
Der unter mir zur Woge schwillt;
Und keine Bitterkeit soll mir die Kost verwürzen,
Aus der Genesung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum sinken,
Natur! Nimm deinen Zögling hin!
Will bis zum Taumel froh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempel schleichet,
Wird Feind von Menschen und von Licht;
Wem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Ist nie ein Bösewicht.

Nur du allein kannst Menschen rein beglücken,
Und haucheſt Seelenadel ein.
Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Busen drücken,
Sie sollte selig sein!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erste Rose dieser Flur,
Und weihe mich im Flug der letzten Blüthenflocke
Zum Priester der Natur.

Gewährtest du, was du mir einst verhießest,
Vollenderin Urania;
Ich stände jetzt beglückt, wie du mich hoffen ließest,
Zum Neid der Geister da.

## Den Manen Gleims.

Nennt man Homers und Ossians Genossen,
Von deren Lippen Honigseim
Und Nektar oft in weisen Lehren flossen,
Nennt man auch einst den alten Gleim.

Froh war als Greis, wie es der Mann gewesen,
Der Harfner mit dem Silberhaar;
Und sein Gesicht ließ seine Seele lesen,
Die hier schon in Verklärung war.

Der Nestor sah in vielen, vielen Jahren
Geschlechter Könige zum Ziel,
In Pomp und Schlacht, vor sich vorüber fahren;
Und zählte, wer hier stand, hier fiel.

Hoch stieg der Ruhm von seines Königs Heere,
Das in dem Sturm die Feinde schlug:
In Gleims Gedicht lebt ihre Heldenehre,
Das sie entglüht zur Nachwelt trug.

Er sammelte mit Weisheit jede Blüthe
Und flocht sie sinnreich in den Kranz,
Und reicht ihn dann mit Freundlichkeit und Güte
Den Freunden zu dem Reihentanz.

Anakreon sang nicht mit höherm Feuer
Vom Seelenrausch in Lied' und Wein;
Und Keines Geist war der Betäubung freier,
So schön ätherisch und so rein.

Hört erst den Spruch, vermessne Sittenrichter:
Der Mäonide Klopstock nennt
Den Sänger den undurstigsten der Dichter,
Die er am ganzen Pindus kennt.

Und jedem Wort, das nicht vor keuschen Ohren
Ein echtes Bürgerrecht bekam,
Hatt' er mit Zorn den Untergang geschworen;
Und schalt, wer dann in Schutz es nahm.

Brecht, denn ihr thuts, ob dem was er gesungen,
Mit eurem Krittlertadel los!
Dem Größten ist nicht jedes Lied gelungen;
Sein reiner Menschenwerth war groß.

Man wird noch oft im Kreise schöner Seelen,
Die still und ernst ihn handeln sahn,
Tief, tief herauf der Reihe nach erzählen,
Was einst der alte Mann gethan.

Ich schreibe stolz der Liste der Verehrer
Des Mannes meinen Namen ein:
Er war mein Freund, mein Vater und mein Lehrer;
Und soll als Mensch mein Muster sein.

Fragt nicht, wie oft der Untersucher fehlte;
Des Menschen Handlung ist die Saat.
Der Wage deß, der seine Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und schwer die That.

Ich dacht' an ihn, als über Wolkensitzen
Ich an des Aetna Hölle stand;
An ihn, als ich mich durch die Felsenspitzen
Am Schneehaupt des Adula wand.

Der Lenz beginnt; bald hofft' ich ihn zu sehen,
Den blinden Sänger, der mir rief;
Da hört' ich ernst die Trauerbotschaft wehen,
Daß er den Schlaf hinüber schlief.

Als rauschte mir sein Fittich aus der Ferne,
Sah in die Welten ich empor:
Einst such' ich dich auf deinem Heimathssterne,
Und finde mehr, als ich verlor.

Ein Andrer mag als Dichter höher fliegen,
Als seine heitre Muse stieg.
Wird einer ihn an Tugend überwiegen?
Und dieses ist der schönre Sieg.

Wenn ich als Greis am Knotenstocke wanke,
Zurück und vorwärts blicke, giebt
Mir Jugendfreude der Gedanke,
Daß Gleim und Weiße mich geliebt.

### Faustin.

Du wagst, in Bedlam noch, dich mit Vernunft zu brüsten,
Tief, tief verworfenes Geschlecht?
Pygmäisch stehst du da auf deinen Schaugerüsten,
Nur als Tyrann und Knecht.

Der Unsinn gängelt dich am Zaum der Vorurtheile,
An dem dem du hemionisch gehst,
Daß nicht die schwere Hand des Geißlers dich ereile,
Wenn du den Schedel drehst.

Du kniest, vor Angst verstummt, vor jedem Nebelgötzen,
Den dir Dalai Lama gab,
Und folgest allem blind, was deine Gaukler setzen,
Zur Unvernunft hinab.

Du irrst, Insekten gleich, um eine Feuerflamme,
Verbrennst die Schwingen, fällst und fluchst
Dem göttlichen Geschenk in deines Unwerths Schlamme
In dem du Rettung suchst.

Vom ältsten Nimrod an bis auf die neuste Krone
Bestimmt der Dolch, was Recht soll sein,
Und schreibet es in Blut; und Weh dem Unglückssohne,
Fällt ihm ein Zweifel ein.

Der eine zieht am Joch, damit der andre schwelge:
Und wagt's der Sklav und blickt empor
Um Trost und Licht, zerbricht des Herrschers Eisenselge
Ihn wie der Hagel Rohr.

Wo lebten je bei euch des Himmels Lieblingskinder,
Sie, Freiheit und Gerechtigkeit?
Sie blickten nur herab auf eine Welt voll Sünder,
Und flohn mit Traurigkeit.

Kaum blieb ihr Bild zurück in diesen Regionen,
Das man nur selten ehrt und liebt.
Selbst Aristides muß die Bösewichter schonen,
Damit man ihm vergiebt.

Und endlich treibt das Volk, ein Bild der Weltgeschichte,
Aus seinem Kreis den reinen Mann;
Weil es das Strafgericht von seinem Angesichte
Nicht mehr ertragen kann.

Man stellt mit feilem Hohn in der Zerstörer Ehre
Des Menschensinnes Brandmark auf;
Und eilt verrückt, als ob der Frevel Wohlthat wäre,
Zu dem Idol hinauf.

Die Zwingherrnkunst und Herrschbegier gewannen
Nur durch der Andern Schändlichkeit:
Die Sklaven werden erst, dann werden die Tyrannen;
Und schnell zu gleicher Zeit.

Despoten spotten hoch, und dann Oligokraten,
Und dann des Pöbels Hefensatz:
Dann kommt ein Demagog und setzt mit Frevelthaten
Sich auf den alten Platz.

Viel Greuel hatte schon mit seines Liktors Beilen
Des Sulla Würgerblick gethan;
Doch schmeichelnd giftiger schlug Wunden, die nicht heilen,
Der Knab' Oktavian.

Der Bonzen Gaunerei erzwang das Austernleben,
Und stempelte den Mann zum Schaf,
Und schuf oft Sünde, nur um Sünde zu vergeben,
Und Ruh zu Todesschlaf.

Ihr waret stolz und kühn mit euren Meteoren,
Und prunktet mit Philosophie;
Wie hat das neue Licht sich wieder schnell verloren
In alte Phrenesie!

Man köderte die Welt mit reiner Freiheit Golde
Und dolchte sie in Sklaverei;
Und hier hält Despotie des Helfers Faust im Solde,
Und hier die Klerisei.

Wir können also nicht das Tageslicht ertragen,
Da man uns in die Nacht verstößt;
Und ewig müssen wir das große Räthsel wagen,
Das ewig sich nicht löst!

Vom Erdengott herab bis zu dem Dorftyrannen
Spricht Willkühr ungleich nur nach Gunst,
Und webt das feine Garn, das ihre Söldner spannen,
Mit tief gelegter Kunst.

Die große Schickung lag in Eines Mannes Händen:
Der sollte wie ein Heiland sein.
Er fing es göttlich an; doch göttlich zu vollenden
War noch sein Geist zu klein.

Noch nie schien das Geschlecht, von seinem Werthe trunken,
So hoch im Strahlenkreis zu stehn:
Und nie ist es so tief in Kriechsucht hingesunken,
Um tiefer noch zu gehn.

Des Menschen Leidenschaft ist, hat sie nur erst Nahrung,
Des Krebsgeschwüres Prototyp.
Was sich dem Arme naht, das lehret die Erfahrung,
Verzehret der Polyp.

Lest die Annalen durch von Cyrus bis auf gestern,
Und sprecht dann von Gerechtigkeit.
Man stellt ihr Bildniß auf; und eilet es zu lästern,
Wo man es eingeweiht.

Man ehrt die Göttin laut, und höhnt sie dann mit Thaten
Die Ariman nicht schwärzer sinnt:
Man spricht von Menschenrecht, und hat es schon verrathen,
Eh noch der Ton zerrinnt.

Mit Mäklergeiste schrein die Afterpatrioten,
Als bauten sie des Welttheils Glück,
Und sinken in den Staub, verächtliche Heloten,
Um einen Gnadenblick.

Wer in dem Knechtsgefühl des Jammers seiner Sünde
Zuerst an's Licht die Gnade trug,
Verdient, daß ihm der Geist das Schrecklichste verkünde,
Wenn seine Stunde schlug.

Hier würgte man am Fluß mit einer Freiheitsfahne,
Und focht ergrimmt um gleiches Recht:
Und schleppt mit Schande schwer, dort durch die Oceane
Das Negervolk als Knecht.

Wenn uns ein Funke blickt von Gottes Flammensonne,
Erstickt ihn plötzlich eine Zunft;
Und wem kein Heerszug folgt mit Waffen von Bayonne,
Der spricht umsonst Vernunft.

Was bleibet uns zum Trost? Nur noch die holde Schöne,
Die uns der alte Mythus zeigt:
Vielleicht daß Harmonie noch aus dem Mißgetöne
Des großen Chaos steigt.

Mit Schwermuth geh' ich bald hinab zu meinen Vätern,
Vielleicht daß ein Centraljahr kommt,
Wo endlich noch der Kampf mit Narrn und Missethätern
Den Guten besser frommt.

---

### Der Tag der Heuernte.

„Hört, es hallen Herdenglocken,
„Auf der Trift am hohen Rocken,
„Und der Tag wird heiß;
„Draußen könnt ihr weiter sprechen,
„Rasch, ergreift den langen Rechen:
„Arbeit gilt es heut und Fleiß!"

Keine Wolke steht am Himmel:
Summend ziehet das Getümmel
Nach der großen Au,
Ernst und heiter, still und tosend,
Singend hier, dort leiser kosend,
Durch den letzten Morgenthau.

Voll und hoch bis an die Waden
Gehen dieses Jahr die Schwaden;
Auseinander fliegt
Schnell das Gras von zwanzig Händen,
Das geflockt an allen Enden
Alles in der Sonne liegt.

Heißer brennt es von dem Himmel,
Ruhiger wird das Getümmel,
Bildet sich zum Zug,
Schwinget rasch den langen Rechen,
Wendet flink den vollen Zechen,
Und es rauscht der Halm im Flug.

Immer wieder, immer wieder
Wechseln rüstig Reihn und Glieder
Emsig ab und auf,
Unter Lachen, unter Plaudern,
Rechts und links und ohne Zaudern
Künstlich ihren Ringellauf.

Neckend gehn sie manche Stunde
Wiederholt die heiße Runde;
Und die junge Welt
Weiß es listig so zu spielen,
Daß sich jedes von den Vielen
An das liebste Plätzchen stellt.

Glühend wird die Mittagshitze;
Alles eilt dem Schattensitze
An dem Walde zu;
Oder lagert mit dem Kober
Hungrig sich am größten Schober,
Erst zum Mahl und dann zur Ruh.

Besser schmeckt aus großen Töpfen
Frische Milch als Herrenschnepfen,
Wenn man sich gerührt;
Wasser besser als die Weine,
Die der Fuhrmann von dem Rheine
Nur für Gold herüber führt.

Leise schlummern nun die Alten,
Und die jungen Wichter halten
Ihre gute Zeit;
Spielen, spotten, necken, kosen,
Werfen sich mit wilden Rosen
Bis zu wilder Fröhlichkeit.

„Hollah, endet euer Flistern,
Höret, wie die Halme knistern!"
Ruft der Altpapa;
„Jungen, Mädchen, zugegriffen!
„Morgen wird zum Tanz gepfiffen;
„Jetzo ist noch Arbeit da."

Alles kommt herangestürmet,
Schober werden aufgethürmet,
Vor dem Abendthau;
Michel schwingt die große Gabel,
Hebet schwitzend, wie zu Babel,
Mächtig einen Riesenbau.

Alles jauchzet ausgelassen
Durch des Heues lange Gassen;
Und der Alte singt
Einsam schmunzelnd und zufrieden,
Daß er seine Pyramiden
Glücklich noch zusammen bringt.

Schwer geladen werden Wagen,
Hohe Berge heimzutragen
Für das lange Jahr.
Mögen nicht mit wildem Trosse
Stolz verzehren fremde Rosse,
Was des Friedens Gabe war.

Wie aus einem Paradiese
Duftet Balsam von der Wiese,
Und die Krankheit weicht;
Städter wallen rasch nach Hause,
Die in ihrer engen Klause
Bange gestern noch gekeucht.

Grillen zirpen, Wachteln schlagen,
Späte Nachtigallen klagen
Ihren Abschied sich;
Und der Sperling in dem Rohre
Zanket mit dem ganzen Chore
Unermüdet ritterlich.

Fliegen summen, Käfer schwirren:
Neugeschärfte Sensen klirren
In dem Grase schon;
Fernher in der Abendröthe
Hallt des Waldhorns und der Flöte
Sanft gemischter Zauberton.

Neben dem Forellenbache
Zieht mit Singsang und Gelache
Alles freundlich heim,
Findet Abends bei der Mutter
Milch und Brot und frische Butter
Köstlich süß, wie Honigseim.

Morgen ist ein Fest für Knaben
Die Johanniskronen haben:
Fort noch, in das Feld!
Wer die schönste Krone windet
Und die schönsten Bänder bindet,
Ist beim Tanz des Tages Held.

Hört, es hallen Herdenglocken
Von der Trift am hohen Rocken
Dort dem Dorfe zu;
Dirnen, eilet und versehet
Stall und Keller schnell, und gehet
Dann zum Mahl und dann zur Ruh.

---

## An das deutsche Volk
### im Jahr 1810.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha?

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerstörung, als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben Sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäusten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo sie handeln
Mit der Furien entmenschter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht seine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erste König, der erlaubte,
Daß man schändlich so das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron.

Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken diese Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mildre Menschheit weint und bebt.

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
Und mit tiefer, stummer Eselstugend
Fördert links und rechts der edle Duns.

Offen stehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
Und wir sind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen sind dieß Gottes Strafgerichte,
Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande seiner Würde,

Wer nur kann, sich losreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag stiehlt.

Was mit Blödsinn vor nicht vielen Jahren
Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir selbst nun, und was sie jetzt sind,
Werden wir, gleich wildzerfleischten Herden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säculum verrinnt.

Haß und Spaltung herscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Pest.
Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Unsre Edlen suchen fremde Ketten,
Wer soll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt sich gierig in den Raub.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten
Stolz auf Knechtschaft, hin in's fremde Land;
Kriechen dort in dem Clienten-Heere,
Haschen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Fesseln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutsche mit dem Eisenstock.
Spott ist nun des Vaterlandes Weise
Und mit Zähneknirschen sinken Greise,
Zeugen beßrer Zeiten, in das Grab.

Werden unsre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder soll das Glück der Vormund sein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
Halt es fluthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.

---

## Beim Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt sich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit schwerem Athem schleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in schwüler Gluth.

Mit jedem Pulsschlag wird es bänger,
Und schwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und stärker kehret sie zurück.
Der heiße, matte Pflüger sehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauspiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angesicht;
Jehova redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er spricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen sich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend duech die Wälder,
Und Bäume bersten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finster in dem Ungestüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plötzlich Nacht und plötzlich Tag.

Der ganze Himmel schwimmt in Flammen
Und rauschend stürzt der Regenguß
In eine Wasserfluth zusammen;
Von jedem Berge strömt ein Fluß.
Die Wolken spalten sich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerstrahl;
Und krachend stürzt der Eichen Spitze
Zerschmettert tief herab in's Thal.

Noch braust der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unsre Nachbarn zu erfreun;
Und alles ist erquickt und heiter,
Und scheint wie neubelebt zu sein.

Der Busen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume süßern Duft.
Schön, wie ein Morgen, wird der Abend,
Der kurz vorher so schwer gedroht:
Der Landmann sitzt, sich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.

Er sieht noch, wie am Firmamente
Der Mond in vollem Glanze steht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum stillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelst,
So spricht er, legt sich hin und ruht,
Jehova, Vater, Herr, du handelst
Mit deinen Kindern weis' und gut.

---

## II.

## Aus Seume's Spaziergang nach Syrakus.

Rom, den 2. März.

In Tolentino gings gut, und ich ließ mich überreden, von hier aus durch die Apenninen, denen man nichts gutes zutraut, ein Fuhrwerk zu nehmen, um nur nicht ganz allein zu sein. Hier kommt der Chientente den Berg herunter und ist für Italien ein ganz hübscher Fluß, hat auch etwas besseres Wasser als die übrigen. Man geht nun einige Tagereisen zwischen den Bergen immer an dem Flusse hinauf, bis zu seinem Ursprunge bei Colfiorito, wo er aus einem See kommt, in welchem sich das Wasser rund umher aus den höchsten Spitzen der Apenninen sammelt. Ich hatte einen Wagen gemiethet, aber der Wirth als Vermiether kam mit der Entschuldigung: es sei jetzt eben keiner zu finden; ich müsse zwei Stunden warten. Das war nun nicht erbaulich. Aergerniß hätte mich aber nur mehr aufgehalten; ich faßte also Geduld und ließ mich mit meinem Tornister auf einen Maulesel schroten; mein Führer setzte sich, als wir zur Stadt hinaus waren, auf die Kruppe, und so trabten wir italienisch immer in den Schluchten hinauf. Diese wurden bald ziemlich enge und wild, und hier und da aufgehangene Menschenknochen machen eben nicht die beste Idylle. Ich blieb auf einer Station, deren Namen ich vergessen habe, nicht weit von dem alten Kamerinum, dessen Livius im punischen Kriege sehr ehrenvoll erwähnt. Hier pflegte man mich sehr gastfreundlich und ich erhielt den bedungenen Wagen nach Foligno. Serrevalle ist ein großes, langes Dorf in einer engen, furchtbaren Bergsschlucht am Fluß, nicht weit von der größten Höhe des Apennins; und ich wunderte mich, daß man hier so gut und so wohlfeil zu essen fand. Von dem See bei Colfiorito, einem Kessel in den höchsten Bergwänden, geht es auf der andern Seite abwärts, und der Weg windet sich sehr wildromantisch in einer Felsenschnecke hinunter. Case Nuove ist ein armes Oertchen am Abhange des Berges, fast eben so zwischen Felsen wie Serrevalle auf der andern Seite. Die Leute verstehen sich sehr gut zu nähren, indem sie die Sympathie der Reisenden in Anspruch nehmen. Sie übertheuern den Fremden nicht, sondern wenden sich bei der Bezahlung mit rührender Ergebung an seine Großmuth. Wenn man nun einen Blick auf die hohen,

furchtbaren, nackten Felsen rund um sich her wirft; man müßte keine Seele haben, wenn man nicht etwas tiefer in die Tasche griffe und den gutmüthigen Menschen leben hülfe.

Von Case Nuove nach Foligno ist eine Parthie, wie es vielleicht in Italien nur wenige giebt, so schön und romantisch ist sie. Man erhebt sich wieder auf eine ansehnliche Höhe des Apennins, und hat über eine sehr reiche Gegend eine der größten Aussichten. Unten rechts, tief in der Schlucht, sind in einem sich nach und nach erweiternden Thale die Papiermühlen des Papstes angelegt, die zu den besten in Italien gehören sollen. Oben sind die Berge kahl, zeigen dann nach und nach Gesträuche, geben dann Oelbäume und haben am Fuße üppige Weingärten. Hier sah ich, glaube ich, zuerst die perennirende Eiche, die in Rom eine der ersten Zierden des Borghesischen Gartens ist. Auf der Höhe des Weges soll man hier, wenn das Wetter rein und hell ist, bis nach Assisi und Perugia an dem alten Thrasymen sehen können. Ich war nicht so glücklich; es war ziemlich umwölkt; aber es war auch so schon ein herrlicher Anblick. Wer nur ein Kerl wäre, der etwas ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun schon in das Land, wo kein Stein ohne Namen ist. Mit magischen Wolken überzogen liegt das alte, finstere Foligno unten im Thale, wo der Segen Hesperiens ruht. Rechts und links liegen Anhöhen mit Gebäuden, die gewiß in der Vorzeit alle merkwürdig waren. Links hinunter weideten ehemals die vom Klitumnus weißgefärbten Stiere, welche die Weltbeherrscher zu ihren Opfern in die Hauptstadt holten; und tief weiter hinab liegt in einer Bergschlucht das alte Spoleto, vor dessen Thoren das vom Thrasymen siegreich herabstürzende Heer Hannibals zum ersten Mal von einer Munizipalstadt fürchterlich zurückgeschlagen wurde. In und bei Foligno ist artistisch nicht viel zu sehen, nachdem die neuen Gallier das schöne Madonnenbild mitgenommen haben. Die Kathedralkirche wird jetzt ausgebessert, und mich däucht mit Geschmack. Man hatte mich in die Post einquartirt, wo man mich zwar ziemlich gut bewirthete, aber ungeheuer bezahlen ließ. Eine Bewirthung, für die ich den vorigen Abend auch auf der Post oben in dem Apennin sieben Paoli gezahlt hatte, mußte ich hier in dem Lande des Segens mit sechzehn bezahlen. Man wollte mich überdieß mit Gewalt zu Wagen weiter spediren, und da ich dieß durchaus nicht einging, sollte ich wenigstens ein Empfehlungsschreiben meines freundlichen Bewirthers nach Spoleto an einen seiner guten Freunde haben. Natürlich, daß ich auch dafür dankte; denn er hatte mir vorher durch sich selbst seine guten Freunde nicht sonderlich empfohlen. Sobald als der Morgen graute, nahm ich also mein Bündel und wandelte immer wieder im Thale hinauf nach Hannibals Kopfstoß. Hier kam ich bei den berühmten Quellen des Klitumnus vorbei, die jetzt von den Eseltreibern und Waschweibern gewissenlos entweiht werden, ob sie gleich noch eben so schön sind wie vormals, als Plinius so enthusiastisch davon sprach. Große Haine und viele Tempel giebt es freilich nicht mehr hier; aber die Gegend ist allerliebst und ich stieg emsig hinab und trank durstig mit großen Zügen aus der stärksten Quelle, als ob es Hippokrene gewesen wäre. Hier und da standen noch ziemlich hohe Cypressen, die ehemals in der Gegend berühmt gewesen sein sollen. Vorzüglich sah es aus, als ob Athene und Lyäus ihre Geschenke hier in ihrem Heiligthume niedergelegt hätten. Es sollen in den Weinbergen noch einige Trümmer alter Tempel sein; ich suchte sie aber nicht auf. Als ich so dort mich auf dem jungen Rasen sonnte, setzte sich ein stattlich gekleideter Jäger zu mir, lenkte das Gespräch sehr bald auf Politik, zog einige Zeitungsblätter aus der Tasche, und wollte nun von mir wissen, wie man nach dem Frieden die endliche Ausgleichung machen würde, und wie besonders der heilige Sitz und die geistlichen Churfürsten dabei bedacht werden sollten. Daran hatte ich nun mit keiner Sylbe gedacht, und sagte ihm ganz offenherzig, daß überließe ich denen, quorum interesset.

Ich bin nicht gern bei solchen Ausgleichungsprojekten; denn es ist fast immer etwas Empörendes dabei. Ein Beispielchen will ich Dir davon erzählen. Du kannst Dir nichts Anmaßlicheres, Verwegeneres, Hohnsprechenderes, Impertinenteres denken, als den russischen Nationalgeist; nicht den des Volks, sondern der hoffnungsvollen Sprößlinge der großen Familien, die die nächste Anwartschaft auf Aemter im Civil und bei der Armee haben. Einer dieser Herren, der nur wenig seinem Kameraden vorging, äußerte in Warschau öffentlich im Vorzimmer, er hoffe wohl noch russischer Gouverneur in Dresden zu werden und zu bleiben. Die Frage war eben, wie man Oestreich über die zweite Theilung in Polen zufrieden stellen wolle? Der Neffe des Gesandten, der doch Major bei der Armee und also kein Troßbube war, meinte ganz naiv und unbefangen, da gäbe es ja noch Churfürsten und Fürsten genug zu spoliiren. Dein Freund stand bei den Excellenzen, deren einige durchaus die moralische Antiphrase ihres Titels waren, und kehrte sich trocken weg und sagte: Das ist wenigstens der richtige Ausdruck: So geht es hier und da.

Der Jäger verließ mich nach einem halben Stündchen Kosen, und ich verließ den Klitumnus. In Spoleto ging ich ohne Schwierigkeit gerade durch das Thor hinein, durch welches Hannibal laut der Nachrichten nicht gehen konnte. Fast hätte ich nun Ursache gehabt, zu bedauern, daß ich das Empfehlungsschreiben des billigen Mannes in Foligno nicht angenommen hatte; denn ich lief in dem Neste wohl eine halbe Stunde herum, ehe ich ein leidliches Gasthaus finden konnte. Endlich führte man mich doch in eins, wo man für den dritten Theil der gestrigen Zeche eben so gut bewirthete. Es ist ein großes, altes, dunkles, häßliches, jämmerliches Loch, das Spoleto; ich möchte lieber Küster Klimm zu Bergen in Norwegen sein, als Erzbischof zu Spoleto. Die Leute hier, denen ich ins Auge guckte, sahen alle aus wie das böse Gewissen: und nur mein Wirth mit seiner Familie schien eine Ausnahme zu machen. Deswegen habe ich mich auch keinen Deut um ihre Alterthümer bekümmert, deren hier noch eine ziemliche Menge sein sollen. Aber alles ist Trümmer; und Trümmer überhaupt, und zumal in Spoleto, und überdieß in so entsetzlichem Nebelwetter, geben eben keine schöne Unterhaltung. Ueber dem Thore, das man Hannibals Thor nennt, stehen die Worte in Marmor:

HANNIBAL
CAESIS AR THRASYMENUM ROMANIS
INFESTO AGMINE URERM ROMAM PETENS
AD SPOLETUM MAGNA STRAGE SUORUM REPULSUS
INSIGNE PORTAE NOMEN FECIT.

So ist die Ueberschrift. Ich weiß nicht, ob es die Worte des Livius sind: mich däucht, bei diesem lautet es etwas anders. Die Sache hat indeß nach den alten Schriftstellern ihre Richtigkeit; nur weiß ich nicht, ob es eben dieses Thor sein möchte: denn wie vielen Veränderungen ist die Stadt nicht seit den punischen Kriegen unterworfen gewesen! Doch ist es eben das Thor, durch das der Weg von Perugia geht. Der Marmor scheint ziemlich neu zu sein. Jetzt dürfte sich wohl schwerlich eine französisches Bataillon zurückwerfen lassen.

Ich Idiot glaubte, als ich in Foligno angekommen war, ich sei nun den Apennin durchwandelt; aber das ganze Thal des Klitumnus mit den Städten Foligno und Spoleto liegt in den Bergen; von Spoleto bis Terni ist der furchtbarste Theil desselben; und hier war ich wieder zu Fuße ganz allein. Den Morgen, als ich Spoleto verließ, sah ich links an dem Felsen noch das alte gothische Schloß, wo sich wackere Kerle noch einige Stunden um die Stadt schlagen können, ging vor den sonderbaren Anachoreten vorbei und immer die wilde Bergschlucht hinauf. Wo ich einkehrte, unterhielt man mich überall mit Räubergeschichten und Mordthaten, um mir einen Maulesel mit seinem Führer aufzuschwatzen; aber ich war nun einmal hartnäckig und lief trotzig allein meinen Weg immer vorwärts. Oben auf dem Berge soll der Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben. Es ist wohl nur von Rom aus nach Umbrien der höchste Berg; denn sonst giebt es in der Kette viel höhere Parthien. Der Weg aufwärts von Spoleto ist noch nicht so wild und furchtbar als der Weg abwärts und weiter nach Terni. Das Thal abwärts ist zuweilen kaum hundert Schritte breit, rechts und links sind hohe Felsenberge, zwischen welche den ganzen Tag nur wenig Sonne kommt, mit Schluchten und Waldströmen durchbrochen. Dörfer trifft man auf dem ganzen Wege nicht, als auf der Spitze des Berges nur einige Häuser und ein halbes Dutzend in Strettura, dessen Name schon einen engen Paß anzeigt. Hier und da sind noch einige isolirte Wohnungen, die eben nicht freundlich aussehen, und viele alte verlassene Gebäude, die ziemlich den Anblick von Räuberhöhlen tragen. Fast nichts ist bebaut. Die meisten Berge sind bis zu einer großen Höhe mit finstern, wilden Lorbeerbüschen bewachsen, die vielleicht eine Bravobande zu ihren Siegeszeichen brauchen könnte. Ich gestehe Dir, es war mir sehr wohl, als sich einige italienische Meilen vor Terni das Thal wieder erweiterte und ich mich wieder etwas zu Tage gefördert sah, unter mir schöne, friedliche Oelwälder erblickte, unter denen der junge Weitzen grünte. Das Thal der Cera öffnete sich, und es lag wieder ein Paradies vor mir. Hohe Cypressen ragten hier und da in dem Garten an den Felsenklüften empor, und der Frühling schien in den ersten Gewächsen des Jahres mit wohlthätiger Gewalt zu arbeiten.

Vorgestern kam ich auf meiner Reise hierher in Terni an. Mein Wirth, ein Tiroler, und stolz auf die Ehre ein Deutscher zu sein, fütterte mich auf gut östreichisch recht stattlich, und setzte mir zuletzt ein Gericht Sepien vor, die mir zum Anfange vielleicht besser geschmeckt hätten. Er mochte mich für einen Maler halten und glauben, daß dieses zur Weihe gehöre. Zum Dessert und zur Delikatesse kann ich den

Dintenfisch nach dem Urtheil meines Gaumens nicht empfehlen; schon seine schwarzbraune Farbe ist in der Schüssel eben nicht ästhetisch. Nachdem ich gespeist, Interamner Wein getrunken und meinen Reisesack gehörig in Ordnung gelegt hatte, trollte ich fort nach dem Sonnentempel, nämlich der jetzigen Diminutivkirche des heiligen Erlösers. Sie war verschlossen, ich ließ mich aber nicht abweisen und ging zum Sakristan, der weiter keine Notiz von mir nahm; bei seiner Schüssel und seinem Buche unbeweglich sitzen blieb und mich durch eine alte Sara in die Kirche weisen ließ. Der Mann hatte in seinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, sondern blos der heidnischen Sonne sein Kompliment zu machen. Richtig. Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen wie wahre Obskuranten behandelt und dafür gesorgt, daß in den Sonnentempel keine Sonne mehr scheinen kann. Alle Eingänge sind vermauert und zu Nischen gemacht, in deren jeder ein Heiliger für Italien schlecht genug gepinselt ist; und über dem Altar steht ein Sankt Salvator, der seinen Verfertiger auch nicht aus dem Fegfeuer erlösen wird.

Nun stieg ich, ob ich gleich diesen Tag schon durch vier Meilen Apenninen von Spoleto herüber gekommen war, noch eine deutsche Meile lang den hohen Steinweg zu dem Fall des Velino hinauf. Das war Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne stand schon etwas tief und bildete aus der furchtbaren Schlucht der Nerva hoch in der Atmosphäre einen ganz hellen, herrlich glühenden und größern dunkeln Bogen im Staube des Falles. Ich saß gegenüber auf dem Felsen, und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst großes und schönes haben mag. Etwas größeres und schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen. Folgendes war halb Gedanke, halb Gefühl, als ich wieder bei mir selbst war.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Namen ewig macht;
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.
Es war ein göttlicher Gedanke,
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
An ihres Wirkens enger Schranke
Und glaubet kaum, daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wild schäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine selige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es schlachte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Freundes Grab;
Es zehre sich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelsucht ab!
Es weine Cäsar, stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz um seine kahle Scheitel;
Es mache sich Oktavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverei auf schöne Namen sannen,
Mit Schlangenlist den Erdball unterthan;
Die Motten zehren an dem Rufe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Sekulum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe.
Hier steigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und segnend färbt der Sonnenstrahl
Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente.
Das Feuer glüht mir durch das Rückenmark,
Und hoch schlägts links mir in der Seite stark;
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Oben am Sturz rund um das Felsenbette ist zwischen den hohen Bergen ungefähr eine kleine Stunde im Umkreise eine schöne Ebene, dir voll umgehauener Oelbäume und Weinstöcke steht. Ich wollte schon den Päbstlern über das Sakrilegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieses sei im letzten Kriege eine Lagerstätte der Neapolitaner gewesen. Sie schlugen hier Anfangs die Franzosen durch den alten Felsenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie sie mit gewöhnlicher Besinnung es wagen konnten, sie weiter zu verfolgen. Sie gingen in das Manöver und bezahlten für ihre Kurzsichtigkeit unten sehr theuer. Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigerwuth sogar unter den Zweigen des friedlichen Oelbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldigt werde, ein Oelbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligthum sein: und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört. Die Sonne ging unter als ich den schönen Olivenwald herabkam, und kaum konnte ich unter den Weinstöcken noch einige Veilchen und Hyacinthen pflücken, die dort ohne Pflege blühen.

Es war zu spät, noch die Reste des Theaters in den Gärten des Bischofs zu sehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera hinunter ist furchtbar schön. Die Brücke bei Borghetto über die Tiber ist zwar ein sehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drei Päbste immer sehr kleinlich, wenn man sie nur gegen die Reste des alten ponte rotto bei Narni über die Nera hält. Das sind doch noch Triumphbogen, die Sinn haben, diese Brücke und der Trajanische bei Ankona. Der schönste ist wohl der Wasserfall des Velino, der oben für die ganze Gegend von Rieti schon über zwei tausend Jahre eine Wohlthat ist, weil er sie vor Ueberschwemmungen schützt. Ich bekenne, daß ich für zwecklose Pracht, wenn es auch Riesenwerke wären, keine sonderliche Stimmung habe.

Eine halbe Stunde von Narni läßt man die Nera rechts und der Weg geht links auf der Anhöhe fort, immer noch wild genug, aber doch nicht mehr so grauenvoll wie zwischen Spoleto und Terni. Das Interamner Thal, das man hier bei Narni zuletzt in seiner ganzen Ausdehnung an der Nera hinauf übersieht, stand bei den Alten billig in großem Ansehen, und ist noch jetzt bei aller Vernachlässigung der Kultur ein sehr schöner Strich zwischen dem Ciminus und dem Apennin. In Otrikoli, einem alten schmutzigen Orte nicht sehr weit von der Tiber, wo ich gegen Abend ankam, lud man mich gleich vor dem Thore höflich in ein Wirthshaus, und ich trug kein Bedenken, meinen Sack abzuwerfen und mich zu den Leutchen an das Feuer zu pflanzen. Es hatte freilich keine sonderlich gute Miene; aber ich wäre vielleicht Gefahr gelaufen, im Städtchen selbst ein schlechteres oder gar keins zu finden und den Weg zurück zu machen, wo ich dann nicht so willkommen gewesen wäre. Kaum hatte ich einige Minuten ziemlich stumm dort gesessen, als ein ganz gut gekleideter Mann sich neben mich setzte und mir mit einigen allgemeinen theilnehmenden Erkundigungen Rede abzugewinnen suchte. Er war ein starker, heißer Politiker, und, wie sehr natürlich, mit der Lage der Dinge und vorzüglich mit den allerneuesten Veränderungen nicht sonderlich zufrieden, und meinte weislich, die Sachen könnten so keinen Bestand haben. Sein Ansehen versprach eben keinen ausgezeichneten Stand, und doch war er einer der gescheidetsten, bewandertsten Männer, die ich noch auf meiner Wanderung in Italien von seiner Nation gesehen habe. Orthodoxie in Kirche und Staat schien seine Sache nicht zu sein; und er mußte etwas Zutrauen zu meinem Gesichtsentwurf genommen haben, daß er mich ohne Zurückhaltung so tief in seine Seele sehen ließ. Er kannte die heutigen Staatsverhältnisse ungewöhnlich gut und war in der alten Geschichte ziemlich zu Hause. Der alte Römerstolz schien noch tief in seinem Innern zu sitzen. Er sprach skoptisch vom Pabste und schlecht von den Franzosen; besonders hatte sein Haß den General Murat recht herzlich gefaßt, von dessen schamlosen Erpressungen er zähneknirschend sprach, und der schon durch seinen Mameluckennamen allen Kredit bei ihm verloren hatte. Dieser Otrikolaner war seit langer Zeit der erste Mann, der meinen Spaziergang richtig begriff, und meinte, daß sein Vaterland auch jetzt noch ihn verdiene, so tief es auch gesunken sei. Wir schüttelten einander freundschaftlich die Hände, und ich ging mit der folgenden Morgendämmerung den Berg hinunter, neben den Ruinen der alten Stadt vorbei, auf die Tiber zu.

Bis jetzt war es Vergnügen gewesen, auch im Kirchenstaate zu reisen. Jenseits der Berge vor und hinter Ankona, bei Foligno und Spoleto und Terni und Narni war die Kultur doch noch reich und schön, und in den Bergen waren die Scenen romantisch groß und zuweilen erhaben furchtbar. Man vergaß leicht die Gefahr, die sich finden konnte. Von der Tiber und Borghetto an wird alles wüst und öde. Die Bevölkerung wird immer dünner und die Kultur mit jedem Schritte nachlässiger. Civita Castellana gilt für das alte Falerii der Falisker, wo der Schurke von Schulmeister seine Zöglinge in's feindliche Lager spaziren führte und vom Camill so brav unter den Ruthenstreichen der Jungen zurückgeschickt wurde. Es ist angenehm genug, nach einer eingebildeten militärischen Topographie sich hier den wirklich schönen Zug als gegenwärtig vorzustellen. Die Lage entspricht ganz der Idee, welche die Geschichte davon giebt. Der Ort ist fast rund umher mit Felsen umgeben, die von Natur unzugänglich sind. Der Anblick flößte mir gleich Respekt ein, und ohne an Cluver zu denken, der, wie ich glaube, es ziemlich sicher erwiesen hat, setzte ich sogleich eigenmächtig die alte Festung hierher.

Von Borghetto her führt eine alte Brücke über eine wilde, romantische Felsenschlucht, und nach Nepi und Rom zu hat Pius der Sechste eine neue Brücke gebaut, welche das beste ist, was ich noch von ihm gesehen habe. Es ist übrigens gar erbaulich, in welchem pompösen Styl diese Dinge in Aufschriften erzählt werden: solche ampullae et sesquipedalia verba scheinen recht in der Seele der heutigen Römlinge zu liegen. Die alten Römer thaten und ließen reden, und diese reden und lassen thun. Ich habe auf meinem Wege von Ankona hierher viele erhabene Ehrenbogen gefunden, welche in einer angeschwollenen Sprache weiter nichts sagten, als daß Pius der Sechste hier gewesen war, und vielleicht ein Frühstück eingenommen hatte. Diese Bogenspanner verdienten einen solchen Herrscher. Von Civita Castellana aus trennt sich die Straße; die alte flaminische geht über Rignano, Malborghetto und Primaporta nach der Stadt, und die neue von Pius den Sechsten über Nepi und Monterosi, wo sie in die Straße von Florenz fällt. Ich dachte mit dem alten Sprichwort: Nun gehen alle Straßen nach Rom; und hielt mich halb unwillkürlich rechts zu dem neuen Pabst. Der alte Weg kann wohl nicht viel schlimmer sein, als ich den neuen fand. Doch von Wegen darf ich mit meinen Landsleuten nicht sprechen; sie sind wohl selten in einem andern Lande schlimmer und gewissenloser vernachlässigt, als bei uns in Sachsen.

Erlaube mir über die Straßen im Allgemeinen eine kleine, vielleicht nicht überflüssige Expektoration. Es ist empörend, wenn dem Reisenden Geleite- und Wegegeld abgefordert wird, und er sich kaum aus dem Koth herauswinden kann, um dieses Geld zu bezahlen. Die Straßen sind einer der ersten Polizeiartikel, an den man fast überall zuletzt denkt. Geleite- und Wegegeld und Postregal haben durchaus keinen Sinn, wenn daraus nicht für den Fürsten die Verbindlichkeit entspringt, für die Straßen zu sorgen; und die Unterthanen sind nur dann zum Zuschuß verpflichtet, wenn jene Einkünfte nicht hinreichen. Denn der Staat hat unbezweifelt die Befugniß, die Natur und Zweckmäßigkeit, und den gesetzlichen Gebrauch aller Regalien zu untersuchen, wenn es nothwendig ist, und auf rechtliche Verwendung desselben zu dringen. Das giebt sich aus dem Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, wenn gleich nichts davon im Justinianischen Rechte steht, welches überhaupt als jus publicum das traurigste ist, das die Vernunft ersinnen konnte; so sehr es auch ein Meisterwerk des bürgerlichen sein mag. Bei den Straßen tritt noch eine Hauptvernachläßigung ein, ohne deren Abstellung man durchaus auch mit großen Summen und anhaltender Arbeit nicht glücklich sein wird. Ich meine, man sucht nicht mit Strenge das schädliche Spurfahren zu verhüten. Es ist so gut, als ob keine Verfügungen deßwegen vorhanden wären, so wenig wird darauf gesehen. Es ist mathematisch zu beweisen, daß die Gewohnheit des Spurfahrens, zumal der schweren Wagen, die beste, festeste Chaussée in kurzer Zeit durchaus verderben muß. Ist einmal der Einschnitt gemacht, so mag man schlagen und ausfüllen und klopfen und rammeln, so viel man will, man gewinnt nie wieder die vorige Festigkeit; die ersten Wagen fahren das Gleis wieder aus, und machen das Uebel ärger. Fängt man an, ein zweites Gleis zu machen, so ist dieses bald eben so ausgeleiert; und so geht es nach und nach mit mehrern, bis die ganze Straße ohne Hilfe zu Grunde gerichtet ist. Wenn aber der Weg nur einigermaßen in Ordnung ist, und durchaus kein Wagen die Spur des vorhergehenden hält, so kann kein Gleis und kein Einschnitt entstehen; sondern jedes Rad versieht, so zu sagen, die Stelle eines Rammels, und hilft durch die beständige Veränderung des Drucks die Straße bessern. Man würde eben so sehr endlich den Weg verderben, wenn man ohne Unterlaß mit dem Rammel beständig auf die nämliche Stelle schlagen wollte. Durch das Nichtspurfahren verändern auch die Pferde beständig ihre Tritte; und das Nämliche gilt sodann von den Hufen der Thiere, was von den Rädern des Fuhrwerks gilt. Fast durchaus habe ich den Schaden dieser bösen Gewohnheit gesehen, und nur im Hannöver'schen hat man, so viel ich mich erinnere, strengere Maßregeln genommen, ihn zu verhüten. Aber ich muß machen, daß ich nach Rom komme.

Die Italiener müssen denn doch auch zuweilen ein sehr richtiges Auge haben. Zwei etwas stattlichere Spaziergänger als ich begegneten mir mit ihren großen Knotenstöcken bei Nepi, vermuthlich um ihre Felder zu besehen, auf denen nicht viel gearbeitet wurde. Signore è tedesco e va a Roma, sagte mir einer der Herren sehr freundlich. Die Deutschen müssen häufig diese Straße machen, denn ich hatte noch keine Silbe gesprochen, um mich durch den Accent zu verrathen. Sie riethen mir, ja nicht in Nepi zu bleiben, sondern noch nach Monterosi zu gehen, wo ich es gut haben würde. Ich dankte und versprach es. Es ist sehr angenehm, wenn man sich bei dem ersten Anblick so ziemlich gewiß in einer fremden Gegend orientiren kann. Nach meiner Rechnung mußte der mir links liegende Berg durchaus der Soracte sein, obgleich kein Schnee darauf lag; und es fand sich so. Jetzt gehört er dem heiligen Sylvester, dessen Namen er auch trägt; doch hat sich die alte Benennung noch nicht verloren, denn man nennt ihn noch hier und da Soratte. Nun ärgerte es mich, daß ich nicht links die alte flaminische Straße gehalten hatte; dann hätte ich den Herrn Soratte, der sich schon von weitem ganz artig macht, etwas näher gesehen, und wäre immer längs der Tiber hinuntergewandelt. Der Berg steht von dieser Seite ganz isolirt; das wußte ich aus einigen Anmerkungen über den Horaz, und deswegen erkannte ich ihn sogleich, da mir seine Entfernung von Rom bekannt war. Hinten schließt er sich durch eine Kette von Hügeln an den Apennin. Der Berg ist zwar ziemlich hoch, aber gegen die Apenninen selbst hinter ihm doch nur ein Zwerg. Ich will mir doch auch ein recht schulmeisterlich, hermeneutisches Ansehen geben, und Dir hierbei eine pragmatische Bemerkung machen. Vielleicht weißt Du sie schon; thut nichts; einr gute Sache kann man zweimal hören. Du darfst von dem hohen Schnee des Horaz nicht eben auf die Höhe des Berges schließen. Der Sorakte hat, weil er mit der großen Bergkette der Apenninen verglichen, doch nicht außerordentlich hoch ist, und tiefer herab in der Ebene liegt, nur selten Schnee; und Herr Horaz wollte durch seinen Schnee den ziemlich starken Winter anzeigen, wo man wohl thäte, Kastanien zu braten, und sich zum Kamin und zum Becher zu halten. Das finde ich denn ganz vernünftig. Vielleicht war er eben damals in Tibur, wo er von Mäcens Landgute bloß die Spitze des beschneiten Sorakte sehr malerisch gruppirt vor sich hatte. Uebrigens thue ich dem Horaz keine kleine Ehre, daß ich mich mit einem seiner Verse so lange beschäftigte; denn er ist durch seine Sinnesart mein Mann gar nicht, und es ist Schade, daß die Musen gerade an ihn so viel verschwendet haben.

Nepi könnte ein gar herrlicher Ort sein, wenn die Leute hier etwas fleißiger sein wollten; allein je näher man Rom kommt, desto deutlicher spürt man die Folgen des päbstlichen Segens, die durchaus wie Fluch aussehen. Hinter Monterosi packte mich ein Vetturino, der von Viterbo kam und nach Rom ging, mit solchem Ungestüm an, daß ich mich nothwendig in seinen Wagen setzen mußte, wo ich einen stattlich gekleideten Herrn fand, der eine todte Ziege und einen Korb voll anderer Victualien neben sich hatte. Die Ziege wurde eingepackt und der Korb beiseite gesetzt; ich legte meinen Tornister zu meinen Füßen gehörig in Ordnung, und pflanzte mich Barbaren neben den zierlichen Römer. Er belugte mich stark und ich ihn nur obenhin; nach einigen Minuten fing das Gespräch an; und ich schwatzte so gut ich in der neuen römischen Zunge konnte. Das ewige Thema waren leider wieder Mordgeschichten, und der Herr guckte jede Minute zum Schlage hinaus, ob er keine Pistolenhalfter sähe. Ganz spaßhaft ist es freilich nicht, wie ich nachher erfahren habe; aber eine solche Furcht ist doch sehr possirlich und lächerlich. Diese Angst hielt bei dem Manne an, bis wir an die Geierbrücke von Rom kamen, wo er sich nach und nach wieder erholte. Am Volksthore, denn durch dieses fuhren wir ein, fragten die päbstlichen Patrontaschen nach meinem Passe und brachten ihn sogleich zurück mit der Bitte: Qualche cosa della bona grazia pelle guardie. So so, das fängt gut an; ich mußte wohl einige Paoli herausrücken. Da hielten wir nun vor dem großen Obelisken, und ich überlegte, nach welcher von den drei großen Straßen ich auf gut Glück hinunter gehen sollte. Eben hatte ich meinen Gesichtspunkt in die Mitte hinab durch den Corso genommen und wollte aussteigen, als mein Kamerad mich fragte, wo ich wohnen würde? Das weiß ich nicht, sagte ich; ich muß ein Wirthshaus suchen. Er bot mir an, mich mit in sein Haus zu nehmen. Er habe zwar kein Wirthshaus, ich solle es aber bei ihm so gut finden, als es Gefälligkeit machen könne. Ich sah dem Manne näher ins Auge und las wenigstens keine Schurkerei darin, dachte, hier oder da, ist einerlei, setzte mich wieder nieder und ließ mich mit fortziehen. Man brachte mich, dem heiligen Franziskus mit dem Stigmen gegenüber, in den Pallast Strozzi, wo mein Wirth eine Art von Haushofmeister zu sein scheint.

---

Rom.

So bin ich denn also unwidersprechlich hier an der gelben Tiber, und zwar in keinem der letzten Häuser. Man hat hier im Hause viel Höflichkeit für mich, und mehr Aufmerksamkeit, als mir lieb ist: denn ich merke, daß ich hier viel theurer leben werde, als in irgend einem Wirthshause; wie mir meine Landsleute, die den römischen Rommel etwas verstehen, auch schon erklärt haben. Ich habe meine Addressen aufgesucht. Uhden und Fernow empfingen mich mit Humanität und freundschaftlicher Wärme. Du kennst die Männer aus

ihren Arbeiten, welche gut sind; aber sie selbst sind noch besser, welches nicht immer der Fall bei literärischen Männern ist. Ich bin also schon kein Fremdling mehr am Kapitole. Auch den selbstständigen, originellen und etwas barocken Reinhart sah ich gleich den zweiten Tag, und mehrere andere deutsche Künstler. Gmelin ist ein lebhafter, jovialischer Mann, der nicht umsonst die Welt gesehen hat, und der eine eigene Gabe besitzt, im Deutschen und Französischen mit der lebendigsten Mimik zu erzählen.

Der Kardinal Borgia, an den ich einen Brief hatte, nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf. Ein Anderer würde in seinem Styl Herablassung sagen; nach meinem Begriff läßt sich kein Mensch herab, wenn er mit Menschen spricht, und wenn irgend ein sogenannter Großer in seinem Charakter noch Herablassung nöthig hat, so steht er noch lange nicht auf dem rechten Punkte. Ich war genöthigt, meine Anrede französisch zu machen, da ich mir im Italienischen nicht Wendung genug zutraute, mit einem solchen Manne eine zusammenhängende Unterredung zu halten. Er antwortete mir in der nämlichen Sprache; aber kaum hörte er, daß ich Latein verstand, so fuhr er, für einen Cardinal drollig genug, lateinisch fort, das Lob dieser Sprache zu machen, durch welche die Nationen so fest zusammenhängen. Haec est illa lingua, setzte er hinzu, quae nobis perperit Livios atque Virgilios. Et Tiberios et Nerones, hätte ich fast unwillkürlich durch die Zähne gemurmelt. Ein Wort gab das andere, ich mußte ihm einiges von meiner Kriegswanderung nach Amerika erzählen und von meinem Wesen in Polen, und der alte Herr fiel mir mit vieler Gutmüthigkeit um den Hals, und faßte mich im Ausbruch der Jovialität nicht allein beim Kopf, sondern sogar bei den Ohren. Ein alter militärischer General seiner Heiligkeit stand dabei, und es wurde ein herzliches Trio gelacht, in das ich so bescheiden als möglich mit einstimmte. Du wirst schon wissen, daß man in Rom mehr Mönchsgenerale als Kriegsgenerale antrifft. Beide spielen mit Kanonen, und es wäre nicht schwer zu entscheiden, welche die ihrigen am besten zu gebrauchen wissen. Ich erhielt die Erlaubniß, ohne Einschränkung immer zu dem Kardinal zu kommen, welches für einen Pilger, wie ich bin, keine Kleinigkeit ist. Er stutzte gewaltig, als er hörte, ich wollte übermorgen mein Bündel nehmen und des Weges weiter wandeln, billigte aber meine Gründe lachend, als ich ihm sagte, ich wollte vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit meinen Spaziergang nach Syrakus endigen und auf meiner Rückkehr mich länger hier aufhalten. Er bot mir keine Empfehlung nach Veletri an, um dort freieren Eintritt in das Familienkabinet zu haben, worüber ich mich einiger Maßen wunderte. Aber man hat Schwierigkeiten mit den Franzosen gehabt und Einige fürchteten sogar, die Franzosen würden die ganze Sammlung wegschaffen lassen. Das geschieht nun zwar, wie ich höre, nicht; aber es ist doch begreiflich, daß dadurch etwas Furchtsamkeit und Unordnung entstanden sein mag. Uebrigens bin ich nicht nach Italien gegangen, um vorzüglich Kabinette und Gallerien zu sehen, und tröste mich leicht mit meiner Laienphilosophie.

Eben habe ich Canova gesehen und unsere Freunde, Reinhart und Fernow. Es ist überall wohlthätig, wenn sich verwandte Menschen treffen; aber wenn sie sich auf so klassischem Boden finden, gewinnt das Gefühl eine eigene Magie schöner Humanität. Canova hat eine zweite Hebe für die Pariser gearbeitet, die mir aber mit den Veränderungen, die er gemacht hat und die er doch wohl für Verbesserungen halten muß, bei weitem nicht so wohl gefällt, wie die venetianische. Du kennst meinen Enthusiasmus für diese. Er hat, däucht mir, dem Urtheil und dem Geschmack der Franzosen geschmeichelt, denen ich aber in der Anlage einer Batterie eher folgen wollte, als in der Kritik über reine Weiblichkeit. Es bleibt an allen ihren schönen Weibern immer noch etwas von dem Character aus dem alten Palais Royal zurück. Er hat auch zwei Fechter nach dem Pausanias gemacht, die nach langer Ermüdung zur Entscheidung einander freien Stoß geben. Der eine hat so eben den furchtbarsten Schlag vor die Stirne erhalten — dieses ist der Moment — und reißt sodann mit entsetzlichem Grimm seinem Gegner mit der Faust auf einem Griff das Eingeweide aus. Sie gelten für Muster der Anatomie und des Ausdrucks. Da sie keine nahe Beziehung auf reine, schöne Humanität haben, konnten sie mich nicht so sehr beschäftigten: denn Furcht und Grimm sind Leidenschaften, von denen ich gerne mich wegwende. Die Stelle aus dem Pausanias ist mir nicht gegenwärtig; ich weise Dich auf ihn. Demoxenes heißt, glaube ich, der eine Fechter.

In einigen Tagen werde ich durch die Pontinen nach Terracina und sodann weiter nach Süden gehen; damit ich vor der ganz heißen Jahreszeit, wenn's glückt, wieder zurückkomme. Mißglückt es, denn man spricht gar wunderlich, so mögen die Barbaren mich auf ihrer Seele haben. Ich will mich nicht durch Furcht ängstigen, die auf alle Fälle kein guter Hausgenosse in der Seele ist. Zu Ende des Jahres hoffe ich, post varios casus Dich wieder zu sehen.

---

Terracina.

Du siehst, daß ich aus den Sümpfen heraus bin. Die Prophezeihung meiner Freunde in Rom ist eingetroffen. Der Herr Haushofmeister in dem Pallast Strozzi dem heiligen Franz mit den Stigmen gegenüber, überließ es meiner Großmuth, die seinige zu belohnen. Das heißt nun die Leute meistens am unrechten Flecke angefaßt. Ich griff mich indessen an, so viel ich konnte, und gab für drei Tage und drei Mahlzeiten, die übrigen hatte ich auswärts gehalten, zwei Kaiserdukaten, welches ich für ziemlich honett hielt. Der Mann machte in Rom ein flämisches Gesicht, aber doch weiter keine Bemerkung, sondern begleitete mich noch gefällig bis Sankt Johann von Lateran, wo er mir am Thore seine Addresse gab, damit ich ihn bei meiner Rückkunft finden möchte. Er mochte doch die Rechnung gezogen und überlegt haben, daß einen ganzen Monat verhältnißmäßig das Geldchen noch mitzunehmen wäre. Das war nun aber mir nicht gelegen; meine Börse wollte sich in die Länge nicht so großmüthig behandeln lassen. Man hat der Ausgaben mehrere. Ich ging nun durch die weitläufigen, halb verfallenen Gärten der Stadt und durch die ganz wuste Gegend vor derselben nach Albano hinüber.

Einige Millien vor der Stadt wandelte links unter den Ruinen der alten Wasserleitungen, die vom Berge herabkamen, ein Mann mit einem Buche einsam hin, suchte sich rund umher zu orientiren, und schloß sich, als ich näher kam, an mich an. Er war ein Franzose, der sich in Veletri schon lange häuslich niedergelassen hatte, in der Stadt gewesen war und jetzt heim ging. Seine Gesellschaft war mir hier höchst angenehm, da er mit der Geschichte der Zeit und den Vorfällen des Kriegs bekannt war und rund umher mir alle Auftritte erklärte. Links hinauf nach den Hügeln des Albanerbergs hatten sich die Franzosen und Insurgenten hartnäckig geschlagen. Die Insurgenten hatten zuerst einigen Vortheil und hatten deswegen nach der Weise der Revolutionäre angefangen höchst grausam zu verfahren: aber die Franzosen trieben sie mit ihrer gewöhnlichen Energie bald in die Enge; und nun fehlte es wieder nicht an Gewaltthätigkeiten aller Art. Einige Millien von Albano ist rechts am Wege eine Gegend, welche Schwefelquellen halten muß; denn der Geruch ist entsetzlich und muß in der heißen Sommerperiode kaum erträglich sein. In einer Peripherie von mehrern hundert Schritten keimt deswegen kein Gräschen, obgleich übrigens der Strich nicht unfruchtbar ist.

Die Albaner bilden sich ein, daß ihre Stadt das alte Alba Longa sei, und sagen es noch bis jetzt auf Treu und Glauben jedem Fremden, der es hören will. Die Antiquare haben zwar gezeigt, daß das nicht sein könne, und daß die alte Stadt laut der Geschichte an der andern Seite des Sees am Fuße des Berges müsse gelegen haben: aber drei oder vier Millien, denken die Albaner, machen keinen großen Unterschied; und es ist wenigstens Niemand in der Gegend, der ein näheres Recht auf Alba Longa hätte als sie. Wir wollen sie also in dem ruhigen Besitz lassen. Die jetzige Stadt scheint zur Zeit der ersten Cäsarn aus einigen Villen entstanden zu sein, von denen die des Pompejus die vorzüglichste war. Dadurch sieht es nun freilich um das Monument der Kuriatier mißlich aus, das auf dem Wege nach Aricia steht, und welches mir überhaupt ein ziemlich gothisches Ansehen hat. Nach der Geschichte sind alle, die drei Kuriatier wie die beiden Horatier, unten vor der Stadt Rom begraben, wo der Kampf geschah und wo auch ihre Monumente standen: indessen läßt sich wohl denken, daß die neuen Albaner aus altem Patriotismus ihren braven Landsleuten hier ein neues Denkmal errichteten, als unten die alten verfallen waren. Wenigstens ist nicht einzusehen, wozu das Ding mit den drei Spitzen sonst sollte aufgeführt worden sein. Ein Kastell zur Vertheidigung des Weges wäre das Einzige, wozu man es machen könnte; aber dazu hat es nicht die Gestalt.

In Albano fand mein Franzose Bekannte, bei denen er einkehrte; und ich ließ mich auf die Post bringen, welche das beste Wirthshaus ist. Sobald ich abgelegt hatte, trat ein artiger, junger Mann zu mir in's Zimmer, der aus der Gegend war und mit vieler Gutmüthigkeit mir die Unterhaltung machte. Mit ihm wandelte ich noch etwas in der schönen Gegend hin und her, und namentlich an das Monument, von dessen Alterthum er indessen auch nicht sonderlich überzeugt war. Antiquitäten schienen zwar seine Sache nicht zu sein; aber dafür war er desto bekannter in der neuen Welt. Er sprach französisch und englisch mit vieler Geläufigkeit, weil er in beiden Ländern einige Zeit gewesen war; eine nicht gewöhnliche Erscheinung unter den

Italienern. Je m'appelle Prince, sagte er, mais je ne le suis pas: indessen hatten ihn die Franzosen nach seiner Angabe prinzlich genug behandelt, alle seine Oelbäume umgehauen, und ihm auf lange Zeit einen jährlichen Verlust von zweitausend Piastern verursacht. Die Wahrheit davon lasse ich auf seiner Erzählung beruhen. Der junge Mann zeigt viel Offenheit, Gewandheit und Humanität in seinem Charakter. Sodann führte er mich einige hundert Schritte weiter zu einer alten Eiche an dem Wege nach Aricia, nicht weit von dem Eingange in den Park und die Gärten des Fürsten Chigi. Die Eiche sollte von seltener Schönheit sein, und sie ist auch wirklich sehr ansehnlich und malerisch; aber wir haben bei uns in Deutschland an vielen Orten größere und schönere.

Den Herrn Fürsten Chigi kannte ich aus Charakteristiken von Rom, und hätte wohl Lust gehabt, seine Besitzungen näher zu besehen. Er selbst ist als Dichter und Deklamator in der Stadt bekannt, und soll wirklich unter diesen beiden Rubriken viel Verdienst haben. Er muß indessen ein sonderbarer Bukoliker und Idyllendichter sein; denn in seinem Park hat er den schönsten und herrlichsten Eichenhain niederhauen lassen, und in dem Ueberreste läßt er die Schweine so wild herumlaufen, als ob er sich ganz allein von ihrer Mastung nähren wollte. Darüber sind nun besonders die Maler und Zeichner so entrüstet, daß sie den Mann förmlich in Verdammniß gesetzt haben, und ich weiß nicht, wie er sich daraus erlösen will. Die Gegend ist dessen ungeachtet noch eine der schönsten in Italien, und das romantische Gemisch von Wildheit und Kultur, die hier zu kämpfen scheinen, macht, wenn man aus der Oede Roms kommt, einen sonderbaren wohlthätigen Eindruck. Die Leute in dieser Gegend haben den Ruhm, vorzüglich gute Banditen zu sein.

Von Albano ging ich den andern Morgen über eben dieses Aricia, dessen Horaz in seiner Reisepistel von Rom nach Brindisi gedenkt, nach Gensano und Veletri und immer in die Pontinen hinein. Die Leute von Gensano sind mir als die fleißigsten und sittigsten im ganzen Kirchenstaate vorgekommen, und sie haben wirklich ihr Fleckchen Land so gut bearbeitet, daß sie den Wohlthaten der Natur Ehre machen. Die Lage ist sehr schön; Berge und Thäler liegen in dem lieblichsten Gemische rund umher, und der kleine See von Nemi, unter dem Namen der Dianenspiegel, giebt der Gegend noch das Interesse der mythologischen Geschichte.

Vor Veletri holte mich ein Franzose ein, nicht mein gestriger, sondern ein anderer, der bei der Conde'schen Armee den Krieg mitgemacht hatte, jetzt von Rom kam und mit Empfehlungen von dem alten General Suwarow nach Neapel zu Akton ging, von dem er Anstellunug hoffte. In zwei Minuten waren wir bekannt und musterten die Armeen durch ganz Europa. Nach seinen Briefen mußte er ein sehr braver Officier gewesen sein, der selbst bei Perugia ein Detaschement kommandirte; und ich habe ihn als einen ehrlichen Mann kennen lernen. Wir aßen zusammen in Veletri und schlenderten sodann ganz vergnügt die Berge hinab in die Sümpfe hinein, die einige Stunden hinter der Stadt ihren Anfang nehmen. In Cisterne wollten wir übernachten; aber das Wirthshaus hatte die schlechteste Miene von der Welt, und die päpstlichen Dragoner trieben ein gewaltig lärmendes Wesen. Uebrigens fiel mir ein, daß dieses vermuthlich der Ort war, wo Horaz so sehr von den Flöhen gebissen wurde und noch andere traurige Abenteuer hatte: daß auch der Apostel Paulus hier geschlafen haben soll, ehe man ihn nach Rom in die Kerker des Kapitols einsperrte. Das war nun lauter böses Omen. Wir beschlossen also, zumal da es noch am Tage war, noch eine Station weiter zu wandeln, bis Torre di tre ponti. Hier kamen wir aus dem Regen in die Traufe. Es war ein großes, leeres Haus, der Wirth war nach Paris gereist, um, wenn es möglich wäre, seine Habe wieder zu erhalten, die man ihm in die Wette geraubt hatte. Erst plünderten die Neapolitaner, dann die Franzosen, dann wieder die Neapolitaner und die Streiter des heiligen Vaters zur Gesellschaft; das ist nun so römische Wirthschaft. Es war im ganzen Hause kein Bett, und die Leute sahen nicht außerordentlich freundlich aus. Der Wirth war abwesend; es waren viele Fremde da, die in den pontinischen Sümpfen, wohin sogar der Auswurf aus Rom flüchtet, kein großes Zutrauen einflößen können. Die alte gutmüthige Haushälterin gab uns indessen eine große Decke; wir verrammelten unsere Thüre mit Tisch und Stühlen, damit man wenigstens nicht ohne Lärm hereinkommen konnte, legten uns beide, der französische Oberstlieutenant und ich, in die breite mit Heu gefüllte Bettstelle, steckten unsere Stöcke daneben, deckten uns zu und schliefen, so gut uns die Kälte, die Flöhe und die quackenden Frösche schlafen ließen. Den Morgen darauf war das Wetter fürchterlich und machte den nicht angenehmen Weg noch verdrießlicher: vorzüglich fluchte der Franzose nach altem Stil tous les diables mit allem Nachdrucke durch alle Instanzen, die Yorik gegeben hat. Es konnte indessen nichts helfen; ich Hyperboreer zog bärenmäßig immer weiter; der Franzmann aber versteckte sich in ein altes leeres Brückenhaus über dem Kanal und wollte den Sturm vorbei gehen lassen. Wenn man naß ist, muß man laufen; ich ließ ihn ruhen, und versprach, hier in Terracina im Gasthofe auf ihn zu warten.

Die letzte Station vor Terracina war für mich die abenteuerlichste. Die alte appische Straße geht links etwas oben von den Bergen hin und macht dadurch einen ziemlichen Umweg: aber die neuen wollten dem Elemente zum Trotz klüger sein, und zogen sie unüberlegt genug gerade fort. Sie sieht recht schön aus, wenn sie nur gut wäre. Das Wasser war groß, ich hatte den Abzug links über eine alte Brücke nicht gemerkt, und ging die große gerade Linie immer weiter. In einer halben Stunde stand ich vor Wasser, das rechts aus der See hineingetreten war und links durch die Gebüsche weit hinauf ging. Durch den ersten Absatz schritt ich rasch; aber es kam ein zweiter und ein dritter noch größerer. Es war dabei ein furchtbarer Regensturm und ich konnte nicht zwanzig Schritte sehen. Ich ging fast eine Viertelstunde auf der Straße bis über den Gürtel im Wasser, und wußte nicht, was vor mir sein würde. Einige Mal waren leere Plätze links und rechts; und da stand ich in den Einschnitten wie im Meere. Nur die Bäume, die ich dunkel durch den Regensturm sah, machten mir Muth vorwärts. Endlich war ich glücklich durch die päpstliche Stelle, und zog eine Parallele zwischen den Alten und Neuen, die eben nicht zum Vortheil meiner Zeitgenossen ausfiel. Wie ich heraus war, ward der Himmel hell, und ich sah den Berg der göttlichen Circe in der Abendsonne zu meiner Rechten und zu meiner Linken die Felsen von Terracina glänzen. Es war wirklich, als wenn die alte Generalhexe eben einen Hauptproceß machte, und ich konnte froh sein, daß ich noch so gut mit einem Bischen Schmutz davon gekommen war. Nachdem ich in der Locanda Reale, einem großen stattlichen Hause an dem Heerwege vor der Stadt, Quartier gemacht hatte, recognoscirte ich oben den Ort auf dem weißen Felsen, wie ihn Horaz nennt, wo man rechts und links von dem Circeischen Vorgebirge bis an das Kajetanische und über die Inseln eine herrliche Aussicht hat. Ich bekümmerte mich wenig um die Ruinen des alten Jupitertempels und um den neuen Palast des Papstes, sondern weidete mich an der unter mir liegenden schönen Gegend, den herrlichen Orangengärten, die ich hier zuerst ganz im Freien ausgezeichnet schön fand, und der üppigen Vegetation aller Art. Auch mehrere Palmbäume traf ich hier schon, da in Rom nur ein einziger als eine Seltenheit nicht weit vom Kolosseum gezeigt wird. Von der letzten Station führt eine herrliche Allee der schönsten und größten Aprikosenbäume in die Stadt.

Mein Franzose kam, und es fand sich, daß der arme Teufel mit seiner Börse auf den Hefen war. Ich mußte ihn also doch nach Neapel hinüber transportiren helfen. Zu Abend traf ich im Wirthshause ein Paar ziemlich reiche Mailänder, die mit schöner Equipage von Neapel kamen, und wir aßen zusammen. Die Herren waren ganz verblüfft zu hören, daß ich von Leipzig nach Agrigent tornistern wollte, bloß um an dem südlichen Ufer Siciliens etwas herumzuschlendern und etwa junge Mandeln und ganz frische Apfelsinen dort zu essen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und angenehm, und die Norditaliener schienen die schöne Neapel quovis modo, literärisch, ästhetisch und physisch genossen zu haben. Morgen geht's in's Reich hinüber: denn so nennt man hier das Neapolitanische.

---

### Neapel.

Der Morgen war frisch und schön, als wir Anrur verließen, der Wind stark und die Brandung hochstürmend, so daß ich am Strande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen schlugen majestätisch an den steilen Felsen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein französischer Reisekamerad Zwist mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte passiren lassen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo besah man bloß, schrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzose packte seine ganze Brieftasche aus, sprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Minister und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Respekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Instruction gegangen sein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wir ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutsche waren. Die Stadt selbst liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmsten Thäler, nicht sehr weit vom Meere. Der Weg von Terracina dahin ist abwechselnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felsen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi sollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueber-

reste von der Ville des Nerva zu sehen sein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß darüber den Kaiser, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus ist die Gegend zwischen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges stand in einem engen Felsenpasse eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzosen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie suchten sich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner sich gar nichts hatten träumen lassen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuversicht; man thut besser zu glauben, daß die Feinde alle Gemsenjäger sind, und in einer Entfernung von sechs deutschen Meilen ist es nie unmöglich, daß sie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner sahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzosen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüstet und Pferdeställe daraus gemacht. Das ist nun freilich nicht sehr human; von Religiosität nichts zu sagen. Der Ort liegt in einer Bergschlucht tief begraben. Es standen hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger östreichischer Sergeant, jetzt neapolitanischer Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzose hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm also doch Schuhe machen lassen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil seine Füße nicht mehr in baulichem Wesen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er suchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaserta. Ich gab ihm also zu dem Ausgelegten noch einen Kaiserdukaten, quittirte in Gedanken schon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Fast hätte ich vergessen, Dir eine etwas ernsthafte Geschichte von Itri zu erzählen, nämlich ernsthaft für mich. Itri ist ein Nest; das Wirthshaus war schlecht. Unsere Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und sich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir sodann nach. Er war etwas über See und schlief sogleich ein; ich philosophirte noch eins topsyturvy. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und sehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehen oder zwölfe gestiegen sein. Nun vernahm ich, daß es über unsere armen Personalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquisition hielt. Sono cattive gente, hieß es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorschlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweise. Mein Franzose schnarchte. Du kannst denken, daß mir nicht sonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man schlägt hier zum Anfang sogleich die Leute todt, und macht sodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unsere Wirthin, nahm sich unser mit einem exemplarischen Muthe an, sprach und schrie, was sie konnte, und behauptete, daß wir ehrliche Leute wären; der Kommandant hätte unsere Pässe gesehen. Nun schien man zum Unglück dem Kommandanten selbst in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch möchte geworden sein. Ich zog ganz stille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italienisch zusammen, und machte Miene die Treppe hinab unter sie zu gehen. „Meine Herren, sagte ich so stark und bestimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reisender; ich dächte, im Wirthshause, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wohin Sie wollen: aber machen sie die Sache mit Ernst und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab." Es ward stiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich oben zu bleiben, welches ich natürlich sehr gern that; und nach und nach schlichen sie alle fort. Spaßhaft ist es nicht ganz; denn dort geht man selten ohne Flinte und Messer, und jeder ist zur Execution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich also allein zwischen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme ist durch dieses Etablissement ihres Namens fast berühmter geworden, als ihr frommer Milchsohn. Warum war ich nun nicht gestern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, schönes, ziemlich billiges Gasthaus, wo ich bei frischen Eiern und frischen Fischen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und frischen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühstück hielt. Unter mir stand ein Zitronengarten in der schönsten Gluth der Früchte; und links und rechts übersah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Ischia und Procida. Es ist, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köstlichste Desert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Vorfalles mit unsern Freunden wieder in nähere Berührung setzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz gesessen und Fische und Früchte gegessen, und mich aufgefordert, seiner zu gedenken, wenn ich von Mola auf das klassische Land umher schauen würde. Jetzt ist er nicht mehr der Liebling seiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Fittigen zu erhalten verstand und sie rund umher gab. Wo auch seine Asche ruht, ein Biederer müsse hingehen und sie segnen. Keiner seiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch sein Herz gut, was sein Kopf versah.

Nun ging ich vergnügt und froh die schöne magische Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wo der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä stand, bis an den Liris hinab. Langsam wallte ich dahin; mir däucht ich sähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ sich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entschlossen den Lohn für seine Philippiken zahlen. Es ist mir der ehrwürdigste Moment in Cicero's Leben; der einzige vielleicht, wo er wirklich ganz rein als selbstständiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres sprach, war es vielleicht Ruhmsucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, stand seine Existenz auf dem Spiel und er hatte keine andere Wahl als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrscheinlich Haß und Partheisucht. Im Glück prahlte er, im Unglück jammerte er: er zeigte in seinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewisser Rücksicht mit seinem Leben ausgesöhnt; so wie es Männer in der Geschichte giebt, deren Tod fast das Verdienst ihres Lebens auslöscht. Dort unten lag Minturnä; dort, stelle ich mir vor, stand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder seiner Nation zu tödten, und wo dieser gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesschrecken in die Glieder jagte. „Mensch, wagst du es, den Kajus Marius zu morden?" Weiter hinab rechts ist die Sumpfgegend, wo nach der Flucht der erste Mann der ersten Stadt der Welt sich im Schilfe verbarg, bis er sich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich setzte unter diesen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich diesseits von einer Menge Mauleseltreiber umgeben war, die mir alle sich und ihre Thiere zum Dienst anboten. Da half kein Demonstriren, sie machten die Kleinigkeit der Forderung noch kleiner und setzten mich halb mit Gewalt auf ein lastbares Stück, schnallten meinen Reisesack in Ordnung, und so zog ich mit der lieblichen Karavane weiter. Ein Kalabrese hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Gesellschaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte sich einige Millien weiter herab angeschlossen, der in der Residenz sein Glück versuchen wollte, weil seine Stiefmutter zu Hause den Kredit ihres Namens etwas zu strenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig seine Geschichte erzählen. Nun fing mein alter Eseltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menschen die Gefahr vorzustellen, der er entgegenliefe. Er that dieses mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Behutsamkeit im Vortrage, die mir den alten Mann sehr werth machten. Wäre ich Sultan gewesen, ich hätte den Eseltreiber zum Mufti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen sein. Diese schöne, bedachtsame Philanthropie wäre manchem unserer Moralisten zu wünschen. Auch schien er über die ehrenvolle Gesellschaft durch seinen Verstand nnd seinen heitern Ernst ein ziemliches Ansehen zu haben. Kurz vor Sessa schieden wir: ich setzte mich von dem Esel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menschen zu seinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Tasche als wohl gewöhnlich. Mein Kalabrese begleitete mich, ich mochte wollen oder nicht, auf die Post, als das beste Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, spazierte ich hinauf nach Sessa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptstadt der Volsker war. Der Weg von der Post hinunter und in die Stadt hinauf ist angenehm genug: und die Lage des Orts ist herrlich mit den schönsten Aussichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaurus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche stand und einen heiligen Johannes, der enthauptet wird, betrachtete, und eben so sehr die Andacht einiger jungen ganz hübschen

Weiber beherzigte, die den schönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken festhielten; trat mein alter Eseltreiber, der auf der andern Seite heraufgekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberstücke gesehen, die ich dem Buben gegeben hatte; und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel seiner Zunftleute, und stellte mich wohl funfzig Eseltreibern aus Sessa und der Gegend mit der freundschaftlichsten Theilnahme vor. Mir däucht, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, sie hätten mich dem Minister zum Trotz einstimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; so sehr bezeigten sie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigstens eben so wohl, als da mich in Warschau die alte kommandirende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer herumführte, und mir in vollem Kreise die Ausfertigung einer Depesche in's Ohr flüsterte. Aus diesem Zirkel zogen mich einige sehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Augustinern führten, die hier für ihre Bäuche den behaglichsten Ruheplatz mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten ausgesucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klassischen Geschmack haben müssen, ist, daß sie die Falerner Berge übersehen. Ihr Gebäude ist für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich schon gewöhnt; man braucht eben nicht erst über den Liris zu gehen, um so ausschweifende Pracht, so unsinnige Verschwendung zu sehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris sieht man noch die Substruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenseits die Reste einer Wasserleitung. Der Fluß selbst, der nicht sehr breit ist, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu passiren sein: denn er ist ziemlich tief und jetzt im Frühling sehr schnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzosen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denselben setzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern desselben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, setzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indessen nicht stehen. Es ist blos die klassische Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat schon längst seinen alten Kredit verloren. Höchst wahrscheinlich ist die Ursache der Ausartung Vernachlässigung, wie bei den meisten italienischen Weinen, die sich besser halten würden, wenn man sie besser hielte. Als wir den Morgen auswandelten, ward meinem Kalabresen entsetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf bestände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Passage von Montagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windstoß durch das Gesträuch erschreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedorrte Köpfe in eisernen Käfichen an dem Felsen befestigt sahen, war er der Auflösung seines Wesens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faselte von lauter Mariolen, wie er sie nannte, die gar fürchterliche Leute sein sollten, und von denen er schreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beschreibung der Kerle ausbat, sagte er, man wüßte nicht, woher sie kämen und wohin sie gingen, sondern nur was sie thäten; sie plünderten und raubten und schlügen todt, wo sie könnten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erschienen und verschwänden, ohne sich um etwas zu bekümmern. Nach seiner Angabe kommen sie meistens aus den Bergen von Bruzzo. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gefunden, daß der Mensch ziemlich recht hat. Er pinselte mir aber die Ohren so voll, daß ich ihm sagte, er möchte mich ungehudelt lassen mit seinen erbärmlichen Litaneien; wenn ich todt geschlagen werden sollte, so wollte ich mich doch wenigstens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl sehr gottlos vor, und mir seine Klagelieder sehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felsenpassage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünstiglich, als wir aus der Gegend heraus waren. Er segnete meinen Entschluß, als ich mich auf der Straße von einem Vetturino bereden ließ, mich einzusetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu lassen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouverneur nach Kaserta gefahren, und man wollte durchaus, ich sollte seine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich bestürmte ich den Capitaine du jour so viel, daß er mir den Paß ohne Vidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl schickte, er sollte mich gehen lassen; er selbst wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaserta gehen; dazu war aber mein Kalabrese durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der sichere Tod; da wimmelte es von Mariolen. Ich gab dem Schuft einige Karlin, verstehe neapolitanische; ließ ihn sich rechts nach Aversa forttrollen, um dort am rechten Orte seine attellanischen Fabeln zu erzählen, und schlug mich links nach Altkapua. Einige ehrsame Bürger aus der Festung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menschen erzählte, meinten, es sei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch schon seit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren schienen sich patriotisch ihrer vaterländischen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, steht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer bessern militärischen Position angelegt ist. Sankt Martin ist noch jetzt eine Lustpartie für die Bürger der neuen Stadt, so sehr behauptet der alte Platz seinen Kredit. Es steht bekanntlich noch der Rest eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und also verhältnißmäßig neu ist, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweise. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche ist, durch das Hannibal seinen Ruhm hinein und nicht wieder heraus trug, ließ nach kurzer Beschauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Kaserta fort. Es stehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römische Begräbnisse sind, und von denen eines wenigstens in sehr gutem Stil gearbeitet zu sein scheint.

Es wäre überflüssig, Dir eine Beschreibung des Schlosses in Kaserta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und besser finden kannst. Der erste Anblick ist groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die schönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beschäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefesselt von der Ansicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge geht, über welche man die berühmte Wasserleitung herübergebracht hat. Diese schöne reiche Kunstkaskade schließt den Grund der Parthie. Man wird selten irgendwo so etwas magisches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkührlich gehaust haben: jetzt ist der Kronprinz und seine Sardinische Majestät hier.

Auf der Post empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Trupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten sich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Humane Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu besehen; dieß war aber zur Auffassung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Vetturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Ma si, si, sagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich stieg ein und setzte mich neben einen stattlichen dicken Herrn; sogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieses ist also das schöne, reiche, selige Kampanien, das man, seitdem es so bekannt ist, zum Paradiese erhoben hat, für das die römischen Soldaten ihr Kapitol vergessen wollten. Es ist wahr, der Strich zwischen Aversa, Kapua, Kaserta, Nola und Neapel, zwischen dem Vesuv, dem Gaurus und den hohen Apenninen, oder das sogenannte Kampanerthal, ist von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch gesehen habe, der schönste Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchsten Verschwendung ausgegossen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzest einen Baum, und er wächst in kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor; Du hängst einen Weinstock daran und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum steht mit bescheidener Schönheit an dem Abhange der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatte am gesegneten Aste; gegenüber glüht im sonnigen Thale die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst, Wein und Weizen; und alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter diesen magischen Abwechselungen kamen wir in einigen Stunden in Parthenope an. Der stattliche dicke Herr, mein Nachbar, schien die Deutschen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag gewesen, wußte einige Dutzend Wörter von unserer Sprache, und war die Gefälligkeit selbst. Er war aus dem königlichen Hause, und mich wunderte deswegen seine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines seiner Bekannten an dem Ende des Toledo, bis ich den Herrn Heigelin aufgesucht hatte, an den meine Empfehlung

von Wien lautete. Es ist wirklich sehr wohlthätig, wenn man bei dem ersten Eintritt in so einen Ort, wie Neapel ist, als Wildfremder eine so freundliche Hand zur Leitung findet, bis man sich selbst etwas orientiren kann.

---

### Neapel.

Du mußt und wirst von mir nicht erwarten, daß ich Dir eine topische, statistische, literarische oder vollständig kosmische Beschreibung von den Städten gebe, wo ich mich einige Zeit aufhalte. Dazu ist mein Aufenthalt zu kurz; die kannst Du von Reisenden von Profession oder aus den Fächern besonderer Wissenschaften gewiß besser bekommen. Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht. Meine Wohnung ist hier auf Mont Oliveto. Wie der Ort zu dem Namen des Oelberges kommt, weiß ich nicht; er ist aber eine der besten Straßen der Stadt, nicht weit vom Toledo, mit welchem er sich oben vereiniget. Die Besitzerin des Hauses ist eine Französin, die sich seit einigen Jahren der hiesigen Revolution wegen zu ihrer Sicherheit in Marseille aufhält. Ich habe Ursache, zufrieden zu sein; es ist gut und billig. Die Gesellschaft besteht meistens aus Fremden, Engländern, Deutschen und Franzosen; die letzten machen jetzt hier die größte Anzahl aus.

Seit einigen Tagen bin ich mit einem alten Genuesen, der halb Europa kennt und hier den Lohnbedienten und ein Stück von Cicerone macht, in der Stadt herumgelaufen. Der alte Kerl hat ziemlich viel Sinn und richtigen Takt für das Gute und sogar für das Schöne. Er hielt mir einen langer Sermon über die Landhäuser der Kaufleute rund in der Gegend umher, und bemerkte mit censorischer Strenge, daß sie das Verderben vieler Familien würden. Man wetteifere gewöhnlich, wer das schönste Landhaus und die schönste Equipage habe, wer auf seinem Casino die ausgesuchtesten Vergnügen genieße und genießen lasse, und wetteifere sich oft zur Vergessenheit, und endlich in's Unglück. Sitten, Ehre und Vermögen werden vergeudet. Kaum habe der Kaufmann ein kleines Etablissement in der Stadt, so denke er schon auf eines auf dem Lande; und das zweite koste oft mehr als das erste. Spiel und Weibergalanterie und das verfluchte oft abwechselnde Ciscisbeat seien die stärksten Gegenstände des Aufwandes; und doch sei das Ciscisbeat hier noch nicht so herrschend als in Rom. Wenn Du mir einwendest, daß das ein Lohnbedienter spricht, so antworte ich: Jeder hat sein Wort in seinem Fache; und hier ist der alte Kerl in dem seinigen. Seine Amtsbrüder in Leipzig und Berlin können gewiß auch weit bessere Nachrichten über gewisse Artikel geben, als man auf dem Rathhause finden würde. Jeder hat seine Sphäre, der Finanzminister und der Thorschreiber. Ich sah die Kirche des heiligen Januar in der Stadt; Neapel sollte, däucht mir, eine bessere Kathedrale haben. Das vorzüglichste darin sind einige merkwürdige Grabsteine und die Kapelle des Heiligen. Dieses ist aber nicht der Ort, wo er gewöhnlich schwitzen muß; das geschieht vor der Stadt in dem Hospital bei den Katakomben. In den Katakomben kroch ich über eine Stunde herum, und beschaute das unterirdische Wesen, und hörte die Gelehrsamkeit des Cicerone, der, wie ich vermuthe, Glöckner des Hospitals war. Ueber den Grüften ist ein Theil des Gartens von Capo di monte. Der Führer erzählte mir eine Menge Wunder, welche die Heiligen Januarius und Severus hier ganz gewiß gethan haben, und ich war unterdessen mit meinen Konjekturen bei der Entstehung dieser Grüfte. Hier und da lagen in den Einschnitten der Zellen noch Skelette, und zuweilen ganz große Haufen von Knochen, wie man sagte, von der Zeit der großen Pest. Die römischen Katakomben habe ich nicht gesehen, weder nahe an der Stadt, noch in Rignano, weil mich verständige Männer und Kenner versicherten, daß man dort sehr wenig zu sehen habe und es nun ganz ausgemacht sei, daß das Ganze weiter nichts als Puzzolangruben gewesen, die nach und nach zu dieser Tiefe und zu diesem Umfange gewachsen. Das ist begreiflich und das wahrscheinlichste.

Die heilige Clara hat das reichste Nonnenkloster in der Stadt und eine wirklich sehr prächtige Kirche, wo auch die Kinder des königlichen Hauses begraben werden. Die Nonnen sind alle aus den vornehmsten Familien; und man hat ihre Thorheit und ihr Elend so glänzend als möglich zu machen gesucht. Mein alter Genuese, der ein großer Hermeneute in der Kirchengeschichte ist, erzählte mir bei dieser Gelegenheit ein Stückchen, das seinen Exegetentalenten keine Schande macht, und dessen Würdigung ich den Kennern überlasse. Die heilige Klara war eine Zeitgenossin des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus; und man giebt ihr Schuld, sie habe beide insbesondere glauben lassen, sie sei jedem ausschließlich mit sehr feuriger christlicher Liebe zugethan. Dieses thut ihr in ihrer Heiligkeit weiter keinen Schaden. Jeder der beiden Heiligen glaubte es für sich und war selig, wie das zuweilen auch ohne Heiligkeit zu gehen pflegt. Dominikus war ein großer, starker, energischer Kerl; ungefähr wie der Moses des Michel Angelo in Rom, und sein Nebenbuhler Franziskus mehr ein ätherischer, sentimentaler Stutzer, der auch seine Talente zu gebrauchen wußte. Nun sollen auch die heiligen Damen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Qualitäten lieben. Der handfeste Dominikus traf einmal den brünstigen Franziskus mit der heiligen Klara in einer geistlichen Extase, die seiner Eifersucht etwas zu körperlich vorkam; er ergriff in der Wuth die nächste Waffe, welches ein Bratspieß war, und stieß damit so grimmig auf den unbefugten Himmelsführer los, daß er den armen, schwachen Franz fast vor der Zeit dahingeschickt hätte. Indeß der Patient kam davon, und aus dieser schönen Züchtigung entstanden die Stigmen, die noch jetzt in der christlichen Katholicität mit allgemeiner Andacht verehrt werden. Ich habe, wie ich Dir erzählte, ihm in Rom gegenüber gewohnt, und sie dort hinlänglich in Marmor dokumentirt gesehen. Mein Genuese sagte mir die heilige Anekdote nur vertraulich in's Ohr, und wollte übrigens als ein guter Orthodox weiter keine Glosse darüber machen, als daß ihm halb unwillkührlich entfuhr: Quelles bê ises on nous donne à digerer! Chacun les prend à sa façon.

Heute besuchte ich auch Virgil's Grab. Die umständliche Beschreibung mag Dir ein Anderer machen. Es ist ein romantisches, idyllisches Plätzchen; und ich bin geneigt zu glauben, der Dichter sei hier begraben gewesen, die Urne mag nun hingekommen sein, wohin sie wolle. Das Gebäudchen ist wohl nichts anderes als ein Grab, nicht weit von dem Eingange der Grotte Posilippo, und eine der schönsten Stellen in der schönen Gegend. Ich weiß nicht, warum man sich nun mit allem Fleiß bemüht, den Mann auf die andere Seite der Stadt zu begraben, wo er nicht halb so schön liegt, wenn auch der Vesuv nicht sein Nachbar wäre. Ich bin nicht Antiquar; aber die ganze Behauptung, daß er dort auf jener Seite liege, beruht doch wohl nur auf der Nachricht, er sei am Berge Vesuv begraben worden. Das ist er aber auch, wenn er hier liegt; denn der Berg ist gerade gegenüber; in einigen Stunden war er dort, wenn er zu Lande ging, und setzte er sich in ein Boot, so ging es noch schneller. Die Entfernung eines solchen Nachbars, wie Vesuv ist, wird nicht eben so genau genommen. Lag er dort, so hat ihn auf alle Fälle der Berg tiefer in den Tartarus gebracht. Aber alle übrigen Umstände sind mehr für diese Seite der Stadt. Hier ist die reichste, schönste Gegend; hier waren die vorzüglichsten Niederlassungen der römischen Großen, vornehmlich auf der Spitze des Posilippo die Gärten des Pollio, der ein Freund war des römischen Autokrators und ein Freund des Dichters; nach dieser Gegend lagen Puteoli und Bajä und Cumä, der Avernus und Misene, die Lieblingsgegenstände seiner Dichtungen; diese Gegend war überhaupt der Spielraum seiner lebendigen Phantasie. Wahrscheinlich hat er hier gewohnt, und wahrscheinlich ist er hier begraben. Donat, der es, wenn ich nicht irre, zuerst erzählt, konnte wohl noch sichere Nachrichten haben, konnte davon Augenzeuge gewesen sein, daß das Monument noch ganz und wohl erhalten war; hatte durchaus keine Ursache, diesem Fleckchen irgend einen Vorzug vor den übrigen zu geben, und dieses ist der Ort seiner Angabe, — zwei Steine von der Stadt, an dem Wege nach Puteoli, nicht weit von dem Eingange in die Grotte. Ich will nun auch einmal glauben; man hat für manchen Glauben weit schlechtere Gründe; und also glaube ich, daß dieses Maro's Grab sei. Den Lorbeer suchst Du nun umsonst; die verkehrten Afterverehrer haben ihn so lange bezupft, daß kein Blättchen mehr davon zu sehen ist. Ich nahm mir die Mühe, hinauf zu steigen, und fand nichts, als einige wild verschlungene Kräuter. Der Gärtner beklagte sich, daß die gottlosen vandalischen Franzosen ihm den allerletzten Zweig des heiligen Lorbeers geraubt haben. Dichter müssen es nicht gewesen sein; denn davon wäre doch wohl etwas in die Welt erschollen, daß der Lorbeer von dem Lateiner neuerdings auf einen Gallier übergegangen sei. Vielleicht schlägt er für die Gläubigen am Grabe des Mantuaners wieder aus. Man sollte wenigstens zur Fortsetzung der schönen Fabel das seinige beitragen; ich gab dem Gärtner geradezu den Rath.

Als ich hier und bei Sanazars Grabe nicht weit davon in der Servitenkirche war, verfolgte mich ein trauriger Cicerone so fürchterlich mit seiner Dienstfertigkeit, mir die Antiquitäten erklären zu wollen, daß er durchaus nicht eher von meiner Seite ging, bis ich ihm einige kleine Silberstücke gab, die er sehr höflich und dankbar annahm. Ich habe mich nicht enthalten können, bei dieser Gelegenheit wahres Mitleid mit dem großen Cicero zu haben, daß sein Name hier so erbärmlich umhergetragen wird. Die Ciceronen sind die Plagen der

Reisenden, und immer ist einer unwissender und abenteuerlicher als der andere. Den Vernünftigsten habe ich noch in Tivoli getroffen, der mir auf der Eselspromenade ein Dutzend von Horazens Oden rezitirte und nach seiner Weise kommentirte.

Ich versuchte es, an dem Fuße des Posilippo am Strande hinaus bis an die Spitze zu wandeln; es war aber nicht möglich, weiter als ungefähr eine Stunde zu kommen; dann hörte jede Bahn auf, und das Ufer bestand hier und da aus schroffen Felsen. Hier stehen in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde zwei alte Gebäude, die man für Schlösser der Königin Johanna hält, wo sie zuweilen auch ihr berüchtigtes Unwesen getrieben haben soll. Sie sind ziemlich zu so etwas geeignet, gehen weit ins Meer hinein, und es ließe sich sehr gut zeigen, wozu dieses und jenes gedient haben könnte. Zwischen diesen beiden alten leeren Gebäuden liegt das niedliche Casino des Ritters Hamilton, wo er beständig den Vesuv vor Augen hatte; und man thut ihm vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn man aus dem Ort seiner Vergnügungen auf etwas Aehnlichkeit mit dem Geschmack der schönen Königin schließt, die von der bösen Geschichte doch wohl etwas schlimmer gemacht worden ist, als sie war. Ich war genöthigt, wieder zurückzugehen, und nicht weit von der Villa reale nahmen mich eine Menge Bootsleute in Beschlag, die mich an die Spitze hinausrudern wollten. Es schien mir für den Vormittag zu spät zu sein, deßwegen wollte ich nichts hören. Aber man griff mich auf der schwachen Seite an; man blickte auf die See, welche sehr hoch ging, an den Himmel, wo Sturm hing, und auf mich mit einer Miene, als ob man sagen wollte, das wird dich abhalten. Dieser Methode war nicht zu widerstehen, ich bezahlte die Gefahr sogleich mit einem Piaster mehr, und setzte mich mit meinem alten Genueser in ein Boot, das ich erst selbst herunterziehen half. Der Genueser hatte auch mehrere Seereisen gemacht, und hatte Muth wie ein Delphin. Aber die Fahrt ward ihm doch etwas bedenklich; der Sturm heulte von Surrent und Kapri gewaltig herüber, und die Wogen machten rechts eine furchtbare Brandung; das Wasser füllte reichlich das Boot, und der Genueser hatte in einem Stündchen die Seekrankheit bis zur letzten Wirkung. Ich wollte um das Inselchen Nisida herumgerudert sein; das war aber nicht möglich; wir mußten, als wir einige hundert Schritte vor dem Einsiedler vorbei waren, umkehren und unsere Zuflucht in ein einsames Haus nehmen, wohin man in der schönen Zeit von der Stadt aus zuweilen Wasserparthien macht, wo es aber jetzt traurig genug aussah. Indessen fütterte uns doch der Wirth mit Makkaroni und gutem Käse. Nicht weit von hier, nahe an dem Inselchen Nisida, auf welchem auch Brutus vor dem Tode der Republik sich einige Zeit aufgehalten hat, sind die Trümmer eines alten Gebäudes, die aus dem Wasser hervorragen, und die man gewöhnlich nur Virgils Schule nennt. Wenn man nun gleich den Ort wohl sehr uneigentlich Virgils Schule nennt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er hier oft gearbeitet haben mag. Es ist eine der angenehmsten klassischen, mythologischen Stellen, welche die Einbildungskraft sich nur schaffen kann. Vermuthlich gehörte der Platz zu den Gärten des Pollio. Er hatte hier um sich her einen großen Theil von dem Theater seiner Aeneide, alle Oerter, die an dem Meerbusen von Neapel und Bajä liegen, von den phlegräischen Feldern bis nach Surrent.

Nicht weit von der Landspitze und von dem Wirthshause, wo ich einkehrte, stand ehemals ein alter Tempel der Fortuna, von dem noch einige Säulen und etwas Gemäuer zu sehen sind. Jetzt hat man an dem Orte ein christliches Kirchlein gebaut und es der Madonna della Fortuna geweiht. Man hat bekanntlich manches aus dem Heidenthume in den christlichen Ritus übergetragen, die Saturnalien, das Weihwasser und vieles andere; aber besser hätte man nicht umändern können; denn es ist wohl auf der ganzen Erde, in der wahren Geschichte und in der Fabellehre kein anderes Weib, das ein solches Glück gemacht hätte, als diese Madonna. Ein wenig weiter landeinwärts sind in den Gärten noch die gemauerten Tiefen, die man mit Wahrscheinlichkeit für die Fischhälter des Pollio annimmt, und in dieser Meinung eine große marmorne Tafel an der Thür angebracht hat, auf welcher lateinisch alle Gräul abscheulich genug beschrieben sind, die der Heide hier getrieben hat; wo denn natürlich die Milde unserer Religion und unserer Regierungen ächt kardinalisch gepriesen wird. Ich weiß nicht, ob man nicht vielleicht mit dem brittischen Klagemann sagen sollte: A bitter change, severer for severe! Es ist jetzt kaum noch ein Sklave übrig, den Pollio in den Teich werfen könnte.

Mein Genueser bat mich um alles in der Welt, ihn nicht wieder in's Boot zu bringen. Auch ich war sehr zufrieden, auf einem andern Wege nach der Stadt zurück zu kehren. Ich zahlte also die Bootsleute ab, und wir gingen auf dem Rücken des Posilippo nach Neapel. Diese Promenade mußt Du durchaus machen, wenn Du einmal hierher kommst; sie ist eine der schönsten, die man in der herrlichen Gegend suchen kann. Lange Zeit hat man die beiden Meerbusen von Neapel und Bajä rechts und links im Gesicht, genießt sodann die schöne Uebersicht auf die Parthie jenseits des Berges nach Puzzuoli, welche die Neapolitaner mit ihrer verkehrten Zunge nur Kianura oder die Ebene nennen. Man kommt nach ungefähr vier Millien des herrlichsten Weges in der Gegend von Virgil's Grabe wieder herunter auf die Straße. Der Spaziergang ist freilich etwas wild, aber desto schöner.

Man sagte mir, die Regierung habe wollen eine Straße rund um den Posilippo herum auf der andern Seite nach Puzzuoli führen, so daß man nicht nöthig hätte, durch die Grotte und die etwas ungesunde Gegend jenseits derselben zu fahren, sondern immer am Meere bleibe. Das wird in der That einer der herrlichsten Wege werden: ungefähr eine halbe Stunde ist gemacht; aber wenn doch die neapolitanische Regierung vorher das Nöthige, Gerechtigkeit, Ordnung und Polizei besorgte; das andere würde sich sodann nach und nach schon machen.

Bekanntlich wird das Fort Sankt Elmo mit der darunter liegenden Karthause für die schönste Parthie gehalten; und sie ist es auch für alle, die sich nicht weiter auf den Vesuv oder zu den Kamaldulensern bemühen wollen. Es ist ein ziemlicher Spaziergang auf die Karthause, den unser schlesischer Landsmann, Herr Benkowitz, schon für eine große Unternehmung hält, auf welche er sich den Tag vorher vorbereitet. Ich Tornisterträger steckte die Tasche voll Orangen und Kastanien und wandelte damit zum Morgenbrode sehr leicht hinauf. In das Fort zu kommen hat jetzt bei den Zeitumständen einige Schwierigkeit, und man muß vorher dazu die Erlaubniß haben. Man sieht in der Karthause fast eben so viel, nur hat man nicht das Vergnügen, zehn oder zwanzig Klaftern höher zu stehen. Die Karthause hat der König ausgeräumt und sich die meisten Schätze zugeeignet. Es ist jetzt nur noch ein einziger Mönch da, der den Ort in Aufsicht hat. In der Kirche sind noch mehrere schöne Gemälde, besonders von Lafranc und ein noch nicht ganz vollendetes Altarblatt von Guido Reni; auch der Konventsaal hat noch Stücke von guten Meistern.

Um die schönste Aussicht zu haben, mußt Du zu den Kamaldulensern steigen. Die Herren sind in der Revolution etwas decimirt worden, haben aber den Verlust nicht schwer empfunden. Man geht durch die Vorstadt Fraskati und einige Dörfer immer bergauf und verliert sich in etwas wilde Gegenden. Weil man nicht hinauf fahren kann, wird die Parthie nicht von sehr vielen gemacht. Wir verirrten uns, mein Genueser und ich, in den Feigengärten und Kastanienwäldern, und ich mußte dem alten Kerl noch mit meiner Topographie im Orientiren helfen. Das ärgerte mich gar nicht; denn wir trafen in der wilden Gegend einige recht hübsche Parthien nach allen Seiten. Es gab Stellen, wo man bis nach Kajeta hinüber sehen konnte. Da wir uns verspätet hatten, mußten wir in einem Dorfe am Abhange des Berges zum Frühstück einkehren und einen zweiten Boten mitnehmen. Dieser brachte uns auf einen der schönsten Wege an dem Berge über dem Agnano hin in das Kloster. Es ist dort nichts zu genießen als die Aussicht; die Kirche hat nichts Merkwürdiges. Ein Laienbruder führte mich mit vieler Höflichkeit durch alle ihre Herrlichkeiten, und endlich an eine ausspringende Felsenspitze des Gartens unter einige perennierende Eichen, die vielleicht der schönste Punkt in ganz Italien ist. Von Neapel sieht man zwar nicht viel, weil es fast ganz hinter dem Posilippo liegt; nur der hohe Theil von Elmo, Belvedere und einige andere Stückchen sind sichtbar. Aber rund umher liegt das ganze schöne maglsche klassische Land unter Einem Blick. Portici, das auf der Lava der Stadt des Herkules steht, der sich empor thürmende Vesuv mit dem Somma, Torre del Greco, Pompeji, Stabiä, Surrent, Massa, Kapri, der ganze Posilippo, Nisida, Ischia, Procida, der ganze Meerbusen von Bajä mit den Trümmern der Gegend, Misene, die Thermen des Nero, der Lukriner See und hinter ihm versteckt der Avernus, die Solfatara, bei heiterm Wetter die Berge von Kumä, der Garus und weiter hin die beschneiten Apenninen; unten der Agnano mit der Hundsgrotte, deren Eingang nur ein hervorspringender Hügel bedeckt; der neue Berg hinter der Solfatara; alte und neue Berge, ausgebrannte und brennende Vulcane, alte und neue Städte, Elysium und die Hölle; — alles dieses fassest Du mit Deinem Auge, ehe Du hier eine Zeile liesest. Tief, tief in der Ferne sieht man noch Ponza und einige kleinere Inseln. Da haben die Mönche wieder das beste gewählt. Freund, wenn Du einmal hörst, daß ich unbegreiflich verschwunden bin, so bringe mit unter Deine Muthmaßungen, daß ich vielleicht der schönsten Natur zu Ehren die größte Sottise gemacht habe, und hier unter den Anachoreten hause. Hier den Homer und Virgil, den Thuci-

dides und etwas von der attischen Biene, abwechselnd mit Aristophanes, Lucian und Juvenal; so könnte man wohl in den Kastanienwäldern leben und das Bißchen Vernunft bei sich behalten: denn diese wird jetzt doch überall wieder konterbande. Also gehe zu den Kamaldulensern, wenn Du auch nicht in Versuchung bist, bei ihnen oben zu bleiben.

Jetzt schließe ich und schreibe Dir vermuthlich noch einiges über Neapel, wenn ich aus Trinakrien zurückkomme; denn eben muß ich zu Schiffe nach Palermo.

---

Palermo.

Wir hatten einige Tage auf leidlichen Wind zum Auslaufen gewartet: endlich kam eine starke Tramontane und führte uns aus dem Zauberplatze heraus. Es war gegen Abend, die sinkende Sonne vergoldete rund umher die Gipfel der schönen Berge, der Somma glänzte, der Vesuv wirbelte Rauchwölkchen, und die herrliche Königsstadt lag in einem großen, großen Amphitheater hinter uns in den magischen Strahlen. Rechts war Ischia und links Kapri, die Nacht senkte sich nach und nach und verschleierte die ferneren Gegenstände in tiefere Schatten. Ich konnte in dem Abendschimmer nur noch deutlich genug die kleine Stadt auf Kapri unterscheiden. Die gemeinen Neapolitaner und Sicilianer nennen mit einer ihnen sehr gewöhnlichen Metathesis die Insel nur Krap. Sie ist jetzt ziemlich kahl. Ich hätte von Neapel aus gern eine Wasserfahrt dahin gemacht, um einige Stunden auf dem Theater herum zu wandeln, von welchem zur Schande des Menschenverstandes ein sybaritischer Wüstling einige Jahre das Menschengeschlecht mißhandelte; aber ich konnte keine gute Gesellschaft finden, und für mich allein wären nach meinen übrigen Ausgaben die Kosten zu ansehnlich gewesen. Ueberdieß war es fast immer schlechtes Wetter. Zur Ueberfahrt hierher hatte ich mich auf ein Kauffartheischiff verdungen, weil ich auf das Packetboot nicht warten wollte. Der Wind ging stark und die See hoch, aber ich schlief gut; man erkannte gleich daraus und aus meinem festen Schritt auf dem Verdeck, daß ich schon ein alter Seemann sein müsse. Da es Fasten war und die Leute lauter Oel aßen, wollte sich der Kapitän mit dem Essen für mich nicht befassen; ich hatte also auf acht Tage Wein, Orangen, Brot, Wurst und Schinken für mich auf das Schiff bringen lassen. Den ganzen Tag ging der Wind ziemlich stark und gut; aber gegen Abend legte er sich und die See ward hohl. Doch hatten wir uns gegen Morgen, also in allem sechs und dreißig Stunden in den Hafen von Palermo geleiert. Das war eine ziemlich gute Fahrt. Auf der Höhe hatten wir immer die Kanonen scharf geladen und ungefähr vierzig große Musketons fertig, um gegen die Korsaren zu schlagen, wenn einer kommen sollte. Denn Du mußt wissen, der Unfug ist jetzt so groß, daß sie zuweilen bis vor Kapri und sogar bis vor die Stadt kommen, um zu sehen, ob sie etwa Geschäfte machen können, wie sich auch die Spielkaper in den deutschen Bädern ausdrücken. Das ist nun freilich eine Schande für die Regierung, aber die Regierung hat dergleichen Schandflecke mehr.

Wir kamen hier, ich weiß nicht zu welchem Feste an, wo in der Stadt so viel geschossen wurde, daß ich die Garnison wenigstens für zehntausend Mann stark hielt. Aber ich habe nachher die Methode des Feuerns gesehen. Sie gehört zur einheimischen Frömmigkeit und ist drollig genug. Man hat eine ungeheure Menge kleiner Mörser, die man in der Reihe nach einander geladen hinstellt; absatzweise stehen etwas größere, die wie Artillerie donnern. Sie sind alle so gestellt, daß, wenn am Flügel angezündet wird, das Feuer regelmäßig schnell die ganze Fronte hinunter greift und am Ende mit einigen großen Stücken schließt. Von weitem klingt es wie etwas großes; und am Ende besorgt es ein einziger alter, lahmer Konstabel. Unser Hauptmann von der Aurora ließ sich mit seiner Artillerie stark hören.

Ich wurde auf der Sanität, wohin ohne Unterschied alle Ankommenden müssen, mit vieler Artigkeit behandelt, und man ließ mich sogleich gehen, wohin ich wollte, da die andern, meistens Neapolitaner, noch warten mußten. Mein erster Gang, nachdem ich mich in einem ziemlich guten Wirthshause untergebracht hatte, war zu dem königlichen Bibliothekar, dem Pater Sterzinger, an den ich von dem Sekretär der Königin aus Wien Briefe hatte. Der Güte dieses wirklich sehr ehrwürdigen Mannes danke ich meine schönsten Tage durch ganz Sicilien. Er gab mir durch die ganze Insel Empfehlungen an Männer von Wissenschaft und Humanität, in Agrigent, Syrakus, Katanien und Messina. Der Saal der Bibliothek ist unter seiner Leitung in herrliche Ordnung gebracht, und mit allen sicilianischen Alterthümern sehr geschmackvoll ausgemahlt worden, so daß man hier mit einem Blick alles Vorzügliche übersehen kann. Es finden sich in der hiesigen Bibliothek viele Ausgaben von Werth, und mir ist sie im Fache der Klassiker reicher vorgekommen als Sankt Markus in Venedig. Eine Seltenheit ist der chinesische Konfuzius mit der lateinischen Interlinearversion, von den Jesuiten, deren Missionsgeschäft in China damals glückliche Aussichten hatte. Hier habe ich weiter noch nichts gethan als Orangen gegessen, das Theater der heiligen Cecilia besehen, bin in der Flora und am Hafen herumgewandelt, und auf dem alten Erkte oder dem Monte Pellegrino gewesen.

Von hier aus, sagt man mir, ist es durchaus nicht möglich, ohne Führer und Maulesel durch die Insel zu reisen. Selbst die Herren Bouge und Caillot, an die ich von Wien aus wegen meiner fünf Dreier hier gewesen bin, sagen, es werde sich nicht thun lassen. Ich habe nicht Lust mich jetzt hier länger aufzuhalten, lasse eben meine Stiefeln besohlen und will morgen früh in die Insel hineinstechen. Da ich barfuß nicht wohl ausgehen kann, und doch etwas anderes zu schreiben eben nicht aufgelegt bin, habe ich mich hingesetzt und in Sicilien einen Sicilier, nämlich den Theokritus, gelesen. Der Cyklops kam mir eben hier so drollig vor, daß ich die Feder ergriff und ihn unvermerkt deutsch niederschrieb. Ich will Dir die Uebersetzung ohne Entschuldigung und Präambeln geben, und werde es sehr zufrieden sein, wenn Du sie besser machst; denn ich habe weder Apparat noch Geduld, und wäre mit ganzen Stiefelsohlen wohl schwerlich dazu gekommen. Also wie folget:

Nicias, gegen die Liebe, so däucht mich, gibt es kein anders
Pflaster und keine andere Salbe als Musengesänge.
Lindernd und mild ist das Mittel, doch nicht so leicht es zu finden.
Dieses weißt Du, glaub' ich, sehr wohl, als Arzt und als Liebling,
Als vorzüglicher Liebling der helikonischen Schwestern.
Also lebte bei uns einst leidlich der alte Cyklope
Polyphemus, als heiß er in Galateen entbrannt war.
Nicht mit Versen liebt' er und Aepfeln und zierlichen Locken,
Sondern mit völliger Wuth, und hielt alles andere für Tand nur.
Oft, oft kamen die Schafe von selbst zurück von der Weide
Zu der Hürd', und der Hirt saß einsam und sang Galateen
Bis zum Abend vom Morgen schmelzend im Riedgras am Ufer,
Mit der schmerzlichen, schmerzlichen Wunde tief in dem Herzen,
Von der cyprischen Göttin, die ihm in die Leber den Pfeil warf.
Aber er fand das Mittel; er setzte sich hoch auf den Felsen,
Schaute hinaus in das Meer, und hob zum Gesange die Stimme:
Ach Galatea, Du Schöne! warum verwirfst Du mein Flehen?
Weißer bist Du als frischer Käse und zarter als Lämmer,
Stolzer als Kälber, und herber als vor der Reife die Traube.
Also erscheinest Du mir, wenn der süße Schlaf mich beschleichet;
Also gehst Du von mir, wenn der süße Schlaf mich verlässet;
Fliehest vor mir, wie ein Schaf, das den Wolf, den grauen, erblickte.
Mädchen, die Liebe zu Dir schlich damals zuerst in das Herz mir,
Als mit meiner Mutter Du kamst Hyacinthen zu sammeln
Auf dem Hügel, und ich die blumigen Pfade Dich führte.
Seitdem schau ich immer Dich an, und kann es durchaus nun,
Kann es nicht lassen; doch kümmert es Dich, beim Himmel! auch gar nichts.
Ach ich weiß wohl, liebliches Mädchen! warum Du mich fliehest:
Weil sich über die ganze Stirne mir zottig die Braue,
Von dem Ohre zum Ohre gespannt, die einzige lang zieht,
Nur ein Auge mir leuchtet, und breit mir die Nase zum Mund hängt.
Aber doch so wie ich bin, hab' ich tausend weidende Schafe,
Und ich trinke von ihnen die süßeste Milch, die ich melke:
Auch geht mir der Käse nicht aus im Sommer, im Herbst nicht,
Nicht im spätesten Winter; die Körbe über den Rand voll.
Auch kann ich pfeifen, so schön wie keiner der andern Cyklopen,
Wenn, Goldäpfelchen, Dich und mich, den Getreuen, ich singe
Oft in der Tiefe der Nacht. Ich füttre eilf Hirsche mit Jungen,
Alle für Dich, und für Dich vier junge zierliche Bären.
Komm, ach komm nur zu mir; Du findest der Schätze viel mehr noch.
Laß Du die bläulichen Wogen nur rauschen am Felsengestade;
Süßer schläfst Du bei mir gewiß die Nacht in der Grotte.
Lorbeer hab' ich daselbst und schlanke, leichte Cypressen.
Dunkeln Epheu zur Laube und süß befruchteten Weinstock;
Frisches Wasser, das mir der dicht bewaldete Aetna
Von dem weißesten Schnee zum Göttertranke herabschickt.
Sprich, wer wollte dagegen die Wogen des Meeres erwählen?
Und bin ich ja für Dich, mein liebliches Mädchen! zu zottig,

Ei, so haben wir eichenes Holz und glühende Kohlen,
Und von Dir vertrag ich, daß Du die Seele mir ausbrennst,
Und, was am liebsten und werthsten mir ist, das einzige Auge.
Ach, warum ward ich nicht ein Triton mit Flossen zum Schwimmen?
Und ich tauchte hinab, Dir das schöne Händchen zu küssen,
Wenn Du den Mund mir versagst, und brächte Dir Lilienkränze,
Oder den weichesten Mohn mit glühenden, klatschenden Blättern.
Aber jenes blühet im Sommer und dieses im Spätjahr,
Daß ich Dir nicht alles zugleich zu bringen vermöchte.
Aber ich lerne gewiß, ich lerne, o Mädchen! noch schwimmen,
Kommt nur ein fremder Schiffer zu uns hieher mit dem Fahrzeug,
Daß ich doch sehe, wie lieblich es sich bei euch unten dort wohnet.
Komm, Galatea, herauf, und bist Du bei mir, so vergiß dann,
Wie ich, hier sitzend am Felsen, zurück nach Hause zu kehren:
Komm und wohne bei mir, und hilf mir weiden und melken,
Hilf mir mit bitterem Lab die neuen Käse bereiten!
Ach die Mutter nur ist mein Unglück, und sie nur verklag' ich;
Denn sie redet bei Dir für mich kein freundliches Wörtchen,
Und sieht doch von Tage zu Tage mich magerer werden.
Sagen will ich dir nun, wie Kopf und Füße mir beben,
Daß auch sie sich betrübe, da ich vor Schmerzen vergehe.
O Cyklope, Cyklope, wo ist Dein Verstand hingeflogen;
Gingst Du doch hin und flöchtest Dir Körbe und mähtest Gras Dir,
Deine Lämmer zu füttern, das wäre fürwahr doch gescheidter.
Melke das Schäfchen, das da ist; warum verfolgst Du den Flüchtling?
Und Du sind'st Galateen: auch wohl eine schönere andre.
Mädchen die Menge rufen mir zu zum Scherze die Nacht durch;
Alle kichern mir nach: so will ich denn ihnen nur folgen;
Denn ich bin auf der Welt doch wohl auch wahrlich ein Kerl noch.
Also weidete Polyphemus und sang von der Liebe,
Und es ward ihm leichter als hätt' er Schätze vergeudet.

Ist es nicht Schade, daß wir das zärtliche Liebesbriefchen des Polyphemus an seine geliebte Galatee von dem Tyrannen Dionysius nicht mehr haben? Es wurde, glaube ich, durch einen Triton bestellt. Die sicilischen Felsen machen alle eine ganz eigene idyllische Erscheinung; und wenn ich mir so einen verliebten Cyklopen Homers oder Virgils in schmelzenden Klagen darauf sitzend vorstelle, so ist die Idee gewaltig possierlich. Das gibt übrigens auch, ohne eben meine persönlichen Verdienste mit den Realitäten des Polyphemus zu vergleichen, eigene, nunmehr nicht unangenehme Reminiscenzen meiner übergroßen Seligkeit, wenn ich ehemals meine theuer gekaufte Spätrose der kleinen Schwester meiner Galatee geben konnte, und wenn ich drei hyperboreische Meilen auf furchtbarem Wege in furchtbarem Wetter meinen letzten Gulden in das Schauspiel trug, um aus dem dunkelsten Winkel der Loge nicht das Schauspiel, sondern die Göttin zu sehen. Ich hatte mit meinem Cyklopen gleiches Schicksal, und brauchte mit ziemlichem Erfolg das nämliche Mittel.

Eben hatte ich die letzten Verse geschrieben, als man mir meine Stiefeln brachte: und diesem Umstande verdankst Du, daß ich Dir nicht auch noch seine Hexe oder sein Erndtefest bringe.

---

Agrigent.

Siehst Du, so weit bin ich nun, und bald am Ende meines Spazierganges, der bei dem allen nicht Jedermanns Sache sein mag. Von hier nach Syrakus habe ich nichts zu thun, als an der südlichsten Küste hinzustreichen; das kann in einigen Tagen geschehen. Wenn ich nun ein ächter Gelehrter oder gar Antiquar wäre, so würde ich mich ärgern: denn ich habe viel versehen. Ich wollte nämlich von Palermo über Trapani, Alcamo und Sciakka gehen, um in Segeste und Selinunt die Alterthümer zu sehen, die noch dort sind. Auch Barthels hat sie nicht gesehen, wenn ich mich recht erinnere; und der Tempel von Segeste wäre doch wohl eine so kleine Abschweifung werth. Ich wohnte in Palermo mit einem neapolitanischen Offizier, einem Herrn Canella aus Girgenti, zusammen, mit dem ich ein langes und breites darüber sprach; und dieser hatte die Güte, mir einen Mauleseltreiber aus seiner Vaterstadt als Wegweiser zu besorgen. Nun denke ich in meiner Sorglosigkeit weiter mit keiner Silbe daran, und glaube, der Kerl wird mich gerade an den Eryx bringen. Ich setze mich auf und reite in der größten Andacht, in welcher ich meine Orangen nach und nach aufzehre, wohl zwei Stunden fort, als mir einfällt, daß ich doch zu weit links von der See abkomme. Der Eseltreiber versicherte mich aber sehr ehrlich, das sei der rechte gewöhnliche Weg nach Agrigent. Ich bin wieder einige Millien zufrieden. Endlich kommen wir bei Frati an, und ich finde mich zu sehr mitten in der Insel. Nun orientirte und erklärte ich mich, und da kam denn zum Vorschein, daß sich der Eseltreiber den Henker um meine Promenade bekümmert hatte, und mit mir gerade den alten römischen Weg durch die Insel geritten war. Was war zu thun? Rechts einlenken? Da war eine ganze Welt voll Berge zu durchstechen, und Niemand wollte den Weg wissen; und das Menschenkind verlangte nicht mehr als sechs goldene Unzen, um nach Palermo zurück und den andern Weg zu machen. Das war meiner Börse zu viel; ich entschloß mich also mit etwas Griesgrämlichkeit, nun so fort zu reiten, und die eryeinische Göttin andern zu überlassen, die vielleicht auch ihren Werth besser zu würdigen verstehen. Wir ritten von Palermo bis fast an die Bagagerie den Weg nach Termini, und stachen dann erst rechts ab. Die Parthien sind angenehm und könnten noch angenehmer sein, wenn die Leute etwas fleißiger wären. So wie man sich von der Hauptstadt entfernt, wird es ziemlich wild. Wir kamen durch einige ziemlich unbeträchtliche Oerter, und der Abfall der Kultur und des äußerlichen Wohlstandes war ziemlich grell. Alles war weit theurer, als in der Hauptstadt, nur nicht die Apfelsinen, an denen ich mich erholte und von denen ich mein Magazin nicht leer werden ließ. Nicht weit von Bei Frati blieb uns rechts auf der Anhöhe ein altes Schloß liegen, das man Torre di Diana nannte, und wo die Sarazenen ehemals mit den Christen viel Grausamkeit getrieben haben sollen. Es war mir noch zu zeitig bei den schönen Brüdern zu bleiben, zumal da das Wirthshaus geradezu der Revers des Namens war; wir ritten also ungefähr fünf Millien weiter an ein anderes. Hier war auch nicht ein Stückchen Brod, auch nicht einmal Makkaronen zu haben. Wir ritten also wieder weiter: mein Eseltreiber und noch ein armer Teufel, der sich angeschlossen hatte, fingen an, sich vor Räubern zu fürchten, und ich war es auch wohl zufrieden, als wir endlich ziemlich spät in Sankt Joseph nicht weit von einem Flusse ankamen, dessen Namen ich vergessen habe.

Hier fanden wir eine ganze Menge Mauleseltreiber aus allen Theilen der Insel, und doch wenigstens Makkaronen. Aus Vorsicht für mich hatte ich in Palermo Brod gekauft, das beste und schönste, was ich je gesehen und gegessen habe. Hier war es mir eine Wohlthat, und ich selbst konnte damit den Wohlthäter machen. Die Leutchen im Hause, unter denen ein Kranker war, segneten die fremde Hülfe: denn das wenige Brod, das sie selbst hatten, war sehr schlecht. Ist das nicht eine Blasphemie in Sicilien, das ehemals eine Brodkammer für die Stadt Rom war? Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen.

Einen lustigen Streit gab es zum Desert der Makkaronen. Die Eseltreiber hatten mir abgelauert, daß ich wohl ihre Alterthümer mit besuchen wollte, wie sich denn dieses in Sicilien einem Fremden sehr leicht abmerken läßt. Da erhob sich ein Zwist unter den edelmüthigen Hippophorben über die Vorzüge ihrer Vaterstädte in Rücksicht der Alterthümer. Der Eseltreiber von Agrigent rechnete seine Tempel und die Wunder und das Alter seiner Stadt; der Eseltreiber von Syrakus sein Theater, seine Steinbrüche und sein Ohr; der Eseltreiber von Alcamo sein Segeste und der Eseltreiber von Palermo hörte königlich zu und sagte — nichts. Ihr könnt euch auch groß machen, sagte der Treiber von Katanien zu dem Treiber von Alcamo, mit eurem Margarethentempelchen, der nicht einmal euer ist, und fing nun an auch die Alterthümer seiner Vaterstadt, als der ältesten Universität der Erde, herauszustreichen, wobei er den Alcibiades nicht vergaß, der in ihrem Theater geredet habe. Du mußt wissen, Margaretha heißt bei den Sicilern durchaus ein gefälliges, feiles Mädchen: das war für die Mutter des ehrsamen Mannes der Aeneide kein sonderlicher Weihrauch. Ohne mein Erinnern siehst Du hieraus, daß die sicilischen Mauleseltreiber sehr starke Antiquare sind, ob sie die Sache gleich nicht außerordentlich genau nehmen: denn der Agrigentiner rechnete den benachbarten Makaluba zu den Alterthümern seiner Vaterstadt, ohne daß seine Gegner protestirten; und hätte der Streit länger gedauert, so hätte der Katanier vielleicht den Aetna auch mit aufgezählt.

Den Morgen darauf gingen wir durch die Jumarren, einen heillosen Weg, unter sehr schlechtem Wetter. Nie habe ich eine solche Armuth gesehen, und nie habe ich sie mir nur so entsetzlich denken können. Die Insel sieht im Innern furchtbar aus. Hier und da sind einige Stellen bebaut, aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittage war im Wirthshause durchaus kein Stückchen Brod zu haben. Die Bettler kamen in den jämmerlichsten Erscheinungen, gegen welche die römischen auf der Treppe des spanischen Platzes noch Wohlhabenheit sind; sie bettelten nicht, sondern standen mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken flehend in stummer Erwartung an

der Thüre. Erst küßte man das Brod, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in diesem Augenblicke alle sicilischen Aebte und Barone mit den Ministern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätsche stellen können. Es ist heillos. Den Abend blieb ich in Fontana Fredda, wo ich, nach dem Namen zu urtheilen, recht schönes Wasser zu trinken hoffte. Aber die Quelle ist so vernachlässiget, daß mir der Wein sehr willkommen war. Ich mußte hier für ein Paar junge Tauben, das einzige, was man finden konnte, acht Karlin, ungefähr einen Thaler nach unserm Gelde, bezahlen: da ich doch mit den ewigen Makkaronen mir den Magen nicht ganz verkleistern wollte. Das beste war hier ein großer, schöner, herrlicher Orangengarten, wo ich aussuchen und pflücken konnte, so viel ich Lust hatte, ohne daß es die Rechnung vermehrt hätte, und wo ich die köstlichsten, hochglühenden Früchte, von der Größe einer kleinen Melone fand. Gegenüber hängt das alte Sutera traurig an einem Felsen, und Campo Franco von der andern Seite. Das Thal ist ein wahrer Hesperidengarten, und die Segensgegend wimmelt von elenden Bettlern, vor denen ich keinen Fuß vor die Thür setzen konnte: denn ich kann doch nicht helfen, wenn ich auch alle Taschen leerte und mich ihnen gleich machte.

Der Fluß ohne Brücke, über den ich in einem Strich von ungefähr drei deutschen Meilen wohl funfzehn Mal hatte reiten müssen, weil der Weg bald diesseits bald jenseits geht, ward diesen Morgen ziemlich groß; und das letzte Mal kamen zwei starke cyklopische Kerle, die mich mit Gewalt hinüber trugen. Sie zogen sich aus bis auf's Hemde, schürzten sich auf bis unter die Arme, trugen Stöcke wie des Polyphemus ausgerissene Tannen, und suchten die gefährlichsten Stellen, um ihr Verdienst recht groß zu machen: ich hätte gerade zu Fuße durchgehen wollen, und wäre nicht schlimmer daran gewesen, als am Ende der pontinischen Sümpfe vor Terracina. Ihre Forderung war unverschämt, und der Eseltreiber meinte ganz leise, ich möchte sie lieber willig geben, damit sie nicht bösartig würden. Sie sollen sich sonst kein Gewissen daraus machen, Jemand mit dem Messer oder dem Gewehrlauf, oder geradezu mit dem Knittel, in eine andere Welt zu liefern. Die Gerechtigkeit erkundigt sich nach solchen Kleinigkeiten nicht weiter. Der Fluß geht nun rechts durch die Gebirge in die See. Ich habe seinen eigentlichen Namen nicht gefaßt; man nannte ihn bald so, bald anders, nach der Gegend; am häufigsten nannten ihn die Einwohner Fiume di San Pietro. Von nun an war die Gegend bis hierher nach Agrigent abwechselnd sehr schön und fruchtbar, und auch noch leidlich bearbeitet. Nur um den Makaluba, den ich rechts von dem Wege ab aufsuchte, ist sie etwas mager.

Ich will Dir sagen, wie ich den Berg, oder vielmehr das Hügelchen fand. Seine Höhe ist mehr unbeträchtlich, und sein ganzer Umfang ungefähr eine kleine Viertelstunde. Rund umher sind in einer Entfernung von einigen Stunden ziemlich hohe Berge, so daß ich die vulkanische Erscheinung Anfangs für Quellwasser von den Höhen hielt. Diese mögen dazu beitragen; aber sie sind wohl nicht die einzige Ursache. Die Höhe des Orts ist verhältnißmäßig doch zu groß, und es gibt rund umher viel tiefere Gegenden, die auch wirklich Wasser halten. Am wenigsten ließe sich seine periodische Wuth erklären. Wo ich hinaufstieg, fand ich einen einzelnen, drei Ellen hohen Kegel aus einer Masse von Thon und Sand, dessen Spitze oben eine Oeffnung hatte, aus welcher die Masse immer herausquoll und herabfloß, und so den Kegel vergrößerte. Auf der Höhe des Hügels waren sechs größere Oeffnungen, aus denen beständig eben dieselbe Masse hervordrang; ihre Kegel waren nicht so hoch, weil die Masse flüssiger war. Ich stieß in einige meinen Knotenstock gerade hinein, und fand keinen Grund; so wie ich aber nur die Seiten berührte, war der Boden hart. In der Mitte, und ziemlich auf der größten Höhe desselben, war die größte Oeffnung, zu der ich aber nicht kommen konnte, weil der Boden nicht trug, und ich befürchten mußte, zu versinken. Zuweilen, wenn es anhaltend sehr warm und trocken ist, soll man auch zu diesem Trichter sehr leicht kommen können. Ich sah der Oeffnungen rund umher, größere und kleinere, ungefähr dreißig. Einige waren so klein, daß sie nur ganz kleine Bläschen in Ringelchen ausstießen, und ich konnte meinen Stock nur mit Widerstand etwas hineinzwingen. Die Ausbrüche und die Regenstürme ändern das Ansehen des Makaluba beständig; er ist daher noch etwas wandelbarer, als seine größern Herren Vettern. Ihm gegenüber liegt, in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden, auf einer beträchtlichen Anhöhe eine Stadt, die von weitem ziemlich hübsch aussieht, und wenn ich nicht irre, Ravonna heißt. Die Einwohner dieses Orts und einiger naheliegenden kleinen Dörfer wurden, wie man erzählte, vor drei Wochen sehr in Schrecken gesetzt, weil der Zwergberg anfing, inwendig gewaltig zu brummen und zu lärmen. Es ist aber dießmal bei dem Brummen geblieben. Von dem Diminutiv-Vulkan bis hierher sind ungefähr noch acht Millien durch eine ziemlich rauhe Gegend über mehrere Berge.

---

**von Sevelingen,**
**von Seven,**
} s. Minnesinger.

---

## David Christoph Seybold,

am 26ten Mai 1747 zu Brackenheim in Würtemberg geboren, studirte in Jena Philologie und wurde dann daselbst außerordentlicher Professor. 1774 nahm er das Rectorat in Speier an, das er nach zwei Jahren mit demselben Amte in Grünstadt und 1779 mit der gelehrten Schule zu Buchsweiler im Elsaß vertauschte. 1796 ward er nach Tübingen berufen und wirkte dort als Doctor der Philosophie und ordentlicher Professor der alten Literatur. Er starb daselbst am 10. Februar 1804.

Von ihm erschien:

Wanderschaft eines Journalisten. Burtehude, 1772.
Predigten des M. Nothanker. Leipzig, 1774—76. 2 Thle.
Die Hirten der Alpen, Nachspiel. Leipzig, 1777.
Neujahrsgeschenke für Kinder. Frankf. 1778—83. 6 Bde.
Reitzenstein, (Roman). Leipzig, 1778. 2 Thle.
Hartmann, (Roman). Leipzig, 1778.
Joseph II. Leipzig, 1786.
Historisches Handbuch. Reutlingen, 1788—92. 5 Thle.
Reden. Lemgo, 1792.
Lucian's neueste Reisen. Reutlingen, 1791.
Glimpf- und Schimpfreden des Momus. Winterthur, 1792.
Einzelne Reden, Uebersetzungen u. s. w.

S. zeichnete sich namentlich durch seine Schulreden als ein sehr tüchtiger Pädagog, so wie durch seine anderen Schriften als ein talentvoller Satyriker aus.

---

**Seyfried,** s. Minnesinger.

---

## Heinrich Wilhelm Seyfried

ward am 28. Juli 1755 zu Frankfurt a. M. geboren, gehörte als Schauspieler und Theaterdichter verschiedenen Bühnen an, bis er sich zuerst in Braunschweig, darauf in seiner Vaterstadt und endlich in Berlin ganz literarischen Arbeiten widmete. Er starb zu Berlin am 20. April 1800 und hinterließ:

Frankfurter Dramaturgie. Frankfurt u. Leipzig, 1779 — 80.
Spiegel ohne Quecksilber. Frankfurt u. Leipzig, 1783.
Bruchstücke satirischen Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1783. 84.
Dramatischer Faustin. Hamburg, 1784. 85.
Poetische Schmausereien. Wolfenbüttel, 1787.
Edel's Kampf und Rache. Berlin, 1788.
Gallerie der Engel. Berlin, 1788. 89.
Chronik von Berlin, 1789. 90. 4 Bde.
Der Neujahrstag, Posse. Berlin, 1791.
Die Thronfolge, Familiengemälde. Berlin, 1796.
Berliner Guckkasten, 1796.

S. arbeitete zu seiner Zeit nicht ohne Erfolg für die Bühne, indem er die Anforderungen derselben, so wie des Publikums genau kannte; da ihm aber nur darum zu thun war, augenblicklichen Beifall zu ernten, so geriethen seine Leistungen bald wieder in Vergessenheit. Seine übrigen Schriften erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

## Benedict Edlbeck Siber,

nennt sich in seinem Buch selbst Pritschmeister, d. h. Hofnarr des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Er schrieb:

Vom ritterlichen Schießen zu Zwickau, 1574.

ein Buch, das eine Menge von guten und gesunden Späßen enthält, welche wohl verdienten, ein Mal wieder an das Licht gezogen zu werden.

## Georg Ludwig Peter Sievers,

im Jahr 1766 zu Braunschweig geboren, lebte zuerst als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt, darauf in Cassel, endlich in Paris. 1822 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Wien nieder, bis er Italien zu seinem Aufenthalte wählte, wo er, bald in Rom, bald in Neapel wohnend, lange Zeit der wiener Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Leben die italienischen Artikel lieferte.

Er gab heraus:

Der weibliche Abällino. Leipzig, 1801.
Die komische Ehe, Lustspiel. Leipzig, 1802.
Auswahl aus vorzüglichen französischen Schauspielen. Leipzig, 1803.
Er und sie, Lustspiel. Hamburg, 1805.
Die Zwillingsschwestern. Hamburg, 1805 — 1807. 4 Thle.
Lessings Schädel, Lustspiel. Hamburg, 1807.
Der Schutzgeist Westfalens. Kassel, 1808.
Die Kleinstädter. Leipzig, 1809. 2 Thle.
Schauspielerstudien. Leipzig, 1814.
Der Eilfertige, Komödie. Leipzig, 1814.
Ueber Madame Catalani. Leipzig, 1816.
Mozart und Süßmayer. Mainz, 1829.

Ein Mann von Geist und Geschmack, den er jedoch mehr in seinen ästhetischen und kritischen Aufsätzen als in seinen Lustspielen und Romanen zeigte, obwohl auch diese sich günstige Leser erwarben.

## Sigeherr, s. Minnesinger.

## Benjamin Silber,

mit seinem Schriftstellernamen: Karl Sebald u. Eduard Blum, ward am 29. December 1772 zu Waldheim geboren u. trat schon 1790 in das Neusächsische Artilleriecorps. 1798 ward er Lieutnant, 1807 Artilleriezeugwärter auf dem Königstein, 1811 Capitän, 1813 Major. Als solcher und Kassirer bei dem Soldatenknabeninstitute in Annaburg starb er in letzterer Stadt am 7. April 1821.

Er gab heraus:

Die getäuschte Liebe. Weißenfels, 1803 — 5.
Die 7 Sonntage. Freiberg, 1803.
Das Titelkupfer. Freiberg, 1803. 2 Thle.
Opiate in kleinen Erzählungen. Freiberg, 1804. 5. 3 Thle.
Oliver Cromwell. Leipzig, 1804. 2 Thle; 5. Aufl. 1821.
Kurfürst Johann Friedrich, Trauerspiel. Leipz. 1804.
Richard und Angelika. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Die Nebenbuhlerinnen. Berlin, 1806. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.

Gute Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen und eine lebendige frische Darstellung erwarben seinen Romanen viele Freunde.

## Silvio Romano, s. F. W. Riemer.

## Simplicissimus, s. Greifenſohn und Hempel.

## Sineck, s. Denis.

## von Singenberg, s. Minnesinger.

## Philipp Balthasar Sinold,

genannt von Schütz, wurde am 5. Mai 1657 zu Königsberg bei Gießen geboren, und ſtudirte zu Weißenfels und Jena. Nachdem er in Italien im Militär gedient hatte, ließ er ſich in Leipzig nieder; doch folgte er 1704 einem Rufe nach Köſtritz, wo er als Rath und Lehndirector der reußiſchen Lande, freilich nur ein Jahr lang wirkte. 1705 ging er nach Forſt und 1711 als Regierungsrath nach Barnſtadt in Schleſien. 1718 ward er gräflich-hohenloheſcher Präſident und 1727 gräflich-holmiſcher Geheimer-Hofrath zu Laubach, wo er am 6. Mai 1742 geſtorben iſt. Als Amadeus Kreutzberg (dies war ſein Schriftſtellername) gab er heraus:

Geiſtliche und andere erbauliche Poeſien, Lieder, Sonette und Epigrammata. Nürnberg, 1720.

Wahre Seelenruhe in den Wunden Jeſu. Leipzig, 1742.

Viele anderſeitige Schriften, auch Ueberſetzungen.

Tiefe Frömmigkeit, Innigkeit, und eine für jene Zeit treffliche Darſtellung zeichneten ſeine ascetiſchen Schriften aus; auch war er nicht unglücklich in ſeinen epigrammatiſchen Verſuchen.

## Christian Friedrich Sintenis,

dieſer ungemein fruchtbare Schriftſteller, der bedeutendſte von drei in der literariſchen Welt rühmlich bekannten Brüdern, ward am 12. Mai 1750 zu Zerbſt geboren, ſtudirte Theologie und lebte zuerſt als Prediger zu Bornum. Darauf wurde er als Diaconus in Zerbſt angeſtellt und verwaltete dies ſein Amt von 1777—1790; im letztgenannten Jahre kam er, mit dem Titel eines herzoglichen Conſiſtorial- und Kirchenraths, als Paſtor an die Dreifaltigkeitskirche und als Profeſſor der Theologie und Metaphyſik an das Gymnaſium zu Zerbſt. Er ſtarb daſelbſt am 31. Januar 1820. (Vergl. ſein Leben und Wirken v. Fr. W. v. Schütz, Zerbſt, 1820.)

Von ihm erſchien:

Veit Roſenſtock. 1776. 3 Thle.
Wahlmann. 1778. 2 Thle.
Menſchenfreuden. 1778. 3 Thle.
Reden. 1779. 3 Thle.
Die Reinfeld'ſche Familie. 2 Thle.
Das Buch für Traurige. 1781. 2 Thle.
Hallo's glücklicher Abend. 1783. 2 Thle.
Vater Roderich unter ſeinen Kindern. 1783.
Theodor. 1785. 2 Thle.
Elias Blayroſe. 1785.
Trakimor. 1787. 2 Thle.
Predigten. 1785. 4 Thle.
Flemmings Geſchichte. 1789. 3 Thle.
Stunden für die Ewigkeit gelebt. 1791. 2 Thle.
Nicolaus Grimm. 1794. 2 Thle.
Stunden der Wahrheit und Tugend. 1795. 2 Thle.
Elpizon. 1790. 2 Thle.
Dialogen des Küſters Ehrentraut. 1796. 2 Thle.
Robert und Eliſe. 1796. 2 Thle.
Neue Menſchenfreuden. 1797. 2 Thle.
Hallo der Zweite. 1797. 2 Thle.
Zweite Poſtille. 1798. 4 Thle.
Piſtevon. 1800. 3 Thle.
Sonntagsbuch. 1801. 3 Thle.
Das größere Buch für Familien. 1804.
Stunden des einſamen Nachdenkens. 1810. 3 Thle.
Predigten. 1811. 2 Thle.
Oswald der Greis. 1813.
Menſchenwürde. 1817.

S. war es, der zuerſt den moraliſch-religiöſen Roman einführte, um durch Darſtellungen häuslicher, auf der Baſis des Glaubens aufgeführter Zufriedenheit zu wirken und das Wohl der Familien zu befördern. Solchem Beſtreben mußte natürlich die ſentimentale Auffaſſung des Lebens die Färbung leihen. Er fand zu jener Zeit ein großes Publicum und ſeine Romane wurden viel geleſen. Sie ſind übrigens nicht weiter als einen Schritt weiter geführte Kinderſchriften, mit denen er ſich auch viel beſchäftigte und welche ebenfalls zu ihrer Zeit große Verbreitung gewannen.

### Aus Sintenis Menſchenfreuden.*)

Das wünſcht' ich, daß ich ſo das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem mahle hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erſchütterung, gewaltiges Erbeben, und hingeworfenen Muth, verurſachen würd'? Denke dis nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt auch feierlich wonnevolle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweret; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſo iſts auch wieder überwunden.

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von ſich, und ſeinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren ließe; Ich kanns nicht ſagen, ob es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können, obs wahr ſei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe,

*) Menſchenfreuden; aus meinem Garten vor 3. Frankfurth und Leipzig, 1778.

hinter Dingen zu kommen, welche natürlich sein sollen. So viel weis ich aber mit Gewisheit und aus Erfahrung, daß die Vorstellungen, welche der Mensch von Kindheit an in Ansehung der Gewitter empfängt, bei Festsetzung seiner Denkungsart über sie das mehreste thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren gesehen, welche schon beim Anblick eines Wetterstrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz suchten, und sich mit einem Geschrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hause. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle gewesen wäre, unter denselbigen Umständen eben so würde gehandelt haben, als sie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, so bald ein einziges derselben aufstieg, um sie her gemacht wurden, das Zuschrauben der Fensterladen, das sorgfältige Verschliessen aller Thüren, das angstvolle Zusammenlaufen der Leute im Hause, das Zittern der Muttrr, das Schreien der ältern Geschwister, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf sie keine andere Wirkung haben, als sie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf dessen Bewegungen ich bei iedesmahligen Aufsteigen eines Wetters die genaueste Aufmerksamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er sieht den Himmel in seiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er sich herzlich, und spricht; Papa, das war schön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrift, so ist er mit sich selbst noch nicht darüber einig, wozu er ihn machen solle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutsche gefahren, bald denkt er, es sei ein Schus, und greift geschwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit schiessen; bald hält ers für Trommelschlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falsche Vorstellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, so bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er sich selbst davon macht, will ich, wenns Zeit sein wird, schon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menschen bildet, sie für Gewitterfurcht sorgfältig zu bewahren! So würden sie einst den Vortheil davon haben, daß ihnen der gröste Theil des Sommers unruhloser, freudenvoller wäre; da sie im Gegentheil, wenn sie einmahl Vorurtheile darüber eingesogen, und diese sich festgesetzt haben, oft durch die vernünftigsten Vorstellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür sich nicht losreissen können.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüstung und Zerstöhrung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für selbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man sich darauf legte, über diesen Punkt oft vernünftig mit sich selbst zu raisonniren, so würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt ist nun einmahl von der Art, daß die möglichste Vollkommenheit des Ganzen da sein, und erhalten werden soll. Allein, diese Vollkommenheit des Ganzen verspricht keineswegs ähnliche Vollkommenheit iedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erscheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortbauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Lasset uns also annehmen, daß Gewitter, so, wie iedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüstung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, so ists doch offenbar, daß das Ganze derselben unaussprechlich dabei gewinne. Willst du's nicht glauben, Freund, so geh Tags drauf nachm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und sieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während desselben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und stell dir vor, daß dieser Balsam, den du iezt einathmest, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Blitz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müste also gleichsam als ein Märtirer fürs Ganze betrachtet werden; man müste seine Niederlage als ein Opfer ansehen, ohne welches eine weit grössere Aufopferung würde haben vor sich gehen müssen. — Es gibt Gemüther, für welche diese Betrachtung allein schon Beruhigung genug sein kann, weil sie einsehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch sie nicht abgeändert werden könne, sie mit ihr zufriden sein müssen, und daß selbige, so, wie sie einmahl ist, auch weise und gut genug sei.

Aber lasst uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da stiften, einmahl nicht als Gewinn fürs Ganze, sondern als wirklichen Verlust für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, bist du bestimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: so wartet auf dich entweder Verlust deines Vermögens, oder deines Lebens selbst zugleich. Ich gestehs, aller seiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, besonders, wenn man Jahre lang daran gesammlet hätte, müst' eine traurige Situation im Leben sein. Philosophische Seelen müssen aber auch denn in dem Bewustsein noch Trost finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und sollt' es nicht in den Händen der Fürsten sein, ihre Unterthanen auch von dieser Seite zu beruhigen, wenn sie ein- für allemahl festsetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterstrahl abbrennte, alle seine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, ieder pro ruta, dazu zusammentragen müsten, daß dem Unglücklichen sein verlohrnes Vermögen bei Heller und Pfennig ersetzt würde? Wahrscheinlicherweise würden sie sich alle dazu bereit finden lassen, weil ieden von ihnen das armmachende Schicksal treffen kann; und sollten Widriggesinnete sich dagegen setzen, so könnte ihnen angedeutet werden, die für einander sorgende Gesellschaft zu verlassen, und sich Häuser an einsamen Oertern zu bauen, damit sie, wenn sie ia abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer setzten. Träfe dich aber, Bruder, der Wetterstrahl selbst, und du fändest in seinem Schwefeldampf den Tod, was fragst du nach dem Brande, welcher dein Haus einäschert? Fürs Haus sorgt man allenfalls, so lange man darinn wohnt. Der Verlust deines Lebens scheint dir iezt schrecklich, wenn du ihn dir denkst, nach dem Augenblick des Strahls aber schmerzt er nicht weiter. Uns allen ist die Gewisheit unsers Abgangs bekannt, nur seine Stunde kennen wir nicht. Müssen wir doch glauben, daß die, welche es einmahl sein soll, dazu die schicklichste sei. Geschöpfen, welche abgehen müssen, kanns gleich viel sein, ob sie heute, oder morgen, gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf schnell erschallt, gewinnen sie mehr, als sie verliehren, und vielleicht ist der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der sanfteste. Ob sie erst anfangen, zu hinken, sich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, sich mit dem Anblick derer, welche sie verlassen sollen, noch lange quälen, oder, ob sie mitten im schnellsten Lauf sinken, verkürzte Angst haben, und den Ihrigen aus den Augen gerissen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn sie vorsichtig genug gewesen wären. Wenn es einmahl Thiere gibt, deren Gesellschaft beim Wetter uns gefährlich ist, warum entfernen wir sie nicht alsdenn von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht sicher sind, warum nehmen wir zu ihnen unsere Zuflucht? warum setzen wir uns nicht lieber dem durchdringendsten Regen aus, und halten die Nässe, welche er über uns her führt, für ein Präservatif wider mögliche Unglück? — Vielleichts ists in den Händen der Menschen, die, dem Ansehen nach, furchtbarste Erscheinung in der Natur eben so unschädlich für sich zu machen, als ihre lächelndsten und entzückendsten. Beispiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem reifenden Geiste der Menschheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil siegen werde. Wär' ich Fürst, oder König, so brächt' ich auf meinem Residenzschlosse, auf allen meinen Lust- und Jagdschlössern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häusern, die Ableiter zuerst an, und machte mir von der Nachahmungssucht meiner Unterthanen die Hofnung, daß sie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen ist man schon weiter in der Sache, und hat davon den erwünschtesten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einsicht und Ansehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernst und Muth angriffen. Ich kenne einen siebzigjährigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über diese Wohlthat, welche man dem Menschengeschlecht erweisen könnte. „Bewahre Gott, sagt' er, Herr Konfrater, wie profan denken Sie! Wollen sie unserm Herrgott in seinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich sein?" Ich hatte Mitleiden mit der fürietzt übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonstrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am selbigen Tage sich hatte eine Ader öfnen lassen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute so schnell zur Ader gelassen?" Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchst nöthig, mein Arzt sagte mir, daß mich der Schlag auf den Fus verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlas Gott in seinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenstand unseres Gesprächs ziehen konnte, und fing von etwas andern an zu reden. — Mit solchen Vorstellungen hab' ich mich den gröstten Theil meines Lebens hindurch beschäftigt, und damit ist mirs gelungen, das rasselndste Donnerwetter für mich zur Menschenfreude umzuschaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht'

ich, Gewitterstunde ist nicht mehr weit. Ich stand auf, sah mich um, und erblickte in Südost einige Wetterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerksamkeit. Nach einer halben Stunde erschien schon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir seine Annäherung. Die Sonne brennte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und schienen nach Erquickung zu schmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der hellste, blauste Himmel, weiter hin gekräuselte, lichtheller Wolken, welche sich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter selbigen ein dicker, schwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in sich aufgenommen zu haben schien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrup machten, eilten zur Sonne her, und verbargen sie. Noch war Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhub sich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauschte, und das Gewitter schwebte schon über meinem Haupt. Einige schmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, so zu sehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauschte er stark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächse, weil sie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden diese weicher und zarter, und das Geräusch verlohr sich merklich. Der Donner schallte schon wieder entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinsten Braunkohlpflanze hatte alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im stärksten Platzregen sah ich bereits den äußersten Rand des Horizonts sich wieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! In ieder Minute veränderte sich die Himmelsfarbe. Bald trennte sich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweisse Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und schienen gelb. Bald fingen sie von der Nachbarschaft der Sonne an, zu rötheln; bald liessen sie hier und da schon einige blaue Räume über mir sehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und senkte ihren glückwünschenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenschein den Glanz des Kristalls. In Nordosten schwebte nun das übergezogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen dasselbe schien, schwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es sah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel so rein und so blau, als er den ganzen Tag über nicht gewesen war. Die Dünste waren zerstreut, die Atmosphäre war reiner, und ein sanfter Westwind schüttelte den aufgehaltnen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues frisches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich schon auf den folgenden Morgen, um zu sehen, wie alles gewachsen, wie alles neu gepflanzt zu sein scheinen würde. Ich stand da, schaute mich um zwischen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaubt, daß man beim Bewustsein der Tugend in allen ihren Auftritten, und sollten auch die äuserlichfurchtbarsten sein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, soll' auch einmahl den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grausen beiwohnen werden. Im Schooße der Natur bildet sich Güte des Herzens, und haben wir die, so beben wir auch im Weltgericht nicht. — —

---

Die Jahre meiner ersten Jugend trafen gerade in die Zeit des letzten deutschen Kriegs. Als ein Knabe von zehn Jahren las ich die Zeitungen mit der gröstn Attention. Ich wuste so ziemlich den iedesmahligen Stand der beiderseitigen Armeen, konnte die berühmtesten Generale beim Nahmen nennen, und hatte mir unter den Kriegführenden Mächten meinen Mann ausgesucht, für den ich in Gedanken herzhaft und wacker mitfocht. So oft ich von einer Bataille las, in welcher die Macht, der ich wohlwollte, den Sieg erfochten hatte, trug ich, wenn ich in die Schule ging, meine Nase hoch empor; hatte sie aber den Kürzern gezogen, so sah ich keinen Menschen an, und brummte, wenn mich iemand um etwas fragte, wie ein Bär. Nicht selten hatt' ich sogar mit alten Bürgern meiner Vaterstadt Händel, welche es mit der andern Parthei hielten, und ich kanns bis diese Stunde nicht begreifen, wie beiahrte Leute es mit einem Buben aufnehmen, und über dergleichen Sachen im Ernst mit ihm reden konnten. So viel weis ich aber noch, daß ich von einem von ihnen einmahl bald ein Paar derbe Ohrfeigen deshalb bekommen hätte, wenn mein seliger Grosvater nicht dazwischen gekommen wäre. Da ich nun während des Krieges erst zum vollen Bewustsein meiner kam, so hatt' ich auch gar keine Idee vom Frieden. Ich hörte allenthalben Wünsche nach Friede, hatte auch hie und da etwas von den Seligkeiten desselben gelesen, und konnte mir nicht vorstellen, was Friede sei. Tausendmahl hab' ich damahls blos darum gewünscht, daß endlich einmahl Friede werden möchte, damit ich nur erführe, was er wäre. Als ich nun las, daß er zu Hubertsburg wirklich geschlossen sei, so war ich allenthalben Aug', und allenthalben Ohr. Ich guckte starr den Himmel an, und war von der Ueberraschung so voll, daß ich nichts geringeres glaubte, als daß Sonne, Mond und Sterne, zu Friedenszeiten noch herrlicher glänzen würden, als im Krieg. Am Himmel aber bliebs, wie's gewesen war. Nun hielt ich mich an die Erde. Ich suchte auf derselben lauter neue Paradise, suchte allenthalben Freude und Wonne; meinen damahligen Vorstellungen aber nach schien sich auch da wenig zum Bessern hin abgeändert zu haben. Die Zeitungen waren im Gegentheil nicht mehr so amüsant für mich; die Kaufleute fingen an, zu klagen, daß nicht mehr so viel zu verdienen sei, als im Krieg; die Juden gingen lumpigter einher; ich konnte mit meinen Spielkameraden nicht mehr um einen Groschen Kegel schieben, wie sonst; mein Vater klagte über ansehnlichen Verlust, welchen er durch die schleunige Reduktion der Ephraimiten, Dreiergroschen, und Kupfersechser, erlitten hatte; und die abgedankten, zum Theil lahm und krumm gehauenen Soldaten kamen bettelnd vor die Thüren, und fluchten alle Teufel aus der Hölle heraus. Ha! wie da der Werth des Friedens in meinen Augen zu fallen anfing! aber, Brüder, so bald ich lernte, über wichtige Gegenstände der Menschheit gehörig reflektiren, sah ich ein, daß — Friede Menschenheil und Menschensegen sei; und von der Zeit an schwebt mir sein Bild als ein recht reizendes, göttliches Bild vorm Aug.

Menschenblut fliesst sanft und sicher in seinen Adern fort, wenn Friede ist — ha! welch ein Gedanke! — Ist warlich so etwas geringes nicht, als hie und da gedacht wird, wenn Tausende hingeführt, und dem Tod in den Rachen gejagt werden! Man hatte sie ia nicht gefragt, ob sie dazu ihre Einwilligung gäben. Wäre dis, daß sie den Tod freiwillig gesucht hätten: so könnte man allenfalls sagen, daß man ihnen nicht hatte zuwider sein wollen. Aber, wenn ich mirs vorstelle, wie Jünglinge und Männer zur Opferbank hingeschleppt werden, iene aus den Armen abgelebter Eltern, und sehnsuchtsvoller Bräute, diese aus dem Schos ihrer Gattinnen, ihrer Kinder, und ihres Vaterlands — wenn ich mirs vorstelle, wie sie sich gewaltig dagegen sträuben, und doch hingeschleppt werden: so blutet mir's Herz! Und, wenn sie denn nun hinkommen ins Schlachtfeld, so stehen sie da, und streiten, und wissen nicht, warum? Religion und Vaterland müsset ihr vertheidigen, sagt man ihnen; Religion und Vaterland — füstönende Nahmen! Man könnts ihnen aber nicht verdenken, wenn sie einmahl die wichtigen Fragen aufwürfen: ob die Religion überhaupt andere Waffen führen dürfe, als nebelvertreibende Aufheiterung, Führung des Menschen auf seine Bestimmung, Antrieb zu edeln, grosmüthigen Handlungen, abgetrocknete Thränen der Tugend, und allgemeines Menschenglück befördernde Wohlthätigkeit? und ob das Wohl des Vaterlands nicht mit geringerm Aufwande, als die Verschüttung des Bluts vieler Tausende seiner Kinder ist, erhalten, gesichert und befördert werden könne? Wären die Streiter noch wirkliche Feinde gegen einander: so wärs noch etwas. Gewaltiges, erhitzendes Gefühl empfangenen oder geglaubten Unrechts, könnte man vorgeben, risse sie denn so weit von sich selbst weg, daß Menschenhände, welche doch nur dazu gemacht sind, einander Wohlthaten zuzureichen, sich mit siebenfachern Tod für einander füllten. Aber so sehen sie sich auf der Erde vielleicht zum ersten mahle, kennen einer des andern Nahmen nicht, und das erste, was sie thun, soll doch sein, daß sie sich die Köpfe spalten, oder das Herz durchbohren, oder Hände und Füsse abhauen. Oder kennen sie sich, so steht wohl gar Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater — ach! wie eng wird mir die Brust, indem ich dis denke! Und denn gäbs ia wohl noch hie und da einen tapfern Kerl, der, wenns einmahl nicht anders sein soll, sich wacker wehrte, und sein Leben theuer verkaufte; aber so wird ihm auch dis wohl nicht einmahl verstattet. Wenn er mitten im Avaneiren ist, so speien schon geöfnete Feuerrachen zu Dutzenden, und zu Schocken, von fern auf ihn Tod und Zerstümmlung her. Dis, Brüder! schien mir immer so etwas recht abschreckendwidermenschliches zu sein, daß man die edelsten, muthvollsten Menschen zu Boden stürzt, ohne daß sie sich wehren können! Stellte man sie noch Mann gegen Mann, und liesse sie sich mit einander balgen: so käme dem Helden doch seine Stärke und seine Entschlossenheit zu statten. Gewis gingen denn auch nicht so ungeheure Mengen von Menschen verlohren; es würden, welches noch gräslicher ist, nicht so

viele Krieger zerstümmelt, lägen nicht da aufm Schlachtfelde, und müsten über sich bei vollem Leben wegreuten und wegfahren lassen, müsten sich nicht iämmerlich verbluten, und zuletzt noch halblebend unter zwanzig Todten in einem geschwindverfertigten Grabe letzte Stäte finden! —— O Friede! Friede! du bist Menschenbluts Schutzgott! Menschenblut fliesst durch dich in seinen Adern ungestört und sanft fort, wallt für Kinder, und Eltern, und Gatten, für Freunde, und für Vaterland, ströhmt Eifer und Feuer zu Rechtschaffenheit und edler That zu!

Gottes Erde gewährt dir auch mehr Anblicke der Schönheit, Bruder! wenn heiliger Friede auf ihr schwebt. — Da siehst du keine Zerstöhrungen in der Natur, als die etwa, welche der Winter macht. Siehst keine verwüsteten Fruchtfelder — es müste denn hie oder da eins von ihnen ein seltener Hagelschlag treffen, der doch nur strichweise geht; siehst die Weiden voll froher Heerden, die, wenn auch eine Seuche sie zuweilen ergriffe, sich bald wieder vermehren; siehst nicht Meilenweit abgebrannte Dörfer, zerstöhrte Meierhöfe, und eingeäscherte Städte; siehst nicht die Landleute in grossen Schaaren flüchtig werden, und Häuser und Höfe verlassen; siehst nicht geplünderte Waarenlager! Allgemeine Sicherheit waltet. Der Städter treibt seinen Handel und sein Gewerbe, und sein Vermögen ist sein, und seiner Kinder. Der Bauer geht zu seinem Pflug, lockert die hart gewordene Erde, düngt sie, wirft seine Saaten aus, und spricht in seinem Herzen: nach einigen Monaten werd' ich erndten. Jeder Unterthan trägt mit Richtigkeit seine Gaben ab, und darf keine Schulden machen, um schwere Kontribution herbeizuschaffen. Sein Fürst sieht ihn frohlockend und arbeitsam, und seiner Kinder Freude wird Freude für sein väterliches Herz! — —

Und die Tugend, Freunde, ach! die Tugend — wie viel gewinnt sie durch Frieden! Nicht nur die Gesetze des Landes bleiben heilig und unverletzt; Menschenherz ist sich auch selbst Gesetz. Jene sanftern und zärtlichern Gefühle, welche der Adel unserer Natur sind, werden nicht durch stete Anblicke der Grausamkeit und Gewaltthätigkeit unterdrückt. Man kennt die Wollust nicht in so vieler Mannigfaltigkeit; der Jüngling wird nicht so allgemein vom Jüngling, und das unschuldvolle aufblühende Mädgen nicht vom zügellosen Bösewicht verführt. Eigenthumsrecht ist heilig, und gegenseitige Treue beglückt die Gesellschaft. Unmässigkeit im Trunk bleibt nur der Vorwurf weniger Unglücklichen, welche schon zu weit von der Bahn der Erbarkeit abgewichen sind, als daß sie zu ihr zurückkehren könnten. Der Eidschwur hat mehr Ehrwürdigkeit, und die fluchende Stimme tobet nicht so laut. Auf der Erziehung der Kinder, der künftigen Vaterlandsbürger, ruhet mehr Güte und Ordnung, mehr gute Beispielfülle. Das öffentliche Verdienst wird erkannt, und der Staat hat mehr Reichthum und Musse, es würdig belohnen zu können; das stille, im Verborgenen segnende wird aufgemuntert, hervorzutreten, und ähnlichen Lohn zu empfangen. Die Gerechtigkeit leistet auch dem Geringsten unter den Unterthanen Hülfe, und der Wohlstand öfnet dem Bürger die Quellen der Barmherzigkeit. — —

Dich will ich segnen, du Beglücker des Menschengeschlechts, Friede! ich will dich segnen, so lange ich bin! Du bist recht Menschenbestimmung — bist himmlischen Ursprunges — bist liebenswürdiges Geschenk vom Allvater! — Heil dir, mein deutsches Vaterland! Land des Fleisses, und der Volksmenge! daß Seligkeitvoller Friede jetzt auf deine Fluren wohnet! Ach! er müsse fort über dir schweben; müsse lange über dir schweben! Heilige, Freundschaftsvolle Bande müssen das Herz deines Josephs, deiner Therese, und deines Friedrichs, an einander fesseln! müssen fesseln die Herzen aller deiner Fürsten! Denn müsse Jeder deutsche Vater seinen Kindern frühzeitig das Wort: Friede, lallen lehren — müsse sie lehren, die Seligkeit desselben kennen und schätzen — müsse sie hinführen zu den Altären der Tugend, und sprechen: Bewahret Unschuld und Güte, so wird auch — Freude in eurem Busen sein! — — —

---

Viel Friedliches hat gleich bei seinem ersten Anblick ein Erndtefeld. Jüngst ging ich über ein solches Feld; da empfand ich Erndtefreude — ach! Erndtefreude!

Unaussprechlich verliert der Städter, wenn er in seiner Eingeschlossenheit die Erndtezeit verlebt, und nicht fleissig in den offenen Fluren wandert. — Mannigfaltige, durchaus angenehme Abwechselung der Gegenstände überrascht uns da, theilt uns in zehn, zwanzig Theile, und zieht den einen davon dort- und den andern dahin. Bald wallen noch vor uns dickbestaudete Gersten- und Haferfelder; bald liegen hinter uns schon unzählbare Roggenhälmer in aufgethürmten Reihen. Wie sie da so still liegen, die kleinen Wälder, welche vor einigen Tagen noch sauseten und brauseten, — vollendetes Produkt der Natur — von Menschenhänden abgehauen und ihnen nun ganz überlassen! Dort harken einige alte Mütter; da binden muntere Mädgens Garben; hier mandelt ein männlicher Bauer auf; weiterhin hält ein Wagen, und ein Paar schwarzbraune Knechte laden die dicken Bunde; ganz unten ziehen schon vier wohlgefütterte Rappen einen andern schwerbelasteten Getraidewagen nach dem Dorfe hin. Wie geschäftig die Menschen alle sind! Mähen und harken, harken und binden, binden und laden, laden und fahren — mähen und harken, und binden, und laden, und fahren, und — pfeifen, und singen. Weidlich klatscht der fahrende Jüngling mit seiner Peitsche den schallenden Kreuthieb, und die ihn liebende Dirne schreit Juchheisa darein. Ist doch ein gar vortreflicher Anblick, ein solches Gewimmle von Menschen zu sehen, die alle mit Eifer arbeiten, und bei ihrer Arbeit noch frohes Muths sind! Das sind so die rechten Menschen, welche arbeiten, und — dabei fröhlich sind. Die Arbeit versüsst ihnen die Freude, und die Freude erleichtert ihnen die Arbeit. Geh hin, Städter, und lerne vom Landmann dein Tagewerk verrichten, und dabei scherzen und lachen! Jedes abgemähete Feld verschafft uns eine neue Aussicht. Vorher, wenn wir vorübergingen, sahen wir ins Getreide; nun erblicken wir über dem leeren Acker hin Büsche, und Mühlen, und Dörfer. Es ist uns, als sähen wir sie alle zum ersten mahle. Gehen wir weiter an einen Morgen, noch mit Waitzen bestaudet, so sind sie alle wieder weg. Wir kommen wieder an ein Kornfeld, wo eben gemähet wird, und ieder Hieb, welchen die Sichel thut, lässt uns einen Zweig von ienen Bäumen, oder einen Schornstein von ienen Häusern, abermahls erblicken. Reizvolles Spiel, welches die Natur noch mit ihren Kindern treibt! Wohne ihm noch bei, Städter! in wenig Wochen wird es aufhören, und stehst du denn auf derselben Stelle, so wird dich bald ein fortwährendes Einerlei ermüden! —

Bist du aber aufm Erndtefeld, so denke auch einen redlichen, weitumfassenden Gedanken an die Wohlthätigkeit um dich her! Bruder! welche Empfindungen werden dir ins Herz ströhmen, wenn du den Segen, als Mensch, betrachtest, welcher vor deinen Augen in herrlicher Fülle da liegt! Ist wahrlich nicht anders, als sähst du schon Brodt an Brodt liegen; als wär' das ganze Feld voll Tische, und voll Bänke, besetzt mit hungerstillender Nahrung, und mit esbegierigen Gästen. Stell dir vor, wie herzlich es ihnen schmecke; wie sie bei einer frugalen Mahlzeit nach vollendeter Arbeit sich erholen, und neue Kräfte zur morgenden noch vorschwebenden sammlen! Wohl euch, ihr Armen unter meinen Mitbürgern, deren vornehmste, beinahe einzige Nahrung Brodt ist, die im Schoosse einer zahlreichen Familie sich schon glücklich preisen, wenn sie für sich, für Weib und Kinder, dieses allgemeinen Nahrungsmittels Fülle haben — nun ist der Theurung wieder gesteuret! Neuer, erquickender Vorrath davon wieder allenthalben da! Bald werden die trockenen Körner, unter den arbeitsamen Händen des Dreschers, umherspringen; bald wird der Landmann damit seine Säcke füllen, und sie den Städtern zu Markte bringen. — Ach! wüste ich die Stätten im Felde, auf welchen Brodt wächst, welches bald hie und da ein Gefangener in seinem Kerker bei Wasser essen wird, mit welcher menschlichen Theilnehmung wollt' ich auf sie hintreten, und meine Thränen auf sie weinen! In Gottes freier Luft, wollt' ich denken, wächst Brodt für eingesperrte Brüder! daß sie doch auch die Freiheit hätten, welche die Hälmer hatten, in deren Aehren Korn für sie war! daß sie doch alsdenn eben so segensreich wären, als sie! —

Das wäre meines Herzens voller Wunsch, daß ich die ganze Erndte hindurch meine Gemeine aufs Feld führen, und ihnen da predigen könnte! So im Anblick der um und um segnenden Natur, mitten unter dem tausendfachen Guten, welches vom Himmel auf die Erde gefallen ist — was für Empfindungen müsten sich da in die Seelen der Gottesverehrer ströhmen lassen! wie müste man sie da thätig zum Guten, duldend fürs Ungemach, aufmerksam auf Schöpfergüte, machen können! Einen feierlichern, herzdurchdringendern Gottesdienst müsts nicht geben auf Erden, als den! Dem Manne, welcher wohl wuste, was im Menschen war, und seine zärtlichste Seite bald finden konnte, mochte auch diese Bemerkung nicht entwischen. Mit überwallender Liebe für ihn les' ichs, daß er mit seinen Busenfreunden so gern über Saatfluren und Erndtefelder ging; daß er auch Sabbath mit ihnen daselbst oft feierte, und ihnen Hinblick auf den Allvater, Wohlgefallen an seinen Schöpfungen, Nachahmung der Natur, Glauben an die Fürsehung, und Aussicht in eine frohe Zukunft, lehrte!

Und Erndten, Brüder, erndten ist so eine recht menschliche Verrichtung. Nutzen sucht der Edle bei allen seinen Handlungen; Nutzen für seine Brüder, und für sich. Wir säen allenthalben im Leben, und warten auf Erndte. Warten sehnlich drauf, daß unsere guten Thaten den von uns abgezweckten, gewünschten Erfolg haben sollen. Der Anblick der Erndte im

Feld ist daher völlig nach unserm Geschmack. — Wir wissen die Widerwärtigkeiten, welchen oft die aufgegangene, ährentreibende, reifende Saat auf der Flur unterworfen ist; wissen auch, wie oft wir bei Ausübung unserer besten Thaten behindert werden; sehen wirs nun, daß der Ackermann gute, reichliche Erndte hält: so schwebt vor unsern Augen ein Bild iener Freude, welche wir haben, wenn wir von unsern edlen Handlungen allen den Segen erblicken, welchen wir uns von ihnen versprechen. — Ward das Feld, worauf iezt Erndte ist, vor Winter besäet, ha! was für ein starker Gedanke ergreift denn den Christen! hast auch so, denkt er, eine Erndte über Winter zu hoffen, eine volle, reiche Erndte! — Wie ihn das Bild von Menschenbestimmung, welches ihm die Natur hier vorhält, so sanft anlächelt! wie er all' seine Blicke auf dasselbe fesselt, und nicht wieder von ihm loskommen kann! Guter Thaten Lohn, ach! guter Thaten ganzen Lohn — hier und dort, und dort und hier! Jetzt Anfang — denn Vollendung! Bei der Hinsaat wohl gar Trauren — aber zur Garbenbindezeit Freud und Jubel! — Der Mann, welcher mit Rom und Korinth korrespondirte, und sich gut drauf verstand, Gegenstände in der Natur, und im gemeinen Leben, für die Religion brauchbar zu machen, mocht das Bild auch oft angesehen, und mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet haben. Resultat all seiner Betrachtungen war und blieb: Lasst uns säen im Segen, so werden wir erndten im Segen! —

Auch, Brüder, hab' ichs nie stärker empfunden, wie wahr es sei, was einsmahls der Beste von uns allen sagte, als wenn ich zur Erndtezeit über Feld wandelte. Wenn ich denn so mitten auf einer grossen Waizenbreite stand, und nirgends Ende derselben sah, wenn die unzählbaren Millionen Aehren um mich her wankten: so wars, als stände ich mitten unter der ganzen Menschheit, und schaute den unendlichen Segen, welcher an ihr zu stiften — nicht zu stiften — nur zu sammlen, wäre. Erndte genug, dacht' ich, Erndte genug; nur Arbeiter her! Gelegenheit genug da, Menschengewinn zu machen; nur Edle werden erfordert, welche die Mühe dabei nicht scheuen — eine Mühe, die mit iedem Augenblick sich reichlicher belohnt! Und denn erneuerte ich auf der Stelle den Vorsatz, unermüdet zu arbeiten, und allenthalben, wohin nur meine Stimme dringen möcht, andere zu gemeinschaftlicher Arbeit mit mir zu ermuntern. — —

O Fluren voll Erndte — seid mir heilig! heilig, wie Tempel der Gottheit! Nie müss' ich auf euch hinwandeln, ohn von den edelsten, hinschmelzendsten Empfindungen durchdrungen zu werden! Nie euch wieder verlassen, ohn lebhaft zu fühlen, daß ich — um einen Grad mehr Mensch geworden sei! — — —

---

Dich, Jüngling, lieb' ich, dem beim heiligen Nahmen: Vaterland, das Blut schon gewaltiger wallt; und dich, Mann, der mit raschem, felsigten Muth am Vaterlands Wohl arbeitet; und dich, Greis, der, an Kräften arm, an Wünschen aber reich, brennendes Verlangen, daß Vaterland nach seinem Hintritt noch glücklich sei, am Grabe vorm Allvater ausschüttet! O ihr Edlen, wie ergreift euch alle meine Liebe, und mein Lob! Wie seh' ich euch vornan in der würdigsten Menschenklasse, in welcher man Menschengrösse und Menschenwonne fühlt! — — Patriotismus! Patriotismus! — Freudenquell für alle grosse und schöne Seelen, in Latium nicht nur, und in Grächen, auch in Belgien, Helvetierland, Germanien, und Altmeriko, und an allen Orten und Enden der Erde — Vaterland glücklich sehen, glücklich wünschen, nach Vermögen glücklich machen — — Der hat kein menschliches Herz, welcher dis alles nicht mit voller Heiterkeit verrichtet!

Gut aller Güter! Leben! ach! Leben! wie nenn' ich dich recht? — Ach! erstes, allererstes, allerheiligstes, allerunverletzlichstes Gotteseigenthum! triefendster, reichquillendster Schöpfersegen! Allumfassendster Ausflus vom Wesen der Wesen! dich schätzen, dich nach Würde schätzen, dich menschlich verwenden und geniessen — dies ist unter allen Verehrungen, Preisungen und Anbetungen des Allvaters die würdigste, ihm gefälligste, und ewiger Glorieaussicht volleste! — Kannst du, Bruder! auf dein Vaterland hinblicken, und wär' es auch nur ein Ländchen von anderthalb Meilen, ohn' in deinem Innern laut zu sprechen: Ach! liebes, theures Land, warst Lebensland für mich! In deinem Schoos fing ich an, zu athmen; zu empfinden, was Lebenskraft und Lebensfülle sei! Gabst Leben — habe Leben, gib Leben, empfange Leben auch von mir zurück, so lang' ich bin! — ?

Sieh, Bruder! dein Vaterland zeigte dir nicht nur ersten unter allen Segen von fern, bracht' ihn dir auch nah; gab ihn dir nicht nur halb, gab ihn dir ganz! Tausendmahltausend Lebenerhaltende Wohlthaten umflossen dich in seinem Schoos! Wuchsest empor; hoch empor! Reifest zur Menschenreife! Sahest seiner Frülinge Bluhmen; erndtetest seiner Sommer und Herbste Früchte; genossest seiner Winter Ruh! — Nun stehst du da, mitten unter allen Wesen; schaust sie gebietend an, und sprichst: Seid all' unter meine Füsse gethan — all' unter meine Füsse gethan; doch ohne mir Recht zu geben, das Geringste von euch unnöthigerweise zertreten zu dürfen. — Ach! Vaterland, Vaterland, töne deinen Ohren süs! sei deinem Herzen edelstes, geliebtestes Erdenland! Freue dich, wenn ein Fürst darinn herrscht, welcher für das Heil desselben sorgt! Gönn' ihm den Frieden, und seine Erndten, und all' seine Wonnen! — Bist von ihm erhalten worden, suchs wieder zu erhalten! Wend' allen deinen Fleis an, ihm das wieder zu thun, was es dir that, und es zu segnen von allen seinen Seiten! —

Fandst auch, Bruder! im Vaterlande Menschen, welche dich in ihre Arme nahmen! Tratst in Verbindungen ein, die dir dein Leben heiterer und ruhvoller machten! — Da kam ein Redlicher, schon weit grösser, als du, auch schon dem Grabe wieder weit näher, als du, schaute dich liebreich an, drückte dich treu an sein Herz, und nannte sich — Vater; Vater von dir! Da lag ein Mensch von sanfterm Gliederbau, von zärtlicherer Empfindung, weinte, und lächelte zugleich, gab dir am Busen die erste öffentliche Nahrung, und rief dich: Kind; mit mütterlicher Liebe — Kind! Da liefen kleine, sorgenlose Geschöpfe, gebildet, wie du, herbei, zwar schon grösser, als du, aber noch unvollendet, spielten neben dir ihre frohen, kindlichen Spiele, wiegten dich, sahen dich wiegen, waren dir Bruder und Schwester! Da eilten Freunde, wohlmeinende Freunde, hinzu, schauten dich mit Blicken künftiger Vertraulichkeit an, und nahmen dich unter die Reihen derer auf, welche ihnen auf Erden die Wertheften waren! Nun fing in deinem Herzen an, die Liebe zu erwachen. Du sahst ein Mädgen, ein holdes, reizvolles Mädgen, und wünschtest's, dein zu nennen. Vaterland gabs dir, und sprach: Nimms hin — hin in deinen Arm! Machs glücklich, und werde dadurch glücklich! All diese Bande sind nicht Ketten für dich; sind sanfte Umwindungen — Ros' an Rose. Las sie dich fest ans Vaterland knüpfen! Reich ihm gern ihrer grossen Segnungen Hälfte!

Geh zurück auf all' deiner Wissenschaft, Tugend, und Denkungsart, Grundlagen — nahmst sie aus Vaterlands begüternden Händen. Vaterland lehrte — Vaterland bildete dich. Die ersten Eindrücke, welche äuserliche Gegenstände auf dich machten, hatten den Anstrich seines Klima, seiner Regierungsform, und seiner Sitte. Auf seinen Fluren wardst du empfindsam, in seinen Tempeln religiös, unter seinen Edlen tugendhaft. So oft nun dein Auge mit tiefer Wollust auf die Natur, und ihre Schönheiten, schaut, so oft dein Glaube dich beruhigt, und Bewustsein deiner Rechtschaffenheit dich übers Misgeschick emporhebt: so oft wirf einen dankbaren Seitenblick aufs Vaterland hin! Freu dich, wenn wissenschaftliche Männer in seinem Schoos sind, deren Licht dem Mitbürger, dem Nachbar, und dem fernen Fremdling, scheint! Freu dich, wenn du siehst, wie ein würdiger Gerechter mit dem andern Arm in Arm durch seine Städte und Dörfer wandelt, und wie sie beide gemeinschaftlich sich bemühen, allenthalben edler Thaten reichen Segen zurückzulassen! Führ' seine Jünglinge der Weisheit, und seine Töchter der Tugend, zu! Sei selbst der Weisheit Verehrer, der Tugend Freund! —

Und hat Vaterland auch eine Stäte zum Grabe für dich, weist du unter allen seinen Fluren diejenige schon, auf welcher du stauben wirst: so geh an Frühlingsmorgen und Sommerabenden zu ihr hin, sieh Sonne und Mond auf ihr auf- und untergehn, und sprich: Ach! Vaterland! — auch einmahl Land der letzten Ruh für mich! — wenn dein Hügel mich deckt, dein Rasen über mir grünt, und deine Erde sich mit der meinigen vermischt; wenn ich kein holdseliges Wimpern der Morgenröthe mehr sehe, kein freundschaftliches Winken des Abendsterns mehr; wenn gegen Geräusch und Stille mein Ohr taub ist, und alle meine Theilnehmung an Weltfülle und Weltgeschäftigkeit verschwindet; wenn meine Gattin, meine Kinder, und alle die, neben denen ich gerne im Leben gehen mocht, über mir hinwandern: denn treffe dich noch Segen auf Segen! denn wohne noch Fried' und Seligkeit in dir! denn seien noch all deine Bürger Tugendfreunde, und Schöpferfreunde, und deine Freunde! denn arbeiten sie noch all mit Eifer für dich — arbeiten für dich, und für sich! Heil vom Allvater ströhme denn mächtig hinzu — befördr' ihre edlen Unternehmungen — geb' ihnen allen heitern, wunschübertreffenden Ausgang! —

Ach! und lebtest du, Freund, dein Leben vom Vaterland fern; trennten dich von ihm lange, bahnlose, furchtbargethürmte Gebirge, unwirthbare, brennende Sandwüsten, und Weltmeere voll Schiffbruch und Tod; wärst du verlassen und einsam' auf einer der unbekanntesten, von Menschen unbesuchtesten Inseln, und hättest Nacht, wenn dein Vaterland Tag

hätte: so müste beim Gedanken an deine väterliche Flur dein Busen sich noch emporheben; müstest die Sonne noch dafür segnen, welche jetzt über dir schwebt, daß sie vor zwölf Stunden überm Vaterlande schwebte, und ihm mit einem Strahl zugleich Licht und Wärme gab! Riefe dich denn der Tod — sucht' er und fänd' er dich unter einer andern Himmelsgegend, und könntst du ihm nicht entfliehen, und, ehe er dich träfe, dein Vaterland nicht noch einmahl von weitem schaun: so müst' aus jeder niederfallenden Thräne ein Wunsch für sein daurendes Heil aufsteigen, und schmeichelnde Hofnung auf deiner Wünsche Erfüllung dir noch Verfüssung des Hinscheids in fremden Lande sein! Müstest noch hinschleichen in letzter Lebenskraft ans Gestade des Oreans, und über all seine Wellen nach der Zone hinblicken, unter welcher dein Vaterland läge, und segnend deine Hände aufheben, und — sinken lassen!

Glückt's dir aber nach einer langen Reihe von Jahren, in seinen Schoos zurückzukehren, ha! welche unaussprechliche Freude für dich! Sähests denn von weitem und verdoppeltest eilfertig all deine Schritte; beträtst denn seine Grenze, und jauchztest! Suchtest deine Freunde; fändest einige von ihnen noch lebend, beinahe unkenntlich, und drücktest sie ans Herz; gingest zu den Gräbern der Verblichenen, und setztest dich auf sie hin, und dächtest noch einmahl ihre Liebe in all' ihrer Kraft! Wandeltest in das Haus, wo das Licht zum erstenmahl dir ins Auge fiel — besuchtest den grünen Platz, wo du gern mit deinen Gespielen tanztest — schautest den Garten mit stillem Nachdenken an, wo du oft in Gesellschaft deiner Eltern, und ihrer Freunde, warst — trätest in den Schatten der Bäume hin, unter denen du einst nach Aepfeln suchtest — fändst noch hie und da auf Beeten, wo du sonst Bluhmen pflanztest, eine Viole, oder Tausendschön — und die zarten, kleinen Eindrücke, welche dis alles ehemahls auf dich machte, kämen in dich zurück; du erneuertest die Reihen deiner ersten Jugendideen, und ständest da, hinschmelzend — hinsinkend — Wonnethrän im Aug! — — —

## Johann Christian Siegmund Sintenis,

am 17. August 1752 zu Zerbst geboren, Bruder des Vorigen, wurde 1785 Pastor zu Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Von ihn erschien:

Waldro, der letzte Vater in der Reihe der Edlen. Halle, 1781. 3 Thle.

Gutmann und Wilhelmine. Halle, 1782; neue Ausg. 1801.

Unterredungen mit Eltern und Kindern. Dornb., 1780.

Mütterlicher Rath an meine Tochter. 2. Ausg., Halle, 1794.

Ein fleißiger Nachahmer seines Bruders (C. F. s. den vorigen Artikel), den er jedoch nicht erreichte.

## von Sittewald, Philander, s. Moscherosch.

## Wilhelm Smets,

(mit seinem vollen Namen Philipp Carl Joseph Anton Johann Wilhelm S.) ein Sohn der großen dramatischen Künstlerin, Sophie Schröder, wurde am 15. September 1796 zu Reval im Esthlande geboren, wo sein Vater — ein Holländer von Geburt und namhafter Jurist — unter dem Namen Stollmers, Kotzebues deutsche Bühne als Director leitete. Nach der Ehescheidung seiner Eltern 1801 brachte ihn sein Vater auf die Schule nach Aachen; 1812, beim Tode desselben, erhielt er eine Freistelle auf dem kaiserlich-französischen Lyceum zu Bonn. Seine ganze Natur hatte ihn zum Künstler bestimmt und die Erinnerungen seiner Kindheit, so wie der Einfluß der natürlichen Erziehung hielten ihm beständig die Ideale künstlerischen Lebens vor. Doch mußte er seine große Neigung zur Malerei ganz unterdrücken, und seine poetische Anlage, die in Bonn sich zu entfalten begann, ward durch die Strenge der Disciplin und die Entziehung aller deutschen Classiker bedroht und eingeschränkt. Das Herannahen der verbündeten Heere begeisterte den Jüngling, im Lyceum eine Verbindung in dem Geiste zu stiften, der in der deutschen Burschenschaft seine Blüthe erhielt. Das Geheimniß ward entdeckt, S. entwich mit mehreren Genossen nach Aachen zu seinen Angehörigen. Im Herbst 1814 ward er Hauslehrer nahe bei Cöln, im darauf folgenden Frühjahre trat er in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins. In Gneisenau's Hauptquartier angestellt, rückte er bald zum Lieutenant bei dem dritten Rhein-Landwehr-Infanterie-Regiment auf. Nach dem Feldzuge begleitete er einen adeligen Zögling nach Wien, wo er nach 10jähriger Trennung in der großen Schröder seine Mutter wiederfand. Kurze Zeit versuchte er sich unter ihrem Auspicien und mit Glück auf mehreren Bühnen Wiens; kehrte aber, der Bretter überdrüßig, an den Rhein zurück, und ward in Coblenz an der Kriegsschule als Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Literatur, darauf am dortigen Gymnasium als Lehrer angestellt. Im Herbst 1819 ging er, einem längst gehegten Wunsche folgend, nach Münster und studirte dort unter Georg Hermes Theologie, besuchte später das Cölner Priesterseminar und ward 1822 in der Cölner Domkirche zum Priester geweiht. 1821 war er von Jena mit dem philosophischen Doctortitel belehnt worden. Er bekam bald das Amt eines ersten ordentlichen Religionslehrers und Pensionatinspectors am katholischen Gymnasium, und wurde nachher auch Caplan und Sonntagsprediger zu Cöln. 1828 zog er sich jedoch, körperlich sehr leidend, von diesen Aemtern zurück, um die Landpfarre Jersel bei Bonn anzutreten. Nach 4 Jahren wurde er als erster Oberpfarrer und Inspector von 26 Dorfschulen nach dem Landstädtchen Münstereifel berufen, wo er zugleich am Gymnasium durch Religions- und Declamationsstunden beschäftigt war, und als erzbischöflicher Commissarius bei den Prüfungen fungirte. Nach drei Jahren vertrieb ihn aber seine Kränklichkeit aus diesem rauhen Klima nach dem reizenden Nideggen an der Stoer, wo er ein Jahr Oberpfarrer war. Doch nur gänzlicher Ruhestand konnte seinen wankenden Kräften helfen. Seit 1837 lebt er daher als Weltgeistlicher und Privatgelehrter zu Cöln.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Cöln, 1816.

Poetische Fragmente aus Theobalds Tagebuche. Coblenz, 1818.

Taschenbuch für Rheinreisende. Coblenz, 1818.

Tasso's Tod, Trauerspiel. Coblenz, 1819.

Hieroglyphen für Geist und Herz. 2te Aufl. Cöln, 1823.

Ueber Volksfeste und Volksdenkmale. Cöln, 1823.

Gedichte, mit dem Bildniß des Verf. Cöln, 1824.

Ferdinand Franz Wallraf, ein biogr.-panegyr. Versuch. Cöln, 1825.

Neue Dichtungen. Bonn, 1830.

Des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, Jubelfahrt auf dem Rhein, romant. Gedicht in 3 Gesängen. Bonn, 1833.

Kleinere epische Dichtungen. Bonn, 1835.

Spruchlieder. 2te Aufl. Bonn, 1835.

Epheukränze, neueste Dichtungen. Aachen, 1838.

Gedichte, vollst. Samml. Stuttgart und Tüb., 1840.

Tiefes, inniges Gefühl, Adel der Gesinnung, lebendige schöpferische Phantasie, Herrschaft über Form und Sprache, Anmuth und Wohlklang zeichnen ihn vorzüglich als Lyriker aus und räumen ihm eine würdige Stellung unter den deutschen Dichtern ein.

---

## Aus den Gedichten von Smets.

### Des Dichters Lebensbilder.

Es spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erste zeigt am Strande,
Den Finnlands Flut benetzt,
Ein Kind, das sich im Sande
Am Muschelspiel' ergötzt.
Durch vielverschlungne Wege
Gelangt's zum schönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenstein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Citherklang,
Den Kummer zu versöhnen
Durch tiefen Herzensgang:
Und wo in Frühroths Milde
Am Berg das Schloß sich zeigt,
Dem schönsten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimath Herd:
Da sucht mein junges Leben
Im Opfertod sein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenspiel.

Das vierte läßt mich schauen
Ein altes Christenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen,
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling kniet,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdsel'ge Mutterherz:
Treu sucht' ich's viele Jahre, —
Da schwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das sechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel',
Erst an des Meeres Strande,
Da ist des Wandrers Ziel:
Der eilet durch die Menge
Mit still verschämtem Blick,
Doch läßt er der Gesänge
Kühn redend Wort zurück.

Das siebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Priesterschmucke schreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet sich zum Volke,
Und spricht ein tröstend Wort,
Doch scheucht er selbst die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke sehen
Begeistert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Gestehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde, Arm in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine schlägt die Saiten,
Der Andre singt ein Lied,
Für echte Kunst zu streiten
Sind Alle heiß erglüht.

Das zehnte ist in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesschauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es soll an dieser Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh seinen Theil sich nahm;
Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebenslust,
Die noch in Weihestunden
Schwellt die verletzte Brust.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das schonend sich geneiget
Zu mir und meinem Lied;
Da seh' ich Alle wieder,
Die mir so hold gesinnt;
Nicht schönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernst und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen soll?
Doch hat ihn nie so sinnig
Die Muse angeblickt,
Und nie so treu und innig
Die Freundschaft ihn beglückt.

So spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauschet,
Der sanft wie Weste bald,
Bald wie der Waldstrom rauschet,
In meinen Liedern schallt.

---

### Dankgebet.

Was hab' ich dir, unendlich Gütiger,
Nicht Alles zu verdanken! — Alles, Alles!
So sag' ich recht, und kniee weinend nieder,
Denn unaussprechlich ist mein heißer Dank.

Hoch ſchwillt mein Herz, und weiß ſich nicht zu faſſen,
Wenn mir Erinn'rung vor die Seele führt
Die Tag' und Stunden all', die unzählbaren,
Wo deine Liebe mich geſucht, geſunden,
Geſtärkt, geſchützt, getröſtet und genährt,
Wo du der reinen Freuden mir ſo viele
Bereitet haſt, aus mancher Fahr und Noth
Gerettet mich, den Ausweg mir gezeigt,
Wenn ſich mein Geiſt in Dunkelheit verlor;
Wie Manches, drob mein Herz gezittert ſchon,
Haſt du mit güt'ger Hand mir fern gehalten,
Und plötzlich, wann ich keine Hülfe ſah,
Mir zugewandt, was Troſt und Hülfe gab.
Und als der Tod mir ſchon ans Herz getreten,
Baar aller Kraft ich ausgeſtreckt da lag,
Da nahmſt du nicht den letzten Lebensodem
Von meiner Lippe weg, ein Schlummer ſank
Von deiner Huld auf mich herab, und wieder
Erhob ich mich zum Leben neu empor.

Unendlich Gütiger, ſo hab' ich Alles,
Ja, Alles dir zu danken, dir allein;
Ich bleibe weinend auf den Knieen liegen,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.....
Es iſt ein bodenloſes Meer von Güte,
Worein ich ſchaue, Herr, gedenk' ich dein:
Wie du mich haſt geführt ſo wunderbar,
Wie du mit Freuden haſt mein Herz erfüllt,
Daß ich von Leiden kaum zu ſagen weiß,
Sie ſchwinden all' wie unempfunden hin,
Vor deiner großen Güte Uebermacht.

Doch Dreierlei iſt's, Herr, wofür ich dir
Vor Allem danke, wenn ich darf den Werth
Von deiner Güte, du Unendlicher,
Nach Menſchenbrauch ermeſſen, mehr und minder.

Das Erſte denn, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die große Gnade
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verſtändniß, Troſt und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholiſch, apoſtoliſch heißt und iſt,
Daß ich ein Mitglied dieſer Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Das Zweite drauf, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt der heitre Sinn,
Den du mir, Gütigſter, verliehen haſt,
Das froh Gemüth, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir ſpielt, die bleiche Wange färbt, die Bruſt mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet,
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

Das Dritte dann, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die Himmelsgabe
Herzinn'ger Freunde, die du auf den Pfaden
Unſteten Lebens mir haſt zugeführt:
Es war ſo manches herrliche Gemüth,
So manche klare, himmelvolle Seele,
So manches Herz, das mir aufrichtig ſchlug,
So mancher Biedermann mit Rath und That,
So Viele, Viele, die mit Innigkeit,
Mit lautem Jubel und mit ſtiller Freude,
Mit reichem Geiſt und tiefem Ernſt des Lebens
Mich liebten, hegten, ſchützten, warnten, lehrten,
Die mich du Lieber, Bruder, Freund genannt. —

Ja, Alles, Alles, Herr verdank' ich dir,
Doch meines Dankes innigſtes Gebet
Bleibt immer dieſes, wenn ich eingedenk
Der drei Geſchenke bin, die du, o Vater,
Für mich herabgeſandt aus Himmelshöhe,
Den Pilgerpfad mir dreifach zu erleuchten.
Ja, Herr, dies iſt's, wofür vor allem Andern
In Thränen ich auf meinen Knieen liege,
Von unausſprechlich heißem Dankgefühl
Erbebend in des Herzens tiefſten Tiefen.

---

## Der Schächer.

Sanct Joſeph und Maria
Mitſammt dem Jeſulein,
Die wandern aus Judäa
Still in Aegypten ein:
Maria auf dem Laſtthier
Mit ihrem Kindlein ſaß,
Und Joſeph ſchritt daneben
Mit Beil und Winkelmaß.

Wann Eins begann zu dürſten,
Sprang gleich ein klarer Quell,
Und wenn der Hunger heiſchte,
War eine Frucht zur Stell';
Und wo vor Götzenbildern
Vorüber ging der Zug,
Da fielen ſie in Trümmer,
Wie eitel Lug und Trug.

Auch ſchwang ſich oft ein Engel
Herab vom Himmelsrand,
Und gab die ſchönen Blumen
Dem Kindlein in die Hand.
So ging es viele Meilen
Durch Wald und über Feld,
Als wär' zu Ehr' und Freuden
Nur Alles wohl beſtellt.

Da ſaß nun eines Abends
Maria mit dem Kind
Still unter einem Baume, —
Es war ſo kühl und lind.
Sie ſaß voll Mutterfreuden,
Von Sorg' und Kummer bar,
Sanct Joſeph mit dem Thiere
Seitab gewandelt war:

Als plötzlich vor Maria
Ein kecker Räuber ſtand,
Und hielt den ſchweren Jagdſpieß
Erdräuend in der Hand.
Maria fleht inbrünſtig,
Und ſchaut auf's Kindelein
Mit Blicken, die erweichet
Wohl hätten einen Stein.

Das Kindlein unbeſorglich
Sieht auf den Räubersmann;
Der fühlt ſich ſo ergriffen,
Daß er's nicht tragen kann,
Und folgt dem Zug der Gnade,
Die ſchnell ſein Herz erreicht,
Von Mitleid tief beweget,
Und in den Wald entweicht.

Drauf zogen froh ſie weiter,
Und hatten keine Noth,
Und kehrten auch zur Heimath
Nach des Herodes Tod.
Das Kind erwuchs in Weisheit
Und Tugend wunderbar,
Das für der Welt Erlöſung
Beſtimmt zu ſterben war.....

Da kommt die bittre Stunde,
Wo unterm Kreuze ſteht
Maria, und ein Schwert ihr
Scharf durch die Seele geht.
Und rechts und links vom Heiland,
Da hangen voller Hohn
Die Schächer, und erleiden
Den wohlverdienten Lohn.

Doch Einer läßt erleuchten
Sein Herz vom Gnadenſtrahl,
Und ſehnt nach Jeſu Reiche
Sich in der Todesqual;
Und Jeſus ſpricht vom Kreuze
Mit göttlichem Verzeihn:
„Du ſollſt mit mir noch heute
Im Paradieſe ſein!"

Und wie Maria ſtehet
Am Kreuz' in Muttertreu',
Erkennt ſie jenen Räuber

Im Schächer voller Reu';
Der Jüngling war geworden
Ein Greis, in Sünden grau,
Doch hat sie seine Züge
Behalten gar genau.

Und der den Herrn verschonet
Einst in Aegyptenland,
Nun in der Todesstunde
Bei ihm Vergebung fand. —
So mög' uns Alle rühren
Die Mutter mit dem Kind,
Wenn wir auf schlimmen Wegen,
Wie dieser Schächer, sind.

---

## Johannes Evangelista.

Als der Lieblingsjünger unsers Herrn,
Sanct Johannes, hochgealtert, wieder
Kam nach Ephesus aus Patmos' Oede, —
Noch der Einz'ge von den Zwölfen übrig,
Die der Herr in alle Welt gesendet,
Alle Creatur zu lehren und zu taufen, —
Pflegt' er gern Erholung sich zu gönnen
Nach des Tages apostol'schen Mühen,
Nach dem Himmelflug und heil'gem Ernste,
Da sein Evangelium er geschrieben.

Und in eines Gartens duft'ger Kühle
Ging der Greis lustwandelnd auf und nieder,
In den Händen eine Taube haltend,
Die er abgerichtet, daß sie aufflog,
Um die Silberscheitel girrend kreis'te,
Dann mit einem Mal die hellen Schwingen
Mächtig schlagend, aufwärts stieg und wieder
Sich dem Heil'gen auf die Schulter setzte,
Wie vertraut ihm in die Ohren raunend.

Eines Tags, da ihn solch Spiel erfreute,
Kam ein Fürst, ein Araber gegangen,
Der, ein Sprößling Ismaels, vernommen
Von dem Lichte, das der Welt erschienen,
Und zu ihm, der mit dem Licht gewandelt,
Der das Wort gesehn in Körperhülle,
Zu Johannes wollt' er hin, verlangend
Von ihm selber heil'ge Lehr' und Taufe.

Und er fragte nach dem Lieblingsjünger
Jesu Christi, nach dem Wundergreise,
Dem der Herr erschienen selbst auf Patmos,
Den aus glüh'nder Oelflut er gerettet.
Und man wies ihn hin zum Garten, deutend
Auf den Greis, der mit der Taube spielte.
Doch zurück trat, wie verhöhnt, der Häuptling,
Daß sein Bogen hell erklang, und dröhnend
In dem Köcher rasselten die Pfeile.

Wie, so redet' er den Greis an, soll ich
Glauben, du seist Einer jener Zwölfe,
Die der Herr der Welt sich hat erkoren,
Daß sie lehren seinen höchsten Willen?
Seh' ich dich hier solche Kurzweil treiben,
Mit der Taube spielend, gleich den Knaben,
Kann ich nur dem Ueberkühnen zürnen,
Der getäuscht mein heiliges Verlangen.

Doch Johannes freundlich ihm entgegnet:
Freund, was hängt doch über deiner Schulter?
Sag' mir das, ich bitte dich. — Ein Bogen. —
Wohl, so sag' mir auch: ist er gespannt? — Nein! —
Nicht? Warum denn nicht? — Ich habe keines
Schusses Ziel vor Augen jetzt, und blieb' er
*Stets* gespannt, verlör' er seine Straffheit,
Und versagte mir, wenn ich ihn brauchte.

Sieh, versetzt Johannes drauf, so geht es
Mit dem Geist des Menschen auch, wenn immer,
Wenn unausgesetzt er schafft und wirket,
Stets gespannt, dem Höchsten zugewendet;
In des Körpers hemmender Behausung
Eingekerkert, schwächt er, immer thätig,
Diesen Doppelgänger, und der Eine
Wie der Andre leidet an Erschlaffung.

Drum, das Wort vom Licht der Welt verkündend,
Forschend in der Gottheit heil'gen Tiefen,
Gönn' ich auch dem müden Geist und Leibe,
Zu erholen sich, erheitert, abgespannt,
Wie du abgespannt hast deinen Bogen. —

Das ist Weisheit, was dein Mund geredet,
Sprach der Araber, nun will ich's glauben,
Daß du bist Johannes, Christi Jünger.
Lehr' mich höhre Weisheit noch, ich bitte! —

Und Johannes hat ihm drauf verkündigt
Christi Lehre von der Lieb' und Sanftmuth,
Demuth und Geduld, von Mild' und Ruhe:
Nicht vom Himmel Feu'r herab zu rufen,
Das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen,
Und den Docht, der glimmt, nicht auszulöschen.
Dies und Alles, was des Heilands Lehre
Uns zu glauben und zu thuen auflegt,
Lehrt er ihn, und als er gläubig worden,
Hat er ihn getauft vor allen Brüdern.

---

## Melano.

„Lucca, Lucca, hart bedrängt
Durch der Florentiner Haß,
Wie ihr Heer ohn' Unterlaß
Wüthend mordet, raubt und sengt;
Lucca, sollst du untergehen,
Nicht mehr frei für dich bestehen?
Prüfe, was dir Rettung schafft,
Rüste dich mit letzter Kraft,
Oder schon nach wenig Wochen
Wird Florenz dich unterjochen."

Lucca hört der Ehre Ruf,
Kämpft der Nothwehr heißen Kampf,
Stadt und Dorf in Glut und Dampf,
Aecker unter Rosses Huf.
Doch vor Fortebraccio's Heere
Kämpft umsonst für seine Ehre,
Seine Freiheit Lucca's Macht,
Kämpft schon in der letzten Schlacht,
Und der Feinde wildes Stürmen
Drohet selbst Petrosa's Thürmen.

Und Melano, der befiehlt
In dem letzten festen Schloß,
Wie viel edles Blut auch floß,
Doch Befreiung nicht erzielt;
Wie er sich auch wehrt auf's Beste,
Retten kann er nicht die Veste.
Den nicht Noth und Tod bedrängt,
Ob er in die Luft sie sprengt?
Sinn't er's? Will er fallend siegen,
Eh' der letzte Wall erstiegen?

Ja, beschlossen ist's im Rath,
Krieger, Bürger sind bereit,
Jeder gern dem Tod sich weiht,
Wandelt kühn den Schreckenspfad.
Schnell dem Untergang zu reifen,
Leiten sie die Pulverstreifen;
Längst der Unwehrbaren Zahl
War entfloh'n in's weite Thal,
Nur der Führer noch das zarte
Knabenpaar bei sich bewahrte.

Und zur Uebergabe dröhnt
Mächtig der Trompete Ton;
Doch herab mit edlem Hohn
Von dem Wall dies Wort ertönt:
Dann sollt ihr die Veste haben,
Wenn sie flammend uns begraben;
Wollt ihr nahe seh'n den Fall,
Stellt euch hart nur an den Wall,
Die ihr nicht vermogt zu zwingen,
Wird euch in die Arme springen!

„Aber *bitten* höret mich,"
Ruft Melano nun bewegt,
Und die heiße Thräne regt
Ungewohnt im Auge sich,
„Hört mich bitten um das Leben

Meiner Kinder, hingegeben
Sei's fortan in eure Hand
Als des Edelmuthes Pfand, —
Mutter sei Florenz den Knaben,
Wenn die Veste mich begraben!"

Und in Decken weich und warm,
Und mit Stricken wohlverwahrt
Werden nun die Knaben zart,
Liegen lächelnd Arm in Arm.
Und bei stummem Vatergruße
Sind sie zu des Felsen Fuße
Schon gelangt. „Noch einen Blick!"
Ruft Melano, tritt zurück,
Weiß er sie dem Feind verpfändet,
Der sich schnell zum Rückzug wendet.

Und die Veste bebt und kracht,
Aufwärts fliegen Thurm und Wall,
Und begraben mit im Fall,
Was da lebt, in grause Nacht. —
Aber in Florenz zu Rathe
Sind die Väter im Senate,
Und beschließen fest und kalt:
Stracks der Füchse Aufenthalt
Werde Lucca, eh' es mehre
Seiner Macht und Hoheit Ehre.

Sieh', geharnischt in den Saal
Tritt ein alter Krieger nun,
Dem Melano's Knaben ruhn
Auf der Arme hartem Stahl.
Und dem Rathe gibt er Kunde,
Wie Petrosa ging zu Grunde,
Wie der Feind sein liebstes Gut
Hingab ihrem Edelmuth',
Und den schönsten aller Siege
Sich errang im Schreckenskriege.

Rings die Senatoren schaun
Stumm sich an; des Helden That
Wendet der Vernichtung Rath,
Weckt Bewund'rung, Lieb' und Graun.
Und gesetzlich wird beschlossen,
Daß Melano's zarte Sprossen
Theilen sollen Würd' und Recht
Mit dem edelsten Geschlecht. —
Drauf versöhnt vom Kampfplatz schieden
Lucca und Florenz in Frieden.

---

## Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt an dem Maine,
Da geht es lustig her,
Da ist's beim Fackelscheine
Als ob's bei Tage wär';
Denn wiedrum ward gekrönet
Ein deutscher König heut,
Drob durch die Stadt ertönet
Der Jubel weit und breit.

Herab vom Römer schallet
Trompeten- und Paukenton,
Der lustige Reigen wallet
Gar manche Stunde schon;
Da führt ein schlanker Ritter
Die Königin zum Tanz,
Doch wie ein Leichenbitter
Ist schwarz der Mummenschanz.

Und als der Tanz geendet,
Die Königin entzückt
Zum Tänzer hold sich wendet,
Der glühend auf sie blickt:
„Ihr gleicht des Todes Ritter,
Und seid voll Lebensmuth,
Drum lös't der Maske Gitter,
Daß man euch kennen thut."

„„O nimmer dies begehre,
Erhab'ne Königin,
Mein Leben und deine Ehre,
Wohl wären beide hin!""

„Wer bist du, Ritter, sage,
Ich schütze dich; wohlan!
Vor Fürst und Reich nicht zage,
Und wärst in Acht und Bann!"

Und wie der Tänzer schweiget,
Der König zu ihm spricht:
„Potz Launen! Ritter, zeiget
Eu'r ehrliches Gesicht!...."
Da kann er's nicht mehr bergen,
Die schwarze Larve fällt:
Der Scharfrichter von Bergen!
Ein Schrei den Saal durchgellt.

Er sinkt dem König zu Füßen,
Spricht mit gewandtem Sinn:
„„Im Tod mag gern ich's büßen,
Doch entehrt blieb die Königin;
Drum Majestät, in Gnaden
Hört gern auf meine List,
Wie unser beider Schaden
Leicht abzuhelfen ist.

„„Zieht aus der goldnen Scheide
Den Degen blank und flach,
Und gebt im Ritterkleide
Mir auch den Ritterschlag;
Wer dann die Königin schmähet,
Den fordert mein ehrlich Schwert,
Der Ritter für sie stehet,
Und war des Tanzes werth.""

„Du Schalk! Die Schmach zu bergen,
Empfange Schild und Helm,
Doch sollst du Schelm von Bergen
Mir heißen, du arger Schelm!"
Der König spricht's, und ziehet
Den Degen zum Ritterschlag;
Der unehrliche Tänzer kniet,
Und wird ehrlich denselben Tag.

---

## Das Mägdlein und das Christusbild.

An Meister Heinrich, welcher rüstig schuf
Manch Bildwerk, kam aus hohem Nord der Ruf:
Des Heilands Standbild, übermenschlich groß
Aus edelm Marmor würdig darzustellen.
Ein Greis schon, dankt er Gott sein Künstlerloos,
Und fromme Thränen seinem Aug' entquellen.

Es neigt vor Gott in Demuth sich sein Geist:
„Wo ist auch nur der Schatten, der mir weis't
Des hohen Urbilds göttliche Gestalt?
So oft ich, Herr, dein Testament gelesen,
War mir's, als sei an mir vorbeigewallt
Dein ew'ger Sohn, doch faßt' ich nicht sein Wesen."

Und Tag und Nacht hindurch und Nacht und Tag
Mit Fleiße denkt dem hohen Bild er nach;
Doch nichts genügt ihm, was er schafft und sinnt.
Das Göttlich-Menschliche so im Vereine,
Wie faßt er es, daß es Gestalt gewinnt,
Und hehr ins Leben tritt aus todtem Steine?

Da, sieh, in einer schönen Sommernacht,
Bei solchem frommen Sinnen halb durchwacht,
Als nun der Schlaf ihn in die Arme nahm,
Sieht er im Traum ein wunderseltsam Leuchten,
Drin aus der Fern' ein Bild ihm näher kam,
Deß Züge ihn wie die des Heilands däuchten.

Und in der zweiten Nacht sich's heller zeigt,
Doch noch gehüllt in Nebel weich und leicht.
Da endlich leuchtet in der dritten Nacht
Verklärt vor seinen hochentzückten Sinnen
Der Menschensohn in seiner Mild' und Macht,
Und langsam nur die Züge sanft zerrinnen.

Der Meister rafft sich auf, der Morgen graut,
Sein Geist das Bild noch immer deutlich schaut;
Da drückt dem weichen Thon er schnell es ein,
Und sieh, der kunstreich fert'gen Hand entsteiget
Das Traumbild, das sich im Verklärungsschein
Der dritten Nacht dem innern Blick gezeiget.

Und als nun im Medell das Bild da ſtand,
Im ungeſchürzt hinwallenden Gewand,
Das himmelvolle Antlitz ſanft geneigt,
Die eine Hand zart an die Bruſt gehoben,
Indeß die andre lehrend aufwärts zeigt:
Durch Mich nur kommt zum Vater ihr nach oben!

Da naht zur Morgensfrüh' ein Nachbarskind,
Ein holdes Mägdlein, keuſch, und frommgeſinnt,
Das reicht dem Meiſter friſche Blumen dar;
Drauf dieſer ſchnell vom Flor das Bild entblößet:
Da neigt das Kind ſich tief, und lispelt gar
Den heil'gen Namen, der die Welt erlöſet.

Der Meiſter fragt: „Weißt du denn, wer das iſt?"
„„Ei, unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſt.""
Ihm ſcheint dies Wort ein höhrer Fingerzeig,
Er fragt beſtürzt: „Woran kannſt du das ſehen?"
„„Sieht denn dem Herrn auch noch ein Andrer gleich?""
Verſetzt das Kind, — der Meiſter glaubte zu vergehen.

---

## „Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!"

Noch einmal ziehet zum Kampf ins Feld
Der Herrſcher von Elba, der Frankenheld.
Sein Volk, dem wieder von Freiheit träumt,
Hat die Schwerter gewetzt und die Roſſe gezäumt.
Von Charleroy zieht der Gewaltige aus,
Und beſteht bei Ligny den erſten Strauß,
Und rüſtet ſich nun zur entſcheidenden Schlacht
In Feldherrngröße und Kaiſerspracht.

Ihm ſcharf gegenüber der Blücher ſitzt,
Und Gneiſenau's Aug' ihm entgegenblitzt,
Und neben dieſen Sir Wellington
Mit des Niederlands muthigem Königsſohn....
Im Sturmſchritt Colonn' an Colonne ſich reiht;
Die Feldherrn rufen, da iſt's an der Zeit,
Da ſchlägt der Donner an jedes Ohr,
Zum Angriff klirrten die Reiter hervor,
Und mit: „Vive l'Empéreur!" iſt die Schlacht entbrannt,
„Rule Britannia!" — „Mit Gott für König und Vaterland!"

Da ſteht, die Arme verſchränkt auf der Bruſt,
Der Kaiſer, und ſchwelgt ſchon in Siegesluſt;
Sein Antlitz aber hat deſſen Hehl,
Und kalt nur ertheilt er den Heerbefehl.
Doch nicht wie bei Wagram und Auſterlitz,
Sein Wort wie ein Donner, ſein Blick wie ein Blitz:
Entflohn iſt der Zauber, und läſſig zur That
Der Feldherrn mancher, und ſpinnet Verrath.

Drum plötzlich der Kaiſer erſtarrt und erbleicht,
Und der höhniſche Zug von der Lippe weicht.
Die Schlacht iſt verloren! das ſieht er ein,
Und ſein Herz durchwühlt unſägliche Pein.
Doch worauf er ſein Heldenvertraun geſetzt,
Sein Beſtes, das will er noch wagen zuletzt;
Und die alte Garde, die mit ihm war
In fünfzig Schlachten wohl zwanzig Jahr',
Rückt todesmuthig und ernſt und ſtill
Im Sturmſchritt vor, wie ihr Kaiſer es will.

Da ſtürzen zuſammen die feſten Reih'n,
Wie Congrev's Raketen den Tod auf ſie ſpei'n,
Doch ſinkend noch rufen ſie: Vive l'Empéreur!
Und laſſen vom Kaiſer nimmermehr.

Wohl ſchmerzt' es den Mann von Vittoria,
Da ſo viel Brave er fallen ſah,
Und ſchnell iſt ſein Vorſchlag hinüber gebracht:
Sie möchten ſich geben in guter Schlacht.
Held Cambronne aber gemeſſen ſpricht:
„Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!...."

Und auf's Neue der blutige Kampf begann,
Bis die Garden lagen, Mann bei Mann,
Auch fühlten im Sterben ſie keine Noth
Durch das falſche Gerücht: ihr Kaiſer ſei todt.
— — Doch Gourgaud wandte dem Kaiſer das Pferd, —
So entkam er Gneiſenau's Rächerſchwert.

---

## Der alte Grenadier.

1830.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor ſeiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an ſein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn ſah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sanct Helena,
Da murrt der narb'ge Graukopf,
Und ſtarret vor ſich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf ſein rauhes Kinn.

Wie ſollt' er wohl beſiegen
Den Schmerz in ſeiner Bruſt,
Wie könnt' er wohl vergeſſen
Den ſchrecklichen Verluſt?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbann's,
Faßt ihn aufs Neu der Zauber
Des wunderbaren Mann's.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache ſtehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, geſpenſtig,
Und läßt ihm keine Ruh',
Bis endlich er marſchieret
Dem nächſten Hafen zu.

Es liegt hier ſegelfertig,
Zu reiſen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felſen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Capitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen ſich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf ſegeln ſie von dannen,
Sehn ſchon das Grab im Geiſt,
Da hebet ſich der Sturmwind,
Und Tau' und Segel reißt.
Mit Mühe ſie entkommen,
Dem Untergang ſo nah,
Und retten ſich zum Hafen,
Der kaum ſie ſcheiden ſah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweſer an.

Drum ſtarret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr geruht:
Es tönt die Marſeillaiſe
In ſein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne tricolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiſer lebt,
Ob ihn auch Hudſon's Täuſchung
Noch tauſendmal begräbt!"
Und preßt, im Todeskrampfe
An's Herz ſein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empéreur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,

Und Trauersalven schallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So starb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend seinem Kaiser
In's letzte Feldquartier.

---

### Augustina.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nur in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nur vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer als der Feind denn selber deine Freiheit morden?....
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Krob' am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken:
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen. —
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

---

## Christian Wilhelm Snell

ward am 15. April 1754 zu Dachsenhausen im Darmstädtischen geboren, studirte in Gießen, wurde daselbst Doctor der Philosophie und stand zuerst als Lehrer am dortigen Pädagogium. 1784 wurde er Prorector zu Idsteln, 1797 Director und Professor daselbst und 1811 als Oberschulrath und Director an das Gymnasium zu Weilburg versetzt. 1828 trat er in einen ehrenvollen Ruhestand.

Von ihm erschien:

Ueber die frühe Bildung des Geschmacks. Marburg, 1782.

Mit F. W. D. Snell: Unterhaltungsbuch. Gießen, 1784—87. 3 Thle.

Handbuch der Philosophie für Liebhaber. Gießen, 1802—18. 8 Thle.; 2. Aufl. 1819 ff.

Sophron und Neophilus. Marburg, 1785.

Lehrbuch der deutschen Schreibart. Frankfurt, 1788; neu 1818.

Ueber Determinismus und Freiheit. Offenbach, 1789.

Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit. Frankfurt, 1790.

Unterhaltungen der Familie zu Rosenthal. Gießen, 1817.

Versuch einer Aesthetik. Gießen, 1828.

S. schloß sich dem Kantischen Systeme an und erwarb sich besonders dadurch großes Verdienst, daß er die Lehren dieser Philosophie durch eine klare und allgemein verständliche Darstellung dem größeren Publicum zugänglich zu machen suchte, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang.

---

## Friedrich Wilhelm Daniel Snell,

Bruder des Vorigen, wurde am 26. October 1761 an demselben Orte, wo jener, geboren. Er begann nach vollendeten Studien seine Laufbahn als Lehrer am Gymnasium zu Gießen, wurde 1790 außerordentlicher, mit Anfang des neuen Jahrhunderts ordentlicher Professor der Philosophie, deren Doctorgrad er längst besaß, an derselben Universität. 1803 wurde er zugleich erster Lehrer am Gymnasium, legte diese Stelle aber 1805 nieder und wurde dafür zweiter Pädagogiarch. In diesen Aemtern wohlverdient, starb er am 28. October 1827.

Von ihm erschien im Druck:

Menon. Manheim, 1789; 2. Ausg. 1796.

Darstellung der kantischen Kritik der Urtheilskraft. Manheim, 1791—92. 2 Thle.

Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Gießen, 1794. 2 Thle.

Ueber philosophischen Kriticismus. Gieß., 1802.

Anfangsgründe der Naturlehre. Gießen, 1806. 2 Thle.

Mehrere Journale und mathematische Bücher.

Gleich seinem Bruder war auch er eifrig bemüht, die Philosophie durch populäre Darstellung allgemein zugänglich zu machen; zu gleicher Zeit zeichnete er sich durch treffliche mathematische Lehrbücher sehr vortheilhaft aus.

---

## Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden,

ein höchst merkwürdiger Mann, 1754 zu Anspach geboren, wurde er zuerst brandenburgischer Regierungsrath, dann Geheimerrath zu Anspach. Darauf residirte er als preußischer Gesandter des fränkischen Kreises zu Nürnberg, privatisirte seit 1790 zu Sassenfurth am Main im Bambergischen, bis es ihm einfiel, Theaterdirector zu werden. Er ist der Gründer der ersten stehenden Bühne zu Bamberg. Seit 1810 lebte er zu Erlangen, als Doctor der Philosophie und der Rechte, fürstl. brandenburg. Geheimerrath und Kammerherr, Großprior des St. Joachims- und Ritter des kurpfälzischen großen Löwen- und des nassauischen Ordens pour l'amitié. Er starb daselbst am 13. Juli 1831.

Unter seinen Schriften sind vorzüglich hervorzuheben:

Emmi, oder die zerbrochenen Eier, Gedicht in acht Gesängen. Aarau, 1819.

Erzählungen. Brandenburg, 1823. 2 Bdchen.

Doctor Faust, Volksschauspiel in fünf Acten. Augsburg, 1797.

Hortensien, Erzählungen aus geschichtl. Quellen. Nürnberg, 1829.

Natalie und Desaide. Hildburghausen, 1820.

Psyche, ein Mährchen in 4 Büchern. Berlin, 1801.

Schauspiele. Berlin, 1788—91. 4 Bde.

Franz von Sickingen, histor. romant. Gemälde. Leipzig, 1808; neu 1819.

Theater. Aarau, 1814—19. 3 Bde.

Virginia. Trauerspiel in 5 Acten. Berlin.

Zoe, ein hohes Ideal zarter Weiblichkeit. Berlin, 1805.

Außerdem noch viele einzelne Dramen, Erzählungen, Schriften juristischen Inhaltes u. s. w. u. s. w.

Ein bedeutendes, aber zu rasch und unstät arbeitendes Talent, suchte v. S., mit reicher Phantasie, Wissen und Gewandtheit ausgerüstet, vorzüglich dem Tage zu gefallen und auf den Effect zu wirken; daher findet sich in allen seinen Leistungen, neben höchst glücklichen und gelungenen Stellen, viel Triviales und Gesuchtes, und wahrhaft künstlerische Durchdringung und Vollendung wird überall bei ihm um so schmerzlicher vermißt werden, als er bei größerer Strenge und Ruhe gewiß hätte Bedeutendes erreichen müssen.

---

## Karl Wilhelm Ferdinand Solger,

am 28. November 1780 zu Schwedt geboren, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und die Philosophie; 1802 wurde er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt. Von 1806—9 privatisirte er, seinen Studien obliegend, in seiner Vaterstadt und trat dann zu Frankfurt an der Oder wieder hervor, wo er sich habilitirte und bald Professor ward. Nach Aufhebung Frankfurts ging er zuerst nach Breslau, dann als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie nach Berlin, wo er am 25. October 1819 gestorben ist.

Er gab heraus:

Sophokles Tragödien, übers. Berlin, 1808; neu 1824. 2 Thle.

Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin, 1815. 2 Thle.

Philosophische Gespräche. Berlin, 1817.

Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludw. Tieck und Fr. von Raumer. Leipzig, 1826. 2 Thle.

Vorlesungen über die Aesthetik, herausgegeben von K. W. L. Heyse. Leipzig, 1829.

S. schloß sich dem Systeme Schelling's an, führte aber die Naturphilosophie auf eigenthümliche Weise nach mancher Richtung hin weiter, und zeichnete sich besonders als Aesthetiker und ästhetischer Kritiker durch originelle Auffassung, tiefes Eindringen in die von ihm behandelten Gegenstände, feinen Geschmack, geistreiche Behandlung, Scharfsinn und warmes Gefühl auf glänzende Weise aus; namentlich ist sein Erwin ein treffliches, Freunden der Kunst nie genug zu empfehlendes Buch.

---

## Dietrich Wilhelm Soltau,

am 15. März 1745 zu Bergdorf bei Hamburg geboren, lebte früher als Kaufmann in Petersburg, legte aber 1797 dies Geschäft nieder und zog nach Lüneburg, wo er, als Doctor der Philosophie und Senator, am 13. Februar 1823 gestorben ist. Von ihm erschien:

Hudibras, aus dem Englischen des Buttler. Riga, 1787; neu Königsberg, 1798.

Pfauenfedern. Hamburg, 1800.

Don Quixote, aus dem Spanischen des Cervantes übersetzt. Hamburg, 1800—1801. 6 Thle.

Cervantes lehrreiche Erzählungen. Hamburg, 1800—1801. 3 Thle.

Reineke Fuchs. Berlin, 1803; neu Lüneburg, 1823.

Decameron des Boccaccio. Berlin, 1803. 3 Thle.

Beiträge zur Berichtigung von Adelungs Wörterbuch. Leipzig, 1800.

Reise durch Schottland u. s. w. Leipzig, 1808. 3 Thle.

Fox, Geschichte der früheren Regierungszeit James. Hamburg, 1810.

Briefe über Rußland. Berlin, 1811.

Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient, nach J. de Barros. Braunschweig, 1821. 5 Thle.

Lebensweisheit für alle Stände, nach dem Englischen. Braunschweig, 1822.

Ein trefflicher Uebersetzer, der bei genauer Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, die von ihm übertragenen Gegenstände mit seltenem Geschmacke, feinem Tacte und großer Gewandtheit zu behandeln verstand, und namentlich zur Verbreitung von Cervantes und Boccay in Deutschland nicht wenig beigetragen hat.

## Elise Sommer

ward 1767 zu Stralsund geboren — ihr Vater hieß Brandenburg — heirathete jung den fürstl. sayn-berleburgischen Kabinetsrath Sommer. Eine nach dessen Tode eingegangene zweite Ehe mit F. A. Jost löste sie bald wieder, und nahm den Namen ihres ersten Gatten von Neuem an. Eine Zeit lang lebte sie in Marburg, von wo sie nach Frankfurt an der Oder gezogen ist.

Poetische Versuche. Marburg, 1806.
Gedichte. Frankfurt, 1813.
(Neuere) Gedichte und prosaische Aufsätze. Züllichau, 1833.

Warmes Gefühl, Innigkeit, Anmuth und glückliche Behandlung der Form zeichnen viele Lieder dieser talentvollen Frau sehr vortheilhaft aus.

---

## Philipp Carl Christian Sondershausen

ward 1792 zu Weimar geboren, studirte Theologie und Philologie und lebte als Doctor der Philosophie, Pagenhofmeister und großherzogl. Rath in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Dramatische Gedichte. Altenb., 1821—23. 2 Bdchen.
Bernhard von Weimar, romantisches Trauerspiel in 5 Aufz. Merseburg, 1825.
Euterpe, dramatische Gedichte. Merseburg, 1825.
Proben aus meinem Tagebuche. Weimar, 1817.
Stunden im Weinberge des Herrn. Leipz., 1817.
Die Befreiung Griechenlands, zwei dramatische Gedichte. Altenburg, 1821.
Aëdon, der Hindu, der neue Orpheus, drei dramatische Gedichte. Altenburg, 1822.
Viele Aufsätze u. s. w. in Journalen u. s. w.

Reiche Phantasie, Innigkeit und Wärme des Gefühls, gute Characterzeichnung und glückliche Behandlung der Form sind den dramatischen Leistungen dieses trefflichen Mannes eigen und würden ihm einen bedeutenden Rang anweisen, wenn er sich nicht zu häufig von seiner Einbildungskraft fortreißen ließe.

---

## Franz Anton Joseph Ignaz Maria von Sonnenberg

ward am 5. September 1779 zu Münster geboren, studirte Jurisprudenz, durchreiste Frankreich und Deutschland, und ließ sich endlich in Jena nieder, um theils in der Stadt, theils in dem nahen Dörfchen Drackendorf zu wohnen. In einem furchtbaren Anfall von Schwermuth stürzte er sich aus dem Fenster seiner Wohnung am 22. November 1805.

Seine Schriften sind:

Deutschlands Auferstehungstag. Götting., 1806.
Donatoa, oder das Weltende. Rudolstadt, 1806. 4 Bdchen.
Frankreich und Deutschland, ein Basrelief. Hannover, 1803.
Gedichte, nach seinem Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Rudolstadt, 1808.
Das Weltende. Erstlinge, erster Thl. Wien, 1801. (S. Leben s. J. G. Gruber. Halle, 1807.)

Ein ausgezeichnetes poetisches Talent, voll schöpferischer Phantasie, Gluth und Kraft, würde v. S. neben Klopstock, dem er vorzüglich nachstrebte, eine hohe Stellung eingenommen haben, wenn er mit jenen seltenen Fähigkeiten größere Ruhe, Klarheit und Besonnenheit verbunden hätte. So aber, von dem rastlosen Drange seines Innern fortgerissen, gerieth er häufig in Uebertreibungen, die er dann durch Künstelei und Wortprunk zu vermitteln suchte. Unter seinen Oden wie in seinem Donatoa finden sich jedoch einzelne seltene und große Schönheiten.

### Die Phantasie.

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondenheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonne Feu'rgestade
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen.

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, höreſt in tiefer, blauer Ferne
Auch den ersten Baum der Erkenntniß feierlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranz dir ums
Blüthengelock her;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Lilien
Silberschnee umglänzte deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühst du; siehe, dir dampft aus den Thälern
Das Gebirg' vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölken
Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen!

Dir auch erbrauset des empörten Meeres
Stürmisch Donnern; denn seine Schaumgebirge
Thürmt es nur zum würdigen Götterthrone
Dir in die Wolken.

Sieh, wie den Thron jetzt Wetterflammen röthen;
Jene Kinder der Lüfte wirbeln knieend um ihn;
Denn sie feiern, Königin, dich im großen
Tempel der Höhe.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huld'gen dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wenn du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säufelnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne
Mit dem Säuseln der Eichen Dank dir schallen,
Bis ich endlich unter dem Blumengrase
Ruhiger schlumm're!

---

## Aus F. von Sonnenberg's Donatoa.

### Erster Gesang.

Du, die den Sfären die ewigen Harmonien gelehret,
Und mit dem Sfärengesang die Welt zur Liebe begeistert,
Muse, o du, die das Licht vom Himmel zur Erde gebracht hat,
Sieh den Jüngling vor dir, ihn würdige deiner Herabkunft!
Komm Allwissende! Göttliche, komm, wie du über der Welt standst,
Als chaotisch noch unter dir rauschten die Wasser der Erde,
Und um das Antlitz ihr, wie ein Schleier, die Finsterniß wallte,
Du mit stralender Hand die schwarze Windel hinwegzogst,
Und mit dem Sternenhimmel im Morgenroth sie umhülltest,
O so komm, so hebe mir auf den Schleier der Zukunft,
Und durchglänze mit allerwärmendem Strale mein Innres,
Jener Zeiten Gesicht, mit Ernst und göttlicher Würde,
Und mit der Liebe, womit ich den Kindesarm an der Wiege
Schon zu dir hob, und ewig dich suchte, den Menschen zu singen!

Ja, in harmonischem Flug, o Ewige, seh ich dich kommen,
Jetzt ausstrecken den Stralenarm, aufwallet der Schleier,
Nebel entfliehn, Tag gießest du überall aus, mit dem Tage
Wird's unendlich um mich, die ganze Welt vor mir offen,
Offen das Lichtreich, offen der Abgrund, oben voll Liebe,
Unten voll Wuth, rings strömt es zur Erde, und wirret sich, stralt hier,
Nachtet dort, verschwindet itzt alles in Nacht, nicht Welt mehr,
Nicht der Olimp, nicht der Abgrund mehr, entwölket in Licht sich
Alles, war Nacht denn nicht? ach überall lautestes Urlicht,
Fern nur, in tiefster Ferne, wie's glänzt dort: „Gott ist die Liebe!"
Reiche, vom Sternenhimmel herab, die Harfe dem Sänger,
Heilige, Hehre, ich seh's, das große Gesicht der Vollendung!

Lächelnd in sanftester Herrlichkeit, gleich der erwachenden Sonne,
Und mit Morgensternen gekrönt, Bild ewiger Unschuld,
Stand der Welt-Schutzgeist hoch über der Erd', ihm zur Rechte
Wogte das Meer, beströmt vom Golde des Abends, zur Link' ihm
Wallten, im Silber des Monds, die städtumkränzeten Fernen.
Ueberall rauschte das Leben um ihn, auf Stralengewölken
Schwebt' er empor, sein freundliches Auge durchirrte die Welt itzt,
Mütterlich hing's an der Welt, an ihr, wie zum Kusse des Abschieds,
Itzo senkt' er's gegen die scheidende Abendsonne,
Bebend erlöscht ihm das ewige Lächeln, noch wandt' er's zur Erde,
Und wie die Klage getrenneter Lieb', entklang ihm die Stimme:

Erde, mein Schutzkind! seit der Geburt, führt' ich dich am Leitband,
Ruhtest immer du mir, und ich dir immer, am Herzen.
Jetzt als Greisin schwankst du vor mir, Allvater noch ruft nicht,
Und schon suchst du den Hügel der Ruh, o hättest du, Erde,
Einst mich gehört, du liefest, als Kind, noch froh um die Sonne,
Ach und weintest mich jetzt nicht an, im verlassenen Alter.
Trüb ist alles in dir, dein Herz zusammengewelket.
In ihm wohnte der Gott der Lieb' einst, als du noch Kind warst,
Hättest du nicht von ihm dich getrennt, in ewiger Jugend
Blühtest du jetzt, ach jetzt mit dem Sterne der Liebe als Zwilling,
Die du gebarst, die treu dir am Busen einst hingen, und damals
Freundlich einander sich all, vor deiner Sonne, umarmten,
Tödten sich hier! dort beugt sie das Joch, unheilige Herrscher
Spielen mit ihnen herum wie der Tod, und sie krönen den Tod nun. —
Fern, wo der Himmel wie Rose noch blüht, dort thront noch der letzte
Edelherrscher vor Gott, hindrängt sichs dunkel zum Thron auf,
Stürzt ihn sein Volk, deß Seligkeit Freud' ihm noch war, von der Höhe,
Und er sinkt, wie tödtendem Sohne der Vater zu Füßen,
Dort, wo die Jugend der Menschen vordem, umkränzet von Frühling,
Jubelnd in Unschuldslied, dem Blumenscepter der Liebe
Wie er ihm winkte, so gern ihm folgte zum Guten und Schönen.
Fern, ihr Thäler und Höhn, der ersten Liebe der Erde
Heilige Denkmal', itzt von Geburten unheiliger Lust voll!
Ach ihr entweiheten Thäler und Höhn, wo vormals des Schöpfers
Herrlichkeit lächelnd die Wolken hinabstieg, seine Geschöpfe
Näher zu sehn, wo ich vor ihm in Frühlingen stand, und ihm sagte:
Siehe die Unschuld der Welt! und meine Hoffnungen all' ihm
Laut zujauchzte, daß Meer und Erde verstummten, und alle
Ihre Kinder freudig verstummten, mich jauchzen zu hören;
Wo er die Erd' itzt segnete, wo in dem Segen sein Arm mich,
Mit dem Menschengeschlechte zugleich, an das Schöpferherz schloß! —
Fern, wo sie prangen die Städt'; ach rings hinab durch die Ferne
Bachanal, so sah ichs, o Welt, seit des Mondes Geburt, nie;
Schaurig! und da, wo zu Unschuldsfesten die Jugend des Lichtreichs
Oftmal hinabkam, und an die Kindheit der Erde sich anschloß,
Da, wo vereinet in Liebe und Lied, die Erd' und das Lichtreich
Lebten zusammen, der Schöpfer sich freute, geschaffen zu haben!
Ach o Erde, wie jetzt, wie jetzt, veraltetes Schutzkind!
Unter der Abendröthe Triumphzug, dunkler Triumph dort,
Wachend zu sehn, die Freiheit der That nur wohn' in der Traumwelt,
Und hier hauchte die schaffende Lieb' ihr göttlichstes, hauchte
Freiheit ein dem Geschöpf, hier ward's das Ebenbild Gottes,
Dankten ihm Göttermenschen durch That, im Gefühle der Freiheit.
Fern, wo der Mond, sieh, Erde, dein Kind, wo es freundlich dir lächelt,
Schwelgt itzt alles in ewigem Mahl, und taumelt vom Mahle
Singenden Erdetöchtern hinab in den Schooß und die Arme,
Greise mit Kindern zugleich; ihr schwarzen Feste, wie dunkel
Werdet ihr mir! wie schreckt mich das Freudengelächter im Umkreis.
O Geschöpf des unendlichen Vaters, wie sinkst du zum tiefen
Erdgeschöpf, das nie zu den Sternen nach ewigem aufblickt,
Seinen Himmel im Staube nur sucht, wo die Jugend der Welt einst,
Blühend in heiliger Kraft, und in Schönheit, die Söhne des Lichtreichs
Lockte hinab, auf der Erde zu lieben, die jubelnd emporrief:
Höchste Wollust, den Schöpfer zu denken! Wem lachst du itzt, Schutzkind!
Ach dein Lachen, ich kenn's, dieß Weinen, verhüllet in Lächeln,
Oder Verzweiflungslächeln vielleicht, noch schauriger kommt es!
Hügel zu suchen, und nicht zu finden, o könnt' ich dich retten!
Dunkel, wie dunkel es dort auf den Wogen, und fern in den Thälern,
Flammen wehn, Tod! rufet der Donner, wie wirrt es so roth sich,
Wirrt sichs im Dunkel so weiß! die Kinder Gottes, sie tödten
Wüthend einander, sie wagten es nicht, einschlummernd vor Schwäche,
Weh, sie ermuthigten erst sich durch Mahl, nur tödten zu können.
Menschengeschlecht! dein Abend ist da, stets düsterer steigt es,
Der aus der Unterwelt, drängt deine sanfteren Führer,
Drängt sie immer ferner von dir, du hörest, mein Schutzkind!
Meine Stimme nicht mehr, nicht deiner liebenden Schützer
Zärtliche Klag', ihr Bitten nicht mehr, wir sind dir umsonst da! . . . .
Ach schon nah'n wir dem Rande der Welt! . . . ein höherer Geist muß
Kommen zu dir, der erste im Reich Allvaters zur Hülfe.
Selber drängst du mich weg, ihn, der dich, als Kind, schon geführt hat!
Scheiden muß ich, o Menschengeschlecht, ach scheiden von dir itzt,
Menschengeschlecht, das ich wiegt' in der Wiege des Paradieses;
Wo mich immer, und selbst aus den Armen der Jenseitgeliebten,
Liebende Sehnsucht wieder hinab zu dem Brudergeschlecht zog!
Scheiden, mich trennen von dir, das ewig mir ruhte am Herzen,
Ach, woran ich so liebend gewöhnt bin, das aus des Schöpfers
Hand in die Arme, als Kind, mir kam, wo ich jauchzte zum Schöpfer:
Nimm mich nie von der Erd', und schließen auch Hügel des Schlummers
Söhne des Lichts, laß blühen den Hügel für mich auf der Erde!
Mitten im Menschengeschlecht, mich auferstehen mit ihm einst!
Scheiden von dir, das ich hoch von der Sonn' einst möchte noch einmal
Wiedersehn — nun wende den Blick, und vielleicht nicht mehr finde!
Ach, mein Geliebtestes drängt mich hinweg, mich drängst du von dir weg! —

Schutzkind! — Menschengeschlecht!!! . . . ich kann die Welt nicht mehr führen!
Helft, o helft, ihr Höheren, bald, mir sinket das Leitband!

Wehmuth hauchte, wie trübes Gewölk, dem ätherischen Jüngling
Ueber das ewige Morgenroth der Seele voll Milde,
Seine sonnigen Stralen erloschen in weichesten Sternenglanz,
Und dem freundlichen Aug' hinab, wie vom Sterne des Aufgangs,
Glänzten des Mitleids Thränen, und sanken, wie perlender Thau, ihm
Ueber die liebliche Rosendämmrung der Wangen hinunter.

Einzuschlummern, verhüllte die Welt sich ins Schattengewand itzt;
Und er rief von den Schützern der Völker, den Führern der Kindheit,
Schaaren zu sich, sie stralten heran, so sprach er zu ihnen:

Söhne des Lichtes, hinauf! und zeugt vor dem Vater der Erde,
Wie ihr die Welt saht, . . . hebet euch dann zu ihm, der vom Lichtreich
Stieg hinab mit der Liebe zur Welt, und sie brachte der Menschheit,
Einet vor ihm eu'r innigstes Herzensgebet mit dem meinen,
Daß er bitte den Schöpfer, zur Rettung unseres Schutzkinds,
Ihm, statt meiner, zur Führung des Leitbands, dem ich erliege,
Höheren Geist, den ersten der Herrlichen niederzusenden.
Löschend die Thräne mit leuchtender Hand, wandt' um er sein Antlitz.
Orion, Adonalla, Libaniel, Ilbi und Silpho,
Chöre mit ihnen, umhülleten sich mit lichterem Aether,
Schürzten ihr Aethergewand mit Abendstral an dem Knie auf,
Banden mit Silberschnur an die Füße sich rosigen Fittig,
Schwangen sich dann in die Lüft' und empor an blendender Schulter
Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze.
Goldnes Gewölk' umwallte den Zug, sie eilten! vom Himmel
Tönt' es in wirbelnden Melodien zurück auf die Erde.
Jetzt schwand ihnen die Welt, sie schwebten von Höhe zu Höhe,
Wallten durch Sonnen und Unschuldserden, und freundlich Gespräch kürzt'
Ihnen den Pfad, der liebendsten Hoffnungen bange Gespräche,
Und in ewigem Wechsel die ewige Schöne, der Schöpfung
Lautes Leben, wie Lied, rings Eine Jubelumarmung,
Hoffnung ihnen, der Schöpfer erhalt' um sie noch die Erde.
Monde mit knospenden Tagen umblühten, Planeten mit Abend
Purpurn beglänzt, und Sonnen voll ewigen Frühlings, von Welten
Rings in harmonischem Donnerflug umrollet, entschwanden.
Siriusreiche hindurch, noch Sternenhimmel herüber,
Und sie sahen in dämmernden Fernen, die Heimat der Höhern.

Alle jubelten ihr, sie nannten sie Kinder des Aethers,
Wie nur immer die Religionen der Erde sie kannten,
Jauchzten von Morgensternen ihr zu: o Himmel, die Erde
Nimm in dich auf, komm, Wohnung Allvaters, hinab auf die Erde!
Oeffne dich allen, o Lichtreich, öffne dich allen Geschaffnen,
Die durch göttliche Thaten, durch Sie bekennen: daß Gott ist;
Dich, Olimp, dich ahnet doch immer die Liebe der Erde.
Und nach dem Namen des Lichtreichs grüßten die Wohner in ihm sich:
Thronen des Himmels, Geburten des Urstrals, heilige Mächte,
Söhne des Lichts, des Olimps, Dämonen, Seraphim, Engel.
Siehe, die Ewigherrlichen waren's, wie immer der Erde
Kinder sie auch sich fabelten, waren doch alle die Höhern.

Nah war itzt der Olimp, umschleiert von sternenbesäumter,
Ewiger Aufgangsröthe des ungeborenen Urlichts,
Rings voll Paradiese der Liebe, von jüngeren Engeln,
Und von der Unschulds-Erden verklärter Kindheit, bewohnet,
Stralt er, von Sonnen umkränzt, er selbst als die ewige Schönheit,
Schönheit außer ihm nicht, um ihn als Spiegel das Weltall.

Hier sieht jeder der Lichtgebornen den Vater der Schöpfung,
Jeder, nach seiner Natur, im Höchsturbilde der Liebe,
Aller Herrlichkeit, aller Vollkommenheit ewige Einheit.
Ihn, wie er ist, wie könnt ihn der Endliche fassen, vermittelt
Durch die Natur hier, offenbart er sich seinen Geschöpfen.

Durch die Pfort' itzt traten herein die Schützer der Menschen
In die Wohnung des Lichts, herglänzt, als Sonne des Weltalls
Rings von Sternenkreisen umwallt, der liebenden Allmacht
Ewiger Thron, als ewige Morgenröthe des Himmels.
Alle Himmel vom Aufgang bis in den Niedergang, alle,
Mit unendlichem Glanz, sie überströmend mit Urlicht.
Näher schwebten die Schützer der Welt, nun sahn sie des Schöpfers
Herrlichkeit in dem unendlichen Glanz, als die Seele des Urlichts.
Beteten an, sahn rings um ihn her, in Höhn und in Tiefen,
Jauchzten, in unabsehlichen Reihen, die Chöre des Lichtes.
Liebend umarmten sich all', mit Stralenarmen verschlungen,
Jubelten Cherub und Seraph empor, und Seraph und Cherub
Jauchzten, ans Herz einander geschmiegt, ringsher durch des Himmels
Unermeßliche, schwangen sich hier Erzengel und Seraph,
Innig umarmt, dort tausende, all' itzt Eine Umarmung,
Chor gedränget an Chor, Heerschaar an stralender Heerschaar,
Schwangen sich Himmel um Himmel gewunden, die Reiche der Liebe
All' empor zum unendlichen Herzen der Vaterallmacht.
All' umarmte der Schöpfer, aus aller Herzen ergoß sich
Wonnegebet, durch welche veredelnde Thaten, und wo sie,
Näher zum ewigen Plan des Allvaters, der Seligkeit Aller,
Wirken könnten in Sonnen und Erden, itzt ihnen zu winken.
Und der liebende Allunendliche wieß, durch die Schöpfung,
Hier sie in Sonnen empor, bald dort herunter in Sterne,
Ferner in Mond', und tiefer nach Erden am Ufer des Weltalls.
Laut frohlockend dankten sie dann, und warfen die Kronen
Nieder, daß purpurn zwischen den Lebensblumen der Lichtgrund
Blitzt' umher von den Kronen, wie einst von Sonnen der Aether,
Als mit der Schöpferhand der Sternensäer sie ausgoß.
Ueberall jauchzeten Engelumarmungen himmelab, stralten
Fort in der angeborenen Klarheit zu göttlichen Thaten.

Und die Schützer der Welt, geführt vom Schönsten des Himmels
Kamen jetzt vor den Thron Allvaters, und neigten ihr Antlitz.
Thränen im Blick, ausstreckend den Arm zum Herzen des Schöpfers,
Rief itzt Orion, bebender Stimme; der Hüter der Erde,
Schöpfer, er kann sie nicht mehr, ach! nicht mehr führen am Leitband.
Wehmuth faßte die Himmlischen alle, der Vater des Weltalls
Winkte herab, da trat zu ihm vor der Herrlichen erster,
Und erkannte den Weltgerichtsblick in der Vaterallmacht
Ewiglächelndem Antlitz, sank auf das Knie und die Stimme
Hob er leis' empor: ich erkenne dich liebende Allmacht,
O daß nicht allgegenwärtiger Schmerz die Himmlischen fasse,
Wenn sie nun sahn, wie, unter den Sternen, durch dunkele Thaten,
Lange Jahrtausende durch, das Ziel Allvaters gefernt wird,
Daß sie nicht sehn, ach! wie jetzt vielleicht die ewige Liebe
Weltuntergang aussprechen kann, sie dem Tode nun hingiebt,
Willst du, Vater des Lichts, in der Nacht des Heiligthums richten!

Und er trat in tieferen Himmel, des Heiligsten Nacht ruht
Unter ihm tief, hier richtet der Schöpfer gefallene Welten,
Richtet schonend, aus schreckender Ferne sie noch, bis dereinstens
Zu dem alles enträthselnden Tag die Ruferin herschallt.
Jeden, der wallet vorbei, erfassen heilige Schauer,
Schauer, entströmend dem inneren Graun, hier wohnen des Todes
Engel, die Welten den Untergang rufen, und führen zur Hölle.
Sieht das Reich der Liebe den Ewigen hier herabgehn,
Ach, es gedenkt mit Wehmuth dann, daß er schuf auch die Hölle.
Niedersank der Erhabne, in heißes Gebet für die Erde;
Dann erhob er sich, wälzet' auf die Pforten, sie rollten
Dumpf herein, wie fernes Gewitter, dem Brausen des Meers gleich.

Und als nun von dem Thron des Weltalls Vater sich wandte,
Rings von einem Himmel voll Sonnen umflossen, herabtrat,
Wie, Jahrtausende durch, kein Lichtgeborner ihn schaute,
Als er itzt, mit dem Himmel voll Sonnen, von tausendmal tausend
Engeln umschwebt, von Harmonien der Liebe umjubelt,
Ueber sich neigende Berg' und Hügel daher, mit der Allmacht
Majestätsgang niederstieg in des Heiligthums Tiefe;
Da verstummten die Jubel herum; dann traten des Lichtreichs
Schaarenheere zusammen, und reichten zum Bunde die Hand sich,
Jetzt durch Eine veredelnde Großthat für die Verklärung
Aller, dem Weltfall unter den Sternen entgegen zu wirken.

Dunkel stieg's in des liebenden Allunendlichen Antlitz,
Dunkel, wie Weltgericht auf, Posaunen schollen, es bebte

Leis in allen Tiefen der Himmel, und siehe, des Schöpfers
Ewige Liebe-Herrlichkeit schien itzt Grauen, die Sonnen
Strömten Flammen, wie Blut, und als er jetzt den Gerichtsthron,
Unter entsetzlichen Donnerschlägen, und rasselnden Stürmen,
So erstieg, wie er kam, da dem Schöpferrufe die Hölle,
Selbst erschreckend vor sich, daß sie war, Angst gegen ihn aufschrie;
Sieh, da erschien in tiefster Fern', hochthronend auf Wettern,
Furchtbarer Todesscherubim Heerschaar, welcher in Mitte,
Donatoa, in Mitte der Furchtbaren fürchterlich, thronte,
Und herwinkend zu sich, die Wirkungskreise ihr abmaß.
In Erdbeben, in Sturm und Gewitter, entartete Völker
Stürzend, zur Hölle zu führen, sie aussandt' unter die Sterne.
Donnernd traten itzt all' herab von den Wettern, ihr Gang scholl
Dumpf, wie das fernher kommende Weltmeer; eine Gomorrha,
Flammend um Nacht, schien ihre Gestalt in tieferer Ferne.
Schwebten sie näher heran, dann strömten blutige Stralen
Ihnen aus Haupt, aus Arm und aus Brust, und strömten vom Auge
Blitze, und Stral und Blitz gleichtödtend, und hoben die Flügel
Sich aus den Stralen hervor, wie undurchdringliche Nächte.
Aber so schrecklich die Hehren auch dastehn, ihnen die Sonnen,
Wandeln sie her, zuschließen das Aug', und selber die Himmel
Ihnen schauern, so öffnet doch Sonn' und Gestirn und der Himmel
Hinter ihnen den Blick, sich ihrer Schöne zu freuen,
Sich in der furchtbaren Götterherrlichkeit auch zu entzücken.

Einen Blick in der Schrecklichen Schöpfung eröffne mir Muse!
Hoch vor der Erde Geburt, als noch im Chaos die Hölle
Schlummerte, stieg Jehovah nieder, die Hehren zu schaffen.
Graunvolle Todesnacht umflorte das ewige Sternall.
Und in der Nacht hing unter dem Himmel ein schauriges Wetter,
Wie ein flammender Scharlach, über die Tiefe gespreitet.
Hoch stand da in der Nacht Jehovah, winkt', und es strömten
Flammen und greifbares Dunkel heran. Da schwebte der Schöpfer
Ueber dem grausen, mit Finsternissen sich mengenden Glutmeer,
Wo mit Entsetzen herum, des himmelerschütternden Wetters
Blitzausgüss' in die Todesdüstere purpurn erloschen.
Donnerstürme eilten umher, zerrissen das Wetter,
Tobten, und wirbelten über dem unermeßlichen Glutmeer,
Sieh, da schlugen und thürmten die Wogen sich hoch in die Stürme,
Und ins zerrissene, Donnerschläg' um sich stürzende Wetter,
Wirrte sich Wetter und Meer, und Meer und Sturm durcheinander;
Da durchhauchte sein Geist dies blutiglodernde Chaos;
Und er schöpft' in die ausgebreitete Allmachthand nun
Woge nach Wog', und schuf aus jeder ein Wesen, zu tödten,
Jedes Verderben an sich; und, Weltenweiten im Umkreis,
Jubelt' es dumpf, ihm dankten die Todesengel ihr Dasein.

Schreckenvoll saß jetzo Jehovah auf dem Gerichtsthron.
Tief in den Fernen herum, wo in Finsternissen der Thronglanz,
Weltbrand ähnlich, in schrecklicher Flammenröthe vertagte,
Knieten, zum Kreis sich schließend, die Todesscherubim nieder.
Donner riefen itzt her vom Thron, mit bebendem Schritte
Nahten, die Flügel um Antlitz hüllend, die Führer der Menschen.
Ihrer ewigen Jugendherrlichkeit mildere Stralen
Zitterten all', da, wie blühender Tag, vor dem Thron sie standen.
Alle zeugten, zwar glänzten die Thränen der Liebenden, drückten
Eng sie aufs schlagende Herz, die Hand aufs blutende Herz sich,
Aber sie zeugten wider die Welt, gebrochen von Wehmuth,
Tönte die Stimm' und flehte um Welterrettung dem Schöpfer.
Dumpfer scholl's von dem Thron, dem Donnerruf, wie er herscholl.
Drängte mit einmal der Todesscherubim Kreis um den Thron zu,
Feurige Wirbel entrauschten ihnen, sie strömten des Blickes
Schreckliche Glut, durch die Sternentiefen herab, auf den Erdball.
Als ihr forschender Geist der Königreiche gedachte,
Wo mit ewigem Krieg, zur Lust, die Herrschenden spielten,
Und auf Völkergebeinen sich Thron' an Thronen erbauten,
Als sie der Laster des Menschengeschlechts, der sinkenden Menschheit
Immer tiefern Sturzes gedachten, die Seligkeit Aller
Durch ihn gefernt, da lodert' ihr Auge, wie nächtlich Kometen,
Goß egyptische Finsternisse der Zorn in ihr Antlitz.
Alle hoben sich auf, und zeugten wider die Welt dann;
Und die Gerechtigkeit forderten alle zu Weltuntergang auf.

Schauer ergriff den sanfteren Himmel, er wandte zum Richter
Thränen und heißes Gebet, er wandt' an den Todes-Olimp sich,
Nicht zu flehn um Ende der Welt, fortströmte der Hehren
Schaurig Gebet, stets ungestümer ums Ende der Welt fort.

Dumpf und feierlich scholl's, wie der Todtenruferin Hall, itzt
Nieder vom Thron, und Vorempfindung des Weltgerichts faßte
Allen Himmel umher, da schwebt' aus fernesten Tiefen
Heerschaar auf zum hohen Gerichtsthron, siehe, des Todes
Seraphim waren's, voll höheren Grauns. Wann Welten der Tod ruft,
Kommen sie nur. Sie waren die Erstgeschaffnen des Richters,
Aelter noch wie Himmel und Höll', in der ersten Gestirne
Untergange, nach Donatoa, vom Richter geschaffen.
Langsam schwebten jetzt sie heran aus dunkelen Räumen,
Halb in Gewand noch verhüllt, sie nahten so, ihr Gewand war
Purpurdüsterer Flammennebel, wie über der Erde
Grabesnacht, vor dem Auferstehungsmorgen, er herzieht.
Sieh, und des Throns blutrötliches Licht starb schauerlich bleich itzt,
Da sie näher nun kamen, auf ihrer Antlitze Nächten,
Strömt' auf die Flüge herab, die, Bahre zu werden, sich hoben.

Bebend standen die Führer der Welt, sie sahen sie kommen,
Ahneten bange den Tod des Menschengeschlechts, und im Umkreis
Rüsteten schon die Todesengel zum Weltuntergang sich.
Schnell aus den Tiefen des Heiligthums schwangen sie sich in die Himmel,
Eilten zum Throne des Mittlers, mit unbesiegbarem Lächeln,
Voller Huld, voll göttlicher Gnad', empfing sie der Mittler.

Alle hoben gefaltete Hände zu ihm, und es zittert
Orions Stimm', aus Tiefe der Seel' erklang sie mit Wehmuth.

Mittler! die Erde vergeht, hält deine Liebe sie jetzt nicht!
Ach die Tödtenden rüsten sich schon, o rette die Welt itzt,
Hör uns, Mittler, uns hört nicht der Richter, wir weinen vor dir noch,
Du nur kannst noch allein, o eile zum Vater der Erde,
Deine Stimme zum Vater ist mehr als die Stimme der Engel,
Aller zugleich, dich hört er, der dich wie die ganze Natur liebt;
O und du hast ja die Welt geliebt, sie geliebt wie den Himmel,
Kamest zu ihr, und nahmest das Licht des Himmels für sie mit.
Soll denn die Welt nun vergehn, in Finsterniß jetzt sie vergehen,
Mittler! die du zum Himmel erzogst, ihr die Liebe gelehrt hast,
Sie, die wir nannten, ach immer nannten die Erde des Mittlers!
Du, der die Erde gesegnet, so viel, der alles für sie that,
Dein ist sie, erhalte das Deinige, unsere Brüder,
Deine Menschen, erhalte sie dir, erhalte sie uns noch,
Deine Engel, die einst um dich waren, als du in die Welt kamst,
Höre sie, du, der auf Erden in unserer Mitte gewohnt hat!
Du, dem wir lagen im Arm, als du mit sanfterer Stimme
Sagtest vor uns, „laßt kommen die Kleinen zu mir," und wir eilten,
Ach, und zu deinen Umarmungen trugen die freundliche Unschuld,
Sohn des Vaters der Welt, wenn Du für sie flehest, um Dich noch
Wird er die Welt, die Menschen erhalten, o Mittler, die Deinen
Sind's, die du einst geliebt hast, sind es, die dich einst liebten!
Deine Welt, verlasse sie nicht, ach, wenn du sie rettest,
Danken, wie wollen wir danken dir, Mittler, o Dir, wie dem Schöpfer,
Als er sie schuf, erhalt' uns das Einzige unter den Sternen;
Mittler, Mittler, wir flehn, uns rette die Erde, und dir sie!

Und die Heiligen, alle Geschlechte der Engel, die Himmel
Flehten um Welterrettung zum Mittler: voll göttlicher Liebe
Blickt' er sie an, und hob sie vom Thron zu des Heiligthums Tiefen.
Hoffnung glänzte, wie Morgen empor, in jeglichem Blick da.
Jubel tönet' umher, nachjauchzten die Himmel dem Mittler.
Und er trat in des Heiligsten Nacht, die Engel des Todes
Rollten in ehrfurchtsvollem Erstaunen zurück auf die Seiten,
Neigten sich ihm, des Liebenden Herrlichkeit stralte, wie Aufgang,
Her durch die schaurige Nacht, die Engelreihen herunter,
Und auf der Ewigkeit Thron, zu des Richters Seite sich setzend,
Sprach er voll Huld, und die Blick' und göttlichen Mienen, sie alle
Lächelten ewige Lieb', er neigte dem Schöpfer ans Herz sich:

Heiliger Vater, ich komme zu dir, voll Gnade auch hör' itzt
Mich mit der Liebe, womit du mich hörtest, als du mir die Welt gabst;

Meine Herrlichkeit hat sie mit Wonne gesehn, und des Vaters
Herrlichkeit einst erahnet in ihr, verklärend einander.
Wohnten wir, wie im Himmel, auf Erden, und Himmel und Erde
Waren Eins durch Wahrheit und Liebe, und unsere Menschen
Lebten selig in uns, wie wir voll Gnade in ihnen.
Deinem unendlichen Ziel, o Göttlicher, alle Geschaffnen,
Deiner Liebe Schöpfungen alle zu dir zu erheben,
Daß sie dich einst, die ewige Liebe von Antlitz zu Antlitz
Sehn, und sie alle in dir, in Gott uns Alle vereine
Daß sich alle der Seligkeit Aller in Ewigkeit freuen;
Deinem Ziel ist näher gekommen die ewige Menschheit;
Aber das zeitliche Menschengeschlecht verkennt mich im Geist itzt.
Allunendlicher Vater, als du den Plan für den Himmel
Aller Geschöpf' einst gründetest, war auch der Tod in dem Plane,
Und vor dir ist die Welt, wie das einzelne Wesen, nicht bitt ich,
Daß du die Welt erhaltest in Ewigkeit, Schöpfer, sie komm' einst
Näher zu dir, wie das Kind durch den Tod zum himmlischen Vater!
Sieh, wie der Mensch von Erd', ist jetzo die Welt gealtet,
Aber zu früh, durch schnelleres Leben zu früh, und die Menschheit
Hat noch ihr Erdenziel nicht erreicht, und schon nahet ihr Ende;
Vater voll ewiger Huld! so lang in der Menschheit der letzte
Gotteshauch, für die Heiligkeit Aller, auf Erden entwickelt,
Für dein ewiges Ziel, noch kann verherrlichet werden,
Vater, erhalte so lang', in meinem Namen, die Welt noch.
Deinen Herrlichen, Göttlicher, hast du vor allen geheiligt;
Nun erhöhe vor dir dein Geschöpf auch, nähere Gott es!
Sende den ersten, den liebendsten deiner Geschaffnen der Welt itzt!
Ihn verkläre vor Himmel und Erde, wie du vor den Engeln,
Vater, vor aller Natur, den Eingebornen verklärt hast!
Daß er mich jetzt, wie ich dich verherrlichte, da du mich sandtest,
Und ich das ewige Licht von dir zu den Menschen hinabtrug,
Göttlicher Vater, daß so er mich wieder vor allen verkläre,
Und mit mir dein Geschöpf, in Einer Liebe, bei dir sei.
Winke den Erstgeschaffnen zu mir, ich will ihn verklären,
Vater von dir, mit der Herrlichkeit, die du mir gabst, eh' die Welt war!
Mir auch gabst du die Welt, dein Höchstgeschaffener komme,
Schöpfer, und nehme, vor dir, aus meinen Händen die Welt itzt,
Frei, wie vor dem Unendlichen je ein Geschaffener frei war.
Endlich ist er, o Schöpfer, der Fall des höchsten Geschöpfes
Würde dein göttliches Ziel, durch Weltenalter, noch fernen.
Doch nur, deinem Geschöpf vertrauend, was selber die Gottheit
Liebend leitete, heiliger Vater, allein durch die Freiheit,
Selbst, wie Schöpfer zu wirken, erhöhst du, in deinem Erwählten,
Alle Schöpfung von dir, und heiligt er durch die That sich,
Würde dein Ziel, Weltalter dein Ziel, die Vollendung genähert,
Heiliger Vater, er komm in die Welt, daß er wieder die Meinen
Führe zu mir, und können sie nicht sich mehr auf der Erde
Freun in des Sohnes Herrlichkeit, er durch ihr zeitliches Ende
Alle sie wieder erhebe zu mir, und Gott und die Menschheit,
Liebend vereinet in mir, in Ewigkeit wohnen zusammen.
Du, der ewig, durch mich, sich offenbart dem Geschöpfe,
Allerheiligster, wandelst du auch mit deinen Gefallnen
Wege, die Nacht, die Untergang scheinen dem Blicke des Himmels,
Komm in der ewigen Schöpferhuld, daß alle die Meinen
Mitten im Untergang noch, den Gott der Liebe enthüllt sehn,
Vater, ihr sterbender Hauch dir noch dank', und allen Geschöpfen
Einst es offenbar werde, daß Wahrheit und Liebe des Sohnes
Herrlichkeit sind, und nur durch sie die Schöpfungen Gottes
Zu des Vaters Herrlichkeit kommen, der Seligkeit Aller.

Also mit göttlicher Liebe der Sohn, und als er voll Huld so
Sprach, glänzt' höher sein Antlitz immer, und stralte die Klarheit
Aller Himmel vereinet in ihm, er schwieg, doch die Blicke
Lächelten noch für die Welt um Gnade zum Vater der Schöpfung,
Und der neigte sich ihm, mit allen Stralen, ans Herz nun;
Gnädig wandte sich so zum Mittler der Richter des Weltalls:

Sohn, du ewiges Bild der Gottesliebe zur Menschheit!
Mittler, worin der Endliche sieht die Enthüllung der Gottheit,
Deine Verklärung, o Sohn! ist meine Herrlichkeit, Allen
Komme sie einst, dein Wunsch ist erfüllt, die Welt, mit ihr werd' ich,
Wie ich als Vater sie schuf, als Vater mit ihr vollenden!
Aber der Weg' Unendlichkeit fordert das All der Geschöpfe,
Fordert zum Ziel Allvaters auch Tod, Weltuntergang oft auch.
Todesengel, auch Sie sind meine Geschöpf', und der Schöpfer,
Er, der Alles verklärt, Allvater schuf auch die Hölle,
Schuf sie zum Wohle für All', und hat gesehn, daß sie gut war,
Alles in Ewigkeit für die Ewigkeit wohl geordnet.
Von mir hat sie die Welt getrennt, die gefallene Welt wird
Itzt erzittern dem Weg, den Ich mit ihr wandl' als Richter.
Ewiger Sohn, wodurch sich des Vaters Gerechtigkeit Allen
Ewig offenbaret als Liebe, verherrlichen werd' ich
Jetzt, vor dem Engelgeschlecht, vor allen Himmeln, den ersten
Meiner Todesengel, das höchste meiner Geschöpfe.

Als der Vater von Ewigkeit sprach, da neigte das Lichtreich
Ehrfurchtsvoll sich um ihn, und schauerte sanft, und es blühten
Neue Frühling' in seinen Elisien, stiegen, aus allen
Morgenröthen, wie Weihrauch ihm, umarmten des Aethers
Söhne sich all', doch liebende Bangigkeit schwellte den Busen
Aller Schützer der Welt, daß ein Todesengel herabsteig'.

Itzo winkte der Richter vom Thron, da hob sich ein Chor auf,
Spreitet aus die sternendurchsprengten Flügel, und lichtschnell
Flog's in die Himmel herbei! die strömten heran aus den Nähen,
Strömten aus Fernen heran, und all' ins Heiligste nieder,
Schlossen dann unabsehliche Kreis', in liebender Hoffnung,
Bang des hohen Gerichtsausganges Enthüllung erwartend.

Hoch vor den Heiligen, hoch vor den Engelgeschlechten erhaben,
Stand Donatoa vor Gott, als Erster aller Geschaffnen,
Fürchterlich schön, ihm schauerten alle versammelten Himmel.
Aller Blicke stralten auf ihn, rings schwiegen die Himmel.
Liebend umkleidet' ihn nun, mit seiner Klarheit, der Mittler,
Und umarmet' ihn dann, vor allen Engelgeschlechten.
Harmonien der Lieb' erklangen, und rollender Donner
Tönt' in sie Einlaut — sieh, und die Herrlichkeit Gottes, vom Thron her,
Strömt sie auf ihn, der Schöpfer itzt heiligt' ihn, und erhöhte
Seine Freiheit vor Gott; frei war er, wie nie ein Geschaffner.
Jetzt mit der ewigen Liebeherrlichkeit ihn anlächelnd,
Wies des Mittlers Linke zur Welt, und reicht' er die Rechte
Donatoa, und sprach: Nimm itzt mein Menschengeschlecht hin!

Leise Schauer durchbebten die Himmel, Jehova schaute,
Richtenden Ernstes, auf Donatoa, mit Ernst, der erschütternd,
Himmel und Hölle zugleich, in Einem Blicke, ihm aufthat.
Reicht' ihm die Schlüssel des Abgrunds dar, der Furchtbare nahm sie,
Und im Donner erscholl zu ihm nieder die Stimme der Allmacht:

Donatoa, die Unterwelt wird wieder dich aufstehn!
Frei ist Sie, wie der Himmel, dir wird ein Großes vertrauet;
Steig herab, und verherrliche ihn, der, zum Wohle für Alle,
Auch die strafende Höll' erschuf; am Grabe der Schöpfung
Werd' ich richten dich einst, wie eine Welt, denn dich trag' ich,
Wie ein ganzes Engelgeschlecht, unsichtbar am Busen.
Wirke groß, und du sollst mich als Schöpfer der neuen Natur schaun!
Aber, wenn du zum Untergange der Erde nun aufstehst,
Donatoa, dann hör' hier erst die Stimme des Richters.

Zweifelnd blickten die Söhne des Lichtreichs auf zu dem Mittler,
Als sie die Welt und des Abgrunds Schlüssel dem Engel des Todes
Uebergeben nun sahn, in seinen Händen ihr Schicksal.
Stimme klang da nieder vom Thron, so tönte die Stimme:
Richtet nicht, Himmel, Allvater richtet die Todesengel,
Wendet eu'r Antlitz nicht, wenn ihr seht die Verderber herabgehn,
Und in ihren Händen die Welt, zu Tod sie daherziehn;
Jubelt ihm dann, Allvater ist hier, und wenn ihr hinabblickt,
Ihre Thaten nun schaut, und ihre Reden nun höret,
Wenn itzt Völker die Hölle verschlingt, und schreckliche Opfer
Flammen, von Todesengeln geweiht Allvater als Rächer,
Könnt ihr nicht jauchzen, dann schweigt mit Ehrfurcht dem, der vollendet;
Schaut und hört ihr so Dunkles, das bebend eu'r Inneres aufruft:
Dort ist Nacht! da verstummt, bis euch Allvater sie aufklärt,
Oder nun kommt dem gefallenen Todesengel als Richter;
Wohl, daß auch Nacht vom Heiligsten über die Zukunft herhängt.

Alle Himmel neigten sich jetzt, der Endlichen erster
Sank vor den Thron, stumm dankt' er dem Vater und Richter des Weltalls.

Donatoa, so nannt' ihn der Schöpfer, als er in der Urzeit,
Hoch vor des Himmels Geburt, in allunendlicher Liebe,
Morgenroth um sich her, vom ewigen Thron, in des Chaos
Aufruhr niederstieg, und, mitten im dunkelen Aufruhr,
Aus Urfeuer den Furchtbaren schuf; wild tobte das Chaos

Um den Geschaffnen, als ständ' er, wie Erstlingswelt, ihm in Mitte.
Siehe deinen Erschaffer! so klang die Stimme des Schöpfers.
Staunend dem Dasein, staunend dem Schöpfer, itzt seinem Verderben,
Starrt' er dankend ihn an, dann schaut' er umher durch das Chaos;
Wüthend verfolgt' es ihn, ras't empor um den Hehren, da schlang er
Traut, in des Daseins Kindheit, an die Jehovahbrust sich,
Fühlte sich staunend als Schöpfung im Chaos, und dennoch zu tödten
Ganz geschaffen, da trat er allein mit kindlicher Kühne
Mitten herein in den Aufruhr, tödtete schon mit der jungen
Herrlichkeit blutigem Stral, der bald zum Blitze heranwuchs.
Sieh, und was er als Sieger wie todt hinstreckte, ward Leben,
Drängt' um ihn sich, da ward das erste Gestirn, auf den Stern hin
Kniet' er jetzt vor den Schöpfer, und dankt ihm jubelnd sein Dasein.
Seinem Jubel erschrack das Chaos, der Jubel war Hymne;
Grabdumpf scholl sie die Urnacht durch, ihr Wiederhall seufzte:
„Tod!" da seufzte Donatoa zum Ewigen: „Tod?" auf;
Und im Unendlichen jauchzt' harmonisch der Wiederhall: „Leben!"
Jubelnd staunt er empor, da gab der ewige Schöpfer
Liebend dem furchtbaren Engelkind in die Rechte den Donner,
Und die Stimme Jehovahs kam zu ihm nieder: so sprach sie:

Sieh, so bist du geschaffen, daß Schöpfung werde dein Tödten,
Heilige, Donatoa, in dir den Richter als Schöpfer!
Ahnden wird dich der künftige Himmel, doch spät dich erahnden,
Bleibe mir treu, denn du bist die erste Liebe des Schöpfers!

Mehr noch sprach der Schöpfer zu ihm, doch enthüllt's nur die Zukunft.
Und in allen Verderben, in seiner Schrecknissen allen,
Wuchs er heran, bald nannt' ihn der Himmel den Engel der Hölle.

Itzo hub er den Thron sich auf, in seiner Entsetzen
Blutigflammenden Herrlichkeit, bald noch verhüllt in Gewölken,
Neigte sein Antlitz, hehr wie der purpurglühende Vollmond,
Dankend dem Ewigen noch, vom Auge, voll strömender Blitze,
Heißen Dank für seine Verklärung, noch einmal ihm stralend.
Itzo rüstet' er sich, zum Erdkreis niederzusteigen,
Schlug die Wolken vom Haupt, und mit Regenbogen durchwunden,
Glänzet' hervor, wie Wetterstralen, sein wogiges Haupthaar.
Todesnacht warf dann er sich um, als Gewand, und es wallt' ihm,
Schaurig durchglänzt von seiner Gestalt hochflammendem Purpur,
Wie von der Abendröth' ein Gewitter, herab zu den Füßen.
Seitwärts wandt' er sich nun, nahm Stral aus Gewölken, verflocht ihn
Wie zum sternigen Gürtel, und gürtet' hoch des Gewandes
Nacht mit dem Stral sich auf an der Brust, in dunklere Falten.
Rollte dann, wie brausendes Meer, die Flügel, sie stiegen
Hoch an den Schultern empor, zwei Finsternissen des Abgrunds
Aehnlich empor um das leuchtende Haupt, und hinab durch der Engel
Glänzende Reihn, zog itzt er daher, zum Rande des Himmels.
Weit noch wogt' ihm das Todesgewand, enthüllte sich unten,
Sieh, und wie Morgenröth' des Jenseits schleppt ihm der Saum nach.
Alles Verderben verhüllt, sahn ihn fortwandeln die Himmel,
Denn wenn in seiner zerstörenden Flammenblöß' er daherging,
Würden in Gräberwüsten, die Paradiese des Himmels,
Und der Sfärengesang, in Angstgebete, sich wandeln.
Aber wenn einst er dem Ende der Welt ruft, oder zum Weltgrab,
Zwischen sinkenden Monden und Sternen, die Himmel herabsteigt,
Seines Rachschwerts düstere Feuerstürm' um ihn nieder,
Durch die allgegenwärtige Nacht der Schöpfung ihm leuchten,
Wenn er itzt dasteht über dem Weltkreis, mit der Posaune
Donnerruf, die Erde vom Tod zum Gericht zu erwecken;
Dann wird der furchtbare Herrliche alles, was Schrecken, was Graun ist,
Alles entblößen vor ihr, und seine blutigen Blitze
Werden, in Güssen ihm rings entströmend, und bis um die Pole
Schlängelnd herab, der erwachenden Mutter Erde im Schooße
Alle die Kinder-Tod' enthüllen in schaurigem Frühroth.

Itzo wand er sich um, dem Todescherubim winkend;
Todesolimp, so nannte der Himmel das Heer der Verderber.
Und in dunkle Wetter sich kleidend, und Wolken umgossen,
Kamen in stürmendem Flug sie ihm nach, aufrollten des Lichtreichs
Pforten ihm nun, und dumpf, wie der flutende Ocean herrauscht,
Schwebte die Majestät Donatoa's nieder zum Erdkreis.

Und der Vater des Weltalls hob sich zurück in die Himmel,
Mit ihm die Söhne des Lichts, noch zarte Laute der Wehmuth
Mischten sich in den ewigen Jubel, da schwang von des Lichtes
Söhnen der erste, da schwang sich Michael hoch vor die Reihen.
Seine göttliche Seele durchglüht' ein großer Gedanke,
Glänzt' in die Meinen hervor, wie Posaun', erhob er die Stimme:

Hört mich ihr Reiche der Liebe, zu ihm, dem der Mittler die Welt gab,
Eil' ich hinab, mit inniger Bitte, mir frei zu gestatten,
Seinen furchtbaren Wegen zu folgen, und mir auf der Erde
Sfäre zu Rettungsthat für's Menschengeschlecht zu eröffnen.
Immer um ihn, will dann ich ihn flehn, zu verzögern den Weltsturz;
Und wenn als Tod er auch kommt, den Tod begleite die Liebe.
Hofft ihr Himmel, die Vaterallmacht war's, die ihn auskor!

Jubelnd umarmten ihn all', und bis hinab an die Pforten
Jauchzten die Engelreich' um ihn mit; und der Herrlichen schönster,
Liebendster aller, geschaffen aus Lilienstralen des Urlichts,
Hüllt' in den reinesten Aether sich hier, wie in Sternenhimmel,
Schwang den silbertönenden Flug, und wie Röthen des Aufgangs,
Wallten die Flügel, und Melodien entsäuselten ihnen.
Blumen gossen sie aus, und Frühling hauchten die Blumen,
Die er, der glänzenden Rosenblüth' am Busen Aurorens
Aehnlich, durch's goldene Haar, das über die Lilienschultern,
Gleich gekräuselten Sonnenstralen, sich wiegt' in den Lüften,
Hoch um die Weiße der Schläfe sich flocht, wie zum Kranze der Hoffnung.
Stillerhabener Ernst, und Seelenhoheit, wie nur sie
Einst der Gefallenen Fürst in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm, durch Liebe verklärt, aus dem Himmel der Mienen,
Und in die himmlische Züge des Götterernstes ergoß sich
Heiter und sanft, stillfriedliches Lächeln unsterblicher Jugend.

Schnell von Gestirn zu Gestirn, durch tiefere Sonnengebiete,
Schwebt' er dahin, die Rosenstralen der Fittige gossen
Morgen auf Unschuldserden, und rings in den Morgenröthen
Jauchzt' in seligen Festen der Freundschaft die Unschuld der Erden.
Immer noch schnelleren Schwungs, sah fern er itzt Donatoa,
Und in geschleuderter Eil' an Planet und an Monden hinunter
Blitzte sein Flug, und er stand, in allen lächelnden Eden
Seiner erhabenen Schöne, vor ihm, so sprach er voll Ehrfurcht:

Donatoa, vergieb's dem Schmerz, der mich vom Olimp zog,
Jenen Schmerz, daß du jetzt vielleicht mit der Erde schon endest,
Ihm, o Erster, vergieb's, wenn ich mit der Bitte dir nahe,
Donatoa, um Letztversuch für die Rettung der Welt noch!
Beid' uns schuf Ein Vater der Lieb', und ihn, der das Weltall
Wärmt an dem Vaterherzen als Kind, der Dich und der Mich liebt,
Ihn, den liebenden Allunendlichen, der, durch den Mittler
Ewig vermittelt dem Endlichen, dir sie gab, zu verklären,
Steigst du itzo hinab, vergönne mir so dir zur Seite,
Dich zu verherrlichen! Könnt' ich die Welt neu gründen durch Liebe,
Wieder verjüngt, sie als Unschulds-Erde, dem traurenden Schutzgeist
Sie in den Triumph zuführen als jüngere Schwester des Himmels,
Donatoa die That, nur dich verklärе die That dann!
Aber willst du allein mit dem Menschengeschlecht vollenden,
Dann auch dränge mich nicht hinweg, und laß mir den großen
Hehren Blick in die Wirkungssphäre des Donatoa!
Denn wie ein Engelgeschlecht, wirkst du allein schon, und wenn ich
Deine Thaten nicht faß', ich werde schweigen mit Ehrfurcht.
Todesengel auch kamen vom Herzen des Schöpfers zur Welt oft,
Und ich ahnt's, wie auch Lieb' oft Sterne der Liebe zu Grab ruft.

Aber wenn du dem Menschengeschlecht das Auge nun schließest,
Dann laß fühlen der Welt, daß der Tod nur Allvaters Kuß ist!

Also der liebende Herrliche. Dämpfend die Flamme des Rachschwerts,
Gab ihm die Majestät Donatoa's also zur Antwort:

Der zum Tödten mich schuf, Erzengel, Er, der die Sündflut
Ueber die Welt goß, und in Gomorrha's Flamme herabfuhr,
Gab mir die Sodomwelt, ihr komm' ich als des Verdammers
Stellvertreter, und ihn zu erklären, empfang ich die Welt itzt!
Meine Pflicht ist Schwert der Gerechtigkeit, und an des Weltalls
Grabe dereinst, und über dem Tod der Engelgeschlechte,
Faßt mich allein ein Weltgericht, nun such' in dem Gange,
Den ich jetzt geh' mit der Welt, und führt er auch in den Abgrund,
Suche nicht, hier mich zu halten, Erzengel, unheilig nur wirkst du
Wider ihn, der auch Engelgeschlecht' einst himmelab stürzte;
Folge mir nach, vielleicht, daß auch That der Verherrlichung dir wird,
Aber richte nicht für, nicht wider mich. Der neuschaffend,
Auch das gebrochene Herz des Todesengels verjünget,
Wird euch Alles enthüllen, am großen Tage Jehovahs.
Eil' itzt hinab zu dem Welt-Schutzgeist, des Kommenden schnell ihn
Vorzubereiten, und stürzt ein Stern herab in das Weltmeer,
Führ' auf den Stern ihn zu mir, daß übergeb' er das Leitband!

Und itzt strömt' er den Blick auf Michael, flammend Entsetzen
War er, und schien die Liebe dennoch; erheitert durch Hoffnung,
Und von Ahnung, unnennbarer Liebeahnung durchschauert,
Stralte die Schönheit Michaels eilend voran nach der Erde.
Sonnen rollten zurück, und Jubelwelten entschwanden,
Sterne stiegen empor, Milchstraßen schimmerten um ihn,
Und sein melodischer Flug, der wie Saiten die Lüfte umher schlug,
Tönt' Einlaut in des stürmenden Sfärenfluges Triumphe.
Morgende Welten durchleuchtet' er heller, wie fliegender Mittag,
Wallet' er über sie, goldenes Glanzgewölk aus den Morgen
Strömte, wie Flut von Rosen, ihm nach durch Auroragestirne,
Und von Westen durchhaucht, zum Kranz um den Engel sich ringelnd,
Und von den Stralenflügeln mit lichterem Purpur umgossen,
Bildet' es Aufgangsröth' um ihn her, und in Herrlichkeit stand er
Hoch in der Aufgangsröth', und wandte wie Sonne sein Antlitz
Jetzt nach der nächtlichen Erd' hinab, die fern vor ihm aufstieg.

Und, wie nach Weltumarmung sich sehnend, den Arm nach ihr reichend,
Klang ihm die Stimm', und zu Harmonie erhob ihr Gesang sich:

Friede mit dir! Du sternbekrönte Mutter der Menschen!
Zu dir komm ich hinab, zu ihm dich wieder zu führen,
Welcher den Himmel und dich, auf Einem Arme getragen,
Erde, dir reichet der Himmel die Hand, nimm auf ihn mit Liebe,
Fliehe ihn nicht, komm, ihm an der Hand, zurück zu dem Schöpfer!
An der großen Allvaterbrust hingst du, mit ihm glücklich,
Warst die Jugendgeliebte des Himmels, die treue, und gerne
Schmiegen in Liebe sich traut einst Erd' und Himmel zusammen.
Hättest du ewig treu ihn geliebt, neuschaffend die Schöpfung,
Würd' in ihr der Vater von Ewigkeit beid' euch vereinen.
Siehe, der Himmel, den du verließest, er selber, o Erde,
Naht sich nur dir, nimm wieder ihn auf, gedenkend der Zeiten,
Wo ihr zusammen noch wart, in hoher Jubelumarmung,
Eine Seele nur scheint, Ein Herz am unendlichen Herzen.
Nicht um der Blüthenhülle Hinwegfall trauert der Himmel;
Höher verklärt, und schön an dem Busen, woran er dir ruhte,
Bräutlich nun ausgeschmückt mit dem Stern der Liebe zum Strauße,
Würd' er im hohen Triumph, umjauchzt von erwachenden Sonnen,
Aus der Mitte der Sternengeschwister hervor im Triumphe
Führen die Braut vor den Gott der Liebe, und würde nun endlich
Eure Liebe gekrönt durch Verein, und, in ew'gem Verein, ihr
Ruhn im Schooße der Vaterallmacht, hoch ihr am Herzen,
Heb' aus der geistigen Nacht, die tief dich umhüllet, das Antlitz,
Blick ins Sternen-Unendliche, sieh, o Erde, wie alles,
Bis in die fernsten Tiefen und Höhn des Unendlichen alles
Liebe ist, und umschlingt, und liebend wieder gefaßt wird.
Sternenhimmel umarmen einander, und jüngere Sonnen
Drängen, als Kinder, sich vor, in Morgenröthen gekleidet,
Sonnen, von Sternenkreisen umrollt, um höhere Sonnen,
All', in Jubelgesang, um die höchste, den Thron Allvaters:
Liebe lehrt er der Nächsten um ihn, dem Himmel, der Himmel
Liebte die Erd', und lehrte sie ihr, zog Welten zu Gott auf.
Erde, so wareſt auch Du geschaffen, einst jüngere Welten
Zu ihm hinauf, als Muttererde, als Sonne zu führen,
Warst so ganz für den Himmel, und seine Liebe, geschaffen,
Mit ihm verrint, Stammeltern zu werden der neuen Natur einst;
Bis das hohe Allvaterziel, die Göttlichkeit Aller
Jauchzend errungen durch ewige That, und alle Natur nun,
All' in Einer Liebe vereint, Ein Himmel, um Gott sei.
Dieser Triumphgedank', o Erde, sinkt dir bei ihm nicht,
Wie ein veraltetes Grab, dein enges Leben zusammen!
Ach, und dies veraltete Grab, das nennst du dein Alles,
Erde, schwinge dich wieder empor zu höherer Liebe!
Komm zu der Liebe des Himmels zurück, und in heiliger Ahnung
Wirst du sehen den Kranz, der für dich im ewigen strahlet,
Wird er alles dir lehren, was drüben deiner erwartet!
Siehe, so lange nicht zartere Hüll' aus Licht dich umwallet,
Kann dich der Himmel so eng nicht umschlingen, daß Seel' er in Seele
Hauch', er kam verschleiert zu dir, du hobst ihn den Schleier;
Erde, da war's, als sein Licht, die Herrlichkeit, die von ihm ausging,
Blendete dich, dein Auge verdunkelte, du ihn nicht mehr sahst. —
Deinem Abfall traurt der noch immer dich liebende Himmel!
Welten fallen wie Säuglinge oft, doch Erde, du hast dich
Selbst von seinem Herzen gestürzt in des Tartarus Arme,
Wirfst dich in schrecklichen Schlummer, dir reicht er Früchte des Todes
Und, voll Eden dein Traum, nimmst du sie als Früchte des Lebens.
Dich aus dem Traum, dich aufzuschrecken aus tödtendem Traume,
Kommt der Donnerer, hörst du ihn nicht, dann endet mit dir er,
Daß, wenn nicht mehr in der Zeit, du doch in der Ewigkeit aufwachst!
Erde, und wachst du im ewigen auf, in des Tartarus Armen,
Wirst du mit ihm für ewig vereint in der neuen Natur dann,
Wird der Himmel die Erd', als Ewigtodte, beweinen.
Fern schon heran, itzt näher heran erschallet des Donnrers
Flug, daß ihn, der Mittler ihn sandte, wie wird es mir Nacht hier!
Aber auch in der Nacht ist der Gott der Lieb', und die Nacht auch
Hat er verklärt mit der Sternenkron'! Er wird es enthüllen.
Wende dich wieder zu uns, du hehre Mutter der Menschheit,
Komm zur Liebe des Himmels zurück, die Religion ist!

Tief an der Erde vertönten die Melodien des Nachhalls.
Stille Hoheit, nahet er jetzt, sein Auge voll Urstral,
Funkelte grüßend ihr zu, und des Auges liebliche Blitze
Brachen sich sanft an dem Schnee der Wangen, und wurden auf ihnen
Sonnenröthen, er stieg zu dem Welt-Schutzgeiste hinunter.

Und des Donnerers Herrlichkeit naht', ihm strömten des Schwertes
Flammenergüsse hinab, und fern itzt bebt' ihm der Erdball.
Wie ein Komet, durchirrend die ruhige Bahn der Planeten,
Fern sie erschüttert, so kam er her, so bebt' ihm die Erde.
Donatoa trat auf ein kleines verwüstet Gestirn itzt,
Wo er, als Tödter gesandt, vor kurzem ein Menschengeschlecht noch
Führte zu Grab, itzt seine Verwesungen schwül um ihn stäubten.
Kirchhof war nun der Stern, oft ruhten Engel des Todes
Ueber dem Kirchhof, trüb versunken in düsteren Tiefsinn;
Und, von Todten umringt, auf neue Todte nun sinnend,
Oder alternde Nebel sich sammelnd, zu Sterbegesängen,
Ihrer Harfe, die Trauersaiten mit ihnen zu kränzen.
Donatoa stand auf dem Stern, gewandt nach der Erde,
Breitet' über ihn aus der Fittige Nacht, und ein Vollmond
Stieg im Fernen empor, schien auf sie feierlich herunter,
Und zwei jüngere Todesseraphim, welche dem Donnrer
Ueberall folgeten, traten, zur Seit' ihm, unter die Flügel.
Niedersenkt' er des Rachschwerts strömende Flamm', und ihr Schimmer
Floß um die Welt, wie schauriges Nordlicht, rings sie erhellend.
Lang' anstarrt' er das Menschengeschlecht, da wölkt' ihm des Zornes

Finsterniß schrecklich die Stirn, und der Wangen blutige Sonnen
Dämmerten Abend des Lebens herab zum Menschengeschlechte.
Sinkend auf's Knie, wandt itzt er das Auge, voll tödtender Stralen,
Halb gen Himmel, und halb zur Erd'; und, Blitz' um sich strömend,
Schwebte der grauenvolle Blick, wie zwischen Leben und Tod hier.
Wetter umrollten ihn dann, und dumpf, mit den Schlägen der Wetter,
Scholl in harmonischen Donner umher des Furchtbaren Stimme:

Du, deß Majestät durch die Tode des Menschengeschlechtes,
In dem Wirbel der Flut, mit Wohlgefallen, daherfuhr,
Der im alten Olimp-Sturz fürchterlich schon sich verklärte,
Schon in der Urzeit, hoch sich verklärt', als Er, mit der Rechte
Schaffend die Schöpfung, zugleich mit der Linke das ewige Grab grub;
Du, der in grauenvollen Weltgerichten mit Wonne sich fühlet,
Und, zu seiner Verherrlichung, einst der Natur das Herz bricht,
Ewiger Allvergelter, zu dir erhob' ich dies Rachschwert,
Das du, hoch vom Gipfel der ebengeschaffenen Hölle,
Einst mir heruntereichtest, zum Untergange von Welten!
Deinen Namen verklär's auf Erden, und bringe die Welt dir,
Hört sie im Leben dich nicht, dir todt dann wieder zu Füßen!
Tausend Gestirne, die du mir gabst, schon weiht' ich dem Abgrund,
Jubelnd zu dir, doch daß du endlich die letzte der Welten,
Richter, die Mittler-Erde, mit ihr zu enden, mir hingabst,
Dank, wie ich einst, aus der Chaos-Flamm', als Wesen mich hebend,
Dir am Jehovahherzen ihn jauchzete, wie für ein zweites
Dasein, Dank dir dafür; so ihn, wie ich, voll von Jehovahs
Tag, ihn dir jauchzt', als du, zur Schöpfung der Hölle, mich mitnahmst,
Kind ich als Todesengel noch war, dem furchtbaren Vater
Folgt', und mit einmal die Höll' itzt stand, ich verwirrt dich ansah,
Blick du mir gabst in der Gottheit ewige Tiefen, und nun ich,
Dir aus den Armen herab, anschaute die graufe Geschaffne,
Und im Entzücken, daß war die Hölle, zu dir frohlockte;
So auch itzo dir Dank, daß du hier, zu enden, mich hersandst,
Ueber Tod und Leben der Welt mit Freiheit zu richten.
Hört dich jetzt nicht die Sünderin, als der Gerechtigkeit Opfer,
Flamme sie dir, und werde der Staub des Menschengeschlechtes
Dir ein würdiger, dir ein wohlgefallender Weihrauch!
O, der erhabenen Folgen des hehren Gerechtigkeit-Opfers!
Ha, wie seh ich sie jetzt, verklärend den Vater der Hölle,
Vor mir schon in der Ewigkeit fernste Tiefen hinabgehn!
Ha, wie sehnte sich ewig mein Herz, mit diesen Planeten
Endlich, mit ihm, deß Ende der Ruf zum Tod der Natur ist,
Sternenzerstörer, mit diesem Planeten nun endlich zu enden,
Daß dein Weltgericht komm', und dich vor allen verkläre!
Ha, wie flammend drängt mich mein Inneres, sehnet mein Herz sich,
Sehnet sich heiß nach Weltgericht, heiß nach dem Tod der Natur sich:
Daß der Triumph der Gerechtigkeit gründe die neue Natur dann,
Jener Gerechtigkeit, die im Olimp auch Verdammerin einst war.
Wann am Grabe der Welt, in hoher furchtbarer Schöne,
Nun aufgeht der Weltgerichtstag, das Grab sich ihm aufschließt,
Laut mit allen Posaunen des Himmels, von Sternen zu Sternen,
Rings die Natur durch, schallet sein Nam' herab bis zum Abgrund;
Und, mit stürzenden Welten, auf niedersinkenden Himmeln,
Ueber Sonnen voll Tod, herkommt der Zürner Jehovah;
Wehe dann, Erdnergeschlecht, wenn du jetzt zu ihm nicht zurückkehrst! —
Fürchterlich wird dich fassen sein Zorn, und, am Weltgerichtsabend,
Werden, von dampfenden Sternen herab, in eiserne Harfen
Todesengel die Jenseitswehen aus Wettern dir donnern;
Wehen, als heulte sie dir das dumpfe Geröchel der alten
Höll' in der Todesstunde, so werden sie wider dich kommen;
Dich in den Brand der Schöpfung von neuem zum Tod hinstrecken,
Deinen flammenden Staub, durch Weltsysteme, zerstreuen,
Bis in der neugeborenen Höll' ihn der Schöpfer verjünget.
Dort, Gerichtetes, jammere dann an der ewigen Wunde,
Die du selber dir schlugst, wegtödtend das Herz, wodurch Gott sprach,
Jammert dort an der brennenden Todeswunde des Herzens,
Bis du einst aufwinselst zur mitverjüngten Gehenna:
Höll', als Säugling kannt' ich dich schon, ha, Schwarze, jetzt sind wir
Beide grau, ja winsele fort an der inneren Flamme,
Bis zur Greisin die Ewigkeit wird, und die Ewigkeit müd' ist,
Müde, dem Tage Jehovahs ruft, daß Er nun vollende!
Eile, Vergeltungstag, an deinen feurigen Händen,
Führend, wie Kinder, zur Linke den Tod, zur Rechte das Leben,
Komm, mit jubelnden Donnerstürmen der ewigen Harfen
Singen dir Todesengel ihr ernstes Willkommen entgegen;
Und oft wandelnd zur Höll', auf der Mittler-Erde mich rastend,
Auf der alten Babilon Trümmer, erschüttr' ich Triumphe,
Mit lustschauerndem Ungestüm dumpf in die Saiten herunter.
Eile heran, schon seh ich's, wie dämmernd in tiefester Ferne,
Seh es, hör' es schon her, wie endet der Ewige, um ihn
Untergeht der Weltgerichtstag, der Weltgerichtsabend
Morgen itzt wird der allunendlichen Aernte der Schöpfung,
Dumpfe flammende Schwül' aushaucht, und allgegenwärtig
Rauschet die Saat, wie Ozean rauscht, der Aernter umherschaut,
Reif das Weltall sieht zu der unendlichen Aernte,
Jetzt auffteht von dem Thron, die Sichel faßt, und nun ausholt,
Ha, und die Sichel vom Aufgang, Blitze wie Fluten ergießend,
Rund um sich her zum Niedergang schwingt, und vor sich herunter
Alle Sternensaaten mit Einem Male dahin wirft;
Dann für die Ewigkeit schnell aussondert die edlere Frucht sich,
Und die dornige Saat in des Abgrunds Flamme hinwegstürzt.
Nah ist der Tag, als dornige Saat, schon seh ich dich, Erde,
Reifen zum Tage der Flamme, wie Garb' ihr wurde Gomorrha.
Graue Sünderin, kehrst du nicht um, Verzweiflungsgebet dann
Wirst du zu spät auffjammern zu Ihm, der, in grauester Urzeit,
Dich verschont', und ein Engelgeschlecht, das ihm ruht' am Herzen,
Nicht verschonte, gefallene Himmel ins ewige Grab stieß.
Du, der für Weltuntergang, für Tode mich schuf; wie die Freiheit,
Mehr' in mir auch die Kraft, jetzt mit dem Erdnergeschlechte,
Unter ewiger Jubelhymne zum Schöpfer der Hölle,
So zu enden, so fühle die Welt: es lebt der Verdammer!

Und wie tausend Orkane, wie todtweissagende Wetter,
Scholl die erschütternde Stimm' herab, und verlor um die Welt sich.
Sprach der Schreckliche, sprachen die Todesengel, die Erde
Hörte zwar nicht, mit irdischem Ohr, die Donner der Rede;
Aber ihr Inhalt drang in die Seele des bebenden Erdners,
Sprach lautdonnernd in ihm, als Stimme des ernsten Gewissens,
Schreckt' in ihm dumpf, wie Ahnungen auf, wie her aus dem Jenseits
Zugeflüstert, mit innerem Donner, der Seele nur hörbar,
Treffend, voll höheren Grauns, wie mit Todesstoß, ihn erschütternd.
Also sah der Erdner auch nicht, mit irdischem Blicke,
Mit dem Auge voll Nebeltrübe, die Furchtbaren wandeln,
Nicht die Gestalt, die Schrecknisse nicht der hohen Verderber.
Geistig wirkten sie hier, nur zart versinnlicht, der Blicke
Feinsten, wie Schatten, enthüllt: die Schrecknisse ihrer Gestalten
Wo die Entsetzlichen wandelten, wo sie die dunkelen wandten,
Fuhren herab in die Phantasie des Erdbewohners,
Und erfüllten mit Schreckenbildern von Tod und Gericht sie,
Und von Weltuntergang, von Jenseits-Strafe, von Hölle,
Stiegen tödtend hinab in des Erdners Traum, und Verwirrung,
Dumpfe Verstimmung und Angst, blieb lang noch zurück dem Erwachten.
Siehe, so wirkt' ihr Geist auf den Geist, unmittelbar traf er,
So entsetzt die Welt, vor Donatoa, sich jetzo.
Zwar wenn sie ganz der Natur sich nährten, diese Verderber,
Uebergingen ins Sichtbare nun, sie kamen verkörpert
Dann in graufen Naturerscheinungen, sprachen in Wettern,
War Erdbeben ihr Schritt, ihr Zorn die Wuth der Vulkane.

So auch der Welt; daß nun sie erwach' aus dem Taumel der Laster,
Als des Weltuntergangs Vorbild, herunter zu kommen,
Rüstete Donatoa die dunkelen Schrecknisse um sich.

Jahre schon wankte der Stern, herab zu stürzen zum Erdball;
Gegen ihn wandte der Donnerer sich, mit dumpfem Gebotschall:

Stern, stürz hin, erwecke die Welt, und wachet sie nicht auf,
Werde dem Todesolimp zum Hochaltare des Todes,
Wo er in Flammen das Menschengeschlecht der Gerechtigkeit opfert.

Weltschwer lastet' er jetzt auf den Stern sich, wiegt ihn mit Urkraft
Unter sich wild, vom Pole herauf, zum Pole herunter.
Da mit betäubendem Donnerknall zerplatzte die Axe,
Riß aus den Polen; und alle Gebirge zu Thal hinschmetternd,

Und mit entsetzlicher Wuth, mit Nachhall krachend Getöse,
Stürzte der Stern, wie tausend Donnerschläge mit einmal,
Scholl er, und borsten, im schmetternden Hinsturz, Gegenden borsten
Wüsten voll Ström', und dampfende Länder von seinem Gestad los,
Sanken, wie kleinere Sterne, wie Sternenhimmel, herunter.
Hoch auf die mittleren, hundertmeiligen Trümmer erhaben,
Kam der Donner her, umtobt vom Meer des Gestirnes,
Und in die Wogen des Nachschwerts Glutausströmungen dämpfend;
Kam, wie herab mit dem fallenden Sternenhimmel, zum Erdkreis,
Fürchterlich toste die Trümmer, die Höhn und die Tiefen verwirrend,
Prasselt' herunter itzt dumpf ins Weltmeer, brausend umschlug es
Rings ihr die Seiten, und brausend umschlugs die zerrissenen Wolken,
Hohl nachkrachende Donnererschütterungen tummelten lang noch
Hin und her in den Polen die Welt, die Fluten des Meeres
Warfen, in Wogengebirgen, der Sündflut ähnlich, sich thurmhoch
Ueber die Ufer, und wühlten, und wälzten, in dunkler Verwüstung,
Städte mit allen Bewohnern, empor in die donnernden Wolken,
Schleuderten dann, in Strudel gejagt, sie wieder zum Abgrund,
Und Erdbeben in Ost, Erdbeben in Westen, verschlangen
Völker und Städt', und Todesschauer durchzuckten die Erde.
Also kam in seinen Verderben der Donnerer nieder.

Hoch aus dem Wogen-Chaos des Meers, zwölf schwindelnde Berghöhn,
Ragte das Trümmergestirn, voll Graun, bis über den Dunstkreis,
Und in tiefsten Fernen, und neben der Erde vorüber,
Sanken schauerlich immer noch foct die anderen Trümmern.

Michael sah ihn, und über das Meer, in lichtester Klarheit,
Kam er auf blüthenweißem Gewölk, ihm hatt' um den Busen
Liebend sich angeschmiegt der erschrockene Hüter der Erde.
Und so schwebten sie her, wie Morgen und Mittag, zum Donnrer,
Der in der Höh, wie ein grauser, gewitterumströmender Abend,
Und zur Seit' ihm, wie Nacht, die Todesseraphim, dastand.
Traurend blickte der Welt-Schutzgeist gen Himmel, vom Himmel
Sank sein glänzendes Auge, voll Thränen, zurück auf die Erde.
Michael schlang mit den Stralenarmen ihn enger ans Herz sich,
Und wie Harfengetön, entfloß ihm die Rede des Trostes:

Hüter der Welt! der oft in den Jugendzeiten des Himmels,
Mit mir in Liebe-Sterne hinabstieg, dem ich, vor Alters
Führend umher durch den Sternenhimmel, die Schöpfung zuerst wieß!
Siehe, mir gab Allvater, den Erden Hüter zu wählen!
Ist auch die Welt, die du an dem Leitband führtest, gefallen,
Blick' in die Orionen empor, rings glänzen in ihnen,
Wo dein Blick auch nur späht, der Unschuldserden noch viele.
Wähle von ihnen dir, Jugendgeliebter, nach deinem Gefallen!
Die untreu den Himmel verließ, hört jetzt sie nicht seinen
Ernsteren Ruf, da den Erstgeschaffnen die liebende Allmacht
Sendet zu ihr, dann Schützer ihr sein, ist deiner nicht würdig!
Sieh, und die Unschuldswelt, die aus den Sternen der Liebe,
Oder aus schöneren Urlichtssonnen zur Hütung dir auswählst,
Frühlingt auch sie nicht mehr, als die erste Liebe des Himmels,
Fruchtet vielleicht, als die höhere zweite, als ew'ge des Himmels.
Hängt dennoch an der Erde dein Herz, und kann sie des Lichtreichs
Wiedergesundne nur werden im Tod, Schutzengel der Erde!
Ihre Hülle nur fällt, lang hat sie geblüht, und verblichen
Höhere Sonnen in ihrer Geburt, kaum Reife des Aufgangs,
Sanken sie schon, und neigten sich oft doch Sterne der Unschuld
Schon in dem Erstlingslächeln, und Silbermonde mit ihnen,
Weiße Wolkenhimmel nur erst, schon wieder dem Ende.
Neugeschaffen nach schönerem Bild, in Liebeverklärung,
Steht sie einst auf, ein höheres Wesengeschlecht an dem Busen,
Führst du sie dann, im Gejauchz, um ihre Sonne, den Himmel.

Lange verstummte der Hüter der Welt, dann sprach er voll Wehmuth:
Tiefer schmerzt mich jener Gedank', o in dieser geliebten
Blumigen Hülle, wie sah ich in ihr so gern doch die Erde,
Wie umschlang ich sie immer in dieser vertrauten Umhüllung,
Schöner war sie doch mir, als die Lichtumwallung der Sonne.....
Wenn nun alle die Thäler und Höhn, die Eden nicht mehr sind,
Wo ich vordem, umjauchzt von der Jugendliebe der Menschheit,
Sie für den Himmel erzog, wo des Lichtreichs Söhne auf Erden,
Einst mir am Herzen, den Himmel vergaßen, und sichtbar des Schöpfers
Liebe, wie im Olimp, mit gleichem Lächeln auch hier war;
Blühn sie nicht mehr, die Thäler und Höhn, wo göttliche Thaten
Meine Menschen zum Jubelopfer dem Schöpfer einst weihten,
Diese Gefild', hier lebt' ich mit ihnen, hier war mir der Himmel.
Sieh umher durch die Welt, die Höhn, die Tiefen, sie alle
Sind voll Spuren der Herrlichkeit Gottes, dem Hüter der Erde
Rings Denkmale der Jugendseligkeit, sind nun alle
Untergegangen, wie könnt' ich jubelnd die Erde noch führen!
Jede schönere Umgestaltung, und würde die Erde
Himmel auch einst, ich suchte die Jugendeden doch wieder.
Dort das kleine Gebirg, wo die Morgenröthe des Frühlings,
Mir als Rose des Himmels, nun aufsproßt, dieses Gebirge,
Wo du vordem mir, wie ich erschaffen ward, liebend erzähltest;
Jener Hügel, wo vormals ich sah die Schöpfung des Menschen,
Die ich gehütet in jeder Erschüttrung, und einst in den Fluten;
Werther sind sie mir doch, als Paradies' in des Aufgangs
Rosengestirn, als jedes Elisium in der Natur mir!
Find' ich den heiligen Hügel nicht mehr, das Gebirg und das Thal nicht,
Wo als Ober-Hüter der Erd', Eloa der Hohe,
Von dem Versöhner gesandt, mit mir einst theilte das Leitband,
Mir das gefallene Schutzkind wieder erhob und zurückgab;
Find' ich die traulichen Jugendhimmel der Erd' in der Heimkunft
Alle nicht mehr, dann ist sie ja nicht der Welt, die ich führte.
Diese liebt' ich, und jedes, auch höhere Wesengeschlecht ist
Doch nicht das Menschengeschlecht, woran ich, wie ewig, gewöhnt bin.
Sieh den Hüter der Welt, mehr auf der Erd', als im Himmel,
Hatt' er gelebt, so ward ihm die Erde zur traulichsten Heimath,
Und in die Unschuld, Seligkeit, Freundschaft und Liebe der Erde
Immer gemischt, so ist der Engel wie Mensch nun geworden.
Wie ich mein Schutzkind zu mir hinauf, so stimmt' ich zu ihm mich
Freudlich hinab, daß wir ganz Eins würden vor uns und dem Schöpfer,
Stürzte die Hülle der Welt hinweg, verläßt sie die Menschheit,
Find' ich das Menschengeschlecht nicht zurück in den Zügen der Menschheit,
Reiner, erhöhter und lichter, und so die Hülle der Welt auch,
O wie kann ich die Welt, wie anderen Stern, dann noch hüten!...
Erde, dich nimmt mir der Todesengel vom Herzen hinweg nun! —

Traurend sprachs der Schützer der Erd'; und hin vor den Donnrer
Traten sie jetzt; sanft neigend sein Haupt an Michaels Busen,
Tönte sein Schmerz, wie Wehmuthslied vom Grab des Geliebten,
So zum Donnerer auf, indeß vom leuchtenden Aug' ihm
Thränen entbebten, und hell ins gebrochene Lächeln der Wangen
Sinkend, wie Liliensterne im Abendhimmel, erglänzten.

Nimm's denn hin, mein Geliebtestes, nimm mir denn ab das Leitband!...
Dein ist jetzo die Welt, ich war ihr Führer,... durch Liebe
Mit ihr vereint, durch ewige Leitung von ihrer Geburt an,
Mehr mit ihr als dem Himmel vertraut, nannt' einst ich sie mein noch...
Alles hab' ich gethan, was ich für die Erde nur konnte;
Alle Hoffnungen laß ich in ihr, mit gehorchendem Willen
Geb' ich sie dir, mit der Erd', in die Hand, die zu Tod sich nur ausstreckt!
Schutzkind, fahre denn hin, dich seh ich zum letztenmal itzt!
O der bangsten Wehmuth für Alles einst hoffenden Engel,
Ach, zu sehn in den Händen des Todesengels sein Schutzkind!
Fürchterlicher! wenn je du es ahnetest, wie es der Schöpfer
Einst geliebt hat, wenn du es ahnest, daß auch das verhüllte
Allerheiligste Liebe nur ist; wie Michael, ahnest,
Daß es das Herz des Schöpfers nur ist, die Welt er dir hier gab;
O dann schone der Erde, du Fürchterlichster des Todes!
Hebe sie auf, durch Thaten, als thät' sie der Engel der Liebe,
Hebe sie auf, gieb dem sie zurück, der sie führte als Schutzgeist
Aber als Menschen-Erde zurück, denn mich freut kein Gestirn mehr,
Mich kein Menschengeschlecht, wenn dieß nicht wiederum mein wird!

Als er verstummte, da wandt' er den Blick auf Michaels Hoheit,
Bitt' auch du für das Leben der Welt, so sagte des Blickes
Trauerlächeln, der Liebeherrliche nahte des Donnrers
Majestät sich heran, und also hob er die Stimme:

Erster aller Geschaffnen, Gebieter der Engelgeschlechte!
Deiner Endigungsthat mit der Welt, ich hoffe zu dir es,..

Donatoa, ihr werden die Himmel einst freudig erstaunen.
Jedes am schlagenden Gottesherzen gewärmete Herz sehnt
Gottesähnlich sich immer doch nach der Seligkeit Aller;
Auf sie blickest auch du, doch, endend itzt mit der Erde,
Du am Allvaterherzen der nächste, gedenke auch göttlich,
Daß die Bitte des Erdeschützers wie Tausender Bitt' ist!
Jedes höhere Wesen umschling' ich mit höherer Liebe,
Ob es im Lichtreich wandelt, in Engelhüll', in der Unschuld
Sternen, als Mensch, als Dämon in den oberen Morgenröthen;
Aller freut sich Allvater, zu Einem Ziele sie führend!
Aber da nur in der Menschenhülle der Hüter sein Schutzkind
Lieber umarmt, dem trauteren Bild sich traulicher anschmiegt,
Donatoa, mit Ehrfurcht wag' ich die Bitte der Liebe,
Seinen Himmel auch ihm mit der Welt einst wieder zu geben;
Macht, wie sie keinem der Herrlichen ward, ist dir angeschaffen,
Deine Freiheit, vor allem Olimp, erhöht von dem Urgeist.

Mildernd seine Verderben, die Wuth der Schrecknisse um sich,
Aber die Stirn voll düsteren Ernstes, sein Auge voll Flammen,
Gab Donatoa mit leiserer Wetterstimme zur Antwort:

Selber wähle die Welt itzt zwischen Himmel und Hölle;
Wählt sie die Höll', ha, Schonung der Welt kennt dann nicht dies Rachschwert,
Jede Spur der Herrlichkeit Gottes erlösch' in der Erde;
Werde dann Weltgerichtsspur, Gomorrhagrab, wo einst Gott stand.
So zu verwandeln des Ewigen Spur, sieht dann mich der Himmel,
Mich hier wandeln, die Hölle; du bebst? den Engel des Todes
Rufen höhere Pflichten, als dich, Erzengel! und kam ihm
Höhere Freiheit, sein leisestes Schwanken wird Sturz vom Olimp ihm!
Mitleid ist Schwäche dem Todesengel, des Sternenzerstörers
Herz hat ihn in der Engel Kindheit gewärmet, sein Arm ihn
Oft um Höllen getragen, er hier ihm, zu jubeln, gelehret.
Sieh nun den Cherub, er will die Gerechtigkeit, Heiligkeit Aller,
Huldigt ihr nicht die Welt, ihr Schwert dann richte durch ihn sie.
Frage nicht hier! ich rief schon oft dem Ende von Welten,
Oft schon dem Tode von Wesengeschlechten, und, dem ich sie stürzte,
Er, den der Hölle Verzweiflung nicht ausspricht, freite mich höher!
Zweifl', Erzengel, nicht ihm! er richtet unser Gericht einst!
Siehe der flammenden Cherubim Herrschaar, die aus den Höhn itzt
Niederschwebt, dir könnt' ich aus ihr itzt traurende zeigen,
Die, nach Gestirn, nach Erde gesandt, aus unheiligem Mitleid
Zögerten einst mit dem Untergang des Gestirns und der Erde;
Könnte dir zeigen aus ihr, die einst, unheiligen Mitleids,
Früher zu Untergang aufstanden, als ihnen die Pflicht rief.
Von den Händen der Erdenhüter, und Schützer der Menschen,
Fordert das Letztgericht Völker zurück, mit dumpferer Stimme
Fordert's Welten zurück von den Händen der Todesengel;
Fragt, von dampfenden Sonnen, auch ihn, mit eiserner Stimme:
Warum riefst du nicht hier: geh unter, Sonne, warum nicht
Früher dem Tod dort! geh für die Sonne, die Erde, nun unter!
Schreckenvoller noch wird, vom Grab des Todesolimps her,
Einst, um des Todes der Mittler-Welt, mit mir rechten Jehovah.

Donatoa verstummte, mit sonnenstraligem Blicke,
Wandte zum Welt-Schutzgeiste sich Michael, kann ich die Erde,
Sagte sein Blick, kann dir ich sie noch erhalten, ich werd' es.
Fordert die Liebe den Tod der Welt, zum Herzen des Mittlers
Heb' ich mich dann, und mit ihm zu der Lieb' Allvaters, sie hört mich.
Dann, und dir kommt, verjüngt, mit der reinen Menschheit, die Erde
Wieder für ewig zurück, vertraue mir, Jugendgeliebter!

Und vertrauend der höheren Engelmacht, und voll Dank ihr
Blickend ins heitere Sonnenantlitz, stieg, wie des Aufgangs
Schöne, das Frühlingslächeln zurück in die Mienen des Schützers,
Und wie Regenbögen umglänzt' es sein liebliches Auge.
Dann vorstreckt' er die Hand, annahm der Donnrer das Leitband.

Und aus dem Lächeln die Thränen nun trocknend, sah er die Erd' an,
Und wie die jenseits hoffende Lieb', ertönte sein Abschied!

Hör' itzt, Erde, den höheren Himmel, der Mächtige hilft dir,
Auf, ermanne dich, rufe die Letztlingskräfte zusammen,
Helfe dir nach, er führt dich zurück, zu dem Schooße der Gottheit!
Ihm am Herzen, verjüngt, in paradiesischer Jugend,
Göttermenschen-Geschlecht am Mutterbusen dir hangend,
Seh ich dann, mein Schutzkind, wieder, vom Arme des Schöpfers
Zu mir hinunterwallen, als junger Himmel, in allen
Freundlichen Zügen von mir doch wieder erkannt, als die Erde.
Jauchzen werd' ich dir dann, wie ich jetzt dir traurte, und um mich
Alle Jugend des Lichtreichs, alle die Hüter der Erden,
Wieder wie einst, zur Seite des neu dich segnenden Schöpfers,
Werd' ich dein Menschengeschlecht, am Schöpferherzen umarmen,
Deines ewigen Lebens mich freun, und der Vater der Engel
Wird vollenden mit Schöpferliebe, und Himmel und Erde
Dann mit der Morgenröthe zusammenbinden zum Kranz sich.
Ja, ich sehe dich wieder, o Welt, denn hinauf in das Lichtreich
Schwing ich zum Schöpfer mich itzt, Fürbitter dort dir zu werden!

Eine Thräne nur glänzte zur Erd', und, über dem Abend,
Strahlt er die Wolken hindurch, ihn nannten die Himmel Adami.

---

## von Sonnenburg, s. Minnesinger.

---

## Joseph Reichsfreiherr von Sonnenfels

wurde im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mährischen Gränzstädtchen, geboren. In seiner früheren Jugend war er sich ziemlich überlassen, aber seine Anlagen ersetzten den Mangel fremder Unterweisung. Mit dem 13ten Jahre vollendete er die Schulphilosophie zu Wien und galt für einen vortrefflichen Logiker. Hierauf folgten drei Jahre, in denen er sich sehr wenig mit gelehrten Dingen beschäftigte und fast den ganzen Wust der frühzeitig eingenommenen Weisheit vergaß. Er ging unter das Militair, diente fünf Jahre zu Klagenfurt und wurde Unterofficier. Hier warf er sich in müßigen Stunden auf allerlei Zweige der Wissenschaft, lernte auf eben nicht systematischem Wege von Deserteurs und Mädchen Französisch, Italienisch und Böhmisch; las, was ihm vorkam, und schrieb und dichtete im Geist seiner Lectüre. Er kam mit seinem Regiment nach Ungarn, dann nach Wien, nahm seinen Abschied und begann jetzt, in jeder Hinsicht gereift, mit allem Eifer das Studium der Jurisprudenz, die er einst selbst zu lehren Neigung hatte. Zugleich studirte er unter seinem Vater, der eigentlich als Berliner Jude geboren, später getauft war, hebräisch und rabbinisch, und wurde demselben als Interpret derselben Sprache bei der niederösterreichischen Regierung adjungirt. Darauf bildete er seine juristischen Kenntnisse in zweijährigem Dienst bei dem obersten Justizrath, Grafen Hartig, aus. Aus Patriotismus, um Oesterreich auch in diesem Puncte vor dem Urtheil des übrigen Deutschland eine ehrenvollere Stellung zu verschaffen, warf er sich jetzt auf einmal, sein Fachstudium ganz vergessend, auf die Literatur. Die sogenannte deutsche Gesellschaft, von Herrn von Riegger gestiftet, wählte ihn zu ihrem Mitgliede, doch befriedigte dies seine Wünsche nicht. Er hielt an mehreren Orten vergebens um einen Lehrstuhl der Literatur an und ließ sich fast aus Verzweiflung als Rechnungsführer unter der ehemaligen Arrieregarde anstellen. Aber

diese Stellung machte sein Glück, indem sie ihm die Freundschaft und Achtung einflußreicher Männer erwarb. Durch diese ward er als Lehrer der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität angestellt; 1763 begannen seine Vorlesungen, zugleich aber auch der Tadel der Neuerungssucht gegen den trefflichen freimüthigen Mann. Er ließ sich nicht irren und wirkte in verschiedenen Fächern, Politik, Recht, Polizei, Handlung, Finanzwesen, aber eben so für die wissenschaftliche und ästhetische Behandlung der deutschen Sprachkunde, der Poesie und des Bücherwesens auf die trefflichste, lichtvollste Art. Seine Feinde ruhten nicht eher, bis sie ihn bei Maria Theresia förmlich denuncirt hatten; doch durchschaute diese das Lügengewebe und Sonnenfels stieg nur noch höher dadurch. Er wurde K. K. Rath. Im Jahre 1779 wurde er zum K. K. wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, wie auch zum Beisitzer der K. K. Studiencommission ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. So lebte er beständig in Wien, mannigfach verdienstlich wirkend, als Doctor der Rechte, Commandeur des königlich dän. Danebrog- und Ritter des St. Stephansordens und Präsident der K. K. Akademie der vereinigten bildenden Künste. Er starb daselbst am 25. April 1817.

Seine Schriften sind:

Der Mann ohne Vorurtheil. Wien, 1765; neu 1775. 3 Thle.

Eleonora und Theresia, Wochenschrift. Wien, 1767; 2. Ausg. 1769.

Das weibliche Orakel, Wochenschrift. Wien, 1767.

Briefe über die wienerische Schaubühne. Wien, 1768. 4 Thle.

Ueber die Liebe des Vaterlandes. Wien, 1771; neu 1785.

Ueber die Abschaffung der Tortur. Zürich, 1775; neue Ausg. 1782.

Reden, polit. Abhandlungen u. s. w.

Gesammelte Schriften. Wien, 1783—86. 10 Bde.

Ueber v. S. Wirken als Schriftsteller urtheilt Küttner in seinen Characteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 407 mit folgenden Worten: Keine Werke von großer Erfindungskraft und seltenen Originalschönheiten, aber kleine, reichhaltige Schriften, voll Freimüthigkeit und edler, menschenfreundlicher Gesinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichsten Verstande ist er ein Schriftsteller der Menschheit und des gemeinen Lebens, der von allen seinen Arbeiten, die er mit so vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen vollendete, die ersprießlichsten Folgen erlebt hat. Er hat selbst im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzwesen, Verbesserungen gelehrt und durchsetzen helfen, die die Glückseligkeit unzähliger Geschlechter vermehren. Er hat mit entschlossenem Muthe dem falschen Geschmacke auf der Bühne und in den Hörsälen sich entgegengesetzt und den guten einzuführen getrachtet. Er hat wahres Verdienst um die Aufklärung und Aufmunterung des Künstlers und um die verfeinerte Denkart vieler seiner Landsleute. In seinem Vortrage, den er bald in rednerischen Schmuck, bald in gesellschaftliche Prosa kleidete, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satyre mit rührender oder strafender Moral vereinigt. Unerschrockenheit und feste Stärke des Geistes, Einsicht, Erfahrung, ein lauterer Geschmack und die thätigste Vaterlandsliebe beseelen Alles, was er schreibt und lassen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die seinem raschen Auge vielleicht zu gering und kleinlich schienen, nur wenig bemerken.

## Carl Gottlob Sonntag

ward am 22. August 1765 zu Radeberg geboren, studirte zu Schulpforte und Leipzig und ging darauf nach Riga, wo er 1788 Rector der Domschule ward. 1789 wurde er als Rector an das Lyceum gewählt und mit dieser Stelle das Diaconat an der Jacobikirche verbunden. 1791 ward er Pastor, 1799 Assessor des Oberconsistoriums, 1803 Präses und Generalsuperintendent daselbst. Er hatte die Titel eines Doctor der Philosophie und Theologie und Ritter des St. Annenordens zweiter Classe, und starb am 29. Juli 1827.

Er gab heraus:

Zwei Schulreden. Riga, 1789.

Einige Predigten. Riga, 1789.

Das russische Reich. Riga, 1791—92. 2 Bde.

Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang, Predigten. Riga, 1794. 2 Thle.

Ein Wort zu seiner Zeit für Mütter und Töchter. Freiburg, 1798.

Riga's Umgebungen, Dünastrom und Jubiläum, Predigten. Riga, 1810.

Formulare, Reden und Ansichten bei Amtshandlungen. Riga, 1802. 7 Bde.; neu 1818. 2 Bde.

Von Gott, seinen Werken und seinem Willen. Riga, 1811.

Sittliche Ansichten der Welt und des Lebens, Vorlesungen. Riga, 1818—20. 2 Bde.

Ein trefflicher Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, der die Gluth wahrer inniger Frömmigkeit mit Klarheit und edler, einfacher Darstellung zu verbinden wußte.

## Georg Ludwig Spalding,

des berühmten Vaters (J. J. Spalding, s. den folgenden Artikel) würdiger Sohn, wurde am 8. April 1762 zu Barth in Pommern geboren, und lebte seit 1787 als Doctor der Philosophie und Professor der alten Sprachen am berlinisch-cölnischen Gymnasium. Später wurde er auch Prorector und Secretär der historischen Klasse der Academie der Wissenschaften zu Berlin, woselbst er am 7. Juli 1811 gestorben ist.

Von ihm erschien im Druck:

Rede über den Werth des Gelehrten. Berlin, 1797.

Versuch didactischer Gedichte. Berlin, 1804.

Ueber die deutsche Sprache. Berlin, 1807.

Die Wiederkehr des Königs, Ode in den Annalen der Academie. 1814—15.

(Vgl. Denkschrift auf G. L. S. von Phil. Buttmann in den Abhandl. der Academie. 1814—15; S. 24—27.)

S. erwarb sich als Philolog einen angesehenen Namen, auch erfreuten sich seine didactischen Gedichte zur Zeit ihres Erscheinens einer günstigen Aufnahme, da er Inhalt wie Form mit Geist zu wählen und mit Geschick zu behandeln wußte.

# Johann Joachim Spalding,

dieser ausgezeichnete Kanzelredner, segensreichen und ehrwürdigen Andenkens, ward am 1. November 1714 zu Triebsees in Pommern geboren. In seinem 15. Jahre kam er auf die Schule nach Stralsund, 1731 auf die Universität Rostock, um daselbst Theologie zu studiren. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er die Vortheile einer Erzieherstelle mit denen des akademischen Lebens verband. Hier zuerst lernte er freiere Ansichten über Theologie und Philosophie kennen. Bis zum Jahre 1749, in welchem er das Predigtamt zu Lassahn in Schwedisch-Pommern antrat, lebte er, bald bei seinem Vater, um diesen in seinen Amtsgeschäften zu unterstützen, fleißig predigend, bald als Erzieher oder Studienleiter junger Adligen, immer mit dem Edelsten in unermüdlicher Thätigkeit beschäftigt. Er las, was ihm immer aus der theologisch-philosophischen Literatur sich darbot; schrieb Abhandlungen zum Theil unvergänglichen Werthes, las mit großer Freude Shaftebury's Moral und ließ 1748 sein Werk über die Bestimmung des Menschen drucken. Eine merkwürdige Episode seines Lebens bildeten die Jahre 1745 und 46, in denen er, als Sekretär des schwedischen Gesandten von Rudenskiold, unter den angenehmsten Verhältnissen und den erwünschtesten Anregungen zur Arbeit zu Berlin lebte. Seine Stellung ließ ihm hinreichende Zeit, um eines Gleims, Kleist und Sack Freundschaft ganz zu genießen und wohl zu nützen. Dennoch sehnte er sich nach einer Pfarre und nahm deshalb jene nicht bedeutende Stelle an. 1757 wurde er nach Barth, einer Stadt derselben Provinz, als erster Prediger und Präpositus der dahin gehörigen Synode berufen. Hier ging ihm alles Glück des geistlichen Standes auf, doch zugleich traf ihn der Schlag, seine geliebte junge Gattin (1762) zu verlieren. Wie ein Himmelstrost kamen ihm im darauf folgenden Frühling in sein verödetes Haus die drei geistvollen christlichen Schweizerjünglinge Lavater, Heß und Füßli, denen Sulzer keine schönere Weihe für ihren Beruf hatte empfehlen können, als die Nähe und Bekanntschaft seines frommen Freundes. Im Jahre 1764 wurde S. unterdessen schon literarisch berühmt geworden, als königl. preuß. Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin berufen und entwickelte — auch im Schulfach und zu Gunsten der akademischen Verhältnisse — mannigfaltige Thätigkeit. Es ist ein Zeichen seiner Zeit, daß er für gut fand, ein neues Collegium, auch für nicht Theologie Studirende, über die Wahrheit der Religion einzuführen. Er sah, von vielen Freunden umgeben, an der Seite bedeutender Theologen, zu denen seit 1768 auch Teller gehörte, unter der Pflege seiner dritten theuern Gattin ein schönes Alter herannahen, als Friedrich des Zweiten Tod ihm schwache Hoffnungen für die Sache des Glaubens, bald aber große Besorgniß für die Zukunft brachte. Die Religion hatte er stets als die erste Angelegenheit der Menschheit gepredigt und gelehrt verfochten, aber das Religionsedict versetzte ihn in Schrecken und Feuer. 1788 legte er deshalb seine Probststelle nieder. 1797 überbrachte ihm Niemeyer von Halle den theologischen Doctortitel. Allmählig nahm seine rüstige Gesundheit ab, und am 26. Mai 1804 entschlief er in seinem neunzigsten Lebensjahre.

Seine Schriften sind:

Bestimmung des Menschen. Greifswald, 1748; 13. Ausg. Leipzig, 1794.
Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthume. Leipzig, 1761; 5. Ausg. 1784.
Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Berlin, 1765.
Predigten. Berlin, 1765; 3. Aufl. 1775.
Neue Predigten. Berlin, 1768; 3. Ausg. 1777. 84. 2 Thle.
Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts. Berlin, 1772; 3. Aufl. 1791.
Vertraute Briefe die Religion betreffend. Berlin, 1784; 4. Ausg. 1788.
Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Leipzig, 1797; 2. Ausg. 1798.
Selbstbiographie, herausg. von G. L. Spalding. 1804.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w., Uebersetzungen u. s. w.

Ueber S. urtheilt Pölitz in seinem practischen Handbuche zur Lecture der deutschen Classiker Thl. I. S. 303 sehr treffend: Spalding gehörte nicht nur zu den denkenden und aufgeklärten Theologen der Nation, sondern auch zu ihren vorzüglichsten Schriftstellern. Um die practische Philosophie und um die fruchtbare Darstellung der Religionslehre hat er entschiedene Verdienste. Seine Wärme für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in der Darstellung als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen seine Producte.

---

## Predigt über das Glück des häuslichen Lebens.

Gnade und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo sei mit uns allen. Amen.

Meine christliche Zuhörer! Eine gewissenhafte Frömmigkeit wird ohne Zweifel auch dadurch überaus schätzbar und liebenswürdig, daß sie in den besondern Umständen dieses zeitlichen Lebens selbst ihre glückseligen Wirkungen ausbreitet. Es ist kaum zu begreifen, woher bei einer so großen Menge von Menschen, die doch die Gottesfurcht nach ihrer wahren Beschaffenheit besser kennen sollten, der Wahn hat entstehen können, daß dieselbe das Glück und Vergnügen auf Erden schlechterdings störe, und also nicht anders, als wie eine beschwerliche widrige Last, anzusehen sei, die wir nur aus Noth und Zwang tragen müßten. Wenn das der ganz irdisch gesinnte und thierische Mensch sagt, der sich dazu geboren glaubt, bloß den nächsten sinnlichen Trieben seiner Natur nachzugeben, und seine ganze Lust lediglich auf eine leibliche Weise zu suchen; wenn dem dabei eine Lehre im Wege ist, die ihm, zur Erlangung besserer Freuden, eine Beherrschung und Einschränkung seiner Begierden, als nothwendig, vorschreibt; so ist es freilich kein Wunder, daß ein solcher diese Anweisung eben so gut für eine unerträgliche Tyrannei hält, als ein ausschweifendes verwildertes Kind die heilsamste Zucht eines weisen und liebreichen Vaters gleichfalls für Tyrannei zu halten pflegt. Aber wer noch dafür angesehen sein will, daß er etwas höhere Aussichten habe, daß er seinen Leib nicht für seinen ganzen Menschen halte, daß er noch andere Arten von Vergnügen kenne und glaube, als die er mit den Thieren gemein hat, für den ist allemal sehr unrühmlich, wenn er sich über die Störungen eines vergnügten und glücklichen Lebens, welche die Gottseligkeit ihm verursachen sollte, beschweren will. Sobald der Hauptzweck des Menschen, und das, worin seine wirkliche und ganze Glückseligkeit bestehet, einmal festgesetzt und entschieden ist; so wird man finden, daß alle wahrhaftig unschädliche Annehmlichkeiten auch keinesweges von dem Christenthum untersagt und gehindert, sondern vielmehr nur erhöht, nur wirklich einnehmender und reizender gemacht werden. Der Ausspruch des Apostels, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei, und die Verheissung dieses sowohl als des zukünftigen Lebens habe, ist so wahr, und wird durch so mannichfaltige Erfahrungen bestätigt, daß es immer nur einen Mangel von genugsamer Kenntniß und Ueberlegung verräth, wenn man über vermeinte Beschwerungen der Religion klaget, und darüber die unläugbaren Vortheile und Befriedigungen vergißt, die uns von ihr schon in dieser Zeit der Wanderschaft so häufig zu Theil werden. Ein Zustand des Lebens darf an sich nur der Natur, der Ordnung und dem wahren Nutzen gemäß sein, so wird die Furcht und Liebe gegen Gott uns allemal zu einem so viel erfreulichern Genusse dieses Zustandes verhelfen. Dieß gilt in allen Fällen; und eben auch die ersteren Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens, welche den

Grund und den Anfang von den übrigen ausmachen, das, was man häuslichen Stand und Familie nennet, das wird in Ansehung des wahren Glücks und Vergnügens ausnehmend viel gewinnen, wenn Gewissen und Christenthum dabei die Gemüther regiert. Ich werde aus dem heutigen evangelischen Text Anlaß nehmen, diese Sache in ein mehreres Licht zu setzen, und wir wollen Gott dazu um seinen Segen in einem gläubigen Gebet anrufen ꝛc.

Text: Joh. II. 1—11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht kommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie fülleten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam, (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpfet hatten), ruset der Speisemeister den Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

In dieser Erzählung wird einer Hochzeit, als des Anfangs des häuslichen Lebens, erwähnt; und es finden sich auch noch andere Umstände angezeigt, die dieser Betrachtung zu statten kommen. Ich will also das, als eine Anleitung, gebrauchen, unter dem Beistande Gottes,

Von dem Glück des häuslichen Lebens zu handeln.
Es giebt ein wahres und wichtiges Glück in dem häuslichen Leben,
Und in der Gottseligkeit liegen vorzügliche Mittel, sich dieses Glück zu verschaffen.

Das sind die beiden Stücke, die hiebei näher zu erwägen sein werden.

Es wäre eine sehr ungegründete Bedenklichkeit, wenn wir glauben wollten, daß Vorstellungen von dieser Art, welche sich auf so besondere Umstände und Pflichten beziehen, für die Würde eines öffentlichen christlichen Unterrichts zu klein und zu unerheblich wären. Ich bin vielmehr versichert, daß die Wirkungen des Christenthums und der Lehren von der Gottseligkeit so viel ausgebreiteter und merklicher sein würden, wenn unsere Christen zum Theil mehr lernten, die allgemeinen Unterweisungen und Ermahnungen eigentlicher auf die besonderen Fälle und Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, anzuwenden. Die ganze Religion gehet einmal dahin, den Menschen in der Rechtschaffenheit zufrieden und glücklich zu machen, und je klärer sich diese heilsame und wünschenswürdige Frucht davon auch in Absicht auf die besonderen Umstände in der Welt zeigen lässet, desto stärker muß uns der Werth der Gottseligkeit einleuchten. Vornehmlich macht auch das häusliche Leben einen so beträchtlichen Theil der Ordnung Gottes in der Natur aus, und es kömmt eben darauf so viel von des Menschen Glückseligkeit und Elend an, daß uns die Vortheile desselben von dieser Seite so viel wichtiger sein müssen. Darauf gehet der Zweck unsers ersten Theils.

Jesus, unser Herr, war bei dem Anfange einer Ehe mit Wohlgefallen gegenwärtig, und bestätigte also mit seinem Beifall diese Art der Verbindung, auf welche sich größtentheils alle übrige gesellschaftliche Verbindungen gründen. Wir finden auch sonst in seinen Reden so manche Aeußerungen, aus welchen genugsam erhellet, wie heilig und werth er alle diese Bande unter den Menschen will gehalten wissen. So lange auch die Natur noch nicht durch wilde Grundsätze und unwürdige Nachahmungen verderbet worden, so lange wird es immer ihrer ursprünglichen und innersten Einrichtung gemäß befunden werden, dergleichen genaue Gemeinschaft zu unterhalten, und darin ein vorzügliches Vergnügen zu finden. Es ist einmal wahr, daß freundschaftliche und liebreiche Zuneigungen überhaupt die menschliche Natur erfreuen, und daß eigentlich nur diejenigen Empfindungen der Seele angenehm sind, die aus dieser Quelle entspringen. Dies leitet also allerdings den Menschen dahin, seine Gesinnungen der Gütigkeit und des Wohlwollens so weit auszubreiten, und sein Gemüth mit so vieler Lebhaftigkeit dazu zu gewöhnen, als es ihm möglich ist. Allein außer dieser allgemeinen Zuneigung und Menschenliebe giebt es doch noch genauere Arten von Freundschaft und Theilnehmung, die aus nähern Vereinigungen entstehen, die etwas, das uns besonders angehöret, zum Gegenstande haben, und die eben deswegen unser Herz mit weit stärkern und einnehmendern Empfindungen erfüllen. So bringet es die ordentliche menschliche Natur mit sich. Was aber Gewohnheit, Vorurtheil, Nachhängung regelloser Triebe und ein gewisser Geist der Ungebundenheit, der, mit frecher Losreißung von aller Ordnung, nur immer ein gegenwärtiges Vergnügen suchet, was das in diesen ursprünglichen guten Verfassungen der Natur für Aenderungen und Verderbungen zuwege bringen kann, das ist freilich eine ganz andere Frage; und davon giebt die Erfahrung Zeugnisse genug. Die beßten Anlagen und Einrichtungen der Seele, die von dem Schöpfer selbst herrühren, können durch dergleichen fremde Ursachen so zerrüttet werden, daß darüber aller Geschmack an regelmäßigen und ordentlichen Vergnügungen durchaus verloren gehet. Indessen wird ein jedes unverdorbenes Herz schon von selbst finden, wie viel diejenigen Zuneigungen an Lebhaftigkeit und reiner unschuldiger Beruhigung voraus haben, die sich auf solche genaue und feste Bande gründen, die sich auf solche besondere Angehörige, auf Personen, welche gewissermaßen etwas eigenthümliches von uns sind, beziehen; und daß in den Namen von Ehegatten, von Aeltern und Kindern, von Familien und Anverwandten etwas überaus rührendes und angenehmes lieget, welches nur diejenigen nicht mehr zu empfinden wissen, die, durch Unordnung und Zerstreuung, von der wahren und guten Natur bereits gänzlich abgekommen sind.

Und gesetzt, daß so manche Menschen das natürliche Gefühl dieser Annehmlichkeit schon verloren haben, so würden ihnen doch, bei ein wenig Ueberlegung, diese genauen Verbindungen, auf welchen sich das Glück des äußerlichen Lebens gründet, sehr schätzbar und wünschenswürdig werden müssen, wenn sie bedenken wollten, wie viel das allgemeine Beßte der menschlichen Gesellschaft dabei gewinnet, und wie dies letztere gar nicht bestehen kann, wenn nicht durch die ordentlichen Bande der Familien der Grund dazu geleget wird. Da, wo keine Ehen heilig sind, wo Aeltern und Kinder sich nicht kennen, noch auf eine bestimmte vertrauliche Art sich angehören, wo Niemand gleichsam an den andern gebunden ist, da wird, außer der gehinderten Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, die Fürsorge, die Erziehung, der theilnehmende Beistand nothwendig aufhören müssen, ohne welche doch schlechterdings weder die Menschen für sich zu dem Genuß eines glücklichen Lebens geleitet, noch zu dem gemeinen Beßten nutzbar werden können. Derjenige, der aus solchen ungebundenen Gesinnungen niemand eigenes hat, dessen er sich annimmt, der wird sich noch so viel weniger anderer annehmen, die ihm gar nicht angehören; und das giebt dann eine solche allgemeine Trennung der Gemüther von einander, daß ein jeder bloß für sich lebt, bloß auf seine eigenen persönlichen Vortheile und Vergnügungen bedacht ist, und das ganze übrige menschliche Geschlecht als so etwas fremdes ansiehet, um dessen Wohl oder Weh er sich gar nicht zu bekümmern habe. Man muß, däucht mir, überall nichts sehen können, wenn man das nicht siehet, daß es eine wirkliche und offenbare Absicht Gottes in der Natur ist, durch die ersten ursprünglichen Vereinigungen, welche das häusliche Leben ausmachen, durch das Band zwischen Ehegatten, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Angehörigen und Familien, die Menschen gleichsam näher zusammen zu halten, und sie zu einer gemeinschaftlichen Fürsorge und Theilnehmung unter einander so viel geneigter und geschäftiger zu machen. Darum wird uns auch in der heiligen Schrift der Herr selbst, als der Stifter dieser Verbindungen, vorgestellet; und eben darum hat er auch den Menschen durch die Natur diese Empfindungen von Zärtlichkeit und Zuneigung in das Herz gelegt, damit das, was zu dem allgemeinen Vortheil so nothwendig ist, auch das eigene besondere Glück und Vergnügen eines jeden werden möge.

Eine Seele also, die noch das Gefühl der Regelmäßigkeit und des ruhigen Vergnügens bei sich erhalten hat, muß das nothwendig für einen sehr glücklichen Zustand des Lebens halten, wenn in einem Hause, in einer Familie, bei Ordnung, Fleiß und Unschuld, ein stiller, vertraulicher und liebreicher Umgang herrschet, wenn diejenigen, die darin zusammen gehören, sich selbst einander das Leben versüßen, wenn einer an dem andern Ursache zur Werthschätzung, zur Freude findet, wenn sie bei dem Wohlgefallen und bei der Zufriedenheit, so sie sich unter einander verschaffen, und wodurch das Herz am angenehmsten gerührt wird, nicht nöthig haben, außerhalb und in rauschenden Zerstreuungen ihre Aufmunterung zu suchen. Hier ist in Ansehung des wahren Vergnügens die genaueste Uebereinstimmung zwischen der Natur und Vernunft; und wenn wir auch mehr auf das Besondere gehen, so hat das Glück des häuslichen Lebens in mehr als einer Absicht so viel vorzügliches an sich, daß der Mangel desselben durch keine Art von weitläuftigern und schwärmendern Lustbarkeiten jemal ersetzet werden kann.

Die ruhigen sanften Freuden einer Familie, die sich unter einander gefällt und glücklich findet, sind darum schon so viel mehr werth, weil man sie näher in seiner Macht hat, weil man sie sicherer und ununterbrochener genießen kann, als die andern weit gesuchten Fröhlichkeiten, die auf so mancherlei

Art von zufälligen fremden Umständen abhangen, und deren man so oft wider seinen Willen entbehren muß, weil man sie nicht immer nach seiner Willkür schaffen und erzwingen kann. Derjenige, der nur dann sein Leben vergnügt und glücklich hält, wenn er an üppigen und prächtigen Ergötzungen Theil nimmt, der immer eine Menge von Menschen, Kosten, Anstalten und Zurüstungen bedarf, um etwa einmal einige angenehme Stunden zu haben, der wird nur gar zu oft dem Verdrusse unterworfen sein, daß es ihm daran fehlet; und je mehr er dann sein Gemüth dazu gewöhnet hat, daß er ohne das nicht leben kann, desto schmerzhafter wird ihm eine solche gezwungene Entbehrung werden. Hergegen wer da gelernet hat, in der Eingezogenheit vergnügt zu sein, und sich durch ordentliche Geschäftigkeit, oder durch den vertraulichen und nützlichen Umgang mit denen, die ihm angehören und die er liebet, zu ermuntern, der braucht diese seine Aufmunterung nicht weit zu suchen; dem bieten sich die Erquickungen des Lebens gleichsam in der Nähe und von selbst dar; und unterdessen, daß jener mit mühsamer Aengstlichkeit nach Fröhlichkeiten jaget und haschet, die ihm doch so oft entwischen, so wohnet dieser dagegen gleichsam unmittelbar an der Quelle der Zufriedenheit, die ihm durch dergleichen äußerliche Zufälligkeiten so leicht nicht verschlossen werden kann. Ich will damit freilich nicht sagen, daß ein solches Glück des häuslichen eingezogenen Lebens gar keinen Unfällen und Widerwärtigkeiten unterworfen sei. Dafür ist in dieser ungewissen Welt kein Zustand jemal völlig gesichert. Die angehenden Eheleute in unserm Texte mußten schon gleich anfangs einen Mangel erfahren, der sie ohne Zweifel nicht wenig kränkte. Und die Ursachen sind überhaupt zu mannichfaltig, die auf eine oder die andere Weise die heitere Ruhe bewölken und die Zufriedenheit stören können. Aber indem die bittersten Zufälle von solcher Art den Menschen bei einer Lebensart sowohl treffen können, als bei der andern, so wird doch gewiß die gemeinschaftliche liebreiche Verbindung in einem eingezogenen Leben dergleichen Bitterkeiten weit mehr erleichtern und überwinden helfen, als da, wo man der Unterstützung eines solchen vertraulichen und theilnehmenden Umganges entbehren muß. Auch in dieser Absicht sind die Betrachtungen sehr wahr, die Salomo äußert, und die er mit dem Gedanken beschließet: Wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.

Hiernächst hat das Glück eines zufriedenen häuslichen Lebens auch deswegen sehr viel voraus, weil es von so manchen sehr unangenehmen und schädlichen Folgen frei ist, die gemeiniglich aus einer gar zu zerstreueten Lebensart zu entspringen pflegen. Der Verlust von Zeit, Gesundheit und Vermögen, ein sehr gewöhnlicher und oft sehr weit gehender Verlust, sollte wohl einen jeden der Aufmerksamkeit würdig dünken. Aber der Schaden betrifft auch vielfältig die wesentliche Glückseligkeit der Gemüther selbst. Diejenigen, die kein Vergnügen in ihrem Hause zu finden wissen, die werden sich auch gerne so weit, als es ihnen möglich ist, von dem Geschäfte der Erziehung ihrer Kinder entfernen, einem Geschäfte, welches, nach dem Urtheil einer jeden überlegenden Vernunft, schlechterdings unter die wichtigsten und angelegentlichsten gehöret. Man kann so oft schon den ganzen elenden Erfolg eines solchen Verfahrens und die unglückliche Geschichte dieser Verwahrloseten voraus sehen, davon die Erfahrung so häufig und so traurige Proben giebt. Hergegen ist es unter die größten und edelsten Vergnügungen des Lebens zu rechnen, mit Sorgfalt an der Bildung des Verstandes und des Herzens der Seinigen zu arbeiten, und den guten Fortgang davon vor Augen zu haben. Hierzu aber setze man noch insonderheit die bessere Sicherheit des eingezogenen Lebens vor den herrschenden Verderbnissen, die leichtere Sammlung und Erhebung des Gemüths zu Gott, die bequemere Sorge für die große Angelegenheit der Seele, die öftern und ungehinderteren Gelegenheiten, das zu denken, was der vernünftige und unsterbliche Geist eines Menschen am meisten denken sollte; und man betrachte im Gegentheil, wie leicht die übermäßigen Zerstreuungen in der Welt das Gefühl der Religion verdunkeln und unterdrücken, das Gewissen verletzen, das Herz mit den schädlichsten Grundsätzen, die man überall um sich antrifft, und die sich selbst hernach schwer genug bestrafen, anstecken und vergiften, so wird sich auch daraus urtheilen lassen, daß der am glücklichsten lebt, der des Gewühls von ausgelassenen Belustigungen entbehren, und näher bei sich selbst Zufriedenheit finden kann.

Ich glaube, man dürfte nur die Abbildung von beiderlei Lebensarten lebhaft und vollständig genug gegen einander stellen, so würde daraus unstreitig der Vorzug der einen vor der andern sehr deutlich hervorleuchten. Es ist nicht meine Sache, hier eigentlich zu bestimmen, wie weit bisweilen Umstände und Pflichten es erlaubt machen können, sich dieser häuslichen Eingezogenheit mehr zu entziehen, oder an weitläuftigerm Umgange oder glänzenden Ergötzungen Theil zu nehmen. Die Entscheidung darüber muß, in den besondern Fällen, einem jeden ehrlichen Gewissen überlassen werden; und wenn dieß ehrlich ist, so wird es schon allemal richtig entscheiden. Da aber hier die Rede nur von demjenigen ist, was aus eigener Wahl gesucht wird, was man für seine Glückseligkeit, für sein unentbehrliches Vergnügen ansiehet; so scheinet es mir in der Absicht unglaublich zu sein, daß dann irgend ein Gemüth in dergleichen Zerstreuungen eine wirkliche Befriedigung antreffen könne. Wo bei den menschlichen Empfindungen nichts ruhiges, nichts festes und bestimmtes ist, da kann auch nimmermehr etwas wahrhaftig vergnügendes sein. Eine Seele, die ohne Ende auf tausend vorschiedene Gegenstände herumflattert, die beständig gleichsam außer sich, und auf unzählige Art getheilt ist, die wird sich, mitten im Getümmel und Geräusch, dennoch in einer beständigen Leere finden, eben weil ihr die ruhige Sammlung und die gehörige Richtung der Neigungen fehlet, die dem Herzen eigentlich Genüge thut. Wenn ich mir aber an dessen statt ein Haus vorstelle, sollte es auch nur die niedrigste Hütte sein, wo eine solche eingezogene Glückseligkeit und Zufriedenheit wohnet, wo die Ehegatten in aufrichtiger Eintracht und Liebe sich das Leben so leicht zu machen suchen, als sie nur können, wo Aeltern und Kinder, an einer Seite liebreiche zärtliche Fürsorge, und an der andern willigen dankbaren Gehorsam gegen einander beweisen, wo auch andere nahe Verbundene, die zusammen gehören, in Vertraulichkeit und Freundschaft ihre Herzen gleichsam mit einander theilen, wo überhaupt ein jedes Gemüth von redlichem Wohlwollen und unverstellter Gefälligkeit gegen den andern erfüllet ist, wenn ich mir eine solche Familie vorstelle; so däucht mir das der erfreulichste und glücklichste Zustand zu sein, den die Welt geben kann; und eine jede Befleißigung, die darauf mit Ernst gewendet wird, belohnet sich selbst überschwenglich durch das unschätzbare heitere Vergnügen, welches damit verknüpft ist. David macht davon in seinem hundert und acht und zwanzigsten Psalm ein Gemälde, dessen Wahrheit und Annehmlichkeit ein jedes Herz rühren wird, dem die reinen und unschuldigen Empfindungen der Natur nach nicht durch eingewurzelte Unordnungen fremd und verächtlich geworden sind. Ich möchte daraus einem Jeden, der sich in solcher Verfassung befindet, den Glückwunsch zurufen: Wohl dir! du hast es gut.

Ein solches Glück ist wohl werth, daß es durch die gehörigen Mittel gesucht werde; und diese Mittel liegen vorzüglich in einer wahrhaftig gottseligen Gesinnung. Das habe ich nun noch in dem andern Theile mit Wenigem zu zeigen. Ich will mich also hier keinesweges in die Regeln einlassen, welche die irdische Klugheit und Weltkenntniß in dieser Absicht an die Hand geben kann. Ich bin freilich weit davon entfernet, dieselben, als unrechtmäßig und unnütz, zu verwerfen; allein das ist doch auch, nach einer genauen Untersuchung, unwidersprechlich, daß nicht allein durch alle Klugheitsregeln, die mit dem Gewissen nicht bestehen können, weit mehr verloren, als gewonnen wird; sondern daß auch, in Fällen von dieser Art, die bloße Rechtschaffenheit des Herzens und des Verhaltens allein schon das allermeiste zur Erlangung des gewünschten Zwecks ausrichtet. Man wird es in so manchen Angelegenheiten durch die Erfahrung selbst bestätiget finden, daß der göttliche Ausspruch: Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand, auch in Ansehung der wahren Vortheile des Lebens, eine weit ausgebreitetere Bedeutung hat, als man sich insgemein einbildet. Wenn einmal ein ruhiges und zufriedenes Leben mit Recht ein glückliches Leben heißen kann, so braucht man dazu ganz gewiß viel weniger Verschlagenheit, als nur gerade Gottesfurcht und Beobachtung des Gewissens. Anstatt daß jene erstere uns oft in Netze und Schlingen verwickelt, und in solche krumme Wege hinein leitet, wo wir gar nicht wieder heraus zu finden wissen, so haben wir unter der Führung der Gottseligkeit nur eine einzige richtige Bahn vor uns, die uns nicht irren lässet; und indem wir ein für allemal uns das Gesetz machen, das zu thun, was wir vor Gott, als recht, erkennen, so gehen wir dabei am allersichersten zu unserm Zweck, nämlich ein ruhiges und zufriedenes Herz zu haben.

Darauf kömmt es also auch hauptsächlich an, wenn einem Menschen sein häusliches Leben vergnügt und glücklich sein soll. Diejenige Familie, die nach der Erzählung unsers Textes, bei Gelegenheit einer Hochzeit beisammen war, hat alle Vermuthung vor sich, daß sie der Tugend und Rechtschaffenheit ergeben gewesen, weil Jesus, unser Herr, sich darunter befand, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu der Verwandtschaft derselben gehörete. Dabei genoß sie auch den Vortheil, daß dem Mangel von ihm abgeholfen ward, der sonst zu ihrem Schmerz und zu ihrer Beschämung würde gereichet haben. Wir wollen dieß, als ein Bild, gebrauchen, wie die Bewahrung eines guten Gewissens sehr gerade zu dem ruhigen Glück und Vergnügen führet, welches in dem häuslichen Leben so viel werth ist. Eine Seele muß nothwendig bei sich selbst in der rechten Ord-

nung sein, wenn sie an einer solchen stillen einheimischen Zufriedenheit Lust finden soll. Denn da ist uns ohne Zweifel der Anblick unserer selbst und unserer innerlichen Beschaffenheit so viel näher; da wird der Umgang mit unserem eigenen Herzen eher veranlasset; da werden wir immer leichter dahin gebracht, uns in unserer wahren Gestalt kennen zu lernen. Ist es nun alsdann mit unserm Gemüth und Wandel so beschaffen, daß wir die genauere Betrachtung desselben nicht scheuen dürfen, daß wir uns vielmehr, unter der Versicherung der göttlichen Begnadigung, nach dem Zeugnisse unsers Gewissens Beifall geben, und die gegenwärtige Richtung unserer Seele mit einem gegründeten Wohlgefallen ansehen können, so werden wir mit Vergnügen diesen Umgang mit uns selbst aushalten, und wir haben dann keine Ursache, eine Stille zu vermeiden, die uns durch keine nagende Vorwürfe beschwerlich wird. Aber wo diese gute Verfassung fehlet, wo der Mensch es schon voraus weiß, daß ein ruhiges und eingezogenes Leben ihn zu oft und zu dringend auf die Bekanntschaft mit seinem eigenen übelgestalteten Herzen führen werde, da ist es kein Wunder, daß er so weit davon fliehet, als er kann, und daß er eine jede Gattung von Schwarm und Getöse sucht, um darin sich selber und die Anklagen seines Gewissens zu vergessen. Es mag also so manchen zu ihrer eigenen Beurtheilung überlassen sein, ob sie sich nicht bloß deswegen so sehr in die Welt zerstreuen, damit ihnen die Erkenntniß ihrer selbst nicht zu nahe kommen, damit ihnen ihr eigener innerlicher Zustand nicht zu sichtbar werden soll? und ob sie nicht in der Ruhe des häuslichen Lebens weit mehr Vergnügungen finden würden, wenn sie dabei nur mit mehr Zufriedenheit an sich selbst denken könnten? Wo wirklich ein gutes Gewissen und ein gegründeter Friede der Seele ist, da wird gewiß auch diese Eingezogenheit schon so viel angenehmer werden.

Eben so nöthig aber sind auch die besondern Pflichten der Rechtschaffenheit und der Gottesfurcht, die sich eigentlich hieher beziehen, zum Genuß dieser häuslichen Glückseligkeit. Das Wort des Herrn selbst enthält so manche Vorschriften, deren gewissenhafte Befolgung die unfehlbare Frucht haben würde, Annehmlichkeit und Freude in den Familien auszubreiten. Und die eigene Betrachtung der Sache machet es klar, wie viel richtige christliche Gesinnungen dazu beitragen, die beßten Vortheile in diesem Zustande des Lebens zu verschaffen und zu erhöhen. Lasset nur in den hierher gehörigen freiwilligen Verbindungen, von welchen unser Glück oder Elend in der Welt in so großem Maaße abhänget, die Wahl durch würdige Absichten geleitet, und durch eine gegründete gegenseitige Werthschätzung der Gemüther bestimmet werden; Lasset nur Eintracht, freundschaftliche Gefälligkeit, und eine aufrichtige Begierde, unsern Angehörigen das Leben zu erleichtern, die Herzen einnehmen; Lasset durch Treue und Emsigkeit in den Verrichtungen des Berufs einen jeden so viel mehr für Ausschweifungen und für die kläglichen Folgen des Müßiggonges bewahret werden; Lasset eine christliche Vergnügsamkeit das Herz von weitschweifigen Begierden und den unseligen Qualen des Neides bei dem Anblick fremder Güter, Vorzüge und Herrlichkeiten frei machen; Lasset dann die vertraulichen gemeinschaftlichen Anweisungen und Ermunterungen zur Tugend und Unschuld die Seelen veredlen; die wünschenswürdigste Wirkung wird da nicht ausbleiben. Eben durch diese Gesinnungen wird eine Menge der bittersten Beschwerlichkeiten abgewehret, die sonst die Häuser mit Unmuth und Elend erfüllen. Was dann noch freilich immer von Widerwärtigkeiten möglich ist, die bloß von zufälligen Schickungen herrühren, so werden solche bei weitem das Herz nicht so peinlich zernagen, als diejenigen Leiden, die der Mensch sich selbst durch seine Schuld und Thorheit zuziehet. Dagegen sind die unmittelbaren Folgen einer solchen rechtgeordneten Gemüthsbeschaffenheit so erfreulich, die daher entspringenden Vergnügungen so rein und den natürlichsten menschlichen Empfindungen so gemäß, das Wohlgefallen Gottes so gewiß, und die Beweisungen seiner Güte so zuverlässig, daß sich hier alles vereiniget, ein solches Leben glücklich zu machen. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet!

Diese bisherigen Vorstellungen werden ohne Zweifel sehr leicht von einem Jeden selbst nach der Beschaffenheit seiner Umstände näher auf sich angewendet werden können, ohne daß ich in der Absicht etwas Weiteres hinzuzusetzen nöthig habe. Ich will sie also nur mit einer allgemeinen Betrachtung beschließen, die ich für sehr erheblich halte. Ich wünsche nämlich, meine christliche Zuhörer! daß ihr hieraus Gelegenheit nehmen möget, überhaupt zu bedenken, wie nothwendig sich die christliche Frömmigkeit, wenn sie rechter Art sein soll, in dem Leben selbst und in einer jeder besondern Vorkommenheit desselben äußern, und da ihre Wahrheit und Kraft beweisen müsse. Man kann sich nicht leicht eine schädlichere Einbildung von dem Christenthum machen, als wenn man es als so etwas ansiehet, das sich von dem gewöhnlichen Verhalten gänzlich absondern lasse, wenn man es bloß in die Mauern der Kirche oder in die abgemessenen Stunden der Andacht einschließet, wenn man meinet, man sei damit Christ genug, daß man sich da etwa durch die Vorstellung göttlicher und geistlicher Dinge rühren und in Bewegung setzen lasse. Das sei die Zeit, denket so Mancher, die er Gott und der Religion einräume; und damit thue er schon sehr viel. Das übrige Leben aber habe damit nichts zu thun; das habe seine Regeln, seine Vergnügungen und seine Vortheile für sich, und die Grundsätze der Gottseligkeit und des Gewissens, die man sonst an sich gerne gut heiße und in ihrem Werth lasse, die könnten sich doch in die übrige ordentliche Führung des Wandels und in die gewöhnlichen Handlungen des gesellschaftlichen Lebens unmöglich einmengen.

Mich dünkt, es braucht nur etwas weniges von Nachdenken, so wird uns der Ungrund und die Nichtigkeit dieses Wahns klar genug einleuchten müssen. Die Erkenntniß von Gott und die Lehren von der Gottseligkeit haben durchaus den Zweck, daß wir gute Menschen werden sollen, weil wir sonst schlechterdings nicht in dem Wohlgefallen Gottes glückliche Menschen werden können. Diese Güte und Rechtschaffenheit des Herzens, die durch die göttliche Wahrheit in uns angerichtet wird, die wird dann natürlicher Weise die Quelle und Grundregel unsers ganzen Thuns und Lassens. Indem wir da den Werth oder Unwerth der Dinge in dem Lichte des Geistes kennen gelernet haben, indem wir nunmehr nicht nur wissen, sondern auch empfinden, was eigentlich als Glück zu suchen, oder als Elend und Schande zu verachten sei, so herrschet diese Gesinnung nothwendig durch alle unsere wissentlichen Worte und Werke. Das, was recht ist, was Gott gefällt, was uns glücklich macht, das ist uns dann in unsern Gedanken immer am unmittelbarsten gegenwärtig, und das regieret dann auch unser ganzes Leben. Wer also ein Christ sein will, der muß es in seinem wirklichen Verhalten, der muß es auch in den besondern Theilen desselben sein, der muß eben in den gemeinen Vorfällen seines Lebens seine Rechtschaffenheit, seine Achtung gegen Gott und gegen das Gewissen beweisen; oder sein ganzes Christenthum ist Blendwerk und Selbstbetrug. Man kann sicher sagen, daß nicht die Handlungen des Gottesdienstes und der Andacht, nicht die Gebetsübungen, nicht das Lesen und Betrachten des göttlichen Wortes, daß das nicht die Gottseligkeit selbst sei; sondern das sind nur die Mittel dazu; dadurch soll unser Gemüth nur in die Richtung und Ordnung gesetzet werden, die Gott an uns haben will, und die sich dann auch bei einer jeden Gelegenheit in unserm wirklichen Betragen äussert. Wenn ich durch die Ueberzeugung des Geistes und der Wahrheit die Gerechtigkeit lieb gewonnen habe, so kann ich auch nicht in der kleinesten Vorkommenheit mit Vorsatz eine Ungerechtigkeit begehen. Wenn ich, in der Aufklärung des Glaubens, das einzige wahre Glück des Menschen erkannt habe, so kann ich unmöglich den niedrigen unedlen Vergnügungen der Sinne, als meinem höchsten Gute, mit wissentlicher Begierde nachjagen. Wenn ich einmal, mit völliger Beistimmung meines Herzens, meine beßte Ehre in den Beifall Gottes und meines Gewissens gesetzt habe, so kann ich mir unmöglich nichtsbedeutende äußerliche Vorzüge zu meinem wichtigsten Werth anrechnen. Diese innerliche Gesinnung macht den Menschen zum Christen; und diese Gesinnung, wenn sie einmal da ist, muß sich in einem jedesmaligen Verhalten thätig beweisen. So kann also der Mensch gewissermaßen sein Leben zu einem beständigen Gottesdienst machen, wenn er sich beständig von der großen Empfindung des Glaubens und des Gewissens leiten lässet. Das ist unserer ganzen Bestrebung Werth; und nur dann werden wir die unschätzbaren Beruhigungen und Freuden der Gottseligkeit recht genießen.

Gieb du uns diesen Sinn, o heiliger Gott! und leite uns auf den Weg der Wahrheit, auf welchem wir dir gefallen können. Laß unser Christenthum nichts todtes und unfruchtbares sein; sondern mache es in uns zu einem beständig wirksamen Triebe, recht zu thun, und so viel Gutes auszuüben, als du uns Kräfte und Gelegenheiten dazu darbietest. Lehre uns, in einem jeden Umstande unsers Lebens deinem Willen treu zu bleiben, und bringe uns dadurch zu der gleichförmigen standhaften Rechtschaffenheit, ohne welche kein wahrer Friede in unserer Seele sein kann. Du wirst auch einmal alle unsere Thaten richten; darum verleihe uns die Gnade, dich vor Augen zu haben, daß wir nicht sündigen. Dann wirst du deine barmherzige Absicht an uns erreichen, daß wir durch Christum deiner seligen Gemeinschaft fähig werden. Dir sei Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.

## Cyriakus Spangenberg,

am 17. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, studirte zu Wittenberg, ward daselbst Magister und bald darauf Prediger zu Eisleben. Von dort als Schloßprediger und Generaldekan nach Mannsfeld berufen, wurde er in den berüchtigten Streit des Jenaischen Theologen Flacius, als Anhänger desselben, verwickelt, und mußte deshalb Mannsfeld, so wie seine nächste Stelle zu Schlitz verlassen. Nach unstätem Umherirren starb er zu Straßburg am 10. Februar 1604.

Von ihm ist erschienen:

Wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffel-Spiel. Jena, 1652.

Der ganze Psalter Davids in Liedern. Frankfur1582.

Geistreiche Lieder und Psalmen. Frankfurt.

Christliche Comedie von dem kananäischen Weiblein. Schmalkalden, 1589.

Viele historische Schriften, Chroniken u. s. w.

Sein Leben von Johann Georg Leuckfeld. 1712. 1720.

Ein fleißiger und gelehrter aber geistloser Mann, dessen historische Schriften das Verdienst emsiger Zusammentragung haben, dessen poetische und satyrische Productionen aber statt des Witzes und der Kraft derbe Plattheit besitzen. Am glücklichsten war er in seinen Liedern, von denen sich einige, als wahrhaft gelungen, bis auf unsere Zeit in den kirchlichen Gesangbüchern erhalten haben.

## Franz Heinrich Sparre, s. Renner.

## Der Spate, s. von Stieler.

## Karl Spazier,

am 20. April 1761 zu Berlin geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien zuerst als Lehrer am dessauischen Philanthropin angestellt. Nachdem er darauf einen gewissen Baron von Mengden als Führer nach Halle und Göttingen begleitet hatte, privatisirte er 1790 zu Neuwied. Im folgenden Jahre ging er, mit dem Titel eines Hofraths, — er war schon vorher Doctor der Philosophie geworden, — als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an die Schulze'sche Handelsschule nach Berlin, und wurde 1797 Mitdirector der vom Professor Olivier zu Dessau gestifteten Erziehungsanstalt. Seit 1800 privatisirte er in Leipzig, wo er die Zeitung für die elegante Welt stiftete und am 19. Januar 1805 gestorben ist.

Er gab heraus:

Lieder und Gesänge. 1782.

Antiphädon. Leipzig, 1785.

Ueber deutsche Schulen. Göttingen, 1786.

Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Protestanten. Gotha, 1788.

Wanderungen durch die Schweiz. Gotha, 1790.

Versuch einer kurzen und faßlichen Darstellung der theologischen Principien. Neuwied, 1791.

Ueber die Macht früher Gewohnheit. Berlin, 1791 (Rede).

Der neue Origenes. Berlin, 1792; neu 1796.

Karl Pilger, Roman seines Lebens. Berlin 1792—96; neu 1810. 3 Thle.

Berliner musikalische Zeitung. 1793. in 4.

Karl von Dittersdorf Lebensbeschreibung. Leipzig, 1801.

S. war ein talentvoller und geistreicher Mann, der mit glücklicher Darstellungsgabe, Witz und Scharfsinn zu verbinden wußte; den größten Ruf erwarb er sich jedoch durch die Gründung und Redaction der Zeitung für die elegante Welt, welche zu seiner Zeit, namentlich durch die in derselben vorwaltende Polemik gegen Kotzebue und Merkel, als Herausgeber der Zeitschrift, „der Freimüthige," in welcher sie besonders Goethe angriffen, großes Aufsehen machte.

## Friedrich von Spee,

1591 zu Kaiserswerth geboren, ein vortrefflicher Mann und glühender Verfechter der römischen Kirche, der er das abgefallene Städtchen Peina wiedergewann, aus der adligen pfälzischen, jetzt in den Grafenstand erhobenen Familie der Spee von Langenfeld, trat frühe, von seinem Herzen getrieben, in den Jesuiterorden, und lebte zu Cöln und dann im Hildesheimischen. Er schrieb, freisinnig genug für seine Stellung, noch vor Thomasius gegen die Hexenprocesse. Im Leben vielfach angefeindet, starb er am 7. August 1635, als ein Opfer seiner Anstrengungen um die bei der Belagerung von Trier Verwundeten. Von ihm erschien:

Auserlesene Gedichte (modernisirt), herausgegeben von J. H. von Wessenberg. Zürich, 1802.

Trutz-Nachtigall, geistl. poet. Lustwäldlein. Berlin 1817 (wörtlich treu).

Dasselbe, herausgegeben von P. P. Willmes. Cöln, 1812. Cöln, 1840 u. ö.

Goldenes Tugendbuch. Coblenz, 1829.

Reiche, schwärmerische Phantasie, Tiefe des Gefühls, Gluth der Begeisterung, hohe Würde, seltene Anmuth und Kraft in Behandlung von Sprache und Form und eine warme lebendige Naturanschauung geben v. S's Liedern einen unvergänglichen Werth, und reihen sie dem Besten, was je die geistliche lyrische Poesie hervorgebracht hat, unbedingt an, trotz dem, daß auch sie hin und wieder nicht frei von der Geschmacklosigkeit und dem Schwulste jener Tage sind.

## Aus Spee's Trutznachtigall.

### 1. Lob Gottes

aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen;
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verlohren,
Da Rad und Eimer schienen seyn
Von Kält gar angefroren.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluft nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Music schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund
So mannigfaltig Weise?
Wer messet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudiges Tütelüren?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt laufen wieder stark und fest,
So Winterzeits gestanden,
All Flüß und Wässer, in Arrest
Bestrickt mit Eises Banden;
Jetzt kalte Luft und saure Wind
Uns wieder seynd versöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschooß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher bringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schön wie tretens an
Und wunderschön sich arten,
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen*), Nägelein**),
Narciß und Sonnenwendel.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ey da, du gülden Kaisers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tausendschön und Wiederton,
Nasturz und Rittersporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Basilien, Brunellen,
Agleyen auch und Bärenklau,
Dann Mohnsaam, Glock und Schellen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wissen,
Weil ihr an euch kein Farb gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copiret?
Das Vorbild wollt ich schauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer mag nun je geboren seyn
So reich von scharfen Sinnen,
Der auch das g'ringste Pflänzelein
Nur schlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit sag ich rund und glatt,
Dem würd all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menschenkunst erspinnen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Das Feld und Wiesen, feucht und feist,
Mit Bächlein viel zerspalten,
Die Sonn, wann sie vorüber reist,
Mit ihrer Schön aufhalten.
Nun wundert sich der Himmel selb,
Wie zierlich unterstrahlet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich sich gemahlet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer treibet aus Getreid und Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwirret saß,
Wer hats hinausgesponnen?
Wer schärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunst und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die stolze Bäum' in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geschnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war so viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich schweigen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Bald auch die zahm und fruchtbar Bäum'
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obst, mit Kinderträum,
Nuß, Aepfel, Kirsch und Biren.
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfersich bleich wie falber Tod,
Die Kirschen schwarz gerathen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

*) Lilien. **) Nelken.

Des Obsts ich schier ohn Zahl erblick,
Und thut sich immer mehren,
Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Fast alle Näst*) beschweren.
Pomranzen gülden von Gestalt
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald
Als neulich hab verstanden.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Der Rebenstock voll Trauben schwer
An Pfählen lieblich scheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet,
Da sammlet sich das Rebenblut
Zu süßen Traubenzähren,
Die machen uns den frischen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die reine Flüß krystallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten schier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen,
Dort haltens ihre Freudenspiel
Auf glatten Wasserplanen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Thier auf grünen Felder breit
Sich frisch und freudig zeigen.
Das Wild in dunklen Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen**).
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig spielen.
Mit hin und her gewendtem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüsten wirds ergetzet,
Ergetzet wird fast jeder Sinn,
Und alles Wunder schätzet:
Ohn Maaß ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn, ihr Menschenkind,
Bei nun so schönen Zeiten;
All Traurigkeit nun schütt't in Wind
Spannt auf die beste Saiten:
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Schneid't an die süße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr erzeigen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

*) Aeste.
**) Ein bekannter Jagdausdruck.

---

2. Gedicht vom heil. Franciscus Xavier,

als er nach Japon schiffen wollte, um die Heiden zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieser Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen bar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach von Winden schweiget still!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet solcher Kinderspiel.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb vom Blasen wächst,
Laßet Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

Ey doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspelß
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm,
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trommen schlagen um.
Nord und Süden, Ost und Westen,
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebresten,
Wer nur Frieb im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wogen,
Ueber tausend Wässer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt.
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen schön ohn alle Maaß.

Eya, stark und freche Wellen,
Eya, stark und stolze Wind!
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet euch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket loß.

---

# Philipp Jacob Spener.

Der fromme Spener wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Colmar und ward seit 1651 auf der Universität Straßburg fromm und freisinnig erzogen; erhielt 1652 den Titel eines Magister, begleitete 1654 zwei Prinzen von der Pfalz auf Reisen, und kehrte zurück, um als Privatdocent aufzutreten. Doch fand er für gut, von 1659—62 zu seiner ferneren Ausbildung noch mehrere Universitäten zu besuchen. 1663 wurde er Frühprediger, 1664 Doctor der Theologie zu Straßburg; 1666 trat er, noch ein junger Mann, als Senior, an die Spitze der Geistlichkeit von Frankfurt am Main. Hier hielt er zuerst jene so heftig angefeindete, in ihrer Quelle sehr reinen Conventikel, die den Pietismus, diese rein praetische, damals nothwendige, und, wäre sie nicht zur Modegefühlsreligion geworden, an sich untadelhafte Richtung, im Gegensatz gegen Unglauben und Orthodoxie ins Leben riefen. Er achtete die damalige Kirche gering und wollte sie lieber Gott, als seinen Priestern befehlen und ein Kirchlein in der Kirche stiften. Doch schon seine Anhänger mißverstanden den frommen, aber im Leben heitern Mann, und der Unsinn einer nur durch Kämpfe zu gewinnenden Seligkeit machte die an sich reine Sache nur zu bald verdächtig und verhaßt. 1686 wurde er als Oberhofprediger, Oberconsistorial-Assessor und Kirchenrath nach Dresden berufen, fiel jedoch, nach-

dem er dort und auch auf die Leipziger Universität für wahre Frömmigkeit und biblische Theologie unter Spott und Anfeindung segensreich gewirkt hatte, als gewissenhafter Beichtvater bei dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten in Ungnade, und ging 1691 als Consistorialrath und Probst zu St. Nicolai nach Berlin, woselbst er, nachdem eine 1698 an ihn ergehende Einladung, nach Dresden zurückzukehren, von ihm war zurückgewiesen worden, am 5. Februar 1705 starb.

Seine Schriften sind:

Pia desideria. 1675.

Vom geistlichen Priesterthum.

Von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen. Frankfurt, 1680.

Katechismuspredigten.

Bußpredigten. 8 Thle.

Leichenpredigten. 13 Thle.

Geistreiche Gesänge. Halle, 1710.

Theologische Bedenken, Gutachten und Briefe. Halle, 1700—11. 8 Thle.

Seine practische Wirksamkeit war weit bedeutender als seine schriftstellerische; es fehlte ihm an Kraft und Präcision in der Darstellung, an Phantasie und Leben; seine Prosa ist daher breit, redselig und ermüdend, seine Poesie nüchtern und arm; beide jedoch voll reiner Frömmigkeit und eifrigen Ernstes.

---

## Predigt von Ph. J. Spener.

Ioh. c. III. v. 17.

Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

*οὐ γὰρ ἀπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ εἰς τὸν κόσμον ἵνα κρίνῃ τὸν κόσμον.*

### Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es solle uns Christen allen billich bekandt seyn, wie die gantze Christliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, sich in diese 2. Stück abtheile, die da heissen Gesetz und Evangelium. Da wir zu dem Gesetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir solchem Befehl vollkommen gehorsamen, das Leben verspricht, oder in dem Fall, daß wir seinem Fordern kein Genüge leisten, den Sündern trohet und sie verurtheilet: Zu dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheissungen und Vorstellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heyls in Christo.

Ob nun schon diese beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß sie beyde eines GOttes Wort sind, beyde alle Menschen angehen, und beyde unser Heyl befördern oder zu befördern gegeben sind; So dann beyde allezeit in der Christlichen Kirchen müssen getrieben werden. So ist gleichwol grosser Unterscheid unter denselbigen: Und solchen Unterscheid recht gründlich zu verstehen, ist wol eines von den vornehmsten Stücken der Christlichen Erkandtnuß: Ja wir mögen sagen, der seye bereits ein guter Theologus, welcher disen Unterscheid recht gnugsam verstehet.

Daß aber auch Einfältige etlicher massen solchen Unterscheid, und dessen vornehmste Stücke fassen mögen, so wollen wir derselben 8. mercken, wie sie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dieterici, befindlich.

Sind also Gesetz und Evangelium unterschieden. 1. Was anlanget dero Erkandtnuß, wie sie uns bekandt werden. So wissen wir nun etwas von dem Gesetz von Natur. Dasselbe ist Adam in das Hertz geschrieben gewesen, und ob schon solche Erkandtnuß, als ein vortrefflich Stück deß so herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, also, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Gesetz wiederumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, ist doch noch übrig geblieben einige Wissenschafft dessen was Gut und Böse ist; Daß auch die Heyden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun deß Gesetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Gesetzes Werck seye geschrieben in ihrem Hertzen, Rom. am 12. v. 15. welches ihr Gewissen, das sie verklagt und beschuldiget, eben dardurch wol zeigt. Hingegen ist das Evangelium keinem Menschen von Natur bekandt. Wir wissen von Göttlicher Versöhnung, und von Christo, von Natur gantz nichts, sondern Christi Erkandtnuß muß erst auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium ist ein Geheimnuß, das von der Welt her verschwiegen und erst offenbahret ist, Rom. 15. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß ist, hats uns verkündiget. Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Ist auch der Unterscheid, daß das Gesetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müssen die Hertzen erstlich durch deß Gesetzes Straffe erschrecket werden, ehe sie durch deß Evangelii Trost wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müssen in dem Gesetz lernen an sich selbst verzagen, ehe sie zu Christo in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Ist auch der Unterscheid darinnen. Daß GOtt das Gesetz durch Mosen seinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erstlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheissung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbahr durch seinen Sohn JEsum Christum, da Er auff Erden herumb gieng, vortragen und offenbaren lassen. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade aber durch JEsum Christum worden, Joh. 1. v. 18.

Vierdtens: Einer der vornehmsten Unterscheiden ist dieser, daß das Gesetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und lassen sollen, und daran hängenden Tröstungen und Verheissungen, die sich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheissungen, was GOTT ohne einige unsere eigene Würdigkeit, Verdienst oder Werk uns zu gut thun wolle und sich erbiete.

Also, welches das Fünffte ist, fordert das Gesetz von uns, wie wir sollen bewandt seyn, wie heilig wir sollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben sollen, so wil es auch haben, daß wir dann solches nicht nur wissen, sondern auch thun: Aber uns vor dem Bösen, das uns verbotten ist, hüten sollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geschencket werde, und wie wir derselben nicht durch unsere Wercke sondern den Glauben an Christum sollen theilhafftig werden.

Sechstens, daher obschon das Gesetz auch seine gewisse Verheissungen hat, so sind es lauter solche Verheissungen, die auff der Bedingung stehen, wo der Mensch solches thun werde. Thue das, so wirst du leben. Luc. 10. v. 28. Aber die Verheissungen deß Evangelij sind nicht umbschrenckt mit solchen Conditionen, sondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbsonst, und ohn einig unser Verdienst. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden durch die Erlösung so durch JESUM Christum geschehen ist, Rom. am 3. vers. 24.

Daher fliesset Siebendens, daß sie gantz unterschiedene Würckungen haben. Das Gesetz fordert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Mensch auch dasjenige thun köndte, was es fordert, sondern da mag der Mensch selbst sehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber auff keine Weise. Hingegen da das Evangelium den Glauben fordert, ob wir wol auch denselben nicht vor uns selbst und auß eignen Kräfften haben, so würckt gleichwol das Evangelium selbst denselben, bey denen die seine Würckung lassen an sich kräfftig seyn. Wiederumb weil besagter massen das Gesetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und also der Mensch nicht kan leisten, was es von ihm fordert, so trohet ihm das Gesetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch an, schrecket und ängstiget ihn, daß er, soviel an dem Gesetz wäre, verzweifflen müste, aber es kan ihm nicht wiederumb selbst helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröstet den Menschen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn also durch Trost wiederumb lebendig.

Darzu kommet Achtens, daß deßwegen ob schon das Gesetz und Evangelium alle Menschen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müssen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterscheid seye, daß das Gesetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne sichere böse Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Christen anlangt, bei denselbigen allein ihr sündliches Fleisch und alten Adam, dann demselben drohet es noch immer, daß der Mensch nicht sicher werde, ohne daß gleichwol auch selbst dem Geist das Gesetz die Regel zeiget, nach dero er leben soll. Aber was das Troheamt und den Fluch, auch den Zwang des Gesetzes anlangt, ist nach solchem dem Gerechten kein Gesetz gegeben. 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre

Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig sind. Es sind Mühselige und beladene, die der HErr zu sich ruffet, und welche Er erquicken wil. Matth. 11, 28. Es sind Elende denen der HErr predigen, zubrochene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er tröſten wil, und darzu gesandt ist. Esa. am 61. v. 1. 2.

Also, meine Geliebte, sind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Gesetz und Evangelium, unterschieden, und ist solches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, sondern sich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben gestern gesehen, wieviel herrlicher seye unsere heutige Pfingsten deß Neuen Testaments gegen der alten Pfingsten. Nun ist eben solches deßwegen, daß die Pfingsten Alten Testamentes war eingesetzt zur Gedächtnuß, wie das Gesetz war gegeben worden: Die Pfingsten aber deß Neuen Testaments erinnert uns der grossen Wolthat, wie GOTT seinen Heiligen Geist nicht nur vor deme sichtbar auff die Apostel außgegossen, sondern noch jetzo unsichtbahr in die Hertzen der Gläubigen sendet, und dardurch in ihnen kräfftig ist.

Was auch unser heutiges Evangelium anlangt, gehöret diese Materi gleichfals zur Erläuterung desselben, sonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr sagt: GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das vornehmste Gut deß Evangelij ist, nicht geschehen seye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Gesetz, daß also gewiesen wird, das Ampt Christi seye eygentlich nicht ein Gesetzes Ampt, sondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung ist, so uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Ersten und so bekandten, als kräfftigen Macht-Spruch: Also hat Gott die Welt geliebet, ꝛc. in vier Predigten, vier wichtige Materien tractiret: Wie sich Erstlich die Liebe GOttes gegen das Menschliche Geschlecht verhalte, als der Ursprung aller unser Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geschenck seye, da GOtt uns seinen Sohn gegeben habe, und wie wir dasselbige anzusehen haben. 3. Wie der Glaube so auß Würckung deß Heiligen Geistes herkommen muß, das einige Mittel seye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und also derselben thätlich geniessen, und wie der Glaube müsse bewandt seyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben seye, dessen die Gläubigen auß ihres himmlischen Vatters Liebe umb Christi Verdienstes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo sehen wir weiter, wie Christus die angefangene Materi außführet, und zeiget, Er seye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, sondern sie selig zu machen. Wir sehen aber dißmahl allein das Erste, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen seye. Ach HERR JESU! Lehre uns deine heylsame Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen seyest, sondern unsere Seligkeit zu befördern, also erkennen, daß wir uns auch von dir selig machen lassen, und nicht auß deiner Ordnung außschreiten, und damit deinen Rath an uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunfft uns nicht zum Gericht, sondern zum Trost und Seligkeit gereiche. AMEN.

## Erklärung.

Unsere Wort lauten also: Dann GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Wir sehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt seinen Sohn gesandt habe. 2. Die Absicht, warum Er Ihn gesandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erste belangend, so heisset es: Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt. Das Dann hänget diese Wort an das vorige an, daß sie also eine Bekräfftigung und Erläuterung deß vorigen in sich haben; Der HERR hat in dem vorigen gesagt, daß Gott habe seinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da sagt Er: Dann Er hat Ihn nicht gesandt zum Gericht. Hat diese Krafft. Es hätte einer sagen mögen: Ach, dieses kan kein Werck der Göttlichen Liebe seyn, daß GOtt seinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT und also sein Sohn sind von unendlicher Gerechtigkeit, sie können nichts anders, als Sünde straffen.

Hat dann GOTT seinen Sohn in die Welt gesandt, so findet Er in der Welt nichts, daß sie würdig wäre, selig gemacht zu werden, sondern allein zum Gericht und Verdamnuß, so wird also die Verdamnuß dadurch vermehret werden. Wie dann in dem Alten Testament offtmahls GOTT vorher gesagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch so offt unser Gewissen an GOTT gedencket, kan es nicht anders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und also darvor sich entsetzen, wo es heisst, daß GOTT komme. Diesem Gedancken begegnet Christus, und sagt: Es seye dieses ein theures Gnaden-Geschenck, daß GOtt seinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wisse zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, aber Er habe Ihn gar nicht zu dem Ende gesandt, solches zu anden und zu rachen, sondern zu helffen und das jenige selig zu machen, das an sich verdorben war. Damit es dabey bleibe, es seye dieses ein gantz versicherte Prob der grossen Göttlichen Liebe, daß GOTT seinen Sohn geschicket habe.

Die Sache selbst heisset: GOtt hat seinen Sohn gesandt in die Welt. Der Ihn gesandt hat, ist GOtt. Wird damit verstanden die Erste Person der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unser Vatter ist, sondern zuförderst Christi, der Andern Person, Vatter. Daß aber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Ersten Person, im Gegensatz gegen die übrige, gehandelt werde, sehen wir darauß, weil stehet, seinen Sohn. Ist dieses also eine Person die einen Sohn hat. Doch ist zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn gesandt, so hat sich doch auch Christus der Sohn selbst gesandt, und ist auß eigenem Willen gekommen. Es ist aber GOtt in diesem Werck, da Er seinen Sohn zu unserm Besten uns geschickt hat, anzusehen; Als ein solcher GOtt, welchen wir mit unsern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders sahe, als lauter Feindschafft gegen sich. Und also die vor sich solcher Wolthat, nicht würdig wären, sondern, daß also die Gutthat auß pur lauter freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeit hergekommen seye.

So vielmehr, weil GOtt, da er seinen Sohn sandte, nicht nur angesehen hat die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen ist, sondern, daß auch der allermeiste Theil noch künfftig würde in seinen Sünden fortfahren, und alle diese Wolthat die der HErr an ihnen thun wolte, an sich vergebens lassen werden: Ja, daß kein einiger unter allen seyn werde, der nicht unterschiedlich mahl mit Undanck solche Wolthat vergelten werde; Ob schon einige sich unter denselben endlich durch die anhaltende Gnade würden gewinnen lassen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menschliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor solche Menschen seinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl auffhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren soviel sich solcher Gutthat nur so viel ärger mißbrauchen werden. Unter Menschen werden wir keinen finden, welcher seine Gutthat an dergleichen Leuthen, von denen Er alles solches vorsehe, thun würde. Aber das heisset es auch, daß GOTT uns nicht nur geliebet, sondern preise seine Liebe gegen uns, daß Christus vor uns gestorben, und also vorhin von dem Vatter gesandt worden, da wir noch Sünder und seine Feinde waren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher fliessende Gutthat soviel gröſſer machen.

Wen er aber gesandt habe, da heissets seinen Sohn: Und eigentlicher, seinen selbst Sohn, und also einen solchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Wesen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menschen solche Gnaden-Kinder sind: Die Kron seines Hertzens: Den Glantz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens. Hebr. 1. v. 3. Und also einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheissen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Wesen und Majestät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Grösse Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß fremddem Gut, daß Er uns einen andern gesandt, der Ihn nichts angienge, sondern der Ihm dem Vatter so lieb ware als Er selbst: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Worauß wir nicht nur sehen, daß also Christus wahrer GOtt dem Wesen nach seye, welches der Name Sohn mit sich bringet, und zwar sein selbst Sohn: Da wir mit solchem Namen, nicht genennet werden seine Söhne, sein selb Söhne. Sondern auch, daß dann Christus in dem Werck seiner Erlösung nicht zu betrachten seye, nur als ein Mensch, sondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihr Werck darbey gehabt. Es heist hie: GOtt hat nicht die Menschheit Christi, sondern seinen eigenen Sohn gesandt, der ist nun GOTT. Nun welchen GOtt gesandt zu der Erlösung deß Menschlichen Geschlechts, der hats auch erlöset. Wiederumb die Erlösung muste geschehen durch Leyden und Sterben. Also hat auch GOtt seinen Sohn zum Leyden und Sterben geschickt, also hat dann auch GOttes Sohn, und daher ein wahrer GOTT gelitten und ist gestorben, obwol nicht eben nach seiner Gottheit, die nicht leyden noch sterben kan, dannoch in seiner Ihm eben sowol als die Gottheit zugehörigen Menschheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieses hierbey, daß auß sonderbahrem Rath GOtt der Vatter habe zu unserer Erlösung seinen Sohn schicken wollen, nehmlich, daß,

wie Er der wesentliche Sohn GOttes ist, Er mit seinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn gewesen ist.

Was aber die Sache selbst anlanget, so heisset es nun ferner: GOTT habe Ihn gesandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn gesendet: 1. In das Fleisch, daß Er Menschliche Natur an sich nahm, und also unser Bruder würde, auff daß nachmahl auß solchem Brüderlichen Recht, all sein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menschen gesündiget, so solte nach Göttlicher Gerechtigkeit Erforderung auch wiederumb ein Mensch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Mensch zu werden, sondern gar Knechtes Gestalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun solte vor unsere Sünde, sich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit gestrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter seinen Sohn darzu gesandt, daß Er das Gesetz erfüllete. Welches schon ein Stück der Knechts-Gestalt war, daß Er nemlich, da Er sonsten deß Gesetzes HERR an sich selbst war, und daran nicht verbunden gewesen wäre, sich demselben unterworffen. GOtt hat Ihn unter das Gesetz gethan. Galat. 4. und es alsdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den schuldigen Gehorsam nicht in eigener Person geleistet hatten, so muste unser Bürge denselben vor uns leisten. 4. Hat der Vatter Ihn auch gesendet zu seinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außstünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch solches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn so zu dem Leyden und Todt gesandt, daß auch Fünfftens Er Ihn gesendet, daß Er wiederumb durch sein Leyden in seine Herrlichkeit eingehen, und also die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben solte, welche solche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und also dem vollkommenen Werck der Erlösung, hat GOTT seinen Sohn gesandt. Und zwar mit gleichsam seiner gewissen Instruction und Befelch, das ist, es war von Ewigkeit beschlossen, was Christus thun und was Er leyden solte. Daher in der Schrifft deß vorbedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geschiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil desselben war bereits von den Propheten vorher gesagt worden, damit ja soviel kundtbahrer wäre; Christus thäte nichts als was der Wille seye, dessen der Ihn gesandt habe: Wie Er selbst sagt, Johan. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch also gesandt; wie ein grosser Herr, da Er einen gevollmächtigten Gesandten schicket, alles das jenige genähm haltet, was derselbe in seinem Namen thut, daß also auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen lassen, was Er in seinem, als seines himmelischen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat sein Opffer, das Er geleistet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn selbst darzu gesendet hatte, solches Opffer zu verrichten. Was Christus gelehret, das hat Er auß dem Schoß seines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles solches erkennt der Vatter vor sein Wort und Willen.

Daher weil uns Christus die Gnade seines himmlischen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugesagt hat, so ist es bey dem Vatter auch also sein Will: Und heisset also 2. Corinther 5. v. 18. 19. selbst von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm selbst versöhnet habe durch JEsum Christ, dann was Christus thut, daß Er uns versöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu gesandt hatte. Also müssen wir dieses senden ansehen.

Es hat aber der Vatter seinen Sohn zu uns gesandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, so muste GOttes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn gesendet nicht auff eine, sondern unterschiedliche Weise, dann 1. hat Er Ihn gesendet in seinem Ewigen Rathschluß. Dann weil von Ewigkeit her beschlossen gewesen, daß in der Fülle der Zeit Christus solte dem verlohrnen Menschlichen Geschlecht helffen, und es selig machen, so ist solcher Rathschluß bereits das erste Senden gewesen, da Er schon darinnen bestimmt worden, nicht zum Gericht, sondern zur Seligkeit der Menschen. Nachdem aber der Erste Mensch Adam würcklich gefallen war, so hat GOtt so bald seinen Sohn gesandt in dem Verspruch, weil Er gleich Gen. 3. versprach, es solle deß Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Diese Verheissung, und alle andere Verheissungen, darinnen GOTT in dem Alten Testament hat von dem HErrn Christo oder Messiä zugesaget, sind lauter Arten deß Sendens. Da ist Christus gleichsam schon außgegangen sein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geschlachtet worden sind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wusten, daß dieses Viehe so sie schlachteten, und dessen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen köndte, sondern, daß es die Krafft deß Bluts Christi thun müsse, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch diese Vorbilder dem Glauben vorgestellet ward: So offt wurde gleichsam Christus von seinem Vatter gesendet, und gab auß seinem künfftigen Opffer die Krafft voran solchen schlachtenden Opffern; Und kam also Christus so offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigener Person gekommen ist. Also heisset's, Er seye das Lamm das erwürget ist von Anbeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn also der Vatter auf vilerley gedachte Weisen gesandt hatte hat Er endlich Vierdtens Ihn würcklich und persönlich gesandt, alles solches zu verrichten, was vorhin beschlossen, versprochen und vorgebildet worden.

Es ist aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der ersten Zukunfft Christi: Dann wie wir wissen, sind ohne die geistliche Zukunfft Christi, da derselbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HERRN, deren die Erste genennet wird die Zukunfft in das Fleisch, die Andere ist die Zukunfft am Jüngsten Tag zum Gericht. Hier ist klar auß schon besagtem, daß von der Ersten geredet werde.

Sonderlich wo wir sehen: 4. Wohin Er seinen Sohn gesandt? Da heisset es, in die Welt. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geschicket habe, darinnen sich zu offenbahren: Sondern, daß in die Welt heisset, daß Er auch selbst ein Theil der Welt würde, (das ist, daß Er ein Mensch würde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die Welt die ist die jenige, zu dero besten es angesehen war, daß der HERR kam. Also ist der HErr Christus nicht kommen, umb seines Lustes und Nutzens willen, sondern in die Welt umb dero bestens willen. Und zwar heisset hier die Welt, nicht so wol eigentlich dieses Gebäu Himmels und der Erden, als die gesambte Menschen, die in der Welt sich befinden, und deßwegen, weil sie unter irrdischen Creaturen die vornehmsten sind, sonderbahr die Welt genennet werden. Dann es ist eine solche Welt, worinnen der Vatter seinen Sohn geschickt, die durch Ihn selig werden solte, welches keiner andern Creatur als den Menschen zukommt. Ist also so viel, ob sagte der HERR, GOTT habe seinen Sohn geschickt zu den Menschen, nehmlich zu ihrem besten, umb ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beschaffen ist: Ach! so hatte ja GOtt kein Ursach umb derselben willen seinen Sohn zu senden, dann die Welt ist nichts anders, als wie jener sagt, ein Stall voll böser Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, so gar, daß auch der Welt Freundschafft GOttes Feindschafft ist, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Christus das Menschliche Geschlecht mit diesem Namen Welt. Daß Er nicht sagt, GOtt hat seinen Sohn gesandt zu den Menschen und vor dieselbe, daß Er die Menschen, die gleichwol als Menschen GOttes Geschöpff seynd, selig machte; Sondern er hat Ihn gesandt, zu denen die aus Menschen und GOttes-Geschöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom. am 5. vers. 10.

In dem Stand waren sie anzusehen, als GOtt seinen Sohn vor sie gab: Lauter Feinde GOttes, die darzu eine solche feindselige Natur hatten, daß sie auch nichts anders auß sich selbst konten, als ihren GOTT hassen. Eine solche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, also in diesen Worten auß Liebe ihr seinen Sohn gesandt. Eine Welt die in dem Argen ligt. 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finsternuß war, da Er als das rechte Liecht erst in die Finsternuß sie zu erleuchten kommen ist; Ja eine solche Welt, die darzu, als der HErr zu ihr gesandt wurde, Ihn nit auffnehmen wolte. Joh. 1. In solcher Boßheit mußte diese Welt angesehen werden.

Darnach als eine solche, daran GOtt nichts anders ansahe, als lauter Ursachen von Zorn, weil sie aus seinen Knechten und Geschöpffen seine Feinde worden waren, sie zeitlich und ewig zu straffen und zu verderben.

Das heist dann Liebe, daß GOtt eine solche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen liesse, sondern so ein theures Mittel derselben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich seinen Sohn vor sie zu senden.

Jedoch muß sie ferner angesehen werden, als eine solche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elende fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlassen

wurden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. Wo der Unterscheid und dessen Ursach allein Göttlicher Weißheit heimgestellet bleibet.

Es ist zu mercken, daß es eine Welt seye, die hier beschrieben wird, als eine solche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit selbst gehabt, sondern erst durch Christum hat erlangen müssen, dann es heist, daß eben umb sie selig zu machen, der HERR habe müssen gesandt werden: Bey ihr waren lauter Ursachen allein deß Gerichts gefunden worden. Ist der Erste Theil.

In dem Andern sehen wir jetzo: Worzu der HErr gekommen? Da heisset es: Nicht, daß Er die Welt richte, sondern, daß die Welt durch Ihn selig werde. Wir sehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte.

Hie möchte scheinen, wir könten dieses nicht wohl sagen, weil ja freylich CHristi Zukunfft vielen zum Gericht geschiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngsten Tag, so eigentlich zum Gericht angesehen ist; Sondern auch die erste Zukunfft, die Zukunfft ins Fleisch. Joh. 15, 22. Sagt Er selbst: Wann Ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde. Und deutlicher Joh. 9, 39. Ich bin zum Gericht auff diese Welt kommen. Welches das Ansehen haben möchte, daß solches gerad diesen Worten entgegen stünde.

Aber wo die Sache einfältig angesehen wird, so gibt sichs unschwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu CHristus gekommen, nach dem Willen seines himmlischen Vaters, was sein und seines himmlischen Vatters Rath dabey gewesen seye: hingegen ist es freylich geschehen, daß Christi Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß sie umb seiner Zukunfft willen so viel schwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außtrücklich deßwegen gekommen wäre, sondern zufälliger Weise aus ihrer Schuld. Weil sie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, so wird ihre Sünde dardurch schwerer und also ihr Verdamnuß vermehrt. Aber daran ist nicht Christus schuldig, sondern sie selbst. Gleich wie das Evangelium so an sich ein Geruch deß Lebens zum Leben ist, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Todt wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur schwerers Gericht auff sich ziehen von Christo, eben über anderes auch noch darinnen sündigen, daß sie deß HERRN heylsamen Rath gegen sich verkehren.

Es heist aber, daß Er nicht kommen seye, zu richten die Welt. Daß Er nicht kommen seye zu richten die Frommen, wo einige vor sich selbst fromm wären oder seyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier stehet, er seye kommen nicht, daß Er die Welt richte. Die Welt, das sündliche Menschliche Geschlecht, an dem an sich selbst nichts anders ist, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur schon wegen der sündlichen Verderbnuß das Gericht liget, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heissets die Welt, das ist, wiederumb alle Menschen ins gesambt, wie böse sie auch seyen. Da ist kein Mensch in der Welt, wie gottloß er ist, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Christus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen bringen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, sondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Selbsten Judas, deme doch Christi Zukunfft jetzt nichts nutzet, sondern er nur umb derselben willen so viel schwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Christus ihn zu richten nur gekommen seye, sondern Er ist auch ihn selig zu machen gekommen, aber er selbst hat das Gericht auff sich gezogen.

Das Wort Richten, heist mehrmal in der Schrifft so viel als in dem Gericht verdammen, und so wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht ausgeschlossen werde.

Ist also dieses die Meynung deß HErrn, GOtt hat seinen Sohn nicht darzu in die Welt geschickt, daß derselbe der Menschen gantzes Leben examiniren und erforschen, sodann nachdem ers finden würde, jedem nach seinem Verdienst geben, auch also die jenige die Böses gethan verurtheilen und würcklich endlich verdammen solle: Sondern das ist des Gesetzes und Mosis Ampt. Aber Christus ist darzu kommen, daß Er ohn eracht, deß Menschen Leben seye vorher gewesen wie es wolle, es seyen Sünden vorhanden so groß sie seyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben sich bekehret) wegen seiner auch greulichsten Sünden solle verdammt werden. Also ist der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, sondern sie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß sie ihrer Sünden wegen nicht sollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heisset es in folgenden Worten: Wer an ihn glaubet werde nicht gerichtet, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, sondern seye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.

Ja auch mögen wir sagen, der HERR seye auch also kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht so bald auff die Menschen kommen solte, daß der Mensch, der Sünder nicht gleich in seiner Sünde auff frischer That alsobalden mit dem Gericht überfallen würde, sondern, daß sie noch Zeit erlangten sich zu bekehren, und also durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

## Lehr-Puncten.

Wir sehen jetzo zur Haupt-Lehre: Daß Christi Ampt nicht seye zu richten, sondern selig zu machen: Solches müssen wir aber recht verstehen.

1. Wird nicht gesagt, daß CHristus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja selbst in unserm Apostolischen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie seine erste Zukunfft in das Fleisch gewesen ist eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche sich nicht bekehret und seine Gnade angenommen haben, seyn eine Gerichtliche und Zorns Zukunfft. Darvon heisset es Joh. 5, 27. Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menschen Sohn ist. So wird Matth. 25. v. 31. seq. solche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und sonst hin und wieder in der Schrifft beschrieben. 2. Wird auch nicht gesagt, daß Er nicht richte; in dem Verstand, daß nicht das Gericht deß Gesetzes Mosis sein Gericht seye. Dann Er ist der einige Gesetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und also ist Er der, welcher selbst Mosi das Gesetz gegeben. Ist demnach Mosis Gesetz eben auch Christi Gesetz, und also wo Moses und sein Gesetz den Menschen richtet, so richtet CHristus den Menschen durch Mosen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Christus in seinem Ampt das Gesetz gar nie gelehret habe, als der freylich solches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in seinen Predigten sehen, sonderlich Matthei 5. Wo er deutlich saget, daß Er nicht gekommen seye das Gesetz auffzuheben, sondern zu erfüllen. Daher wo es heisset: CHristus seye nicht gekommen die Welt zu richten, sollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müste deßwegen in der Christlichen Kirche das Gesetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, sondern allein das Evangelium, als die Lehre Christi vorgetragen werden. Dann Gesetz muß allemahl neben dem Evangelio stehen, und diesen den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, sondern noch selbst bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen sündlichen Fleisches. Sondern dieses ist die Meynung, wo wir sagen, daß Christus nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Gesetze gegeben in seinem Mitler-Ampt. 2. Solch sein Mittler-Ampt bestehe nicht darinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor sich würdig ist. Damit widerspricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Christus darzu gekommen seye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Gesetz gegeben, darauß die Leute besser und gewisser selig werden möchten, wo sie dasselbige hielten; als durch Mosis Gesetz. Wie nicht allein solches den Türcken und Mahomets vorgeben ist, der da gelehret, daß unser JEsus ein grosser Prophet gewesen, der einen vollkommern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moses. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch bessern und leichtern Weg gewiesen. Sondern selbst in der Christlichen Kirchen, findet sich bey den Papisten, Arminianern, Socinianern dieser Irrthum, daß dieses zu Christi Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Mosis noch neue Gesetz gethan habe. Dann damit würde CHristus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Gesetze gibt, derselbe muß auch nach solchen Gesetzen urtheilen und richten, die jenige zu absolviren die nach solchem Gesetz thun, die jenige zu verdammen, welche sie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in seinem Mittler-Ampt kommen ist, so kan Er auch in demselben keine neue Gesetz gegeben haben. Muß deßwegen das Gesetz der Liebe, so Er seinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein solch neu Gesetz gewesen seyn, welches Er damahl zu aller erst gegeben, sondern es war eben selbst das alte Mosaische Gesetz, so Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und sie dessen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Christi also ein, daß Er jeglichem gebe, nachdem er verdienet, und bestehe seine Gnade nicht so wol darinnen, daß in unserer Rechtfertigung nicht auff die Wercke gesehen werde (welches die Gnade deß Evangelij ist) als darinnen, daß der HErr Christus uns die Gnade und Geist gegeben habe, das Gesetz zu halten, so wir sonst nicht hätten

halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung deſſelben ſelig werden müſten. Welches aber wiederumb hieſſe, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittler-Ampts Chriſti, daß Er kommen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Warheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konten, daſſelbe vor uns zu halten, und uns ſolchen ſeinen Gehorſam zu ſchencken, daß er vor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Perſon geleiſtet: Und alsdann in ſolchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Anſehung einiges Wercks, zu geben, ja uns auß ſolchem Glauben allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehre herelich in den Schrifften Pauli außgeführet iſt, ſonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, ꝛc. das iſt ein ſolch ſeligmachen, das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittler-Ampt uns ſelig machet, ſolle gar darauff nicht geſehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob ſolches im Glauben unſer werde. Das heiſt, Er ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige ſo ſie zu dem Glauben bekehret worden ſelig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil aber, da der Menſch glaubig worden, derſelbe Glaube nicht müſſig ſeyn ſoll noch kan, ſondern ſich in allerhand guten Wercken hervor thun muß: So iſt abermahl in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß Er ſolche Wercke nach der Schärpffe deß Geſetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allen Wercken noch groſſen Mangel würde finden, und ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er alle Mängel an denſelben mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, und läſſt Ihm dieſelbige umb ſein ſelbſt und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt ſie als gut an, ſihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran iſt, und hingegen träget Er mit Gedult die daran klebende Gebrechen. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye in ſeinem Mittler-Ampt, ſondern, daß dieſes darinnen beſtehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiner uns geſchenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere unvollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richter ſeye.

Aber hie laſſet uns, meine Geliebte, wol vorſehen, daß wir uns derſelben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig machet ohne Abſicht auff unſere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glauben annehmen wil, ſo möchten wir nach unſerm wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zu frieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und deſſen Trohungen ſchweigen gegen uns; Dann was bedarff es derſelben, da Chriſtus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heyland Chriſtus ſeye nicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten erfordere, wie die Prediger ſagten: Dieſe müſten das Evangelium und ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, oder ſonſt Luſt haben die Leuthe forchtſam zu machen. Auch bey vielen die ſich eben mit Worten deſſen nicht verlauten laſſen, zeigt das gantze Leben, daß ſie in dem Verſtand Chriſtum vor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade an ihrem Heyl ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſagen, ſie glauben an Chriſtum, und können ihnen darüber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt aber ſolches ein grauſamer Betrug deß leidigen Teufels, der auß der ſchönſten und lieblichſten Blum des Mittler-Ampts Chriſti als eine gifftige Spinne das ärgſte Gifft machet.

Es iſt freylich wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt kein Richter-Ampt ſeye, und daß allen denen jenigen ire Sünde, wie viel und ſchwer ſie ſeyen, nicht mögen ſchaden oder gerichtet werden, die an ſolch ein Mittler-Ampt ſich halten, und deſſen genieſſen. Es iſt aber auch wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt ſo fern allgemein ſeye, daß Er begehre alle ſelig zu machen; Was auch die Erwerbung der Gnaden und Heyls-Güter anlangt, hat Er ſie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlangt, ſo geſchiehet auß der Menſchen eygener Schuld, daß nicht alle an ſolchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt Chriſti als welche in Chriſto JEſu ſind, in denſelben allein iſt keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittler-Ampts Chriſti iſt. Welche aber auſſer Chriſto ſind, dieſelbe ſind die Güter deß Mittler-Ampts Chriſti unfähig, und denen bleibet der Mittler Chriſtus ein Richter.

Wer iſt aber in Chriſto JEſu? Antwort, allein der der den wahren Glauben hat. Ich ſage, den wahren Glauben, nicht nur die wahre Bekandtnuß der Religion, die Evangeliſche Religion, ſondern deroſelben Krafft, den Glauben ſelbſt, und zwar der ihn hat, nicht nur der ſich deſſelben rühmet, oder der ihn zwar gehabt aber verlohren hat. Wer alſo den wahren Glauben nicht hat, der iſt auſſer Chriſto.

Weil aber jederman meynt er habe den wahren Glauben, ſonderlich unter uns Lutheriſchen, welcher Glaube ja der rechte iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wollen wir nicht betrogen werden, was der wahre Glaube ſeye.

Vor zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. v. 16.) haben wir durch GOttes Gnade von ſolcher Materi außführlicher gehandelt: Jetzo läſſt es ſich in dieſer Kürtze nicht widerholen. Wir wollen allein dieſe 2. Stück zur Prüffung deß Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menſchen, als er vorhin geweſen. Wer alſo nicht ein anderer Menſch iſt, als wir Menſchen von Natur ſind, ſondern ſein Leben alſo führet, daß Er in allen Dingen ſeinen Nutzen, Ehr, Gemächlichkeit ſuchet, und dieſelbe ſeines GOttes Willen vorzeucht, deren wir die meiſte ſehen, der hat den Glauben nicht: Er ſtehet nicht in der Wiedergeburt.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar feines Kennzeichen, wer in Chriſto JEſu ſeye, und alſo den wahren Glauben habe, und deßwegen in wem keine Verdamnuß ſeye, nehmlich die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Er ſagt zwar nicht, die nicht das Fleiſch an ſich haben, und bey denen es nicht noch einige Früchten ſtätig ſuchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleiſch wandelen, welche die Lüſte ihres Fleiſches, das jenige worzu ſie die Welt, der Teuffel und ihr eygen Fleiſch anreitzet, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihnen nachhängen, ſondern entweder alſo balden ihnen ſtarck gnug widerſtehen, oder, wo ſie je einmahl damit übereylet worden, dieſelbe ins Werck zu ſetzen, daß ſie ſo bald ſich wieder auffraffen, Buſſe thun, und mit ſoviel mehrerm Ernſt ſich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelen nicht nach dem Fleiſch, und die ſind es allein, welche deß Mittler-Ampts Chriſti genieſſen. Da ſie hingegen nach dem Geiſt wandelen, in dem ſie nicht nur das Böſe unterlaſſen, ſondern auch in dem Guten ſich üben, und demſelben nachſtreben, was der H. Geiſt, der ſie treibet, in ihnen wil. Das ſind nach Pauli Außſpruch allein diejenige, die in Chriſto JEſu ſind, und ſich deſſen zu getröſten haben, daß ihnen Chriſtus kein Richter ſeye, dann ſie genieſſen würcklich ſeines Mittler-Ampts.

Hier prüffe ſich alſo jeglicher wie er ſtehet, ſo wird er bald finden, ob er in dem Glauben ſtehe oder nicht: Er prüffe ſich aber redlich und ernſtlich, ſonſt, betreugt er ſich, ſo iſt der Schade ſein. Welche aber finden, daß ſie noch biß daher nicht haben begehrt nach dem Geiſt zu wandlen, und die noch nicht begehren den Wandel nach dem Fleiſch abzulegen, daß ich es deutlicher ſage, die noch nicht ernſtlich ihnen vorgenommen, nun und nimmermehr muthwilliglich ihren GOTT zu erzörnen, und ein gantz ander Leben zu führen, als ins gemein in der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, ſage ich, haben den Glauben nicht, ob ſie ihnen ſchon ſolches einbilden, dann der Mangel der Frucht weiſet es, deßwegen ſo gedencken ſie nicht, daß das Mittler-Ampt Chriſti, biß ſie den Glauben in wahrer Buß erſt empfangen, ſie angehe zu würcklichem Genuß. Sondern ob ſchon Chriſtus kommen iſt, nicht, daß Er die Welt richte, und alſo auch, daß Er ſie nicht richte, ſo wird Er ſie gleichwol richten, dann ſie ſind wegen deß Unglaubens auſſer Ihm, und auſſer der Gnaden, daher ſind ſie wiederumb unter der Strenge deß Geſetzes. Alſo, wo ſie vor Chriſti Gericht werden kommen, ſo wird ihnen Chriſtus ein Richter ſeyn, denn als einen Mittler haben ſie Ihn von ſich geſtoſſen, und wird ſie nicht anders ſelig ſprechen als nach dem Geſetz, wo ſie das gantze Geſetz gehalten haben: Das iſt ihnen nun bloß unmüglich; Alſo ſind ſie, ohne in der Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Ferners, weil ſie auſſer Chriſto ſind, ſo iſt alles was ſie thun ſündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol ſchwach hergehet, und noch viel Gebrechen daran iſt, GOTT deßwegen gefället, weil Chriſtus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Geſetzes urtheilet, ſondern es umb ſeiner eygenen Gerechtigkeit willen vor gültig annimmt: So genieſſen die andern ſolcher Wolthat nicht, ſondern, wo das geringſte manglet an dem das ſie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel manglen muß,) ſo ſihet es GOtt als Sünde an, und verdammt deßwegen auch ihre vermeynte gute

Wercke, weil sie nicht nach dem Gesetz vollkommen sind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Gesetz worden ist, da sie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in seine Ordnung sich schicken wolten.

Sind also solche Leuth freylich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderst als GOtt mißfallen; Soviel seligen der jenigen Stand ist, welche in dem Glauben an CHristum dem Gericht entzogen sind, darinnen eben unser grösseſter Trost ist. Dann da stehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überschreitet, der ist ewig verflucht und verdammt: Das sagt das Gesetz, dem wir nicht widersprechen dörffen. Hierauff subsumiret unser Gewissen. Nur habe ich nicht nur ein einiger, sondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Darauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Gesetz erledigt werden, so lang können wir diesem Schluß nicht entgehen.

Daher so ist dieses die grösseſte Wohlthat CHristi, daß er uns von dem Gericht erlediget, Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die GOttes Loß, 1. Pet. 3. v. 5. κλῆρος sind, so allen wahren Christen zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Gesetzes unser Urtheil anzuhören haben, sondern vor CHristi Mittler-Thron. Da heist der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird selig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft seye, habe ich andere äusserliche Zeugnuß; daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß deß H. Geist, und dann das äusserliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich selig.

Also appelliren wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Gesetz auff das Evangelium: Von CHristo der zwar das Gesetz durch Mosen gegeben, auch die Ungläubige an jenem Tag richten wird, auff CHristum dem Mittler der nicht zu richten gekommen ist. Da wird das Gewissen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Gesetz gegeben hat, Wille seye, daß Er deßwegen seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit sie nicht müste nach dem Gesetz geurtheilet werden.

Damit ist der Mensch seiner Gerechtigkeit vor GOtt versichert, er ist auch versichert, daß GOTT seinen kindlichen Gehorsam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leistet, Ihm gefällig seyn lasse, und auch seine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er ist dessen gewiß, gleich wie hier in der Welt CHristus nicht mehr Ihn richten wil, wo er in dem Glauben stehet, also, da er darburch dem Fluch und der Gewalt deß Gesetzes einmahl entrissen ist, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abscheidet, so werde er an CHristo auch, wann Er an dem Jüngsten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, sondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag seine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geschencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er solle auch da nicht gerichtet werden, ob er schon vor dem Richter-Stuhl stehet, aber das Urtheil über ihn nicht auß dem Gesetz, sondern CHristi Gnaden- und Mittler-Ampt geschöpffet muß werden.

Ach HErr JESU! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter seyest allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wir damit alle Sicherheit deß Fleisches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muhtwilligen Sünden den Glauben wegstossen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du deinen Glaubigen kein Richter seyest, damit wir uns deines Verdienstes auß Würckung deß Heil. Geistes freudig getrösten, darauß alle unsere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Todt einig uns darauff verlassen, auch vor deinem Richterstuhl getrost darauff beruffen, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit geniessen, die du uns verdienet hast. AMEN.

---

## Lazarus Spengler

ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, und machte sich als vorderster Rathschreiber daselbst um die Reformation sehr verdient. Er starb am 7. September 1534.

Von ihm erschien:

CHristliche Lieder, z. B. durch Adams Fall u. a.

Sein Glaubensbekenntniß, in Luthers Werken. Jen. Ausg. 6, p. 326.

Sein Leben von U. G. Haußdorf. Nürnberg, 1741.

Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel. 1520 (Nürnberg, 1830).

Spengleriana, von M. Max Meyer. Nürnberg, 1830.

S. suchte in seinen geistlichen Liedern vorzüglich Luther, sein Vorbild, zu erreichen, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang, und erwarb sich daher zu jener Zeit, wie um die Reformation im Allgemeinen, so um die Förderung des besseren Kirchengesanges im Besonderen große Verdienste.

---

## Sperrvogel, s. Minnesinger.

---

## E. Spiegel, s. Meistersänger.

---

## Christian Wilhelm Spieker

wurde am 7. April 1780 zu Brandenburg geboren, studirte zu Halle und lehrte eine Zeit lang daselbst am Gymnasium und Pädagogium. 1806 machte er als Feldprediger den Kriegszug mit, begab sich 1807 als Lehrer nach Dessau, 1809 als außerordentlicher Professor der Theologie und Prediger nach Frankfurt. 1812 wurde er daselbst Archidiaconus und 1818 zum Superintendenten und Oberpfarrer an der Hauptkirche erwählt. Er war schon früher mit dem philosophischen und theologischen Doctortitel belehnt; auch zum Ritter des eisernen Kreuzes erhoben.

Er gab heraus:

Meine Reise von Halle nach dem Brocken. Halle, 1803.

Luise Thalheim. Leipzig, 1808. 2 Thle.

Die glücklichen Kinder. Leipzig, 1808. 4 Thle.

Emiliens Stunden der Andacht. Halle, 1808; 5. Ausg. 1837.

Vater Hellwig unter seinen Kindern. Nürnberg. 1809—10. 2 Thle.

Christliche Religionsvorträge. Züllichau, 1812.

Gebete, Predigten und Reden zur Zeit der Erhebung. Berlin, 1816.

Andachtsbuch. Berlin, 1816. 2 Thle.
Geschichte Martin Luthers. Berlin, 1818.
Des Herrn Abendmahl. Berl., 1819; 5. Ausg. 1839.
Erzählungen für die Jugend. Leipzig, 1819.
Gelegenheitsreden. Frankfurt, 1820.
Sammlungen geistlicher Lieder. Berlin, 1823.
Geschichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Berlin, 1839.
Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg. Berlin, 1839. 1. Bd.
Leben des Herzogs Leopold von Braunschweig. Berlin, 1839. 2. Ausg.
Christliche Morgenandachten. Berlin, 1835. 2. Ausg.
Christliche Abendandachten. Berlin, 1840. 2. Ausg.
Christliches Trostbuch für Leidende. Berlin, 1838.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w.

Als trefflicher Kirchenhistoriker, mehr aber noch als ausgezeichneter Kanzelredner und ascetischer und Jugendschriftsteller, hat sich S. durch sein unablässiges humanes und echt patriotisches Wirken einen gefeierten Namen erworben und mit Recht die lebhafteste Anerkennung gefunden.

## Christian Heinrich Spieß,

1735 zu Freiberg geboren, lebte lange Zeit als Schauspieler und dramatischer Dichter, verschiedenen Bühnen angehörend, und wurde endlich 1788 gräfl. kiniglich-scher Wirthschaftsbeamter zu Letzdieckau in Böhmen, in welcher Stellung er am 17. August 1799 starb.

Er gab heraus:

Schauspiele:
Die drei Töchter. 1782.
Maria Stuart. 1784.
General Schlengheim. 1785.
Das Ehrenwort. 1790.
Clara von Hoheneichen. 1790.
Stadt und Land. 1791.
Die Folgen einer Lüge. 1792.
Liebe und Muth macht Alles gut. 1793.
Oswald und Mathilde. 1793.
Friedrich Graf von Toggenburg. 1794.

Romane:
Biographien der Selbstmörder. 1785. 4 Thle.
Das Petermännchen. 1791. 2 Thle.
Der alte Ueberall und Nirgends. 1792.
Die Löwenritter. 1794. 4 Thle.
Biographien der Wahnsinnigen. 1795. 4 Thle.
Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 1796. 3 Thle.
Die Geheimnisse der alten Aegyptier. 1797. 3 Thle.
Hans Heising. 1798. 4 Thle.
Maria Clement. 1800.

Lebhafte Phantasie und rasche Darstellung sind ihm nicht abzusprechen, aber sein Geschmack war ungebildet und das Wohlgefallen, das er am Grauenhaften und Uebernatürlichen fand, so wie seine Vielschreiberei verleiteten ihn, auf den Effect allein hinzuarbeiten, ohne nach Höherem zu streben. Seine Schriften wurden daher eben sobald wieder vergessen, als sie in der Mode waren. Am Gelungensten erscheint sein Drama: Clara von Hoheneichen, das sich demgemäß auch am Längsten im Andenken bei der Menge erhielt.

## A. R. Karl Spindler,

um 1795 zu Breslau geboren, erhielt seine Erziehung in Straßburg, wo er studirte, war eine Zeit lang Schauspieler und lebte dann als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Stuttgart, wo er seit 1829 die Damenzeitung redigirte. Im folgenden Jahre zog er nach München und begann zu gleicher Zeit die Herausgabe des Taschenbuchs: Vergißmeinnicht. Später ließ er sich in Baden-Baden nieder, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Er gab heraus:
Sämmtliche Werke. 50 Bände. Stuttgart, 1831 und folgende Jahre.

Daraus mögen hervorgehoben werden:
Eugen von Kronstein. 1824.
Der Invalide. 1831.
Der Schwärmer. 1831.
Blümlein Wunderhold. 1831.
Der Jesuit. 1829—32.
Kettenglieder. 1829—32.
Sommermalven. 1833.
Winterspenden. 1833.
Die Nonne von Gnadenzell. 1833.
Lenzblüthen. 1834.
Freund Pilgram. 1825 und 34.
Der Jude. 1827 und 34.
Herbstviolen. 1834.
Moosrosen. 1830—35.
Je länger, je lieber. 1835.
Der Bastard. 1826 und 35.
Boa Constrictor. 1836.
Tag und Nacht. 1836.
Regenbogenstrahlen. 1836.
Außerdem einzelne Erzählungen und Aufsätze in Zeitschriften, besonders in der von ihm redigirten: „Damenzeitung" und „Zeitspiegel," in Almanachen u. s. w.

Es sei mir gestattet hier das Urtheil anzuführen, das ich in meiner Allgemeinen Geschichte des Romans (Jena, 1841, S. 479 ff.) über S. ausgesprochen, und als das Resultat langer und unpartheiischer Betrachtung der Werke dieses ausgezeichneten Mannes betrachten darf: Eine reiche, oft übermüthige Phantasie, eine vortreffliche objective Darstellung und eine genaue Auffassung der Zeit, welche er schildert, treten ihm in allen seinen Leistungen an die Seite. In seinen Characteren weiß er, besonders durch glückliche Intuition, die nationale Eigenthümlichkeiten eben so trefflich wieder zu geben, als das Besondere des Individuums zu zeichnen; nicht ganz so glücklich ist er aber in consequenter psychologischer Entwickelung derselben. Hier verfährt er oft zu gewaltsam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, sondern Alles, wie hervorgesprungen, gleich so entstehen läßt, wie er es braucht und haben will. Dies zeigt sich besonders in seiner Darstellung des Lasters; er handelt gleichsam mit den Ver-

brechen en gros, und seine Sünder sind so verworfen, wie nur irgend möglich; dadurch raubt er ihnen aber das Interesse des Mitleids, und schadet der Wahrheit wie der Wahrscheinlichkeit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeschwört. Seine Phantasie scheint ihn hierzu gewaltsam fortzureißen, und die künstlerische Ruhe, die über Allem schweben muß, zu zerstören. So lange man seine Werke liest, folgt man ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn er weiß denn Leser fortwährend zu fesseln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum seiner Darstellungen; hat man aber geendigt, so wird man sich nie befriedigt fühlen. Daß er, bei seiner Genialität, die Mittel besitze, Alles das, was man an ihm vermißt, zu leisten, unterliegt keinem Zweifel; auch beweisen einzelne, oft geringe Umstände, Momente und Motive, die Tiefe seiner Gefühle, die Leichtigkeit seines Blicks und das wahrhaft poetische Element, aus welchem sich Alles bei ihm entwickelt, hinlänglich. Seine kräftige Natur gefällt sich zu sehr in Contrasten, und drastische Wirkungen sind ihm die liebsten. — S. hat, seit jene Zeilen niedergeschrieben wurden, außer dem Könige von Zion, nur noch einen größern Roman verfaßt, die Nonne von Gnadenzell, und sich später fast allein mit kleinen Erzählungen beschäftigt, die seinem Wesen eigentlich nicht zusagen, da er, seinen Anlagen nach, durchaus die Ellnbogen frei haben muß, um erfolgreich zu sein, in der Enge eines kleinen Raums sich aber nicht zusammenzudrängen versteht. Jener Roman leidet an denselben Fehlern, und erfreut sich derselben Schönheiten, wie die übrigen; eins hat er vielleicht vor ihnen voraus, das ihn uns noch angenehmer macht, es ist mehr deutsches Naturleben darin, auf dessen Schilderung sich S. meisterhaft versteht, weil er es mit der ganzen Wahrheit eigener Anschauung wiedergibt. Er ist überhaupt durch und durch deutsch, und zwar süddeutsch, und so hat er auch den historischen Roman aufgenommen und behandelt, und ihn uns vor allen Anderen, die sich hier versuchten, am Nationalsten angeeignet.

---

## Erzählungen bei Ebbe und Fluth. *)

Süd-Frankreichs goldener Himmel und blaues Meer bezaubern das Auge des Reisenden, und wiegen seine Phantasie in morgenländische Träume; die nördlichen Küsten des Königreichs bieten ernstere Reize dar. Am mittelländischen Meere die Gärten der Armida, an der Manche ossianische Scenerieen; die Provence hat das Paradies von Hyères, die Normandie den Berg des heiligen Michal.

Sankt Michaels-Berg „in den Gefahren des Meeres" hat seines Gleichen nicht. Abgerissen von dem festen Gestade, eine Vorwacht des Landes in öder Sandfläche, die zweimal im Tage von den Meereswellen erobert und verlassen wird, streckt sich die riesenhafte Felsenpyramide stolz in die Luft, und trägt auf ihren dürren grauen Schultern eine Stadt, ein Schloß, eine Abtei. Das Kloster faßte einst, Mönche und Diener zusammengerechnet, über hundert Menschen; dreihundert Krieger lagen in der Veste; heute noch zählt das Städtchen zu den Füßen des Monasteriums vierhundert Einwohner.

Es geht die Sage, daß einst ein dichter Wald gewesen, wo sich jetzo die gefährlichen Greven oder Triebsandfelder bis zum Meere dehnen, und daß nur nach und nach die gewaltige Fluth des Oceans das Erdreich sammt dem Haine hinweggeschwemmt habe; daß der Felsen rund um von grünen Bäumen bekränzt gewesen, wie noch heute seine den Nordwinden ausgesetzte Seite, während gegen Westen der geborstene und vom Sturm gepeitschte Berg nur hie und da einen kümmerlichen wilden Feigenbaum von seiner Fruchtbarkeit zeugen läßt. Fenchelstauden und Schierlingskraut wuchern indessen allenthalben, vergilbte Moose hängen um die Scheitel der Granitblöcke, und wenn die Frühlingssonne des greisen Titanen Eitelkeit weckt, schmückt er sich mit einem üppigen Gürtel von blutrothen Steinnelken.

Es geht die Sage, daß einst in dem mächtigen Eichenhaine Druiden gehaust, und wilde Wahrsagerinnen ihre Sprüche gesungen; daß auf dem Gipfel der Felsen gräuliche Menschenopfer geschlachtet worden; daß endlich der Erzengel Michael selbst dem Heidenthume ein Ziel gesetzt, und einem gottesfürchtigen Bischof befohlen, Kirche und Kloster an den sündigen Ort zu bauen, und Jünger des heiligen Benedikt hinein zu thun, damit wieder Segen komme über das Land. — Heute sind aber die Hymnen der Priester verstummt, leer die Zellen des hochgethürmten Stifts, verödet die Kreuzgänge, dreihundert Fuß über Stadt, Grève und Meer.

Es geht die Sage, daß schon von den ältesten Grafen der Normandie die Aebte des Stifts die Gewalt des Schwertes erhalten haben, zugleich mit dem sanfteren Zwang des Hirtenstabes: so daß sie in der Feste gewappnete Schaaren hielten, und selbst die Waffen zur Hand nahmen, wenn es galt, das Heiligthum des Erzengels zu beschirmen gegen die rohe Wuth der Bretagner und Engelländer. Dem Herkommen gehorsam, bestätigten Frankreichs Könige durch mehrere Jahrhunderte das Recht der Aebte, und thaten öfters Wallfahrten nach dem Ort der Gnaden. — Heute ist es anders; aus dem Stifte ist ein Gefängniß geworden, die herrliche Kirche ist in eine Weberwerkstätte verwandelt, die Burg bewacht von Soldaten, die sehnsuchtsvoll nach dem Festlande starren, und den unseligen Kerkerdienst verwünschen.

Aber das Volk im Städtchen ist immer noch dasselbe, wie vor Zeiten; ein listig, rührig Fischervolk, wenige Bedürfnisse kennend, vertraut mit den Gefahren der Grève und der Tücke des Meeres, das in der hohen Fluth unerbittlich alles zerstört, was die Menschen auf dem feuchten, lockern Lande bauten, und bei seinem Rückzuge als ein Erbe die wohlschmeckenden Muscheln hinterläßt, womit sich die Bewohner des Berges zum großen Theile nähren. Weil die stets von neuem anschwellenden Wogen der See den Fischern nur in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen gestatten, aus dem Thore der Stadt zu gehen, und ihrem Gewerbe obzuliegen, so bedürfen die guten Leute eines Mittels, die langen Stunden der Muße auf eine wohlfeile Art auszufüllen, und wie alle Küstenbewohner finden sie dieses Mittel in den Mährchen, die einstens ihrer Großväter Einbildungskraft erdacht, und in den wunderlichen Geschichten, die, auf einem festern Grunde beruhend, von Mund zu Mund, aufgeputzt mit seltsamen Nebendingen und eigenthümlicher Redeweise, bis auf unsere Tage gekommen sind. Was diesem vom Festlande getrennten Geschlechte an Aber- und Wunderglauben abgehen möchte, haben die zahlreichen Wallfahrer hinzugetragen, die seit so vielen Jahren, — früherhin beinahe ohne Unterlaß und in hellen Haufen — aus allen Ländern Europa's zuströmten, den heiligen Michael in seinem Münster in periculo maris zu verehren. Die Fischer des Berges lernten von den Pilgern Abentheuer aus der Fremde, von den Priestern Legenden, Zeichen und Wunder, von dem Kriegsvolke Schlachten und Heerzüge, von den Gefangenen des Schlosses Gaunergeschichten, von den Schleichhändlern Wagstücke zu Wasser und zu Lande; und von den Seeleuten endlich die Kunst, alte Historien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt. So entstand nach und nach eine sehr merkwürdige Sammlung von Volkssagen auf dem Berge, die stets mit neuem Vergnügen von den Alten erzählt und von den Jungen gehört werden, wenn die Flamme im Kamine flackert, die Muscheln in der fetten Butter von Avranches geröstet werden, die Hammelrippen auf den Kohlen schmoren, und Aller Augen der guten Mahlzeit entgegenharren. Draußen, vor der klappernden Thüre, geht aber der Septembersturm, und die hohe Springfluth rollt heran, wie auf unzähligen, blitzschnelldrehenden Rädern aus dem Grunde des Meeres, und rings um Stadt und Berg brandet die tobende See. Oder sie rauscht ab in dunkeln Schatten, immer leiser schlagend den nassen, aufgewühlten Sand, und der Nebel zieht auf, daß der Fischer sich nicht hinaus wagt, und, Netz und Hacken bereitend, gierig horcht, wenn Geschichten erzählt werden, wie sie hier folgen.

---

### 1.

### Die Träume des Mönchs Aubert vom Berge des heiligen Michael.

„Macht das Kreuz, Kinder, und betet ein Paternoster, junge Gesellen, daß der Versucher fern von euch bleibe."

In einer rauhen Herbstnacht verschlief ein armer Mönch aus dem Kloster die Frühmette, und der Mönch hieß Aubert, und es ist schon lange, lange her.

Und da ihn der ehrwürdige Abt zur Strafe ziehen wollte,

*) Aus Spindler's Taschenbuch 1835.

sagte er reuig: „Ich habe viel mehr gesündigt, mein Vater, was ich Euch in der Beichte bekennen will.“

Darum setzte sich der Herr in den verschwiegenen Beichtstuhl, und der Mönch sprach: „Da ich die Frühmette verschlief . . . just habe ich geträumt, daß es mir in der Clausur nicht mehr gefiele; weßhalb ich um Strafe und Ablaß bitte.“

Der Abt versetzte: „Entschlage Dich der sündigen Gedanken und bete die kommende Nacht hindurch auf Deinen Knieen im einsamen Chore.“

Der Mönch Aubert that, wie ihm geheißen. Aber am nächsten Morgen kam er wieder zu dem Herrn in den Beichtstuhl, und sprach: „Ich habe wieder und schwerer gefehlt. Der Schlaf hat mich vor dem Altare übermannt, und mir däuchte, als sey ich dem Kloster entsprungen, als liebte ich ein Weib, als wiegte ich Kinder, und begehrte ich nimmer in's Heiligthum zurückzukehren.“

Der Abt schüttelte nun bedenklich den weißen Kopf, und versetzte: „Deine Träume werden immer gefährlicher, armer Mönch. Büße dafür in der unterirdischen Kapelle, wo zwischen ungeheuern Strebesäulen, im Grunde des Münsterbaues, der Altar der heiligen Mutter steht. Ihre Milde reinige Deine von strafbaren Begierden befleckte Seele. Nach dreien Tagen kehre zurück vor diesen Richterstuhl der Gnade.“

Der Mönch ging gehorsam, wohin ihm befohlen. Da er jedoch in der Kapelle stand, wo im engen Kreise der fünf Schuhe dicken Pfeiler die Lampe vor dem Bilde der gesegneten Mutter brannte, und die Thüre, wodurch man in die Kirche stirg, schwer hinter ihm zufiel, — da seufzte er, und meinte ganz stille, es wäre doch wohl besser, wenn er daheim bei den Eltern geblieben wäre. Nicht ein Jeder ist zum Heiligen gemacht, und das erfuhr der Mönch gar bald, weil die Versuchung nicht von ihm abließ.

Am vierten Tage . . . nicht früher und nicht später . . . ließ der Herr das Gewölbe öffnen, und der Mönch wurde halb ohnmächtig gefunden. Er war am Boden ausgestreckt, und erschöpft von dem Fasten und Gebet. Aber nicht so bald hatte er sich wieder erholt, als er vor den Abt trat, und zu ihm als ein weinender Beichtsohn redete: „Ich bin Euer unwürdigster Bruder. Da ich eingeschlummert gewesen am dritten Pfeiler des Gewölbes, hatte ich wiederum einen Traum. Gott und der heilige Erzengel erbarmen sich meiner! Mir träumte, es sey eine blaue Nacht, und ich führe zu Schiffe mit vielen wunderlich gekleideten und bewaffneten Leuten, als ihr Wegweiser zum Berge. So überfielen wir dieses theure Kloster und warfen Feuer hinein, daß es lichterloh brannte, und das Bild des Erzengels vom Thurme schmolz. Ich aber hatte ein Schwert, das ich wetzte, und rief überlaut, daß ich vor mir selbst erschrak: Die Mönche alle müssen sterben, und den Abt morde ich mit eigener Hand! — So erwachte ich, und stelle Euch mein Leid anheim, ehrwürdiger Herr und Meister.“

Der Abt bekümmerte sich tief ob der bösen Träume seines Klostersohns, und er sagte: „Bei dem Schilde des heiligen Michael! So ist es noch keinem Schläfer in diesem frommen Felsenhause ergangen. Was gottesfürchtige Leute im Schlummer sehen, ist unschuldig Blendwerk der müden Sinne. Deine Gesichte sind jedoch von übler Vorbedeutung. O gedenke Deines Patrons, des heiligen Bischofs Aubert von Avranches, dem der Erzengel im nächtlichen Traume befahl, dieses Kloster zu gründen, und zum Wahrzeichen seiner himmlischen Sendung mit einer Berührung des Fingers die Schläfe öffnete, welches Maal und Signum noch an dem Schädel des Heiligen zu sehen ist. Durch solche Oeffnung zog die Gnade in des Bischofs Seele, aber der Böse hat Dein Herz angerührt, und den Keim der Sünde hineingelegt, daß es nur nach Zerstörung und Verderbniß lechzt. Du bist nicht rein genug, im Kreise Deiner Brüder zu verweilen. Büße darum in der Einsiedelei auf Tombelène, bis Du geneseſt. Dann rufe ich Dich wieder, ein liebender Vater.“

Ihr kennt Tombelène, ihr Jungen und Dirnen; den rauhen Felsen, unfern von unserm Berge, weiter voran auf der Grève, weiter voran im Meere. Ihr badet euch dort in der Seefluth, ihr Buben, ihr betet dort zu der heiligen Appoline, ihr Töchter, und vermaledeit die Jakobiner, die Zerstörer der Kapelle, worinnen auf Tombelène die Martyrjungfrau verehrt worden ist.

Aber dazumal war auch ein Klösterlein neben der Kapelle, und in demselben wohnten Söhne des heiligen Benedict, dreie an der Zahl, die unser Herr, der Abt, alljährlich dorthin versendete, daß sie mit Gott allein seyen. Zu jenen Priestern schickte er nunmehr den Mönch Aubert in dem kleinen Klosterkahn, und Aubert hatte einen Brief von dem Herrn an die Brüder.

Da sie den Brief gelesen, standen sie schweigend vor Bangigkeit, bis ihr Vorsteher zu Aubert anhob: „Was haben wir verschuldet, daß wir mit Dir den Fluch empfangen? Ist nicht schon bitter genug unsere Abgeschiedenheit, nicht eisig genug der Sturm und die Fluth an diesem öden Orte, daß wir noch den bösen Feind bei uns aufnehmen müssen? Verhüte der Erlöser, daß Du in unserer Mitte schlafest! gehe hin zu der Höhle, die schon manchem Sünder als Wohnung gedient hat!“

Nach der Höhle, die gegen Mitternacht lag, führten die strengen Brüder den weinenden Aubert. Die Felsenspalte war fünfzig Fuß über der Grève und dem Meeresspiegel, und eben so viel Fuß unter der Fläche des Felsenbergs, der sich an dem Orte senkrecht in den Grund abstieß, so daß der elende Bewohner des Klippenlochs an Stricken hinuntergelassen werden mußte. Ein Brod, eine Kürbisflasche mit Wasser und eine Decke waren die Aussteuer, die man mit dem Mönche in die Tiefe senkte. Die Nahrung wurde erneuert mit jedem Tage; aber an jedem war die Plage der strengsten Einsamkeit dieselbe. Wollte der unglückliche Büßer nicht frieren, so mußte er in's Innere der Höhle kriechen, wohin nur ein matter Strahl des Tages drang; wollte er am Sonnenlicht sein Auge erfreuen, mußte er sich blosstellen dem Sturm. Eine Ranke von dunklem Epheu die einzige Erquickung seiner Sinne; der traurige Sandstrich oder das anwogende graue Meer seine einzige Aussicht; seine Musik der klägliche Laut des Brachvogels; das Gebet seine einzige Arbeit, sein einziger Zeitvertreib!

Da fragte er sich oft in verzweifelten Stunden, warum er geboren, warum er die Welt verlassen, und ob alles mit ihm zu Ende sey. Und in ihm erwachte der Trotz des Schiffers, der auf schwachem Boot durch die Brandung steuert, und sein Leben dünkte ihm nichts mehr, und er beschloß, es zu endigen. Und dieses sollte geschehen bei der nächsten hohen Fluth.

Als aber die Fluth kam, schrecklicher und tobender als jemals, daß der Felsberg in seinen Grundfesten erzitterte, — als der arme verblendete Mönch, das beschauliche Leben des Klosters verfluchend, schon die Kutte abwerfen wollte, um sich in die Wogen zu schleudern — da beruhigte sich auf einmal sein Herz. Doch war es nicht Gottes Finger, der es that, sondern der Böse, der mit seinen Rabensittigen dem Verirrten Muth zufächelte.

So daß er zu sich selber sprach: „Sieh doch, wie schon mein erster Traum ausgegangen ist in Wirklichkeit! Was hindert mich denn, zu warten, ob nicht auch der Traum der Liebe sich erfüllen möchte? Und endlich der Rache Traum, der schönste von allen?“

Seit langem zum erstenmal lächelte Aubert wieder, und setzte sich auf die Kante seiner Felsenhöhle, wo sie am meisten vorsprang in das wilde Wellenspiel. Doch Alles um ihn her war anders geworden. Das graue Meer schien ihm von Silber, und wo in der Ferne der Schaum der anschwellenden Wogen aufbrauste, bildeten sich vor seinem Auge liebliche Gestade mit grünen Hügeln, woran weiße Lämmer weideten, worauf vergoldete Thürme standen und frische Bäume wehten. Flog eine Möve vorüber, oder ein Zug von graugefiederten Regenpfeifern, so winkte ihnen der Mönch, als vorübergleitenden Schiffen; hüpfte in seiner Nähe ein wildes Kaninchen von Stein zu Stein, so grüßte er es als einen Menschen. Bis die Nacht ihr schwarzes Netz über die Fluthen breitete, trieb er es so, und nachdem es dunkel geworden, rief er dem Mond, obgleich derselbe hinter den Wolken schlief.

Indem der Mönch bemerkte, daß die Sterne fort waren, und Regen in den finstern Lüften hing, seufzte er schwer, wie ein Mann, der in seinem engen Grabe zum Leben erwacht; aber sein gieriges Auge hatte schnell gefunden, woran sein Herz verzweifelte. Weit, weit von ihm, dort, wo Meer und Himmel zusammenhängen, blitzte es auf, wie die Flamme eines Leuchtthurmes, und sie kam näher und heller heran, daß Aubert nicht mehr wußte, ob der Thurm auf ihn, oder er mit der Insel, als wie in einem Schiffe auf den Thurm zuschwamm. Nach und nach wurden aus dem einzigen Lichte ihrer zweie; zuerst wie die Augen einer Katze im Finstern, dann wie feurige Ruthen, deren Strahlen bald größer, bald kleiner ausfuhren, dann wie rollende Feuerräder. Die See rauschte, daß tausend klappernde Mühlen nicht gehört worden wären, und über den aufbuckelnden Rücken des Wassers strich ein ungeheures Thier, wie ein seltsamer Wettervogel mit weit ausgespannten schlagenden Schwingen. So geschah es, daß der Mönch, gleichwie er am Tage die Möven für Schiffe gehalten, jetzo in der Nacht ein gewaltiges Segelschiff für einen Meervogel nahm, bis die Masten deutlich wurden, bestreckt mit Laternen bis zu den Bramstangen, und die gebauschten Flügel von blendem Tuch, und hundert schaumbedeckte Ruder, wie Spinnenfüße so emsig.

Habt ihr von dem grünen Seefahrer gehört, der auf einer Galeere von Perlmutter durch alle Meere steuert um Mitternacht, dessen Raaen voll Seide hängen statt des Segeltuchs

dessen Tauen aus den schönsten Mädchenhaaren gedreht, dessen Kanonen aus dem feinsten Golde gebohrt sind? Der zauberhafte Schiffer sammt allen seinen grünen Matrosen hat nicht ein Zehntheil der Pracht aufzuweisen, die sich vor dem armen Mönch Aubert aufthat, als das blanke Fahrzeug gerade unter seinem Felsen anlegte, das Verdeck von Fackeln hell wurde, wie am schönsten Sonnentage, und aus den sammetnen Vorhängen der Kajüte eine Dame trat, gewebt aus Rosen und Diamanten, aus Rubinen und Schnee.

Eine Menge von schillernden Dienern mit goldenen Ankern auf Knöpfen und Hüten, spannten eine Leiter von karmoisinrothen Seidenstricken aus, reckten die silbernen Ruderstangen hinan, daß sich die Dame ihrer als eines Geländers bedienen mochte, und machten ihre Aufwartung so geschickt, daß die funkelnde Herrin in der Höhle stand, ehe sich der Klosterbruder dessen versah.

Er drückte sich verlegen in einen Winkel. Die fremde Meerfahrerin schien ihn nicht zu bemerken, und setzte mit besonderer Behutsamkeit ein schwarzes Gefäß neben sich auf den Boden nieder. Dann klatschte sie in die Hände, und als wie ein Schwan mit stäubendem Fittig schwenkte sich das Zauberschiff in die Fluth zurück, und versank kaum hundert Schritte vom Felsen mit Mann und Maus und Schätzen in der Tiefe.

„Heiliger Erzengel, hilf!" schrie der Mönch beim Anblick solchen Unglücks auf, und im Nu durchrollte ein grimmiger Donner die Höhle, und die fremde Dame sank zu Boden, erbleichend in all ihrem Glanze. Aubert lauschte ängstlich aus seinem Versteck; die Fremde rührte sich nicht, doch webte um ihre Gestalt ein grünliches Licht, wobei deutlich gesehen werden konnte, wie die schöne Frau nach und nach zur weißesten Leiche wurde. Aber auch der grüne Schimmer wurde mit jedem Athemzuge des Mönchs matter und matter, bis Aubert hervorsprang, von Angst und Begierde getrieben, sich neben der Sterbenden niederknieete, und mit seinen Händen ihre Wangen streichelte, mit seinem Munde den ihrigen küßte, untröstlich wie er war, so viel Liebreiz zu verlieren im Augenblicke, da er sich ihm zum erstenmale wie ein Freudenhimmel aufgethan. — Da wurde der Schein wieder licht und röthlich, und sprühte wieder Morgengluth auf das Gesicht der Ohnmächtigen, daß ihre Glieder gelenk wurden, und sie aufgerichtet fragen konnte: „Hat Dich Velleda, die Druidin, geschickt, mir zu helfen, Du Stern meiner Augen?"

In der Höhle lag nämlich die uralte Hexe begraben, welcher einst das ganze Heidenvolk der Normandie unterthan gewesen ist, und die fremde Dame, die sich eine Tochter des Herzogs von Bretagne nannte, war gekommen, an dem Grabe der Drude zu beten, die Zauberei zu lernen, und sich weissagen zu lassen von dem Gespenste. — Da sie dem Mönch dieses erzählte, sträubten sich freilich seine Haare, aber die Prinzessin war so schön, daß er nicht mehr von ihr gewichen wäre, hätte es auch sein Leben gegolten.

Sie öffnete das schwarze Gefäß, zog daraus eine schwere Lampe und einen Weihrauch, den sie in die Flamme warf. Er wirbelte auf wie aus einem Schornstein, und kaum hatte die Fürstin ein paar geheimnißvolle Worte gesprochen, als schon die Wand der Höhle borst, und der blasse Leib der Drude erschien, wie er im Felsengrunde lag, geschmückt mit Ketten und Ringen, ein Bündel blutrother Pfeile in jeder Hand. Der Leichnam, ohne ein Auge zu öffnen, antwortete langsam auf jede Frage der Prinzessin, und der erschrockne Mönch verstand weder Frage, noch Antwort. Er fror und schwindelte, als drehe er in einem Wasserstrudel, und zu Zeiten kam es ihn an, als solle er beten, doch fiel ihm leider kein Gebet ein.

Wie aber zu ihm die Prinzessin redete: „Die Zauberin prophezeit mir, daß Du mein Gatte sein werdest, und ich frage Dich auf Ja oder Nein!" da wußte er mit einemmale frisch zu antworten: „Bei dem grünen Meere und den silbernen Sternen! ich muß verderben ohne Deine Liebe!"

Die Prinzessin verzauberte ihn noch mehr durch einen verbuhlten Blick, und befahl ihm, aus der rechten Hand des Gespensts einen Pfeilbündel zu nehmen. — Er thats, die Drude verschwand, und von Stund' an wurde der Mönch ein eidbrüchiger, gottvergessener Mann.

Vergebens schrieb von unserm Berge der ehrwürdige Abt gen Tombelène, daß dem Sohne Aubert verziehen, und der Schooß des Klosters wieder offen sei. Als ihm die Brüder die frohe Botschaft hinunter riefen in die Klippenspalt, antwortete er: „Ich habe geweint, und Ihr habt mich ausgestoßen; nun bleib' ich, wo ich bin, und will sterben, wo ich so lange gelebt habe."

„Wir wollen den Starrkopf durch Hunger zwingen;" rathschlagten unter sich die Brüder, und ließen zwei Tage vergehen, ohne dem Ausgesetzten Nahrung zu spenden. Einer von ihnen horchte aber in der Nähe, ob er nicht einen Ruf des Mönchs vernähme. Alles blieb still. Den Brüdern wurde endlich angst und bange. Sie schrieen in den Abgrund: „Bruder Aubert, lebst Du noch?" —. Alles blieb still, wie zuvor. Da weinten sie, und sprachen in ihrer Betrübniß: „Gewiß ist er gestorben, und wir haben seinen Tod auf dem Gewissen. Wenigstens wollen wir seine Gebeine in geweihte Erde legen."

So gingen sie zur Zeit der Ebbe auf die Grève, und legten Leitern an das Gestein, und kletterten empor zur Höhle. Wie erschracken sie aber, da ein gelbgesprenkelter fetter Lindwurm den dampfenden Rachen ihnen entgegenhielt, umringt von einer Brut kleiner Drachen! Einer der Mönche war vor Entsetzen des Todes, und seine Gefährten trugen freilich eine Leiche nach ihrer Einsiedelei, aber sie war nicht die rechte.

Von der Zeit an floh Jedermann den Felsenvorsprung gen Mitternacht, als den Aufenthalt böser Geister. Wenn jedoch Windstille eintrat, und das Meer Friede hielt, hörten die frommen Bewohner von Tombelène oft ein fernes Gewinsel, wie von Kinderstimmen oder ein feines Gelächter, wie von einem frischen Buben, den die Amme schwingt und kitzelt. „Behüte uns vor dem Lindwurm und seinen Jungen!" sangen alsdann die Priester, und verstopften ihre Ohren.

Indessen ging es in der Höhle lustig her und voller Freuden. Die feuchten schimmlichen Wände waren mit Silberstoff bekleidet, und Aubert schlief in einem Purpurbette an der Seite seiner Gattin; neben ihm stand die seidene Wiege seiner Kinder: eines Sohns und zweier Töchter. Die Zeit war vergangen wie auf Sturmesflügeln, und er wähnte sich im Reiche der Seligen, geliebkost von seinem schönen Weibe, im Besitz der herrlichsten Kleinodien. Der Felsen, so ärmlich von außen, war von innen ein reiches Schloß, das unsichtbare Geister Tag für Tag mit den seltensten Leckerbissen des Meeres und der Küste versahen, mit Austern aus der Bucht von Cancale, mit Weinen aus Bordeaux. Der Mönch, wünschte sich eine kleine Ewigkeit in solcher Hülle und Fülle.

Einst erhob sich jedoch die Zauberfrau von ihrem Lager, gähnte sehr, und dehnte die weißen Arme und sprach: „Jetzo habe ich an der Einsamkeit mich müde geschwelgt. Heute, schöner Aubert, verlasse ich Dich, denn meine Zeit ist um, und nimmer siehst Du mich wieder."

Der abtrünnige Klostermann schwankte vor Entsetzen auf seinen Beinen, und das Scheidewort zermalmte sein Herz. Die arge Frau merkte dieses gar wohl; darum sprach sie mit listigem Lächeln weiter: „Nimmer, nimmer in Ewigkeit, wenn Du nicht Dich entschließen magst, mir zu folgen an den Hof meines Vaters, und zu erwarten, welches Loos er uns bestimmt: denn er ist streng, und wird mir um meiner Liebe willen zürnen."

Diese Rede erwärmte des Unglücklichen Brust, und er schwor, dem Weibe und den Kindern zu folgen; zu sein, wo sie, zu sterben für sie. Die Zauberin befahl ihm, einen von den rothen Drudenpfeilen in die anwogende See zu schießen, denn es war wiederum die Zeit der höchsten Fluthen und wachsender Sturm auf den Wassern. Da der Pfeil in den Gischt der Wellen fuhr, besänftigte sich das Wetter und aus der spiegelglatten Ebene hob sich langsam das Schiff mit den Damastsegeln, den Silberrudern, den goldbeflaggten Masten und dem karmoisinrothen Tauwerk. Das blanke Schiffsvolk schwenkte die Hüte, die Geschütze krachten, und wie der Wind stach das Fahrzeug in die hohe See. Aubert lag, wie in Trunkenheit befangen, am Kabestan, und sah, wie durch einen Flor, Tombelène aus seinen Blicken schwinden, den Erzengel auf unserm Thurme immer weiter zurückweichen, bis er endlich im Luftkreise verdämmerte. Dann sah Aubert nichts mehr, denn er war fest eingeschlafen.

Als er wieder vom Schlummer zu sich kam, waren Schiff und Matrosen hinweg, und er fand sich im Sande auf der Küste von St. Malo, wo dazumal der Herzog von Bretagne dem Vergnügen des Lachsfangs oblag. Nur ein Schloß war da, denn die Stadt war noch nicht gebaut. Das Schloß wurde von des Herzogs Trabanten bewacht, die herabkamen, den fremden Abentheurer zu fangen, weil sie glaubten, die stürmische Fluth habe ihn an's Gestade geworfen. Der Mönch fürchtete sich vor den Bärenfellen, die sie auf den Schultern trugen, und vor den langen Schwertern in ihren Händen, und war um so gehorsamer, ihnen zu folgen, ob er gleich viel jammerte um sein Weib und seine Kinder. Er hatte gut jammern; die groben Bretagner verstanden ihn nicht.

Während dieses geschah, war die Prinzessin ihm vorausgegangen zum Schlosse, wo der Herzog bei'm Becher saß, mitten unter seinen Fischern, und der Fang war groß gewesen, und die Freude größer als der Fang. Und als der Herzog seinen Bart erfaßte und ausrief: „Bei'm großen Baal! den ganzen Schmaus gäbe ich darum, wenn meine liebe Tochter, die ich vor Jahren begrub, hier zur Stelle wäre, lebendig und frisch, und Mutter eines gesunden Buben!" da trat die

Prinzessin in den Saal, umringt von ihren Kindern, und meldete, wie sie nicht gestorben, wie nur ein Blendwerk den Vater betrogen, wie sie zurückkehre, eine fröhliche Mutter. —

Der Herzog schickte hin, das Grab der Tochter aufzubrechen, und es wurde leer gefunden. Da überredete sich der Fürst, daß ihn ein Spuck genarrt habe, und weil die Zauberin niemanden ähnlicher sah, als seiner Prinzessin, so nahm er sie als solche in seine Arme. Wie er jedoch vernahm, daß ein Christ und ehemaliger Priester des Heilands seiner Enkel Vater war, gerieth er in heftige Wuth, und wollte den Mönch zu Staub verbrennen lassen. Mit Mühe nur änderte er sein Urtheil auf Fürbitte der Tochter dahin ab, daß dem Aubert das Leben geschenkt sein solle, wenn er des Herzogs Götzen anbeten würde. Nebenbei befahl der Fürst, daß man die beiden Mägdlein, seine Enkelinnen, ertränke; nur dem Sohne schenkte er Gnade, weil sein eigener in der Schlacht gefallen war, und ein Erbe dem Herzogthum Noth that.

Die Prinzessin ging zu Aubert in den Kerker, und sagte zu ihm: „Unser Sohn lebt, wenn schon unsere Töchter im Meere zu Grunde gingen. Aber auch Du sollst leben, wenn Du ein Heide wirst." — Der verblendete Mönch war schon dergestalt von Gott gewendet, daß er hiezu ohne Bedenken sprach: „Amen, also geschehe es." —

Dann fuhr die Zauberin fort: „Auch sollst Du in Purpur und Seide gehen, mein Ehegemahl heißen, ein Fürst der Bretagne sein, wenn du dem Herzog helfen willst, des heiligen Michaels Berg zu gewinnen. Mein Vater wird nur dann glücklich sein, wenn er auf jenem Berge den Altar seiner Väter und sein eigen Schloß aufgerichtet hat."

Der Mönch zauderte ein wenig; aber — wer seinen Erlöser verläugnet, wird dieser seinen Brüdern getreu bleiben? So antwortete Aubert: „Bei Deiner Schönheit! ich will den Berg des Michael gewinnen." So führte ihn die Prinzessin im Triumph zum Schmause des Herzogs, wo er vor dem Bilde des Baal opferte, und zur Rechten des Fürsten saß, welcher ihn trunken machte vor Herrlichkeit und Wein, daß er seinen Schöpfer lästerte, und sich theuer vermaß, sein armes Kloster zu verderben.

Binnen dieser Frist sammelten die Hauptleute des Herzogs das Heer, und alle seine Sloops und Kanonierböte bereiteten sich, die Anker zu lichten, weil der Augenblick günstig war, zur See an den Berg zu kommen, bevor die Zeit der stehenden Wasser eintrat. Auf der vordersten Schaluppe schiffte sich der Eidam des Herzogs ein, und neben ihm seine Frau, kundiger als ein Steuermann der Strömungen und leitenden Himmelszeichen. Sie segelten rastlos und erreichten im mitternächtigen Dunkel den Felsen, wo noch keine Stadt, sondern nur das Kloster stand, himmelhoch, wie noch jetzt.

Beim Schein der Pechfackeln verließen die Bretagner ihre Fahrzeuge, und klimmten still die in den Felsen gehauenen Stufen hinan. Der Mönch war vorne daran, und suchte nach einem unterirdischen Eingang, der ihm wohlbekannt gewesen; denn er dürstete nach Blut und Rache, und rief, sein Schwert schwingend: „Alle Mönche müssen sterben, und ich morde den Abt mit eigener Hand!"

Da ihm solch wildes Wort entfuhr, stieß ihn die Frau zürnend an, und die Hunde des Klosters gaben Laut. Erschrocken schaute sich Aubert um, und siehe: da war es wie in seinem dritten Traume: die bunten wunderlich gekleideten Gewappneten, die Fackeln, die Spieße und Fahnen, und er, der Führer der Feinde. „So hat sich plötzlich mein Schicksal erfüllt!" seufzte er mit einer Anwandlung von Reue. Aber die Prinzessin stieß ihn wieder an, sagend: „Fühlst Du den kühlen Morgenwind? Es muß vollendet sein, bevor der Tag anbricht."

Ein feierlicher Gesang ertönte auf den Mauern, und die ältesten Priester erschienen auf der Brustwehr, demüthig die weißen Schädel neigend, und sprachen: „Tödte uns, unwürdiger Bruder, aber schone des Heiligthums!"

„Wirf den Brand in das Dach!" schnaubte die Prinzessin, und drückte dem Mönch eine glimmende Kugel in die Hand, während die Bretagner mit fürchterlichem Geschrei die Leitern ansetzten, und einen Hagel von Pfeilen nach den Zinnen schickten. Aubert schleuderte wie ein Wahnsinniger die Granate nach dem Thurme, und traf das metallne Standbild des Erzengels, daß es wie ein Höllenfeuer loderte; aber alsobald geschah ein Wunder. Das Bild fuhr hernieder vom Thurme, und der Erzengel selber war es in der Majestät seines Zorns, so wie ihr ihn noch sehet auf den Gemälden, mit dem strahlenden Schild und Helm und dem langen Degen. Als ein Wetterstrahl stürzte er auf die Zauberin, die sich plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwandelte, und trat das knirschende Ungethüm mit Füßen, daß der Berg zerborst, und die Gluth leuchtete bis nach Guernesey.

Die Bretagner entflohen heulend nach dem Ufer. Wer von ihnen nicht den Hals brach, kam in den Wellen um, denn die Schiffe waren von Sturmsgewalt dem Ankergrund entrissen worden, und trieben, zerbrochene Trümmer, auf dem Wasser. Aubert war mit dem Gesichte voran zur Erde gestürzt, und erwartete in seiner Vernichtung den tödtenden Streich vom Engelschwerte.

Auf Erden hätte wohl keiner dem Sünder das Wort der Gnade geredet, aber in den Himmeln richtete sich für ihn der allbarmherziger Fürsprecher, sein Namensheiliger auf, schwebte herab auf einer schönen klaren Wolke, und rief ihm milde zu: „Du sollst nicht sterben, schwacher, verführter Mann. Der Teufel, der listiglich versuchte, mit Hülfe eines Priesters das Heiligthum seines Erzfeindes zu verderben, liegt überwunden in dem Pfuhl der Flammen. Der Schirmwächter des Himmels hat nur Waffen gegen den Bösen; für den reuigen Sünder nur Gnade."

Nachdem der selige Bischof von Avranches ausgeredet, weihte er den Mönch auf's Neue mit seinem Segen, und verschwand in der Glorie des Erzengels, die zum Wahrzeichen noch einen ganzen Tag lang gesehen wurde. Die Klosterbrüder führten das wiedergefundene Schäflein in die Clausur, aber nachdem Aubert reiflich die Vergangenheit überlegt und geprüft, verlangte er nach Tombelène zurück, und beschloß daselbst in seiner Höhle, ein prophezeiender und gebenedeiter Einsiedler, sein andächtiges Leben, welches er in Buße und Gebet zu hohen Jahren brachte.

Der Herzog von Bretagne, da er solche Mähr erfuhr, bekehrte sich mit seinem Volke zum Christenthum und verstieß den Sohn der höllischen Braut von seinem Hofe. Die Fügungen der Vorsehung ließen zu, daß jener Halb-Satan im Verlauf der Zeiten eine Prinzessin der Normandie berückte, und jenes Grafen Robert Vater wurde, der in der Welt unter dem Namen des „Teufels" sich berüchtigt gemacht hat, und dessen Geschichte ihr alle kennt, Alt und Jung. —

---

## 2.

## Die Wallfahrt des Königs Ludwig.

„Haben die Muschelthiere geschmeckt? Danket Gott für die leckere Speise, und putzet die Schaalen blank, weil der Pilger sie liebt und zum Andenken kauft, damit für den fleißigen Fischer nichts vom Fange verloren gehe. Gesegnet seien St. Michaels Meermuscheln, denn edel sind sie, wie die Muschelschaalen des heil. Jakob, und König Loys hat einen Ritterorden daraus gemacht. Von dem König Loys will ich daher erzählen. Das fördert die Arbeit, und hält die Augen wacker und munter."

Es war einmal ein König in Frankreich, dessen Vater übel gewirthschaftet, und auf ein Haar sein Land an die Rostbeefs verloren hatte. Wie ein Geiziger immer nach sich einen Verthuer, so zieht auch ein Verschwender nach sich einen Sparer. König Loys dachte daher in seinem Sinne, daß er so lang als möglich die Krone erhalten wolle, die er nach so mancher Gefahr geerbt hatte. Was ist aber eine Krone, wenn der Kopf darunter fehlt? Und wie leicht ist es nicht um eines Menschen Leben geschehen, und wer hat in einem Lande wohl der Feinde mehr, als ein König?

Darum sperrte sich Loys mit allen seinen Schätzen in ein Schloß ein, dem Niemand auf hundert Klafter nahen durfte, wenn er nicht einen Geleitsbrief des Königs hatte, oder ein Vertrauter des Schlosses war. Ohne Erbarmen wurde niedergemacht, der nicht Rechenschaft von seinem Begehren geben konnte, und die Leute ließen sich's gesagt seyn; denn wer nicht mußte, ging gewiß nicht in des gefährlichen Schlosses Revier.

Der König war nun wohl sicher von außen, wie in einer Nuß; aber die Langeweile plagte ihn, und weil ihn die Unterthanen nicht mehr besuchten, befahl er seinen Soldaten, die Unterthanen zu besuchen; namentlich die Adelichen, die er nicht leiden mochte, weil sie den Kopf höher trugen, als ihm lieb war. Darum verkürzte er hie und da einen um eine Kopflänge: darum ärgerten sich die andern und schworen sich zusammen gegen den König, der jedoch alle Verschwörungen vereitelte, das Schwert wacker brauchte, und Städte und Ländereien verschluckte, wie es ihm gefiel.

Der alte Herr von Mortal war der letzte, der dem weisen Könige die Spitze bot. Er hatte ein wohlbesetztes Schloß, worinnen sein Sohn als Commandant lag. Als des Königs Truppen kamen, die Burg wegzunehmen, zog ihnen der alte Sire entgegen, und lieferte eine Schlacht, die er elendiglich verlor, worinnen er leider gefangen wurde.

Da man ihn vor den König gestellt hatte, begehrte der Sire von Mortal ein geheimes Gehör, und sprach über eine Stunde lang mit dem Monarchen, worüber sich Niemand wunderte, da der alte Ritter in geheimen Künsten und Wissenschaften wohl bewandert, auch Herr Loys von dergleichen Gelehrsamkeit ein großer Freund gewesen. Um so mehr staunte

das Volk, als nach dem geheimen Gespräch der alte Ritter dennoch zum Galgen geführt, und ohne Verzug aufgehenkt wurde.

Der König sah aufmerksam hinter einem Fenster zu, und der silberlockige Greis drehte sich im letzten Augenblick zu dem Fürsten, und rief: „Mit meinem Leben besiegle ich, was ich Dir vertraut habe.“ Hierauf starb er wie ein Mann. König Loys verlor aber alsobald sein ungläubig lächelndes Gesicht, gab viele Sorge in seinem Antlitz kund, und gebot allen seinen Kriegern, den jungen Mortal lebendig zu fangen und vor seinen Thron zu bringen. Viele Schildlouisd'or wurden auf den Fang gesetzt, und mancher hätte sie gerne verdient, aber der junge Ritter machte einen Strich durch die Rechnung, indem er nach langer Vertheidigung die Festung in Brand steckte, und entfloh, ohne eine Spur zurückzulassen. Man hat in der Nähe und Ferne nach ihm gefragt und gejagt, ohne ihn zu erwischen, und endlich über anderen Händeln des flüchtigen Edelmanns gänzlich vergessen.

Von Stund an verließ alle Munterkeit den König, und eines Espenblattes Rauschen machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er verkehrte seine ganze Lebensweise, schlief am Tage, und ohne daß irgend eine Seele genau wußte, in welchem Zimmer; wachte zur Nacht, aber selten im Schlosse, sondern auswärts in fremden Herbergen und Schenken, wo sich Niemand des Königs Anwesenheit einfallen ließ; eine Viertelstunde, bevor er zu essen begehrte, ließ er den Köchen wissen, was sie zu bereiten hätten, und dann aß er nur das schlechteste der Gerichte; endlich mußte die Speise vor seinen Augen bereitet werden auf einem niedern Herde, ohne Gewürz, in einem Topfe, den er selbst reinigte, und er stand mit blankem Messer neben dem Koch, und belauerte denselben, ob er nicht etwas in die Speise zu werfen versucht sei.

In solcher Angst und Einsperrung verfielen seine Kräfte, und sein Arzt, der nicht mehr sein Vertrauen besaß, schüttelte den Kopf, und verschrieb eine Reise auf's Land. Das behagte dem König, und eines Tags ließ er verkünden, Seine Majestät befände sich unwohl und in allen Kirchen solle man für sein Leben beten. Während nun der Arzt des Fürsten Krankenzimmer mit eigener Hand vor allen Zudringlichen verschlossen hielt, ritt Herr Loys auf einem kleinen grauen Pferde zur Hinterthüre hinaus. Ihm folgten nur seine vertrautesten Diener, der Profos und der Barbier.

Wie dem König die Schwermuth und die Stubenluft den Appetit und die Heiterkeit geraubt hatten, so gewann er beides wieder durch des frischen blauen Himmels Anblick, und hörend der Vögel Gezwitscher, und den Gesang der Bauerndirnen, die der Feldarbeit oblagen. Er freute sich von Herzen des schönen Landes, das ihm gehörte, und wenn er einen Fluß sah, dachte er sich: „Auch der Fluß ist mein;“ und wenn er an einem Berge hinritt: „Ich bin der Herr dieses Berges;“ und als eine Stadt sich vor ihm ausbreitete: „Ha, die Stadt ist mein eigen, und erst nicht die schönste, die ich habe.“

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl in der lustigen Stadt ritten alle weiter, Fürst und Diener; Herr Loys lachte und scherzte voller Munterkeit, daß auch die Diener wieder neu auflebten, weil sie wohl verspürten, daß sie nichts seien ohne den Gebieter.

So erreichten sie im Abendschein eine weite Ebene, an deren Ende eine Burg mit hohen Zinnen lag. „Wem ist das Schloß?“ fragte der König begierig, und seine Diener antworteten: „Das war des Herrn von Mortal Eigenthum, und jetzo ist's das Deine;“ vermeinten auch, wieder einen lustigen Schwank aus des Königs Munde zu vernehmen. Der blieb indessen stumm, faltete die Stirne, sprach den ganzen Abend kein Wörtlein mehr.

Am nächsten Morgen kamen sie durch einen herrlichen Kastanienwald. Loys, aufgeheitert durch die grüne Blätterpracht, fragte: „Wessen ist der Wald?“ — Seine Diener schauten einander verstohlen und verlegen an, und beide antworteten: „Wir wissen's nicht.“ Hierauf wendete sich mit derselben Frage der Herr an einen Fischer, der im Bach Krebse fing, und als ein ehrlicher Fischersmann antwortete ihm dieser: „Der Wald hat dem Sire von Mortal gehört, aber der König hat ihn für sich genommen.“ Herr Loys blieb wieder stumm, doch seufzte er tief, sprach den ganzen Tag kein Wörtlein mehr.

Bei so ungünstigen Zeichen wurde der Barbier keck genug, zu fragen, wie es komme, daß ein so gewaltiger König der Schwermuth nicht Meister werden könne, sobald er nur den Namen eines überwundenen Feindes höre? Der alte Sire sei ab und todt, und der junge, ein flüchtiger Landstreicher, werde etwa in laufender Stunde eine Beute des Hungers, oder der Raben Speise.

Nun zog jedoch Herr Loys mit blassem Gesicht den Hut demüthig ab, die Hände faltend, und sagte: „So wahr ich die Augen zum Himmel wende, so wünsche ich, daß es dem jungen Mortal wohl gehe, jetzo und immerdar.“

Der Profos zuckte die Achsel und machte eine blutdürstige Fratze, indem er das Maul bis zu den Ohren verzog, meinend, der König habe nach seiner Gewohnheit den Schelm im Nacken, wie eine Katze, die niemals sanftere Pfoten macht, als wenn sie zum Kratzen Lust trägt. Der Barbier sann stille über den verwunderlichen Spruch des Königs nach, und hing den dicken Schädel bis zum Sattelknopf.

Indem gewahrte Loys, der endlich die Augen vom Himmel abthat, zu seinen Füßen im Hintergrunde der Landschaft eine graue Fläche, die mit den Wolken eins zu sein schien, und als wäre dort das Ende der Welt. „Was dort?“ fragte er. „Das Meer;“ versetzte der Profos. „Und dort?“ — „Der Berg des heiligen Michael;“ versetzte der Barbier seinerseits.

Sie befanden sich nämlich auf der Höhe von Moidrey, wo die Mühle steht; hatten zur Linken die Küste von St. Georg, den vielgekrümmten und gezweigten Fluß Couesnon mit seinen Untiefen, und schauten beim hellen Wetter hinaus bis an den Felsen von Cancale; rechts hinwiederum sahen sie Tombèlene, und weit dahinter die Spitze von Granville; gerade vor sich den Michaelsberg, die mattweiße Grève und das graue silbergestriemte Meer. — So gewiß, als es nur eine Normandie und nur einen Berg, wie den unsrigen gibt, so gewiß ist es, daß alle Reisende von nah und fern ein Heimweh nach unserm Felsen verspüren, sobald sie desselben ansichtig wurden, und es ging dem König um kein Haar anders, denn er sagte: „Bei unsers Herrn Osterfest! ich will den berühmten Berg besuchen als ein Pilger, wie alle Könige, meine Vorfahren, gethan haben; und alsogleich soll es geschehen.“ Befahl zur selben Stunde dem Barbier, vorauszureiten und dem Abt zu bedeuten, daß Loys von Frankreich sich nähere, und guten Empfang begehre.

Der Barbier getraute sich nicht sehr, allein über den gefährlichen Triebsand zu reiten, und wollte den Profosen voranschicken. Weil aber der König von einem Augenblicke zum andern nicht wußte, ob es nicht etwas zum Aufknüpfen geben möchte, behielt er den Profos bei sich, und erneuerte dem Bartdiener sein Gebot. Endlich sagte dieser, als sei er um den König besorgt: „Bist Du auch gewiß, daß der Abt des Berges Dein Freund, und ohne Falsch sammt seinen Mönchen und Söldnern?“ — „Er ist mein Milchbruder;“ sagte der König entgegen: „Milchbrüder sind aber den leiblichen vorzuziehen, die schon als unsere Feinde zur Welt kommen. Leichter theilt sich ein Mutterbusen, als ein Königreich. Vorwärts, Barbier.“

Loys hatte nach seiner Gewohnheit gut gerechnet. Der Abt war sein aufrichtiger Freund und dankte ihm herzlich die Würde, die er durch des Königs Gunst erhalten, so wie durch die Wahl seiner Klosterbrüder. Kaum hatte er darum des Barbiers Botschaft vernommen, als er die Glocken zusammenschlagen hieß, seinen Soldaten befahl, in der Stadt Spalier zu machen, seinen Hauptleuten, dem Fürsten auf die Grève entgegen zu ziehen, und selber mit dem Convent und Kreuz und Fahne an das Thor der Stadt trat. Es war um die Mittagsstunde, wo die Grève trocken liegt, und Pferd und Mann am leichtesten die Tümpfel vermeiden mögen, die im Sande als wie ein Trichter sich plötzlich verrätherisch öffnen, um zu verschlingen, was in ihren Schooß versinkt. Die Luft war hell und warm, und des Königs Empfang nicht gestört.

So gings hinauf die vierhundert Staffeln zum Schloß und zur Abtei. An ihren Pforten wurden die Waffen der beiden Begleiter abgefordert, aber der König behielt die seinigen, dem uralten Recht zufolge. Er behielt sie auch aus schwarzem Mißtrauen, denn schon am ersten Thore, wo die beiden alten englischen Kanonen, aus Eisenstäben zusammengeschweißt, halb verschüttet im Sande liegen, hatte Loys, vor den Geschützen stehend und darüber eine und die andre Frage thuend, bemerkt, daß der Abt im Hintergrunde seines Herzens etwas verborgen hielt, das er nicht über die Lippen lassen wollte. Zum zweiten, da sie im Löwenhofe vor dem Standbilde des wappenhaltenden Thieres verweilten, war es dem König vorgekommen, als hielte der Abt seine Blicke nicht allzuredlich aus. Darum, wenn auch des Priesters Worte milde und getreu klangen, war doch der kluge Fürst vor ihm auf der Hut, und wer täglich um ihn war, merkte das, denn er that gar zutraulich, und wie das unbefangenste Kind.

Für's erste besuchte der vornehme Pilger die Kirche und hörte dem Te Deum zu, daß ihm die Mönche vorsangen. Für's zweite folgte er dem geistlichen Wirthe in den gewölbten Rittersaal, der dazumal seines Gleichen an Pracht nicht fand. Da war eine Tafel für die Majestät ganz allein gedeckt, und der Abt bediente den hohen Gast mit eigenen Händen, kredenzte ihm jeden Trunk, kostete jede Speise vor, so daß der mißtrauische Herr ohne Angst und Bedenken zulangen

konnte, obschon für alle Fälle der Profos, der Fürsten Schwert haltend, an der Thüre stand, neben ihm der Barbier mit des Königs Dolche.

Loys lehnte sich beim Nachtisch in den Armstuhl zurück, blinzelte mit den Augen und sprach gnädig zu dem Abte: „Ehrwürdiger, ich schenke Euerm Gotteshause sechshundert Thaler.“ — Der Abt verneigte sich einmal, antwortend: „Der liebe Gott segne den König dafür.“ — Loys fuhr weiter fort: „Ehrwürdiger, ich schenke Euch diesen kostbaren Rosenkranz.“ — Der Abt versetzte, indem er sich zweimal verneigte: „Der unwürdigste Pfaffe dankt dem König dafür.“ — Dagegen verlangte Loys, dem Priester nach seiner besondern Art zu beichten, vollkommenen Ablaß und am folgenden Tag das Abendmahl zu empfangen. Der Abt, ob er schon wußte, daß der Monarch sich vorbehielt, in Gedanken zu beichten, was er nicht gerne mit Worten aussprach, that dem Gesalbten des Herrn seinen Willen, und absolvirte ihn als einen rechten, frommen, gottseligen Pilger. Deß war Loys froh, und sprach mit lauernden Blicken: „Jetzo wäre ich gerade vortrefflich zugerichtet, wenn Ihr mich heimlich aus der Welt schaffen wolltet; wie?“ — der Abt schlug erschrocken ein Kreuz, und in seines Gesichtes Verfärbung erkannte der König seine Unschuld, keineswegs die ertappte Bosheit. Daher rückte er dem zitternden Wirthe näher, und sagte ihm mit glatter Treuherzigkeit: „Wenn ihr nichts wider mich im Schilde führt, warum schlagt Ihr die Augen nieder, so ich Euch scharf anschaue? Bekennt mir das, wie ich Euch meine Sünden bekannte; wir sind allein, und ich zähle noch hundert Thaler in Euern Beutel, wenn Ihr gegen meine Neugierde mit der Sprache herausgeht.“

Der Abt merkte freilich, daß er mit baarem Läugnen hier nicht durchkommen würde, und zugleich wollte er die andächtige Stunde seines gefährlichen Milchbruders nützen; dieses machte, daß er freimüthig anhob: er habe allerdings etwas auf dem Herzen, doch nimmer dem König zum Schaden, wohl aber einer von Angst gepeinigten Seele zum Nutzen, und wenn sein erlauchter Gast allen Pflichten eines mit Gott versöhnten Pilgers gehorsamen, und, wie er in der Beichte versprochen, allen seinen Feinden verzeihen wolle, so sei des Wirths Geheimniß zu seinen Diensten.

Dem König kam es auf ein Versprechen nicht an, und der Abt bekannte ihm, daß in dem Kloster ein Flüchtling verborgen sei, den alle Welt verfolge; der sich demungeachtet noch nicht habe entschließen können, seiner Heimath Boden zu verlassen, und gar zu gerne dem Herrscher sich unterwerfen wolle, wenn er seiner Gnade gewärtig sein dürfe.

Loys runzelte die Stirne und fragte: „Wer das?“ — „Der junge Sire von Mortal;“ antwortete der Abt mit Beklemmung; denn schon fürchtete er, wie er das Zornwetter aufsteigen sah, zu viel gesagt, auf des Fürsten Wort zu viel gebaut zu haben.

Wie seine Furcht jedoch groß war, so war zehnmal größer seine Freude, als der Sturm vorüberging wie ein Blitz, und das klarste Wetter aus den Augen des gewaltigen Herrn lachte, daß derselbe aufsprang, und sich geberdete, als ob er im Spiel ganz England gewonnen hätte, um es in Paris zu verzehren. Wie endlich seine Lustigkeit sich besänftigte, und er vor Gelächter zu Wort kommen konnte, rief er: „Unser Herr Gott lebe hoch, denn er hat das sehnlichste Begehren meines Herzens erfüllt! Ehrwürdiger, geht hin, und bringt mir den wackern jungen Edelmann, daß ich ihn als meinen liebsten Vasallen umarme.“

Dem Abt war nicht wohl zu Sinne, indem er dafürhielt, der theure König sei plötzlich ein Narr geworden. Dennoch ging er, auf den Schutzheiligen des Hauses vertrauend, hin, den jungen Sire zu holen, welcher ungewiß und sorgenvoll seinen Schlupfwinkel verließ. Denn im Grunde seiner Seele haßte und fürchtete er den König um seines Vaters betrübten Endes willen, und nur sein verliebtes Gemüth hatte ihn im Vaterlande gefesselt. Er war der Verlobte des schönsten Fräuleins in der Normandie; einer älternlosen Waise, deren Vormund mit ihr unfern von Pontorson wohnte, und eifrig an dem König hing. Woraus leicht zu errathen, daß derjenige des Königs Freund sein mußte, der das schöne und reiche Fräulein gewinnen wollte.

Der junge Sire wollte sich dem Herrn zu Füßen werfen, aber Loys duldete das nicht, und öffnete ihm die Arme. Der Edelmann, der von Allem diesem nichts verstand, sagte: „Weil mein seliger Vater gegen Dich gefochten, o Herr, hast Du uns alles genommen, und ich bin ein Bettler. Wie stände mir eine Vertraulichkeit zu, welche Du nur Deinen vornehmsten Lehnsleuten gewährest?“ — „Du sollst von Stund an der allervornehmste meiner Hofherren, der erste Marschall, ein Herzog und der reichste Ritter in der Welt sein;“ versetzte der König.

Der Abt verspürte Schwindel bei solchen Reden, und der Ritter kneipte sich die Arme blau, um sich zu überzeugen, daß er mit wachenden Augen sehe, und mit wachen Ohren höre. Doch sagte er noch: „So viel Dank ich Dir auch für Deine Gnade darbringe, o mein König, so vergaß ich doch nicht, daß mein Vater an Deiner Ungnade starb, und mir ist ein Räthsel, warum Du eines Rebellen entwaffneten Sohn ehren solltest, wie Dein eigen Kind? Oder es ist Alles, was Du jetzo thust und redest, nur ein grausames Spiel mit einem wehrlosen Schlachtopfer, und dann wäre besser, Du gäbest mir alsogleich den Tod.“ — Dieser männlichen Sprache antwortete Loys mit freundlicher Stimme: „Ich mußte Deinen Vater hart strafen um des Beispiels willen, aber bei Dir gelobe ich seine Stelle zu vertreten. Darum lasse Deinen Pfleger und Gebieter nicht allzulange eine Versöhnung erwarten, die nur zu Deinem Glücke ausschlägt.“

So umarmte denn der junge Sire von Mortal den König, und derselbe führte ihn in alle seine Rechte und Reichthümer wieder ein, schenkte ihm noch vieles Land und viele Leute, machte ihn zum ersten Kammerherrn, Pair und Herzog, und setzte ihm für alle Wohlthaten nur die Bedingung, fortan an seinem Hofe zu leben, so lange es Beiden, dem Herrn und dem Unterthan, gefällig und lieb sein würde. Der Ritter willigte in Hoffnung fröhlichster Zukunft ein, und der Abt pries des Himmels unerforschliche Fügungen. Der König gab den Mönchen ein Fest, speisle die Armen freigebig, beschenkte die arbeitsamen Fischer, und empfing von denselben ein leckeres Gericht von den allerbesten Muscheln. Dieses erinnerte ihn an die Muschelschaalen, welche im Klosterwappen stehen, und an die, welche die Pilger auf ihre Kleider zu heften pflegen; und aus Dankbarkeit, daß ihn der heil. Michael besonders gesegnet, stiftete er zu seinen Ehren einen reichen Orden, dessen Ritter eine Kette von silbernen Muscheln auf der Brust trugen, daran das Bild des Erzengels, wie es auf dem Thurm stand. Auch setzte er drei Silbermuscheln zu den vieren in dem Wappen der Abtei, und fügte hinzu des Königs Hauptschildstück, das blaue Feld mit den drei goldenen Lilien. — Der Kommandant des Schlosses, die tapfersten Offiziere des Königs, und der Ritter von Mortal, erhielten die Ordenskette des heil. Michael; doch wußte keiner, in welchem Stücke der Erzengel den König gesegnet hätte; am allerwenigsten der Sire von Mortal, der von seinem eigenen Schicksal und Erdenglück nicht das Mindeste begriff.

Bescheiden und einsam war der König zum Berge gepilgert; mit Pracht und Musik und vielem Gefolge kam er zu seiner Hofstatt zurück. Jedermann verwunderte sich über seine Leutseligkeit, und über die plötzliche Aenderung in seiner Lebensordnung. Seine frühere Aengstlichkeit war zum großen Theil verschwunden, und er floh nicht mehr die Gesellschaft der Menschen. Namentlich war einer am Hofe, den er nie von seiner Seite ließ. Das Frühstück mußte derselbe mit dem Fürsten theilen, und das Mittagsmahl, und das Abendessen; den Wein, das Spiel, die Jagd. In der öffentlichen Audienz stand er neben des Königs Thron; hatte irgend ein Gesandter heimliches Gehör, stand der unzertrennliche Freund dicht vor der Thüre. Saß Herr Loys am Kamin, so war ihm gegenüber der Andere; legte sich Herr Loys zu Bette, so schlief der Andere dicht an seiner Schwelle.

Der Profos hatte ehedem solch unaufhörlichen Dienst gehabt, und kam jetzo nur selten vor des Gebieters Angesicht. Der Barbier war ehedem der Günstling gewesen, und sah sich jetzo verdrängt. Der junge Sire von Mortal hatte die beiden Respektspersonen ersetzt, und doch wußte er nicht, wie und warum dieses geschehen; zugleich seufzte er selber über des Königs Gunst.

Denn, wenn er einmal sagte: „O Herr, erlaube, daß ich frische Luft schöpfe, während Du der Regierung abliegst,“ so versetzte der König schmeichelnd: „Ein Stündchen sei Dein, mein liebes Herz; nur gehe nicht zu weit!“ Und alsobald war irgend ein Diener von des Herrn Vertrauten auf seiner Ferse, und wenn der Ritter fragte, warum? so hieß es: „der König wolle es so.“

Ritt er wie ein kühner Edelmann im Galopp, so sprach der Diener, indem er ihm in die Zügel griff: „Der König will das; Ihr möchtet ein Unglück haben.“

Wollte er sich baden im kühlen Strom, so litt es der Diener nicht, und sprach: „Der König wehret das; Ihr möchtet ein Unglück nicht haben.“

Spielte er Ball, um sich warm zu machen, und war im besten Zuge, so stellte der Diener das Spiel ab, sprechend: „Der König wünscht nicht, daß Ihr Euch erhitzet; für Euch wäre es vom Uebel.“

Schlug die Stunde der Heimkehr, so mahnte der Diener unbarmherzig, sprechend: „Der König erwartet uns, und wenn auch die Versäumniß Euch verziehen würde, mein Rücken würde sie theuer bezahlen.“

Der junge Sire erbarmte sich alsdann stets des armen

Trabanten, und kehrte folgsam heim, als wie ein Lamm; doch schwoll ihm nach und nach das Herz vor Unwillen und Sehnsucht, und er dachte ernstlich nach, wie schlecht es ihm erginge in dem goldenen Käfich. Zugleich besann er sich, wie er sein Loos wohl ändern möchte. Mit Gewalt war nichts zu richten, nur allein mit List. Aber wie kurz und stumpf und durchsichtig ist die List eines jungen Mannes von zwanzig Jahren.

Einmal saß er mit dem König zu Tisch, und griff nach einem fetten Fische. Da klopfte ihm Herr Loys spielend auf den Finger, sagend: „Die Speise ist unverdaulich, und Du sollst den Magen Dir nicht verderben." Der Andere fragte: „Herr, warum nimmst Du so viel Antheil an meiner Gesundheit?" — „Weil ich Dich liebe als einen Sohn;" versetzte Loys mit freudlichen Katzenaugen. — „Wenn Du mich also liebst, o Herr, so möchte ich wohl etwas von Dir erbitten." — „Sag' es frei heraus." — „Gib mir ein schönes Pferd aus Deinem Marstall." — „Das schönste nimm' es Dir." — Alsdann ein paar lustige Pagen zum Gefolge." — „Es sei; meine edelsten Knaben sollen es als eine Ehre achten, hinter Dir zu reiten." —

„Ferner einen Beutel voll Goldes." — „Geh' zu meinem Schatzmeister. Die Gefälle Deiner Güter liegen bereit." — „Und endlich die Erlaubniß, eben diese meine Güter zu besuchen. Des Herrn Auge fehlet dort, und dem Erben ist es Pflicht, der Ahnen Vermächtniß nicht zu verwahrlosen." —

Der König schüttelte den Kopf und meinte: „Damit hat es noch Zeit. Du bist ein kleiner Schelm, und würdest lange nicht wiederkehren." — Der Ritter betheuerte: „Sobald Du es befiehlst, bin ich wieder hier." — Ich glaub' es nicht;" sagte der Fürst: „und wenn Du's ehrlich meintest, so könnte Dir auf der weiten Reise ein Unglück zustoßen. Kein Wort mehr davon." — Die Mühe des Ritters war umsonst gewesen.

Ein andermal griff er die Sache anders an. Der König war guter Dinge, denn seine Frau, die er nur dann und wann besuchte, hatte ihm einen Prinzen geboren. Daher schwatzte am Kamin der Monarch tausend schöne Dinge vom Glück des heiligen Ehestandes und der Häuslichkeit, daß ein Pfarrer es nicht besser hätte machen können. Der junge Sire von Mortal, der sein Herz im Angedenken an seine Liebste sehr bewegt fühlte, meinte, gerade jetzo sei des Königs Herz am leichtesten zu rühren. Darum sprach er mit Zutrauen: „Du bist so fröhlich, Herr; laß' auch mich Dein Vergnügen theilen."

Der König sagte: „Tausendmal für einmal, liebster Pflegesohn. Wie meinst Du das?"

Der Ritter sagte: „Ich bin durch Deine Gunst so reich und groß geworden. Gut wäre es, wenn ich all den Reichthum einst einem Sohne hinterließe, wie Du dem neugebornen Dauphin Deine Krone."

Der König krauste die Augenbraunen; doch sagte er: „So ist's von Anbeginn in der Welt gehalten worden. Erkläre Dich nur näher."

Der Ritter sagte: „Laß mich auf die Freite ziehen, königlicher Herr. Ich begehre ein Weib zu nehmen, und glücklich zu sein in meinem Hause, wie Du jetzo in dem Deinigen."

Da versetzte Loys trocken: „Ich war viel älter als Du, da ich heirathete. Späte Ehen bringen Glück. Zudem wollen die Weiber lange geprüft sein, denn sie taugen wenig. Ich wäre untröstlich, stürbest Du an Eifersucht oder an Gram über ein gehässiges Weib, oder im Zweikampf mit einem Nebenbuhler, oder an dem geschmolzenen Blei, was hie und da eine rachsüchtige Hexe ihrem Manne ins Ohr träufelt, während er sorglos schläft. Man hat Beispiele."

Der Ritter sagte erschrocken: „Der liebe Gott bewahre mich. Die Dame, die ich mir erwählte...."

Der König fiel ihm listig in die Rede: „Hast Du schon etwas erlesen? Wer ist die Schöne? Sag' es mir."

„Sag' es nicht, sag' es nicht!" rief eine ängstliche Stimme in der Brust des Ritters so laut, daß er der Frage antwortete: „Die Dame, die ich mir erwählen würde, müßte nicht dem Bilde gleichen, welches Du, o Herr, von den Weibern entwirfst. Noch ist mein Herz ruhig, aber wenn ich prüfen soll, muß ich meine Freiheit haben. Gib mir die Freiheit."

„Du bist frei, so gut wie der König von Frankreich;" entgegnete ihm Loys mit falscher Schmeichelei. „Fordre nicht ein Mehreres. Erwarte ruhig alles von der Zeit und meiner Gnade."

Der Sire von Mortal schwieg zwar, doch mordete die steigende Erbitterung seiner Seele die Hoffnung, obgleich der König sie immerdar ansachte. Der Ritter warf seine Augen auf die Leute am Hofe. In ihren Blicken las er jedoch nur Haß gegen den Günstling, und erwartete von ihnen keine Hülfe. Nach seiner Liebe stand sein Sinn; aber wie aus der räthselhaften Falle kommen, worein ihn das Verlangen, sein Lieb zu verdienen, geführt hatte?

Da brach ein Krieg mit den Kaiserlichen aus. Alle Regimenter marschirten in's Feld, und so viele gute Marschälle und Generäle Frankreich schon dazumal hatte, so war doch gerade kein Ueberfluß an tapfern Männern. Als der Sire von Mortal die Trommeln, Trompeten und Signalhörner vernahm, griff er muthig an den Degen und dachte bei sich: „Jetzo oder nie ist die Zeit, meine Freiheit ehrenvoll zu gewinnen und die Braut hinterher!" — Forderte auch ohne Verzug vom König ein Kommando, oder mindestens die Erlaubniß, als Freiwilliger unter den Grenadieren die Campagne mitzumachen.

Da kam er schön an. Herr Loys wurde vor Schrecken blaß, und rief überlaut: „Bewahre mich Gott und der heil. Michael! Du könntest todt geschossen werden, oder als ein Krüppel wiederkehren, und eins wäre für mich so traurig als das andere. Laß Dir die Kriegslust vergehen, und bleibe bei mir im sichern Hause. Es gibt genug tapfere Franzosen, die ihr Land vertheidigen werden, ohne daß ich Deines Arms bedürfte."

Nun war dagegen in dem Ritter kein Haltens mehr. Er vermochte seinen Groll nicht länger zu verschweigen, und fuhr heraus wie ein braver Soldat: „Bedarf auch Frankreich meines Arms nicht, so bedarf ich der Ehre, und mein heldenmüthiger Vater hat mir seinen kriegerischen Namen nicht hinterlassen, damit ich hinter der Kunkel sterbe. Du falscher König! Du hast mich berückt um meine Freiheit und Jugend, und ich hätte zu dem Mörder meines Vaters mich nichts besseres versehen sollen; aber zu einem feigen Buben sollst Du mich nicht stempeln. Und weil Du mir die Thore Deines Kerkers nicht öffnen lassen willst, so zeige ich Dir in Deinem eigenen Hause, daß ich Dich, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich hasse Dich, wie den Teufel, Du bist mir zuwider wie eine Kreuzspinne, Du lügnerischer Fürst; ich verfluche Dich als einen Menschenschinder und mörderischen Blutigel! Da hast Du jetzo Dein Theil, und mein Herz ist wieder leichter. Du magst nur den Profosen rufen, daß er mich aufknüpfe. Mein ehrlicher Vater hat den unehrlichen Henkerstrick zu einem stattlichen Ordensbande geweiht."

Ihr glaubet wohl, ihr einfältigen Fischer vom Berge, daß Herr Loys nichts stracklicher zu thun gehabt, als zu befehlen, daß dem Jüngling geschehe, wie er gesagt? Mit nichten. Der König sagte lächelnden Angesichts: „Lieber Pflegsohn, Du hast Dich gewiß im Weine übernommen. Schlafe den Taumel aus, und komme dann wieder." Ließ ihn in sein Zimmer führen; befahl strenge, daß er den Umkreis des Schlosses nicht verlassen möchte. — Der Profos wachte mit tausend Augen; keine Maus wäre ihm entgangen.

Am andern Tag kam der Barbier, den Herr Loys zu dem jungen Sire geschickt hatte, nach dessen Wohlbefinden sich zu erkundigen, und sagte mit zögernder Stimme und heuchlerisch niedergeschlagenen Blicken: „O Herr, Du hast eine Schlange in Deinem Busen erzogen. Der verrätherische Herzog lästert Dich in Gegenwart Deiner getreuesten Knechte, verweigert, vor Dir zu erscheinen, und sendet Dir als ein Zeichen seines Ernstes des heiligen Michaels Ordenskette zerbrochen zurück."

Der König erblaßte dießmal sehr vor Zorn, doch bezwang er seinen Aerger, sprechend: „Ein Tollkopf ist's, mein lieber Barbier; doch bin ich ihm herzlich zugethan, und wehe dem, der ihm ein Leid zufügen möchte. Verstehst du mich, Barbier?"

Der Bartscheerer verneigte sich, ob er gleich den Kopf schüttelte, und sich erinnerte, wie viele schon in des gefährlichen Schlosses Mauern ihr Leben für weit geringere Fehltritte verloren. — Dießmal besuchte aber der König in eigener Person den widerspenstigen Edelmann. Der hatte sich, die Galle zu besänftigen, eine Ader öffnen lassen, und lag müde auf dem Bette, rührte sich auch nicht ein bischen, als der Fürst zu ihm trat.

Der König sagte gütig: „Tröste Dich und genese. Wenn der Krieg so absonderlich Dich freut, so machen wir den Feldzug zusammen; doch wirst du nie von meiner Seite weichen dürfen, daß Dir nichts Uebles widerfahre." Der Ritter sagte trotzig: „Was kümmert's Dich so mir Uebels widerfährt? Du bist wie ein eifersüchtig Weib, und ich fange an, ganz eigene Gedanken von Deiner Gnade zu hegen. An Deiner Seite wäre ich ein Gefangener im Lager, wie hier im Schlosse. Nichts da; lieber sterben."

Der König wurde ungeduldig und rief: „Wenn Du nur nicht immer von dem unseligen Sterben sprächest! das ziemt sich nicht für junge Leute, und verdrießt stets das reifere Geschlecht."

Der Ritter war gleich mit der bittern Antwort bei der Hand: „Ein Mörder fürchtet am meisten den Tod und das letzte Gericht." — Und als der König hier zufällig niesete: „Prosit, mein Herr von Frankreich! Gott helfe Dir; Amen."

Es war aber just, als wäre Herr Loys aus Stein ge-

hauen; denn während dem Barbier, Arzt und Profosen gelb und grün vor Augen wurde, da sie hörten, wie keck und frech der neugebackne Herzog redete, zuckte der König nur leise die Achseln und sagte im Ammentone: „He, he, was gilt der Waizen? Ohe, was gilt ein goldner Thron?" womit er andeuten wollte, daß dem eigensinnigen Knabengeschwätz selbst ein mächtiger Herr, wenn er vernünftig ist, Nachsicht schenken müsse.

Der Ritter verstand indessen wohl, wie sein seltsamer Pfleger seiner spottete, und brummte ihn an: „Spiele Deine Fastnachtsschwänke, wie Du willst, so lange Du magst. Ich bin es müde, Dein Affe zu sein, und bringe mich lieber mit eigener Hand um's Leben, wenn Du nicht dem Profosen Arbeit giebst."

Herr Loys verfärbte sich ärger als jemals, und sagte hastig: „Nehmt ihm alle Waffen weg, laßt ihn nicht aus den Augen! Das wäre erschrecklich. Man polstere die Wände aus, daß er sich kein Leid thue. Vergittert die Fenster! Gebt ihm keinen Fisch zur Speise; er möchte sich mit einer Gräte ersticken!" — Des Königs Vertraute gelobten Alles.

Der Ritter lachte hierauf verächtlich und grimmig, erwiedernd: „Fürchte nichts, Du Bösewicht, der Du mich noch aufheben willst, um mich als einen ganz besondern Braten zu schlachten. Was Du auch mit mir vorhaben magst, ich will mir noch Zeit nehmen, Dir alle Verwünschungen zu sagen, die über meine Zunge wollen. Vermauere für mich Deine Küche, stoße Deine Fischbehälter in den Grund; ich will mich zu Tode hungern."

Herr Loys griff unwillkührlich nach seinem eigenen magern Leibe und zitterte sehr. Dann entfernte er sich, und band dem Arzt und dem Barbier auf's Gewissen, durch die lockendsten Speisen die Eßlust des Trotzkopfs zu reizen. Und weil er in seiner Klugheit überlegte, daß die gehässigen Diener dem Ritter etwa Gift in die Schüsseln thun möchten, ließ er dieselben wieder vor seinen Augen bereiten, und geleitete selber die Tafeldiener zur Thüre des jungen Sire, wo er alsdann, durch das Schlüsselloch schauend, von allem, was dahinter vorging, Zeuge sein konnte.

Der Edelmann war nicht weniger beharrlich, und verweigerte unerbittlich Speise und Trank. Einmal zwar hätte er sich bald verführen lassen, von den köstlichen Muscheln unsrer Meeresbucht zu kosten; sie rochen so trefflich! doch überwand er die starke Versuchung.

Es konnte nicht fehlen: er zehrte ab wie ein Schwindsüchtiger, und des Königs Kleider wurden demselben auch immer weiter, und ihm schmeckte kein Wissen mehr. Dennoch wetzte stets vergebens der Barbier sein Messer, und der Profos schürzte vergebens Schlinge auf Schlinge. Die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn fand kein Ziel; die Frommen im Hofstaate meinten, er fange schon an, seine Sünden zu bereuen; die Klugen dagegen befürchteten, der theure Fürst habe sich etwa irgend eine Wohlthat zu Schulden kommen lassen, und könne sich jetzo darüber nicht zufrieden geben.

Genug: am fünften Tage ging Herr Loys abermals zu seinem hartnäckigen Pflegsohn, der als wie ein Träumender auf dem Bette lag, und ein fürchterlich Gesicht schnitt, den widerwärtigen Besuch bemerkend. „Du zerreißest mein Herz;" redete der König mit leidender Stimme: „Ich sterbe mit Dir, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör giebst."

„Desto besser für Frankreich!" antwortete ihm, so schwach er war, der ungeschlachte Ritter. Worauf der König zusammenfuhr, und schalt: „Meinst Du, Du undankbarer Junge? Es ist also Dein Vorsatz, daß ich sterbe, Du tückischer Bösewicht? Jetzo befehle ich Dir, zu leben. Du sollst mit aller Gewalt leben."

Der Ritter lachte mit zufallenden Augen, indem er gleichgiltig sprach: „Still, Lolo! Du störst mich. Geh' doch hin, woher Du kamst."

Die Umstehenden waren vor Bestürzung wie an den Boden gefroren. Endlich sagte der Profos mit Zerknirschung: „Wir alle sind in Deinen Diensten grau geworden, aber solche Vermessenheit haben wir noch niemals unbestraft gesehen. Gebiete endlich, daß man vorläufig diesem Menschen, der, ich weiß nicht wie, Dich offenbar beherte, die Ruthe gebe, die erstorbene Lebenslust wiederum anzufachen; und alsdann..."

„Schweige, Du grauer Esel!" rief plötzlich der Sire von Mortal, und Paff! hatte der Profos eine derbe Ohrfeige. Alsobald lag aber wieder der Ritter als ein Todter auf dem Bette. Der Profos rieb sich die Backe, die Anwesenden wichen scheu von dem Bette zurück; nur der König blieb ruhig, lächelte sogar, that den Finger an die Nase, und versetzte: „Wahrlich; die Ruthe wäre hier nicht übel am Platze, um..."

Er konnte nicht ausreden, denn bereits hatte ihn der Ritter bei dem Barte und den Ohren gepackt, schüttelte ihn gewaltig und rief: „So, du feiner Schalk? Du wähnst mich matt zum Tode? Warte, Du schelmischer Dieb, daß ich Dir zuvor den Zopf flechte, bevor Du den Schulmeister bei mir spielest!" Und zupfte und schüttelte den erlauchten Herrn, daß demselben Hören und Sehen verging, und er um Hilfe schrie. „Todt, todt schlagt den Frevler, todt!" schrieen alle Diener entgegen. Der Doktor schwang einen Arzneikolben, der Barbier sein Rasirmesser, der Profos seinen Pallasch. — Dießmal wäre es um den armen Sire von Mortal geschehen gewesen, hätte nicht — allen zum Staunen — der König mit dem eignen Leibe ihn gedeckt, und allen in das Ohr gedonnert: „Haltet ein! bei dem Leben Eures Herrn! des Todes ist, wer Diesem auch nur ein Härlein des Scheitels verletzt!"

Murrend und mit gesenktem Haupte, wie gejagte Hunde, gingen die Hofdiener hinaus; der Ritter streckte sich wiederum gleichgiltig auf dem Lager aus, und der König setzte sich in einen Winkel. Dort überlegte er lange und viel, und nachdem er mit sich auf's Reine gekommen war, redete er abermals zu dem Edelmann, als ob nichts vorgefallen wäre: „Vernünftige Leute geben nach. Du sollst Deinen Willen haben, was die Hauptsache betrifft; sollst frei sein, und für Deinen König fechten; doch schicke ich Dich nicht gegen die groben Deutschen, sondern auf das Meer gegen die Goddams. Meine Flotte versammelt sich an der Spitze von Granville, und auf der Hinreise thue mir nur die Liebe, dem Abt von St. Michael einen Brief zu überbringen. Es wird Dich freuen, Deinen besten Freund wiederzusehen. Ich gehe jetzo, das Schreiben zu verfassen. Während dessen iß und trink ohne Gefährde. Bei meinem Haupte! Schon heute sollst du nicht mehr in meinem Schlosse übernachten."

Während dieser Rede hatte sich der junge Sire langsam von seinem Kissen erhoben, und verwundert des Königs Gesicht gemustert. Darauf war jedoch nur Ernst und Gewissenhaftigkeit zu lesen, und daher strahlte bald von inniger Freude des Ritters Antlitz. Mit neuer Jugendkraft verließ er sein Siechbett, zog seine schönsten Kleider an, ließ sich den Bart zierlich stutzen, das Haar frisiren, und aß mit größtem Appetit, um wieder rothe Backen zu bekommen; denn sein Vorsatz war, auf dem Wege zu der Flotte in seines Liebchens Hause Anker zu werfen.

Als der König zurückkam, ihm den goldig versiegelten Brief zustellte, und ankündigte, daß der Profos mit den schottischen Reitern ihn begleiten würde bis zum Admiralschiffe, schmollte er freilich ein wenig; dachte aber schnell bei sich, daß er ja eben so gut, nach dem Abmarsch der Reiter, wieder auf einen Tag die Fregatte verlassen würde können, um, von Zeugen nicht belästigt, seine Dame zu besuchen.

Ehe der Abend kam, war Alles zu seiner Abreise bereitet, und er dankte mit kindlicher Seele dem Herrn für die Gnade, die solcher zwar spät, aber doch endlich an ihm bewiesen. Herr Loys machte dazu ein saures Gesicht, versetzend: „Gut, schon gut, fahre hin, Du Eigensinn. Ein anderer hätte Dich den schwarzen Röcken ausgeliefert, Dir den Prozeß zu machen,... aber, kann ich dafür, daß ich Dich mehr als einen Freund liebe? Mir ist's recht, daß Du hinausgehst, Dir die Hörner abzulaufen. Ich kann nicht heraus aus Furcht und Aengsten. Bald wagtest Du zu Pferde Deinen Hals, bald im Fechten Deine Glieder, bald im Schwimmen Dein Leben, und endlich wolltest Du Dich zu Tode hungern. Ueberall mußte ich die Augen haben, über Deinen Leichtsinn zu wachen. Die Schreibstube nehme ich aus, wohin Du nie verlangtest, den Tod eines Gelehrten zu sterben."

Der Sire von Mortal lachte hiebei herzlich, weil er nicht lesen und nicht schreiben konnte. Der König beschloß aber seine Rede: „Jetzo magst Du auswärts treiben, was Dir beliebt. Sehe ich's doch nicht selber mit an. Valet, mein Prinz Ungehorsam. Wenn Du London in der Tasche hast, so bring' es mir."

Auf diese Weise schieden sie von einander, nachdem die Herrlichkeit ihrer engen Freundschaft kaum ein paar Monate gedauert hatte. Der gute Abt von unserm Berge, zu welchem der junge Sire in gestrecktem Galopp geritten kam, den Auftrag des Königs auszurichten, sperrte verwundert die Ohren weit auf, da der Jüngling ihm Alles, was geschehen, erzählte. Noch begieriger aber öffnete er die Augen, da er des Königs Brief las, der ungefähr also lautete:

„Mein lieber und getreuer Milchbruder. Der Ritter, welcher dieses Schreiben besorgt, ist mir theurer als mein eigen Herzblut. Sein Vater, ein großer Nekromant, hatte in den Sternen gefunden, daß mein Leben mit dem des jungen Mortal aufs innigste verknüpft sei, und durch geheime Beschwörungen hat er herausgebracht, daß der Tod des Jünglings unfehlbar der Meinige sein würde. Welches der Vater mit seinem eigenen Tode bekräftigte, weil ich, Betrug fürchtend, ihm nicht Gnade gab. Jetzo bin ich vollends von der Wahrheit seiner Worte überzeugt, und weil der Sohn zu dieser Frist ein trotziger Löwe geworden, der in dem Paradiese mei-

ner Wohlthaten nicht mehr gut thut, so mache ich Dich hiemit zum Schatzmeister meines für Frankreich so kostbaren Lebens. Sperre den Sire in Deinen festesten Kerker, aber füttere ihn wie ein geliebtes Wildthier. Er ist ungestüm und böse, aber Deine Weisheit wird ihn erhalten und zu hohen Jahren bringen. Ich liebe Dich dafür schon im Voraus dreifach, ehrwürdiger Milchbruder. Aber bedenke, daß für Dich kein Galgen hoch, kein Scheiterhaufen heiß genug sein würde, wenn Du nur im Geringsten das Vertrauen täuschen möchtest, so ich in Deine Treue setze."

Unter diesen Brief hatte der kluge König seinen Namenszug so deutlich gemalt, daß dem Abt unmöglich wurde, an der Aechtheit der Depesche zu zweifeln. Eine lange Wahl war auch nicht möglich, denn der Ritter drang auf die Weiterreise, und der Profos, der ein wenig von des Königs Bosheit wissen mochte, belauerte den Abt mit verdächtigen Blicken. Zudem lag die Partei, welche der Abt zu ergreifen hatte, auf der Hand. Er liebte seinen erlauchten Herrn und Wohlthäter; er glaubte selber nicht wenig an die Verheißung der Sterne. So faßte er sich kurz zusammen, ließ schnell durch seine Söldner den arglosen Edelmann unversehens ergreifen, und sperrte ihn mit eigener, wiewohl zitternder Hand in den berüchtigten eisernen Käsicht des Schlosses.

Dieser eiserne Käsicht war aber eigentlich von Holz, und stand in den Gewölben. Noch heute kann man die Stelle sehen, wenn man in den Vorkeller steigt, aus dem die Treppe in die Todtengruft der Mönche abwärts führt. Aus dem Vorkeller, neben dem Fleck, wo ein Altar für die armen Seelen gewesen ist, geht's in einen weiten gewölbten Saal, und hinter demselben liegt das Gemach mit dem Käsicht, der an den Bögen der Decke mit Ringen und Eisenstangen festgemacht war, und ganz frei stand, daß man um ihn herumgehen konnte.

Dorthin führte der Abt den Profos, zeigte ihm den in seinen Ketten knirschenden Gefangenen, und sagte ihm, er möchte dem Könige melden, was er gesehen, und wie der Befehl des Herrn vollzogen worden sei. — Der Profos versprach's gar gerne, und zog wohlgemuth von dannen. — Hierauf verbreitete sich an der Hofstatt das Gericht, der Sire von Mortal sei in's Meer gefallen und ertrunken; der König hatte nichts eiligeres zu thun, als die kaum verschenkten Güter wieder einzuziehen, und bald krähte kein Hahn mehr nach dem verschollenen Edelmann.

Der König lebte fröhlich und gesund viele Jahre lang in Freud' und Lustbarkeit, und schickte stets am Michaelstage ein Geschenk an den frommen Abt, mit der Frage, wie es um den Vogel im Käsicht stehe. Und immer hatte der Abt zu antworten: „Gut stehts, und Gott wird noch lange unsern Herrn erhalten!" Da geschah es, daß die Regierungsgeschäfte sich häuften, und viele Kriege zu Wasser und Land ausbrachen, und Herr Loys nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, vor Arbeit und verdrießlichen Welt- und Familienhändeln. Da vergaß er des heil. Berges ein paar Jahre hindurch, und der Abt, weil er nicht gefragt wurde, gab keine Nachricht. Mittlerweile wurde der König viel älter, und nach und nach schwächer und kränker, ob er sich's schon nicht gestehen wollte; als plötzlich der heilige Franziskus in's Land kam und den König besuchte, daß er wieder genese.

Wie der heilige Franz hörte, was der kluge Herr Loys alles auf dem Gewissen hatte, wäre er fast ohnmächtig geworden; um so mehr, als so viele Todte nicht mehr lebendig gemacht werden konnten, weder vom Fürsten, noch vom Heiligen. Dagegen drang der Letztere in seinen Beichtsohn, daß er alle Gefangene losgeben möchte, und namentlich den armen Sire von Mortal. Es sei eine schwere Sünde, zu glauben, daß der Menschen Leben von andern Dingen abhänge, als vom Willen des lieben Gottes ganz allein, und was der alte Ritter vor seinem Tode ausgesagt, sei nur eine Lüge der väterlichen Angst und Zärtlichkeit gewesen, die den Sohn von dem Verderben zu retten begehrt hätte; indem er den Aberglauben des Königs mehr vertraut, als seiner Menschlichkeit.

Herr Loys wand sich, wie ein Wurm, aber der Heilige verweigerte ihm die Absolution, bis er endlich mürrisch sagte: „Wohlan, es sei, weil es sein muß. Heda, wo ist ein Kurier?" — „Geh selbst, und löse, die gebunden sind;" befahl ihm der Heilige, und der König setzte sich auf sein graues Pferd, ritt selbander mit dem Barbier zu unserm Berge, überfiel den Abt, ehe derselbe es vermuthete.

Schon von weitem rief er ihm entgegen: „Heda, Meister Abt, wie geht es meinem Finken im Bauer?" — Und der Abt wurde wie Scharlach. — „He, ehrwürdiger Milchbruder, seid Ihr taub, seid Ihr stumm? Bringt mir den Sire von Mortal zur Stelle." — Und der Abt wurde wie ein Leintuch. — „Bei'm heiligen Kreuz! was ist das? den Schlüssel her, den Gefangenen her! ich bedarf seiner, bei'm Donner!" — Und der Abt fiel dem König zu Füßen, und konnte kaum vor Schluchzen und Wehmuth hervorbringen: „Er ist gestorben, o Herr, seit drei Jahren schon gestorben, und ich habe nimmer gewagt, Dir's zu schreiben, um Dich nicht zu schrecken und zu erzürnen. Hier ist der Käsicht, hier sind die Kleider, worinnen er den Geist aufgab; hier der Altar, wo ich für ihn ein Todtenamt gehalten; hier die Gruft, worinnen er schläft, unberühmt, schier namenlos, in einem schmalen Priestergrabe!"

Der König folgte schweigend dem Abt zum Käsicht, zum Altar, zum Gruftgewölbe, und dann hinwieder zum Tag der Oberwelt. Mit verschränkten Armen und Beinen saß er über eine Stunde sinnend in dem großen Lehnstuhle des Rittersaals, und sein Antlitz, zuerst von Sorgen verfinstert, verklärte sich nach und nach in Heiterkeit. Seine Brust athmete freier, daß er voll Zufriedenheit ausrufen mochte: „Ihr thatet weise, frommer Abt, mir den Todesfall zu verhehlen. Er würde Euch den Kopf, und mir viele schlaflose Nächte gekostet haben. Heute jedoch, nach drei langen Jahren, ist es anders, und ich merke, daß der alte Rebell nur seine Kurzweil mit mir trieb, und daß der heilige Franz nicht Unrecht hat."

Zugleich freute er sich inniglich, daß des Ritters Absterben ihn hinderte, des Heiligen Willen durch die Befreiung des Gefangenen zu thun; denn, erstens, that er niemals gern einen Gefangenen los.

Dafür belohnte er den Abt reichlich, beschenkte abermals die Armen vom Berge, und ritt munter wie unser Herrgott unverzüglich wieder von hinnen. „Bleib' im Kloster über Nacht, königlicher Herr;" sagte zwar der besorgte Abt, indem er auf die weiße Sturmwolke am Himmel zeigte: „Wir werden ein Wetter erleben, ehe der Abend einbricht!" aber Herr Loys verachtete des erfahrenen Priesters Warnung, und meinte, er sei schon geborgen, wenn er nur vor dem Eintritt der Fluth über die Grève zur Küste käme.

Dieses geschah wohl, aber mit dem Fürsten stieg zugleich ein gräßliches Donnerwetter an das feste Land, das mit Hagel, Sturm und Regen den Reisenden unbarmherzig zusetzte, als sollten sie in Grund gebohrt werden. Des schlotternden Barbiers vom Wind zerfetzte Kleider flatterten wie ein zerrissenes Segel; der König troff wie eine Hängeweide. Sie verirrten sich auf der Küste. Das Abenddunkel und der Wolkenbruch jagten sie auseinander, und seit langen Jahren zum Erstenmale sah sich Herr Loys ganz allein, in einer wildfremden Gegend, auf einem Pferde, welches allen Gehorsam vergaß, und stets in der Runde drehte, wie ein schwaches Boot in einem Strudel. Schaute der arme Mann hinter sich, so leuchteten ihm freilich die Laternen von unserm Berge entgegen; aber dahin zurückkehren? Prosit die Mahlzeit! das Meer war schon da, und spottete aller Könige.

Darum stieg Herr Loys wohl oder übel vom Pferde, und führte dasselbe am Zügel; bald zog er den Gaul aus dem Moraft, bald that ihm der Gaul die Gefälligkeit. Dann kamen sie in einen Wald, und stießen sich die Nasen an die Bäume, und endlich die Köpfe an ein Ding, das breiter war als ein Baum. Das war ein Thor mit guten eisernen Nägeln gespickt; an dem Thor eine lange Mauer, hinter der Mauer ein hohes Dach. Ein Edelhof, mit einem Wort. Der König klopfte wie ein Räuber, und die Christenmenschen im Schlosse machten ihm auf, und führten ihn zu der wunderschönen Dame, der all' die Herrlichkeit gehörte.

Sie empfing den Verirrten gastfreundlich, ob er sich gleich nur für einen Goldschmid ausgab, der von einem Jahrmarkt komme; ließ ihm ein Bad bereiten, versorgte ihn mit Wäsche, Kleidern, Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, wie die reichen Leute alle die Bequemlichkeiten nennen, und leistete ihm Gesellschaft bei einem wohlbestellten Nachtessen.

Der Tisch war für drei Personen gedeckt, und dennoch saßen nur zweie daran. Als noch überdieß der König bemerkte, daß die Edelfrau nur wenig aß, hie und da zerstreut ein Wort sagte, und kaum die Augen von einer Uhr verwendete, so auf dem Kamin stand, sprach er mit seinem einschmeichelnden Wesen: „Meine liebe Dame; wenn nicht bereits der Schlafrock und die Mütze, die ich trage, mir verrathen hätten, daß ein Herr dieses Haus bewohnt, so würd ich schon aus Eurer Ungeduld schließen, daß Ihr Euern Mann erwartet." Die Dame versetzte: „Das ist so, mein Herr. Mein Mann ist auf der Jagd, und das Wetter so böse. Ich kann seine Heimkehr kaum erwarten, denn ich liebe ihn sehr."

Der König, weil er wenig Liebe kennen gelernt hatte, lachte etwas ungläubig, daß die Dame empfindlich wurde, und wiederholte: „Ja doch, und tausendmal Ja. Er ist mir theurer als das Leben, und ich stürbe gern, wenn ich ihn unsern Kindern und seinen Freunden noch tausend Jahre erhalten könnte."

Der König dachte bei sich: „Wenigstens gießt meine Wirthin ihrem Manne kein geschmolzenes Blei in's Ohr, und ich

möchte wohl für meine quälende Krone das Leben dieses Fuchsjägers eintauschen.

Während er so dachte und grübelte, kam der Krautjunker heim. Derselbe war jedoch Niemand anderer als der Sire von Mortal, den der Abt von unserm Berge in der Klostergruft beerdigt haben wollte. Der König erfuhr gar bald, daß sein schelmischer Milchbruder schon vor einer kleinen Ewigkeit den Ritter freigelassen hatte, damit er sein Liebchen heirathen konnte, dessen Vormund gestorben war. Die getreue Dame hatte gern auf ihres Verlobten Namen und Reichthum verzichtet, um nur ihn selber zu besitzen, und ihre Güter mit ihm zu theilen.

Dieses erzählte ohne Furcht und Reue der edle Ritter dem König, und lag mit seiner Frau und allen seinen Kindern so lange vor dem Herrn auf den Knieen, bis derselbe — der Verlassene spürte weniger Gottes Finger, als vielmehr das Messer an der Kehle — seinen theuersten Schwur that, dem Abt alles zu vergeben, und dem Sire nichts zu Leide zu thun; unter der Bedingung jedoch, daß die schöne Dame das kostbare Leben ihres Mannes bis in's späteste Alter zu erhalten suche; was sie mit tausend Freuden gelobte.

Der König schied am andern Morgen versöhnt und lustig vom Edelhofe, und zankte den Barbier, da er ihn wieder antraf, nicht allzusehr, weil er guter Dinge war. Des alten Ritters Weissagung gewann wieder sein volles Vertrauen, und er war nicht böse, wenn er überlegte, daß wohl sein verwittertes Leben mit der blühenden Gesundheit des kräftigen Ritters zusammenhängen möchte. Für jene Gesundheit war die musterhafte Frau ein besserer Wächter als goldene Ketten und eiserne Käfichte, und die Schätze des Sire gab der kluge Loys nicht heraus.

Einen Monat lang reute ihn sein theurer Eid nicht. Da er jedoch schwächer wurde, härmte er sich ab, und er grübelte und diftelte, wie er seinen Schwur umgehen möchte, von dem er noch keiner Seele ein Wort gesagt hatte. Von Tag zu Tag hatte er neue Klagen. Heute sagte er: „Mir ist so übel; gewiß hat sich der unbesonnene Junker den Magen überladen!" Morgen hieß es: „Welch eine Jast in meinem Blute! gewiß ließ sich der Andere schröpfen trotz des Mondwechsels!" Uebermorgen jammerte er: „Meine Glieder fallen auseinander; sicherlich überläßt sich der Mensch dem Trunk und der Schwelgerei."

Endlich sagte er eines Abends, da er sich vor Angst und Schmerz nicht mehr zu helfen wußte, zu dem Profosen: „Komm morgen in aller Frühe zu mir; ich habe Dich zu verschicken, und wichtig ist der Mann, den Du ausheben sollst." Als aber der Profos am andern Morgen kam, war der König todt, und das Geheimniß des Sire von Mortal mit ihm. — Der neue König hat später dem Ritter zu allen seinen Rechten wieder verholfen, und ihm erlaubt, eine kostbare Goldkrone in unser heiliges Stift zum Wahrzeichen zu schenken. Wer den diebischen Jakobinern erlaubt hat, dieselbe zu stehlen, weiß Gott. Genug: sie ist nicht mehr da.

---

## 3.

## Das stumme Kind auf der Grève.

„Horch, wie die Glocke schwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Mensch verunglückt auf der Grève! ein Mensch geht unter in der wachsenden Fluth! — Ja, schreit es nur durch die Gasse, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menschlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen speien den Strick aus, und der klaffende Sand schnappt nach den Hufen der Pferde, wenn sie nicht zeitig den Rückweg suchen. Denn der liebe Gott schwebt über den Wassern, und des Menschen Hülfe richtet nichts."

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Brustwehr, und gedenkt lieber bei eurer Arbeit mit stillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es ist nicht alles aus, wenn das Meer seinen Raub hinabschlingt. Ein ernsthafter Engel wacht über den Abgründen."

„Wann die See über die Grève fährt, so tauchen die Muschelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre rosigen Schalen, daß sie einem Schiffchen mit ausgespanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwasser, und sinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Mensch wisse von ihnen."

„Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand steigt mit Korb und Hacken, so findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelstange bohrt die versteckten Muscheln an's Tageslicht. — Also bedeckt das Meer nicht Alles mit seinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig versunken glauben."

„Eine solche Geschichte hat sich bei uns zur Kaiserzeit begeben, und wer sich fürchten will, der höre zu."

Alte Leute erinnern sich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende seines Lebens bewohnte er das rothangestrichene Haus, dessen Dachgiebel sich an den Mauergang zwischen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem stattlichen Hause geboren, sondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marilland, von blutarmen Fischerleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen sich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden sollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngsten derselben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, schickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geistlich studiren sollte.

Der ältere, der Matthias, war ein ungeschliffener Bursche, und prügelte alle seine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlste Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk seines Vaters aus dem Grunde, und brachte sein kleines Fischerwesen empor, so daß er bald stehende Netze in den Bächen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geschicklichkeit. Wer neben ihm fischte, hatte seine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts sicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fisch und Krebse aus dem Behälter gestohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten stecken, schickte ihn auf die Inseln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte sich, daß er blind wurde, und brachte seinen Lebensrest in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkessel das Weihwasser bot, und hie und da ein Almosen dafür erhielt. Er hätte jedoch immerhin Hungers sterben können, wenn nicht sein Weib bei Tag und Nacht auf den Muschelfang gegangen und seine Versorgerin gewesen wäre.

Aber mit dem armen Fang ist's nicht allein gethan, und unsere Landsleute haben nicht umsonst das Sprichwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muscheln fischen, als das und jenes thun!" — Des Mathias Eltern gingen allmählig zu Grunde, bis sie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer schönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Brust eine feine Invalidenmedaille, in der Tasche einen schön geschriebenen Abschied. Er brachte viel Geld von den Inseln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz setzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tisch und Bett und Spiegel. Unter den Spiegel in Glas und Rahmen hing er seinen Abschied, an sein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unsrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein bescheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fischereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geschäft mit den Schleichhändlern, die zwischen unserer Küste und den englischen Inseln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Mezgerstochter von St. Lô mit ansehnlicher Aussteuer.

Das war jedoch ein Geschäft, das nicht sonderlich gut ausging. Die Frau langweilte sich auf unserm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangsal. Wann er, was oft geschah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei seinen Fischern zubrachte, um Platteißen und Barben zu fangen, ging's zu Hause hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern seines Gelichters. Die besten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöst worden wäre, sind den ungebetenen Gästen durch die Gurgel geschlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hause hinaus warf, und sein Geschmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alsogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte sie als eine Verschwenderin in ein Kloster gesteckt, wo sie es nicht gar lange aushielt, und selig starb. Der Mann begrub sie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und sein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind setzte er in's Haus, und damit es eine bessere Aufsicht hätte, und er seinem nächsten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er seinen Bruder aus Irland kommen, wohin sich derselbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geistliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hause; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne

Falsch und Argwohn. Darum hatte die alte Marthe so viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Base von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal schon ein Gefängniß gewesen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der seine Gefangenen und seine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochsenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter seinen Mißhandlungen hart wie ein Felsstein. — Da sie das älteste unter den Geschwistern war, so kam manchmal, wenn der Vater seinen Rausch ausschlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu schließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingesperrten Verbrecher sahen das Mädchen gern, weil es sie nicht prügelte, und sanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter steckte eine schmähliche Habsucht, womit sie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und sich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Wasser bezahlen ließ. Das trieb sie, bis sie genug beisammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde sie eine Betschwester, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienst, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdessen gestorben, und sie hat niemals deren Gräber besucht.

Sie ist ein seltsames Weib gewesen, hat mit Niemand Freundschaft gehalten, über Alles gespottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, sie sei eine Närrin, oder sie müsse eine Hexe sein.

Von allen Menschen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbschaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen seines Geldes und wegen seiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn sie war nicht schön wie ein Engel, aber schön wie ihre Mutter gewesen, aber leichtsinnig wie ihre Mutter, aber schwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerseits Tiennette Niemand so lieb, als ihre Gesellschafterin Marthe, weil diese das Mädchen unaufhörlich hätschelte, putzte, kämmte und frisirte, beschenkte und fütterte, spazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was sie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendstreichen, und wenn der Kanonikus, der stets zu Hause war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, so nahm lieber Marthe alle Schuld auf sich selber, ehe sie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn sie nahm zu an Reiz und Leibesgestalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unersättlich. Bellottens Augen gingen stets hin und her, frisch und hell, wie spielende Fische, und suchten muthwillig ein Netz, sich darinnen zu fangen. Nicht lange, und sie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, gesponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren schelmische Soldaten. Wo sie keinen Feind wegzublasen hatten, schossen sie im Spaß nach den Herzen der unvorsichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte sie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kastanienbraunen Backenbarte und dem blassen Gesichte. Er hatte nämlich nicht die stärkste Brust, und die scharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — seit er die Mamsell Mathias kannte — stieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schlosse. Dazumal war die neue Kaserne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geschmack an unsern steilen Gassen, so fand Tiennette mit einemmale Geschmack an der Aussicht von der Plateforme der Klosterkirche, fürchtete sich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und stieg unverdrossen täglich hinan, und spazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der sie behandelte wie eine große Dame, und ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwischen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerlosen Gange um das Kirchendach.

Marthe sah diese Spaziergänge nicht gerne, und sagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu bösem Ende!" — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil sie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte sie unaufhörlich im Hause aufzupassen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der so scharf sah! der so verdrießlich war, seit er mehrere tausend Liores durch die Ungeschicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags ist das Meer besonders ungeschliffen, und reißt alle Fischereien in der Bucht zusammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo sie gestanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon ist. Mathias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein sollte der schlechte Kerl von Ausreißer einmal sein Schwiegersohn werden.

Das schlug den Alten sehr nieder. „Du wirst sehen," sagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpfeln bei Tombelène Muscheln holen muß, um mein Leben zu fristen. Mit dem Glücke ist's aus; ich gehe dem Bettelstab entgegen." Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her schlich ohne Rast mit unauslöschlichem Durst; denn er schlief nimmer und fürchtete sich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit seinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber spazierte mit ihrem Offizier. „Sie ist wie ihre Mutter;" sagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf sie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samstag war sein Durst ganz unleidlich, und der Cider schmeckte ihm nicht mehr; so daß er nur nach Wasser verlangte. Die Cisternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unserm salzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es soll ein großer Jammer gewesen sein, den Mathias zu sehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er schwatzte in seinem Fieber nur von den weiten Inseln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmessen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug; zwischen hinein verwünschte er seine selige Frau, und seine lebende Tochter, daß dieselbe sich vor Entsetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienstag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerstag seine Hülle, wohin sie gehörte.

Nun ergab sich, daß Tiennette kein schlechtes Herz in der Brust trug, denn sie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf seiner Plateforme warten; sie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, sondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerst Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewisses.

Der Kanonikus soll den Lieutenant mit seiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu sehen ist, soll der Offizier bei seiner Seligkeit sich vermessen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, sobald der Kaiser ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsstelle gäbe.

Was an der Sache gewiß ist: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in seine Heimath auf Urlaub und soll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ sich nicht mehr vor den Leuten sehen, und des Matthias Haus war wie ausgestorben.

Unsere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küste, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortschaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder sie suchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichsten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand stiebte herab auf unsere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garnison, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu seyn glaubte. Der Maire, ein schläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpassen, die Bürger waren stets besorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine frische Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und so merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachtbarn, daß in des alten Mathias Hause ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;" sagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?" — „Wir taufen ihn;" sagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter sagte nichts, und herzte das schwache Kind, und wollte seine Amme seyn, aber das ging nicht. Zudem schaute Marthe den Säugling finster an, und meinte: „Jetzo ist der Junge noch hinfällig und stille, aber in ein paar Tagen wird's anders seyn, und sein Geschrei wird uns verrathen. Wenn Du Deinen guten Ruf liebst, Bellotte, so trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Last übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird." —

Tiennette sträubte sich, aber der Augenblick war streng, und der Kanonikus stimmte der Marthe bei. So wurde end-

lich beschlossen, wie die Base wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in frische Wäsche, Marthe steckte es, da es schlief, in einen Fischkorb, deckte denselben säubertlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Dol.

Der Abschied von dem kleinen Augustin war der Anfang von Tiennettens schwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hätte freilich viel sagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verschwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam sie zu sich, und fragte nach der Base. Diese kehrte erst am Abend zurück, war von der Wanderung sehr angegriffen. „Der Weg ist weit," sagte sie verdrossen: „auch habe ich mich auf der Grève erkältet. Das Kind ist jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten." — „Gib mir einen Kuß dafür;" sprach Tiennette, und erschrak gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Prr!" sagte diese und schüttelte sich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellotte, löse ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hause, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus." — Sie schlief richtig die ganze Nacht, und stand wieder kerngesund auf. Sie war ein Weib, wie von Eisen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß sie nicht genesen konnte, und viele Wochen hinsiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die sich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich sie mit Zähnen und Klauen sich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unschuld betheuerte.

Zu jener Frist war eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieselbe „zu den drei Freunden." Marthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags saßen dort ein paar Fischweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauscht, stichelten sie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeschickt habe, und Marthe sey des Kindes Trägerin gewesen, und zwar zur Zeit, da sie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen: Marthe war seitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu stopfen, aber ihre zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erstickt wurde, um so mehr, da sie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geschrieen wurde, sie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da stand ein Douanier auf, der hinter der Thüre gesessen, und sagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewäsche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter ist unschuldig wie die helle Sonne. Ich war just an selbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Posten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr stiegt so hastig von der Grève auf den Damm, und erschrakt so sehr, da ich unversehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Cortrebande. Ja, so meinte ich, und visitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte schlüpfen, so ehrlich als vorher."

Die vorlauten Schreier waren jetzo sprachlos; Marthe blickte stolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achseln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen frischen Trunk auf ihre Kosten reichen, und ging beruhigt nach Hause. Von Stunde an hatte das Geschwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb sich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Rost. Bald rief sie den Liebsten, der gar nichts von sich hören ließ, bald seufzte sie nach ihrem kleinen Augustin. Der Kanonikus hatte vollauf an ihr zu trösten, Marthe stets zu beschwichtigen. Der Onkel schrieb an den Offizier, an den Minister, an alle Generäle, an den Kaiser selbst; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe sey gut versorgt; Tiennette besänftigte sich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und sie sagte: „Beinahe wollte ich, der Bube sey gestorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!" — Tiennette schrie aber hell auf, fiel schier in Gichter und Krämpfe, und schwor bei allen Engeln, sie würde elendiglich sterben, wenn sie jemals erführe, daß der kleine Augustin todt sey. „Nun, nun," antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht so ernstlich, ich sagte ja nur so." Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber sie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwischen den beiden Thürmen hinter ihrem Hause. Dort setzte sie sich Tage lang hin, und schaute trostlos über die Grève nach der Küste, ob sie nicht ihr Kind sähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweise überdauerte sie diesen gewaltsamen Zustand, und ihr Gesicht wurde rosenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben schwach, und sie hätte nicht eine Viertelstunde weit gehen können. Eine traurige Gesellschafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, so daß Marthe, die Alles schlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Augustin zu besuchen.

Inzwischen traf es sich, daß der Chirurgus die Garnison vertauschte, und von dem Kanonikus Abschied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant sich umschauen, ihn an sein Versprechen zu mahnen. Der Doktor sagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner, auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu sehen, und ihr von ihm zu schreiben. Der Doktor sagte: „Gern; wo finde ich das Kind?" — „Von der Kirche linker Hand, das siebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenstern;" antwortete Marthe mürrisch, und setzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, seinem Kameraden in's Gewissen zu reden, und nach dem Buben zu schauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Nase zu binden. Der schreibt in seinem Leben nicht."

Und er schrieb dennoch; einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geistlichen Herrn den seinigen. Tiennettens Brief behielt sie, weil nichts darinnen stand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus stand auch nichts Tröstliches. Der Offizier war nach Spanien marschirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und seine Vertraute überlegten reiflich, ob sie der armen Bellotte ihr Mißgeschick darthun sollten. Endlich vereinigten sie sich in der Art, daß sie ihr nur den Abmarsch des treulosen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtsinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falsche Soldat schlecht mit ihr gemeint, so meinte es ein anderer Mann um so besser mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Pontersон, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, besuchte denselben, und machte alsogleich mit seiner hübschen Cousine Bekanntschaft, gesonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen besäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob sie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus sagte „Ja," weil er es wünschte; Marthe sagte „Nein," weil sie es nicht wünschte.

Eine Dirne ist der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — so waren Tiennettens Augen trocken, ihr Ohr offen, und sie bemühte sich, auf ihren Füßen gelenker zu scheinen, als sie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, nnd hatte einen langen Zwiesprach mit ihr bei verschlossener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden seyn mochte, und nahm auch an einem günstigen Abend ihre Pflegetochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu sprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellotte, der Mensch hat Absichten auf Dich."

„Das meine ich auch;" versetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte sich hoch. — „Und Du?" fragte sie aushorchend. — „Ei, mir wär's nicht ungeschickt." — Marthe staunte immer mehr. „So? Du Leichtsinn!" fragte sie wieder: „Das kann Dein Ernst nicht seyn. Wenn das der Lieutenant erführe..." — „Hm! der Lieutenant!" antwortete Tiennette schnippisch, und rümpfte die Nase. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!" wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit Dir getraut ist...." — „Das ist Alles vorbei, liebe Marthe;" sagte Tiennette ganz friedlich: „er ist todt; der Onkel hat mir's gesagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten."

Jetzo merkte erst Marthe vollständig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und schwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete sie vor sich hin: „Der arme kleine Augustin!" — Tiennette wurde aufmerksam: „Was ist's mit dem Kleinen?" — „Der kann jetzo sterben, wann er will; eine Waise seyn oder einen Stiefvater haben... ich weiß nicht, was schlimmer ist." — „Wie Du auch redest! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir seyn könnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erstens schämte ich mich zu sehr, und zweitens würden wir schwer ge-

straft, weil wir dem Maire alles verheimlicht haben." — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;" spottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein ... was kümmert das die Mutter, wenn sie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen sie sich bekennen darf!" —

Tiennette weinte, und Marthe freute sich des Weinens. Darum stichelte sie fort, wie mit spitzigem Messer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Hast ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß sein Kind zu Grunde gehen. Oder meinst Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen spielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Histörie Wind bekommt, läßt er Dich sitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein."

Tiennette schluchzte immer heftiger, und warf sich der Marthe um den Hals. Jetzo schlug die Base gelindere Saiten an, indem sie sprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thust am besten, wenn Du für Dich bleibst. Die Männer sind alle schlecht, und Du würdest mit dem Einnehmer noch viel schlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer steht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher ist todt gesagt worden, und wieder zum Vorschein gekommen, da man am wenigsten daran dachte."

„Laß die Todten ruhen!" seufzte Tiennette. Die Alte verneigte sich mit einem zitternden „Amen!" worauf Mamsell Mathias versprach, den Einnehmer nicht zu begünstigen, und ledig zu bleiben, damit sie einstens für den kleinen Augustin sorgen könne. Aber Marthe müsse es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiedersähe, und öfters mit demselben sich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigstens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunsch am besten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächstens selber nach Dol gehen.

Sie zögerte indessen von Tag zu Tag, weil sie des Einnehmers nächsten Besuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht sich selber überlassen bleibe, und vielleicht zerstört würde, was Marthe wieder mühsam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht; seine Besuche schienen plötzlich und auf immerdar abgeschnitten. Als eines Abends der Kanonikus sagte: „Ich höre von dem Boten von Pontorson, daß der Vetter krank zu Bette liege;" athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübsch Wetter seyn, und sie wolle nach Dol wandern. Was sie auch mit dem Frühsten that, versehen mit allerlei Geschenken für den kleinen Augustin, und mit ansehnlichem Kostgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichsam ihr zum Trotze, in der Mittagsstunde auf seinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tausend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängstlich und scheu, machte sich bald in die Küche, weil sie in Abwesenheit der Haushälterin für den Gast Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er selber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerstreut auf die Fragen des Kanonikus, der sich nach seinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache ist," sprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht sowohl krank, als im Innersten erschüttert und gleichsam schwer ermüdet gewesen bin. Mir ist nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anstand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaste zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte stets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens seine Besuche und das Haus seiner Verwandten nicht im Geringsten angehe. Statt dessen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Lust, seine Cousine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in diesen Worten lauter Musik, und obgleich ihm schwer wurde, über gewisse Dinge mit der Sprache herauszugehen, so hielt er es doch im Vertrauen auf seines Vetters Bravheit für seine Pflicht, und sie plauderten lange insgeheim; schieden auch zufrieden aus solcher Heimlichkeit, so daß der Kanonikus bei Tisch seiner Nichte sagen konnte: „Dein wackerer Cousin weiß Alles, und es hat sich sein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein soll sein erstes liebstes Kind seyn und seinen Namen führen. Zu Pontorson ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeschick und die Anerkennung Augustins deckt Alles zu. Darum sage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte; einen edlern Mann findest Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich so wohl versorgt sehe."

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraschten Tiennette, und als sie durch diese Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtschaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte sie nicht über sich gewinnen, Nein zu sagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr gestanden. So küßten sich also die Verlobten, gaben sich die Hände, schenkten sich goldene Ringe, und setzten den Hochzeittag fest. Der Bräutigam kannte sich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde säumen, heimzureiten, seiner Mutter die angenehme Botschaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur gesetzten Frist bereit sey. Zugleich bedung er sich, daß der Kanonikus ihm schreiben möchte, wann der kleine Augustin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, schaute der Einnehmer durch's Fenster, ob der Knecht aus dem Wirthshause bereits das Pferd gesattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geschehen; der feiste Schimmel stand zu Befehl. Aber der junge Freier wechselte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Gesichte wischte. „Sonderbar;" murmelte er zwischen den Zähnen: „Was mich wieder die Angst überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt."

Die Braut und der Kanonikus sahen sich bestürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Ursache seiner Beängstigung zu entdecken. Der schüttelte den Kopf, versuchte, sich selber auszulachen, blickte besorgt durch die Scheiben zum Himmel, der sich allmählig trübte, wie so oft in späten Nachmittagstunden geschieht, und stotterte auf einmal: „Es wäre etwa besser, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir ist so wunderlich zu Muthe."

Der Kanonikus wollte so eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu bestellen, als der Vetter sich plötzlich besann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anstehe, vor der Liebsten Muthlosigkeit zu zeigen. Daher rief er schnell: „Mit dem verdammten Schwindel sollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glase Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebsand noch die Untiefen des Couesnon." — Der Kanonikus sagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu passiren." — Tiennette, still erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Fassung zu sehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indessen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögerd darauf: „Dennoch passirte ich neulich das Wasser; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; so kam ich von meiner Straße ab." — „Das war das Mondlicht; es täuscht so oft auf der Grève;" bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;" — dieß sprach der Einnehmer mit Seelenangst — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding ... wenn ich es Ihnen erzählte ... Sie würden mich vielleicht auslachen ..." — „Vielleicht;" versetzte der Onkel: „Verliebte sehen oft seltsame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte ist schreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlassen wollt, so drängt die Zeit. In einem Stündchen ist die Fluth da." — „Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei diesen Worten Tiennette mit dem Weine kam, schwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiedersehen, schüttelten sich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, stolperte der Schimmel mit seinem Herrn die steile Gasse hinab zum Thore.

Als sie auf die Grève kamen, rieselten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raschen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war schlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügerisch von lockern Sandballen verstopft sind, welche beben und zittern unter dem schreckhaften Fuße der unerfahrenen Menschen und Thiere, bis diese ihr eigenes Grab sich höhlen, und langsam, aber rettungslos, in das Moor sinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutsam. Es war leer auf der Grève. Kein Mensch durchkreuzte sie. Auf entfernten Sandstrichen stand hin und wieder ein Fischreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niedersank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küste.

Plötzlich drehte sich der Reiter im Sattel um, und horchte.

Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch seinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen so ähnlich klingt. Noch einmal seufzt die Grève, dann steht der Gaul mauerfest. „Vorwärts!" spricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängstigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten sind wir bei dem Damme."

Indessen war der Schimmel bereits bis an die Fessel eingesunken, und nur ein rascher Druck des Reiters brachte das Thier aus diesem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es schon gelinde am ganzen Körper, und hob sträubend die Füße. „Witterst Du das Gespenst, Papillon? Kennst Du nicht mehr den Weg zur Küste? Ist denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?" Bei diesen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in seinem Rücken sah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er bestürzt vorwärts schaute, war auch da der molkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr sichtbar, und er spürte sich fortgetragen, ohne zu wissen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebts? warum halt?" Das Thier schnaubte schwer. „Ich muß absteigen;" dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küste oder dem Meere uns nähern." Er warf sich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauschte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demselben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsspuren zu unterscheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauschen. „Gott sei mir gnädig;" seufzte er: „das ist der Couesnon, das ist der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau besinne, so sagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht sein würde." Indem er sich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieser Verlassenheit? Wenn du nicht getreu aushältst in der Strömung des Flusses, so sind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiser zur Küste werden."

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon schnaubte ängstlicher. Durch die Nebelmasse, die eben anzuschauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Gestalt, tief am Boden, dem Reisenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die seine Augen verwirrte, erkannte er die Erscheinung, die ihn schon einmal erschreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, so heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Gesichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es tröffe von schaumiger Fluth, als ob es aus einem nassen Grabe emporgeworfen würde, schwankte es vor dem erschreckten Bräutigam; es schloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es schreien; dennoch blieb rings die gräßlichste Stille. Dann that es, wie das erstemal, da der Einnehmer es gesehen: es drehte sich um, schwamm durch die Luft, und lag plötzlich steif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müssen.

Unter dem Gespenst schoß der Cuesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als sonst, wie immer vor der Fluth, sprudelnd gegen die Gewalt des steigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, sprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind schwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, schnellte sich das Gespenst um und um, und sauste kopfunter in das Wasser. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn schon mit eindrechenden Füßen.

Der Nebel verzog sich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchste Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patschest und schleuderst Du so? O weh, das ist die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, sonst ist's um uns geschehen!"

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligst durch die Schwemmung, durch die Rinnsale. Ein blaßgelber Punkt stach durch den Nebel; darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küste erreicht, und hielt ausschnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Posten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den sich der Nebel auflöste. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Marthe von ihrer kleinen Reise zurück.

Wohlgemuth sagte sie zu Tiennette: „Rathe, was der launische Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnsucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erst in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch sei getrost, sie läßt mich's vorher wissen, und wir erwarten sie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte."

„Ach ja;" erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Augustin kann alsdann gleich in unserm Hause zu Pontorson bleiben." — Marthe wiederholte verdutzt: „Hochzeit? in unserm Hause zu Pontorson?"

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater sein; alles ist schon in bester Ordnung." Marthe warf den Kopf in die Höhe, stemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte schelten, und brach statt dessen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs lustig klang, sondern das innerste Mark in Tiennettens Gebeinen zerschnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde desertirt.

Während also Marthe sich absonderlich aufführte und gebehrdete, während Tiennette sich entsetzte und verstummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Gesicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geschrieben wird!" sagte er mit stammelnder Zunge: „da ist der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal schon vergebens gesucht, Deine Angaben seien falsch, liebe Marthe, schreibt er." — Die Base wurde blauroth auf der Stirne, und stotterte einige Worte, die Niemand verstand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine schwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und sprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, ist noch viel seltsamer. Hört einmal, ihr Weiber." Hierauf las er mit vieler Angst herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornehmlich dessen letzte Worte: „Ich „achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein „Mordstück verübt worden ist, und habe deßfalls meine An„zeige bei den Gerichten schon gemacht. Wer weiß, was an „jenem Fleck sich finden dürfte. Mündlich und bald ein Meh„reres."

„Süßer Heiland! was soll das bedeuten!" seufzte Tiennette mit ineinander verschränkten Händen. Marthe sagte: „Es ist so heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen." Tiennette, steif wie ein Mastbaum, horchte nicht auf den Unsinn der Base, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er sich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verschoben hatte, daß sie wie die Nachtmütze eines Rekruten saß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich lasse ihn bitten, mich so bald als möglich zu besuchen." — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;" antwortete Marthe, und schwankte aus der Stube. Dann lief sie nach der Kammer, suchte ihr erspartes Geld zusammen, und wollte es in die Tasche stecken. Aber sie vergaß es, während sie den Mammon einwickelte, steckte an seiner Statt einen Schuh zu sich, und ging auf die Straße. Ehe sie es sich versah, stand sie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man passirt nicht ohne Karte."

Da besann sie sich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schlosse wohne, und ging schnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der steile Weg ganz einsam war, murmelte sie vor sich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil schön Wetter ist, will ich fortgehen, und nicht einmal Abschied nehmen."

Was sie auch that, obschon die Witterung keineswegs so schön war, als sie meinte. Es stürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorson?" fragte sie sich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und seinen Gensd'armen in die Hände." — Sie wendete sich in der Richtung nach Cherrueix. — Bald fragte sie sich auf's Neue: „Verfolgen sie mich nicht?" und schaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenschein, am Fuße von aufsteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel schweben wolle. Von dem sturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte sich Marthe nach der Grève. Die Küste, auf Duftwolken schwimmend, wie der Berg, schien vom Meere bespült. Ein Reiter auf dem Damme schien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! seufzte Marthe, und warf sich immer rechts in die Triebsandfelder. „Summen mir die Ohren, oder ist das die Glocke vom Berge?" sagte sie dann, stutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; sie stand an dessen Ufer. „Geschwind hinüber;" flüsterte sie ängstlich, und deutete scheu nach der Seite, wo der Fluß einen Elbogen macht: „Ist dort nicht der Platz?" Sie entblößte die Füße, schürzte das Kleid, watete durch das Wasser.

Es geschah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueir heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüstig dem Berge zu. Am Cuesnon sah er ein, in einem Sandtümpel versinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor steckte. Der Mann half mit Christenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Versinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieser Frist auf der Grève?" sagte er verwundert: „kommt, folgt mir geschwinde, ehe die Fluth steigt."

Worauf ihm Marthe mit stierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?" Wohin sie deutete, schaute der Mann, sah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht lassen, ich soll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn versenkt habe." — „Wen, Jungfer Marthe?" — „Armer Augustin! war Dein Tod so schwer? Wo sind Deine Ueberreste, daß ich sie wegräumen kann, ehe der Adjunkt sie findet? ich darf nicht eher nach Hause." — „Marthe, Ihr seid verrückt. Kommt doch; der Wind geht frisch, und der Strom schwillt." — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!" schluchzte Marthe, und ging im Kreise auf der wankenden Sandscholle: „ich muß den Augustin verstecken. Sie soll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden sie auf meinem Grabe lachen." — „Gott sei mir gnädig!" schrie der Bote, da er solch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schicksal.

Der Wind ging frischer, höher schwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angst vor dem Gespenste folgte die bittere Todesangst in Marthe's Seele. Jetzo begehrte sie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben stand vor ihr das blasse Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Frost, triefend von rieselnder Welle, öffnend den Mund zum Geschrei. Doch blieb es stumm, während sein Grab immer lauter brauste, und die See als ein graues Leichentuch sich langsam gegen die Küste aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Mensch, der sie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald rasend, schaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergespenstes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umspülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte sich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge sie hinweg, und legte sie entweder zu dem armen Augustin auf den Grund des Cuesnon, oder spülte sie mit seinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigesprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und sie ist mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schicksal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geschossen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber sein Sterbestündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

---

## 4.

## Die schöne Catherine von St. Malo.

Crick! — Crack! — Der Blitz in Dein Genick! — ein schönes Kind in mein Hamak!"*)

Geschwind eine lustige Historie von der schönen Catherine von St. Malo. Sie war die Tochter des reichsten Seilermeisters, der jemals für die königliche Flotte von Frankreich Taue gesponnen hat. Der Seiler war ein guter Freund des berühmten Segelmachers Kerbiec und hatte Lust, sich mit demselben zu verschwägern. So beschlossen die alten Geizhälse bei einer Flasche Wein, daß sie ihr Geld auf einen Haufen legen wollten, indem der Segler seinen Sohn mit der kleinen Catherine verlobte. Yves war zehn Jahre alt, und Catherine ein halbes, als die Verlobung geschah, und in derselben Nacht wurde dem Segelmacher noch ein Bube geboren, welchen der Pfarrer mit dem Namen Jonas taufte.

Die Alten meinten, eine gute Ehestandsfregatte gebaut zu haben, mit Segel und Tauen aus eigner Fabrik, und befrachtet mit eigenem Golde. Aber der vorwitzige Nachzügler Jonas störte ein wenig die Fahrt in den Hafen.

Er war lustig, und Yves verdrossen; er war rüstig, und Yves schwerfällig; er war von verliebter Beredsamkeit, und Yves der trägste Bräutigam, den es je gegeben hat. Catherine, da sie sechszehnthalb Jahre hatte, sah den fünfzehnjährigen Springinsfeld lieber als den bedächtigen Verlobten, und sagte es von der Brust weg, ohne Scheu.

Da standen aber die Weißköpfe auf, und behaupteten, der Vertrag sei eisenfest, und Catherine müsse ihn erfüllen, weil die Väter nicht umsonst vor fünfzehn Jahren Narren gewesen sein wollten.

„Was fällt Dir ein?" sagte noch zwischen vier Wänden der Seiler zu seiner Tochter: „Yves ist ein Mann, Jonas ein Bube. Yves hat Ehrgefühl, denn er ist ein Kaufmann geworden, und zählt bald unter den Schiffsrhedern; Jonas hingegen ein gemeiner Matrosenjunge. Yves ist sparsam; Jonas verschwenderisch und ein wüster Geselle. Darum bekömmt Yves des Vaters Vermögen und Jonas nur eine dürftige Abfindung; und eben darum wirst Du Madame Yves und nicht Madame Jonas."

Hierauf weinte Catherine nur, ohne ein Wort zu sagen, denn sie kannte ihren Vater und sein gutes Tauende.

Jonas weinte freilich nicht, als der Segelmacher, der nicht gern viel redete, ihn ohne Weiteres abprügelte, aber er ging auf seines Bruders Schreibstube, und walkte den Yves tüchtig durch. „Das sind für jetzt nur Schläge;" sagte er ihm: „Wenn Du jedoch die Catherine heiratheſt, Du Dintenkler, so harpunire ich Dich wie einen Wallfisch." Ging sodann nach St. Servan, und bankettirte in den Kneipen, bis sein Vater wieder eine lange Rechnung für ihn bezahlen und ihm Alles verzeihen mußte.

Yves, der feige Tropf, athmete stets freier, so oft Jonas mit seinen Seekameraden auf den Kabeljau zog, oder eine Küstenfahrt machte. Doch war der Matrose immer wieder zurück, wie das Fieber, ehe man's verhoffte, und allemal gröber, ungeschliffener und verwegener.

Catherine war siebenzehn Jahre alt, und der Seiler drang auf die Heirath. Der Segelmacher versetzte immer lächelnd: „Die Aussteuer für meinen Yves ist noch nicht fertig. Wartet noch ein Weilchen zu."

Catherine war achtzehn Jahre alt, und weil sie sich langweilte, fragte sie: „Wann heirathe ich denn einmal?" — „Bald oder gar nicht;" brummte der Seiler verdrießlich: „Weiß ich, warum der alte Schleicher so lange zögert? Schier reut mich mein Wort."

Das Mädchen hätte Alles darum gegeben, wenn dieses also gewesen wäre, aber schon am Abend sprach der Seiler nicht mehr aus diesem Tone. Denn der alte Segelmacher hatte ihn unter den Arm genommen, und ihm eine Menge schöner Dinge gezeigt, die alle dem vielgeliebten Yves bestimmt waren.

Da stand in der breitesten Gasse ein prächtiges Haus, weiß wie Kreide, die Fenster grün umrändert, wie die niedlichsten Stückpforten; daneben ein Garten mit Blumen und Brunnen; ein Gewölbe voll von Waaren und eine Schreibstube mit vielen Dienern, die Feder hinter'm Ohr, vor dicken Büchern; eine Geldkiste, gestopft mit Silber und Gold; eine Wage, worauf der Kassirer das liebe Geld wog, weil er zu faul war, die Menge zu zählen. — Ueber all' diese Herrlichkeit befahl Yves ganz und gar.

Von dannen gingen die Alten nach dem Hafen, auf die Werfte. Da lag auf dem Stapel das trefflichste Schiff, ein nagelneuer Zweimaster, hell angestrichen, wie ein Vogelkäfig, und getheert, daß es strahlte. „Hier ist meines braven Yves eigenes Schiff!" prahlte der Segelmacher: „Das soll ihm Geld und Gut in's Haus bugsiren ohne Unterlaß, und Deiner Tochter zu Ehren die „schöne Catherine von St. Malo" heißen, bei meiner Treu!"

Mit dieser Höflichkeit bohrte der pfiffige Segler des Seilers letzten Groll in den Grund, so daß er versetzte: „Topp, Gevatter Windmacher; und an dem Tage, da besagtes Schiff vom Stapel gelassen wird . . ."

„Heirathet mein Goldsohn Deine Tochter, Gevatter Strick!" vollendete der Andere. —

Sie gingen hin; der Erste, um die Blumensträußer für das Schiff, der Zweite, um den Hochzeitstrauß zu bestellen. Während dessen strich Jonas auf unsichern Wellen, nicht ahnend, welche Havarie sein Glück bedrohte. Catherine dachte wohl einmal, zweimal und dreimal an ihn, aber die Eitelkeit trug den Sieg davon. Eine reiche Kaufmannsdame und eine arme Matrosenfrau! Da war nicht viel zu wählen.

Yves mit den schönen Kleidern, den weichen Händen und den vielen Dienern; Jonas im Kamisol von Segeltuch, Hände und Gesicht voll Pech und Thran, ein Knecht, dem Jedermann befahl! Yves trank nur Zuckerwasser und erlaubte sich kaum dann und wann eine Cigarre; Jonas schluckte den Punsch mit vollen Zügen, und rauchte unabläſſig den abscheu-

*) Die Erzähler auf französischen Schiffen bedienen sich meistens dieser Eingangsformel, deren Gegenstrophe von den zuhörenden Matrosen gesprochen wird.

lichen Cantinekanaster. Catherine hatte bereits gewählt; und wenn die heimliche Liebe ein oder das anderemal den Kopf in das Haus des Verstands steckte, wie wurde sie gejagt!

Da brach ein Tag an, wie ihn der Herrgott nur selten macht: allenthalben Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu warm schien, ein leises frisches Lüftchen über dem Meere, daß die kleinen Wogen sich kräuselten und blau waren, wie der Himmel. — Das Schiff, worauf Jonas diente, näherte sich, vollgepfropft mit Stockfischen, dem Hafen von S. Malo. Jonas und seine Kameraden, nachdem sie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit gethan, lagerten auf dem Verdeck, und berechneten stille für sich, was ihnen der heilige Vater zu Rom dafür schuldig sey, daß sie die Christenheit mit Fastenspeise versorgten.

Plötzlich hörten sie Glocken, plötzlich brummten ihnen Kanonen in die Ohren, Musik ertönte mit Trompeten und Pauken, und wie sie in den Hafen steuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Raaen saßen voll Menschen, und mitten unter ihnen wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluthen stürzte, bewimpelt von oben bis unten, ein nagelneues Schiff. Noch dampften die Rinnen der Stapelbahn, noch purzelten auf dem mastlosen Verdeck die neugierigen Landratten durcheinander.

„Ohe! ohe! wie heißt die Brick?" — „Die schöne Catherine von St. Malo!"

Indessen klang das Geläut wieder vom Kirchthurme. „Jetzt werden sie getraut!" rief das Volk, dahin rennend.

„Ohe! ohe! wer macht Hochzeit!" — „Die schöne Catherine von St. Malo!" — „O weh, o weh, wessen ist das Schiff?" — „Dem reichen Yves Kerbiec!" — „O weh, o weh, wem ist die Braut?" — „Dem reichen Yves Kerbiec!" — „So führe ihn der Satan über Teufels Bord, sammt Braut und Brick!"

Das war der zornige Jonas, welcher dergestalt fluchte, und mit einem Plumps im Wasser lag. Er wollte sich selber ersäufen, weil er just den Bruder und die Schwägerin nicht bei der Hand hatte. Sein Matrose jedoch, — das heißt: sein Schlafkamerad, — holte ihn wieder an's Tageslicht, und redete ihm so lange zu, bis Jonas Vernunft annahm, und wieder zu St. Servan einkehrte, und schlemmte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

So waren seit der Hochzeit vierzehn Tage vergangen, als Jonas in seinem schönsten Schifferstaate zu Herrn Yves auf die Schreibstube kam. Sein Gesicht war ernsthaft, aber ruhig, und er sagte alsogleich: „Fürchte nichts, lieber Bruder; ich will Dich nicht schlagen. Der liebe Gott hat zugegeben, daß Du Catherinens Mann wurdest, und so mag es denn in's Himmels Namen sein. Für meinen Schmerz und Verdruß reiche mir aber eine Entschädigung. Dein Schiff, die schöne Catherine von St. Malo" — bei diesen Worten standen dem armen Jungen die klaren Tropfen im Auge, — wird nächstens die Anker lichten, und bei den Mohren Goldstaub oder Ebenholz einladen; mache mich zum Capitän des Schiffs. Ich verstehe mein Handwerk besser, als man glaubt, und werde gewiß nimmer zugeben, daß der schönen Catherine ein Unglück zustoße."

„Ich habe schon meinen Capitän;" antwortete Yves kalt. — „So mache mich zu seinem Lieutenant." — „Ich habe auch diesen." — „Aber der Oberbootsmann?" — „Schon erkannt." — „Und der Steuermann?" — „Bereits gedungen." — „Und wenn ich auf der „schönen Catherine" als letzter Matrose dienen müßte . . ." — „So würdest Du auch alsdann zu spät kommen;" versetzte Yves mit Spott und Hohn: „mein Schiff entbehrt nicht des geringsten Küchenjungen. Gott befohlen, suche einen andern Dienst und bessere Dich."

Jonas maß mit zornigen Augen den Herrn Bruder von der höchsten Spitze seiner Nachtmütze bis zum untersten Rande seines großblumigen Schlafrocks, schnitt ihm ein bitterböses Gesicht, und ging trotzig davon. „Und wenn eine Legion von Teufeln an Steuer- und Backbord säße," brummte er in sich hinein: „ich segle doch mit der schönen Catherine nach Afrika."

Damit sein Gehirn geschmeidiger würde, trank er Grog; das Herz aufzurichten, ließ er brennenden Punsch folgen, und die Flammen desselben machten ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finstere Nacht hinaustanzte, als wäre sie von tausend Kronleuchtern erhellt. Er war außer sich vor Wohlbehagen, er hätte sich auf einer Bombe in die Wolken schleudern lassen, er hätte sich in eine Nußschale gezwängt, auf der Spitze des großen Mastes seine Toilette gemacht.

Sein Weg führte ihn zum Hafen. Da wandelten Laternen, da schlugen Ruder im Wasser, da tönten Pfeifen, da kreischten Räder und Winden. Die „schöne Catherine" nahm die letzte Fracht an Bord, sollte beim ersten Morgenlicht Hafen und Rhede verlassen.

Ein Canot wollte vom Ufer stoßen. Der Bootsmann schrie den Jonas an: „Ohe, schläfriger Matrose! bist Du's? kommst Du endlich? bist der letzte, lockerer Gesell. Spring herein, und eilends, oder . . . . ." Er schwang das bethecrte Tau, aber Jonas ließ sich's nicht zweimal sagen, hüpfte in den Kahn, packte nervig in die Ruder ein, und legte bald unter der Brick an. — Ja wahrhaftig; sie war's, die schöne Catherine, mit wallenden Wimpeln, schneeweißen Segeln und Masten, die Stengen mit goldenen Knöpfen geziert, das knarrende Takelwerk neu und vornehm aufgerichtet. Und Jonas am Bord, der seligste Matrose von Frankreich, während der Trunkenbold, für den man ihn angesehen, in irgend einer Kneipe Rausch und Dienst und Glück verschlief. Denn Jonas achtete es für ein großes Glück, auf der Brick zu fahren, die seiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der schönen Catherine auf einer grünen Wiese spazieren, und als hüpften Lämmer um sie her, statt der schäumenden Wellen.

Der Capitän wunderte sich wohl, da er am hellen Tage den wildfremden Matrosen zu Gesicht bekam, aber schon war's zu spät, und er begnügte sich, ihm mit Seemannskälte zu sagen: „Du sollst ein böser Bube sein, Jonas, obschon ein guter Matrose. Aber auch ich bin böse wie ein Wolf, und bin mit schlimmeren fertig geworden. Achtung also! und mit Gott fahrt aus!"

Die Brick war nur noch wie ein kleiner Punkt am Meeresrande sichtbar, als Madame Yves aus dem Schlummer erwachte, und bitterlich zu weinen anhob, daß die Kissen von ihren Thränen feucht wurden. Der Kaufmann fragte ruhig: „Was habt Ihr, Catherine?" — „Ich denke an Euren Bruder;" antwortete die Frau. Das ärgerte den Zuckerhut, und er sagte: „Laßt die Narrheiten sein; ich rathe es Euch." — Worauf sie: „Freilich war es meine größte Thorheit, daß ich Euch geheirathet habe. Ich hätte doch Euren Bruder lieber gehabt, und gewiß hat er sich vor Herzeleid in's Wasser gestürzt, und ein Haifisch frißt ihn wie seinen Aeltervater, den Propheten."

Dazumal gaben noch die Männer ihren Weibern Schläge, und daher wartete der Kaufmann seiner Ehehälfte mit einer Ohrfeige auf. Sie weinte desto mehr, und liebte ihn um desto weniger. Also brachte jeder Tag der Thränen und Ohrfeigen mehr, und immer weniger der Liebe; bis an einem schönen Morgen Catherine ihr Herz leer und hart wie einen Kieselstein fand, und in ihrem Sinne dachte: „Warum soll mich der Yves beständig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen."

Frisch! der Wind setzt um; die Segel los! Es knackt der Mast mit seinen Wänden; laßt Euch treiben unbekümmert vor dem Winde. Der Kiel schneidet die Fluth; legte sich auch der Bord zur Seite, die Richtung ist gerade, und das Log haspelt gut. — Die schöne Catherine zu Hause, die schöne Catherine auf dem Meere, beide steuern trefflich; weil diese dem flinken Jonas gehorcht, und jene den plumpen Yves trillt.

Jonas war zum Steuermann der feinen Brick befördert worden, weil der bisherige für gut gefunden hatte, zu erkranken; Jonas behielt seinen Posten, indem der Kranke in den afrikanischen Gewässern starb, und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geschickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Die Geschäfte gingen herrlich, aber die Fieber auch. Es schneite nur so das Elfenbein in das Schiff, es stäubte das Gold hinein, Baumwolle und Ebenholz tapezirten es von oben bis unten. Aber täglich folgte ein Anderer von der Equipage dem alten Steuermann in das Meer, bis dem Capitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brick heimwärts zu wenden.

Jonas für sein Theil wäre lieber im Sande der Wüste verscharrt gewesen. Heimwärts steuern mit so viel Geld und Gut für den geizigen Bruder? heimwärts, um auf ewig die „schöne Catherine" zu verlassen? das liebe Schiff, seine einzige wahre Heimath? — Das war schier zu hart, selbst für eine harte Matrosenbrust.

Er hegte seine ganz besonderen Wünsche. Er betete zu Zeiten um einen tüchtigen Sturm, worinnen die Brick mit Mann und Maus zu Grunde ginge; dann um einen Corsaren, der die „schöne Catherine finge, und als gute Prise mit sich nähme; dann meinte er, es wäre hübsch, wenn er unversehens das Schiff an irgend eine Heideninsel führen, und daselbst Seiner wilden Majestät Großadmiral werden könnte. — Wie lieblich sollte dann seine Flagge der feinen Brick anstehen!

Aber nicht Sturm, nicht Corsar erschienen an Himmel und Horizont, und mit jedem Morgenlicht, wann der Capitän des Steuermanns Journal nachsah, punktirte er auf seiner Karte näher und näher zur vaterländischen Küste. — Die Equipage jubelte, aufgezehrt von Fieber und Scharbock, wie sie war, und lechzend nach französischem Brod und Gemüse. — Da kam es anders in einer pechfinstern Nacht.

Die ermüdete Mannschaft schlief größtentheils; der Capitän,

wie sich von selbst versteht. Jonas hatte ein paar Züge Grog genommen, und manövrirte mit schläfrigen Augen und Händen. Mit einemmale blies der Wind ein großes Ding heran, welches schwärzer war, als Nacht und Meer: ein holländisches Kriegsschiff von hundert und zwanzig Kanonen, und es hielt so scharf auf die arme Brick zu, daß der Zweimaster einen fürchterlichen Stoß erlitt, um und um purzelnd, als ginge er auf den Grund.

„Die Schaluppe aus! die Barcasse aus! das Schiff sinkt!" schrie die verzweifelnde Mannschaft, und wie durch ein Wunder gelang es ihr auf der Stelle, die Boote in die Fluth zu lassen, und Offiziere und Matrosen sprangen hinein, und das holländische Linienschiff, das wie eine Blindekuh das Unheil angerichtet hatte, nahm alle christlich an Bord, vermeinend, die Brick sei im Schooße Abrahams aufgehoben. Hierauf fuhr der Holländer nach dem Cap, fiel den Engländern in die Hände, die ihn zerschossen wie ein Sieb; deßhalb zündete der Mynheer seine Pulverkammer an, und flog mit den Feinden gen Himmel. Freilich flogen auch die guten Franzosen von St. Malo mit ihm, und die Geschichte des armen Jonas hätte ein Ende, wenn er nicht zum Glück auf der „schönen Catherine" geblieben wäre, die nicht scheiterte, sondern nur ein bischen nässer als gewöhnlich aus dem Bade stieg.

An das Steuerrad geklammert, schlug Jonas die Augen auf, und wunderte sich, daß er nicht den Kopf unten und die Füße oben hatte. Noch schüttelte sich das Fahrzeug heftig, als erholte es sich von seinem Schrecken; dann gewann es das Gleichgewicht, dann gehorchte es dem Steuer, welches Jonas mit zaghafter Hand probirte. — Jetzo rief er seinen Wachtkameraden; keine Antwort. Hierauf stieß er in seine Pfeife; Niemand regte sich. Keine Lampe brannte mehr. Die Finsterniß war erschrecklich, die See ging hohl. Ein Schauer überflog den armen Jonas; denn, so oft eine breite Welle die Flanken des Schiffs schlug, dachte er sich: „Gewiß treibe ich auf einem lecken Kasten, und wenn die Sonne aufgeht, muß ich untergehen." Doch tröstete ihn, daß er mit der „schönen Catherine" sterben würde.

Die Sonne ging auf, und beschien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, welches nun Jonas vom Deck zum Raum durchsuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Mensch. Das zudringliche Salzwasser hatte alle Waaren verschont, nur ein paar Fässer Biscuit verdorben. — Jonas merkte nach und nach, daß er jetzo ganz allein der schönen Catherine Herr sei. Ein Anderer hätte sich gefürchtet; er war lustig und wohlgemuth.

Vorerst ging er in des Capitäns Kajüte, und putzte sich mit des Capitäns Staatskleide: dann frühstückte er eine gute Flasche Madera; sofort untersuchte er den Compaß, stopfte sich eine Pfeife, und überlegte, ernsthaft vor der Karte sitzend, was zu thun sei. Der Großadmiral von den wilden Inseln ging ihm wohl dann und wann durch den Kopf, aber leider wußte er nicht, wo die Inseln zu suchen seyen, und überhaupt wußte er nicht recht, wo er hinfuhr. Da merkte er, daß ein Capitän nicht just so vom Himmel falle, und Alles in der Welt gelernt seyn müsse.

Er schlug sich einige Monate auf der See herum, stellte die Segel, richtete und putzte das Schiff, und hielt sich fern von unbekannten Ufern. Sah er durch des Capitäns Fernrohr ein großes Fahrzeug, husch! zog er die englische Flagge auf, und passirte ungehindert. Spürte er in der Nähe einen Hund von Seeräuber, puff! gab er heftig Feuer aus seinen Caronaden, und kein Flibustier traute ihm sehr. — Eines Tags sah er die französische Flagge über's Meer streichen, und da er den Lougre herzhaft anrief, klangs zu ihm herüber: „Von St. Maurice; nach St. Malo!"

Jetzt packte ihn plötzlich das Heimweh, als wie mit glühenden Zangen, und er konnte nicht genug Segel aufziehen, um dem geschwinden Lougre zu folgen. Doch hielt er die Richtung ein, und ehe ein paar Tage vergangen waren, erkannte er sich nachgerade in den Gewässern. Da kamen die sieben Inseln herangeschwommen, dahinter das Gestade Frankreichs, die Insel Brehat, der Meerbusen von St. Brieuc, das Vorgebirg Frehel . . . . endlich, endlich St. Malo!

Jonas donnerte Schuß auf Schuß aus seinem Geschütz, und kletterte wie eine Katze Stenge auf, Stenge nieder, verrichtete alle Dienste, vom Marsklimmer bis zum Kieljungen, vom Capitän bis zum Kanonier. Die Lootsen kamen auf stiller See, die Zöllner am geräuschvollen Hafen, und ringsum war Staunen, Freude und Bewunderung, da man vernahm, wie ein Einziger durch Gefahren und Ströme mit sichrer Hand die „schöne Catherine" geleitet.

Nun wirbelte das Volk ohne Zahl zum Ufer, und die Commissäre der Marine schrieben schwarz auf weiß nieder, was Jonas gethan, und der Seepräfekt versprach ihm das allerneueste Ehrenkreuz, und der König that mehr, denn er gab es ihm wirklich. Alle aber meinten — vom König bis zum Lootsen, daß nach allen Schiffsgesetzen die Hälfte der reichen Schiffsfracht demjenigen gehöre, der das Ganze dem Eigenthümer gerettet.

Der geizige Yves meinte jedoch nicht so, wie alle, und wo alle sich freuten, stieß ihm der Neid das Herz ab. Erst zankte er sich mit dem Bruder, dann mit seiner Frau, die des Bruders Parthei nahm, dann kam es zu einem großen Prozeß. — Jonas trumpfte den Yves tüchtig ab, und sagte: „Eine von den beiden Catherinen muß ich haben: entweder das Schiff mit einer halben Million, oder . . . ." Da schrie Yves vor Gericht: „Nimm die andere, Du Thranfisch! ich gebe Dir sie herzlich gerne, denn sie keift und plagt mich zu Tode." — „Dann warte ich lieber noch ein Weilchen;" antwortete der boshafte Matrose. Und der Bischof sprach, „so sei es schicklich."

Madame Yves hatte indessen eine Wallfahrt nach unserm Berge gelobt, wenn Jonas den Prozeß gewinnen würde. Der heilige Erzengel konnte auch ein Weilchen auf die schöne Pilgerin warten, denn die Perücken rieben sich lange, bis das Urtheil zur Welt kam. Yves verlor seinen Handel ganz und gar, und da er es hörte, traf ihn der Schlag.

So gewann der brave Jonas auf einmal die schöne leibhaftige Catherine von St. Malo; ihre Namensschwester, die Brick; und alle Schätze des Yves, des Seilers und des Segelmachers. Unser Berg hat niemals ein freigebigeres und fröhlicheres Pilgerpaar gesehen, als Herrn und Madame Jonas. Er ist zum Wallfahrerkönig gewählt worden, und sie hat eine prächtige Reihe von Medaillen und Muscheln am rothen Bande um ihren Hals getragen. Verliebt, wie beide waren, sind sie geblieben, bis an ihr Ende, und Herr Yves mit seinem Geize und seinen Ohrfeigen lag so gut vergessen im Grabe, wie der alte Steuermann der „schönen Catherine" auf den afrikanischen Korallenbänken. — Die Geschichte ist alle; die Lichter sind aus. Gute Nacht!"

---

## Spiritus Asper, s. Hempel.

---

## Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler

wurde am 10. November 1752 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und trat daselbst 1777 als Doctor der Philosophie und Repetent an der theologischen Facultät auf. Im Jahre 1779 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen, wo sein Landsmann, der ehrwürdige Plank, schon lange wirkte, und 1788 wurde er Hofrath. 1797 rief indeß sein Vaterland den ausgezeichneten Geschichtsforscher und freisinnigen Politiker als wirklichen Geheimrath zurück; 1806 wurde er in den Freiherrnstand erhoben und zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiencommission, Curator der Universität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienstordens ernannt. Aber so wie sein historischer Blick in einer so hohen Stellung gewinnen mußte, so drohten die allzudrückenden Geschäfte oft ihn zu überwältigen; er starb endlich hochgeehrt und wegen seiner geraden, treuherzigen Sinns beliebt, am 14. März 1810.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Werke, herausgegeben von R. Wächter. Stuttgart, 1827.

Wir zeichnen aus:

Geschichte des kanonischen Rechts. Halle, 1778.

Geschichte des Kelchs im Abendmahle. Lemgo, 1780.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. Göttingen, 1782; 5. Ausg. von Plank, 1812.

Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Göttingen, 1783.

Geschichte des Fürstenthums Hannover. Göttingen, 1786; neu 1796. 2 Thle.

Sammlung einiger Urkunden und Actenstücke zur würtembergischen Geschichte. Göttingen, 1792—96. 2 Thle.

Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. Berlin, 1793—94. 2 Thle; 3. Ausg. fortgesetzt von Sartorius. Berlin, 1823.

Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660. Beclin, 1790.

Von der ehemaligen Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den päpstlichen Stuhl. Hannover, 1797.

Ueber die Geschichte der Jesuiten, herausgegeben von L. Leipzig, 1817.

Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums, herausgegeben von J. Gurlitt. Hamburg, 1828.

Geschichte der Hierarchie, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Geschichte des Kreuzzüge, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Ueber S. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften, Bd. XI. S. 515, eben so treffend als gerecht, indem er von ihm sagt: S. legte wenig Werth auf Reize des Styls, bei denen der Verstand nichts gewinnt; aber sein politischer Scharfblick unterschied nicht nur sehr fein zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen, er verstand auch die seltene Kunst, den grammatischen Zusammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umstände und der Charactere mit wenigen Worten so hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe malerischer Beschreibungen bedarf, um sich ein Bild der Vergangenheit zu schaffen, als ob man sähe was man lernt. Dieses Talent zeigt sich besonders in den beiden historischen Werken, durch die sein Name zuerst ein Ansehen erhielt, dem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche und der Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen. In seinen späteren Werken, der Geschichte des Fürstenthums Hannover und der Geschichte der dänischen Revolution, beschränkt sich seine historische Kunst großentheils auf eine trocknere Entwickelung der politischen Rechtsverhältnisse zwischen Fürsten und Landständen. Aber auch sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, obgleich nur ein Lehrbuch, verdient in der Geschichte der schönen Prosa erwähnt zu werden, weil es in kurzen Sätzen, die man historische Aphorismen nennen möchte, die Zeitalter, die politischen Verhältnisse und die Charactere so treffend und so scharf bezeichnet, daß der Verstand immer beschäftigt wird und zugleich fast aus jedem Satze ein kleines Gemälde hervorspringt. S's Sprache ist nicht immer correct. Auch hat sein Styl in einigen Zügen etwas Erkünsteltes, dem man ein Bestreben, zu interessiren, zu sehr anmerkt.

---

## Fünfte Periode; *)

von den Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

### Erster Abschnitt,

bis auf die Zeiten der Concordienformel.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das Ganze zerfällt nun in so viele Haupttheile, als von einander verschiedene große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Geschichte der Griechischen und anderer Morgenländischen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menschen, der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen. Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten abschweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der positiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein kleiner Anhang bei den letztern werden. Bei allen diesen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre Dogmatik in besondern Capiteln erzählen, würde öfters nicht möglich sein und immer eine unnütze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen dieser Geschichte.

Der Strohm von Nachrichten fließt hier so voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlangt, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat recht polemisch genau viel gesammelt und ist bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 1781.) verbunden mit Robertsons Geschichte von Schottland und eben desselben Geschichte Carls V., wird die meiste Aufklärung verschaffen, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedieß ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung eines jeden einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reform. Gesch. haben will.

Weismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunct an recht schätzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böhmischer Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

### §. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu sein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Factors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

Er schrieb theses gegen diesen Unfug (1517) und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Siegen diese Schutzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoffnung, den Prozeß in Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu sein: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo gesucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der

*) Aus Spittlers Grundriß der Kirchengeschichte. Göttingen, 1785.

Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige so selten sind, die nicht mit der Wahrheit spielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er sich bloß nach Convenienz seiner gerad vorhabenden Projecte entschieden. Dem Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht, und Friedrichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mensch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

## §. 2.

### Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Carlstadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Augustinermönch so einzusperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen, überall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich andere des reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologischen Facultät Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet stund Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was sein College gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg übersetzt hatte *), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürsten stund noch auf dem Scheidwege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabst sein wollten, aber allzurascher Fortgang der Reformation mußte sie alle zurückschrecken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen wurde. Immer zeigt sich anfangs ohnedieß bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigste der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste verdrehen.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre von Christlicher Freiheit (1524) ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probestück des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

## §. 3.

### Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der Weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte seinen unentdeckten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn und die Deutschen Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung (1525) sein Bruder Johann der Beständige, und unter dem Schutze dieses entschlossenern Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun sogar zu heirathen sich unterstund, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrock vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu sein, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerade zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des Teutschen Ordens in Preussen, machte das Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heirathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel für die Bischöfe sein, wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bei den deutschen Schriften desselben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verschaffte endlich doch seiner Partei wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Carls General (1527) so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden sein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hub sich auch die neugestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon lang nicht mehr auf Teutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie (1526) in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieser Visitation (1527) durch die traurigsten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sei, eines etwas größeren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabstes tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizerischen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

## §. 4.

### Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs schien durch einen Reichtagsschluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß

*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

Sulejmanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormser Decrets zu stande, und die Lage der neuen Kirche schien ungeachtet der damals eingelegten Protestation der protestantischen Fürsten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich schon damals die muthigen Teutschen Fürsten zum Opfer der Versöhnung bestimmte. Von König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn so eben hatte auch er, durch lange Kriege erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdinand siegte mit Oesterreichischem Glück über die Türken, und was am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren größer.

Schon lang war es auch nicht mehr blos Trennung einzelner Theologen, sondern der größte Theil der Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen innern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp zu Hessen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Partien, aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken sah man der versprochenen persönlichen Ankunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch das kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augsburg (1530) war, so kannte man doch Carls arglistige Schmeicheleien, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinara starb unterwegs.

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestantischen Fürsten selbst zu hören, sie ließen also durch den sanftern Melanchthon einen kleinen Aufsatz entwerfen, welcher apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre enthalten sollte. Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhaftesten Eindruck zu bemerken, aber in einer so projectvollen Seele, als die seinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürsten, die im Stande waren so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und so gar manche der katholischen Partie wurden durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht, wodurch Carl die Römische Königswahl (1531) seines Bruders zu stand gebracht hatte.

Einen symbolisch verpflichtenden Aufsatz für alle Lutherische Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung seines Augsburger Aufsatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedieß nur die vorzüglichste Artikel bestimmen lassen: aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partie ist diese vortreffliche Lokalschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

## §. 5.

Erster Rel. Friede. Verien der Schweizer und Sachsen. Heinrichs VIII. Pseydoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich seines Bruders gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er so innig verabscheute, und Zwingels trauriges Schicksal (1531) der auf der Wahlstatt bei Cappel starb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen dessen Folgen nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte. Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergischen Reichstag (1532) des folgenden Jahres gestund man den Protestanten eine Religionsfreiheit zu, welche bestimmter und weniger karg war als die bisherigen Vergünstigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partie eine Gränzlinie zog. Das war die letzte Freude, die Churfürst Johann der Beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner Eigenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich hinterlassen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch besser. Die nothwendige Abwesenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glückliche Erstickung der Münsterischen Raserei, der Tod des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer französischer Krieg wegen Mailand — alles traf wie bestellt zusammen, selbst auch zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu Wittenberg (1536) Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Aufsatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden sein müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe gezeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten freimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiere emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von seiner Gemahlin einer Tante Kaiser Carls V. geschieden sein, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastigverliebten alle politischen Kunstgriffe seines ermüdenden Canzleieeremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieses vortrefflichsten Mannes stund, machte dem Pabste zum trotz (1534) sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob sie unter ihm weinen oder lachen sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschiedenen erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heinrich zwar zerstört, aber die alten dogmatischen Irrthümer hat er stehen lassen, die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wiemit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern Vollendung des unvollkommen angefangenen Werks brauchen wollte.

## §. 6.

Fortgang der Ref. in Teutschland. Luthers Tod.

In Teutschland erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürsten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner, die alte dem Pabst ergebene starben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil hörten, kamen empor, schon mehrere Bischöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und fast wäre sogar ein geistliches Churfürstenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen schienen ruhig fortzupredigen, fortzuschreiben und fortzudisputiren, weil sie es doch einmal auf diesem Wege so weit gebracht hatten, aber in Landgraf Philipp von Hessen brauste es beständig, und sein unruhiger Nachbar Herzog Heinrich von Braunschweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündnisse und Ligen wurden gegen einander geschlossen; Luther, erzürnt durch die irenischen Kunstgriffe der Schweizer, (1544) um allen Schein des Melanchthonisirens von sich zu entfernen, sing den Abendmahlstreit aufs neue an. Der Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der schon lang vom Pabst versprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürsten seine Siegershand fühlen lassen. Auf denen immer vergeblich versuchten Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so eingerichtet, daß die Protestanten als eigensinnige erscheinen mußten, und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichstagen, auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien diesen Vorwurf zu bekräftigen. Luther starb (28. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

## §. 7.

Religienskrieg. Interim. Innere Streitigkeiten der Lutheraner.

Der ganze lang gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr. Bei Landgraf Philipps brausender Hitze und Churfürst Johann Friedrichs phlegmatischer Unentschlossenheit konnte keine Eintracht sein, jeder der protestantischen Fürsten sah immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache, und besonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer treuloser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bei Mühlberg (1547) entschied.

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik gesucht hatte, aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, daß er seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und man sah alle diejenige als Theilnehmer dieses Verbrechens an, welche aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens Dienste übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es nicht so ganz übel nehmen sollen, er war einmal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die projectirte Universität Jena zu Stande kommen sollte, so war eine solche Versetzung immer unangenehm, und es forderte immer den Enthusiasmus junger Lehrer, um die Sache in Gang zu bringen. Moritz erfuhr bald, was für

ein beschwerlicher Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sei. Trotz aller seiner Vorstellungen wurde sein Schwiegervater der arglistig gefangen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und da Carl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthigen, auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) einen dogmatischen Aufsatz publicieren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuchen gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten. Nichts traurigeres ist, als eine solche Convenienzreligion, wie wir durch dieses Augsburger Interim bekommen sollten. Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie man sich über einem streitigen Stück Landes vergleicht, als ob wir uns fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatholiken hätten bequemen können, weil der Kaiser, der damals des Pabstes Freund nicht war, den Glauben an einen römischen Papst uns erlassen wollte.

Man kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß sich der gute Magister Philipp verleiten ließ, den Hoftheologen zu machen, das Augsburger Interim in Leipzig in ein anderes Interim umzugießen, und seinem neuen Herrn zu lieb so viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrund der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Carl ließ die Protestanten empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden Heeres von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann stand, und die übrige dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so ungerechte Art aussetzte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünscht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen Schüler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Osiander, Westphal ihn schützen möchte.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren besonders im Artikel von den moralischen Kräften des Menschen nicht wenig verschieden von Luthern gedacht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms; den Schülern erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehedem der lebende, und wenn dabei die Gefahr noch so nahe ist, in alte längst verwünschte Irrthümer zurückgestürzt zu werden, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens suchte Melanchthons Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem sie behauptete, die aus dem Interim angenommenen Dinge seien ganz gleichgültig (adiaphora) und Luthers eifrige Anhänger, ohne bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben, ergriffen jede Gelegenheit, um sich von den verdächtigen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden.

Weil Ge. Major obschon unter vielen richtig-bestimmenden Einschränkungen den Satz äusserte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit seyen, so behauptete Nic. Amsdorf, sie seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und besonders der gelehrte Victorin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbsünde und seinen Einfluß auf die moralische Kräfte des Menschen glimpflich beschrieben, so behauptete Flacius, die Erbsünde sei die Substanz des Menschen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten sich Melanchthons Schüler den calvinschen Redarten, die Schüler Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart sondern von der Allenthalbenheit (ubiquitate) der menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart erhielt besonders in Schwaben unter dem Ansehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Osiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie alles zum unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander behauptete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten Ausdrücken die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil er nur alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfertigung bezog, so bezog ein anderer, Stancarius, alles auf die menschliche Natur Christi.

Noch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther gewagt hatte die Theologie vom Staube der tödtendsten polemischen Scholastik zu befreien, so fingen seine unmittelbare Schüler schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer vortrefflichen praktischen Abzweckung hinwegzudrehen, wieder Streitfrage auf Streitfrage zu häufen, und das schon zu der Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das Ungewitter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu sehen Luther so sehnlich wünschte.

## §. 8.

### Religionsfriede in Teutschland und Mariens kathol. Eifer in England.

Moritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er überfiel den podagrischen Carl mit einer Schnelligkeit, die alles Besinnen nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand (1552) den Passauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum Augsburger Religionsfrieden (1555), der ersten feierlichen Garantie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht auf den fatalen Synodaltermin gründete. Leider sieht man es aber wohl in manchen Puncten dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen nicht mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waffen in der Hand geschlossen worden war. Für die Sicherheit der Schweizerisch gesinnten war es gar nicht bestimmt genug: den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel versichert, welche den Fortgang der evangelischen Religion besonders unter den Großen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einigem Genusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigsten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht damals Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Carls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihre Brüder daselbst wüthe; fünfthalb Monate nach dem geschlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thomas Cranmer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie sie gewiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem Tode der unaufgeklärtfrommen Königin (1558).

## §. 9.

### Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kirche.

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen Provinzen von einander ab, daß sich fast gar nichts compendiarisch allgemein davon sagen läßt. Bischöfliches Regiment ist bei Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als gesucht worden. Eine völlige Gleichheit aller Geistlichen unter einander aufzustellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsische Reformatoren nicht gedacht. Wo die Landstände bei der Reformation mitwirkten, da haben sich meistens auch die Kirchengüter erhalten, die sonst fast in allen den Ländern, wo die Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, gewöhnlich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Fast alle Reformation in Teutschland war nur — vom Regenten erhörte allgemeine Bitte des Volks; der Regent hat also nicht dem Volk die Religion gegeben, sondern er hat sie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvorsichtige Freude über den gnädigen Schutz des Regenten manchen solche Ausdrücke abgelockt, die sich mit den Grundsätzen eines aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen lassen.

Nicht alle evangelische Kirchenordnungen stammen von der Obersächsischen ab, auch hier gab es einen Unterschied zwischen Melanchthonismus und Lutherthum, und das Interim, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in manchen Ländern vieles Ansehen behielt, vermehrte den Unterschied, der aber wie die Geschichte von Brandenburg am deutlichsten beweist, noch mannichfaltige Abwechslungen gelitten hat.

## §. 10.

### Ausartung der Schüler Melanchthons in sogenannte Krypto-Calvinisten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden (1560) erhielt endlich Melanchthon die längst gewünschte Ruhe im Tode, aber sein Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Unruhen. Auch seine Schüler schritten nun über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher der Lehrer noch schüchtern geblieben war, die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun erst recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder kleinen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schweizer endlich über die der strengern Lutheraner siegten, war kein Verlust für die letztere empfindlicher, als der Verlust der Churpfalz. Die Lutheraner schienen auf Reichstagen (1560) und bei andern öffentlichen Verhandlungen immer den Katholiken gleich bleiben zu können, so lange die drei weltliche Stimmen im Churcollegium protestantisch waren, und gegen die drei geistlichen Churfürsten bei seltener Theilnehmung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten konnten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft schienen Protestanten und Katholiken einander weniger tödtlich zu hassen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern selbst in Ansehung einiger der wichtigsten Lehren war, gab den erstern manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen, und da es schon zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die sogenannte

Zwinglianer sich erstrecke, wie viel weniger konnte er den eigentlichen Calvinisten gelten. Jo. Calvin hatte nehmlich schon lang in der Dogmatik der sogenannten Reform. Kirche die wichtigste Veränderungen gemacht, und ausser einer kleinen Umbildung der Zwinglischen Abendmahlslehre auch einen zweiten großen Streit über Prädestination und Gnadenwahl erregt, also auf Calvinisten schien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten sich zwar hierin noch nicht den Genfischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf diese letzte Erklärung ihrer ganzen Gesinnungen warten, und von beiden Seiten mischten sich politische Absichten ein, welche besonders aus dem individuellen Verhältnisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen Hauses entsprangen. Die seit Moritz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich-sächsischen Hauses gegen die Churlinie wurde unter Churf. August durch die Grumbachische Executionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstin Anna auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von seinem Leibarzt Peucer und andern ihn umgebenden politischen Theologen oder theologischen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden seyn.

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theologen durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen suchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, so trat zwischen dieselbe mit der Geschäftigkeit eines Unterhändlers der Tübingische Canzler Jakob Andreä, ein Mann von unermüdetem Eifer, der durch alle seine Privatverhältnisse zu einer strengen Behauptung der so genannten Schwäbischen Orthodoxie so gezwungen wurde, daß er zum grossen Schaden seines Ruhms bey der Nachwelt weniger gelinde seyn konnte, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt hätte.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

## §. 11.

### Letzte Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg herausgab (1571), beschleunigte den Ausbruch des lang gesammelten Hasses. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in den Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden sollte, und sacramentirische Gesinnungen so gar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dürften.

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte nie sollen mit Selnecker und Tilemann Heshusius zusammentreten, und die Wittebergische Theologen würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem Eifer den aufgeklärten Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churf. August von Sachsen, von dessen Entscheidung alles abhieng, fand sich in einem Gedränge, aus welchem sich selten ein frommer Fürst, bey genommener Theilnehmung an theologischen Streitigkeiten, glücklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samosatener, Arianer, und von andern protestantischen Höfen liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle. Umsonst hielt man Convente, umsonst versuchte man Vereinigungsschriften, die Wachsamkeit der Niedersächsischen Theologen ließ sich nicht durch Zweydeutigkeiten täuschen, und die Cursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu versichert, daß sie auch die auf dem Landtag zu Torgau (1574) abgefaßte Artikel nicht unterschreiben wollte.

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benutzte. Nun kamen die Aufsätze des Tübingischen Canzlers, Jakob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen Schrift nach Sachsen schickte, nur konnte man es unmöglich einem Manne überlassen, bey einer so großen Menge verschiedener Meynungen unter den Protestanten die feinste Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach seinem Gutdünken auszudrücken.

Bey wenigen Friedensschlüssen mag die Negociation so weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüchtig, die Kunst für alle alles zu werden, so mannigfaltig gewesen seyn, als bei Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wodurch die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche bisher ungewisse Gränzen gegen die Reformirte festgesetzt werden sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theologen im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten (1577), um einen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsatz, der unterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen herumgeschickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so siegte doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von den übrigen machte sich nur Chemnitz so wichtig, daß seine Meynung in einigen Artikeln beybehalten wurde. Wie nun zuletzt die Schrift bis zum Einsammlen der Unterschriften fertig war, ach so war es leider gar nicht Vereinigungsformel.

## §. 12.

### Würkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirte, welche sich bisher von vielen Lutheranern als Halbbrüder betrachtet sahen, konnten bei Aufstellung eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch welches sie von allem, was ächtlutherisch sein sollte, so merklich ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in der neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht, sollten seine Schüler über den Undank nicht trauren, den dieser große Mann, noch eh er zwanzig Jahre lang todt war, von eifersüchtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche Gemeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie übergetreten seyn, wenn man nicht alle Melanchthonische Neutralität zum Verbrechen gemacht hätte. Politische Eifersucht der protestantischen Höfe unter einander gab vielleicht den Theologen in andern Ländern die nächste Veranlassung, sich dafür zu rächen, daß bey der letzten Revision ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung selbst ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutschland am besten. In Dänemark wurde dieses neue symbolische Buch als verbotenes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königin Elisabeth in England davon wissen, so wenig sie auch sonst die Genfische Partie liebte.

Der Historiker bekümmert sich nicht um die Richtigkeit der in diesem Buch feinbestimmten Sätze, aber die Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entstehung allzugenaubestimmender Symbole der Zustand einer jeden Kirche immer höchsttraurig ist. Die Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erscheinung des freymüthigern Kalixtus — welche dürre unfruchtbare Wüste ist sie nicht? und wie viel hat es nicht der so genannten reformirten Kirche genützt, daß sie erst ungefähr vierzig Jahre später zu einer gleich gesetzmäßigen Bestimmung gewisser dogmatischer Hauptpuncte kam. Die nachfolgende Geschichte derselben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geschichte der Lutherischen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben.

---

# Johann Baptist von Spix,

am 9. Februar 1781 zu Höchstädt an der Aisch geboren, studirte zu Bamberg und Würzburg erst Theologie, dann Medicin, und machte im Auftrage der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr ward er Adjunct an der Akademie, 1811 Conservator des zoologischen Museums und 1813 wirkliches Mitglied der Akademie. Vom Jahre 1817—20 bereiste er mit dem Doctor von Martius Brasilien; er hat die Titel eines Doctors der Philosophie und Ritters des königlich baierschen Civilverdienstordens.

Er gab heraus:

Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie. Nürnberg, 1811.

Brasilien in seiner Entwicklung seit der Entstehung bis auf unsere Zeit. München, 1822.

Mit R. P. F. von Martius: Reise in Brasilien. München, 1823—1828. 2 Thle.

S. erhöht seine Verdienste um Länder- und Naturkunde noch ganz besonders dadurch, daß er alle vorzutragenden Gegenstände mit großer Eleganz und An-

muth zu behandeln versteht, und so seinen sämmtlichen Leistungen nicht blos einen wissenschaftlichen, sondern auch ausgezeichnet künstlerischen Reiz zu verleihen weiß.

## Johann Spreng,

1525 zu Augsburg geboren, lebte als Magister der Philosophie und kaiserlicher geschworner Notarius zu Augsburg, woselbst er im Jahre 1601 starb.

Seine Schriften sind:

Homer's Ilias, in Reimen übersetzt. Augsburg, 1610 und 1630.

Virgils Aeneis. Augsburg, 1610.

Ovids Verwandlungen. Augsburg, 1571.

S. war einer der ersten deutschen Uebersetzer, und deshalb nicht unverdienstlich, doch behandelte er die Originale mit nicht geringerer Freiheit als die Form, die er ihnen im Deutschen gab, und welche nur aus gereimten Knittelversen besteht, wie sie von den Meistersingern bei epischen Darstellungen überhaupt gebraucht wurden.

## Johann Jakob Spreng,

am 31. December 1699 zu Basel geboren, lebte zuerst als Prediger zu Ludweiler im Nassauischen, dann seit 1743 als Magister der Philosophie und Professor der griechischen Sprache, der deutschen Poesie und Beredsamkeit zu Basel, wo er am 24. Mai 1768 starb. Von ihm erschien:

Geistliche und weltliche Gedichte. Zürich, 1749.

Uebersetzung der Psalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, 1766.

Ein fleißiger aber nicht eben talentvoller Mann, der sich der Bodmer'schen Partei anschloß und am glücklichsten in religiösen Liedern war.

## Kurt Sprengel,

ward am 31. August 1766 zu Boldekow in Pommern geboren, von seinem Vater, einem Prediger, erzogen, wirkte, ohne alle eigentliche Schulbildung, in mehrern Häusern als Hofmeister, und ging 1785 nach Halle, um Theologie zu studiren. Doch vertauschte er dies Studium bald mit dem der Medicin und wurde Doctor erst der Philosophie, dann in seiner Facultät. 1789 erhielt er eine außerordentliche, 1795 eine ordentliche Professur und 1797 eine ordentliche Professur der Botanik mit dem Titel eines preußischen Medicinalraths. Er starb im Jahre 1833. Der preußische Adlerorden und der schwedische Nordsternorden waren die Zeichen fürstlicher Gunst, die ihm zu Theil geworden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Halle, 1792—99. 4 Thle.; 3. Ausg. Halle, 1821—28. 5 Thle.

Anleitung zur Kenntniß der Gewächse in Briefen. Halle, 1802—4. 3 Sammlungen.

Geschichte der Chirurgie. Halle, 1805; 1. Theil. Zweiter, von Wilhelm S., dem Sohn. Halle, 1819.

Geschichte der Botanik. Altenburg und Leipzig, 1817—18. 2 Thle.

Eine überaus sorgsame und edle Behandlung des Stoffes in der Darstellung verlieh seinen Leistungen neben ihrem hohen wissenschaftlichen auch noch einen wahrhaft ästhetischen Werth und erhob namentlich seine treffliche Geschichte der Heilkunde zu einem classischen Werke, welches fast in alle europäischen Sprachen übertragen wurde.

## Matthias Christian Sprengel,

am 24. August 1746 zu Rostock geboren, studirte zu Göttingen, wo er sich unter Schlözers Einfluß zum Historiker bildete und 1778 außerordentlicher Professor ward. 1779 folgte er dem Rufe nach Halle, wo er als Doctor der Philosophie, ordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar wirkte und am 7. Januar 1803 starb.

Er veröffentlichte:

Geschichte der Europäer in Nordamerika. Halle, 1782. 1. Thl.

Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle, 1783; 2. Aufl. 1792.

Geschichte von Großbritannien und Irland. Halle, 1783.

Geschichte der Maratten. Halle, 1785.

Geschichte der indischen Staatsveränderungen von 1756—83. Leipzig, 1788. 2 Thle.

Mit J. R. Forster:

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Thle.

Mit G. Forster:

Neue Beiträge. Leipzig, 1790—93. 13 Thle.

Auswahl der besten ausländischen statistischen und geographischen Nachrichten. Halle, 1794 bis 1800. 14 Thle.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. Weimar, 1800—2. 7 Thle.

Einer der besten Schüler Schlözers, suchte S. in Allem seinem großen Lehrer nachzuahmen und zeichnete sich durch gründlichen Fleiß, Scharfsinn und reiche Kenntnisse sehr vortheilhaft aus; leider blieben seine gediegensten Leistungen unvollendet.

## Paul von Spretten (Speratus),

am 13. December 1484 in Schwaben geboren, suchte in Paris und Italien seine Ausbildung, gesellte sich aber nach seiner Heimkehr zu Luthers treuesten Freunden und Vertheidigern der Reformation, deren eifriger Apostel er für Preußen wurde, nachdem er aus der Gefangenschaft des Bischofs von Ollmütz war entlassen worden. Er lebte als Doctor der Theologie, herzoglich preußischer Hofprediger und Bischof zu Liebrauhl im pomesarischen Kreise, und starb am 17. September 1554.

Fünf geistliche Lieder werden auf ihn zurückgeführt,

(S. die dritte Ausgabe von Luthers geistlichen Liedern, Wittenberg, 1525, in der sie enthalten sind),

die sich durch echte Frömmigkeit und Kraft auszeichnen.

---

## Anton Matthias Sprickmann

ward am 1. September 1749 zu Münster geboren, lebte zuerst seit 1774 als kurcölnischer Regierungsrath, seit 1779 auch als Professor der Rechte zu Münster. 1791 ward er daselbst zum Hofrath und Lehnscommissär ernannt, und trat 1803 als Regierungsrath in den Oberappellationssenat, 1811 ins Tribunal. 1814 wurde er als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, und lebte endlich seit 1817 als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte, wie auch Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe zu Berlin, woselbst er 1827 starb.

Von ihm erschien im Druck:

Die natürliche Tochter, Lustspiel. Münster, 1774.

Der Tempel der Dankbarkeit. Leipzig, 1775. (Vorspiel.)

Eulalia, Trauerspiel. Leipzig, 1777.

Der Schmuck, Lustspiel. Münster, 1780.

Der Dialog zur Operette: Die Wilddiebe (von W. Rühle). Münster, 1774.

Maurerische Reden. Lingen, 5791.

Gedichte in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

S. schloß sich in seiner Jugend dem Göttinger Dichterbunde an und zeichnete sich in höherem Alter als einer der vorzüglichsten Lehrer des deutschen Staatsrechtes aus. Als Dichter suchte er vorzüglich im bürgerlichen Drama Lessing nachzuahmen, und es gelang ihm besonders in seinem Trauerspiele Eulalia, das früher gern und oft auf der Bühne gesehen wurde, seinem Vorbilde sehr nahe zu kommen. Den Beweis möge folgendes Bruchstück liefern.

---

### Aus Sprickmann's Eulalia.

#### Vierter Aufzug.

Scene: Ein Saal im Schlosse in der Stadt.

#### Erster Auftritt.

Herzog, Marquis (ankommend.)

Marquis. Willkommen hier, gnädiger Herr, auf der Wahlstätte, wo Sie siegen sollen!

Herzog. Das Siegslied singen Sie mir nun schon so lange; aber —

Marquis. Haben Sie mir nicht den ganzen Angriff überlassen; und wenn ich Ihnen denn nun mit meinem Kopfe dafür stehe?

Herzog. Nein, auch das nicht; wenn man ein bischen Prahlens gewohnt ist, und dann selbst doch nicht einsieht, wie das kommen müßte, so beruhigt auch das nicht.

Marquis. Aber warum sollten Sie's selbst nicht einsehen? Hab' ich Ihnen nicht meinen Plan vorgelegt, und meine Waffen? die nun schnell wie der Blitz alle nach einander, sie muß, sie soll nicht zu Athem kommen! (sieht nach der Uhr) — 8 Uhr! wie gesagt, mit meinem Kopfe, wenn Sie nicht um Mitternacht da stehen, berauscht in aller Wonne der Liebe, und im schwindelnden Mistrauen auf Ihr eigenes Gefühl, und doch in der innigsten trunkensten Gewißheit; aber nun, denk' ich, ziehen Sie sich zurück; man weiß unsre Ankunft, und man wird Sie bestürmen.

Herzog. Gerne, gerne, es ist mir ohnehin, als ob alle Welt auf mir läge! mein Herz pocht, pocht —

Marquis. O der kleine ungestüme Zager pocht gleich ängstlich beim Uebermaße des Glücks, wie des Unglücks! — Aber noch eins! So platonisch, wie Sie der Gräfin begegnet sind, könnte sie leicht d'rauf fallen, ein ausdrückliches Zeugniß von Ihnen hören zu wollen, wenn ich ihr nun sagen werde, daß es doch so gar geistig nicht gemeint war; und doch — sich sehen zu lassen — Sie sagten ja selbst, daß Sie das nicht dürfen. Ein Brief, denk' ich, gehen Sie, gnädiger Herr! schaffen Sie sich die Bilder all des Glücks in ihren Armen zur Anschauung, und dann das warme entgegenglühende Herz aufs Papier hin!

Herzog. Auch das!

Marquis. Und noch das wichtigste! wenn der erste Angriff fehlschlägt — der zweite heißt Wahl zwischen Ergebung oder Tod! und daß sie auch da Ernst sehe, ein Todesurtheil wider den Grafen!

Herzog. Was?

Marquis. Nur zum Schein, versteht sich!

Herzog. Ha, spielen mit Todesurtheilen?

Marquis. Spielen? ja, das eigentliche Wort, gespielt ist gespielt, und wenn kein ander Mittel ist —

Herzog. Und wenn denn auch dieses fehlschlägt?

Marquis. Gewiß nicht.

Herzog. Aber wenn nun? so werd' ich auch wohl — nur zum Schein — vollziehen sollen? Denn nicht wahr, auch das wäre gespielt? ob mit Würfeln oder Schwerdtern — Kleinigkeit!

Marquis. Gnädiger Herr! Sie versprachen mir so unumschränkt —

Herzog. Bei Gott! wenn ich Ihnen das versprach, Blut — Blut des Unschuldigen —

Marquis. Will ich denn Blut? Setzen Sie den Fall möglich, den ich unmöglich glaube, nicht glaube, weiß, weiß wie das Wissen meines Daseins — daß das fehlschlagen könnte, ist nicht Gnade und Vollziehung, beides in ihren eigenen Händen? Noch mehr, wenn ich mit einem Wörtchen Sie dann reize, so steh' mein Leben für das Leben des Grafen!

Herzog. Ich will's überdenken! ach Marquis, wenn Sie auch Wort halten mit all dem Prahlen von Siege, wie's dem guten menschenfreundlichen Feldherrn sein muß, wenn er durch Blut watet zum theuer erkauften Lorbeer, das fühl ich alles, alles zum Voraus! (ab.)

#### Zweiter Auftritt.

Marquis (allein.)

Und wie's ihm sein muß, wenn er den Feind, den Gefürchteten, den Stolzen, da entwaffnet in der Mitte hat, sein spotten kann, und dann in die Trompete stoßen zur Vertilgung, ha, da fühl' ich so sanft, so selig! Aber zur That! Ueberdenken muß ich doch noch ein Mal den schönen herrlichen Plan! o ich weide mich daran so satt, und doch nie gesättiget! Da steht meine erste Schanze, so eine große, drohende! — Eifersucht! ob das liebe kleine Herzchen auch für dich wohl Raum hat? Schwerlich; ist's doch so voll, so voll Liebe! — Nun aber dann die zweite: Wahl zwischen Ergebung oder Tod; das muß wirken und durchsetzen, gewiß, gewiß! — Doch wenn auch die schon erstiegen; sieh guter Herzog, das weißt du selbst noch nicht: gespielt ist gespielt; aber das Spiel kann Ernst werden; und bring' ich es nicht dahin, daß du es selbst so umkehrst, — ha ich müßte dich nicht kennen!

#### Dritter Auftritt.

Gräfin, Marquis.

Gräfin (äußerst niedergeschlagen.) Der Herzog ist zurück, lieber Marquis?

Marquis. Ja, liebe Gräfin! will und kann aber niemand sprechen.

Gräfin. So Marquis! Lassen Sie uns Freunde sein! o ich hab' Ihnen vieles abzubitten, wenn Sie ein rechtschaffener Mann sind!

Marquis. Das dacht' ich immer, daß die Zeit kommen müßte, wo Sie einsehen würden, mich verkannt zu haben. Aber, Gräfin, das ist meine Art so, ich überlasse das der Zeit, was andre so lange von sich selbst ausposaunen, bis man anfängt ihnen zu glauben. Doch das läßt sich ja alles noch einbringen, liebe Gräfin, wenn Sie mich würdigen wollten, Ihr Freund, Ihr Rathgeber zu sein! Ihre Lage ist kritisch, und Sie brauchen beides. Der Herzog muß durch alles, was seinem Herzen werth ist, zugleich bestürmt werden, oder sein Zorn, fürcht' ich —

Gräfin. Ich höre immer von seinem Zorne, und die Beweise davon sind so schrecklich; aber warum? was hat der Graf verschuldet?

Marquis. Verschuldet? Hochverrath!

Gräfin. Gott, und alle Heiligen!

Marquis. Und das wäre Ihnen noch ein Geheimniß?

Gräfin. Wie soll' es nicht?

Marquis. Die Geschäfte bei dem Vater der Herzogin waren abgemacht, und der Herzog schickte dem Grafen geheime Ordre, unverzüglich in Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit nach Wien zu reisen —

Gräfin. Geheime Ordre?

Marquis. Um die nur ich wußte.

Gräfin. Nach Wien? unverzüglich?

Marquis. Und er verachtet sie, und kommt zurück.

Gräfin. Unverzüglich? geheim? und mir, auch mir kein Wort davon? Ha, ich sehe, ich sehe! Schrecklich! schreckliches Licht, wie das bischen vom Blitz in der Sturmnacht! — Ha, wenn das wäre, was ich ihm nicht glauben wollte? Das doch — doch so wäre! Unverzüglich, Marquis? daß schon der Umweg von den Paar Meilen hieher, der kleine Flug der Liebe zu seinem armen Weibe, die kleine Stunde eines so langen, langen Abschiedes Hochverrath wäre?

Marquis. Wenn sie diese Angelegenheiten kennten —

Gräfin. O bewahre mich Gott, und alle Engel des Himmels davor! ich möchte schon — möchte schon jetzt, da ich sie nur zu errathen fürchte —

Marquis. Aber freilich, wenn's blos das wäre; aber das entsetzlichste —

Gräfin. Nein, nein, das entsetzlichste wäre das?

Marquis. Urtheilen Sie selbst; die Abreise, die Trennung der Herzogin —

Gräfin. Trennung?

Marquis. Was Sie bald hören werden, förmliche völlige Trennung!

Gräfin. Immer entsetzlicher!

Marquis. — ist sein Werk!

Gräfin. Lüge, Lüge! Gut, Marquis, daß ich Sie da ertappe, so kann doch auch das andere noch erlogen sein! Sein Werk? — Ha schändlich! Sagten Sie das meinige, so hätt' es Schein; Unbesonnenheit, unvorsichtige Theilnehmung, verführerische Schwärmerei, als wenn der Herzog zu bessern wäre, und durch mich — so was könnt' ich mir vorwerfen, wie ich das nun auch schon fast wie meiner Sünden sündlichste bereue, und doch war's, hoff' ich, von ihrer Seite undankbarer als von der meinigen unbesonnen. Aber Er!

Marquis. Und wenn ich nun hinzufüge, als den Grund von alle dem ein langes geheimes Verständniß des Grafen —

Gräfin. Des Grafen?

Marquis. Mit der Herzogin.

Gräfin. Teufel du!

Marquis. Ich verzeih' Ihnen das; mit dem Bewußtsein all Ihrer Liebe für den Unwürdigen, und all seiner Verstellung, können Sie sich das nicht denken; es sollte sich auch nicht denken lassen: so über alles, was das Glück einem Sterblichen geben kann, in Ihren Armen glücklich, und dann doch —

Gräfin. Ha, mir graut hier! — so allein — allein hier mit — mit — ja der bist du, den ich dich nannte, aller verworfenen Geister verworfenster! Von mir — von mir!

Marquis. Aber doch immer, dächt' ich, der Mühe werth, mich auszuhören; ich verspreche Beweise.

Gräfin. Beweise?

Marquis. Unwidersprechliche! — Sehen Sie hier! Eigenhändige!

Gräfin. Von Brünov? her! (Sie liest.)

Marquis. An die Herzogin: sie war aber schon abgereist.

Gräfin. Gott!

Marquis. Nun? kein Verständniß? keine Vorbereitung dieser Trennung? kein Trotz?

Gräfin. — aber nein, nein: oder man muß es mit euren Augen lesen.

Marquis. Es wird sich zeigen. Die Räthe sind beim Herzog versammelt.. ich fürchte zum Urtheil über ihn.. — ich fürchte!

Gräfin. Ha, ihr Sklaven! ja wenn er dem Herzog im Wege ist, wer von Euch, wer von Euch allen läßt sich nicht den Spiegel schieben, wie der Herzog will, zusehen, was Er will, und beträf's sein eigenes Weib und Kind? Aber wo sind sie? wo sind sie? Ich will hineintreten zu ihnen, will — will's ihnen sagen, daß sie's tief in der Seele fühlen sollen, noch im öffentlichen Gerichte Gottes, wo's auch über sie gehen wird, daß sie feile Augen und Hände haben, zu verdammen, und zu tödten! Der Graf — und mir das? das sagen Sie mir? Geh'n Sie, peinigen Sie ihm, wenn Sie können, Geständniß und Schwur darüber ab, Schwur in meinem Angesicht, und ich will eher glauben, daß er Gott —

Marquis. Mäßigen Sie sich, fassen Sie sich, Liebe!

Gräfin. Ha, wer sagt das?

Marquis. Sie haben all Ihre Standhaftigkeit nöthig.

Gräfin. Nicht so, nicht die! aber Wuth, und ich danke dir, Gott im Himmel, du hast mir reichlich gegeben!

Marquis. Wenn Sie nur nicht so bald hätten vergessen wollen, daß wir Freunde sein wollten!

Gräfin. So recht! zur Sünde verführt, und dann vorgeworfen, du bist der! du bist der!

Marquis. Und doch soll mich auch das nicht abhalten. Sehen Sie, so ganz leise ins Ohr will ich Ihnen gestehen, ich glaube von dem allen auch nichts: seh' es auch im Briefe nicht; aber jene — nun Herren seines Lebens, werden es finden, wie Sie sagen, wenn der Herzog will, und er wird, er wird wollen!

Gräfin. Marquis!

Marquis. Bin ich nicht der Vertraute seines Herzens?

Gräfin. Abscheulicher!

Marquis. Und so wissen Sie es denn! ja so — Sie nannten es bei'm rechten Worte: im Wege, im Wege, ist er ihm; der Herzog —

Gräfin. Schweigen Sie! schweigen Sie!

Marquis. Er liebet Sie, betet sie an, will, will Sie besitzen!

Gräfin. Will? Will? Ha, er komme! er komme mit seinem Wollen! aber Kerl! du lügst! du lügst!

Marquis. Auch davon Beweise! (ab.)

## Vierter Auftritt.

Gräfin (allein.)

Beweise? ach! und braucht's noch bewiesen zu werden? alle Welt sieht es, sah es! die Herzogin, mein Vater, der Graf, alle, nur ich nicht! taumelte blind daher, als wollt' ich nicht! — als wollt' ich nicht! und sie sahen auch das, glaubten, mußten glauben! — o der Triumphirenden, die der Warnenden nicht hörte, nicht aufgeben wollte, was Menschenkenner unmöglich nannten! Aber auch was aufgeben? Hab' ich mich verirrt, welcher Engel würde sich schämen, sich so verirrt zu haben? und noch jetzt zweifle ich! Er war so gerührt! Dies Aufleben all seiner Tugend! Dies volle überströmende Gefühl der Schaam, der Reue! ach! wenn ich dürfte hoffen, das hoffen! — Ha er kommt! Gott über Himmel und Erde! — (in ängstlicher Erwartung.)

## Fünfter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin! (giebt ihr einen Brief vom Herzog.)

Gräfin (liest, zittert, verstummt, in Betäubung: faßt sich, wirft ihm den Brief zu den Füßen: wild umher: — in Verzweiflung in den Lehnstuhl.)

Marquis. Armes Weib! Und ich muß Ihnen noch mehr sagen; das Todesurtheil ist unterzeichnet. Sehen Sie — (überreicht's ihr.)

Gräfin (keine Antwort .. wehrt ihn mit der Hand von sich, fällt zurück in den Lehnstuhl, läßt die Hände von beiden Seiten wie bei kommender Ohnmacht sinken: eine kleine Pause: dann schlägt sie beide Hände über dem Kopfe zusammen mit innigster Kraft:) Gott! Gott! (springt auf) Todt?

Marquis. Gräfin, Eine Stunde Bedenkzeit! ich werde sie hier im Vorzimmer abwarten. (ab.)

## Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Todt, todt, todt? — sollst bluten, schöner Lieblicher! verspritzen all das warme liebekochende Blut! sollst da liegen, dich krümmen um's Schwerdt, und röcheln des letzten Röchelns, daß ich zur Frau dir ward! Ha nun! Ha nun! Du armer Glücklicher in deinem Weibe! mußt — mußt! sie spricht's aus,

ohne Gnade! — ohne Gnade! — Ha! wie sie da zu ihm hereindringen, die Frohlockenden im Hohn der Hölle! — hast ein schönes Weib, ein gar schönes, wie Lilien und Rosen! Hast dir's wohl recht wohl sein lassen, zu saugen ihr an Blick und Lippe! aber sieh! das Ding gefällt andern auch! mußt daran! bete für deine Sünden! — (sie kniet.) Ach Gott! — hier! hier! (reißt den Busenschleier weg, liegt da, und rutscht auf den Knieen, als wenn sie jemanden beschützen wollte) hier! Erst hier, Mörder, wenn ihr Menschen seid, aus Barmherzigkeit, und wenn ihr Teufel seid, ihr tödtet ihn so zwiefach! Ha! — Ha! ohne Gnade! Die Schwerdter all! — Jesus Christus! — durchs Herz! — (fällt zurück an den Lehnstuhl.)

## Siebenter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin, Gräfin! was machen Sie?

Gräfin. Fort? schon fort? (Marquis bringt sie in den Lehnstuhl.) Ha Sie, d'Anvriers! wo ist Er, wo ließen sie ihn? ich muß nach! ich muß! ich muß! das wißt ihr nicht, wie das so ist, das Sterben ohn' einander, und sterben soll er doch?

Marquis. Er kann ja leben, Gräfin, wenn Sie wollen!

Gräfin. Lügner! sie haben ihn ja ermordet!

Marquis. Fassen Sie sich doch! Sie können ja entscheiden! Denken Sie das! Sie, Sie sprechen es aus über Tod und Leben!

Gräfin. Wo ist er, wo ist er?

Marquis. Im Gefängniß!

Gräfin. Gewiß? Gewiß?

Marquis. Sie haben noch eine Stunde zu entscheiden!

Gräfin. So war's wohl nicht so, ich glaubte — eine Stunde? recht, so sagten Sie, so stand's ja auch auf dem Papiere, also ich entscheid' es!

Marquis. Ein Wort, und Sie retten ihn!

Gräfin. Retten? ja ja! wie Rynsolt und Lucia! Franzose! höre, hast du wohl deutsche Bücher gelesen? — Doch das gewiß nicht! wärst gewiß so ein Satan nicht, wenn du gelesen hättest, wo das steht mit Rynsolt und Lucia! thut aber nichts: ich kann's dir mit zwei Worten sagen: Rynsolt war der Herzog, Lucia ich, und Danvelt Brünov, und das arme Weib that's, wollt' ihn retten, und als es vorüber war, war's doch zu spät! man hatte den Armen ihr das Liedlein röcheln lassen zum Feste, daß sein Geist hinschweben konnte, und zusehn dem lieben Spektakel. So werdet ihr's auch wohl im Sinne haben?

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Daß ich auch so albern fragte! geh' nur, geh' nur! — geh'! (Marquis tritt zurück.) Rynsolt und Lucia! — o du Allgütiger, ein Wink deiner Gnade, daß dein schwaches Geschöpf nicht falle! ich fühl' es, ich fühl' es! fühle Kraft und Muth, das zu denken, zu wählen! Dank dir, ewiger flammender Dank! es hat seine Schrecknisse verloren, das Bild des Sterbenden! Dort oben bei dir ist Versammlung aller liebenden Gerechten in deinem Schooße, von Ewigkeit zu Ewigkeit! und was ist da Tod? Der Schritt in's bessere Brautbett! und er gehe voran! ich will ihm nachblicken, nachschmachten, und harren dem kommenden Brautengel. Gott! diese himmlische süße Ruh! diese Stärke — ! — Marquis! (er kommt näher.) Sehen Sie, ich brauche der hohen Gnade einer ganzen Stunde nicht! Gehen Sie, sagen Sie dem Herzog, der Entschluß ist gefaßt!

Marquis. Und heißt? —

Gräfin. Sterben!

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Ja, Sie mögen wohl erstaunen: das wissen Sie nicht, mögen es wohl nie gefühlt haben, oder erinnern sich's doch nicht mehr aus den frühen Tagen Ihrer Unschuld, wie's Gott einem giebt, wenn er Stärkung vom Himmel schickt im Entschluß zur Pflicht! — er sterbe!

Marquis. Aber bedenken Sie auch, bedenken Sie —

Gräfin. Verführer!

Marquis. Nicht das blos, daß Er fällt! aber Sie, Gräfin, Sie selbst —

Gräfin. Allein!

Marquis. In der Gewalt —

Gräfin. Ha schrecklich!

Marquis. Werden Sie am Ende doch nicht müssen?

Gräfin. Müssen? Du Undankbarer gegen Gott! Ein Mensch müssen, weil ein Mensch will? Und Gott gab dir — doch es ist wahr, nicht dir, nicht Seelen wie du bist! Zurück, zurück! ich muß das überdenken! (Marquis tritt zurück) Gott gab — (feierlich langsam, nachsinnend) dem leidenden Edlen — darf ich's nennen? Freiheit! Freiheit! eine Hand wider sich selbst, zu können, und Muth zu wollen, warum denn nicht auch Recht zu dürfen? zu dürfen, gegen Gewalt, die ihn zwingen will zu dem, was er nicht darf? und das werden sie? — sie werden machen wollen aus mir, was nicht sein darf! — also! — ich kann, ich will, ich darf! O immer süßer von oben! immer heller, wo alles Finsterniß war! Sterben zu dürfen, auch sterben! Bluten für ihn, wie er für mich (wieder nachsinnend) Und wenn für ihn, warum — warum nicht mit ihm? — mit dir, mit dir! So Arm im Arm! Herz an Herz, Lippe an Lippe, und so hinauf in's bessere Brautbett! — (setzt sich.) Ich weiß nicht: ich möchte weinen: ist's nicht Traum, oder wieder Gesichte? Mit dir, für dich! Einziger! und — und — nein: nun darf ich mir vollends nicht mehr trauen! Ist's eine Möglichkeit! Heller, glänzender Gedanke! o wenn du werden könntest! Für ihn! — und ohne ihn! Tod zur Rettung seiner! — —Und doch warum nicht? was soll den Harten der Tod des Grafen, wenn ich nicht bin? Herrlich, herrlich! o ich muß in's Einsame, beten da im Angesicht deiner Sterne, für all den Trost, Unendlicher! — Marquis! alles ist nun gut! gut, wie ich's wollte! wie Ihr's wolltet! Nur noch eine Weile, so mag der Herzog kommen.

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Nicht wahr? das ist herrlich? pfui, daß ich das denken könnt, ihn sterben zu lassen, den Besten, Einzigen!

Marquis. Das konnten Sie nicht: ich wußte das zum Voraus.

Gräfin. Gehen Sie, sagen Sie's dem Herzog, daß ich will!

Marquis. Und wann?

Gräfin. Wenn's nun einmal so ist, die erste Stunde die beste! Nur ein Paar Augenblicke! denn sehen Sie! fertig bin ich zwar mit mir, aber da ist denn doch noch so allerhand! ich muß mich noch erst recht fassen.

Marquis. Er wird vor Freude außer sich sein!

Gräfin. Gewiß! aber, Marquis! noch eins: sprechen muß ich doch den Grafen erst noch.

Marquis. Den Grafen?

Gräfin. Nur einen kleinen Augenblick im Gefängniß!

Marquis. Ich weiß nicht —

Gräfin. Er könnte mich umholen, meinen Sie? nein, nein: hab' ich je falsch geschworen, nur gelogen? Und sehen Sie, die Hand auf die Brust, ich schwör's bei Gott! nur eine Stunde, so soll der Herzog mit mir schalten und walten, wie er will oder kann!

Marquis. Wenn's möglich ist, was dürfen sie jetzt nicht fodern? Er wird's kaum glauben; — und wollten Sie nicht, Gräfin — sehen Sie, — hier nur eine kleine Zeile unter den Brief.

Gräfin. O ja, o ja! kaum kann ich: (sie schreibt etwas unter den Brief des Herzogs.) Nun: ich erwarte Sie bald, recht bald. (ab.)

## Achter Auftritt.

Marquis (allein.)

Ha ha ha! was das für ein Gesperre war! (liest, was sie geschrieben.) „Nur eine Stunde mich völlig zu fassen, nur die Erlaubniß, den Grafen noch einmal zu sehen, und es werde mit mir, was Sie wollen oder können. Eulalia." — Das soll nicht umsonst geschrieben sein. An's Leben kann ich dir also nicht, Verhaßter! aber ich will dir's vergiften! Ihre eigene Hand! das muß wirken, denk' ich!

## Neunter Auftritt.

Marquisin, Marquis.

Marquis. Wie? Sie hier, Madam?

Marquisin. Ja!

Marquis. Und wie? Sie dürfen —

Marquisin. Alles.

Marquis. Und der Officier, dem Sie übergeben sind? —

Marquisin. Närrchen, sind die nicht alle meine Kreaturen?

Marquis. In der That, Madam, Sie thäten besser —

Marquisin. In dem Kämmerchen zu bleiben, wo Ihr mich einsperren möchtet? Ja, sehen Sie, das thät' ich nun recht gerne; aber — aber im Vertrauen, Marquis! ich habe so große, große Projekte im Kopf, und da ist mir das Kämmerchen so klein. Mit dem inneren Auge auf Pläne, Pläne von Ausdehnung von der Erde bis zu den Sternen, vom Himmel bis zur Hölle, und wenn denn das äußere Auge auch ein Mal wieder sehen will, dann so auf die engen vier Mauern eingeschränkt zu sein, das läßt sich nicht aushalten; frei, frei um sich blicken zu können, ist für die Seele halbe Arbeit.

Marquis (für sich.) Wenn ich sie dazu gebrauchte, den

Brief in die Hände des Grafen zu bringen? Aus ihrer Hand kann er ihm nicht verdächtig sein!

Marquisin. Und dann laßt Ihr einen da so ganz allein: man sieht und hört nichts; und ich liebe das Neue so, besonders wenn's so meine Freunde betrifft.

Marquis. Ihre Freunde?

Marquisin. Kein Mißverständniß! das geht nicht auf Sie, auch auf den Herzog nicht; aber ich habe noch einen Freund, den ihr in euren Hurenkommerz verwickelt habt! wiss't's, wiss't's, Graf Brünov ist mein Freund, und da sollt Ihr noch erst Wunder sehen!

Marquis. Nun: von dem Freunde kann ich Ihnen tröstliche Nachrichten sagen; er nahet sich seiner Befreiung!

Marquisin. Das heißt?

Marquis. In einer halben Stunde ist die Gräfin in den Armen des Herzogs.

Marquisin. Nimmermehr!

Marquis. Da sehen Sie's! Lesen Sie! (giebt ihr den Brief.)

Marquisin. Ha bravo! (eilt damit ab.)

Marquis. Madam, was wollen Sie? — Hören Sie, hören Sie! (ihr nach.)

---

## Fünfter Aufzug.

Scene: das Vorzimmer des Gefängnisses: im Hintergrund das Gefängniß selbst, mit Gegitter! Die ganze Bühne ist dunkel, nur ein düsterbrennendes Licht im Gefängniß auf dem Tisch: der Graf in Ketten, stumm, in Betäubung; nach einer kleinen Weile hört man ein starkes Gerassel mit großen Kerkerschlüsseln; dann tritt die Marquisin herein.

### Erster Auftritt.

Graf, Marquisin.

Marquisin. Hier? hier? entsetzlich; (sie reißt das Gegitter auf, sieht den Grafen eine Weile an) — Graf!

Graf. Ha Sie? — Sie hätten mich nicht stören sollen!

Marquisin. Es mögen reizende Bilder sein, die ich verjagte! — Hier, hier! ja hier muß es sich herrlich phantasiren lassen! so ein wahrer Todtenkeller, und dann das hohe feierliche Kettengerassel!

Graf. Herrlich, herrlich!

Marquisin. Aber ich sollte ja doch Ihre Freundin sein?

Graf. Recht; aber, gutes Weib! das muß weit, weit von hier sein!

Marquisin. Nun, und wenn ich Ihnen das nun anzukündigen hätte, daß das sein kann, bald, bald!

Graf. Was?

Marquisin. Noch vor Mitternacht!

Graf. Was?

Marquisin. Ja, freue dich, freue dich! Gleich zum Lohn des ersten Genusses! sobald deine Frau eingeweiht ist in meinem Bette, zur Favoritin im Serail!

Graf. (springt in Wuth auf, faßt sie heftig an der Schulter.) Weib!

Marquisin. Aber laß das sein: Laß sie das Weib behalten, wir wollen zusammen davon gehen, in der Einöden ödeste! Zwar deine Frau kann ich dir nicht sein, aber doch deine treue theilende Gefährtin: sollst sitzen in meinem Schooß und essen aus meiner Hand, und ausruhen an meiner Brust, oder wenn du weinen willst, was dir im Herzen brennt, will ich's einathmen, und kühlende Thränen drauf zurück gießen, die dir's lindern sollen; und wieder, wenn du klagen willst, und auffordern alles Gefühl, ob es gelitten habe, wie du, dann will ich dir erzählen, für jedes gräßliche deiner Leiden, noch gräßlicheres von mir selbst, und so soll dir's wohler werden!

Graf. Wahnwitzige, dein Glück, daß du mir das zeigst!

Marquisin. Wahnwitzig! das wolle der Himmel nicht, auch bin ichs nicht; noch nicht. Sieh, ich habe noch allerhand gute Einfälle! diesen Dolch zum Exempel! sieh, hab' ich ihn nicht recht spitz gemacht? Ich spieste meinen Schooßhund damit, und schwang ihn in die Höh, daß er zappelte, daß es eine Herzensluft war! Es ist so ein Dolch für Schooßhündchen, wenn sie aller Welt Freund werden, und nicht mehr hübsch an einem halten wollen!

Graf. Wie, wenn ich das recht verstehe —

Marquisin. Das müßten Sie ja wohl, denk' ich! Wir wollen unsern Bund beschwören, so recht feierlich, mit Einweihung und Blutopfer! und das soll der! er soll! er soll — — Aber o des Kalten, der so leben kann, beleidigt vor Gott und der Welt! und dann so ohne Rache! läßt sich sein Weib aus den Armen reißen, und steht denn da, und steht denn da, und meditirt über aller Welt Eitelkeit! ha, du hast deine Frau nie geliebt!

Graf. Wahnwitzige!

Marquisin. Nein, nein! das Herz müßte dir hoch aufpochen! Alles Blut kochen im Feuer, und zerreißen alle Pulsadern, alle Kräfte sich emporarbeiten, und dann in den Arm sich drängen zur Rache!

Graf. Ha, wenn ich Rache brauche —

Marquisin. Das ist's, was ich meine, daß dir das Herz das nicht sagt, nicht ungestüm zudonnert: jetzt, jetzt, jetzt wird dein Weib Hure!

Graf. Du rasest!

Marquisin. Und fühle mich deswegen besser, als du bist. Sieh, als der Herzog den ersten geilen Blick auf sie warf, der zerpreßte mir das Herz gleich, daß ich's wußte; denn ich liebte ihn wahrhaftig, und wenn er vollends so was geschrieben hätte: „Nur eine Stunde, so werde aus mir, was Sie wollen."

Graf. Ha, wer schrieb das?

Marquisin. Da! du Vernünftiger, Gelassener! (giebt ihm den Brief des Herzogs, mit den untergeschriebenen Zeilen der Gräfin.)

Graf. Eulalia! Eulalia! — Weib, deinen Dolch!

Marquisin. Recht so, recht so! Sieh ich habe auch noch einen für dich! Sieh! den!

Graf. (nimmt den Dolch, schwingt ihn.) Bist ein herrliches Weib!

Marquisin. Und du so ein Mann. Hast eine so schöne männliche, deutsche Faust! aber sieh her! die soll's auch schon mit ausmachen helfen! aber gieb, gieb! sie will noch erst herkommen.

Graf. Gut, gut!

Marquisin. Und da würdest du sie hier tödten.

Graf. Spießen, emporschwingen! Weib, das gefiel mir!

Marquisin. So spiel' ich nur mit Schooßhündchen! aber mit Menschen, mit Boshaften aus freier Wahl, was ist das bischen tödten? Da muß es besser kommen; und ich hab's gefunden das bessere. Gieb her! Sollst sie in seinen Armen sehen, und dann, dann —

Graf. Ja, das wäre, aber wie könnte das —

Marquisin. In seinen Armen, und dann so beide auf beide hinein!

Graf. Hui! das sollte!

Marquisin. Sollte nicht, soll! Sieh ich habe mich arm darum gemacht, habe nichts mehr, als wie du mich hier siehst, habe alles den Feilen hingegeben, die uns bewachen sollten, und sie haben mir beide den Herzog verkauft.

Graf. Du bist klug, wie ich mir's kaum träumen ließ.

Marquisin. Nicht wahr? o sollst schon noch sehen! ich bin dir ein recht herrliches Weib! — aber mich dünkt ich höre kommen! — her, her! mich muß sie hier nicht finden! so bald es Zeit ist, hol' ich dich ab! Ha! zur Rache! zur Rache! (ab.)

### Zweiter Auftritt.

Graf (allein.)

Das soll! das soll! (er schwingt die Hand, als ob er noch einen Dolch hätte.)

### Dritter Auftritt.

Gräfin, Graf.

Gräfin. Brünov!

Graf. Sie ist's! (läuft in's Gefängniß zurück, und schlägt die Thür hinter sich zu.)

Gräfin (will ihm folgen.) Brünov!

Graf. Fort! fort!

Gräfin. Brünov! Wie? Deine Eulalia!

Graf. Mensch! fort!

Gräfin. Ach Gott! was ist das? Laß mich Brünov! nur ein einziger, einziger Blick! es soll der letzte sein! ich will sterben!

Graf. Ja, ja!

Gräfin. Mann, meiner Seele! was ist das?

Graf. Bestie!

Gräfin (kniet vor dem Gitter hin.) Ach, Brünov! sieh, hier lieg' ich und flehe! verstoße mich nicht! Nimm mich auf! nur noch einmal an deine Brust, daß dieses Herz an dem deinigen schlage! Meine Seele glüht auf meinen Lippen zur letzten, letzten Vereinigung! zum letzten Abschied, bis zum Wiederfinden im Schooße des Ewigen!

Graf. Entsetzlich!

Gräfin. Brünov! Um Gottes Barmherzigkeit willen! um der Tage unsrer Liebe, komm, komm!

Graf. Fort!

Gräfin. Du wirst es bereuen, du wirst es bereuen! ich will sterben; kannst du so mich hinscheiden lassen, deine Eulalia! dein liebendes, keusches Weib!

Graf. Ha, du! (springt wüthend heraus.) Kreatur!

Gräfin (fällt ihm zu Füßen, faßt seine Knie.) Nein, nein: nicht fort! ich kann, ich darf dich nicht lassen! du würdest dir's selbst nicht verzeihen! Brünov, Brünov! ich will sterben! nur den letzten, letzten Kuß der Liebe! du über alles — über — über meine Seele Geliebter!

Graf. Hure, Hure! (stößt sie mit dem Fuße, sie fällt zurück in Ohnmacht) (wüthend) Du, du, du! — (betrachtet sie eine Weile; in sanfterem Tone:) Du! — (noch eine kleine Pause; mit Wehmuth) Du! Du! — den letzten Kuß! ach Gott! wenn du sie jetzt nehmen wolltest, jetzt, jetzt, da es noch Zeit ist! Noch liegst du da, rein, und unbefleckt, schönes, süßes Meisterstück des Schaffenden! noch nicht verunstaltet zum Teufel! Nun, darf ich, darf ich dich noch küssen? (kniet neben ihr hin.) Noch sind diese Lippen unentweiht! Aber du darfst es nicht wissen; deine Seele ist es nicht mehr! (küßt sie.) den letzten — den letzten! — Und darin alles, was du mir warst, all den Himmel deiner Liebe! den letzten? nein, nicht den letzten! wenn du nun abgeblutet hast die Flecken deiner Seele: wenn sie dann emporsteigt, rein in Blut und Reue, wie dieser Engelkörper! — dann laß sie verweilen auf diesen Lippen, (küßt sie) diesen — diesen Lippen! und das sei der letzte! — Holla! Wache! (Wache kommt) Schleppt sie fort! (Man setzt sie auf einen Sessel und trägt sie fort.) Ach Eulalia, Eulalia! (küßt sie noch ein Mal.) (Eulalia ab.)

Graf (allein.) Wohin? wohin? Weib! daß du mir den Dolch nicht ließest! es wäre hier besser gewesen. — Gott! daß das das Ende sein sollte, all, all der Liebe! Eulalia! Eulalia! was that ich dir, Unmenschliche! was that ich dir, daß du mich zwingen mußtest, zu treten mit dir ins Gericht, dein Herz zu durchbohren, und dieses zehnfach, tausendfach in dem Deinigen!

## Vierter Auftritt.

Marquisin, Graf.

Marquisin. Da gewesen?

Graf. Ja!

Marquisin. Und nun?

Graf. Entschlossen! (sinnt nach) entschlossen!

Marquisin. Da! (giebt ihm den Dolch) Deine Hand! und nun fühle, fühle, was wir wollen! Morden? wer kann das nicht? aber ich! morden in der Stunde. — Ha, mir schwindelt! — Morden in der Stunde der Sünde! Morden Leib und Seele! — Leib und Seele!

Graf. Weib!

Marquisin. Fort! fort!

## Fünfter Auftritt.

Scene: Das Schlafgemach der Gräfin, sie sitzt auf dem Bette. Der Raum, wo das Vorzimmer des Kerkers und der Kerker selbst waren, wird das Vorzimmer der Gräfin.

Gräfin, Marquis; einige Weiber um sie beschäftiget.

Gräfin. Laßt mich, laßt mich, Lieben! es ist alles wieder gut. Geht, geht. (Sie gehen ab. Die Gräfin kommt mit dem Marquis heraus.)

Marquis. Dacht ich's nicht zum Voraus?

Gräfin. Eine kleine Ohnmacht, was will das sagen?

Marquis. Und nun?

Gräfin. Ja nun, der Herzog komme!

Marquis. O Gräfin! (küßt ihr die Hand.) (Ab.)

## Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Gräfin. Das war bitter, bitter! aber auch billig. Hienieden soll nichts ohne Bitterkeit sein, auch die süße, süße Schale des Todes nicht! Ich murre nicht, Allgütiger, der du mich so unsanft rufst! Aber doch diesen Abschied, dieses letzte Ausweinen all meines Gefühls in seinem Schooße, hättest du es mir geben wollen — doch, was wäre auch dann dieses Opfer gewesen? Schmerzlich, schmerzlich sollt' es sein, und ich nehm' es an, wie du es mir darreichst! (sie zieht eine Flasche mit Gift hervor.) Du, du! (gießt das Gift in ein Glas Wasser.) Brünov! Brünov! — noch wär' es Zeit! aber sie eilt dahin! Ach, so lebe wohl! Lebe wohl! — Und daß du das nicht hörest! in stummer Verzweiflung, Verzweiflung über mich, mich, da sitzest! mich liebst, und kämpfest mit dir selbst, mich nicht zu lieben! — Doch, auch das wird ja aufhören! zum letzten Male dann (wirft die Kammerthüre auf); o du stilles, schönes Gemach der Liebe, so oft den trunknen Liebenden ein Himmel! hier hier! — Heiliges Bett der Ehe, hier hier, (setzt sich auf's Bett) wenn er nun kommt, hier mich wiederfindet, und sieht die Eingeweihte dem Tode der Liebe! wie er dastehn wird in schrecklicher Betäubung! Gott, Gott, Allmächtiger, dem ich komme! — Doch nein, das will ich erflehen an der Stufe deines Thrones dort oben! Hier nur das: Laß den Uebergang der Sterbenden sanft sein! und nun! — (will trinken, kann nicht) nun! — Gott! als wenn Himmel und Erde um mich her schrien: noch ist's Zeit! (sie kommt heraus) ich kann nicht! entsetzlich! ich kann nicht!

## Siebenter Auftritt.

Herzog, Gräfin.

Gräfin. Da ist er! (setzt das Gift hin.)

Herzog. Ach Eulalia! so ist es denn wahr?

Gräfin (beschämt, fällt ihm zu Füßen.) Ach, noch ist's, noch ist's Zeit!

Herzog. Wie? meine Liebe?

Gräfin. Sehen Sie all die Heiligthümer der Liebe! sehen Sie! sehen Sie!

Herzog. Noch Thränen? noch Sperrung? und Sie ließen mich glauben —

Gräfin. O das Weib! geängstigt in allem Gefühle für den Liebling ihrer Seele!

Herzog. Das heißt Spotten!

Gräfin. Hier mitten unter all den tausend und tausend Schwüren, das alles entweihen, entheiligen? — Lassen Sie, lassen Sie mein Winseln und Jammern an Ihr Herz dringen, um Ihrer eignen Seele willen!

Herzog. Ich höre das nicht! Sehe nur die Reize alle, in jeder Thräne neue Schönheit, in jeder neuen Schönheit neue Liebe, mein ganzes Sein nur Sinn zur Liebe!

Gräfin. Grausamer Mann! wer hätte das gedacht, als ich oft einsam um Sie weinte zu Gott!

Herzog. Nicht diese Bilder, Eulalia! Denken Sie meine Liebe, meine unnachfühlbare Liebe! kommen Sie, kommen Sie in diese Arme!

Gräfin. Und ich höre das? Noch ein Mal, noch ein Mal! O Sie glauben doch, daß ein Gott ist, der auf uns herab sieht! Gott, hier und in seinem Angesichte —

Herzog. Nein, Gräfin, Sie sollen mich nicht weich machen, Sie wissen die Bedingung und ich fordre —

Gräfin (zu seinen Füßen.) Herzog! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Kommen Sie, kommen Sie!

Gräfin. Bei dem Schöpfer Himmels und der Erde! bei dem Erlöser und Richter an jenem Tage! Erbarmung! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Ich lasse vollstrecken —

Gräfin. Entsetzlich! entsetzlich! nein, nein! so komm!

Herzog. Ach Eulalia!

Gräfin. Nur dieses Glas Wasser zur Fassung! (trinkt) Brünov! Gott! du sahst es! keine Rettung! Brünov! (eine kleine Pause) — (mit Ruhe und Kälte.) Nun, Herzog! das war Gift!

Herzog. Was?

Gräfin. Nun komm! Grausamer, Unerbittlicher! — schon wüthet es! nun? reizt dich's nicht mehr? — wie er nun dasteht!

Herzog. Gütiger Himmel! nein, nein: Eulalia! — ein Vorwand! —

Gräfin. Wirst es sehen! o, schon fühl ich's! (ihre Kräfte sind erschöpft, sie setzt sich in den Lehnstuhl.) Gott, wie mir wird!

Herzog. O laß es sein! laß es ein täuschender Vorwand sein! ich will aufgeben! Engel — ich will —

Gräfin. Zu spät!

Herzog. Barmherziger Gott — — (läuft wie unsinnig herum, ringt die Hände — eine kleine Stille, die plötzlich durch ein Lärmen im Nebenzimmer unterbrochen wird.)

## Achter Auftritt.

Marquis, Marquisin, Graf, Wache, die Vorigen.

Marquis (noch inwendig.) Faßt sie an! faßt sie!

Marquisin (bricht herein, der Graf ihr nach.)

Gräfin. Brünov!

Marquisin. (die Wache hat den Grafen gefaßt; hält ihn mit Gewalt zurück.) Ha, Feiger! läßt dich halten, und hast Waffen, den schönen spitzigen Dolch? — her! (sie reißt ihm den Dolch aus der Hand, und so die Hände in die Höh', in jeder einen Dolch, Haar und Kleider in Unordnung, in äußerster Wuth herein:) Leib und Seele! Leib und Seele! (die Wache schleppt den Grafen mit Gewalt ab.)

Marquis (faßt sie von hinten beim Haar.) Weib!

Marquisin. Ha! wer faßt mich? voran! (will ihn durch-

stoßen, er faßt sie bei den Schultern; die Wache hält sie mit Gewalt fest, entwaffnet sie.)

Gräfin. Gott im Himmel!

Marquisin. Meinen Dolch! meinen Dolch! Hu — Hu! (brüllt vor Wuth.) Teufel! Teufel! das sollt' euch ein Fest!

Herzog. Furie!

Marquisin. Hu! — (windet sich, will los.)

Marquis. Sehen Sie, gnädiger Herr!

Herzog. Ha, du! (faßt einen Dolch, zuckt ihn auf den Marquis — — wirft ihn hin.) Ha, es giebt noch Henker im Lande! faßt ihn! ins Gefängniß! ins schrecklichste, das ist! täglich ein kleines Glied von seinem Körper herunter, das neben ihm verfaule, bis seiner kein Gedanke mehr ist, als in der Hölle!

Marquis. Gnädiger Herr!

Marquisin. Ha! bravo! bravo! das ist schon etwas!

Herzog (zum Marquis.) Fort! fort! Sieh her, was du gemacht hast! Sie stirbt! Sieh her! und in jedem welkenden Reize deine Verdammung! Sie liebte mich, Abscheulicher! der Teufel hatte dir das Gift in der Hölle gekocht! Verläumder! da liegt sie nun, die mich liebte, und stirbt den heiligen Selbstmord zur Rettung! — Gott! Gott!

Marquisin (fährt mit äußerstem Schrecken zusammen; sieht die Gräfin mit starrem Auge an. Nach und nach läßt die Arbeit in Seel' und Körper bei ihr nach; die Wuth geht in Bewunderung, diese nach einem Blick auf sich selbst, in Reue über.)

Marquis (auf den Knien.) Denken Sie, gnädiger Herr! —

Herzog. Daß du mich rettetest! eine Sünde mehr! fort, fort! (Marquis ab.) Ach, Eulalia! Eulalia! — (zur Wache.) Der Graf soll kommen, und der Kanzler!

Gräfin. Also in seinen Armen! Ach Gott! wenn's noch in seinen Armen sein sollte!

Marquisin (mit wehmüthiger Stimme.) Laßt, laßt! (Die Wache läßt sie los, sie wirft sich laut weinend vor einen Lehnstuhl auf die Knie, den Kopf in den Lehnstuhl.)

Herzog. Entsetzlich! entsetzlich! — (die Hände ringend) entsetzlich! wie konntest du, grausames Weib? wie konntest du?

Marquisin (springt wieder auf; schlägt die Hände über'm Kopf zusammen, — sieht wild umher, will abgehen.)

Gräfin. Marquisin! (sie bleibt stehn, sieht furchtsam hin.) Kommen Sie! kommen Sie! (die Marquisin nähert sich langsam dem Lehnstuhl der Sterbenden.)

Gräfin (reicht ihr die Hand.) Freundin! (feierlich, nach einer kleinen Pause:) Gott weiß auch einen Weg für die Verirrten! (die Marquisin reißt ihre Hand los, und eilt laut weinend ab.)

Gräfin. Herzog! Sie sollen ihr gut begegnen! Eine Verirrte Ihrer Verführung! Lassen Sie der Sterbenden den Gedanken, daß sie alle ihre Sünden abbüßte!

Herzog. Grausame! Grausame! Marternder Engel! o hat denn dein Herz keinen Fluch, keinen einzigen anklagengenden Seufzer mehr? Sieh in die Jahre, die du hättest leben können, in all die Liebe deines Brünov! in all den Himmel, den ich zerstöre! Und dann fluche dem Zerstörer und den Mitschuldigen allen; aus Barmherzigkeit! Fluche!

## Neunter Auftritt.

Der Kanzler, die Vorigen.

Kanzler. Euer Durchlaucht!

Herzog. Herein! herein! Alter! doch daß Sie zuerst kommen, armer furchtsamer Mann! Sie werden, können ja nicht fluchen, und ich muß, muß fluchen hören!

Kanzler. Gott! meine Tochter!

Gräfin. O mein Vater!

Herzog. Sie stirbt! Gift, Gift!

Kanzler. Eulalia! gerechter Gott!

Herzog. Ha! und nichts als das, Alter? So höre doch, sie stirbt, sie stirbt! laß es doch aufbrausen! hier steht der Mörder! Laß es doch! Sei Vater und fluche! der Mörder deiner Tochter kann ja doch dein Herr nicht sein? Fluche! fluche! fluche!

Gräfin. Nein, mein Vater, Verzeihung! wie ich ihm verzeihe! Auch mir, Vater! auch mir, Ihrer Armen, die Sie nicht hören wollte.

Kanzler. O meine Tochter, meine Tochter!

## Zehnter Auftritt.

Graf, Vorige, Wache.

Graf (hereingestürzt.) Ha, Wütherich! (fällt auf ihn, man hält ihn mit Gewalt zurück.)

Herzog. Laßt ihn, laßt ihn!

Gräfin. Da ist er! ach, Brünov! Brünov!

Graf. Ist's wahr? Gift?

Gräfin. Sagt' ich dir's nicht, daß ich sterben wollte? und daß es nur um den Abschiedskuß war?

Graf. Engel! Engel! und ich hörte nicht, und hatte dir's geschworen, nicht zu glauben? — Aber wo ist er, wo ist er? Hund, wo bist du; spießen, emporschwingen!

Herzog. Recht so!

Graf. Laßt mich! Laßt mich! Ho des Wilden! hast du nun — hast du nun —?

Herzog. Graf! Armer! Unglücklicher! und ich habe das alles angerichtet! — ich will deiner Rache nicht entrinnen! Sie soll über dich kommen, in all deinem Durste. Nur so lange sie noch ist, — sie ist dein! und diese Augenblicke, die letzten, darf sie, darfst du nicht verlieren. Aber sie wird sterben, fühle das in allen seinen Schrecknissen! Sie wird sterben! und wenn sie todt ist, durch mich, durch mich todt, so sei der nächste Augenblick mein; ich will deiner harren in der ganzen Wuth deines Elends! — Und du, Theure, Arme, wie soll ich dich nennen, Märtyrerin!

Gräfin. Hören Sie mich, und du Brünov, wenn euch die Wünsche der Sterbenden werth sind, — seid Freunde.

Graf. Nie!

Gräfin. Brünov! — Doch ich will's hier nicht fodern! — Aber wenn du ausgeweint hast — Gott wird mir das gönnen, daß ich um dich sein kann, und wenn dann der Gedanke in dir aufsteigt, dann denke, daß deine Eulalia dir zulispelt, was ihr Wunsch im Sterben war. (Der Graf fällt auf die Knie neben ihr und verbirgt sich das Gesicht.) Und Sie, Herzog, lassen Sie es den Preis meines Todes sein, was mich hieher geführt hat! aber ich dacht' es nicht, daß es dahin kommen sollte! Ihre Rettung, Ihre Rückkehr zur Tugend, Liebe der armen Vernachlässigten, und Rechtfertigung meiner Unschuld! Lassen Sie's den Preis meines Todes sein!

Herzog. Theure! — Heilige! (ab. Wache mit ihm.)

## Elfter Auftritt.

Gräfin, Graf, Kanzler.

Gräfin. Und Sie, mein Vater! Es sei an Ihnen, das Vermächtniß Ihrer Tochter auszuführen, was sie nicht vermochte, zwar nicht vermochte, aber doch, dünkt mich, vorbereitet hat, daß es leicht sein muß!

Kanzler. Ach meine Tochter! meine Tochter!

Gräfin. Und nun — Brünov! Du — du — du! Theuerster! Einziger! (Sie nimmt seine beiden Hände, und drückt sie mit Inbrunst an ihre Brust.) Noch immer in der stummen Betäubung? Auf, deine Blicke! (Der Graf sieht sie an, wirft den Arm um ihren Hals und läßt den Kopf an ihren Busen sinken.) Sagtest du nicht selbst, dort oben! daß da uns ein zweiter Brauttag werden sollte in reiner unbefangener Keuschheit, wie der erste klägliche deine Eulalia dir in die Arme gab. Sieh Brünov, oft wenn ich den Mond so ansah, und die Sterne all am Himmel, dachte, daß ich die nun schon in meiner Kindheit so sah, und in allen Abwechslungen meines Lebens, mit Augen voll Thränen, und wieder voll Freude! wenn ich dachte, daß die ersten Menschen ihn schon so sahen; und alles was hienieden gelebt hat, ihn so sah, o dann hab' ich's gefühlt, wie die innigste Tröstung vom Himmel, daß es mit uns nicht blos für dieses Sterbeleben sein kann. Auch wir werden so fortdauern, so ganz uns selbst gleich, wie dieser Mond dem Monde von Jahrtausenden her! und was ist da sterben? was sind zwanzig, dreißig klägliche Jahre? und werd' ich dich dann dort oben weniger lieben? Geh' ich aus der Schöpfung, in der du stehst? ich werde da sein, in der Ferne den Ball hier, auf dem wir uns fanden, und wo du noch wandeln sollst, nach mir, schimmern sehn, wie der Sterne geliebtesten! werde an ihm hangen in frommer wehmüthiger Liebe! und wer weiß, was ich mir verdient habe? ob ich nicht inniger bei dir sein darf, dich umschweben mit dem Engel deiner Leitung, dich in den Mühen deines Lebens, auf dem einsamen Pfade zu mir, mit Trost umsäuseln und mit Stärkung? — Brünov! das konnte kein Traum schwärmender Liebe sein, wenn wir in den trunkensten Augenblicken zum Himmel hinaufsah'n, und dann die Hand uns drückten, wer wollte lieben, wenn das Traum wäre — (eine Zuckung) Ach Gott! — wer wollte lieben? Brünov! komm, komm! mache mir das Ende meiner Kämpfe nicht schwer! es naht heran! (eine noch heftigere) Vater des Lebens und des Todes! (heftig) Brünov! Brünov! den letzten! (sie faßt seine Hand, bringt sie mit Noth zu ihren Lippen, küßt sie.)

Graf (springt auf, küßt ihren Mund) Eulalia! Eulalia! — nein, nein! (fällt wieder auf die Knie.)

Gräfin. Bester! bester! bester! (eine heftige Zuckung; sie hebt sich auf, wie in Angst, fällt zurück) Gott! mein Erlöser! Brünov! Brünov! (drückt den Kopf fest auf die Brust und die Hände zusammen) Brü — nov! — (stirbt.)

Kanzler. Meine Tochter! meine Tochter! weh! weh, weh!

Graf (springt auf, sieht sie an mit äußerstem Schrecken, fällt über sie her, küßt sie, bleibt so liegen, sinkt langsam herunter, fällt in Ohnmacht.)

## Dietrich von Stade,

ward am 13. October 1637 zu Stade geboren, studirte zu Helmstädt und Upsala, trat 1662 als Secretär bei dem Baron von Banner in Dienst; 1668 aber ward er Consistorialsecretär, und 1711 Archivar der Fürstenthümer Bremen und Verden. Er starb am 19. Mai 1718.

Von ihm erschien:

Erläuterung und Erläuterungen der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Luther in der Bibelübersetzung bedient. Bremen, 1711; neu 1724; so wie ferner:

Mehrere Schriften zu Gunsten der deutschen Sprache — in lateinischer.

St. erwarb sich durch seine Leistungen zu jener Zeit große Verdienste um die Erforschung der älteren deutschen Sprachdenkmäler.

---

## von Stadeke, s. Minnesinger.

---

## Stadweg, s. Meistersänger.

---

## Friedrich August von Stägemann

ward am 7. September 1763 zu Vierraden in Ukermark geboren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt dann eine Anstellung zu Königberg. 1808 ward er, zuerst beim Minister von Stein und 1810 bei dem Staatskanzler Hardenberg beschäftigt, Staatsrath, 1816 geadelt und 1819 zum ersten Redacteur der preußischen Staatszeitung ernannt. Zuletzt wirkte er als königlich preußischer wirklicher geheimer Staatsrath bei dem Ministerium. Er starb 1841.

Er gab heraus:

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. Berlin, 1828.

Erinnerungen an Elisabeth. Berlin, 1835.

Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1815. Halle, 1815. 2 Thle.

Nachtrag. Halle, 1818.

Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten von 1813—1815.

Sehr treffend sagt Menzel von ihm in seinem Werke über die deutsche Literatur, Thl. V. S. 191: Unter den patriotischen Dichtern glänzt auch Friedrich August von Stägemann, dessen antike Versmaße jedoch weniger geeignet waren, große Popularität zu erringen. Ueberdies verstand dieser Dichter den Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon durchaus nur als Preuße und Aristokrat, und richtete deshalb die Kanonen seiner flammensprühenden Begeisterung augenblicklich gegen jede Völkerzuckung, die etwa ein Mißbehagen an dem Gewordenen ausdrückte. Zuletzt hat er denn auch gegen die armen Polen gesungen, was sich freilich den stolzen Erhebungen im Unglück gegenüber nur wie ein grausamer Uebermuth im Glück ausnimmt und nicht schön ist.

---

### Der Rheinübergang des ersten Heerzuges.

Am 1. Januar 1814.

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelstiller Nacht?
So feierernst, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

Fragt Bober, Elb' und Partha! fragt:
Wer hat in ihre Flut
Das Erymanthenwild gejagt,
Bedeckt mit schwarzem Blut?

Es ist der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies.
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreis't
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeist
Voran der tapfern Schaar.

Und in den Blitzen, die er wirft,
Berauscht sich Blücher's Stahl,
Und Gneisenau, erleuchtet, schlürft
Den wunderbaren Strahl:

Und senkt hinaus in ernste Nacht
Den sternenhellen Blick,
Und wägt die zweifelhafte Schlacht
Und wägt des Cäsars Glück.

Ihm Heil, dem echten Sohn des Teut!
Der diesen grimmen Kampf
Auf Tod und Leben nicht gescheut,
Und nur des Frohnes Krampf:

Der nicht, ein schwankes Schilf, geweht,
D'rin Wind und Wetter spielt;
Der nach dem Herzen früh und spät
Der Schreckgestalt gezielt;

Die in der Geister grausem Streit
Bei Donners ehrnem Klang
Dem wahnzerriss'nen Haupt der Zeit
In Stahlgeschmeid entsprang.

Heil ihm, der uns gen Frankreich führt,
Der Landwehr treu gesellt!
Dort wird der Tiger aufgespürt,
Nur dort von uns gefällt.

Wir ziehn gen dort, wie Wetter ziehn,
Denn düster weht ein Flor
Noch um dein Waffenhaus, Berlin!
Um dein verwittwet Thor.

Dich, Friedrichs Degen! dich besitzt
Kein Wälscher, edle Zier!
Zu Tausenden gestaltet blitzt
Dein Feuer hier, nur hier!

Doch Brandenburger Fahnen wehn
An Feindes dreister Wand.
Sie wehten dort. Wir gehn, wir sehn;
Sie wehn in unsrer Hand.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

Wir ziehen heim, und Palmen blühn
Aus unserm Schwert hervor,
Und siegestrunken grüßt Berlin
Sein frischbekränztes Thor.

---

### Unsre Zeit.

1820.

Siegeslied ist oft erklungen
Aus der gottgelobten Brust,
In den Gauen teutscher Zungen,
Unserm Volk zu Lieb' und Lust.
Denn wo Gottes Geist gewaltet,
Hat sich Licht und Lied entfaltet,
Gottes innen sich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
Denn die Zeit ist nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter,
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat gesprochen,
Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längst verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Papst und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, bespritzt Gemüther,
Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht sie nicht der Sonne Thoren,
Nicht der Geister Glanz und Glut.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Husse links und rechts.
Aus versunk'nen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern
Und der Märtyrer Geächz.

Land der Eichen, Land der Treue,
Männerstammes reifer Kern,
Heil dir, teutsches Land, gedeihe
Freudig unter gold'nem Stern!
Geist und Arm erlöst vom Frohne,
Tapf're Lanzen um die Throne;
Fürsten in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorsäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
Schwankt ihr schattengrau Gespenst.

Ueber hohen Brennusthürmen
Schwebt ein Aar mit Blitz beschwingt,
Dessen Strahl den Schlangenwürmen
Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklänge aus Memnonssaiten,
Wenn sein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Rosenkronen
Um der Erde Scheitel flicht.
Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
Was der Herr und Meister spricht.
Du entzünd', o Geistesklarheit!
Uns dein evangelisch Licht.
Helden, deren Sporn nur klinget,
Weisheit, die nur Messen singet,
Herr und Meister, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
Was wir ernst durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geist der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell in Tages Pracht!

---

## Caroline Stahl, geborne Pumpf,

ward am 4. November 1782 zu Ohlenhof in Liefland geboren, wohnte früher in Nürnberg, dann in Wien, und hält sich jetzt als Wittwe in Dorpat auf.

Sie schrieb:

Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Kinder. Nürnberg, 1816. 1821.
Kleine Romane. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Erzählungen. Wien, 1820.
Die Familie Müller. Nürnberg, 1821.
Scherz und Ernst. Riga, 1823.
Moralische Erzählungen. Riga, 1823.
Allwinens Abendstunden. Riga, 1823.
Mährchen. Riga, 1824.

Feine Beobachtung, Scharfsinn, gute Characterzeichnung und anmuthige Darstellung zeichnen die Leistungen dieser geistreichen Frau aus und geben ihnen, da zugleich eine sehr gesunde Moral in denselben herrscht, einen bleibenden Werth; namentlich ist „die Familie Müller" um jener guten Eigenschaften willen, ein empfehlenswerther Roman.

---

## Heinrich Wilhelm von Stamford,

1742 zu Bourges in Frankreich geboren, kam, ein Findling, jung nach Deutschland, und wurde im siebenjährigen Kriege Lieutenant in braunschweigischen Diensten. 1769 ging er als Lehrer nach Ilfeld und hielt bald darauf den Officieren zu Halberstadt Vorlesungen, bis ihn der König von Preußen zum Major à la suite ernannte. Im Jahre 1782 begleitete er den jungen Prinzen von Oranien nach dem Haag, wurde, nachdem er nach und nach die übrigen Grade durchlaufen hatte, Generallieutenant, und trat als solcher mit den holländischen Truppen in englische Dienste. Endlich zog er sich in den Ruhestand zurück und wohnte abwechselnd in Braunschweig und Hamburg, wo er am 16. Mai 1807 starb.

Von ihm erschien:

Nachgelassene Gedichte, mit Vorrede von H. M. Marcard. Hannover, 1808.

Seine poetischen Leistungen beurkunden mehr den durch die Wissenschaft und das Leben fein durchgebildeten Geist, als den eigentlichen Dichter, doch sind einige treffliche elegische Gedichte darunter.

---

## von Stamheim, s. Minnesinger.

## Nicolaus Peter Stampeel,

1764 zu Hamburg geboren, lebte als Privatgelehrter zu Leipzig, wo er am 5. October 1810 starb.

Er hinterließ:

Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, z. B. Lodoiska, Malwina, 3 Thle. Mathilde, 4 Thle.

Gab heraus: Aglaja. Frankfurt, 1801—3.

Ein fleißiger aber mittelmäßiger Uebersetzer.

## Gotthelf Wilhelm Christoph Starke,

am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, studirte in Halle, und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er 1783 Collaborator, 1792 Rector der Stadtschule ward. 1793 erhielt er die Oberpredigerstelle an der Altstädter Kirche, und ging endlich 1799 als Oberhofprediger nach Ballenstädt, wo er seit 1830 in ehrenvollem Ruhestande lebt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Bamberg, 1788.

Einige Gedanken über die Uebersetzung der griechischen und römischen Dichter. Halle, 1790.

Horazens Brief über die Dichtkunst. Halle, 1791.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Berlin, 1793—98. 5 Thle.; 3. Ausg. 1817.

Vermischte Schriften. Halle, 1796.

Predigten. 1797.

Kleine Romanenbibliothek mit B. Lafontaine, Levesque, S. Mernau und R. Reinhard. Göttingen, 1799—1801.

Kirchenlieder. Halle, 1804.

Lieder für unsere Zeit. Berlin, 1813.

Vier Predigten über die Vereinigung der evangelischen Christen. Quedlinburg, 1820.

Predigten und Reden. Stuttgart, 1828.

St. erfreute sich seiner Zeit großen Beifalls durch seine Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben, die sich durch glückliche, wenn auch auf einen engen Kreis beschränkte Erfindung, freundliche und gemüthliche Schilderung, gute Characterzeichnung, gesunde Moral und zarte Innigkeit auszeichnen, jedoch mitunter zu leicht in sentimentale Weichlichkeit ausarten.

### Das Fest der Hausgötter.

Röthlich erhelltes Gewölk goß seiner Gebilde sich freuend
Der gesegnete Mai hold über die Bläue des Himmels,
Wie verloren in Träumen der Lieb' ein blühender Jüngling
Ueber dem spiegelnden Quelle der Heimath Rosen zerpflücket.
Blumen gewährte der Mai den beteppichten Wiesen und Gärten,
Aehren der steigenden Saat, kühl athmende Schatten den Wäldern,
Freudengesang dem Gevögel und üppige Sprünge den Heerden.
Aber dem frohen Bedauer der milden italischen Fluren
Gab er im Wonnegefühl beim Feste der häuslichen Götter
Mehr als Lenzgenuß. Ach groß ist der Häuslichkeit Segen!
Siehe von ihren Geschenken gedeihet hienieden die Menschheit,
Wie das Getreide der Flur vom erfrischenden Regen des Frühlings,
Süßer begeistert ihr Hauch, als die stärkenden Düfte der Blumen,
Sanfter umhüllet ihr Dunkel als trauliche Schatten der Wälder,
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als sonnige Tage des Maimonds.

Dieser Gewährungen froh trat schimmernd vom röthenden Morgen
Tullius neben der jungen geliebten Gefährtin zum Heerde,
Dankte den Göttern und rief: „Willkommen beglückender Festtag!
Heute bestäube der Rechen und Spaten, der Rocken und Webstuhl.
Festlich und rein glänzt' Alles, die Bilder der häuslichen Götter
Standen in Dunkel gehüllt vom schwebenden Dampfe des Weihrauchs.
Und sich enthülsendes Korn sprang knatternd in glühenden Kohlen,
Friedliche Still' umwallte so lauschend die ländliche Hütte,
Daß von dem nahen Gefilde das Wirbeln der steigenden Lerchen,
Und vom Gebälke des Dachs aus irdnem Gebäude der Schwalbe
Zwitscherndes Liedergeschwirr helltönend die Gatten erfreute.
Neben dem Heerde vergnügte das Aug' ein Körbchen, aus welchem
Blumen mit mancherlei Kraut frisch duftend und prangend sich blähten,
Krokus und Rittersporn und Violen, Narcissen, Akanthus,
Iris und Lilienschnee, bei Rosen von Pästum und Myrthen.

Aemsig verknüpfte die Gattin die Blumen und Zweige zum Schmucke,
Für die Götter des Heerd's. Wie schimmert das Kränzchen so lieblich!
Rief mit Entzücken der Mann. Ach! Beste, so windest du freundlich
Mir zum Kranze die Blumen der irdischen Freuden zusammen,
Schaue die Thränen des Danks, und laß uns die Götter verehren!
Ihnen zerflossen vordem die gesegneten Väter in Andacht,
Ihnen entbieten dereinst die Kinder Verehrung und Feste.
Weihe den Göttern den Kranz, sie beschirmen die reifende Menschheit,
Schirmen die Tugenden, welche zum Frieden die Sterblichen leiten.
Oftmal wird das Geleit im Gewimmel der Menschheit gedränget,
Sieh! dann flieht's zum Heerde der häuslichen Götter, und findet,
Schutz und erhaltende Lieb' — o laß uns die Hüter verehren!
Laß uns bewahren die Schätze des Schönen und Guten der Vorwelt,
Laß uns mit Schätzen des Guten und Schönen versorgen die Nachwelt.
Gütige Götter, und dann gewährt uns Gedeihen und Segen,
Gebt im genügsamen Sinne den Zauber des goldenen Alters,
Gebet in Wenigem Viel. Laßt immer in eurer Beschirmung
Kräfte zum Wirken am Morgen und Ruhe des Abends uns schöpfen,
Spendet erquickende Kühlung in drückender Hitze des Mittags,
Schutz, wenn's stürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundschaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kusse des Abschieds!
Redliche Gattin, du weinst? Laß Küsse die Thränen dir trocknen!
Schreckt dich der Abschied? — Fürchte dich nicht vor Elysiums Auen!

Als er mit Wärme so sprach, vernahmen sie beide den Fußtritt
Eines Mannes; ihm eilte der Gatt' entgegen, und kehrte
Bald mit Entzücken zurück. O sieh nur, rief er von weitem,
Unser Verehrter und Freund, der Sänger des Wahren und Guten,
Sendet uns einen Gesang zur Feier des häuslichen Festes.
Gütige Götter des Hauses, ihr seid auch Götter der Freundschaft!
Schützet uns unsre Geliebten, erhaltet uns würdig der Freundschaft!

Inniglich lasen die Gatten das Lied, und freuten sich herzlich,
Drückten sich küssend die Händ' und lasen es oft noch von neuem.

Aber, seufzte das Weib, wie danken wir unserm Geliebten
Für sein freundliches Lied? Laß uns ein Sträußchen ihm binden,
Hier sind Blumen genug, und wünsch' ihm, was wir uns wünschten.
Fröhlich erkiesten und banden sie nun die Blumen zum Strauße,
Küßten und sandten den Strauß mit den Worten der Liebe dem Freunde:
Heil und Gedeihen und Dank dir, Sänger des Wahren und Guten,
Für dein freundliches Lied! nimm Edler ein Sträußchen von Blumen,
Welche wir freudig zum Schmucke der häuslichen Götter erlasen.
Wandle noch lange mit Kraft, den Genossen des Tages die Schätze
Lehrender Alten zu spenden, o wandle hienieden noch lange,
Schätze des Wahren und Guten und Schönen zu sammlen der Nachwelt.
Und die gesegneten Götter des Hauses gewähren dir Freude,
Liebes und Gutes die Fülle! Genieß in ihrer Beschirmung
Schöne begeisternde Morgen, und Ruhe des Abends, Erquickung,
Schutz, wenn's stürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundschaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kusse des Abschieds,
Wandle ruhig, — und fürchte dich nicht vor Elysiums Auen.

---

## Der Dichter.

Ruhig verlebte Philetes in Joniens Auen die Tage,
Vielen geborgen und arm, doch beglückt durch die Gaben der Musen,
Welche der Göttergenuß nicht selten verleihen der Armuth.
Liebend erfreut' ihn sein Weib, ihn erfreuten die blühenden Kinder:
Für sie beschnitt' er den Baum, zog Früchte, und vermählte den Weinstock,
Ihnen gehörte sein Lied und der dürftige Lohn des Gesanges;
Und sie genossen mit ihm den ärmlichen Segen genügsam
Und in zufriedenem Harren auf nahe beglücktere Zeiten.
Denn ein bithynischer Fürst vom Ruhme des Sängers getrieben
Hatt' in das Land ihn berufen, damit er in fröhlicher Muse
Thaten und Feste der Götter und Helden, die Tugend der Bürger,
Und zur Veredlung des Mahles die Freuden des Lebens ihm sänge.
Wenige Monde nur noch, dann begrüßt er Bithyniens Auen.
Deren geahnete Reize die Seele des Sängers erfüllten.
Also sich wiegend in Träumen verließ er sein Hüttchen und wallte
Einsam und Lieder ersinnend am Ufer des kleinen Lethäos,
Wo begeisternd ein Thal in umblühetes Dunkel ihn lockte.
Ueppiges Myrthengesträuch verbarg die besonnete Landschaft
Lieblich dem Auge zu Theil, und Rosen umwanden die Zweige,
Daß sie den Myrthen entknospet erschienen, und Vögelein girrten,
Lispelnd verlor sich der West in leise gebogenen Halmen,
Und das beblümete Moos schwoll weicher als seidene Polster;
Aber vor allem entzückt' ihn der Zauber der göttlichen Musen
Welche den Dichter verstrickten in Banden des süßen Gesanges.
Wonniglich ging er einher versunken in schönen Gedanken
Hörte der Himmlischen Gruß, die des Sterblichen Hütte besuchten,
Schwebte mit ihnen empor zum Olympos, und kostete Nektar,
Folgte dann schauernd hinab zu den Schatten dem schwebenden Hermes,
Freundlich umstrahlt ihn der Glanz von Elysiums goldenen Blumen.
Süß war seine Begeistrung, und süß sein liebendes Streben,
Ihre Gebild' in den Schmuck harmonischer Rede zu kleiden.
Also verfloß ihm die Zeit, er beachtete nicht ihr Verfließen,
Denn des Gesanges Gewalt entnimmt uns den Fesseln der Stunden.

Käm' er doch wieder, so wünscht' indeß mit den Kindern die Gattin,
Denn sie hatte schon lange die Speise beschicket, und hielt sie
Sorgsam und hütend auf Kohlen und stillte die fragenden Kleinen.
Sicherlich haben ein Mahl ihm die göttlichen Musen bereitet,
Welches ihn schöner vergnügt, so redte sie, harret ein wenig,
Sehet, er mag nicht allein, er mag mit dem liebenden Weibe
Mag mit euch nur genießen, und mehr als der eignen Erquickung
Freut er sich eures Genusses; nicht lang, so bringt er euch Blumen.
Williglich harrten sie nun, mit ihm nur glücklich sich fühlend.
Aber ihm war es gelungen im liebenden Streben, des Geistes
Holde Gebild' in den Schmuck harmonischer Rede zu kleiden,
Und er begab sich zurück, den Verzug nicht ahnend, zur Hütte.
Als er nun näher ihr kam, da gewahrt' er von Ferne sein Hündchen;
Aber es hüpfete nicht wie sonst viel schmeichelnd und wedelnd,
Lässig und angstvoll schlich's ihm entgegen. Ihn rührte der Anblick,
Denn er liebte das Thier, schon lang' es ernährend mit Sorgfalt.
Treues Geschöpf, was quält dich? so sprach er bedauernd und strich ihm
Sanft und sanfter das Haar, da wollt' es sich dankbar erheben,
Krümmte sich, sank vor ihm nieder, und winselt' und zuckt' und erstarrte.
Inniger hatte der Hauch der erweichenden Musen des Herzens
Zarte Gefühle gemacht, und werther ihm alles, was athmet.
Mitleid netzte sein Aug', er bedachte das Eilen des Lebens,
Und die beseelende Kraft, wie schnell und wohin sie verfliege.
Manches versucht' er darauf, dem Thiere zu helfen, es regte
Nimmer sich wieder, und ernst betrat er die Schwelle des Hauses,
Fragt' und erzählte mit Hast, was draußen das Herz ihm bewegte.
Aber erschrocken enteilte die liebende Gattin dem Heerde,
Sahe den Unfall erstaunt mit den klagenden Kindern ihn klagend.
Wahrlich, uns hat ein Gift das Hündlein getödtet, begann sie,
Eben umsprang es mich noch, von dem Dufte der Speisen gereizet,
Lüstern und rasch, und schien bald so, bald anders zu bitten,
Bis ich ihm gab; fürwahr durch grauses Versehn des Verkäufers
Ward mit erkauftem Gewürz' ein Gift mir heute gegeben,
Möge der Arzt uns belehren, uns drohte das bitterste Wehe!

Eilig berief nun Philetes den Freund, den Arzt, in das Hüttchen,
Dieser ersorschte das Mahl, und findend die Spuren des Giftes
Pries er das rettende Glück, es jauchzte das Weib mit den Kindern.
Dank euch, ihr Himmlischen, Dank! uns werden noch fröhliche Tage
Von dem Olympos beschieden, so sprachen sie selig, Philetes
Trocknete, brünstig umarmt, sich die Thränen, und rief im Entzücken:
Dank, o Musen, auch euch! ihr gewähret elysische Wonne,
Lehret und stärkt, euch preise mein Lied; mich gütig zu schützen,
Hieltet ihr zaudernd mich fest in den Banden des süßen Gesanges,
Bis die Gefahr uns verschwand, o Dank euch, göttliche Musen!

---

## Mitfreude und Mitleiden.

Agathon stand tiefseufzend an seinem verhagelten Morgen,
Weiter ach! hatt' er kein Feld, Thränen entrannen ihm viel.
Nahe dabei besaß ein Reicher die herrlichste Breite,
Welche das Wetter nicht traf, golden von Weizen umwallt:
Siehe, wie voll, wie schön! gieb Wonne dem guten Besitzer!
Dachte der Arme, und ging heitrer hinweg als er kam.
Drauf besuchte der Reiche das Weizengefild', und bekümmert
Schaut' er die Felder umher mit dem zerschmetterten Korn:
Agathon hartes Geschick traf dich, nun klaget die Gattin,
Weinen die Kinder mit dir; tröste dich dürftiger Mann!
Wächst mir doch Viel, du sollst von der Fülle des Nachbars genießen!
Also dacht' er, und ging reicher hinweg als er kam.

---

## Der Besuch.

### Zwei häusliche Gemälde.

### Erstes Gemälde.

Schon seit mehr als sechzig Jahren sind Halme und Blumen auf dem Grabe des Pfarrers Buchbaum gewachsen; aber noch pflegt sein gegenwärtiger Nachfolger im Amte, wenn er seinen Gästen den Kirchhof und auf demselben die Ruhestätte des Redlichen zeigt, von einem Besuche zu erzählen, welchen Buchbaum einst einem trauten Freunde, dem Prediger Haiden, gab.

Dieser Besuch war einige Jahre beschlossen gewesen, und immer durch mannichfaltige, ach! zuletzt durch sehr traurige Vorfälle zu Buchbaums Schmerze verhindert worden. Denn er liebte den guten Haiden von ganzer Seele. Haiden war mit ihm aufgewachsen, hatte in der Schule immer neben ihm

gesessen, mit ihm gelernt und gespielt, mit ihm zugleich die Schule verlassen, auf der Universität drei Jahre lang mit ihm auf einer Stube gewohnt, und als sie sich nun trennen mußten, mit ihm den freundschaftlichen Vertrag gemacht, daß sie nicht bloß einen Briefwechsel über ihre wichtigern Angelegenheiten und Schicksale unterhalten, sondern sich, wenn es nicht durch eine zu weite Entfernung unmöglich gemacht würde, recht oft besuchen wollten. Beide wurden Prediger in Dörfern, die eine Tagereise aus einander lagen. Bis sie über die Funfzig hinaus waren, hatten sie jährlich einmal eine volle Woche vergnügt mit einander zugebracht. Als höheres Alter ihnen das Reisen etwas erschwerte, ward die bestimmte Ordnung nicht mehr so genau beobachtet, und nun waren schon drei Jahre seit Haidens letztem Besuche bei seinem Freunde vergangen.

Wahrlich, wir müssen den rechtschaffnen Jugendgenossen und sein ehrliches Weib einmal sehen, sagte Buchbaum zu seiner Gattin, die Pferde stehen müßig im Stalle, das Wetter scheint beständig zu sein, ich bin jetzt gesunder und getroster, als die Zeit her, wir müssen noch diesen Winter hin. Wer steht uns dafür, daß wir es sonst wieder können? In das alte, liebe Haus, in welchem wir so manche schöne Stunde feierten, kommen wir nun so nicht mehr. Je nun, da Haidens neue Stelle an Ertrage die vorige übertrifft, so ist es um so besser, und das Dorf, wo er jetzt wohnt, liegt uns beinahe eine Stunde näher. Seit einem Vierteljahre sind die Guten bereits da und völlig eingerichtet, wir werden also desto willkommner sein. Wir müssen hin. Wer weiß, wie es bald mit einem von uns kommt. Haiden wird mich so kaum noch kennen, ich bin in den Paar Jahren sehr alt geworden.

Der biedre Mann, der bei diesen Worten mit einem Seufzer und mit Thränen im Auge schwieg, hatte Recht. Er war nicht tief in den Sechzigen, aber der größte Kummer, den es giebt, Kummer um ein Kind, hatte seinen Rücken gekrümmt und sein Haar grau gemacht.

Der Besuch wurde beschlossen, und den Freunden in einem Briefe angekündigt, welcher mit der herzlichsten Liebe und Freude beantwortet ward. Ein junger Mann aus der benachbarten Stadt übernahm eine Predigt und die übrigen Amtsgeschäfte des Pfarrers, der Winter war gelind und angenehm, alles war weithin nur mit dünnem Schnee überdeckt und die Bahn vortrefflich. Ein Paar Stunden vor Tage setzten sich die beiden Alten in ihren wohlverwahrten Wagen, die sechs Meilen wurden über ihre Erwartung schnell zurückgelegt, und es schlug erst drei Uhr in Haidens Dorfe, als sie vor demselben waren. Hier sank ihnen Haiden, der den Wagen aus seinen obern Fenstern von fern bemerkt hatte, mit seinem Weibe in die Arme.

Ein Willkommen drängte das andre, eine Begrüßung und Umarmung, eine Frage, eine Erinnerung und eine Thräne jagte die andre, Wehmuth mit der ganzen Fülle von Gefühlen, die sie einschließt, herrschte bei Allen, darum waren ihre Reden anfangs nur kurz, von einem Gegenstande zum andern überspringend und abgebrochen. Liebe und Sorge der treuherzigen Wirthe für die Bequemlichkeit und Erquickung ihrer Gäste, Liebe und Dank der Gäste füllten die stummen Augenblicke aus. Aber jedes Wort und jede Aeußerung, jeder Händedruck und jede Nöthigung zum Genusse des dampfenden Trankes in der mild geheizten Stube, jede Frage und jede Bemerkung bei dem nachherigen Durchwandern der beiden Gästen noch unbekannten Wohnung, bei der Besichtigung ihrer Lage, und bei der Beschreibung aller ihrer Vortheile, war ein neues Band, welches die vier guten Menschen zu den vertraulichsten Ergießungen an einander schloß.

Diese waren längst im vollsten Strome, und schon mehrmals von der bei diesem Besuche unvermeidlichen Erwähnung großer Leiden absichtlich zurückgelenkt, als die Wirthin freundlich fragte, ob sie ihren Lieben, die sich heute zur Erholung vermuthlich etwas zeitig zur Ruhe legen würden, das Abendessen auftragen solle? Es ist später, setzte sie hinzu, als wir bei unserm traulichen Geschwätze dachten, sechs Uhr ist vorbei, und vielleicht hat sich der Hunger, der sich vorhin nicht melden wollte, bei unsern Reisenden eingestellt.

Ja, ja, sagte Haiden nach einem Blicke auf Buchbaums billigende Geberde, bringe, was du hast, und nun setzt euch Lieben, und laßt uns fröhlich genießen.

Fröhlich! erwiederte Buchbaum, ja fröhlich! und noch ein Wörtchen: Du weißt, Haiden, daß wir dießmal nicht ohne manche ernste Reden von einander scheiden werden. Es kann nicht anders sein, wir haben Vielerlei zusammen erfahren, wir haben uns zusammen gefreuet, und haben Herz genug, auch mit einander zu weinen. Aber laß uns im Voraus die Hand darauf geben, daß wir dem, so schnell es sein kann, ein Ende machen, daß wir uns nicht kümmern und erschüttern, sondern trösten und ermuntern wollen, zu dulden als solche, welche die Hoffnung haben, daß sie nicht immer hier bleiben, daß es für sie anderswo Aufschluß und völlige Befriedigung giebt.

Alle trockneten oder verbargen Thränen. Weißt du wohl, Haiden, fuhr Buchbaum aufheiternd fort, wie wir uns in Jena so zusammen an den Tisch setzten? Freilich dampfte uns da keine so gewürzte Suppe entgegen, auch blinkte für uns kein Wein, wie hier; aber es waren doch gute, gute Zeiten!

Haidens Antwort, die das Erwähnte weiter ausmalte, und die Folge von lachenden Bildern, die sich leicht daran anreihte, so wie manches Wörtchen von öffentlichen Begebenheiten, worüber Haiden von jeher gern plauderte, würzte das Mahl, und das Mahl labte und stärkte. Die Wirthin hatte es sorgsam zugerichtet, wie die Liebe zuzurichten pflegt, und bloß für den alten Jugendfreund war ein köstlicherer Wein angeschafft worden, als Haiden gewöhnlich trank. Gutmüthigkeit gab und empfing, Gutmüthigkeit sprach und hörte bei und nach dem Mahle.

War es ihr leiser Zug, der Alle mahnte, gegen die, mit welchen sie sich so innig eins fühlten, auch gar nichts im Herzen zurückzubehalten, oder war es bei allen ein dunkler Gedanke, daß sie sich in der gegenwärtigen Stimmung über erlittene Leiden am gefaßtesten sprechen lassen werde, oder war es beides, was der Unterhaltung bald nach Tische Feierlichkeit und Klagen, Seufzer und Thränen gab? Wie unwillkührlich waren sie plötzlich in einem Gespräche vertieft, an welchem sie oft schon gestreift, und das sie doch immer vermieden hatten. Sie rückten ihre Stühle näher zusammen, die Reden wurden schneller von den lauschenden Ohren empfangen, oft faßte eine Hand die andre, und oft drückte sich eine Brust an die andre, da Alles, was die Freunde aus traurigen Briefen wußten, wiederholt, erläutert und gegenwärtiger gemacht ward.

Buchbaum erzählte, wie sein Sohn, von welchem Haiden immer behauptet hatte, daß er ein außerordentlicher Mann werden müsse, zwei Jahre lang auf der Universität die größesten Erwartungen zu übertreffen versprochen, welche Fortschritte er in der Rechtswissenschaft, die er erlernte, und in der Meßkunst, die er vorzüglich liebte, gemacht habe, wie er dann durch eine verzeihliche Unbesonnenheit in eine Schlägerei, und durch diese in einen mehr öffentlichen Aufruhr verwickelt, wie er, der nicht leicht unter den Letzten war, als einer von den Anführern entdeckt, und schimpflich von der Universität verwiesen sei. Er hat es nicht gewagt, setzte der Vater schluchzend und oft stockend hinzu, indeß die Mutter in Thränen schwamm, mir wieder unter die Augen zu treten, da er meine Hoffnungen so schrecklich getäuscht hatte. Und Gott weiß es, ich hätte ihm gern vergeben. Daß doch Kinder Zutrauen zu dem Vaterherzen hätten! Ach, warum hat Furcht und Stolz über die Liebe gesiegt? Gott ist mein Zeuge, ich hätte ihm vergeben. Denke Haiden, bald nach seiner, damals noch nicht allgemein bekannten Entweichung, hat ihn ein Bauer auf dem Hügel hinter unserm Dorfe ernst und sinnig nach der Pfarrwohnung hinab blicken sehn. Der Mann denkt, Fritze ist zum Besuche zu Hause, und hat nichts Arges daraus. Nach acht Tagen erfuhr ich es gelegentlich. Wie habe ich geforscht! aber alles Forschen ist vergebens gewesen. Wenn uns eine Spur nicht irre geleitet hat, so ist er zu Schiffe gegangen. Gott, in welchem Meere mag er schwimmen oder verwesen. Wie beugst du mein graues Haupt, mein Fritze, mein einziger Sohn!

Getrost Freund, fiel ihm Haiden ein, getrost! es ist noch nicht Alles verloren; seit einem Jahre ist er verschwunden, vielleicht siehst du ihn wieder, vielleicht siehst du ihn bald wieder. Dir ist doch noch die Hoffnung übrig. So ist es mit uns nicht. Unsre Lotte kommt nimmer zurück von dem Todtenacker.

O, rief Buchbaum, wie gern tauschte ich mit dir! Deine Tochter starb als eine fromme, tugendhafte Jungfrau, du weißt, wo sie ist, du hättest sie nicht so versorgen können. In ihrer reinen Blüthe ward sie hingegeben in die Arme des Vaters, der sie nun weiter erziehen wird. O! daß ich so wüßte, wie du, wo mein Sohn ist! Siehe, wenn er auf unserm Kirchhofe eingesenkt wäre, als ein früh vollendeter schuldloser Jüngling, hinknieen wollte ich auf seinem Grabe, und die Hände falten und mit Entzücken rufen: du Herr hast ihn mir gegeben, du hast ihn mir genommen, dein Name sei gelobt! —

Haiden und seine Gattin thaten, was sie konnten, den Kummer der Freunde durch Ansprüche auf Mitempfindung zu zerstreuen und zu mildern. Sie erwähnten daher aller ihrer Kinder, die in den Jahren der frühesten Jugend starben, und dann weitläuftiger ihrer Lotte, die ihnen als erwachsene Jungfrau vor einem Jahre entrissen ward. Umständlich beschrieben sie das Entstehen, den Fortgang und das Ende der Krankheit, wiederholten die letzten Reden der guten Tochter, und ergossen sich dann, als wollten sie ihre Zuhörer nicht wieder zur Beachtung des eignen Wehes kommen lassen, in Aeuße-

rungen über die mannichfaltigen Beschwerden, über die Mühe und Angst des irdischen Lebens, wobei sie besonders auch die Furcht vor räuberischem Ueberfall in Anschlag brachten, die sie in der Nähe eines großen, damals noch sehr unsichern Waldes fast unablässig gefühlt hätten. Wir können uns glücklich schätzen, fügte Haiden hinzu, daß wir so durchgekommen sind. Mein Vorgänger in meiner vorigen Stelle ward doch, wie ich euch mehrmals erzählt habe, in zwanzig Jahren dreimal bestohlen. Auch ist seit zwei Jahren wieder mehr als vorher von Einbrüchen gehört worden. Und eben das hat mich stärker als die übrigen Vortheile zur Annahme meines jetzigen Amtes bewogen. Hier sind wir doch ein Stündchen weiter von dem fürchterlichen Walde entfernt, in dessen Nähe wir sonst wohnten. Ohne Sorgen leben wir indeß auch hier nicht, und unsre Nächte sind unruhig. Wie wohl ist, sprechen wir manchmal, denen in den Gräbern, die keine bösen Menschen mehr fürchten. Oft schlafen wir erst, wenn wir des Morgens um vier Uhr die Stimmglocke tönen hören, noch auf ein Paar Stunden unbekümmert ein.

Diese Worte führten mancherlei Beschreibungen von Diebstählen und von dabei verübter List und Gewalt herbei. Man weiß, wie in unsern Zeiten bei größerer Sicherheit dergleichen Gespräche die Aufmerksamkeit spannen und die Theilnehmung anziehn, indeß sie das Haar sträuben; mit welcher Innigkeit mußten sie also von denen geführt werden, die vor beinahe hundert Jahren in einer sehr waldigen Gegend das in der Wirklichkeit scheueten, was uns fast nur wie eine grause Dichtung schreckt. Enger drängten sich die trauten Leute zusammen, und erzählten mit leiser Stimme eine furchtbare Geschichte nach der andern, bis die Erwähnung, wie spät es sei, gleichgültigere und auf einen erwünschten Schlaf besser vorbereitende Reden in den Gang brachte.

Zehn Uhr war vorüber, als die Gäste in ihr Schlafzimmer hinauf begleitet wurden, und die Wirthe sich heiter und furchtloser als gewöhnlich zur Ruhe legten und entschliefen. Wenn man willkommne Freunde unter seinem Dache hat, ist man ja immer vor Dieben und Feuer minder bange, gleichsam als wären mit den Geliebten mächtige Schutzgeister in das Haus eingezogen. Auch Buchbaum lag mit seiner Gattin bald auf dem von sorgsamer Pflege erwärmten Lager. Der Alte hatte ein Tischchen vor das Bett gestellt, und seiner Gewohnheit nach vor dem Entschlummern ein wenig gelesen. Diesmal hatten ihn einige fromme Gesänge aus einem damals geschätzten Liederbuche beschäftigt. Ach dies Liederbuch war ihm vorzüglich theuer als das letzte Weihnachtsgeschenk, das seinem verlornen Sohne bescheert ward. Zierlich war es in rothes Pergament gebunden, und auf der Decke stand in Silber abgedruckt der Name des damals glücklichen Kindes, von Blumenranken und einer Krone eingeschlossen. Buchbaum schöpfte am Abende, wenn er nicht in der Bibel las, oft aus diesem Buche Erbauung, und dazu hatte er es auch beim Abreisen beigesteckt. Mit Gedanken, wie sie dies Büchlein erwecken mußte, war er, indeß sein Weib schon in festerm Schlafe lag, in leisen Schlummer gesunken.

Plötzlich schreckte ihn ein erschütterndes Krachen, wie wenn Alles umher zerschmettert würde, wieder auf, und über seiner schnellen Bewegung ermunterte sich seine Gattin. Er glaubte, einen Donnerschlag gehört zu haben, und faltete die Hände zum Gebete, als in der Kammer neben der Stube ein vielfaches Geräusch und Flüstern merklich ward. Räuber hatten den Fensterladen von außen aufgesprengt, und besprachen sich nun in der Kammer. Herr Gott! Diebe, Diebe! seufzten die Gatten einander zu, als schon mit einer Blendlaterne ein langer, furchtbarer Mann in die Stube trat, dessen Antlitz ein tief herabgedrückter Hut oben eben so verbarg, als den untern Theil des Gesichts ein schwarzer Bart verhüllte. Er schaute umher, betroffen darüber, daß er Menschen in der Stube bemerkte, und winkte seinen Gefährten zurück zu bleiben. Dann nahte er sich mit festem, bedachtsamen Schritte und beugte sich über das Bett her, in welchem die Alten mit über einander gerungenen Händen, an allen Gliedern sichtbar zitternd wie vom Fieberfroste geschüttelt, sich abwärts nach der Wand hin gerichtet hatten, so daß die Silberlocken des Greises dem Räuber zuerst in die Augen fallen mußten. Dieser Anblick schien ihn mächtig zu rühren; wie von übermannender Ehrfurcht ergriffen, starrte er so bestürzt weg, daß sein zurückfahrender Arm das Liederbuch vom Tische riß und dieses vor seinen Füßen niederfiel.

Er hob es auf, taumelte in die Mitte der Stube, richtete den Blick so schmerzlich aufwärts, als solle er vergehn, dann warf er ihn wieder auf das Buch, dann ballte er die Hand gegen die Brust, zitterte wieder nach dem Lager, hing eine Weile über demselben, wie ein Mensch, dem Vernichtung angekündigt ist, bebte dann wie von einer schrecklichen Gewalt gezwungen gleichsam sich sträubend zurück mit einem langen entsetzlichen Ach! schob das Buch hastig in den Busen, und ein Krampf schien seinen schlaffen Gliedern neue Festigkeit zu geben, als er hinweg stürmte und in der Kammer leise aber schnell gebot: Fort, im Augenblicke fort! oder ihr seid verloren, wir sind verloren, weg, weg! Ohne Verzug entfernten sich alle und zuletzt der Anführer, der noch einmal aus der Mitte der Kammer mit einem langen entsetzlichen Ach! wie vorhin, nach dem Lager herüber stöhnte und dann den übrigen folgte.

Es ward wieder still, die Gatten richteten sich auf, matt und mühsam wie Menschen, die ein Mörder erschlagen zurück zu lassen glaubte. Herr Jesus, Vater, seufzte die Mutter, das war Fritze. Sein Ach! — seine Stimme in der Kammer! — Gott! seufzte der Vater entgegen, es war Fritze. An der Stimme in der Kammer erkannte auch ich ihn, und sein Ach, sein Blick auf das Buch, — siehe, es ist nicht mehr da, — macht es mir gewiß; aber schweig, auch gegen unsre Freunde schweig, es war unser Sohn, wehe! —

Beide waren wie zermalmt. In einem Zustande dumpfer Betäubung wurden sie hernach von den wach gewordenen Wirthen getroffen, in einer Art von Betäubung, die Haiden und seine Frau als eine Wirkung des Schreckens nicht auffallend fand, blieben sie ferner, sie sprachen wenig, äußerten Liebe und Herzlichkeit mehr durch Geberden und schmerzliches Lächeln, als durch Worte und reisten, so bald es möglich war, in ihre Heimath zurück.

---

## Der Besuch.

### Zweites Gemälde.

Der Mensch vermag bisweilen etwas zu dulden, was er vorher für unüberstehlich, und Lasten zu tragen, die er, als möglich gedacht, für drückend gehalten haben würde. Die beiden Gatten sammelten sich allmählig aus der ersten wohlthätigen Dumpfheit ohne merkliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und erstaunten oft selbst darüber, daß sie so gefaßt waren. Wir haben, sagten sie wohl, das Unsrige an ihm gethan, wir haben uns nichts vorzuwerfen: Gott, der du uns Kraft giebst, laß ihn auf gute Wege zurück kommen. Zur Linderung ihres Schmerzes wirkten zum Theil auch die Schlüsse, die sie aus seinem ganzen Benehmen bei dem Ueberfalle und aus der Verbergung des Liederbuches auf seine Gesinnungen machten. Und diese Gesinnungen bestätigte ihnen bald nachher ein mit dem Erguße der quälendsten Reue und mit den flehendlichsten Bitten um Vergebung erfüllter Brief, welcher über alles folgenden Aufschluß gab:

Nach mehren fruchtlosen Versuchen, ein anständiges Unterkommen zu finden, hatte er bei seinen Streifereien einen mit ihm verjagten Jüngling getroffen und nebst demselben den Entschluß gefaßt, Soldat zu werden. Von allem entblößt und der Verzweiflung nahe, fanden beide in dem Gasthofe eines von der Landstraße entlegenen Dorfes einen Menschen, den sie nach seiner Tracht und nach seinem Vorgeben für einen Werber hielten. Dieser zog sie einige Tage mit sich herum, verpflegte sie beide während einer Krankheit sorgsam, schlug sich dann mit ihnen in waldige Gegenden und führte sie nach mancherlei Vorbereitungen bei der noch nicht sehr zahlreichen Rotte ein, deren Anführer er war. Von ihrer schrecklichen Lage, von Drohungen und Ueberredungen bestürmt, entschlossen sie sich zu dem Gewerbe der Menschen, welchen sie schon verpflichtet waren. Die rasende Kühnheit, womit sie bei der ersten Unternehmung den Tod suchten und nicht fanden, gab ihnen bei der Bande ein Gewicht, welches der Jüngling mehrmals zur Verhütung eines Mordes und anderer Schandthaten gebraucht zu haben versicherte.

„Der Einbruch bei dem redlichen Haiden, so hieß es dann wörtlich, welchen ich noch in dem Dorfe wähnte, wo ich als Knabe so manchmal die größten Seligkeiten genoß, war der zehnte und letzte Ueberfall, woran ich Antheil nahm. Tief erschütterte mich die Aehnlichkeit mit meinen Eltern, die ich an den weggewandten Gesichtern zu bemerken glaubte, und bei dem Anblicke des Buches, welches mir den gräßlichen Aufschluß gab, war mir, als würden meine umnebelten Augen aufgethan, in den Himmel, den ich verloren, und in die Hölle, in welche ich mich gestürzt hatte, zu schauen. Dies Buch ist nun mein köstlichster Schatz, immer trage ich es bei mir. Die Bilder von dem Segen der Unschuld, von häuslichem Frieden und Fleiße, von häuslicher Redlichkeit, Schuldlosigkeit und Freude, die es täglich in meine Seele ruft, werden mich meinen gegenwärtigen Vorsätzen treu erhalten. Oft war mir, wenn meine Hand es berührte, als tönten mir noch einmal die Abschiedsworte der Mutter: Vergiß deine Eltern und ihre Hoffnungen nicht! als hörte ich noch einmal den Vater sagen: Wandle vor Gott und sei fromm! — Ueber die Vereitlung des Raubes wußte ich die Rotte zu besänftigen,

und nach zwei Tagen gelang es mir und meinem Freunde, ihr zu entrinnen." —

Der Schluß des Briefes enthielt dann noch die Nachricht, daß er jetzt mit Aussichten auf Glück eine anständige Beschäftigung treibe und keiner Unterstützung bedürfe; eine Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen er seinen Aufenthalt nicht angebe, die Bezeichnung eines mit seinem Gefährten nahe verwandten Mannes, der zwar nicht seine Schicksale, aber seinen Wohnort wisse und ihm Briefe seiner Eltern zukommen lassen werde, und zuletzt Aeußerungen der innigsten Wünsche, daß er einst im Stande sei, den Bestohlenen, die ihm beständig vor Augen stünden, den Ersatz zu leisten, zu welchem er sich verpflichtet halte.

Aehnliche Briefe kamen in den folgenden Jahren zwar selten und mit vorsätzlich unbestimmt abgefaßtem Inhalte; aber die Gefühle und Grundsätze, die aus ihnen sprachen, richteten die Eltern eben so auf, als ein paarmal die Nachrichten von weiterer Entfernung sie bekümmerten. Buchbaum und seine Gattin gewannen das Leben wieder lieb, das ihnen in der Erwartung der wichtigsten Auflösung eine immerwährende Spannung gab, und in welchem sie noch einen unermeßlichen Schatz von Freuden zu heben hofften. Sie wurden wieder so gesund, als sie vor dem Verluste des Sohnes gewesen waren, nahmen wieder wie vorher an der Welt und ihren Ereignissen Theil, und der Briefwechsel mit Haiden ward von neuem so lebhaft als sonst geführt. Die lieben Freunde erfuhren von Fritzen, was sich mittheilen ließ, erklärten sich das Mangelhafte in den Nachrichten aus seinem Stolze, der noch immer eine öffentliche Beschimpfung nicht verschmerzen könne; und erhielten vielmals die dringendsten Einladungen. Ueber dem allen waren indeß beinahe vier Jahre seit Buchbaums merkwürdigem Besuche vergangen, als endlich an einem Abende im Anfange des heitern Herbstes der ersehnte Haiden mit seinem Weibe, wie es seit Monaten zugesagt war, zur Zeit des Abendessens, das schon auf Kohlen ihrer harrte, eintraf.

Freundschaftliche Wärme, Erinnerung, Mittheilung und Freude waltete bei demselben, wie in vorigen Zeiten, nur kummerfreier, als beim letzten Besuche. Buchbaum erzählte seinen Lieben, wie er die vollen acht Tage, die sie bei ihm zubringen wollten, vorläufig zu ihrem Vergnügen eingetheilt habe. In den letzten Tagen, sagte er, leben wir ganz uns selbst, die vorletzten bringen wir bei einigen braven Nachbarn zu, auf übermorgen ist alles von guten Menschen, was du in unserer Gegend kennst, besonders auch der ehrliche Pfarrer Müller, eingeladen, und morgen fahren wir mit dem Frühesten in die Stadt, um den Obersten Roulon zu sehen, der gegen Mittag mit seiner Schaar wieder ausrückt.

Den Obersten Roulon zu sehen? rief Haiden, der längst gern auf seinen Lieblingsstoff, auf Staatssachen und Kriegsbegebenheiten gekommen wäre, — ha! das ist schön. Roulon ist in diesem Kriege seit einem Jahre mein Held. Da siehst du Frau, daß ich Recht hatte. Sagte ich nicht, Roulon ist dort in der Nähe, wer weiß, ob er uns nicht zu Gesichte kommt? — Unterwegs habe ich gehört, daß er in der Stadt erwartet würde.

Buchbaum. Und er ist heute Mittags wirklich eingetroffen.

Haiden. Ja der ist rasch, wo man kaum an ihn denkt, da ist er schon. Er sei ein wunderschöner Mann von einer wahren Heldengestalt, sagte mir heute ein Gastwirth, der ihn gesehen hatte. Weißt du wohl, wie er sich vor einem halben Jahre, als man ihn bereits verloren gab, mit seinen Paar hundert Leuten durchschlug? das war ein erstaunlicher Streich! Wir können froh sein, daß uns hier der Krieg nicht näher angeht.

Buchbaum. Je nun, gegen den wehrlosen Bürger und Landmann war er doch immer edel und gütig.

Haiden. Freilich wohl, freilich. Bewaffneten Kriegern gegenüber wie ein Löwe, ist er doch selbst in Feindes Lande schonend und billig, und gegen alle andern friedlich wie ein Lamm. Roulon ist mein Held! — Auch gelehrt soll er sein.

Buchbaum. Wenigstens nach seinen Briefen und Reden zu urtheilen, die wir gelesen haben. —

Buchbaum stand hier auf und holte Zeitungen herbei. Ich habe, fuhr er fort, diese Blätter, die heute Nachmittags kamen, und die du noch nicht gesehen haben kannst, absichtlich für dich aufgehoben. Höre nur, hier ist eine Rede, die er vor dem letzten Durchzuge durch feindliches Gebiet, ehe er in unsre Lande kam, an seine Soldaten gehalten hat: „Muthig, meine kühnen Mitstreiter, meine braven Waffenbrüder, muthig! Nur noch eine kurze Zeit Schweiß und Mühe, sofolgt Ruhe, nur noch eine Zeitlang Gefahren und Wunden, so seht ihr eure Eltern und Weiber und Kinder und Bräute wieder. Denkt an die Eurigen, und fragt euch, wie ihr wünschtet, daß sie behandelt würden, wenn unsre Gegner siegreich wären, wie wir sind. So handelt denn in des Gegners Lande. Seid muthig bis in den Tod gegen die gerüsteten Feinde, und schonet der unbewaffneten Handwerker und Bauern und Weiber und Kinder, mit welchen wir nicht fechten, und welche zu plagen den Krieger schändet. Geht, wenn wir weiter in die Länder kommen, deren Bewohner nichts mit uns zu zu schaffen haben, mit diesen wie mit Freunden um, erleichtert ihnen die Lasten der Kosten, welche die Nähe von Kriegsheeren ihnen unvermeidlich auflegt, erpreßt nichts, bezahlt redlich, was ihr empfangt; nehmt, was die Reichern euch so geben, als Geschenke dankbar an, und erwartet nichts von den Aermern. Seid meine kühnen Waffenbrüder, seid immer, was ihr waret, ehe ihr Soldaten wurdet, seid und bleibet Menschen!" —

Herrlich, herrlich! Roulon ist mein Held. Laß uns anklingen: Er mag jetzt einen vergnügten Abend haben! rief Haiden, griff dann begierig nach den Zeitungsblättern, und vertiefte sich mit seinem Freunde so im Lesen, Beurtheilen und Erzählen, daß der Abend allen, sie wußten nicht wie, verschwand.

Bald ruhten die lieben Gäste in den Armen des Schlafes, auch Buchbaum wollte sich niederlegen, und erneuerte nur noch mit Innigkeit und Wehmuth das Andenken an den ernsten Auftritt, den er bei seinem Freunde erlebte, als hastig an die Thür geklopft ward. Buchbaum schrak zusammen, öffnete vorsichtig einen Fensterladen, und sahe im hellen Mondenscheine einen Mann, den ein langer Mantel verhüllte, und hinter ihm einen Diener zu Pferde.

Wer ist da? fragte der Greis.

Der Oberst Roulon, war die Antwort.

Ach Fritze! Fritze! Gott im Himmel! Mutter! Fritze ist da. Dieses Rufen, und mit der Mutter hinaus taumeln, mit den Worten: Mein Sohn, mein Sohn! in des Mannes Arme sinken und an seinem Busen hängen, war so eins, daß die Erzählung es nicht scheiden kann. Grüße, Umarmungen, Liebkosungen, einzelne Fragen, Bitten um Verzeihung und Ausbrüche ihrer vollsten Gewährung wechselten lange, ehe der Sohn nur dies Wenige im Zusammenhange sprechen konnte: Welcher Macht — und ich denke auch welchem Rechte — ich diene, wißt ihr nun. Der vor vier Jahren ausgebrochene Krieg kam mir und meinem Gefährten, dem kühnen Major, der jetzt so oft genannt wird, zu Statten. Wir traten mit veränderten Namen in Kriegsdienste. Bei der Erstürmung einer Batterie kämpften wir beide mit der Wuth von Verzweifelnden, Unzählige sanken neben uns, wir kamen durch; ich trug nur diese beiden Hiebe auf der Stirn, einen Streifschuß im linken und eine unbedeutende Wunde im rechten Arm davon. Wir wurden ausgezeichnet und waren bald Offiziere. Meine Kenntnisse, vorzüglich meine Bekanntschaft mit der Meßkunst, fernerer Muth bei verschiedenen bald auf einander folgenden Unternehmungen, ungewöhnliches Glück bei einigen sehr gewagten, und der Tod so vieler braven Männer haben mich und beinahe eben so meinen Freund mit seltner Schnelligkeit emporgehoben. Große Schätze sind seit mehr als einem Jahre auf die rechtmäßigste Art in meine Hände gekommen, aber reich bin ich nicht. Es gab überall so viele Elende, denen geholfen werden mußte, und — o Gott, ihr wißt es — ich hatte zu erstatten. Erst vor einem Monate habe ich mich des letzten Ersatzes entledigt. Kennt ihr dieses Liederbuch noch? Gott, welche Erinnerungen hängen an ihm, daß ich sie ein Paar Tage hindurch in diesem Hause auffrischen und feiern könnte! Ach es ist noch alles in der lieben Stube, wie ehemals, auch ein Canarienvogel, vielleicht derselbe, den ich zuletzt mit von der Schule brachte, hängt an der alten Stelle. O daß ich eine Zeitlang hier hausen dürfte! Sehen mußte ich euch; aber meine Zeit ist kurz. Morgen Mittags gehe ich weiter, die Mitternacht ist vorbei, und um zwei Uhr ist meine Gegenwart in der Stadt nöthig. Morgen früh nach sieben habe ich noch ein Stündchen Muse, könntet ihr dann in der Stadt sein, da ließe sich noch manches sprechen und erzählen.

Wir kommen, wir kommen, mein Sohn, erwiederten die Alten, aber der redliche Haiden ist hier, dürfen wir ihn mitbringen?

Haiden, ach Haiden! rief der Held, o wie vieles Entzücken soll sich mir in wenige Stunden zusammen drängen! ja er muß mitkommen. Er hört ja so gern erzählen.

Nur einige flüchtige Verabredungen und ein Paar lange Umarmungen waren noch möglich, denn die Stubenuhr schlug eins. Wie oft hast du mich schon, sprach der Krieger, an den gern verschobenen Abschied gemahnt! Auf Wiedersehn in wenigen Stunden, lebt wohl, lebt wohl!

### Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen! Ich bin so heiß, als ob ich einen schwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule ist freilich jetzt voll Kinder; ist's nicht so warm davon in der Stube, als ob eingeheizt wäre? Je nun, so unbequem es sonst ist, in der Wohnstube unterrichten zu müssen, im späten Herbste hat es doch seinen Vortheil, wenn man so wenig Holz zum Heizen bekommt, als ich. Die Wärme von meinen Schülern habe ich bei meinem Amte obenein, und sie ist mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit angerechnet. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findet's meine Frau, wenn sie herein kommt, nicht so schwül als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter schon so viele gab, seitdem der neue Kirchenrath die Landschulen in Ordnung bringen will und auch mich besucht hat. Was kann man dazu sagen? Der Mann hat gute Absichten, und gute Absichten soll man haben. Auch ist er freundlich und nicht stolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger, rechtschaffener Schuldiener wäre und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verständiger würden, als die Vorfahren, — und als ich selbst bin, hätte ich bald hinzugesetzt. Die Kinder, sagte er, müssen in der Naturlehre und Naturgeschichte nicht fremd bleiben, und wissen, was heutiges Tages gesund ist, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie schwer es sich auch lernt, wenn man sechs und siebenzig Jahr alt ist.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen lassen, ohne es je selbst mit der muthwilligen Schuljugend versucht zu haben, sollten nur bedenken, wie selten für die neuen Sachen, die sie vermuthlich alle wissen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man selbst nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Last zu Theil. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtsinnigen Knaben, und mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeschichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit so vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, das ich den Jungen in den Kopf bringen soll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir blutsauer; habe ich nicht gestern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon sprechen zu können! Die Kinder staunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorschein bringe, und ich sehe es ihnen an, daß sie denken, wer hätte geglaubt, daß unser Schulmeister so gelehrt ist! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es selbst erst im Schweiße meines Angesichts gelernt habe! Daß läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das sei unter den Lehrern nicht Sitte, sagte er, und vermindre nur ihr Ansehen. Er muß es ja verstehen. Nur schlimm, daß ich nicht alles recht behalte, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergessen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, und daß, seitdem das Buch geschrieben ward, woraus ich lerne, schon Manches wieder anders geworden ist. Hat mir nicht der Herr Pfarrer gesagt, daß hinter dem Saturn noch ein Planet entdeckt wäre? Was kann nun das helfen? Es waren ja Planeten genug, zumal für ein altes Gedächtniß.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus gesprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälschlich, wie ich nun aus meinem Buche sehe, den Mars vor den Merkurius gesetzt. Das haben sich die Jungen denn so fälschlich eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht schadet! wie beuge ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh sagen, die Gelehrten wären darüber verschiedener Meinung; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Merkurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt, und für gewiß erfahren, daß der Mars erst nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu scheinen, als ich bin, nicht reden. Also kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich versprochen, daß ich geirrt habe, und so mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uebung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr scheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre lesen, und meine Kinder lesen fertig, und ein wenig schreiben und rechnen, und stelle die Planeten, so gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück schauen? Bin ich nicht von jeher mit den Knaben hingekommen, ohne Ungestüm und Gewalt, indeß manche Schulmeister alles durch Schläge zwingen wollen, als ob die Köpfe der Kinder Steinnüsse wären, die man aufklopfen muß? Hat nicht Wilmsens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchstaben kennen gelernt? Beim ersten Schulbesuche acht Buchstaben!

In derselben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch größeres Wesen davon, und läßt sich reichlicher dafür bezahlen. Ich will bescheiden meine kleine Thaten thun, und still meinen Weg gehen, und nicht viel Geschrei davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mir's immer so gelingt, und genügsam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten sein, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hause, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine schwarze Weste so röthlich wird und hie und da zerreißt, daß ich sie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anstoß daran, und die Wahrheit zu sagen, es giebt auf unserm Planeten Westen, die in noch schlechtern Umständen sind. Also getrost! ich will ferner fleißig arbeiten und ärmlich wohnen und essen, ich will in meinen müden Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunsche glückt, dem Herrn Kirchenrathe sagen: Haben Sie Nachsicht mit meinem Kopfe, und sehen Sie auf mein Herz. Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern giebts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kommt ja meine Christine mit der Wassersuppe und den rauchenden Kartoffeln!

---

## von Starkenberg, s. Minnesinger.

---

## Gotthold Friedrich Stäudlin,

am 15. October 1758 zu Stuttgart geboren, ein Bruder des bekannten Theologen K. F. Stäudlin, lebte als Doctor der Rechte und Kanzleiadvocat in seiner Vaterstadt, bis er am 17. September 1796 auf einer Reise zu Straßburg im Rhein seinen Leben ein Ende machte.

Albrecht von Haller, Gedicht in drei Gesängen. Tübingen, 1780.

Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten. Stuttgart, 1781.

Vermischte poetische Stücke. Stuttgart, 1782.

Gedichte. Stuttgart, 1788. 91. 2 Thle.

Gab heraus:

Schwäbischer Musenalmanach. Stuttgart, von 1782—87, und die

Poetische Blumenlese. Stuttg., 1792. 93. 2 Thle.

Gedichte der Geschwister Stäudlin. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

St. suchte vorzüglich Haller nachzuahmen und war nicht ohne Talent für die didactische und descriptive Poesie.

## Karl Friedrich Ständlin

am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und durchreiste nach vollendetem Studium, seit 1786 als Erzieher, später allein bis 1790 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Sogleich nach seiner Rückkehr von London wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie zu Göttingen ernannt, wo er von nun an, ununterbrochen thätig, — als Doctor der Philosophie und Theologie, auch Consistorialrath wirkte und am 5. Juli 1826 starb.

Von ihm erschien:

Geschichte und Geist des Scepticismus. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geschichte der Sittenlehre Jesu. Göttingen, 1799—1823. 4 Thle.
Geschichte der philosophischen, hebräischen und christlichen Moral. Hannover, 1805.
Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft. Gött., 1808.
Geschichte der theologischen Wissenschaften. Göttingen, 1810—12. 2 Thle.
Geschichte der Moralphilosophie. Hannov., 1822.
Universalgeschichte der christlichen Kirche. Hannover, 1823. 3. Ausg.
Kirchengeschichte von Großbritannien. Göttingen, 1819. 2 Thle.
Monographien, Lehrbücher u. s. w.

St. suchte als Theolog, vorzüglich auf historischem Wege, die ruhige Mitte zwischen der strengen Orthodoxie und der Neuerungssucht zu halten, und zeichnete sich durch Fleiß, Scharfsinn und Gründlichkeit (seine letzten Schriften ausgenommen, die hin und wieder den Stempel der Flüchtigkeit tragen) sehr vortheilhaft aus.

---

## Heinrich Steffens

wurde am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. 1779 kam er mit seinem Vater nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Röskilde, und 1787 nach Copenhagen. Die Natur schien den tieffrommen und wohlredenden Jüngling zum Geistlichen berufen zu haben, aber er bestimmte sich frühe einen andern Weg. Büffons Werke versetzten ihn in solche Begeisterung, daß er beschloß, dies Studium zum Ziel und Preis seines Lebens zu machen. 1790 begann er seine akademische Laufbahn, die er so ehrenvoll beendigte, daß die Prüfungscommission der Naturforscher ihm 1794 eine Summe von 150 Thlrn. zu einer Reise in sein Vaterland bewilligte. Den Sommer dieses Jahres verlebte er in Bergen, und wurde im Herbst, nachdem ein Schiffbruch an der Elbmündung ihm seine ganze Habe geraubt hatte, nach Hamburg verschlagen, wo er den Winter über blieb. 1796 trat er, unter der liebevollen Fürsorge von Hensken und Fabricius, zu Kiel als Docent seiner Wissenschaft auf und seine äußere Lage würde sich bald genug freundlich gestaltet haben, hätte ihn nicht der Zwiespalt seines durch Spinoza zerrissenen Inneren aus dieser Ruhe aufgescheucht. Sein guter Geist führte ihn nach Jena, wo Schelling eben begonnen hatte, die Blüthe seines Systems zu entfalten, die, wie Platen ihm zusingt, Dichter begeistern konnte. St. ward bald in die neuen Mysterien so tief eingeweiht, daß Schelling ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften erkohr. In Jena Doctor und Adjunct der philosophischen Facultät geworden, ging er über Berlin nach Freiberg, wo er des großen Werner Achtung und Freundschaft erhielt und seine ersten Werke zu schreiben anfing. 1802 kehrte er in sein Vaterland zurück und las in Copenhagen mit hinreißendem Beifall, aber mancherlei Anfeindungen bewogen ihn, 1804 dem Rufe zu einer Professur in Halle zu folgen. Durch die Schlacht bei Jena von da vertrieben, lebte er bis 1809 in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann in seine Stellung zurück. Die heimlichen Bündnisse der Patrioten von Preußen fanden in Steffens den feurigsten, unerschrockensten Genossen. Lauter durfte freilich sein Donnerwort sich erheben, als er 1811 nach Breslau kam, wo das begeisterte Volk nur des Führers bedurfte. Er schrieb und sprach Befreiungsreden, trat endlich selbst in die Reihen der Freiwilligen, die er, nicht vor dem Fall von Paris, und mit dem eisernen Kreuze geschmückt verließ. Darauf kehrte er wieder als ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturgeschichte zu Breslau, bis er 1831 an die Berliner Universität berufen wurde, zu deren glänzendsten Zierden er gehört.

Das Verzeichniß seiner Werke beurkundet die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes:

Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde. 1801.
Handbuch der Oryktognosie. Halle, 1811—24. 4 Bde.
Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft. Berlin, 1806.
Anthropologie. Berlin, 1822. 2 Bde.
Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik. Breslau, 1829 und 1835.
Ueber die Idee der Universitäten. 1809.
Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin, 1817. 2 Bde.
Carricaturen des Heiligsten. Leipzig, 1819—21. 2 Bde.
Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Breslau, 1824; neu 1831.
Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir Lutherthum ist. Breslau, 1831.
Die Familien Walseth und Leith. Breslau, 1827; neu, 1830. 3 Bde.
Die vier Norweger. Breslau, 1828. 6 Bde.
Malcolm. Berlin, 1831. 2 Bde.
Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten. Berlin, 1835.
Religionsphilosophie. Berlin, 1841.
Was ich erlebte. Berlin, 1841.

St. ist einer der genialsten Schüler Schellings und unter den Naturphilosophen nächst Oken unbedingt derjenige, welcher die Wissenschaft und das Leben am Glänzendsten seinem Systeme zu vermitteln wußte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er als Philosoph zu poetisch, als Dichter zu philosophisch sei, und dieser Vorwurf läßt sich allerdings nicht von ihm ablehnen, aber St. wäre ohne diesen Fehler nicht, was er ist, nicht der begeisterte, beredsame Dichter und Denker, nicht so eigenthümlich und reich, wie er sich auf allen Gebieten des Geistes, auf denen er sich bewegt, uns zeigt. Er ist ganz der Sohn seiner Ueberzeugung, Alles kommt bei ihm aus einem warmen, wahren Herzen voll tiefer Frömmigkeit und lebendiger Begeisterung, selbst seine Wissenschaft ruht stets auf seinem Gemüth und das eben ist es, was ihn selbst da, wo er sich zu Extremen hinreißen läßt, so originell und doch so wahrhaft und

innig liebenswürdig macht. Voll Gluth der Empfindung, voll reicher Phantasie, mit seltener Herrschaft über die Sprache, obwohl er nie den Ausländer ganz von sich abzustreifen vermag, ausgerüstet, legt er selbst in seinen Romanen stets nur die Ergebnisse seines Strebens, seiner Anschauung, seiner Erfahrung nieder, und seine Persönlichkeit ist es, die uns immer in derselben auf das Wohlthuendste, selbst unter der farbenreichsten Verhüllung entgegentritt. Man möge ein noch so entschiedener Gegner seiner, namentlich politischen und religiösen Ansichten sein, dieselben noch so heftig bekämpfen, vor ihm selbst wird man stets die größte Hochachtung hegen, denn überall offenbarte sich auch bei dem, was uns vielleicht als Irrthum erscheint, stets die großartige und edle Natur, der es entsprungen ist. Von diesem Standpuncte aus betrachtet erscheinen uns seine Romane besonders, wie Manches auch gegen Plan, Oeconomie und Durchführung derselben einzuwenden sein möge, als die reichsten und beredtesten Zeugnisse einer erhabenen Seele, welche unablässig für das Große und Schöne wirkt, und die Mißverhältnisse des Lebens mit dem Höheren zu vermitteln und zu versöhnen sucht, indem sie sich deren Ausgleichung oder Beseitigung auf die redlichste Weise und mit würdigstem Ernste angelegen sein läßt. Wen der Verstand nicht einseitig gefangen hält, der wird nie ein Buch von St. ohne die innigste und wärmste Anerkennung und Verehrung seiner Persönlichkeit aus der Hand legen.

---

## Aus Walseth und Leith.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Masten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel versehen (ein Ottring), war mit acht Mann besetzt. Diese waren in kurze, meist wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, steif, und glänzend geschwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umschließend, mit breiten Rändern, aus grober zusammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und schwarz, wie jene. Die meisten waren junge rüstige Burschen, zwei ältere, mit langem, struppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Aussehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweise, aber eine gewisse herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrschender Zug.

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräuselten das Wasser, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Osten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herrschte eine feierliche Stille, selten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tönte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger, gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden, scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen; — man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Dubsaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen seltenen Leckerbissen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Haifisch fingen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deßwegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht, den Augenblick zu benutzen, dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so, daß er eben das Zeichen ist, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen, aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

Wir müssen aus dem Strom heraus, sagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Käse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank war eine Mischung von Wasser und saurer Milch.

Als wir gestern früh ausfuhren, fing Thorwald an, sah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehause stehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich ging zurück, die Ruder zu holen; da stand er als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verschwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählst, unterbrach ihn Ola, so will ich dir auch sagen, daß ich den Drouspeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gesegelt waren. Svend sah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wissen solltet.

Gott stehe uns bei! das ist ein schlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — sagte jetzt Svend, ein schöner junger Fischer, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wissen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich sage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fischer blickten ängstlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden sobald nicht nach Hause kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiedersehen, sagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es schien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot ist tüchtig, es fehlt uns nicht an Speise und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?

Sie ergriffen die Ruder, und suchten völlig aus dem Strome heraus, und, so viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während sie alle mit großer Anstrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß bestimmend, bewölkte sich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die schwarze Meeresfläche kräuselte sich immer mehr, und ein Wind blies aus Südosten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgespannt, und sie suchten, den Wind bis auf wenige Grade durchschneidet, und so hin und her kreuzend, die Höhe, die sie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß sie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indessen erhob sich der Wind immer stärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd strebten die kühnen Fischer dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen spielten an dem Rande des schiefsegelnden Boots, überströmten es oft, und als der Wind sich bis zum Sturme steigerte, spritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Wasserfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements schwer zu erkennen. Nur die Worte — schöpft das Wasser aus — reef die Segel ein — das Ruder nach der Leeseite, (Roer i Læ) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüsten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten sich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe sich verengten. Auf dieser Schärfe brachen sich die Wellen, sich zersplitternd in schneeweißen Schaum, der hoch in die Luft spritzte, während ein Theil des Wassers von

dieser Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feste abschüssige Wand herablief. Aber die große riesenhafte Wassermasse hob sich, indem sie sank, sank, während sie sich hob, und so schien sie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Gestalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Hast von dem Oceane gepeitscht, nach Norden gejagt wurde. Die Fischer eilten, als der Sturm sich so gewaltig erhob, die Segel, die Masten herunterzuziehen, schnell griff jeder nach seinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine solche Richtung zu geben, daß es die immer wachsenden Wellen durchschneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtssteigenden Wellen das Wasser neben dem Boote abwärts lief, wurde dieses selbst, von der mächtigen Woge, an welcher es schwebte, wie an einen schroffen Hügel hinauf nach der schäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesschnelle herunterzustürzen. Die Hälfte der Mannschaft ruderte ohne Unterlaß, während einer steuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitschaft, aufmerksam da saßen, um die Rudernden, wenn sie ermüdeten, abzulösen. So gespannt waren sie auf das Nächste, auf das Nothwendigste, daß die Furcht keine Gewalt über sie erhielt. Der Himmel ward immer finsterer, das Meer, die brausenden Wellen immer schwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Männer mußten ununterbrochen das Wasser ausschöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, schwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Mast trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten sie das Schiff; der nächste tauchte es zwischen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verschlungen. Plötzlich erschien es wieder, und jetzt sah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung schwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilschnell vorüber, und sie sahen, wie das Schiffervolk das Entsetzen auf mannichfaltige Weise äußerte, als sie Fischer in einer so gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erscheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannschaft vorüber, bald sahen sie es in der düstern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumspitze tanzend verschwinden, und fühlten sich doppelt verlassen.

Mehre Stunden waren schon verflossen, die Mannschaft erschöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen sich, einzelne Wassermassen erhoben sich kugelförmig mit schäumendem Gipfel, und von der regellosen Bewegung der Wogen ergriffen, schwankte das Boot unbestimmt in allen Richtungen. Schon war es spät geworden, noch immer mußten sie mit Anstrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind sich in Nordwest erhob. Dieser nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Masten wurden aufgerichtet, die Segel ausgespannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fischer, die sich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der sie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durst stillten, theils einschliefen.

Der Wind ist zwar gut, sagte Ola, aber wir sind noch weit vom Lande; und da der Südsturm sich gegen Abend legte, so können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und so Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou ist nicht umsonst erschienen. Ich sehe ihn noch, wie er drohend vor mir stand, und darauf verschwand.

Ich erblicke jetzt etwas Besseres, Ola, erwiederte Svend, erkennst du dort nicht die drei Schwestern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola strengte sich an. Nur das geübte Auge der Fischer konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei schwarze Punkte wahrnehmen.

Indessen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob sich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig setzten die Fischer sich hin, entblößten die Häupter, und stimmten mit rauhen Kehlen einen geistlichen Gesang an, dessen harte Töne sich mit dem Brausen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hineinschallten. Ola sprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in schlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fischer murmelten das allen wohlbekannte Gebet leise nach, und die zwar stumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil sie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours ging nun immer mehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felsenspitzen und Inseln, die wie chaotisch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrissene Riesenmassen sich darstellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennst du, Godöe sichst du, Ola, wie der Nebel sich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht so, erwiederte verdrießlich Ola, du kannst den Wind besprechen, daß er umschlägt. Bis der Fischer in dem Hafen ist, muß er fürchten, ohne furchtsam zu sein. Die Jugend wird immer tollkühner, sie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüsten Meeres sind, wenn wir uns seinen Wellen mit so zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten sah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unsere Väter, von solcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, scheuten sie sich, auch die gemeinsten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in so ungewohnter, unsichrer Lage. Das war der alte stille Ernst; doch jetzt sieht jeder leicht darüber hinweg.

Du hast wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübselige Angst daraus entstünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo starrst du so hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieser. Erst erschien es als ein kleiner schwarzer Punkt, der immer wieder verschwand, daß ich mich zu täuschen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange suchten sie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten sie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher heroor.

Es ist ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerksam hingesehen hatte. — Wir müssen darauf zu, vielleicht ist dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beistimmend.

Sie steuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten sie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von diesem Punkte ausfahren zu sehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Wasser empor, und bald darauf glaubten sie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothschuß, sagte Ola, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgten sie den ihnen jetzt so wichtigen Gegenstand. Immer entschiedener wurde Svends Vermuthung bestätigt. Man war schon einig, daß es eine Brigg sein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmast, den fast verschwundenen Boegspriet, und sah, wie die zerrissenen Taue um den einen kahlen Mast hetumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannschaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten sich lebhaft, streckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, während das Schiff den Wellen preisgegeben, unsicher hin- und herschwankte. Früher hätten sie es schon erreicht, wenn es sich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als sie näher kamen, sahen sie das Ruder zerbrochen, das Hinterkastell zerstört, und hörten das Jammergeschrei der Männer. Endlich legten sie an das Schiff an. Es war schwer, weil die unstäte Bewegung desselben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es schien, von äußerst kraftlosen Armen. Svend war der Erste, der sich durch den Strick auf das Schiff hinaufschwang. Andere folgten, und Alle erschraken, als sie den Jammer erblickten, der auf diesem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrschte. Zehn bis zwölf Menschen schwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen starr und tief in den blassen, abgemagerten Gesichtern liegend. Kaum vermochten sie zu reden. Ein einziger junger Mensch schien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er sprach dänisch. Man erfuhr durch ihn, daß sie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendste Noth der furchtbarste Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieses gehört, als er eilig sich in das Boot schwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fische, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne frisches Wasser. Wie grimmige Thiere stürzten die Matrosen über die rohen Fische her. Vergebens beschwur man sie, zu warten, bis sie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochschwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenblässe hatte sich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewiesen, daß sie bessere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geschlossen, da. Eine einfache, weiße Mütze schloß sich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, ein weißes leinenes Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Brust. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit starken Gesichtszügen, wie es schien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten

Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieses war ein schwarzseidenes Tuch eng geschlungen, so daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerst auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden selten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erschöpfung mit sich, und die rüstigen Fischer hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu diesem kostbaren und seltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläschchen bei sich trug. Mit Wasser verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte sich etwas, und ihr erster Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann versuchte Svend durch dieses Mittel zu stärken.

Während er hier beschäftigt war, hatten einige Fischer die Fische gekocht, diese und Gerstenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genossen gierig, und schauderhaft erschien es dem guten jungen Manne, als er diese feine, edle Gestalt von einem fast thierischen Heißhunger ergriffen sah. Die Frau richtete sich auf, und fühlte sich sichtbar gestärkt. Sie schien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weise die Frau getäuscht hätte, um von den seinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu spät gemerkt, und daher war der Mann früher schon, als die meisten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es schien ihnen ein Räthsel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannschaft auch war, so wurden sie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend setzte schon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man sowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe sichtbar erschüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langsam geht es!

In der That ging das Schiff sehr langsam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küste zu. Während die Fischer mit großer Anstrengung ruderten, und schon zweifelten, daß sie Kräfte genug haben würden, um das Schiff so weit zu schleppen, entdeckten sie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannschaft zu, daß sie eine Kanone lösen sollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer stark, sie schienen den Ruf nicht zu verstehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend bestieg es, er sah nur flüchtig die Frau, die erschöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen schien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten standen, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden sich mit dem ersten, und das Schiff ging jetzt schon schneller nach dem Lande zu.

Indessen neigte sich der Tag, der Wind hörte auf, in der stillen Nacht tönten die vereinigten Ruderschläge, die Wellen brachen sich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger suchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob sich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten sich dem Ufer immer mehr, und als sie gegen Morgen in Breesund hineinruderten, erblickten sie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete sich schnell, Boote strömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinschleppten, konnte vermehrt werden, die erschöpften Fischer wechselten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalvestad, dicht unter einer steilen, drohend herunterhängenden Felsenwand fest angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, Mehrere von der Mannschaft des Schiffes hatten sich so weit erholt, daß sie ohne Hilfe das Schiff verlassen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten sich wechselseitig, stürzten auf die Knie, und die gewaltsamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuschauer, die sie neugierig umgaben.

Unser Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die sich zudrängenden Zuschauer, die sie mit Fragen bestürmten, und war schon gestorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unseren großen Mast zersplitterte, auch unser Steuermann, jetzt todt, lag krank in seiner Koye, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns versahen, zerschmettert, und seit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten sicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilschnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel so ab, daß wir den Hungertod vor Augen sahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und schon fingen einige an, das Schauderhafteste vorzuschlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte sich, und sie erkannte den jungen Mann, der sie so freundlich unterstützt hatte. Aber sie sprach deutsch, und keiner verstand sie. Sie pflegte mit angstvoller Sorge ihren Mann, kniete neben seinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde versucht; allein sie kam zu spät. Mit einem matten Blicke nach seiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in stilles Gebet versunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingestürzt. Nach einiger Zeit schlug sie die großen Augen auf, sie schien ganz in innere Betrachtung vertieft, sie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten sich, ein klares Licht schien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude spielte um die blassen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme sang sie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß versuchet werden.
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Trost erleichtert seines Kind's Beschwerden.
Ei, höre nur, wie er so freundlich spricht:
Verzage nicht.

Und also bricht das Herz ihm gegen dich,
Er spricht: ich muß mich über dich erbarmen,
Du armes Kind hast niemand, außer mich,
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sei gutes Muths, die Hilf' ist dir schon nah,
Der Trost ist da.

Die Fischer hatten sich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau gestellt, und als sie zu singen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverständlich; aber die rührende Andacht, die sich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge aussprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Gesanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Versammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte sich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuschauer zeigten, schien das Vertrauen gestärkt zu haben, sie blickte mild um sich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächststehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte, sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach: Du hast dich für mich und für dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet; denn allen erschien sie hilfreich, und verschmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein tröstender Engel, wenige Männer so muthig, wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte: so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten, daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege foderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich nähern. Im Hintergrunde stand ein ansehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

Da kömmt der Herr von Gibskoe, rief das Volk, er wird schon für die Frau Sorge tragen.

Er näherte sich dem Schiffe, bestieg es, und ging auf die Fremde, die, wie er sah, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner, breitschultriger Mann, der einen dunkeln Ueberrock trug, sich aber besonders durch eine wohlfrisirte, gepuderte Perücke auszeichnete; diese war mit einem Haarbeutel beschwert, von welchem breite schwarzseidne, an den Rändern gezähnte, Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn liefen, wo sie sich über der feinen Hemdkrause vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreieckiger, wie die Weste, mit goldenen Tressen gezierter, Hut.

Der höchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen, daß sie von geringem Stande sei, und er redete sie in dieser Voraussetzung etwas herrisch auf dänisch an, sie auffodernd, ihm über ihre Lage Bericht abzustatten.

Ich bin, antwortete sie, im reinsten Französisch, nicht so glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verstehen; — und als sie merkte, daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

Ich komme von Grönland, wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, unstät auf dem Meere herum, der Hungertod drohte uns, und leider, mein Mann, ein Missionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war, nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott, der mich in einer so hilflosen, verlassenen Lage zu einem wohlwollenden, christlichen Volke führte, und Sie, mein Herr! werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze, — die letzte, theuerste, habe ich auf immer verloren, sagte sie, indem sie die Thränen zu verbergen suchte, — nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.

Während sie sprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn sich auffallend verändert, er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerksamkeit anhörte. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte seinen Ohren nicht trauen, da sie sich selbst als die Wittwe des eben verstorbenen Missionars angab.

Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen, antwortete er; sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schwester werden sich glücklich schätzen, Ihnen diese leisten zu können. Ich ersuche Sie, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freilich einige Meilen entfernt ist; und es sollte mir lieb sein, wenn Sie sich stark genug fühlten, mein Boot zu besteigen, und diese kleine Reise zurückzulegen.

Der Mann zeigte so viel wohlwollende Theilnahme, er hatte so viel Vertrauen Erweckendes, nnd die Hoffnung, in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen, denen sie sich verständlich machen könnte, wirkte so mächtig, daß sie sich stark genug fühlte, das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte sich indessen von den Umstehenden, die ihn zu kennen und zu lieben schienen, Alles erzählen lassen, trat auf die Frau zu, und redete sie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Französisch an.

---

# August Friedrich Freiherr von Steigentesch

ward am 12. Januar 1774 zu Hildesheim geboren; der Enkel eines berühmten Komikers zu Wien, trat er mit dem funfzehnten Jahre in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich schnell aus. Er machte die Feldzüge von 1805 und 1809 mit, nahm darauf seinen Abschied und ward in dem letztgenannten Jahre nach Königsberg gesandt. Im Jahre 1813 stand er dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg als Generaladjutant zur Seite, 1814 ward ihm die zweite diplomatische Mission, nämlich in Vereinigung mit den Gesandten der vier großen Mächte Norwegen dem Könige von Schweden zu übergeben. 1815 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Copenhagen; die Rückkehr Napoleons von Elba machte jedoch seine Anwesenheit in der Schweiz nothwendig, um deren Regierungen zum neuen Kampfe aufzufordern. Später folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg, kehrte jedoch nach Wien zurück und erhielt nun den Titel eines wirklichen Geheimraths. Sein letzter Gesandtschaftsposten war in Turin; er bekleidete ihn aber nur kurze Zeit, da er schon am 30. December 1826 daselbst starb. Er war Großkreuz des St. Annen-, Wladimir-, Danebrog-, und des Ordens der eisernen Krone, Commandeur des Leopolds-, Ritter des Militär-Max-Josephsordens und mehrerer anderen Decorationen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften, Ausgabe letzter Hand. Darmstadt, 1819. 5 Thle.
Convenienz und Liebe, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Erzählungen. Osnabrück, 1802.
Erzählungen. Wien, 1818. 2 Thle.
Erzählungen und vermischte Aufsätze. Darmstadt, 1819 und 1823. 3. Aufl.
Die Freier, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Gedichte. Osnabrück, 1799.
Gedichte. Frankfurt, 1805 und 1808. 2. Aufl.
Gedichte. Darmstadt, 1823. 4. Aufl.
Die Gelehrsamkeit aus Liebe. München, 1809.
Keratophoros, Mährchen. München, 1806. 1809.
Die Kunst, sein Glück zu machen. Osnabr., 1802.
Das Landleben. Leipzig, 1803—1810.
Loth, Erzählung. Osnabrück, 1802.
Lustspiele. Leipzig, 1823. 3 Thle.
Marie, Roman. Darmstadt, 1812. 1823. 2 Thle.
Mährchen. Leipzig, 1813.

Feine Characterzeichnung, glückliche Erfindung, Anmuth und Wahrheit der Darstellung, Correctheit und große Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache sind sämmtlichen poetischen Leistungen dieses talentvollen Mannes, vorzüglich aber seinen Lustspielen eigen, deren Werth noch durch einen witzigen und feinen Dialog sehr erhöht wird. Sein Roman: Marie, ist eine freie Bearbeitung der berüchtigten liaisons dangereuses und wie dieser in Briefen geschrieben, die sich ebenfalls durch einen trefflichen Styl auszeichnen aber vor dem französischen Original noch den großen Vorzug hoher moralischer Tendenz, und einer, trotz der Verderbniß der Sitten, welche hier gleicher Weise, obwohl unter andern Verhältnissen, geschildert wird, keuschen und reinen Darstellung voraus haben.

---

## Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten,
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder:
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus,
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, vom Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errungnes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah', von dem er Trost empfing;
Er drückte seine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So sprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide;
So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir.

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menschen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Brust zu legen,
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt;

„„Geh',"" sprach sie, „„suche Brot, du bleibst den Deinen,
Kommst du zurück, wie meinem Herzen werth.""

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfassen,
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu schwach,
Da weint' ich laut, vergessen und verlassen,
Kein Auge sah, der Felsen sprach mir nach.

„Am Thor der Heimath setzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam zum Birkenwalde her,
Ich sprang empor und rief: „Du hast mich wieder!"
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr.

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater! wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie sie, den armen Thoms nicht mehr."

Jetzt sah er, wie im Westen freundlich schwebend
Der Abend sich in Thetis Arm verlor,
Da hob er seine Hände, kalt und bebend,
Und seinen Blick zum Geist der Nacht empor.

Und kalte feuchte Morgennebel flossen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her.
Da war sein Blick für diese Welt geschlossen,
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

---

### Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr,
Das Schrecken sträubt sein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der West im Mai;
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,
Die Sehnsucht um verblühte Rosen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt, nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß,
„Laß," ruft der Ritter leichenblaß,
„O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen,
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?""
Er blickt empor, die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält;
Und auf die blassen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

---

## Christian Gottfried Daniel Stein

ward am 14. October 1771 zu Leipzig geboren, besuchte die Thomasschule und von 1788—90 die Universität seiner Vaterstadt. Theologische Zweifel unterdrückten in ihm die früher gehegte Neigung zum Predigerstande, immer lebhafter trat dagegen sein Interesse an Erdkunde hervor, das er in allen Ferien auf kleinen Reisen zu befriedigen suchte. Nachdem er Doctor der Philosophie geworden, ward er durch Gedicke's Fürsprache 1794 Collaborator und seit 1802 Professor am grauen Kloster zu Berlin. 1830 ernannte ihn der König zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Er starb am 14. Juni desselben Jahres, nachdem er sein ganzes Leben dem Studium seiner Jugend, und zwar immer an derselben Stelle gewidmet, und sich um die Wissenschaft höchst verdient gemacht hatte.

Er veröffentlichte:

Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung des preußischen Staats. Berlin, 1798.

Characteristik Friedrichs des Zweiten. Berlin, 1798. 3 Thle.

Kleine Geographie. Leipzig, 1808.
Handbuch der Geographie. Leipzig, 1808; 4. Aufl. 1819—20. 3 Thle.
Geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1811. 2 Thle.
Neues geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1818 bis 21. 4 Thle.
Handbuch der Naturgeschichte. Leipz., 1812. 2 Thle.
Europäische Geographie nach natürlichen Grenzen. Berlin, 1817.
Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staats. Berlin, 1819.
Reise-Taschenlexikon für Europa. Leipz., 1827.
Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa. Leipzig, 1826—29. 7 Thle.
Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Sachsen. Dresden, 1828.

St's Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, Genauigkeit, Faßlichkeit und eine sorgfältige treffliche, dem Inhalt vollkommen angemessene Darstellung aus und haben sich von jeher mit Recht eines großen Kreises von Lesern aus allen Ständen zu erfreuen gehabt.

## Karl Stein,

1773 im Mecklenburgischen geboren — als Schriftsteller Gustav Linden, Karl Jents, auch Georg Schiller genannt — lebt als königlich preußischer Hofrath, großherzoglich sachsen-weimarischer Rath und Professor zu Berlin.

Romane:
Amöne. Posen, 1804. 2 Thle.
Ludmilla. Posen, 1809. 2 Thle.
Herr von Schulterbein. Berlin, 1807.
Abenteuer des Herrn von Wackelbart.
Albertine von Wackerbarth. Hamburg, 1806.
Die Unergründlichen. Berlin.
Der Sohn des Krieges. Berlin, 1808.
Der Herr Nachbar. Berlin, 1810. 2 Thle.
Scherz und Ernst. Berlin, 1808.
Die Wachsfigur. Berlin, 1808.
Der Hausnarr. Berlin, 1811. 2 Thle.
Der Gasthof zur silbernen Laute. Berl., 1812.
Buch für Winterabende. Berlin, 1812—19. 3 Thle.
Gleich und Gleich. Berlin, 1824.
Das Blumenkörbchen. Coblenz, 1828.
Und viele andere.

Lustspiele:
Die Schädellehre. Berlin, 1805.
Die Nymphe der Spree. Berlin, 1808.
Die zweite Heirath.
Die Wahl.
Die Probe.
Der rechte Mann. Berlin, 1812.
Deutsches Theater. Berlin, 1820.

Aeußerst glückliche Characterzeichnung, geschickte Erfindung der Situationen, Witz und eine unversiegliche heitere Laune haben St's Erzählungen und Romanen viele Freunde erworben; mehrere seiner Lustspiele erfreuten sich nicht geringeren Beifall auf der Bühne.

## von Steinach, s. Minnesinger.

## Steinau, s. E. Hübner.

## Gotthelf Samuel Steinbart

ward am 21. September 1738 zu Züllichau geboren, und höchst pietistisch erzogen, doch schon auf der Schule zu Kloster Bergen unter der Leitung des Abtes Steinmetz besonders durch die Bekanntschaft mit Voltaires Schriften zum Nachdenken angeregt, und später durch das Studium von Locke und Wolff im Umgange mit Teller und Töllner zum Rationalisten ausgebildet. Von Halle, wo er studirte, durch den siebenjährigen Krieg vertrieben, ging er nach Frankfurt an der Oder und nach Berlin; endlich kehrte er, als Director der Schule daselbst, in seine Vaterstadt zurück. 1774 wurde er, durch seine Schriften empfohlen, als ordentlicher Professor der Philosophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen; 1786 zum Doctor der Theologie, 1787 zum Oberschulrath, später zum preußischen Consistorialrath ernannt. 1789 legte er seine Stelle als Oberschulrath nieder. Den Ruhm, den er in seiner Zeit genoß und Doctor Bahrdts Lobrede konnte seinen Endämonismus doch nicht gegen die Macht der Kantischen Philosophie schützen; er hatte seinen Ruf längst überlebt, als er am 3. Februar 1809 starb.

Er gab heraus:
Philosophische Unterhaltungen. Jena, 1782—86. 3 Hefte.
Grundbegriffe zur Philosophie über den Geschmack. Züllichau, 1785. Thl. 1.
Anweisung zur Amtsberedsamkeit. Züllichau, 1784. 2. Ausg.
Gemeinnützige Anweisung zum regelmäßigen Selbstdenken. Jena, 1793. 3. Ausg.
System der reinen Philosophie des Christenthums. Züllichau, 1794. 4. Ausg.

St. wirkte zu seiner Zeit äußerst günstig als aufgeklärter Theolog, wie er sich gleichfalls auch als trefflicher Schulmann einen wohlverdienten Ruhm erwarb.

## Heinrich Christoph Steinhart,

geboren 1763 zu Bierau in der Altmark, unter dem Namen Ludwig von Salbiger als Schriftsteller bekannt, lebte als Prediger zu Dobbrun in der Altmark, wo er am 20. September 1810 starb.

Von ihm erschien:

Ueber die Altmark. Stendal, 1800—1801. 2 Thle.
Meine Reise nach Frankreich. Berlin, 1801—1803. 3 Thle.
Meine Reise ins Bad. Berlin, 1803.
Meine Reise nach Italien. Berlin, 1804—1806. 2 Thle.
Die Revue. Berlin, 1804.
Drei Monate aus dem Leben des Canonicus v. S. Berlin, 1806.
Der goldene Stier. Berlin, 1805—20. 2 Thle.
Die Drillinge. Berlin, 1811. 3 Thle.

St. suchte als Humoristiker vorzüglich Jean Paul und Benzel-Sternau nachzustreben, doch blieb er, obwohl keineswegs ohne Talent für diese Gattung, weit hinter Beiden zurück, da es ihm an geistiger Tiefe und poetischer Productivität fehlte.

---

## Steinhäuser, s. Meistersänger.

---

## Friedrich Christian Philipp von Steinheil,

am 16. November 1760 zu Baireuth geboren, war zuerst als Aufseher und Lehrer der englischen Sprache an der Carls-Akademie zu Stuttgart angestellt, hierauf Regimentsquartiermeister und Hauptmann, zuletzt wirkte er als außerordentlicher Professor am Gymnasium zu Stuttgart, woselbst er am 10. Januar 1814 gestorben ist.

Seine Schriften sind:

Lehrgebäude der deutschen Sprache, mit einer Geschichte dieser Sprache überhaupt und jedes Redetheils insbesondere. Stuttg., 1812.
Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Stuttgart, 1815.

St. zeichnete sich zu seiner Zeit höchst vortheilhaft durch scharfsinnige Forschung auf dem Gebiete der deutschen Sprache aus.

---

## Steinhövel, s. Meistersänger.

---

## Steinmar, s. Minnesinger.

---

## Heinrich Stephani

ward am 1. April 1761 zu Gmünd an der Greck geboren, studirte zu Erlangen und begleitete darauf einen jungen Grafen von Castell nach Kloster Bergen und Jena, in dessen Folge er den Titel eines Consistorialraths erhielt. Nach einer Reise in die Schweiz ging er 1808 als bairischer Kreis-, Kirchen- und Schulrath nach Augsburg, wurde 1811 als Kreis- und Schulrath nach Ansbach, 1818 als Decan und Stadtpfarrer nach Gunzenhausen im Rezatkreise versetzt. Nach vieljährigem ausgezeichneten Wirken wurde der ausgezeichnete und aufklärende Mann, im Jahre 1834, auf eine Anzeige des Consistoriums von der bairischen Regierung aus seinen Aemtern entlassen. Er ist Doctor der Philosophie und Theologie, königlich bairischer Kirchen- und Schulrath, und Ritter des Hausordens vom heiligen Michael.

Von ihm erschien:

Lehrbuch der Religion. Nürnberg, 1787.
Menschenhaß und kindliche Reue, Schauspiel für die Jugend. Magdeburg, 1792.
System der öffentlichen Erziehung. Berlin, 1805; neu 1813.
Der bairische Schulfreund, Zeitschrift. Erlangen, seit 1811.
Das heilige Abendmahl. Landshut, 1811.
Beiträge zur gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache. Landshut, 1823—27. 2 Thle.
Predigten, Fibeln und andere Lehrbücher.
Archiv für Erziehungskunde. Leipzig, 1791—94. 4 Theile.
Selbstbiographie. Aachen, 1829.
Ueber die Duelle, die Schande unseres Zeitalters. Leipzig, 1828 u. s. w.

St. machte sich als Pädagog vorzüglich verdient durch die von ihm erfundene neue Methode das Lesen zu lehren, welche in sehr vielen Volksschulen mit großem Erfolg eingeführt wurde. Als ascetischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnete er sich ferner durch Innigkeit, Wärme, Klarheit und Gründlichkeit höchst vortheilhaft aus.

---

## Christian Gottlob Stephanie,

(eigentlich Stephan,) 1733 zu Breslau geboren, entsagte früh dem Kaufmannsstande, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte, und trat bei der Schuch'schen Schauspielergesellschaft zuerst 1756 in seiner Vaterstadt mit Beifall auf. Mit derselben bereiste er ganz Deutschland, verließ sie jedoch, als sein Streben durch Eckhofs und

Kirchhofs Freundschaft einen höheren Flug nahm. Er spielte darauf in Altona und in Mitau, bis er 1750 als Hofschauspieler nach Wien berufen wurde. Hier mußte er sich dem Geschmack des Zeitalters und der Sitte extemporirter Komödien, der er einst entweichen wollte, als er Schuch verließ, eine Zeit lang fügen, aber schon 1762 wurde durch seine Wirksamkeit allwöchentlich Ein regelmäßiges Stück gestattet, und seit 1768 die Posse auf zwei Abende beschränkt. Natürlicherweise setzte er sich durch solches Streben den bittersten Anfeindungen aus, gegen welche nur Maria Theresia selbst den Achtungswerthen schützen konnte. Er wirkte bis an seinen Tod, der 1798 am 10. April erfolgte, unermüdet fort, ohne Josephs II. Anerbieten des ehrenvollsten Ruhestandes anzunehmen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, 1766—68. 3 Jahrgänge.

Schauspiele:

Die Liebe in Corsica. Wien, 1770.

Die neue Frauenschule. Wien, 1770.

Die Wahl. 1771.

Der neue Weiberfeind. Wien, 1773.

Seine Schauspiele erfreuten sich zur Zeit ihres Erscheinens freundlichen Beifalles, erhielten sich aber nicht lange auf der Bühne, da sie bald von besseren Leistungen Anderer überflügelt wurden, und es ihnen an Tiefe und Originalität fehlte.

## Gottlieb Stephanie, der Jüngere,

am 19. Februar 1741 zu Breslau geboren, Bruder des Vorigen, ward in seinen zu Jena begonnenen Studien durch den Krieg unterbrochen. 1757 wurde er preußischer Husar, gerieth 1760 in österreichische Gefangenschaft, nahm darauf noch einmal Dienste und stieg zum Oberlieutenant hinan. 1769 folgte er seinem Bruder als Schauspieler auf das Burgtheater zu Wien. Er starb am 23. Januar 1800.

Von ihm erschien:

Lustspiele:

Die abgedankten Officiere.
Die Wohlgeborene.
Gräfin Freienhoff.
Die Kriegsgefangenen.
Der Bräutigam.
Die Wildschützen u. a. m.

Schauspiele:

Der Deserteur aus Kindesliebe.
Gerader Sinn und Hinterlist u. a. m.

Sämmtliche Schauspiele. Wien, 1771—86. 6 Thle.
= = Singspiele. Liegnitz, 1792.
= = dramatische Werke. Wien, 1789. 6 Thle.

St's dramatische Leistungen sind noch unbedeutender als die seines Bruders.

## Sternau, s. von Benzel Sternau.

## Sternau, s. Meynier.

## Sternberg, s. Meynier.

## Alexander Freiherr von Sternberg

ward am 22. April 1806 auf dem Gute Noislfer bei Reval geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, besuchte darauf das Gymnasium in Dorpat, studirte dann auf der dortigen Universität und ging 1829 nach Petersburg. Die Cholera vertrieb ihn 1830 von dort; er ging nach Dresden, machte dann eine Reise nach Süddeutschland, lebte drei Jahre in Mannheim, besuchte darauf die Schweiz, Oberitalien und Oesterreich, und schlug später seinen Wohnsitz in Weimar auf, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Er gab heraus:

Die Zerrissenen. Stuttgart, 1832.
Eduard. (Fortsetzung des Vorigen.) Stuttgart, 1833.
Lessing. Stuttgart, 1834.
Novellen (mit Einschluß der ebengenannten). Stuttgart, 1832—34. 4 Bde. in 5 Abtheilungen.
Molière. Stuttgart, 1834.
Galathee. Stuttgart, 1836.
Fortunat. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Palmyra. Stuttgart, 1838. 2 Bde.
Psyche. Frankfurt, 1838. 2 Bde.
Kallenfels. Berlin, 1829. 2 Bde.
Saint-Sylvan. Frankfurt, 1839. 2 Bde.
Schiffersagen. Stuttgart, 1848. 2 Bde.
Georgette. Frankfurt, 1830.
Alfred. Dessau, 1841.
Novellen, Erzählungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Es sei dem Herausgeber gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, das er erst vor Kurzem in seiner „Allgemeinen Geschichte des Romans" über diesen ausgezeichneten Schriftsteller mit folgenden Worten niederlegte. St. behandelte zuerst eine Manifestation unserer Zeit, auf welche spätere Tage gewiß höchst verächtlich blicken werden, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, welche sich gegen sich selbst wendet, weil sie in sich keinen Halt findet und ihr der heilige Ernst der Gesinnung fehlt, und schilderte dieselbe, jedoch nicht erschöpfend, was er

überhaupt nicht thut, in seinen beiden Erzählungen, Eduard und die Zerrissenen. Die fein sinnliche Behaglichkeit, welche die höheren Stände um sich zu verbreiten wissen, und durch welche die Blasirtheit nur noch mehr gesteigert wird, stellte er vortrefflich dar, wie sich überhaupt seine Romane dadurch sehr vortheilhaft auszeichnen, daß der Gentleman überall durchblickt, während gerade die meisten Romanschriftsteller der neuesten Zeit so großen Mangel an wirklicher Kenntniß des Wesens der höheren Stände, die sie vorzugsweise gern schildern, wie an Tact für das Schickliche, besonders bei der Zeichnung vornehmer Frauen, verrathen. In seinen übrigen Erzählungen beschäftigte er sich ebenfalls vorzüglich mit Interessen der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit, jedoch mit eben derselben Auffassung. — Seine Situationen sind immer geistreich erfunden und trefflich angeordnet, seine Charactere indessen häufig schwankend und unsicher. Wie anmuthig spielend und zugleich künstlerisch gestaltend seine Phantasie sei, das hat er vorzüglich in einigen Märchenromanen und Novellen bewiesen.

---

## Die Alchymisten.

### Novelle von A. von Sternberg.

In einer jener langen finstern Gassen des alten Dresdens, die so eng sind, daß fast eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberstehenden schwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürsten Christian II. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldschmiedmeister mit Namen Tobias Rosen. Er hatte frühzeitig geheirathet und sein junges hübsches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeschick hineingerissen, das ihn verfolgte, so weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitsam und auf seine Weise thätig in die Zukunft denkend, war seine Armuth keine selbstverschuldete; nur insofern war sie ihm zuzuschreiben, indem sich sein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Rosen litt an Schwermuth, und eine so erkrankte Seele ist schon ohne äußeres Mißgeschick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil seiner Familie, es hatte seinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schicksal. Die finstersten Anfälle zeigten sich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungssorgen geplagt, innerlich von seinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeschosses saß, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf die gegenüberstehende unermeßlich hohe schwarze Mauer richtend, die erst in der späten Abendstunde einen spärlichen Lichtschimmer empfing. Im Hause gegenüber zeigten sich nur ein paar Fensteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringste und Niedrigste der Hausgenossenschaft nicht, dort wohnen mochte, waren die Läden halb geschlossen, und der kalte Luftzug, der in der engen Gasse herrschte, fuhr durch die Gitterstäbe und halb zerbrochenen kleinen Fensterscheiben. Von Ferne tönte das Geräusch der lebhaften sonnenbeschienenen Gassen und Plätze herüber, Spaziergänge und Besuchende verließen um diese Zeit ihre Häuser, doch Keiner, führte ihn auch sein Weg durch die dunkle Gasse, mochte aus dem fröhlichen Sonnenschein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längsten Umweg. Und so störte denn auch Niemand die finstern Gedanken des armen Goldschmiedemeisters: er mußte endlich, da sie ihn zu erdrücken drohten, sich selber kräftig aufraffen; er that es und stand auf, um in die Kammer seines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beschäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu besuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Fest in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie sie bei trübem Lampenschimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff stand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tiefverwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er setzte sich hin, und indem er sie auf seine Knie zog, half er ihr einige Bänder befestigen, die sie nicht selbst zu knüpfen vermochte; seine Hand umspannte ihren Leib, ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, indem er sie lange aufmerksam und forschend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinst Du wirklich, Du seiest noch schön? glaubst Du, die Leute werden stehen bleiben, Dir nachzusehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte? Kind, Du bist die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenschwellend, pfirsichfrisch, eine holde Kleine, jedes Männerauges süßeste Kost. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauses wie im Triumph überschreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber hast Du sie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes schönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Last der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langsam gemordet. O, fort mit diesem Kleide! es war Dein Brautkleid; siehst Du nicht, wie es überall nicht mehr passen will? wo sind die süßen Reize geblieben, die hier die ängstlich klaffenden Falten ausfüllten! Das Häubchen sucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange, um sich daran zu schmiegen, die Wange ist eingesunken und erbleicht; die Fülle des schwarzen Haars, sonst so übermüthig und widerstrebend, wo ist sie hin? Ach, Marie, sieh mich nicht so bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröstete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er schob die ihm liebkosende Hand zurück und sprach finster: Hier in dieser Stadt, wo der Neid der Zünftler mich so bitter peinigt, hier in dieser finstern Grube, gegen die der Missethäter im ekelhaftesten Gefängniß wie in einem Palaste wohnt, hier fühle ich erst recht, wie sehr ich von allem Glücke verlassen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es ist Alles aus.

Er schwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widersprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsstück an; er sah es, sprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich setzte sie sich jetzt neben ihn, und beide saßen eine Weile so stillschweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne sein Weib dabei anzusehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigst und nicht durch eine unpassende falsche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderst. Es ist dieses: auf unsrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeschick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erschrick nicht darüber, was ich Dir jetzt sage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider seinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder hast Du Reichthum und lebst ohne Sorgen, Du kannst auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns scheidet, will ich schon auftreiben.

Er hatte bei dieser Rede nicht den Muth aufzusehen, und hätte er aufgeblickt, so wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigste gerührt worden. Sie, die ihn so innig liebte, war jetzt von Entsetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen flossen. Es ist genug, rief Tobias, denke diesen Worten nach, in den ersten Augenblicken der Aufregung ist Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir sprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer sich und kettete sich an den Unglücklichen; wir sprechen nie wieder hiervon. Willst Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unsrer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt hast, sagte er nach einer Pause, so hattest Du doch Ursache zu klagen. Selbst das Mutterglück, Du Arme, ist Dir nicht zu Theil geworden; hättest Du eine Tochter, sie brächte Jugend und Freude in diese finstern Mauern, ihretwillen könntest Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing sich mit der heißesten Zärtlichkeit an seinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte schöne Mädchen, das zuerst Neigung ihm bewiesen. Den armen Tobias überwand so viel Liebe, er blickte getrösteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieses Gespräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlassene Werkstatt sorgfältig abgeschlossen worden, aus der finstern Gasse hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer sie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Fest gab, hatte mit Empfang ihrer Gäste so viel zu schaffen, daß der Meister mit seinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er setzte sich in eine entfernte Laube nieder, und sein schönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie sie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe seiner Liebe, er drückte ihr stumm die Hand. Während dessen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte.

Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich gestimmt war, und sagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine lustige Geschichte erzählen, die sich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn sie unserm Fürsten zum Spott ausersonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land spricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die sich mühten das Geheimniß, wie man Gold hervorbringen könne, auszuforschen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn sie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerst, liegt am Tage; doch es ist mit diesen Forschungen, so eifrig und vielseitig sie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; statt dessen haben sich die Thorheit, der Unverstand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menschlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht gestellt. Viele weise Männer sind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles schlimmer ist; unsrer Zeit jedoch, scheint es, ist's aufbehalten, an Unsinn und Verkehrtheit die ergötzlichsten Beispiele aufzustellen. So hat sich nun kürzlich am Rhein eine Gesellschaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen lassen, die ganze Angelegenheit im spaßhaftesten Ernste nimmt. Es nennen sich diese Leute nicht geringer als Beherrscher der Welt, und im Grunde haben sie auch nicht ganz Unrecht; sie behaupten, das Geheimniß, Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunst theilhaftig werden will, muß sich gefallen lassen, unter seltsamen Ceremonien in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiser, dazu sieben Kurfürsten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche sind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die seltsamste, bei welcher der allerwunderlichste phantastische Spaß vorfallen soll, ist die sogenannte chemische Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende bestehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchymisten, wie man sie nennt, die die Sache ernsthaft behandeln, nicht wenig über diese Scherze eifern; allein das ist, meiner Meinung nach, eben das Köstliche in der Menschennatur, daß sie im Stande ist, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefsinnigen Beschauung, die den Menschen, der sich ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzusetzen. Wem wären Geldgier, Habsucht, schnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehässigen Leidenschaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menschen mit Heißhunger gesucht würde? Tausende würden sich in diesem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grausam zerstören, alle finstern Kammern des Elends, des Selbstbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und besänftigend der Scherz und der Muthwille auf, sie stellen die Thorheit ans Licht, so daß man über sie lacht, und siehe da, die große Menge ist geheilt, Niemand will mehr Gesundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagestück setzen.

Wer sind denn diese Menschen, fragte Marie, welche sich diese Scherze erlauben?

Ich kenne sie nicht, entgegnete Leonhard, doch stelle ich mir vor, daß sie jung und sorgenlos sind; denn unsern gesetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir sie hier wandeln sehen, käme dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr solltet Euch in ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehörtet nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geschieht's auch. Es scheint ja doch, daß es mit der Anstellung hier am Hofe nichts wird, und so könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen stehn.

Ihr seid glücklich! seufzte Tobias, indem er sein Haupt in die Hand stützte.

Auf diese Weise, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich spät; aber dafür ist es auch eine chemische Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was so gewöhnlich geschieht.

Ein großer, ernst aussehender Mann hatte sich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben sich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Gesprächs schon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umständlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Gesellschaft?

Wie gesagt, rief Leonhard, sie lehren Gold machen. Da sie aber dabei das lustigste Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderschaft sind, so mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht sehr strenge genommen werden. Gewiß ist es, daß ein lustiger Student, ein reiches Muttersöhnchen, an ihrer Spitze steht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern ist das Aufsehen, das sie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch schon bei uns hört man von ihnen sprechen, und sogar ist mir ein leiblicher Vetter genannt worden, der sich erst kürzlich mit allen Formen in die Gesellschaft hat aufnehmen lassen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden sie schwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, ist unser Kurfürst auf das ernstlichste mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiser und Reich sie duldet, wenn sie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Priester aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich versichere Euch, meine Freunde, ich denke schon recht mit Lust daran, mich ihnen dahinzugeben und den Rest meiner Tage in überschwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunst, Gold zu machen, so wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allererquicklichste Weise verschwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymist treibt, der nun schon vier Jahre bei unserm Herrn im verschlossenen tiefsten Gewölbe des Schlosses laborirt? Der arme Mann sieht Monate lang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenschein; doch es giebt Leute, die nicht viel besser wohnen. Er sah bei diesen Worten Marien an, und sie blickte ihm verstohlen, aber sanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, ist nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher sagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche schwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefesselt sind seine Glieder Tag und Nacht an den unglückseligen Höllenherd, an dem er blasend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde steht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem staubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublasen vermag. Muthwillig schadenfroh verwandelt sich der Erdgeist immer neu vor ihm, streift immer glänzendere Kleider ab, schlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So steht und bläst er jahrelang, das ekelhafte Gequike der schmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Kessel tönt in seine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erscheint ihm das Gespräch mit Menschen, das Lächeln eines schönen Weibes oder der Gesang des Priesters am Altare. Verwandelt ist er durch und durch und gleichsam metallen geworden, eine grausige Bildsäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden sich zieht, der sich krampfhaft zuckt und regt. Selbst sein Schlaf ist fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln spielen, so hat der Arme schwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von seiner unsterblichen Seele reden; kann sie wohl jemals fromme und gottselige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr seht selbst, wie sich jedes Geheimniß der forschenden Kraft im Menschengeiste entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge sollen jedoch, wie es scheint, immerdar für uns verschlossen bleiben, und wo wir auf ein solches Gesetz des Verbots stoßen, sollte es uns durchaus heilig sein. Vielem selbsterschaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunst viel mit den Metallen zusammengeführt, doch so gefährliche Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unschuldige Freude gehabt, mir sind die edlen unter ihnen lieb, weil ich sie für die reinsten Erzeugnisse der innern schaffenden Erdkraft halte, sowie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Wasser und Luft scheinen.

Es giebt Menschen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine so unschuldige Liebe zu besondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, sollte man glauben, eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtschaft zu einem Metall! rief der Meister Leonhard mit Lachen; ja, ja eine solche Verwandtschaft würde ich mir ganz gut gefallen lassen.

Ich kannte, setzte der Arzt seine Rede fort, eine fromme engelreine Frau, die Aebtissin des Klarenklosters war, welches jetzt aufgehoben worden. Diese edle Dame liebte nichts so sehr als den Anblick schönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte sie auf ihrem Tischchen vor sich eine Scheibe von diesem Metalle, dazu ein Glöckchen; sie blickte wohl minutenlang die erste an und ließ dann das zweite mit anfangs leisen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft gestand sie mir, wenn ich sie an ihrem Krankenlager besuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für sie wären, die sie vollkommen verstände, sowie die silberne Scheibe ihrem Auge erquickender sei als die schönste Blume. Nie habe ich von dieser Frau vernommen, daß sie habsüchtig oder geizig gewesen, daß sie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was

schon der fromme Stand ihr untersagte; doch mußte Alles, was sie umgab, zierlich und glänzend sein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten sie. Wo sie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte sie Silber an, und da ließ sie auf das anmuthigste das matte Silber mit dem glänzenden, hellanspiegelnden abwechseln; zuweilen zog sie Farben mit hinzu und ergötzte sich an dem Widerspruch, den diese bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Wesen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe sich aus diesen Erscheinungen der Geiz erklären, die Habsucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finstern Verirrungen eines an sich unschuldigen geheimnißvollen Triebes sein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, so kenne ich diese zarte Verwandtschaft ganz wohl; doch hab' ich's stets nicht ganz christlich mit diesen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Tasche, so drängte es mich, sie wieder zu verstoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenso schnell wieder absegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippschaft auf diese Weise zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemische Hochzeit anstoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beisammensitzenden mit vollen Gläsern versehen. Als man eben anstieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte sich die freundliche Wirthin des Festes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten sich unter einander. Das Gespräch über die Goldmacherkunst war jetzt abgebrochen, die Gesellschaft, meistens Bürger mit ihren Familien, vertheilte sich, um das Bretspiel, die Schaukel und Rennbahn sowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Musik wurde in den Garten gelassen; bei den ersten Klängen gerieth der Meister Leonhard sogleich außer sich: der Anblick der hübschen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten sich zugleich seines feurigen Sinnes; er drängte sich an die erste frische Tänzerin, und man sah ihn bald in immer schnellern Kreisen mit seiner Beute herumfliegen, so daß die Musikanten selbst, auf einen Moment ihre Instrumente absetzend, über den ausgelassenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er stahl sich fort, indem er den Entschluß faßte, ein Geschäft noch zu besorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vor's Thor rief. Es wohnte daselbst auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine ansehnliche Arbeit dem jungen Meister anzuvertrauen. Als er den halben Weg schon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein schnell emporsteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verschlossen; der Besitzer hatte plötzlich verreisen müssen, und die zurückgebliebene Dienerschaft berichtete, daß er erst nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch diesen verfehlten Gang noch trüber gestimmt, als sie ohnedies war, er sah ein, daß er in der Nacht und bei dem schlimmsten Wetter den Rückweg antreten müsse, und verwünschte seinen Entschluß, so spät und bei so ungewissen Nachrichten sich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er so dastand, rauschte der Regen in Strömen nieder, dichte Finsterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die spärlich vertheilten Posten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte sich das erste Ungestüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf sich zukommen hörte; es hielt in seiner Nähe; zwei streitende Stimmen ließen sich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entschloß sich, nicht um jene sich zu kümmern, da er doch nicht im Stande war ihnen zu helfen; allein sein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angstruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die fast ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unscheinbares Fuhrwerk bemerken, dessen Führer eben, wie es schien, es verlassen hatte; der einzelne magre Gaul, seinem Willen überlassen, scheute und drohte den Wagen, in dem, so viel Tobias sehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Gestalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob seine Stimme, und als er glauben mochte, seine Worte seien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte sich an Tobias' Knie, der beschäftigt war, das wildgewordene Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch sein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht so grausam sein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu sehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes, und die brüllenden Donnerschläge ließen diese Worte nur theilweise an's Ohr des jungen Goldschmiedmeisters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor sich zu sehen, dem aller Beistand fehle, so erschütternd für ihn, daß er sich entschloß, selber in diesem Unwetter der Hilfe bedürftig, sie den Bedrängten angedeihen zu lassen. Auf seine Frage berichtete der Knabe, daß sein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann sei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückischer Feinde die Flucht zu ergreifen. Diesen Bericht brachte der Knabe nur stockend hervor, in Tobias' Herzen regten sich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlassen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unsern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und soll ich nicht dasselbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme?

Himmel! schrie der Knabe mit dem ergreifendsten Wehelaut, so giebt's denn kein menschliches Erbarmen mehr! Ihr seht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in diesem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, sterben soll er, ohne Gnadenmittel und Tröstung! seine Seele ist auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in sein Inneres. Was soll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er dessen umstrickende Arme von seinen Knien löste, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen sichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der sicherste ist in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias rasch; seid Ihr einmal mein Gast, so birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, so viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habseligkeiten im Wagen mir nachtragen, und so will ich Euch, will's Gott, sicher in meine einsamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore schon geschlossen sind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge sein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin stehen. Der Knabe näherte sich jetzt dem Kranken, leise und behutsam hob er zuerst das Haupt, und Tobias sah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geschlossenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er sich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erst die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorsicht sich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leise und sanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr seht, ihm ist schon grausam mitgespielt worden; ein unvorsichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte schwankende Lebensflamme lischt unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zustand des Kranken; mit Entsetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk gerissen niederhingen, kraft- und willenlos schwankte die ganze Gestalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüstigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelösten Verbrecher auf seinem Rücken durch die Schrecken einer so wilden Nacht nach Hause trüge. Der Knabe schien diese Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden passenden Zeitpunkt, um sich mit zärtlichen Bitten und Liebkosungen an Tobias anzuschmiegen; er verdoppelte sogar dieses ängstliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Tasche des Meisters einen vollen Beutel mit Geld geschoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, sucht damit die Wache zu bestechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in so rauher Nacht die Wachsamkeit der Söldner eingeschläfert. Gott lass' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungesehen vorüberkommen! Tobias war zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um den Jammernden zu trösten; er mußte seine ganze Klugheit und Geschicklichkeit aufbieten, um nicht so nahe dem Rettungshafen noch zu scheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldschmieds, öffnete, und so zogen die einsamen Wanderer mit ihrer schauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln

Gassen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und sie befanden sich vor dem bestimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen saß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten; sie öffnete das Fenster und herableuchtend entsetzte sie sich vor der Gruppe, die sich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte sie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was sich zwischen ihm und dem Fremden ereignet, und bat sie, unverzüglich Anstalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkstatt zu bereiten. Es geschah so leise und schnell wie möglich. Der Kranke, sowie sein verwüsteter Körper die bequeme Lage der Polster fühlend, zeigte zum ersten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von seinem Bette, als bis sie ihn in einen ruhigen Schlaf versenkt sahen, der Knabe jedoch ließ sich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Den Morgen darauf ging der Meister zum Arzte Hubert. Der Knabe, der sich an die Thüre des Krankenzimmers gestellt hatte, wollte den fremden Mann, als er erfuhr, daß es ein Arzt sei, durchaus nicht einlassen; erst als man ihn versicherte, es gelte das Leben seines Vaters, gab er nach. Hubert untersuchte die Wunden des Mannes und wandte sich dann kopfschüttelnd zu Tobias. Nehmt Euch in Acht, rief er leise; wenn nicht alle Merkmale trügen, so hat der Mann schon auf der Folter gelegen; wie es scheint, habt Ihr einem schweren Verbrecher Eure Hilfe zugesagt. — Als Tobias bei diesen Worten heftig erschrak, setzte Jener mit milder Stimme hinzu: Doch, Freund, laßt Euch nichts gesagt sein; die Zeichen können auch täuschen, und wäre er auch verdammt — bedenkt, hat unser Herr und Meister nicht selbst dem Sünder am Kreuz seine göttliche Hilfe zugesagt?

Ich mußte es wohl, rief Tobias, dumpf in sich hinein; Unschuld, Freude und Glück begegnen mir nicht — so soll mir denn auch jede That zur Verdammniß werden. Weh mir, ein todeswürdiger Verbrecher in meinem Hause!

Wer sagt Euch, daß er das ist? rief Hubert leise; kann er nicht unschuldig angeklagt und gerichtet worden sein, hört man in diesen verwirrten stürmischen Zeiten nicht von Grausamkeiten aller Art? Doch, Freund, Vorsicht muß ich Euch selbst anrathen, auf meinen Beistand könnt Ihr zählen, lange wird es der Arme doch nicht mehr machen, die mörderischen Eisen haben fürchterlich in seinem Fleische gewüthet.

Aber wenn er nun in unserm Hause stirbt? rief Marie.

So sorgen wir, entgegnete Hubert, für ein stilles Grab, in dem seine zerschlagenen Glieder weich liegen mögen. Fürchtet nicht das schlimmste, liebe Frau.

Tobias, Marie und Hubert theilten sich jetzt in die Pflege des Alten; ermüdete ihre Wachsamkeit, so war der Knabe Bertram da, dessen Kräfte unerschöpflich schienen. Auf diese Weise lebte der Kranke wohl zwei Wochen in Tobias' Hause; Hubert's stärkende Mittel wirkten, das volle Bewußtsein kehrte den Armen wieder, und er hatte nun öfters heimliche Unterredungen mit seinem jungen Begleiter. Wenn Tobias und Marie an seinem Bette erschienen, dankte er ihnen auf das rührendste; der Knabe bat sich von Marien Frauenkleider aus, und so ging er in die Stadt. Eines Tages kehrte er frühzeitig zurück und fragte um die Erlaubniß an, ob seine Stiefmutter eintreten dürfe, sie wüßte von dem elenden Zustande ihres Mannes und ließe sich nicht länger abhalten ihn zu sehen, seine Pflege zu übernehmen. Tobias besprach sich mit seinem Weibe und beide ertheilten, obgleich ungern, die Erlaubniß, die fremde Dame kommen zu lassen. In dunkler Abendstunde erschien jetzt eine in schwarze Schleier gehüllte hohe Gestalt, die ins Gemach eintretend mit einem dumpfen Wehelaut am Lager niedersank. Es erfolgte eine lange Unterredung der Drei untereinander, die das Ehepaar aus Zartgefühl nicht stören mochte, obgleich Hubert gegen jedes längere anstrengende Gespräch gewarnt hatte. Als die Dame wieder heraustrat, suchte sie den jungen Goldschmiedmeister auf, um ihm in den rührendsten Ausdrücken die Gefühle ihres Dankes auszusprechen. Tobias blickte in ein Antlitz, das obwohl blaß, doch von großer Schönheit war; die wenigen rührenden Worte, die sie ihm sagte, die Innigkeit, die in Stimme und Geberde lag, goß zum ersten Mal wieder nach langer Zeit eine süße Befriedigung in die Seele des jungen Mannes, seine That gereuete ihm jetzt nicht, und wäre auch ein doppelt großes Wagniß mit ihr verbunden gewesen.

Das Geheimniß vom Aufenthalte des Verfolgten verrieth keine von den Personen, die im Hause des Meisters davon wußten; Tobias schätzte sich jetzt glücklich, in einer Gasse zu wohnen, die zu betreten der Fuß jedes müssigen Spaziergängers scheute. In einsamen Stunden plagte ihn jedoch selbst die Begierde, zu wissen, wer sein Schützling sei; in welchem Verhältniß Arabella, so hieß die schöne Dame, zu ihm stände; ob sie, die liebliche reizende Erscheinung, wirklich jenem verlöschenden, verwüsteten Leben angekettet sei; in wie weit Bertram, der schöne Knabe, zu dem seltsamen Paare gehöre. Zufällig wurde ihm über diese Zweifel und Vermuthungen ein dunkler Aufschluß ertheilt. Beim Beginn der dritten Woche erschien der lustige Sangmeister Leonhard in der Werkstatt, wo er den Freund allein fand, und nachdem er auf seine Weise mancherlei Lustiges berichtet hatte, zog er mit einem Mal eine ernsthafte Miene und sagte: Habt Ihr nicht vernommen, daß man auf das angelegentlichste dem großen Zauberer und Alchymisten nachforscht, der aus der Haft unseres Herrn entsprungen ist?

Tobias horchte hoch auf, und jener fuhr unbekümmert fort: Wir sprachen vor Kurzem im Garten der reichen Wittwe von diesen Zauberkünstlern und Allerweltsleuten; es wurde bei der Gelegenheit noch gefragt, was denn doch aus dem gelehrten Alchymisten, den der Kurfürst eigends für sich im Schloßgewölbe arbeiten lasse, geworden sei; Niemand wußte hierüber Auskunft zu ertheilen; jetzt aber thut sich's kund: entsprungen ist der Unglückliche, und was das Schlimmste ist, die Frucht der jahrelangen Studien hat er mit sich genommen.

Ei, rief Rosen, und worin hat denn diese Frucht bestanden?

Es ist ihm endlich gelungen, Gold zu machen, entgegnete Leonhard wichtig. Unserm gnädigen Herrn aber, der ihm für die Entdeckung wohl zu wenig geboten hat, ist er sammt dem Geheimniß entschlüpft. Doch so geht es, wenn man sich mit dem Leibhaftigen einläßt. Die Menge behauptet, in jener Nacht, wo wir das erste starke Gewitter hatten, sei der Goldmacher vom Teufel geholt worden, ja einige Schloßwächter haben ihn ganz deutlich aus dem großen Rauchfange der unterirdischen Esse mit Qualm, Feuer und Geräusch in die Höhe fahren sehen: Andere behaupten seinen Wagen unweit der Stadt gefunden zu haben, doch leer, wo er denn wahrscheinlich, da das irdische Fuhrwerk ihm zu langsam ging, zum höllischen seine Zuflucht genommen, und querfeldein oder vielmehr querluftaufwärts vor dannen gefahren sein muß. Kurz, verschwunden ist und bleibt er, unser allergnädigster Herr sitzt jetzt mit langer Nase da. Die goldnen Füchse, die schon so lieblich im Tiegel blinkten, und zu denen, wie der närrische Doctor kürzlich behauptete, so viele ehrliche Leute eine wahre Verwandtschaftsliebe fühlten, sind nun auch auf und davon.

Rosen verbarg den Antheil, den er an dieser Rede nahm, so gut es ihm die schreckenvolle Ueberzeugung, den so allgemein gefürchteten und verachteten Alchymisten in seiner Wohnung zu haben, gestattete. Sein Gesellschafter, der zu sehr mit seiner Neuigkeit beschäftigt war, achtete nur wenig auf Den, welchem er sie mittheilte. Ich möchte nur wissen, sprach er weiter, wie viel denn nun eigentlich Wahrheit an dem ganzen wunderlichen Treiben ist. Man hört jetzt so viel und mancherlei, daß Einem ordentlich der Kopf zu summen anfängt. Ihr, zum Beispiel, Herr Gevatter, seid nun so gefühllos; bedenkt doch nur, wenn an der Sache etwas Wahres ist, werdet Ihr nicht mit beiden Fäusten zugreifen? Ernsthafte und gestrenge Herren wie der Kurfürst Christian lassen sich doch auch nicht von Jedermann den Bart scheren. Ich versichere Euch, fiele mir der Teufelsbanner in die Klauen, er sollte nicht fort, ohne Federn zu lassen.

Treibt keinen Scherz, Freund, mit derlei Dingen; bedenkt, daß es fluchenswerthes Wissen ist.

Possen! rief Leonhard. Ihr nehmt Alles ernst und gewissenhaft auf. Kann es nicht ein ganz einfaches Naturgeheimniß sein? Als man zum ersten Mal davon sprach, daß ein Buch, statt von den Mönchen langsam abgeschrieben zu werden, mit feststehenden, kleinen Zeichen könnte gedruckt, und um so viel Tausende vervielfältigt werden, schrie da nicht Alles auch über Teufelskünste, und am Lichte besehen löste sich die ganze Verdammniß in eine unschuldige nützliche Erfindung auf. So geht es auch hier. Ich habe, da man so viel über jene Kunst spricht, ernstlich nachgedacht, und will auf meine Weise die Erfindung heiter und gefällig ans Licht stellen. Wenn Ihr Zeit habt, mir zuzuhören, so will ich Euch sogleich einiges von meinem Plan mittheilen. Erstlich müßt Ihr Euch vorstellen, daß der große Erdkörper gleich nach der Schöpfung in die größte Verwirrniß gerathen, daß alle Dinge drunter und drüber geworfen worden, Gehässiges mit dem Freundlichen sich verketten mußte, Freunde getrennt, Feinde aneinandergeschlossen wurden. Dieses ist nun gewissermaßen der Sündenfall der tauben, fühllosen Creatur; da kamen die vier Elemente als eben so viele Erlöser, um überall, wohin ihr lebendiges Wort dringt, die Bewußtlosen zum Bewußtsein, die sich Suchenden und Getrennten zum süßen Vereine zu bringen. Unaufhörlich geht, während wir Menschenkinder auf der Erde stehen und wandeln, unser bürgerliches Geschäft wohl oder übel treiben, dieses Werk der stillen Erlösung vor sich; unter unsern Füßen, unsern täppischen Händen, oft vor unserer Nase fliegen sich die getrennten Naturtheile in die

Arme, begrüßen sich die süßen Liebschaften aus Ost und West, und mit Gebraus und Gezänk, das wir jedoch nicht verstehen, werden unzufriedene Ehen getrennt, glückliche geschlossen. Und dieses ist stets das Werk der vier thätigen Erlöser, die nicht ermüden, überall, auch in den verwirrtesten Händeln ihre Hände im Spiel zu haben. Der Mensch ist eigentlich dabei nur ganz nebenher nöthig, obgleich er sich einbildet, wie überall, so auch hier die Hauptperson zu sein; dann will er wohl auf seine Weise, was die vier geschäftigen Erlöser leisten, selbst verrichtet haben und baut ihnen Herd und Esse, schiebt ihnen die verwickeltsten Processe unter und schaut müssig zu, wie die wunderlichen unsichtbaren Sachwalter die schwierige Aufgabe lösen werden. Dann braust es und zischt vor seiner Nase, und hundert Zungen reden geschwätzig durcheinander, Funken sprühen, wie von zornigen Augen geschleudert, bis endlich der Friede eintritt und das schöne leuchtende Kind lieblich aus dem Streit hervorgeht. Dann freuen sich wohl die Dummen, daß sie den Proceß gewonnen haben, schieben dieses ihrer Geschicklichkeit zu, und vergessen die vier Erlöser, die ohne alle Beihülfe früh oder spät dasselbe ausgewirkt hätten. Seht, so würde ich das Ganze in artige Reime zu bringen suchen.

Ihr habt einen spaßhaften Sinn, Gevatter, rief Tobias. Euch erscheint, was tausend Andre in Sorgen und Bedenklichkeit stürzen würde, als willkommene Aufgabe, Euern heitern Scharfsinn daran zu prüfen. Doch verzeiht, daß ich diesmal nicht recht auf diese Scherze hören kann: ich habe einen schweren Kranken im Hause, der mir viel Bekümmerniß verursacht. Eben jetzt höre ich den Armen in Nebenzimmer stöhnen, und so muß ich wohl hingehen zu sehen, wie es ihm geht.

Laßt Euch nicht stören, entgegnete der Sänger; wenn es nicht anders sein kann, so bin ich auch der Mann, der sich mit selber leidlich unterhalten kann, zudem kommt ja da unser Freund Hubert, dem will ich doch sogleich einige Neuigkeiten aufbinden. Der Arzt trat ins Zimmer, und Tobias fand Zeit, sich ans Bette seines Kranken zu verfügen. Schon während den Reden Leonhard's hatte er bemerkt, wie Bertram, von Zeit zu Zeit in die Stube blickend, ihm heimlich mit besorgter Miene Zeichen gegeben. Jetzt fand er den Alten leblos auf dem Lager ausgestreckt, der Knabe ihm zur Seite kniend. O heiliger Johann! rief er, als Tobias näher trat, und die Zwischenthür der Gemächer verschlossen hatte, der Vater hat Euer Gespräch, Meister, mit dem fremden Herrn mit angehört; ach, jedes Wort schien ihm die fürchterlichsten Schmerzen zu machen, zuletzt sank er mit einem dumpfen Schrei zurück und liegt nun so erstarrt, wie Ihr ihn hier seht. Ja, edler Meister, Ihr habt die Wahrheit vernommen, Ihr wißt nun Alles! Bei der Jungfrau und ihrem ewigen Sohne, handelt christlich an uns!

Tobias beruhigte den zitternden Knaben, selber jedoch fühlte er sich auf das heftigste erschüttert. Er vermochte nicht in dem Gemache auszuhalten, indem jetzt der geringste Gegenstand, vor Allem aber der Anblick des fürchterlichen Mannes ihm Entsetzen einflößte. Beruhigend war es ihm, Hubert noch in der Werkstatt zu finden, der dort allein und unruhig auf- und niederging, nachdem er von Leonhard verlassen worden war. Als er den bekümmerten Meister eintreten sah, schloß er ihn zärtlich und mit Heftigkeit an seine Brust. Armer Freund, rief er, Ihr seid in der That unglücklich! das Mißgeschick verfolgt Euch; ich habe Alles erfahren und frage Euch nun, was Ihr zu thun gedenkt.

Tobias schaute finster vor sich hin. Er muß fort! rief er endlich in wildem Zorne aufbrausend, er muß mein Haus verlassen; nicht länger darf ich mit dem Ungeheuer unter einem Dache leben, das ganz Sachsen verflucht, das allein Schuld an dem Elend unsers Landes ist, das unsern menschlichen, friedlichen, gütigen Fürsten zu einen hämischen, tückischen Tyrannen umgeschaffen hat. Jeder Hauch seines Mundes ist ein Fluch mehr über mein Haupt.

Still, sagte Hubert, indem er den Zürnenden auf die Seite zog; schont seiner, bedenkt, daß er uns gar wohl hören kann. Wie muß ihm, der vielleicht bald abschließen will, der jetzt mit seinem verrathenen Gott peinvolle Rücksprache nimmt, Euere Verdammnißrede ins Ohr fallen. Schont seiner.

Keine Schonung, rief Tobias; ihm, dem Landverderber keine Schonung!

Aber dem Sterbenden Schonung, entgegnete Hubert, denkt an Euere eigne Sterbestunde dereinst, und wenn Ihr auch wolltet, so ließe ich, der Arzt, den Armen nicht aus dem Hause schleppen. Er packte mit diesen Worten die Salben und Kräuter, die er mitgebracht, zusammen und entfernte sich ins Krankenzimmer, gleichsam um auf jede frische Wunde, die die heftigen Worte seines Freundes geschlagen, einen Tropfen heilenden Balsams zu spenden. Der Kranke, als er aus dem bewußtlosen Zustande erwachte, küßte die Hände seines Pflegers, drückte den Knaben mit heißen Thränen an sich und verlangte dann zum ersten Mal eine geheime Unterredung mit Tobias.

Gegen die späte Abendstunde schlossen sich beide Männer in dem einsamen Gemach ein, und der Kranke nahm das Wort:

Es ist geschehen, was geschehen mußte, mein Geheimniß ist verrathen; Ihr wißt jetzt, redlicher, trefflicher Meister, an wem Ihr das Werk der Barmherzigkeit geübt habt in jener fürchterlichen Nacht. Ja, ich bin der Schotte Setonius, der von dem Herrn dieses Landes auf das schändlichste verrathen worden; bin es, der den dunklen Fluch hat auf sich nehmen müssen, den er allein tragen muß. Ich verwünsche die Stunde meiner Geburt; allein auch die seinige sei verwünscht um des beispiellosen Elends willen, das er auf mein Haupt gehäuft.

Weiht mich nicht zwecklos in Euere Geheimnisse ein, bemerkte der Goldschmiedmeister ernst; theilt mir nur mit, was ich wissen muß, um Euch zu retten.

Retten? wiederholte der Kranke, und ein hohles fürchterliches Lachen schlug an die Wände des engen Gemachs; mich wollt Ihr retten? Unglücklicher, Ihr habt mich auf Euern Rücken getragen und wißt noch nicht, wie es mit mir steht. Bei diesen Worten warf er die Decken ab, und Tobias' Blicke fielen auf einen Körper, der halb schon eine Beute der Verwesung, den gräßlichsten Anblick darbot, den man sehen konnte. Schaut her, setzte der Alchymist seine Rede fort, so lohnen Fürsten! Das ist der Preis für sieben schaudervolle Jahre, in denen ich unablässig für ihn gearbeitet; dieses der Preis für meine schlaflosen Nächte, dieses der Lohn, daß ich das Antlitz meines Weibes, meines Kindes entbehrt. Ja, Freund, mit solchen Gliedern wandelt man nicht mehr unter den Lebendigen; ich weiß, wo ich hingehöre, und wo ich vielleicht nach Verlauf weniger Stunden sein werde. Doch ehe ich scheide, will ich den Schatz, der dem frischen Leben gehört, in Euere Hände niederlegen; Ihr, Tobias, sollt unter den Hunderttausenden, die unter Qualen nach dem Preise gerungen, Derjenige sein, dem er spielend in den Schoos fällt.

Von welchem Schatze sprecht Ihr?

Hört meine Geschichte, rief Seton aus.

Kennt Ihr das Hochland, Freund, es ist mein Vaterland; laßt mich zuerst bei seinem Bilde verweilen. Mit seinen kühnen Felsenmassen, mit seinen Nebelgebilden und dunkeln schweigenden Gewässern, mit seinem ewig brausenden Meeresstrande und seinen unwirthbaren Küsten ist es das Land der Dämonen. Man sollte meinen, der wilde Trotz, die unersättliche Begier, der lauernde Hohn, sie hätten gleich am Anfang, wie die sanftern Geister Herrschaft über die Erde gewannen, sich dorthin zurückgezogen, um ihre rauhen Athemzüge mit dem Hauch unwirthbarer Wüsten zu mischen. Der Mensch, geboren auf jenen Bergen, lernt frühe seinen unsichtbaren Erziehern gehorchen: seine niedere Hütte ist umgeben vom luftigen und tückischen Volke der Elfen, der Gnom pocht an dem Gestein seines Herdes und Kobolde rücken an dem Dache; schwankt des Fischers unsicheres Boot auf den schwarzblauen Wellen, so zieht der ärmlichen schaukelnden Wiege ein boshafter Nix nach, sie in gefährliche Buchten lockend; dem Jäger, der sich für sein darbendes Weib daheim und die hungernden Kinder den Gefahren der Jagd hingibt, verfolgt ein Schwarm wilder Luftgeister, die ihn von Felsen zu Felsen hetzen, bis sie den Elenden mit zerschmetterten Gliedern im Abgrunde liegen sehen. Noch schlimmer aber sind die Geister des Hochmuths, des Trotzes, die sich unsichtbar in das Herz des Hochländers nisten und mit jedem Pulsschlage wachsen. Auch meiner Seele bemächtigten sich die Unholde, in ihre rohe Hände fiel der Inhalt meines Lebens, und er war rettungslos verloren. Mein Vater besaß Reichthümer, er opferte einen Theil derselben großmüthig meiner Erziehung, doch er riß mich leider zu spät aus der Wildheit meiner Umgebung heraus. Mit den Dämonen, die an meine Fersen sich hefteten, trat ich jetzt in das zahme Triebwerk des auf Verdienst gebauten thätigen Lebens; wie mochte ich's lange in diesen Fesseln aushalten? Eine Stelle unter den Landtruppen wurde mir gegeben; ich verließ sie widergesetzlich und flüchtete mich, verfolgt, in das mir verwandte stürmische Element; ich wurde Matrose. Hier lächelte mir das Glück; mein Muth gewann mir Freunde. Schon einmal waren die Schranken bürgerlicher Gesetze übersprungen, es kostete mich nur wenig Bedenken, es zum zweiten Male zu thun. Ein gehässiger Hauptmann stand uns Allen im Wege, mein Messer befreite uns, es nahm das Meer den Leichnam auf, und frei, der kleinen, von dürftigen Geistern ersonnenen Gesetze der Gesellschaft spottend, zogen wir in das grenzenlose Gebiet der Willkür, des Muths und des Glückes ein. Gleich Triumphbögen spritzte der Schaum um unser Kaperschiff, es tanzten und jubelten die Wellen, als hätten in der Tiefe die unruhigen Meergeister unsern Treubruch erfahren. Ich war nun wieder ganz in der Gewalt

meiner alten Dämonen; sie hatten mich, sie hielten meine Locken, sie badeten mein Herz in wilden Wünschen und stachelten meine Seiten, daß ich gleich einem wilden Rosse dahinbrauste, ihnen nur folgend. Indessen büßte ich auch diese Lust bald. Mein Auge ward in der Stille einer Nacht wunderbar geöffnet; ich that finstere Blicke in das Innere des Menschengeistes, und siehe da, die ewig schwankende Wage von Wunsch und Hoffnung stand gezähmt in meiner Hand. Bis jetzt hatte ich Ehrgeiz, Thatenlust, Freiheit für das Höchste gehalten; jetzt sah ich, daß diese wilden Leidenschaften nicht selbst herrschend waren, auch sie beugten sich einer geheimen magischen Kraft, die verhüllt, doch allmächtig hinter jeder Erscheinung des Lebens lauschte. Es war des Goldes Macht! Kaum hatte ich den stärkern Dämon erkannt, als ich auch sogleich ihm Treue schwur; vergessen, gleich einem verstäubten Gewande sank das kühne Gemälde meines Korsarenlebens hinter mir hinab; das Auge erhielt jenen lauernden Blick, die Hände jene stille Geschäftigkeit, die der Verkehr mit meinem neuen Dämon erforderte. Auf heißen Marktplätzen saß ich jetzt, im Gewühl der Straße, unter den Wechselbänken der Börse, und in mein Ohr, gewöhnt an das Brausen der Aequinoctialstürme, tönte jetzt das alte Lied der Klage, das zahme Gewinsel des Elends, die Lockpfeife des Betrugs. Hier erkannte ich nun die ganze Größe meines Dämons: ich sah den Leib der Unschuld hingemordet, die greise Locke des Verdienstes geschändet, das verwandte Blut verspritzt; Alles im Dienste meines Dämons: und in seinem Umgange gereift, kam mir der Gedanke, mich in Besitz großer Schätze, sei es, auf welche Weise es wolle, zu setzen. Schändlichen Wucher hatte ich schon lange getrieben, jetzt trat ich von Neuem aus den Schranken des Gesetzes und schloß mich einer Bande von Falschmünzern an, die in den Klüften eines einsamen Gebirges ihr Wesen trieben. Hier hatte mich die Hölle schon näher an ihrem Herde. Lange Nächte hindurch saß ich mit fast erblindetem Auge, die hellen Metallscheiben brünstig betrachtend, die aus unserer Werkstatt hervorgingen, um ihre betrügerische Laufbahn durch die Welt zu machen. Ich haßte die Menschen und freute mich, sie betrügen zu können. Doch bald ekelte mich auch diese Wirksamkeit an; so nahe der geheimnißvollen Quelle, wollte ich ihren Gehalt bis auf den tiefsten Grund erforschen. In Rücksicht auf Sonderung und Bereitung der Metalle, hatte ich schon manche kostbare Erfahrung mir zu eigen gemacht, es trieb mich zu immer neuen Versuchen, unermüdlich strebte ich weiter — doch vergebens! Damals gerade erscholl das Gerücht von einem Manne, den die Inquisition verfolgte, der nach England hinüber sich rettete und endlich in unsern schottischen Gebirgen eine Zuflucht fand. Man erzählte von ihm wunderbare Dinge, er sollte das Geheimniß entdeckt haben, nach dem schon Tausende vergeblich forschten, das Geheimniß, das edelste Metall schöpferisch hervorzurufen. Mein Geist flammte auf, ich floh aus unsern Höhlen und fand mich bald in der Nähe jenes Meisters.

Der Sprechende hielt hier inne. Vergebt, edler Meister, fuhr er mit erschöpfter Stimme fort, wenn die Macht dieser Erinnerungen mich niederbeugt, laßt mich eine Pause machen, in der ich mich sammeln kann, um Euch die bittersten Erfahrungen meines unruhvollen Lebens mitzutheilen. Tobias winkte ihm Gewährung zu; er selbst vermochte nicht zu sprechen, schweigend trat er an das Fenster und richtete sein Auge auf die wankenden Schatten, die das Licht im Gemach auf die gegenüberstehende Wand des Nachbarhauses warf. Tiefe Stille herrschte, dann bat Seton, seine Erzählung fortsetzen zu dürfen.

Jener Mann, hub er an, war ein Italiener von Geburt, verschwiegen und tückisch; es kostete Mühe, mich ihm nahe zu bringen, und gewiß wäre es mir nie gelungen, sein Schüler, sein Vertrauter zu werden, wenn nicht sein junges Weib, das ihm gefolgt war, eine geheime Leidenschaft zu mir gefaßt hätte; ich begünstigte diese; es war mir völlig gleich, auf welchem Wege ich zu meinem Zwecke kam. O, junger Freund und Retter, wie soll ich Euch mein Entzücken beschreiben, als ich nun erfuhr, daß es in der That ein Mittel gebe, jenes herrliche Metall schöpferisch hervorzurufen. Dieses Mittel hatte mein Meister in Händen; aber Haß gegen die Menschen, Verachtung der Welt brachten ihn jetzt dahin, daß er schwur, die geheimnißvolle Tinktur mit sich ins Grab nehmen. Denkt Euch, Freund, die goldne Frucht des Lebens versenkt ins Grab! Konnte ich dieses leiden, konnte das Weib, das mächtige Erdenwünsche stachelten, dieses leiden? Ich schweige von der peinvollen Zeit, in der ich mit dem finstern Bernardo zusammen lebte und arbeitete. Tückisch, wie er war, machte es ihm Freude, auch mich immer und immer in die Irre zu führen, mich tausend vergebliche Versuche machen zu lassen; jetzt das Geheimniß dicht vor mich hinzulegen und dann, wenn meine Hand schon darnach griff, es hohnlachend in die weiteste Ferne zu schieben. Doch wehe dem Elenden; er meinte mit mir zu spielen, und er selbst war ein Spiel in unsern Händen. Die geheimnißvolle Tinktur, für mich des Lebens Erstes und Letztes, verschloß er jedoch auf das sicherste; vergeblich war ein Versuch sich der Flasche zu bemächtigen, alle unsere Anschläge, sie durch Güte in unsere Gewalt zu bekommen, mißglückten; fürchten mußten wir, daß der finstere Lebensüberdruß des Meisters, der von Stunde zu Stunde sich steigerte, ihn zum Selbstmord treiben werde; er könnte dann wol von einem Felsen sich ins Meer hinabstürzen, die kostbare Flasche in seinen Händen — für uns, für die Welt auf ewig verloren! Diese Gedanken brachten mich dem Wahnsinn nahe. Weshalb, sagte in einer geheimen buhlerischen Stunde meine Geliebte zu mir, weshalb ein Fahrzeug retten wollen, da es doch bestimmt ist, an der nächsten Klippe zu zerschellen? Ich verstand diese Worte, die Lippe des Weibes sprach nur aus, was in meinem Busen längst sich emporgedrängt; unsere Augen leuchteten und brannten zusammen, die wilde Lohe eines Menschenmordes schoß verzehrend zugleich über die ausgedörrte Steppe unsrer Herzen; ihre Rechte faßte krampfhaft nach dem Messer, indeß die meinige den Dolch im Gürtel packte. Indem hörten wir Bernardo das Haus verlassen und in die stürmische Nacht sich hinausschleichen. Es ist Zeit! stöhnte sie, und ich sprang auf; die Hand vor die flackernde Flamme des Lichts haltend, blickte sie mir nach, wie ich leise hinauswankte. So irrten zwei Schatten, einer den andern verfolgend, durch die Nebel einer trüben Mondnacht; lauernd gleich einer Katze bückte ich mich um jedes Gesträuch, jetzt auf dem Leibe fortkriechend, jetzt um eine vorspringende Felsenkante mich windend; immer noch schwebte die schwarze Gestalt vor mir, zehn Schritte nur entfernt — jetzt bleibt er stehen — ich, meinend, er wolle sich nach mir umschauen, weiche zurück, indem höre ich einen schwachen Laut, und o Himmel! aus meinem Versteck auftauchend, finde ich die Stelle, wo er stand, leer — dumpf braust das Meer unten an seinem Gestade. Wie vom Tode gehetzt spring' ich hervor, suche, rufe durchfliege den ganzen Raum am Abhange — umsonst! meine Beute ist mir entgangen, zerschmettert mit meinem Schatze liegt er in der Tiefe! Die Welt ging unter vor meinen Blicken, der Wahnsinn faßte mich, ohnmächtig stürzte ich auf die Platte des Felsen nieder.

Als ich wieder die Besinnung fand, schlug kalter Regen an meine Wangen, betäubt und blutend erhob ich mich, um in die verlassene Hütte zurückzuschleichen. Auf dem Wege dahin fiel das ganze Bewußtsein des Verlorenen auf meine Brust und lähmte meine Schritte. Wozu zurückkehren? rief ich bei mir, fort in die Welt, es ist ja doch Alles verloren! Ich weiß nicht, welch ein ahnendes Gefühl mir trotz jener Ueberzeugung zuflüsterte: kehre heim, noch ist nichts verloren! So trat ich denn in das Gemach, wo ich Beatricen, so hieß die Witwe Bernardo's, auf mich harrend fand. Als sie Blut an meinen Kleidern sieht, triumphirt sie; doch indem meine Worte sie belehren, daß es mein eignes sei, daß die Beute uns entgangen, stößt sie ein fürchterliches Jammergeschrei aus. Jetzt wird das ganze Haus durchsucht, die Gewölbe erbrochen, jeder Behälter geöffnet, die Mauer selbst umgerissen — umsonst, der Schatz bleibt verloren; sogar die Leiche des Meisters, die uns einige Tage darauf gebracht wurde, entweiht vergebens die räuberische Hand der Habsucht. Was jetzt beginnen? Beatricens Schätze, wenn sie ihrem Besitz mit mir theilte, versprachen noch auf lange Zeit ein wildes, ausschweifendes Leben; dennoch hätte ich sie nicht zu meinem Weibe gemacht, wenn mir nicht anfangs eine dunkle Ahnung, dann ein deutlicher Verdacht, zuletzt fast Gewißheit von Beatricens verstellter Tücke Kenntniß gegeben. Die Reichthümer, die in meine Hände fielen, schwanden bald, dennoch fanden sich immer neue, es wurde mir deutlich, daß das in alle Künste der Heuchelei eingeweihte Weib mich in jener Nacht betrogen, und daß es ihr gelungen, die Wundertinktur von dem Untergange zu retten. Meine Bitten, meine Vorstellungen blieben fruchtlos, da ersann ich ein wahrhaft teuflisches Mittel, um das Geheimniß zu enthüllen. Als sie sich Mutter fühlte, und ihre Zeit herannahte, trat ich an ihr Lager, jede Hülfe entfernend, wiederholte ich noch einmal meine Bitten; als sie auch jetzt taub blieb, wandte ich grausame Mittel an, die die Geburt verhinderten. Unter Qualen der Hölle wand sich die Arme auf ihrem Lager, sie zitterte für das kaum erwachende, sie zitterte für ihr eigenes Leben; fast schon bewußtlos, in blutigen Thränen gebadet, bekannte sie endlich, da die Marter aufs Höchste stieg, daß sie schuldig sei, daß sie die Tinktur vom Untergange gerettet und bis jetzt verborgen habe. Die Flasche ward ausgeliefert, und jetzt endlich hatte ich meinen Gott in Händen; allein um welchen Preis war er erkauft!

Entsetzlich! rief Tobias und verhüllte sein Antlitz.

Ich komme jetzt an die letzte Epoche meines Lebens. Wir verließen Schottland; der Ruf meiner geheimen Wissenschaft ging mir voran, und ich sah auf Reisen vieler Herren Länder

Glaubt nicht, daß die Ehre, die Auszeichnung, die man mir erwies, mich die Menschen lieben lehrte, nein, ich lernte sie nur um desto grimmiger hassen, je deutlicher ich das Band fühlte, daß sie an mich kettete. So kam ich denn auch hierher, und hier sollte das Maß meines Mißgeschickes erfüllt werden. Ihr sowol, Tobias, als das ganze Land kennt die Geschichte meines Lebens an diesem Hofe; doch Euch wie den Uebrigen ist mein eigentliches Verhältniß zu diesem Fürsten wol nie klar geworden, und nach Dem, was Ihr jetzt aus meinem Munde erfahren, möchte es Euch noch weniger begreiflich erscheinen; doch höret weiter. Von den sieben Jahren, die ich hier zugebracht, sind mir fünfe mit dem äußersten Glanze, durch alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens geschmückt, dahingeflossen; ich war es, dem die Schätze dieses Reiches zu Füßen lagen, den man auf Gold und Purpur bettete; der Fürst wollte mich kirren, doch ich blickte in sein finsteres, enges Herz, und jetzt kam mir die Lust an, die ich so oft meinen Meister an mir hatte büßen sehen, mit meinem Opfer zu spielen. Ich peinigte seine Ungeduld, stachelte seine Begier, malte ihm die Reiche der Welt zu seinen Füßen; und wenn er dann anbetend vor mir niedersank, versteckte ich mich arglistig hinter ein blindes Ungefähr, schob ihm ein Märchen unter und verlor mich in die geheimnißvolle Wolke, in die er mir nicht nachdringen konnte. O, Freund, Ihr seid arglos, selbst ungekränkt, habt Ihr wol nie Kränkungen empfinden lassen, Ihr kennt nicht die Lust, die darin liegt, mit den Gewaltigen dieser Erde zu spielen, sie ihre Ohnmacht empfinden zu lassen, und hunderttausend Beleidigungen, die sie gewohnt sind ungestraft auszutheilen, langsam und unter dem Schein von Schmeicheleien auf ihr eignes Haupt zu häufen. Ueberdrüssig des Lebens, bekannt mit jeder seiner Gefahren wie seiner Liebkosungen, selbst Herr unermeßlicher Schätze, lag mir an der Gunst des Fürsten wenig, ich verscherzte sie, und dieser, des Spiels überdrüssig, kehrte auch jetzt die Kralle hervor und er, der sonst an meinem Busen gelegen, der mir das heiligste Bündniß zuschwor, das jemals Menschenworte besiegelte, er ließ mich jetzt in den Kerker werfen, wo mich kein Strahl des Lichtes begrüßte, wohin der Blick meines Weibes, meines Kindes nicht drang. Hier that ich nun den Schwur bei der finstern Nacht meines Dämons, als Sieger aus diesem Kampfe herauszugehn; der Fürst sollte sich den Fluch seines Volkes vergeblich aufgeladen haben, meine Rache an der ganzen Menschheit ließ ich lastend auf dieses eine Haupt fallen, und Dank der höhern Mächten, es ist mir gelungen! Zerschmettert liege ich, doch nicht überwunden; mein ist der Preis, indessen er in ohnmächtiger Wuth die goldnen Säle seines Palastes durchtobt, auf ewig sich betrogen fühlend.

Bis so weit war Seton in seiner Erzählung gelangt, jetzt fesselte gänzliche Erschöpfung seine Zunge, dennoch faßte er nach einer kurzen Pause seine ganze Kraft noch einmal zusammen, um seiner Rede noch diesen Schluß beizufügen: Ich habe gesiegt, doch ferne sei es von mir, wie jener Verdammte, meinen Schatz mit in die Gruft nehmen zu wollen; er sei dem Leben geschenkt, mit einem Worte, Meister Tobias, er sei Euch geschenkt.

Seine Augen funkelten in wildem Feuer und er rief mit noch lauterer Stimme: Ja, Dir sei er gegeben, Freund, der Gott dieser Welt! Das Scepter aller Reiche lege ich zu Deinen Füßen! Dieses sei Dein Lohn dafür, daß Du auf Deinen Schultern während jener fürchterlichen Nacht, wo ich schon mit meinen Dämonen Abrechnung hielt, mich zurück ins Leben, ins Reich des Lichtes schlepptest. Freund, nicht wahr, ich lohne königlich? Doch was königlich, göttlich lohne ich — ich bin Dein Gott! sinke nieder vor mir im Staube! —

Er fiel röchelnd zurück und lag, eine Leiche, auf dem Polster. Tobias saß erschüttert da, den Blick auf die Gestalt vor sich richtend, und als jetzt die bleichen Lippen zuckten, als sich der zerbrochene Leib, gleichsam den Tod von sich stoßend, noch einmal aufrichtete, um die letzten entscheidenden Worte zu sagen, stürzte der junge Mann, wie von höhern Mächten gezwungen, auf die Knie vor das Lager und bot sein Ohr dem lispelnden Munde des Sterbenden: Höre, mein Sohn, die Bedingung, unter welcher der Schatz der deine ist: jene Beatrice, von der ich gesprochen, lebt, sie ist eine und dieselbe Person mit Arabellen, die Du an meinem Lager gesehen. Sie liebt Dich, sie will die Deine werden, und nur wenn Du meine Wittwe heiratheſt, erhältst Du meine Reichthümer.

Haltet ein! rief Tobias, ich habe ein Weib! —

Verstoße sie! Ist da noch eine Wahl, Bettler oder König zu sein! Unglücklicher, sollte ich mich in Dir getäuscht haben, und ich müßte mich nach einem Andern umsehn, der nicht so elender Feigheit Gehör gibt, um sein Glück mit Füßen zu treten?

Versucher! rief Tobias mit gepreßter Stimme, fort, entfliehe, ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Er sprang auf und stürzte aus dem Gemach.

Hubert kam ihm an der Thür entgegen und schien entsetzt über sein Wesen, doch trat er ohne zu fragen ins Krankenzimmer, und ließ dem Goldschmied Zeit, in der einsamen Werkstatt über das eben Gehörte und Gesehene nachzudenken. Sein erster Entschluß war, sogleich zu seinem Beichtiger zu gehen, ihm jenes aufgedrungene Geheimniß zu übergeben und so den Verbrecher vor seinem Tode in die Arme der strafenden Kirche zu überliefern. Doch schon im nächsten Moment fühlte er sich von Mitleid bewegt. Wie, rief er bei sich, er will Dich reich, will Dich glücklich machen, und Du willst ihn verrathen? Der Arme, seinen bösen Geistern dahingegeben, erleidet er nicht schon Strafe genug? — Hubert trat jetzt wieder zu ihm, das Antlitz dieses sanften Menschenfreundes leuchtete in Heiterkeit. Wieder zwei Stunden Schlaf ihm geschenkt, rief er, ein köstliches Geschenk; er, der die Reichthümer der Welt zu besitzen meint, er bittet um nichts, als eine Stunde ruhigen Schlafes; ich fürchte, daß nun bald der ewige darauf folgen wird. Ihr werdet, Tobias, in wenigen Tagen eine Leiche aus Euerm Hause tragen lassen, macht es nur still und klug, damit das arme hübsche Weib und der holde Knabe, die er nachläßt, nicht den Fluch tragen müssen, der an diesem zerbrochenen Körper hängt.

Kann ich's wehren? entgegnete Tobias, wenn sein Aufenthalt in meinem Hause ruchbar wird, wenn man ihn zu suchen kommt? —

Wer soll es erfahren? sagte Hubert sanft; wir Beide sagen es gewiß Niemanden.

Ihr wißt nicht, was er mir vertraut hat, ich fühle mich halb und halb gedrungen, es meinem Beichtiger zu berichten. Hubert sah den Goldschmied mit seinen klaren offenen Augen an: Das solltet Ihr nicht, wenn er Euch vertraut hat; fühlt der Arme Bedürfniß nach Beichte und Erbauung, so will ich den Pater Augustin herbringen, da mögen sie es unter einander abmachen; warum wollt Ihr den Zwischenträger spielen?

Tobias neigte zu diesen Worten zerstreut und fast willenlos das Haupt, der Arzt verließ das Zimmer. Die Thüre zum Krankenzimmer stand offen, leise näherte sich ihr der Meister, um einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, doch er blieb gefesselt stehen auf der Schwelle. Arabella lag zu den Füßen des Lagers, sie schien, von Anstrengung und Nachtwachen ermüdet, in Ohnmacht gesunken, sie hörte nicht das Geräusch des Nahenden, und diesem blieb Zeit, sich an dem Anblick ihrer verführerischen Schönheit zu weiden. Aufgelöst hingen die dunkeln Locken um den blendenden Nacken und die gewölbte Schulter; das schwarze Gewand, das die schöne Gestalt verhüllte, verbarg nicht die edeln Formen, ebenso wenig wie der dunkle Schleier vermögend war, die süßen Regungen eines Busens zu verbergen, der vielleicht jetzt mit den Bildern einer reizenden Zukunft sich füllte, mit einem Glücke sich beschäftigte, dessen Hauptgegenstand, ihr unbewußt, sich gegenwärtig befand. Der arme Goldschmiedmeister fühlte sich aufs heftigste ergriffen; alle glühenden Träume seiner Jugend, die blendenden Aussichten von Glück, Reichthum und Liebe bemächtigten sich jetzt seines berauschten Herzens, erweiterten es zu neuer Seligkeit; Elend und Erniedrigung, sein ganzes früheres Leben, sanken hinter ihm zurück; er fühlte Muth und Jugendkraft, die neue glänzende Laufbahn anzutreten, die ihm unerwartet das Glück anbot. Wie hatte eine einzige Stunde so ganz sein Leben umgeändert! Doch in diesen Träumen störte ihn jetzt Mariens Bild. „Unglücklicher, rief er zu sich selbst, so nahe also wohnen Treue und schändlicher Verrath in deinem Busen beisammen? Das liebende Weib, das dir in Armuth und Elend gefolgt, das bereit ist, bis ans Grab mit dir auszuharren, ihr willst du entsagen? und einem Weibe willst du sie opfern, das sich durch Verbrechen befleckt hat, das nichts besitzt, als ihre buhlerische Schönheit und Gold, um damit ihre Schande zuzudecken? — Wankelmüthiger! rief die geheime Stimme im Herzen, willst du wieder jenen niedrigen Bedenklichkeiten Raum geben, die dich bis jetzt in ein enges, dürftiges Dasein gebannt? Zerreiße endlich die Bande deines düstern Charakters! Wie? buhlerisch nennst du das holde Weib? du irrst, dir wird sie treu sein, an dich kettet sie die Liebe; deinem Arme ist es aufbehalten, sie aus unwürdiger Umgebung hinaufzuziehen; konnte sie bei den Ungeheuern, denen sie bis jetzt angehörte, wol anders handeln? Und Marie? wird sie ernstlich deinem Glück, das zugleich das ihrige ist, entgegensein? Noch seid ihr jung, noch ist ein neues Leben für Beide möglich; oder willst du im Elend ausharren, bis es euch Beiden das Herz abdrückt? — Ein schneller Schritt, und es ist geschehen! —

Es klopfte an die Thür, und heftig erschreckend fuhr Tobias aus seinen Träumen auf; er glaubte Marien eintreten zu sehen, doch es war Hubert, dem der Benedictiner folgte. Ich bringe da meinen Collegen, den himmlischen Arzt, rief

der Erstere, laßt uns nur gleich zu Werke schreiten. Sie näherten sich der Thür des Krankengemachs, die Tobias geschlossen hatte; er sah dem Mönche erstaunt und verwirrt ins Antlitz. Weshalb so eilig? rief er zu Hubert; es hat Zeit. Nein, Freund, entgegnete jener, ich habe es Euch so deutlich vorhin nicht sagen wollen, doch vernehmt jetzt, daß der Arme die Nacht nicht mehr erleben wird. — Tobias zitterte heftig, es fielen ihm Seton's Worte ein: so muß ich mich denn wol mit meinem Schatze an einen Andern wenden! Jetzt entscheide dich! rief die innere Stimme drohend; sowie der Fuß des Mönchs diese Schwelle überschritten hat, so ist Alles verloren. — Kalte Schauer bedeckten die Stirn des Unglücklichen; er hörte Mariens Stimme ihn beim Namen rufen, zugleich tönte das Röcheln des Sterbenden aus dem Krankenzimmer. Laßt uns, rief Hubert; wie seid Ihr doch so thöricht und grausam, uns länger aufzuhalten. Noch nicht, entgegnete Tobias mit fast tonloser Stimme; ich habe mit ihm zu sprechen; bleibt hier vor der Thür, bald komme ich wieder. Er trat ins Gemach, Arabella kam auf ihn zu, sorgfältig verschloß sie die Thür. Seton hatte sich aufgerichtet und seine dunkeln Augen leuchteten dem Eintretenden entgegen. Nun, hast Du gewählt, mein Sohn? fragte er dumpf.

Ich bin der Euere, rief Tobias und sank am Lager nieder; in dem Moment fühlte er sich von Arabellens Armen umschlossen. Hab ich's doch gewußt! triumphirte Seton, allein jetzt ist keine Zeit zu verlieren. In die Hände Deines Weibes lege ich den Schatz nieder, entschließt Euch Beide zur eiligsten Flucht, ist mein Leib erstarrt, so müßt Ihr schon weit über das Weichbild dieser Stadt entfernt sein. Unter meiner Lagerstätte liegt in Gold eine ansehnliche Summe, sie bringt Euch fürs Erste über die Grenze dieses Landes, nehmt den Knaben mit und wahrt seiner. Jetzt lebt wohl! Noch einmal, Tobias, bleibe treu Deinem Weibe, denn wisse, daß sie jeden Treubruch bestrafen kann, nur sie weiß um die Art, wie die geheimnißvolle Tinktur angewendet werden muß.

Das Auge der schönen Arabella senkte sich bei diesen Worten, ein Zug von Schmerz wurde auf ihrer hohen Stirne bemerkbar. Warum diese Zweifel? sagte sie leise, von denen mein Herz nichts weiß. Ich bin ganz die Euere, Tobias.

Der junge Mann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umschloß die Braut, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen. Eine Pause verging.

Seton richtete sich auf, seine Blicke glänzten in wildem Feuer, indem er sie auf die Gruppe vor sich richtete. Betrogen! Grausamer, betrogen! rief er mit schneidender Stimme; tobe jetzt durch die leeren Räume Deines goldenen Kerkers! ich bin Dein Gott, ich habe Dich elend gemacht, um diese zu beglücken! Im Bewußtsein dieses Sieges fahre hin, erbärmliche Welt!

Er sank zusammen und war verschieden, ehe ihm der Priester die Gnadenmittel reichen konnte. In derselben Nacht verließ Tobias mit Arabellen und Bertram in heimlicher Flucht die Stadt. Er mochte sein Weib nicht wiedersehen. Arabellens Arm hielt ihn umschlungen, hinter ihm schloß sich das dunkle Gemälde seines Elends, die Pforten einer glänzenden Welt öffneten sich prangend.

---

In einer der herrlichsten Gegenden am Rhein, nicht weit von der alten Stadt Mainz, befanden sich eine Menge fröhlicher und geputzter Leute auf einer ansehnlichen Wiese beisammen. Ein zierliches, von frischen Baumgruppen umgebenes Haus erhob sein freundliches Obdach auf einer kleinen Anhöhe; es war ganz der festlichen Freude gewidmet, unaufhörlich zögen lustige Schwärme hinaus und hinein; oben über der Hausthür auf einer großen vergoldeten Tafel standen die Worte: Die lustige Gesellschaft der Goldmacher hat hier ihre Herberge aufgeschlagen.

Indeß die jungen Leute, Mädchen und Bursche sich auf der Wiese mit Fangball, Scheibenschießen und Tanz belustigten, saß der Wirth der Herberge mit einigen seiner Freunde auf dem grünen Vorplatze des Hauses bei einem Becher kühlen Weines. Das Gespräch bewegte sich um die heutigen Festlichkeiten, die schon dagewesenen und die noch zu erwartenden. Ein Paar Bürger, die eben hinzutraten, erkundigten sich, ob die Schiffe noch nicht zu sehen seien.

Nein, entgegnete der Wirth; erwartet sie auch nicht so schnell wiederkehren zu sehen, sie sind den Fluß weit hinaufgezogen, auch wollen sie hie und da am Ufer landen, wo man ihnen freundliche Grüße und Ehrenbezeigungen aller Art schon vorbereitet hält. Setzt Euch hin, Freunde, und laßt sie uns erwarten. Die Beiden nahmen Platz, und der Eine sagte: Mich ergötzt in der That diese lustige Brüderschaft. Mag, wie so Viele behaupten, ihr Beginnen thöricht sein, dennoch bringen sie in die finstre Zeit Leben und Fröhlichkeit; ihre Schwänke und Possen lassen uns den Zank der Fürsten vergessen, sowie die kleinen boshaften Zwistigkeiten der Städte, welche so gern alle Welt von sich sprechen machen möchten.

Ihr habt Recht, entgegnete der Wirth; als vor zehn Jahren das Wesen seinen Anfang nahm, hätte ich ihm diesen lustigen Fortgang nicht prophezeit. Die ersten Begründer mischten offenbar noch zu viel Ernst ins Spiel, sie gingen wirklich darauf aus, irgend ein Geheimniß zu entdecken; jetzt aber weiß Jedermann, daß selbst der tiefsinnigste Ernst hier nichts als gutgemeinten Scherz bedeutet.

Wie, nahm einer der Gäste das Wort, Ihr meint also wirklich, daß Alles nur auf Possen und Spaß hinausläuft, daß hinter allen ihren Feierlichkeiten sich durchaus kein Geheimniß verbirgt?

Sicherlich nicht! rief der Wirth. Ein finsterschauender langer Mann am Ende des Tisches erhob sich jetzt und rief: Wie könnt Ihr doch noch zweifeln, Gevatter, daß Alles Dummheit, Narrheit ist! Schande und Spott für unser liebes Deutschland ist es, daß dieses und vieles andere Gesindel so frei und schamlos auf Straße und Markt sein Wesen treiben, Kirche und Staat wol gar nebenbei beschimpfen darf. —

Ihr irrt Euch, Herr Archivarius, entgegnete eine Stimme, Staat und Kirche bleiben unangetastet.

Unangetastet? wiederholte der Erzürnte. So ist es wol zu dulden, daß die Narren dort die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches mit sich führen? daß selbst des Kaisers Majestät von ihnen lächerlich gemacht wird? Nicht allein, daß sich das Gesindel über die Gesetze des bürgerlichen Lebens hinwegsetzt, an den Hoflagern des Fürsten sich einnistet, sie untergraben auch Friede und Ordnung im Lande. Jeder mißrathene Bursche, dem die Arbeit nicht mehr schmeckt, läuft zu solchen Narreninnungen über, und ist immerdar höchst willkommen.

Sie fallen Niemanden zur Last, bemerkte der Wirth, sie bezahlen ordentlich, wo sie hinkommen.

Aber von welchem Gelde? erwiderte der Eiferer. Reiche Thoren, die sie ankirren, müssen's hergeben. Freilich ist diese Art, Gold zu machen, kein Geheimniß. Mich wundert nur, daß unser Herr, der Erzbischof, die Wirthschaft so mit ansehen kann, daß er keinen Machtspruch thut. Seht zum Beispiel heute, meint Ihr, daß irgend ein Schreiber es in der Actenstube aushält? Hinaus will Alles. So werden die kostbarsten Processe, die weitläufigsten Untersuchungen, Meisterstücke der Feder bei Seite geworfen, um in blinder Wuth hinauszutoben. Zuschauen wollen die Narren, Einer lacht über den Andern, am Ende sind sie Alle blind, toll. Die Welt ist alt und kindisch geworden.

Macht nur nicht, rief der Wirth, daß sie Euch für Euere Strafpredigten mit in den Narrenorden schließen; sie verstehen sich auf's Hänseln trefflich. Viele lachten, der Archivarius wollte eben antworten, als mehre Stimmen laut riefen: Da kommen sie, da kommen sie! Alles drängte sich von der Wiese hinan auf den erhöhten Platz des Hauses, von wo man den herrlichen Fluß übersehen und zugleich den Blick auf die nachbarlichen, im Abendschimmer lieblich glänzenden Auen richten konnte. Mehrere buntbewimpelte Schiffe kamen jetzt majestätisch den Fluß herab; ein fernes frohes Geräusch von Blasinstrumenten und singenden Stimmen ließ sich vernehmen; Waldhorn und Flöte klangen wie rufende Kinderstimmen in das Abendroth hinein, das Echo wiederholte die zauberischen Klänge, am Ufer tönte Freudengeschrei und Beifallrufen. So schwammen die geschmückten Fahrzeuge nahe an die Wiese heran, wo schon eine Gesandtschaft bereit stand, sie in Empfang zu nehmen. Die Bürger am Tisch hatten sich alle auf die Bänke gestellt, der Wirth behauptete den Platz auf dem Tische, und indem er sein ungeheueres Kelchglas schwenkte, gab er der Dienerschaft das Zeichen, mit einem allgemeinen Jubelruf einzustimmen. Indeß der Zug sich aus den Schiffen hinaus langsam die Wiese hinaufbewegte, fanden einige Freunde des Wirths Gelegenheit, sich nach den vorzüglichern Mitgliedern desselben zu erkundigen. Wer ist nun der dicke freundliche Herr, fragte der Eine, den sie dort mit Blumen geschmückt, gleichsam im Triumph daherbringen? Die untergehende Sonne spiegelt sich auf seinem frischen rothen Antlitz, und wohlgefällig im lauen Abendwinde nicken die prächtigen weißen Federn auf seinem Hute.

Dieser ist der eigentliche Freudenspender, entgegnete der Wirth, der das ganze heutige Fest veranstaltet hat und es aus seiner Tasche meistens bezahlt, der alte reiche Ritter Blending aus der Nachbarschaft.

Der ältliche Herr also, der die schönen Besitzungen am Flusse hat? fragte eine andere Stimme. Ei seht doch! freilich er ist ein Hagestolz, hat nicht nöthig, das kostbare Gut so streng beisammenzuhalten, um es lachenden Erben später hinzuwerfen. Wer aber ist der besonders lustige zierliche Herr,

der jenem zur Seite geht, fast wie ein fahrender Schüler gekleidet, mit der Laute im Arm?

Der Sänger Leonhard, entgegnete der Wirth mit wichtiger Miene; Ihr seht an der großen goldnen Kugel, die er am feuerrothen Bande um die Schulter trägt, daß er zu den Eingeweihten gehört. — Freude über Freude! riefen mehre Stimmen; seht ihn dort unsern gnädigsten Kurfürsten? auch er ist im Zuge, auch er verschmäht es nicht, einen guten Spaß mitzumachen. Still doch! tönten andere Stimmen; überschreit doch nicht die Musik! Hört ihr die Pfeifen und Trompeten? Jetzt kommen sie den Hügel hinan! ein stattlicher Zug! Wer ist doch der große, reichgekleidete Herr, auf dem stolzen Rosse dort? fragte der Wirth seinen nächststehenden Freund; er sieht finster aus und scheint ein Fremder zu sein. Gewiß, war die Antwort, hat auch ihn das große Fest herbeigelockt; doch verschont mich jetzt mit Fragen, Gevatter, ich muß nach Weib und Kind sehen, daß sie noch auf dem Gerüste Platz finden; das schwärmt im Gedränge herum und geht wol gar am Ende spurlos verloren.

Man hörte jetzt von allen Seiten her Musik, Geschrei und Beifallrufen. Eine Menge junger Mädchen, mit Blumen geschmückt, zeigte sich auf der Höhe; die unten stehende Sonne übergoß ihre leichten Gestalten mit flüchtigem Purpur, und es schien, als schwebten die leichten Gestalten tändelnd in der Luft. Goldne Mützen, weiße Federn, bunte Gewänder schimmerten jetzt durcheinander im gedrängten Zuge, der sich zum Gasthof hinaufbewegte; Rosse wieherten, die Träger der Frauensänften schrien sich einander zu, zwischendurch tönte Gelächter, Pagen und Diener liefen hin und her, am Gerüste wurde gehämmert, eine Menge Kinder wandten sich durch die Gruppen der Erwachsenen, indem sie sich mit großen Blumenkränzen und Gewinden schleppten, sie den Arbeitern hinreichend, welche sie an den Pfeilern des kurfürstlichen Zeltes befestigten. Hinter diesem belebten Gemälde sah man den majestätischen Rheinstrom dahinfluten, seitwärts die Thürme der Stadt Mainz, gegenüber die herrlichen, mit Reben bepflanzten Uferhügel, bis weithin im schwimmenden Glanz der Abendröthe daliegend.

Während sich die Menge auf der Wiese belustigte, die Vertrauten und Bekannten im Gespräch zusammentraten, viele Eilige und Besorgte sich um Plätze auf den Gerüsten stritten, wurde es nach und nach dunkel, und ein prächtiger Zug von Fackeln kündigte den Beginn des Schauspiels an. Der Wirth des Gasthofs hatte es nicht unterlassen können, seiner Neugier folgend, sich dem geheimnißvollen Fremden, der so mächtig seine Aufmerksamkeit an sich gezogen, näher anzuschließen. Beide betraten jetzt einen geräumigen Brettergang, an dessen Ende sie einen Platz einnahmen, von dem sie die Aussicht sowol auf die große Menge der Zuschauer, als auch den sichern Anblick Dessen hatten, was sich auf der Bühne ereignete. Man vernahm hier auch die Stimme der Sprechenden deutlich; die entfernter Sitzenden ließen sich von ihren Nachbarn den ungefähren Sinn der Worte, insofern sie Bezug auf den Vorgang hatten, erklären; den Meisten war nur an dem reichen und blendenden Schauspiel gelegen.

Die Fackeln waren überall hin vertheilt, und vor dem fürstlichen Zelte erschien jetzt in bunter Tracht ein sogenannter Schalksnarr, der hier den ernsthaften Posten eines Prologus auszufüllen hatte. Er machte kund, daß er von den Göttern abgesendet sei, um folgendes traurige Ereigniß anzuzeigen. Der mächtige König der Erde, nämlich der Erdgeist, habe seine liebste Tochter, die Prinzessin Gold, verloren, durch feindliche Zauberer sei sie ihm geraubt und in einen Thurm eingeschlossen worden, den eine dreifache unüberwindliche Mauer umgebe. Viel tausend Jahre habe die Arme darin geschmachtet; endlich sei ein edler mannhafter Ritter erschienen, der sie befreien wolle. Allein mit gewöhnlichen Waffen war ein so schwieriges Unternehmen durchaus unausführbar; die Tücke der Magier hatte ihr Opfer zu sicher verwahrt, Talismane von der stärksten Macht waren an die Pforten geheftet, alle Schlösser an den Eingängen gefeit. Was sollte nun geschehen? Zum Glücke gelingt es dem weisen und tapfern Ritter, sich vier kühne Helden zu Freunden zu machen, und zwar dadurch, daß er ihnen den Aufenthaltsort ihrer entführten Schönen entdeckt. Mit der Macht dieser Schönen, die vier unüberwindliche Feien sind, wird eine Lanze geschmiedet, die alle Hindernisse überwindet, durch deren Hülfe der reiche und tapfere Ritter zum Besitz der Prinzessin gelangt. Er führt die Holde ihrem Vater zurück und erhält sie von diesem zur Gemahlin zum Dank für seine kühne Ritterthat.

Diese Worte, in zierliche Verse gebracht, waren verklungen, vom Beifall der schaulustigen Menge begleitet; es begann jetzt die eigentliche tragische Verhandlung. Alle Blicke hefteten sich auf die Bühne. Man sah einen wunderbaren Garten, aus dessen Boden helle bunte Flammen emporloderten; doch was Flammen schienen, waren prächtige Blumenkelche, kolossale Tulpen, purpurroth, smaragdgrün, goldgelb durcheinanderfunkelnd; über ihnen wiegten sich Schmetterlinge, die gleichfalls in durchsichtigen Farben brannten und gleich schimmernden Sternen in dunkeln Lüften hingen; aus den Gebüschen drangen liebliche Töne, bald schmachtend, bald klagend in den Nachthimmel hinauf. Doch das Köstlichste zeigte sich den erstaunten Blicken in der Mitte des wunderbaren Gartens. Hier warf ein Springbrunnen Strahlen goldgelben Weines in ein Becken von Gold, nebenbei auf reichen Teppichen und Polstern saß die Prinzessin Gold, von ihren Frauen umgeben. In der That konnte man nichts Lieblicheres und Entzückenderes sehen, die Gestalt und die herrlichen Formen des schönen achtzehnjährigen Mädchens waren in ein prangendes Gewand von Goldstoff gehüllt, das seine schweren Falten weithin auf den dunkeln Teppich hinbreitete, goldne Ketten zierten Arme und Busen, selbst das hellgelbe Haar war mit ihnen durchflochten, und über Alles legte sich in klaren Wellen, gleich einem goldnen Duft, ein leichtgewebter Goldschleier. Sie saß sinnend da, mit dem einen schönen Arm das Haupt stützend, mit dem andern einen herrlichen Papagei emporhaltend, der, wie ein großer funkelnder Strauß von Edelsteinen sich schimmernd bewegte. Die Menge auf den Gerüsten ließ sich bei diesem Anblick nicht zähmen, alle Stimmen brachen in laute Bewunderung aus, als sich die schöne Prinzessin jetzt erhob und langsamen Schrittes durch den Zaubergarten dahinwandelte, gleichsam auf den Wellen der Musik schwimmend; die Spur ihres Ganges bezeichnete eine Menge Goldfunken und Gluhwürmer, die im Grase funkelten. Doch wehe dem schönen Bilde! es soll nicht lange in so süßer Einsamkeit schwärmen dürfen! Plötzlich, welch ein Anblick, fangen die mächtigen Tulpenhäupter sich zu regen an, hinter jeder lauscht eine finstere verzerrte Larve hervor. Bald erheben sie sich lang und länger, in jeder Minute wächst ihre fürchterliche Zahl; aus der Erde, aus den Gebüschen, selbst aus dem Springbrunnen steigen sie empor, und endlich stürzen die Ungeheuer mit vereinter Gewalt auf die Prinzessin los, die mit ihrem flatternden Goldschleier wie eine wahnsinnige Blume ihnen voranfliegt. Vergebens, der Schwarm der dunkeln riesigen Gestalten ist dicht hinter ihr her, es kreisen im Sturmwind ihre schwarzen Gewänder hoch in die Lüfte, die Ketten rasseln und schlagen an die erhitzten Leiber, und endlich, als sie die Arme gefangen haben, erheben sie einen dämonischen Freudentanz auf der Wiese, bei dem sie die köstlichen Blumen des Gartens mit wilden Füßen zerstampfen. Nach diesen bewegten Erscheinungen tritt Ruhe ein; jene Unholde verschwinden mit ihrer Beute, und nach einer Pause zeigt sich ein neuer Anblick. Seitwärts öffnet sich ein Felsenthor, und alle Blicke wenden sich dorthin, um den Erdkönig zu begrüßen, der langsam aus der Tiefe emporsteigt und durch sein gefurchtes Antlitz, mehr noch durch einen langen ehrwürdigen Bart, der bis an die Erde reicht, nicht wenig Ehrerbietung und Staunen einflößt. Der alte treffliche Herrscher, so lange Jahrhunderte in Frieden regierend, beklagt sich jetzt bitter über den Raub seines Lieblingskindes. Dunkle Gerüchte haben ihm erzählt, daß der Frevel von den Magiern verübt worden, und wenn dem in der That so ist, hat jede Hoffnung zur Befreiung der Unglücklichen nur schwachen Grund. Der trostlose Vater muß fast verzweifeln, denn er kennt jene betrügerischen Weisen, die die Nase in jedem Geheimniß stecken haben, die so gerne Alles wissen möchten und dabei zudringliche, unbequeme Leute sind. In diese Sorgen vertieft steht er noch da, als man im Hintergrunde auf seinem guten Gaul den Ritter Blending nach Abenteuern ausreiten sieht. Der König winkt ihn heran, und der Ritter, das Schicksal der unglücklichen Prinzessin erfahrend, zeigt sich sogleich voll Edelmuth und Thatkraft, er bietet seinen tapfern unüberwindlichen Arm an, vorher aber, und dieses ist ihm nicht zu verdenken, möchte er grrn das Bild der Schönen sehen, zu deren Frommen er sich jetzt in ein Gefährniß begibt. Warte, mein Sohn, ruft der Alte und greift in die Tasche, dieses Vergnügen sollst Du haben; ich pflege stets eine Anzahl von ihren Portraits bei mir zu führen — siehe, da ist eines! Er zeigt dem Ritter ein Goldstück, und dieser ist so entzückt über das Portrait, über dessen Glanz und Lieblichkeit, daß er sogleich dem edeln König den glücklichen Ausgang des Unternehmens zuschwört. Ich dachte es wol, bemerkte dieser; wer nur dieses Portrait zu Gesichte bekam, hat sogleich den brennenden Wunsch bezeigt, sie zu besitzen. Allein mein Sohn, die Verborgene aufzufinden ist nicht so leicht; ich rathe Dir, Dich nach Beistand umzusehen, vor allen Dingen mußt Du die Metalle zu Rathe ziehen.

Wer sind diese?

In Wahrheit, entgegnete der Alte, ich weiß nicht, wo sie herumschwärmen; es sind die Brüder jenes holden Kindes. Doch ich muß Dir gestehen, setzte er mit einem kleinen leichtfertigen Lächeln hinzu, sie sind nicht meine ächten Söhne. Die einzige Frucht meiner Ehe ist die wunderschöne Tochter, jene sind mir nebenbei durch allerlei Liebschaften meiner etwas

wilden Jugend zugefallen; sie sind jedoch, wie ich höre, brave, rechtliche Bursche, wenngleich manche ein wenig plump und gemein sind, allein man kann nicht an allen seinen Kindern gleiche Freude erleben.

Der Ritter entschließt sich nun die Metalle aufzusuchen. In der That sind einige verarmt: das Eisen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei ist so dick urd schwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen sich erhalten kann; nur das Silber hat den schönsten Platz, es ist am Busen eines jungen Mädchens. Als diese vier tapfern Helden das Unglück ihrer Schwester vernehmen, entschließen sie sich rasch, dem Ritter ihre Hülfe zu gewähren. Sie machen sich zu diesem Zwecke alle waffenfähig, und jeder schmiedet sich einen Panzer von dem ihm zukommenden Metalle, und so reiten sie aus, um von ihren Geliebten Abschied zu nehmen. Doch auf dem Schloß der Damen angelangt, erfahren sie zu ihrem Schreck, daß Raubritter sie entführt haben. Neues Ungemach! Der Ritter verspricht die verlornen Schönen aufzusuchen, und es gelingt ihm, sie zu finden. Diese vier Fräulein sind die Elemente. Das Feuer, eine hohe stolze Jungfrau im rothen Gewande, erwählt zu ihrem Paladin das Kupfer; es ist ein derber, gesund aussehender Bursche, der nur vom vielen Trinken eine etwas roth angelaufene Nase hat, doch grade deshalb ein um so feurigeres Ansehn zeigt. Die Erde, ein braunes, schon etwas ältliches Fräulein, ergibt sich dem Ritter Eisen, weil er ihr der ehrlichste und derbste scheint. Wasser, die holde zarte Jungfrau im silbernen Schleier, mit den klaren Augen und dem süßen Wellenschlage des schönen Busens, ist schon durch die zartesten Bande mit dem Jüngling Silber verbunden, und in der That kann man nicht leicht ein schöneres Paar sehen. Das jüngste Fräulein, ein verzogenes Mutterkind, grillenhaft, voll Launen, dabei aber die süßeste Kleine, die je das Auge geschaut; ihr Sylphenkörperchen tanzt auf jedem schwankenden Grashalm, ihr Gesichtchen spiegelt wie ein klarer röthlicher Mondglanz; diese vermählt sich aus lauter Caprice dem plumpen Ritter Blei; die wunderlichste Ehe, die man sich denken kann. Der arme Mann kann von seinem Weibchen nicht die geringste Gunst erlangen; denn ehe er vor ihr auf ein Knie niedersinkt, ist sie schon hunderttausend Meilen weit fortgeeilt, und während er die Worte: ich liebe Dich, ausspricht, hat sie schon drei Mal die Runde um den Erdkreis gemacht. Dennoch sind alle vier Damen für das Glück ihrer süßen Vereinigungen so erkenntlich, daß sie nun dem irrenden Ritter ebenfalls ihre Hülfe zusichern. Da sie mächtige Feien sind, so ist auf ihre Versprechungen schon zu bauen; wirklich verfertigen sie alsbald durch gemeinschaftliche Kunst eine krystallene Lanze, die sie dem Ritter in die Hand geben. Dieser eilt jetzt auf den Schauplatz drr ihm bestimmten Thätigkeit, gefolgt von den vier Helden. Man sieht ihn vor dem Thurm, in dem die Prinzessin schmachtet, erscheinen. Die erste Pforte, vertheidigt durch einen wilden Riesen, den Aberglauben, wird gesprengt; die zweite schützt ein träges Ungeheuer, die Faulheit, doch auch sie muß weichen; die dritte endlich, geschlossen durch einen kräftigen Talisman, das Geheimniß, fodert die meiste Anstrengung, doch auch sie öffnet sich endlich und im Glanze zahlloser Lichter tritt die Prinzessin Gold hervor. Ein allgemeines Beifallsgeschrei begrüßt ihr Erscheinen; die vier Helden senken ehrerbietig die Speere beim Anblick ihrer holdseligen Schwester. Indem lassen Pauken und Cimbeln sich hören, auf einem goldnen Wagen, gezogen von vier prachtvollen Löwen, erscheint die Göttin Fortuna; sie nimmt die Befreite und ihren Retter in den Wagen auf, die Metalle und Elemente schließen, auf ihren stolzen Rossen thronend, dem Zuge sich an, und dieser bewegt sich nun in heitrer Pracht beim Jubel der Menge langsam über die Bühne. Zum Schluß erscheint nun auch der alte Erdkönig; er zeigt sich durchaus als ein Mann von Ehre, der seine Zusage auch zu halten willens ist; die Metalle, Elemente, niedere und höhere Naturgeister aller Art sind gegenwärtig, wie er die Hand der Prinzessin in die des glücklichen Ritters legt. Chöre der Geister singen Brauthymnen, und indeß sich die Vermählten auf einem goldnen Thron niederlassen, kommen nun alle Völker der Erde in ihren verschiedenen Trachten, um ihnen zu huldigen. Tanz und Gesang beschließen das Ganze.

Die Festlichkeit war beendet; viele Gäste eilten nun nach Hause, andere suchten sich für die Nacht ein Plätzchen im Fremdenhofe oder in den benachbarten ärmlichen Hütten. Das große Wirthszimmer hatte der Ritter Blinding in Anspruch genommen; es wurden hier Anstalten zu einem köstlichen Mahl getroffen, welches die Eingeweihten unter sich, ohne Zuziehung anderer Gäste, einnehmen sollten. Der Wirth jedoch wußte es so einzurichten, daß der Fremde unbemerkt ein Plätzchen an der Wand erhielt. Die gute Laune der Goldmacher war so lebhaft erregt und ging durch die herrlichen Weine, die der reiche Gastgeber spendete und die ohne Aufhören um die Tafel kreisten, bald in eine so wilde Ausgelassenheit über, daß auch ohne jene Vorsicht Niemand sich um den einzelnen fremden Mann bekümmert hätte. Der Ritter Blinding saß obenan, sein Antlitz glänzte, als schiene wiederum die Abendsonne darauf, das runde Bäuchelchen und die vollen Wangen schüttelten sich bei dem kräftigen Gelächter, das Meister Leonhard's Schwänke zu erregen wußten. Die vier Metalle waren in ihrer Maskenkleidung geblieben, nur hatten sie die Larven abgelegt, und es zeigte sich jetzt, daß es vier ehrenfeste Ritter aus der Nachbarschaft waren; auch der Erdkönig trat jetzt als ein junger lustiger Bursche ohne Bart hervor. Die Frauen und Jungfrauen, die das Spiel hatten verherrlichen helfen, blieben von dem Gelage fort.

Als die gesellige Freude ihre höchste Spitze erreicht hatte, bemerkten mit Unwillen die Zunächstsitzenden an dem Sänger Leonhard eine traurige und nachdenkliche Miene. Ach, meine Freunde, entgegnete der Meister auf ihre Fragen, wie Ihr mich jetzt fröhlich in Euerer Mitte sitzen seht, so will es mich gemahnen einer Zeit, die jetzt längst dahin ist. Eine geheime Schuld drückt mein Herz; ich meine, daß ich an dem Unglück eines lieben Genossen und theuern Freundes Schuld bin. Viele wurden bei diesen Worten ernsthaft, Andere erkundigten sich neugierig, von wem die Rede sei, und der Ritter Blinding rief: Ich, Euer König, befehle Euch, und zwar im Namen meiner holdseligen Gemahlin, die leider gleich nach unserer heiligen Trauung mich wiederum verlassen hat, die Ursache Euerer Bekümmerniß, Meister Leonhard, sowie die Geschichte jenes Freundes, den Ihr unglücklich nennt, uns zu erzählen. Alle Gäste stimmten dieser Auffoderung bei, und der Sänger nahm das Wort: Leider, meine hochgeehrten Freunde und Genossen des Geheimnisses, kenne ich das Schicksal jenes Freundes selbst nicht genau; der Theil von Schuld, den ich mir aber bei seinem Mißgeschick zumesse, ist dieser. Zehn Jahre sind es jetzt ungefähr, da ich, damals in der Residenzstadt Dresden lebend, in einem Kreise fröhlicher Leute von jenen ehrwürdigen Geheimnissen sprach, in die ich jetzt durch besondere Gnade des Himmels eingeweiht bin. Wer hätte glauben sollen, daß das Bäumchen scherzhafter Unterhaltung, entsprossen dem Boden augenblicklicher ausgelassener Laune, so bittere Früchte des Ernstes ansetzen würde. Mein Freund, der auch gegenwärtig war, nahm sich meine Worte zu Herzen, böse Gesellen mögen wol nachgeholfen haben; kurz, der redliche stille Mann ging plötzlich in schädliche Verwirrung über, verließ Frau und Werkstatt und ist in die weite Welt gezogen. Ich höre, daß er sich für einen gelehrten Alchymisten ausgegeben hat, sein näheres Schicksal habe ich aber nicht erfahren können; es ist nur zu gewiß, daß auch er das elende Ende aller jener Leute gefunden hat, welche sich im Ernste mit der finstern Kunst beschäftigen. Wenn dieses ist, ach, Freunde, so drückt mich die alte Schuld; denn ich war es, der ihm leichtfertig zusprach, als er eines Tages von der Goldmacherkunst mit mir redete.

Wie nannte sich euer Freund? fragte ein Ritter.

Leonhard erwiederte: Laßt mich seinen Namen verschweigen, ich will Niemandes Ankläger werden.

Ich frage auch nur, entgegnete jener, weil ich vor einigen Jahren am Hofe König Sigismund's von Polen einen fremden Grafen kennen lernte, den die Menge einen Alchymisten nannte, und über dessen Herkunft nur dunkle Gerüchte gingen. Es könnte ja wohl dieser Euer vermißter Freund sein.

Leonhard schüttelte das Haupt. Wie käme der Arme zu Ansehen, Glück und Reichthum? Ach, wenn der Himmel mir nur das Glück schenkte, ihn noch einmal zu sehen, oder wenigstens von seinen Erlebnissen genaue Kunde einzuziehn!

Wäre er nur in unserer Mitte, rief der Ritter Blinding; hier an unserer wohlbesetzten Tafel könnte er lernen, wie man in Wahrheit Gold machen könne. Nicht in finstern Gewölben, am dunkeln Heerde bei Rauch und Qualm, nein, unter heitern Gesellen, bei Gesang und Wein und kräftiger liebevoller Freundschaftsrede, da wird im Herzen das echte Gold geboren, da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher, gierig saugt die begehrliche Lippe den flüssigen Goldschaum, und aufsteigend erblühen im Gehirn die goldenen Träume, die trunkenen Bilder. Alles dieses, meine Freunde, ist wirkliches echtes Gold, und die Art, wie wir es hervorbringen, ist die einzig wahre und echte; wer mir von einer andern redet, will mich betrügen und täuschen.

So sitzen wir denn, rief Meister Leonhard, in das heitere Bild unwillkührlich einstimmend, in unserer geheimnißvollen Werkstatt beisammen, Jeder an seinem Platze am Heerd beschäftigt; mein Auge erblickt nichts als Retorten, Destillirkolben und Zaubergefäße von allen Formen. Noch schwebt über uns im goldenen Dufte das Geheimniß! Wer wird zuerst mit aufwärts schauenbem, begeistertem Auge einen der schlanken zierlichen Geister erfassen, die in der schimmernden Atmosphäre oben tanzen und jubiliren? Seht, wie sie necksch

auf- und abfahren, stets flüchtig enteilend, wenn der Gedanke sie eben zu fassen meinte. Das sind die Geister des Scherzes, der glücklichen Einfälle, die über jeder gutbesetzten Tafel ihr tändelndes Spiel treiben. Auf, Ihr Goldmacher! wer zwingt zuerst die süßen kleinen Gottheiten in die Retorte hinab; doch nein, nicht gezwungen wollen sie sein, freiwillig kommen sie und senken die zierlichen krystallenen Glieder in die schäumende Weinflut, singend auf- und niederfahrend im goldenen Element. Laßt sie wieder entflattern, wenn sie wollen; haltet sie nicht, seid zufrieden, daß der Trank, der alltägliche Trank in Euerm Becher, durch ihre Berührung jetzt in Gold verwandelt ist; schlürft ihn herab und gebt uns dann gleich die neugeprägten Gedanken, die echten herrlichen Witze frisch aus der Werkstatt. Ihr Andern, die noch nicht das Geheimniß fanden, macht das Wechslergeschäft, bringt das neue Gold in Umlauf, tauscht die großen Münzen in kleine um und versorgt die äußersten Enden der Tafel geschickt mit Erwerb und Wohlstand. Seht, seht, wie jetzt bald das ganze Land in Wohlhäbigkeit blüht; gleichwie jeder Bauer sein Huhn im Topfe hat, so hat jetzt jeder Gast, auch der ärmste und stillste, auf seinem Teller einen guten Einfall. Immer häufiger senken sich die zarten neckischen Geister von oben herab, immer zärtlicher schauen sie in die begehrlichen weinglänzenden Augen der fröhlichen Trinker, zu ganzen Schaaren stürzen sie in die kühlen goldenen Badewannen, und bald ist Keiner mehr im Kreise, dem nicht in innerster gedrungener Lebensfülle, in überschwenglicher Lust das Geheimniß aufgegangen ist, der nicht das stille Fest der Vermählung mit der erwählten süßen Braut begangen hat. Ja, Freunde, wir sind alle Goldmacher, erkennt unsern großen Beruf, doch laßt uns zugleich streng das Geheimniß bewahren; der geistreiche freie Lebensgenuß, das echte lautre Gold der Freude ist nur für die Auserwählten geschaffen, die taube, dumpfe Menge muß ewig im Finstern tappen.

Nein, rief der Ritter Blinding, wir in unsern königlichen Gnaden sind nicht ganz Eurer Meinung, verehrlicher Goldmachermeister. Unsere holdselige Vermählung mit der Prinzessin Gold ist mit Recht eine denkwürdige Angelegenheit des ganzen Landes zu nennen. Ich stelle mir vor, wie viele meiner geliebten Unterthanen, die in ihren entfernten Wohnplätzen von dem großen Ereigniß haben sprechen hören, nicht wenig Begierde zeigen werden, ihre neue Herrscherin kennen zu lernen. Da dieses von Angesicht zu Angesicht nicht leicht möglich ist, so beschließen wir huldvoll, genannten Unterthanen eine genügende Anzahl Portraits zu überschicken. Auf diese Weise, meine Freunde, laßt uns denn nun auch die Nichtwissenden in unser Geheimniß einweihen.

Er nahm bei diesen Worten sein graues Hütlein vom Haupte, warf eine Handvoll Goldstücke hinein, unter Scherz und Gelächter ging das Hütlein weiter im Kreise, und als es nun zum Sänger Leonhard gelangte, rief er: So will ich denn diese kostbare Portraitsammlung mit einigen seltnen Cabinetsstücken aus alter Schule vermehren. Ja, Glück und Freude den Armen und Unglücklichen! Er löste von seiner goldenen Kette ein paar große, gewichtige Münzen ab und warf sie klingend in den Hut.

Recht so, rief der Ritter, Ihr zeigt Euch als tüchtigen Goldmacher, dem es auf ein paar Loth mehr oder weniger im Gewichte nicht ankommt. Habt meinen Dank, lieber Meister!

Scherz und Freude erreichten die höchste Spitze. Nun singt das Lied der Goldmacher! riefen mehrere Stimmen, und Meister Leonhard ergriff die Zither, die an seinem Stuhl lehnte, und sang mit wohllautender Stimme folgende Strophen:

Tief in der Nacht geheimnißvoll
In dunkler Höhlen Raum
Wächst durch gespaltet Steingeklüft
Ein lebenvoller Baum.

Wo ist des Baumes Wurzelschaft,
Dem blühend er entsteigt?
Wer nennt mir die geheime Kraft,
Die tausendfach sich zweigt?

Ist, wie in des Gehirnes Raum,
Ein goldner Traum entblüht,
So dies der alten Erde Traum,
Drin frühe Jugend sprüht?

Ist's der Titanen wildes Blut
Vergossen einst im Streit?
Die Spur von Götterübermuth
Vernichtet keine Zeit.

Wie, oder treibt des Frühlings Gruß,
Der Blumen bringt dem Thal,
Dort in der Felsenkammer Schluß
Den hellen Goldesstrahl?

Vergebens forscht der Seherblick,
Die dunkle Tiefe schweigt,
Des Baumes räthselhaft Geschick
Ist Dir im Bild gezeigt.

So wuchern unter Steingeklüft
Die Adern goldner Lust;
Vergebens das Du um Dich greifst,
Greif' in die eigne Brust.

Ja, ja, rief der Ritter Blinding, ein Thor ist, wer das Köstliche und Süße in der Ferne sucht, es liegt uns Allen nahe. Gebt dem Sänger diesen Becher unseres schönsten Metalles, ihm sei es zuerst geweiht! Gott segne des trefflichen Mannes Eintritt in unsere Gemeinschaft, es wäre ewig Schade gewesen, wenn so kostbare Talente sich im Alltagsdienste des staubigen Lebens abgenützt hätten. Es lebe der Meister Leonhard, der Sänger!

Alle stimmten fröhlich in diesen Trinkspruch ein, zugleich ertönten liebliche Flötentöne unter den Fenstern dem Neuaufgenommenen zu Ehren.

Der Fremde, der aus seiner Ecke heraus ein aufmerksamer Zeuge der Tafelfreuden und Gespräche gewesen war, benutzte jetzt den Augenblick, in dem mehrere Gäste sich erhoben, um in der Stille das Zimmer und das Haus zu verlassen. Draußen lag die Nacht über die Gegend gebreitet, mild leuchtete der Halbmond herab, sich in den Wellen des Flusses spiegelnd. Die Ufer unten und noch ein Theil der Wiese war mit unruhigen Gruppen gefüllt, die sich zur Abfahrt anschickten. Eine schöne Gondel, höher als die andern Fahrzeuge im Preise, lag noch wartend da; der Fremde miethete sie für sich, um noch vor Mitternacht die Stadt Mainz zu erreichen. Wie die Ruderer eben abstoßen wollten, zeigten sich am Gestade zwei ängstlich suchende Frauen, von einer Dienerin begleitet; sie wünschten einen Platz zu erlangen, doch die überfüllten Böte wiesen sie überall zurück; der Fremde wurde ihrer nicht sobald gewahr, als er ihnen die Gondel anbot. Das Anerbieten wurde nach kurzem Zögern angenommen, und es traten, von den Ruderknechten geleitet, eine ältliche Frau und ein blühendes junges Mädchen in den innern, von bunten Lampen erhellten Raum. Wie angenehm überrascht war der Fremde, als er in dem jungen Fräulein die Prinzessin Gold erblickte. Sie schien ihm hier in ihrer einfachen Tracht fast noch blühender und schöner; das goldene Haar, dessen köstliche Fülle erst jetzt recht sichtbar war, umschloß in vollen Flechten das zarte jungfräuliche Antlitz, dieses hob sich auf das schönste von dem dunkeln Hintergrunde der bewegten Wellen ab. Schwankend, wie die Bewegung des Bootes es mit sich brachte, wiegte sich die holde Erscheinung; es war dem fremden Manne, als sei nicht der dicke Ritter Blinding, sondern er der Glückliche, der die wunderbare Prinzessin Gold, des Erdkönigs Lieblingstöchterlein, in geheimer dunkler Kammer bei sich verschlossen halte als seine süße Braut. Er theilte der Matrone seine Entdeckung in Betreff des Schauspiels mit und erfuhr von dieser, daß er sich nicht getäuscht habe; im Gespräch, das jetzt angeknüpft war, zeigte es sich, daß die schöne Lisbertha die Tochter eines Goldschmieds war; der Vater, schon seit Jahren todt, hatte nur ein geringes Erbtheil seiner Wittwe hinterlassen, von dem sie in beschränkter Lage dennoch zufrieden und glücklich lebte. Der Ruf der Schönheit, in dem die schöne Goldschmiedstochter stand, hatte ihr die heutige Ehre zugezogen, die anderen Frauen beim Feste waren ihre Gespielinnen. Zu schnell für die schon beginnende vertraulichere Mittheilung war die Stadt und das Haus der Wittwe erreicht. Der Fremde, nachdem er die Frauen bis an ihre Thür geleitet, nahm Abschied und erhielt die Erlaubniß, sie noch einmal vor seiner Abreise besuchen zu dürfen.

Auf einem abgelegenen Platze im Garten vor der Stadt fanden sich zwei Männer zusammen, die sich gegenseitig Vieles zu berichten hatten. Es war der Meister Leonhard und jener Fremde, in dem wir den Goldschmiedmeister Tobias Rosen aus Dresden wiederfinden. Nicht aufhören konnte der Sänger sich über das Aussehen seines Freundes zu verwundern. Wie, rief er, indem er jetzt vor ihm stehend seine Hand ergriff, wie ist's nur möglich, liebster Meister, daß ich Euch überhaupt nur erkannt habe? Als ich Euch verließ, standet Ihr im vollen Reichthum Euerer jugendlichen Kraft, und jetzt, in der That ich täusche mich nicht, färben graue Haare Euern Scheitel; sind denn wirklich nur zehn Jahre über unsern Häuptern dahingegangen?

Zehn Jahre, erwiederte Tobias mit bitterm Lächeln, sind Zeit genug, um den Giftbecher des Lebens zu leeren. Freund, hast Du nie gehört, daß eine einzige Stunde hinreicht, um einen braunen Scheitel in einen grauen zu verwandeln? Nur zu sehr hast Du die Wahrheit ausgesprochen an jenem Abende; ich bin der Elende, den Du bezeichnetest, der, auf Haufen

Goldes ruhend, nahe daran ist zu verschmachten, der, im Besitz alles Dessen, was das Leben köstlich macht, den ärmsten Bettler beneidet. Doch höre jetzt meine Geschichte.

Meine Flucht aus Dresden mit jener Arabella hast Du schon vom Arzte Hubert, unserm beiderseitigen liebevollen Freunde umständlich erfahren; begleite mich jetzt auf dem kecken Ausfluge, den ich im Besitz von Seton's Schätzen in die weite Welt unternahm. Unser Weg führte uns zuerst weit weg von dem Lande, aus dem ich selbst durch Verbrechen mich auf immer gebannt hatte; in Rom, wo Arabella, mit ihrem wahren Namen Beatrice, Verwandte fand, blieben wir einige Zeit. Hier verband uns das heilige Sacrament der Ehe, und am Abend jenes Tages reichte sie mir die Flasche mit der geheimnißvollen Tinctur. Meine Begier, die ersten Versuche zu machen, war so groß, daß ich die Nacht trotz Arabellens liebkosenden Bitten mich in das schon bereit gehaltene Gewölbe einschloß und bis an den frühen Morgen die Zeit mit Experimenten zubrachte. O Freund, welche nie geahnte Seligkeit durchdrang jeden meiner Pulsschläge, als nun zum ersten Mal unter meinen Händen aus der Umhüllung von tauben Schlacken, in seltsam treibender brausender Kraft sich öffnend, das blinkende goldene Auge mich anlächelte! Noch immer zögernd und fürchtend, die himmlische Erscheinung möchte wieder in Nacht verschwinden, wage ich es kaum, das neugeborene Metall der scharfen prüfenden Feile anzuvertrauen, es auf die Scheibe des Steines zu bringen; jetzt, da es geschieht und es sich als echt bewährt, bringe ich es an meine Lippen und erwärme das starre Kind mit den heißesten Küssen. Ich hatte mir selber einen heiligen Eid gethan, das erste Gebild, welches ich aus dem selbstgewonnenen Metalle wollte formen lassen, sollte das der gebenedeiten Mutter Gottes mit dem Kinde sein, hierdurch glaubte ich verblendeter Thor meine Schuld zu sühnen. Das Bild wurde in Arbeit genommen; doch, nennt es Zufall, nennt es Strafe des Himmels, vergeblich mühte sich einer der geschicktesten Meister Roms, es trefflich auszuführen, immer wieder mißlang der Guß, und das Werk, welches er endlich vollendete, erfüllte weder meine noch seine eigenen Wünsche und Erwartungen. Das Gold der Hölle sollte zu keinem heiligen Zwecke dienen! Ein prächtiger Halsschmuck, den ich der schönen Lucretia, der Tochter eines meiner römischen Freunde, schenkte, gelang besser; doch hier zeigten sich auch zum ersten Mal die dämonischen Kräfte wirksam. Arabellens Eifersucht, schon lange heimlich rege, brach in vollen Flammen aus, sie warf mir Undank vor, und ich erkannte jetzt, in welche Fesseln schmachvoller Abhängigkeit ich mich begeben; das Band der Sinnenglut, das mich bis jetzt an die Seite des schönen Weibes festgehalten, zerriß; nur die Treue, die sie mir bewahrt, die Anhänglichkeit, die sie mir bewiesen, gebot mir Achtung; doch auch diese Stütze meines Glückes sollte zusammenbrechen. Ich vergaß Euch zu erzählen, Freund, daß jener Bertram, den wir aus Dresden mitnahmen, Seton's Sohn, Arabellens Stiefsohn, jetzt von einem schwächlichen Knaben zu einem schönen Jüngling herangereift war. Ich nenne ihn schön; doch es war jene unheimliche düstere Schönheit, die, indem sie einerseits unser Interesse mächtig an sich zieht, andrerseits jede auch nur leise Annäherung des Vertrauens und der Liebe kalt von sich stößt. In einem bleichen, regelmäßig geformten Gesichte brannten zwei dunkelleuchtende Sterne, der Stempel finstrer Verschlossenheit war der hohen Stirn aufgedrückt, und um den schöngeformten Mund zuckte die kalte Miene des Stolzes. Er hatte mir immer die Ergebenheit gezeigt, die er dem Retter seines Vaters schuldig zu sein glaubte, in Stunden des innigern Gespräches nannte er mich seinen Freund, seinen Retter, und soll ich's gestehen, trotz jener abschreckenden Anzeichen seines Gesichtes hing ich mit vollem Vertrauen an seinen Worten. Ach, ich war ja noch nicht getäuscht worden, noch hatte ich keinen Zug aus dem bittern Kelch gethan, den ich später bis auf die Neige ausleeren mußte. Es war mir ein Bedürfniß, zu lieben, und ich liebte den schönen Jüngling, den ich an meiner Seite hatte aufwachsen sehen. Zugleich beschwichtigte ich mit dieser Neigung mein mahnendes Gewissen: Du willst für ihn Schätze sammeln, rief ich bei mir; ihn, an dessen Ferse sich noch kein Fluch geheftet hat, dessen Locken die üppige Fülle der Jugend schmückt, ihn willst du reich und glücklich machen. Diese Gedanken begleiteten mich, wenn ich in meine stille Gruft hinabstieg zur nächtlichen Arbeit, sie hielten mich aufrecht, wenn in fürchterlichen einsamen Stunden mir der Gott, dem ich jetzt diente, sein eigentliches Antlitz zeigte. Wie oft kamen mir jetzt jene Worte in den Sinn, die Ihr, Meister Leonhard, einst spracht von der nächtlichen Tiefe der Begier, die in der Menschenbrust schlummert, und die Niemand ungestraft weckt; jetzt sah ich mich selbst in dem Bilde, vor dem ich damals schaudernd zurückbebte, und dennoch war meine Kraft zu schwach, um mich loszureißen. Wem der gütige Himmel das Geschenk der Liebe rein im Busen bewahren will, den stellt er nicht hoch, eine süße Abhängigkeit schlägt ihre Bande um sein Herz, und das Bedürfniß schließt ihn fest an die Menschen; anders ist es mit den Gewaltigen dieser Erde, sie lernen frühe die Sklaven ihrer Laune hassen, ein käuflich Geschlecht sehen sie zu ihren Füßen, das sich willig jeder Schandthat bequemt, sowie es ohne Willen der Tugend dient. Auch mir wurden diese bittern Betrachtungen, früher mir so fremd, jetzt einheimisch in der Seele. Aengstlich prüfte ich ein Herz, das sich mir näherte, ich fürchtete es als unechtes Gold zu erkennen, und wie oft fand ich meine Furcht gegründet. Nur Betram's Treue hielt ich mir zugesichert, doch ich sollte von dieser Seite her auf das empfindlichste gezüchtigt werden.

Der Sprechende hielt inne, das ganze Gewicht seines Elends schien ihn zu übermannen, er senkte sein Haupt und verbarg es in der Hand. Die Tröstungen seines Freundes vermochten ihn in seiner Erzählung weiter fortzufahren.

Ein mir treuergebner alter Diener hatte mir schon lange von geheimen Zusammenkünften Nachricht gegeben, die Arabella, wenn sie mich in der Werkstatt arbeitend glaubte, veranstaltete; ich gab seinen Zuflüsterungen kein Gehör. Endlich zündete auch hier der Funke des Argwohns, und in einer finstern Nacht schlich ich verkappt durch die Gänge meines eignen Palastes dem Schlafgemach meines Weibes zu. Man erwartete mich sicherlich nicht: ich fand die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt, eine schlafende Zofe war die einzige Wache, die die Treulosen dem Verräther entgegensetzten. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thüren und stand endlich mitten in der dämmernden Nacht des Schlafgemachs. O Freund, was mußte mein Auge erblicken: ein köstliches Mahl stand bereitet, Arabella und Bertram hatten sich daran gelagert, die Ehrvergessenen fuhren entsetzt von den schwelgerischen Polstern auf, als sie meine drohende Gestalt hinter den hohen silbernen Credenzgefäßen des Tisches erblickten. Ich glaubte sie reuig zu meinen Füßen sinken zu sehen; doch dieser Moment war dazu geschaffen, mir die ganze fluchwürdige Tücke Derer zu enthüllen, die ich bis jetzt mit Liebe und Vertrauen umschlossen. Auf meinen Blick des zornigen Vorwurfs erhob sich Arabella zuerst. Treuloser, rief sie, Du wagst es mich anzuklagen? Du, den ich aus der Niedrigkeit emporhob, und der mir, die geschworne Treue schändlich brechend, mich jedem augenblicklichen Gelüste aufopferte. Dein unnatürlicher Durst nach Gold, Ungeheuer, entfernt Dich schon auf ewig aus meinen Armen! Hinab wieder in Deine kalte Gruft! Was willst Du unter Menschen, fort aus dem Gebiete des Lebens, dem Du nicht mehr angehörst! Dieser Vorwurf traf mein Innerstes, er erschütterte mich tief. Arabella, rief ich mit gebrochnem Herzen, und Du, Bertram, hört mich ihr Treulosen! wenn ich den finstern Mächten anheimgefallen, wenn mein Auge von dem goldnen Lichte des Tages Abschied genommen, für wen geschah dieses? für wen arbeite ich dort in der Tiefe und sammle Schätze? Schütte ich sie nicht freigebig in Euern Schoos? verzehrt mich nicht die Mühe, um daß Euch die goldne Frucht erquicke? Ha, Ihr Undankbaren, und das ist mein Lohn!

Ich hielt mich schwankend an die Stützen des Tisches, fast drohte ich meinem Schmerze zu erliegen; da trat jener freche Bube auf mich zu, seine schönen Züge waren verzerrt, sein Antlitz das eines Mörders, der auf Raub ausgeht, er faßte mich krampfhaft, und seine dunkeln Augen blitzten mich an. Wo ist mein Erbe? rief er mit entsetzlicher Stimme, gib es heraus, Elender! Die Stunde ist gekommen, wo wir fürchterliche Abrechnung mit einander schließen müssen. Ich sah ihn starr und gelassen an. Mein Erbe! rief er drohender; jene Tinctur, die Du durch Heuchlerkünste dem sterbenden Vater abzulocken gewußt, und die mir, mir allein gehört. Liefre sie aus in unsre Hände, und dann ziehe frei Deines Weges! Diese Worte waren kaum gesprochen, als ich meine volle Kraft wiederkehren fühlte; die Fülle des Zorns übergoß mein Antlitz und ich war nahe daran augenblickliche blutige Rache zu nehmen. Die Elenden waren darauf gefaßt, der Ruf Bertram's brachte mehre Diener herbei, sie ergriffen mich, vergeblich war mein Widerstand, in meinem eignen Hause, von meinen eignen Knechten gefesselt und auf Befehl Dessen, den ich als Freund geliebt, wurde ich fortgeführt. O entsetzliche Nacht!

Ihr habt Bitteres erduldet, rief Leonhard, indem er die Hand des Leidenden faßte. Wie kann doch so viel Verrath und Schändlichkeit in dem Busen des Menschen beisammen wohnen! Sagt, was geschah nun jenen Elenden?

Laßt mich von den fürchterlichen Tagen schweigen, setzte Tobias seine Rede fort, wo ich in meinem eignen Hause als Gefangener lebte. Zum Glück hatte jener alte treue Diener, von meinem Schicksal die Vorahnung hegend, Mittel gefunden, den Schatz in Sicherheit zu bringen; er ruhete nicht

eher, als bis es ihm gelungen, auch mir die Freiheit zu verschaffen, gerade in einem Zeitpunct, wo ich den Gerichten auf Anklage jener Schändlichen ausgeliefert werden sollte. So entfloh ich denn in einer Nacht einsam und hülflos; doch ich hatte in den Händen, was mich wieder reich und angesehen bei dem treulosen Geschlechte der Menschen machen konnte. Doch, Freund, konnte ich mich des geretteten Schatzes freuen? war er es nicht, der mir jene bittern Erfahrungen zugezogen? Ich war nur zufrieden, daß er keine Beute meiner Verderber geworden. Ich durchzog jetzt wieder frei die Welt. Europa war mir zuwider geworden; mich trieb es, fremde Welttheile zu sehen, ich wollte die glücklichen Gegenden besuchen, in denen der Mensch, ein freier Sohn der Natur, in völliger Abgeschiedenheit und Einfachheit paradiesische Tage verlebt. So wanderte ich zu der Wiege der Menschheit, nach Asien, hinüber, und auf den merkwürdigen weltkundigen Gebirgen, von deren Scheiteln der Strom der Weltgeschichte sich vor sechstausend Jahren brausend ergoß, wanderte jetzt mein einsamer Fuß. Glücklich war ich in den Wüsten; doch wo ich menschliche Wohnsitze betrat, da erwachten auch wieder die alten Geister der Verachtung, des wilden Uebermuths in mir. Ueberall schlossen sich unter der lockenden Larve von Liebe und Freundschaft Habgier, Heuchelei und Verrath mir an. Wozu, Freund Leonhard, das ganze trübe Gemälde vor Deinen Augen entrollen? Du siehst, das mich das Heimweh doch wieder nach Europa gebracht; ich habe jetzt die Welt kennen gelernt, nach deren Anblick mich dürstete. Ach, Frieden und Ruhe finde ich nur bei ihr, an dem Busen meiner Marie; zu ihren Füßen will ich wallfahren, durch blutige Thränen meine Schuld abbüßen, und nimmt sie den Reuigen auf, dann lächelt mir auch wol wieder der Himmel. Vorher jedoch will ich den Schatz der Dämonen von mir thun. Mir, dem Schuldigen, hat er Fluch gebracht, doch in den Händen der Unschuld und Jungfräulichkeit muß er auch wider Willen Segen schaffen. Gestern, mein geliebter Freund, hab' ich ein Mädchen kennen gelernt, ein süßes Kind voll Schönheit und Anmuth, einen Engel der Erde, wie er nie reiner aus den Händen des Schöpfers hervorging, ihm will ich mein Gut dahingeben und dann an der Seite Mariens den Unterhalt meines Lebens wie früher kümmerlich gewinnen, doch mit dem wieder gewonnenen Glück und dem Frieden im Herzen.

Uebereilt Euch nicht, Meister Tobias, rief Leonhard, als jener seine Erzählung beschlossen hatte; werft nicht muthwillig von Euch, was Ihr so sauer erkämpft. Hab ich Euch jemals als ein wahrer Freund gegolten, so hört auf meinen Rath.

Tobias schüttelte das Haupt, Thränen befeuchteten sein Auge. Ich habe genug gelebt, rief er; ich bin müde, das Tageslicht zu schauen. Was sollen mir Reichthum und Glanz? Soll ich Euch gestehen, jene Stunden, in denen ich Euch fröhlich beim Festtisch erblickte, haben mir den Dolch vollends ins Herz gestoßen. Diese Herrlichkeit ist für mich auf immer dahin! So laßt mich denn nun auch aus der Gemeinschaft der Lebenden hinaustreten.

Ihr erschreckt mich, Meister, rief Leonhard, und schloß den Freund in die Arme; bedenkt, daß Ihr noch ein schönes Lebensziel vor Euch seht.

Den Tod sehe ich vor mir, entgegnete Tobias mit dumpfer Stimme, und will mich der Himmel beglücken, so schenkt er mir den Tod in den Armen meiner Marie.

Er erhob sich und trat in den Schatten der dunkeln Lindenbäume, Leonhard folgte ihm. Die offene Thür des Gartens ließ die Gruppe fröhlicher Spaziergänger sehen, die, aus der Kirche kommend, in Gespräch und Scherz den frühlingshellen Weg hinabwandelten. Noch tönte die ernste Glocke der Cathedrale ihre feierlichen Klänge durch die klaren Lüfte. Die hinschauenden Männer erblickten Lisbertha's holde Gestalt, wie sie neben ihrer Mutter am Gartenthor vorbeiging. Dieses süße Bild vermochte den Trübsinn beider Freunde zu zerstreuen; Meister Leonhard's Augen glänzten, und Tobias, indem er auf die Enteilende hinwies, rief leise: Dieses ist der Engel, den ich auserwählt; sie lebt mit ihrer Mutter in Armuth, auch der Geliebte, dem sie schon versprochen, ist nicht reich, so hat sie im vertraulichen Gespräch es mir gestern selbst gestanden. Wohlan, sie soll über ihr Geschick einen goldnen Morgen anbrechen sehen. Das verführerische Metall, das sie im Bilde dargestellt, es sehnt sich, als gehorsamer Sclave, zu ihren Füßen seine Dienste anzubieten. Kennst Du sie diese Prinzessin Gold, Freund Leonhard?

Ob ich sie kenne, rief der Sänger fast unwillig; hab' ich doch für sie, zu ihrer Verherrlichung das ganze wunderliche Spiel gestern gedichtet.

So nenne mir auch den Glücklichen, rief Tobias rasch, der diese Perle, dieses Kleinod heimführen soll.

Schaut mir in die Augen, entgegnete der Sänger, und Ihr werdet keine Frage weiter nöthig finden. Wie, Ihr selbst? rief der Freund und schloß den Glücklichen in seine Arme. O, so ist auch mir geholfen, ich darf dann meinen Schatz in Eure Hände niederlegen. Ihr nehmt ihn, nicht wahr, als Vermächtniß eines Unglücklichen, der Euch einst theuer war?

Der Sänger zeigte sich auf das innigste gerührt. Tobias, rief er, Euer Herz ist rein und gesund geblieben, es fühlt lebendig und warm wie früher. Ja, Ihr seid der Alte; doch weil die Dämonen an Euch keine Macht haben, so behaltet jetzt selbst Euern Schatz. Fangt ein neues freudiges Leben an, noch ist der Entschluß in Eure Gewalt gegeben! — Kommt, laßt uns zusammen Marien aufsuchen; ich lasse Euch nicht, bis ich Euch wieder froh und glücklich sehe.

Ihr lehnt meine Gabe ab, nahm nach einer Pause Tobias das Wort; Ihr wollt Euch frei und ohne Schuld erhalten: nur mich, nur mich soll das volle Gewicht des Elends zu Boden drücken! Er sank auf die Ruhebank nieder, seine Thränen flossen, und in dem bleichen Antlitz kämpften Schmerz und Verzweiflung. Vergebens tröstete der Sänger mit den zärtlichsten Worten, er mußte den Freund seinem Trübsinn überlassen. Den andern Morgen hatte er die Stadt verlassen, Leonhard und Lisbertha erfuhren nicht, wohin er sich gewendet.

---

In dem Garten der reichen Wittwe zu Dresden saß der Arzt Hubert allein in der Laube, die, ihres Schmuckes durch die letzten rauhen Tage des Herbstes beraubt, ein passendes Bild darbot zu dem Gemüthszustand Dessen, der in ihr Platz genommen. Die sonst aufgerichtete Gestalt des Mannes hatten Jahre und Sorgen gebeugt, die Züge seines wohlwollenden Antlitzes, noch immer sanft und freundlich, trugen doch Spuren tiefen Kummers. Aus den Gedanken und Bildern, in die er versunken, schreckte ihn jetzt das Geläute der Sterbeglocke aus der nachbarlichen Kirche. Langsam erhob er sich, und dem Eingang des Gartens zuschreitend, empfingen ihn schwarzgekleidete Männer in ihre Mitte, und auf die Gasse hinaustretend, sah man sie sich dem Zuge anschließen, der eben mit Gesang und geweihten Kerzen einen Todten zur Ruhestätte brachte.

Vor dem Thore angelangt, zeigte sich ein Wanderer, der des Weges kam und der beim Anblick des Zuges stehen blieb; er trat auf Hubert zu, indem er fragte, wen man hinaustrüge. Der Arzt erwiederte: Die Wittwe eines Goldschmiedmeisters aus dieser Stadt, Maria Rosen mit Namen. Der Wanderer wich still zur Seite, und der Zug ging seine Straße weiter.

Der Mond leuchtete durch zerrissene Wolken, die Bäume des Kirchhofs warfen ihre wankenden Schatten über die zahllosen Leichensteine und Gebilde; da schlich sich noch spät ein einsamer Waller die Furchen zwischen den kühlen Ruhebetten entlang, bis er ein frisch aufgeworfenes Grab fand, auf dem er niedersank. Der Mond beleuchtete sein bis zum Tode entstelltes Antlitz; noch einmal richtete sich der Unglückliche auf, der dunkle Mantel hob sich im Winde, raschelnd wand sich das dürre Laub unter seinen Füßen, und in den Busen greifend, rief er mit hohler Stimme: Nimm Dein Geschenk zurück, Seton! Fluch über Deine Asche! — In dem Moment blitzte im Strahl des Mondes eine Krystallphiole und zerbrach klirrend auf der hellen Fläche des nächsten Steines; gleich dunklem Herzblute floß die purpurne Spur und verlor sich unter den Marmor. Heftiger rauschten die Gipfel zusammen, es war, als tönte eine menschliche Stimme klagend über die Gräber dahin.

Als der Arzt Hubert das Grab am frühen Morgen besuchte, fand er die Leiche des Wandrers auf dem Rasen desselben. Wie ward ihm, als er, näher hinschauend, seinen unglücklichen Freund erkannte. Er bewahrte sein Geheimniß, nur sorgte er, daß der Arme seinen Platz neben seinem Weibe erhielt.

---

## Stettler, s. Meistersänger.

## von Steyn, s. Meistersänger.

## Christian Ludwig Stieglitz,

am 12. December 1756 zu Leipzig geboren, stammt aus einer alten hochansehnlichen und wegen treuer Anhänglichkeit an den Protestantismus aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten Familie. Sein trefflicher Sinn wurde unter Johann August Ernesti's Vormundschaft ausgebildet, der schon seinen Vater unterrichtet und seinem Großvater den Cicero gewidmet hatte. Er besuchte die Thomasschule und studirte die Rechte auf der Akademie seiner Vaterstadt, aber Baukunst blieb seine Lieblingsneigung. 1784 wurde er Doctor der Rechte, 1792 Mitglied des Raths, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, endlich 1823 Proconsul. Schon früh hatte er eine Stelle im Collegiatstifte zu Wurzen erhalten, und 1810 ward er mit der Würde eines Probstes bekleidet. Nachdem er 1834 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, starb er am 17. Juli 1836.

Er gab heraus:

Erzählungen aus den Ritterzeiten. Weißenfels, 1787.

Taschenbuch für 1802.

Wartburg, Gedicht in acht Gesängen. Leipzig, 1801.

Ueber den Geschmack in der Baukunst. Lpz., 1788.

Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken. Leipzig, 1790.

Geschichte der Baukunst der Alten. Leipz., 1792.

Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst. Leipzig, 1792—98. 5 Thle.

Die Baukunst der Alten. Leipzig, 1796.

Gemälde von Gärten. Leipzig, 1804; neue Ausg.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer. Weimar, 1801. 2 Thle.

Archäologische Abhandlungen. Leipzig, 1817—20. 2 Thle.

Von altdeutscher Baukunst. Leipzig, 1820.

Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz. Leipzig, 1829.

St. hat sich vorzüglich durch seine Forschungen im Gebiete der Archäologie, und besonders der Geschichte der Baukunst, einen sehr rühmlichen Namen erworben, seine dichterischen Leistungen sind dagegen von geringerer Bedeutung.

## Heinrich Stieglitz

ward im Jahre 1803 zu Arolsen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, studirte seit 1820 Philosophie und Philologie in Göttingen, Leipzig und Berlin, promovirte in der letztgenannten Stadt als Doctor der Philosophie, und ward 1828 hier als Custos an der Bibliothek und Lehrer an einem Gymnasium angestellt. Seine wankende Gesundheit veranlaßte ihn später beide Aemter wieder aufzugeben; eine Reise nach Rußland und in dem darauf folgenden Jahre der Besuch des Bades Kissingen stellten ihn jedoch nicht ganz wieder her. Da faßte seine Gattin Charlotte, geborne Willhöft 1834 den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben durch einen Dolchstoß ein Ende zu machen, in dem irrigen Wahne, ihm durch diese gewaltige Erschütterung Leben und geistige Freiheit wieder zu erringen. Er verließ nun Berlin, lebte eine Zeit lang in München und den baierischen Hochlanden und befindet sich gegenwärtig in Italien.

Seine Schriften sind:

Gedichte zum Besten der Griechen. (Mit Ernst Grosse.) Leipzig, 1823. 2 Thle.

Bilder des Orients. Leipzig, 1831—33. 4 Bde.

Stimmen der Zeit. Leipzig, 1833; neue Ausg. 1834.

Dionysosfest. Leipzig, 1836.

Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum. Lpz., 1838.

Bergesgrüße. München, 1839.

Einzelne Gedichte und prosaische Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Phantasie, Lebendigkeit, Gedankenreichthum, seltene und glänzende Herrschaft über Sprache und Reim und poetischer Aufschwung sind St. in hohem Grade eigen, aber es fehlt ihm an Ruhe und an jenem tieferen geistigen Durchdringen des Stoffes, wodurch derselbe poetisch eigentlich erst geschaffen wird, und welches den ursprünglichen Dichter beurkundet. Durch das schwere Schicksal, das ihn traf, scheint ihm bis jetzt Beides noch nicht geworden zu sein; er ist für einen Dichter immer noch zu sehr ein Kind der Gegenwart.

## Kaspar von Stieler

ward am 1. März 1632 zu Erfurt geboren, studirte zu Erfurt, Leipzig, Gießen und Königsberg Theologie und Medicin, trat 1654 in Kriegsdienste und verwaltete mehrere Officierstellen. Nachdem er gräflich dohna'scher Hofmeister und auf Reisen gewesen war, begann er 1662 in Jena das Studium der Rechte. 1663 ward er vom Grafen von Schwarzburg zum Kammersecretär, 1666 von den Herzogen von Sachsen zu ihrem Kammer-, Lehn- und Gerichtssecretär zu Eisenach ernannt. Diese Stelle legte er aus Liebe zur Schriftstellerei nieder und lebte, nachdem er vom Herzoge zu Holstein den Hofrathstitel erhalten, in Jena, Weimar und zuletzt in Erfurt. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Spaten. Er starb am 24. Juni 1707.

Seine Schriften sind:

Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder teutscher Sprachschatz. Nürnberg, 1691. 4.

(Umgearbeitet von Christoph Ernst Steinbach, med. dr. „vollständiges deutsches Wörterbuch". Breslau, 1734. 2 Thle.)

Das Trauerspiel Ballemgerie. Jena, 1680. 12.

St. erwarb sich große und mannigfache Verdienste durch sein deutsches Wörterbuch, in welchem er neben großem Fleiß seltenen Scharfsinn beurkundete, von dem er jedoch häufig zu sehr gewagten und kecken Conjecturen verleitet wurde.

## Jakob Stille, s. Glatz.

## Karl Stille, s. Demme.

## Karoline Stille, s. Thiesen.

## Stilling, s. Jung.

## Ehrenfried Stöber,

am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, lebt als Licentiat der Rechte und Advocat zu Straßburg.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Tempelritter, nach Raynouard. Straßburg, 1805.
Alsatisches Taschenbuch für 1807. Straßb., 1806.
Biographische Notiz über Oberlin. Straßburg, 1807.
Blätter dem Andenken Pfeffel's. Straßb., 1810.
Lyrische Gedichte. Straßb., 1811; neu 3. Ausg. 1821.
Straßburg's Jubelfeier der Reformation. Straßburg, 1817.
Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel. Straßburg, 1818.
Geschichte und Characteristik der schönen Literatur der Deutschen. 1826.
Sammlung auserlesener Stücke der schönen Literatur von Noël und Stöber. 1827. 2 Thle.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine lebendig schaffende Phantasie, Anmuth und Wohllaut sind St's Gedichten eigen, nur findet sich ein eigenthümlicher Gegensatz bei ihm darin, daß er in deutschen Weisen das Franzosenthum preist und verherrlicht.

## Christian Gottlob Stöckel

ward am 23. Mai 1722 zu Neobschütz geboren, studirte zu Breslau und Frankfurt an der Oder, wurde 1744 Hofmeister beim General von Derschau in Breslau. 1746 als Stadtsecretär zu Brieg angestellt, wurde er 1752 Syndicus daselbst; seit 1764 wirkte er auch als Waisenamtspräses und des königl. Handelsgerichts erster Beisitzer. Er starb 1774 im September.

Er gab heraus:

Das befreite Schlesien. Breslau, 1745. 46. 4.
Gedichte. Breslau, 1748.
Vier Oden über den siebenjährigen Krieg. Breslau, 1761.

Ein Gottschedianer ohne alles wirkliche Talent.

## Leonhard Stöckel,

um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren, lebte als Schulmeister zu Bartfeld in Ungarn.

Er schrieb:

Historia von Susanna, in Tragödienweise gestellt. Wittenberg, 1559.

Ein unbedeutendes Machwerk im Geschmack jener Zeit.

## Heinrich Arnold Stockfleth,

am 17. April 1643 zu Alfeld geboren, wirkte zuerst als Superintendent zu Neustadt an der Aisch und darauf als Oberhofprediger, zugleich auch General- und Specialsuperintendent zu Mönchberg und Director des Gymnasiums zu Baireuth, in welcher Stellung er am 8. August 1708 verschied. Er führte die Titel eines Licentiaten der Theologie und markgräflich brandenburg-baireuthischen Kirchenraths; als Pegnitzschäfer war er Dorus und seine Gattin (Maria Katharina, geb. Frisch) wegen ihrer Theilnahme an seiner Makarie in der Orden aufgenommen, Dorilis benannt. Er gab heraus:

Reisegeschenk. Mönchberg, 1668. 12.
Die kunst- und tugendgezierte Makarie. Nürnberg, 1669. 12.

St. war am glücklichsten als Lyriker und hat namentlich in seiner Makarie mehrere sehr gelungene Proben seines Talentes für diese Gattung der Poesie niedergelegt.

## Ernst Stockmann,

am 18. April 1634 zu Lützen geboren, war zuerst Prediger zu Beyer-Naumburg im Mansfeldischen, und darauf bis an sein Ende Superintendent zu Allstädt in Sachsen-Weimar. Auch hatte er den Titel eines Magisters der Philosophie. Er starb am 28. April 1712.

Von ihm erschien:

Poetische Schriftlust, oder 100 geistliche Madrigalien. Leipzig, 1668.
Lob des Landlebens. Jena, 1681.
Lob des Stadtlebens. Jena, 1683.

St. war nicht ohne Talent für die descriptive Poesie und hat manche für jene Zeit recht gelungene malerische Schilderung hinterlassen.

---

## Christian Graf zu Stolberg,

von der Linie Stolberg-Stolberg, am 15. October 1748 zu Hamburg geboren, war der Sohn Christian Günthers, G. v. St., dänischen Kammerherrn, Geheimraths und Oberhofmeisters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Er studirte von 1769—1774 in Göttingen, wo er Mitglied jenes berühmten Dichterbundes ward, der unter Klopstock's Schirm Bürger, Boje, Leisewitz, Voß, Miller, Hölty und mehrere andere glückliche Talente vereinigte. Im Jahre 1777 wurde er Amtmann zu Tremsbüttel in der holsteinischen Landschaft Stormarn, legte diese Stelle 1800 freiwillig nieder und lebte als königlich dänischer Kammerherr auf seinem Gute Wiedebye bei Eckernförde im Holsteinischen, woselbst er am 18. Januar 1821 gestorben ist.

Seine Schriften sind:

Gedichte der Brüder Stolberg. Leipzig, 1779 (neue Ausg. Wien, 1822). 2 Thle.
Gedichte aus dem Griechischen. Hamburg, 1782.
Schauspiele der Brüder Stolberg. Hamburg, 1781. 1. Thl.
Sophocles, übersetzt. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Die weiße Frau, sieben Balladen. Berlin, 1814. 12.
Vaterländische Gedichte von den Brüdern Stolberg. Hamburg, 1815.
Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamburg, 1821—26. 22 Thle.

Ueber Graf Christian Stolbergs dichterische Leistungen s. den Schluß des folgenden Artikels.

---

### Aus Christian, Grafen Stolberg's Gedichten.

#### Blücher.

Den 14ten Juli 1814.

Ihr Töchter Deutschlands, wallet mit Hochgesang
Entgegen, wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unsern Helden! traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

Sie kommen, eilt, ich höre drommeten! Du
O Blonde! ringl' im Wallen dein Haar, und du
Mit blauem Blick aus schwarzen Wimpern,
Winde dich aus der Matrone Händen,

Die sorgsam dir die Falte des Kleides wie
Die Locke schlichtet; Flügel der Eile ziemt
Den freien Töchtern Deutschlands, Eile
Gab uns den Sieg, und der Sieg die Freiheit!

So, endlich! Nun auch ordnet den Reigen! Seht
Ihr schon es stäuben hinter dem Hügel dort?
Sie nahen! Vor den Fahnen brauset,
Wo ich nicht irre, der Schimmel Blüchers!

Er ist's! Er ist's! Athmet die Seelen ihm,
Wie Nachtigallen hold, und wie Lerchen froh,
Entgegen in Gesang' dem Helden!
Spendet den Sommer aus euren Körben,

Vor seinem Rosse! Du, die ich meine, nah'
Mit freier Ehrfurcht, nahe dem Helden, steigt
Er von dem Roß — er wird es — winde
Dann ihm in's silberne Haar die Blumen!

Denn gut und freundlich ist er, wie Sonnenschein
Im Lenze, wenn auf glühenden Abendroth
Des Rheines sich die Sieben Berge
Senken und heben in reger Wallung.

Und sag ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Mosel,
Danket dir Deutschland durch seine Töchter!

Denn Blitze Gottes sprühte dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbusch!
Dein Arm war Sturm! Dein Schwerdt, den Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

Dem schnöden Feinde! Ha! Du zerstiebtest ihn
Wie oft! Er wandte fluchend sich oft, und floh
Geschreckter, bis vor seiner Babel
Thoren sein Trotz in den Staub dahin sank!

Dein Name, Blücher, tönet im Hochgesang,
So lang der Rhein die kreiselnden Strudel wälzt;
Dann knirscht das Volk, deß Name nimmer
Scholl in dem reinen Gesang der Deutschen*).

---

#### An meine sterbende Schwester Sophie Magdalene.

Rosenknospe! So schön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's, welchen der Morgenthau
In den duftenden Busen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.

Und nun neigst du herab, Rose, dein lechzendes,
Ach, dein welkendes Haupt! — Wenige Sonnen nur
Und du blühest, o Schönste,
Schöner wieder in Eden auf!

Labung thauen auf dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!

Deiner Leiden entkeimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der dich umflechten soll!
Wie so heiter, o Beste?
Zeigt dein Engel den Kranz dir schon?

Weinend naht' ich, und sank sprachlos an deine Brust,
Lächelnd küßtest du mich, aber nur bitterer
Floß dir Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Gelirbteste!

---

#### Die Blicke.

An Dora.

Röthliche, goldbesäumte Wolken hüllen
Ihre Strahlen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

*) Es ist merkwürdig, daß unter allen Namen der Völker der Name Franzosen der einzige ist, den der Gebrauch der edleren Sprache bei uns nie zuließ.

Schimmernder blüh'n die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Strahlt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um sich.

Himmlischer aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild in's Herz mir noch ungefühlte,
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulse; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namenloses Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübsinn! Dann entquellen
Sehnsuchtsseufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duftige Nebel locket so die Sonne
Aus dem Blumengefild' am Sommerabend;
Trübe steigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir in's liebende Herz! Auch sie gewähret
Süßes namenloses Gefühl, der Liebe
Traute Gesellin!

Bis du mir einstens (Ahndung lispelt's leise —
Ahndung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im schmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelst!

---

## Elise von Mannsfeld.

Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert.

„Wie viele sehnten sich nach dir,
Du kühle, stille Nacht!
Nun hast du ihnen Labung, Ruh
Und sanften Schlaf gebracht.

Auch mir kommst du erwünscht; jetzt kann
Ich frei und einsam sein;
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! was hab ich denn gethan,
Daß sie so grausam sind?
Mein Vater nannte mich ja stets
Sein liebes, gutes Kind;

Und ihren besten Segen gab
Die Mutter sterbend mir,
Der wird im Himmel einst erfüllt;
Doch wahrlich! nicht auch hier.

Daß dieser Segen sich nur nicht
In Fluch verkehr' für die,
Die so mich kränken! Gott verzeih
Es ihnen! beff're sie!

Ach, alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärst,
Die du durch hoffnungslose Qual
Mein krankes Herz verzehrst!

Kann ich's nicht dulden, nun wohlan
So hab' ich Einen Trost:
Dann brichst du, armes Herz! Drum sei
Bis daß du brichst, getrost!" —

So eben kehrt ein Rittersmann
Von seinem Ritt zurück,
Und kommt, geführt von seinem Pfad,
Hart an des Schlosses Brück'.

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief in's Herz hinein;
Er wähnt', um Hülfe fleh' sie ihn,
Und will ihr Retter sein.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher sein Auge glüht,
Bis endlich hoch am Fenster er
Das Fräulein stehen sieht.

„Ach Fräulein! sprich, was jammerst du?
Vertraue mir dein Leid.
Dies Schwerdt, der Arm, dies Leben sei
Zu deinem Dienst geweiht." —

„Ach, edler Ritter, Schwerdt und Arm
Ist nicht, was mir gebricht!
Nur Trost für mein beklomm'nes Herz:
Und ach, den hast du nicht." —

„Entdecke mir dein kränkend Weh,
Das wird dir Lind'rung sein,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Trost verleihn." —

„Du guter Jüngling! höre denn,
Ich eine Waise bin,
Und mit den lieben Eltern starb
Mir Ruh' und Freude hin;

Ein Ohm und eine Muhme jetzt
An Eltern Statt mir sind,
Die quälen mich, daß Gott erbarm'!
Und tödten schier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf,
Nun ist das Erbe mein.
O, wär' ich arm! dies schnöde Gut
Ist Ursach meiner Pein.

Mein Oheim dürstet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut,
Drum sperrt in diesen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wuth.

Hier bleib' ich, droht er, wo ich nicht
Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
Ob ich in's Kloster mag.

Wie eilig wär' die Wahl geschehn,
Ich thät den Schleier an,
Ach, liebte nicht mein junges Herz
Den besten, schönsten Mann.

Jüngst beim Turniere sah ich ihn,
Ich sah und liebt' ihn gleich,
Wie frei, wie edel und wie kühn!
Nicht einer war ihm gleich." —

„Sei, edles Fräulein! gutes Muth's,
In's Kloster sollst du nicht,
Noch minder sollst du sein die Schnur
Vom alten Bösewicht.

Ich kann's, ich will's, ich rette dich,
Das ist mein fester Sinn,
Bring' dich in deines Jünglings Arm,
So wahr ich Stolberg bin." —

„Du? Stolberg? o mein Leid ist hin!
Mein Engel führte dich;
Du bist mein trauter Jüngling, du!
Nach dem ich sehnte mich.

Jetzt sag' ich frei und offen dir,
Was schon mein Blick gestand,
Als ich um deine Lanze jüngst
Den Eichenkranz dir wand." —

„O Gott! du mein geliebtes Kind,
Elise Mannsfeld? O!
Dich liebt' auch ich bei'm ersten Blick;
Noch keiner liebte so!

An meiner Lanze sieh den Kranz,
Den sie nun ewig trägt,
Ach könntest du dein Bild auch sehn,
So tief hier eingeprägt!

Jedoch was säumen wir? ich bring
Dich heim vor Sonnenschein,
Und unsrer keuschen Liebe soll
Nichts mehr im Wege sein."

„Von ganzer Seele lieb' ich dich
O Jüngling! aber doch
Streibt sich mein jungfräulich Gefühl
Bei'm raschen Vorsatz noch.

Du kennst die arge Welt; du weißt,
Wie im Triumphe sie
Mir Stand und Ehr' und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entflieh." —

„O Mädchen, was ist uns die Welt?
Laß immerhin sie schrei'n;
Dein Beifall nur, mein Beifall nur
Soll unser Richter sein.

Und keiner deines Stammes soll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Priesters Segenshand
Zur Eh' geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erst
In meine Burg hinein.
Nun geht's zu meiner Schwester hin;
Da soll die Trauung sein.

Wie wird mein liebes Gustchen sich
Der lieben Schwester freu'n,
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr' eig'ne Wonne sein!

Elise laß uns eilen! komm,
Gleich ist es Mitternacht!
Der Mond, der jetzt so hell uns scheint,
Hat bald den Lauf vollbracht." —

Nun schlich das Fräulein leisen Tritts
Hinab den Windelsteig,
Bis unten sie zum Fenster kam,
Da ward sie todtenbleich;

Doch schnell ergreift sie wieder Herz,
Und öffnet es behend,
Und wagt's und springt dem Ritter zu,
Der ihr entgegen rennt.

Sein Mädchen drückt' er sprachlos jetzt
Fest an sein klopfend Herz,
Vor ungefühlter reiner Lust
Vergaß sie allen Schmerz.

Dann hob er freudig sie auf's Roß,
Und vor ihr setzt er sich,
Sie schlang die weißen Arm' um ihn;
Fort ging's nun ritterlich.

Vom Roß und freudigen Gebell
Des treuen Greifs erweckt,
Lief schnell die Zof' an's Fenster hin,
Ihr Fräulein sie erblickt.

Sie tobt mit wildem Angstgeschrei,
Klagt allen ihre Noth;
Der Alte schäumt und flucht und schwört
Der Nichte Schmach und Tod.

Er fordert seine Sassen auf,
Und eh' der Tag begann,
Verließen rüstig sie das Schloß,
Er führte selbst sie an.

Indessen war das Ritterpaar
Durch Anger, Wiese, Feld
Weit über Berg und Thal und Forst;
Vom günst'gen Mond erhellt.

Mit lautem Schaumgetöse stürzt
Die Bude vor sie hin:
„Es geht, mein Kind, erzitt're nicht!
Des Stroms ich kundig bin." —

Der Rappe stutzt und hebt den Fuß
Und prüft den Fluß gemach,
Drauf strebt' er wiehernd durch, als wär's
Nur ein Forellenbach.

Nun kommen sie zum Schloß gesprengt,
In Himmelswonn' entzückt;
Beschreib's, wer eine Freude je,
Wie diese war, erblickt'.

Nun saßen sie bei'm frohen Mahl,
Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf!
Der Mannsfeld rücket her!"

Und Braut und Schwester jammerten,
Zerrauften sich das Haar;
Indeß der Graf zu Pferde schon
Im vollen Harnisch war.

Dem Zug' er schnell entgegen kam,
Und rief dem Mannsfeld laut:
„Umsonst ist deine Müh'; sie ist
Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
Deß Ruhm erschallet weit,
Der Fürsten unserm Volke gab
Schon zu der Heiden Zeit?"*)

Mit eingelegter Lanze sprengt
Der Alte gegen ihn;
Sein Haufe folgt; erwartend bleibt
Der Ritter kalt und kühn,

Und zieht sein Schwerdt. Als Mannsfeld naht,
Verhaut er ihm den Stoß,
Und haut, und haut den Schädel durch,
Daß er zur Erden schoß.

Die Reisigen zerstreuen sich,
Und Stolberg eilt nach Haus,
Und ruht die lange, süße Nacht
In Liebchens Armen aus.

---

## Hymnus an die Göttin der Genesung.

Im Januar 1780.

Hygea, Göttin, es strömt
Von dir aus Heilung und Kraft,
Und Leben haucht
In die Adern der Natur,
Daß ihre pochenden Pulse schlagen,
Daß schwillt ihr allsaugender Busen,
Dein Odem, Beseelende!

Schaue, Göttin, herab, es knieen
Der Flehenden tausendmal tausend an deinem Altar,
Bebende Händ' erheben sie dir,
Und es steigt empor in der Weihrauchwolk' ihr Gebet.

Aus den Tausenden der Gelübden sondre du,
Himmelstochter, mein Flehen, das nicht
Eigener Schmerz entpreßt sterbenden Lippen.

Keine Genesungsmale von mir
Harren dein an deines Tempels Wand;
Statt der Gaben nimm von mir, o Retterin,
Die bangen Thränen, die mein Aug' und mein blutend Herz
Weinen auf Emilia's bleiche Hand!

Ach, Emilia, sieh', Emilia liegt
Kraftlos und leidend! Es beugt sich welk
Herab die Rose der Wang', es umwölkt sich, ach!
In Emilia's Auge die Heitre der Himmelsbläue.

*) Das Geschlecht der Stolberge gehörte unter die zwölf Edlen Häuser der Vierfürsten des sächsischen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große Sachsen eroberte.

Hygea, Göttin, es keimt
Da, wo du wallst über der Gebirge Scheitel
Und durch den Schooß des grünenden Thals,
Labsal unter deinem Fuß empor und Heil!
Deine Locken athmen, wenn du vorüberschwebst,
Lebenshauche mit der Barde Duft
Und da, wo die Lüfte theilt dein Saffranmantel,
Gaukeln heilende Würzgerüche dir nach!

Helferin, du bist reich
An Rettung! Aber dein Balsamkelch, ist er
Ach, ausgegossen! — so komm, ich beschwöre dich, komm,
Raube von mir der Stärke Fülle,
Die aus der Gesundheit überschäumendem Becher
Tobend mir in den Adern fleußt,
Und in dem Nervenarm schäumend mir zuckt!
Nimm was dein ist von mir und träufle Genesung
In die lechzenden Lippen Emilia's, daß sie wieder
Glüh'n, und daß wieder, wie vom Morgenthau erquickt,
Blühe die Rose der Wang', und Emilia's Auge
Glänze wieder im Schmuck des Sonnenhimmels.

Höre, Göttin, ach! mein Flehn und das Flehen Aller,
Aller Guten, die All' Emilia lieben!
Gieb mir, o Tochter Gottes, mit der Genesung
Meiner Leidenden, wieder Trost und Ruhe!
Ach, sie flohen von mir, und es schleicht indessen
Wie der versiegende Bach in des Mohrenlands Wüste,
Traurig und öde dahin mein Leben.

---

## Der wahre Traum.

### Eine Ballade.

Wundersam, durch Dunkelheiten
Geht, allheilige Natur,
Deines Zaubertrittes Spur;
Ahnend folgen die Geweihten;
Aber sieh, es irren, gleiten
Klüglinge, die selbst sich leiten,
Die des Dünkels Irrwischschein
Zieht in Sumpf und Pfuhl hinein.

Wohl mir, Göttin, daß zu deiner
Hochbeglückten Jünger Schaar,
Als die Mutter mich gebar,
Du mich lasest von gemeiner
Bahn mich führtest, zu geheimer
Weisheit Pfad, wo heller, reiner
Jeder Wahrheit Urborn quillt,
Und des Forschers Schmachten stillt.

Bald, als Feuersäul', erhebet
Sich dein Haupt gen Himmel; wir,
Voll Begeistrung, folgen dir
In die Himmel, neu belebet;
Bald, als Wolkensäul', umschwebet
Heilig Dunkel uns; dann bebet
Ahnungsschauer, der uns mild
Lockt in Edens Duftgefild.

Oft, um mütterlich zu walten,
Lehr' und Warnung zu verleihn,
Wenn Gefährlichkeiten dräun,
Muth und Glaub' in uns erkalten,
Bei der Rechten uns zu halten,
Hüllst du dich in Traumgestalten,
Lispelst, in des Schlummers Ruh',
Offenbarungen uns zu.

So noch gestern. — Freunde, hören
Sollt' ihr staunend, was geschah,
Welches Traumgesicht ich sah;
Eu'r Vertrauen zu vermehren,
Soll euch dieser Handschlag schwören,
Daß ich euch nicht will bethören,
Wahrlich dieser Traum nicht sei
Ein Gespinnst der Phantasei.

Als ich sanft und schlummernd ruhte,
Alles Kummers unbewußt,
Wohl auf meines Weides Brust,
Horcht, da kam mit hohem Muthe,
Wie entsproßt aus edlem Blute,
Zu der Eich', an der ich ruhte,
Schön gewappnet, angethan
Nach der Ritter Brauch, ein Mann;

Reichte traulich mir die Rechte,
Traulich schlug ich drein, alsdann
Seine Red' er so begann:
„Müßig ruhst du hier? Ich dächte,
Lieber, kämst mit mir; ich möchte
Wetten schier, wohin ich brächte
Dich, da solltest du gestehn,
Daß du nie so was gesehn."

Sonder Säumen thät ich wallen,
Mit dem Ritter, der mich bald,
Wo am dunkelsten der Wald,
Schattete, bald nach Gefallen,
Leitete durch Felsenhallen,
Bald durch Trümmer wild verfallen,
Dann der schroffen Kluft entlang,
Dann bedroht vom Klippenhang.

Endlich langten wir zur Stelle,
Zu des Ritters Fehdeschloß,
Das ein Zwinger rund umschloß,
Brücken, Warten, Zinnen, Wälle,
Pforten, Stein so Pfost' als Schwelle,
Sicherten für Ueberfälle
Diese Burg; als wir davor,
Schloß von selbst sich auf das Thor.

Aus dem Thore schlich zur Linken
Unterirdisch, wüst' und bang,
Ein gewölbter Niedergang;
Unter'm Fuß, so thät mir's dünken,
Sah ich Leichensteine blinken;
Aengstlich folgt' ich, sahe sinken
Eine Fallthür; Leichenduft
Athmete die grause Gruft.

Särge standen hier die Fülle.
Einer, schön von Marmelstein,
Hatt' ein eigen Kämmerlein.
„Hier in dieses Grabes Stille,"
Sprach der Ritter, „ist mein Wille,
Daß du seheſt, Freund, die Hülle
Des Gebeins, einst weich und warm,
Ach, des Weib's in meinem Arm!"

Auf des Todtenmales Mitte
War, von Silber, glatt und schön,
Ein gediegner Kelch zu sehn.
„Sage, Ritter, sag', ich bitte" — —
Zürnend blickt' er, winkt' und litte
Nicht zu enden, stieg drei Tritte,
Gab den Kelch mir, sah mich an:
„Zittre nicht! Du bist ein Mann!"

Kaum hatt' er den Kelch gegeben,
Als es in dem Wunderding
Brausend an zu gähren fing,
Und mit Macht herauszustreben,
Gleich als ob der Traube Leben
Perlte drinnen; sich erhebend
Thät alsbald der weiße Schaum
Höher denn des Kelches Saum.

Aus dem Schaumgesprudel stiegen
Holder Blümlein drei heraus,
Wanden sich in einen Strauß;
Schaum und Gährung sanken, schwiegen.
Schwebend sich im Kelche wiegen
Sah ich Ros' und Veilchen, schmiegen
Sich um beide, unschuldweiß,
Das geliebte Kind des Mai's.

Hold und lieblich duftend, blühten
Meine Blümlein; plötzlich gohr
Schaumgezisch im Kelch empor;
Sausend stieg's, verschlang mit Wüthen
Meine Blümlein; drauf versprühten
Gischt und Blasen, ängstlich mühten,
Ach! nicht lieblich, wie zuvor,
Meine Blümlein sich hervor.

Aschenfarb und gelb, verblichen
Jede Schöne, süßer Duft
Nun verkehrt in Grabesluft!
Todesschweiß und Schauer schlichen,
Ob dem bangen, fürchterlichen
Anblick, über mich; entwichen
War ich schier. Der Rittersmann
Sah's und hub zu reden an:

„Einst hatt' ich ein Weib! Besingen
Thät kein Dichter je ein Weib,
Schön, wie sie, an Seel' und Leib;
Keinem Maler (hundert gingen
Stolz zum Werke!) that's gelingen,
Sie auf Leinewand zu bringen;
Sie nur malte fein und glatt
Einst sich auf ein Rosenblatt.

„Einst hatt' ich ein Weib!" (Es bebten,
Als er's seufzte, perlenklar,
Thränen an der Wimper Haar.)
„Lieb' und Gegenliebe lebten
In uns, Ruh' und Wonn' umschwebten
Uns, und Heiterkeit: die webten
In des Lebens Ungemach
Süße Freuden, Nacht und Tag.

Dennoch — Ach! der Weiber Herzen
Sind ein Räthsel allzumal! —
Fand sie Kurzweil manches Mal,
Mir zu brüten Sorg' und Schmerzen,
Kalt zu küssen, kalt zu herzen,
Leicht mit meiner Ruh' zu scherzen,
Meiner Liebe! warm und treu,
Immer alt und immer neu!

Immer thät das Wunder währen
In dem Kelch; es sauf'te, stieg,
Blühte, welkte, brauf'te, schwieg.
„Was dies Sträuslein sei, dies Gähren
Sollst du," sprach er, „staunend hören.
Dieser Kelch faßt meine Zähren,
Die der Liebe Freudendrang,
Und auch Gram, vom Auge zwang!" —

Da erwacht' ich bebend. Sehen
Thät ich, statt des Traumes Bild,
Nur mein Weiblein süß und mild.
Ihres Odems leises Wehen,
Ihres Buses sanftes Blähen
Hieß mein Beben schnell vergehen.
Deine Warnung, Nachtgesicht,
Dank der Liebe, schreckt mich nicht!

---

## Die weiße Frau.

### Im Auszuge.

### Erste Ballade.

Ein alter, weiser Spruch uns lehrt
Der erste Schritt nur koste;
Von leisem Odem angezehrt,
Des Stahles Spiegel roste;
Wohl Tibur's Leiersänger spricht:
Des Färbers Schmink erstatte nicht
Verblich'ner Wollenflocke
Den Schnee der Lämmchenlocke.

Ihr Herr'n und Fraun'n mit warmem Blut
Und leichtem Sinn, auf eurer Hut!

Einst stand an Vesta's Opferheerd
Im Jungfraunkranz ihr Blümchen,
Die Priesterin, die unversehrt
Bewachte Flamm' und Blümchen,
Wohl jenes Flämmchens Bild, das zart
Ein heil'ger Wächter dem bewahrt,
Dem noch im Heiligthume
Nicht welkte Edens Blume.

Das Flämmchen, trifft's ein rauher Hauch,
Erlischt und wandelt sich in Rauch.

Wohlan denn, schließt den Ring und hört,
Doch zürnt nicht, Herr'n und Frauen,
Wenn, was mich Clio's Täflein lehrt,
Erfüllt eu'r Herz mit Grauen.
Die Sonn' auf ihrem Flammenpfad,
Alltäglich sieht die Gräuelthat,
Verübt durch Menschenhände,
Wie Dichtung nicht erfände.

Ein Phöbos-Roß erschöll' sein Mund,
Erschaudernd, ach, was thät's uns kund

Graf Otto schwang sich auf sein Thier
Und sprach zu seinen Rittern:
„Wir ziehn umher, ich trachte mir
Ein Weibchen zu erwittern;
Es hab' in Stadt, Gebirg' und Thal
Das Forscherauge freie Wahl,
Nicht eh' bis ich sie finde
Gehts heim nach Orlamünde.

Halsbrechend ist, o Graf, dein Ritt,
Nimm weislich Freundes Warnung mit!

Vom Elbstrom bis zum schwarzen Wald,
Vom Bodensee zum Brocken,
Blieb stets sein Puls, sein Herz ihm kalt
Für Busen, Aug' und Locken;
Das anmuthsvollste Fräulcinchor
War ihm ein bunter Tulpenflor,
Kein Wuchs gab ihm Genüge,
Kein Köpfchen mied die Rüge.

Des Sängers Finger: Warne! winkt,
Die Strafe folgt, so schwer sie hinkt.

Mit Mißmuthsfurchen sich bezog,
Des eklen Wählers Stirne,
Die Hoffnung, sie zu sehn, entflog,
Sie seines Traumbilds Dirne.
Frisch auf! zu meiner Sippschaft hin
Ziehn wir, dort zwischen Etsch und Inn,
Wo meiner Laune Grillen
Mir Ohm und Muhmen stillen.

Du arme Stirne, die sich furch't,
Doch Aerg'res dräut dir unsre Furcht!

Willkommen! drängt sich's um sein Roß,
Herr Vetter, Neffe, Pathe!
Und aller Jubel grüßt im Schloß
Den Sohn der Frau Beate.
Die schöne Tochter an der Hand,
Macht Fürst Meran ihm sie bekannt.
Schnell kam von Amors Bogen
Ein Pfeil ihm angeflogen.

Ach, was dich stach, wenn's nur nicht war
Ein Würmchen aus Aleeto's Haar!

Hoch feir't der Feste Prunk nach Brauch
Die Ankunft unsers Grafen;
Schon weht der Wechselliebe Hauch
Sein Schifflein in den Hafen,
Und Freuden, wie an Perlenschnur
Gereiht, entsprießen Beider Spur,
Bis sie des Ehstands Kette
Umschlingt im Hochzeitbette.

Ein Hafen, dem's an Klippen nicht
Und Strudeln, wie bekannt, gebricht!

Durch Priesterspruch und Gattenkuß
Gestempelt zur Vermählten,
Zog, über Berg und Feld und Fluß,
Sie mit dem Auserwählten,
Zur Heimath, die aus Sala's Thal
Schon ragt empor im Abendstrahl,
Land, Stadt und Schloßgesinde
Jauchzt laut in Orlamünde.

Wohl herrlich ist das Einzugsfest,
Glück ist ein Vogel, halt ihn fest!

Gesponnen von der Freude Daum,
Glitt, wie im Zaubermährchen,
Ihr Tag, und auf der Liebe Flaum
Ruht Nachts das Turtelpärchen;
Vom Schäferspiel zur Schau und Pracht,
Vom Grottenbad' zur Falkenjagd

Ging's und vom Leckermahle
Zum Faschingstanz im Saale.

Des Lebens Rose blüht, doch, o,
Auf Erden ohne Stachel, wo?

Schaut! eng und enger stets umschlingt
Der Gürtel schon ihr Mieder,
Der zehnte Mond erscheint, da singt
Die Amme Wiegenlieder;
Ein Zwillingspaar auf Mutterschooß
Erhöht der Eltern Wonneloos,
Mit großem Aug' das Bübchen
Und sie mit Wangengrübchen.

Holdselig Pärchen! Ach, euch singt
Kein Vöglein, was euch Zukunft bringt!

Bald lud nach Nürnberg zum Turnier
Sie Burggraf Albrecht beide — —
„Behagt's dir Liebchen? — Schatz, mit dir
Zög' ich zum Styx mit Freude."
Gesattelt und gezäumt zum Ritt!
Flugs unter ihm sein Renner schritt,
Ihr Zelter spielt zur Seite,
Von fern folgt ihr Geleite.

Zum Styx? Dein Tanz auf Blüthenbahn
Gleicht nicht dem Schritt in Charon's Kahn!

Graf Albrecht Zollern trug die Burg
Des Kaisers dort zur Lehne,
Er, Deutschland und Burgund hindurch
Mit Fug benannt der Schöne.
Für Phidias und für Apell'
Der Männerschönheit Kunstmodell,
Von Sohle bis zu Scheitel
War Rüg' und Tadel eitel.

Die schöne Tyndaride sah
Den schönen Paris. Was geschah?

---

## Zweite Ballade.

Ein Morgenlands-Eroberungsherr
Einst prangt' im Wagensessel,
Ihn zogen kaiserlich einher
Vier König' in der Fessel,
Der Ein' in Purpur angeschirrt,
Von Gold und Kettenschmuck umklirrt,
Blickt, unter Schweiß und Keichen,
Stets rücklings nach den Speichen.

Was treibst du? frägt Sesostris ihn,
Erwiedernd sagt er kalt und kühn:

Schau, Herrscher, wie des Rades Rand
In Wirbelkreisen schwebet,
Wie, was jetzt birgt des Gleises Sand
Empor sich wieder hebet,
So schwingt sich auch des Glückes Ball,
Erhebung sinkt, es steiget Fall,
Wohl diese Tröstung schenkten
Die Götter dem Gekränkten.

Sesostris spannt betroffen aus,
Vier Gästen öffnet er sein Haus.

Verschmäht die Warnung beide nicht,
Mann mit dem schönen Weibe!
Noch strahlt auf euch ihr Zauberlicht
Fortuna's helle Scheibe.
Sie wendet sich! — Mit festem Sinn
Springt auf vom Schooß der Buhlerin,
Eh' was jetzt glänzend funkelt,
In Nacht sie euch verdunkelt! —

Der Herold ruft uns zum Turnier,
Schon harrt die Menge, folget mir!

Auf Söllern und auf Bühnen prangt
Die Blüthe edler Frauen,
Schon sehnend Jeder Herz verlangt
Ihn, dem es klopft, zu schauen.
Es öffnet sich der Schranken Thor,
Die Kämpfer paarweis ziehn hervor!
Die stolzen Lanzen neigen
Sich vor der Schönen Reigen.

Wohl manche sitzt so spröd' und kalt,
Der's unter'm Busenkoller wallt.

Der Thaten herrlichste vollbringt
Das Häuflein Ritterhelden,
Doch vorwärts mein Gesang sich schwingt,
Die Chronik mag sie melden.
Auf jenen Purpurerker hin
Geheftet, späht mein Aug' und Sinn,
Ob, was das Herzchen lüst're,
Ein Feuerblick mir flüst're.

Färbt sich die Wange? Rosenschein
Des Vorhangs mag der Büßer sein.

In Feierprunk, auf Barbenhengst,
Graf Zollern strahlt vor Allen,
Ach, guter Orlamünde, längst
Ist dir dein Loos gefallen!
Entgegen sprengen Beid' in Hast,
Doch Albrecht, ehrend seinen Gast,
Beugt aus, senkt ihm die Spitze,
Schaut auf nach ihrem Sitze.

Als Beider Speer gefällt, ersah
Sein Ziel, wie war dir, Gräfin, da?

Sie, nach Gebühr, erwählet, kränzt
Den Sieg im Ritterkreise,
Sie tritt vor Albrecht, o wie glänzt
Ihr Blick bei'm ersten Preise,
Als ihr gelöst'tes Busenband
Zur Schleif' um seinen Arm sie wand,
Er dankend sich ihr bückte,
Die Hand ihr küssend drückte!

Schwebt schon dir, wie mir Argwohn singt,
Ein Schleiflein vor, das Liebe schlingt?

Bei Fackelgluth und Kerzenglanz,
In hochgewölbter Halle,
Fei'rt Freud' ihr Fest im Walzertanz
Bei Geig' und Hörnerschalle;
In Sphärenschwung kreis't her und hin
Der Sieger mit der Siegerin — — —
Ihr streift an Scheiterklippe!
Ach, nur nicht Lipp' an Lippe!

Dort, wo euch barg der Säule Fuß,
Was sah, was hört' ich? war's ein Kuß?

Ein Baum, uralt, entwuchs dem Kern,
Verboten Frucht und Blüthen,
Wohl sproßt er nah, wohl sproßt er fern,
Schwer ist's, die Lust zu hüten;
Die Dryas, vor der Stirn gelockt,
Im Nacken kahl, umschwebend lockt,
Und wer im Flug sie haschet,
Die Honigäpfel naschet.

Dem Baume fern blüht, zart und hold,
Das Unschuldspflänzchen Minnesold!

Er uns in inn'rer Brust gespannt,
Ein Prüfer, Warner, Richter,
Der Aderpuls, ihr starrend stand,
Umwachsen dicht und dichter.
Sie schüchtern erst die Blüthen hascht,
Dann mählig auch ein Früchtchen nascht,
Bis sie die Zweige schüttelt
Und voll ihr Körbchen rüttelt.

Gleich ihm, jung, ehlos, Sieger, o,
Du Schöner, warst kein Scipio!

Schon längst auf Aller Angesicht,
Ihr Herren und ihr Damen,
Les' ich die Frage: Nennst du nicht
Des schönen Weibes Namen? —
Ach, nicht vermag ich zu entweihn
Den Namen, der so engelrein,
In Lieb' und Sehnsuchtsschmerzen,
Lebt heilig mir im Herzen!

Dein Name soll entweiht nicht sein,
O Schwester, Psyche-Agnes, nein!

---

## Dritte Ballade.

Wie singt mein alter Freund? — Natur
Giebt Jedem was ihm diene,
Dem Roß den Huf, Gehörn dem Ur,
Und ihren Dolch der Biene,
Dem Manne giebt sie klugen Sinn,
Und was des Mann's Gebieterin?
Die Schönheit, der, besieget,
Der Weis' und Held erlieget.

Verschwieg der Greis, daß Weiberlist
Des Venusgürtels Brämung ist?

Sie reichlich ausgestattet war
Mit solchem Angebinde,
Lockt wo ein Ziel, sie wußt' auf's Haar,
Wie krumm ihr Pfad sich winde.
Ihr Otto, erst wohl barsch und wild,
Wird bald durch Kosen sanft und mild;
Was Herzchen nur ersinnet,
Die List ihr schlau erspinnet.

Ihr, die des Zaubers Gurt umschmiegt,
Ihr Schönen! schönen Sieg nur siegt!

„Ach, Orlamünde liegt so fern,
Ziehn dort wir hin, ich sterbe!
Und huldigt meinem Eheherrn,
Als mütterliches Erbe,
Nicht Culmbach, das vom Main umkränzt,
An Albrecht's Rebenhügel gränzt?
Dort soll ein herrlich Leben
Mir Lieb' und Freude weben!"

In nächster Nacht bei Kuß und Spiel
Erreichte schon ihr Wunsch sein Ziel.

Die Horen flogen, schon erscholl
Des Abschieds dumpfe Stunde,
Ach ihr, den Pfeil im Busen, quoll
Die bittersüße Wunde!
Ihm von des Eifers Gluth verzehrt,
Das Blut in allen Adern gährt,
So ziehn zum neuen Neste
Sie hin nach Culmbach's Veste.

Wohl mir, daß nicht als Dritter ich,
Unseelig Paar, geleite dich!

Wie Sumpfes Qualm und Rosenduft,
Wie Strahl entfernt von Schatten,
So zwischen Jetzt und Einst die Kluft
Klafft gähnend unsern Gatten.
Der Graf, gelähmt an Sinn und Arm,
Schwand mählig hin durch stummen Harm,
Starr', wie des Grames Bildniß,
Saß er in öder Wildniß.

Ein Tröpfchen Gift, wär' ich Gemahl,
Wie dankt' ich dir die kürz're Qual!

Ihm brach das Herz! — Im Wittwenflor
Forscht sie des Spiegels Launen
Und künstelnd leihet sie das Ohr
Dem Rath, den Zofen raunen.
Graf Otto, mit Gepräng' und Pracht,
In's Grabgewölbe wird gebracht,
Im weißen Nonnenschleier
Schaut sie die Leichenfeier.

Das Zwillingspärchen, schwarz geschmückt,
So hold aus Himmelsaugen blickt!

Die Jo's Bremsʃ' einst summt' und schwirrt'
Und stach und stach und summte,
Daß rastlos Berg und Thal durchirrt'
Entflammt, die Schlauvermummte.
Ihr Stachel ist noch heut gewetzt,
Sie schwirrt und sticht und summt und hetzt,
Und weißt du, wo sie brüte?
Im lüsternen Gemüthe.

Doch giebt's, die Circe's Stab nicht schreckt,
Und die nicht Jo's Bremse neckt!

Umsummt, umschwirrt lag Morgens sie,
Da seufzt' die Lieblingszofe:

„Gestrenge Frau, bei'm Burggraf, wie
War's herrlich dort bei Hofe!
Soll ich, ihr seid so jung, so schön,
Im Wittwenbett verblühn euch sehn!
Was meint ihr, wenn er käme,
Platz hier zur Seit' euch nähme?"

Du Natter! in des Sprichworts Sinn,
Trägst du zum Quell das Wasser hin!

„Hör', Trutchen, schleiche du dich fort,
Sei dienstbar mir im Stillen,
Laß fallen manches kluge Wort,
Schlau fördernd meinen Willen!"
Sie flink bei'm Frühmett-Glockenschall,
Zieht Bursch' und Klepper aus dem Stall,
Strebt rasch mit feinen Ränken
Ihr Werk zum Ziel zu lenken.

Wirf nur den Angelhaken aus,
Doch wird der Fisch dir auch zum Schmaus?

Den Burggraf wurmt nun manche Jagd
In fremdem Lustgehege,
Vergeltend, dräuend, sein Verdacht
Weckt Ahnungssorg' ihm rege.
Er spricht: „Der Gräfin Orlamünd'
Ist Hinderniß ihr Zwillingskind,
Von ihrem Traualtare
Ziehn mich zwei Augenpaare."

Dich leitet Klugheit, doch mich schreckt
Der Vorwandsschleier, der sie deckt.

Ein Blitz bei Gertrud's Botschaft schlägt
Der Wittwe durch die Glieder,
Erröthend und erbleichend frägt
Sie stotternd, frägt, und wieder. —
Ihr guter Geist, der längst schon strebt
Umsonst, nun weggewandt, erbebt,
Vermags nicht länger, hebet
Den Fittig und entschwebet.

Kennt ihr ein Wetterglas, hervor
Tritt, wenn die Jungfrau weicht, der Mohr?

Das Zwillingspaar auf jungem Klee
Im Schatten lächelnd spielet,
Und sanft bestreut im Blüthenschnee
Mit Händchen, Füßchen wühlet;
Schon keimt's in ihrem Sinn empor,
Und Herzensblümchen sprießen vor,
O seht, wie's Schmeichelbübchen
Umhals't sein Schwesterliebchen!

Das Vög'lein singt im Morgenthau
Und Abends würgt's des Sperbers Klau'!

Sie geht vorbei mit raschem Fuß,
Den Lieblichen, die Mutter,
Sie lall'n und werfen Kuß auf Kuß
Holdselig hin der Mutter,
Doch, was giebt ihnen sie zurück?
O, fragt nicht, ihr Medea-Blick
Zeigt sattsam, was sie brüte
Im mörd'rischen Gemüthe.

Es haspelt schaudervoll dein Knäul
Sich ab, in Gräul verwebt sich Gräul!

Schon ist durch Mutterhand vollbracht
Der Freveltaten Fülle!
Den Jammeranblick, Mitternacht,
Deck' ihn mit schwarzer Hülle!
Und du? — Umsonst die Linke reibt
Die Rechte, unvertilgbar bleibt
Gesprenkelt rothes Leben
An deinen Fingern kleben!

Das Weltmeer, könnt' es Bad dir sein,
Es wüsche nicht die Flecken rein!

O seht, wie hold das Engelpaar —
Zum Sarge ward die Wiege,
Zum Siegsgewand der Grabtalar —
In Himmelsträumen liege!
Die Todeswund' ist wohl versteckt,
Ein unschuldsvolles Häubchen deckt

Dem Knäblein und dem Mädel
Ach den durchstochnen Schädel!

Geprägt in Todeszügen steht,
Ach, für die Mutter ein Gebet!

Auf volkbesä'ter Straße zieht
Der Leichenzug der Kleinen,
Wehklage jammert, Andacht glüht,
Und aller Augen weinen.
Willst du in tiefer Klostergruft,
Beschirmet treu vor Zeit und Luft,
Die Zwillingssärge sehen?
In Himmelskron sie stehen.

Da flammten, wohl manch' hundert Jahr,
Zwei Lämpchen ihnen am Altar.

Unsichtbar schwebt und sinkt und steigt
Die ernste Rächerwage,
Umher von Mund zu Ohr schon schleicht
Die schaudervolle Sage.
Die edlen Häupter des Geschlechts
Berathen sich, ihr Spruch des Rechts
Schließt in des Kerkers Enge
Sie ein auf Lebens Länge.

Im Wonnebett der Liebesrausch
Und Züchtlingsschragen, welch ein Tausch!

Hof heißt die Stadt im Frankenland
Da starr'n des Zwingers Zinnen,
Die enggewölbte Felsenwand
Umschließt das Räumchen drinnen.
Durch's Gitter blinzt des Tages Spur,
Es pflastern Kieselchen die Flur,
Nur Bank und Tisch und Schragen
Sind Hörer ihrer Klagen.

Die hohlgetret'ne Kieselflur
Trägt stürmender Verzweiflung Spur.

Bei'm Mittagsglöckchen schiebt sich ein
Mit Fastenspeif' ein Teller,
Durch schmalen Spalt, es perlt ihr Wein
Im Quell und nicht im Keller.
Ach, und der Trost, den uns gewährt
Des Menschen Aug', ist ihr verwehrt,
Kein Laut aus Menschenkehle
Nah't ihrer Jammerhöhle.

Sie muß den Todtenkopf auf zween
Gekreuzten Knochen vor sich sehn!

Es steigen rastlos Sonnen auf,
Es sinken Sonnen nieder,
Und wechselnd kehrt der Stundenlauf
In Lenz und Winter wieder.
Unseelig Weib! Es rächt Natur
An dir sich, Nacht und Winter nur
Umgiebt dich, keine Schonung
Blickt mild in deine Wohnung.

Dem Jammerflehn der Richter Ohr
Bleibt eisern wie dein Kerkerthor.

Doch mählig, mählig wirkt der Zeit
Geheimer Zauber, schleichend
Wirkt Kerkerqual und Einsamkeit,
Das Felsenherz erweichend;
In einen Abgrund bringt ihr Blick,
Erbebend schaudert sie zurück,
Stets gräßlicher entfalten
Sich ihr die Gräulgestalten.

Des Steines Kieselschooß, berührt
Vom Stahl, den Funken so gebiert.

Jedoch ihr lodert nicht in Gluth,
In laut'rer Flamm' ihr Funken,
Sie zagt und in Verzweiflungswuth
Liegt trostlos sie versunken;
In ihrer Brust gewidmet war
Euch nimmer noch ein Weihaltar,
Euch beiden Himmelstöchtern
Des reinen Flämmchens Wächtern.

Ach, Glaub' und Lieb', aus eurer Hand
Ward ihr noch nie ein Himmelspfand.

O, hättest du als Sünderin,
In Staub und Asche büßend,
Zermalmt das Herz, zerknirscht den Sinn,
Gefleht, in Zähren fließend.
Dann hätten Glaub' und Lieb', erweicht,
Den Tröstungsbecher dir gereicht,
Dann hätt' ein Blick von Oben
Das welke Herz gehoben.

Das Segenspflänzchen, perlenfeucht,
Von Früchten schwer die Sprossen beugt.

Es steigen rastlos Sonnen auf,
Es sinken Sonnen nieder,
Und wechselnd kehrt der Stunden Lauf
In Lenz und Winter wieder.
Kein Schimmer tagt, sie trostlos liegt,
Des Jammerlebens Quell versiegt,
Der schwache Puls nur schläget
Von Todesgraun erreget.

Kein Labetröpfchen lindernd kühlt
Die Gluth, die ihr im Busen wühlt.

Dem Ruhegeber, der befreit
Vom Joch den Lebensmatten,
Ihn bettet nach des Frohnens Zeit
In kühlen Grabesschatten,
Dem Leidenlöser, der nur reicht
Die Freundeshand, der selbst schon leicht
Geschürzt sich fühlt zu dringen
Empor auf freien Schwingen.

So wie er sproßt, im Neste schon,
Den Fittig prüft des Adlers Sohn.

Gebrochnen Auges, wild sie starrt,
Die letzten Kräfte sinken,
Sie röchelnd, zuckend, angstvoll harrt — — —
Er nah't, sie schaut sein Winken.
Der Knochenmann, der schreckt sie nicht,
Sie schreckt das ernste Strafgericht,
Der Richterwage Neigen,
Ach, ihrer Schaale Steigen!

Wär' unser Auge schuppenlos
Wir schauten unsrer Schaale Loos.

Ihr Stündlein schlug! — Verdammt ihr Geist,
Gebannt in enge Sphäre,
Irrt unstät, ruhelos, verwaist't
Umher in öder Leere.
Der alte Sehnsuchtstrieb nicht ruht,
An Albrecht's Stamm, an Zollern's Blut —
So Drang und Zwang sich gatten —
Geheftet bleibt ihr Schatten.

Wohin des Burggrafs Sippschaft reicht,
Des Weibes Schemen dort sich zeigt.

Gehüllt in weiße Wittwentracht,
Im weißen Nonnenschleier,
So schleicht sie nun um Mitternacht
Durch Burg- und Schloß-Gemäuer,
Die bleichen Händ' in's Kreuz gelegt
Auf flachem Busen, unbewegt
Den Blick gesenkt zur Erde,
Mit starrer Leichgeberde.

Die weiße Frau! Sie, allbekannt,
Zuerst gesehn in Frankenland.

---

## Wechselgesang Israels bei seiner Erlösung aus der Babylonischen Knechtschaft.

(Fragment aus dem Drama: Belsazer.)

### Chor der Greise.

Du hattest, Adler, dem von dem Aufgang her
Der Retter winkte, hattest vom Erdensaum,
O Mann, die Bahn, vollbracht, und nahe
Säuselt' es unter dem Fuß' und Fittig.

Wir zagten noch! O zürne, du Retter, nicht
Uns Erdensöhnen, denen zum Erde ward

Die Kleinmuth; die nach ihres Herzens
Spanne dich messen und dein Erbarmen!

Chor der Männer.

Hüter; freudig erschallt nun von der Warte dein
Jubel! Hüter, die Nacht hat sich in Sonnenstrahl
Nun verwandelt, die Klage
Nun verwandelt in Harfenklang!

Fessel, du bist gelöst! Kerker, geöffnet sind
Deine Thore! Du liegst, blutige Drängerin,
Liegst im Staub', und im Staube
Liegst du, Wüthrich, o Belsazer!

Chor der Greise.

Hinab, o Babel! Setze, Geschändete,
In Asch' und Staub dich! Stolze Chaldäerin,
Entflechte deine Locken, schürze
Dich, und ermatt' an der Mägde Mühle!

Du zarte Lüftlin, krümm' in der Fessel dich!
Wie deine Sklaven unter der Geißel einst.
Ha, frei sind sie! Nun stampft auf deinen
Nacken die Ferse des Ueberwinders!

Chor der Männer.

Erdenkönigin einst! hüll' in den Schleier dich,
Wittwe! scheere dein Haupt; schleich' in den Zauberkreis;
Laß die Meister des Glücks dir
Rettung lesen im Sternenlauf!

Ach, sie zagen, wie du, hüllen ihr graues Haupt
In den Mantel! — Wo war eure gepriesene
Kunde? Winkt der Mond euch
Keine Deutung der Flammenschrift?

Chor der Greise.

Der Blitzstrahl schießt! und plötzlich erschallet laut
Des Donners Stimme! Siehe, so folgte schnell
Der Flammenschrift das Angstgewinsel,
Schallte das Echo der Siegsbrommete!

Chor der Männer.

Unsre Danke mit ihr! Sonne der Hoffnung, du
Mond des Trostes und du, untergegangen war't
Ihr, und Dunkel umhüllte
Unsern Kerker der Dienstbarkeit!

---

## Zweiter Wechselgesang

(anderer Greise und anderer Männer).

Chor der Männer.

Aus ist's, Treiber, mit dir! Siehe zerbrochen ist
Deine Geißel des Frohns, und in dem Staube liegt
Deiner wüthenden Herrschaft
Völkertilgender Königsstab!

Chor der Greise.

Nun fei'rt die Erde! Libanon's Jubel tönt,
Die Ceder rufet rauschend der Tanne zu:
Der stolze Dränger liegt! Nun dröhnet
Uns an der Wurzel nicht Axt und Hammer.

Die Hölle jauchzte, da du hinunter sankst,
Vom Sessel hoben ihre Tyrannen sich,
Und ruften höhnend: Ha! wie uns, sind
Dir nun gefallen die Qualenloose!

Chor der Männer.

Deine Pracht ist dahin! König, es schwindet dir
Tanz und Feiergesang. Schwelger der Frevelluft,
Nun sind Motten dein Bette,
Deine Decke die Würmerbrut!

Endlich sankst du hinab, flammender Unglücksstern!
Ha! du strebtest den Stuhl über die Sterne des
Lichts zu heben, zu fahren
Hoch auf Wolken, ein Gott, einher!

Chor der Greise.

Zur Hölle fährst du, Wüthrich! Es zischet dir
Der Schatten Lache! Dir, o du Dürstender
Nach Blut der Völker, der zur Wüsten
Machte das Land, und zur Trift die Städte.

Zwar viele Fürsten, Dränger des Landes, ruhn
Im Marmorgrabe! So nicht, o Belsazer,
Dein Leib! Er wird auf Scheidewege
Wie ein veraltet Gewand, geworfen.

Chor der Männer.

Da vermodre, Tyrann, deine zertretene
Leiche! Würger des Volks, der du in's eiserne
Joch der Knechtschaft die Deinen
Zwangst, und Freie des Nachbarlands!

Die vier Chöre der beiden Wechselgesänge.

Der du den Dränger schlugst und die Drängerin,
Der du den Deinen lösest der Knechtschaft Joch,
O stürze jeden Dränger, löse
Jedem Gefesselten seine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; schon dämmerst du Freiheits-
Morgen! Es duftet der Thau schon und die Pappel des Thales.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig!
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick;

Chor der Jungfrauen.

Schwestern, wendet euch weg von der Morgenröthe nach Salem:
Wendet das Aug', und in ihm feuchte die Sehnsucht den Blick!
Du auch blickst nach Salem, o schöner Morgen der Freiheit!
Lieblich duftet dein Thau, labet die Rose des Thals!

Hananja, Misael und Asarja.

Erhebt die Häupter! Schaut der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel schwebet
Schön, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein schöner Morgen! schöner als Lenze sind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat,
Läßt seines Auges Sonne leuchten,
Israel, träuft dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aeltesten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwangre gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O, dann grünst du empor, Juda, ein triefender
Oelbaum, rankest empor, Israel, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskol's
Bach die Rebe des Wunderstamms.

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwerdt, und geschmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unser Retter im Himmel ist unser Schild, und es flammet
Seines Engels Schwerdt auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O, dann blüht, wie die Ros' im Thale, die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unschuld Gewand blendet im Lilienglanz;
Myrtenkränze schmücken ihr Haar, und ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr sittsam den Schooß.

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reifet mit Früchten das Bette der Keuschheit;
Heil dir, die du gebierst! Heil dir, o säugendes Weib!
Wir gebahren und säugten mit Jammer! — mit Wonne gebierst du
Kinder des Segens, und säugst Kinder des Segens, o Weib!

Chor der Greise.

Kindlein, euch ergreifet die Hand, die das Auge nicht siehet,
Leitet auf ebener Bahn euch in ein heiliges Land.
Auch wir strauchelten ohne sie! und ohne des Führers
Leuchte verlöre den Pfad unser verlöschender Blick!

Hananja, Misael, Asarja.

Der du, schaun wir empor, uns auf der Berge Höh'
Zeigst den segnenden Strahl, fasse der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

Alle Chöre.

Greis, und Jüngling, und Mann, siehe, wir schaun empor!
Weib, und Jungfrau, und Kind! Fasse der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

---

Fragment aus dem Trauerspiel Otanes.

Chor.

Im Purpurzelte saß, im entferntesten
Der Winkel, tief zur Erde das Haupt gebeugt
Die Fürstin Susias, entflochten
Sank das Gewebe der braunen Locken.

Umringt von Mägden, hüllten die Traurende
Der Magd Gewande; aber es täuschte nicht
Der Tugend Würde, nicht der Schönheit
Liebliche Blume den Blick der Sieger.

Da floß die Thräne, rann auf den Schleier, rann
Auf ihre Füße; jammernd zerriß sie das
Gewand, und schlug den Schwanenbusen!
Banges Gewinsel der Jungfraun folgte.

Sie kannte nicht den Sieger, den edelsten
Der Götterföhne, der von dem Weibe weg
Sein Auge wandte, heilig, wie die
Schwester sie ehrte, dem Gatten rufte.

Die Schlacht begann, der Donner des Wagenheers
Erscholl, da kam sie, hielt in der rechten Hand,
Umweht vom Fittig, einen goldnen
Helm in der linken ein Halsgeschmeide.

Des Panzers Purpur wallt ihr vom Arm hinab;
So stand sie vor ihm — „Weib, du entzeuchst den Schmuck
Dir selbst!" — Ach, Abradates, du nur
Bist mir mein Ruhm, mein Stolz, mein Kleinod!

Sie selber schmückt' ihn, doch ihr entträufelten
Des Kummers Zähren, die sie umsonst verbarg;
Da ruft ihm die Drommete — leise
Flüsterte sie mit der Liebe Worten:

„War je ein Weib, das mehr wie die Seele den
Geliebten liebte, bin ich das Eine Weib!
O, streite deiner werth, ich scheu ein
Leben der Schmach, doch mit dir den Tod nicht!"

Ernst und wehmuthsvoll hob er das Auge gen Himmel:
Bester, größter Gott, mache des Weibes mich werth!
Fleht' er, und sprang in den Wagen, und faßte die Zügel indessen
Küßte das liebende Weib, bis es entrollte, das Rad.

Ach, noch röthete nicht Paktolo's Welle der Abend,
Als des Leichnams Haupt ihr in dem Schooße schon lag;
Ruhig blickte die Weinende bald gen Himmel und ruhig
Bald auf den blutenden Leib ihres Geliebten hinab.

Denn sie war entschlossen; sie hatte den Tod und das Leben
Ernst gewogen: den Tod hatte die Treue gewählt;
Sterbend sank der Liebenden Haupt auf die Brust des Geliebten;
Beide schwebten zugleich in die Gefilde des Lichts.

---

## Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Bruder des Vorigen, wurde am 7. November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, er studirte in Göttingen, wo er ebenfalls zu dem Dichterbunde gehörte und machte dann eine größere Reise mit seinem Bruder. Nach seiner Rückkehr anfangs dänischer Kammerjunker in Kopenhagen, erhielt er im Jahre 1777 die Stellung eines fürstbischöflich lübeckischen bevollmächtigten Ministers daselbst. 1789 ging er als dänischer Gesandter nach Berlin, wurde 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und bereiste in demselben Jahre mit seiner zweiten Gemahlin Italien. Gewiß war diese Reise nicht ohne Einfluß auf Stolberg's ganze Gemüthsstimmung und das Ereigniß, das mit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts so großes Aufsehen erregte. Er war ein vieljähriger Freund von Johann Heinrich Voß, aber schon erregte sein „Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielvogt in Schweden," in welchem er sich der Einführung der neuen von Adler verfaßten schleswig-holsteinischen Kirchenagende widersetzte, bei den Liberalgesinnten Befremden und Verdacht. Hatte er sich in derselben aber, wenn auch pietistisch, doch als einen streng lutherischen Orthodoxen gezeigt, so mußte ein Zeitalter, das die geheimen Uebergänge von diesem Standpunct zum katholischen noch nicht kannte, auf das Aeußerste erstaunen, als Stolberg im Jahre 1800 alle seine Aemter niederlegte, nach Münster ging, und, mit den größten Opfern, nebst seiner ganzen Familie, von der nur Agnes, die älteste Tochter sich ausschloß, zu der römischen Kirche übertrat. Das Erstaunen sprach sich in zahlreichen Schriften, oft mit großer Erbitterung gepaart, aus; am tiefsten mußten Stolberg die heftigen Vorwürfe seines früheren Freundes, des alten Voß, der noch 1819 ihn angriff, verwunden. Er lebte längere Zeit zu Münster und seit 1812 zu Tatenfeld bei Bielefeld. Endlich zog er sich auf sein Gut Sondermühlen im Osnabrückischen zurück, woselbst er am 6. December 1819 gestorben ist; noch seine letzten Tage waren durch Voß' Schrift getrübt. Er war auch Ritter des russischen Alexander-Newsky- und St. Andreas-Ordens und seit 1815 Doctor der Philosophie.

Von ihm erschien:

Homers Ilias. 2 Thle. Flensburg und Leipzig, 1778. 1793. 2 Bde.
Jamben. Leipzig, 1784.
Die Insel. Leipzig, 1788.
Reise nach Italien. Königsberg, 1794. 4 Thle.
Die Westhunnen. Eutin, 1794.
Platons auserlesene Gespräche. Königsberg, 1796—97. 3 Thle.
Vier Tragödien des Aeschylos. Hamburg, 1802.
Ossian's Gedichte. Hamburg, 1806. 3 Thle.
Geschichte der Religion Jesu Christi. Hamburg, 1806—1818. 15 Thle.
Büchlein von der Liebe. Hamburg, 1821. 3. Ausg.
Leben Alfred's des Großen. Münster, 1816.
Drei kleine Schriften. Münster, 1818.
Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamburg, 1819—21. 2 Thle.
Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hofrath Voß. Hamburg, 1820.
(Ueber die mit denen seines Bruders zugleich erschienenen Werke, vergl. den vor. Artikel.)

Ueber die poetischen Arbeiten der beiden Brüder (s. den vorigen Artikel) ertheilt Bouterweck in seiner

Geschichte der schönen Wissenschaften Bd. XI. S. 403 sehr treffend mit folgenden Worten: Die Brüder Christian Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1748, und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1750, theilten mit ihren Freunden Voß und Bürger schon zu Göttingen das Interesse für deutsche und griechische Poesie. Ihre Gedichte, die zuerst durch die Musenalmanache und das deutsche Museum bekannt wurden, gaben ihrem Namen bald ein Gewicht, das noch vermehrt wurde, als im Jahre 1778 die homerische Iliade in Hexametern übersetzt von dem Grafen Friedrich Leopold zu gleicher Zeit mit Bodmer's Uebersetzung desselben Gedichts herauskam. In dem folgenden Jahre besorgte Boie eine Ausgabe der ersten Sammlung eigner Gedichte der beiden Brüder. Seit dieser Zeit sind zu denen vom Grafen Christian nur wenige hinzugekommen, unter andern im Jahre 1787 zwei Schauspiele mit Chören zugleich mit ähnlichen vom Grafen Friedrich Leopold, der nicht lange vorher, im Jahre 1784, in ernsten Satyren unter dem Titel Jamben sich von einer neuen Seite gezeigt hatte. Der hohe Adel des Gefühls, durch den sich fast alle diese Gedichte, selbst die volksmäßigen und kindlichen, auszeichnen, hätte ihnen unter Gleichgesinnten Freunde erwerben müssen, wenn auch ihr eigentlich poetischer Werth geringer wäre. Aber sie gehören auch als Gedichte zu den vorzüglicheren aus dieser Periode der deutschen Literatur. Die Phantasie schwingt sich in ihnen nicht immer so hoch, wie das Gefühl; aber sie erhebt sich kraftvoll über das Gemeine, und verarbeitet den anziehenden Stoff in glücklichen Gedanken und Bildern mit männlicher Leichtigkeit zu einem schönen Ganzen. In der gewählten und doch ungezwungenen Sprache erkennt man die Zöglinge der alten Classiker. Im lyrischen Rhytmus wird der Graf Friedrich Leopold von keinem deutschen Dichter übertroffen. Er ist auch der Einzige, dessen Balladen in der Nähe derer von Bürger einen ehrenvollen Platz behaupten. In den Schauspielen mit Chören, in gleichem Geist und Style von beiden Brüdern, wird das dramatische Interesse, das man vermißt, durch das lyrische wenigstens so weit ersetzt, daß Gefühl und Phantasie immer hinlänglich beschäftigt bleiben. Die Uebersetzung der Iliade vom Grafen Friedrich Leopold mußte der von Voß den Platz räumen; aber sie verdient im Andenken zu bleiben als ein Versuch, den griechischen Dichter mit einer prunklosen Feierlichkeit reden zu lassen, die freilich verschieden von seiner patriarchalischen Naivetät ist.

## Aus F. L. Grafen Stolberg's Gedichten und Jamben.

### Ode.

#### An den Mai.

Eile nicht, schönster Sohn des bunten Jahres!
Schüttl', o glänzender Mai, die Rosenflügel
Ueber dieser Wölbung der Eiche, dieser
Wölbung der Buche,

Deren verschlungne Wurzeln Sitz mir bieten,
Deren Wipfel umschlungen kühle Schatten
Senken, und mit wehendem Luftgesäusel
Sprachlos mir schmeicheln;

Hier, wo die Biene mich umsummet, vor mir
Sich an schwebendem Faden wiegt die Raupe,
Wo mir einsam Horchenden, einsam tönend
Wehmuth und Wonne.

Sehnsucht und leise Hoffnung Philomele
Singt in's ahnende Herz, bis laute Chöre
Rund umher wetteifernder Nachtigallen
Wecken den Träumer.

Bindet den holden Mai mit Geisblatt, Kinder,
Ihr mit Ranken des Weines, daß sein Fittig
Weile; lulle, freundliche Philomele,
Lull' ihn in Schlummer!

---

### Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir giebt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Herrmann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwerdt
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit.
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhüllteten
Herrmanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia dir! Furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

---

### Die Natur.

Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunk'ner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten,
In hoher Wallung seiner Seele
Nie mit der steigenden Morgensonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger,
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' ist Taumel, oder Schlafsucht!
Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!

Er ist kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerschlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich spotte! —

Ich seiner spotten? — Weh mir! O zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Staub ergriff
Den Mann von Staub, daß er des Staubes
Spottete, den er beweinen sollte!

O sei gesegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch gesegnet, du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!

Nur reinen Herzens duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einsamkeit, können nur sie ertragen!

Woll'st oft, o sanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernste Pfade leiten, im Mondenschein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!

Dann werden oft sich ernste Betrachtungen
In Harmonieen wandeln, Begeisterung
Wird mich erfüllen, daß die Thale
Hallen mein Lied und die Felsengänge!

Wenn du mich förder leitest, Natur, so soll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es soll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel schmücket!

---

## Frauenlob.

Traun, der Mann ist Neides werth,
Dem sein Gott ein Weib bescheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falsch, den Täublein gleich!

Seiner Wonne Maaß ist groß!
Seine Ruhe wechsellos!
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den solch' Weiblein trösten kann!

Gleich des Mondes Silberblick
Lächelt sie den Gram zurück;
Küßt des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen seinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn von Zorn die Brust ihm glüht
Und sein Auge Feuer sprüht;

O! dann schleicht sie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Also kühlt der Abendthau
Die versengte Blumenau!

Keine Mühe wird ihm schwer!
Keine Stunde freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Last
Harret sein die süße Rast!

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken Beider Augen zu!
Ihrer keuschen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand!

Gott schenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm!

Mit verschämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter! glühn
Mit der Mutter Unschuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenschein!

Drob erfreut der Vater sich,
Drob die Mutter inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preist den Geber früh und spät!

Gold hat keinen noch beglückt;
Falscher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden hascht, greift Sand!
Wissenschaft ist oft ein Tand.

Aber Weiber giebt uns Gott!
Ohne sie ist Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch!
Lieben uns im Himmel noch!

---

## Das eine Größte.

Ländliche Ruhe, Freundschaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude! Freiheit giebt uns
Mannsinn! aber göttlich zu leben ist das
Einige Größte!

---

## Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

Sohn, da hast du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm den Schild und dies Geschoß
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwerdt und Streitart stumpf gemacht!

Herzog Rudolf hat dies Schwerdt,
Art und Kolbe mir verehrt,
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrich's Sold!

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolf's Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand!

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Conrad rüstet sich!
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umsonst dies Schwerdt
Für der Väter freien Heerd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

Wenn dein Hause wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwerdt,
Sieben Knaben, Deutschlands werth!
Deine Mutter härmte sich
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich!

---

## Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er der letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall;
Zwischen moosbewachs'nen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst bei'm freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang' von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwerdt.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

---

## Stimme der Liebe.

Meine Selinde! denn mit Engelstimme
Singt die Liebe mir zu, sie wird die Deine!
Wird die Meine! Himmel und Erde schwinden!
Meine Selinde!

Thränen der Sehnsucht, die auf blassen Wangen
Bebten, fallen herab als Freudenthränen!
Denn mir tönt die himmlische Stimme: Deine
Wird sie! die Deine!

---

## An Jünglinge.

Ihr fröhlichen Jünglinge, höret
Den fröhlichen Jüngling! Er lehret
Euch glücklich und weise zu sein.
Heut ist mir's im Herzen so helle!
Ich schöpfe die Freud' aus der Quelle
Im alten Hungarischen Wein!

Auf, wackre Gesellen, und tränket
Mit Freude die Seelen! Es kränket
Den hölllischen Drachen das Glück.
Doch hütet euch, Brüder! Er lauschet,
Und wo sich ein Jüngling berauschet,
Da grinzt er mit schielendem Blick!

Oft führt er bei nächtlichen Fackeln
Die Reigen der Thoren; sie wackeln
Frohlockend, und träumen nicht Harm.
Er führt sie im Taumel des Tanzes;
Noch duften die Blumen des Kranzes,
Schon hält sie die Lais im Arm.

Ich warne dich, flatternde Jugend:
Oft grenzet die Freude der Tugend
An giftiger Laster Genuß.
So schleichet, im freundlichen Schatten
Der Pappel, auf blühenden Matten,
Die Natter, und sticht dich im Fuß.

Drum merke dir, was ich dich lehre:
Auf daß dich der Feind nicht bethöre,
So suche dir heut' noch ein Weib!
Statt länger zu flattern, erwähle
Ein Mädchen mit lieblicher Seele,
Und eben so lieblichem Leib!

Es halte sich jeder zur Schande,
Zu fliehn die holdseligen Bande,
Womit uns ein Weibchen umschlingt!
Sie führt uns am rosigen Bändchen,
Mit sammtnen, liebkosenden Händchen,
Bis sie in den Himmel uns bringt!

O Wonne, sein Weibchen zu wiegen
In Armen der Liebe, zu liegen
Bei'm Weibchen in süßem Genuß!
Ich achte, mit neidenden Blicken
Und schmachtendem Geisterentzücken,
Umschweben die Engel den Kuß.

Ich hätt' euch noch vieles gelehret;
Das Mädchen hier hat mich gestöret;
Sie weckte den Trunknen dort auf.
Wart, Braune! Gleich wirst du ihm büßen!
Er straft dich mit duftenden Küssen,
Und hascht dich im wankenden Lauf!

---

## Die Büßende.

### Ballade.

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seid,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter, sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuschheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittermann von weiten,
Der zum Kaiser sollte reiten,
Von Navarra's Fürst gesandt
In das heil'ge deutsche Land.

Einst da Strom und Nachtwind brauſ'te,
Und sein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutscher Ritter hauſ'te,

Deſſen Hof der Sturm durchſauſ'te,
Und der Ulmen Haupt zerſauſ'te;
Freudig leitet' er ſein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erſtarrt;
Denn des Winters Froſt war hart.
Bald erſchienen edle Knappen,
Forſchten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten ſeinen treuen Rappen,
Führten dann bei Fackelſchein
Ihn in den Palaſt hinein.

Herzlich, nach der Deutſchen Weiſe,
Ging auf ihn der Deutſche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh'
Nach der ſchweren Winterreiſe,
Und erquicke dich mit Speiſe!
Sieh', es glänzt von Reif und Eiſe
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch iſt deine Hand erſtarrt." —

Bei der krummen Hörner Schalle
Führt er den erfrornen Mann,
Einen Windelſteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter ſtanden alle,
Aus gegoſſenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl
In dem ungeheuern Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und ſchon ſitzen ſie am Tiſch,
Unſre Helden trinken friſch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welſcher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre ſich;
Stumm und langſam feierlich,
Kommt ein Weib in ſchwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geſchmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geſchornem Haupte, ſchön
Wie der blaſſe Mond zu ſehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaß;
Ihm entſank ein Doppelglas.
Und er zweifelte ob Leben
Wär' im Weibe, ob ſie ſchweben,
Senken, oder ſich erheben
Würde, ein Geſpenſt der Nacht,
Das in grauſen Stunden wacht.

Aber näher kam ſie ihnen,
Setzte nun ſich an den Tiſch,
Aß zween Biſſen Brod und Fiſch,
Und ſie ſchellte; da erſchienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt ſie! er verſteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und ſchon hält er in der Linken
Einen Schädel, ſpült ihn rein,
Gießet Waſſer dann hinein,
Hälts ihr ſchweigend dar zu trinken;
Ach! ſie läßt die Augen ſinken,
Sieht den naſſen Schädel blinken,
Starret vor ſich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

„Ich beſchwöre dich, zu ſagen,"
Hub der frembe Ritter an:
„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannſt du mit dieſen Plagen
So ſie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen ſtumme Klagen?
Sie iſt ſchön, wie Engel ſind,
Und geduldig wie ein Kind."

„Fremdling, ſie iſt ſchön! Ich baute
Auf die Schönheit all' mein Glück;
Labte mich an ihrem Blick,
Wann ſie bei der ſanften Laute,
Fromm und liebend auf mich ſchaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre ſchönen Augen logen!
Wer ergründet Weibesſinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat ſie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb ſich immer gleich und neu!

Als ich einſt von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da ſah mein erſter Blick,
Der ſie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm ſich,
Doch ihn traf der Todesſtich!

Aber ſie fiel mir zu Füßen,
Flehend: „Herr erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eiſen möcht ich küſſen,
Das da ſoll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugeſellt!" —

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seelen noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und ſachte
Meines Zornes Gluth; ich ſprach;
„Büßen ſonſt du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führſt zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magſt du nach dem Heile ſtreben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angſt und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!"

Da thät ich ihr Haupt beſcheeren,
Nahm ihr Gold und Edelſtein,
Hüllte ſie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen ſie verzehren,
Magſt du von ihr ſelber hören.
Faſſe dich, und folge mir
Hier durch dieſe Seitenthür!" —

Und er führt' ihn eine lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führſt mich in ein Grab!" —
Rief der Ritter, und war bange.
„Graut dir ſchon vor dieſem Gange?
Aber horch dem leiſen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt ſie ihren Bußgeſang." —

„Halt! nun ſind wir an der Schwelle!" —
Rief der Deutſche, ſtieß an's Schloß;
Raſſelnd ſprang die Feder los,
Und ſie ſah'n ſie in der Zelle.
Von den Augen ſtürzt die helle,
Gottgeweih'te Thränenquelle,
Fließet aus zerknirſchtem Sinn,
Auf das off'ne Pſalmbuch hin.

„Ach! wie iſt ihr Schickſal bitter!"
Ruft der Gaſt, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der geſtrenge deutſche Ritter.

Wie getroffen vom Gewitter
Sieht er hinter einem Gitter,
O, wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe sonder Haupt.

Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: „Sieh' den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte;
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Frevelthat
Mir mein Bett beschimpfet hat!

Das ist nun ihr größtes Leiden,
Daß sie ihren Ehemann,
Der solch' Leid ihr angethan,
Muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonst, nun möcht' sie gern ihn meiden,
Doch sie sieht ihn, und beim Mahl
Ist sein Schädel ihr Pokal." —

Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
Mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: „Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist recht geschehn!" —

Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer; sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
Bang' und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildniß immer,
Wie sie bei der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er seine Rüstung an,
Ging hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette;
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen,
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein rasches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen;
Nahm sie in sein Bett von neuem,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unsre Frauen zu belehren
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in saub're Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

---

## Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des erdumgürteten Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! in schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres

Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Safrangewande,
Aber, wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,
O, so richte dein furchtbar Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeigten Alpen herunter schmelzende Gipfel.
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tieger durchirren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehen der Vögel Gesänge;
Dir der säuselnde Wald; und dir die duftende Blume
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! Als Gott, mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf.
Millionen auf einmal, jede mit Erden umkränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenke deß, o Strahlende! Früher,
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung
Wähne nicht zu vergehen! Der große Geber des Lebens
Wird gefall'ne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen! Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

---

## Der Rheinstrom.

(Fragment aus der Hymne an die Erde.)

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O wie stürzt er donnernd herab bei'm hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'rung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnitzer Fluthen
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schützest die Grenzen des heiligen Reiches,

Und beschenkst die Ufer mit hangenden, goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, sie fleußt ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichthum der fruchtbaren Fränkischen Fluren;
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter,
Durch krystallne Hallen, in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluthen!

---

## Lied.

Ich ging im Mondenschimmer
Mit Lyda Hand in Hand,
Ach, ich vergesse nimmer,
Was da mein Herz empfand!

Bald schien die Nacht mir lauer,
Als ich vorher sie fand,
Bald eilten kalte Schauer
Aus mir in ihre Hand.

Auf ihren Augen schwebte
Des Mondes Silberschein,
Auf ihren Lippen bebte
Sein sanfter Strahl so rein.

Der Liebe Thränen bebten
Aus meinem Aug' hervor,
Und leise Seufzer schwebten
Hinauf zu Lyda's Ohr.

Sie schwieg — doch eine Thräne
Bebt ihr im Auge hell,
Der Mond schwamm auf der Thräne
Wie auf dem Wiesenquell.

Ich schwieg — und sah die Thräne,
Sie meint ich säh' sie nicht!
Der Mond schwamm mit der Thräne
Hinab in ihr Gesicht.

Nun schwanden Mond und Erde
Vor meinem Angesicht!
Nur Lyda blieb — ich werde
So selig wieder nicht!

---

## Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Rosenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wiese, schwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen senket,
Und an jungen Aehren bebt;

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts sich die Schaafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen saugt;
Wann das Geißblatt süße Düfte
In dem Wehen leiser Lüfte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die schweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend singt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als schwebte sie im Tanze,
Süße Milch nach Hause bringt;

Wann die Erlen duftend säuseln;
Wann die Mücken Teiche kräuseln;
Wann der Frosch sich, quakend, bläht;
Wann der Fisch im Wasser hüpfet,
Aus der kalten Tiefe schlüpfet,
Und der Schwan zum Neste geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Hesper mit verliebtem Strahle
Heimlich meine Quelle küßt;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
Philomele sie begrüßt:

Dann umschweben süße Freuden,
Hand in Hand mit stillen Leiden,
Meinen Geist; mein Auge weint.
Wann die Thrän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiß ich selbst nicht immer,
Was die stille Thräne meint.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
Dem getäuschten Auge stahl;
Mancher leise Wunsch entbebte
Seufzend meiner Brust, und schwebte
Ungesehn im Mondenstrahl.

Ich beschwör' euch, Abendlüfte!
Ich beschwör' euch, kühle Düfte!
Hesper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beschleichet dieses Sehnen
Mich allein mit solchen Thränen
Im geheimen Mondenstrahl?

---

## Die Erscheinung.

Hingesunken am See, über den Düften des
Lenzes, dacht' ich nur Sie, fühlte nur Sie allein,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Blüthen fielen, und Thau fiel auf die Wimper mir,
Weste wiegten mich ein; eh' ich die Augen schloß,
Sah' ich funkeln den Abend,
Hört' einschlafend die Nachtigall.

Da erschien mir im Traum Eine der Himmlischen,
Gleich dem Abendgestirn flammten die Augen der
Göttin, Seligkeit schwebte
Auf den Lippen der Lächelnden.

Wie der Abend des Bachs Wellen mit Gold bedeckt,
Floß ihr Rosengewand über die göttlichen,
Leicht hinschwebenden Glieder,
In Geduft von Ambrosia.

Ehmals kanntest du mich, sprach sie, und lächelte;
Ehmals kanntest du mich, sprach sie, und träufelte
Ihres himmlischen Nektars
In die bebenden Lippen mir.

Freude heiß ich! es blüht bei den Unsterblichen
Meine Laube, doch senkt auch zu den Sterblichen
Sich mein Fittig herunter,
Und ich tränke mit Nektar sie.

Komm, ich liebe dich, komm! Weihe die Leyer mir,
Mir dies klopfende Herz, komm und entsage der,
Die des Tags dir die Seele,
Die des Nachts dir die Seele füllt.

Göttin, sprach ich, für dich seufzen die Sterblichen,
Selig preisen durch dich sich die Unsterblichen!
Ach, ich liebe dich, Göttin,
Aber, Himmlische, zürne nicht!

Sieh' ich folge dir nicht! Zürne der Sterblichen,
Zürne Lyda nur nicht! Kann ich entsagen der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt?

Sie entschwand wie ein Blitz; und ich erwachte schnell;
Hochauf klopfte mein Herz, aber es klopfte der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

---

## Ode.

### An Agnes.

Warum an meinem Auge dein Auge hängt,
Wie auf dem Quell im Thale der Vollmond schwimmt,
Das weiß ich, Freundin; deiner Blicke
Forschen versteh' ich, auch wenn du schweigest.

Warum ich schweigend lange dem Wellenspiel
Mit Wehmuth nachsah? fraget dein Auge mich;
Ob mir Erinnerung, ob mir Zukunft
Ueber den Wellen die Seele wiege?

Ach beides, Freundin! War es nicht hier, daß uns
Den Brautgesang die Nachtigall flötete,
Du mir Vergißmeinnichtchen wandest,
Träufelnd von Thau und der Liebe Thränen?

In diesen Buchen säuselte sanft der West,
Ihr zartes Laub hing über den Häuptern uns:
In jener Krümmung tanzten Fische
Zwischen den Schemen der wilden Rosen.

Die wilden Rosen welkten, des Sommers Gluth
Gab dunklers Laub dem Haine; den falben Herbst
Vertrieb der Winter eilend, stand dann
Still auf dem See mit erstarrtem Fuße.

Die Knospen schwellen wieder, der Buchfink singt,
Das Veilchen blüht, das Lämmchen umhüpfet schon
Die Mutter, und das Reh verschmähet
Lange das Moos an dem alten Stamme.

So fliehn die Jahre, Weib, und es trennet uns
Ein Jahr dereinst, es lächelt im Lenzgewand
Vielleicht uns beiden, und der eine
Weinet im Sommer am Grab des andern.

Ich müsse weinen, Agnes, bei deinem Grab'!
Es wird mir Trost sein, daß du um mich nicht weinst,
Das mein der Jammer ward, und daß du
Weinen mich siehst aus des Himmels Lauben;

Und daß von vielen Kindern die jüngste dir
Sei gleich geworden, liebend wie du, wie du
Voll reiner Unschuld, um die Mutter
Weinend, wie du um die Mutter weintest.

Du weinest? Sieh, ich küsse die Thräne dir
Vom schönen Auge, weine, Geliebte, nicht!
Wie klopft dein Herz! Ach, unsers Erstlings
Schone, der unter dem Herzen schlummert!

---

## Das befreite Deutschland.

### November 1814.

Wenn der junge Tag, in der wallenden Locken Gold
Erröthend aus der Wiege des Meers, zu dem Himmel schaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains:
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegesang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht belaurt,
Entfernt sich mit schleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Geäst. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finstern Graun sich Wohlsein erspäht.

Es erschalle laut, o ihr Sänger des Vaterlands,
Der glühende deutsche Gesang aus der vollen Brust,
Wir sind frei! wir sind frei! — O Freiheit erkämpft
Mit dem Schwerdte des Ruhms, wer sich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir sind frei durch's Schwerdt! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind;
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind?
O nein! er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand,
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns galt, im schnödesten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und er weckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube mit ihr;

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertraun in Ihn.
Da erhuben sich schnell so Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn!

Du bist frei, o Land der bewährten und festen Treu!
Verdien' es zu sein, von Europa das Herz!
In vereintem Gemüth zu hegen die Gluth,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

---

## Die Gränze.

### Den 29. Januar 1814.

Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl und Freude!

Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell;
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam;

Sind tief wie Meer, wie Gottes Geschosse schnell
Und kraftvoll, doch befreundet dem flachen Floß,
Das deinen Wogen sich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.

Als Gott der Herr die Veste von Fluthen schied,
Und Inseln aus der Tiefe sich heben hieß,
Und Quellen aus dem Schooß der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze stellte;

Gesetz dem Sturme sprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anstaunte; da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern

Sein Wonnestrahl; durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rheinischen Berge Schooß. Er empfing und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Träufelte Labsal von deutschen Reben,

Des Rheines werth, des Deutschen auch werth! voll Kraft,
Zu That entflammend und zu Gesang, nicht Schaum
Aufsprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geist, und das Herz durchglühend.

An beiden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felsen, spielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, sich kräftiger dort entflammend!

An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Aus deutschem Wort; dem edelsten Weine gleich,
Und dir, o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;

Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.

Ihn haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz —
Heuschrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet —

So haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bei uns vermaß, ihn selbst, den Dränger,
Herr von der Oder bis hin zum Rhodan

Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Frieden, ja Frieden sei
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,

So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme hehre; sie, der Empfindung, sie,
Gespielin des Gesangs, der frei im
Tanze wie Sphärengesang einherschwebt!

---

## Ode.

### Deutschlands Beruf.

Ja, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein!
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben, eigenest, veredelnd, dir
Das Gute zu von Allen, giebst es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eigner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollst du, o Deutschland sein,
Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Straht und die Gluth des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewundrer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; laßt
Dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß sie,
Denn sie erwarmen an Gluth des Herzens.

---

## Dem Knaben durch's Leben.

Sei deinen Freunden immer treu,
Und weich bei fremdem Schmerz,
Den Großen dieser Erde sei
Dein Nacken starr wie Erz!
Die Wahrheit sei dir nie ein Scherz!
Rein sei dein Herz,
Und schaue glaubend himmelwärts!

---

## Elegie.

### An die Lieben in der Heimath.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jüngling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
Aelterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufstellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
Staunt und schwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,
Wo die grünliche Woge sich birgt in Wolken des Schaumes,
Und mit ewigem Thau weit die Gefilde bestrahlt.
Wo der Engel der Schweiz den siebenfarbigen Bogen
Täglich spannt, des Bunds strahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher dauernde Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
Bis dein Donner, o Rhein, zwischen den Felsen verstummt!
Meine Seele schwebet mit euch im gleitenden Nachen
Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an den Ufern der Siel mit Lavater, irrt an der Limmat
Ufern mit ihm und euch, und mit dem redlichen Heß.
O, wie wiegt sich mein Geist in wehenden Lüften der Freundschaft!
O, wie schwingt sich mit euch über den Sternen mein Geist!
Lavater, reiße mich nicht auf deinen Flügeln zum Himmel;
Auch von dem Nordmeer schwebt über den Sternen mein Geist.
Laß mich weilen mit dir die Augenblicke der Täuschung,
Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
Lebe wohl, und lebet ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
Wolkenan! wie tobt hoch von den Felsen die Reuß!
Hundert Ströme stürzen von überhangenden Klippen,
Felsen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, schäumender Strom, du Felsenbohrer mich gängelt
Trunk'ne Begeist'rung hinauf, bis in dein wankendes Bett,
Welches die klimmende Gemse nicht sah; der steigende Adler
Nistet darunter, und schaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die schwarze Wolke dich, Gotthard, gürtet, indessen
Deine Scheitel sich sonnt, Sonne den Fuß dir bestrahlt!
Stiller schwebt mein Geist auf dem See, den Thaten der Vorzeit
Kränzen, auf deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entsprangst du dem Nachen; nun steht die geweihte Kapelle
Hier, wo jährlicher Dank Gott, dem befreienden, tönt,
Dessen umwölkter Rath Jahrhunderte duldet, daß Frevler
Völker drängen, der Staub über den Staub sich erhöht;
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
Wagen, stampfen beschäumte Rosse mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang dein Geschoß: so klang dir's nicht an der Linde,
Wo den Apfel der Pfeil pflückte vom Scheitel des Sohns
Dort erklang dein Geschooß, und knirschend stürzte der Zwingherr
Dort, wo jährlicher Dank Gott, dem gerechten, ertönt,
Der in umwölkter Hand die schicksalwägende Wagschal'
Hält; die Schale des Heils sank auf die Alpen herab.
Heilig ist jene Höhe vor allen Höhen, es schwuren
Arnold, Stausach und Fürst hier den erhabenen Eid.
Gott in Himmel es sind ja auch der Höhen in Deutschland,
Und der Zwingherrn viel; sind der Geweihten nicht drei? — — —
Wieder bin ich, ihr Lieben, bei euch, am Fuße des Jura!
Reben neigen sich hier über mein Haupt in den See.
O, wie der thauende Abend Savoyens Felsen mit dunklem
Purpur röthet, ihr Bild wieget sich sanft auf dem See!
Dunkelnder schwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranze
Noch die Sonne das Haupt schneeiger Berge bekrönt.
Das sind deine Kronen, o Schweiz! ein rosiger Schleier
Deckt sie allmählich, es sinkt schweigende Ruhe herab!

---

## Lied.

Ich bin! des freuet sich mein Herz!
Ich bin, und werde sein!
Ein Stäubchen ist des Lebens Schmerz,
Gesehn im Sonnenschein.

Gesehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die, was war, was ist, wird sein,
Empor ging und besteht.

Froh wandl' ich auf des Lebens Bahn
Entgegen ihrem Licht,
Das manchen Nebel, manchen Wahn
Mit goldnem Strahl durchbricht.

Es führe mich des Glaubens Hand,
Mir schwebe Hoffnung vor,
Und Liebe heb' an sanftem Band
Mich aus dem Staub empor.

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steur't des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean.

Wo laute Fluth des Jubels hallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Und Lieb' an Lieb erglüht!

---

## Der Rath.

### An Tobias Mumsen.

Ξέρξης ὀργισθεὶς Βαβυλωνίοις ἀποστασι, καὶ χειρήσας, προσέταξεν ὅπλα μὴ φορεῖν, ἀλλὰ ψάλλειν, καὶ ἀυλεῖν, καὶ πορνοβοσκεῖν, καὶ καπηλεύειν, καὶ φορεῖν κολπώτους χιτῶνας.

Zürnend auf die Babylonier, welche von ihm abgefallen waren, bezwang Xerres sie, verbot ihnen Waffen zu tragen, befahl ihnen aber auf Geigen und Flöten zu spielen, Hurenhäuser und Schenken zu besuchen, und Gewande mit weiten Falten zu tragen.

Plutarch in den Sprüchen der Könige und Feldherrn.

Dank sei's den Weisen unsrer Zeit, wir sind
So weit gekommen, das bewiesen ward
Die Freiheit sei ein Traum, ihr Nam' ein Schall,
Des Narren Losung, und des Klugen Spott.
Die Nacht, in welcher Rom und Griechenland
Dem Irrwisch tappend folgten, ist dahin,
Wofern sie jemals war, dem Weisen ist
Es zweifelhaft, denn alle Thaten Roms
Und Griechenlands sind vielleicht auch nur
Ein Mährchen; kann man wohl mit Nüchternheit
Des Geistes glauben, daß dreihundert Mann
Den Teufel so im Leibe haben, sich
Gewissem Tode kalt zu widmen, nur
Damit der kleinen Sparta rauhes Volk
Bei schwarzer Brüh' im irdnen Napfe frei
Sich träume? Welche Nase wittert hier
Nicht Lügen? Oder wenn von Marathon
Ein Grieche fabelt, daß Miltiades
Mit einer Hand voll freier, also schlecht
Geordneter, denn Ordnung giebt der Zwang,
Des großen Königs ungeheures Volk
Zertrümmert habe, wie ein Fels im Meer
Den Nachen, der auf Wogen hüpft, zerschellt.
Wer wollte bei der Amme Mährchen sich
Zum Zweitenmal begeifern wie ein Kind,
Zu hören was das trunkne Alterthum
Von Brutus und Timoleon erzählt,
Von Cato, der wie Werther sich entleibt,
Ein Werther ohne Lotte wollte denn
Ihm Cäsar nicht vergeben? konnt' er nicht
Der Ersten einer an dem Hofe sein?

O Fürsten, Väter Eures Vaterlands!
Gelang' es euch das alberne Gewäsch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch selbst die Kinder neuer Zeit so
Zu säubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn sie zu gefährlich ist,
Erschiene, Väter eures Vaterlands,
Ihr säßet ruhiger auf eurem Thron.

Ich härme manchen Tag und manche Nacht
Mich schlaflos um das Wohl der Könige,
Des Segens Fülle schütten sie auf's Volk,
Versäumen eigne Ruh' und eignes Wohl.
O dürft' ich rathen! zwar ihr hört mich nicht,
Doch überlaßt mich meinem süßen Wahn,
Daß von den Weisen, die um euren Thron,
Wie Wasserblasen um die Klippen sind,
Mich einer hört, und, zu gelegner Zeit,
Euch ehrerbietig das Gehörte sagt.

Ein jedes Reich hat zween Dämonen, die
Wie Nacht und Tag im ew'gen Kampfe sind.
Der eine ist euch dienstbar, und sein Hauch
Bläst auf die Völker, die seit grauer Zeit,
Beglückt durch euch, dem Throne dienstbar sind.
Ich nenne ihn den nächtlichen, denn Ruh',
Des Schlummers Ruhe geußt er auf das Volk,
Es fühlt den heißen Strahl des Mittags nicht,
Der sein Gehirn ihm in dem Schädel dörrt,
Es fühlet nicht den Sturm der Mitternacht,
Wenn sein erstarrter Arm im Froste zuckt.

O selig ist der König, der vom Thron
Das Schnarchen des gestreckten Volkes hört!
Neptunus ähnlich, wenn der Wogen Schall
Die Stufen des Corallenthrons so laut
Umrauschet, daß des Schiffbruchs Krachen fern
Von ihm verhallet, und das Angstgeschrei
Der Scheiternden des Götterohres schont!

Der andre Dämon ist ein Feind der Ruh',
Ein Morgenstern, ein arger Lucifer!
Mit seiner Fackel wallet er umher,
Er stört die Völker aus dem süßen Schlaf,
Und weckt er auch nicht gleich ihr schweres Haupt,
So wirkt sein Einfluß doch auf ihren Traum.
Auch Träume sind gefährlich tiefer Schlaf,
Ja tiefer, schwerer, starrer Schlaf allein,
In schwarze Finsterniß, giebt wahre Ruh!
Und dennoch ist gewisse Sicherheit
Niemals des Menschen Loos! Es schliefen auch
Die Schweizer tiefen, schweren, starren Schlaf,
Nun wachen sie bei'm hellen Licht des Tags!
Ja, was beweinenswerth, und seltsam ist,
Ich hab' es selbst gesehn, sonst sagt' ich's nicht,
Ich raun' es ungern euch und leis' in's Ohr:
Die Frevler untersteh'n sich froh zu sein,
Und sind die Glücklichsten der Sterblichen!

Auch über Britten waltet Lucifer,
Zwar streut des Thrones Dämon Mohn und Gold,
(Denn Gold ist kräftiger als Laudanum)
Aus vollen Händen, dennoch wacht das Volk;
Sein Beispiel schrecke wie die Schweizer euch.

Bewahrt vor allem väterlich das Volk
Was Nerven stählt und Schwung dem Geiste giebt;
Was frommet ihm des Armes Kraft, seitdem
Der Krieg ein Spiel der Kunst geworden ist?
Und Geist ist ihm gefährlich! Brecht ihm früh
Den Fittig, weil er noch am Sumpfe klebt,
Dem Jäger gleich, der früh die Schwanen lähmt,
Daß nicht, wenn er gewaffnet wiederkehrt,
Der schöne Vogel sich im Silberklang
Der Lüfte hebe, ihm zum bittern Hohn.
Versammelt, was die Sinne reizen kann,
Um euren Thron, o spart zur Unzeit nicht!
Ihr spart? für wen? für euer Volk doch nicht?
Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand.
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Ist kalt für Freiheit und dem Fürsten feil!
Ruft den Kastraten von der Tiber her,
Er ist der beste Bürger eures Reichs,
Er singet euren Hof in weiche Ruh',
Ist leer an Kraft, von Leidenschaften frei,
Ein solches Volk wär' ganz Europa werth
Für einen König, stürb' es nur nicht aus!

Das Schauspiel kann gefährlich werden! fern
Von eurer Bühne schreite Hamlets Geist,
Kein Odoardo zucke seinen Dolch,
Es ruhe Götz mit seiner Eisenhand,
Das weiche Singspiel wieg' euch täglich ein,
Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
Die welsche Melodie erregt das Herz,
Weckt die Empfindung, giebt die Ebb' und Fluth,
Und eures Volks Empfindung müsse still,
Nicht tief, von euch durchschaut, und eingeschränkt
Wie ein Kanal in euren Gärten sein.

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
In's laue Bad französcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Karten immer hold,
Ein Volk, das täglich spielt, gehorchet gern.

Ihr selber spottet der Religion,
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft,
Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch,
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemästet räuchern sie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Priester haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus seinem Mund.
Das Füllhorn eurer Gnade schütte Band
Und Stern und Schlüssel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen so!
Er lehrt, was klein ist, achten, und verschmähn,
Was edel ist, gewöhnt auf eure Hand
Hinauf zu schaun, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die goldne Saat
Der Hand versammelt, die es schlachten wird.

Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst, und knete das Gesetz wie Wachs.

Sein Kiel behaupte eures Schwerdtes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.

Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schaalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heilgthumes Seckeln ab.

Vor allem steh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink — wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut; denn unter uns gesagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik! ein süßer Kern!
Euch aufbewahrt! indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schaalen stumpf!

---

## Die Weigerung.

### An Zimmermann.

Nunc ego mitibus
Mutare quaero tristia — —
Horat.

Ich kann, ich darf, ich muß, ich will, o Freund,
Die Weiblein nicht erzürnen! reize mich
Nicht gegen sie! Dem Pontifex allein
Vergönnte Roms Gesetz mit strenger Hand
Vestalen zu bestrafen, dennoch durft'
Er nicht den Schleier heben, und sein Blick
Blieb ehrfurchtsvoll, wie streng die Hand auch war.
Ich höre deines Lächelns Frage schon:
Sind unsre Weiber den Vestalen? Nein,
So wenig als ich Pontifex, und als
Wir Römer sind. Die Weiber waren stets,
Wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, sonst ihnen gleich. Als Rom
Die Feldherrn von der Furche holen ließ,
Als weder Pyrrhus Gold noch Elephant
Den Helden rührte, hätte nicht sein Gold,
Noch Pyrrhus selbst, der Löw', ein Weib gerührt,
Die, stolz auf welsches Blut und keusche Zucht,
Der Väter Thaten ihrem kleinen Sohn,
Indeß bei früher Lampe schon ihr Arm
Den zarten Faden von der Spindel wand
Erzählte, oder zu der Wiege Schwung
Dem kleinen Markus früh ein heißes Lied
Von Vaterland und Sieg und Freiheit sang.
Die Kinderstube bildete schon früh
Des Knaben Herz, eh' noch in Mavor's Feld
Der nackte Jüngling rang, und schweißbedeckt
Hinab sprang in der Tiber kalten Strom.

Des Cato Kind, die schöne Porcia,
War ihres Vaters, ihres Mannes werth.
Der war der letzte Römer, sie war nicht
Die letzte Römerin, denn selbst zur Zeit
Des Sclavenjochs blieb Arria noch frei,
Gab lächelnd ihrem Mann den blut'gen Dolch,
Den Schlüssel einer freien Welt, und sprach
„Pätus, es schmerzet nicht!" was ist der Tod
Der Schlacht wohl gegen diesen Tod? und doch
War jene stärker noch als Arria,
Die, noch bespritzt von ihrer Söhne Blut,
Von ihrer langen Marter nicht geschreckt,
Dem siebenten, dem Jüngling, weinend rief:
„Mein liebes Kind, neun Monden trug ich dich
Hier unter diesem Herzen, säugte fast
Drei Jahre und erzog mit Mühe dich.
Gedenk' an deinen Schöpfer, deinen Gott!
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!
Nichts größers that ein Mann; was Männer thun,
Posaunt der Ruhm in späte Zeiten aus,
Indeß am stillen Heerde, nicht bemerkt,
Im dunkeln Schatten der Bescheidenheit,
Die Weibertugend tiefe Wurzel schlägt,
Und in dem Säuseln ungestörter Ruh',
Mit sanftem Wehen unsre Hütten kühlt.

O Freunde, laßt uns Männer Männer sein,
So werden unsre Weiber Weiber sein!
Von Wachs sind ihre Herzen, bildet sie
Mit leiser, aber warmer Hand, wir sind's,
Die sie mißbilden, unsre Thorheit geußt
In unbefangne Seelen fremdes Gift;
Wir reißen aus des Hauses Schatten sie,
Und stellen sie auf luft'ge Höhen hin,
Wo Frankreichs lauer West Verderben haucht.
Wir tödten das Gefühl der reinen Brust,
Wenn Leichtsinn oder Spott des Heiligen
Von unsrer Lippe trieft, wenn unser Blick
Des schlauen Doppelsinnes Sinn bestimmt.
Uns war der Väter Sprache schon zu keusch,
Die stark und rein und reich und edel ist;
Wir wählen klüglich unsers Feindes Sprache,
Die schwach und arm mit falschem Sinne buhlt.
Der Schöpfung letztes Werk verderben wir,
Und spotten unsers Mißgeschöpfes dann.
Sind wir vielleicht besorgt, sie würden uns
Verschmäh'n, wenn sie nur edel blieben? uns
Für Sclaven ansehn, weil wir Sclaven sind?
Die Schmach zum wenigsten trifft uns allein!

Ich habe keinen Cato noch gesehn,
Noch keinen Brutus, aber Weiber, dir
O Porcia, an Seelenschöne gleich,
Voll Lieb' und hohen Sinns wie Arria,
Und Mütter, die geflehet hätten: Kind,
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!

---

## Die Götzen.

Chiama vi il cielo, e intorno vi si gira
Mostrandovi le sue bellezze eterne,
E l'occhio vostro pur a terra mira.
Dante.

Der ungerechte Richter fragte: Was
Ist Wahrheit? Hätt' er ernsthaft das gefragt,
An welcher Quelle stand er! Silberrein,
Den Himmel spiegelnd, wäre sie geströmt,
Und hätt' auf ewig seinen Durst gelöscht.
Er trug den Schalk im Herzen, darum ward
Ihm keine Antwort, niedre Menschenfurcht
Und Vorurtheil trieb ihn zum Frevel an.
Sie trieben Tausende zum Frevel an.
Der leeren bunten Theidinge sind mehr
Als Wasserblasen auf des Meeres Strand,
Und jeder wird begierig nachgehascht.
Die Thorheit läutet stets zur Kirchmeß ein;
Gleich feilen Metzen winkt der Lüfte Schwarm;
Der Lorbeer lockt den Jüngling in das Feld,
Der nicht für Vaterland und Freiheit kämpft;
Des Thrones Sclaven lockt ein Ordensband;
Auf schwarzgeschwollnen Wogen schwebt der Geist,
Befrachtet mit dem Tand der Ueppigkeit.
Der bleiche Bergmann forscht in tiefer Kluft,
Und schnappend, wie die Muschel, die er fing,
Zieht dort ein Seil den Taucher in das Schiff;
Hätt' ich des Priesters Lungen, unter dem
Die Kanzel mit geschnitzten Engeln bebt,
Wenn er, indem sein Mund die Wahrheit preis't,
Mit runden Worten seinen Zehnten häuft
Ich nennte doch der bunten Götzen nicht
Den tausendsten, dem sich Europa beugt;
Und minder noch den kleinen Hausgott, den
Auf eignem Heerde jeder Mensch verehrt,
Der immer ändernd, ein Chamäleon,
Die Farbe zeigt, in welcher jedes Jahr
Der Mann erscheinet, der ihm Weihrauch streut.
Denn jedes Alter, Jüngling, Mann und Greis,
Verändert seinen Abgott, bis der Tod
Den letzten stürzt. Bethörter Erdensohn,
Der hülflos, weinend, nackt, das Licht erblickt,
Wenn er, nach langem Irren, nicht nur arm,
Nein, tiefverschuldet in die Grube fährt;
Beklag' ihn, aber weil du lebst nicht dich.
Der Sclave fröhnte nur dem eitlen Wahn,
Sein Lohn ist nichtig, wie sein Opferrauch.
Geh, stürze deinen kleinen Hausgott erst,
Und kniee vor des Volkes Götzen nicht,
Verlaß die vielbetretnen Pfad' und suche
Die stille Weisheit, die sich finden läßt,
Die nicht im Sonnenglanz auf Erden strahlt,
Doch sichern Mondenschein dem, der sie sucht,

(Und Mondenſchein iſt auch der Sonne Licht)
Herunter ſchimmert, durch die Luft ihn führt,
Wo Thoren fallen von dem Dunſt getäuſcht,
Der flammend an den Rand des Pfuhles tanzt.
Ein ſchöner Vollmond ſcheint in unſrer Nacht,
Den guten Alten ſchien ſein Antlitz nicht,
Sie ſuchten Pfad bei ſchwachem Sternenſchimmer,
Und, o wie ſuchten ſie! wie riefen ſie
Sich warnend zu! Wie mancher Weiſe ging
Der Tugend ſtillen Dornenpfad, und bot
Entflammten Jünglingen die ſtarke Hand!
Wie lehrten ſie Verachtung jedes Tands!
Wie ſie der Selbſtverläugnung eignen Lohn!
Wie männlich trotzten ſie der falſchen Schaam
Der Unverſchämtheit Zwillingsſchweſter, die
Selbander nun beherrſchen unſre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreiſe, wenn der Wahrheit laut
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben ſich
Wohl einer, einer ſich der Jungfrau, wenn
Des unbefangnen Ohres keiner ſchont?
Du Vater, iſt es dir genug nicht ſelbſt
Dein Kind zu morden? Biſt kein Ungeheuer,
Wenn du die gift'gen Pfeile ziſchen hörſt,
Und nicht den Schild vor ſeinen Buſen hältſt?

An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unſre lehret, unſre weihet ſie!
Sie ſcheinen heilig ihr, was heilig iſt
Erreget Spott, wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn dereinſt,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit iſt des Geiſtes Leben, er
Erkrankt vom Wahn, und Lügen ſind ihm Peſt,
Die Wahrheit iſt des Himmels erſtes Kind,
Nur ſie iſt ſchön, in nackten Reizen ſchön,
Wie Eva, eh' die Schlange ſie belog.
Wer ſie mit Einfalt ſucht, mit Inbrunſt liebt,
Den tränket ſie, dem öffnet ſie den Blick,
Den hebt ſie über jedes Leiden, ſchenkt
Geduld im Leben, und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth,
Nur Einfalt, keuſche Einfalt findet ſie,
Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit laut'rem Oel der Inbrunſt Flamme nährt.
Der Schule eitler Lehrer ſieht ſie nicht,
Dem faul Geſchwätz von kalten Lippen trieft,
Er ſucht ſie nicht, hat ſeinen Lohn dahin,
Wenn ihn des Miethlings feiles Blatt erhebt,
Und ſein Jahrzehend ihn zum Plato weiht.

---

## Der Unterſchied.

**Oh villain, villain, smiling damned villain!**
**My tables, — meet it is, I set it down,**
**That one may smile, and smile, and be a villain!**
**Shakespeare.**

Die Erde öffnet ihren Mund, und ſchlingt
In einem Biſſen Völkerſchaften ein;
Die hochgethürmten Städte, und das Dorf
Mit ſeinen Linden, unter deren Schutz
Nur eben eine frohe Knabenſchaar
Mit glatten Kieſeln aus dem nahen Bach
In junger Freude nach dem Ziele warf.
Des harten Schwelgers vollbeſetzter Tiſch
Stürzt mir des armen Landmanns Moosdach ein,
Der jenes Weinberg dieſen Augenblick
Mit ſeinem Schweiß begoß, und ſtill zu Gott
Emporſah, welcher ſein geängſtet Flehn
Zugleich mit ſeines Drängers Trotz vernahm,
Und beide vor den Richterſtuhl berief.
Wie viele Freuden ſchlang die Erd' hinab,
Doch auch wie viele Noth! Manch frommes Weib
Weint um den Gatten, den ſein Feld begrub;
Doch manches gute Mädchen konnte nur
Durch ſchnellen Tod dem vorgezählten Glück
Der reichen Heirath, dem verhaßten Bett
Des Freiers, den aus toller Zärtlichkeit
Bethörte Eltern wählten, ſo entgehn.
Ja, ſie entrann auf ewig ihm, indeß
Das fromme Weib den Mann einſt finden wird
Bei'm armen Winzer, der dem harten Vogt
Nicht mehr das thränenvolle Kerbholz zeigt.

Wer wahre Gluth im treuen Herzen hegt,
Wer oft ergrimmte, wenn ſein Flammenblick
Das Netz der Liſt, die Keule der Gewalt,
Und beide durch den Wahn geweihet ſah;
Der jammert nicht gedankenlos und feig
Mit ſeidnen Püppchen in dem Vorgemach,
Wenn auch die Zeitung, ſelbſt das wilde Meer
Beſchämend, ganz Formoſa auf einmal
Mit Millionen Menſchen in ſich ſchlürft.
Nur ſäh' er lieber dort des Oceans
Geſperrten Rachen, wo der Schwarzen Volk
In ſchattenloſen Inſeln, unter'm Strahl
Der heißen Sonne, von der Sonne fern,
Mit Blut des weißen Treibers Geißel färbt,
Und ſeiner Doggen Maul, wenn einer floh,
Und bellend ihn die laute Jagd verfolgt,
Dem mattgejagten Hirſche gleich — Mir fiel
Die Feder aus der Hand — Gerechter Gott!
Es martern Chriſten ein geſtohlnes Volk! —
Weg mit dem Schurken, welcher Menſchenkauf
Nicht Diebſtahl nennt! — Die Käufer ſchützt der Staat!
Der Staat, das blutbefleckte Ungeheuer,
Das wie Saturnus ſeine Kinder frißt,
Und dennoch wie ein Gott verehret wird.
Hier weine, wem vom Froſt der kalten Welt
Die Thräne nicht erſtarrt! Und ſieht ſein Blick
Nicht über's Weltmeer, o ſo ſchau er hin,
Wo der Leibeigne unter ſchwerem Joch
Sich krümmt, und höre, wenn der freche Stolz
Behauptet, angeboren ſei das Joch
Dem Menſchen, gleich als ob's im Mutterleib
Ihm angewachſen wäre! — aber kalt
Bleibt hier der Weltling, den das Zeitungsblatt
Zu Thränen zwang, denn Recht und Unrecht ſind
Ihm leere Namen, nur des Todes Bild
Erſchüttert ſein Gebein, des Todes Bild,
Das ihm der Zeitungsſchreiber ſonder Glimpf
Und millionenfältig zeigt — indeß
Wie bald verſchwindet es! Die Oper tilgt
Die letzten Spuren ſeiner Angſt, und löſ't
Mit feinen Thränen einer Buhlerin
In Dido's Rolle ſeine Schauer auf.
Auch ich bedurfte der Erholung hier,
Und folgte gern dem ſeidnen Männchen nach,
Denn wenn die Galle ausgeraſet hat,
So bleibt mir noch das Zwerchfell und die Milz.
Da ſitzen ſie, die kalten Herrchen, nun,
Und kalte Weibchen ſonder Hirn und Herz!
Wie glücklich an franzöſiſchem Gefühl
Sich zu erwärmen! ſitzen Affen gleich,
Die ſich im Winter ſammeln um das Feu'r
Im Walde; ſchlau genug ſich an der Gluth
Zu wärmen, doch zu thieriſch, eine Gluth
Zu nähren, ſpringen, wenn die Lohe ſinkt,
Sie neuen Affenſtreichen wieder zu.
Zu ſchwach, auf blut'gen Raub zu gehn, nicht nütz'
Den Pflug zu ziehn, nicht an der Kette wach,
Leicht wie der Schaum der Wogen und ſo falſch
Verbuhlt und beißig, naſchend, ſchmeichelnd, feig
Und froſtig beide, trennt ein Unterſchied
Den Affen von den Schranzen; jener beißt
In ſeine Kette, dieſer küſſet ſie.
Den Affen reizt der rothen Farbe Glanz
Zum Zorn, Empfindung reizt des Höflings Spott!
Sein Lächeln täuſcht! Wer immer lächeln kann,
Der iſt ein Schalk! Sein glattes Antlitz gleicht
Dem falſchen Grund, den helles hohes Gras
Bedeckt, in ihm verſinken Mann und Roß.
Der wahre Menſchenfreund — kein Weichling kann
Und kein gedankenloſer Wicht es ſein! —
Wird ſelten lächeln, ſcheint vielleicht ſogar
Dem Seelenpöbel oft ein Menſchenfeind.
Der große Cato, welchen die Natur
Zur Probe zeigte, was ein Menſch zu ſein
Vermag, erſchreckte blendend ſeine Zeit
Mit heißem Strahl, doch fühlte ſeine Zeit
Er ſei der liebevollſte Menſchenfreund.
Nur unſre ſeidne Brut verkennet ihn,
Halbſeidne Söhne der erſchlafften Zeit,
Denn ungemiſchte Seid' iſt rein und ſtark.
Der Menſchenfreund wird nie gleichgültig ſein;
Doch ich geſteh' es gern, er läuft Gefahr,
Daß überall verſtoßen und verkannt,
Die Menſchenliebe ſich in Menſchenhaß
Verwandle! Heraklit erfuhr es, und
Jean Jacques, der Heraklit von unſrer Zeit.

Die heißre Liebe ward zu größerm Haß
Wie Wasser, das bei Tag gesiedet hat,
In kalten Winternächten ausgesetzt,
Vom glatten Spiegel bis zum Grund erstarrt.
Wohl dem, der warmes Herzens noch der Stadt
Entrinnt', eh' dieser Frost im Busen starrt!
Wohl ihm, wenn die Natur sein volles Herz
Zum Einklang ihrer Liebestöne stimmt!
Des Waldes Lüftchen und der helle Bach,
Weh'n Melodieen in die Seele ein,
Und lösen jedes stickende Gefühl.
Wenn große Seelen, welche hie und da,
Wie seltne Riesen doch noch übrig sind,
Ihn lieben, sinket seine Seele nicht
In Menschenhaß, der Uebel ärgstes ein.
Ich danke Gott für mein Geschick! ihr wißt's
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir stürzte, Menschenliebe mir
Die schwanke Geißel und den Bogen gab,
Sie gegen Narren, gegen Schalkheit den!
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieser Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite schärfer spannt, und höher zielt.

---

## Gott.

### Wechselgesang.

Einer.

Wer spannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer schwärzet die Wogen?
Wer schrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Alle.

Er spannet den Bogen
Im friedlichen Zelt,
Er stillet die Wogen,
Er tränket mit Labsal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht?
Wer dräut zu zerschmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Alle.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Nacht!
Dem Menschen, dem Wurme,
Verkündet sich segnend des Herrlichen Macht!

Einer.

Wer schaute die Rosse
Von Seinem Gespann?
Mit welchem Geschosse
Durcheilt Er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Alle.

Die Kraft und die Eile,
So heißt Sein Gespann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen; Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, sollen
Die Berge zerschmelzen? versiegen das Meer?

Alle.

Des Mächtigen Nähe
Beseelet die Welt!
Hier ist Er! O, spähe
Nach ihm nicht von ferne durch's Wolkengezelt!

Einer.

Wie soll ich Ihn kennen?
Wer zeiget mir Ihn?
O dürft' ich Ihn nennen,
Und zitternd vor Ihm in den Staub hinknieen!

Alle.

Sein Nam' ist Erbarmen,
Und Liebe Sein Thun!
Wir sollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, Ihm ruhn.

---

## Die Leiter.

Auf der Erde stehet die Leiter der Weisheit, und reichet
An den Himmel; wir sehn wenige Sprossen von ihr.
Mühsam klimmt der Gelehrte hinan, und purzelt und klimmet
Wieder hinan; und was hat der Gelehrte gesehn?
Unten schlummert der Dichter auf Moos, wie der Hirte von Kanan,
Und es steigen zu ihm Söhne des Himmels herab.

---

## Ständchen.

Trallara dideldumla trallara tralla!
Auf, Mädchen, erscheine; dein Liebster ist da!
Ach, keine Gespenster!
Komm, öffne das Fenster!
Laß rauschen den Vorhang; dein Liebster ist da!
Trallara dideldumla trallara tralla!

Es laden aus der Linde Gerüche dich ein,
Es leuchtet das Würmchen mit grünlichem Schein,
Es glänzen die Erlen
Von thauigen Perlen.
Es beben die Sternlein im wallenden See,
Es duftet aus den Auen von ferne der Klee.

Es steiget aus Gewölken dort Luna empor
Im strahlenden Schleier von silbernen Flor.
O Mädchen erscheine
Im mondlichen Scheine!
Mir lächelt die Göttin mit freundlichem Schein,
Sie lächelt mir vergebens, ich harre ja dein.

Es hält dich, o Geliebte, mit schüchternem Blick
Und rosigen Wangen die Scham nur zurück;
Mit purpurnen Fädchen
Umspinnt sie mein Mädchen;
Sie raubet mir Freuden, und spinnet mein Glück;
Ich walle, du Geliebte, getröstet zurück.

Es müsse, wenn du schlummerst auf sinkendem Flaum,
Wie Hauche des Abends dir flüstern im Traum
Ein himmlisches Bübchen,
Gelagert im Grübchen
Der rosigen Wang', und dir zeigen das Bild
Von dem, der, o mein Mädchen, die Seele dir füllt!

---

## Ode.

### Die Töchter des Himmels.

Wiewohl die schnellen Stunden im Fluge bald
Auf unsre Scheitel Blüthen des Lenzes streun,
Bald Freude bringen, welche ältre
Schwestern in schwellenden Trauben reiften,

So hätt' ich doch schon lange mich hingelegt
Zu meinen Vätern, und der entwölkte Mond,
Der mir im vollen Glase schimmert,
Würd' auf die einsame Maye scheinen,

Die dicht am tiefen Bette mein Bruder mir
Gepflanzet, welche weinend die Schwestern mir,
(Auch die, um welche nun ich weine!)
Hätten umstreut mit des Lenzes Blumen:

Wenn nicht des Himmels Töchter von Kindheit an
Mich oft besuchten, freundlich wie Abendroth,
Die eine, die Erinnrung heißet,
Herrlich die andre, wie Morgensonnen.

O Hoffnung, wie die Sonne dem Morgenthau
Bescheinet, welcher duftend am Gräschen wankt,
So schienst du oft auf meine Thräne,
Eh' sie von zitternder Wimper stürzte!

Wie mir die Morgensonne das Weltmeer oft
In ungemess'ner Ferne verherrlichte,
So zeigst du mir, o Kind des Himmels,
Hoffnung, unendliche Wonnemeere.

Oft geht die Hoffnung dicht der Erinnrung nach;
Wenn diese weinend mir von den Todten spricht,
Schwebt jene schnell hervor, und lächelt,
Wie nun die Töchter des Himmels lächeln.

„Wer lächelt so, mein Trauter?" Du störtest mich,
O Agnes! eifre nicht mit den Himmlischen,
Sie lieben beide dich, und reden
Oft mir von dir, und mit Flammenworten!

---

### Wiegenlied,

zu singen für meine Agnes.

Lieblicher Knab', ich wiege
Singend dich ein in Schlummer,
Knabe, lächle noch einmal!

Eh' du die Aeuglein schließest,
Eh' du die Händchen streckest,
Knabe, lächle noch einmal!

Trug ich dich nicht neun Monde
Unter gedrücktem Herzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Und da der Storch dich brachte,
Biß er nicht deine Mutter?
Knabe, lächle noch einmal!

Säug' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Wenn du der Mutter lächelst,
Wird dich der Vater lieben.
Knabe, lächle noch einmal!

---

## Joseph Ludwig Stoll,

1778 zu Wien geboren, wo sein Vater als Arzt in großem Ansehen stand, studirte Medicin und bereiste England und Frankreich, um sich auch der Arzneiwissenschaft zu widmen. Doch konnte er sich nicht entschließen, seine Freiheit den Schranken eines Berufs zu opfern. Er starb daher, nachdem er sein Vermögen verzehrt hatte, in Armuth und Elend am 22. Januar 1815 in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Amors Bildsäule, dramatisches Gedicht. Wien, 1803.
Ernst und Scherz, Lustspiel. Berlin, 1804.
Briefe des Eigelbauers. Berlin, 1805.
Prometheus. Berlin, 1808 (mit L. von Seckendorf).
Die Schneckenkomödie, dramatisches Taschenbuch. Leipzig, 1810.
Poetische Schriften. Carlsruhe, 1811.

Ein gewandtes, vielseitiges Talent voll Zartheit, Laune und Witz, das bei größerer Festigkeit des Characters und unter günstigen Verhältnissen, sich gewiß höchst glücklich ausgebildet haben würde.

---

## Ferdinand Stolle,

eigentlich Ludwig Ferdinand Anders (den Namen Stolle nahm er aus Dankbarkeit gegen seinen Oheim C. S. Stolle, der den früh verwaisten Knaben adoptirte, an), ward 1806 in Dresden geboren, erhielt dort seine Schulbildung und bezog dann 1827 die Universität Leipzig, wo er die Rechte studirte. Später gab er aber die juristische Laufbahn auf, und widmete sich ganz den schönen Wissenschaften. Er lebt gegenwärtig als Privatgelehrter und Doctor der Philosophie in Grimma.

Von ihm erschien:

Blüthen und Perlen. Leipzig, 1831.
Stella. Leipzig, 1832.
Sachsens Hauptstädte. Leipzig, 1834. 35. 2 Bde.
Nacht und Morgen. Novellen u. s. w. Leipzig, 1836.
Commeragen. Grimma, 1835.
Sachsens goldenes Büchlein. Meißen, 1836.
Camelien. Novellen u. s. w. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Nationalversammlung der deutschen Lyriker. Grimma, 1838. 39. 1—3. Bd.
1813. Ein historisch-romantisches Gemälde. Leipzig, 1837. 3 Bde.
Elba und Waterloo. Fortsetzung von 1813. Leipzig, 1838. 3 Bde.
Der Weltbürger. Historischer Roman. Leipzig, 1839. 3 Bde.
Der neue Cäsar. Seitenstück zu 1813. Leipzig, 1840. 3 Bde.
Deutsche Pickwickier. Komischer Roman. Leipzig, 1841. 3 Bde.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Journalen.

Reiche Phantasie, scharfe und lebendige Characterzeichnung, treffliche Darstellung und würdige Behandlung des Lebens und seiner Erscheinungen gehören zu den vorherrschenden Eigenschaften dieses eben so talentvollen als bescheidenen Schriftstellers. Viele geben seinen kleineren Arbeiten den Vorzug vor den größeren, da jene sorgfältiger ausgeführt scheinen. Ueber seine wohlthuende Gemüthlichkeit und die frohe, harmlose Laune in vielen seiner Mittheilungen herrscht nur eine Stimme der Anerkennung, mehr noch aber hat ihm sein hoher sittlicher Ernst, namentlich unter den Frauen, einen großen Kreis von Lesern erworben.

---

### Genrebilder*).

#### Die deutschen Ostern.

Es gibt im deutschen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem mystischen Nebelgrau jener hochschottischen, Ossian-besungenen Bergatmosphäre nicht nachstehen. Mit nassen dunkeln Vorhängen ist der Novemberhimmel umhangen. Gespenstisch werden von den losgelassenen Stürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel wie ein Heer ungeschlachter Riesen über todtstille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die gestorbenen Locken des letzten Frühlings, rauschen von Zeit zu Zeit empor; ein einsamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es sind die Sterbeseufzer des verscheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit ist die der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod in ahnungreiches Dunkel zu kleiden. Aber ein ganz

*) Aus „Camelien ꝛc. Leipzig 1838. 2 Bde."

anderer Ton als aus dem grauen Spätherbste spricht aus diesem Frühlingsdämmerreiche. Verrauschen die Novembernebel, so bescheint der klare kalte Dezemberhimmel eine große, weiße Leiche; aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und sonnengelockt hervor.

Wie der Himmel, so das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausschicken, bevor ich erwähne, daß das deutsche Ostern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Ja, auch wir Deutschen glauben an eine Auferstehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit; darum feiern wir unsere Ostern, und die Natur feiert sie mit uns. Gleichzeitig flammt es auf unseren Altären und Bergen. Die dunkeln Winterträume dort oben zerrinnen und siegend tritt die Frühlingssonne in die schöne Welt.

Es gibt kein zweites Fest im Jahr, das so symbolisch zu uns spräche, so einfach, so tiefsinnig, und nur ein deutsches Gemüth vermag Ostern in seiner ahnungsvollen, heiligen Deutung zu verstehen.

Bedeutsam klingt die deutsche Osterglocke in dem Gemüthe des Knaben wieder, und wächst er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferstehen, Auferstehen, hier und jenseits, ist das hohe Lied der deutschen Ostern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, himmel-bräutlich, madonnenhaft.

Ich kenne Euch, ihr Madonnenaugen des Ostermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeschaut, und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Wie oft stand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn Du süßes Heiligenbild, im alterthümlichen, seltsam geschnitzten Kirchenstuhle saßest und mit Gott sprachst und seinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmst Du nur die schönen rothen Mandelblüthen her, die stets neben dem Büchlein mit goldenem Schnitte lagen?

Zerfallen mit Kopf und Herz, voll sophistischer Spitzfindigkeiten, theologischer Skrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Osterglocke in die stillen Hallen. Ich schaute Dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unsterblichkeit. Du warst mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unsern nordischen Himmel seltsam rothe Blumen; als ich sie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geschenk gemacht. Es war ein Christuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die versöhnende Liebe. Auch sie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem, hingebendem Auge. Ach, die schöne Sage von Pygmalion ist auch nur eine schöne Fabel gewesen, sonst würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und sie davon geführt haben nach seiner Heimath.

Ich glaube, es ist auch geschehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, saß auf ihrem Platze eine schwarzverschleierte Dame. Auch das Christusbild war mit Flor umhangen. Eine erbebende Ahnung durchzuckte mein Innerstes. Prophetisch klangen die Osterglocken in der Höhe. Ich folgte der Verschleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe uud kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten — schöne rothe Mandeln.

---

## Die Nacht im Forsthause.

Rauschend schlugen die finstern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitscht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden; aber in Deutschland wird man nicht so leicht toll. Unsere treffliche Philosophie, und jeder Deutsche ist geborener Philosoph, läßt es nicht zum Aeußersten kommen. Wir haben da ein reichhaltiges Lager von Stoßseufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübsal.

Ich stärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit solchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Försterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein solch entsetzliches Geheul, als habe man sie vier Wochen lang auf mein theures Fleisch und Bein fasten lassen. Ich lebte damals wirklich der moralischen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nächsten Tages nicht erleben würde.

Das Forsthaus, soviel ich in der Finsterniß gewahren konnte, war so alterthümlich-romantisch, daß es jeder umsichtigen Theaterdirection als Muster zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegentraten, konnten sich getrost in die Brockhausische Urania binden lassen, als abgeschlossene und abgerundete Charaktere des Waldbruders Ludwig Tieck.

Eine tiefe Baßstimme richtete folgende Apostrophe an mich: „Plagt Sie der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, sein Sie schönstens willkommen."

Der Nimrod, der diese trostreichen Worte sprach, war Niemand anders, als der Beherrscher des Waldes, der alte Oberförster Z..., ein stattlicher Greis, wie ihn Iffland nicht gediegener hervorbringen konnte.

Sowie ich nur einigermaßen im Trockenen saß, brach die Poesie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Försters hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahne, den dreißigjährigen. Ich lernte diesen Abend mehr deutsche Geschichte, als ein deutscher Professor im längsten Semester vorbringt. Wallenstein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Försterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei saß die schöne Spinnerin, wie ein lebendiges Mährchen mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis zu Fuß rosenlaunig und übermuthfröhlich; sobald aber ein Fremdling naht, wie erschrockene Rosen sich zurückziehen und die langen seidenen Wimpern tief und sittig über die blühenden Augen herabfallen lassen. Meine herzlichen Fragen wurden schüchtern, fast einsilbig beantwortet, und nur selten erhob sich der zarte Flor, und ich schaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Zur irdischen Glückseligkeit gehört im Grunde sehr wenig. Ein gemüthlicher Sessel und vor uns eine siebenzehnjährige Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe sein müsse, wenn jene süßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe" sprächen, und jene Wundersterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förster mit der Frage unterbrach: „Ob ich den alten Pascha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?"

Ich erkannte sofort den Ali Pascha für einen Höllenhund und erstattete Bericht über den Zustand der Griechen nach dem neuesten Hamburger Correspondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, so daß ich mich plötzlich vom Arme des Försters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele gesprochen, Doktor, aber werden sie's aushalten? Der Kapudan ist unterwegs, der fackelt nicht, der Himmelsakermenter."

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad schwieg und ein Paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein Paar verkündende Welten, daß ich die Wahrheit gesprochen, wie sie geschrieben stand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr gesprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es heute noch, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Försterhause.

---

## Die Locken Germaniens.

Die deutsche Geschichte ist ein so verzweifelter Punkt für den gewissenhaften deutschen Historiker, daß sich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit in einem aparten Aufsatze zu der Anfrage getrieben fand: Gibt es eine deutsche Geschichte? Wenn wir diese seltsame Sache mit historischem Blute überdenken, und von den heutigen toupirten und dupirten Köpfen aufwärts steigen, durch die Säcula der Perrücken und Panzer, bis zu den goldhaarigen Ahnen, so stellt sich allerdings das bedenkliche Resultat, daß es wohl allerlei deutsche Geschichten gibt, aber keine deutsche Geschichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme statt, in zwei ziemlich von einander liegenden Zeiträumen. Diese beiden Ausnahmen ereigneten sich, als das deutsche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäsaren Augustus und Napoleon theils erschlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Ersten dieser deutsch geschichtlichen Momente, denn solche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein seltsamer Akt zuvor, der für das ganze deutsche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen symbolischen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klassischen Andenkens, schnitten zwar den unterjochten Deutschen alle ungehorsamen Köpfe ab; das hätte sein mögen; wir wissen aus der Weltgeschichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei selten Großes herauskommt; aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen speculativer zu Werke, sie bewirthschafteten die stehen gebliebenen Köpfe als Wollhändler, schnitten, ich weiß nicht, ob die Schur, wie heutzutage, auf einen besonderen Monat beschränkt war, die goldgelben Flechten ab, und schickten sie Kistenweise als gesuchter Artikel an die römischen Friseure. So wurden die Deutschen gleich beim Beginn ihrer Geschichte, im vollsten Sinn des Wortes, geschoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutschen Geschichten belegen es, daß der Deutsche einen Spaß versteht, sei er subtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den

Waffen greift, aber diese symbolische Entmannung durch die römische Scheere war ihm außer Spaß und stieg in die gelüfteten Köpfe. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel sproßte, und das war bei jedem ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heutzutage uns nicht genug verwundern können.

Jenes industriöse Haarverschneiden haben aber die Deutschen Rom nie vergessen; und so oft in der Folge ein Kaiser nach Italien zog, waren sie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandalischem Grimme. Sie mußten bei diesen höchst unersprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf lassen; heldenhaft kämpfte das Kaiserhaus der Hohenstaufen fast seine Lebzeit über im heillosen Welschland, bis es seinen letzten Kopf auf einem Schaffote zu Neapel einbüßte. Ziehen die Oestreicher nicht stets mit Cheruskermuthe über den Po, wenn in Italien die Revolutionsglocke läutet und blasen Feierabend? und wer wollte endlich jenen zweitausendjährigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Gustav Nikolai? Bella Italia! Du hast die goldenen Locken Italiens theuer bezahlt.

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von seinem System, den Deutschen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht lassen. Als seine Präfecte und Lictoren Nichts mehr zu schaffen hatten im deutschen Lande, erfand es die Tonsur und schor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutschen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutschen wieder viele Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfisch des sechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte.

In Folge dieser Haarwuchs befördernden Lehre Luthers fuhren sich die Deutschen wiederum dreißig Jahre einander selbst in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perrücken begann, unter welchen man die zerzausten und zerschlagenen Häupter verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit, voller Bücher- und Puderstaub, bis Napoleon gegen die deutschen Perrücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchsen den Deutschen die Haare wieder, sie erhielten Einheit und Manneskraft und jagten den neuen Augustus aus dem Lande.

Die deutschen Turner, welche hierbei rüstig geholfen hatten, sahen jetzt wohl ein, daß die Kraft des deutschen Volkes, wie beim seligen Simson eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen sie sich dieselben so lang, wie immer möglich wachsen, bis sich das neue Institut des deutschen Bundes dieser altväterischen Sitte widersetzte.

Es sind an die zweitausend Jahre, seit uns Rom die Haare verschnitt; die nächtig schattenden Wälder von Altgermanien sind gelichtet, und klar und nebelrein scheint die Sonne über die deutschen Lande. Es hat sich darum unser Haar sichtbar gebräunt, und die goldgelben Locken, jene einstige nationale Kopfbedeckung, werden immer seltener. Ueberdieß haben die zahlreichen Besuche aus aller Herren Ländern einer jeder wissenschaftlichen Untersuchung hohnsprechende Haarverwirrung zurückgelassen, so daß ich bezweifele, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unseren Locken tragen. Wien hat auch in dieser Hinsicht die Fürsorge übernommen und liefert die schönsten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutschland.

Dieß ist die Geschichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch euer gedenken, seidene, zauberhafte Fäden, die ihr ruch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt; oder tändelnd herabringelt in reizendem Muthwillen, oder traumhaft umschattet blumenhafte Sonnen?

Was siehst Du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, süßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, seliges Pfand gestorbener Seligkeiten? Fern in einem schönen Thale von Deutschland, wo die Linden duften, und die Nachtigallen schlagen, küßtest Du jahrelang ein Frühlingsschönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand selbstmörderisch Dich löste aus dem goldenen Reiche der Schwestern.

Schönster Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfestes, dessen Kerzen in einer anderen Welt flammen, dessen Glocken in einer anderen Welt läuten, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unsere Nebeldecken und feuchten Wolkenschichten.

Das Abendroth war einsam verblüht, hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer sank die Welt in das große ahnungsreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in dustendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geisterhaft in dunklen Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdensarg hinabsank in das ernste Reich der Schatten, um so flammender und überzeugender entzündete sich dort oben der sonnengestickte Namenszug Gottes in unsterblicher Schöne.

Mitten im golddustenden Dunkel, zwischen Blumen und Sternen, saß ich an der Seite Seraphinens, jenes poesiereichen Kindes mit blondseidenem Haar und frommen, wunderschönen Augen. Eine tiefe Sabbathstille ruhte heilig über der nächtlichen Schöpfung. Das Reich der Träume wob sinnend seine goldenen Floren über Glocken und Kelche. — Da wanden sich leise und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten sich wie Himmelsgrüße einer schönen Welt an unser Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr süßes Haupt gegen meine Brust und ich hauchte einen leisen Kuß auf die schöne Stirne.

O Seraphine, flüsterte ich, seligster Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer schönen Welt — und ich bat die Holdselige, warum ich schon so oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres schönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer sinkenden Abendstern.

Er sinkt gen Frankreich, sprach ich leise, bald folg' ich ihm, und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da tönte eine bekannte Hofthürschelle.

Die Aeltern sind zurück, sprach Seraphine, stand schnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Aeltern begrüßte, und wo das Abendessen schon bereit stand.

Letztes heiliges Abendmahl in jenem schönen deutschen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male saß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unsterblichkeit. Die Römer klangen an einander auf meine dereinstige Wiederkehr aus dem schönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton so rein und golden die Luft durchzog wie sterbendes Abendroth, versank ich zum letzten Male in jene seligen Himmel ihrer blauen Augen; und unwillkührlich durchklang mich das reizende Lied des herrlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einst in heiliger Stunde gewiß auf eben so schöne Augen gedichtet hat:

Ich schaute die blaue unendliche See,
Da ward mir im Herzen so wohl und so weh,
Doch als ich Dein blaues Auge gesehen —
Da, weiß ich selbst nicht, wie mir geschehen.
Und ob ich die blaue unendliche See
Auch immer und immer wiederseh';
Das Wasser immer nur Wasser bliebe —
Dein Aug' ist ewig unendliche Liebe.

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der schönsten Locken Germaniens, welche mir Seraphine in ein goldgerändertes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich schwermuthvoll ob des bevorstehenden Abschiedes durch das geöffnete Fenster nach den nächtlichen, duftenden Garten hinabschaute. O seliger Augenblick! — Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen sinken; aber sie war bereits durch die Glasthür entschlüpft. Ich klingte. Die Thüre war verschlossen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgestalt im himmelblauen Kleide, als sie durch die zweite Thür entschwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe sie nie wieder gesehen; denn bereits am anderen Tage rief sie ein Brief an das Sterbebette ihrer weiten entfernten Tante, welche sich die letzten Augenblicke durch das Anschauen eines Engels versüßen wollte. Von Tag zu Tag verschob sich meine Abreise; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort; ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlassen.

Das Posthorn klang. Fort brauste der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Brust aber ruhte wie ein stiller Segen das letzte heiligste Geschenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

---

## Die Schwalbennester-Revolution.

In einem deutschen Fürstenthume ereignete sich der tragische Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Gränzdorfe ihre Nester bauten, die Baumaterialien aus dem ausländischen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, so wie er von der Pascherei erfuhr, gab den Befehl die unversteuerten Nester zu zerstören. Ein böses Beispiel verderbe gute Sitten, hatte er gesagt, denn er wußte für die verwickeltsten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee setzte sich sofort gegen die Schwalbennester in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre sämmtlichen Collegen im deutschen Lande, die Schwalbennester an den Häusern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerstörung nicht zugeben und setzten sich zur Wehre.

Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delikatesse; aber im Pariser Temps las ich bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An solchen Miniatur-Revolutionen ist die deutsche Geschichte neuerer Zeit nicht arm. Oft waren die Ursachen noch unbedeutender als Schwalbennester.

Der Gutsherr, welcher der Schwalbennester-Revolution so determinirt auf den Kopf trat, war Niemand als Herr von X...., der als späterer Landstand die Kammeropposition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Sprichworte schlug er einmal die ganze Debatte darnieder, die für das Ministerium schon eine sehr bedenkliche Wendung nahm. Die Opposition beschwerte sich nämlich über die vielen Censurlücken in der inländischen periodischen Presse. Man brachte die gravirendsten Beweise vor. Die Ministerbank gerieth in die Enge. Da erhob sich Herr von X....:

„Meine Herren", rief er, „ich versichere auf Ehre, daß mich die Censurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philosophie und denke: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Die rechte Seite fand diese Ansicht eben so weise als beruhigend; das Ministerium schöpfte frischen Athem, und die Opposition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X.... einmal in Baden-Baden persönlich kennen. Er war der leibhafte Repräsentant des Conversativ-Systems und hatte sich selbst vortrefflich conservirt. Die Stürme der Revolution waren spurlos über diesen deutschen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge bestand darin, noch so lange zu leben, bis den Franzosen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X.... hatte nämlich alle Ursache, mit Frankreich unzufrieden zu sein. Die Franzosen hatten nach und nach fast seine sämmtliche Vetterschaft todtgeschossen, von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er selbst zählte mir eine Menge verklärter Cousins auf.

Aber Papa, rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, wie viel Cousins hast Du nur gehabt? Da ist der Bodo, der Albrecht, der Hans, der Kaspar, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abscheulichen Schnurrbärte.

Einfältig Kind, brummte der Alte, danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten sind. Wären jene Helden, fügte er zu mir gewendet mit leisem Seufzer hinzu, nicht so frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt stünde.

Es wäre Manches anders geworden, gegenredete ich.

Der Isegrim steht noch vor mir, sprach der deutsche Ritter mit stiller Begeisterung, ein Prachtjunge. Die Geschichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn selig, er hieß eigentlich Moritz; aber die Familie nannte ihn Isegrim.

Der mag erst einen Schnurrbart gehabt haben, rief Anna mit komischem Entsetzen.

Lothringen und Elsaß mit samt dem Münster entgingen uns nicht, behauptete der Alte, den schmachvollen Pariser Frieden hätte Isegrim nimmer zugegeben.

Ich betrauerte von Herzen den edeln Ritter.

---

## Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend ersteigt und die Blicke über das weite schöne Elbthal dahinstreifen, sieht man den südlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabsinken. Das sind die blaugrauen Wolken des Erzgebirgs. Mährchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantasie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendste Mährchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauschen geheimnißvoll die dunkeln Bergwasser in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da steigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die schwarzen Eingeweide der Erde; irren die Grubenlichter in zweideutigem Nebel und einsam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtstille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Rose, da ist der Gnomen und Erdgeister märchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwischen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden, wirkt so erquickend, wie das erfrischenste Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'schen Terrasse.

Ich saß an einem schönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Hand breit über den Rebenbergen der Lösnitz stand, warf ihren Rosaschimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenster der Loschwitzer Weinberghäuser strahlten in prachtvoller Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Musikkorps spielte das süße Duett aus Jessonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen ꝛc., als plötzlich ein poetischer Freund zu mir trat und mit demosthenischer Beredtsamkeit mir die Reize eines Flug's durch's hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen auseinander setzte.

Bedenke nur, rief er begeistert, heute noch sitzen wir hier im reizenden, sonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königstadt, inmitten von süßen Melodien, leuchtenden Rosen, und morgen schon hören wir die Urquellen rauschen im hohen Gebirg, sehen den einsamen Raubvogel über starren Felsen kreisen; Alles ist todt und erstorben —

„Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut."

Ich lasse nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetische Idee zu realisiren. Es sind solche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, desto reicher ist das Leben selbst zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeschlagen und bereits am andern Morgen feldanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das reizende Tharand ist der letzte südliche Stern der schönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldstiller, ernster und höher. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr Berge wälzen sich zwischen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbst der Himmel verliert bald sein erquickendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da steigt die einförmige Rauchsäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir sind in das Reich des Plutus getreten. Das ist aber ein eben so unliebenswürdiger Gott, wie sein Herr Vetter Vulkan. Aschgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leibhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergstadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, ist so alt wie die ältesten sächsischen Spezies. Hier wird jene Kunst, die Erde auszubeuten, methodisch gelehrt; denn hier befindet sich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern besucht wird. Selbst Spanier studirten noch vor nicht langer Zeit hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerikas erloschen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kastilischen Könige schlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthaunen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, sah man eines Tags fremde südliche Gestalten mit stolzen Schritten und tiefkatholischen Gesichtern einherwandeln in den Straßen eines unscheinbaren sächsischen Bergstädtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluste beider Indien in den eigenen Busen greifen und aus den Tiefen seiner Sierras die Gold- und Silberquellen sprudeln lassen in nie gesehener Schöne. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen ist; doch scheint mir, daß Freund Mendizabal bei den karlistischen Händeln die Freiberger Studien vor der Hand habe dahin gestellt sein lassen, indem er es für gerathener fand, zuvor den schönen Hamsterbau der spanischen Klöster bergmännisch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutscher Name in der kleinen Bergstadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfassers der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Bevor ich die Bergstadt, die nächst ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlasse, muß ich noch eines kleinen musikalischen Meisterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düstern Mauern gedichtet und in Musik gesetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Musikstück: „der Bergmannsgruß," Text von Döring, componirt von Anaker, außerhalb Sachsen so beliebt und bekannt ist, wie innerhalb unserer bescheiden gezogenen Grenzen. Es erhält dieses Tonwerk hauptsächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerklebens entstanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichsam in sich gesogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert ist, denkt man wunder wie hoch man sich befindet, während sich im Süden neue, höhere Bergmassen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation sparsamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einsame Rauschen finsterer Tannenwälder.

Wir beschlossen, das gewerbreiche Chemnitz, die Lebenspulsader des Gebirgs, rechter Hand liegen zu lassen, und wanderten über das freundliche Bergstädtchen Annaberg schnurstracks auf jene vom Himmel verlassene Gegend zu, die man unter dem Namen des sächsischen Siberien begreift.

Man kann das sächsische Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den südlichen Abhängen, der üppige Saum ist mit Blumen durchwirkt, fruchtbelastete Aeste beugen sich im Herbste zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut sich der Landmann sein solides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Auskommen des Eigenthümers. Aber ein schneidender Luftzug durchweht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizende Kinde Florens, die goldenen Augen aufzuschlagen. Der Fleiß der Menschenhand muß hier nachholen, was der Erdboden versagt. Unermüdlich schwirrt das Weberschiffchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tausend und abertausend Hände regen sich in geschäftiger Eile wie ein Ameisenhaufe, vom armen Löffelschmidt und Korbflechter bis zur blassen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lampenlicht von früh bis zum späten Abend an ihrem kunstreichen Gewebe sitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, da schweigt alsbald die Gewerbthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird stiller, rauher; auf der Erde ist für die Menschen nichts mehr zu holen, und er steigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Gesichter blässer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch stolz und majestätisch zum Himmel streben, verlieren allen Muth und werden zwergartig. Dürftig nur noch gedeiht der einsame Eibischbaum mit seinen blutrothen Beeren am Wege, endlich ertischt auch dieser, und so weit der Blick trostlos die todtkalte Gegend durchstreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmlosen Himmel und graues Elend.

Fast wie Ironie sieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem sonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein goldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang Oktober diese Gegend, da stand das armselige Korn mit seinen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Hafer war noch ganz grün.

Die Armuth in dieser, von allen Göttern verlassenen Region nimmt von Jahr zu. Beim angestrengtesten Fleiße verdient jetzt — im vollsten Sinne des Worts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brod, denn sie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln stillen. Dazu kommt noch, daß der Bergbau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, sind die Armen auf den Himmel angewiesen, wovon sie leider nicht satt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchsten Gebirgs, in Johann Georgenstadt, Eibenstock, Schönhaide, den blassen Leidensgestalten begegnet, die mit seltsamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufschauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier oben in dieser Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der seine Kinder beim angestrengtesten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anspruch auf die Liebe derselben, und ist irgend deutschen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Amerika zu wünschen, so sind es diese armen Bewohner des sächsischen Siberien.

Auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen beim Dorfe Wildenthal steigt ein gingantischer Berg zu den Wolken; es ist dieß der Auersberg, und wer ihn ersticgen, kann von Aussicht erzählen. Man muß aber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage sind selten von Nebeln frei. Da llegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wir eine frisch colorirte Landkarte, zu unsern Füßen. Ein gut bewaffnetes Auge soll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, so überschweift unser Blick die beiden kalten Gürtel des Erzgebirgs und ganz am Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und seidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland seine reichen Getreidefluren in endlosen Flächen aus bis zur bayrischen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmischen Grenzgebirge fast jede Aussicht.

Auf diesem höchsten Gebirge standen wir und schauten wie Könige auf die große Welt zu unsern Füßen. Dort in weitester Ferne, hinter jenem blassen Nebelstreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'schen Terrasse, wo wir noch ehegestern saßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einsamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigsten jener sächsisch-siberischen Kolonien mit seinen ärmlichen Hütten voll Hunger und Elend.

Kalt strich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flasche guten Medoc mit heraufgeschleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüttenbewohner und auf das schöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläste und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flasche in den Abgrund. Eine Schaar schwarzes Geflügel stieg erschreckt hervor und umkreiste mit heiserm Geschrei unsere Häupter; der Wind aus Böhmen pfiff schneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

„Laß uns dorthin, dorthin ziehn,
Wo die Blumen schöner blüh'n."

sang er, und unter der Spohr'schen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reise zur Post von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus dem Winter in den Frühling zurück. —

---

## Die sächsischen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenstand ein unbefangenes, philosophisches Urtheil abzugeben, ist ein Haupterforderniß, daß man nicht selbst verliebt ist. Da ich mich, Gott sei Dank, dermalen in diesem glücklichen, emancipirten Zustande befinde, so ergreife ich die schöne Gelegenheit, und berichte, wie folgt:

Die sächsischen Mädchen sind ein herrliches Geschlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frommen seiner guten und getreuen Bewohner des constitutionellen Königreichs Sachsen besonders erschaffen hat, obschon die königlich sächsischen Mädchen nichts weniger als constitutionell gesinnt zu nennen, da der sächsische Landtag gleich beim Beginn seiner Sitzungen die unpolitische Ungalanterie beging, das reizende Geschlecht von seinen Sitzungen auszuschließen und sich seine Gallerie muthwilligerweise zu defloriren.

Es ist ein uralt Bonmot, daß

„in Sachsen die schönen Mädchen wachsen."

Ging ich nun nicht so unparteisch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf sich beruhen, und die Welt käme hinsichtlich der sächsischen Mädchen nie auf's Reine, aber so streiche ich das schön und setze dafür hübsch. Nach dieser Variation will ich das Sprichwort beschwören, falls die Sache zum Prozesse kommt. Hiemit soll nun nicht gesagt sein, als ob in Sachsen nicht auch sehr schöne Mädchen wüchsen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moralischen Ueberzeugung, daß sich $^9/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für sehr schöne Mädchen halten.

Hätt' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren und schreiben:

„In Sachsen, wo die herzigen Mädchen wachsen."

Dieß kann ich sogar auf geographischem Wege beweisen. Deutschland oder, wie die Turner wollen, Teutschland, oder demagogisch das deutsche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutschen Bundesstaaten sind bekanntlich das Herz von Europa; Sachsen wiederum ist das Herz von Deutschland; kann es aber nach deutscher Logik und Fundamental-Philosophie anders kommen, als daß auf solch herzigem Terrain die meisten herzigen Mädchen wachsen? Ein sächsisches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als sich damit zu verlieben, und das macht das süße Kind eben so herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederschreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch sächsische Mädchen, kann ich nicht läugnen und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß sie mit ihren diversen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich zu verlieben. Ich will mich auf gut constitutionellem Wege aus der Schlinge ziehen und so klar als möglich fassen.

Jeder Mediciner, wenn er auch noch nicht promovirt hat, wird mir zugestehen, daß jedes irdische Mädchen, von andern ist die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache jetzt die Nutzanwendung anf die sächsischen Mädchen. Wenn ich von ihnen im Allgemeinen behaupte, daß sie mit ihren Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich damit zu verlieben, so soll das so viel heißen, daß sie sich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben sich blos mit Einer, während die Andere mit allerhand Contrebande, als da sind Feronièren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch schlimmeren Dingen vollgepfropft ist.

Die Leipziger Mädchen sind wie ihre vaterländischen Colleginnen zwar constitutionelle Staatsbürgerinnen, aber liberaler gesinnt. Sie geben dem Zweikammersystem den Vorzug. Es ist da ein ewiger Streit der Interessen zwischen Liebe, Eitelkeit und Gefallsucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wissen, daß sie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was soll das bedeuten? Es ist gut, daß mir diese Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, fast nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civilisation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator blos erschaffen hat, damit er sich um Leipzig drehe, hat sich seine eigene Geographie geschaffen. Nach diesem Leipziger geographischen Katechismus wird das Königreich Sachsen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenhäuser, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Sahne statt Rahm sagt, was nicht zittert und bebert, sondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit seinen Kunstschätzen, Dresden, die Haupt- und Residenzstadt, das gewerbreiche Chemnitz mit seinen Fabriken — Alles ist Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anspruch auf die ewige Glückseligkeit, und Leipzig mit seinen fetten Lerchen und magern Professuren ist die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthema den sächsischen Mädchen, zurück.

Mir ward Gelegenheit, die sächsische Flora in den verschiedenartigsten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche selige Winternacht lehnte ich an einem Pfeiler der kerzenflammenden Ballsäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und sah die reizenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberschweben. Ich habe sie geschaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, so wie die freundlichen Blumen der Residenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den süßesten Melodien Bellini's. Man befand sich in einem Zauberparke von Tausend und Einer Nacht; man war berauscht, entzückt, aber nicht — erquickt. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blassen kränklichen Gestalten auf der Promenade begegnete, schwand vollends alle Poesie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere sächsische Flora, die wie ein duftendes Veilchengefild in der Stille ihrer Berge und Thäler einsam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und sie ist die Nationalfarbe der sächsischen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigter Leser, an schönen Sommerabenden die freundlichen sächsischen Landstädte, blicke auf nach den Fenstern, wo Blumen herabnicken, und Du wirst hinter den Blumen noch schönere Blumen versteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häusern, wo sie gern vereint sitzt die holde nachbarliche Flora, plaudernd und Mährchen erzählend, und Du wirst sie oft der glänzendsten Damengallerie des Ballsaals vorziehen. Kehre nur ein in den einsam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Försterwohnungen und den hinter blühenden Linden versteckten Pfarrhäusern, und Du wirst erkennen, daß in Sachsen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und selbst der königlich sächsische statistische Verein Nichts weiß.

Indem ich dieß schreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja Deiner gedenken, unnennbar süße Blume, die Du einsam und vergessen blühst in Sachsens höchstem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg der schwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel steigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Wege der Eibischbaum mit seinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegst Du herab von Deinem Wolkensitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde Dich begrüßen. So wirst Du einsam blühen, einsam sterben, und im Eise des Erzgebirgs wird Dein einsames Grab sein. Denn Du bist arm und ein Engel, zwei Eigenschaften, die vollkommen geeignet sind, hiernieden recht bald vergessen zu machen. Vielleicht, daß, wenn Du von hinnen gegangen, die Volkssage ihren Regenbogenschimmer um Dich breitet, und Du den wenigen armen Leuten, die Dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erscheinst und sie stärkst im frommen Wandel. Mir ist Nichts von Dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich später einer jungen Dame schenkte, der ich oft von Dir erzählte und die Dich innig liebte, weil sie Dir ähnlich war. Obschon sich die Paar Verse gedruckt vorfinden, sei ihnen doch, da sie ein sächsisches Mädchen charakterisiren, ein Plätzchen gegönnt:

Hoch oben auf dem Felsen,
Wohin kein Auge sieht,
In Frühlingspracht eine schöne
Vergess'ne Blume blüht.

Tief unten lacht der Frühling,
Leben der Schwestern viel;
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr lustiges Spiel.

Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht.
Es schaut kein freundlich Auge
In das so liebe Gesicht.

Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend schöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

Das Abendroth ist verklungen,
Die Sterne blicken hervor —
Die Blume ist gestorben —
Es weiß kein Mensch von ihr.

Der Leser wird mir übrigens für dergleichen poetische Excurse wenig Dank wissen. Ich gehe aber in mich, werde wieder statistisch und berichte wie folgt:

Unter zehn sächsischen Mädchen ist eins sehr hübsch, eins recht hübsch, drei sind hübsch, drei weniger hübsch, zwei gar nicht hübsch. Schön ist ungefähr das Fünfzigste und häßlich das Dreißigste.

Unter zehn sächsischen Mädchen sind ferner drei bis vier liebenswürdig, ein Paar sind angenehm, die übrigen lassen gleichgültig.

Geistreich sind von Zehn eins oder zwei, gemüthreich aber acht.

Naivetät ist ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden sich wenigstens sechs oder sieben Naive.

Sich geschmackvoll zu kleiden verstehen unter Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert sich dies Verhältniß, da verstehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; sechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdestoweniger sind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf zufrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung, von der sich jeder Leser, so er nach Sachsen kommt, wird überzeugen können, sei mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübschen Sachsinnen in der Regel benamt.

Da stehen nun gleich im ersten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beisammen, stecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und sonderbar, ein eigner Segen ruht auf den sächsischen Marien, es sind fast sämmtlich süße und holde Kinder. Daher das liebe Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeisterten Marienliebhabers ertönt:

Maria möcht' ich Dich begrüßen!
Mein Herz hat stets Dich so genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Strand;
Maria rieseln seine Wogen,
Maria soll Dein Name sein. u. s. w.

Nach den Marien kommen die Paulinen. Auch diese sind in der Regel recht hübsch; und ich würde überhaupt bei jeder königlich sächsischen Gevatterschaft den guten Rath geben, das respective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübsch.

Auf die Paulinen folgen die Thereſen, diesen die Sophien, die Luiſen, Henrietten, Amalien, die Julien und Emilien, diesen die Charlotten und Karolinen, die Auguſten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen gibt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Bescheidenheit ist eine der hervorragendsten Tugenden meiner schönen Landsmänninnen. Sie würden es daher nur ungern sehen, wollte ich dieses Kapitel, welches allein über sie handelt, noch weiter fortspinnen; obschon mir der interessanteste Stoff zu Gebote stünde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendsten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie ist doch noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel sagen will, und indem ich dem Wunsche der bescheidenen Schönen zuvorzukommen suche, schließe ich diesen Aufsatz mit der Bitte an alle nicht sächsischen Leser, recht bald selbst in mein freundliches Heimathland zu kommen und sich von der Wahrhaftigkeit meiner Aussagen über die sächsischen Mädchen zu überzeugen.

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß sie die Reise nicht gereuen wird.

---

## Ein theologisches Fragment.

Es war ein klarer, fröstelnder Spätherbstmorgen, als Martinus Luther, gefeierten Andenkens, seine berühmten Controversen an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte. Die Morgensonne schien so nüchtern über die Dächer der churfächsischen Universitätstadt, daß der Reformator für seinen hochheiligen Zweck gar keine geeignetere Zeit wählen konnte. Der Frühling mit den blühenden Altären und sternbestickten Nachtigallnächten war nicht passend für die nüchternen Vernunftsätze Meister Martins; auch der norddeutsche gluth- und schweißreiche Sommer nicht; wohl aber jene klare, leidenschaftlose Herbstsonne, wo die Natur das blühende Gewand abgestreift hat, die Sinne unbehelligt läßt, und die Contemplative erleichtert. Als nach einigen Wochen die Novembernebel herabsanken, war die Saat bereits gestreut und in den langen, ofenerwärmten Winternächten fand Bürger- und Rittersmann hinlängliche Muse, über die fünf und neunzig Sätze nachzudenken. Die Schneedecke des Winters 1517 bis 1518 schmolz, donnernd trieben die Eisschollen der Elbe gen Norden — da brach die Saat der Reformation wohl erhalten und stark hervor.

Ich weiß nicht, wie lange jenes welterschütternde Placat an der Schloßkirche zu Wittenberg angeheftet hing; aber heute noch, nach länger denn dreihundert Jahren, muß ich mich wundern, wie die damalige Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei der guten Universitätsstadt ein solches polizeiwidriges Unternehmen so gelassen mit ansehen konnte. Ich kann mir die Sache nur daraus erklären, daß die damaligen weltlichen Behörden, die Fürsten, Grafen und Herren gegen den für ihre höchst eigenen Gefälle so verderblichen Ablaßkram nach weit aufgebrachter waren als Luther selbst; die heller Denkenden der Universität waren über die Abnormitäten der damaligen katholischen Kirche längst im Klaren und der hausbackene, phantasielose Sinn des Bürgers zu Wittenberg, einer Stadt an der prosaischen Elbe, ließ sich durch die Declamatorien Tetzels kein X. für ein U. machen. So war Luther nur das Organ der damaligen öffentlichen Meinung. Er hatte den Muth sie auszusprechen und anzuschlagen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517, und zu vertheidigen vor Kaiser und Reich in der freien Reichsstadt Worms. —

Frühlinge kamen und gingen. Da verstummten allmählig in Folge jenes herrlichen Octobertages die katholischen Glocken in den Domen und Hallen, die ewigen Lampen erloschen, die Heiligenbilder erbleichten und weinend floh Madonna gen Süden. Aber auch dort, in den Gebieten der weithin rauschenden Donau, in den fröhlichen Thälern von Ober- und Nieder-Oesterreich, in der eisenhaltigen Steier, wo Italien herüberrankt mit seinen blühenden Armen, und das kernvolle deutsche Wort in melodischem Wohllaut zerfließt, ward es Lutherlaut und Tageshelle. Lange Zeit schleuderte der Vatican seine Blitze gegen den heraufbrechenden Morgen; sein Reich schien zu Ende im deutschen Lande. Da schlug einer der römischen Blitze in die Hofburg zu Wien. Das junge deutsche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersbrunst. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg sein religiöses und politisches Glaubensbekenntniß nieder. Mancher katholische Dom stürzte zusammen, manches evangelische Bethaus ward geschleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden schloß, theilte sich Luther und Papst in das deutsche Reich. Jener behielt den Norden, dieser den Süden. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finster und waldumnachtet erhebt sich auf Böhmens und Sachsens Grenze ein hoher Berg mit basaltner Kuppe und einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er ist einer der Marktscheiden zwischen dem protestantischen und katholischen Deutschland. Weithin streift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholische Böhmen, wo sie vor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luther und jetzt gläubig knien vor dem heiligen Nepomuck. Weithin schweift der Blick auf der anderen Seite in das lachende protestantische Sachsen. Der Gipfel selbst des Berges ist lutherisch, vom nahen sächsischen Gränzdorfe tönt einfach und still die Glocke des reinen Evangeliums. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges beginnt Sanct Peters Macht. Tief unten im Thale tritt die Elbe aus Böhmen herüber und fließt nun ruhig fort durch lauter protestantische Länder bis zu ihrer Mündung im Meere.

Dort oben auf der unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut steht auf kaltem Basalt, und umrauscht wird von der einsamen Eichengruppe, in welcher wunderbare Lieder tönen, kehren in den Sommermonaten oft Harfenspieler ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Besucher des Winterbergs durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einst hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhause zu übernachten. Schon von fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen, und wie in einem grauen Mantel versanken allmählig Städte und Dörfer, Berge und Wälder. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauschte es mährchenhaft. Der Abendhimmel umzog sich immer dunkler und in den kleinen Fenstern des Winterhauses ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch ein kleines Unwetter und wünschte mir Glück, noch trocken das Winterhaus erreicht zu haben. Ich war heute der einzige Gast und trat in die kleine aber gemüthliche Fremdenstube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmischen Nationalmelodien, in welcher, wie in allen slavischen Liedern, ein so unendlicher Zauber liegt. Es war ein Allegro, aber ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerschaften spricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen seit Jahrhunderten um einen unersetzbaren Verlust, der so groß ist, daß sie ihn nicht auszusprechen wagen in Worten; aber wenn wir ihre Lieder hören, verstehen wir ihn. Weich und thränenvoll legen sich diese Klänge an des Deutschen Brust, die so gern theilnehmend mitschlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden sich die Berge und Thäler Slavoniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der deutschen Eichen umgürten; aber einst — dafür bürgt der Geist der Geschichte, die große sittliche Weltordnung — werden jene Molltöne wieder in Dur übergehen, und der Himmel wird sich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Racheflammen.

Das Musikcorps auf dem Winterberge bestand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und seiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonnen. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tiefkatholisch. Das dunkelseidene Haar scheitelte sich rein und reizend um das von Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüsterte leis und spielend in den Saiten der Harfe. So saß sie da, wie ein schönes frommes Legendenbild der Vorzeit.

O ihr schönen frommen Legendenbilder der alleinseligmachenden Kirche, ich bin Protestant, aber gegen euch hab' ich nie protestirt. Ich glaube, daß ihr selig sprechen könnt mit dem süßen Munde, und Unsterblichkeit verleihen mit den Gewißheit verkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterberge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwetter im Anzuge. Schon grollte und pfiff es ganz unheimlich in der rings aufgethürmten Felseneinöde. Ein fernes Wetterleuchten setzte die Gegend in momentane Beleuchtung.

Der Harfner war mit seiner Tochter vor das Winterhaus getreten. Das Mädchen hielt ängstlich seinen linken Arm umschlungen und blickte scheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitz ihr Gesicht an der Brust des Vaters verbergend.

Ein langsamer Donner rollte jetzt durch's Elbthal, halb Sachsen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters verkündend. Der plötzlich herabfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme stellte sich sogleich an's Fenster und schaute keck hinaus in das großartige Nachtstück, während das Mädchen zitternd die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Immer wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit stürzte ein losgerissenes Felsstück unter donnerähnlichem Gekrach in den Abgrund. Seufzend schlugen die Eichen auf ihrem basaltenen Postament die nassen Kronen gegen einander. Rings umher ewige Nacht, fortwährend von den goldenen Bändern der Blitze durchschnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur seinen höchsten Grad erreicht hatte, das schöne Mädchen todtenähnlich zusammengesunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand mit bebenden Lippen dastanden, und mir selbst ganz und gar nicht wohl zu Muthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daherfuhren — da griff der alte Böhme mit Einemmale nach seiner Harfe. Seine Blicke leuchteten, die Töne rauschten und er stimmte an ein uraltes böhmisches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, siegsfreudiger Schlachtgesang aus dem Kriege der Hussitten. Der ging aber nicht aus Moll, sondern aus dem kräftigsten, freudigsten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich sah die Procope hoch zu Roß, die Eisenkeule in der Faust, voran den schwarzen rache- und freiheit-

schnaubenden Schaaren. Es war ein heißer und blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederschlug in die Felsen und dröhnend wiederhallte, um so lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus diesem sanften Instrumente solche Töne zu schlagen wären.

Aber der Sturm legte sich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiser klangen die Saiten. Da brach aus zerrissenen Wolkendecken der Nachthimmel in seiner stillen Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und siegessicher und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Erschrocken sprang bei diesen Klängen das frommbesorgte Mädchen auf den Vater zu, und suchte ihn mit gefalteten Händen zu beschwören. Zugleich blickte sie scheu nach mir, den Wirthsleuten und dem in immer weiterer Ferne sich zurückziehenden Gewitter, gleichsam als fürchte sie, es werde zurückkehren ob dieses ketzerischen Liedes.

Der Alte ließ sich aber nicht stören und sang laut und begeistert alle vier Verse des großen Liedes. Es ist kein Verräther unter uns, mein Kind, sprach er, als er geendet, und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; schau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich sie singen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte sie auch der fromme Pater Clemens noch so streng verboten.

Das Mädchen schüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengesicht, und küßte um so inniger das kleine Marienbild, das sie in der Hand hielt. Sie wußte er ja wohl, die Himmelskönigin war es gewesen, die das Winterhäuschen vor dem Blitz geschirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen lassen. Der Wirth klappte sorgfältig die alte Hausbibel zu, in welcher er sich während des Unwetters Trost erholt, und stellte sie ehrfurchtsvoll an den gewohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieses heilige Buch, war es gewesen, der man die Rettung aus sichtbarer Todesgefahr verdankte. Der Harfner setzte sein Instrument ruhig in den Winkel; es war ihm ziemlich ausgemacht, hätt' es nicht das uralte Freiheitslied des Vaterlandes angestimmt, die Sache konnte schlimm werden.

Ich aber trat hinaus in die Sternennacht, wo in goldner Schrift des Vaters Name in unverlöschlichen Zügen brannte. Da unten wohnten die Sachsen und Böhmen. Oft bekämpften sie sich in dunklen Schlachten über den wahren Gott, und es war doch derselbe Himmel, der über beide Länder mit gleicher Liebe herabsank! Waren es nicht dieselben Sterne, welche über beide Länder mit gleicher Klarheit und gleicher Liebe leuchteten? Wie aber das Gewitter vorüberzog, ohne daß seine Blitze ein einziges Komma in jener Wahrheitsschrift dort oben verrücken konnten, so wird die Wahrheit selbst siegen über die Wolken und Stürme der Erde, und dereinst nur Ein Gott, Ein Glauben, Ein Vaterland und Ein Himmel sein auf Erden.

---

## Gottlieb Stolle,

am 3. Februar 1673 zu Liegnitz geboren, studirte zu Leipzig und Halle, wurde Magister der Philosophie und Hofmeister, 1713 Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena und 1717 Professor der Politik und Präsident der deutschen Gesellschaft daselbst, nachdem er 1714 als Director des Gymnasiums zu Hildburghausen angestellt gewesen war. Er nannte sich Leander aus Schlesien und starb am 4. März 1744. Er schrieb:

Deutsche Gedichte. Jena. 8.

Auswahl im Almanach Luna von Franz Horn, für 1805. S. 262.

Unter den Schülern der sogenannten Hoffmanns-Waldauschen (zweiten schlesischen) Dichterschule ist St. unbedingt einer der talentvollsten, da er Leichtigkeit, Anmuth und Wohllaut mit Geist verbindet, und einen reineren Geschmack hat als die Meisten unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen.

---

## Meister Stolle, s. Minnesinger.

---

## Adelheid von Stolterfoth,

am 11. September 1800 zu Eisenach geboren, verlebte ihre Jugend mit ihrem Vater, einem preußischen Officier, zu Erlangen, später zu Bingen und seit 1819 hält sie sich zu Langenwinkel im Rheingau auf. Sie ist königlich bairische Stiftsdame zu Birken.

Sie gab heraus:

Zoraide, romantisches Gedicht in drei Gesängen. 1825. (Gedichte in mehreren Zeitschriften und Almanachen.)

Rheinischer Sagenkreis. Frankfurt, 1835.

Alfred, romantisches Gedicht. Wiesbaden, 1834.

Ein schönes lyrisches Talent voll Wärme der Empfindung, Gluth der Phantasie und Anmuth in der Darstellung; besonders glücklich in der Behandlung rheinischer Sagen.

---

## Johann Jakob Stolz

ward am 31. December 1753 zu Zürich geboren, bekleidete zuerst seit 1781 ein geistliches Amt in der reformirten Kirche zu Offenbach. Nachdem er aber 1784 nach Bremen berufen war, erhielt er als Prediger an der Martinskirche daselbst den Titel eines Doctors der Theologie und 1802 zugleich eine Professur am Gymnasium. 1810 wurde er Pastor Primarius an derselben Kirche, legte jedoch schon im folgenden Jahre seine Aemter nieder, um in der Vaterstadt sein Leben zu beschließen. Er starb zu Zürich am 12. März 1821.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Schriften des neuen Testaments, übersetzt, 1781—82. Zürich, 2 Thle.; neue Ausg. Hannover 1820.

Erläuterungen dazu. Hannover, 1809.

Predigten über die Geschichte unsers Herrn. Frankfurt, 1782—86.

Christliche Vorträge. Frankfurt, 1783.

Fest- und Communionpredigten. Winterthur, 1788.

Briefe. Winterthur, 1789—90. 2 Thle.

Geist der Sittenlehre Jesu. Lemgo, 1792—93. 3 Thle.

Die Liebe nach Paulus. Hannover, 1798.

Predigten über Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Bremen, 1800—1802. 4 Thle.

Historische Predigten. Jena, 1805—1807. 2 Thle.

Predigten zur Beförderung der Humanität. Hannover, 1810. 2 Thle.

Die Psalmen. Zürich, 1814.
Vier Predigten. Bern, 1814.
Vermischte Schriften. Winterthur, 1816—17. 2 Thle.

Ein freisinniger, geistreicher Theolog, der sich besonders als Kanzelredner auszeichnete und namentlich durch seine gediegenen Predigten über historische Stoffe großes Aufsehen machte.

---

## David, Achimelech, Achis*).

1. B. Sam. XXI. 1. 2. 3. 8 — 13.

David kam nach Nobe zu Achimelech, dem Priester. Achimelech erschrak, als er David entgegen ging, und sagte zu ihm: Warum kömmst du allein, und ist niemand bei dir? David sprach zu Achimelech dem Priester: Der König hat mir ein Geschäft aufgetragen, und zu mir gesagt: Niemand soll wissen warum ich dich gesandt, und was ich dir aufgetragen habe, auch habe ich die Bedienten an einen gewissen Ort beschieden. Hast du nun etwas, so gieb es mir, etwa fünf Brode, oder was sich findet..... Und David sprach zu Achimelech: Hast du nicht hier einen Spieß oder ein Schwerdt? Ich habe mein Schwerdt und meine Waffen nicht mitgenommen; denn die Sache des Königs war eilig. Der Priester sprach: Das Schwerdt Goliaths, des Philisters, den du im Terebinthenthale erschlagen hast, ist hier in einem Tuche eingewickelt hinter den heil'gen Kleidern. Willst du dies nehmen, so nimm es; ein anderes als dies ist nicht hier. David sprach: Keins ist wie dieses; gieb es mir! Jetzt machte David sich auf, und flohe vor Saul, und kam zu Achis, dem Könige zu Gath. Die Diener Achis's sagten zu ihm: Ist dies nicht David, der König des Landes? Sangen sie nicht spielend gegen einander von ihm: Geschlagen hat Saul seine tausend, und David seine zehentausend? Ueber diese Reden ward David betroffen, und fürchtete sich sehr vor Achis, dem Könige zu Gath. Da verläugnete er seinen Verstand vor ihnen.

---

Leicht werden gewisse Handlungen entweder zu strenge oder zu gelinde beurtheilt. Diejenigen, welche sich nicht anders als hart und schneidend darüber zu äußern wissen, setzen sich nicht in die Lage des Nächsten, der sich so betrug, und nehmen auf manches, was bei gerechter und billiger Beurtheilung dieser Handlungen in Anschlag gebracht werden muß, keine Rücksicht. Da ihre Denkart, selbst ihr Temperament und Naturell von dem ihres Nächsten sehr verschieden ist, und sie also freilich nie in Versuchung kommen, gerade so zu handeln, so können sie den, der so handelte, nicht begreifen, und ihr Unwille über sein Verhalten wird ohne Maaß ausgedrückt. Diejenigen hingegen, welche diese Handlungen in Schutz nehmen, sind in anderer Hinsicht zu tadeln; sie rechtfertigen; was höchstens entschuldigt werden kann und darf; sie erklären für allgemein erlaubt, was sehr bedenklich wäre, ohne genaue Bestimmung aller Umstände jedem Einzelnen zu erlauben. Es versteht sich, daß hier nicht von Handlungen die Rede ist, welche gegen den ausdrücklichen Buchstaben der zehn Gebote anstoßen; denn über diese urtheilt jedermann gleich, und es wird zum Beispiele allgemein für unerlaubt gehalten, sich an des Nächsten Leben, Ehegenossen, Vermögen, gutem Namen geradezu oder auf eine hinterlistige Weise zu vergreifen. Allein es giebt andre Handlungen, welche ungleich beurtheilt werden. Dahin gehört, was in diesem Abschnitte der Geschichte, auch in dem unmittelbar Vorhergehenden und Nachfolgenden von David erzählt wird. Wir haben bereis gehört, daß David kein Bedenken trug, seinem Freunde Jonathan den Vorschlag zu thun, daß er seinem Vater sagen sollte, David sei nach Bethlehem gegangen, um an einer jährlichen Familien-Opfermahlzeit Theil zu nehmen; dies geschah aber keineswegs, sondern er hielt sich in der Nähe des königlichen Hoflagers verborgen. Jonathan sollte also eine wissentliche Unwahrheit sagen. Heute hören wir abermal, daß David sich gegen den Oberpriester Achimelech eine wissentliche Unwahrheit erlaubte; er versicherte nämlich, er reise in Geschäften des Königs; dies war ganz falsch; denn er war auf der Flucht. Weiter unten lesen wir, daß er sich auch das in dem Heiligthume aufbewahrte Schwerdt Goliaths zu verschaffen gewußt habe, weil er, ganz der Wahrheit zuwider, versicherte, das ihm von dem Könige aufgetragene Geschäft sei so eilig, daß er sich nicht einmal mit den nöthigen Waffen für seine Reise habe versehen können. Was ist hiervon zu halten? Die Urtheile hierüber sind ungleich. Eben so verhält es sich mit demjenigen, was am Ende des Capitels erzählt wird. David begab sich nämlich, diesen Nachrichten zufolge, auf seiner Flucht vor Saul in das Gebiet der Philister, an den Geburtsort Goliaths, zu dem dortigen Könige, ward aber bald erkannt, und mußte befürchten, an Saul ausgeliefert zu werden; um sich nun zu retten, stellte er sich unklug, nahm, um dafür gehalten zu werden, ungereimte und aberwitzige Handlungen vor, und erreichte seinen Zweck; man ward seiner überdrüssig, er wich allen Erklärungen über seine Person aus, und konnte sich durch die Flucht den befürchteten Gefahren entziehen. Auch hier kann man fragen: „Was ist davon zu halten? Ist ein solches Betragen Davids würdig, ist es anständig, ist es musterhaft und kann es Regel unsers Betragens sein?“ Davon werde also jetzt geredet.

---

Es darf niemanden befremden, daß wir Davids Verhalten einer freien Beurtheilung unterwerfen. Die Geschichte erzählt nur, was geschehen ist, und überläßt das Urtheil über das Geschehene dem Leser. Mag immerhin David ein Mann nach Jehovens Herzen genannt werden, darum sind seine Handlungen dem Urtheile eines jeden, der urtheilen kann, nicht weniger unterworfen; ohnehin sagt jener Ausdruck nicht, daß sein ganzer Lebenswandel das Wohlgefallen eines heiligen und gerechten Gottes gehabt habe, sondern er soll sagen, daß David als Regent die auf die Verehrung Jehovens, als Nationalkönigs gegründete Staatsverfassung aufrecht erhalten habe, und es wird ihm dadurch ein Vorzug vor Saul, seinem Vorgänger, zugeschrieben, dessen Verhalten auch darum getadelt wird, weil er sich in die Formen dieser Staatsverfassung (Theokratie) nicht fügen wollte. Dadurch sind wir also in der freien Beurtheilung seines sittlichen Verhaltens nicht eingeschränkt; aber gerecht und billig sollen wir ihn beurtheilen; dies ist das Gebot unsers Herrn; wir sollen ihn nicht nach Grundsätzen richten, die er noch nicht kannte, jedoch eben so wenig für unsre Personen bessern Grundsätzen untreu werden, die wir als Christen kennen, und deren höhern Werth wir anerkennen müssen.

Wenden wir dies auf die vorliegende Geschichte an, so müssen wir zwar gestehen, daß David sich wissentliche Unwahrheiten erlaubte; allein um ihm nicht Unrecht zu thun, müssen wir zugleich bemerken, daß er dies, nach den Einsichten seines Zeitalters, nicht für unerlaubt hielt. Die noch rohern sittlichen Grundsätze jener Zeit erlaubten manches, was nach christlichen Grundsätzen nicht gebilligt werden kann; an Feinden Rache zu nehmen, galt für Tugend; sich nicht zu rächen, galt für Feigheit; einem Widersacher eine Unwahrheit zu sagen, auf der Flucht vor Feinden durch Unwahrheiten sich Rettung und Erleichterung seiner Lage zu verschaffen, ward nicht für tadelhaft gehalten; was in solchen Fällen zum Zwecke führte, ward gebilligt, und wenn es klug ausgedacht war, gepriesen. Wenn also David durch Jonathan dem Könige eine Unwahrheit sagen ließ, wenn er auf seiner Flucht vor Saul dem Priester eine Unwahrheit sagte, so machte er sich keine Vorwürfe darüber; er hielt es, unter den obwaltenden Umständen, für erlaubt, alles zu thun, wodurch er sein Leben sicher stellen konnte. Eben so verhält es sich mit seinem Betragen an dem Hofe des Königs zu Gath; wenn er sich unklug stellte, wenn er sich wie ein Wahnsinniger geberdete, um sich die Flucht zu erleichtern, so schadete dies seinem Rufe im geringsten nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichte; er ward vielmehr als ein kluger Mann gelobt, wenn er diejenigen, die ihm schaden konnten, zu täuschen wußte. Die alten Geschichten erzählen ähnliche Dinge von Ulysses, von Solon, von Junius Brutus, der sich an dem Hofe des römischen Königs, Tarquinius, aufhielt, ehe er diesen Fürsten vom Throne stürzte; und indem sie solche Dinge von diesen Männern erzählen, wollen sie dieselben keineswegs herabsetzen, sondern sie halten vielmehr ihrer Klugheit eine Lobrede. Es würde demnach unbillig sein, wenn wir David nicht nach der herrschenden Denkart seines Zeitalters beurtheilten, und eine höhere Tugend von ihm foderten, als nach seiner Einsicht von ihm zu erwarten war.

Allein mehr können wir doch als Christen zu Davids Gunsten nicht sagen; wir können sein Betragen nicht als Regel unsers Verhaltens gelten lassen; wir können nicht zugeben, daß es dem Christen unter ähnlichen Umständen gezieme, sich wissentliche Unwahrheiten zu erlauben, oder die Würde eines vernünftigen Menschen zu verläugnen, um sich nur aus einer Verlegenheit zu ziehen. Die christliche Lehre macht uns mit einer edlern Denkart bekannt; ihren Grundsätzen zufolge, müssen wir das Nützliche und das Rechte sorgfältig unterscheiden; das Nützliche darf, wenn

*) Aus Stolz historischen Predigten.

das Rechte darunter litte, nie in Betrachtung bei uns kommen; sie erlaubt uns also auch keine Nothlüge; auch mit unserm Schaden sollen wie der Wahrheit gegen jedermann getreu bleiben. Klugheitsmaaßregeln erlaubt sie uns zu unserer Sicherheit zu ergreifen; allein nie darf dabei die Wahrheit verletzt, und die Aufrichtigkeit eines truglosen Charakters dabei verläugnet werden. Nach christlichen Grundsätzen könnte es demnach nicht gebilligt werden, wenn David dem Jonathan auftrug, seinem Vater zu sagen, er sei nach Behlehem gegangen, um an einer Opfermahlzeit Theil zu nehmen, und er doch gar nicht gesonnen war, nach Bethlehem zu gehen, oder wenn er dem Oberpriester sagte, er reise in Geschäften des Königs, vor welchem er doch die Flucht ergriff. Die Wahrheit soll dem Christen in jedem Falle heilig sein; ob er gleich nicht verpflichtet oder auch nur berechtigt ist, jedem alles zu sagen, was ihm als wahr bekannt ist, so muß es sich doch mit dem, was er sagt, wirklich so verhalten; er darf sich nicht nach Willkühr Abweichungen davon erlauben; denn dadurch würde er die Zuverlässigkeit eines redlichen Charakters verletzen; man könnte sich in keinem einzelnen Falle darauf verlassen, ob er wirklich die Wahrheit sagte; immer müßte man befürchten, daß vielleicht irgend ein unbekannter Grund ihn bewöge, sich mehr oder weniger von der Wahrheit zu entfernen; und er selbst würde sich immer mehr an Unwahrheiten gewöhnen, wenn er einmal sich berechtigt glaubte, von der Regel der Wahrhaftigkeit, so oft es ihm nützlich schiene, eine Ausnahme zu machen; er würde allmählig eine immer größere Fertigkeit erlangen, andre durch Unwahrheiten irre zu führen; mithin würde die edle Einfalt eines Menschen ohne Falsch von Tage zu Tage mehr darunter leiden. Auch David scheint, zum Schaden seines Charakters, es schon zu einer gewissen Fertigkeit, Unwahrheiten zu sagen, gebracht zu haben; immer stand ihm eine Unwahrheit zu Gebote, die er mit großer Unbefangenheit vorzutragen wußte, so daß andre leicht dadurch getäuscht wurden. Läßt es sich wohl denken, daß er bei dieser Denkart nichts von der Aufrichtigkeit eines truglosen Menschen eingebüßt habe?

Vielleicht wird man aber denken, daß es unschädliche Unwahrheiten gebe, die man sich wohl erlauben dürfe, und man wird vielleicht gerade David als Beispiel anführen, daß man ganz unschädliche Unwahrheiten sagen könne, weil es niemanden geschadet habe, wenn er den König glauben machte, er sei nach Bethlehem gegangen, wohin er doch zu gehen nicht gedachte. „Sollte, wird man sagen, eine Un„wahrheit unerlaubt sein, die niemanden in der Welt schadet, „hingegen dem, der sie sagt, einen wichtigen Dienst leistet?" Allein wir haben schon bemerkt: Nach christlichen Grundsätzen darf das Rechte dem Nützlichen nicht untergeordnet werden; wir dürfen also auch nicht darum von der Wahrheit abweichen, weil wir einen Vortheil davon zu ziehen glauben. Auch läßt es sich nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Unwahrheit, die wir uns erlauben, ganz unschädlich sei. David hielt zum Beispiele die Unwahrheit, die er dem Oberpriester sagte, gewiß für ganz unschädlich; ja er konnte sich sogar bereden, daß sie dem Oberpriester selbst sehr nützlich sei, denn er konnte denken: „Zu seiner „eignen Sicherheit sage ich ihm das Ding, das „nicht ist; denn nun kann er einen Eid darauf schwö„ren, er habe nichts um Davids Flucht gewußt; er kann „mit Wahrheit sagen, er habe es für seine Pflicht gehalten, „den in Geschäften der Regierung reisenden Abgeordneten des „Königs zu unterstützen; mithin wird meine Unwahr„heit zu seiner eignen Rechtfertigung dienen, „wenn er wegen seines Verhaltens gegen mich zur Verant„wortung gezogen wird, und seine Sicherheit wird „durch meine Unwahrheit befördert werden." Allein wie sehr täuscht sich der Mensch, wenn er die Folgen seiner Handlungen in seiner Macht zu haben glaubt! Gerade die Unwahrheit, womit David den Oberpriester täuschte, war dem Oberpriester und noch fünf und achtzig andern Priestern und deren Familien verderblich; denn diese Unwahrheit verleitete den Oberpriester, mehr für David zu thun, als er sonst vielleicht für ihn gethan haben würde; und diese Unterstützung des Flüchtlings ward von dem Könige als Hochverrath angesehen, und Achimelech und seine Familie mußten nebst noch fünf und achtzig andern Priesterfamilien unschuldiger Weise mit ihrem Leben dafür büßen. Er also mußte sich das schreckliche Unglück so vieler schuldlosen Menschen vorwerfen; auch gestand er selbst, daß er die Schuld an ihrem Tode hätte. So sehr kann der Mensch sich betrügen, wenn er unschädliche Unwahrheiten zu sagen glaubt. Hätte David die Wahrheit gesagt, so würde es von dem Oberpriester abgehangen haben, was und wie viel er für David thun wollte, und es wäre sein eigner Wille gewesen, wenn er die Gefahr mit David getheilt hätte; er hätte sich alsdann nicht sicher geglaubt, und würde, so wie David, die Flucht haben ergreifen können; nun glaubte er aber, durch Davids Unwahrheit irre geführt, nur seine Pflicht gegen den König zu erfüllen, glaubte sich mithin in Sicherheit, und verlor darüber mit so vielen Menschen das Leben. Welche Warnung vor Unwahrheiten, auch vor solchen, die ganz unschuldig scheinen! Alle unglücklichen Folgen, die daraus entstehen, muß der sich vorwerfen, der sie sich erlaubt. Wenn wir der Wahrheit, so gut wir sie wissen, gemäß reden, wenn wir ehrlich und redlich handeln, auch da, wo es vortheilhaft zu sein scheint, anders zu handeln, so mag daraus entstehen, was da will, wir haben uns nichts vorzuwerfen; wir haben es zwar zu bedauern, wenn Unglück daraus entsteht; aber zum Vorwurfe kann es uns nicht gereichen. So bald wir uns aber eigenmächtig Abweichungen von der Wahrheit erlauben, so sind wir für alles Unglück verantwortlich, das daraus entstehen mag. Ferne also von uns, in irgend einem Falle, wie David, Unwahrheiten zu sagen. Ferne von uns, Davids Betragen in dieser Hinsicht zur allgemeinen Regel für unser eignes Verhalten zu erheben! Was ihm, weil er noch keine bessere Einsicht hatte, zu gut gehalten werden kann, das müßte an uns schon strenger beurtheilt werden, weil wir hierüber zu einem richtigern Erkenntnisse gelangt sind.

Eben so verhält es sich mit Davids Betragen in der Philister-Stadt Gath. Nachsichtig wollen wir es gerne beurtheilen, daß er sich daselbst wie ein Unkluger geberdete, daß er aberwitzige Handlungen vornahm, um für einen Menschen zu gelten, der seinen Verstand verloren hätte, und seine Rettung sich dadurch zu erleichtern. Allein wenn auch alle Weisen Grichenlands und alle Helden Roms dasselbe gethan hätten, so würde es doch unter der Würde des Christen sein, sich wahnwitzig und albern zu stellen, um dadurch einen Vortheil zu erhalten. Möge die alte Welt immerhin die Klugheit derjenigen gepriesen haben, die sich in Gefahren auf solche und ähnliche Weise durch ihre Schlauheit gerettet haben, unter Christen gilt Klugheit bei weitem nicht so viel als Weisheit und sittliche Würde. Wir dürfen, um die innere Unanständigkeit eines solchen Betragens zu fühlen, uns nur die Frage vorlegen: „Würde wohl Jesus jemals sich unklug und „wahnsinnig gestellt haben, um einer Gefahr „dadurch zu entgehen?" Unser aller Empfindung wird sein: „Dies läßt sich nicht denken; die sittliche Würde Jesu „würde es nie erlaubt haben, daß er sich etwas der Art er„laubte." Er hatte andre, eines Weisen würdige, Mittel in seiner Gewalt, wenn seine Widersacher ihn greifen wollten, sich aus ihrem Kreise zu begeben; durch Blicke voll Geist und Kraft, durch mächtig beredte Worte wußte er manche Gefahr von sich abzuwenden; aber nie würde er sich unklug gestellt haben, um sein Leben zu retten. Es giebt Hülfsmittel, deren ein Weiser sich nie bedient, gesetzt auch, daß er durch den Gebrauch derselben die größten Gefahren von sich abwenden und die glänzendsten äußern Vortheile sich zueignen könnte. Und wenn es nun nach aller Christen Empfindung undenkbar ist, daß Jesus sich jemals eines solchen Rettungsmittels bedient hätte, so würde es auch eines Verehrers Jesu unwürdig sein, sich so zu betragen. Nicht also nach David, sondern nach Jesus wollen wir uns bilden; nach edlern Grundsätzen lehrt er uns handeln; er verfeinert unser sittliches Gefühl, so daß uns manches an David mißfällt, was er sich vielleicht noch zum Verdienste und zur Tugend angerechnet hat; er weckt in uns einen Sinn für größere sittliche Vortrefflichkeit, als wir von keinem andern Menschen lernen könnten: Er also sei und bleibe unser Vorbild; von ihm lernen wir nur Anständiges, Würdiges, Edles und Gutes. Die Nachahmung seiner wird uns in keiner Rücksicht nachtheilig sein, sondern unsre Vervollkommnung wird in jeder Rücksicht gewinnen, und wir werden dem Urbilde aller sittlichen Güte immer ähnlicher werden.

## Daniel Stoppe,

gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu Hirschberg geboren, wirkte als Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig und starb 1741. Er hinterließ:

Erste und zweite Sammlung deutscher Gedichte. Frankfurt, 1728—42.
Der Parnaß im Sattler. Frankfurt, 1735.
Neue Fabeln und moralische Gedichte. Breslau, 1745. 2 Thle.

Ein gewöhnlicher mittelmäßiger Reimer, jedoch nicht ganz ohne Talent für das Komische, was er besonders in Fabeln und noch mehr in einigen von ihm im schlesischen Dialect geschriebenen Versuchen bewies.

---

## Heinrich Storch,

zu Petersburg, wahrscheinlich 1759 geboren, lehrte eine Zeit lang am Landcadettencorps seiner Vaterstadt und wurde im Jahre 1789 als Collegienassessor im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. 1797 erhielt er den Titel eines Hofraths, 1801 ward er Collegienrath, bald Etatsrath und Ritter des St. Annenordens zweiter Classe daselbst. Seit 1816 trägt er auch den preußischen Adlerorden dritter Classe.

Er gab heraus:

Skizzen, Scenen und Bemerkungen aus einer Reise durch Frankreich. Heidelberg, 1787; neu 1790.
Gemälde von St. Petersburg. Riga, 1794. 2 Thle.
Materialien zur Kenntniß des russischen Reichs. Riga, 1796—98. 2 Thle.
Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs am Ende des 18ten Jahrhunderts. Riga, 1797—1803. 8 Thle.
Briefe über den Garten zu Pawlowsk. Petersburg, 1804.
Rußland unter Alexander dem Ersten. Leipzig und Petersburg, 1803—11.

St's Werke über Rußland sind vortreffliche, mit großem Fleiß und sorgsamer Darstellung geschriebene Hülfsmittel zur näheren Kenntniß dieses Reichs.

---

## Ludwig Storch

ward 1802 zu Ruhla geboren, lebt, nachdem er sich früher in Leipzig und Stuttgart aufgehalten, jetzt als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Gotha.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Beguine. Frankfurt, 1833. 3 Thle.
Bergmüllers Röschen. Die bestrafte Untreue. Gotha, 1836.
Der Diplomat. Frankfurt, 1834.
Dur- und Molltöne. Leipzig, 1827 und 1832.
Erzählungen. Gotha, 1832.
Die Fanatiker. Leipzig, 1831.
Die drei Flämmchen. Gotha, 1824.
Der Fluch des Urahn. Gotha, 1835.
Förberts-Henns. Leipzig, 1830.
Der Freibeuter. Leipzig, 1834.
Der Freiknecht. Leipzig, 1830—33.
Das Fürstenhaus von Gotha. Erfurt, 1826.
Der Glockengießer. Leipzig, 1830.
Heimgebrachtes. Stuttgart, 1829.
Die Intrigue. Frankfurt, 1828 und 1833.
Der Caricaturist. Frankfurt, 1835.
Knospen. Göttingen, 1824.
Die Königsbraut. Mainz, 1832.
Kunz von Kauffungen. Leipzig, 1828 und 1831.
Der Jacobsstern. Frankfurt, 1836.
Thüringische Chronik. Gotha, 1841.
Erzählungen und Gedichte in Almanachen und Zeitschriften u. s. w.

Ein reiches Talent, voll Gluth der Phantasie, poetischer Schöpfungskraft und lebendiger Darstellungsgabe, aber nicht ruhig genug, um bei so bedeutenden Fähigkeiten ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, was freilich auch wohl die Schuld des Druckes der Verhältnisse sein mag, die mitunter schwer auf ihm lasteten, und bei denen man daher die Biegsamkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes um so mehr bewundern muß. In allen seinen Leistungen finden sich ohne Ausnahme sehr glückliche Momente, aber nicht selten auch üppige Auswüchse. Sein gelungenstes Werk bleibt sein Kunz von Kauffungen; sein gediegenstes möchte dagegen wohl der Jacobsstern sein. Wäre es St. vergönnt gewesen, seinen Anlagen eine ungestörtere Entwickelung und größere Reife zu bereiten, so würde er gewiß einen sehr hohen Rang unter unseren Romandichtern einnehmen, da er jetzt schon zu den beliebtesten Erzählern gerechnet wird, und sich eines sehr großen Kreises von Lesern erfreut. Wie Treffliches er bei größerer Muße zu leisten vermöge, beweise nachfolgendes Buch seiner lange und sorgfältig vorbereiteten Chronik von Thüringen.

---

### Aus Storch's Thüringischer Chronik.

#### Erstes Buch.

Vorhalle der Geschichte und das Königreich Thüringen.

Vom ersten Auftreten der Thüringer in der Geschichte bis zum Untergange ihres Königsreichs 404 bis 531 n. Ch.

##### Erstes Kapitel.

Vorhalle der Geschichte.

1.

Abstammung und Name der Thüringer.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung tritt plötzlich ein deutscher Volksstamm in der Geschichte auf, dessen sie früher nicht erwähnte, und den sie mit dem Namen der „Thüringer," Toringer oder Döringer bezeichnet. Die Geschichtschreiber, die sie zuerst nennen, [1] sprechen von ihnen, nicht als von einem erst werdenden, sich bildenden, sondern als von einem fertigen, allgemein bekannten großen Volke. Es wäre demnach überflüssig gewesen, die Zeitgenossen über dasselbe belehren zu wollen. Und deshalb lassen die Chronisten uns, die späten Nachkommen, auf die jene allgemeine, vorausgesetzte Kenntniß der Verhältnisse des thüringischen Volks durch mündliche Fortpflanzung nicht übergegangen ist und der Natur der Sache nach nicht übergehen konnte, völlig im Dunkeln über die Abstammung und das Entstehen, über das Wachsthum und die Ausbildung dieser Völkerschaft zu einer solchen, und eben so wenig geben sie einen Fingerzeig über die Entstehung des Namens derselben und dessen Ableitung. Da nun nicht zu hoffen steht, daß noch alte und ausführlichere Geschichtsquellen aus jenen nebelhaften Jahrhunderten werden aufgefunden werden, so ist anzunehmen, daß über die geschichtlichen Anfänge des thüringischen Volks und über die richtige Deutung seines Namens niemals eine genügende Helle verbreitet werden wird. Seine Wiege ist, wie die meisten Völker, mit dichten Schleiern verhängt, die kein menschliches Auge, rückwärts schauend, je zu

durchdringen vermag. Eine unfruchtbare und thörichte Mühe aber ist es, sich in gehaltlosen Vermuthungen zu ergehen, und, von Wortähnlichkeiten verleitet, wunderliche Schlüsse zu machen. Selbst die wahrscheinlichste Vermuthung, die nicht auf historischen Quellen fußt, schwebt in der Luft und kann keinen Platz in der Geschichte finden. Die Bearbeiter der thüringischen Geschichte haben sich vordem in dieser Beziehung viele Lächerlichkeiten zu Schulden kommen lassen. [2] Wir sind nicht mehr so kühn, in einer dichten Nacht, die anderthalb tausend Jahre hinter uns liegt, Gegenstände entdecken und unterscheiden zu wollen; uns genügt, die ersten Strahlen der Geschichtssonne, welche die über das junge Thüringervolk gelagerten Nebelhüllen zerreißt und uns einige hervorragende Punkte des neuen Landes zeigt, sorgsam zu sammeln, und mit menschlich schwachem Auge, das in jener Frühe die Sage nicht immer von der Geschichte zu sondern vermag, den allmäligen Sieg des Lichtes Schritt für Schritt zu verfolgen, bis endlich die ganze Landschaft hell und frei vor unsern Blicken liegt.

Die Länderstriche, in welchen wir die Thüringer bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhaft finden, hatten vier Jahrhunderte früher, römischen Schriftstellern zu Folge, die sich mit den Zuständen deutscher, mit den Römern in feindliche und freundliche Berührung gekommener Völkerschaften beschäftigten, die Stämme der Chatten, Cherusker und Hermunder [3] inne, die einer jener Autoren mit den Sueven zum großen Hauptstamme der Hermionen oder besser Herminen zählt. Der Name der Cherusker und Hermunder ist im Laufe jener vier Jahrhunderte verschwunden, dagegen der der Thüringer aufgekommen. Der der Chatten und Sueven hat sich in „Hessen" und „Schwaben" bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob nun Cherusker und Hermunder, oder die Hermunder allein im Laufe jener nachtumhüllten Zeit einen neuen Völkerbund bildeten, der sich, vielleicht von einem mächtigen Anführer, dessen Andenken in der Geschichte verloren gegangen, Thüringer nannte, oder ob die Thüringer ein eigner deutscher Volksstamm war, der jene von ihren Sitzen verdrängte und sie selbst einnahm: wer darf das Eine oder Andere behaupten? [4] Jedenfalls gehört die Geschichte der Cherusker und Hermunder, wie sie uns die römischen Schriftsteller bruchstückweise überliefert haben, nicht in eine thüringische Chronik, die es nur mit den Thüringern als solchen zu thun hat, sondern in eine Geschichte des deutschen Volks überhaupt.

## 2.

### Die Grenzen der Thüringer.

Die Grenzen der Wohnsitze der ältesten Thüringer anzugeben, ist nicht minder eine Sache der Unmöglichkeit; denn die gleichzeitigen Geschichtschreiber reden davon nur in den unbestimmtesten Ausdrücken. Der Geschichtsforschung ist daher nirgend ein sichrer Anhaltepunkt gegeben, von wo aus sie sich weiter verbreiten könnte. So viel scheint nicht bezweifelt werden zu dürfen, daß die ältesten Thüringer südlicher wohnten, als das Land gelegen ist, dem sie später ihren Namen gegeben, und wahrscheinlich von den Quellen des Mains bis zur Donau hinab. Durch ihr Land gingen mehre Flüsse, von denen zwei genannt werden „Bac," vermuthlich die Nabe, und „Reganum" die Regen, die beide in die Donau fielen.

Im sechsten Jahrhundert, bevor sie dem mächtigen Frankenbunde einverleibt wurden, besaßen sie einen großen Länderstrich, aber man kann vom Umfange des Königreichs Thüringen nur in allgemeinen Angaben sprechen. Im Norden berührte es das Gebiet der Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Thüringen vorgedrungen, als in der nächstfolgenden Zeit, und Nordthüringen reichte über den Harz hinaus, bis an die Elbe; im Westen dehnte sich das Thüringerreich bis in die Gegend des Rheins und die Uferfranken waren hier die Nachbarn der Thüringer, wie die Alemannen im Süden jenseits der Donau. Ob sie im Osten schon damals mit slavischen Wenden zusammenstießen, ist ungewiß und zweifelhaft; hundert Jahre später war es der Fall.

## 3.

### Die politische Verfassung der Thüringer.

Auch über die bürgerliche Verfassung der Thüringer in diesen frühen Zeiten lassen sich keine bestimmten Angaben machen. In das schon bezeichnete Dunkel ist der Zeitpunkt gehüllt, wann ihre Regierungsform aus der patriarchalischen in die königliche überging. Nur der sinkende Stern dieses Königthums tritt blutroth flammend aus der geschichtlichen Nacht hervor. Alles, was als früher geschehen, von Spätern erzählt wird, sind Sagen, womit hellere Jahrhunderte stets geneigt sind, die dunkeln Partien der Jugend eines Volks auszuschmücken und zu übermalen, wie das Brockengespenst sich abenteuerlich auf den Nebelschichten gestaltet, die die niedern, den höchsten Harzberg umgebenden Berge einhüllen.

Wie groß der Umfang der königlichen Gewalt war und ob nicht im Kriege größer als im Frieden, wie ihr Verhältniß zu den drei Volksklassen, den Adligen („Adelingen"), den freien Männern („Frilingen"), und den Leibeignen, und dieser untereinander, läßt sich, da Gleichzeitige nichts darüber niedergeschrieben haben, nicht angeben. [5] Das thüringische Volk verlor viel zu früh seine Selbstständigkeit, als daß ein Geschichtschreiber aus ihm hätte erblühen können. Unsere Quellen sind meist fränkische und später sächsische Chronisten, die für die thüringischen Zustände und Verhältnisse keine patriotischen Sympathien hatten und ihrer nur gelegentlich gedenken.

Zwar treten bei Tacitus auch schon Könige auf, aber man weiß nicht recht, was man aus ihnen machen soll, und zur Erklärung der spätern königlichen Würde bei den Franken und Thüringern können sie nicht dienen. Die Adelinge waren jedenfalls nur ursprünglich reiche Grundbesitzer, die ihren Knechten gegen bestimmte Abgaben Theile ihrer Ländereien einräumten; diese Hintersassen werden unter den Namen „Lazzen" und „Liten" aufgeführt. Sie sind zu unterscheiden von den Leuten, welche gekauft und verkauft wurden, also Leibeigene waren. Wer sein kleines Gut selbst bewirthschaftete und keinen Zins einzunehmen hatte von Lazzen und Liten, scheint ein „Friling" gewesen zu sein, ein freier Mann, der, auf seinem Erbe sitzend, von Niemand abhängig war.

Aus dem Verhältniß der Adelinge zu ihren Knechten mochten sich die Gemeinden gebildet haben, und aus der Vereinigung derselben zu Trutz und Schutz und zur gemeinsamen Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, die Gaue, deren in Thüringen unter der fränkischen Oberherrschaft mehre genannt werden. Der Adel kam durch Reichthum, Ansehn und Kriegsthaten natürlich an die Spitze dieser Verbindungen und übte Einfluß auf das übrige Volk aus. Die ältesten des Adels führten also auch den Vorsitz in den Volksversammlungen der Gauen, und erhielten den Namen der „Grauen" (Graven). Später wurde der Weiseste oder Angesehenste mit dieser Würde beehrt, der Name aber blieb, er war der Gau-Graf. Zur Schlichtung der Rechtshändel waren aber die Männer des Volks in Abtheilungen von je hundert gebracht, denen jedesmal ein besonderer Graf vorstand, der erst gewiß der Hundert-Graf, und nur später, als die lateinische Sprache mehr aufkam, der Centgraf hieß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die hundert Männer wiederum in zehn Abtheilungen zerfielen, und zehn Männer wiederum einen Vorsteher hatten, der ihre Rechtsangelegenheiten schlichtete. [6]

Zu bestimmten Zeiten versammelte sich der ganze verwandte Volksstamm zu Berathungen, die mehre Tage dauerten. Dies waren zugleich Festtage für das Volk.

Das Bedürfniß gegenseitigen Schutzes führte die einzelnen Gauen wieder zu größeren Bündnissen zusammen, und bei diesen großen Veränderungen gingen wahrscheinlich die Namen der Völkerstämme, die zu ihnen traten, allmälig unter im gemeinsamen Namen des Bundes. Ein solcher Bund war jedenfalls der der Thüringer, ein solcher der der Franken u. A.

Wie nun dem einzelnen Gau ein Graf vorstand, so mußte der Vereinigung vieler Gaue und Stämme ein vortragendes Haupt vorstehen, und so entstand aus der Natur der Sache die königliche Würde, die im Anfange gewiß nichts weiter war, als die Würde eines Vorsitzenden in der Volksversammlung, der die Berathung leitete, dann aber als oberster Richter zu größerer Macht gelangte.

## 4.

### Kultur, Sitten und häusliches Leben der Thüringer.

Es läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß der Kulturzustand der ältesten Thüringer dem der übrigen deutschen Völkerstämme gleich war; wenigstens ist keine Nachricht vorhanden, die das Gegentheil für sie in Anspruch nähme. Sie waren einfache Kinder der Natur.

Als ein junges kriegerisches Volk konnten die Thüringer nicht im Besitz einer Geisteskultur sein, die der Jugend eines Volks niemals eigenthümlich ist. Aber gewiß erfreuten sie sich der an allen deutschen Stämmen gerühmten Tugenden der Treue, der Keuschheit, der Gastlichkeit, der Herzenseinfalt, des Muthes und der Todesverachtung, und die bei den Römern allgemein verbreiteten Laster waren der großen Menge unbekannt und wurden mit einer furchtbaren Strenge bestraft. Wenn nun auch die Schilderungen der römischen Schriftsteller sich auf Zeiten bezogen, welche über dreihundert Jahre vor das Auftreten der Thüringer fallen, so wechselte das Eigenthümliche und Charakteristische im einfachen Volksleben der Deutschen in jenen frühen Tagen zu wenig, und es wird zu oft ausdrücklich erwähnt, daß sie an der Sitte der Väter festgehalten, als daß man nicht anzunehmen berechtigt wäre, was zur Zeit des großen römischen Schriftstellers Tacitus von

den Deutschen überhaupt gegolten habe, dürfte eben so gut auch von den Thüringern ins Besondere gelten; ja wir sind anzunehmen berechtigt, daß die Sitten der Thüringer, die in der Mitte Deutschlands wohnend, mit den spätern kraftlosen Römern in keine Berührung gekommen waren (sonst würden wir wahrscheinlich durch römische Schriftsteller ihre erste Geschichte kennen), ein reineres Gepräge trugen, als die frühern deutschen Völkerstämme, welche in vielfachem Verkehr mit den Römern gelebt und viele Laster derselben überkommen hatten.

Zuerst werden die Thüringer wegen ihrer schönen Pferde erwähnt (um 404); später findet man sie unter den deutschen Völkerschaften genannt, welche wahrscheinlich durch Bündnisse von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila gewonnen, in seinem Heere fochten und nach dessen Tode (453) die Römer an der obern Donau auf eigne Hand feindlich anfielen. Sie waren also ein wohlberittenes, kampfgeübtes Volk. Ihre ungeheuern Wälder machten sie dabei zu Jägern, ihre Flüsse und Seen zu Fischern, ihre Thäler und Matten zu Hirten, ihre Ebenen zu Ackerbauern. Wenn schon zu Tacitus Zeiten der Ackerbau der Deutschen auf keiner niedern Stufe stand, so darf man von den Thüringern erwarten, daß sie verständige Landwirthe waren. Krieg und Ackerbau, vorzüglich wenn letzterer schon Jahrhunderte betrieben worden ist und das Volk an den heimischen Boden gefesselt hat, bedingen Gewerbe, ja der Glanz des Königthums, sei er in Vergleich mit spätern Zeiten auch noch unbedeutend, steigert das Bedürfniß und ruft seine Befriedigung hervor. Die an Pracht und Luxus gewöhnte Nichte Theodorichs des Großen, Königs der Ostgothen, des Pflegers der Künste und Wissenschaften in Italien, deren gelehrte Bildung und feine Sitten von ihrem Oheim gerühmt werden, brachte gewiß Ansprüche aus Italien mit nach Thüringen, denen man zu genügen sich bestreben mußte, und so waren Künste und Wissenschaften in Thüringen höchst wahrscheinlich im Keimen begriffen, als ein grausames Schicksal ihre Entwickelung hemmte.

Der adlige und freie Mann verachtete die Beschäftigung des Ackerbaus und der Gewerbe, er lag den Waffenübungen und der Jagd ob. Die Knechte und Leibeigenen arbeiteten. Die Frauen spannen, webten und verfertigten die Kleider. Die Wolle des Schaafs und die Häute der Thiere wurden zur Bekleidung verarbeitet.

Auch das Bauwesen mußten die Thüringer schon in einer gewissen Vollkommenheit verstehen, da in der Geschichte ihrer Besiegung durch die Franken eine befestigte Stadt genannt wird, wenn diese Angabe nicht auf einem Irrthum eines weit spätern sächsischen Chronisten beruht. Doch fällt die Erbauung der ersten Städte in diese Zeiten. Das Zusammenleben in Städten setzt aber schon einen erhöhten Kulturzustand voraus.

Das häusliche Leben der Thüringer war, den erhaltenen Andeutungen nach, einfach und ehrenwerth. Der Mann hatte nur ein Weib und dadurch wurde der hohe moralische Werth der Ehe bedingt. Der Ehebruch wurde mit schmachvollem Tode bestraft. Das ganze Volk der Thüringer scheint wuthentflammt über den Ehebruch seiner Königin Basina gewesen zu sein, und sie durch einen verheerenden Einfall in das Ländergebiet ihrers Verführers, des Frankenkönigs Childerich gerächt zu haben. Das konnte nur ein Volk, dem die Reinheit der Ehe als heilig galt. Die Frau war die Genossin, nicht die Sklavin des Mannes. Der Jüngling wuchs in Waffenübungen auf und weidete die väterlichen Heerden; die Jungfrau wurde von der Mutter im Spinnen und Weben unterrichtet. Die Geschlechter lebten zusammen, doch war Keuschheit ihre höchste Zierde. Erst wenn der Jüngling reif war zum Manne und sich durch Gesinnung und That als würdig bewährt hatte, vermählte er sich nach dem Rath seiner Verwandten mit der gleichfalls reifen Jungfrau. Die Ausstattung oder das Brautgeschenk gab der Jüngling der Braut. Es bestand in den frühern Zeiten, nach Tacitus, in einem Gespann Rinder, einem Schlachtroß, einem Schilde, Spieß und Schwert. Auch der thüringische König Herminfrid sandte die Brautgabe nach Italien, ausgezeichnet schöne silberfarbne Rosse, als er um Amalberg, Theodorichs Nichte, freite.

Die Bande der Liebe und Tugend hielten das Haus zusammen und gaben ihm eine hohe moralische Kraft. Diese äußerte sich auch in körperlicher Blüthe, ein kräftiges Geschlecht nach dem andern erstand aus diesen Häusern; die Körperstärke, oft von den entsittlichten und geschwächten Römern bewundert, öfter noch gefürchtet, war ein Resultat der Reinheit und Tüchtigkeit der Gesinnung und Gesittung. Diese zeigte sich unter andern auch in der Tugend der Gastlichkeit. Der Fremdling war in jedem Hause willkommen; er wurde als Freund betrachtet, sein Haupt stand unter dem Schutze des Familienvaters, man pflegte sein mit liebender Sorgfalt, und zwischen ihm und der gastlichen Familie wob sich ein festes Freundschaftsband.

Die Lebensmittel waren einfach und bestanden meist nur aus Brod, Milch und Fleisch. Butter scheint man schon bereitet zu haben. [7] Die feinen Erzeugnisse der römischen Küche kannten gewiß nur wenige, die in Italien gelebt hatten. Eins war tadelnswerth, die Liebe zum Trunk. Schon Tacitus giebt an, daß die Deutschen Bier gebraut haben. Wein erhielten sie durch Handel von den Galliern, später von den Franken. Bei den Volksversammlungen liebten sie, sich zu bezechen. Es galt für einen Ehrenpunkt, ja für eine Tugend (wie die Tapferkeit) viel zu trinken, und gerade diese zweideutige Tugend hat sich schier am längsten erhalten.

## 5.

### Die Religion der Thüringer.

Am meisten ist der Mangel bestimmter Nachrichten über das innerste Wesen, die Gefühlswelt unsrer vorchristlichen Vorfahren zu beklagen. Aber hier gerade fehlt uns jegliche Anschauung. Wenn auch die Ueberlieferungen hinsichtlich der äußern Lebensverhältnisse dürftig sind, so läßt sich aus ihnen doch wenigstens ein Bild skizziren; was uns die Schriftsteller über das Verhältniß sagen, in welches sich die menschliche Schwäche und Abhängigkeit jener edlen, reinen Menschen zu einem höhern Walten stellte, läßt nicht einmal eine Vermuthung zu. Von dem eigensten geistigen Lebensborn dieses Volkes, wonach wir es allein richtig zu beurtheilen vermöchten, kennen wir nur einige Aeußerlichkeiten, aus denen man nur allgemeine Schlüsse zu ziehen wagen darf. Aber auch diese dürfen nicht an das geistige Band dieser äußern Erscheinungen rühren, dürfen die Seele nicht erfassen wollen: diese ist für ewig entflohen.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß das innere und äußere Religionswesen der Thüringer d. h. ihre seelische Anschauung des höchsten Wesens und der Kultus, ihre Götter- und Heldensagen, im Allgemeinen nicht sehr verschieden war von dem der übrigen deutschen Völkerstämme. Die religiöse Gefühlsweise aller Völkerschaften, die durch Sprache, Sitte und mündliche Ueberlieferungen sich als stammverwandt erwiesen, mochte in ihren Grundzügen wohl mit der der Bewohner des hohen Nordens, die ja auch deutschen Ursprungs waren, zusammenfallen; und die Götter- und Heldensage der südlichern deutschen Volksstämme war ihren Hauptmomenten nach wahrscheinlich dieselbe wie die skandinavische, die, in einer weit spätern Zeit zusammengestellt, uns erhalten worden ist. Aber wenn wir auf der einen Seite nicht wissen können, wie groß oder klein die Aehnlichkeit beider war, so auf der andern eben so wenig, wie weit die uns von so späten Dichtern des Nordens aus alten Liedern und Sagen zusammengestellte Religionslehre der frühern Wirklichkeit entspricht, wie viel die Jahrhunderte, wie viel die christlichen Dichter hinzugethan, weggelassen, verändert und verfälscht haben [8].

Es ist sehr voreilig, als ausgemacht anzunehmen und hinzustellen, die Thüringer hätten die Götter der Skandinavier verehrt, ja wohl gar den Namen Thüringer vom Gotte Thor ableiten zu wollen. Alles was man zugeben kann, ist, daß der Gott der Schlachten und Siege, Wodan, bei den Skandinaviern Odin, der bei den Sachsen, Longobarden, Alemannen verehrt wurde, auch die höchste Gottheit der Thüringer gewesen sein dürfte.

Tacitus nennt eine Gottheit der Deutschen Mercur, eine andere Mars, d. h. er suchte dem deutschen Kultus einen irgend ähnlichen römischen Begriff anzupassen, so gut es ging (denn er konnte ja den damit verbundenen Begriff der Deutschen nicht kennen), und nannte nun den deutschen Gott, dessen eigentlicher Name ihm vielleicht nie genannt worden war, mit dem römischen. Ob nun Mercur oder Mars den Wodan bedeute, ob der andere vielleicht Thor war, das sind Fragen, die niemals beantwortet werden können. Und wenn man nun auch nach Tacitus Worten „die Germanen verehren am meisten den Mercur, dem sie auch an gewissen Tagen Menschenopfer darzubringen für Pflicht halten," behaupten könnte, dieser Mercur sei Wodan gewesen; was wäre dadurch gewonnen?

Cäsar sagt ganz kurz, die Deutschen hätten keine Priester, brächten keine Opfer und hielten die Sonne, den Mond und den Vulkan für Götter. Dies scheint auf Sonnen- und Feuerdienst zu deuten, aber von einer Verehrung dieser Götter sagt er nichts. Hinsichtlich der Opfer sind Tacitus und Cäsar in Widerspruch. Tacitus nennt noch den erdgebornen Gott Tuisco und dessen Sohn Man als die Stammväter der deutschen Heldengeschlechter, und fügt hinzu, daß diese beiden in alten Liedern gefeiert würden. Schwerlich bezeichneten diese Namen Götter, denen ein besonderer Kult geweiht war; sie waren nichts als die mythische Wurzel des ganzen Volksstam-

mes, der Tuisco, Düsko, Dütske, der Deutsche, und der Mann der Repräsentant des Volks überhaupt. Mit dem Religionswesen selbst hat diese an und für sich wichtige Angabe nichts zu thun. Was Tacitus von jenem beibringt, ist geeignet, uns einen würdigen Begriff von der geläuterten und erhabenen religiösen Gefühlsweise unserer Vorfahren zu geben. Er sagt nämlich: die Himmlischen wären ihnen viel zu groß, als daß sie dieselben in Wände einzuschließen, oder ihnen irgend eine Aehnlichkeit des menschlichen Antlitzes verleihen zu dürfen glaubten. Sie bezeichneten mit der Götter Namen das Geheime, das sie nur mit Ehrfurcht schaueten, und weiheten Haine und Wälder zu Plätzen ihrer Verehrung jenes Geheimen. Zwischen den Nachbarstämmen der Chatten und Hermunder entstand, ebenfalls nach Tacitus Erzählung, ein blutiger Kampf um die Salzquellen an einem Grenzflusse, den Spätere für die fränkische Saale halten, aus dem Grunde, weil der Glaube unter diesen Völkerschaften herrschte, daß solche Orte dem Himmel am nächsten seien, und die Gebete von den Göttern nirgends besser gehört würden; daher komme durch die Gnade der Götter an jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei andern Völkern durch Austretung des Meers, wobei das Wasser vertrocknete, sondern über einen Haufen brennendes Holz gegossen, wobei das Salz aus zwei sich widerstrebenden Urstoffen gerinne, dem Feuer und Wasser. Aus der Geschichte des heiligen Bonifacius, des Apostels der Thüringer, erfahren wir, daß er eine uralte, mächtige Eiche bei Geismar in Hessen niederhauen ließ, unter welcher das Volk den Donnerer anbetete, welchem sie vielleicht geweiht war. Ein Volk aber, das im Schattendüster heiliger Haine, im Rauschen eines alten ehrwürdigen Eichbaums, im geheimnißvollen Geflüster der Quellen zum höchsten unsichtbaren Wesen betete, konnte in seinen Gefühlsbeziehungen unmöglich auf einer so niedrigen Stufe religiöser Bildung stehen, wie man wohl glaubhaft zu machen gesucht hat. Man begreift nicht, wie man einem Volke hat Götzenbilder aufbürden können, das so hohe und reine Begriffe von der Gottheit hatte. Und von Tacitus bis zu den Thüringern ist doch nicht so weit, es sind keine so wichtige Begebenheiten vorgefallen, daß die Völker aus einer edlen Religion in rohen Götzendienst hätten verfallen können. Deshalb sind alle die Götzenbilder, welche in Thüringen an verschiedenen Plätzen gestanden und zum Theil von Bonifacius zerstört worden sein sollen, nur der Einbildungskraft christlicher Schriftsteller entsprungen, denen die Anschauung des Gottesdienstes ihrer Altvordern verloren gegangen war. Solcher Götzen werden viele genannt, als der Krodo, der Biel, der Hastard, die am Harze verehrt worden sein sollen, der Stuffo, der bei Eschwege auf einem Berge gestanden haben soll, die Lara und die Jecha, denen man den Sitz in der Gegend von Sondershausen anwies, der Püstrich, der noch vorhanden und auf dem Rothenberge in der Goldenen-Au gefunden wurde, der Fortan, der Loll bei Mainz, die Holle oder Holde im Thüringerwalde. Die jetzige Geschichtschreibung ist von diesen Irrthümern zurückgekommen, zu welchen wahrscheinlich die Nachbarschaft der slavischen Völker Veranlassung gab, welche in jeder Hinsicht tief unter den Deutschen stehend, viele Götzenbilder hatten und anbeteten. Deutsche, die über Slaven Siege erfochten, mochten wohl solche Götzenbilder als Beute mit in ihre Heimath nehmen, die dann später zu so falschen Deutungen Veranlassung gaben. Auch beging Karl der Große die Sünde an den Deutschen, Slaven unter sie zu versetzen. Und wenn diese auch mit Gewalt getauft worden waren, so hingen sie doch allzuhartnäckig an ihrem Aberglauben; und so war eine Verwechselung Späterer, die dieses Verhältniß nicht kannten, leicht möglich.

Es soll inzwischen keineswegs behauptet werden, daß die alten Thüringer gewisse Ideen oder Naturkräfte sich nicht in bestimmten, ihrer Kindlichkeit angemessenen Anschauungen versinnlicht hätten. Aber wer will jetzt noch feststellen, was davon in das Gebiet der Religion, in das des Aberglaubens gehört, da wir von beiden kaum die äußern Grenzlinien kennen? Alle Völker sind in ihrer Jugend denselben Weg gewandelt; denn die Jugend eines Volkes hat, wie die des einzelnen Menschen eine glühendere Phantasie und einen unreifern Verstand, als das späte Alter; und einzelne dunkle Sagen, Gebräuche, die in vorchristlicher Zeit wurzeln, alte Namen, die an Localitäten haften geblieben sind, deuten genugsam darauf hin. So ist die der Sagenwelt angehörige, im Hörselberge hausende Frau Holle oder Holde, welche sicherlich nur christliche Mönche, in dem ihnen bekannten römischen Heidenthume einen analogen Begriff suchend, zur Frau Venus stempelten, eine solche versinnlichte Idee. Sie fährt in den zwölf Nächten mit dem wüthenden Heere aus dem Berge heraus und umkreis't in der Mitternacht das Thüringerwaldgebirge. In den vom Aberglauben gewebten Hüllen dieser merkwürdigen Sage scheint ein Religionskult unsrer heidnischen Vorfahren verborgen zu liegen. Aber wer reicht uns den Schlüssel zu dem Geheimniß? Dieser ist für ewig verloren gegangen.

So waren die Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Erntefeuer, die im Mittelalter Nachts auf den Bergen flammten, unbestreitbar heidnischen Ursprungs, und deuten auf eine heilige Feier des Sonnenlaufes hin, jedesmal die Punkte bezeichnend, wann die Sonne der Erde am nächsten und am entferntesten stand. Die heimlichen Zusammenkünfte auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, und die heiligen Feuer, die dort mit seltsamen Gebräuchen von den Thüringern und Sachsen, trotz des Verbots der herrschenden Franken, abgebrannt wurden, scheinen ebenfalls ihren Ursprung in den Sonnen- und Feuerkult zu haben, auf welchen Cäsar bereits hindeutet. Doch von der Feier der durch die größten Gestirne bestimmten Zeit-Abschnitte im Jahreslauf mit dem der Sonne verwandten irdischen Feuer bis zum Anbeten der Sonne, des Monds und des Feuers ist noch ein ungeheurer Weg.

Zum Kultus gehörten ohnstreitig die Gebräuche, wodurch die alten Deutschen die Zukunft erforschen zu können glaubten. Tacitus berichtet darüber Merkwürdiges. Sie schnitten einen Zweig von einem Fruchtbaum, vielleicht von der bedeutungsvollen Mistel, theilten ihn in Stäbchen und warfen diese, durch gewisse Zeichen unterschieden, blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. In öffentlichen Angelegenheiten that dies der Priester des Gaus, in häuslichen der Hausvater selbst. Mit Gebet und zum Himmel gerichteten Blick hoben sie die Stäbchen dreimal auf und deuteten sie nach den vorher eingedrückten Zeichen. War die Deutung ungünstig, so fand über den in Frage stehenden Gegenstand an demselben Tage keine Berathung statt; war sie günstig, so suchte man durch Vorbedeutungen Gewißheit darüber zu erlangen. Wie bei anderen Völkern befragte man die Stimmen und den Flug der Vögel, aber den Deutschen eigenthümlich war das Befragen der Pferde. In den heiligen Hainen und Wäldern wurden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, die niemals eine Arbeit verrichteten. Diese wurden an den heiligen Wagen gespannt, der Priester und der König oder Fürst des Volks begleiteten sie, und beobachteten und deuteten ihr Wiehern und Schnauben. Dieses Befragen der Pferde fand bei der Menge wie bei den Vornehmen das größte Vertrauen. Wir wissen, daß Thüringen das Vaterland der herrlichsten silberfarbenen Pferde war, und so läßt sich annehmen, daß dieser religiöse Gebrauch in diesem Lande vorzüglich blühte.

Doch aus allen diesen einzelnen Aeußerlichkeiten läßt sich niemals ein Ganzes zusammenstellen, weil der innere geistige Zusammenhang fehlt, die Gemüthsanschauung, der eigentliche geistige Kern der Religion, und nur so viel kann man mit Gewißheit schließen, daß die religiösen Begriffe unsrer heidnischen Vorfahren, wenn auch den christlichen gänzlich fremd und entgegengesetzt, keineswegs so roh und ungeläutert waren, wie spätere christliche Schriftsteller sie darzustellen bemüht gewesen sind, und daß die Form ihrer Gottesverehrung eine des höchsten Wesens keineswegs unwürdige war.

Mit bestimmten Behauptungen in dieser Beziehung kann man nicht vorsichtig genug sein, und es ist weit vernünftiger zu gestehen, daß wir vom Religionswesen der alten Thüringer so viel wie nichts wissen und niemals etwas wissen können, als in dem breiten und ausgefahrenen Geleis der früheren Chronisten und Geschichtschreiber sich bequem fort zu bewegen und mit anstößiger Gewißheit zu erzählen, welche Götter die Thüringer verehrt, welche Gebräuche dabei obgewaltet, wo die Bilder derselben gestanden u. s. w.; lauter aus der Luft gegriffene Behauptungen, oder Schlüsse aus dunkeln kurzen Angaben und Ortsnamen, aus denen man nichts schließen kann. Das lächerlichste aber ist, die poetischen Sagen der Edda abzuschreiben und sie für die Religion der Thüringer auszugeben.

---

## Zweites Kapitel.

## Das Königreich Thüringen.

### 1.

Sagen aus der frühesten Zeit der Thüringer. Sagenhafte Könige. Attila's Hochzeitfeier und großer Landtag in Eisenach. Disargum.

Die Sage ist die Amme der Völker, die Geschichte deren Erzieherin. Auch die Kindheit des thüringischen Volks hat die Sage genährt und mannichfach umschmückt. Der Chronist, der in unsrer Zeit die alten Begebenheiten wiedererzählt, berichtet zwar ihre Gedichte, aber er scheidet sie so viel als möglich von den auf gesichteten Quellen begründeten Aussprüchen der Geschichte; die Chronisten der frühern Zeiten gaben dagegen die Plaudereien der Sage für Geschichte und brachten dadurch große Verwirrung in dieselbe.

In das Gebiet der Sage sind eine Reihe von Königen, die über die Thüringer geherrscht haben sollen, nebst ihren Thaten und Erlebnissen zu verweisen. Ihre mythischen Namen tauchen aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, selbst noch Nebelgebilde, hervor, bunte Bilder einer Spiegelung, die jeder Wirklichkeit entbehrt. Sie gleichen auch verwitterten Steinbildern, deren Züge und Schmuck durchaus nicht mehr zu erkennen sind, und die die Sage für etwas ganz anders ausgiebt, als sie zweifelsohne ihrer ursprünglichen Bedeutung nach waren. Da hören wir von einem Könige Erpes oder Erpo, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll; von einem Könige Hoyer oder Hogelin, der sich mit den Franken gegen die vordringenden Alemannen verbündet haben soll; von einem Könige Otterich oder Athanar, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen. Es werden ferner als Könige der Thüringer genannt Walderich oder Balderich, Withulf oder Bitholf, Namen, an welche die Sage nicht einmal ein fabelhaftes Ereigniß knüpft. Freigebig dagegen hat sie den König Gunther oder Gundar bedacht, dem sie die uralte Stadt Eisenach — östlicher als die jetzige Stadt gelegen — zum Königssitz anweist, und eine wunderschöne Tochter Kriemhilde zuertheilt. Dorthin, so erzählt sie, kam der Hunnenkönig Attila, die Gottesgeißel der Völker, mit seinem Heere und gewann Kriemhilden zum Weibe. Zum Beilager schrieb Attila einen großen Landtag gen Eisenach aus und lud alle deutschen Fürsten ein. Es kamen ihrer auch Viele, die sich um die Gunst des gewaltigen Etzel [9] bewarben, oder schickten ihre Gesandten; glänzende Feste wurden gefeiert, und das Rennen, Turnierstechen und anderes Ritterspiel dauerte viele Tage. Drauf wurden die Gäste vom Hunnenkönige reich beschenkt und gnädig entlassen. Er selbst aber verweilte noch eine Zeit lang in Thüringen und soll sogar dessen König geworden sein, war mild und kostfrei, münzte die alten Decemspfennige, die man zuweilen noch ausackert, und hielt glänzenden Hof. Auch lagerte er mit seinem Heer bei Tonndorf hart am See, waidwerkte und fischte allda, wo man den Ort jetzt noch den Königsstuhl heißt, und brach dann auf, das römische Kaiserthum zu überziehen. — Diese Sage spielt offenbar in den Sagenkreis des Nibelungenliedes, des mitteldeutschen Nationalgedichtes hinüber, wo König Etzel Kriemhilden, die Schwester des Königs Gunther von Burgunden, freit. Schwerlich kam Attila auf seinem Zuge gegen die Franken und Römer nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Schriftstellern gewiß nicht unerwähnt geblieben.

Eben so sagenhaft und geschichtlich ungegründet ist die Erzählung, welche die fränkischen Könige Chlodio oder Chlogio und Merwig oder Meroväus zu thüringischen Königen macht. Ein fränkischer Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts [10] sagt, die Franken hätten zuerst am Rhein gewohnt, wären dann über den Fluß gesetzt nach Thoringen, und hätten sich Könige mit langen Hauptharen gewählt. Der Frankenkönig Chlodio, welcher in dem festen Schlosse Dispargum gewohnt, das sich im Landesgebiet der Thoringer befinde, habe von Dispargum aus erst Kundschafter nach der Stadt Camerich (Cambrai) geschickt, und sei dann, als alles wohl durchspäht gewesen, selbst dorthin aufgebrochen, und habe die Römer geschlagen und die Stadt erobert. — Aus dieser Stelle geht zu Genüge hervor, daß das Schloß Dispargum, die Residenz Chlodio's, am rechten Rheinufer und nicht in Thüringen zu suchen sei, und daß Gregor von Tours, jener Geschichtschreiber, oder die Abschreiber seiner Geschichte der Franken Thoringen statt Thongrien setzten, und daß also der Volksstamm, von welchem hier die Rede ist, nicht die in der Mitte Deutschlands wohnenden Thüringer, sondern die am Unterrhein wohnenden Tungern, und Dispargum eine tungrische Burg war. Dieses Dispargum hat den thüringischen Geschichtschreibern sehr viel Kopfzerbrechen gekostet und ihre Federn in große Bewegung gesetzt; es gab fast eben so viele Dispargum, als Geschichtschreiber. Zuletzt nahm man als gewiß an, Dispargum habe bei Helmershausen ohnweit Meiningen im Hennebergischen auf einem hohen Berge gelegen, der die Diesburg heißt. Man bedachte aber dabei nicht, daß die Residenz des Königs der Franken, die bereits über den Rhein gesetzt und in Gallien vorgedrungen waren, des Königs, der von Dispargum aus Vorkehrungen zur weiteren Eroberung Galliens traf, unmöglich in der Nähe des Thüringerwaldes liegen konnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dispargum das alte Duysborg zwischen Cöln und Wesel im Lande der Tungern war.

So wenig nun Dispargum zu Thüringen gehörte, eben so wenig war Chlodio ein König der Thüringer, und sein siegreicher Kampf gegen die Römer in Gallien geht die Geschichte Thüringens nichts an. Aber nicht allein Chlodio, der erste siegreiche Frankenkönig und Held, auch sein Nachfolger in der Herrschaft über die Franken, jener Meroväus, welcher der ersten fränkischen Königsdynastie den Namen der Merovinger gegeben hat, wird von der Sage ohne allen geschichtlichen Grund zum thüringischen Könige erhoben. Merwig oder Meroväus, so erzählt sie, war kein Sohn Chlodio's, wohl aber der Gemahlin desselben. Diese badete einst im Meere, da rauschte ein Meerwunder aus der Tiefe empor und zwang die reizende Königin zur Umarmung, deren Frucht Merwig war. — Die Zeit seiner Herrschaft über die Franken fällt in die Jahre 447—456. Als thüringischer König ist er eine rein mythische Person, und was von ihm gemeldet wird, gehört nur der Sage an. Er soll auf dem nachherigen Petersberge bei Erfurt ein Schloß, ebenso in der Nähe Erfurts an der Gerg einen Burgsitz, die Merwisburg, aus welcher hernach das jetzige Dörfchen Möbisburg entstanden sei, erbaut, ja Erfurt selbst gegründet oder erweitert und verschönert haben. Auch sollen ihm die Städte Nordhausen und Merseburg ihren Ursprung verdanken. Die Thüringer, vom Joch der Hunnen schwer belastet, soll er dadurch befreit haben, daß er den als unsiegbar geltenden Attila aufs Haupt geschlagen. Hier allein kettet sich die Sage an ein geschichtliches Faktum; denn Attila wurde auf seinem Eroberungszuge durch Gallien von den vereinigten Römern, Westgothen und Franken unter dem Könige der letztern, Meroväus, bei Chalon sur Marne 451 gänzlich geschlagen, und mußte sich mit schwerem Verluste zurückziehen. Nach dieser Schlacht ließen sonst die Geschichtschreiber den wilden Hunnenkönig nach Thüringen ziehen und das bereits erwähnte fabelhafte Beilager mit Kriemhild nebst dem großen Landtage halten. Die Sage bindet sich an keine Zeitrechnung. Was nicht geschehen, sondern nur erdichtet ist, kann unter kein Datum gebracht werden.

## 2.

### Das Haus des Basinus.

Aus dem Wolkengebiet der Sage treten wir nun auf festen geschichtlichen Boden heraus. Aber noch ist nicht alles wirkliches Land umher, die Bilder der Sage gaukeln immer noch herein, und es wird uns schwer, ja unmöglich, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterscheiden. Der erste geschichtliche thüringische König ist Basinus oder Bissin. Schwerlich war er überhaupt der erste König der Thüringer; wie viele aber vor ihm regiert und wer, darüber schweigt die Geschichte. Basinus ist allein merkwürdig durch die tragischen Ereignisse in seinem Hause, die den Untergang des Königreichs und die Unterjochung der Thüringer durch die Franken herbei führen.

Dem Könige Meroväus folgte in der Regierung über die salischen Franken sein Sohn Childerich I. 457. Als ein Lüstling verführte er die Töchter und Frauen seines Volks, erregte dadurch den gerechten Zorn desselben und wurde gewaltsam vertrieben, an seiner Statt aber der Römer Aegidius zum Könige erwählt, der nach dem Untergange des römischen Reichs in Italien ein Ländergebiet in Gallien als unabhängiger Fürst beherrschte. Childerich floh zu seinem Gastfreunde, dem Könige Basinus von Thüringen, an dessen Hofe er gastlich aufgenommen und acht Jahre wohl gehalten wurde. Zum schnöden Dank für solche Freundschaft verleitete der wollüstige Franke des Königs Basinus Gemahlin, Basina, zum Treubruch und gewann sie zur Buhlin. Unterdessen hatte der Römer Aegidius, von Childerichs geheimen Freunde und Anhänger Wiomad dazu beredet, die Franken arg bedrückt, die nun hinwiederum Wiomods Zuflüsterungen Gehör gebend, sich nach Childerichs milderer Herrschaft zurück sehnten, endlich auch den Aegidius vertrieben und den Childerich auf den Thron seiner Väter zurück riefen (465). Basina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ bald darauf heimlich ihren Gatten und folgte Childerich nach, der sie auch zu seiner Gemahlin erhob. Sie wurde (466) von ihm Mutter des nachherigen Frankenkönigs Chlodowig des Großen, der die Frankenherrschaft in Gallien fest begründete, fast das ganze Land eroberte, und alle Stämme der Franken unter seiner Herrschaft vereinigte.

Es ist geschichtlich wahrscheinlich, daß die Thüringer, von Rachedurst über die erlittene Schmach ihres Königshauses entbrannt, und von dem betrogenen Basinus angeführt, einen verheerenden Einfall in das Frankenreich thaten. [11] Hier überließen sie sich, um Basinus verletzte Ehre zu ahnden, einer zügellosen, unmenschlichen Grausamkeit. Erst erschlugen sie die ihnen von den Franken des Friedens wegen gesandten Geiseln, stürzten sich dann wie wüthende Thiere über das wehrlose Volk her, und raubten und mordeten, was ihnen vorkam. Die Knaben hingen sie mit der Fußflechse an Bäume auf, und mehr als zweihundert Jungfrauen zerrissen sie theils mit Pferden, pfählten sie theils und ließen sie von Lastwagen zermalmen, ihre blutigen Leichname aber zur Atzung der Raubvögel und Hunde liegen. Diese Angaben kommen freilich aus

dem Munde eines spätern Frankenkönigs, der sein Volk zur Wuth gegen die Thüringer aufreizen will, und machen mißtrauisch. Inzwischen muß doch ein Ueberfall statt gefunden haben, und wenn die Thüringer wirklich so viel Weiber mordeten, so ließ sich diese Gräßlichkeit aus dem Umstande erklären, daß ein Weib ihr Königshaus und sie selbst mit Schande befleckt hatte.

Diesen Ausbruch eines rohen Hasses vergalt hernach der Frankenkönig Chlodowig der Große (491) den Thüringern reichlich. Er überzog sie mit einem großen Heere, erschlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen, den Franken einen Zins zu zahlen.

## 3.

### Herminfrid der Brudermörder.

König Basinus hinterließ drei Söhne, Baderich, Herminfrid und Berthar, wahrscheinlich mit einer spätern Gattin als der Basina gezeugt, die das thüringische Reich unter sich theilten. Um sich der zinsbaren Abhängigkeit von den Franken und deren wachsenden Uebermacht zu entziehen, suchten die thüringischen Könige mit großem Eifer die Bundesgenossenschaft des in Italien zu gewaltiger Macht und Herrschaft gelangten Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, in den altdeutschen Heldenliedern, in denen er hochgefeiert wird, Dietrich von Bern genannt, weil er seine Residenz zuweilen in Verona (Bern) hatte. Die Ostgothen waren früher wahrscheinlich die Grenznachbarn der Thüringer an der Donau gewesen, als aber der Anführer der Heruler, Odoacer, 474 dem abendländischen römischen Kaiserreich ein Ende und sich zum Könige von Italien gemacht hatte, war Theodorich, von Thatenlust, Ruhmgierde und Eroberungssucht getrieben, 489 mit seinen Ostgothen nach Italien gezogen, hatte den Odoacer besiegt, und, nach kurzem Bündniß zu gemeinschaftlicher Regierung mit ihm, erschlagen, worauf er sich zum Könige von ganz Italien erhoben hatte. Um dieses mächtigen und weisen deutschen Fürsten Freundschaft bewarb sich vorzüglich Herminfrid, vielleicht der mächtigste und kriegerischste unter seinen Brüdern, und Theodorich sagte ihm Amalberg, die Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin zu. Herminfrid schickte nach der alten Sitte die Brautgabe nach Italien, eine Anzahl silberfarbiger Rosse, das Beste, was Thüringen erzeugte. Hierauf langte die Braut selbst in Thüringen an, und brachte ihrem Verlobten ein Schreiben ihres Oheim, von dessen berühmten Kanzler Cassiodor [12] verfaßt, mit, das in vielfacher Beziehung sehr merkwürdig ist. Theodorich schrieb an Herminfrid:

„Da wir Euch unter unsre Verwandten aufzunehmen wünschen, so verbinden wir Euch unsre Nichte als ein theures Pfand mit göttlichem Segen, damit Ihr, selbst von königlichem Blute entsprossen, nun auch durch den Glanz des kaiserlichen Blutes weithin strahlen möget. Wir senden Euch die Zierde Eures Hofes, die Vermehrerin Eures Geschlechts, die treue Genossin Eures Rathes, die süßeste Wonne Eures Ehebettes, die nicht nur mit Recht die Herrschaft mit Euch theilen, sondern auch Euer Volk durch bessere Einrichtungen bilden möge. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien erzogen hat, die, in den Wissenschaften bewandert, in den Sitten erfahren, nicht nur eine Zierde durch die Abstammung, sondern auch durch ihre weibliche Würde ist: so daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihre Sitten, als durch seine Triumphe hervorleuchten wird. — Wir grüßen Euch deßhalb mit geziemender Ehrerbietung, und thun Euch kund, daß wir von Euern angelangten Gesandten, die uns nach der Völkersitte bestimmten Geschenke, ein allerdings unschätzbares Gut, die mit Silberfarbe geschmückten Rosse, die sich gar wohl zur Brautgabe eignen, empfangen haben. Brust und Schenkel derselben sind von sanfter Fleischesfülle lieblich geschwellt, ihre Seiten etwas in die Länge gestreckt, dagegen der Bauch von straffer Kürze; der Kopf giebt das Bild eines Hirsches, dem sie es auch an Schnelligkeit gleich thun, und mit welchem sie überhaupt Aehnlichkeit haben. Bei ihrer bedeutenden Fettigkeit sind sie doch zahm, bei ihrer großen Körperlast sehr schnell, angenehm für das Auge, lieblicher noch für den Gebrauch; denn sie schreiten sanft einher und ermüden ihren Reiter nicht durch tolle Eile. Man ruht mehr auf ihnen, als daß man angestrengt wird, und mit weiser Mäßigung gelenkt, können sie in steter Bewegung lange ausdauern. Aber diese wenn auch noch so edle Heerde, diese wohlgezogenen Thiere, und alles andere Ausgezeichnete, was Ihr uns übersandt habt, werdet Ihr durch die übertroffen finden, welche alles mit Recht überragt und selbst dem Kleinod der königlichen Würde noch höheren Glanz verleiht. Zwar hatten auch wir Euch zugedacht, was der fürstliche Rang erheischt, aber nichts Größeres können wir Euch schenken, als wenn wir Euch mit der Zierde einer solchen Frau vermählen. Die Himmlischen mögen mit Eurer Verbindung sein, und wie uns ein Band der Liebe vereinigt hat, so möge die elterliche Freundschaft auch unsere Nachkommen verbinden."

Obgleich Amalberg Christin war [13] und das Christenthum zuerst nach Thüringen verpflanzte, so entsprach doch ihr inneres Wesen dem in diesem Briefe entworfenen Bilde keineswegs, wohl aber dem Stolze, der sich darin ausspricht. Mit aller Anmaßung der Nichte des großen Theodorich, des Eroberers und Beherrschers von Italien, der sich in seinem Schreiben an Herminfrid sogar die kaiserliche Würde beilegt, trat sie in Thüringen auf. Zwar wurden durch diese Verbindung die Thüringer wieder unabhängig von den Franken, und diese aus Furcht vor dem mächtigen Ostgothenkönige von fernern Gewaltthätigkeiten gegen jene zurückgehalten, aber in das königliche Haus der Thüringer war mit Amalberg der böse Geist des Verderbens getreten. Voll unbändigen Stolzes, voll ungezügelter Herrschsucht, voll Neid und Mißgunst und voll tückischer Grausamkeit, gebrauchte sie ihre Schönheit nur um den schwachen Gemahl zu verlocken und zu bethören. Ihrem hochfahrenden Sinne war es unerträglich, daß ihr Gemahl nur einen Theil des Thüringerreichs besaß und sie flüsterte ihm zu, sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Als er ihren bösen Rathschlägen wioerstand, fand er einst, zum Mahle gerufen, den Tisch nur halb gedeckt. Dem darob Verwunderten rief ihr Hohn verächtlich zu: Dem halben König nur der halbe Tisch! und stachelte ihn mit diesen Worten zum entsetzlichen Entschlusse des Brudermordes. Zuerst fiel Berthar vom Mordstahle, und sein Ländertheil ward Herminfrids Eigenthum. Baderich dagegen, noch bei Zeiten gewarnt, erwartete den treulosen Bruder gerüstet, und da dieser sah, daß er allein nichts gegen jenen werde ausrichten können, so sandte er Boten an den König der Ostfranken (Austrasier) Theodorich oder Dietrich I., den Sohn Chlodowigs I., und lud denselben ein, ihm gegen Baderich beizustehen, den er des von ihm selbst verübten Brudermordes beschuldigte.

Nach Chlodowig des Großen Tode (511) hatten dessen vier Söhne das Frankenreich unter sich getheilt. Dietrich I. hatte Austrasien (Ostfrankreich), das Land der Uferfranken von Cöln bis an die Grenzen der Thüringer und der Alemannen auf beiden Seiten des Rheins, und noch einen Theil von Aquitanien; Chlothar das Reich Soisson, das sich von Soisson und Amiens bis zum Rhein und die friesische Grenze erstreckte; Chlodomir das Reich Orleans, das südlich an das Königreich Burgund grenzte, und Childebert I. das Reich Paris, das die westlichen Provinzen bis zu den Pyrenäen begriff, erhalten.

Herminfrid versprach Dietrich I. im Falle des Siegs die Hälfte von Baderichs Länderbesitz, und der Ostfrankenkönig, froh einer Gelegenheit, um die in Thüringen durch den Einfluß des Ostgothenkönigs verlorne Uebermacht der Franken wieder, wenn auch nur theilweise herzustellen, willfahrtete Herminfrids Verlangen, und führte ihm ein Heer zu, um Baderich zu bekämpfen. Dieser erlag denn auch der Gewalt der vereinigten Heere der Thüringer und Franken, und verlor zugleich Reich und Leben. Wie aber Herminfrid treulos gegen seine Brüder gewesen war, so nun gegen den Frankenkönig, dem er das für den Beistand gelobte Versprechen nicht hielt, vertrauend auf die mächtige Stütze des gewaltigen Ostgothenkönigs. Und so hatte denn Amalberg ihr stolzes Ziel erreicht: sie war die Gemahlin des Alleinherrschers der Thüringer.

## 4.

### Beginn der Vergeltung.

So lange der Ostgothenkönig Dietrich lebte, schwieg der Ostfrankenkönig Dietrich und hielt die Rache gegen Herminfrid wegen des Wortbruchs zurück, als aber der gefürchtete Gothenheld 526 im höchsten Glanze seines Glücks gestorben war, und die Herrschaft einem Kinde, seinem elfjährigen Enkel Athalarich, und einem Weibe, der Mutter desselben, Amalaswinth (Dietrichs Tochter), die die Vormundschaft führte, hinterlassen hatte, hielt es der Ostfrankenkönig an der Zeit, Herminfrids treulosen Wortbruch zu rächen. Dietrich I. verband sich also (530) mit seinem Bruder Clothar I. dem Könige von Soissons, und beide brachten ein großes Heer zusammen, um es gegen die Thüringer zu führen. Dietrich erinnerte dieses Heer, um es zur Wuth aufzustacheln, an die gräßlichen Grausamkeiten, welche die Thüringer (sechzig Jahre zuvor bei ihrem Racheeinfall in das Frankenreich) an ihren Vätern und Verwandten verübt hätten, und brachte damit die Schmach in Verbindung, die er selbst von dem Brudermörder Herminfrid erfahren hatte. Seine Absicht gelang. Voll Grimm brach das Frankenheer gegen Thüringen auf, geführt von Dietrich und Clothar und von Theudebert, Dietrichs Sohn. Aber die Thüringer hatten Nachricht von dem feindlichen Zuge ihre Nachbarn erhalten, und auf dem Felde, wo sie zu streiten gedachten, tiefe Gruben mit Rasen sorgfältig überdeckt,

in welche viele der fränkischen Reiter beim beginnenden Kampfe stürzten und umkamen, bis die Uebrigen den Betrug merkten und ihm aus dem Wege gingen. Diese Hinterlist half den Thüringern zu nichts. Sie wurden von den dadurch nur noch erbittertern Franken in diesem ersten Treffen geschlagen, und mußten, ihrem fliehenden Könige folgend, bis an die Unstrut zurückweichen. Die Franken setzten ihnen nach und bei Runiberg [14] kam es zu einer dreitägigen furchtbaren Schlacht, in welcher endlich die Thüringer nach der verzweifeltsten Gegenwehr gänzlich besiegt wurden. Das Bett der Unstrut war so mit Leichen angefüllt, daß die Franken, wie auf einer festen Brücke, darüber ans jenseitige Ufer gingen. Herminfrid floh und zog sich mit seinen noch übrigen Leuten in eine Veste zurück, die von einem viel spätern Chronisten [15] Schidingi (Scheidingen) genannt wird, ein Name, den sie höchst wahrscheinlich einem spätern Ereigniß verdankt und der sich wohl in dem jetzigen Burg-Scheidingen erhalten hat.

Die Franken hatten aber auch Tausende von ihren Streitern verloren, und König Dietrich hielt einen Kriegsrath, in welchem die Frage verhandelt wurde, ob man mit dem so sehr geschwächten Heere heim ziehen, sich heilen, neue Kräfte sammeln und später in verstärkter Anzahl zurückkehren, oder den geschlagenen Feind sogleich weiter verfolgen solle. Einer der Fürsten, Namens Waltherich, rieth zum Erstern. Aber ein Vertrauter des Königs, ein Leibeigener, der nicht mit Namen angeführt wird, entwickelte in seinem Vortrage die zweite Ansicht mit solchem Nachdruck, daß die Könige ihr beistimmten, und beschlossen wurde, die Thüringer noch ferner in ihrem Lande zu bekriegen. Doch mit der Einsicht, daß sie allein nicht viel mehr ausrichten würden, kam ihnen der Entschluß, die Sachsen, die alten erbitterten Feinde der Thüringer, [16] die jenseits des Harzes nach dem Meere zu wohnten, zu Hilfe zu rufen. Es wurden Boten an dieselben gesandt mit dem Versprechen, ihnen, wenn die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachsen gänzlich überwunden würden, einen Theil des eroberten Landes zum Lohne ihres Beistandes abzutreten. Den kampf- und eroberungssüchtigen Sachsen kam dieser Vorschlag sehr gelegen, und es stellte sich sogleich ein Heer von neuntausend Mann unter neun Anführern bei den Franken in Thüringen ein.

## 5.

### Scheidingens Fall. Der Thüringer Niederlage.

Die riesigen Gestalten der Sachsen riefen in den Franken ein Staunen hervor, das an Schrecken grenzte. Es schien ihnen, diese treuen Bundesgenossen dürften, wenn sie erst Herren des thüringischen Landes wären, leicht den Franken selbst gefährlich werden. Und in Wahrheit war das Aeußere der Sachsen Ehrfurcht gebietend, Furcht erweckend. Lange Haare wallten ihnen über die breiten Schultern hinab, ein Kriegsmantel war ihre Bekleidung. Ihre Waffen bestanden in langen Speeren, kleinen Schilden, auf die sie sich stützten, und großen Messern, die statt der Schwerter an ihren Hüften hingen. Dieses Messer hieß Sax, und von dieser ihnen eigenthümlichen Waffe erhielten sie, der an der Weser und Niederelbe wohnende Völkerstamm, höchst wahrscheinlich den Namen. Auf ihrer Fahne, die ihnen als ein Heiligthum galt, waren die Bilder eines Löwen, eines Drachen und darüber eines fliegenden Adlers zu sehen. Als sie angelangt waren, traten die neun durchs Loos gewählten Anführer, jeder mit hundert Mann Geleite vor Dietrich und erklärten ihm: die Sachsen hätten nur einen Willen, zu siegen oder zu sterben. König Dietrich, nur die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, beschwichtigte die Besorgnisse seiner Fürsten in Bezug auf die Sachsen, und schloß mit diesen ein Bündniß, in Folge dessen er ihnen befahl, die Stadt anzugreifen. Und schon am andern Tage stießen sie dieselbe mit Feuer an. Die belagerten Thüringer, dadurch auf das Aeußerste gebracht, thaten einen verzweifelten Ausfall auf die neuen Feinde, und nur die Nacht machte dem wüthenden Gemetzel ein Ende, das auf beiden Seiten Vielen den Tod brachte, ohne den Sieg zu entscheiden. Die Thüringer zogen nach so fruchtlosem Kampfe in die Veste zurück, und Herminfrid, wohl einsehend, daß er keinen zweiten werde bestehen können, sann darauf, durch Unterhandlungen und Geschenke vom Frankenkönig den Frieden zu gewinnen. Er sandte deshalb einen seiner Getreuesten, Namens Hiring, mit all' seinen Schätzen in der Nacht heimlich in das Lager der Franken. Dieser Hiring hatte sich durch Scharfsinn, Entschlossenheit, Ueberredungsgabe und Muth erst in die Gunst der Königin Amalberg und dann des Königs Herminfrid zu setzen gewußt. Daß er schlau und geschickt zu dem schwierigen Auftrage war, bewies der glückliche Erfolg, mit welchem er denselben ausführte. Denn nicht nur, daß er mehre der fränkischen Großen durch Bestechung gewann, es gelang ihm auch durch diese, dem Könige Dietrich die Ueberzeugung beizubringen, daß die Franken von der gänzlich gebrochenen Macht der Thüringer nicht das Mindeste mehr, von den unbändigen Sachsen aber Alles zu fürchten hätten, und es daher gerathener sei, die Thüringer zu schonen, und mit ihnen gemeinschaftlich die gefährlichen Sachsen zu vertreiben. Diese Ansicht stimmte zu sehr mit der Meinung der meisten fränkischen Fürsten überein, als daß sie nicht Alles hätten aufbieten sollen, ihren König dafür zu gewinnen. Zwar hielt es schwer, doch ließ sich Dietrich endlich zur Gnade gegen Herminfrid und die Seinigen bestimmen. Es ward sofort verabredet, daß am folgenden Tage ein Freundschaftsbündniß zwischen dem fränkischen und dem thüringischen Könige aufgerichtet, und die durch das Treffen ohnedies geschwächten Sachsen überfallen und vertrieben werden sollten. Der schlaue Hiring that diese Freudenbotschaft noch in der Nacht seinem schwer bedrängten Herrn zu wissen; er selbst blieb in dem fränkischen Lager zurück, um jeder Willensänderung Dietrichs durch seine persönliche Gegenwart vorzubeugen. Aber das mühsame Gebäude seiner Schlauheit zerstörte der unglückliche Flug eines Vogels, der den Thüringern das Verderben nicht sowohl weissagte, als vielmehr wirklich bereitete. Hirings Friedenskunde hatte sich in der Stadt verbreitet und die angsterfüllten Gemüther beruhigt. Da ging einer der thüringischen Krieger aus der Veste an das Ufer der Unstrut hinaus, um mit seinem Falken auf dem Flusse Enten zu beizen für seinen Tisch. Der Vogel aber flog einem am jenseitigen Ufer wandelnden Sachsen zu. Lange bat der Thüringer vergebens um Zurückgabe des Falken, und nur erst, als er dem Sachsen ein wichtiges Geheimniß zu entdecken versprach, willigte dieser in den Austausch. Hierauf verrieth der Thüringer den bereits verabredeten Bund seines Königs mit den Franken gegen die Sachsen, und rieth diesen, dem Verderben durch schleunige Flucht zu entrinnen. Der Sachse gab den Vogel zurück, eilte in das Lager der Seinigen und verkündete die drohende Gefahr. Die Bestürzung machte die Krieger rathlos; sie erachteten, daß sie den vereinten Franken und Thüringern nicht würden widerstehen können, und gedachten deshalb in der Nacht die Flucht zu ergreifen. Da erhob Hathagast, einer ihrer Anführer, ein Greis mit jugendlichem Muthe, wegen seines Ansehens der „Vater der Väter" genannt, die heilige Fahne, und redete zu seinen Landsleuten: „Ich habe im Dienste der Waffen ein hohes Alter erreicht und niemals einen Sachsen auf der Flucht gesehen. Soll ich nun in meinen Jahren thun, was ich nie gelernt? Zu kämpfen weiß ich und zu fallen, aber nicht zu fliehen. Seht auf unsre todten Brüder! Nicht geflohen sind sie, sondern kämpfend gefallen. So laßt uns ein Gleiches thun! Aber ich setze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden siegen, wenn ihr meinem Rathe folgt. Die vom Kampfe ermatteten Thüringer sind durch das neue Bündniß mit den Franken in die Ruhe der Sicherheit gewiegt. Laßt uns die Veste ersteigen, wenn sie im ersten sorglosen Schlafe liegen, und alles niedermachen, was uns vor das Messer kommt. Auf und folgt mir zum Sieg und zur Rache!" Durch diese Worte von Muth und Kampfeslust neu beseelt, jauchzten ihm die Sachsen zu, und thaten, wie er gerathen hatte. Kurz vor Mitternacht überstiegen sie in aller Stille und ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, die Mauern und mordeten die bestürzt aus dem Schlafe emporfahrenden und wie Betrunkene in den Straßen umhertaumelnden Thüringer fast ohne Widerstand dahin. Der Sieg war leicht; denn der mit den Franken geschlossene Waffenstillstand hatte die Belagerten sicher gemacht. Nur wenige der Unglücklichen retteten sich durch die Flucht, bei weitem die meisten geriethen in die Gefangenschaft der Sachsen, und alle Erwachsenen wurden dem Tode geweiht, nur die Kinder verschont. Als der aufgehende Morgen die blutigen Gräuel beleuchtete, pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem östlichen Thore auf und errichteten einen Siegesaltar, an welchem sie eine religiöse Feier begingen. Das Siegesfest dauerte drei Tage, dann wurde die Beute getheilt und die Gefallenen beerdigt. Das Lob der Helden und vorzüglich Hathagasts, des weisen Rathgebers und greisen Anführers, wurde wie das eines Gottes gesungen. Dieser Tag soll der gemeinen Sage unter den Sachsen nach der erste October gewesen sein, der von ihnen lange Jahre hernach noch festlich gefeiert wurde. Das Jahr aber war höchst wahrscheinlich das 530ste.

## 6.

### Herminfrids Ende. Amalberg und ihre Kinder. Die heilige Radegundis.

König Herminfrid war mit Weib und Kindern dem Gemetzel der sächsischen Messer glücklich entkommen, und hatte sich, vom Dunkel der Nacht begünstigt, durch die Flucht gerettet. König Dietrich belobte die Sachsen wegen ihrer Heldenthat und kehrte dann mit den Franken in sein

Land zurück. Das südliche Thüringen war sein Eigenthum. Die Sachsen blieben im Besitz des nördlichen bis an die Unstrut reichenden Thüringens und der eroberten Königsburg, die wahrscheinlich jetzt erst den Namen Scheidingen erhielt, weil sie die Scheide war der beiden Theile des eroberten Landes. Andere Namen, die an jene Theilung erinnern, sind Sachsenburg, Frankenhausen, Sondershausen, d. i. die Gemarkung, wo sich die beiden siegreichen Völker von einander absonderten. Das gewonnene Land theilten Franken und Sachsen an Freunde und Freigelassene aus. Den Ueberrest des besiegten Volks machten sie zinsbar.

Im folgenden Jahre ließ König Dietrich von Austrasien den unglücklichen Herminfrid freundlich zu sich nach Zülpich entbieten, versprach ihm Sicherheit und beehrte ihn, als er ankam, mit kostbaren Geschenken. Als sie nun einsmals selbander auf der Stadtmauer lustwandelten, wurde Herminfrid unversehens von einem Dritten, den ein Chronist als Theudebert, Dietrichs Sohn, bezeichnet, in die Tiefe hinabgestoßen und kam elendiglich ums Leben. Der mit Verrath, Treulosigkeit und Brudermord sich befleckt, erhielt den Tod durch den treulosen Gastfreund, so daß sich die strafende Gerechtigkeit des Himmels hier klar herausstellt. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß Herminfrid auf Veranstaltung seines Weibes ermordet wurde. Eben so wurden mehre Söhne Herminfrids auf Dietrichs Befehl umgebracht. Die Verursacherin all' dieses Unheils, die übermüthige Amalberg, entfloh mit ihren noch übrigen Kindern nach Italien, wo ihr Bruder Theodat bei der Amalaswinth, der Tochter Theodorichs des Großen und Beherrscherin der Ostgothen, in hoher Gunst stand, so daß sie ihn 534, nach dem Tode ihres unmündigen Sohnes Athalarich, zum Gemahl und Beherrscher ihres Volks erhob, wofür er sie noch in demselben Jahre umbringen ließ. Am Hofe des ostgothischen Königs wurden Herminfrids Kinder erzogen, von welchen ein Sohn, Namens Amalafrid, durch seine Schicksale merkwürdig geworden ist. Ueber die fernern Erlebnisse und das Ende der Amalberg haben die Geschichtschreiber jener Zeit nichts aufgezeichnet. Es war eine furchtbare Strafe für sie, daß sie erst das mächtige thüringische, und dann das noch weit mächtigere Ostgothenreich mit eignen Augen mußte zusammenstürzen sehen.

Um den Mord der Amalaswinth zu rächen, überzog der oströmische Kaiser Justinian I. den Ostgothenkönig Theodat mit Krieg. Dieser verlor 536 das Leben, und sein Nachfolger im Königreich Vitiges (Wittig), wurde nebst Amalfrid und dessen Schwester von Justinians siegreichem Feldherrn Belisar, der Rom eingenommen und fast ganz Italien erobert hatte, 541 gefangen nach Constantinopel geführt. Amalfrids Schwester erhielt der Longobardenkönig Auduin vom Kaiser Justinian zur Gemahlin; Amalfrid selbst wurde von demselben als Heerführer angestellt, und in einem großen Heere den Longobarden gegen die Gepiden zu Hilfe gesandt; denn Justinian I. begünstigte die Longobarden sehr, räumte ihnen Noricum und einen Theil Pannoniens ein, und hatte Bundesgenossenschaft mit ihnen. Auf diesem Heereszuge focht Amalfrid in der furchtbaren Schlacht, in welcher die Gepiden fast gänzlich von den Longobarden aufgerieben wurden, 551. Einer nicht streng historischen Angabe zu Folge, die aber gleichzeitig ist [17], kam Amalfrid, der sich als Feldherr berühmt gemacht hatte, auf einem Kriegszuge im fernen Morgenlande bald darauf ums Leben.

Unter den weiblichen Nachkommen des thüringischen Königshauses, die den Untergang desselben, den Zusammensturz des Königreichs und die Unterjochung des thüringischen Volkes überlebten, ragt die edle Gestalt einer frommen Dulderin besonders hervor, und auf ihre schmerzlichen Züge fällt der düstere Schein des letzten verglimmenden Abendroths der thüringischen Königsgeschichte, die kaum ein Paar Stunden im hellen Sonnenglanze gestanden hatte, und wirft ihr den Purpur eines hochtragischen Geschicks um. Es ist die heilige Radegundis, gewissermaßen der versöhnende Gegensatz der unheiligen Amalberg. Diese Radegund war eine Tochter des Königs Berthar, der zuerst durch Herminfrids brudermörderische Hand fiel. Im Gefühle seiner Schuld ließ Herminfrid die Kinder des erschlagenen Bruders an seinem Hofe mit seinen eigenen erziehen und schenkte vorzüglich der kleinen Radegund seine Liebe. Sie faßte eine große Neigung zu ihrem Vetter Amalfrid. Nach der Besiegung der Thüringer wurde sie die Gefangene der Franken. Zwischen den beiden Königen derselben, Dietrich und Chlothar, beide von ihrer hohen Schönheit entflammt, kam es ihretwegen fast zum blutigen Streit; jeder wollte sie besitzen. Durch die Entscheidung des Looses fiel sie Chlothar zu, der sie auf einem seiner Meierhöfe zu Ateja im Viromandesischen vollends erziehen ließ. Dann vermählte er sich mit ihr im Jahre 544. Es ist bezeichnend für die Falschheit und Grausamkeit seines Charakters, daß er bald darauf ihren Bruder, dessen Name nicht genannt wird, durch verworfene Menschen umbringen ließ. Unmöglich konnte Radegundis einen solchen Gatten lieben. Der tiefe Seelenschmerz über das furchtbare Geschick ihres Hauses lenkte ihren reinen kindlichen Sinn vom Irdischen ab und dem Göttlichen zu. Sie, die ein Königsgeschlecht, das ihr blutsverwandt war, hinmorden, die ein mächtiges Reich, dessen Fürstin sie war, zusammenstürzen, ein edles großes Volk, dem sie angehörte, unterjochen gesehen hatte, konnte den Freuden der Erde keinen Geschmack mehr abgewinnen. Wie die spätere heilige Elisabeth, die Landgräfin Thüringens, mit der die heilige Radegund viel Aehnlichkeit hat, und deren Vorläuferin sie gewissermaßen ist, legte die thüringische Königstochter allen Schmuck ab und wandelte in Demuth vor dem Herrn; zur Nachtzeit verließ sie das Lager ihres Gemahls und brachte in der Kirche im Gebet zu. Ihr weltlich gesinnter Gatte hatte deshalb nichts dagegen, als sie sich von ihm trennte, und in ein von ihr erbauetes Kloster zu Poitiers als Nonne trat, wo sie durch frommen Wandel bald in den Geruch der Heiligkeit kam, in Folge dessen sie nach ihrem Tode auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Mit ihrem Vetter Amalfrid scheint sie bis zu dessen Tode in einer sehr freundschaftlichen Verbindung gestanden zu haben. Eben so mit einem andern Verwandten, Namens Artachis, der vielleicht ein Schwestersohn Radegunds oder ein Nachkomme des thüringischen Königsgeschlechts war, von welchem wir keine weitern Nachrichten überkommen haben [18]. Die stille Größe ihres Charakters gewann ihr die hochachtungsvolle Freundschaft eines Dichters, des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitiers, der mit ihr in stiller Abgezogenheit von der Welt lebte, und in ihrem Namen mehre uns erhaltene Elegien gesungen hat, rührende Klagelieder über den Fall des thüringischen Reichs und den Untergang des königlichen Hauses. Dieser einsame Jammerschrei, der aus dem geschichtlichen Dunkel jener Zeit zu uns hinüberdringt, ausgehend vom Grabhügel eines Königreichs, herzzerreißend und von hochpoetischer Natur, wenn auch nicht Ausführung, erinnert an die Gesänge Ossians am Grabe Fingals. Aber Radegunds trauernde Unschuld, wie sie in jenen Liedern dargestellt ist, weiß nichts von einer Blutschuld in ihrem Hause; sie bezeichnet den Fall desselben, wie ein Unglück, das mit geheimnißvoller Macht vernichtend über Völker wie über Einzelne hereinbricht. Die Herzen ihrer nächsten Verwandten sind nicht mit Neid, Haß und Tücke erfüllt, Herminfrids Hände nicht mit Bruderblut befleckt, und so scheinen diese Gedichte mit den Geschichtsschreibern in Widerspruch zu stehen [19].

Durch Entsagung alles weltlichen Glanzes und durch strenge Erfüllung der klösterlichen Pflichten sühnte die fromme Frau Amalbergs und Herminfrids Schuld, wissend oder nicht, ja im letzten Falle noch höher stehend. So ist sie die letzte versöhnende Gestalt, die schmerzzuckend aus dem Gewühle der Blutschuld und des Verraths auftaucht, einsam in der Nacht über die Leichen der erschlagenen Ihrigen wandelt, und, die Thüre des öden Königshauses schließend, verschwindet, wie ein Stern aus der Nacht wirrer düsterer Wolken, die ihre verderblichen Blitze eben entsendet hatten, aufleuchtet, dann noch eine Zeit lang friedlich sehnsüchtig schimmert und endlich verlöscht, wie die Blitze verlöscht waren; und dann hüllt Nacht, tiefe Nacht den ganzen Himmel ein.

## 7.

### Letzter Blick auf das gefallene Königreich.

Das Aergste war geschehen. Ein großes Königreich, das wahrscheinlich das ganze mittlere Deutschland in sich begriff, war seinen treulosen, übermüthigen Feinden erlegen [20]. Das thüringische Volk mußte mit dem Verluste seiner Selbstständigkeit büßen für die schwere Schuld zweier Königinnen seines Herrscherhauses und für die Schwäche und den Verrath seines letzten Königs. Denn was Basina begonnen, hatte Amalberg vollendet; Herminfrid war nur das Werkzeug in der Letztern Hand. Das herliche Land, zwischen Franken und Sachsen getheilt, ist später nie wieder vereinigt worden, und da die Macht des thüringischen Volkes gebrochen, ihr Königreich, die Schutzmauer gegen die von Osten kommenden wilden slavischen Völkerschaften, umgeworfen war, so standen diesen nun die östlichen Landesgrenzen offen; sie drängten von dort her immer drohender heran, und ihre verheerenden Einfälle blieben nicht aus, wodurch die Entwickelung des deutschen Lebens in seinen zartesten Keimen verletzt wurde. Der fränkische Königsstamm hatte sich schwer versündigt an den Thüringern; dafür starb er langsam ab, wie ein entkräfteter verdorrender Baum, und zwei Jahrhunderte später schob das Haus der Diener das in Schuld und Sünde entartete Königsgeschlecht bei Seite und stieg selbst auf den geraubten Thron. Das sind die Werke der ewigen Vergeltung in der Weltgeschichte.

## Anmerkungen.

1) Der erste Schriftsteller, welcher die Thüringer nennt, ist Flavius Vegetius Renatus, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein kleines Buch über das römische Kriegswesen schrieb. Andere gleichzeitige Schriftsteller, die bald darauf die Thüringer nennen, sind: Procopius, der Begleiter und Secretär des Belisar auf dessen Kriegszügen. Er schrieb eine Geschichte der Kriege des Kaiser Justinian mit den Persern, Gothen, Vandalen und Mauren, und starb gegen 560. Aimoin, Benedictiner-Mönch der Abtei Fleury an der Loire, wo er 970 aufgenommen wurde. Er schrieb unter Anderm fünf Bücher von den Thaten der Franken, die uns erhalten sind. Sidonius Apollinaris, Dichter und Krieger, zu Lyon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts geboren, kämpfte gegen die Gothen und starb als Bischof zu Clermont in Auvergne 482. Er gedenkt der Thüringer in einem panegyrischen Gedichte auf den römischen Kaiser Avitus. Jornandes, ein Alane, der ebenfalls unter Kaiser Justinian lebte und eine Geschichte der Gothen schrieb, die als historische Quelle von großer Wichtigkeit, sonst aber in sehr schlechtem Latein abgefaßt ist. Andre werden weitläufiger besprochen werden. Bei diesen Schriftstellern sind die Thüringer ein Volk, das nicht mehr jung ist. Dies führt zu der Annahme, daß sie eben so alt sind, wie die Sachsen, die Alemannen, Franken und Gothen. Auch diese Namen kannte man zur Zeit des Tacitus in Deutschland noch nicht. Aber die großen Völkervereine, die sie führten und in denen die Namen der früher genannten einzelnen Völker untergingen, entstanden bald darauf, und wurden den Römern bekannt, weil sie mit ihnen in Berührung kamen. Mit den in der Mitte Deutschlands liegenden Thüringern konnten sie es nicht; denn die Siegeszüge des in sich selbst scheußlich zerfallenden Rom hatten längst aufgehört. Darum erfährt man den Namen der Thüringer erst so spät, aber dann auch als den eines längst bestandenen Volks. Das Zusammentreten der einzelnen Volksstämme zu großen Völkerbündnissen an den Grenzen Deutschlands, wodurch allmälig die Alemannen, die Franken, die Gothen und die Sachsen entstanden, mußten ja auch einen gleichen Bund im Herzen Deutschlands hervorrufen. Und so waren die Thüringer der fünfte Verein, aus Cheruskern, Hermundern und einen Theil Chatten gebildet. (Luden-Geschichte des teutschen Volkes 2. Bd.) Wenn man nun Thüringer von „Thor, der Berg" herleitet und mit „Bergvölker" übersetzt, so ist man, mein' ich, der Wahrheit am nächsten gekommen.

2) Von den vielen Albernheiten, die in dieser Beziehung zu Tage gefördert worden sind, mögen der Curiosität wegen, nur einige hier Platz finden. Ein Chronist giebt an: Thüringer hieße so viel als duri homines, harte Menschen, als ob sie lateinisch gesprochen hätten; Andere: so viel als Thörlinge, d. i. thörichte Menschen, weil sie, nach einer beim sächsischen Chronisten Witechind, dessen nachher ausführlicher gedacht werden wird, erhaltenen Sage (die ebenfalls nachher erzählt wird), von den Sachsen bei deren Ankunft zu Schiffe im Havelerlande bethört worden wären. Wieder andere leiten sie von den alten Tyrigeten am Schwarzen Meere ab, deren Plinius, Strabo und Ptolomäus gedenken. Diese sollten plötzlich mitten in das Herz Deutschlands eingewandert sein. Eben so zerlegte man das Wort in Theure Ringer und bewies daraus, daß sie vortreffliche Ringer und Kämpfer gewesen seien. Andere: Leute, die in „Dürren Ringen" d. i. in unfruchtbaren Kreisen wohnen. Und Thüringen war stets ein so gesegnetes Land! — Man leitete sie auch in gerader Linie von Japhets Sohn Thyras ab, und brachte sie auf diese Weise unmittelbar mit dem Kasten Noah in Verbindung. Gelehrte Leute thaten sich etwas darauf zu gut, aus den Reudingern (Reudingi) des Tacitus, die er ein kleines deutsches Volk nennt und dessen Wohnsitz er nicht angiebt, die Thüringer zu machen, und behaupteten, Tacitus habe sich verhört oder verschrieben.

Nicht so abgeschmackt ist wenigstens die Ableitung von Thor, dem Sohne Wodans oder Odins, aber eben auch unhaltbar. Lächerlich dagegen ist die Angabe, die Hermunder, die die Römer Hermunduri schrieben, hätten im Laufe der Jahrhunderte die zwei ersten Silben ihres Namens verloren und aus duri wäre Duringi entstanden. Davon gleich nachher. Es giebt derlei Ableitungen noch mehr, eine immer unsinniger als die andre: aber wozu das Papier damit füllen, das zu bessern Dingen da ist?

3) Ich schreibe Hermunder (wie Ferd. Wachter, der gelehrte selbstforschende Verfasser der Geschichte Sachsens) und nicht Hermunduren, wie die meisten Geschichtschreiber, den Römern nach: Hermunduri. Her die erste Silbe hat sich noch in unserm „Herr" erhalten und ist mit „Wehr" verwandt. Die Römer sprachen es verdorben „Ger" aus. „Mund" d. i. Mann, hat sich noch in unserm „Vormund" erhalten. Die Anhängesilbe ur ist die altdeutsche Mehrzahl und unser angehängtes „er." Hermundur heißt also Hermunder. Die Römer verstanden aber das Deutsche nicht hinlänglich und hingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und so entstanden Hermunduens und Hermunduri, woraus die Deutschen auf Treu und Glauben „Hermundurer" machten, dem Genius der deutschen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutschen Hauptstämme Hermionen, und der Letztere rechnet außer den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denselben. Das Wort Hermionen mag Einer von dem Andern abgeschrieben haben. Es soll wohl Herminones, Herminonen heißen. Min ist nur ein Umlaut von Mann, wie man in Herminfrid sieht, der aus Herman (Armin) und frid zusammengesetzt ist. Die Endung on ist wiederum altdeutsch und drückt die Mehrzahl aus, unser jetziges angehängtes „en." Herminon heißt also Hermanen (nach verdorbener römischer Aussprache: Germanen), eben so viel und ganz dasselbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und so entstanden Herminanes oder Herminones. Ganz dasselbe Verhältniß findet mit den Teutonen statt. Teut ist die einfache Zahl, ein Deute (die Römer sprachen es nur so hart und schrieben es dann auch Teut, niemals die Deutschen selbst). Teuton ist die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung noch daran, weil sie die deutsche Endung nicht verstehen, so kommen Teutones heraus. Aber wir Deutschen sollten ihnen nicht ewig nachbeten und von Hermionen, Teutonen, Ingäwonen, Istäwonen, Eburonen, Guttonen ꝛc. reden, sondern von Herminen oder Hermannen, Teuten, Ingäwen, Istäwen, Eburen oder Eberen, Gutten. — Wie unsre nächsten Nachbarn die deutschen Namen entstellen, davon liefern die Franzosen täglich die lächerlichsten und ärgerlichsten Beweise. Und sie kennen Deutschland und die Deutschen doch wahrlich besser (wenigstens sollten sie, da sie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unsre heidnischen Vorfahren. Wenn nun einst Deutsche deutsche Zustände und Namen unsrer Zeit nach den französischen Quellen besprechen und die Namen wiedergeben wollten, wie die Franzosen dieselben geschrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorschein! Den Römern der alten Zeit ist es aber in Bezug auf Deutschland nicht viel besser gegangen, als den Franzosen der Jetztzeit, ein Fingerzeig, daß man überhaupt auf die römischen Quellen nicht schwören soll.

4) Doch ist das Erste weit wahrscheinlicher als das Andere, wie in der ersten Note dargethan ist. Wären die Thüringer ein eingewandertes Volk und nicht ein Völkerbund von Volksstämmen, die seit Urzeiten diese Sitze inne gehabt, so hätte sich gewiß irgend eine und wenn auch nur dunkle Spur eines solchen gewaltsamen Eindrängens in das Herz Deutschlands in der Geschichte erhalten; denn ein solches Ereigniß wäre ja etwas ganz Außerordentliches gewesen. Man muß stets festhalten, daß die Thüringer in der Mitte Deutschlands wohnten, und ein fremdes Volk nicht wie eine Heerde Störche durch die Lüfte kommen und sich hier herablassen konnte. Es leidet fast keinen Zweifel: die Thüringer waren Eingedorne, ein Völkerbund aus den schon genannten, früher bekannten Stämmen zusammengesetzt. Die Deutschen liebten ihre Stammsitze, wie alle Ackerbau treibenden Völker. Die sogenannte große Völkerwanderung kann keinen Gegenbeweis abgeben.

5) Tacitus giebt schon mehre Klassen unter den Deutschen an, aber die lateinischen Worte, die er für die beiden ersten Klassen gebraucht (nobiles und ingenui), geben uns durchaus keinen Begriff vom Verhältnisse dieser Volksklassen unter sich und zu den andern. Das erstere heißt freigeboren also Gegensatz von freigelassen, was aber ein nobilis ein Edler bei den Deutschen war, darüber läßt sich nichts behaupten und nichts bestreiten. Das römische Wort mit dem römischen Begriff paßte jedenfalls nicht zu dem deutschen Begriff, und das deutsche Wort Adating ist viel jünger. Den im spätern Mittelalter entstandenen Adel in jene frühern Zeiten hinaufführen wollen, ist eine Thorheit, die nur dem Hochmuthe und der Schmeichelei ihr Dasein verdankt.

Das kleine Buch des Tacitus, so unschätzbar es auf der einen Seite ist, weil er für ewige Zeiten ein großes reines Bild von den Deutschen zur Zeit der größten römischen Verderbniß aufgestellt und uns eine unerschütterliche Grundlage edlen Nationalgefühls gegeben hat, ist doch auf der andern, so bald man auf Einzelheiten eingeht, nur mit großer Vorsicht und Prüfung zu gebrauchen. Manches muß man geradezu dahin gestellt sein lassen. Man darf es weder annehmen noch verwerfen. Tacitus kam nie nach Deutschland, er konnte selbst nicht Deutsch; er mußte also seine Angaben von Deutschen entlehnen, die nach Rom kamen und Römisch sprachen. Volkseigenthümlichkeiten in einer fremden Sprache genau bezeichnen, ist aber sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Davon habe ich mich selbst überzeugt. Ein Engländer, der nicht Deutsch aber vollkommen Französisch verstand und sprach, kam nach Gotha, um über thüringische Volkseigenthümlichkeiten (Idiom, Volksfeste, Trachten, Sitten und Gebräuche) ein englisches Buch zu schreiben. Ich sollte ihm alles angeben. Ich suchte mich ihm französisch so klar als möglich zu machen, da ich es englisch nicht so vermochte, wenn ich aber nachher sein Manuscript las, fand ich die lächerlichsten Irrthümer, und konnte ihm über manches trotz aller Mühe nicht den rechten Begriff beibringen. Der entsprechende Begriff fehlte ihm in der Seele. Wie oft mag es Tacitus eben so ergangen sein; der edle, hochherzige Römer brachte durchaus keinen Begriff mit zu den ihm geschilderten Volkseigenthümlichkeiten. Dann scheint auch das ganze Buch mehr eine Notizensammlung, als eine vollendete Schrift zu sein. Er wollte diese Sammlung wahrscheinlich später zu einem größern Werke verarbeiten. Daher Alles so aphoristisch und unzusammenhängend. — Lazzen und Lite. Das erstere Wort kommt von lazzen, lassen s. v. als: entlassen her, also ein Entlassener, Freigelassener; das zweite läßt sich schwer erklären, scheint aber ganz dieselbe Bedeutung gehabt zu haben.

6) Graue — Grave — Grafen. Derselbe Begriff, daß das Alter und die demselben anhaftende Erfahrung die Grundlage des eigentlichen Adelsinstituts bildet, findet sich bei den Griechen, Römern, Franzosen; immer ist das Wort, welches die Würde des Standes bezeichnet, von der Würde des Alters entlehnt. Aus den Zehen-Grafen gingen die Hundertgrafen, aus diesen die Gaugrafen, aus diesen die Grafen der Völkervereine hervor, und diese endlich waren die Könige. Ebenso war bei den ältesten Römern der oberste Senator der König.

7) Diese Angaben sind alle nach Tacitus gemacht; die Butter erwähnt Plinius, nennt zwar die Deutschen nicht als Verfertiger, scheint aber unter dem Worte „Barbaren" auf sie hinzudeuten.

8) Die Hauptquellen unsrer Kenntniß von der nordischen Götterlehre und Heldensage sind die beiden berühmten Bücher, die ältere und die jüngere Edda. Das Wort Edda heißt Stammmutter der Poesie. Die ältere Edda enthält eine Sammlung alter Lieder und Gesänge, die sich im Munde des Volks erhalten hatten. Sie wurde zu Anfang des 12ten Jahrhunderts veranstaltet. Die jüngere Edda ist über 150 Jahre später entstanden und nach der ältern bearbeitet, ein System der nordischen Religionslehre. Wenn man bedenkt, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte diese Lieder im Munde von Leuten, die Christen waren, die mannichfachsten Veränderungen erleiden, ja durchaus eine christliche Färbung annehmen mußten, wenn man ferner nicht weiß, was die Sammler hinzugethan und davon gelassen, was also ächt ist, so wird man nicht unbedingt alle Angaben der Edda für Glaubensartikel der nordisch-deutschen Volksstämme halten. Die poetische Abrundung des Ganzen und der einzelnen Theile erregt schon Zweifel. Wenn man nun nicht Alles, was in der Edda steht, als unbezweifelten Ausdruck der Religion der nordischen Völker hinnehmen kann, wie viel weniger der südlich gelegenen, die mit jenen gewiß nur in seltene Berührung kamen. Wie wären die Thüringer zu den Isländern gekommen? Wie

kann man uns diese Gedichte nun als die Religion der Thüringer aufbinden wollen? Es gehört viel Unverschämtheit dazu.

9) Wie in den mitteldeutschen Heldenliedern der Ostgothenkönig Theodorich der Große stets „Dietrich von Bern" (Verona) heißt, so der Hunnenkönig Attila stets „Etzel."

10) Dies ist Gregor von Tours (Georgius Florentinus Gregorius), ein Hauptquellenschriftsteller für die frühere fränkische und nebenbei auch für die erste thüringische Geschichte. Er war Bischof von Tours, schrieb eine Geschichte, oder vielmehr Kirchengeschichte der Franken und starb 595, 50 Jahre alt. Er wurde also 14 Jahre nach dem Untergange des thüringischen Reichs, wo alle Thatsachen noch im frischen Andenken waren, geboren. Dies giebt seiner Geschichte, die bis zu seinem Tode reicht, hohen Werth, obgleich sie voller Mängel und Lächerlichkeiten ist.

11) Nämlich aus der Rede, welche der Ostfrankenkönig Theodorich an seine Franken hält (bei Gregor von Tours), als er über Herminfrid herfallen will, um sie zur Wuth gegen die Thüringer zu entflammen.

12) Magnus Aurelius Cassiodorus, einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit, bekleidete unter Odoacer mehre Staatsämter in Rom und war dann Theodorich des Großen Kanzler oder Geheimschreiber. Nach des Königs Tode zog er sich in ein von ihm erbautes Kloster in Calabrien zurück, wo er mit seinen Mönchen ganz den Wissenschaften lebte. Er ließ die alten Handschriften abschreiben und erhielt sie dadurch, schrieb eine Geschichte der Gothen, aus welcher Jornandes einen Auszug lieferte, sammelte Theodorichs Ausschreiben und Verordnungen, wobei sich auch jener Brief befindet, und verfaßte noch mehre auf uns gekommene Schriften.

13) Amalberg war zwar Christin, gehörte aber, wie alle Gothen, der Arianischen Partei an, die damals schon im Untergehen begriffen war. Wenn nun auch das Arianische Christenthum durch Amalberg in Thüringen Wurzel schlug, woran kaum zu zweifeln ist, so wurde es doch durch die siegreichen Franken, welche strenge Orthodoxen oder ächt katholische Christen waren, gewiß wieder ausgerottet und neuer Samen gestreut. Aber wie lange war Bonifacius war in Thüringen das Christenthum bekannt, wohl gar verbreitet!

14) Ueber dies Runiberg war unter den Geschichtsschreibern sonst die größte Meinungsverschiedenheit. Es wäre zu weitläufig, anzuführen, wohin jeder einzelne diese Schlacht verlegt hat. Bei Weißensee heißt ein Gebirgszug noch Runeberg und bei Nebra liegt ein Berg, der Ronneberg heißt. Der sächsische Mönch Witichind, der den Ort nennt, spricht aber nicht einmal von einem Berge, sondern sagt: Die Schlacht war an einem Orte, der Runibergum heißt. Witichind verwechselt in dieser Erzählung Personen und Begebenheiten; er stellt fast Alles falsch dar, warum denn nicht auch einen Ort? und es ist also lächerlich, auf das „Runiberg" so große Wichtigkeit zu legen.

15) Witichind, der Mönch des Klosters Corvei, von welchem später ausführlicher gesprochen wird.

16) Diese Worte Witichinds beziehen sich auf folgende Sage, mit der er die Sachsen in die Geschichte einführt: Die Sachsen kamen zu Schiffe im Hadeler Lande an der Elbmündung an, welches damals den Thüringern gehörte. Diese wehrten die Landung mit bewaffneter Hand ab, konnten aber doch nicht hindern, daß die Sachsen Besitzer des Hafens blieben. Nach langem blutigen Streit, der Vielen von beiden Völkern den Tod brachte, schlossen sie einen Friedensvertrag des Inhalts, daß die Sachsen Handel treiben, aber kein Land erwerben, auch Niemandem mit Rauben und Morden schädigen sollten. Den Sachsen wurde dieser Friede auf die Dauer beschwerlich. Da ging eines Tages ein sächsischer Jüngling von den Schiffen aus in das Gebiet der Thüringer, der war geschmückt mit einer goldenen Halskette und mit goldenen Armbändern. Ihm begegnete ein Thüringer und fragte ihn spöttisch: warum er so viel Gold an seinem hungrigen Leibe trage? Ich suche einen Käufer dazu, versetzte der Sachse, da ich doch meinen Hunger damit nicht stillen kann. Was willst du dafür haben? fragte der Thüringer. Gieb mir, was du willst, es ist mir jedes recht. — Wie? wenn ich dir nun dafür den Schooß voll Erde schüttete? rief der Thüringer lachend. — Gieb sie! — Der Thüringer raffte Erde von einem nahen Haufen und warf des Sachsen Schooß voll, der ihm dafür den goldnen Zierath einhändigte und freudig zu den Seinen zurückkehrte. Diese verlachten und straften ihn als einen Thoren. Die Thüringer dagegen priesen ihren Landsmann ob seiner Klugheit, die für ein Paar Hände voll Erde so viel Gold eingetauscht. Der Sachse führte seine ihn so hart tadelnden Freunde auf das Feld hinaus und bestreuete dasselbe mit der erkauften Erde so weit sie reichte. Dort schlugen sie ihr Lager auf. Die Thüringer schickten sogleich an die Sachsen, nannten sie bundbrüchig und begehrten sofort die Entfernung des Lagers. Die Sachsen versetzten, sie hätten den Bund gehalten und wollten nur die mit ihrem Golde erkaufte Erde ruhig besitzen, oder, wenn man sie daran zu hindern versuche, mit den Waffen vertheidigen. Die Thüringer verfluchten nun das sächsische Gold und ihren Landsmann, der es gebracht und den sie erst so hoch gepriesen, und fielen das Lager der Sachsen mit blinder Wuth an. Von den Sachsen wohl empfangen und gänzlich geschlagen, wichen sie ins Land zurück und mußten nach jedem neuen Treffen, das sie versuchten und verloren, weiter weichen. Da begehrten sie Frieden zu schließen und mit den Sachsen unbewaffnet zur Berathung zusammen zu kommen. Diese aber hatten ihre Messer (Saxas) unter den Kleidern verborgen, fielen in der Versammlung über die unbewaffneten Thüringer her, ermordeten sie alle und nahmen ihr Land in Besitz. — Diese Sage beweis't wenigstens, daß die Sachsen die Thüringer für ein eben so altes Volk hielten, wie sich selbst.

17) Dies sind die rührenden Klagegedichte, welche der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, im Namen der heiligen Radegundis schrieb, und die uns erhalten worden sind. Eins derselben behandelt den Untergang des thüringischen Reichs.

18) Nur die Gedichte des Venantius Fortunatus erwähnen desselben. Der fromme Bischof von Poitiers schrieb auch ein Leben der heiligen Radegund, aus welchem die Nachrichten über sie geschöpft sind.

19) Man muß aber bedenken, daß Radegund ein Kind war, als die Gräuel vorfielen; daß sie am Hofe Herminfrids mit Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, wo man den wahren Zusammenhang gewiß geheim vor ihr hielt; daß sie dann im fernen Frankreich unter Fremden vollends aufwuchs, und zuletzt ihr Herz ganz dem Himmel zukehrte. Ein solch kindlich-reines, frommes Frauengemüth konnte ja nicht an die schwarzen Thaten glauben, die in ihrem Hause geschehen waren; sie mußte die Rache des Himmels als ein Unglück ansehen, das wie ein vernichtender Gewittersturm über den Königsstamm, in ihren Augen schulolos wie sie selbst, hereingebrochen war. Und endlich hat sie ja diese Gedichte nicht selbst geschrieben. Venantius Fortunatus aber war ein stiller frommer Dichter, eine jener rein gemüthlichen Naturen, die in bescheidener, wehmüthiger Glückseligkeit von der Bosheit der Welt niemals einen Begriff fassen können. Sie wandeln wie Engel durch die Erdennacht, und ihr Gewand wird nie von Blut bespritzt, das die tobende Wuth, die List, die Habgier, die Grausamkeit neben ihnen vergießt. Darum wissen jene Elegien nichts von dem Gräuel im Königshause der Thüringer. — So und nicht anders muß man sie beurtheilen. Wenn irgend ein Gegenstand in der ältern thüringischen Geschichte, so ist das Leben der heiligen Radegund von hoher poetischer Schönheit und einer dichterischen Bearbeitung werth. Alle hochtragischen Elemente sind hier vereinigt, die der Schuld und die der Versöhnung. Aber einen Meister verlangt dieser ausgezeichnete Stoff, nicht einen Versschmied, wie sie Thüringen jetzt leider dutzendweise hervorbringt, die da meinen durch dürftige, in Klingklang gebrachte Geschichten sich unsterbliche Namen zu erschreiben.

20) Die nähern Umstände des Untergangs des thüringischen Königsreichs werden stets verworren bleiben. Geschichte und Sage schmelzen so in einander, daß sie nicht zu scheiden sind. Wie ich sie erzählt habe, lassen sie sich nicht verbürgen. Gregor von Tours, der eigentliche Gewährsmann, erzählt die Begebenheiten schlicht und einfach bis zur Schlacht an der Unstrut. Er berichtet: „Der Fluß war dergestalt mit Leichen angefüllt, daß die Franken über sie hinweg wie über eine Brücke an das andre Ufer gingen. Nach diesem Siege nahmen sie das Land ein und brachten es unter ihre Herrschaft." Hiermit bricht die Erzählung ab. Dann erzählt er kurz darauf den Tod Herminfrids auf die von mir angegebene Weise. Von der Hülfe der Sachsen, von der Veste Scheidingen und all den Begebenheiten, die mit den herbeigerufenen Sachsen zusammenhängen, weiß er kein Wort, er, der schon 30 Jahre später sein Buch schrieb! Hätte er so wichtige Dinge nicht wissen sollen? Und absichtlich verläugnen konnte er sie doch, seinem Volke gegenüber, das eben so genau damit vertraut sein mußte, unmöglich. — Alle Begebenheiten, die das Erscheinen der Sachsen vor Scheidingen in Folge hat, erzählt Witichind, Mönch zu Corvei, der in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts lebte und eine Geschichte der Sachsen schrieb. Also volle 400 Jahre nach jenen Ereignissen. Wie viel hatte die Sage, die unermüdliche Fälscherin der Geschichte, in dieser Zeit hinzugethan und ausgeschmückt! Dies beweisen diejenigen Facta, die er mit Gregor von Tours zusammen erzählt. Da ist Alles entstellt, unwahr und sagenhaft. Er macht die Amalberg zur einzigen Tochter des großen Frankenkönigs Chlodowig, die deßhalb die Erbin seines Reiches gewesen. Die Franken aber hätten aus Dankbarkeit den Dietrich, den er Thiaderich nennt, einen natürlichen Sohn Chlodowigs, zum König erhoben, und derselbe eine Gesandtschaft an Herminfrid geschickt und um Friede und Freundschaft gebeten. Der thüringische König sei dazu geneigt gewesen und habe seine Fürsten und Räthe zusammenberufen, und Alle, Einer ausgenommen, hätten für Friede und Eintracht gestimmt. Dieser Eine sei Hiring, der Vertraute der Königin Amalberg, ein kühner Mann, von scharfem Geist, klugem Rath und großer Beredsamkeit, gewesen. Diesen hätte die Königin für ihre Ansicht gewonnen gehabt. Sie hätte nämlich keine Gemeinschaft mit ihrem Knechte haben wollen, wie sie den Thiaderich genannt, weil er der Sohn einer Magd gewesen. Hiring nun habe sich der Meinung aller übrigen Fürsten widersetzt und Herminfrid beredet, Thiaderichs Antrag abzulehnen und dem Gesandten die Erklärung zu geben: Er wundere sich, wie Thiaderich sich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann sei. Mit seinem eigenen Knechte könne er, Herminfrid, keine Gemeinschaft haben. Auf diese Botschaft habe Thiaderich versetzt: So muß ich wohl zu Herminfrids Dienst eilen. Und so sei er mit einem großen Heere nach Thüringen gezogen, und Herminfrid habe ihn an einem Orte erwartet, der Runiberg heiße. Dort sei es zur Schlacht gekommen. Zwei Tage habe der Sieg geschwankt; am dritten Tage haben sich die Thüringer zur Flucht gewendet und sich in eine Veste, Namens „Schidingi" an dem Flusse „Unstrode" geworfen. —

Soweit erzählen Gregor und Witichind fast dasselbe. (Von der Veste weiß Gregor nichts, doch scheint er fast darauf zu deuten.) Darf man nun mit Recht von Witichinds erwiesenen Fabeln in dieser Erzählung auf das Folgende schließen, was Keiner weiter erzählt als er, so wird das ganze Auftreten der Sachsen in diesem Kriege der Franken und Thüringer höchst zweifelhaft. Später treffen Witichind und Gregor wieder zusammen in der Erzählung von Herminfrids Tode. Gregors glaubwürdigen Bericht kennen wir. Witichind giebt abermals nichts als Sage, ja er selbst giebt die Erzählung für nichts weiter aus. „Als Herminfrid des Reiches beraubt war, sandte er den Hiring, den Mann der Klugheit und Beredsamkeit, an Thiaderich. Hiring jedoch verrieth des Mannes höchste Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenstellen übernahm er es, Herminfriden zu ermorden, und in die Dienste des glücklichen Siegers zu treten. Herminfrid wurde zu Thiaderich eingeladen. Als er kam, warf er sich dem Sieger, in dessen Händen sein Schicksal lag, zu Füßen. Hiring stand neben dem Könige, wie sein Waffenträger, mit entblößtem Schwerte. Und als nun Herminfrid zu Thiaderichs Füßen lag, stieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber solcher Schandthat, aus: Nichtswürdiger, fort aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer eines solchen Verbrechens sein. — Hiring antwortete: Wohl bin ich ein Nichtswürdiger. Ehe ich aber gehe,

will ich mein Verbrechen sühnen. — Mit diesen Worten stieß er dasselbe Schwert dem Könige Thiaderich durch die Brust, und warf Herminfrids Leichnam auf Thiaderichs Leichnam, damit derjenige im Tode als Sieger erscheinen sollte, dem das Schicksal im Leben den Sieg versagt hatte. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwerte und verschwand aus den Augen der Menschen." Dies ist Witichinds Sage. Ist nun der Anfang seiner Erzählung, sowie das Ende derselben rein sagenhaft und historisch unwahr, wie wir ihm aus dem gleichzeitigen Frankenschriftsteller Gregor beweisen können, so haben wir ein Recht anzunehmen, daß auch die Mitte der Erzählung nur Sage sei, und das gänzliche Schweigen des Gregor vom Auftreten der Sachsen gilt ebenfalls als Beweis dafür. Und somit wird denn das zu Hülfe rufen der Sachsen durch die Franken, das Erstürmen Scheidingens ꝛc. zur bloßen Sage. Der Namen Scheidingen erregt schon von vorn herein Verdacht. — Freilich ist, von der andern Seite betrachtet, der Untergang des mächtigen thüringischen Königreichs von zu großer Wichtigkeit, als daß wir es in der Erzählung Witichinds mit einer bloßen Fabel, ohne allen historischen Grund, zu thun hätten. Die Sage hatte sich doch bei den Sachsen auf die erzählte Weise fortanpflanzt, sonst hätte sie Witichind seinen Landsleuten nicht so bieten können. Ein historisches Factum mußte zu Grunde liegen, wie bei allen Sagen, die sich um große weltgeschichtliche Begebenheiten spinnen. Die Sachsen mußten irgend beim Falle des thüringischen Reichs feindlich thätig gewesen sein. Aus Nichts konnte eine solche Sage nicht entstehen; dies läuft gegen ihr eigentliches Wesen. Auch erzählt der Mönch Aimoin, daß die Thüringer sich in eine Veste an der Unstrut geworfen, und stimmt also mit Witichind darin überein. Hier nun liegt die große Schwierigkeit, welche niemals befriedigend gelöst werden wird. Ich stelle mir die Sache so vor, daß sich nach Besiegung der Thüringer durch die Franken das Königthum doch noch eine geraume Zeit erhielt und endlich von den Sachsen gestürzt wurde, daß also Witichind zwei Begebenheiten, die in der Zeit weit von einander liegen, zusammenzieht, oder vielmehr nur der Sage folgt, die sie zusammen gezogen hatte. (Doch bleibt Gregors gänzliches Schweigen immer noch ein unauflösbares Räthsel.) Denn das ist auch eine der Eigenthümlichkeiten der Sage, daß sie zwei verschiedene Begebenheiten, zwischen denen ein großer Zeitraum liegt, leicht und naiv zusammenbindet, mit einander vermengt und zu einer Begebenheit zusammen schmelzt. Geschieden kann hier nichts mehr werden. Rost und Eisen sind im langen Laufe der Zeit eins geworden. Wer das Eine lösen will, zerstört das Andre. Die historische Kritik senkt ihre Waffe und läßt das Ganze unangetastet stehen, wie ein verwittertes Heiligenbild. Man sucht Gregors und Witichinds Erzählungen zu verbinden, so gut es geht, und giebt das Ganze nicht für verbürgte historische Wahrheit aus. Damit hat man verthan.

## Philipp Adam Storck,

1780 zu Treben an der Mosel geboren, war zuerst als Lehrer an der Handelsschule zu Hagen in der Grafschaft Marck angestellt und übernahm 1810 die oberste Leitung derselben. 1817 ging er nach Bremen, wo er als Doctor der Philosophie und Professor an der Handelsschule wirkte und am 19. April 1822 starb.

Er gab heraus:

Episoden aus einer Reise nach Paris im Sommer 1809. Essen, 1810.

Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Moselande. Essen, 1818. 2 Thle.

Gedanken über den deutschen Handelsverein. Bremen, 1819.

Walters Scott's Fräulein vom See, übersetzt. Essen, 1819; neu 1823.

Scott's letzter Minstrel. Bremen, 1820.

Burg Stokeby, übersetzt. Bremen, 1822.

Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Frankfurt, 1823.

St. hat sich besonders als sehr gewandter und geschmackvoller Uebersetzer ausländischer Poesien große und wohlverdiente Anerkennung erworben.

## Gottlob Christian Storr,

am 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater in hohen geistlichen Würden stand, entwickelte früh die fromme Geistesrichtung, die ihn später zu einem der Begründer der alten Tübinger Schule machte. Durch langwierige Augenleiden bisher fast gänzlich vom öffentlichen Unterricht fern gehalten, doch von gewissenhaften Lehrern gründlichst vorgebildet, bezog er in seinem 17ten Jahre die Universität Tübingen, beendigte 1768 seinen theologischen Cursus und bereiste mit seinem Bruder, der Arzt war, die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. In Leyden hörte er zwei berühmte Männer, durch deren Lehre er seine Ansichten philosophisch zu begründen suchte, Valckenaer und J. J. Schultens. In Paris traf er, mit ähnlichen Zwecken beschäftigt, den großen Griesbach und den um die orientalischen Sprachen hochverdienten Kanzler Schnurrer, mit denen er ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. 1772 kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde sogleich Repetent im Tübinger theologischen Seminar und 1775 als Vicarius nach Stuttgart berufen. Doch noch im nämlichen Jahre trat er, inzwischen durch gelehrte Abhandlungen bekannt geworden, als außerordentlicher Professor der Philosophie zum zweiten Male in Tübingen auf, und auch nicht viel später erkannte die theologische Facultät, welche Stütze ihrer Rechtgläubigkeit durch Storr zu Theil werden würde. Im Jahre 1777 wurde er außerordentlicher Professor und Doctor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter Professor der Theologie, Superintendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger. Endlich wurde er 1797 als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart berufen, wo er am 17. Januar 1805 starb.

Von ihm erschien:

Rede vom Einfluß der Offenbarung in die Philosophie. Tübingen, 1767.

Predigt von der Dreieinigkeit. Tübingen, 1776; neu 1800.

Predigt über die Unentschuldbarkeit der Christen, wenn sie nicht selig werden. Tübingen, 1779; neu 1800.

Predigt von der Anhänglichkeit an das Irdische. Tübingen, 1780.

Zwei Predigten am 17ten Sonntage nach Trinitatis. Tübingen, 1789.

Predigt bei der Niederlegung seines Amtes zu Tübingen. Tübingen, 1797.

Predigten, herausgegeben von Süßkind und Flatt. Tübingen, 1806—1808. 2 Thle.

Predigten über die Leidensgeschichte, herausgegeben von Flatt. Tübingen, 1810.

Betrachtungen über den Brief Pauli an die Römer, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1823.

Betrachtungen über verschiedene Briefe des neuen Testaments, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1824.

St. war zu seiner Zeit einer der gelehrtesten Theologen Würtembergs und einer der eifrigsten und gründlichsten Verfechter der Orthodoxie gegen die Neuerer. Als Kanzelredner erscheint er indessen weniger bedeutend, da es ihm an Kraft und Aufschwung, dagegen aber nicht an Innigkeit fehlte.

## Samuel Johann Ernst Stosch

ward am 18. September 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder und ging 1735 als Prediger auf das Dorf Lino bei Rheinsberg, eine Schweizercolonie, 1769 auf das mit jenen verbundene Dorf, Lüdersdorf. Im Jahre 1782 wurde er königlicher Hofprediger an der Schloßkirche zu Küstrin, Consistorialrath und Inspector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er lebte zuletzt im Ruhestand zu Berlin, wo er am 27. Juni 1796 starb. Er veröffentlichte:

Versuch der richtigen Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter. Frankfurt an der Oder, 1777. 2. Ausg. 3 Thle.

Kritische Anmerkungen dazu. Frankf. a. d. O., 1775.

Kleine Beiträge zur Kenntniß der deutschen Sprache, herausgegeben von Conrad. Frankfurt an der Oder, 1798.

Scharfsinn, Gründlichkeit und reiches Wissen verleihen seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten, namentlich seinen Untersuchungen auf dem Gebiete deutscher Synonymik bleibenden Werth.

---

## Dietrich Heinrich Stöver

ward am 15. Juli 1769 zu Verden im Hannöverschen geboren, studirte zu Helmstädt und privatisirte zuerst zu Altona, darauf seit 1793 zu Hamburg als Doctor der Philosophie. 1810 erhielt er den Titel eines herzoglich-mecklenburg-schwerinschen Legationsraths; 1811 ward er Ritter des französischen Lilien-, 1815 des schwedischen Wasaordens zu Hamburg, wo er zurückgezogen den Wissenschaften lebte, besonders mit der Redaction des Hamburger Correspondenten beschäftigt, und am 13. April 1822 starb. Er schrieb:

Historisch-statistische Beiträge zur näheren Kenntniß der Staaten und der neueren Weltbegebenheiten. Hamburg, 1789.

Archiv zur Länder- und Geschichtskunde. Schwerin, 1790.

Leben Voltaire's von dem Marquis von Condorcet. Berlin, 1791.

Leben des Ritters Carl von Linné. Hamburg, 1792. 2 Thle.

Er redigirte das:

Politische Journal von 1786—1793 und den Hamburger Correspondent von 1793—1822.

Ein ruhiger und besonnener, mit reichem Wissen ausgerüsteter politischer Schriftsteller, der unter den schwierigsten Zeitverhältnissen seine Ansicht zu behaupten und durchzuführen verstand und mit jenen Eigenschaften die Gabe vortrefflicher Darstellung zu verbinden wußte.

---

## Christian Friedrich Lebrecht Strack,

am 24. Januar 1781 zu Kloster Roßleben geboren, wurde zuerst als Vesperprediger zu Leipzig angestellt. Nach zwei Jahren, 1806, ging er nach Halle als Lehrer am Pädagogium, 1810 nach Werthheim am Main als Professor am dortigen Gymnasium und 1814 in derselben Eigenschaft nach Düsseldorf. Seit 1817 lebt er als Doctor der Philosophie, Director und Professor der Vorschule zu Bremen, segensreich wirkend.

Von ihm erschien:

Eloah, Erhebungen des Herzens zu Gott. Frankfurt, 1814; 4. Ausg. 1826.

Eins der besten neueren Erbauungsbücher, voll echter, klarer Frömmigkeit, Innigkeit und Wärme in sehr gelungener Form und trefflicher Diction.

---

## Joseph Anton Stranizky,

nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Schweidnitz geboren, studirte zu Breslau und Leipzig, betrat aber bald, seinem innern Berufe folgend, als Mitglied der Veltheimschen Gesellschaft als Komiker die Bretter. Besonders als Hanswurst errang er durch seine kecke Laune solchen Beifall, daß er, 1708, in Wien Schauspieldirector wurde.

Von ihm erschien:

Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi. 1722; neu 1728.

Hanß Wurst. Gebruckt in diesem Jahre. Pinzerthal, 1787. 4. Ausg.

Ueber Stranizky bemerkt Menzel in seiner deutschen Literatur Thl. III. S. 247 sehr richtig: Er war der berühmteste Schauspieler seiner Zeit, ein Schlesier von Geburt, durch die Italiener gebildet, und führte 1708 das erste deutsche Theater in Wien ein, dessen Geist und Ton sich im Leopoldstädter bis auf unsere Zeit erhalten hat. Seine glückliche Mischung des altdeutschen mährchenhaften Fastnachtspieles mit der italienischen durch Gozzi veredelten Poesie sagte und sagt dem heiteren Character der Oestreicher besonders zu und war bei Weitem den kläglichen französirten Antiken Lohensteins vorzuziehen, obgleich sich Stranizky keineswegs zur Höhe des Andreas Gryphius erhob.

---

## Gottfried von Straßburg, s. Minnesinger.

---

## Friedrich Straß

ward am 10. März 1766 zu Grüneberg in der Neumark geboren, war zuerst am königlichen Cadettencorps zu Berlin angestellt. 1802 wurde er Director zu Kloster Bergen, 1812 zu Nordhausen und 1820 zu Erfurt. Er ist außerdem Doctor der Philosophie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Er gab heraus:

Denina's Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien. Berlin, 1800—1804. 3 Thle.
Geschichte der Deutschen, tabellarisch. Berlin, 1802.
Der Strom der Zeiten, oder bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Ueberblick der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Ueber die Pflicht des Erziehers, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen. Magdeburg, 1804.
Beiträge zur Geschichte der technischen Cultur. Nordhausen, 1813.
Ueber das Turnwesen. Halle, 1819.
Handbuch der alten Geschichte. Jena, 1830. 2 Thle.
Einzelne Programme u. s. w.

Ein ausgezeichneter Schulmann, dessen segensreiches Wirken sich nicht blos auf die Anstalt, welcher er vorsteht, erstreckte. Selbst ein tüchtiger Historiker hat er besonders durch seine trefflichen Lehrbücher sich um die bessere Behandlung der Geschichte, namentlich auf Gymnasien, große und bleibende Verdienste erworben.

## David Friedrich Strauß

ward am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren, besuchte die hohe Schule seiner Vaterstadt und trat 1821 in das theologische Stift zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem theologischen Seminarium zu Tübingen vertauschte. Nach zurückgelegten Studien wurde er 1830 Pfarrvicar und 1831 Lehrer am Seminar zu Maulbronn. Während des Winters 1831 hielt er sich zu Berlin auf, und kehrte dann als Repetent nach Tübingen zurück. Die Herausgabe seines Werkes über das Leben Jesu hatte seine Entlassung zur Folge. Eine Lehrerstelle am Lyceum zu Ludwigsburg, welche ihm dafür ertheilt worden war, gab er 1836 wieder auf. Seit dieser Zeit privatisirt er in Stuttgart, da die Verhältnisse ihm nicht gestatteten, eine Professur der Theologie in Zürich, zu der er 1839 war berufen worden, wirklich anzutreten.

Von ihm erschien:

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. Tübingen, 1835. 2 Bde. 3. Ausg. 1839.
Streitschriften. Tübingen, 1837. 3 Hefte.
Zwei friedliche Blätter. Altona, 1838.
Characteristiken und Kritiken. Leipzig, 1839.
Hennol's Untersuchung über den Ursprung des Christenthums. Stuttgart, 1840.
Dogmatik. Tübingen, 1840. 1. Bd.

Ueber St. dogmatische Ansichten zu urtheilen ist hier nicht der Ort. Als Schriftsteller im Allgemeinen nimmt er durch sein reiches Wissen, seinen Scharfsinn und seine treffliche, klare und elegante Darstellungsweise einen sehr hohen Rang ein.

## Gerhard Friedrich Albrecht Strauß

ward am 24. September 1786 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark, wo sein Vater Prediger war, geboren, und studirte zu Halle und Heidelberg Theologie. Schon im Jahre 1809 wählte ihm die Gemeinde Stonsdorf im Herzogthume Berg zu ihrem Pfarrer; — hier war es, wo der erste Band seiner Glockentöne, die in mehr als einer Sprache verbreitet sind, entstand. 1814 ward er nach Elberfeld berufen, wo er mitten in den Schrecken des Krieges unverzagt an der Wiedergeburt des religiösen Lebens arbeitete. Im Jahre 1822 wurde er als Hofprediger und ordentlicher Professor der Theologie nach Berlin versetzt, wo er noch gegenwärtig in diesen Aemtern, auch als Director des homiletischen Seminars auf ausgezeichnete Weise wirkt. Er ist Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Von ihm erschien:

Glockentöne. Elberfeld, 1815—19. 7. Aufl. 1833.
Helon's Wallfahrt nach Jerusalem. Elberfeld, 1820—21. 4 Thle.
Die Taufe im Jordan. Elberfeld, 1822.
Predigten. Berlin, 1826.

Tiefe echte Frömmigkeit, Zartheit der Empfindung, Wärme des Herzens, ächt poetische Auffassung und Behandlung der höchsten Interessen der Menschheit, treffliche Darstellung und eine edle Sprache haben seine Schriften einen höchst bedeutenden Ruf erworben, den selbst der Vorwurf seiner Gegner, daß er mitunter zu gesucht und süßlich sei, nicht verringern konnte.

## Adolf Friedrich Carl Streckfuß

ward am 20. September 1779 zu Gera geboren und studirte, in Zeitz vorgebildet, seit 1797 in Leipzig die Rechte. Zu Dresden begann er im Justizamt seine öffentliche Laufbahn, ging indessen 1801 als Hofmeister nach Triest und 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo ihm von Collin und Caroline Pichler sehr gewogen waren. 1806 kehrte er nach Sachsen zurück und lebte Anfangs als Advocat, dann als Gerichtsactuar und seit 1807 als Secretär bei der Stiftsregierung zu Zeitz. Im Jahre 1812 ward er geheimer Secretair in Dresden, 1813 geheimer Referendar und erhielt bald nachher vom russischen Gouvernement eine Einladung zur Hülfleistung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum geheimen Finanzrath bei demselben Gouvernement ablehn-

nend, zog er vor, in seiner frühern Stellung bei dem nachmals preußischen Gouvernement zu bleiben. Nach 1815 arbeitete er erst im Gouvernement zu Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der damaligen Regierung angestellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er den Titel eines geheimen Oberregierungsraths im Ministerium des Innern und den rothen Adlerorden dritter Classe erhielt.

Er schrieb:

Altimon und Zomira, in sechs Gesängen. Lpz., 1808.
Marie Belmonte, Tragödie. Zeitz, 1807.
Neuere Dichtungen. Halle, 1834.
Erzählungen. Dresden, 1813.
Erzählungen. Berlin, 1830.
Gedichte. Wien, 1804.
Gedichte. Leipzig, 1823. 2. Aufl.
Zwei Mährchen nach Gozzi. Berlin, 1805.
Julie von Lindau. Leipzig, 1815. 2 Thle. 2. Aufl.
Ruth, in vier Gesängen. Wien, 1805.
Clementine Wallner. Leipzig, 1811.
Ariost's rasender Roland. Halle, 1818—23. 6 Thle.
Tasso's befreites Jerusalem. Leipzig, 1822 u. ö. 2 Thle.
Dante's göttliche Komödie. Halle, 1824—26 u. ö. 3 Thle.
Manzoni's Adalgis. Berlin, 1827.

Seine eigenen poetischen Leistungen zeichnen sich durch glückliche Erfindung, anmuthige Phantasie, warmes Gefühl, gute Characterzeichnung und gelungene Darstellung rühmlich aus; noch bedeutender steht er aber als Uebersetzer der großen italienischen Dichter da, indem er mit tiefer, gründlicher Sachkenntniß seltene Herrschaft über Sprache und Form, Wohllaut, Kraft und Reichthum verbindet.

---

## Der heilige Dominik.

Im rauhen, härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinaus zu sehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und so ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich wie des Meeres Raum;
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum.
Ein süßes, himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin im brünst'gen Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß, Herr, mein Gott, o laß geschehen,
Daß leidend sich mein Herz bewährt!
In deiner Furcht, für meine Brüder
Ertrag' ich Alles mit Geduld.
O sende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr —
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,
Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthvollem Sehnen
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
Was dich beschwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefste Wunde heilen,
Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er sprichts mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild.
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

„„Mein Gatte,"" spricht sie, „„zog von hinnen
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand.
Was acht' ich, sprach er, die Gefahren!
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück ins Haus.

„„Er zog. Auf allen seinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch schifft er bald mit reichem Segen
Zum theuren Vaterland zurück.
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind ist günstig, glatt wie Spiegel
Ist rings umher des Meeres Raum.

„„Da segelt der Korsaren Horde
Herbei, ihr scharfer Säbel blinkt,
Beim Widerstand gezuckt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenlosen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand
Beschwert mit harten Sklavenketten
Gelangen sie zu Tunis Strand.

„„Dort schmachtet er; mit Qual und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach seinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich fesselt hier der Mutter Pflicht —
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.""

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, „er ist dir hold!
Zwar, dir den Gatten neu zu geben,
Besitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich sicher seine Ketten,
Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangenen zu retten,
Biet' ich mich selber dem Korsar."

Er sprichts, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis.
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er rufts, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
„„Bereitet, Herr, euch zu der Reise,
Denn morgen zeitig schiff' ich fort!"" —

Und sieh', da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern ämsig hin zum Strande
Und fühlen nun auf festem Grund
Im heiß ersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut,
Ein Blitz der Wonne sie durchzücket —
Es ist ihr Gatte, den sie schaut.
Sie fliegt ihm in die off'nen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Doch Dominik erſieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick,
„O Herr, was ſehnend ich erſtrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet haſt du gehört.
Haſt ihres Herzens Angſt geſtillet,
Drum ſei dein Name hochgeehrt."

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Luſt auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch ſüße Liebe war.
Und als ſie ſich dem Rauſch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm ſpähn,
War in der Dämmrung er verſchwunden
Und ward am Strand nicht mehr geſehn.

---

## Pipin der Kurze.

„Der Stärkſte ſoll König der Starken ſein,
Der Größte Herrſcher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, ſo ſchwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorſam weihn,
Zu Childerich ſei er verſtoßen!"

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vaſallen.
„O ſeht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürſt iſt Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aeffiein auf hohem Kameele,
Reicht juſt ſein Helmbuſch dem Marſchall ans Maul;
Doch iſt er auch klein, ſo iſt er nicht faul
Zu trotzigem, ſtolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüſtern,
Mit Murren folgend gen Welſchland ziehn,
Ihm ſäumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürriſcher täglich verdüſtern.

Und ſtark im Geiſte, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weiſen Gedanken.
„„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtſpiel die Schranken.

„„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm ſtellen!""
Wohl ſeltſam ſcheint die Beſtellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen ſtolzen Geſellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie ſchwach doch, wie ſchwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm ſitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er ſich trefflich ſicher geſtellt,
Zu ſchaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er ſchreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd ſieht ſich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und ſchreitet getroſt in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und ſtrecket ſich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da ſchaut ein Kampfſpiel, ein würdiges, ſchaut!
Wer ſich zu meſſen mit dieſem getraut,
Den nenn' ich den erſten der Sieger.""

Und ein Ziſcheln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leiſe.
Bald, wie wenn, ſtärker und ſtärker beſchwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So ſauſet's und brauſet's im Kreiſe.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechſte der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir laſſen dir's gern,
Herab von dem ſichern Altane!"

„„So ſei's!"" ſpricht Pipin, und ſich ſchwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und ſehnig,
Vom Balcon herab auf den ſandigen Platz.
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!""

Und ſchlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf ſchnellt der Leu, wuthſchauernd im Flug,
Doch bringt, eh' die Tatze, die zuckende, ſchlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entſprudelt dem grauſigen Schlund,
Und über ſich ſtürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er ſtreckt ſich, und zuckt und verendet.

Stolz ſchaut der König im Kreiſe herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erſtaunt und ſtumm,
Und der Hohe dreht ſtill verachtend ſich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

## Des Narciſſus Verwandlung.

Narciß, der ſchönſte Hirt der Flur,
Von reicher Anmuth Glanz umſtrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die ſich in ſeinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Beſtrebt, im Spiegel der Geſtalt
Das Namenloſe zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnſucht Qual,
Und findet das Geſuchte nimmer.

Einſt ſieht er unter jungen Mai'n
Im Raſen eine Quelle ſpielen,
Sanft liſpelnd ladet ſie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narciſſus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder;
Da ſtrahlet hell und ungetrübt
Ihm ſeiner Formen Zauber wieder.

Er ſieht's und ſtaunt, die Schönheit lacht
Aus ſtillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen.

Und er vergißt ſich ſelbſt, er ſieht
Nur ſie, die der Olymp geboren,
Der wild von Ahnungen entglüht
Er ew'ge Huldigung geſchworen.

An ſeine Bruſt voll Liebesgluth
Will er das Heißerſehnte reißen,
Doch wie er naht der ſtillen Fluth,
Zerrinnt es ſchnell in ihren Kreiſen.

„O weile, weile, ſüßes Bild,
Nur ein Mal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Luſt und Schmerzen."

Er ruft's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild — und, o Entzücken!
Es streckt zu ihm die Arm' empor,
Und schaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und scheint entglüht von seinem Sehnen.

Da stürzt er mit der Liebe Wuth
Noch ein Mal zu der Quelle nieder,
Und schnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder. —

Narcissus sinkt ans Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geist und jeder Sinn
Besitzen, was ich hier gesehen."

Und Zeus erblickt von seinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Trost und schönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer sein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Und läutert sich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren —
Und langsam würde die Gewalt
Der wilden Sehnsucht dich verzehren.

„„„Das Schöne stürbe beim Besitz,
Wollt' ich es deinen Wünschen geben,
Drum, hoher Jüngling, soll mein Blitz
Dich über Wunsch und Trieb erheben.

„„„Doch eine Blume blühe da,
Wo einst, zur Quelle hingesunken,
Dein Blick das Tiefempfundne sah,
In wunderbarem Schauen trunken.

„„„In voller Blüthe soll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken;
Sie soll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.""

---

## Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau,

als Dichter Nicolaus Lenau genannt, ward zu Chatad in Ungarn am 13. August 1802 geboren, studirte zu Wien Philosophie, Jurisprudenz und Medicin, und machte dann im Jahre 1832 eine Reise nach Nordamerika, von der er jedoch bald wieder nach Deutschland zurückkehrte. Er hat sich seitdem abwechselnd in Stuttgart, Wien und Ischl aufgehalten.

Von ihm erschien:

Gedichte. Stuttgart, 1832; 3. Ausg. 1838.
Neuere Gedichte. Stuttgart, 1838.
Faust. Stuttgart, 1835.
Savonarola. Stuttgart, 1837.
Frühlingsalmanach. Stuttgart, 1835.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Ueber die poetischen Leistungen dieses ausgezeichneten Geistes im Allgemeinen äußert sich der Verfasser des ihn betreffenden biographischen Artikel in dem Conversationslexikon der Gegenwart Band III. S. 917 sehr treffend mit folgenden Worten: „Es ist darin (in Lenau's erster Gedichtsammlung) eine herrliche Naturmalerei, die sich im Zarten wie im Großartigen und Schauerlichen gleich glücklich bethätigt, zuweilen jedoch sich zu weit in Detailschilderungen verliert; aber Alles ist frisch, kühl und duftig, ein gesundes Leben naiver und unschuldiger Urvegetation der Empfindung bekundend. Dies Festgestelltsein in der Unmittelbarkeit des Naturlebens ist für St. durchaus bezeichnend; selbst in seinen Reflexionen und Gleichnißreden kommt er stets auf eine gewisse Natursymbolik zurück, nur daß wir hier einen Mangel wahrnehmen, welche den neuen Lyrikern überhaupt vorzuwerfen ist; es bleibt nämlich der Gedanke häufig hinter seinem Bilde oder Gleichniß zurück, oft auch diese hinter jenem. Etwas ermüdend dürfte bei St. auch eine zu weichlich düstere Ausspinnung der Reflexionen, Empfindungen und Naturmalereien sein, obgleich es ihm an andern Orten keineswegs an Präcision, Heiterkeit und männlicher Kraft fehlt. Die sprachliche Einkleidung, wenn schon sie zuweilen das grammatikalische Gesetz verletzt, ist oft überraschend neu, der Rhythmus von hohem Wohllaut, Bild und Gedanke sind meist originell, zuweilen jedoch gesucht und spielend; vortrefflich ist St. da, wo er sich der einfachen Weise des Volksliedes anschließt." Diese Characteristik dürfte auch im Allgemeinen auf eine zweite Sammlung seiner Gedichte passen, welche unter dem Titel: „Neuere Gedichte" erschienen ist. Sie enthält des Vortrefflichen ebenfalls viel, wenn auch weniger als die erste, wird aber durch eine Reihe polemischer Gedichte verunstaltet, welche gegen St's frühere Tadler und Kritiker gerichtet sind. Die politisch freisinnige Richtung des Dichters, welche sich vorzüglich in seinen zum Theil außerordentlich schönen Polenliedern, die aber mehr elegische Nachklänge als zu Heldenthaten auffordernde Oden sind, bekundet, trug dazu bei, dem Dichter ein ausgedehnteres Publicum zu verschaffen, als die Repräsentanten deutscher Lyrik, mit wenigen Ausnahmen, sonst um sich zu versammeln pflegen. Die lyrische Seite ist überhaupt die glänzendste und hervorstechendste in St's. Talent. Auf die erste Sammlung seiner Gedichte folgte das episch dramatische Gedicht „Faust", welches vorher als Fragment in dem von St. herausgegebenen „Frühlingsalmanach" erschienen war. Das eigenthümlich grübelnde, selbst finster brütende Element in St. macht sich auch in diesem Gedichte geltend, und nach dieser Seite hin, insofern sie sich mit lyrischen Elementen verschwistert, liegen sogar die köstlichsten Partien des Dichterwerks; Vieles ist hochpoetisch und großartig aufgefaßt, Anderes mit üppiger, sogar sinnlicher Farbenglut dargestellt, und wieder Anderes überrascht durch Originalität des Ausdrucks. Auch fehlt es diesem Dichtwerke nicht an selbstständigen Gedanken, aber wohl an innerer geistiger Einheit, an eigentlicher Ineinsbildung des Inhalts mit der Form und an humoristischer Lebensanschauung. Eigentliches dramatisches Interesse erwecken die Personen und die Handlung des Gedichts nicht, und Lyrisches, Dramatisches und Episches drängt sich, oft ohne Nothwendigkeit des Beieinanderseins, auf- und ineinander; dazu ist der Character der Volkssage bei St. fast gänzlich verwischt. Aber das uralte Thema ist so geistreich und in oft so überraschender Weise variirt, daß man darüber die Mängel der Ausführung vergessen könnte. — — Einheitlicher, als der Faust, besonders der Form nach, ist sein Savonarola; aber dies Gedicht ist zu episch, um ein speculatives, und zu speculativ, um ein episches zu sein, überhaupt zu reflectirend und oratorisch, um ein reines Gedicht zu sein.

---

### Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch.
Sieh' den holden Frühling prangen,

Höre seine Wonnelieder.
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder,
Mit den lauen Frühlingswinden,
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden?

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

## Asyl.

Hohe Klippen, rings geschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

## Seemorgen.

(Auf dem Atlantischen Meere.)

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie sich auch bäumen,
Dem Schiff sich werfen in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort, unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh' der Wogen,
Kommt ihr zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich so lang' euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe!
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

## Aus Faust.

### Der Traum.

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe schied,
Schon ohne Widerhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet,
Im Meer, das fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Fluth ihr Schimmerpfad;
Ein Veilchen harrt, gleich diesen Strahlenresten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer ist es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuschauen;
Im Augenblicke wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verschlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh',
Er sieht die Fluthen dämmern heimlich bang,
Beschleichen mag auf irren Meeresstraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlassen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und sucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menschenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmlischer beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird solch Gefühl, o Faust, dein Herz beschleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Capitän und spricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die todte Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie wenige so schmerzlich ihn erfahren,
So lang' ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett an Schiffesrand,
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Todte lächelnd ab — sie fällt,
Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon todt, im weiten, fremden Meer
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn ins Meer versinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Faust aber spricht: „Ihr seid mir wunderlich;
Wie konntet ihr auf rauhem Meere fahren,
Und doch so weiche Sitten euch bewahren?
Ganz anders stimmte diese Reise mich.
Was einst mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt,
Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
Ins tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn fernher schnellt Erinnrung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indessen schwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und schlaff die Segel niederhangen,
Der Wind ist mit der Sonne schlafen gangen,
Die Wellen werden leiser, dunkler immer. —
Auf seinem Lager, schlummerharrend, liegt
Der Wandrer Faust, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Faust hört vergnügt im sanften Meerestosen
So nah den Tod an seinem Haupte kosen.
Bald ist's ein Rieseln, ein Geflüster bald,

Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wies' und Wald
Den Rest verstreuter Glockentöne bringen;
Nun braust es dumpf, wie Wasserfälle rauschen,
Wie vom Gebirge herrliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumerisches Lauschen,
Von fernem Spielplatz lust'ge Kinder schreien.
Faust höret wirrer stets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes heimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf sich gestellt,
In stolzer Einsamkeit sich seine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm versiegen
Wie süß es ist, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkusse der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Faust's ein Traum berührt,
Der sie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träume steht auf einem Inselstrand,
Von Meer umfluthet rings, das nirgends endet,
Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verschwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
Im Vogelsang, von Strömung nie bedroht,
Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
Im Osten strahlt ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
Melodisch lockt zu sich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauscht und meint sie zu verstehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauscht er, wunderbar beklommen,
Der Luft des Meers so heimathlichen Sprachen:
Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
Die Ruh' der Unschuld in den holden Zügen.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig ins Gesicht.
„O Mutter!" ruft er aus, — mit stillem Weinen
Legt sie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warst du einst!" Das war ihr stummes Klagen,
Und schon hat sie die Fluth dahingetragen.
Faust starrt ihr nach und seinem Kindesbild,
Und wie sie fort und immer ferner schwimmen,
Verstummen in dem Wald die Frühlingsstimmen,
Der Wind, die Wasser rauschen fremd und wild.
Und Abends ist's, mit wildem Satze sprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein schwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine starre, schreckensbleiche
Jungfrau, mit einer starren, blassen Leiche.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Da blickt sie ihm gar traurig ins Gesicht:
„Den schlugst du todt!" Das war ihr stummes Klagen
Und schon hat sie der Sturm dahingetragen.
„Maria!" ruft er aus — und ist erwacht,
Und eilt aufs Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und sucht das Boot im sturmbewegten Meer.
Hier aber ist kein Sturm, hier ist kein Nachen,
Das Meer ist still, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Gestirne ihm ins Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Däuchten.
Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und schier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen;
Wie Faust hineinsinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
Darein kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
Ich will vom Schlafe die Matrosen holen,
Daß sie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
Ich höre lieber die Matrosen singen
Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!"
„„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
In Wolken sind die Sterne nun verkrochen,
Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag schneller jagen,
Mein Herz erschrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus,
Und werfe den Gespensterspuk hinaus.
Doch ist's ein Uebel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
Die grausam, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe,
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengrauen
Von Schuld und Reu' mag fest herunter schauen,
Die Träume, ungelehr'ge Bestien, schleichen
Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen!""
So hadert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel übers dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

---

## Der Sturm.

(Faust und Mephistopheles spazieren auf dem Verdeck.)

### Faust.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer ist mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde sammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und sucht
In ew'ger Leidenschaft, und kann's nicht finden.
Mir ist das Meer vertrauter, als das Land;
Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle;
Nach einem Glücke, das sie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth,
Kann sich in Ruhe nirgendwo verschanzen,
Stets in den Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

### Mephistopheles.

Nur scheinbar ist die Ruhe selbst der Rinder,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, fressen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs der Frühlingskinder;
Indessen kocht in seiner kleinsten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Rossehirten;
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferd das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an seinem Wachefeuer.
Die schwarzen Hengste gras'ten in der Runde,
Seltsam bestrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauschen sang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann schwieg er still und starrte in die Gluth,
Und thürmte drüber manche Blättersäule,
Und starrte wieder mit verschlossnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
Und schwirrt' unheimlich krächzend um sein Ohr,
Und der geneckte Hirte sprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und schwang ihn um sein Haupt in wilder Hast,
Die Eule scheuchend fort, den schlimmen Gast.
Wie jener Hirt in Waldeseinsamkeit
Ums Haupt im Kreise schwang das Flammenscheit,
So schwingt der ew'ge Hirt mit starker Hand
Im Kreis ums feste Haupt den Weltenbrand,
Zu scheuchen fort aus seiner Nacht die Eule,
Die sonst ihm krächzend naht: die Langeweile.

### Faust.

Und wenn der Sterne große Wanderschaaren
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um sein Haupt der starke Hirte schlägt,
Wo sind die Rosse, die der Hirte hegt?

Mephistopheles.

Die werden auch noch wo zu finden sein.
Du treibst mir die Metapher in die Enge,
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn sie sich nicht aus deiner Frage schlänge.
Die Rosse, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Rosse nennt der Philosoph Ideen;
Mir aber ist's ein inniges Ergötzen,
Heranzuschleichen mich mit seinem Tritt,
Und plötzlich mich auf so ein Roß zu setzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und scheu zurück
Zu seinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als frisches Weidefutter.
Du, Röstlein, bist für dieses Loos zu gut,
Drum steck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh dort am Himmel kommen andre Rosse,
Dort kommt die schwarze Donnerwolkenheerde;
Kennst du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! schon kracht das Schiff vom ernsten Stoße!

Faust.

Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
Hinsausend an den schlanken Graseshalmen
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meereshaide als Verwüster,
Und wiehern Sturm aus aufgerissner Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.

Mephistopheles.

Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Capitän, den schreckerblaßten?
Das ist der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten nieder taumelt.

Faust.

Hört, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Das ist kein Mann, weß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel,
Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Fluth!
Schämst du dich, Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
Den Menschen da in seiner Bettelblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieses Meer,
So schrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh' uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
Der nächste Augenblick ein Ende macht!
Ich zittere nicht für mich, und ich erblasse.
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlasse;
Sie sollen beten einst an meinem Grab.

Faust.

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!
(wirft ihn in's Meer.)

Ein Priester
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!
Herr! deines Sohnes Christi Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Besänft'ge mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesfluth!

Matrosen.
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!

Faust
(ruft in die Wolken.)

Mach', was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturschaft!

Mephistopheles.

Bravissimo! zu Schanden geht der Rachen;
Den kleinen Bissen hat der Ocean
Lang hin- und hergespielt in seinem Rachen,
Nun beißt er drein mit seinem Klippenzahn.
(Wehgeschrei der Mannschaft.)
Nun schluckt er ihn! Faust! spring' auf diese Zacken,
Hier kann die tolle Fluth dich nimmer packen.

Faust.

Schon steh ich fest; doch sterben die Matrosen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungslosen.

Mephistopheles.

Sie haben meist das Eiland schon betreten,
Die Kerle schwimmen kräft'ger, als sie beten!
Doch ist der bleiche Capitän ersoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.

---

## von Strettlingen, s. Minnesinger.

---

## Johann Stricer,

um die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Lübeck geboren, lebte daselbst seit 1584 als Burgprediger und starb am 23. Januar 1598. Er schrieb:

Der deutsche Schlemmer, ein geistlich Spiel. Magdeburg, 1588.
Dasselbe niedersächsisch. Frankfurt a. d. O., 1593.
Vom erbärmlichen Fall Adams und Evan, geistlich Spiel. 1590.

St. war nicht ohne dramatisches Talent, was sich besonders in seinem raschen lebendigen Dialog zeigt. Der schlechte Geschmack seiner Zeit hielt jedoch auch ihn gefesselt.

---

## Friedrich Karl von Strombeck

ward am 16. September 1771 zu Braunschweig geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Carolinum und studirte dann in Helmstädt und Göttingen die Rechte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Hofgerichts-Assessor zu Wolfenbüttel, 1799 Hof- und Abteirath von Gandersheim und Geschäftsführer der Aebtissin, dann Hofgerichts-Assessor zu Braunschweig. Bei Errichtung des Königreichs Westphalen wurde er

Präsident des District-Civil-Tribunals zu Einbeck, dann Präsident der Gesetzgebungs-Commission in Cassel und darauf Ritter des Ordens der westphälischen Krone und Präsident des Appellationshofes in Celle. Diese wichtigen Functionen unterbrachen nur kurze Erholungsreisen. Er war zum Reichsbaron und Staatsrath in Cassel ernannt worden, als das Königreich Westphalen ein Ende nahm. Nun kehrte er nach Wolfenbüttel in den Privatstand zurück und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Bei dem braunschweigischen Landtage von 1819 führte er das Protocoll und wirkte seitdem als lippischer Geheime und Oberappellationsrath und braunschweigischer Steuerdirector in vielseitiger Thätigkeit zu Wolfenbüttel fort.

Die nicht juristischen und staatswissenschaftlichen Schriften dieses so vielfach ausgezeichneten Mannes sind:

Uebersetzungen:
Ovid's Kunst zu lieben. Göttingen, 1795.
Ovid's Heilmittel der Liebe. Göttingen, 1796.
Tibull. Göttingen, 1799.
Propertius. Braunschweig, 1803.
Tacitus Werke. Braunschweig, 1815—16. 3 Bde.
Sallust. Göttingen, 1817.

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Braunschweig, 1832. 2 Bde.
Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien. Braunschweig, 1836. 3 Bde.
Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland. Braunschweig, 1838.
Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien. Braunschweig, 1839.
Darstellungen aus einer Reise durch Schweden und Dänemark. Braunschweig, 1840.

Deutscher Fürstenspiegel aus dem 16ten Jahrhundert. Braunschweig, 1829.
Henning Brabant und seine Zeitgenossen. Braunschweig, 1829.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Zeitschriften.

Tiefes Eindringen in den Geist des Originals, reiches Wissen und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen seinen Uebersetzungen einen bleibenden Werth. Seine Darstellungen zeichnen sich dagegen durch treffliche Auffassung, klare Lebensanschauung, Gemüthlichkeit und treffliche Schilderung aus, nur ist nicht zu leugnen, daß dieser geistreiche aber durch seine günstigen Verhältnisse etwas verwöhnte Mann, mitunter diesen oder jenen Gegenstand nicht erschöpfend und daher einseitig beurtheilt und behandelt, trotz dem, daß echte Humanität immer die Basis aller seiner Leistungen bleibt.

## Stricker, s. Minnesinger.

## Stromer, s. Meistersänger.

## Andreas Sebastian von Stumpf

ward 1772 zu Seßlach bei Würzburg geboren, studirte zu Würzburg, woselbst er 1795 Bibliotheksecretär, 1800 Archivar und fürstlicher Hof- und Regierungsrath und 1804 Professor der Diplomatik wurde. 1806 folgte er einem Rufe als Landesdirectionsrath nach Bamberg, 1809 dem noch ruhmvolleren als Legationsrath und Reichsarchivar nach München. Auch wurde er als ordentliches Mitglied in die Academie der Wissenschaften aufgenommen. 1814 kehrte er als geheimer Legationsrath und Director der Reichsarchiv-Commission nach Würzburg zurück, wo er seit 1817 als Doctor der Philosophie, Regierungsdirector des Untermainkreises und Ritter des Civilverdienstordens lebte und am 16. April 1820 starb.

Von ihm erschien:
Eulogius Schneiders Leben und Schicksale. Frankfurt, 1792.
Diplomatische Geschichte der deutschen Lige im 17ten Jahrhundert. Erfurt, 1800.
Denkwürdigkeiten der deutschen Geschichte. Erfurt, 1802—1807.
Historisches Archiv für Franken. Bamberg, 1804.
Diplomatischer Beitrag zur Geschichte des Landsberger Bundes. Bamberg, 1804.
Geschichte des Kurhauses Pfalzbaiern. Bamberg, 1804.
Kurze Geschichte der Landstände des jetzigen Großherzogthums Würzburg. Bamb., 1808.
Ueber Deutschlands Wiedergeburt. Leipz., 1814.
Noch einige Worte über Deutschlands gegenwärtig höchstes Interesse. Leipzig, 1814.
Baierns politische Geschichte. München, 1817. Bd. I. Abth. 1. und 2.
Diplomatischer Beitrag zur europäischen Staatengeschichte. Nürnberg, 1818.

Gründlichkeit, Scharfsinn und genaue Kritik, verbunden mit guter Darstellung geben seinen historischen Leistungen bleibenden Werth; leider hinderte ihn sein frühzeitiger Tod an der Vollendung seines bedeutendsten Werkes, der Geschichte Baierns.

## Christoph Christian Sturm

ward am 25. Januar 1740 zu Augsburg geboren, studirte zu Jena und Halle und wurde Magister der Philosophie. Bis 1765 wirkte er am halleschen Pädagogium; dann ging er als Conrector nach Sorau. 1767 kehrte er als Pastor an der Marktkirche nach Halle zurück, wurde 1769 zweiter Prediger an der heiligen Geistkirche zu Magdeburg und endlich 1778 zum Hauptpastor an der Petrikirche und Scholarchen in Hamburg ernannt. Nach einem höchst verdienstvollen Wirken verschied er daselbst am 26. August 1786.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:
Lieder für das Herz. Frankfurt, 1767.
Sammlung geistlicher Gesänge. Halle, 1774.
Lieder und Kirchengesänge. Hamburg, 1780.
Gesangbuch für Gartenfreunde. Hamburg, 1781.
Der Christ in der Einsamkeit. Halle, 1763.
Der Christ am Sonntage. Halle, 1764—66.

Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur und der Vorsehung. Halle, neu 1797. 2 Thle.
Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, neu herausgegeben von Wilmsen. Hannover, 1811. 2 Thle.
Predigten über die Episteln. Halle, 1774—76. 4 Thle.
Predigten über die Evangelien, herausgegeben von Wolfrath. Hamburg, 1792—96. 5 Thle.

Einer der beliebtesten und talentvollsten ascetischen Schriftsteller, Kanzelredner und geistlichen Liederdichter seiner Zeit. Milde Frömmigkeit, Klarheit der Gedanken, Innigkeit und Wärme sind ihm eigen und erwarben seinen Schriften zu ihrer Zeit einen großen Kreis von frommen und dankbaren Lesern.

### Der Tag des Weltgerichts.

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Leben
Und im Staube Jugendstärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme schallt:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche schnell vergehn,
Und wir wankend auf den Trümmern stehn:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst,
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

## Ottokar Sturm, s. F. E. Rambach.

## Helfrich Peter Sturz

wurde am 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren. Er studirte von 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und wurde nach zwei Jahren zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, der damals kaiserlicher Gesandter am dortigen Hofe war. Doch als Protestant in Baiern fast ohne Aussicht auf Beförderung, ging er nach einem Jahre nach Glückstadt, wo er des Kanzlers von Eyben Privatsecretär wurde, für welchen er zwei Mal nach Wien, später nach Wetzlar reisen mußte; zu Wien erhielt er den Titel eines berndurgischen Rathes. Der Kanzler erkannte die ganze Bedeutung seines Secretärs und war großmüthig genug, ihn freiwillig 1762 einem glänzendern Wirkungskreise in Copenhagen entgegenzuführen. St. lernte schnell die dänische Sprache. Der große Bernstorf nahm ihn in sein Haus auf, wo er die Stelle seines Privatsecretärs verwaltete, mit welcher er seit 1763 einen Posten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten verband. Hier verlebte er an der Seite des edlen und geistreichen Bernstorf und im engen Bunde mit Klopstock die schönsten Tage seines Lebens und entwickelte sich unter dem Einfluß dieses Umgangs und der hohen Sphäre der Gesellschaft, welcher er angehörte, sehr schnell zum Kenner der Welt und des Staatswesens, zum Künstler, Dichter und Schriftsteller. Im Jahre 1768 wurde er dänischer Legationsrath und folgte dem Könige, Christian dem Siebenten, auf dessen Reise nach England und Frankreich. 1770 wurde ihm sein Wirkungskreis im Generalpostdirectorium angewiesen und nichts schien seine glänzenden Aussichten stören zu können, als die Katastrophe vom 17. Januar 1772 auch ihn, wenngleich unschuldig, in Struensee's Unglück verwickelte. Er ward verhaftet und erst nach vier Monaten wieder auf freien Fuß gesetzt. Nun lebte er eine Zeit lang mit einer dänischen Pension in Glückstadt und Altona. 1772 ward er dänischer Seits als Regierungsrath in die oldenburgische Regierung gesetzt; 1775 zum oldenburgischen Etatsrath ernannt. So war seine äußere Lage gesichert und zahlreiche treue Freunde verbanden sich mit seiner Gattin, ihm seine früheren Schicksale vergessen zu machen. Aber sein inneres Leben war gebrochen und er zehrte sich in Siechthum und Unmuth allmählig auf. Auf einer Reise nach Bremen im Jahre 1779 erhielt er Briefe aus Dänemark so überraschend freudigen Inhalts, daß sein ganzes Wesen dadurch in Erschütterung gerieth; aber sie wirkte zum Uebel. Nach zwei Tagen starb er an einem hitzigen Fieber am 12. November 1779.

Von ihm erschien:

Briefe eines Reisenden. Schleswig, 1766—70.
Erinnerungen aus Bernstorf's Leben. Schleswig, 1777.
Schriften. Leipz., 1779—82. 2 Thle.; neu 1786. 2 Thle.
Julie, ein Trauerspiel. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Einer der elegantesten Prosaisten seiner Zeit, welcher Scharfsinn, Adel der Gesinnung und feinen Witz mit einem überaus fließenden Styl verband, aber im fortwährenden Streben nach Eleganz und Glanz der Diction doch mitunter künstelnd und manierirt wurde.

### Aus Sturz's Schriften.

#### Pitt.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die Bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah in's Gränzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch uner-

wartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Classen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Brittaniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredtsamkeit war leicht und helle, drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: sondern er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt, durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte*).

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerstehn, als er in der Toga stand, und für die Colonien gegen die Stempelakte sprach: Eure Herrschaft über Amerika ist unumschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankömmt, aber ihr seid nicht befugt, Steuern von den Colonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, so bewilligen Sr. Majestät Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Colonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend einer Stadt — wo sind sie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so theuer als ihr wünschet, kaufen? Alles an euch, so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf diesem Markt neben euch zu stehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürchterlichen Plan gewagt; er war unsern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unserer Verfassung. — Ist dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken."

Die Verehrer Pitt's wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konnte, in's Hospital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt*)."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhöhen, sondern er entwich allein dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Aber als er neulich sich wieder auf seinen Krücken empor hob, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: „Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihrem Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatham jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Consul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der, durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige stellten vor, daß eine große Schlacht verloren sei, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff, einen schimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte**). Er hörte nicht sobald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestützt er in die Versammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

„Römer," sprach er, mit zitternder Stimme, „ich bin schon lange blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist euer Trotz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet: habt ihr nicht oft wiederholt, das Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden andere Feinde sich waffnen, und über das erniedrigte, muthlose Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis ***)!"

Rom verwarf den Frieden und siegte.

---

## Fragment aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen.

Hypochondrie, polypenartiges Ungeheuer! hier lieg' ich ohne Rettung, und winsle, von deinen tausend Armen umstrickt.

Freilich war es meine Schuld (und dieß vermehrt meine Qual), daß ich mich im Genuß des Lebens übereilte, und

*) Bis hieher gehören einige Züge einem englischen Schriftsteller.

*) Lettres to Mr. Stanhope.

**) Es verlohnt sich der Mühe aufzuführen, was Cicero von diesem Manne sagt. „Appius Claudius war nicht allein alt, sondern auch blind; dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, sprach er dawider, wie Ennius solches in folgenden Versen ausdrückt.

„Wie ist euer standhafter Muth auf einmal so thörlicht und tief herabgesunken, ihr Römer!" Und an einer andern Stelle: „Appius stand seiner Familie vor, und war alt und blind; sein Geist war gespannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Ansehn unter den Seinigen, sondern er beherrschte sie auch. Er war gefürchtet von seinen Knechten, von seinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In seinem Hause blühten alle väterliche Sitten und Zucht. Cato major, vel de Senect. Cap. V et XI.

***) Plutarch im Pyrrhus.

seine Freuden und mich, in einer gedankenlosen Jugend, erschöpfte. Ich war noch nicht dreißig Jahr alt, als ich schon zu leiden anfing. Immer schlug mir, wie ein Uebelthäter, das Herz; ich holte mühsam, wie Sisyphus unter seinen Felsen, Athem; auf traurige Tage folgten jammervolle Nächte; die Welt ekelte mir; ich seufzte nach Einsamkeit, und konnte mir selbst nicht entfliehen. Ein französischer Arzt versicherte mich, daß ich nichts bedürfe, als viermal im Jahre einen Coup de lancette. Ihre Humeurs, sprach er, kochen und streben; Ihre Gefäße sind überfüllt; Ihre Nerven überspannt, und das freie Spiel Ihrer Lunge ist gefesselt. Ich folgte viele Jahre seinem Rathe, und meine Beschwerden nahmen fürchterlich zu.

Danken Sie Gott, daß Sie noch leben, schrieb mir ein Practicus; denn Aderlassen ist ein langsamer Mord. Die Natur, die sonst allen Ueberfluß wegräumt, hat, wie Sie wissen, dem Blut keinen ordentlichen Ausgang geöffnet. Nun arbeitet Ihr ganzes Räderwerk träge, indem es an Säften, an Blut, an Oel zum Reibezeug mangelt. Ihr Magen hat seine Reizbarkeit verloren, und bereitet statt Nahrung ein schleichendes Gift. Nehmen Sie von meinen Tropfen, die, ohne Ruhm zu melden, Wunder thun, und trinken Sie alten, wohlthätigen Wein. Anfangs fruchtete diese Curart; aber es waren nur Freuden eines Rausches, nur Opiumsträume. Denn Morgens, eh' ich meine Tropfen verschluckte, befand ich mich bald elender als jemals, und Nachmittags entfloh das Gefühl der Gesundheit mit den Dünsten des Weins.

Wohl! — declamirte mein gelehrter Professor, ein Anderer hätte das ohne Tiefsinn vermuthet. Denn eine gewaltsame Anstrengung entkräftet immer in dem nämlichen Verhältniß; man hat Ihre Nerven nur angespornt, nicht gestärkt. Ihre Tropfen sind nichts als eine Art Aquavit, und der Wein ist nicht mehr der gesunde Saft der Traube, sondern eine halb verdorbene, fermentirte, oft durch Arsenik und Bleizucker*) vergiftete Infusion, ein Getränk, das Krankheiten zeugt, entwickelt und nährt, und dessen sich die Vorsicht eben so zweckmäßig, wie der Pest und Bajonetten, bedient, um Raum für künftige Geschlechter zu machen. Wasser, und nichts anders, müssen Sie trinken, und Sie können des Guten nicht zu viel thun. Ich füllte, wie die Danaiden, ganze Ladungen Wasser in meine Gefäße, dehnte meine Gedärme wie Spritzenschläuche aus, ohne daß darum meine Kräfte sich mehrten; ich wandelte immer kränker und schwächer, und endlich wie ein Schatten, umher.

Eine meiner Muhmen, eine sittsame Witwe, schickte mir ihren jungen Hausmedicus zu, und dieser trug eine ganz neue Lebensordnung vor. Man hat, lispelte er, Ihre Constitution zu ungestüm behandelt. Wir müssen leisere Schritte thun, und den Launen Ihres Magens mit mehr Behutsamkeit schmeicheln. Trinken Sie Milch, die schon ein halbes Blut ist, und der Natur die Arbeit der Chilification erspart. Meiden Sie das Fleisch; denn nur eine verdorbene Ueppigkeit hat diesen blutgierigen Geschmack eingeführt. Wir sind nicht zu Tiegern im Walde erschaffen. Das Pflanzenreich bietet uns eine gesundere Nahrung dar, und ganze Völker befinden sich vortrefflich dabei. — Unter allen Diäten ist mir keine übler bekommen. Um diese Zeit fiel mir ein Buch von einem Edinburger Arzt in die Hände, der Alles, was die Natur Genießbares auftischt, für eine gesunde Nahrung der Menschen hält. Wir können, lehrt er, ohne Gefahr, bei dem Kuräken und den Hottentotten schmarotzen. Nur die Menge, nicht die Mannigfaltigkeit schadet. Diese nützt vielmehr oft, indem eine Speise die schädliche Wirkung der andern aufhebt, wie z. B. das Alkali des Fleisches die sauren Pflanzensäfte mildert. Es ist wahrer Unsinn, das Fleisch zu verbieten, das sich am leichtesten mit unsrer Substanz assimilirt, das unser Magen begehrt, für welches unsre Zähne gebildet sind. Wir Britten leben vom Fleisch, und sind nervig und blutreich, und werden unter jedem Himmelsstrich alt; auch hat die Erfahrung im letzten Krieg in Indien gelehrt, daß ein Heer Banianen vor einem kleinen Haufen Fleischfresser flieht.

Mir gefiel die Toleranz dieses Mannes! aber ich versuchte sie zu meinem Unglück, vermuthlich weil meine Natur schon lange nicht mehr die angeborne, sondern eine verkünstelte, verdorbene Natur war.

Nebenher wechselte ich eben so oft mit Arzneimitteln ab. Ich gebrauchte Stahl, China, Kräutersäfte, Assa fötida, Seifenpillen u. s. w. je nachdem ich die Schwindsucht, die Wassersucht, die Gelbsucht oder irgend eine von den hundert Suchten befürchtete *). Da ich auch meinen Zustand in jedem Brunnenbuch, und zahlreiche Beispiele bescheinigter Curen antraf, so trinke ich schon seit zehn Jahren die mineralischen Wasser, wie sie auf der Landkarte folgen.

Im verwichenen Sommer trat in Pyrmont eine hagre, hohläugige Gestalt zu mir. Haben Sie, fragte das Gespenst mit bebender Stimme, auch das kalte Bad schon gebraucht? Es stärkt gewaltig. — Hier fiel es in Ohnmacht. Ich läugne die Kräfte des kalten Wassers nicht. Im Wasser zu leben, nennt Maillet**) respirer l'air natal, und es kann sein, daß es zuweilen das ekelhafte Dasein manches Invaliden verlängert. Mir aber gerieth die Cur nicht, ich gebe vielmehr der Erkältung dabei meine Gliederschmerzen Schuld, welche weder die Douche noch das Senkbad, noch das Dampfbad, noch irgend ein warmes Bad, lindern will.

O Aeskulape! zürnet nicht, wenn mein Glaube an eure Kunst zu wanken beginnt, wenn ein unglücklicher Actienspieler über die Mäkler in Change-Alley schmält! Oft helft ihr unstreitig, wenn uns ein wüthendes Fieber ergreift, wenn die Natur nur bestürmt, nicht zerrüttet ist; ihr dämpft den Aufruhr; ja ihr rettet zuweilen, wenn die Flamme durch alle Stockwerke lodert — wenn das Gebäude nur noch fest ist. Aber wenn der Grund wegsinkt, wenn die Fäulniß tief in den Hauptständern sitzt, wenn ein chronisches Uebel an unsrer Lebenskraft nagt, hilft alsdann Hygiea dem Elenden noch? Giebt es eine Wissenschaft, die unterliegende Natur aufzurichten? oder, wenn ihr Funken noch glimmt, wenn sie noch strebt, ist es weise, sie durch Arzneien zu ermüden? in ihrem Gange zu verwirren? Und wer wählt unter der zahllosen Menge von Mitteln, die oft nur die Mode des Tags in Schutz nimmt? Von der Transfusion an bis zu Pomme's***) Brühen, welche Reihe von Pflanzen, Salzen, Gummi, Metallen und Giften? Theerwasser, Schierling, Harzrauch und Eicheln, Guajak, Pomeranzenblätter, Käfer, Würmer und Bella Donna, Vipernsuppen und Eselsmilch, alle haben ihren Ruf überlebt; die Quassia ringt mit der China, und man fängt an vom Queckfilber übel zu sprechen; Dominicetti fumigirt alle Zufälle weg; jener lockt funkenweise Krankheiten ab, oder zieht sie durch Magnete wie Eisenstaub an; K. hilft durch die vim centrifugam, und P. heilt durch den Beischlaf das Podagra. Wehe dir Kranken, wenn du in die Hände eines Amateurs fällst, der dich wie einen Apparatus betrachtet, um an der Veränderung deiner Farbe, deinem Puls, deinem Schweiß, deinen Zuckungen, die unterhaltende †) Wirkung seiner Versuche zu beobachten! Wenn in einem deinem Haarröhrchen eine Stockung entsteht, so verordnet man dir auflösende Mittel. Diese sollen, im Magen mit fremden Säften vermischt, hundertfältig verändert, in tausend Canäle vertheilt, mit einem Tausendtheilchen an dem kranken Ort noch mächtig genug sein, um die Verstopfung aufzulösen? Und wer ist dir Bürge, daß ein allzu starkes Resolvens auf dem Wege zum Uebel nicht ein größeres Unheil anrichtet? Könnt ihr irgend einen wirkenden Balsam zu einer innern Wunde bringen? Nerven beruhigen, die lang zum Krampf gewöhnt sind? ihre Federkraft herstellen? oder muß sich der Elende mit dem Araber trösten, der, in seinem Harem isolirt, umsonst von Niebuhr's Reisegefährten nur noch einmal die Freuden einer Nacht kaufen wollte?

---

*) Ein Beispiel einer solcher Vergiftung, dessen ein neues englisches Werk erwähnt, interessirt die Menschheit. Drei junge Leute von guter Familie hatten ziemlich viel jungen Franzwein getrunken, der mit Arsenik abgeläutert war. Zwei starben wenige Tage darauf. Der Dritte, vielleicht weil er stärker war, oder weniger trank, entging zwar dem schleunigen Tode, aber sein Körper wurde mit Blutflecken bedeckt: alle seine Ausleerungen, sein Speichel, sein Harn, waren mit Blut gefärbt; er wurde ödematös, erholte sich scheinbar, führte einige Jahre ein sieches Leben, und starb an der Wassersucht. S. Observations critical and historical on the Wines of the ancients — by Sir Edward Barry Brt. 1776. Manche Patrioten haben diese tödtlichen Mißbräuche gerügt. Unser in seinem Arzt entdeckt eine Menge schädlicher Weinverfälschungen. Nur unsere Polizei ist noch träge, diesem Meuchelmord zu steuern, und die Verbrecher zu strafen.

**) Unter dem Namen Telliamed behauptet er mit vielem Witze, daß wir ursprünglich im Wasser lebten. Nichts ist so abgeschmackt, was nicht irgend ein Philosoph behauptet hatte, sagt Cicero.

***) Pomme, ein Arzt in Paris, der vor acht Jahren alle Krankheiten mit Hühnerbrühen heilte.

†) Unterhaltend heißt, nach der Sprache eines neuern Arztes, eine Complication ungewöhnlicher Martern. Wenn ein Elender, mit aufgetriebenem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, in schrecklichen Zuckungen heult, das ist ein unterhaltender, interessanter Casus. Als D'Amiens zerfleischt war, drängte sich ein wohlgekleideter Herr mit einem Fernglas an's Gerüste, um die Operation näher zu betrachten. Der Henker bat ihm ehrerbietig mit den Worten durch's Gedräng: place, place, Monsieur est un amateur.

Von Berger und Zimmermann, Wohlthäter der Menschen, wenn euch einst Muße am Abend eurer Tage erwartet, so schreibt ein Buch, das noch nicht geschrieben ist, von gewisser Erfahrung. Ihr beobachtet mit Hippokratischem Geist, ihr denkt großmüthig und edel, ihr verachtet die Systemsucht, und forschet nach Wahrheit, denn euer Herz ist empfindlich; — gesteht der Welt die Lücken eurer Wissenschaft, und krönt dadurch euer segenreiches Leben; beschreibt heilbare Krankheiten durch untrügliche Zeichen; nennt zuverlässige Mittel, und in zweifelhaften Fällen ruft den Trostbegierigen zu, sich in die Arme der liebreichen Natur zu werfen, die öfter hilft als die Kunst und gewiß seltener verdirbt! Euer Buch wird nicht groß sein — ein berühmter englischer Arzt versprach die ganze gegründete Arzneikunst auf Einem Bogen zu hinterlassen. — Es sei euer Codex, künftige Aerzte; und wenn es nicht geschrieben wird, so rath' ich euch, was Sydenham Blackmoren rieth: les't nie ein ander Buch als den Don Quixote.

---

## Etwas von Regenschirmen.

Ich fürchte den Regen nicht, sagte Joseph auf der Parade zu Metz, als ein freundlicher Offizier ihm seinen Regenschirm anbot, mit gastfreier Aufopferung seiner Frisur.

Der Mann dort, im seidenen Wagen, der sich wollüstig auf Stahlfedern wiegt, ist Führer eines furchtbaren Volks, das auf seinen Wink Tod und Verwüstung verbreitet.

Cäsar ging zu Fuße an der Spitze seines Heeres; sein kahles Haupt war nur mit einem Lorbeerkranze*) bedeckt. Wann der kühne Imperator, mit der Flamme im Blick, einem fliehenden Signifer den Adler wegriß, und dann rief: Gefährten wer den Tod verachtet, folge mir nach! theile Tod aus, eh' er ihn empfängt! das mußte Römerseelen erschüttern.

Denkt euch nur manchen neuern Feldherrn, halb zur Mumie geheizt und gewickelt in Vigognewolle, wann er mit einer sublimirten Stimme zwitschert:

France! France! mes enfans, la journée est à nous!

muß das nicht die Helden à quatre sols par jour zu gewaltigen Empfindungen stimmen?

Die Franzosen haben's oft mit einer ihnen eigenen Naivheit wiederholt, daß wir Neuern, oder sie wenigstens, tapferer sind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumschlagen, und mit einer Sommerweste ins Kanonenfeuer gehen. Aber die Krankenwärter zur Pestzeit, welche, des Brods wegen, tausendfachen Tod wagen, sind darum dem Primipilen der Römer nicht ähnlich. Wenn ihr eure Armeen durch Ribbenstöße in lange dünne Reihen geordnet habt, sind das Heere, wie Ossian sie schildert? as roll a thousand waves to the rocks, so Swaran's host came on; as meets a rock a thousand waves, so Innisfail met Swaran**).

Lechzt jeder Krieger mit dürrer Zunge nach Rache? tobt in jeder Brust lodernde Ungeduld, den Feind zu fassen und seine Seele zu schleudern auf eine vom Blitze des Himmels geröthete Wolke?

Oder ist es eine aufgetriebene Heerde, zum Dezimiren verurtheilt, die fühllos, und oft zitternd, erwartet, wer der zehnte, der zwanzigste sein wird, den das blindgeworfene Todesloos trifft?

Eure Chocs — wenn die im Rauche schwankenden Massen, durch die Gesetze ihrer Organisation, unwillkührlich auf einander treiben, gleichen sie den Handgemengen im Homer?

Unter dem Streich der starken Hände knirschten die Rücken,
und der nasse Schweiß lief von den Gliedern herunter:
viele Striemen mit stockendem Blut entschwollen den Seiten
und den Schultern.
Ilias XXIII. Ges. Stolbergs Uebers.

Oder noch besser im Ossian: Each rushes to the grasp of his foe; their sinewy arms bend round each other; they turn from side to side, and strain and stretch their large spreading limbs below***). Und wie klingt ein Kommandowort gegen den Zuruf des Vultejus: Comites, decernite letum.

Unsre Verfeinerung, Polizirung, Filigranisirung, das ganze künstliche System unserer Knechtschaft, hat freilich einige Arten des Uebels ausgerottet, und manchen würdigen Mann, auch manchen Schurken, der Erde länger erhalten. Wir leben sicherer, und schlafen unsere sieben Stunden ruhiger; aber die Sehne des Geistes ist erschlafft und klingt nicht mehr auf unserm Bogen von Korkholz.

Wer forscht nach Hochgefühl der Menschheit, Vaterlandsleidenschaft, Opferdurst für Freiheit und Gesetze, der sehe sich um in den Tales of former times.

Ein nordischer König, erzählen die Sagen, rüstete ein Schiff aus, und wollte nur tapfere Gefährten. In seiner Halle lag ein Stein; wer den nicht aufheben konnte, wer ein furchtsames Wort aussprach, wer das Gesicht verzog, wenn man mit einer Lanze, die nicht selten traf, darnach warf, der blieb zurück; man verglich sich über Gesetze: der Degen mußte kurz sein; jeder mußte seinen Feind gefaßt haben; Wunden wurden nur den folgenden Tag verbunden; im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Mastes herabgelassen werden. Nach vollendeten großen Thaten kamen sie zurück. Ein schreckliches Ungewitter stürmte. Die einzige Rettung war, das Schiff zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter lassen. Alle drängten sich, und die ersten am Rande sprangen ins Meer. Das Schiff wurde leichter, und das Segel blieb. Es bedurfte des Looses nicht. Jeder eiferte für die Gesetze zu sterben.

Diese Erzählung schildert den Geist eines Volks, das in kleinen Haufen Thronen erschüttert, das man ausrotten, aber nicht unterjochen kann.

Freilich sind Sie uns, Monsieur le Marquis, mit ihren Kaloschen, auf unserm Parquet, mehr als diese Seeungeheuer willkommen, und wir wünschen auch die Zeit der Regner Lodbroge und der Innisfaile nicht wieder zurück, weil wir den Stein in der Halle doch liegen lassen müssen. Aber, als Soldaten betrachtet, war das schmutzige Häufchen wohl so brauchbar, als ihre Legion portant des casques dorés, ombragés d'une touffe de crins blancs en forme d'éventail; und wenn Voltaire voller Verwundrung spricht:

Comment ces courtisans doux, enjoués, aimables,
Sont-ils dans les combats des lions indomptables?
Poème de Fontenoy.

so ließe sich das Räthsel wohl noch erklären — weil es eigentlich auf das Comment ankommt.

---

## Ueber die Verbesserung der Landschulen.

Unsre Philantropen sind nicht damit zufrieden, Menschen für ihren Wirkungskreis zu bilden; sie wollen, wie es scheint, die Gattung veredeln. Die Pflanze soll vollkommner in ihren Töpfen gedeihen, und in die alte Erde versetzt, künftig allen Witterungen trotzen. Was will man nicht alles aus Bauernjungen erziehen? Aufgeklärte, polemische Christen, Patrioten, Weise, die, mit ihrem Zustand zufrieden, gegen alles Leiden gewappnet sind, Philosophen, welche Ursache und Wirkung, Grund und Verhältniß, Wahrheit und Irrthum erklären. Der Knabe soll's begreifen, das Gehorsam, Zwang und Druck Befestigung seiner Wohlfahrt sind, ein Satz, der dem Greise nicht anschaulich einleuchtet, wann man ihm seinen Sohn exportirt, oder wann er seinen Acker verlassen und das Land seines Herrn pflügen muß. Und was fordert man, um alle diese Wunder zu wirken? Nur die Kleinigkeit, eine Heerde ächter Menschenkenner, die, wie Sokrates, spielend Weisheit einflößen, und jedem Alter, jedem Geiste verständlich sind, die jeder eigenen Empfänglichkeit tiefsinnig nachspüren, in alle vielartige Triebfedern des Willens eingreifen, und jedem Kinde sein verdauliches Theil Unterricht mit der Wage des Sanktorius zuwägen. Ich wünsche unsern Zeiten Glück, wenn die Resewitze, die Basedowe, die Salis, die Rousseaus, die Condillacs so zahlreich sind, und wenn man sie für hundert Thaler zu jeder Dorfschule miethen kann.

Und doch ist die Frage, was sich von der überfeinerten Erziehung erhält, wann der abgerichtete Zögling, in die verwilderte Welt geschleudert, unter allen Leidenschaften seines Alters herumtreibt. Wird gegen mächtiges Gefühl etwas übriggebliebener Wortkram verschlagen? Und die Ahndung entfernter Folgen den Reiz des Genusses überwinden? Auf dem Lande, wo Sklavenarbeit auch wieder Sklavenfreude fordert, wie des Hundes, der seiner Kette entrinnt? Wie behauptet sich Lehre gegen das Beispiel der Alten, das wenig Tugenden predigt? Wie ein Sittenspruch gegen manche Erfahrung, daß eine Lüge fruchtet, eine Wahrheit schadet, und der Betrug oft besser gelingt als die Redlichkeit? Ferne sei's, daß ich Arbeit und Wünsche würdiger Menschenfreunde tadeln sollte. Ich bin von dem elenden Zustand unsrer Schulen überzeugt; und warum sollten sie nicht verbessert werden können? Aber erwartet keine Sprünge, keine ungeheure Revolutionen, weder im Reiche der Natur, noch der Vernunft.

Bildung der Seele bis ins vierzehnte Jahr ist nichts mehr, als was in diesem Alter Ringen und Laufen, Heben und Tragen

---

*) Den er, nach einem Dekret des Senats, beständig tragen durfte.

**) Wie tausend Wellen gegen die Felsen rollen, so kam Swaran's Heer heran; wie ein Fels tausend Wellen empfängt, so empfing Innisfall Swaran.

***) Jeder läuft seinen Feind zu umfassen. Ihre nervige Arme schlingen sich um einander; sie kehren sich von Seite zu Seite, und strecken und dehnen am Boden ihre großen mächtigen Glieder.

für den Körper ist, noch nicht bestimme Anwendung, sondern Uebung, Prüfung, Entwickelung der Kräfte. Im jungen Geist ist nichts geschäftig, als Gedächtniß und Einbildungskraft; jenes soll genährt, nicht überladen, diese erwärmt und nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit schränkt sich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch beständige Ermunterung zu der besten Richtung sanft zu lenken, und an ihrer Sinnlichkeit vorsichtig zu bauen.

Predigt darum weniger Religion und Tugend, sondern, wie ein großer Schriftsteller sagt, umringt die Seelen der Jugend damit. Laßt alles, was heilige Ehrfurcht verdient, immer in feierlichem Ernst und Würde erscheinen. Tief haftet sinnlicher Schauer, und stimmt auf immer Begriffe von Gott und Erwartung eines künftigen Lebens. Auch uns Klügere befriedigt über das Unsichtbare Empfindung mehr als Erklärung, und Wortkram und Beweise verwehn bei dem Knaben, wie Schall in der Luft. Lehrt Kinder Wohlthun durch Wohlthaten lieben, ehrt jede kindliche Tugend, Mitleiden, Güte, Dankbarkeit, pflegt jede junge Freundschaft, die alle Freuden des Lebens verherrlichet, und erstickt in keinem Herzen die Blume Edens, Fröhlichkeit, die freiwillig keimt, aber in ihrer zarten Blüte oft durch einen Hauch getödtet wird. Ein froher Knabe wird ohne Kunst ein zufriedener und ein glücklicher Mann.

Wo finden wir Lehrer? Darauf kommt freilich alles an. Schulgesetze, vorgeschriebene Methoden haben noch niemand erleuchtet, und es läßt sich keine Klugheit verordnen. Seminarien sind nur in großen Ländern möglich, und ich verlange keine Kandidaten des Predigtamts, wenn die Schule das Fegfeuer und die Kanzel der Himmel sein soll. Meine Lehrer müssen ihren Beruf als eine gewählte Bestimmung ihres Lebens innig lieben, und fern bleibe von meinem Knaben die Blendlaterne, Kompendienweisheit. Aeltere Schüler aus den Gymnasien sind selbst nur ältere Knaben, ganz ohne Menschenkenntniß, und ohne Sanftmuth und Geduld. Nur die Klasse bleibt übrig, aus welcher man unsere Dorfschulen gewöhnlich besetzt, Schulmeistersöhne, Söhne armer Priester und kleiner Beamten, die, fertig im Lesen, Schreiben und Rechnen, einen Schuldienst als das Ziel ihrer Wünsche betrachten, und sich bis dahin mit Dienen ernähren. Knechte für den erhabensten Beruf der Menschheit? — Wer hat die Söhne der edelsten Römer erzogen? Ich verlange für meine Bauernjungen keine Lehrer aus einer höheren Kaste.

Meine Bedingungen sind erfüllt, wenn ihr Charakter sanft, folgsam, ihr Verstand offen, unverderbt, ihr Wandel sittlich ist. Ihre Vorbereitung wird in einer Normalschule vollendet, deren Einrichtung Muster und Gesetze für alle Schulen des Landes sein wird. Jeder künftige Schulmeister muß darin ein ganzes Jahr gearbeitet haben.

Zu Lehrern dieser Normalschule sind ein Paar aufgeklärte Männer nöthig, die reichlich bezahlt werden müssen. Warum sollten sie nicht eben so gut als ein wohlversorgter Priester bedacht sein, der der Blüthe wartet, da jene den Baum an der Wurzel pflegen? Warum hat man immer den Erinnerer so sehr über den Lehrer erhöht?

Ich fordere wenig Wissenschaft, nur Eine Gabe Basedows, ohne welche keine Erziehung gelingt, — das Talent, die Freundschaft der Jugend zu gewinnen. Alles ist verloren, wenn der Knabe Unterweisung als eine Plage flieht, und sich irgendwo glücklicher als in der Gesellschaft seines Lehrers fühlt.

Religion ist der ehrwürdigste Theil des Unterrichts. Ich rede nur furchtsam davon. Das Christenthum ist leider! eine Wissenschaft geworden, und wer begehrt den Rath eines Laien? Allgemein giebt man zu, daß eine brauchbare Anweisung, welche die Glaubenslehren dringend und deutlich und für die Kinder begreiflich enthält, noch unter die frommen Wünsche gehört. Ein solches Lehrbuch ist allerdings schwer. Nicht, weil es nicht angeht, die Wahrheiten unsers Glaubens in einen verständlichen Vortrag zu kleiden, sondern weil man dazu eine Sprache wählen müßte, die den Wächtern in Zion zu unsymbolisch und darum zu gefährlich klingt. Wonne dem wohlthätigen Mann, der sich an die bedenkliche Arbeit wagt! Ihn müßte Christus Lehrart erleuchten, der wenig Geheimnisse predigte, aber innig Liebe empfahl, der gern tröstete, selten dräute, und sich immer zum Begriffe seiner Zuhörer herabließ, der nichts tiefsinnig erklärte, sondern durch Beispiele und Gleichnisse sprach, und der seine himmlische Weisheit nie durch schulgerechte Schlüsse bewies.

Ins Lehrbuch der Religion gehört zugleich die Moral, eine Frucht des nämlichen Baums. Beide sind Gesetze der Liebe. Alles Glück der Menschen ruht auf dem Rath: Begegne deinem Nächsten, wie du wünschest, daß er dir begegne. Wenn diese Liebe mehr im Herzen, als im Verstande, durch Beispiele mehr als durch Worte in der Jugend erweckt wird, so gedeiht sie gern in jedem Busen. Hiemit sollte man, nach dem Rath der wohlthätigen Kaiserin*), einen faßlichen Auszug der Landesgesetze verbinden; denn der Bauer sollte wissen, was das Gesetz von ihm fordert, damit er es nicht durch unverschuldete Strafen, oder mit seinem Untergang durch Raduliſten erfahre.

Ein Satz würde nach dem andern vorgenommen nicht durch peinliche Verhöre, nicht durch Auswendiglernen ohne Verstand, sondern der Lehrer muß sich, nach Schlossers und Rochows Rath, im Tone des Gesprächs mit seinen Schülern unterhalten, und jede Wahrheit so lange durch Fragen und Exempel erläutern, bis der Schüler, ohne die Worte des Lehrers zu wiederholen, den Sinn begreiflich machen kann. Eher haftet nichts, und dieser Versuch ist Probe des Eindrucks. Aeltere Schüler schreiben ihren Begriff nach Vollendung des Unterrichtes nieder. Nichts berichtiget die Erkenntniß mehr, als wenn man zu dem Gedanken den schriftlichen Ausdruck finden muß.

Fertiges Rechnen und Schreiben ist dem Landmann unentbehrlich. Letzteres würde nach gestochenen Vorschriften geübt; es ist eben so leicht eine gute Hand, als eine schlechte zu lernen. Zur Erholung würde zuweilen aus Gellerts faßlichsten Schriften etwas laut vorgelesen. Strafen bestünden im Heruntersetzen und im Ausschließen von Ergötzlichkeiten; Belohnung, außer dem Heraufrücken, wäre eine Bank im Chor der Kirche, die Bank der guten Schüler genannt. Der Abt von Sagan schlägt die Konduitenlisten vor, ein Einfall, der mit den Regimentslisten verwandt ist. Man muß durch die Form die Sache nicht erschweren. Dafür ist's genug, wenn auf jeder Kirchenvisitation jeder Lehrer einige der besten Schüler nennt, und diese werden mit kleinen Geschenken an Büchern und Kleidungsstücken erfreut.

Aufsicht über die Schulen blieben bei dem Konsistorium; aber ein Mitglied deselben wird zum Schulinspektor ernannt, der den Superintendenten auf die Visitationen begleitet, und die Geschäfte der Schulen in der Versammlung vorträgt. Auf seinen Vorschlag würden auch die fleißigsten Lehrer durch außerordentliche Geschenke ermuntert.

Aber, ruft mir ein wärmerer Jugendfreund zu, die Seele der Bauern ist höherer Aufklärung fähig. Man muß mit einer verständlichen Logik anfangen, als Wissenschaft die Vernunft zu gebrauchen. — Vermuthlich, weil die Professoren der Logik die allervernünftigsten Menschen sind? — Und soll, frägt man ferner, der Bauer in seinem Beruf unwissend bleiben? Nicht den Ackerbau nach richtigen Vorschriften lernen, damit endlich die schädlichen Vorurtheile schwinden? — Freilich ist nichts herrlicher als Theorie, und wir würden alle besser chaussirt sein, wenn der künftige Schuster sein Handwerk nach Grundsätzen lernte.

Wird der Knabe seinen Vater bekehren? Oder glaubt ihr, wenn er heranwächst, wenn er endlich selbst ein Eigenthümer wird, daß er nun seinen geübten Landesgebrauch auf das Ansehen seines Schulmeisters ändert? Lehrt durch Beispiele, ihr klügeren Wirthe! Wenn eure Künste Vortheil bringen, so wird der Bauer sinnlich zur Nachfolge gereizt. Dennoch fährt mein wohlgesinnter Erziehungslehrer fort, kommt und seht, was in einer höheren Sphäre die Salis, die Basedowe mit ihrer Jugend ausrichten, wie die Rochowe ihre Bauernjungen erziehen! Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir durch Dünger, Kosten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wiese zu erschaffen; aber die Kunst, die Lüneburger Haide urbar zu machen, ist darum noch nicht erfunden. Wer in unserer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches sagen, und wenig Gutes thun.

*) Instruction pour la Commission des loix.

---

## Ein Zweikampf, wie es wenige giebt.

In einer französischen Garnison ward ein junger Offizier eines Versehens wegen auf die Wache gesetzt. Als er nach überstandner Strafe sich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieser ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermahnung empfing, verlor der junge Ritter so sehr alle Gelassenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbsten Schimpfwörter ausstieß. Der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme: Ich zittre, wie du siehst. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernsten Grenze des Reichs. Sie schlugen sich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konnte.

Kaum erschien er wieder, so war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Also hat

der Stoß durch die Rippen meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie bestehen darauf — aber auf Kugeln.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig danieder.

Der Sohn erschien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fordre Genugthuung. — Sie sind, wie ich sehe, schwer zu befriedigen; geben Sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter versammelte die Kapitäne des Regiments, und trug ihnen die Sache, als kompetenten Richtern der Ehre, vor. Bin ich schuldig, fragte er, mich so lang herum zu schlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: Haben Sie denn den Alten schon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten Sie den Anfang machen sollen. — Der Ritter folgte. Als er aus der Thür des Alten trat, kam ihm der Sohn mit offnen Armen entgegen: Ich bitte um Ihre Freundschaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum sagten Sie mir nicht eher, was Sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konnte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht ihn zu rächen.

Ihr Gesetzgeber, Satirenschreiber, Philosophen, wollt ihr diesen Herausforderer für infam erklären?

---

## Eine Wundergeschichte.

Um jede Dame an ihrem Nachttisch schwebt, wie Pope lehrt, ein Heer unsichtbarer Sylphen, um die neue Schöpfung zu vollziehen. Einer bläst auf der bleichen Wange die Stäubchen des Karmins zurecht, andre wiegen sich auf der spielenden Locke, andre zerren am treulosen Busenschleier, und einer muß sich oft in der hohlen Schnürbrust, wie ein kleiner Sisiphus, martern. Viele sind über das mannigfaltige Werkgeräthe der Schönheit gesetzt. Aus dieser Mythologie läßt sich ein seltener Vorfall erklären, der sich in meiner Gegenwart neulich bei Themiren zutrug. Ihr Spiegel fing an reden: hört, was der Unbescheidene sprach:

„Ich habe Ihnen gnädige Frau, viele Jahre redlich gedient, und sie beehren mich dafür mit einem Vertrauen, dessen sich kein anderes Stück Ihres Nachttisches rühmen kann. Sie schienen mit mir zufrieden zu sein, wenn ich anders Ihr holdes, gefälliges Lächeln recht erklärе. Diese lange Bekanntschaft giebt mir ein Recht zur Aufrichtigkeit. Von nun an darf ich Ihnen einige Fehler nicht verbergen, und vielleicht ist dann Ihre Gnade vorbei."

„Täglich sagt' ich Ihnen, daß Sie schön und reizend sind; wenn ich nun mein Wort zurücknehme? Themire, die Welt ist in ihrem Urtheil mit mir einig; hören Sie von Ihrem alten Freunde in Ihrem Zimmer geduldig eine Wahrheit, die man ungern in den Blicken einer großen Versammlung liest. Ich bin ein gefährlicher Liebling; zu lang darf man mit mir nicht umgehn. Fragen Sie mich seltner um Rath. Es giebt Verdienste, die meines Beifalls nicht bedürfen. Sie können sehr angenehm sein, wenn ich auch noch so übel von Ihnen rede."

Themire ward rings um Ihre Schminke bleich; eine Thräne stieg ins zornige Auge; sie stieß verächtlich den geschwätzigen Spiegel vom Tisch, daß er in kleine Stücke zerbrach. Ich hörte ein leises Lachen des befreiten Silfen, der durch das offne Fenster — seinen Abschied nahm.

---

## Ueber Klopstock.

(Fragment.)

Ich habe Tellows Briefe an Elisa mit innigem Vergnügen gelesen. Mögen sie doch für den größten Haufen manch unwichtiges enthalten; mich interessirt jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; alles erneuert mir den Genuß besserer, vergangener Zeiten.

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind, außer einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft umdämmert; denn auch als Freund ist Klopstock

Eiche, die dem Orkane steht.

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auf sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniß einzelne Züge für die wenigen sammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde, lebe, genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höhern einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute, bei welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräg mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen, wie eine Bürde, fortschleppen — sie sind auf der Leiter der Wesen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich ewig in der nehmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. „Dorthin!" rief er, „aber geradezu — wir werden auf Morast und Gräben treffen — ei Bedächtlicher! so bauen wir Brücken;" — und so wurden Aeste gehauen; wir rückten, mit Fascinen beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wann er so mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner bessern Menschen; unsre Stolberge und Karl Cramern hat seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert, oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, eure Micris, Netscher und Slingelande fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm Bouchardons Tiresias, wie er die Schatten beschwört, Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wann sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzet wie ihre Hoffnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, des Sängers Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier eine griechische Tänzerin. O, wie oft lauschten wir an unsers Gerstenbergs Klavier, wann er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte!

Gerstenberg lebte damals in Lynabye, nahe bei Bernstorf, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

— Licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde katullische Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gabbo. Von ihm konnten die Hippiasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und die Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus, und verließen Paläste, wie man, durch le Notres Gärten, nach dem kunstlosen Hain eilt.

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,
Wann der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentirt. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasserſammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab:

Säumst du noch immer an der Waldung auf dem Heerd', und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling! nicht auf?

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur ein Gesetz: wir verlassen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte, oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten, und die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — Wird es wohl gar ein Partagetraktat? oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichts? — Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt. Er hat Gesetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonischen Ernst. Ueber alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausforderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend — wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben sofistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein andres Mittel bekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Ueberraschung gestört. Ich hab' ihn, als er Herrmanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich vertheidigt. Grabt in der Mine, so findet ihr Gold, oder wann euch das zu mühsam wird, so lest Uebersetzungen von Junker, oder Collier's Kubachiade. Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Ueberfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nüancen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt; und darum ist es nützlich und gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden kommentirt.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Goufre, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — disjecta membra poetae — ließe sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt: ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

## Ein Brief, im Jahre 1768 auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben.

Paris den 20. Nov. 1768.

Wer Lust hat einen Weisen zu sehen, unter diesem sibaritischen Volke, der nahe sich ehrerbietig, wie man sich den Gängen der Akademie zu Platons Zeiten nahte, um fünf Uhr Nachmittags den Zimmern der Mademoiselle de l'Espinasse, wo, in einem auserlesenen Zirkel, Alembert erscheint. Dies ist der Mann, der aus sich selber Fülle der Zufriedenheit schöpft, der, wie Cicero sagt, omnia sua in se posita esse, humanosque casus virtute inferiores putat.

Er hat über den Werth der menschlichen Dinge seine Prüfung vollendet, die Grenzen unserer Erkenntniß umwandelt, und bestimmt, mit mathematischem Scharfsinn, wo Wahrheit und Träume sich scheiden. Wenn er, mit Bacons hellem Blick, alle Wissenschaften durchschaut, überall entdeckt, berichtigt, aufklärt, so übertrifft er den Britten durch seinen Geschmack, durch sein feines Gefühl des Schönen, und durch die Unschuld seines Lebens. Er ist eher kalt, als einladend; aber darum ist Gefühl eigener Würde nicht Stolz bei dem Mann, der sich auf der einmal erstiegenen Höhe fest hält. Strenge Wahl der Gesellschaft ist kein Eigensinn, wenn man das kurze Leben nicht vertändeln will, unter leeren Köpfen, die ein Kompliment, wie ein Sonnenstrahl Mücken, herbeizieht. In dem Kreise seiner Freunde, unter Menschen, die er schätzt, ist er gütig, sanft, bescheiden; dann theilt er sich mit, hört sittsam zu, ergießt sich vertraulich, und nimmt alle Herzen ein. Um die Gunst der Mächtigen buhlt er nicht, ob er sie gleich nicht cinisch verachtet; aber er glaubt, daß ein wahrer Gelehrter klüger ihren Umgang meidet, weil sich Freiheit nicht mit der nothwendigen Ehrfurcht für ihre Launen vereinigen läßt. Einer lebt indeß, der in allen Kampfspielen der Tugend pulverem colligit olympicum, und Helden-, Bürger-, Dichter- und Weisheitskronen erſiegt hat. Friedrich schätzt ihn, und schreibt ihm schönere Briefe, als Trajan dem Plinius schrieb, ohne dafür zu verlangen, daß er ihm eine Lobrede vorlese. Wenn Alembert von ihm, von seinem Aufenthalt in Sans-Souey redet, so glänzt sein Auge, und sein Ausdruck erwärmt sich. „Man kennt," sagt er, „diesen König allein durch seine Thaten; die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht, wie er dann durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König," spricht er, „steht für die Menschen, und für die Menschenherrscher, wie die Regel des Polyklets für alle Künstler da."

Katharinens Ruf und sein Entschluß, ihn abzulehnen, verherrlicht sie beide. Es war ihrer Tugend gemäß, für ihren Sohn einen Erzieher zu wünschen, den das Urtheil von Europa, wie einst das Orakel den Sokrates für den Weisesten erklärte; er aber überzeugt bescheiden, daß er nicht darein willigen durfte: „Warum sollt' ich," fragte er freundlich, „die Vertrauten meines Herzens, den Himmel meiner Jugend verlassen, um mich in ein entferntes Land zu verpflanzen, das mir ewig fremd bleiben müßte? In meinem Alter hat der Geist schon unvergängliche Falten, der Geschmack wird unbiegsam. Ich würde nicht in Rußland gefallen; mir würde dort alles zuwider sein. Jetzt bin ich glücklich; soll ichs drauf wagen, ob ichs auch im Zwange der Höfe, unter tausend Gefahren, sein kann? Ueberfluß ist äußerst beschwerlich, wenn man nur gebrauchen, und nicht verwalten mag. Pracht und Titel reizen mich nicht, oder ich hätte das Vertrauen der Kaiserin weniger verdient. Es ist wahr, die Philosophie ist alsdann nur schätzbar, wenn sie thätig wird; eigener Vortheil darf hier nichts entscheiden, und man sollte keine Neigungen hören, wanns darauf ankommt, ausgebreitet nützlich zu sein; aber ich habe meine Kräfte geprüft: alles, was ich in meinen Büchern lernte, ist ein wenig Wissenschaft und Genügsamkeit, nicht die schwere Kunst Monarchen zu bilden."

Unter den Neuern erinnert mich Niemand so lebhaft, als er, an die Weisesten unter den Römern. So stelle ich mir des Cicero Freund, den Q. Lucilius Balbus vor *). Er mag reden oder schreiben, immer ist es feste strenge Vernunft, Schlußfolge tiefer Untersuchung; nie wird man gewahr, daß er einkleiden will; er fällt nicht in den lehrenden Ton; er schimmert nicht, aber er leuchtet hell; sein Ausdruck ist männlich und stark; es ist immer der Styl, der sich genau zum Gegenstande schickt; er greift nicht nach den bunten Blumen, die man heutiges Tages über Gemeinsätze streut. Lesen Sie

*) Qui tantos progressus habebat in Stoicis, ut cum excellentibus in eo genere Graecis compararetur. Cic. de Nat. Deor. L. I

nur seine Vorrede zur Encyklopädie, wie er da mit Adlerflug alles Wissen überschwebt und vereinigt, zu der edlen Absicht, das Glück des Menschen zu erhöhn. Als unser König die Akademie besuchte, las Alembert, wie es die Gewohnheit fodert, einen an ihn gerichteten Aufsatz vor, nicht im frostigen Lobrednerstyl, sondern unter der Wendung, seine Wißbegierde zu preisen, war es Xenophon, der die Regenten unterrichtet.

„Wahrheit," sagt er, „ist allein unsers Fleißes, unserer Anstrengung werth; wann ich eine neue Wahrheit in der Meßkunst finde, so vertausche ich sie mit keiner Freude, nicht mit dem reineren Vergnügen, das ein Gedicht, oder ein vollkommenes Schauspiel gewährt; denn meine Lust ist keine Täuschung; die Seele legt zu der Summe ihres Reichthums etwas wirkliches hinzu. Wer mir," fuhr er fort, „eine neue Pflanze zeigt, ist mir lieber als alle Dialektiker, die über Wahrscheinlichkeiten vernünfteln; denn was ist ihre Philosophie? eine Meinung über Meinungen."

Unter Männern dieser Gattung, und ihre Anzahl ist nicht klein, lernt man die Franzosen anders schildern, als es unsere schreiblustige Jugend gewohnt ist. Gesunde, nervige Philosophie, aufgeklärte Menschenliebe erheben jetzo dreist ihre Stimmen. Die Nation thut Riesenschritte, und bebt, im Patrioteneifer, nicht vor der Geißel des Despotismus zurück. Freilich fällt es auf, daß die Regierung Wahrheit verträgt, und ihr nicht folgt, daß sie noch immer kleine Vorurtheile heiligt, und erkannte Rechte der Menschheit verletzt. Nach Voltaires, Alemberts, Diderots und Helvetius Schriften, ist es sonderbar, daß man in diesem Lande die Calas rädert, die Chalotais peinigt, jedem Verbrecher vor seinem Tode noch die Folter als eine Zeremonie beibringt. Man begreift nicht, wie man nützliche Bürger zwar staatsklug duldet, aber ihre Nachkommen gesetzlich für Hurenkinder erklärt, daß man immer noch **Lettres de Cachet** ohne Namen, Billette für die Bastille, wie Theaterbillette, an die Minister austheilt, und das Volk der Raubsucht der Finanzhermandad ohne Schutz überliefert. Aber die Aufklärung steigt nur allmählig empor; lange harrt sie in der niedern Gegend. Manche Staaten gleichen den Alpengebirgen; wohlthätige Fruchtbarkeit weit in der Mitte, und die Gipfel bleiben kahl.

---

## Die Mode.

Freund, kein Erdenbürger handelt frei!
Alle fesselt Modetirannei;
Sie, die Damen, süßen Herren, Zofen
Durch Jahrtausende Gesetze gab,
Schwingt auch über steife Philosophen
Eigensinnig ihren Zauberstab.

Sie verordnet Anstand, Sprache, Ton,
Lehrmethoden, Deklamation,
Eigne Schönheitslinien für den Rücken,
Wann er sich vor Hochgebornen beugt;
Sie gebeut Mißfallen und Entzücken:
Wir gehorchen; die Empfindung schweigt!

Aus dem Füllhorn, das sie lächelnd hält,
Sieh, was alles auf uns niederfällt:
Priesterkragen, Poschen, Locken, Zöpfe,
Federbüsche, tiefer Ehrfurcht werth,
Für Dragoner und für Mädchenköpfe,
Oder für ein stolzes Schlittenpferd!

War einst Bayard wohl nicht kühn genug,
Weil sein tapfres Herz im Küraß schlug?
Sind es Helden, die in Tuch und Seide
Bebend jauchzen, wann die Kugel fehlt?
Oder hat die Mode blos zum Kleide
Gestern Eisen, heute Stoff gewählt?

Auf der Kanzel lehrte sie vorhin
Hohle Seufzer aus der Brust zu ziehn,
Und nun rührt sie durch ein schmachtend Lächeln,
Durch ein frei hinwallendes Gewand,
Durch Begeistrungsblicke, durch das Fächeln
Mit der sanft erhobnen weißen Hand.

Sonst war Ordnung Stolz der Wissenschaft;
Auch der Kunst verlieh sie Nervenkraft:
Nun verhöhnen wir das Schulgeschwätze,
Folgen schöpferischen Launen nur.
Sklaven seufzen unter dem Gesetze,
Freie herrschen über die Natur!

Und so schwingt sich, zum Genie erklärt,
Strephon kühn auf Yorik's Steckenpferd,
Trabt mäandrisch über Berg und Auen,
Reist empfindsam durch sein Dorfgebiet,
Oder singt, die Jugend zu erbauen,
Ganz Gefühl, dem Gartengott ein Lied.

Gott der Gärten, stöhnt die Bürgerin,
Lächle gütig! Rosen und Schasmin,
Haucht Gerüche! Fliehet, Handlungssorgen,
Daß mein Liebster heute noch in Ruh
Sein Mark-Einsatz-L'hombre spiele — Morgen
Schließen wir die Unglücksbude zu!

Elend — ruft die Dame bessrer Art,
Ball ist Mode, Schauspiel, Schlittenfahrt;
Von dem Pöbel angestaunt, beneidet
Freiheit athmen; Mann und Wirthschaft fliehn;
In ein halbes Rittergut gekleidet,
Kinder für das Hospital erziehn!

Großen schmeicheln, sich vor Niedern blähn;
Heiß umarmen, die wir heimlich schmähn;
Um kein Epigramm zu unterdrücken,
Keinen Fehler, kein Verdienst verzeihn;
Silberlocken frühlingsähnlich schmücken;
In der Schule klug wie Wittwen sein.

In des Lebens kurzem Possenspiel
Ist nur Freude, nur Genuß das Ziel,
Jauchzt der Musensohn, von Wonne trunken,
Er, der kühn auf Adlerschwingen fliegt,
Bis er, zur Vernunft herabgesunken,
In dem Vorsaal seiner Götter kriecht.

Meine Mode, spricht ein weiser Mann,
Ist, dem Staat zu dienen, wenn ich kann,
Nachbarn gleich im Rathe zu votiren,
Feiner Ketzer Arglist durchzusehn,
Hunderte gelassen zu verlieren,
Und das Wechselreiten zu verstehn.

Du, mein Erbe! ruft ein Reichsbaron, *)
Deine Wissenschaft sei guter Ton!
Handle dreist, gebärde dich bescheiden,
Lerne leben, werde kein Pedant,
Tanze zierlich, wisse dich zu kleiden,
Und vergesse niemals deinen Stand!

Grazie macht an Verdiensten reich;
Werde keinem plumpen Deutschen gleich!
Deutsch beleidigt unsrer Fürsten Ohren;
Nur Paris kann große Männer ziehn;
Freiherrn sind zum Glänzen nur geboren;
Laß um Jugend sich das Volk bemühn!

Ob du junger Unschuld Kränze raubst,
Dir Betrug und Ehebruch erlaubst,
Ob dich heimlich Neid und Hochmuth quälen,
Das entehrt dich Erstgebornen nicht;
Denn die Mode duldet schwarze Seelen,
Aber keine Flecken im Gesicht.

Und so gaukeln wir im Gängelband
Durch das Leben, an der Mode Hand,
Ohne daß sie je zurückekehrten,
Die verträumten Stunden unsrer Zeit.
Wann wirst du einst wieder Mode werden,
Vätertugend, deutsche Redlichkeit?

---

## Empfindungen.

Glücklich ist nicht, wer im goldnen Zauber
Seiner Schlösser schmachtet nach Genuß,
Wer bei Harmonieen wie ein Tauber
Gähnt, und seiner Herrschaft Ueberdruß
Auf sich schwer, wie Felsentrümmer, fühlet,
Gern dem Marterdiadem entsagt,
Das ihm nicht die heiße Stirne kühlet,
Wann ihn schwarze Königssorge plagt.

---

*) Chesterfield's Letters.

Laß ihn Schöpfer einer neuen Erde,
Felsen ebnen und Gebirg' erziehn,
Flüsse lenken, laß auf sein: es werde!
Freudenlose Wüsten um ihn blühn;
Laß ihn schweben auf der Purpurwolke,
Näher dem Olymp, verehrt im Hain,
Bang umzittert von dem blinden Volke,
Und der Gott der Odendichter sein;

In dem kalten, wonneleeren Herzen
Nagt der Ekel seiner Göttlichkeit,
Und er drängt sich durch geweihte Kerzen,
Durch den Opferdampf, im Strahlenkleid,
Ach! umsonst nach Freuden armer Hütten,
Seufzt nach Freunden, findet Knechte nur;
Blumen welken unter seinen Tritten,
Und vor ihm entfärbt sich die Natur.

Wer umlocket seine bleichen Wangen
Freundlich mit dem frühbereiften Haar?
Und wer hängt mit innigem Verlangen
Aus der feilen Odaliken Schaar
An dem hohen Blick der Göttersöhne,
Unter'm Weihrauch, den ein Sklave streut?
Ach! wer trocknet ihre stille Thräne
Durch den warmen Kuß der Zärtlichkeit?

Heil mir an der kühlen Felsenquelle,
Die zu Liedern reizet, und versteckt
Unter Blumen rieselt, endlich helle
Silberarme durch die Fluten streckt,
Wann ich oft, des Tages Arbeit müde,
Einsam hier durch Eichengänge schlich!
Ach! dann fühlt' ich's, innrer Seelenfriede
Und des Herzens Unschuld lohnten mich.

Ist sie's, die in jenen Büschen lauschet,
Und die Lilienstirne schüchtern hebt,
Und nun leiser durch die Blüten rauschet,
Und jetzt kühner durch die Zweige strebt?
Auch ich höre: Vater! rufen, lallen —
An der Tochter Hand erscheint sie mir.
Und sie lächelt die Natur Gefallen,
Und der Weste Schweigen huldigt ihr!

Ha! an ihren Busen hingerissen
Junge Freudenthränen auszuspähn,
Und den Thau der Wollust wegzuküssen,
Weil der Liebe warme Seufzer wehn,
Und die Seele, aufgelöst, schon freier,
Höher schwebt, die Erde schon verläßt,
Ist zu viel — O Nacht, in deinen Schleier
Hülle unsrer Liebe Siegesfest!

## David Theodor August Suabedissen,

im Jahre 1773 geboren zu Melsungen, wo sein Vater Justizamtmann war, erhielt wegen der Armuth seiner Eltern eine sehr dürftige Vorbildung für die Academie, die er 1789 durch eine Freistelle an dem Stipendium zu Marburg besuchen konnte. Bis 1793 war er durch eisernen Fleiß so weit gekommen, daß er unter die Candidaten aufgenommen werden konnte. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer gewirkt hatte, erhielt er 1795 eine Stelle an dem Stipendium zu Marburg, dem er selbst seine Bildung verdankte. Er wurde 1800 Professor der Philosophie an der hohen Landesschule zu Hanau, legte diese Stelle aber 1803 nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe zu begründen, die er bald nach Hanau verpflanzte. Seit 1805 bekleidete er mehrere Stellen an Schulen in Lübeck, seit 1812 desgleichen in Cassel, woselbst er auch Instructor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, jetzigen Kurprinzen und Regenten war. Endlich wurde er 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg angestellt; er hatte die Titel eines Doctors der Philosophie und den einen kurhessischen Hofraths. Jetzt wandte sich sein bisher besonders auf Pädagogik gerichteter Sinn ausschließlich der Philosophie zu, die ihn schon als Jüngling unwiderstehlich angezogen hatte. Erhard Schmid's, Reinhard's und endlich Kant's Schriften ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Doch strebte er schon damals die starre Form des Lehrgebäudes zu durchbrechen und so suchte er nun bei Spinoza, Fichte, Schelling und Jacobi eine freiere philosophische Ueberzeugung. Ueber der Bearbeitung einer von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Copenhagen gestellten Preisaufgabe, die er glänzend löste, befestigte sich seine eigene Ansicht, von Kant losgerissen, jedoch ohne wissenschaftliche Ausbildung. Auch seine zweite Preisschrift, über die innere Wahrnehmung, wurde 1808 in Copenhagen gekrönt. So entwickelte er auch in Marburg eine ausgezeichnete Wirksamkeit, welcher am 14. Mai 1835 durch den Tod ein Ziel gesetzt ward.

Er gab heraus:

Aufsätze, pädagogischen Inhalts. Leipzig, 1804.
Resultat der philosophischen Erforschungen der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant. (Preisschrift.) Marburg, 1805.
Briefe über den Unterschied in der Erziehung von Knaben und Mädchen. Lübeck, 1806.
Ueber die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.
Die Betrachtung des Menschen. Cassel und Leipzig, 1814—18. 3 Thle.
Wiederherstellung des Christenthums durch Luther. Berlin, 1818.
Philosophie und Geschichte. Leipzig, 1821.
Zur Einleitung in die Philosophie. Marburg, 1827.
Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen. Marburg, 1829.
Von dem Begriffe der Psychologie. Marb., 1830.

S. ist nur als Eklectiker zu betrachten, denn zu einem eigenen durchgebildeten Systeme gelangte er nicht; demungeachtet aber hat er als philosophischer Denker, wie als Pädagog die Wissenschaft zu seiner Zeit durch seine Bestrebungen und Leistungen wesentlich gefördert.

## Suchenwirth, s. Meistersänger.

## Christoph Joseph Sucro,

am 14. December 1718 zu Königsberg geboren, bezog 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren und wurde Magister der Philosophie. 1743 erhielt er die Professur der Philosophie und der griechischen Sprache, später die der Beredsamkeit am academischen Gymnasium zu Coburg. Er starb daselbst am 8. Juni 1756.

Seine Schriften sind:

Lehrgedichte und Fabeln. Halle, 1747.
Kleine deutsche Schriften, herausgegeben von G. C. Harleß. Coburg, 1769.

S. war eigentlich durchaus kein Dichter, wußte aber zu damaliger Zeit nicht ohne Geschick die Form zu behandeln und gute und gesunde Gedanken und Lehren in ein leidliches poetisches Gewand zu kleiden.

## Johann Josias Sucro,

der jüngere Bruder des Vorigen, war wie Jener in Königsberg geboren und lebte als Cadetten-Prediger zu Berlin, woselbst er 1750 starb.

Von ihm erschien:

Die beste Welt, Lehrgedicht. Halle, 1747.
Sammlung auserlesener Gedichte. Halle, 1747.
Erfahrungen. Brandenburg, 1758—66. 4 Thle.
Parallelen. Brandenburg, 1760.

Der jüngere S. besaß noch etwas mehr Talent als sein Bruder, doch beschränkte er sich auch nur auf didactische Stoffe, die er nicht ohne Geschick behandelte.

---

## Daniel Sudermann,

1550 zu Lüttich geboren, brachte seine Jugend — nach seinen eigenen Aeußerungen — an Höfen zu und lehrte später im Geist Schwendfeld's zu Straßburg, wo er im ersten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts gestorben sein muß.

Gleichnusse, in welchen durch Vorstellung leiblicher Figuren garschöne geistreiche Lehren fürgebildet werden. Straßburg, 1624—26. 2 Thle.

Ein eifriger Schwärmer, der jedoch nicht ohne Talent für das religiöse Lied war.

---

## Johann Georg Sulzer,

am 16. October 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, das jüngste von 25 Kindern, die seinem Vater; Rathmann und Seckelmeister, geboren wurden, verlor an demselben Tage seine beiden Eltern und konnte von dem kleinen Erbtheil kaum zu studiren hoffen. Der republikanische Sinn seiner Landsleute hauchte ihm früh unbegränzte Freiheitsliebe und der Abscheu, den seinem Vater die Verfolgung der französischen Reformirten einst gegen allen Parteihaß eingeflößt hatte, dieselbe Toleranz in Glaubenssachen ein. Ohne große Neigung kam er, um Theologie zu studiren, 1736 mit schwachen Vorkenntnissen auf das akademische Gymnasium nach Zürich. Wolfs Metaphysik regte ihn zuerst zum Denken an. Große Männer wirkten von nun an auf seinen schwer zu erweckenden Geist, unter denen der Theolog Zimmermann, der Naturforscher Johann Geßner, endlich Bodmer und Breitinger die bedeutendsten waren. Doch blieb seine Neigung zur Mathematik vorherrschend, ja aus Freude an mechanischer Arbeit erlernte er die Buchbinderei auf das Gründlichste. 1739, nachdem er ohne eine eigentliche Universität besucht zu haben, seinen theologischen Cursus vollendet hatte, wurde er ordinirt und als Vicar dem Pfarrer zu Maschwanden beigegeben. Kränklichkeit nöthigte ihn, diese Stelle gegen die eines Hofmeisters im Schlosse Wyden an der Thur zu vertauschen: auch hatte sich schon sein Geist immer mehr von der Theologie der Naturwissenschaft zugewandt. Eine ähnliche Stelle bekleidete er seit 1743 in Magdeburg. Hier war es, wo ihm durch Bekanntschaft mit mehreren Dichtern, namentlich Gleim, die früher nicht geahnte hohe Bedeutung der schönen Wissenschaften aufging. 1747 nahm er einen Ruf als Professor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin an, 1750 ward er in die königliche Academie der Wissenschaften aufgenommen. Der Tod seiner geliebten Gattin nöthigte den Tiefgebeugten, eine Reise in sein Vaterland zu machen; von 1762 bis 1763 blieb er dort und fühlte sich so von ihm gefesselt, daß er 1763 um Entlassung von seiner Stelle anhielt, um sein Leben in der Schweiz zu beschließen. Aber der König erhielt ihn Berlin durch eine ehrenvolle Anstellung an seiner neugegründeten Ritteracademie, auch schenkte er ihm ein Gütchen in Moabit. Jetzt lag ihm vor Allem die Regulirung der sehr in Unordnung gerathenen Verhältnisse der Oeconomie und eine Reform des Joachimsthaler Gymnasiums ob; 1770 mußte er mit Sack und Spalding die Schulen von Kloster Bergen, Stargard und Stettin untersuchen. Aber seine Gesundheit begann mehr und mehr zu wanken; auf Haller's Rath bereiste er 1775 die Schweiz, Südfrankreich und die Lombardei. Auf dieser Reise erfreute ihn des Königs Gnade durch Uebersendung des Titels eines Directors von der philosophischen Facultät seiner Ritteracademie. Er kehrte nach Berlin zurück, aber seine Kräfte schwanden sichtbar, und am 25. Februar 1779 machte der Tod seinem reichen Leben ein Ende.

Seine Schriften sind:

Lobrede auf den König. Berlin, 1758.
Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur, herausgegeben von Sack. Berlin, 1741.
Allgemeine Theorie der schönen Künste. Leipzig, 1772—74; neu 1792—94. 4 Thle.
(Literarische Zusätze von Blankenburg. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.)
(Nachträge von Schatz und Dyck. Leipzig, 1792—1808. 8 Bde. 8.)
Philosophische Schriften. Leipzig, 1773—85. 3 Thle; neu 1800.

Ueber S. urtheilte am Treffendsten der große Herder im Octoberhefte des deutschen Merkurs vom Jahre 1781 S. 30—35, wo er von ihm sagt: „S's Verdienste sind die eines Pädagogen und Philosophen, beide Worte im edelsten Verstande genommen. Der Klang, der er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, ist außer meinem Urtheil. Als practischen Philosophen über die Erziehung und Unterweisung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Versuch (über Auferziehung und Unterweisung der Kinder) an; sein kurzer Inbegriff der Wissenschaften, seine Vorübungen, die Einrichtung des Mitauischen Gymnasiums, und viele Verdienste, die er sich um das Schulwesen in Berlin und andern preußischen Städten erworben, haben durch Rath und That diesen kleinen Versuch erhöhet. Wenn es nun wirklich keine nützlichere Philosophie giebt, als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat S. einen Rang über manchen scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder. Ich setze in dieses Fach auch einige seiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur, über den Werth der Noachide, über die bessere Anwendung der Künste und sonst geschrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber sie wenden altegute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide ist S. eigentlich kein strenger Kunstrichter,

sondern ein Freund des Dichters, der die moralischen Schönheiten seines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiset, wie er es auch im großen Wörterbuche der Künste oft gethan hat. Der moralische Nutzen, auf den er überall die Künste und jede schöne Wissenschaft angewendet wissen will, ist edel und wünschenswerth, vielleicht aber nicht immer, insonderheit auf den Wegen, die er vorschlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hindernisse, sondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunst selbst wegen. Indessen sind bei der großen Zwecklosigkeit und den zum Theil schändlichen Mißbräuchen, in die die besten derselben gerathen sind, zu unsrer Zeit auch platonische Gedanken und Wünsche hierüber schätzbar. Als Philosoph war S. ein Philosoph des gesunden Verstandes, der planen, nicht spitzfündigen Vernunft. Psychologie war das Feld, wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meisten glückte. Und giebt es in der ganzen Philosophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld, als dieses? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, seine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Wesen und die Unsterblichkeit der Seele sind voll schöner Wahrnehmungen. Wenn sie die Begriffe nicht allemal zur vollständigsten Deutlichkeit heben, so ziehen sie sie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor, und sind dem Leser, insonderheit dem sich bildenden Jünglinge so unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philosoph emporsteigt, läßt er stehen, und zieht sie nicht stracks nach sich; ein anderer kann und mag weiter steigen. Das größeste Gebäude endlich, das S. errichtete, ist sein Wörterbuch der schönen Wissenschaften und Künste; ein dädalisches, vielleicht unvollendetes und ein zu vollendendes Gebäude, das seinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erste Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menschen Leben hinausreichte; selbst der Plan derselben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indessen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es ist wohl unleugbar, daß S. den Plan, den er in den Literaturbriefen bekannt machte, nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei so verschiedenen Künsten nicht jedem Begriffe, jedem Hauptworte auf den Grund kommen; noch weniger in der, für jede zusammenhängende Philosophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältnisse nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verschiedenen Künsten verschiedene Mitarbeiter waren, die gemeinschaftlichen Ideen verschiedener Künste auf dem kürzesten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. s. f. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern und wer einem, und zwar dem ersten Versuche, das Geschäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? S. hat angefangen; wer baut weiter? Man binde, leite, simplificire die Begriffe, wo sie noch nicht recht gebunden und simplificirt sind; man stelle die Künste und ihre Theile mit mehreren Verhältniß gegen einander, als sich bei dem ersten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; insonderheit führe man auch die Begriffe der Kunst genetischer in ihre Geschichte, und schärfe hie und da, was bei S. zu rund, zu allgemein gesagt sein möchte. Das Werk, wie es ist, ist ein Denkmal des philosophischen Sinnes der Deutschen, mit La Combe und ähnlichen Büchern so wenig zu vergleichen, als der Palast mit einer Marktbude. Wenn man S. zum Theil strenge beurtheilt hat, so kam es davon her, daß man ihn nach seinem eigenen Plane beurtheilte, und in diesen hohen Ideen lange auf das Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt ist wohl Niemand in Deutschland, der den Werth seines Buchs verkennt; und auch selbst die Mängel desselben; daß S. sich mehr auf dem Wege des schlichten, gesunden Verstandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, sind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die schönsten Artikel in ihm sind auch psychologisch und pädagogisch; hierunter sind manche, die für ganze Abhandlungen der Academie gelten möchten. In diesem Werk ist S. eine ganze Academie selbst. In den letzten Jahren seines Lebens that der kranke Weltweise eine Reise durch die schönsten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in seinen früheren Jahren so wahr, so fromm und edel gepriesen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Gesundheit zu holen; sie konnte ihm aber denselben für diese Welt nicht mehr geben. Er ging mit Gesinnungen, die ein Brief von Spalding in seinen letzten Tagen beschreibt, in eine schönere Natur Gottes über."

---

## Ode*).

### (Dichtkunst.)

Das kleine lyrische Gedicht, dem die Alten diesen Namen gegeben, erscheinet in so mancherlei Gestalt, und nimmt so vielerlei Charaktere und Formen an, daß es unmöglich scheinet, einen Begriff festzusetzen, der jeder Ode zukomme, und sie zugleich von jeder andern Gattung abzeichne. Von der Eiche bis zum Rosenstrauch sind kaum so viel Gattungen von Bäumen, als Arten dieses Gedichtes von der hohen pindarischen Ode bis auf die scherzhafte, niedliche Ode des Anakreons. Es scheinet, daß die Griechen den Charakter dieser Dichtungsart mehr durch die äußerliche Form und Versart, als durch innerliche Kennzeichen bestimmt haben. Die neuern Kunstrichter geben Erklärungen davon, und bestimmen ihren innern Charakter; aber wenn man sich genau daran halten wollte, so müßte man manche pindarische und horazische Ode von dieser Gattung ausschließen.

Nur darin kommen alle Kunstrichter mit einander überein, daß die Oden die höchste Dichtungsart ausmachen, daß sie das Eigenthümliche des Gedichts in einem höhern Grad zeigen, und mehr Gedicht sind, als irgend eine andere Gattung. Was den Dichter von andern Menschen unterscheidet, und ihn eigentlich zum Dichter macht, findet sich bei dem Odendichter in einem höhern Grad, als bei irgend einem andern. Dieses ist nicht so zu verstehen, als ob zu jeder Ode mehr poetisches Genie erfordert werde, als zu jedem andern Gedicht; daß Anakreon ein größerer Dichter sei, als Homer: sondern so, daß die Art, wie der Odendichter in jedem besondern Falle seine Gedanken und seine Empfindung äußert, mehr Poetisches an sich habe, als wenn derselbe Gedanken, dieselbe Empfindung in dem Ton und in der Art des epischen, oder eines andern Dichters, wäre an den Tag gelegt worden. Was er sagt, das sagt er in einem poetischen Ton, in lebhaftern Bildern, in ungewöhnlicherer Wendung, mit lebhafterer Empfindung, als ein andrer Dichter. Mit einem Wort, er entfernet sich in allen Stücken weiter von der gemeinen Art zu sprechen, als jeder andere Dichter. Dieses ist sein wahrer Charakter.

Deswegen aber ist nicht jede Ode erhaben, oder hinreißend; aber jede ist in ihrer Art, nach Maaßgebung dessen, was sie ausdrückt, höchst poetisch; ihr Ausdruck, oder ihre Wendung hat allemal, wenn auch der Inhalt noch so klein, noch so gering ist, etwas Außerordentliches, das den Zuhörer überrascht, mehr oder weniger in Verwunderung setzet, oder doch sehr einnimmt. Um dieses zu fühlen, lese man die zwanzigste Ode des ersten Buchs vom Horaz. Mäcenas bat sich selbst bei dem Dichter zu Gaste; in der gemeinen Sprache würde dieser ihm geantwortet haben: Du kannst kommen, wenn du mit schlechterm Wein, als dessen du gewohnt bist, vorlieb nehmen willst. Ein Dichter, der sich nicht bis zum Ton der Ode heben kann, würde dieses etwas feiner

*) Aus Sulzer's Theorie der schönen Künste.

und witziger sagen: Horaz aber giebt dem Gedanken eine Wendung, wodurch er den empfindungsvollen sapphischen Ton vorträgt; und indem er ihn in einer hohen poetischen Laune vorträgt, wird er zur Ode.

Es ist also nicht die Größe des Gegenstandes, der besungen wird, nicht die Wichtigkeit des Stoffs, darin man den Charakter dieses Gedichts zu suchen hat; es erhält ihn allein von dem besondern und höchstlebhaften Genie des Dichters, der auch eine gemeine Sache in einem Lichte sieht, darin sie die Phantasie und die Empfindung reizet. So leicht es ist, das Charakteristische dieser Dichtungsart bei jeder guten Ode zu empfinden, so schwer ist es, dasselbe durch umständliche Beschreibung zu entwickeln.

Da sie die Frucht des höchsten Feuers der Begeisterung, oder wenigstens des lebhaftesten Anfalls der poetischen Laune ist: so kann sie keine beträchtliche Länge haben. Denn dieser Gemüthszustand kann seiner Natur nach nicht lange dauern Und da man in einem solchen Zustande alles übersieht, was nicht sehr lebhaft rühret, so sind in der Ode Gedanken, Empfindungen, Bilder, jeder Ausdruck entweder erhaben, hyperbolisch, stark und von lebhaftem Schwung, oder von besonderer Annehmlichkeit; alles Bedächtliche und Gesuchte fällt da nothwendig weg. Darum ist auch die Ordnung der Gedanken darin zwar höchst natürlich für diesen außerordentlichen Zustand des Gemüthes, darin man nichts sucht, aber einen Reichthum lebhafter Vorstellungen von selbst, von der Natur angeboten, findet; man empfindet, wie ein Gedanken aus dem andern entstanden ist, nicht durch methodisches Nachdenken, sondern der Lebhaftigkeit der Phantasie und des Witzes gemäß. Es ist darin nicht die nothwendige Ordnung, wie in den Gedanken, der ein zergliedernder, oder zusammensetzender Verstand entwickelt, aber eine den Gesetzen der Einbildungskraft und der Empfindung gemäße, nach welcher der poetische Taumel des Dichters insgemein sich auf eine unerwartete Weise endiget, und in dem Zuhörer Ueberraschung oder sanftes Vergnügen zurückläßt. Dadurch wird jede Ode eine wahrhafte und sehr merkwürdige Schilderung des innern Zustandes, worin ein Dichter von vorzüglichem Genie, durch eine besondere Veranlassung auf eine kurze Zeit ist gesetzt worden. Man wird von diesem sonderbaren Gedicht einen ziemlich bestimmten Begriff haben, wenn man sich dasselbe als eine erweiterte, und nach Maaßgebung der Materie mit den kräftigsten, schönsten, oder lieblichsten Farben der Dichtkunst ausgeschmückte Ausrufung vorstellt.

Wir müssen aber nicht vergessen, auch eine ganz eigene Versart mit zu dem Charakter der Ode zu rechnen. Man kann leicht erachten, daß ein so außerordentlicher Zustand, wie der ist, da man vor Fülle der Empfindung singt und springt, (dies ist wirklich der natürliche Zustand, der die Ode hervorgebracht hat), auch einen außerordentlichen Ton und Klang verursachen werde. Der Dichter nimmt da Bewegung, Wohlklang und Rhythmus, als bewährte Mittel, die Empfindung zu unterhalten und zu stärken zu Hülfe*). Ich habe anderswo eine Beobachtung angeführt, welche beweiset, wie viel Kraft das Melodische des Sylbenmaaßes habe, um den Dichter in seiner Laune zu unterhalten**). In der Gemüthslage, worin der Odendichter sich befindet, spricht man gerne in kurzen, sehr klangreichen Sätzen, die bald länger, bald kürzer sind, nach Maaßgebung der Empfindung, die man äußert.

Daher ist zu vermuthen, daß jede wirkende Ode, sie sei hebräischen, griechischen oder celtischen Ursprunges, in dem Klange mehr Musik verrathen wird, als jede andere Dichtungsart. Dieses liegt in der Natur. Als man nachher die von der Natur erzeugten Oden zum Werk der Kunst machte, dachte man vielfältig über das Sylbenmaaß nach, und das feine Ohr der griechischen Dichter fand mancherlei Gattungen desselben***). Die Anordnung der Verse in Strophen, die nach einem Muster wiederholt werden, scheinet blos zufällig zu sein, ob sie gleich jetzt beinahe zum Gesetz geworden.

Dieses scheinet also der allgemeine Charakter aller Oden zu sein.

In besondern Zügen aber herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit. In dem Ton ist sie entweder hoch, auch wohl durchaus erhaben, oder sie ist blos ernsthaft und pathetisch, oder gar wohl nur klein, launisch, oder lieblich. So viel Schattirungen des Tones von der durchdringenden Trompete und stürmenden Pauke, bis auf den sanften Ton der Flöte sind, so vielfältig kann der Ton sein, in welchem der Odendichter singt: und in dem Ton ist die Ode bald durchaus gleich, bald steigend, bald fallend. Eben so mannichfaltig ist sie in dem Plan, oder der Ordnung der Gedanken. Bisweilen läßt sie uns den Dichter in lebhafter Empfindung sehen, deren Veranlassung wir nicht wissen, bis er ganz zuletzt den Gegenstand kurz anzeiget, der ihn in diesen außerordentlichen Zustand gesetzt hat. So ist Klopstocks Ode an Bodmer. Der Dichter fängt ungemein feierlich und pathetisch an:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch
Mancher Seligkeit goldenes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.

In diesem Ton und in dieser Materie über die verborgenen Wege der Vorsicht fährt der Dichter bis gegen das Ende fort, ohne uns merken zu lassen, wodurch diese feierlich ernsthafte Betrachtung veranlasset worden. Ganz am Ende entdecken wir sie, da der Dichter sie kurz anzeiget, und nun schweiget. Er kommt zuletzt auf diese Betrachtung:

Oft erfüllet er (Gott, der das Schicksal geordnet) auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehen wir denn unser Glück,
Sehens mit Augen und glaubens kaum.

Und nun zeiget er uns erst die Veranlassung aller dieser Betrachtungen, indem er schließt:

Dieses Glücke ward mir, als ich zum erstenmal
Bodmers Armen entgegen kam.

Anderemal läßt der Dichter gleich anfangs den Gegenstand, der ihn belebt, sehen, verweilet sich kurz dabei, verliert ihn denn aus dem Gesicht, und hält sich bis ans Ende mit Aeußerung der Empfindungen auf, die er in ihm veranlasset hat. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens Ode auf den über die See fahrenden Virgil. Der Dichter zeiget uns gleich seinen Gegenstand, indem er mit dem Wunsch anfängt, daß das Schiff, dem die Hälfte seiner Seele anvertraut ist, glücklich fahren möge. Denn verläßt er diesen Gegenstand; die Sorge für seinen Freund führet auf verdrießliche Betrachtungen über die Kühnheit der Menschen, die es zuerst gewagt haben, die See zu befahren; dann kommt er in dieser Laune auf noch allgemeinere Betrachtungen über die Verwegenheit der Menschen, die alles wagt, was sie nicht wagen sollte, bis er mit dem übertriebenen Gedanken schließt:

Caelum ipsum petimus stultitia neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Iovem ponere fulmina.

Hier ist also der Plan der angeführten Klopstockischen Ode gerade umgekehrt. Beide zeigen uns den Gegenstand, der den Dichter ins Feuer gesetzt, nur einen Augenblick, und halten sich durch die ganze Ode bei der Wirkung desselben auf ihr Gemüthe auf.

Andremale füllt der Gegenstand allein den ganzen Gesang aus. So ist die zehnte Ode des Horaz im ersten Buche ein Lobgesang auf den Mercurius, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; der Dichter wendet sein Auge mit keinem einzigen Blick von seinem Gegenstand ab. Klopstocks Ode, die beiden Musen, ist eine hochst poetische Beschreibung des Gegenstandes, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; und die meisten Oden des Anakreons sind liebliche Schilderungen eines Gegenstandes, den der Dichter nicht einen Augenblick verläßt.

In andern Oden wechseln Ursach und Wirkungen wechselweis ab. Der Dichter macht zwar öftere, aber kurze Ausschweifungen von seinem Gegenstand, kommt aber bald wieder auf ihn zurück. Oft aber sehen wir ihn in einem hohen poetischen Taumel, dessen Veranlassung wir kaum errathen, und unter dessen mannichfaltigen Wendungen wir kaum einen Zusammenhang erblicken. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens vierte Ode im dritten Buch. Der Dichter fängt an die Calliope, die vornehmste der Musen, vom Himmel herunter zu rufen, und bittet sie irgend ein langes Lied, in welchem Ton es ihr gefallen möchte, zu singen: er läßt uns nicht merken, warum er diesen Wunsch äußert. Gleich dünkt ihn, er höre den Gesang der Muse, die gekommen sei und nun im heiligen Haine herumirre. Aber jetzt erzählt er uns, wie er in seiner Kindheit, als er in einer Wildniß herumschweifend eingeschlafen, von wilden Tauben mit Laub bedeckt worden, um vor Schlangen und wilden Thieren sicher zu liegen. Doch scheinet er uns merken zu lassen, daß er diese Wohlthat den Musen, seinen Schutzgöttinnen, zu danken habe. Denn fährt er voll Empfindung fort, die Musen für seine Beschützerinnen zu erkennen, mit denen er bald auf einem, bald auf einem andern seiner Landgüter sicher herumirret. Ihnen verdankt ers, daß er weder in der Niederlage bei Philippi umgekommen, noch von dem umgestürzten Baum erschlagen worden. Darum will er, von ihnen begleitet, in die entferntesten fruchtbarsten Länder reisen, und sich unter die wildesten Völker wagen. Nun kommt er plötzlich auf den Cäsar und sagt,

*) S. Melodie; Takt; Rhythmus.
**) S. die Vorrede zu der ersten Sammlung der Gedichte der Frau Karschin.
***) S. Sylbenmaaß; Versart.

daß er nach unzähligen vollbrachten Arbeiten des Krieges, da er jetzt die Ruhe sucht, sie im geheimen Umgange mit den Musen finde, rühmet sie, daß sie Lust daran haben, ihm gelinde Rathschläge einzuflößen. Denn kommt er auf den Krieg der Titanen, bei dem er sich lang aufhält, und scheinet uns lehren zu wollen, daß Jupiter von der Pallas unterstützt, einen leichten Sieg über sie erhalten, obgleich eine fürchterliche Macht gegen ihn gestanden. Dieses leitet ihn auf die wichtige Bemerkung, daß Macht ohne Ueberlegung unmächtig, hingegen mittelmäßige Stärke durch kluges Ueberlegen den Segen der Götter gewinne, und von großer Wirkung sei. Denn lobt er auch von den Göttern, daß sie alle Macht, die auf Unrecht abzielt, verabscheuen, und erwähnet zur Bestätigung dieser Anmerkung die Strafen, die den hundertarmigen Gyges, oder Briareus, den verwegenen Orion, den Typhöus, den Tytius und den Piritheus betroffen. — Und damit ist die Ode zu Ende.

Hier kann man kaum errathen, was für ein Gegenstand, oder was für ein Gedanken den Dichter so lebhaft gerührt hat, daß er in einem so feurigen Ton erst die Calliope vom Himmel ruft, denn so sehr gegen einander abstechende Vorstellungen in diesem Gesang vereiniget. Von den Auslegern des Horaz sagt einer dieses, ein andrer etwas anderes, und einige getrauen sich gar nicht das Räthsel so aufzulösen; so sehr versteckt ist oft der Plan des Odendichters.

Weil es doch überhaupt einiges Licht über die Theorie der im Plan sehr versteckten Ode verbreiten kann, so will ich meine Gedanken über die Veranlassung und den Plan dieser Ode hieher zu setzen wagen, den Baxter, wie höhnisch auch unser sonst fürtreffliche Geßner dabei lächelt, wie mich dünkt, wenigstens zur Hälfte errathen hat.

Cäsar hatte nun alle Vertheidiger der Freiheit, und zuletzt auch seine Mittyrannen überwunden, und war allein Herr über alles. Horaz mochte in einer vertraulichen Stunde mit einem Freund, vielleicht dem Mäcenas, über die Lage der Sachen sich unterredet haben: dabei kann einem von ihnen den Gedanken aufgestoßen sein, daß diese, auf so große Macht gegründete Herrschaft, vielleicht doch nicht sicher genug sei. Diese Vorstellung rührte den Dichter auf das lebhafteste, und dazu war freilich die Sache wichtig genug. Nun fällt ihm ein, wie dieser Herrschaft eine völlige Sicherheit zu verschaffen wäre. Cäsar müßte die Künste der Musen in Flor bringen, dabei sich durchaus einer gelinden Regierung befleißen, und alles mit großer, aber wahrhaftig weiser Ueberlegung veranstalten. Es sei nun, daß der Dichter seine Gedanken hierüber blos seinem Freund zu eröffnen, oder gar den Cäsar selbst errathen zu lassen, sich vorgesetzt habe, so war allemal die Sache höchst bedenklich, und konnte weder allzudeutlich, noch geradezu gesagt werden. Darum nimmt der Dichter einen großen Umweg, und überläßt dem, für welchen die Ode geschrieben worden, zu errathen, was er damit habe sagen wollen.

Die feierliche Anrufung der Calliope ist schon zweideutig: man konnte sie auslegen, daß der Dichter die Göttin um ihren Beistand für diesen Gesang anrufe; aber er meinte es so, sie soll kommen, um mit allen Reizungen ihrer Gesänge dem Cäsar beizustehen, und durch Ermunterung vieler Dichter seinen Zeiten Glanz und mannichfaltige Annehmlichkeit zu geben. Er sieht auch den Anfang dieser guten Zeit: aber er will nicht zu offenbar sprechen; er kommt plötzlich auf sich selbst zurück, ohne den Hauptgedanken fahren zu lassen, und erzählt, oder erdichtet, wie die Musen ihn, weil ein Dichter aus ihm werden sollte, beschützt haben, und noch beschützen. Dieses ist eine Art Allegorie, wodurch er zu verstehen giebt, daß der, der nichts gefährliches, nichts gewaltthätiges gegen andre im Sinne hat, sondern, wie ein unschuldiger Dichter, blos sich zu ergötzen sucht, sonst keine Ansprüche macht, und jedem seine Art läßt, auch nie etwas zu befürchten habe. Dieses drückt er sehr poetisch aus, daß die Musen ihm sichern Schutz angedeihen lassen. Damit bestätiget er zwei Sätze auf einmal; den, daß eine angenehme Regierung sicher sei, und den, daß der Regent wenigstens den Schein annehmen soll, als wenn er gegen Niemand etwas Gewaltthätiges im Sinn habe. Nun kommt er wieder ganz natürlich und ohne Sprung, ob es gleich so scheinet, auf den Cäsar, der auch in diesem Fall sei, weil er sich auch mit den Musen beschäftiget, die ihm deswegen Mäßigung und Gelindigkeit einflößen. Nun giebt er einen noch offenbaren Wink, um durch eine neue Allegorie zu zeigen, wie es wirklich leicht sei, mit Ueberlegung und Weisheit selbst gegen die Auflehnung einer noch größern Macht sich in Sicherheit zu setzen, und allenfalls die Aufrührer, die insgemein sich ihrer Macht auf eine unbesonnene Weise bedienen, zu zähmen. Endlich giebt er noch eben so verdeckt und allegorisch den Rath, durch eine gerechte und billige Staatsverwaltung die Götter für die neue Regierung zu interessiren, die alle auf Unrecht gehende Gewalt verabscheuen und bestrafen.

Dieses ist überhaupt der Weg, den der Dichter gerne nimmt, um von sehr bedenklichen und gefährlichen Dingen mit Behutsamkeit zu sprechen, und darin gleichet er dem Solon, der sich närrisch anstellte, um dem athenienſischen Volk einen dem Staate nützlichen Rath zu geben, den er ohne Lebensgefahr geradezu nicht geben durfte.

Wir haben die verschiedenen Arten der Ode in Absicht auf den Ton und den Plan oder Schwung derselben betrachtet. Eben so ungleich ist sie sich selbst auch in Ansehung des Inhalts, oder der Materie, die sie bearbeitet. Sie hat überhaupt keinen ihr eigenen Stoff. Jeder gemeine oder erhabene Gedanken, jeder Gegenstand, von welcher Art er sei, kann Stoff zur Ode geben; es kommt dabei blos darauf an, mit welcher Lebhaftigkeit, in welcher wichtigen Wendung, und in welchem hellen Lichte der Dichter ihn gefaßt habe. Wer, wie Klopstock so feierlich denkt, von Empfindung so ganz durchdrungen wird, oder eine so hoch fliegende Phantasie hat, findet Stoff zur Ode, da, wo ein andrer kaum zu einiger *Aufmerksamkeit* gereizt wird. Wer, als ein Mann von so einzigem Genie, würde einen Stoff, wie in der Ode *Sponda*, ich will nicht sagen in so hohem feierlichen, sondern nur in irgend einem der Leier, oder der Flöte anständigen Tone haben besingen können? Der wahre Odendichter sieht einen Gegenstand, der mancherlei liebliche Phantasien, oder auch wichtige Vorstellungen, oder starke Empfindungen in ihm erweckt: tausend andre Menschen sehen denselben Gegenstand mit eben der Klarheit, und denken nichts dabei. Des Dichters Kopf ist mit einer Menge merkwürdiger Vorstellungen angefüllt, die wie das Pulver sehr leicht Feuer fangen, und auch andere daneben liegende schnell entzünden.

Der gewöhnlichste Stoff der Ode, der auch Dichter von eben nicht außerordentlichem Genie zum Singen erweckt, ist von leidenschaftlicher Art; und unter diesen sind die Freude, die Bewunderung, und die Liebe die gemeinsten. Die beiden erstern sind allem Ansehen nach die ältesten Veranlassungen der Ode, so wie sie es vermuthlich auch von Gesang und Tanz sind, die allem Ansehen nach ursprünglich mit der Ode verbunden gewesen. Der noch halb wilde, so wie der unmündige Mensch äußert diese Leidenschaften durch Hüpfen, Frohlocken und Jauchzen. Ein feierliches Trauren, das bei dem noch ganz natürlichen Menschen in Heulen und Wehklagen ausbricht, scheinet hienächst auch Oden veranlasset zu haben; durch Nachahmung solcher von der Natur selbst eingegebenen Oden, ist der Stoff derselben mannichfaltiger worden.

Man kann überhaupt die Ode in Absicht auf ihre Materie in dreierlei Arten eintheilen. Einige sind *betrachtend*, und enthalten eine affektvolle Beschreibung oder Erzählung der Eigenschaften des Gegenstandes der Ode; andere sind *phantasiereich*, und legen uns lebhafte Schilderungen, von einer feurigen Phantasie entworfen, vor Augen; endlich ist eine dritte Art *empfindungsvoll*. Am öftersten aber ist dieser dreifache Stoff in der Ode durchaus vermischt. Zu der ersten Art rechnen wir die Hymnen und Lobgesänge, wovon wir die ältesten Muster in den Büchern des Moses und in den hebräischen Psalmen antreffen. Auch Pindars Oden gehören zu dieser Art, wiewohl sie in einem ganz andern Geist gedichtet sind: insgemein aber sind sie nichts anders, als höchst poetische Betrachtungen zum Lobe gewisser Personen, oder gewisser Sachen. In diesen Oden zeigen die Dichter sich als Männer, die urtheilen, die ihre Beobachtungen und Meinungen über wichtige Gegenstände empfindungsvoll vortragen. Der darin herrschende Affekt ist Bewunderung, und oft sind sie vorzüglich lehrreich.

Zu der zweiten Art rechnen wir die Oden, welche phantasiereiche Beschreibungen, oder Schilderungen gewisser Gegenstände aus der sichtbaren Welt enthalten, wie Horazens Ode an die blandusische Quelle, Anakreons Ode auf die Cicade und viele andere dieses Dichters. Man sieht, wie dergleichen Gesänge entstehen. Der Poet wird von der Schönheit eines sichtbaren Gegenstandes mächtig gerühret, seine Phantasie geräth in Feuer, und er bestrebt sich, das, was dieser ihm vormalt, durch seinen Gesang zu schildern. Bisweilen ist es ihm dabei blos um diese Schilderung zu thun, wodurch er sich in der angenehmen Empfindung, die der Gegenstand in ihm verursacht hat, nähret: andremal aber veranlasset das Gemälde bei ihm einen Wunsch, oder führet ihn auf eine Lehre, und diese setzet er, als die Moral seines Gemäldes hinzu*). Von dieser Art ist die Ode des Horaz an den *Sextius***), und viele andre dieses Dichters. Sie scheinet überhaupt die größte Mannichfaltigkeit des Inhaltes für sich zu haben. Denn die natürlichen Gegenstände, wodurch die Sinne sehr lebhaft ge-

*) S. Moral.

**) Lib. I. Od. 4.

reizt werden, sind unerschöpflich, und jede kann auf mancherlei Art ein Bild einer sittlichen Wahrheit werden. Diese Oden sind auch vorzüglich eines überraschenden Schwunges fähig, durch den der Dichter seine Schilderung auf eine sehr angenehme, meist unerwartete Weise auf einen sittlichen Gegenstand anwendet, wovon wir Gleims Ode auf den Schmerlenbach zum Beispiel anführen können. Man denkt dabei, der Dichter habe nichts anders vor, als uns den angenehmen Eindruck mitzutheilen, den dieser Bach auf ihn gemacht hat; zuletzt aber werden wir sehr angenehm überrascht, wenn wir sehen, daß alles dieses blos auf das Lob seines Weines abzielt; denn der Dichter setzet am Ende seiner Schilderung hinzu:

Jedoch mein lieber Bach,
Mit meinem Wein sollst du dich nicht vermischen.

Die dritte Art des Stoffs ist der empfindungsvolle. Der Odendichter kann von jeder Leidenschaft bis zu dem Grad der Empfindung gerührt werden, der die Ode hervorbringt. Alsdenn besinget er entweder den Gegenstand der Empfindung und zeiget uns an ihm das, was seine Liebe, sein Verlangen, seine Freude oder Traurigkeit, oder auf der andern Seite seinen Unwillen, Haß, Zorn und seine Verabscheuung verursachet; die Farben zu seinen Schilderungen giebt ihm die Empfindung an die Hand, sie sind sanft und lieblich, oder feurig, finster und fürchterlich, nachdem die Leidenschaft selbst das Gepräg eines dieser Charaktere trägt; oder er schildert den Zustand seines Herzens, äußert Freude, Verlangen, Zärtlichkeit, kurz, die Leidenschaft, die ihn beherrscht, wobei er sich begnüget den Gegenstand derselben blos anzuzeigen, oder auch nur errathen zu lassen. Gar oft mischet er beiläufig Lehren, Anmerkungen, Vermahnung, oder Bestrafung, zärtliche, fröhliche oder auch verdrießliche Apostrophen, in sein Lied. Seine Lehren und Sprüche sind allemal von der Leidenschaft eingegeben, und tragen ihr Gepräg. Darum sind sie zwar allemal nachdrücklich, dem in Affekt gesetzten Gemüthe sehr einleuchtend, bisweilen ausnehmend stark und wahr, andremal aber hyperbolisch, wie denn die Leidenschaft insgemein alles vergrößert oder verkleinert, auch oft nur halb oder einseitig wahr. Denn insgemein denkt das in Empfindung gesetzte Gemüth ganz anders von den Sachen, als die ruhigere Vernunft. Aber wo auch bei der Leidenschaft der Dichter die Sachen von der wahren Seite sieht, wenn er ein Mann ist, der tief und gründlich zu denken gewohnt ist: da giebt die Empfindung seinen Lehren und Sprüchen auch eine durchdringende Kraft, und erhebt sie zu wahren Machtsprüchen, gegen die Niemand sich aufzulehnen getraut.

Am gewöhnlichsten sind die Oden, darin dieser dreifache Stoff abwechselt; da der Dichter von einem Gegenstand lebhaft gerühret, jede der verschiedenen Seelenkräfte an demselben übet; da Verstand, Phantasie und Empfindung bald abwechseln, bald in einander fließen. In diesen herrscht eine höchst angenehme Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern und Empfindungen, aber alle von einem einzigen Gegenstand erweckt, der uns da in einem mannichfaltigen Licht auf eine höchst interessante Weise vorgestellt wird.

Es wird etwas zu endlicher Aufklärung der Natur und des Charakters der Ode dienen, wenn wir durch einige Beispiele zeigen, wie ein Gedanken, eine Vorstellung, die Aeußerung einer Empfindung zur Ode wird. Wir wollen diese Beispiele aus dem Horaz, als den bekanntesten Odendichter, wählen.

Die eilfte Ode des ersten Buches ist nichts anders, als dieser Satz: es ist klüger das Gegenwärtige zu genießen, als sich ängstlich um das Künftige zu bekümmern. Er ist auf die kürzeste und einfachste Weise in eine Ode verwandelt. Diese Verwandlung wird dadurch bewirkt, daß der Dichter mit Affekt die Leukonoe anredet, und den allgemeinen Gedanken auf den besondern Fall dieser Person mit Wärme und lebhaftem Interesse anwendet, daneben alles mit starken poetischen Farben malet. Die zehnte Ode des zweiten Buchs ist die ganz gemeine Lehre, „daß ein weiser Mann sich weder durch das anscheinende Glück zu großen und gefährlichen Unternehmungen verleiten, noch durch jeden kleinen Anfall des widrigen Glücks kleinmüthig machen läßt," höchst poetisch vorgetragen und ausgebildet. Der Dichter redet einen Freund an, dem er diese Lehre in einem warmen dringenden Ton einschärft. Erst wird sie in einer kurzen sehr malerischen Allegorie vorgetragen.

Rectius vives, Licini, neque altum
Semper urguendo, neque tum porcellas
Cautus horescis, nimium premento
Littus iniquum.

Denn folget eine affektvolle Anpreisung eines durch Mäßigung glücklichen Lebens, sehr kurz und lebhaft durch ein paar malerische Meisterzüge ausgedrückt.

Auream quiquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Schon diese beiden Strophen stellen uns eine Ode dar. Aber es liegt dem Dichter sehr am Herzen, seinen Freund gänzlich von jener Lehre zu überzeugen. Darum fährt er in dem affektreichen Ton fort zuerst die heftige Unruhe, die die Hoheit begleitet, und die große Gefahr, die ihr drohet, durch zwei höchst treffende allegorische Bilder zu schildern:

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus; et celsae graviore casu
Decidunt turres; feriuntque summos
Fulgura montes.

hernach seinen Freund zu erinnern, wie ein wahrhaftig weiser Mann bei widrigem und günstigem Glücke dessen Veränderlichkeit bedenkt, deren ihn auch der Lauf der Natur erinnert. Daraus ziehet er den Schluß, daß ein gegenwärtiges widriges Glück eine bessere Zukunft hoffen lasse.

— Non si male nunc et olim
Sic erit.

Zuletzt stellt er durch ein angenehmes Bild vom Apollo, der nicht immer in ernsthaften Geschäften den Bogen spannt, sondern auch bisweilen durch den Klang der Cither, sich zu angenehmen Zeitvertreib ermuntert, vor, daß ein weiser Mann sich nicht ohne Unterlaß mit schweren Geschäften abgiebt; und schließt endlich mit der Vermahnung, im widrigen Glücke sich herzhaft, und im günstigen vorsichtig zu zeigen, welches ebenfalls in einer sehr kurzen und vortrefflichen Allegorie geschieht.

Rebus angustus animosus atque
Fortis appare; sapienter idem
Contrahes vento nimium secunde
Turgida vela.

Hier sieht man sehr deutlich, wie eine gemeine Vorstellung durch das Genie des Dichters zur Ode geworden.

Aus der fünften Ode des ersten Buches sehen wir, wie ein bloßer Verweis, den der Dichter einem Frauenzimmer wegen ihrer Unbeständigkeit in der Liebe giebt, zu einer sehr schönen Ode wird. Der Dichter wollte im Grunde nichts sagen, als dieses einzige: du bist eine Unbeständige, die mich nicht mehr anlocken wird. Die Wendung, die er diesem Gedanken giebt, und der höchst lebhafte Ausdruck, macht ihn zur Ode. „Wen magst du nun gefesselt halten, o! Pyrrha? — Ach der Unglückliche weiß nicht, wie bald du ihm untreu werden wirst! Ich bin aus deinen Fesseln, wie aus einem Schiffbruch gerettet, und habe meine nassen Kleider aus Dankbarkeit dem Neptunus geweiht!"

Man siehet aus diesen Beispielen, wie ganz gemeine Gedanken durch den starken Affekt, in dem sie vorgetragen werden, und durch Einkleidung in lebhafte Bilder zur Ode werden. Würde Jemand sagen: seitdem Sybaris die Lydia liebt, hasset er die freie Luft und die Leibesübungen ꝛc. so lag ehedem der Sohn der Thetis versteckt: so weiß man nicht, ob er ein satyrisches Epigramma machen, oder blos die seltsame Wirkung der Liebe an diesem Beispiel in philosophischem Ernste zeigen will. Wenn aber diesen Zustand des Verliebten einen Dichter von lebhaftem Genie in leidenschaftliche Empfindungen setzet; wenn er ausruft: „Um aller Götter willen, o! Lydia, warum stürzest du durch deine Liebe den Sybaris in's Elend? Warum haßt er die freie Luft? u. s. w." so fühlt jeder sogleich den Ton der Ode.

So kann auch eine bloße Schilderung eines Gegenstandes, wenn sich wahre Leidenschaft und starke dichterische Laune darin mischt, zur Ode werden. Nichts anders ist die Ode an die Tyndaris, als eine bloße mit viel Affekt gezeichnete Schilderung der Annehmlichkeit eines der Horazischen Landsitze, die er mit der Geliebten zu theilen wünschet. So entstehen auch aus poetischen und bilderreichen Schilderungen des innern Zustandes, darin ein Mensch durch irgend eine Leidenschaft gesetzt worden, die angenehmsten, die feurigsten, die zärtlichsten, die erhabensten Oden.

Dieses kann hinlänglich sein, um von der Natur und den verschiedenen Charakteren der Ode, sich wahre Begriffe zu machen. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß es Dichter giebt, die bisweilen durch Kunst, Zwang, oder aus bloßer Lust nachzuahmen, ihr Genie in dem Ton der Ode stimmen, und das, was sie mit so viel Affekt oder Laune ausdrücken, nicht wirklich fühlen. Aber der Dichter muß sehr schlau sein, und seine Ode mit erstaunlichem Fleiß ausarbeiten, wo wir den Betrug nicht merken, und wo wir seine verstellte Empfindung für wahr halten sollen. Es begegnet ihm sehr leicht, daß das, was er sagt, mit dem Ton, darin es gesagt wird,

nicht so vollkommen übereinstimmt, als es in der wirklichen Empfindung geschieht. Selbst Horaz konnte sich nicht allemal so verstellen, daß man den Zwang nicht merkte: seine Ode an den Agrippa*) ist gewiß nur eine Ausrede, wo der Dichter das was er von seinem Unvermögen sagt, nicht im Ernst meinet. Von solchen Oden kann man nicht erwarten, daß sie das Leben, oder die Wärme der Einbildungskraft und Empfindung haben, als die, welche in der wirklichen Begeisterung geschrieben worden. Da es eine der Eigenschaften der dichterischen Genies ist, sich leicht zu entzünden: so kann auch die durch Kunst, oder Nachahmung entstandene Ode, der wahren, von der Natur eingegebenen, sehr nahe kommen.

Von der Kraft und Wirkung der Ode kann man aus dem urtheilen, was wir in den Artikeln Lied, Lyrisch, hierüber bereits angemerkt haben. Empfindung und Laune haben etwas ansteckendes; in der Ode zeigen sie sich aber auf die lebhafteste Weise: darum ist diese Dichtart vorzüglich eindringend, auch wohl hinreißend. Es waren lyrische Dichter, von denen man sagt, daß sie die noch halb wilden Menschen gezähmet, und unwiderstehlich, obgleich mit sanftem Zwange dahin gerissen haben, wohin sie durch keine Gewalt hätten gebracht werden können. Die Ode hat mit dem Lied, das eine besondere Art derselben ist, dieses vor viel andern Werken der schönen Künste voraus, daß sie ihre Kraft auch bei noch rohen Menschen zeiget, da die Beredsamkeit, die Malerei, und überhaupt die aus verfeinertem Geschmack entstandene Kunst viel weniger populär ist.

Zwar scheinet es, daß die hohe Ode sich sehr von dem Charakter, wodurch sie auf den großen Haufen wirket, entferne, da viel Psalmen, pindarische und horazische Oden oft den feinsten Kennern nicht verständlich genug sind. Man muß aber bedenken, daß uns in dieser Entfernung der Zeit, in der so unvollkommenen Kenntniß der alten Sprachen und sehr vieler Dinge, die zu jener Dichter Zeiten jedermann bekannt waren, manches sehr schwer scheinet, was denen, für welche die Oden der Alten gedichtet worden, ganz geläufig gewesen. Denn ist auch ein Unterschied zu machen zwischen den Oden, die für öffentliche Gelegenheiten und für ein ganzes Volk, und denen, die nur bei besondern, einen Theil der Nation, oder gar nur wenig einzelne Menschen interessirenden Veranlassungen gedichtet worden. Jenen ist das Populäre, Verständliche, wesentlich nothwendig; bei diesen wird der Zweck erreicht, wenn sie nur denen, für deren Ohr sie gemacht sind, verständlich sind.

Von welcher Art aber die Ode sei, wenn sie einen von der Natur berufenen Dichter zum Urheber hat, und von ihm wirklich in der Fülle der Empfindung, oder des Feuers der Phantasie gedichtet worden, so ist sie allemal wichtig. Sie ist alsdenn gewiß eine wahrhafte Schilderung des Gemüthszustandes, in dem sich der Dichter bei einer wichtigen Gelegenheit befunden hat. Darum können wir daraus mit Gewißheit erkennen, was für Wirkung gewisse merkwürdige Gegenstände auf Männer von vorzüglichem Genie gehabt haben. Wir können den wunderbaren Gang, und jede seltsame Wendung der Leidenschaften und anderer Regungen des menschlichen Gemüthes, die mannichfaltigen, zum Theil sehr außerordentlichen Wirkungen der Phantasie, daraus kennen lernen. Wir werden dadurch von der uns gewöhnlichen Art, sittliche und leidenschaftliche Gegenstände zu beurtheilen und zu empfinden, abgeführt, und lernen die Sachen von andern weniger gewöhnlichen Seiten ansehen. Manche Wahrheit, die uns sonst weniger gerührt hat, dringet durch die Ode, wo sie in außerordentlichem Licht, und durch Empfindung verstärkt, erscheinet, mit vorzüglicher Kraft bis auf den innersten Grund der Seele; mancher Gegenstand, der uns sonst wenig gereizt hat, wird uns durch die höchst lebhafte Schilderung des lyrischen Dichters merkwürdig und unvergeßlich: manche Empfindung, die wir sonst nur durch ein schwaches Gefühl gekannt haben, wird durch die Ode sehr lebhaft und wirksam in uns. Also dienet überhaupt die lyrische Poesie dazu, daß jedes Vermögen der Seele dadurch auf mannichfaltige Weise einen neuen Schwung und neue Kräfte bekommt, wodurch Urtheilskraft und Empfindung allmählig erweitert und gestärkt werden. Darum kann die Ode mit Recht auf den ersten Rang unter den verschiedenen Werken der Dichtkunst Anspruch machen, und der Reichthum an guten Oden gehöret unter die schätzbaren Nationalvorzüge.

Die ältesten und zugleich vortrefflichsten Oden der alten Völker sind ohne Zweifel die hebräischen, deren wir aber hier blos erwähnen, um den Leser auf die höchst schätzbaren Abhandlungen darüber zu verweisen, die wir dem berühmten Lowth, einem Mann von tiefer Einsicht und von großem Geschmack, zu danken haben**). Die Griechen besaßen einen großen Reichthum, wie in allen andern Gattungen der Werke des Geschmacks, also auch in dieser; aber der größte Theil davon ist verloren gegangen. Die Alten rühmen vorzüglich neun griechische Odendichter; diese sind: Alcäus, Sappho, Stesichorus, Ibicus, Bacchylides, Simonides, Aleman, Anakreon und Pindar. Die Oden der sieben ersten sind bis auf wenig einzelne Stellen verloren gegangen. Von Anakreon haben wir noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und von Pindar eine starke Sammlung, obgleich eine noch größere Menge ein Raub der Zeit geworden sind. Aber der Stoff der übrig gebliebenen pindarischen Oden ist für uns weniger interessant, weil darin blos die Männer besungen werden, die in den verschiedenen öffentlichen Kampfspielen der Griechen den Preis erhalten haben. Wir haben diesem großen Dichter einen besondern Artikel gewidmet*). Man muß auch die tragischen Dichter der Griechen hieher rechnen; denn in jedem Trauerspiel kommen Gesänge der Chöre vor, die wahre Oden von hohem feierlichen Ton sind. Sie haben vor allen andern Oden dieses voraus, daß die Gemüther durch das, was auf der Bühne vorgegangen, auf das Beste vorbereitet sind, den Eindruck mit voller Kraft zu empfinden. Die genaueste Ueberlegung hätte kein schicklicheres Mittel ausgedacht, den vollkommensten Gebrauch von der Ode zu machen, als das, was die Gelegenheit hier von selbst anbot. Wir haben anderswo gesagt, wie die Chöre in alten Trauerspielen gelegentlich beibehalten worden. Wenn wir von diesem Ursprung derselben nicht unterrichtet wären, so würden wir denken, sie seien mit guter Ueberlegung in das Trauerspiel eingeführt worden, um der Ode Gelegenheit zu verschaffen, in ihrer vollen Wirkung zu erscheinen. Die Gemüther sind durch die tragische Handlung zum Eindruck der Ode vorbereitet, und er wird durch den feierlichen Vortrag und die Unterstützung der Musik noch um ein merkliches verstärkt. Diese Betrachtung allein solle hinreichend sein, die Chöre wieder in die Tragödie aufzunehmen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein in der griechischen Litteratur wol erfahrner Mann, von so reifem Urtheil und so feinem Geschmack als Lowth, über die verschiedenen Gattungen der griechischen Ode so gründlich und ausführlich schriebe, als dieser vortreffliche Mann über die hebräische Ode geschrieben hat. Dieses würde ein Werk von ausnehmender Annehmlichkeit und für die Odendichter von außerordentlichem Nutzen sein. Es ist kaum eine Gemüthslage, in der ein Dichter sich zur Ode gestimmt fühlte, möglich, die dabei nicht vorkäme; von den kleinen lieblichen Gegenständen, wodurch die Seele in süße Schwärmerei gesetzt wird, bis auf die größten, die sie mit Ehrfurcht, Schrecken und andern überwältigenden Leidenschaften erfüllen, ist kein Odenstoff, den nicht irgend einer der griechischen Dichter behandelt hätte, wenn wir vom Anakreon bis auf die erhabenen Chöre des Aeschylus heraufsteigen. Hier wäre also vortreffliche Gelegenheit für einen wahren Kunstrichter, Ruhm zu erwerben.

Die Römer sind, wie in allen Zweigen der Künste, so auch hierin, weit hinter den Griechen zurück geblieben. Horaz war ihr einziger Odendichter, der den Griechen zur Seite stehen konnte; dieses haben sie selbst eingestanden**). Aber dieser allein konnte statt vieler dienen. Er wußte seine Leier in jedem Ton zu stimmen, und hat alle Gattungen der Ode von der hohen Pindarischen, bis auf das liebliche Anakreontische, und das schmelzende Sapphische Lied, glücklich bearbeitet.

Wir dürfen in diesem Zweig der Dichtkunst keine der heutigen Nationen beneiden. Klopstock kann ohne übertriebenen Stolz dem Deutschen zurufen:

> Schrecket noch anderer Gesang dich, o Sohn Teutons,
> Als Griechengesang: —
> — So bist du kein Deutscher! ein Nachahmer
> Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!

Diesen Vorzug haben wir vornehmlich dem Mann von außerordentlichem Genie zu danken, der mit gleichem Recht sich dem Homer und dem Pindar zur Seite stellen kann. Nichts ist erhabener, feierlicher, im Flug kühner, als seine Ode von höherem Stoff; nichts jubelreicher, als die von freudigem; nichts rührender, schmelzender, als die von zärtlichem Inhalt. Nur Schade, daß dieser wirklich unvergleichliche Dichter in seinen Oden von geistlichem Inhalt, bisweilen auch bei weniger erhabenem Stoff seinen Flug so hoch nimmt, daß nur wenige ihm darin folgen können.

Nächst diesem verdienet Ramler eine ansehnliche Stelle unter unsern einheimischen Odendichtern. Er hat das deutsche Ohr mit dem Wohlklang der griechischen Ode bekannt gemacht,

*) Lib. I. Od. 6.

*) Rob. Lowth de sacra poesi Hebraeorum praelectiones Academicae. Prael. XXV—XXVIII.

*) S. Pindar.

**) Lyricorum Horatius fere solus legi dignus. Quintil. Instit. Lib. X. Cap. 1. 69.

auch den wahren Schwung und Ton der horaziſchen Ode in der deutſchen vollkommen getroffen. Hierin ſcheinet er ſeinen Ruhm geſucht zu haben; denn man entdecket leicht bei ihm den Vorſatz, ein genauer Nachahmer des Horaz zu ſein. Selbſt in der Wahl des Stoffs ſcheinet er des Römers Geſchmack zum Muſter genommen zu haben. Für die höhere Ode iſt Friedrich ſein Auguſt; zu der gemäßigten von ſanft empfindſamem, oder blos phantaſiereichem Inhalt, giebt ihm ein Mädchen, oder ein Freund, oder die Annehmlichkeit einer Jahreszeit den Stoff, den er allemal in einer höchſt angenehmen Wendung behandelt, und mit überaus feinen Blumen beſtreut. Was kann anmuthiger und lieblicher ſein, als ſein Amynt und Chloe? Höchſt maleriſch und phantaſiereich iſt die Sehnſucht nach dem Winter, und mit einem höchſt glücklichen und angenehmen Schwung hat der Dichter dieſe ſchöne Ode geendigt. Nichts iſt zärtlicher und von ſanfterem Ausdruck, als das wechſelſeitige Lied Ptolemäus und Berenice.

Auch Lange und Pyra, die es zuerſt gewagt haben, der deutſchen Ode ein griechiſches Sylbenmaaß zu geben, und Uz ſtehen mit Ehren in der Claſſe der guten Odendichter. Dieſer letztere hat oft, ohne den Horaz nachzuahmen, von wirklicher nicht nachgeahmter Empfindung angeflammt, in Schwung, Gedanken und Bildern, bald den hohen Ernſt, bald die Annehmlichkeit des Horaz erreicht. Cramer hat vorzüglich den Pſalm für ſeine Leier gewählt; ſein Vers ſtrömt aus voller Quelle. Wenn er weder die Hoheit noch die Lieblichkeit, noch die nachdrückliche Kürze des hebräiſchen Ausdrucks erreicht, ſo übertrifft er doch darin meiſtentheils ſeine deutſchen Vorgänger.

Ueberhaupt ſcheinet es, daß die Ode das Fach iſt, darin die deutſche Dichtkunſt ſich vorzüglich zeigen könnte: hätten nur unſre Dichter einen bequemern und höhern Standort, aus dem ſie zur beſten Anwendung ihrer Talente, die Menſchen und ihre Geſchäfte beſſer überſehen könnten!

## von Sumauwe, ſ. Meiſterſänger.

## Suonegge, ſ. Minneſinger.

## Friedrich Gottlieb von Süßkind,

am 17. Februar 1767 zu Neuſtadt an der Linde geboren, wurde zu Stuttgart erzogen und 1783 in das theologiſche Stift zu Tübingen aufgenommen. Nachdem er am Ende ſeiner Studienzeit Pfarrgehilfe geworden war, machte er 1790 eine Reiſe durch Deutſchland. Im Jahre 1791 wurde er Repetent am Stift zu Tübingen und Doctor der Philoſophie, 1795 Diaconus zu Urach und 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Tübingen. Hier entwickelte ſich und endigte auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1805 ging er als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart. Bald wurde er Oberſtudienrath, Feldpropſt und Ordensprälat, einige Jahre ſpäter Mitglied des Obercenſurcollegiums und 1814 Director des Oberſtudienrathes. Er ſtarb am 12. November 1829.

Von ihm erſchien:

Antrittspredigt. Tübingen, 1798.
Abſchiedspredigt. Tübingen, 1805.
Ueber die peſtalozzi'ſche Methode. Stuttg., 1809.
Liturgie für das Königreich Würtemberg. Stuttgart, 1809.
Prüfung der ſchelling'ſchen Lehre von Gott, Vorſehung, Weltſchöpfung, Freiheit, moraliſchem Guten und Böſen. Stuttgart, 1812.
Predigten, herausgegeben vom Magiſter L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.
Vermiſchte Aufſätze, herausgegeben von L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.

Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Theologen ſeines Vaterlandes, machte ſich v. S. um daſſelbe ſowohl als practiſcher Geiſtlicher, wie durch treffliche Schriften vielfach verdient.

## Süßkind, ſ. Minneſinger.

## Johann Wilhelm Süvern,

am 3. Januar 1775 zu Lemgo geboren, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Berlin Theologie und Philologie und nahm 1796 eine Lehrſtelle am grauen Kloſter daſelbſt an. 1800 übernahm er mit einer Profeſſur das Directorium der Schule zu Thorn und 1803 daſſelbe zu Elbingen. 1809 wurde er endlich als Staatsrath und 1818 als geheimer Ober-Regierungsrath zu Berlin angeſtellt und mit dem rothen Adlerorden dritter Claſſe geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 2. October 1829.

Er gab heraus:

Aeſchylus Sieben gegen Theben, überſetzt, nebſt ſechs Abhandlungen. Halle, 1797.
Ueber Schillers Wallenſtein. Berlin, 1800.
Sophocles Trachinierinnen, überſetzt. Berlin, 1802.
Erinnerungen an merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen. Berlin, 1814.
Ueber Ariſtophanes Drama: Das Alter. Berlin, 1827.

Ein überaus feiner Kunſtkritiker bewährte S. namentlich ſeine tiefe claſſiſche Kunſtbildung durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung antiker Dramen.

## Sylveſter, ſ. G. A. von Hardenberg.

## Syntax (Peregrinus), ſ. Hempel.

# T.

## Talander, s. Bohse.

## Tannhäuser, s. Minnesinger.

## Fanny Tarnow

ward am 17. December 1783 zu Güstrow geboren, verlor ihre Eltern früh, und lebte nach einander in Petersburg, Berlin, Lübeck und Hamburg. 1820 ließ sie sich in Dresden nieder, später in Weißenfels.

Ihre bedeutendsten Schriften sind:

Auswahl aus ihren Schriften. Leipzig, 1830. 15 Bde. 12.
Novellen. Leipzig, 1830. 3 Bde.
Auguste. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Briefe. Berlin, 1819.
Celeste. Leipzig, 1834. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.
Erzählungen. Leipzig, 1833—35.
Sir Richard Falkonet. Leipzig, 1825.
Lebensbilder. Leipzig, 1824.
Thocilde von Adlerstein. Leipzig, 1816.
Viele andere theils originale, theils dem Englischen und Französischen nachgebildete oder aus diesen Sprachen übertragene Schriften.

Feine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen, lebendige Phantasie, tiefes Gefühl, Klarheit und Kraft der Darstellung, und ein ausgezeichneter Styl geben allen ihren Leistungen einen bleibenden hohen Werth. Sie zeichnet sich vorzüglich dadurch von den anderen deutschen Schriftstellerinnen aus, daß sie mit zarter Weiblichkeit den Adel der Seele zu schildern versteht, und auf ihn nächst dem Glauben, als das Wahre und Einzige hinweist, welches über alle Kämpfe des Lebens siegreich emporhebt.

## Täschler, s. Minnesinger.

## Johann Tauler (Thauler)

ward im Jahre 1294 zu Straßburg, nach Andern zu Cöln geboren, trat sehr jung in den Dominikanerorden ein, in welchem er sich bald durch scholastische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit hervorthat. Als der Ausgezeichnetste der deutschen Mystiker, in denen im vierzehnten Jahrhundert die Gefühlstheologie gegen die Philosophie ihre Rechte vertreten sah, an der Spitze der Brüderschaft der ewigen Weisheit, genoß er, auch im Lebenswandel höchst erbaulich, die größte Theilnahme seiner Zeitgenossen und selbst Luther bekannte große Sympathie für seine Predigten. Mitten in seiner glänzenden Laufbahn ward einst der berühmte Doctor der Theologie von einem Laien überführt, daß er noch nicht ganz zur Gnade in der Selbstverleugnung durchgedrungen sei. Eines Sonntags verstummte er plötzlich auf der Kanzel unter vielen Thränen und erst nach zwei Jahren still beschaulichen Lebens wagte er wieder sie zu betreten und redete mit neuen Zungen von der Lust des Liebestodes in Gott. Er starb im Dominikanerkloster zu Straßburg am 16. Juni 1361.

Seine Werke erschienen als:

Sermones des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Dr. Johann Tauler, von latein in teutsch gewendt. Augsburg, 1498. 1508. Basel, 1531. (Neu bearbeitet: Predigten. Frankfurt am Main 1826. 3 Thle.)
Seine Opera, zu Cölln, 1548. (Uebersetzt, mit Speners Vorrede. Nürnberg, 1688.)

T's Predigten entsprangen aus der Tiefe innigster gläubiger Begeisterung und verbanden mit reichster Wärme des Herzens große Einfachheit und Verständlichkeit, besonders seitdem er sich von der metaphysischen Behandlung seiner Stoffe ab und der reinen geistigen Auffassung und Behandlung zuwandte. Für die Ausbildung deutscher oratorischer und didactischer Prosa waren seine Kanzelvorträge von hoher Wichtigkeit, denn, wenn er sie gleich deutsch hielt, während er sie lateinisch niederschrieb, so daß sie erst wieder zurück in das Deutsche übersetzt werden mußten, so ward doch die Sprache außerordentlich durch neue Wortbildungen und Wendungen, welche er ursprünglich eingeführt und die sein Uebersetzer wieder anwandte, bereichert, um so mehr, als sich viele hochbegabte Männer um ihn sammelten, die seine Weise nachzuahmen und zu erreichen strebten.

### Zwei Predigten von Johann Tauler *).

**I. Ueber Paul. II. ad Corinth. III. v. 6. Littera occidit, spiritus autem vivificat.**

Item die bredie usser sancte pauwels epistele des zwölften sunnendages leret wie wir got liben söllent in allen sinen goben, in allen sinen bürden mit rehter langbeitikeit.

„Die geschrift die toetet, vnd der geist machet lebende." Es sint zwo wisen**) des volkes vnd der feiunde gottes. Die eine das was die alte e, das alte gesetzede. Die

*) Nach W. Wackernagel's Recension.
**) Die Straßb. HSS. Es sint zwei wesen zwo wisen.

ander die niuwe e, das niuwe gesetzede. Die alte gesetzde die muosten alle menschen halten die behalten solten werden, biz das christus geboren wart, vn mit allen iren ampten, biz die niuwe e kam mit iren gesetzeden vnd iren ampten. Vnd ist dise alte gesetzede gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzede. Vnd siht ein ieklich disem niuwen rechte vnder die ougen. Vnd würt mit dem alten bereit zuo dem niuwen. Wan ein ieglich ding das enphohen sol, das muos zuo dem ersten enpfenglich werden. Die alte gesetzede die hatte vil vntregenliche bürden, vnd hatte griuweliche vrteile vnd strenge bewegunge der gerechtikeit gottes vnd ein vinstere verre hoffenunge einre erloesunge: wanne die pforten warent in gar vnd zuo mole beflossen, das siu mit alme irme libende vnd iren werken niut hin en mohten. Aber siu begerten sere, vnd muostent lange vnd swerliche beiten e danne die niuwe e keme: Das ist fride vnd fröide in dem heiligen geiste. Wer nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwifel, er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden vnd tragen die burden vnd böigen sich vnder die gewaltige hant gottes, daz siu lident jndewendig vnd vsswendig, wanne es her kummet. Kinder, sehent für iuch: dem dinge muos vil anders sin danne ir wenent; und haltent die lere gottes vaste, vnd wer enpfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir siu habent, Vnd vnderbiegent iuch, vnd tragent got in allen den wisen und durch wen er kummet. Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, so muessent ir das alte vor liden, vnd forhtent iuch in demuetikeit iuwers hertzen, So wo iuch iemer trost geschit von innen vnd von vssen. wan es en mag den weg niut durch: es muos disen weg vnd keinen andern. Kerent es ir wie ir wellent, es muos sin. dar vmb getrostent uch der sacramente geistlicher erliuchtunge, göttelich gefuelen vnd alle menschliche helfe. Jr lieben, böigent den alten menschen vnder die ambaht der alten e mit aller demuetikeit vnd gelassenheit, vnd lident got in allen sinen goben mit allen sinen bürden: in der worheit, sin bürden sint lihte vnd sin ioch das ist senfte. Lieben kinder, ich beuilhe iuch von grunde mins hertzen vnder daz geuengnisse des criutzes vnsers herren ihesu christi, Das das sie in iuch vnd usser iuch, hinder iuch vnd für iuch, vnd mit starker truckunge, mit grundeloser gelossenheit, wie got wil vnd eweclíche gewellet hat: dan für iuch mit verwegenheit aller zuokünftiger lidunge; Noch iuch mit vernichtunge aller menschen vnde smacheit vnd hinder reden. Alsus vndertrugt den alten menschen vnder die alte e, biz das christus in der worheit geborn wurt in iuch in der niuwen e, Do wor fride vnd fröide vf stet in der worheit. Die heiligen vettere, wie sere siu begertent, do muostent siu dennoch beiten fünf tusent ior: Aber in der worheit, woltent ir iuch alsus lossen, Jr endürftent niemer ein ior gebeiten. gedenkent, obe ir ein virtegigen ritten hettent ein ior oder zwei, ir muestent in liden. Die ander lidunge der alten e das worent griuweliche ürteil vnd swere bewisunge der gerechtikeit gottes. Das bewiset sich mit maniger wis, mit lidunge, mit bissender conscieneien. Das wollent soliche vs würken mit bichtende. das du tusent werbe bichtest, es en hilfet dich niut. So wanne totsünde verrichtet sint mit genuog tuonde, so sol man das ander got lossen vnd liden, biz das es got guot machet. bichte ime die andern mit verdünsterunge jndewendig. das wellent siu abe legen mit fragende vnd mit hoerende, vnd hoffent ie siu füllent do iut niuwez hoeren, vnd senent sich dar nach. Nu louf alle dine ior: es enhilfet dich niut. Du muost es von jnnen warten Vnd do nemen, oder do würt niut vs. Ich han ouch gesehen den heiligesten menschen den ich ie gesach jndewendig vnd vsswendig, der nie denne fünf bredigen allen sinen leben *) gehort hette. Do er wuste vnd sach was der mere was. Do gedochte er es were genuog, vnd starp dem er sterben solte vnd lebete dem er leben solte. Las das gemeine volk loffen vnd hoeren, das siu niut verzwifelnt noch in vnglouben en vallent: Aber alle die gottes jndewendig vnd vsswendig wellent sin, die kerent sich zuo in selber vnd in sich selber. Vnd wellent ir iemer tiurre werden, so muessent ir iuwer vs suochen begeben vnd iuch in keren. Vnd mit worten gewinnet ir es niemer: Horent wie vil ir wellent; danne alleine minnent vnd meinent got von grunde iuwers hertzen vnd iuwern nehsten also iuch selber, Vnd lossent alle ding vf in selber ston, Vnd tuont iuwer hertze mit den heiligen vettern gottes zuo begerende, vnd begerent das ir begerent, vnd lossent alle ding. Das dritte das die alte e hatte, das was ein vinster hoffenunge vnd verre einer erloesunge: Wanne die pforten worent beslossen, Vnd en was enkein prophete der sprechen mohte wenne die losunge beschehen solte. Also muos der mensche sich gotte lossen einualteclichen in gantzer getruwunge vnd **) sinen ewigen willen. Wanne er wil das es geschehe in gebeitsamer gelossenheit: Sicher so kummet er. Er würt geborn: aber wanne, das los ime. ettelichen in irme altere, ettelichen an irme ende. dis deuilhe als ime. *) Vnd du endarft dich enkeinre sunderlichen uebunge an nemmen: dan halt die gebot vnd den heiligen glouben. Die artikele des gelouben die lerent vnd die heiligen gebot. Vnd lident iuch vnd lossent iuch in allen dingen: Sicher so würt in iuch geborn christus die niuwe e, fride in der worheit vnd fröide in dem heiligen geiste. Würt in iuch geborn ein engelsch leben in subtilheit, in vernunft, das dunket iuch ein groz ding. Nein, des ist vil me: der geist machet lebende Ein wor göttelich leben sin selbes über alle engelsch leben oder menschen verstentnisse, über alle sinne vnd vernunft. Aber durch disen weg vnd niut anders wolkummet der mensche dar zuo, das er dis edel wesen verstet, vnd floyeret mit den synnen hie inne vnd in der vernunft. Aber das man es sie vnd das man es gewerde, do en mag man niut zuo kummen dan disen weg wore gelossenheit: dan vindet man es sicherlichen. Die leuiten truogent die arken: me hie tragent vns die arken. So wer got nu nuit wil liden in sinre gerechtikeit vnd in sinen urteilen, on allen zwifel, er vellet ewiklichen vnder sine gerechtikeit vnd in sin ewig ürteil. Des en mag niut anders sin. Kere es wie du wilt: du muost dich lossen vnd liden in der worheit. So treit vns got in allen dingen: in allem libende, in allen burden so biutet got sin achsele vnder vnser burden Vnd hilfet vns liden vnd tragen. durch got lident: Wan litten wir vns werlichen vnder got, so en würde vns kein liden noch niut vnlidelich. wan wir nu sint one got vnd stent in unserre eigenre krangheit, Dar vmb en mugen wir **) niut geliden noch gewürken. Das wir dis ioch gottes alle tragen würdeclichen, Des helfe vns got. Amen.

---

II. Ueber Luc. X. v 23: Beati oculi qui vident quae vos videtis.

Item die bredie usser sancta lucas ewangelio des britzehenden sunnentages leret vns noch dem einen werden das got selber ist, Vnd bekennen vnser selbes blintheit vnd snoedikeit, do durch wir gezogen werdent zuo rechter demuetikeit geistes vnd naturen.

Man liset das sich vnser herre zu einem male fröwete, do er jndewendig an sach die von sinem vatter fürsehen worent, Vnd sprach „Ich danken dir, himmelischer vatter, das du dise ding hest verborgen vor den grossen vnd den wisen dirre welte, Und hast siu geoffenbaret den kleinen." Do kerte er sich zuo sinen geminneten jungern Vnd sach siu an, vnd er hub an das ewangelium das man nu liset von der wochen von der zjit: „Beati oculi qui vident que uos videtis, Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent. Wanne vil künige vnd propheten begerten zuo sehende das ir do sehent, vnd ensohent es niut; Vnd zuo hoerende das ir hoerent, vnd en hortent es niut." Do kam ein meister von der e Vnd wolte unsern herren versuochen vnd in do mitte verwerfen, Vnd froget in vnd sprach „meister, was sol ich tuon, das ich das ewige leben besitze?" Vnd vnser herre entwürte ime guetlich, vnd wuste doch wol das sin meinunge valsch waz, vnd sprach „Wie lisestu in der e?" Do sprach er „das man got minnen sol! von allem hertzen und selen vnd von allem gemuete, vnd den nehsten also sich selber." Do sprach vnsre herre „das tuo, vnd du solt leben." Nu nemen wir das erste wort „Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent." Der mensche hat zweierleige ougen, vsswendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das innerliche ouge niut, So wer es herte snoede krang ding mit dem vsswendigen ougen vmb den menschen, Vnd so wer der mensche also ein vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu das sin, das die edele vernunft, das jndewendige ouge, alsus erbermeklich erblendet ist, das es dis woren liechtes niut en siht? der mordige schade ist dannan von kummen: Do ist ein dicke grop hut vnd ein dickes vel über gezogen: Daz ist minne vnd meinunge der creaturen, oder es si der mensche selber oder ettewas des sinen; Vnd von dem ist der mensche blint vnd toup worden, siu sint in welicher stat siu sint, weltlich oder geistlich. Vnd hie mit gont siu zuo dem heiligen lichom vnsers herren, Vnd ie me siu dar gont, ie touber siu sint vnd ie blinder siu werdent vnd die hut ie dicker würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der mensche in sinen grunt in keine wis mit niut kummen mag? Das ist des schult: do ist also manige dicke hut über gezogen, dicke also ohsen stirnen, Vnd die hant im sin innerkeit also verdecket, das got noch er selber niut drin en mag: es ist verwahssen. Wissent, ettliche menschen mugent drissig oder viertzig hiute haben, dicker grober swartzer hiute also beren hiute. Wele

*) leben] die Papierhandschrift lebetagen.
**) vnd] in

*) iuch fehlt. **) wir vns.

sint dise hiute? das ist ein ieglich ding do du dich mit willen zuo kerest, Es si gemuetwillikeit an worten vnd an werken, an gunst an ungunst, Hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlicheit deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtuertikeit, vnbehuotsamekeit der wandelungen. Diser geliche machent alle dicke hiute Vnd gros mittel die den menschen die ougen verblendent. Vnd also balde also der mensche dis mit liden an siht vnd sich gotte dis demuetiklichen schuldig git vnd sich willen hat zuo besserende noch siner maht, Zuo hant so würt es alles guot; so ehte sich der mensche demuetiklichen bekennet, So würt es alles guot rot. Aber ettelichen liuten den ist rehte, was man in seit, das gat in zuo hertzen niut; Rechte also obe siu sint entsloffen, Also sint in die vel gewahssen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent siu niut lossen, weler künne siu sint. Siu tuont also frouwe sara tet die vf die abgötte ging sitzen. Die bilde die man von den hat die machent hinderniſſe, Vnd die vel vallent ime für die inren ougen in die oren, das die ougen der vernunft niut mugent gesehen danan von siu selig werden. Selig sint die ougen denne die do sehent das ir do sehent. Ein mensche der do sinne hette, der möhte an im selber pruefen: itali*) weltlichen hertzen den also wol ist mit den creatiuren die zuo mole niut sint; So muest es ein wunder sin mit dem dis wunder alles vs geflossen ist. Vnser herre der sprach das sine jungern selig weren mit irme gesihte. Wellen wir nu rechte pruesen, so süllent wir wol selig sin: Wanne wir sehent verre me von vnsern herren ihesu christo Wanne die jungern toten. Wanne S. Peter oder sant Johannes, siu sohent einen armen kranken lidelichen menschen vor in gon, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen glouben Einen grossen würdigen gewaltigen got vnd herren, der himmel vnd erden vnd alle creatiure von niht gemachet hat. Sehent wir dis recht an, so sint vnser ougen selig eweclichen. Lieben kint, die grossen pfaffen vnd die lesemeister disputierent weder bekenntnisse merer vnde edeler si oder minne. Aber wir wellent nu alhie sagen von den lebmeistern. Also wir dar kummen, denne süllen wir aller dinge worheit wol sehen. Vnser herre sprach „eins ist not." weles ist nu die**) eine daz alz not ist? Das eine das ist das du bekennest din niht das din eigen ist, was du bist vnd wer du bist mit dir selber. Vmb dis ein hastu vnserm herren also angest gemachet, das er bluot switzete. Vmb das du dis eine niut wolltest bekennen, so ruoft er an dem criutze „got, min got, wie hast du mich gelossen!" wanne das eine des not ist also gar von allen menschen solte verlossen sin. Liebes kint, lo varn alles das ich vnd alle lerrer ie gelertent vnd alle würklicheit vnd schouwelicheit Vnd hoch contempliciren, vnd lerent alleine dis ein, das iuch das werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar vmb sprach vnser herre „maria het den besten teil vsserwelt." In der worheit, kündestu dis alleine erlangen, so hettestu wol erlanget niut ein teil, sunder alles. Dis eine ist niut das etteliche liute kunnent also vernunfticlichen sagen Von irme nihte vnd also demueticlichen, Reht also obe siu die edel tugent wesenlichen besessen habent; Vnd die selben sint in irme grunde noch grosser wanne der tuom sy. Dise wellent gros sin vnd schinen; siu triegent die liute vnd allet meist sich selber: wanne siu sint die, die in dem truge in der worheit blibent. Kinder, diser grunt der ist wenig liutes bekant: Zelent das briu menschen hie sint die dis an gange. Dis ist niut in dem gedanke noch in der vernunft: Aber entriuwen, es hilfet gar wol dar zuo, das man es steticlichen für sich neme Vnd von flisse kumme zuo wesende: Wan flissige uebunge die machet zuo lest formelich vnd wesenlich. Also balde also man eins vf sehendes gewar werde indewendig oder vssewendig, Denne zuo hant sol man nider sinken in den aller tiefsesten grunt snelleclich sunder beiten: In dem grunde entsinke in din niht. So kumment etteliche vnd sprechent „ich tuon alle tage dis oder das: ist das das leben vnsers herren?" vnd alsus vnd also. Liebes kint, haltest du von keime tuonde oder wise die du getuon maht, das das iut sülle sin, So wer dir vil weger das du niut enteteſt vnd kertest in das luter niht, niht tugen, niht vermugen, danne du in also grosser würglicheit stuendest indewendig vnd vssewendig Vnd du dines nihtes vergissest. Nu reden wir von dem vssern menschen. Sich an, was bistu? wannen von bistu kummen? von einer vnsletiger vnreiner fuler boeser materien, die vngelustig ist an ir selber vnd allen menschen. Vnd nu, was bistu worden? ein vnreiner stinkender sag vol bahtes, vnd kein so edel, so reine spise noch trang in dich kummt noch so schoene noch so reine, es werde in dir stinkende vnde vnlidelich vnd smachende. Vnd es en hat nieman den andern so liep, vnd die dar vmb sich dicke sins ewigen lebendes hant vertrost Vnd ewig hellebrant hant gewoget zuo sinde, stirbet er, das er in müge by sich von***) geliden, Er fliehe in me wanne einen toten hunt. Nu hat got alle creaturen wider die nature gefast, den himmel, die sunne vnd die sternen. Nu friuret dich; nu zuo heis, nu zuo kalt; Nu riffen, nu sne; nu ist dir wol, nu ist dir we; Nu hunger, nu turst; nu die wolfe, Nu die spinnen; nu die fliegen, nu die floehe: Vnd der enkanstu dich dicke niut erwern. Nu sich wie die tumben vihe herlicher sint in ir naturen: in wahssent ir kleider, do mitte siu benueget, ist es warm, ist es kalt. Vnd du muost von ime lehenen din kleit, vnd an dem selben armuote minnest du lust vnd genuegede vnd hochuart. Ist das niut ein vnsprechenliche blintheit? Die tier, das vihe genuegede an spise, an tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. Nu sich, was gehoert wunders her zuo, das dine arme nature enthalten werde; Vnd do von nimmet man dar zuo grossen lust, vnd uebet grosse gebresten an der nuzunge der toten vihe. Hie vor also die heiligen soltent essen, so weindent siu; vnd so siu sterben soltent, so lachetent siu. Nu sich vor an din niht. Was hastu jomers in diner nature! Bettestu gerne, vastestu gerne, weinestu gerne, was würt hie vs? das du wilt, das tuost du *). was wunders stot dicke in dir vf von maniger wunderlicher bekorunge, vnd wie manigen gebresten verhenget got über dich Indewendig vnd vssewendig! Achte das du dis gelerest: das ist not. Gehab dich wol: got verhenget es alles vmb din guot, Das du mit allem disem in din niht geroteſt; Vnd ist dir dis lihte vil besser danne das du in grossen dingen stuendest. So kumment die liute über dich mit griuwelichen geberden vnd sweren worten, Vnd denne dise grossen vernunftigen mit den geswindesten groesten hoehsten worten, rechte also siu die apostoln sin. Liebes kint, sinke in den grunt in din niht, vnd so den turn mit allen sinen glocken vf dich vallen; Lo alle die tiufele die in der helle sint über dich kummen, Himel vnd erde mit allen creaturen: Es sol dir alles wunderlichen dienen. Sinke echte du: dir würt das aller beste teil. Nu sprechent siu „herre, ich gedenke alle tage das liden vnsers herren, wie er stuont vor pilato vnd vor herode vnd an der siulle, Vnd do vnd do." Liebes kint, ich wil dich leren. du solt alsus dinen got an sehen: niut also einen lutern menschen; Sunder sich an den aller groesten gewaltigesten ewigen got, der himmelrich vnd ertrich mit einem worte gemachet hat vnd zuo nihte machen mag, vnd der über wesentlich vnd über bekentlich ist, Das der wolte also zuo niute werden für sin arme creatur; vnd schame dich, du toetliche hünden mensche, das du ie ere vnd vorteil vnd hochuart gedahteſt, vnd vndertrücke dich vnder das criuce, wo es her kummet, indewendig vnd vssewendig; Binge din hochuertig gemucte vnder sin dürnin krone, vnd volge dinem gecriuzigeten got mit vnderworfenem gemuete in wore verkleinunge din selbes in allen wisen, indewendig vnd vssewendig. Sit din grosser got also gar zuo niute ist worden vnd verurteilt ist von sinen creaturen vnd geerluziget ist vnd erstorben, Alsus soltu mit getultigeme lidende vnd mit aller lidender demuetikeit dich in sin liden erbilden vnd dich darin trucken. Dis tuont die liute niut: Aber ein iegeliches gedenket wol an das heilige liden vnsers herren In einer verloschener blinder rower minne, Also das der gedang in der uebunge niut en würket Das er sins gemaches oder hochuart oder eren oder liplicher genuegede ir sinne dar vmb enberen welle: Danne siu verblibent als also siu sint. Ouch wie wenig früht bringet das minneeliche liden vnsers herren an den liuten. Die fruht schinet an dem erbilden vnd an dim leben vnd an den sitten vnd an den werken. Liebes kint, alsus soltu dis heilige liden vnsers herren ueben vnd überdenken, das es lebende frücht an dir bringe, Vnd solt dich selber verniuten, Vnd solt lossen dich dunken das dich die erde vnbillichen vf irme rücken tragen sol Vnd das siu dich niut verslindet in sich; vnd gedenke das manig tusent menschen in der helle sint die lihte nie also vil vnertikeit gewunnent; Vnd het in got also vil liehtes gegeben Vnd also manig gros guot geton also er dir het geton, Siu werent dir vngeliche worden: Vnd er het din geschonet vnd gebeitet, Vnd er hat siu eweclich verdampnet. Dis solt du dicke an sehen und solt ein trahen wassers niut mit frihcit vnd vermessener getörstekeit geturren nemmen denne mit temuetiger vorhte. Nütze alle ding noch notdurft diner krangheit vnd niut noch genuegede. So kumment etteliche vnd sagent von also grossen vernunftigen vnd über wesenlichen, über formlichen dingen, Rechte also siu über die himele geflogen sint; Vnd siu bekantent noch nie einen trit vsser in selber noch bekentnisse irs eigenen nihtes. Siu mugent wol sin kummen zuo vernunftiger worheit: Sunder zuo der lebenden worheit, do die worheit worheit ist, Dar zuo kummet nieman danne durch disen weg sins nihtes. Vnd wer disen weg niut gangen ist, der sol mit grosseme schaden do ston, do alle ding endecket werdent. O kinder, denne möhtent soliche wellen das siu nie

*) itelē **) di/] dis ***) by sich von] dl ime

*) das tuost du] das tuost du niut. vnd das du niut enwilt, das tuost du.

geiſtlichen ſchin hettent gewunnen, Vnd das ſiu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret ſagen noch do mitte vmbe gegangen hettent noch alſo groſſen nammen nie gewunnen en hettent, Vnd ſullent denne wunſchen das ſiu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen vnd ir broetelin mit irme ſweiſſe gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil vorderunge tuon von den minneclichen goben die er ime*) ſo milteclichen vmb ſtroewet Vnd der man ſo krenglichen nu gebruchet ſunder alle früht. Diſe verkleinunge ſol niht bringen ein zwifeliche vorhte, alſo die zwifeler: Sunder ſiu füllen würken einen demuetigen vnderval vnder got vnd vnder alle creatiuren in rechter geloſſenheit. Het ouch der menſche nu in ime iut für demuetikeit, ſo wer es valſch. Dar vmb ſprach vnſer herre „Ir werdent alſo dis kint. niergent abe ſol man haltent**). Loſſent die kleinen zuo mir kummen." daz ertrich iſt das aller niderſte von allen elementen Vnd hat den himmel von ſiner niderheit aller meiſt geflohen, Vnd dannen von ſo iaget im der groſſe himmel mit aller ſiner kraft aller meiſt noch, Vnd ſunne vnd mone vnd alle die ſternen, Vnd würkent die aller groeſte früht in der erden vor allen den hohen oberſten elementen. Wo ouch das tal aller tieffeſt iſt, do fliuſſet das waſſer aller meiſt: Die telre ſint vil frühtberer gemeinlichen wan die berge. Diſe wore verkleinunge die verſinket in das gottelich innerlich abgründe. Kinder, do lont ſiu ſich zuo mole in rechter worer verlornheit ir ſelbes. Das abgründe das inleitet das abgründe: Das geſchaffene abgründe das inleitet von ſiner tieffe wegen; Sin tieffe vnd ſin bekant niht das ziuhet das vngeſchaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt do ein einig ein; Ein niht in das ander niht, Das niht do S. Dyoniſius abe ſprach das got niht en ſi alles das man genemmen oder verſton oder begriffen mag. Do würt der geiſt geloſſen in dem, das in got wolte alzuo mole niht machen, Vnd möhte er in dem zuo mole zuo nihte werden, er würde es von des nihter minnen vnd*) das er verſunken iſt: wanne er en weis niht, er mint niht, er en ſmacket niht wan das ein. Kinder, diſe ougen die alſus ſint ſehende worden, die ſint wol ſelig, Vnd von dem möhte vnſer herre wol ſprechen „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir ſehent." Das wir alle denne ſelig werden mit einer worer geſiht vnſers eigen nihtes, Des helfe vns got. Amen.

*) ime] nu. **) halten.

*) und] in

## Heinrich der Teichner, ſ. Meiſterſänger.

## Wilhelm Abraham Teller

ward am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, erhielt unter der Leitung ſeines Vaters, Romanus Teller, eines zu ſeiner Zeit angeſehenen Theologen, eine vortreffliche Erziehung, die ihn befähigte, ſchon 1749 ſeine Studien in derſelben Wiſſenſchaft zu beginnen. 1753 wurde er Magiſter der Philoſophie, 1755 Katechet an der Peterskirche und bald darauf Baccalaureus der Theologie. In dieſem Grade durfte er dociren und in der Univerſitätskirche predigen. Schon 1756 legte er in einer Druckſchrift über den hebräiſchen Bibeltext ruhmvolles Zeugniß von ſeinen Studien ab. 1758 wurde er Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche, nachdem er einen ähnlichen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte. Ganz unerwartet erhielt er im Jahre 1761 einen Ruf als Generalſuperintendent und ordentlicher Profeſſor in Helmſtädt und, nachdem er zu Leipzig vorher in einer höchſt merkwürdigen Disputation den Doctortitel ſeinen orthodoxen Gegnern abgezwungen hatte, trat er den neuen Wirkungskreis an. Hier bildete er ſein theologiſches Syſtem zum Aergerniß Vieler, aber unter dem Beifall der Stimmführer jener aufklärungsſtolzen Zeit vollkommen aus. Einen Ruf nach Halle an die Stelle des ſeligen Baumgarten ſchlug er aus Dankbarkeit gegen Braunſchweig aus; aber als im Jahre 1767 ein zweiter Ruf nach Berlin als Oberconſiſtorialrath und Probſt zu Kölln erfolgte, waren die Anfeindungen, die ihn wegen ſeiner jüngſten Schriften immer bitterer trafen, auf einen Grad geſtiegen, der ihm die Entfernung von Braunſchweig zur Pflicht machte. Jetzt begann die glänzendſte Periode ſeiner Wirkſamkeit, die ſich unter einem Fürſten wie Friedrich, unter Miniſtern, wie Münchhauſen und Zedlitz, in der innigen Verbindung mit Sack, Spalding und vielen anderen Mitſtrebenden nach vielen Seiten hin auf das Glücklichſte entfaltete. 1786 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Auch an ihm gingen die der Aufklärung ſo verderblichen Folgen des Thronwechſels nicht ſpurlos vorüber; er erlitt die größten Kränkungen, blieb aber in ſeinem Glauben unerſchüttert, den er in den freimüthigſten Schriften bekannte; ſchlug eine ehrenvolle Rückberufung nach Helmſtädt aus und erwartete, überzeugt, auch durch dies Dulden ſeiner Sache zu helfen, — was er erwarten mußte, die Abſetzung ſelbſt: doch ſo viel wagten die hohen Gegner des Lichtes nicht. Er erlebte noch den Anbruch einer neuen Zeit mit des jungen Königs Thronbeſteigung und ſtarb, nur körperlich entkräftet, am 8. Decbr. 1804. —

Seine Schriften ſind:

Predigten. Braunſchweig, 1769.

Predigten von der häuslichen Frömmigkeit. Berlin, 1772.

Predigten an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahres. Berlin, 1785 — 1794.

Predigten über die Evangelien in Verbindung mit anderen Schriftſtellern. Neu, 1787 — 1790. 4 Thle.

Freiſinnigkeit, lichtvolle Behandlung des Stoffes, wahre Aufklärung verbunden mit Religioſität und trefflicher Darſtellung verliehen ſeinen Kanzelreden zu jener Zeit einen um ſo höheren Werth, als er einer der Erſten war, welche ſich von der herrſchenden ſtarren Orthodoxie abwandten und dieſe Bahn einſchlugen.

## Tenelli, ſ. Millenet.

## Wilhelm Gottlieb Tennemann

ward am 7. December 1761 zu Klein-Brembach bei Erfurt geboren, ſtudirte Philoſophie und wurde 1798 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, deren Doctortitel er ſchon längſt erworben hatte, in Jena angeſtellt. Seit 1804 wirkte er als Profeſſor der Philoſophie zu Marburg und ward 1816 daſelbſt auch als zweiter Univerſitätsbibliothekar verwandt. Er ſtarb am 1. October 1819.

Von ihm erſchien:

Lehren und Meinungen der Socratiker über die Unſterblichkeit der Seele. Jena, 1791.
Syſtem der platoniſchen Philoſophie. Leipzig, 1792—1795. 4 Thle.
Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1798—1820. 11 Thle.; 2. Ausg. von A. Wendt, 1829.
Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1812; 3. Aufl. 1830.

T's vorzüglichſtes Werk, die Geſchichte der Philoſophie, zeichnet ſich durch Fleiß und reiches Wiſſen ſehr vortheilhaft aus, iſt dagegen aber nicht frei von Einſeitigkeit, da er dem Kantiſchen Syſteme ſich anſchloß und von dieſem Standpunkte aus Alles auffaßte und beurtheilte.

## Wilhelm Ernſt Tenzel

ward am 11. Juli 1659 zu Greußen geboren, ſtudirte zu Wittenberg und wurde 1685 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und Aufſeher der Kunſtkammer und des Münzcabinets. 1702 ging er als Rath und Hiſtoriograph nach Dresden, legte dies Amt jedoch bald nieder und lebte als königl. polniſcher und kurfürſtlich ſächſiſcher Rath ſeinen gelehrten Beſchäftigungen. Er ſtarb am 24. November 1707. Er gab heraus:

Monatliche Unterredungen von allerhand Schriften. Leipzig, 1789 ff. 17 Bde.
Curieuſe Bibliothek. Leipzig, 1704—1706. 3 Thle.

T. iſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Intereſſe, da er zuerſt das Journalweſen in dieſelbe einführte. Wiſſenſchaftliche Streitigkeiten verſchiedener Art erwarben ihm damals einigen Ruf, der ihn jedoch, da er eigentlich nichts Bedeutendes leiſtete, nur ſehr kurze Zeit überlebte.

## Johann Nicolaus Tetens

ward am 16. September 1737 zu Tetensbüll in der Landſchaft Eiderſtädt im Herzogthum Schleswig geboren, ſtudirte von 1755—1758 zu Roſtock und Copenhagen, promovirte zu Roſtock als Magiſter und trat 1759 als Privatdocent zu Bützow auf. 1763 erhielt er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Phyſik und bekleidete von 1765—1770 die Directorſtelle am dortigen, durch ihn neu organiſirten Pädagogium. Im Jahre 1776 folgte er einem Rufe nach Kiel, wo er die Profeſſur der Philoſophie und Mathematik erhielt; 1789 wurde er zum Aſſeſſor im Finanzcollegium und Caſſendirector in Copenhagen, darauf 1791 zum königlich däniſchen Etatsrath und Deputirten im Finanzcollegium, 1803 endlich zum Conferenzrath daſelbſt ernannt. Auch war er ſeit 1787 ordentliches Mitglied der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Copenhagen. Er ſtarb am 19. Auguſt 1807.

Seine Schriften ſind:

Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind. Bützow, 1780.
Von den vorzüglichſten Beweiſen für das Daſein Gottes. Bützow und Wismar, 1761.
Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow und Wismar, 1772.
Ueber die allgemeine ſpeculative Philoſophie. Bützow, 1775.
Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung. Leipzig, 1777. 2 Bde.

T. erwarb ſich vorzüglich dadurch Ruf, daß er zu ſeiner Zeit Gegenſtände der practiſchen Philoſophie allgemein verſtändlich behandelte und auf eine klare und lichtvolle Weiſe darzuſtellen wußte.

## von Tettingen, ſ. Minneſinger.

## Theodor Chriſtian Tetzner

ward am 15. November 1792 zu Frankenhauſen geboren, ſtudirte zu Halle und Jena Theologie und wurde 1816 an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal angeſtellt. 1817 ging er als Lehrer an das Halle'ſche Waiſenhaus und Pädagogium, 1819 nach Magdeburg als Director der Handlungs- und Gewerbeſchule. Seit 1824 lebt er als Director der Bürgerſchule und Doctor der Philoſophie zu Langenſalza.

Er veröffentlichte:

Die Abende auf dem Herrmannſtein, Sagen für die reifere Jugend. Magdeburg, 1821.
Kurzer Leitfaden zum Unterricht in der deutſchen Sprache. Hannover, 1821.
Die Schule der ſieben Weiſen. Nordhauſen, 1822.
Leſebuch für Bürgerſchulen. Magdeburg, 1822.
Der Weg zum Leben. Nordhauſen, 1822.
Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen. Magdeburg, 1823.
Geſchichte der Römer. Brandenburg, 1824.
Geſchichte der Hellenen. Brandenburg, 1824.
Ausgewählte proſaiſche und poetiſche Lehrſtücke. Langenſalza, 1827.
Zeitgeiſt und Stock, zwei Schulreden. Langenſalza, 1827.

Ein wackerer Schulmann, der ſich namentlich durch treffliche Lehrbücher und ausgezeichnete Gelegenheitsreden einen ſehr geachteten Ruf erwarb.

## Georg Teubner,

um das Jahr 1777 zu Schlitz geboren, lebte als Doctor der Philosophie in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Das silberne Kalb. Erfurt, 1803.
Gott Wetzels Zuchtruthe des Menschengeschlechts. Erfurt, 1804.
Die Leiden des jungen Motz. Erfurt, 1804.
Die silberne Kuh. Erfurt, 1805.

T. suchte in seinen humoristischen Schriften Jean Paul und Benzel Sternau nachzueifern, blieb aber weit hinter seinen Vorbildern zurück, da es ihm an Originalität und Tiefe fehlte.

---

## Christian Friedrich Gottfried Teuscher

ward im Jahre 1791 zu Delitzsch geboren, studirte Theologie und lebte zuerst als Pfarrer zu Blankenhain im Großherzogthum Weimar, bis er dem Ruf zu der Superintendentur zu Buttstedt folgte. Er erwarb auch die philosophische Doctorwürde.

Von ihm erschien:

Saladdin, romantisches Gedicht in vier Gesängen. Leipzig, 1819.

Glückliche Erfindung und treffliche Behandlung der Form und Sprache erwarben diesem Gedichte den von den Herausgebern des Almanachs Urania für ein romantisches Epos ausgesetzten Preis.

---

## Adalbert von Thale, s. Decker.

---

## Der Thaler, s. Minnesinger.

---

## Franz Ignaz Thanner

ward am 9. Februar 1770 zu Neumarkt in Baiern geboren, wirkte, nachdem er seine Studien vollendet, zuerst als Gehilfspriester in der Domstadtkaplanei, seit 1802 aber als Professor an der Universität zu Salzburg. 1805 ging er als Professor der Philosophie, deren Doctorwürde er schon besaß, nach Landshut, 1808 auf einen ähnlichen Ruf nach Inspruck, wo er blieb, bis er 1810 zum geistlichen Rath und Director des Lyceums zu Salzburg ernannt wurde.

Er gab heraus:

Predigten und Predigtentwürfe. Salzburg, 1801.
Versuch einer faßlichen Darstellung der kantischen Philosophie. München, 1801—1805.
Mutschelle's Moraltheologie, fortgesetzt. München, 1803.
Der Transscendentalidealismus in seiner dreifachen Steigerung. München, 1805.
Idee des Organism, angewandt auf das höhere Lehrgeschäft. München, 1806.
Handbuch der Vorbereitung zum selbstständigen wissenschaftlichen Studium. München, 1807.
Versuch einer möglichst faßlichen Darstellung der absoluten Identitätslehre. München, 1810.
Logische Aphorismen. München, 1811.
Lehr- und Handbuch der theoretischen und praktischen Philosophie. München, 1811 u. 1822.
Wissenschaftliche Aphorismen der katholischen Dogmatik. München, 1816.

Th. schloß sich den Naturphilosophen an und zeichnete sich durch treffliche Entwickelungen und Darstellungen dieses Systems sehr vortheilhaft aus. Als katholischer Kanzelredner erwarb er sich gleichfalls mit Recht einen gefeierten Namen.

---

## Andreas Tharäus,

um 1570 geboren, lebte als Prediger zu Friedensdorf in der Niederlausitz. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Erbärmliche Klage der lieben Frau Gerste und ihres Bruders Herrn Flachs. (Abgedruckt in Dornovii Amphith. I., S. 222.)

die aber durchaus keinen Werth hat.

---

## Zacharias Theobald,

am 29. März 1584 zu Schlackenwald in Böhmen geboren, war zuerst Feldprediger, später als Pastor im Dorfe Krafftshof angestellt. Er hatte den philosophischen Doctorgrad und schon die Berufung zum Professor der Mathematik in Prag erhalten, als er im Jahre 1627 starb. Von ihm erschien:

Hussitenkrieg: oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johann Hussens. Breslau, 1750.

Eine für jene Zeit gut geschriebene und durch die Behandlung des Inhaltes nicht minder werthvolle historische Leistung.

---

## Ludwig Friedrich Franz Theremin,

am 19. März 1783 zu Granizow in der Ukermarck geboren, erhielt von seinem Vater, der Prediger der französischen Gemeinde war, den ersten Jugendunterricht und besuchte dann das französische Gymnasium zu Berlin und darauf die Universität zu Halle, wo Knapp und F. A. Wolf besonders wohlthätig auf ihn wirkten. Im Jahre 1805 wurde er zu Genf ordinirt: als aber 1810 der nachmalige Staatsminister von Ancillon Erzieher des jetzigen Königs wurde, erhielt der junge Theremin dessen Stelle als französischer Prediger an der Werderschen Kirche. Vollkommen entfaltete sich aber erst sein Geist, als er ihn, seit 1815 als Hof- und Dompredi-ger, auch in deutscher Rede zeigen konnte. 1824 wurde er zum Oberconsistorialrath und vortragendem Rath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums der geistlichen und Medicinalangelegenheiten, 1840 zum Honorarprofessor der Theologie ernannt. Außerdem ist er Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Er gab heraus:

Cervantes Drangsale des Persiles und der Sigismunde. Berlin, 1808. 1r Thl.
Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, Gedicht. Berlin, 1813.
Die Beredsamkeit, eine Tugend. Berlin, 1814.
Predigten. Berlin, 1817. 4 Thle. Neue Ausgabe, 1826.
Hebräische Gesänge von Lord Byron. Berl., 1820.
Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin, 1823.
Stimmen aus Gräbern. Berlin, 1828.
Adalberts Bekenntnisse. Berlin, 1828. (1835.)
Das Kreuz Christi. Berlin, 1828. 1837.
Ueber die deutschen Universitäten, ein Gespräch. 1836.

Einer der ausgezeichnetsten lebenden Kanzelredner von eben so reicher als vielseitiger Bildung. Wärme, Innigkeit des Gefühls, Tiefe und Lebendigkeit sind seinen religiösen Vorträgen, Klarheit und Gründlichkeit seinen didactischen Schriften, Treue und Eleganz seinen Uebersetzungen, und Ideenreichthum, edel gestaltende Phantasie, Anmuth der Form und Wohllaut der Sprache seinen poetischen Leistungen eigen.

## Anton Friedrich Justus Thibaut

ward am 4. Januar 1774 zu Hameln geboren, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, und wurde 1796 Doctor der Rechte zu Kiel. 1798 ward er als Adjunct, 1799 als ordentlicher Professor an der Juristenfacultät daselbst angestellt. 1802 ging er nach Jena, drei Jahre darauf nach Heidelberg. In demselben Jahre ernannte ihn die kaiserliche Gesetzcommission zu Petersburg zu ihrem Correspondenten. Nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft forderte er als eine der Hauptbürgschaften für die Sicherheit des neuen Staatenbundes ein bestimmtes, allgemeines deutsches Recht und rief dadurch Savigny's Gegensatz hervor. Er lebte seit 1805 ununterbrochen in Heidelberg als Professor und Justizrath; 1818 erhielt er den Character eines geheimen Hofraths und 1830 das Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens. Es war in vieler Hinsicht für Heidelberg ein unersetzlicher Verlust, als Thibaut 1839 starb, denn auch sein Haus war ein Schutz edler Sitte und alter Musik, der er, auch im heftigen Kampf gegen die neueren Richtungen, manche Stunden widmete.

Seine Schriften sind:
System des Pandektenrechts. Jena, 1803. 2 Bde.; 8. Aufl. 1834.
Juristische Encyclopädie und Methodologie. Altona, 1797.
Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. Jena, 1798; 2. Aufl. 1806.
Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts. Altona, 1799; 2. Aufl. 1806. 2 Bde.
Ueber Besitz und Verjährung. Jena, 1802.
Beiträge zur Kritik der Feuerbachischen Revision der Grundbegriffe des Staatsrechts. Jena, 1802.
Civilistische Abhandlungen. Heidelberg, 1814.
Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland. Heidelberg, 1814.
Nachlaß, herausgegeben von C. J. Guyet. Berlin, 1840.
Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg, 1826. 2. Aufl.

Was Th. als Lehrer des Rechts leistete, ist hier nicht der Ort zu characterisiren; dagegen aber zu bemerken, daß sein didactischer Styl sich durch Präcision, Klarheit und Deutlichkeit so vortheilhaft auszeichnet, daß seine Schriften auch in dieser Hinsicht als Muster dienen können.

## Johann August Thiele von Thielenfeld,

am 24. September 1752 zu Görlitz geboren, war königlich sächsischer Consistorialrath und privatisirte zuletzt zu Döbern bei Spremberg, wo er 1820 gestorben ist.

Er gab heraus:
Ida und Alfred, Briefe über Fortdauer, Wiedersehen und Wiedererkennen. Sorau, 1814; Leipzig, 1818.
Ansichten wichtiger Gegenstände des höheren geistigen Lebens. Leipzig, 1818.
Gründe für und wider den Selbstmord. Leipzig, 1817.

Th. zeichnete sich zu seiner Zeit durch geistvolle Erbauungsschriften sehr vortheilhaft aus und wurde viel und gern gelesen.

## Carl Traugott Thieme,

am 28. Januar 1745 zu Laniz bei Oschatz geboren, besuchte die Fürstenschule zu Meißen und studirte in Leipzig, wo er 1772 an der Peterskirche Nachmittagsprediger wurde. 1776 erhielt er das Rectorat am Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, 1784 ward er in gleicher Stellung nach Merseburg, 1790 nach Löbau versetzt. Kränklichkeit nöthigte ihn, sich von den Amtsgeschäften zurückzuziehen; so privatisirte er als Magister der Phi-

losophie zu Görlitz, wo er am 30. Mai 1830 starb. Er veröffentlichte:

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. Leipzig, 1776; 8. Aufl. (von Dolz) 1817.
Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland. Leipzig, 1788.
Ideal eines Lesebuchs für Bürger- und Landschulen. Leipzig, 1793.
Gutmann, oder der sächsische Kinderfreund. Leipzig, 1794. 2 Bde. 10. Aufl. (von Dolz) 1830.
Die Gutmannsche Schule. 1804.
Erdmann, eine Bildungsgeschichte. Leipzig, 1801. 3 Thle.
Grundlinien zu einer Geschichte aller positiven Religionen. Leipzig, 1803.

Ein sehr tüchtiger Jugendschriftsteller, der besonders äußerst vortheilhaft auf die bessere Gestaltung der niederen Schulen wirkte.

## Moritz Thieme,

am 8. Mai 1799 zu Löbau geboren, Sohn von Carl Traugott Thieme, studirte seit 1818 die Rechte zu Berlin und Leipzig und ließ sich dann als Privatgelehrter, früher zu Wiederau und Dessau, später zu Ilmenau nieder.

Er gab heraus:

Dramatische Spiele für die Jugend. Berlin, 1819. 1822.
Mährchen und Sagen für die Jugend. Berl., 1820.
Wanderung dreier Musensöhne an den Rhein. Halberstadt, 1821.
Die Bilderlaube. Leipzig, 1821.
Geistergeschichte oder keine. Leipzig, 1821.
Vorboten des Frühlings. Leipzig, 1822.
Der kleine Freischütz, Singspiel. Leipzig, 1823.
Der Kampf des Alten mit dem Neuen. Eisenberg, 1824.
Mina's Leben. Ilmenau, 1824.
Frauenmuth, Schauspiel. Ilmenau, 1824.
Der kleine deutsche Cornelius Nepos. Ilmenau, 1824.
Kinder des Frühlings. Berlin, 1826.
Kleiner deutscher Ehrentempel. Heidelberg, 1828.
Hedwig's liebste Puppe. Berlin, 1829.
Edmund und Tony. Berlin, 1830.

Ein fleißiger Jugendschriftsteller, der glückliche Erfindung mit Verständlichkeit und anmuthiger faßlicher Darstellung verbindet, und sich für seine Leistungen eines großen Kreises von Lesern in der Kinderwelt erfreut.

## Friedrich Wilhelm Thiersch,

am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen in Thüringen, unweit Freiburg an der Unstrut geboren, wirkte schon auf den Schulen zu Naumburg und Pforte durch sein Beispiel auf die Mitschüler sehr günstig; seit 1804 studirte er zu Leipzig Theologie. 1807, nachdem er zu Dresden Candidat geworden, begleitete er zwei Liefländer nach Göttingen, wo Heyne seinem Interesse für Philologie reiche Nahrung bot. Er wurde Hilfslehrer am Gymnasium daselbst, habilitirte sich und trat 1809 als Assessor zur Facultät. Doch hielt ihn Göttingen nicht sehr lange. Jacobs hatte die junge Universität zu München verlassen und T. wurde von Niethammer zu dessen Nachfolger bestimmt. Die Streitigkeiten der Nord- und Süddeutschen, welche zu dämpfen ihm mißlang, machten seine Stellung anfangs sehr schwierig, selbst bedenklich, doch stieg er in der allgemeinen Achtung und Theilnahme nur desto mehr. Als Lehrer an der Universität und am Gymnasium setzte er sich mit Jacobi und Schelling in nahe Verbindung. Der Auftrag, die königlichen Prinzessinnen in der Geschichte und Literatur zu unterrichten, bezeichneten ihm die Gunst des Königs. Er gründete das philologische Institut, welches 1812 der Academie angeschlossen wurde. Während des deutschen Befreiungskrieges durfte er nur durch persönliche Mitwirkung bei der kriegerischen Ausbildung der Jugend seine Theilnahme beweisen, doch reiste er 1813 nach Paris. Durch die Kriegesstürme von dort vertrieben, kehrte er im folgenden Jahre noch einmal zurück, um die aus Baiern entführten Kunstschätze heimzufördern, doch konnte er, durch Napoleon's Flucht von Elba, erst bei einem dritten Aufenthalt seinen Auftrag vollkommen ins Werk setzen. — Auch um Griechenlands Wiederaufblühen erwarb sich Th. von den Einen zu hoch erhobenes, von den Andern ungerecht geschmälertes großes Verdienst. Seit 1812 suchte er das Land, das er auch als sein geistiges Vaterland betrachtete, mit deutscher Wissenschaft in Verbindung zu setzen. Wie sehr ihm dies gelang, beweist die ausgezeichnete Anerkennung, mit der ihn 1814 auf dem Wiener Congreß die bedeutendsten Griechen als Philhellenen feierten. Von 1822 bis 1823 bereiste er Italien; 1826 ward er Professor an der Münchener Universität. 1831 war das politisch merkwürdigste Jahr seines Lebens, in dem er Griechenland sah und sich solchen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verschaffen wußte, daß er sich rühmen durfte, zu Otto's Thronbesteigung nicht wenig mitgewirkt zu haben. 1832 kehrte er nach München zurück; 1836 durchzog er Frankreich und Belgien. Seitdem blieb er in München, woselbst er, als Doctor und Professor der Philosophie, Hofrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Lehrer sehr gefeiert, bei Hofe hochgeachtet, ein für Kunst und Wissenschaft, Schule und Staat unermüdlich thätiges Leben führt.

Seine Schriften sind:

Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. 1810.
Griechische Grammatik. Leipzig, 1826. 3. Aufl.
Uebersetzung Pindar's. München, 1820. 2 Bde.
Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. München, 1829. 2. Aufl.
Reise in Italien seit 1822. Leipzig, 1826.
Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Stuttgart, 1826—1830.
Ueber die neugriechische Poesie. München, 1828.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Die Darstellung dessen, was Th. als Philolog und Pädagog in streng wissenschaftlicher Hinsicht leistete, liegt außer den Grenzen dieses Werkes. Geschmack, Geist und tiefes Wissen mit einander verbindend, ist er auch durch seine treffliche Behandlung der Form und Sprache, abgesehen von seinen übrigen hohen Verdiensten, als ein didactischer Musterschriftsteller zu betrachten.

## Ueber die Freiheit der Studien und die Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Hochschulen, nach Sinn und Geist unserer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieses Jahr an unserer Hochschule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unserer akademischen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu sprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. [1]) Welchen Tag aber dürften wir zu solcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unsern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieser zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutscher und fremder Lande, die sich um einen schon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung versammelt hat, Ihrer Erwägung Würdigeres vorlegen, als die altüberlieferten Grundsätze des akademischen Studiums und Lebens, auf welche die Universitäten von Deutschland vor beinahe vier hundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein sie auch jetzo noch Kraft und Dauer empfangen. Oft befehdet und fast aufgegeben in Zeiten geistiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geistes dieser alten ehrwürdigen Stiftungen verlustig gegangen, haben sie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und sind, nachdem die Ungunst winterlicher Monde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die sonnigen Auen der Wissenschaft ergossen war, in unsern Satzungen mit ursprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzo, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geister frei durch wahre Wissenschaft, und stark durch Selbstständigkeit des Bestrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht sehen. Ich spreche von der Freiheit der Studien und von der Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Universitäten, nach Geist und Sinn unserer Satzungen.

Frei in seinen Studien ist derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derselben nicht äußerem Zwange, sondern der inneren Neigung, nicht dem Gebote der Macht, sondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Schranken, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit so gerne die akademische Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menschlichen Forschens und Wissens, dem freiesten, weil es das geistigste wie das unbedingteste ist, sich keinem Ansehen und keiner Macht anders als durch freie Selbstbestimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, sondern gleich Allem, was da ist, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, so finden wir auch hier feste Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erscheint. Nicht durch zufällige Ansicht oder Vorurtheil, sondern durch die innere Natur der Sache sind sie gezogen, und dienen eben so als Markscheide der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Geistes nur gegen die Gesetze der Natur erscheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Universität selbst in das Gebiet der Schule herabsinken müßte, sind die beiden wesentlichen Bedingungen, die auch unsere Satzungen an den Eingang in das akademische Leben gestellt haben [2]); und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Universität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademischen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgestellt [3]) und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befestigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird *).

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Universität sind an diese Vorbedingungen geknüpft, und ohne sie wird jede Gewähr zum Trug und jede Vorkehrung zur Thorheit werden, sei es, daß man die Rathschläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem sich als eine Schranke der allen deutschen Universitäten eingebornen Freiheit der Studien darstellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine seiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen [5]), oder was vorgekehrt ist, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge sicher zu stellen [6]), berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und ist allein dem Eilfertigen und Lässigen zu heilsamer Hut angeordnet. Selbst die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören [7]) und den besondern Wissenschaften das Studium der allgemeinen zu verbinden [8]) trifft nicht den Verständigen, welcher hier nur ausgesprochen findet, was ihm die eigene Einsicht und Neigung gebietet, und ist allein gegen die unfreie Einseitigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademischen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Einbruch der öffentlichen Macht in die altakademische Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige sich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet [9]), wo der Zwang, bestimmt den widerstrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geist niederbeugt [10]), wo dieser genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerstreben zurückstößt [11]), seine Thätigkeit auf Gegenstände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zersplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung gestellt ist. — Weil aber nach dem Ausspruche eines alten Dichters ein ungeziemendes Werk andere zeuget, die seinem Geschlechte gleich sind *), so kann eine solche Ordnung nicht bestehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Vorkehrungen die Natur der Universität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbstständigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloszustellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine solche Gesetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wissenschaften widerstrebt und ihren inneren Zusammenhang auflöset. Sie wird die Universität nöthigen, von der höheren, selbstständigen Forschung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzusteigen [12]) und, nachdem der Aufschwung des Talents gehemmt ist, der Mittelmäßigkeit Freistatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Vorkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuschung sich in das heilige Verhältniß zwischen Mann und Jüngling mischen und mit der wissenschaftlichen Bildung des Geistes zugleich die sittliche des Charakters bloßstellen [13]). Was in diesem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an diesem Tage vor zwei Jahren die gottgesegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet [14]), als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit seiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingssonne, welche den erweckenden Stral über die Leben sprossende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, sich in frischer Kraft und Herrlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht' entgegendrängen.

Verschwunden ist die Trennung der allgemeinen und besondern Wissenschaften, und die Nöthigung, aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Besonderen hinaufzusteigen: dem Studium der Philosophie, der Natur, der Geschichte, des Alterthums ist nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, sich erweckend, hebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademischen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen sind die fast unübersehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entschwand die Gewähr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nöthigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geisttödtender und seiner unwürdiger Arbeiten beugten, und selbst gegen Willen und sittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Universität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grausamsten und heillosesten Täuschungen gemacht hatten, um so betrübender, weil es bestimmt war, durch falschen Schein die Leerheit und Erfolglosigkeit zu verhüllen, mit der eine solche Studienordnung nur zu oft geschlagen war. Es ehrt zwar die neue Ordnung, was durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in sich abgeschlossener ehrwürdiger Institute geboten wird [15]), und auch von ihr ergeht das Gebot zum ernsthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen sind auch durch sie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben [16]), aber sie sind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerstrebenden trieb, tritt jetzo dem Jüngling als Anweisung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen [17]), und neben der großen und schönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wissenschaft zu finden, steht ihm nach den Satzun-

*) τὸ γὰρ δυσσεβὲς ἔργον
μετὰ μὲν πλείονα τίκτει
ὁμοῖον δ' εἰκότα γέννᾳ. Aeschyl. Agam. V. 758.

gen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, oder durch den Vortrag ihm verleideten Gegenstandes durch eigenes Studium sich schneller oder sicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr seiner Studien ist für ihn in die Fülle und das Einladende der akademischen Mittel, in die Wirkung des Beispiels, in das Ansehen und den Rath der Lehrer, in seinen freien Entschluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anstalt jenseits der Schranken der Universität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in dem öffentlichen Dienst einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochschule und des wissenschaftlichen Geistes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erstarken und über die Anstalt sich verbreiten kann, begehrt sie von demjenigen, welcher seine durch wissenschaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfnisse und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugnissen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweise, wen und was er gehört, sondern daß er durch sich selbst nachweise, was er ist und vermag.

Gegeben ist sofort einem Jeden die Möglichkeit, sich nach seiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausschließung des Widerstrebenden und Zerstreuenden für das Hauptsächliche, das Bildende die Kraft durch Beschränkung zu sammeln und das Studium durch Innigkeit zu verstärken; gereiniget ist sein Verhältniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rücksicht drängt sich zwischen ihn und diejenigen Männer, denen er das Höchste und Lauterste seiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann so leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung sucht, und so gerne dem redlichen Bestreben erwiedert, wandeln sie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wissens und des Forschens, die allein zu den Höhen der Wissenschaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Argwohne und der Beschränktheit von jeher versagt blieb. Zwar sehen wir, da die Uebel langsamer sind, als die Heilmittel, des Ungefügen nicht wenig zurückgeblieben; vorzüglich sind die Gestalten der Täuschung nicht ganz gewichen. Noch zeigen sie ihr unholdes Antlitz besonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch sie das Wort seine Bedeutung verloren hat, auch jetzo noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen bescheinigt wird, der sich selbst im Stillen eines ganz anderen bewußt ist. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und der Lauterkeit, welchen unsere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch diese Unholde vollends scheu entfliehen, um ihren Zug gen Westen nach dem eines besseren Schicksals so würdigen, aber nun in nächtliche Trauer versenkten Sitze der Musen hinzulenken, der allen Geistern des Zwanges und des Bannes, die aus unsern entsühnten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken seiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienst bereitet hat [18]). Auch müssen wir die Hindernisse beklagen, welche gegen Willen und Absicht der über uns waltenden weisen und menschenfreundlichen Obhut bewirkt haben, daß wir noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unserer Satzungen, die damals verheißene Einsetzung jener Prüfung vermissen, welche nach ihnen von nun an allein als Gewährleistung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und ist irgend ein Wunsch billig und dringend, so ist es gewiß dieser, den wir mit vollem Vertrauen auf seine Gewährung aussprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unsere Hoffnung getäuscht, sondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutschland der wahren Wissenschaft zu wohnen unmöglich ist, durch Einsetzung jener Gewähr Schluß und Halt auf den Hochschulen von Baiern gesichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher dessen bedarf, ist sie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilsam auf Ordnung und Beharrlichkeit des Fleißes zurückwirken, sondern auch jenem, welcher ohne solche Mahnung sich und dem Staate genug thäte, wird sie zur Stärkung und Beruhigung dienen, als eine erwünschte Gelegenheit nach seinem Austritte aus unserem Verbande männiglich zu beweisen, was er geworden und dem Vaterlande zu leisten fähig ist. Daran aber schließen wir mit vollem Vertrauen seiner Erfüllung den zweiten Wunsch, daß jene Gewähr im Geiste der Satzungen sich auf das Wesentliche und Wichtige, was auch das Schwierige und Tieferliegende ist, beschränke, und nicht durch Ausbreitung über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wissens in Gefahr stelle. Bald gewährt, weise geordnet und verständig gehandhabt wird sie von den äußeren Gewährleistungen die stärkste, wird sie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild sein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu schirmen, durch die allein unsere Hochschulen zu der Würde und der Selbstständigkeit ihrer deutschen Schwestern erhöht wurden.

An Ihnen aber ist es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend innewohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare innere Gewähr der akademischen Studien halten, und die Besorgnisse der Aengstlichen niederschlagen, denen vielleicht auch jetzo noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig scheint, damit das akademische Feld mit sattsamer Betriebsamkeit geackert und bestellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Lösung aller Fesseln hervorging. „Vertrauen andere deutsche Staaten ihrer Jugend, warum soll ich nicht dasselbe thun?“ [19]) Ja Er, dessen königliches Gemüth voll unvergänglicher Frische und eben darum der Jugend zugethan ist, der wohl weiß, wo der Enthusiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lauterſten zu finden ist, er thut dasselbe, er vertraut auch jetzo Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beschränkung suchen, die sich uns als unnütz und nachtheilig bewiesen haben: und schon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, seine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die versäumt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtsinnigen Dienste des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademischen Lebens sich verlieren; indeß sie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochschule, und sind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar gewesen, wie sie es dem Rathe der Vernunft sein werden. Aber der stets wachsenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unserer Jugend im Ganzen sind wir das Zeugniß schuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre besser geworden ist, seitdem die Universität durch ihre Satzungen an die wahre Bestimmung deutscher Hochschulen gewiesen ward, eine Pflegerin freier Studien zu sein.

Die Vorlesungen, sowohl die, welche für die besonderen Fächer eingesetzt sind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenstände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder besonderen enthüllt werden, sind zahlreich und mit anhaltender Theilnahme besucht, das Bestreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, ist keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wissenschaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung ist verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen schon jetzo bezeichnen, welche einst der Wissenschaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei so schönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen desselben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen sich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anstalt jenen wissenschaftlichen Geist verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forschens keine Anstrengung zu groß, kein Ziel zu hoch ist, an dessen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anstalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft sind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geistes, wenn sie nicht durch eine Gesinnung getragen würde, die alles, was groß, sittlich und heilig ist, warm und innig umfaßt, und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens sich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geistes, so kann auch die Gesinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umflossen und genährt wird, sobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten sind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei ist und auf die sittliche Kraft eben so wie dort auf die geistige vertraut wird. Darum haben schon die ältesten Ordnungen der Universitäten neben der Freiheit der Studien die Selbstständigkeit des akademischen Lebens gestellt, und unsere Satzungen folgen bei Allem was sie hierin Förderliches vorkehren, eben so dem Bedürfnisse wie dem Gebrauche dieser altehrwürdigen Anstalten. Allerdings hat die Umgestaltung der Zeiten und Staaten hier tiefer in die Universitäten eingegriffen und sie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgestattet sie aus den Jahrhunderten großer und starker Corporationen in die späteren, dem Geiste derselben abholden Zeitalter gekommen sind; das Gebäude, seiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geschmacke zusagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Universität und die akademische Jugend ungeschmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfassungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleistet, nicht ausgenommen die Befugniß, sich zu geselligen Vereinen in jeder Weise zu verbinden, die ihren Neigungen

und Bedürfnissen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen ist. Was aber als Schranke sich darstellt, ist auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, ist die Gewähr der Freiheit gegen ihre bittersten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältnisse der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünschen übrig, was durch die besondere Lage der akademischen Jugend geboten, und ohne Störung der Stadtordnung gewährlich ist, so dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiste, der über uns waltet, der Gewährung mit Gewißheit entgegensehen. Am meisten aber werden Sie selbst diese Gewährung herbeiführen und die bessere Gestaltung aller der Verhältnisse befördern, wenn sie entschlossen sind, aus Ihrer Mitte selbst die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und selbstständigen akademischen Lebens entgegenstehen. Ich meine die starren, dem Ganzen feindseligen Formen der Verbindungen, und als ihre Folge die innere Zwietracht.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden bestehenden Gesellschaften eingehe, so werde ich zwar durch unsere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Bestand unter bestimmten Gewahrleistungen anerkennen[20]) und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch stoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Universitäten ordnen und führen, nach welcher besser sei, diesen Gegenstand, da er allen Maßregeln einer Umgestaltung oder Hebung seiner Gebrechen widerstrebe, und nachdem auch der letzte große Versuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden selbst wegen Beimischung unlauterer und der Universität fremder Bestrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf sich beruhen zu lassen. Indeß wissen wir, daß ein erfahrner und muthiger Arzt, welcher einen Zustand mehrfachen Leidens behandelt, sobald er in ihm noch lebensprossende Kräfte genug hervordrängen sieht, denselben nicht für unheilbar erklärt und aufgiebt, und seines Beispiels wollen wir zumal in solcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt also jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns selbst mit Unvermögen und Rathlosigkeit behaftet erklärten, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen sind, halte ich es für besser, mich über den Gegenstand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche schon oft die Verkündigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von sich zu stoßen. Ich darf dieses um so mehr, da es mir widerstrebt, mich denjenigen zu gesellen, welche dem engern Anschließen ähnlich gesinnter Jugendgenossen in einer meist fremden, oft unholden und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zusagenden Verhältnisse und Freuden auch da, wo durch solche Verbindungen das Heiligthum der Gesetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schädliche sei, was sich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, so gehört es eben doch hauptsächlich den Verhältnissen und Umständen; sie tragen, wie alles Menschliche, die Farben der Zeit und stehen unter ihren Einflüssen; aber hinter ihm erscheint das Wesentliche stark genug, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden und sich wohlthätig zu erweisen. — Entsprungen aus demselben Geiste, der die Universitäten erzeugt und stark gemacht hat, sind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechselnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptsächlich haben dem akademischen Leben einen selbstständigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geist der Universitäten gegenüber einer Zeit geschirmt, die allem Verbundenen und Ueberkieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus seinen alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerstäuben unablässig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form sich angebildet hat, ihnen selbst feindselig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen selbst als hart und abstoßend empfunden wird, ist jenes Versessensein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Ansprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienstbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbstständigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademische Genossenschaft in kleinere Massen gesprengt und in Feindseligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demselben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn ursprünglicher Verbindungen durch starre Formen und zeitraubende Gebräuche verunstaltet wurde, trübte sich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit bestanden hat, und der Zweikampf, von dem Schirme ritterlicher Tugend zur Verfechtung gleichgiltiger Begegnungen und unbegründeter Ansprüche herabgezogen, wurde zur grausamsten Ironie seiner selbst. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit seiner meisten Veranlassungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn selber, nicht die unerbittliche Strenge des Gesetzes, welches zu handhaben wir berufen sind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unserer Hochschule sich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Besinnung bringt, möge diesen doch der Abscheu seines Monarchen bewegen, in dessen reiner königlichen Brust die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn sie von der Erde verschwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unserer Zeit mit tiefem Unwillen von sich stößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der persönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbstständige wie im Staate, so im akademischen Leben beruht, sondern die Mehrung eben jenes männlichen Ernstes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen sucht, und eben so bereit ist, zufälliges Unrecht auszusühnen als für das von andern geschehene die Sühne anzunehmen. Wo dieser Ernst waltet, ist er und in ihm die wahre persönliche Würde durch sich selbst geschützt, und jeder, der ihn in sich und andern nährt, erbaut und schmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbstständigkeit des akademischen Lebens bestehen kann.

Wenn wir dieses nicht nur als Wunsch, sondern als Hoffnung aussprechen, so werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß derselbe edlere Geist, dessen Flügelschlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademische Leben zu bewegen anfängt. Denn es ist die Art des Guten wie des Bösen nicht in einer Richtung zu beharren, sondern sich nach allen Seiten hin heilsam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältnissen des Lebens alles entfernen sollte, was ihm als hemmend und seiner selbst unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerksamen Beobachter ist verborgen geblieben, daß bald nach der Verlegung der Universität in die Hauptstadt im Innern jener Vereine, die unsere Satzungen gestatten, das Bedürfniß eines mit den akademischen Zwecken zusammenstimmenden Lebens auf mannigfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und innern Frieden unmöglich zu machen schien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Ansicht und Neigung im Leben überwog den alten ausschließenden Widerwillen. Auch haben sie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genossen sich hülfreich erwiesen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es ist gut das anzuerkennen, und auf diese edlen Stoffe zur Bildung des akademischen Lebens hin zu weisen, nachdem ihnen so viel Schlimmes ist nachgesagt worden und auch so Manches zur Last fällt. Noch aber ist Vieles zu thun übrig; und was geschehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreise alter und fester Gewohnheiten, wo es über Rath und Vorstellung, über die Wirkung des persönlichen Vertrauens hinausgeht, ist überall mehr störend als förderlich gewesen. Desto dringender jedoch ist die Mahnung an Jeden, der es ernst mit sich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung sich nicht zu entziehen, eingedenk zu sein der Gefahren, von denen das Leben der Universität in allen seinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht ist, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Bestand und Dauer haben könne, was seinen ursprünglichen Zweck und mit ihm seine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieser begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältnisse und das Leben auf der Universität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiste der wahren Freiheit, Würde und Selbstständigkeit mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen, kann einst, wenn diese flüchtigen Jahre ihm schnell vergangen sind, für seine ganze Zukunft das Bewußtsein in sich tragen, daß er in dieser für das Leben der Hochschule entscheidenden Zeit, der Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung seiner Vorzüge, daß er sich der großen und nationalen Sache der Universität förderlich bewiesen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen sich dem unbefangenen Beobachter das Dasein eines bessern Geistes allmälig enthüllt, so ist auch außer ihnen und in der Gesammtheit unserer akademischen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfassenden Ganzen rege geworden. Unsere Universität sah, die erste unter ihren Schwestern, von ihrer Jugend den mit überraschendem Erfolge gekrönten Versuch, eine solche Vereinung mitten in das Leben der Hochschule hineinzustellen und auch in ihr das Gesellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben,

was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieser schönen Jahre und ihrer Bestimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundsatz, daß sie sich Keinem versagt, welchen die Universität unter ihre Bürger zählt, versöhnend durch die Ansicht, daß sie keinem besondern Vereine im akademischen Leben entgegensteht, sondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinbarung, in welcher sich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß sie keinen mit einer besonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entsagen nöthigt, hat sie einen besseren freieren Geist auch unter den noch Zweifelnden oder Abgesonderten dadurch enthüllt, daß diese, getroffen von der Idee dem gemeinsamen Leben ein Asyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindseligen Begegnung sich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademischen Gesellschafts-Aula allen Zwist der Eintretenden niederzulegen und sich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genossenschaft zu fühlen heißt, welche, die akademische Jugend selbst darstellend, ihr Dasein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet ist.

Fassen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Universität unter dem Schirm der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleistet haben, uns als einzelne Erscheinung entgegentritt, in Einem Ueberblicke zusammen, so wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünschen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir stehen, eine Umgestaltung aller Verhältnisse und Bestrebungen zum Besseren sich offenbart, und es ist für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach bestem Wissen und Gewissen vor König und Vaterland dieses Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in seinem Kreise bewährt, nicht genügend erscheinen, was sie gethan, nicht gesichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren sind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert ist. Schon ein Alter hat gesagt, die Knechtschaft sei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienstbar sein gefahrloser als seinem eigenen Willen folgen. Denn frei ist nur, wer der Freiheit würdig ist, und dieses zu sein, das ist die Arbeit, das der Preis, des Schweißes der Edlen werth. Darum gebührt auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzurichten, um ihn zu gewinnen, nnd jedweden Kampf zu bestehen, um seine Herrlichkeit zu schirmen. Was in der menschlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über sich erhebt, was Bildung zeitiget und Tugend pflegt, es ist in dem heiligen Kreis der Selbstbestimmung, der offenen Huldigung des Würdigen und jener Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderstehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sprossen edler deutscher Stämme, die der bairische Name vereint, zeiget vor den Genossen, welche das gemeinsame Vaterland aus freigehaltenen Anstalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Burgen seiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernste Ausland über den Ocean wie über die Steppen des starken Norden unter Euch sendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großsinnigen Monarchen, der das höchste Gut seines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entschlusse anvertraute, nicht umsonst an Eure Herzen schlug, daß sein Hauch in ihnen die Flammen edler Entschließung entzündete, stark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geist auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beschlossen ist.

## Anhang.

1) Nach einer k. Verordnung vom 26. Nov. 1827, daß über die Satzungen von dem Rektor bei dem Antritte seines Amtes an die Studirenden eine den Geist und Zweck derselben erläuternde Rede soll gehalten werden.

2) Dadurch, daß §. 6. Immatriculirung der Inländer nur gegen Vorlage ihrer Gymnasialabsolutorien oder ihrer Lyceal-zeugnisse geschehen darf, und nach §. 7. auch Ausländer gehalten sind, Zeugnisse wie über ihr sittliches Betragen, so über ihre wissenschaftlichen Vorkenntnisse vorzulegen.

3) Der neue Schulplan giebt nach §. 148 den Gymnasien die oberste Klasse zurück, die ihnen früher war entzogen worden, und gestattet §. 169 den Uebergang auf die Universität nur nach vollendetem achtzehnten Jahre.

4) Die Vorbildung ist durch jene Schulordnung hauptsächlich dadurch fester begründet worden, daß §. 3 des Schulplans ihr Anfang zwei Jahre zurück in das achte Jahr des Knaben gesetzt und ihr zehn volle Jahre gewidmet, und daß durch Vermehrung der Stunden, für die Hauptfächer der alten Sprachen, der Mathematik und Geschichte festere Begründung und größere Ausdehnung gewonnen, daß der Unterricht folgerecht gesteigert, die Autonomie der Schule und ihrer Zucht gegründet und der Lehrstand durch Vertrauen und Belohnung gehoben wird.

5) „Für das Studium der allgemeinern und besondern Wissenschaften wird vorläufig bis zum Erscheinen eines neuen Studienplans ein Zeitraum von fünf Jahren festgesetzt. Denjenigen, welche einen zweijährigen Lyceallursus zurückgelegt haben, ist gestattet, ihr akademisches Studium mit drei Jahren zu beschließen" §. 15 der Satzungen. — Die hier angekündigte Bestimmung des Schulplanes ist in §. 148 desselben eingetreten: „Da das Gymnasium in seiner künftigen Gestaltung aus seinen bisher gewesenen drei oberen Klassen und einer höheren bestehen wird, so sollen mit dem Anfange des nächsten Schuljahres $18^{29}/_{30}$ die Schüler der jetzt sogenannten oberen oder fünften Klasse statt auf die Universität oder in das Lyceum überzugehen, in jene höhere Gymnasialklasse einrücken, dagegen aber wird ihnen die Gelegenheit eröffnet, ihr Universitäts-Studium um Ein Jahr zu verkürzen, und sich schon nach zurückgelegtem vierten Jahre desselben zu der theoretischen Prüfung für ihr besonderes Fach zu melden."

6) Hierher gehören die Bestimmungen in §. 1. „Inländern, welche nach Verlauf der ersten vier Wochen des Semesters sich zur Immatriculirung noch nicht gemeldet haben, soll dieses Semester in die vorgeschriebene Studienzeit nicht eingerechnet werden;" dann der ganze III. Titel, welcher Bestimmungen über die Dauer der halbjährigen Lehrkurse, über die Inscriptionen für Vorlesungen und Honorarien enthält, besonders § 21. die Verpflichtung mit dem Anfange des Semesters pünktlich am Orte der Universität einzutreffen und daselbst bis zum Schlusse der Vorlesungen zu beharren; und der VII. Titel, soweit er Disciplinarvorschriften über den Fleiß der Studirenden enthält, vorzüglich §. 51. „Die Lehrer werden alle Mittel anwenden, sich des Fleißes und der Fortschritte ihrer Zuhörer zu versichern; sie werden deßhalb theils darauf achten, daß dieselben mit den ihnen angewiesenen Plätzen in der Regel nicht wechseln, theils durch freie Arbeiten, die sie einer genauen Correktur und Beurtheilung unterwerfen, durch Disputatorien und Conservatorien oder durch andere angemessene Mittel den Zuhörern Gelegenheit geben, ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu bewähren. so wie die Lehrer verpflichtet sind, den Unfleiß ihrer Zuhörer nicht nur zu rügen, sondern auch bei fruchtloser Warnung ihn erst der Fakultäts-, dann dem Universitätssenate anzuzeigen."

7) §. 52: „Wenn ein Studirender keine, oder die von ihm gewählten Collegien nicht fleißig besucht, noch irgend eines der Universitätsinstitute sorgfältig benutzt, soll der Universitäts-Senat auf erhaltene Anzeige ihn vorfordern, und wegen Verwendung seiner Zeit zur Rechenschaft ziehen; dem Unfleißigen soll sodann ein Verweis ertheilt und ein Termin gesetzt werden, nach dessen Ablauf er Beweise seiner wissenschaftlichen Thätigkeit während desselben vorzulegen hat. Vermag er dieses nicht, so ist ihm das akademische Bürgerrecht zu entziehen."

8) §. 14. „Jeder Inländer, welcher die Universität in der Absicht besucht, sich auf ein öffentliches Amt vorzubereiten, für welches ein vollständiges Universitätsstudium erfordert wird, ist verpflichtet, während seines Aufenthaltes an der Universität sich, im Falle er kein Lyceum besucht und absolvirt hat, eben so dem Studium der allgemeinen Wissenschaften d. h. der Philosophie, der Mathematik, der Philologie, der Geschichte und der Naturwissenschaften, wie dem Studium der besondern Wissenschaften seines Berufs mit Ernst zu widmen;" und die Bestimmung in §. 16, daß die theoretischen Prüfungen mit besonderer Rücksicht der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen sind.

9) In den alten Gesetzen für die Studirenden an der k. b. Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut von 1814 gehört hierher II. Titel §. 1. „Der Inländer, welcher dereinst in den Staatsdienst, für welchen ein vollständiges Universitäts-Studium erfordert wird, eintreten will, muß durch Zeugnisse beweisen, daß er

a) die allgemeinen Wissenschaften vorschriftsmäßig gehört,

b) dem Studium derjenigen speciellen Wissenschaften, welche für den bestimmten Staatsdienst, dem er sich widmen will, vorgeschrieben sind, in der dafür festgesetzten Zeit sich gewidmet (das heißt, wie die Einsezzung der Semestralzeugnisse lehrte, sie ebenfalls gehört) habe" — und §. 2. daß die von Gymnasien Kommenden bei der Universität nur zum Studium der allgemeinen Wissenschaften angenommen werden können. (Sie konnten nach der löblichen Kunstsprache nur Philosophen werden, und nach der Terminologie der Zeugnisse durfte man bestimmt annehmen, daß am Schlusse des Semesters unter 600 solchen jungen Ankömmlingen 300 Philosophen von Auszeichnung waren); — dann §. 4. „Zu dem Studium der speciellen Wissenschaften darf keinem Candidaten der Zutritt gestattet werden, der sich nicht ausweisen kann, daß er nach der Vorschrift des §. 2 und 3 dem Studium der allgemeinen Wissenschaften sich gewidmet habe.

10) Es geschah dieses vorzüglich durch die unbedingte, Allen gleich gebotene Nöthigung alle dem Urheber jener Satzungen für den Einzelnen nöthig scheinenden Lehrgegenstände bis auf den letzten zu hören, aus ihnen die Prüfung zu bestehen und darüber das Zeugniß vorzulegen. Jede Selbstbestimmung war ausgeschlossen, der Student statt auf sich auf diese Form gewiesen, die durch ihre Natur und Folgen bald eine leere geworden war, und allem Wissenschaftlichen d. i. selbstständigen Geiste so sehr im Wege stand, daß er in keiner Gestalt sich frei entwickeln konnte, und das hervorragendste Talent in den ausgetretenen und öden Pfad des Herkommens gezogen wurde.

11) Ohne daß ich daran denke, irgend einen der akademischen Lehrer, die waren oder sind, persönlich zu nahe zu treten, will ich nur daran erinnern, was aus solcher Studienordnung, welche durch den Zwang die Hörsäle füllt, und dadurch die Bedingung, unter der Talente für den akademischen Vortrag sich bilden, ihrer Natur nach aufhebt, für Folgen haben, und wir diese eben dann auf die Theilnahme gerade

der ausgezeichnetsten und geweckteſten Jünglinge tödtlich zurückwirken muß, es einem jeden überlaſſend, aus ſeiner Erfahrung anzugeben, ob und in wiefern ſie in der That und Wirklichkeit eingetreten ſind.

12) Hauptſächlich durch die Einſetzung der Semeſtralprüfungen und das ganze Gefolge von Vorkehrungen, mit welchen allein ſie gehandhabt werden konnten.

13) Die ganze Zeugnißordnung war trotz aller Vorkehrungen, wenn auch nicht auf Täuſchung berechnet, doch zur Täuſchung geworden. Die Inſcriptionen ſelber geſchahen, wie der Commiſſär an einer bairiſchen Univerſität durch Vergleichung der Liſten förmlich conſtatirt hat, nicht ſelten auf zwei ja drei Collegien, die zu derſelben Stunde geleſen wurden, die Prüfungen, welche nur flüchtig und dürftig ſein konnten, waren unzureichend, das Urtheil der Lehrer zu beſtimmen, und ſo wird erklärlich, wie im Allgemeinen und auch in dieſem beſondern Falle für die ſämmtlichen Vorleſungen der zwei- und dreifach Inſcribirten unermüdeter Fleiß und ausgezeichneter Fortgang konnte beſcheinigt werden. Alles ging dahin zuſammen, die Nichtigkeit und Verderblichkeit dieſer Anordnung mit einem falſchen Scheine zu umgeben, und der Einzelne konnte, ja kann zum Theil faſt jetzo um ſo weniger umhin, dem Zuge zu folgen, da keine königliche Behörde, kein Bureau, keine Magiſtratur, kein Ortsvorſtand ein Zeugniß, wo es noch begehrt wird, berückſichtiget, welches nicht jene Eminenz oder irgend ein anderes ihr nahekommendes Trugbild vorſpiegelt. Neben der Unmöglichkeit, einen wiſſenſchaftlichen Charakter zu entwickeln, trat die gleich ſtarre, ja noch ſchreckbarere Unmöglichkeit, das ſittliche Gefühl der Jugend zu wahren, klar hervor, und die Geſetze waren, ſo wenig es auch ihr Urheber geahnt hatte, zugleich eine Untergrabung des ſittlichen Charakters und eine der ſchlimmſten Quellen der Immoralität für die ſtudirende Jugend.

14) Dieſe Freiung der Univerſität und mit ihr der Beginn einer neuen Aera derſelben iſt in dem §. 16 enthalten, dem wichtigſten und dem weſentlichſten der Satzungen, neben dem alles Andere nur ordnend und helfend erſcheint: „Es bleibt den Studirenden überlaſſen, in welcher Zeitfolge und Ordnung ſie ſich diejenigen Kenntniſſe, welche ſie in der Prüfung für den Staatsdienſt bewähren müſſen, erwerben wollen. Was bisher zur Controlle und Ermittelung ihres Fleißes und Fortganges in den Studien angeordnet war, Semeſtral- und Abſolutoriat-Prüfungen, dann die hierauf gegründeten Zeugniſſe und beſonderen Inſcriptionen bei den Facultäten werden aufgehoben, und als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolgs ihrer Studien ſollen von nun an allein die Ergebniſſe der Prüfung für den Staatsdienſt gelten, welche ſofort mit deſto größerer Strenge und mit beſonderer Berückſichtigung der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen ſind.“

15) Nach §. 16 unterliegen Bewerbungen um Staatsſtipendien der Verordnung, welche nach dem Willen der Stifter ihren Genuß von Fleiß und Fortgang des Studirenden abhängig macht, und „eben ſo bleibt es in Hinſicht jener beſondern Inſtitute, an welchen jährliche oder halbjährliche Prüfungen vorſchriftsmäßig oder herkömmlich ſind, bei den bisherigen Beſtimmungen.“

16) Vergl. §. 14, 51, 52.

17) In §. 17 heißt es: „Auch ſoll, damit der Studirende ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Univerſität über Umfang, Mittel und Folge der ihm obliegenden Studien ſich belehren kann, jede Facultät eine kurze und bündige Belehrung über Anzahl, Zuſammenhang und Methode der zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften entwerfen, welche zuſammen gedruckt und jedem Studirenden gleichfalls bei ſeiner Immatriculirung zugeſtellt werden ſollen.“ Dieſer Verordnung iſt im Jahre 1828 genügt worden, und jeder Student empfängt jene Anleitung als ein monitum paternum ſeiner Lehre zugleich mit der Matrikel.

18) Es iſt Tübingen gemeint, welches durch ſeine Organiſation vom 18. Januar 1829 die alte Geſtalt der deutſchen Univerſitäten abgelegt, ſtatt des Rectors einen beſtändigen Canzler, ſtatt der wechſelnden Decane an der Spitze der Facultät je das älteſte Mitglied, und im Ganzen die Einrichtung jeder andern Landesſtelle von etwa gleichem Range mit wenigem Unterſchiede bekommen, und daneben mit dem Collegienzwang, den Semeſtralprüfungen und dem ganzen Gefolge jener hemmenden, allen wahren Geiſt der Univerſität zerſtörenden und ſie mit ſchweren Gebrechen behaftenden Anſtalten begabt worden, welche unſere Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut, von Landshut nach München geſchleppt hatte, um hier durch die weiſe Anſicht eines hochherzigen Monarchen von ihnen erlöſ't und ihrer urſprünglichen Würde zurückgeſtellt zu werden. Es iſt gut, zu bemerken, was jeder in Würtemberg zuverläſſig erfahren kann, daß zu ſolchem Unheil nicht irgend ein Anlaß von dem Monarchen, einem der wohlwollendſten und beſten Fürſten, welche die deutſchen Throne zieren, nicht von dem erfahren, in der alten würtembergiſchen Ordnung erzogenen Miniſter des Innern, ſondern von einem gebornen Franzoſen ausgegangen, welcher ſich zur Einführung dieſes wälſchen Erzeugniſſes undeutſchen Bannes mit einem Arzt und Profeſſor verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Canzlers der Univerſität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingeſetzt wurde, welche nicht fehlen wird, ihre Natur in den ſchlimmſten und zerſtörendſten Folgen zu offenbaren. Höchſt ungern entſchloß ich mich, ſolche Dinge hier öffentlich zur Sprache zu bringen; aber es gilt eine allgemeine, wichtige, das innere Leben und die innere Kraft von Deutſchland und ſeiner Bildung treffende Angelegenheit, und wehe dem, der, obwohl überzeugt, daß hier nur Uebles geſchah und durch Bezeichnung des Uebels vielleicht der Hülfe Raum gemacht werden könnte, dennoch vor der Rückſicht auf die Sache die Rückſichten der Beſorgniß oder der Perſonen vorwalten läßt!

19) Eigene Worte unſeres Monarchen, würdig der Geſchichte aufbewahrt und den Herzen unſerer Jugend eingegraben zu werden, geſprochen von ihm in dem entſcheidenden Augenblicke der Berathung über die Satzungen, als er ſich entſchloß, die alten Begrenzungen und Controllen aufzuheben, und der Univerſität nach langer Bedrängniß ihre urſprüngliche freie Form, mit ihr aber die Möglichkeit zu geben, von vielem und zahlreichen Leiden durch die entbundene innere Kraft zu geneſen.

20) Durch Allerhöchſtes Reſcript vom 31. Juli 1827 die Studentenvereine betreffend, von dem ein Auszug im Anhange der Satzungen mitgetheilt iſt.

## Charlotte Thiesen,

als Schriftſtellerin Caroline Stille genannt, zu Schwartau im Jahre 1782 geboren, lebte bis 1821 mit ihrer Mutter in Celle. Nach dem Tode derſelben zog ſie nach Bremen. Sie ſchrieb:

Kleine Erzählungen, (herausgegeben von Thereſe Huber). Nürnberg, 1822.
Moraliſche Erzählungen für die Jugend. Heidelberg, 1828.
Maria Lescinska, Gemahlin Ludwig des XV. Hamburg, 1829.
Neue Erzählungen für die weibliche Jugend. Leipzig, 1830.
Abendunterhaltungen. Bremen, 1832.

Gute Characterzeichnung, Scharfſinn, Lebenskenntniß und eine reine geſunde Moral haben ihren Schriften viele freundliche Leſer erworben.

## Johann Otto Thieß,

am 15. Auguſt 1762 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und ward 1783 als Nachmittagsprediger in der Vorſtadt St. Pauli angeſtellt. Im Jahre 1790 legte er dieſes Amt wegen Streitigkeiten mit der orthodoxen Geiſtlichkeit nieder und trat, von der Univerſität Gießen zum Doctor der Theologie ernannt, in Kiel als Privatdocent auf. 1792 wurde er Adjunct der Facultät und bald außerordentlicher Profeſſor. 1799 trat er, penſionirt, in den Privatſtand zurück, in welchem er zuerſt zu Itzehoe, und ſeit 1803 zu Borderholm bei Kiel lebte, wo er am 7. Januar 1810 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Gedichte. Hamburg, 1783.
Chriſtliche Lieder und Geſänge. Hamburg, 1785 und 1794.
Chriſtliche Predigten. Hamburg, 1788. 1790.
Unſer Herr. Andachtsbuch. 1790.
Communionbuch. Leipzig, 1794.
Sonntagsunterhaltungen. Leipzig, 1798.
Ueber den Tod und das Leben. Leipzig, 1799.
Ueber die Liebe und Ehe. Leipzig, 1801.
Geſchichte ſeines Lebens. Hamburg, 1801.
Vorleſungen über die Moral. Leipzig u. Gera, 1801.
Klopſtock. Altona, 1805.
Predigten zur Beförderung einer heiteren Frömmigkeit. Altona, 1803.
Lieder dem Vaterland und der Religion. Kiel, 1807.
Neue Predigten. Glückſtadt, 1808.
Das ſittliche Leben nach der Schrift. Kiel, 1809.

Ein geiſtvoller und kenntnißreicher, aber zu raſch und flüchtig arbeitender Mann, wandte ſich Th. zu ſeiner Zeit den theologiſchen Neuerern zu und erwarb ſich Anſehen und Ruf, gerieth aber nach ſeinem Tode bald in Vergeſſenheit.

## Friedrich Theophilus Thilo,

am 24. Juli 1749 zu Roda in Sachsen geboren, lebte zuerst als Advokat und Finanzcommissar im Amte Wendelstein in Thüringen; von hier zog er nach Frohburg, endlich als Accisinspector nach Rochlitz, wo er am 26. März 1825 starb. Er schrieb:

Sämmtliche Schauspiele. Leipzig, 1780.
Emilie Sommer, Geschichte in Briefen. Leipzig, 1780. 1785.
Lorenz Arndt von Blankenburg. Leipzig, 1784—1785.
Lebensscenen aus der wirklichen Welt. Leipzig, 1784—1790.
Felix von Freudenfels. Leipzig, 1787—1788.
Menschenschicksale. Leipzig, 1791. 1792 u. v. A. m.

Th's Familiengemälde und Schauspiele fanden zu ihrer Zeit viele Leser um der innigen und warmen Darstellung willen, deren sie sich erfreuten, geriethen dann aber bald in gänzliche Vergessenheit, da sie sich weder durch Originalität noch durch Ideenreichthum auszeichneten.

---

## Friedrich August Deosidus Tholuck

ward am 30. März 1799 zu Breslau geboren, und hatte schon angefangen in der Werkstatt seines Vaters das Goldarbeiterhandwerk zu erlernen, als er es erlangte, die Gymnasialbildung vollenden und die Universität seiner Vaterstadt beziehen zu dürfen. Kosegarten erweckte in ihm 1816 zuerst die Vorliebe für die orientalische Literatur, die der Prälat von Diez, ehemals Gesandter zu Constantinopel, in Berlin nährte und befestigte. Dieser übergab seinen Pflegesohn bei seinem Tode dem Minister Altenstein, den Th's längeren Aufenthalt in Berlin unter Ideler's und Wilken's größtem Einfluß auf seine Entwickelung möglich machte. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem aus dem begeisterten Verehrer aller Weisheit der Welt der gläubige Christ zum Durchbruch gelangte, der seine frühere Lebenszeit als verloren, sich selbst als nunmehr gerettet ansah. Neander war Hauptveranlassung seiner Wiedergeburt. Seine Begeisterung sprach sich in vielen rasch geschaffenen Werken aus. Schon 1821, als der edle de Wette Berlin verlassen mußte, hatte Th. theologische Vorlesungen gehalten; 1824 ward er außerordentlicher Professor dieser Facultät. 1825 unternahm er mit Unterstützung des preußischen Ministeriums eine Missionsreise nach England und Holland, und erregte, in fremden Zungen redend, im Auslande großes Aufsehen, daheim durch unzeitige Klagen, die er dort über deutsche Theologie erhob, sowie bei Vielen gerechtes Aergerniß. Dennoch ward er 1826 an die Stelle von Knapp als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen, mußte aber, weil sein körperlicher Zustand sehr angegriffen war, erst eine Reise nach Italien machen und wirkte ein Jahr lang als Prediger der preußischen Gesandtschaft zu Rom. Seitdem hat er Halle nicht mehr verlassen, wo er in unglaublich reger Wirksamkeit als Lehrer von der großen Hälfte der Studirenden gefeiert, als Prediger sehr verehrt wird und als Schriftsteller unermüdlich seinen theologischen Standpunkt mit allen himmlischen und irdischen Waffen zu vertheidigen und geltend zu machen strebt. Er lebt daselbst als königlich preußischer Consistorialrath, erster Universitätsprediger, Professor und Doctor der Theologie und Philosophie.

Seine ascetischen Schriften und Predigten sind:

Die wahre Weihe des Zweiflers. 1836. 5. Aufl.
Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nichttheologische Leser. Hamburg, 1837; 2. Aufl. 1838.
Predigten, gehalten zu Rom, Berlin, London und Halle. Berlin, 1829.
Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienst der Universität Halle. Hamburg, 1834—1838. Zweite Folge, 1839—1840.
Stunden der Andacht. Hamburg, 1840. 2 Bde.
Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik. Berlin, 1825.

Ueber diesen merkwürdigen, vielfach angefeindeten, jedenfalls aber höchst eigenthümlichen und bedeutenden Mann, äußert sich der Verfasser des denselben betreffenden biographischen Artikels in dem Conversations-Lexikon der Gegenwart Bd. IV. S. 47 fgde. sehr geistreich und wahr mit folgenden Worten: „Auch Th's heftigste Gegner müssen in ihm vor Allem die außerordentliche Vielseitigkeit anerkennen, welche seine Anlagen, seine Ausbildung und seine Thätigkeit auszeichnet. Zu den ersten gehört eine seltene Beweglichkeit und Rastlosigkeit des Geistes, die lebendigste Reproduction der mannichfaltigsten Gemüthszustände mit einem Wissen um ihre Unterschiede und einer nur dadurch möglichen höhern Gewalt über die Sprache, und vorzüglich ein productives Talent, wonach unter seinen Händen „Alles ein Vehikel", unter seiner allegorisch sinnigen Durchdringung jeder, auch der unscheinbarste Stoff an Ideen ergiebig wird. Dabei ein Heranziehen und Benutzen am liebsten des Entlegenen und Ungewöhnlichen, ein reicher, wenn auch oft verhaltener Witz, ein Bedürfniß nach ästhetischer Aufregung bis zu einer Vorliebe für humoristisch grellen Wechsel entgegengesetzter Stimmungen, überhaupt eine Jean Paul'sche Natur, nur bei ihm, der dieses Talent nicht als Dichter, sondern im Dienste seines Berufs apologetisch gebraucht, mit mehr rhetorischem Streben, wenn auch mit weniger Absichtslosigkeit und Kindlichkeit, als bei Jean Paul. Dieselbe Vielseitigkeit, wenn auch zugleich das Unruhige und Desultorische, zeigt sich in seiner gelehrten Ausbildung; er hat eine außerordentlich mannichfaltige Belesenheit, er kennt eine Menge Sprachen, alte, orientalische und neuere, und spricht namentlich mehrere der letztern mit Eleganz. — — — Th's eigentliche dogmatische Richtung hat sich seit 1830 fortwährend am deutlichsten ausgesprochen in seinem „Literarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt", und zwar als eine durch innere Erfahrungen getragene Auffassung des Christenthums, welche das Factum des Sündenbewußtseins zum Mittelpunkte macht, hiernach eine nicht selbst erworbene und erreichbare Erlösung fordert, die im Christenthume gegebene auch wieder als ein gottgegebenes Factum annimmt und an den Früchten erkennen will, und den in Aneignung derselben erfahrenen Segen für eine bessere Begründung hält, als Nachweisungen der Begreiflichkeit und Verständlichkeit, vielmehr dafür eine Anhänglichkeit hat, welche durch unerklärlich Scheinendes nicht abwendig gemacht, sondern nur noch mehr angezogen wird und welche sich gedrungen fühlt, auch für Andere in apologetischen und halieutischen Bestrebungen sich zu äußern. In den letzten Zeiten hat Th. indessen mehr als früher seine christlichen Ueberzeugungen mit der Philosophie auszugleichen gesucht und dabei besonders die Hegel'sche berücksichtigt, wie er es denn „schon mit seiner Stellung als akademischer Theologe unvereinbar finden mußte, nach dem Verständnisse eines so tief in die Zeit eingreifenden

Systems nicht zu ringen." Wenigstens zeigt sich bei ihm neuerlich eine vermehrte Bekanntschaft mit den Schriften und der Ausdrucksweise dieser Schule und eine zunehmende Anwendung dessen, was ihm davon apologetisch brauchbar scheinen konnte, und so hat er auch kürzlich selbst erklärt, er könne sich zwar nicht zu einer solchen Abtrennung der Theologie und Philosophie entschließen, wie sie von Schleiermacher angestrebt sei, er meine, daß die Dogmatik den Inhalt frommer Erregungen als einen dem denkenden Geiste nothwendigen darstellen solle; er halte der Wissenschaft gegenüber eine freie Stellung und in dogmatischer Hinsicht die Zuversicht fest, daß der Christenglaube sich auch vor der Vernunft oder vielmehr als Vernunft rechtfertigen werde, daher sei ihm auch das Studium der Philosophie, und so auch der Hegel'schen, ein Bedürfniß gewesen und er erkenne in den Denkformen derselben vielfach speculative Wahrheit. Zugleich aber hat er doch auch erklärt, er halte jede Philosophie für Zeitphilosophie und die speculative Dogmatik nur für Stückwerk; niemals könne die christliche Wahrheit von der Wissenschaft dividirt werden, ohne daß ein Bruch übrig bliebe, und immer werde die Geschichte, wenn dies verkannt werde, Gewalt leiden müssen, und so hoffe er auch, daß unter diesen Beschränkungen seine philosophischen Studien nur zum Aufbau des seligmachenden Glaubens dienen würden. Auch ist hier kein Zunehmen, sondern nur ein Abnehmen seiner Anschließung zu erwarten, denn der geist- und phantasiereiche Verehrer von Claudius und Hamann kann nicht lange mit einer im Innersten kalten und glaubensleeren Weltansicht befreundet bleiben, besonders wenn bald auch ihr äußerlich bedingtes „Eingreifen in die Zeit" wieder vermindert sein wird. Aber dieses apologetische Verfahren dehnt Th. auch, wohin es weniger gehört und als wissenschaftliches Vorurtheil nicht dem Glauben, sondern der Forschung schadet, zu unbedingt über historische und kritische Untersuchungen aus, wie unter Anderem seine Schrift gegen Strauß: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nicht theologische Leser", hier und da zeigt. Am zahlreichsten sind in der letzten Zeit seine Beiträge zur praktischen Theologie gewesen. Außer seinen früher erschienenen „Predigten, gehalten zu Berlin, Rom, London und Halle" und außer einer Menge anderer in Halle oder auf Reisen in Heidelberg, Straßburg, Kissingen und anderwärts gehaltener und einzeln erschienener Predigten hat er die früher herausgegebenen vier „Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle" denen er neuerdings eine „Zweite Folge" beifügte, zusammen unter dem Titel: „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens", mit einer lehrreichen und anziehenden Abhandlung über neuere Predigtweisen bekannt gemacht, worin er der Predigt mehr Freiheit, Lebendigkeit und Volksmäßigkeit durch größere Annäherung an Sprache, Denkweise und Neigungen des jetzigen Zeitalters, mehr Frische und Eindringlichkeit durch Aufhebung der steifen Form und der zwischen Prediger und Gemeinde befestigten Kluft zu vindiciren sucht und bei seinen begründeten Besserungsvorschlägen vielleicht nur zu wenig beachtet, daß die Gravität selbst zum norddeutschen Nationalcharakter gehört, welcher in ernsten Dingen durch zu viel Leichtigkeit und Formlosigkeit verletzt und gestört wird. Dieser Umstand wird es auch stets Manchen unmöglich machen, sich mit der Art zu befreunden, wie Th. in seinen Predigten und noch mehr in seinen „Stunden der Andacht" nicht nur von der ihm eigenen erschütternden Kraft, Einfachheit und Eindringlichkeit der Rede, sondern noch öfter im schroffsten Wechsel von seinem reichen Witze, seinem Zuströmen interessanter, aber sehr ungleichartiger Reminiscenzen und seiner Gabe, diese allegorisch und humoristisch anzuwenden, Gebrauch gemacht hat. Weniger wird ihm die ganz unbedingte Verwerfung und Verhöhnung schaden, welche auch kürzlich wieder in einer neuen Streitschrift („Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet") und zwar nach Th's offenen Andeutungen („Zur Charakteristik rationalistischer Polemik, eine Beleuchtung der Schrift: Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt u. s. w.") durch einen Specialcollegen über ihn ergangen ist; denn allerdings wird schon der Umstand, daß „dergleichen Schmähschriften angestellter Lehrer jedesmal einen nachtheiligen sittlichen Einfluß auf Universitäten ausüben", gegen eine solche auf offensive Polemik verwandte Mühe einnehmen und wieder aufmerksamer machen auf die Lichtseiten einer so begabten und so bedeutenden geistigen Eigenthümlichkeit, wie die hier angegriffene ist."

---

## Thomann, s. Moeller.

---

## Christian Thomasius (Thomas),

der sich selbst in seinen Schriften nur der deutschen Endung seines Namens bediente — wurde am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Jacob, Professor und Rector an der Thomasschule, ein Lehrer des Leibnitz gewesen war. Im 16. Jahre wurde er Baccalaureus, im 17. Magister der Philosophie. Seine Liebe zum Naturrechte bestimmte ihn zum Juristen: schon 1675 hielt er zu Frankfurt a. d. Oder Vorlesungen in dieser Wissenschaft und wurde 1697 Doctor der Rechte. Nach einem kurzen wissenschaftlichen Ausfluge nach Holland begann er in seiner Vaterstadt besonders Naturrecht zu lehren, welches er, so sehr es bisher vernachlässigt war, für das Fundament der Jurisprudenz erklärte. Die unzähligen Anfeindungen, die der Mann des Fortschrittes zu ertragen hatte, erreichten ihren Gipfel, als mit seinem 1688 erscheinenden deutschen Programm die neue Periode deutscher Universitäten und deutscher Wissenschaften hereinbrach. Zugleich kündigte er, was ehedem unerhört war, deutsche Vorlesungen an und schwang in dem ersten in Deutschland erscheinenden Journal, über seine Gegner die Geißel bitteren Spottes. Aber seine Gesinnung wurde auf harte Proben gestellt. Nicht genug, daß die von ihm angegriffenen Theologen Pfeifer und Carpzow den freien Geist als Atheisten dem Volkshaß Preis gaben; nicht genug, daß ein andrer geistlicher Herr, der dänische Oberhofprediger Masius ihn des Majestätsverbrechens beschuldigte; daß seine warme Fürsprache für den frommen, der rechtgläubigen Kirche verhaßten H. A. Francke ihn in die, ihm sehr fremden, pietistischen Wirren verwickelte; er fühlte sich getrieben, bei der Vermählung des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen die Ehe zweier fürstlichen Personen verschiedener Confession zu vertheidigen; da entbrannte der Zorn der Wittenberger Theologen gegen ihn, welche vergaßen, daß die Reformatoren

einst Bedenklicheres gestattet, — da kam der Befehl, Th. Katheder und Presse zu verschließen und ihn selbst zu verhaften; ein Befehl, der Deutschlands Schande sein würde, hätte nicht Preußen im freudigen Willkommenheißen des Flüchtigen das erste Vorzeichen seiner künftigen geistigen Bedeutung abgelegt. Friedrich der Dritte erlaubte ihm, an der Halle'schen Ritteracademie Vorlesungen zu halten. Er las seit 1690 mit außerordentlichem Beifall und sein Katheder ward 1694 der Grundstein der Friedrichsuniversität. Er wurde hier als churfürstlicher Rath und Lehrer der Rechte angestellt. Auch in Halle blieb er nicht ohne Feinde, doch konnte er sich leicht gegen ihre Angriffe behaupten; ja Leipzig, das ihn einst verbannt, rief ihn 1709 als Ordinarius der Juristenfacultät zurück. Natürlich blieb er seinem neuen Vaterlande getreu und erhielt den Titel eines Geheimeraths; 1710 wurde er zum Director der Friedrichsuniversität und Decan der Juristenfacultät ernannt. Hier erreichte er im Bewußtsein, seinem Volk genützt zu haben, das er von Folter und Gespensterglauben befreite und seine Sprache ehren lehrte, ein hohes ruhmvolles Alter. Er starb am 23. September 1728.

Seine deutschen Schriften sind:

Monatsgespräche, oder, freimüthige Gedanken. Halle, 1683. 3 Thle.
Einleitung zur Vernunftlehre. Halle, 1691.
Einleitung zur Sittenlehre. Halle, 1692.
Ausübung der Sittenlehre. Halle, 1696.
Vom Wesen des Geistes. Halle, 1699.
Ausübung der Vernunftlehre. Halle, 1710.

Vgl.: Sein Leben, von Heinrich Luden. Berlin, 1803.

Ueber Th. haben bisher die verschiedensten Urtheile geherrscht. Während Einige wie z. B. Schröckh ihn auf das Entschiedenste loben, sprechen Andere wie z. B. F. Horn ihm alles tiefere Eindringen und alle Gründlichkeit ab, und werfen ihm Oberflächlichkeit und Wankelmuth vor. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Am unpartheiischesten scheint uns Buhle in seinem Lehrbuche der Geschichte der Philosophie Th. 6. Abthl. 2. S. 1024 fgde. über ihn zu sprechen, weshalb wir seinem Urtheile hier vorzugsweise eine Stelle einräumen. Es lautet: „Das vornehmste Ziel, nach dem Th. mit unermüdetem Eifer strebte, war, eine richtigere Beurtheilung der Gelehrsamkeit überhaupt bei dem Publikum zu veranlassen und mittelst dieser eine bessere und in Beziehung auf das gemeine Leben und die wahre Bestimmung des Menschen zweckmäßigere Methode der Studien einzuführen. Die Gelehrsamkeit hat nach seiner Meinung gar keinen Werth, als sofern sie gemeinnützig ist, und ihre Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft unmittelbar bewähren kann. Nur derjenige ist ihm ein Gelehrter, der einige Wahrheiten, wenn es auch nur wenige sein sollten, gewiß weiß, und von diesen für die wirkliche Welt Nutzen zu ziehen versteht; der dabei den Wahn seiner Mitmenschen einsieht, und das Talent und die erforderliche Einsicht hat, um diesen aufzudecken, und dadurch das Gedeihen der Wahrheit zu befördern. Die Gelehrsamkeit soll den Menschen geschickt machen, Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen zu unterscheiden, die wahrscheinlichen Ursachen des einen und des andern anzugeben, und auf diese Art sowohl seine eigene, als die Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, wovon jene in der Offenbarung, diese im menschlichen Verstande ihre Quelle hat, jene auf die Beförderung des ewigen, diese auf das zeitliche Wohl gerichtet ist. Aus dieser seiner Ansicht des Zwecks aller Wissenschaften ist der Eifer leicht zu erklären, womit er auf die damals gangbare aristotelisch-scholastische Philosophie losstürmte. Er tadelte mit Recht an dieser die Menge spitzfindiger, trockener, schwer verständlicher und im gemeinen Leben großen Theils unanwendbarer und entbehrlicher Speculationen, so wie an ihren Anhängern den sclavischen Systemgeist. Aber wegen des Schlechten übersah und verwarf er öfters das Gute, was selbst mit der wissenschaftlichen Philosophie in ihrem damaligen Zustande, wenigstens mit der wissenschaftlichen Philosophie überhaupt genommen, verbunden ist. Es ging ihm hier, wie allen Reformatoren, die sich gewöhnlich in ihrem raschen Ungestüme zu weit treiben lassen. Dazu kamen seine natürliche Heftigkeit, sein Hang zur Spötterei und Anmaßung, und das außerordentliche Glück, daß er mit seiner populären Manier, die Wissenschaften und besonders die Philosophie zu behandeln, machte, wodurch er zuletzt für billige und minder einseitige Urtheile ganz unfähig und auch ganz unempfänglich wurde. Eben weil er alle Subtilität in der Untersuchung der philosophischen Principien nicht bloß umging und vermied, sondern sogar verhöhnte und verlachte, so läuft auch Vieles, was in seinen Schriften über speculative Philosophie vorkommt, auf ein sehr oberflächliches, seichtes Geschwätz hinaus. Die Gründe selbst, aus denen Th. alle höhere und subtilere Forschung, sowohl in der Philosophie, als in allen anderen Disciplinen verwarf, sind lauter solche, die auch ein ungebildeter Handwerksmann oder Bauer vorbringen würde. Mit seiner Verachtung aller subtilern Speculation und dem Streben nach Popularität verband Th. die entschiedenste Gleichgültigkeit gegen eine genaue philosophische Sprache. Anstatt die Wortstreitigkeiten durch eine präcise Bestimmung der, den Worten und Ausdrücken zum Grunde liegenden, Begriffe zu verhindern, suchte er ihnen dadurch auszuweichen, oder andern dieselbe zu ersparen, daß er dem gemeinsten Sprachgebrauche folgte, für dieselben Gegenstände und Begriffe bald diese, bald jene Wörter brauchte und ausdrücklich empfahl, es mit den Wörtern nicht so genau zu nehmen, und sich lediglich an die Sachen zu halten. Man übe nur gewisse Tugenden aus und streite nicht über ihre Benennungen; man binde sich in Definitionen nicht an Wörter; wenn die Erklärung die Gegenstände erkennen und unterscheiden lehrt, so ist es hinlänglich. Hier übersah Th. den innigen Zusammenhang zwischen der Sprache und den Begriffen gänzlich und arbeitete aller Gründlichkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß, und aller bestimmten Darstellung derselben schlechthin entgegen. Auf eine Schwierigkeit inzwischen, mit welcher Th. gar sehr zu kämpfen hatte, muß man billig Rücksicht nehmen, und diese war die Unvollkommenheit der deutschen Sprache zu seiner Zeit, deren er sich fast zuerst für philosophische Materie bediente, so wenig sie auch noch zu einer angemessenen Bezeichnung derselben geeignet war. Daher ist sein bunter, mit lateinischen und französischen Wörtern durchwebter Styl zu entschuldigen, wiewohl er als deutscher Schriftsteller fast noch mehr leistete, als man von ihm unter den Umständen hätte erwarten sollen."

# Moritz August von Thümmel

ward am 27. Mai 1738 auf Schönfeld, unweit Leipzig geboren, seit 1754 zu Roßleben vorgebildet, und im Jahre 1756 von Gottsched, damaligen Prorector, unter die Studenten von Leipzig aufgenommen. Die Freundlichkeit seines Characters erwarb ihm die Zuneigung Gellerts, Rabener's, Weiße's und Kleist's; ja ein alter Jurist, Namens Balz, machte ihn 1776 zu seinem Universalerben eines Vermögens von 24,000 Thalern. 1761 trat er als Kammerjunker in die Dienste des nachherigen Herzogs Ernst Friedeich von Sachsen-Coburg, welcher ihn bei der Huldigung zum Geheimen Hofrath, 1768 zum wirklichen Geheimen Rath und Minister ernannte. 1783 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und beschloß seine Tage theils in Gotha, theils auf einem Gute seiner Gemahlin, Sonneborn. Er starb bei einem Besuche zu Coburg am 26. October 1817.

Von ihm erschien:

Wilhelmine oder der vermählte Pedant, prosaisch-komisches Gedicht. Leipzig, 1764.
Die Inoculation der Liebe. Leipzig, 1771.
Kleine poetische Schriften. 1782.
Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Leipzig, 1791—1805. 9 Thle.
Sämmtliche Werke. Leipzig, 1812. 6 Thle.; neue Ausgabe 1820. 7 Thle.

Ueber v. Th. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften Th. XI. S. 447 sehr treffend mit folgenden Worten: „Th's natürlicher Geschmack machte ihn von mehreren Seiten zu einem Zöglinge, aber nicht Nachahmer der Franzosen. Wie Wieland verweilte er mit dem Wohlgefallen des Satyrikers bei den Schwächen des menschlichen Herzens, den Reizen der Sinnlichkeit und der Thorheiten, die von keinem eigentlich bösen Willen ausgehen. Kein strenger, noch weniger finsterer Zug war seiner Satyre eigen. Sein Muthwille band sich aber auch nicht an die Gesetze der ernsteren Sittsamkeit, die den üppigen Scherzen keinen Zugang gestattet. Von Wieland, der mehr Gelehrter war, unterscheidet sich Th. durch den nur ihm unter allen deutschen Dichtern ganz eigenen Ton der großen Welt. Eine Fülle der Phantasie und des ironischen Witzes durchströmt seine komischen Sittengemälde. Sprache und Styl umkleiden mit kunstreicher Nachlässigkeit die heitern Gedanken. Das Werk in zehn Bänden, das sich eine Reise in das südliche Frankreich nennt, darf mit noch mehrerem Rechte als die Wilhelmine, die schon im Jahre 1764 herauskam und als die Inoculation der Liebe, vom Jahre 1771, zu den eigentlichen Gedichten eben sowohl, als zu den Romanen gezählt werden. Unter den metrischen Stellen sind einige auch in einem höheren Sinne poetisch.

---

## Wilhelmine.

### Ein prosaisch-komisches Gedicht.

### Erster Gesang.

Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dies Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müssigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preußen zu schmälen, bald die bessern Besuche eines freigebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Polizeibefehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die sonst auch auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursache seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieser oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sei gedankt, ferne von uns, und verpraßt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendigt; mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einen verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmer besucht, die alle Buchstaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drollichten Postillen den einfältigen Freigeist belustigt. Aber die komische Muse hüpfe ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Pastors; sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwei und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangener Jahrtausende zu hängen; so wie der furchtbare Nachtfalter, auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht, — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Henker sein Leben verfolgte. — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer. Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrak, denn bisher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt — wie etwan den Belzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Pastors — und Amor fuhr lächelnd fort; Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte, — Ach sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiel entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Vergieb es mir, liebster Magister, daß ich hier deiner Unthätigkeit spotte! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müssiggange verdammt waren; und du! du verzagtest dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen der vergangenen traurigen Tage zu vergessen; der Aufschub deines Verlangens — ja — er ward dir schwer zu ertragen. Doch jetzt vermehrt er dein Glück! Denn siehe! Mit munterm Gesicht erwartet dich die jüngste, feurigste Liebe! Sie würde kraftlos — schläfrig, ja wohl gar erloschen sein, wenn Wilhelminens Besitz dich schon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich also und höre meinen liebreichen Rath: mor-

gen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen — von keinem Höfling begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren, Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt! Folge ihm — suche Wilhelminens Gesellschaft und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt wird — sie, die jetzt mit ernsthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen seufzt — sie — ich — schmeichle dir nicht, wird froh sein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwischen, und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt sein. So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum ersten Mal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekommt, und bei aller seiner Geschäftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigste gedacht. — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeistreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarschall seine Ptisanenkur schließt und die Schönheiten wieder aufsucht, die jetzt sein durchwässertes Herz medizinisch verachtet — Und morgen sei bedacht, dich reinlich zu waschen! Pudre deine beste Perrücke, dein schwarzer Rock soll dir nicht schaden: nur sei so dreist und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verschwand Amor. — Das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen, und seine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich sein, daß er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bei den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen — warum sollte denn jetzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist, ihren Diensten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! so murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelmine in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der sechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchenes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riedgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schicksals, oder wenn sie, an dem Ufer des rieselnden Baches sitzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönern Gegenstand der Natur — ihr widerscheinendes Gesicht aus der Acht ließ. Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anschauens genossen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend sie sei, und niemand, ich sag' es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte selbst bis hieher den feinen Verstand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken und nur von ihm allein ward sie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher süßen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrei der Gemeinde durch die Sakristei in sein lauschendes Ohr drang! Schon sann die Liebe ernsthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ausgeberin des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen seiner freigebigen Diöces und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brot und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungriger Magen verlangt, doch seine minutenlange Näscherei verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewiß würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und vier lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müßiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte mit seiner Entdeckung, daß sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des anmerksamen Hofmarschalls erklang, der sogleich den sultanischen Entschluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Erster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: so erweckt oft dies prophetische Geschrei bei dem reisenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken — Er ersteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichsten Beeren.

Der entschlossene Hofmarschall fuhr, von der Kabale, seiner beständigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Person zu Niklas, dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und es währte nicht lange, so hatte er seine großmüthige Absicht eröffnet. „Ich will," sagte er freundlich zu dem Alten, „eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: dieß ist die Ursache meines Besuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn stand der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuß aus und fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und versuchte indeß mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiße Reihe von Zähnen, wie sie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, sie sollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen; und über den gütigen Herrn schüttelte seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beredtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem besten Putze zu kleiden; alsdann hob sie der vergoldete Herr in seinen glänzenden Wagen, setzte sich neben ihr und ließ die seidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten sechs wiehernde Hengste durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritischen Jahres erblickt er zum ersten Mal wieder die tröstende Hoffnung.

---

## Zweiter Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie bescheinen sollte, und nun wandte sie auch ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll sammt den Musen verachten und ungeheißne Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und ersoufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz des erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und sanft wirkt sie, die mächtige Sonne, auf die Felsenherzen der Großen und in die morschen Gebeine der Helden, die jetzt, voller Neigung zur Ruhe, sich beschwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmale ihrer Tapferkeit vernähen zu lassen. Stolz auf ihr Elend behängen sie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten, mit dem theuern Spielwerke

von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, stand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich, länger herabzuschauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölk. So steht ein blühendes, unschuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der versammelten Schule der Maler, und verräth die geheimsten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunst. In schamhafter Einfalt versteckt sie ihre mächtigen Augen hinter eine ihrer jungfräulichen Hände, indem sie mit der andern das letzte neidische Gewand von sich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängstlich erwartet sie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geschicktesten Jünglinge zittern bei dem Anblick der unverhüllten schönen Natur, und ihre sonst gewisse Hand zeichnet Fehler auf das gespannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier seinen Meister; denn in seinem kleinen, noch fühllosen Herzen liegen jene sympathetischen Triebe unentwickelt, und seine Hand lernt eher der Kunst, als jenes der Liebe gehorchen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niklas, dem Verwalter, wünschte ihm ein fröhliches neues Jahr und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz — denn die gebietenden Glocken hatten schon zum dritten Male geläutet, und die geputzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Niklas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig bestellt' er die Küche, damit sie, zur Ehre eines so lieben Besuchs, viele schmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bat auch den wertheften Träumer zur Tafel und ging an seiner rechten Seite mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntschäckige Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes herrinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend schmält er auf sich, daß er so lange gepredigt, aber dennoch überholt er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen geziert, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrak und nicht wußte, ob er mit seiner bäurischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer und sprach — nichts. Lange getraute er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von englischen Tänzen und überirdischen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauschenden Ergötzungen, hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht — und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich diese liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran, doch durft' er es jetzo nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen des köstlichsten Weines mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränke, kostete es mit der Miene des Kenners und ließ doch sein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantisch — Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhälsige Flasche des still scheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand schmiß, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalt aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückischen Wein und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistigen Lippen — Anthithesen und Wortspiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erschrak er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner — Dreimal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt, da wurd er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viel Waffen der Liebe als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viel zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreimal wankte sie — aber ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den Hof erhielt sie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten — und da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: „Wohlan!" sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne saß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsorts vertauschen, und da sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so wird es unzeitig sein, spröde zu thun — ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und" — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das System einer versuchten, klugen Lenklos gelesen — „küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unserer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert — küßte sie dreimal und machte es zur Probe recht artig. Sie steckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und er — welcher Tausch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt, überreicht ihr einen ziegelfarbenen Garniol, worin ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen. — Da sagte Wilhelmine die merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der Kabale auf den feuchten balsamischen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend, an den kostbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbeter ermuntert, und wenn die eigensinnige Göttin der Mode ihren Liebling den Schneider zu wichtigen Konferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verstehen: Morgen, wenn es früh Zehne geschlagen, da rüsten Sie Sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre schuldige Aufwartung bei unserm Hofmarschall; bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heirath! Ich selbst will ihn noch heute zu diesem Ihren Besuche vorbereiten, und so werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der beste Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir schmeichle, etwas bei ihm vermögen, so geben Sie Acht! — so soll er selbst bei unserer Hochzeit erscheinen, und durch seine ehrende Gegenwart unser Fest glänzender machen. Jetzt aber theilen Sie, ohne Komplimente, den Platz in meinem zweisitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hause nicht eben so sauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süß versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verließ er jetzt sein trauriges Kirchspiel.

Noch halb berauscht von dem Besuche seiner Tochter und dem seltenen Weine, den er bei vollen Gläsern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, sein häusliches Glück den Gevattern und der Versammlung der Schenke zu verkündigen. Wie schien sich doch alles zur Feier dieses seines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte schon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude seines Herzens vergaß er sein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmonischen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rußigen Wände, — denn das Schicksal vergönnte

diesen Abend den fröhlichen Bauern ein seltenes Vergnügen. Die Schauspielkunst war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer ersten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Lust! Ein vielstimmiger Mann schwebte wie Jupiter unsichtbar über einer lärmenden, thörichten Welt, lenkte mit seiner Rechten ganze tragische Jahrhunderte, und regierte mit gegenwärtigem Geiste die schrecklichsten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weisesten Menschen erstaunen. Jetzt sah man hochmüthige Städte, wie sie sich über Dörfer erheben, — und augenblicklich darauf eingeäschert oder in einem Erdbeben versunken; Rom und Carthago, Troja und Lissabon wurden zerstört, und der Hellespont schlug über ihre stolzen Thürme seine Wellen zusammen. Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrscht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt? denkt ihr wohl der Strafe des Zeus zu entfliehen! Ja, da sieht man's. — Hier liegt nun der grausame Nero in seinem Blute, und wird von seinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann; Heliogabulus! Pompejus! oder wie du sonst heißen magst. Seht nur, wie stolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann sie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt' ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beschreiben, die die gerührten Zuschauer mit lautem Lachen beehren? Jetzt sah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carl dem Zwölften belagert! Schon war die Pistole gespannt, die diesem schrecklichen Helden das Leben endigen sollte — und schon wurden die Laufgräben geöffnet, und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter hereintrat. Bei seiner längst gewünschten Ankunft verstummte die Fiedel. Die große Versammlung der Zuschauer hob sich von ihrem Sitze, schmiß eine allgemeine Bank um, und grüßte freundlich den Alten — eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als nur der ehrwürdige Kato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieser Zufall schob die Belagerung auf — eine glückliche Pause für Karln! und selbst der Regirer der Welt stieg itzt in seinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernsthaftes Stillschweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, seine glückliche Geschichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredsamkeit, und man hörte ihm zu mit sichtbarem Erstaunen, und stemmte die Hände in die Seiten und schüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe.

Indessen waren die beiden Verliebten nach drei kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutigam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehn, mit höchst zärtlichen Küssen. Welche triumphirende Freude durchströmte nicht jetzt das Herz des verliebten Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz andre Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beisitzer widersprachen ihm nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würde es schon löblich verwalten, und sie überließen die Seelen der Bauern seiner Treue und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerem Recht freute er sich jetzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eignes Verdienst, das sprödeste Mädchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß ich meinem prophetischen Traume folgte, mich so dreist und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch' eine Liebe für mich muß nicht in der Brust meiner Wilhelmine erwacht sein, da sie sich so eilig entschließt, den prächtigen Hof zu verlassen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, dessen altfränkische Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter seinen letzten Nachtgesang in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte sich in seinen Schafpelz und beurlaubte sich von der Stadt. In gehöriger Entfernung schlichen die Spötter seiner Aufsicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorschreiber auf, und erreichten bald das sichere Gehölze: und am Horizont fing schon der Tag an zu grauen, eh' unser Verliebter einschlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich höllischen Gespenstern rasselt' unter ihm mit Ketten der böhmische Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in seinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh — Denn sobald er das Bellen der Hunde und das Rasen des Windes nicht mehr so deutlich vernahm, so bemächtigten ängstliche Ahndungen sich seines Gefühls. Bald träumt' er — seine berauschte Seele erhöbe sich über die Sonne und begrüße unbekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen, schrie — sträubte sich — stieß sich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So steigt ein lustiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von sich, und brauset unter Wolken; — bald darauf sinkt er — nun sinkt er — endet sein kurzes Geräusch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

---

## Dritter Gesang.

In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erschienen; ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhabenen Trieb nach Geschäften zu fühlen; denn einige verschluckten schon levantischen Kaffee und blätterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage wieder zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bei der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen. Mit edlem Eifer übten sich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geschwinde Volten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräulein an der Toilette zu besuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bei dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die käufische Stimme eines bärtigen Juden erschreckt, der dreimal schon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Hebräer gewaltig hinein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in die Höhe fuhr. Der Ungläubige entfloh — erschrocken sah der schläfrige Christ nach seiner tombacknen Uhr, erstaunte, daß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen, und ohne Vorbereitung den Komplimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrock von schwerem Stoffe empfing er den Pastor mit offener Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplikant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn stille zu stehen, und zerstreute die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bebenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf. — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon Ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Wilhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiete! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst Ihre Lieb' eröffnet, und mit verschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebeten. — Wohlan! Ich werde kein Hinderniß ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — werden sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsre Wilhelmine gebeten, morgen selbst bei Ihrer Hochzeit zu erscheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die Ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — denn dieß sei die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheint, wird sich nicht weigern, seine holde Klarisse auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen — Der Comtesse

*) Eine Schrift Mosers.

aber sagen Sie heimlich: Ich würde dabei sein. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebietet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächter Eremitage sollen in solchem Ueberfluß fließen, wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden. — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen, geübten Händen schlug der Hofmarschall beide Theile zurück, strich mit dem Fuße aus und empfahl sich dem Pastor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chokolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, nnd siehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich. Eine ganz sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern anfing, der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach welch ein reizender Busen! o scherzhafte Muse beschreib ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet dnrch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drollichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueien und Freiherrn auf sich zog. Aber jetzt erhob sich dreimal die warme bebende Brust, und trennte die gedörrte Musche von Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne schrie, und der ernsthafte Hofmarschall wirklich zu lachen anfing. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morschen Trümmer seines Theaters, indem er mit stampfender Beredsamkeit dem Pöbel winkt, sein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geschrei, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte sein buntschäckiger Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe rauschte bald die schöne Verlobte in die Versammlung der übrigen Zofen des Hofs, die schon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als sie ihnen den papiernen Triumph zeigt, den sie jetzt vom Hofmarschall erhalten. Aeußerlich klagen sie zwar ihre verkaufte Gespielin: „Ach du armes, verblendetes Mädchen! So willst du denn fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verseufzen — und nur von Bauern bewundert, den stolzen Busen erheben? So willst du denn in einer dunkeln geistlichen Hütte als Frau Magisterin wirthschaften? Ach du armes, verblendetes Mädchen!"

So klagten alle die Zofen den Abschied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünschte sich jede, bald auch so beweint zu werden, und in den sichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechsel des falschen Hofes zu verlachen.

---

## Vierter Gesang.

Auf den Uhren war schon der Mittag vorüber, aber in den Häusern der Großen brach er erst mit festlichem Pomp aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbeter verloren. — Mit mehrerem Eifer als wohl jemals ein ägyptischer Priester gehabt, feiern sie täglich ihr Fest, mit sonnenrothen Gesichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwei Meilen langen Weg an. Die alles vermögende Liebe hatt' jetzt den Magister zu einem gemeinsamen Botenläufer erniedrigt, und er mußte, welche sonderbare Bedingung — als sein eigener Hochzeitbitter, noch ein zweites Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneite Weg ermüdete seine Knie, und die duftende Kälte kandirte seinen schwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers dem Priester entgegen kam? Ein unschuldiges unbekümmertes Gesicht, die Larve der Heuchelei, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund," redete er ihn vertraulich an, „sagt mir doch, ist dieses die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Nimmer?" Ehrerbietig nahm jetzt der Boshafte vor dem Pastor den Hut ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schrecknisse der Nacht über diese Heide verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einen Ameisenhaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner den Anbruch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweihten Glieder zu bedecken. „O mein Freund," rief er, „den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach entfernt mich doch eilig von diesem Fußsteige, der meine Gebeine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an." Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreißig Ephraimiten von einer güldenen Madonna. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeß der jüdische Haufe mit Geräusch bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöset zu werden, und in einem ungewissen Kurse betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastor die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe verbirgt den Raub und den hurtigen Räuber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllte eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Lüfte: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn du auch — der du einen Priester beraubet, den Dreiangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz und kein Kirchengebet helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den Römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeiten beten, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern." — So schrie er und erholte sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dies der rechte Weg sei, überließ er sich mit nagender Furcht seinem Verhängniß; doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füße durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süßer Traum von einem Kapaune mit Austern beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bedienten, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flößte dem Wächter des Hofes die schuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an die Stube der jungen Gräfin begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saß die muntere Comtesse, den einen ihrer niedlichen Arme auf ihre verschobene Toilette gelehnt, und hielt in der andern einen vergoldeten zärtlichen Brief, den sie erst jetzt an den Hofmarschall, ihren Geliebten geschrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer kritischen Freundin vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwei weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigesinger des verspäteten Pastors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantin erweckt, die wie ein Polizeiverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freimüthigkeit gebot die betroffene Comtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchsamer Wink widersprach ihrem Befehle. — Die kluge Sibylle verstand ihn, ging langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre und schmähkte entsetzlich auf das strenge verrostete Schloß, da indeß ihre Gebieterin die nöthige Zeit gewann, mit Eau de Levante ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Cavalier und das Posthorn, *) und warf ihn klein gedrückt, hurtig unter das Bette; aber wie dauerte sie nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastor zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigen Schrecken und stiller Betrübniß empfand einst der freigeistische Desbarraux, als er sich zur Fastenzeit einen Eierkuchen erlaubte. Schon hatte sein erzkatholischer Diener, blaß wie der Tod, das Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes

*) Die sonstigen Zeichen des sogenannten Kavalier- oder Postpariers.

Gewitter am Himmel heraufzog, ein schrecklicher Schlag die nächschichte Seele betäubte, und ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eierkuchen ist! schrie er halb unwillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gasse; aber wie dauerte ihm nicht das verlorne gute Gericht, als das Gewitter vorüberging! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte auf's neue den abergläubischen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der kriechende Pfarrherr seine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Antrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten. Er lispelte heimlich der Gräfin und ihrer Vertrauten dies anbefohlne Geheimniß ins Ohr: der gnädige Herr Hofmarschall werde dabei sein — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckte jetzt mit den Fittigen der Mitternacht das Kabinet der schönen Klarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beide mußten sich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaßt, untersucht und durch neue verdrängt! Lange ging das wichtige Projekt wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten, hohen Miene eines versuchten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte. „Jetzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorschlag: meine willige Stimme soll jetzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß sein sicheres Geleite Sie den Windhunden vorbei in die Stube führe, die unser Haushofmeister bewohnet. Dieser wird gerne eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bei dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; Er wird Ihnen gewiß Ihre Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge haben seine hypochondrische Brust mit Ehrfurcht für Sie, Herr Pastor, erfüllet. Also schlafen Sie sanft, bis die Morgenröthe Ihre gestärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeste erweckt!" Ein gütiger Lobspruch aus dem rosenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einsicht der Zofe — auch der Magister wollte ihr gern seinen Beifall darüber bezeigen, aber seine Worte verwandelten sich in gähnenden Mißlaut, so daß er zu Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten war jeder wichtige Umstand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeister beherbergte den schnarchenden Magister, und die dunkelbraune Nacht verbarg seine heimliche Ankunft unter ihrem Schleier vor den mißtrauischen Augen der Gouvernante und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebornen Gerichtsherrn erweckt. Jetzt überdenkt er noch im Bette den Zustand seines Magens und fordert mit schwelgerischer Neugier den frühen Küchenzettel. — Da tritt der Haushofmeister herein und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er jetzt, voll Verlangen Ihro Gräfliche Gnaden zu sprechen, vor der Kammerthür lauschte. „Je, willkommen, werther Herr Pastor, willkommen!" schrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieser vor das Vorhangbette des Grafen, und sein schwerer Athem blies sogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünschen beschloß, wozu ihm der Wechsel der Zeit die beste Gelegenheit darbot. Bei starkem ungeduldigen Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhusten des stotternden Grafen sich legte — als er auf einmal diese deutliche Antwort vernahm: O sehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an ihrem Ehrentage, lieber Herr Pastor, im schönsten Putze zu glänzen. Der priesterlichen Aufsicht überlassen, ist ihre Tugend sicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund verlassen Sie Sich darauf, sie soll Nachmittags mit sechs rüstigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erscheinen, und das Hochzeitsgeschenk will ich selber besorgen. Damit aber auch Sie, mein Lieber, Sich nicht vor Ihrer nahen Hochzeit ermüden, oder wieder beraubt werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie jetzt Ihren erwartenden Geschäften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte sie hundert Mal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die die über seinen stachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sommerregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war diese Freude; denn nach diesem Orakelspruche endigten sich alle seine Leiden. Halb war nun schon die Bedingung des Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Klarisse schon sorgen. Mit einem segnenden Komplimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den Ausgang der Sache. Mit zwei kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterin. Nun beschäftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beide weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüßte, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spazierfahrt — und leichtfertig erkundigte sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabei sein, sprach er, als seine Confratres vom Lande." Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfin ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarschall, bis der geschäftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttin, nebst ihrer vielfarbigen Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinausflog.

---

## Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine verrostete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche herum, daß der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbeiging, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, jetzt von dem vornehmen Koche etwas zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Souper.

Die dritte kritische Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebetenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muse! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beschreiben, die sich jetzt in das Haus des Pfarrherrn sammelten. Zuerst erschien der lackirte Schlitten des Hofmarschalls an der Spitze vieler andern. Vier deutsche Hengste, chinesisch geschmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den schnurrbärtigen Kutscher. — Ein musikalisches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren stampfenden Füßen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr seinen Gönner und an seiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtsamer Höflichkeit ging er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber sein wilder Führer schwang die knallende Peitsche und wendete mit seinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magister, mit verzerrtem Gesichte, eilig wieder zurück sprang. Mit majestätischem Anstande stieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem sammtenen Sitze, und da verrieth sich zugleich, auf einige süße Augenblicke für den entzückten Bräutigam, ihr kleiner vorgestreckter Fuß bis an die Höhe des seidenen Strumpfbands, auf welchem mit Pünktchen von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire gestickt war. Ach wohin weiß doch nicht ein französischer Dichter zu schleichen! Gesteht es nur, ihr Deutschen, bis dahin ist noch keiner von Euern größten Geistern gedrungen. So bald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Stoff diese verdeckten Schönheiten. Eine schneeweiße türkische Feder blähete sich auf ihrem gekräuselten Haare, und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr sprang der ansehnliche Hofmarschall unter die Menge der erstaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Fest ihres Hirten zu begaffen. Ein gewässertes Band hing schief über dem lazurblauen Sammte seines Kleides; und der milde Einfluß seines Gestirns zeigte sich auf allen Gesichtern, und nöthigte dem unhöflichen Drescher den Hut ab. Alle Blicke wandten sich jetzt einzig auf den gestempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Wilhelminen. Diese werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magisterin bewundern, aber einen Hofmarschall sieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles beschleinende Licht des Olymps, wenn eine seltene Nebensonne erscheint, die plötzlich entsteht und verschwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der — eine seltsame Erfindung des witzigen Bildhauers — auf einem Ladestocke ritt, lieferte zwei aufgedunsene Müßiggänger

am Hofe, Kammerherren genannt. Einst hatten sie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzelnen furchtsamen Räuber verjagt, und sich und dem geängsteten Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten sie sich dieses unthätige Leben erwählt, genossen einer feistmachenden Pension, erzählten immer die große That ihres Soldatenstandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmause. So lebten einst die Erhalter des Kapitols, jene berühmten Gänse, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geschlachtet zu werden, fraßen sie den ausgesuchtesten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienst, den eine jede andere schnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Merkur und vier schnaubende Rappen brachten die pygmäische Figur eines affektirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geschmack, ersetzten seine reichen Kleider den Mangel seines Verstandes. Zuversichtlich besah er heut' eine glänzende Weste, die, wie die weiße Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter seinem rothplüschnen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienste der weit kostbareren zurück, die sich noch in seiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinschnallen, und eine Dose, von Saint-Martin erschaffen, waren ihm das, was einem rechtschaffenen Manne ein gutes Gewissen ist — sie machten ihn zufrieden mit sich selbst und dreist in jeder Gesellschaft. Jetzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob sein kleiner Körper befürchtete, an die altväterische Hausthüre zu stoßen, die gothisches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weisen des Hofs, den Befehlen seines Herzens mit strengem Eigensinne folgte. Nie erniedrigte er sich zu der Schmeichelei, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaster des Fürsten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt. Vergebens — (konnt' es wohl anders sein?) hofft' er in diesem Getümmel ein nahes Glück, hier, wo man nur durch seine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verstand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerst mit glimpflichen Worten vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtsinn, und die verjährte List eines wollüstigen Hofs ihre Jugend verwickelte, der ihr zuerst den Gedanken erträglich und wünschenswerth machte, wiederum die heitere, gesündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung sah er, daß der heutige Tag seine Bemühung krönte, und dieses frohe Gefühl beschäftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Gesellschaft. Ungern sah ihn der Hofmarschall in dem Kreise seiner Lust. — Er aber trug ungekränkt diese ehrende Verachtung und gab sich gern einem unruhigigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entschlossenen Tugend zu stärken. Zischt ihn aus — ihr Lieblinge und Weisen des Hofs! Was helfen ihm alle seine Verdienste! Daß sie einst vielleicht, in Stein gehauen, auf seinem Grabmale sitzen und weinen? O wie thöricht! den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürst befiehlt, und auf dem einsamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falsche wankende Uhr des Stadthauses den Vorurtheilen der Bürger gebietet, so betriegt uns oft unsere wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jeder dem allgemeinen Irrthume folget, den eine summende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewissen Sternseher, daß er sich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und seine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen seinen Kalendern wird er bald sein Mittagsmahl — bald den Besuch bei seiner Geliebten und den Thorschluß versäumen.

Zwei würdige Gesellschafter beschlossen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unscheinbares Bildniß beschwerte. — Ob es einen nervichten Vulkan oder einen aufgeblähten Midas vorstellte, war für die Kunstrichter ein Räthsel. Ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeister des Marschalls, an Stande; so wie an Wissenschaft, weder Pferd noch Esel — nahm die eine Hälfte des breternen Sitzes ein, und auf der andern saß ein graugewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und Prosa die hohe Gesellschaft zu erlustigen: aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß sein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, daß er so lange glücklich regieret, und um welches sich jetzt der fürstliche Läufer, der Oberschenk und eine dicke Tyrolerin rissen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Komtesse. Der Hofmarschall stand unbeweglich an dem offenen Fenster, und seine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf dem Weg hin, woher die schöne Klarisse kommen sollte. Wimmernd rang der angstvolle Magister die Hände, und versicherte ohne Aufhören den argwöhnischen Hofmann: „die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! sagte er, sie hat mir ja mit der aufrichtigsten Miene versprochen, meine schwere Bedingung erfüllen zu helfen, und sie wird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlassen." Unterdessen war auch schon der theure Mann angelangt, der dies Braupaar fester verbinden sollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo Niemand die Reize einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drei Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreimal hatt' er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten gebannt: der schweige nachmals stille! Sein frommfarbiger Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und in diesem gezwungenen Stande ward er selbst in einem Amte mager, das seit dreihundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hat. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er sprach aber gern von dem General Ziethen und dem lustigen Treffen bei Roßbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuernte: bald aber beglückt' er sie, zum Trost, mit einem warmen Sonnenschein in der Weinlese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seitdem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeierten Pause — erschien endlich die ersehnte Göttin, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarschall, ohne Gouvernante erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitsgeschenke hatte diese geizige Seele zurückgehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum Erstenmale den langbewahrten Schatz einem listigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen wußte. Mit funkelnden Augen empfing er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glassirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt ward. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schicksal des armen Dorfpfarrer bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens mit Freuden empfing. Mit einer zurückhaltenden, bescheidenen Miene empfing auch sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguß auslöscht. Ein geheimer Neid saß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehemaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihren Pfarrherrn schwebte — und das wache Bewußtsein ihres jetzigen Schicksals bracht' ein ernsthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaß der Beglückte seine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreißen konnte. Nun hab' ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks drückt er oft seiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher, unversehener Gedanke, der sich wieder alles Vergnügen auflehnte, stieg jetzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor. — Ist dies nicht, seufzte sie bei sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als dem, der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und jetzt begräbst du mich sogar in eine schmutzige Pfarre! Aber ihr weiser Freund und Rathgeber entdeckte kaum diesen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Gesicht, als er durch einen ernsthaften Blick, gen Himmel geschlagen, ihr denselben verwieß, sie mit ihrem Schicksale versöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematischer Fourier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabei die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Jetzt ergriff der schimmernde Hofmarschall die warme, weiche Hand der blauäugigen Wilhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bat den dankbaren Magister, sich neben seine Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn seine Geliebte

entzog, giebt sie ihm jetzt bei einem freigebigen Gastmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm all sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickte einst der große Agamemnon seine Briseis dem belorbeerten Priester des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe mußten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias die Geschichte, wie ich jetzt die Hochzeit eines Magisters besinge.

Der Schmaus ging an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freimüthige Scherz, die feine Spötterei, und das fröhliche Lächeln vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Komtesse und des Champagners durchbrauste die fühlbaren Herzen der Gäste. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magister und der Hofnarr — immer in sich gekehrt, saßen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologischer Scrupel, bald ein Gedanke seiner künftigen Liebe; und der andere ängstete sich heimlich, daß es in seinem Gehirne so finster, wie eine durchnebelte Winternacht aussah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marschalls, und wie oft verfolgte sein schwerer Witz die flüchtigen Reden des lustigen Kammerjunkers! aber eh' er sie erreichte, waren sie von der Gesellschaft und von dem Redner selbst vergessen, und mit Verdrusse nahm er wahr, daß niemand seine Einfälle begriff, und alle seine witzige Mühe verloren ging. Ein alter hungriger Wolf schleicht so dem Fuchse nach, der unbekümmert durchs Gras scherzt, den verdrießlichen Räuber bald nach dieser, bald nach jener Seite hinlockt, und endlich doch seiner groben Tatze entwischet. Zur Erholung der gesättigten Gäste, deren immer sich anstrengender Witz manchmal schlaff zu werden begann, rief der kluge Hofmarschall den Verstand des sinnreichen Konditors zu Hülfe, der so oft seine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden eines Fürsten seinen Hof einzuwiegen drohen — Und — auf einmal reizt eine überzuckerte Welt die weiten Augen der Gäste. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetischen Brennofen gebildet, scherzten ohn' Aufhören im funkelnden Grase. In der Mitten entdeckte sich eine lachende Scene unter einer hohen arkadischen Laube, von ewigem Wintergrün: die porzelanene Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn er sich einholen läßt! denn der kleine lose Dieb hat ihr Stundenglas listig entwendet, und schüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Gesellschaft sich innerlich freute. Ein voller Teller lustiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, streute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermischung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Ferngläser und Schnürbrüste, Küraß' und Palatins, Spiegel und Larven klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder seine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelsprüche wurden laut gelesen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarschall eine feurige Liebeserklärung — lächelnd sah er seine gräfliche Nachbarin an, und überreicht' ihr die bunten Lose. Sie ergriff einen Federhut, und las stotternd eine prophetische Beschreibung des verliebten Meineids ab. Furchtsam gab sie den Teller von sich — Ein ungesalznes Epigramm auf den Hymen lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus seinem Staube gezogen, und mit lautem Lachen ausposaunt — Die lose Wilhelmine zerrieb eine Knotenperrücke, die in Knittelversen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magister ein schneeweißes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet er es und fand diese wenigen Worte: ich liebe einen um den andern. — Wer hätt' es diesem falschen Herzen ansehn sollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühsam die beiden Hälften wieder zusammen. Alle noch übrigen Devisen wurden von den beiden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz still die noch verborgenen Schätze des Witzes für sich einsammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrießliche Langeweile fing wieder an, den angenehmen Lärm der Gesellschaft zu unterdrücken, als der schlaue Hofmarschall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitsgeschenk aus seiner Tasche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllenden Papier, und ermunterte die übrigen Gäste, seinem Beispiele zu folgen. Ungezwungen stellt er sich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hing ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem schwarz-moornen Bande zwischen dem schönen Busen hinunter rollte. — O was für ein Bewußtsein durchströmt' jetzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, und die unzeitige Schaam brachte sie in eine kleine Verwirrung. Ein solches Gefühl durchdringt oft die treulose Brust eines Hofmanns, wenn sie nun zum erstenmale unter dem ertheilten Ordenssterne klopfet. Furchtsam glaubt' er, die Gemahlin des Fürsten möchte das Verdienst errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbst den ihm unbekannten lakonischen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wagen, sich unter seinen Neidern zu brüsten, bis ihm sein trostreicher Schreiber die goldenen Buchstaben verständlich gemacht hat.

Was für köstliche Geschenke häuften sich nicht in dem Schoße der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe und Dosen und künstliche Blumen — Ach! dachte der Pastor — ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beschwerlichen Amte gesammelt — und wie wunderbar; als Herr seines Weibes dankt' Er — auch Er! seinen großmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen angebracht waren.

## Sechster Gesang.

So endigte sich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäste taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umschallte die Wände; Leuchter und Stühle drehten sich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgestohlne Küsse erfüllten die Luft. Die zerstreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hause sie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — die junge Komtesse, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantin uneingedenk, stellte sich mit dem freundlichen Hofmarschall in den einsamen Bogen des Fensters, und dieser genoß der süßen Betäubung der Schönen, so gut als er vermochte. Der kindische Kammerjunker versuchte seinen Witz an dem schläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der aufmerksamen Gesellschaft. Aber Alle verachteten die harmonische Erinnerung des Nachtwächters, und übersahen das politische Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geschöpfe einer Maskerade widersinnig unter einander, vergessen ihre Verkleidung, um nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moses zieht die verkappte Nonne zum schwäbischen Tanz auf, oder fordert ein Stück schmackhafte Cervelatwurst. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Gesundheit des allerchristlichen Königs, und die stroherne Pyramide fängt an, Knaster zu rauchen.

Jetzt ging der ungeduldige Ehemann in seine einsame Studirstube — verwünschte seine lärmenden Gäste und rief also zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! hast du mir deinen Schutz nur darum angeboten, und mich deines Rathes gewürdigt, um mich jetzt desto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizen meiner Wilhelmine hast schmachten gelehrt, — daß du mich durch ihr melodisches Jawort beglückt hast. — Was hilft es, daß mir dieser Tag in der schönsten Feier entflohen ist, wenn meine erste Brautnacht langweilig und ungefeiert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich spottend an die neue Bekanntschaft einer Freud' erinnern, die wider mein Verschulden mir fremd geblieben ist, und Wilhelmine wird mir mit ernsthaftem Lächeln in das Gesicht sehn, wenn sie die glückwünschenden Bauern Frau Magisterin grüßen. Diese Nacht, o Sohn der Venus! nur diese einzige Nacht, beherrschest du noch mit dem Hymen in gemeinschaftlicher Ehre. — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöse der gepuderten Höflinge und durch das Wiehern ihrer Pferde, diese glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend ist, mir wieder zurück zu führen, sollten sie einmal davon sein!" Diese Seufzer des unruhigen Magisters brachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute sich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienstbare Hilfe des Hymen, des Amors Freundschaft noch suchte. Gütig entschloß er sich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch' ein heroisch Unternehmen — Welch' eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojanische Brand ein, der die trotzige Garnison der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlassen, und diese so oft besungene schreckliche Geschichte gab ihm eine sinnreiche Kriegslist an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet aus den Händen des gefesselten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und stahl sich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunst verlassen, die vor kurzem zwanzig schöpferische Hände darinnen beschäftigte, ruht itzt eine finstere Traurigkeit unter

ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckseite in der aufgehäuften Asche verborgen, woran die ganze große geschwänzte Armee des scherzhaften Mäoniden sich hätte sättigen können. Dieses ungeheure Magazin steckte der freibeutische Amor mit abwärts gesenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die schwarze Esse, die sich rauschend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte. — Es war geschehen — Amor schüttelte seine Flügel und floh, und stellte sich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier stand er wie Nero, als er mit grausamer Wollust seine Residenz brennen sah, freute sich seines gelungenen Anschlags, und erwartete den erschrecklichen Ausgang — Und nun — o Muse! hilf mir das Getümmel beschreiben, das in dem Hause des Magisters entstand, als die gräßliche feuerschreiende Stimme sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete. Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor unermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrei der Kinder, und das Pochen der Nachbarn, und das Bellen der Hunde, machte eine finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so flohen sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verließen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug, so umfaßt' itzt der getreue Hofmarschall seine weinende Klarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Wellen des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissenen Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre sichere Karosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockne Weise, gegenwärtig in den größten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder so, wie der größte Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Nase besorgt, um eine Prise Rappé bat — noch schnupft' er ihn mit süßer Empfindung, in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar, und befand sich in der andern Welt, eh' er — niesen konnte — eben so nahm noch itzt der Hofmarschall drei verliebte Küsse von seiner beängstigten Schönen, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so gebot Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verlosch. — Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hilfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, auf's priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe in den schwarzen Abgrund hinunter stieß, daß ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf ging er Hand in Hand mit ihm zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht' er an dem rauschenden Brautbett, und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit auf den Wangen seiner zufriednen Schönen sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Jetzt stand der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerei seine Kriegslist und seinen Triumph, daß seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beifall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einen sanften geistigen Sonnenschein auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter so vielen tausend poetischen Seelen die meinige allein begeisterte. Ich hab' Alles gethan, was meine Muse befahl; ich habe das Elend des verliebten Magisters, und seine fröhliche Hochzeit besungen, und hab' ein Werk verrichtet, daß durch eine schöne Druckerpresse vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

---

## L. Freiherr von Thumb,

in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, lebt als königlich würtembergischer Kammerherr zu Stuttgart und gab heraus:

Zwei Theaterstücke. Tübingen, 1813.
Viola, oder Liebe um Liebe. Frankfurt, 1813.
Erzählungen und Novellen. Nürnberg, 1814—1815.
Der Redselige, Lustspiel. Stuttgart, 1816.
Beiträge für die deutsche Schaubühne. Frankfurt, 1818.
Zwei Bühnenstücke. Tübingen, 1820.
Die neue Schauspielerschule. Leipzig, 1821.
Neue Bühnenstücke. Augsburg, 1814.
Das Recept für Magen und Herz. Hanau, 1820.

Seine meisten Bühnenstücke sind größtentheils französischen Originalen nachgebildet. Da er die gewählten Stoffe jedoch mit Geist, Eleganz und Lebendigkeit zu behandeln versteht, so zeichnen sie sich unter der großen Menge ähnlicher Leistungen sehr vortheilhaft aus.

---

## Johann Thurmayr, genannt Aventinus,

ward 1477 zu Aremberg geboren, studirte zu Ingolstadt und trat daselbst, nach mehrfachen Reisen, 1509 als Lehrer der Geschichte auf. 1512 wurde er vom Kurfürsten von Baiern zum Erzieher der Prinzen Ludwig und Ernst, 1517 zum Historiographen ernannt. Er lebte zuletzt in Nürnberg unter mancherlei Verfolgungen der Geistlichkeit, die seinen Freimuth fürchteten, bis zu seinem am 9. Januar 1534 erfolgten Tode.

Seine Schriften sind:

Bairische Chronik. Frankfurt am Main, 1566; Basel, 1580.
Dreißig Stammtafeln der bairischen Fürsten. Frankfurt, 1580.
Chronik vom Ursprunge der alten Deutschen. Nürnberg, 1541.

Einer der vorzüglichsten Chronikenschreiber früherer Tage, dessen Styl sich bei guter Darstellung namentlich seltener Kraft erfreut.

---

## von Thurne, s. Minnesinger.

---

## Georg Thym oder Klee

ward um das Jahr 1516 in Zwickau geboren, wurde Melanchthon's Schüler und zuerst an der Magdeburger Schule, 1548 als Rector zu Zwickau angestellt. 1550 folgte er einem Rufe nach Goslar, von da ging er nach Wernigerode und starb als Magister der Philosophie zu Wittenberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er schrieb:

Des Edlen Gestrengen weitberühmten und streitbaren Heldes, Thedel Unverferden von Wallmoden tapferer, männlicher und ritterlicher Thaten vielhübsch Geschicht. Magdeburg, 1558.

(S. Ch. R. Reichards Beiträge zur Einsicht ins Geisterreich Th. I. S. 603 fgde.)

Einer der ersten deutschen prosaischen Romane, der nicht ohne Interesse ist.

---

## Ludwig Tieck,

der größte jetzt lebende deutsche Dichter, ward am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, studirte, nachdem er schon auf der Schule zu dichten angefangen, von seinem neunzehnten Jahre an zu Halle, Göttingen und Erlangen besonders Geschichte und die antike sowie die moderne poetische Literatur, durch enge Freundschaft mit Wackenroder vereint. Seine ersten Werke, in welchen eine neue poetische Richtung, deren Hauptbegründer er wurde, bald mit düstern, bald heitern Tönen sich entschieden verrieth, erschienen zu Berlin, wo er, mit dem jüngeren Nicolai befreundet, auch dessen merkwürdigen Vater kennen lernte und von diesem beschäftigt wurde. Bedeutender war für seine Entwickelung der darauf folgende Aufenthalt in Jena, wo Fichte, Novalis und die Schlegel den Gleichgesinnten freundlich aufnahmen; in dessen Nähe geistesverwandt, doch schon beruhigt, Herder wirkte. Darauf ging er nach Hamburg, wo Friedrich Ludwig Schröder, der Romantiker, auf der Bühne ihn entzückte. Nachdem er sich dort vermählt hatte, zog ihn Friedrich Schlegel nach Dresden; hier blieb er während der Jahre 1801 und 1802; darauf lebte er theils zu Berlin, theils zu Ziebingen, in der Nähe von Frankfurt an der Oder. 1805 trat er eine Reise nach Italien an, von der er nach einem Jahre krank heimkehrte; die erste Ruhe suchte er in München, später wandte er sich wieder seinem ländlichen Sitze unweit Frankfurt zu. Seit einer Reise nach England 1818 hat er Deutschland nicht wieder verlassen. 1819 ging er nach Dresden, wo er 1825 den Hofrathtitel und die Intendanz des Theaters erhielt. Hier lebte er bis 1841, der Stolz Dresdens, freundlich dem Fremden zugänglich und heiter trotz großer Gichtleiden; auch schriftstellerisch sehr thätig und — wenngleich von dem jungen Deuschland viel gemißhandelt — einer großen Zahl alter Verehrer immer willkommen: in diesem Jahre folgte er einer ehrenvollen Einladung des Königs von Preußen in seine Vaterstadt, ohne jedoch seine Stellung in Sachsen aufzugeben.

Seine Schriften sind:

Abdallah. Berlin, 1795.
William Lovell. 1796.
Peter Leberecht. Berlin, 1796.
Peter Leberechts Volksmärchen. Berlin, 1797. 3 Bde.
Ritter Blaubart. Berlin, 1797.
Der gestiefelte Kater. Berlin, 1797.
Franz Sternbald's Wanderungen. Berlin, 1798. 2 Bde.
Don Quixote, von Cervantes. Berlin, 1799—1801; 3. Aufl. 1831.
Zerbino, die Reise nach dem guten Geschmack, Romantische Dichtungen. Jena, 1799—1800. 2 Bde.
Genoveva. 1800.
Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Bremen, 1800.
Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. Berlin, 1803.
Kaiser Octavianus. 1804.
Altenglisches Theater. 1814—1816. 2 Bde.
Phantasus. Berlin, 1814.
Ulrich's von Lichtenstein Frauendienst. Tübingen, 1815.
Shakespeare's Vorschule. Leipzig, 1823—1829.
Gedichte. 1821. 3 Bde.

Novellen:

Die Gemälde, Novelle. 1822.
Die Reisenden. 1823.
Die Verlobung. 1823.
Märchen und Zaubergeschichten. Breslau, 1829.
Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin, 1826.
Novellenkranz. Berlin, 1831.
Der junge Tischlermeister. Berlin, 1836.
Dramaturgische Blätter. Breslau, 1826. 2 Bde.
Vittoria Accorombona. Berlin, 1840. 2 Bde.
Gesammelte Schriften. Berlin, 1828—1829. 15 Bde.
Einzelne Novellen u. s. w. in Almanachen u. s. w.

Es sei dem Herausgeber gestattet, seine Ansicht, die er in einem früheren Werke über diesen großen Dichter aussprach, hier zu wiederholen, da er derselben unverändert treu geblieben ist. „So wie T. hat wohl Keiner den romantischen Charakter des Mittelalters aufzufassen, und im glühendsten und dabei doch zartesten Farbenspiel wieder zu geben verstanden. Es ist, als wenn die alte ächte Frömmigkeit, die tiefe Liebe, die Kraft und Ehrbarkeit jener entlegenen Tage wieder auferstanden wären und unter uns herum wandeln in seinen Werken, um in edler Opposition die Nichtigkeit, Leere und Hohlheit des Alltags zu zeigen, ohne uns dabei allen Trost zu rauben, denn sie erhöhen die Lust und Freude an jenen Herrlichkeiten. Dabei zeigt sich nirgends falscher Prunk, selbst im Spott nicht, denn auch in diesem herrscht die wahre Bonhommie der Gemüthlichkeit vor, mit welcher der Schalk, der das ganze Reich des Witzes, sammt allen seinen Nebenprovinzen zu commandiren versteht, die Gemeinheit der Gesinnungen und des Strebens, die Alltäglichkeit des Haufens verspottet und geißelt. — T. ist deshalb ein so ächter deutscher Dichter, weil er alles Schöne des Auslandes in sich aufgenommen und es so mit seiner innersten Eigenthümlichkeit zu verschmelzen gewußt hat, daß ein drittes originales Ganze daraus entsprang, und sich aus diesem die bestimmteste Selbstständigkeit in seinen Leistungen offenbart. Nachdem T. sich in anderen Fächern der Poesie durchaus als ein Meister bewährt hatte, brach er in seinen späteren Jahren der deutschen Novelle eine eigenthümliche neue Bahn, indem er, mochte er nun einen historischen Stoff behandeln oder die Fabel selbst erschaffen, sich stets einer bestimmten ausgesprochenen Erscheinung des Bestehenden bemächtigt, und diese sowohl erzählend als reflectirend von allen Seiten darzustellen weiß. — Die große Kunst, welche er hier offenbart, liegt darin, daß er Alles, Charakter und Situationen, so verschieden diese auch in ihren Grundbestandtheilen von einander sind, in das bestimmteste Verhältniß zu jener Hauptidee bringt, so daß Alles, wie die Strahlen in einem Brennspiegel, zuletzt in einem Punkte zusammentrifft und trotz dem, daß der Dichter gelegentlich nach allen Seiten schweift, sich doch wieder genau concentrirt, ohne daß der Leser die Absicht-

lichkeit bemerke, oder durch jene Abschweifungen gestört werde. — Das Eigenthümlichste dabei ist seine ironische Weltansicht, welche Alles schildert, wie es eben ist, so daß wir leicht glauben, es sei auch so im Gemüthe des Dichters, der sich nirgends subjectiv äußert, sondern gerade jedes Object in seiner ausgebildetsten Subjectivität vorführt, und uns eben dadurch die Thorheit, Leere und Nichtigkeit der Erscheinungen in das hellste Licht stellt. Hier offenbart sich der feinste Spott, eben deshalb so fein, weil nirgends subjective Gereiztheit sichtbar ist; der Dichter steht über dem Ganzen, weil das Ganze außer ihm liegt, und nur indem wir das ihm Verwandte durch die Gesammtdarstellung erkennen, ahnen wir seine Vortrefflichkeit, die uns immer klarer und deutlicher wird, je mehr wir die geistige Kraft haben, seinen Standpunkt zu erreichen. Eben durch diese Natürlichkeit sehen T's Novellen so leicht aus und fanden so viele Nachahmer, die jedoch alle weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben."

---

### Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen gold'nen Sterne
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht.
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

---

### Der Trostlose.

Dich von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen, abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmäh'n —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmäh'n —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal!

---

### Frühe Sorge.

Durch die bunten Rosenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munt're Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.
Immer wach sind meine Sorgen,
Nimmer ruht dies treue Herz,
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Wollt ihr mich der Qual entbinden!
Hört ihr, Götter, mein Gebet?
Kann ich nie die Ruhe finden,
Die mein Herz von euch erfleht?

---

### Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes munt'res Weh'n?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern';
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Und wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

---

### Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht;
Es säuselt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, schlaf' ein,
Leiser rauschet der Hain,
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr versteckten Gesänge,
Und stört nicht die süßeste Ruh,
Es lauscht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Gesänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, schlaf' ein,
Im dämmernden Schein
Ich will dein Wächter sein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rausche nur, du stiller Bach.
Schöne Liebesphantasieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume schwimmen nach.
Durch den flüsternden Hain
Schwärmen gold'ne Bienelein
Und summen zum Schlummer dich ein.

---

## An Novalis.

### I.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnen, Sehnsucht nach dem Frieden.

Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr' wohl; wir sind ja nicht geschieden.

### II.

Wann sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt goldner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.

Bald regt sie sich, in Aengsten, daß sie säume,
Luft, Sonne, Wasser, die sie schön genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen;
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume.

Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Giebt sie, von tiefer Inbrunst angesogen,
Den Blumengeist und stirbt in süßen Düften.

So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schiedst du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

---

## Die Rose.

O beglückt, beglückt, du Persien!
Persien, Wunderland des Morgens!
Süße Fluren, heilige Wälder,
O du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Odem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimath, wo die Lieder wohnen!
Aber ihr vor allen, Gärten!
Seid gegrüßt mir, Lauben, dorten
Möcht' ich auf den Fluren wandeln,
Wenn sie blühen roth von Rosen.
Rose, liebste Mädchenblume!
Rose, die du dort geboren!
Ach! wie ist ein Liebesblut
Das Gefilde, wenn du oben
An Gesträuchen blühend dichte
Wankst und zitterst mit den Knospen,
Und die heißen Sommerwinde,
In der Farbengluth verloren,
Kühlend baden, sich berauschen:
Nein, so schön ist nichts geworden,
Was die Erde liebend treibet,
Was vom Himmel schaut die Sonne,
Als flatternd auf grünem Stengel
Meine liebste rothe Rose;
Rose, liebste Mädchenblume,
Liebesblume, süße Rose!

Wie ich dich in Händen halte,
Die zur Lieb' ich mir erkoren,
Und ich schau in deine Blätter,
In das Labyrinth, das rothe,
Und ich frage die Bedeutung
Und wie du zur Welt geboren,
Bin ich trunken und weissagend
Süßen Rausches aufgehoben;
Liebesblume, Mädchenblume,
Rosenblume, süße Rose!

Nicht umsonst bist du erst quillend
Eingehüllt in deiner Knospe;
Also schläft des Mädchens Busen,
Eh' die Liebe ihn erhoben:
Und das Roth, ein heimlich Feuer,
Bricht hervor süß angeschwollen,
Und wie ein verstohlen Küßchen
Hangst du an dem Zweig gebogen:
Aber inniger entbrennen
Lüfte, die dich aufgesogen,
Immer süßer träumst du Liebe,
Hast die Luft in dich gezogen,
Immer buhlerischer küsset
Dich das Licht, das dir gewogen,
Und du lässest nun die Scham,
Und es dringt zu deinem Schooße
Alle Kraft des heiligen Aethers,
Seine Pfeile, glänzend golden. —
Mußt du welken in der Liebe,
Mädchenblume, süße Rose?

Als die Göttin sonst der Liebe,
Venus, auf der Erden wohnte,
Und zum Erstenmal sie wandelnd
Trat der grünen Wiese Boden,
Jungfrau noch und unvermählet,
Aus dem Meere jüngst entsprossen, —
Aus der Zeugungskraft des Wassers
War das Licht empor geflogen, —
Und sie stand, sich selbst besinnend,
Selber über sich betroffen,
Ihre Schönheit, ihre Anmuth
Mußte Venus selber loben,
Und der Himmel glänzte heller,
Wie den Blick sie aufgehoben,
Und die Erde grünte grüner
Von dem Fuß getreten, stolzer
Sangen murmelnd blaue Bäche
Von dem Wiederschein vergoldet,
Und die Tauben girrten inn'ger
Und die Nachtigall schlug voller,
Hub und breitete ihr Lied aus
Wie ein Kleid von süßem Wohllaut,
Deckte Wald mit und Gefilde,
Daß die Bäume treibend quollen.
Noch nicht war die Liebesblume
Lebend, meine süße Rose.

Aus dem Walde tritt ein Jüngling,
Und wie Flammen angezogen
Fliegen zündend ihre Blicke,
Brennen nicht mehr hier und dorten,
Doch der Jüngling tritt zur Jungfrau;
Und sie hatten sich umschlossen,
Und die Unschuld lehrt sie küssen
Und es treibt zum süßen Zorne,
Wie sie sehnen und ermatten,
Kaum erkannt ein Liebeswollen:
Und im Sträuben und Ergeben
Löset sich der wunderholde
Zauber, Liebe wird zur Liebe,
Und der Flur wird von dem Zorne,
Von den Küssen, von der Milde
Ein Andenken wie zum Zolle
Dargebracht; dem heiligen Blut
Zittert gleich das Feld voll Wollust,
Und es rauschen und es treiben
Quillend ungestüm die rothen
Blumen her, bedecken blutig,
Lächelnd, küssen, voll und voller,
Knospend, blumend, ganz den Anger,
Und die Göttin weiht die Rose
Zu dem Eigenthum der Liebe:
Also wurdest du geboren,
Mädchenblume, Liebesblume,
Rosenblume, süße Rose!

---

## Die Lilie.

Sei du mein Gesang, o weiße,
Heil'ge, sanfte Liebeslilje;
Wenn ich dich mit Lippen küsse,
Weißt du, wie ich innig liebe.

Keiner soll die Rose schelten,
Deren süßes Blut durchdringet
Unser Blut mit froher Sehnsucht,
Zündet in dem Herzen Schimmer:
Aber wer den blauen Aether
Kannte und das Licht des Himmels,
Und die stille Kraft der Wellen,
Liebt auch dich, holdsel'ge Lilje.

Unter Felsen, unter Wäldern
In dem einsamsten Gefilde
Wo nur heilig Rauschen wohnte,
Geister in den Quellen rieselnd
Mit den Bäumen sich besprachen
Und sich in dem Echo riefen,
Lebten zwei Geliebte glücklich,
Selig ganz in ihrer Liebe,
Aus der wüsten Welt geflohen
Fanden sie die Ruhe wieder,
Und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einst, als sie nach langen Küssen
Sich beglückt in Armen hielten,
Und die Blicke zu einander
Sehnsüchtig, befriedigt spielten,
Blickte er in ihre Augen,
Sie in seines Herzens Tiefe,
Und, so wie aus Geisterbrunnen,
Stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei große Thränen,
Die sie fest in Zittern hielten.
„Was bedeuten," sprach er seufzend,
„Die Gefühle, Liebe, diese
Wehmuthvollen süßen Thränen,
Die in Andacht du erwiderst?
Nein, ich mag sie nicht verbergen,
Gern hab' ich sie dir gewiesen,
Und die Thräne soll nicht rinnend
Aus dem Blicke niederfließen." —
„„Ein Geheimniß ist es,"" sprach sie,
„„Wonach diese Wasser zielen,
Das sie gerne mit der Andacht
Wollen aus dem Herzen ziehen,
Aber schwach sind ihre Arme,
Und es fällt ins Dunkle wieder,
Und ermüdet sinkt die Thräne
Ueber unsre Wange nieder.'" —
„Also nur ist Erd und Wasser,"
Sang er, „Luft, Licht und Gestirne
Aus der Sehnsucht hergequollen,
Ein Geheimniß aufzufinden,
Klar im Golde funkelt Sehnsucht,
Süß Ermatten glänzt im Silber;
Wollte sich doch deine Thräne
Auch gestalten als Erinn'rung!
Ward ja aus der Fluth Geheimniß
Doch der Bau der Welt gebildet,
Süße Geister, regt euch alle,
Daß ein Sein der Thrän' entquille,
Und ein neues Gold wird leuchten,
Süßer, sanfter, glänzen milder." —
Und es waren Geister nahe,
Die im Quell mit Blumen spielten,
Sie erhörten das Gebet, die
Thränen sanken, Blumen fielen,
Griffen, hielten fest die Erde,
Und geheimnißvoll zwei Liljen
Sahen hin auf die Entzückten,
Inniger fühlten sie die Liebe.
Sanfte, goldne, silberweiße,
Also wardst du, Liebeslilje.

---

## Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Meer die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?" —

„„Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunte.

„„Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, schon leucht't das Kruzifixe,
Das Kapellenbild da drunten."" —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild, sei gnädig,
Bleib in Finsterniß verschlungen!

„Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde, seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

„Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert.
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

„Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter." —

Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach, mein Vater, wär' vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!

„„Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß ihr gesundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröstet euch an seinen Wunden.

„„Wollt ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angst bezwungen:
O wie fass' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil entrungen?

„„O besinnet euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottessohnes Blute.

„„Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder.

„„Das wir leben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

„„Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurücke.

„„Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.

„„Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde;

„„Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden.
Daß er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.

„„Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wurzeln göttlich blumend.

„„Da erschrack die Erde freudig,
Und zerborst in große Kluften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.

„„Blüht hinein in seinen Himmel,
Wächst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten;
Große Kraft hat Herz und Zunge.

„„Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu seinem Ruhme.““ —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind!“ begann er,
„Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

„Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig,
So wie ihre Todesstunde.

„Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah' ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schnürte fester mich im Bunde.

„Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen.
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

„Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Frucht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

„Also bist du mir erwachsen,
Immer war mir fremd dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

„Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

„Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

„Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge.“

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„„Vater, was ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde!

„„Das uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel ist uns so gefunden.

„„Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge *kann* vergeben,
Und es *will* auch der Allgute.

„„Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

„„Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge.““ —

Da erwacht der alte Vater
Sehnend, wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf!“ so spricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche;
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

„Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole;
Betend find' ich dann wohl Ruhe.“

„„Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen?““ —

„Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen
Weiß da steht auf trübem Grunde?

„Oftmals hast du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

„Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers.
Den erhebe, bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten.

„Und zwei Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

„An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

„Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen;

„Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen;

„Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

„Also schrieb er selber nieder.
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

„Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde.
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

„Diese Feste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde, als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde:

„Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

„Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten,
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.

„Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.

„Meine Liebe ward ihm fremde.
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Aeltern Kunigundens.

„Lieber war ich ihr geworden
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu sein, doch war ihr Vater
Jenem hold ob seinem Gute.

„Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich schnell ihn ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschluge.

„Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte,
Wie, woher; so eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.

„Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte;

„Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde
Weiter ab im dunkeln Grunde.

„Dieses ist das zweite Zeichen
Gehe hin, den Stein verrücke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drücke.

„Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach! wo find' davor ich Ruhe?

„Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

„Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

„Angeklagt des schnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen;
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

„Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

„Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube.
Ehre, Hoffnung, Liebe! Leben
Ausgetilgt und jedem Buben

„War mein Herz nun preisgegeben;
Und mir grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

„Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

„Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

„Das die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an, so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tiefrem Grausen
Ward ich bald den finstren Zunften.

„Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute.

„Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verschuldet.

„Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ichs sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

„Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?

„Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

„Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen.

„Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

„In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!" —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihn so fremd bedunken,
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Kruzifixe,
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren,

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe,
Sieh, da sind die beiden Dolche
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer ist er abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.““ —

„Wie so unhold?“ sagt der Fremde;
„Wohlbekannt ist deine Jugend,
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.“ —

„„Kunze ist dein Name, sprichst du?““
Ruft erschreckend aus der Junge;
„„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute.““

„Wird noch stets sein Wahnsinn irren?“
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge;
„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

„Zwietracht hielt uns lang' entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschluge
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.“

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„„O so komm' mit mir! mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

„„Zeig' ihm jetzt dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe.

„„Ach! wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute.““

Nebenher gehn beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren.
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Kluften.
Sieh'! da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,“
Sagt der fremde Mann; „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

„Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schluften.“
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um so bälder,““ sagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke,
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

„Ja, der Menschen Erbfeind ist es.“ —
„„Kennst du mich?““ — so fragt der Dunkle;
„„Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter.““

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge.
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Traurend von derselben Stunde;

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag und Nacht und singet
Requiem dem todten Wulfen,

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen;
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend;
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn ins Grab zur Ruhe.

---

## Aus Kaiser Octavianus.

### Prolog.

(Trompeten. Eine Schaar von Kriegern zieht durch den Wald.)

Chor.

Auf, tapfere Mannen
Und folgt dem Getön!
Es führen uns schön
Trommeten von dannen.
Die Fahnen im Winde
Rothglühend vorauf,
Das Echo im Walde —
Der Frühling gelinde —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie froh der Busen schlägt,
Wie frei das Herz sich regt,
Wenn es den Panzer spürt.
Die goldne Sonne scheint:
Wohlan, wo bist du, Feind?
Hörst du die Jubelklänge?
Siehst du die frohe Menge
Entgegen dir geführt,
Die ziehend mit Gepränge
Dich Flücht'gen einholt balde
Im Walde?

(Ziehn vorüber.)

(Ein Zug von Schäfern und Schäferinnen, tanzend und singend, mit Flöten und Schallmeien.)

Schäfer.

Die Mailust ist begonnen,
Der Baum hat seine Grüne,
Die Blätter schon gewonnen.
Wie seufzten alle Knaben:
O, daß der Mai erschiene,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Fort mit dir, Winter kalte,
Komm wieder Sonnenschein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder Vögelein
Im Walde.

Schäferinnen.

Und seht, er ist gekommen,
Das goldne Kind, der Mai,
Ist allen angeglommen,
Das Eis ist weggenommen,
Die Fluren sind so neu.
Er bringt uns alles wieder,
Schon tönen Frühlingslieder,
Die kühlen Bächlein rauschen
Vom Hügel hergeschwommen,
Die Vöglein alle tauschen
Die tausend Melodieen,
Die goldnen Blümlein blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schatten,
Und ließ die Erde los,
Nun blüht der grüne Schooß,
Nun sieht man auf den Matten,
Im kühlen Waldesschatten,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem andern ziehen,
Und liebend sich begatten.
Gegrüßt sei, holder Mai!
Die Lieb' ist dein Gespiele,
Wenn ich den Frühling fühle,
Wird auch mein Leben neu,
Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

(Ziehn vorüber.)

Der Dichter (tritt auf).

Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.
Ein blau Krystall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergesenket,
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.
Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Thiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, vom grünen Zweig umrauschet.
Wenn Thiere, Wasser, Blumen, Flur erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühlt von Gottheit sich berauschet.

Chor

(von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).

Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Chor

(von der andern Seite mit Flöten in der Ferne.)

Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Trommete Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge,
Dem Frühling und dem Muth wird Gruß gesungen.
Die Fahnen dort sind kühn empor geschwungen,
Im blanken Erze tummelt sich die Menge,
Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge,
Und Flöten, Horn und Wald in eins erklungen.
Drein gießt sich Duft von Baum- und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen, grünen Feuer,
Und Geister in den Zweigen sich entzünden.
Da regt die Poesie sich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leyer,
Er will sein volles Herz der Welt verkünden.
Hör', Echo, du im Thale drunten! — unten
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben!
Die alte Zeit kömmt nie in meine Sinnen, — innen
Gefühle wunders'ger Stunden — stunden
Im Herzen auf und mich bezwangen — Wangen
Und süße Lippen, Busen, Locken — locken
Der Sehnsucht reizende Gefühle — fühle!

Ein Liebender (tritt auf).

Hier ist der Bach, das grünende Gebüsche,
Wo einst bei eines schönen Morgens Frische,
Ach meiner allzus'l'gen Hand
Die reizendste der Hände sich verband,
Mir ihre Gunst die Schäferin gestand.
Alle Wünsche, alle Träume
Waren herrlich nun gestillt,
Das Verlangen war erfüllt,
Fröhlich rauschten grüne Bäume
Aus geh' ich, die Spur zu finden,
Alles sagt mir von dem Glücke,
Jene Zeit kömmt mir zurücke.
Mußte sie so schnell verschwinden?
Ach wie war die Stunde süße,
Als sich unsre Blick' erkannten,
Unsre Herzen schnell entbrannten,
Sich begegneten die Küsse.
Jeder Frühling sagt mir wieder,
Kommt der Herbst, bin ich vermessen,
Kommt der Winter, seh' ich glänzen
Manche Schönheit bei den Tänzen,
Und die Einz'ge wird vergessen.
Aber wenn die Blumen sprießen,
Wenn die Nachtigallen singen,
Muß sie wieder mich bezwingen,
Ich den schnöden Frevel büßen.
Fließet, fließet, treue Thränen,
Herz vergeh im tiefen Schmachten,
Mögt ihr Augen euch umnachten,
Leben, lös' dich auf im Sehnen.

Ein Pilgrim (kömmt).

Was heute war, ist morgen schon verschwunden,
Es wechseln ohne Rast des Lebens Stunden,
Fortuna rennt unstätig durch die Welt
Und weiß nicht wo, weiß nicht, wenn einer fällt,
Sie spielt mit Zepter, Herrlichkeit und Kronen,
Blind geht sie hin, wo irgend Menschen wohnen,
Unglück und Leid, und Thränen und das Lachen,
Sind die Begleiter, die den Hofstaat machen,
Sie kümmert's nicht, wer jammert, wer gewinnt,
Sie kömmt und flieht, forteilend wie der Wind.
Ohne Ruhe ewig wandelnd
Geht sie fort, weiß nicht wohin,
Irr und unstät ist ihr Sinn,
Nur nach blinder Laune handelnd.
In das laute Lachen streut sie
Unvermerkt der Thränen Saat,
Und den Jammer, wenn auch spat,
Durch ein holdes Glück erfreut sie.
Dies sah ich auf allen Wegen,
Und die falsche Welt verlassend,
Und das Weib Fortunam hassend
Wall' ich einer Klaus' entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendstrahlen,
Jetzt sieht man sie in hellem Feuer glühen,
Und wie sie sich in seltsam Bildniß malen:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufsteigend aus der Zeiten goldnen Schaalen,
Doch wie sie noch die Welt am schönsten schmücken,
Fliehn sie wie Wolken und ein schnell Entzücken
Was dieser fliehnde Schimmer will bedeuten,
Die Bildniss', die sich durch einander jagen,

Die Glanzgeſtalten, die ſo furchtbar ſchreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend ſagen;
Es wechſeln die Geſtalten, wie die Zeiten,
Sind ſie euch Räthſel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt ſtehn in ſeinem Lied gedichtet,
Was die Natur ſchafft und im Rauſch vernichtet.
Es wohnt in ihr nur dieſer ewige Wille,
Zu wechſeln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht ſie ab die dunkle Hülle,
Sie weckt die Töne auf aus ihrem Schweigen,
Ein Lebensquell regt ſich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder ſteigen,
Nur Phantaſie ſchaut in das ewige Weben,
Wie aus dem Tode keimt ein neues Leben.

Der Ritter (kömmt zurück).

Die Feinde ſind entflohn, die muth'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerſchlagnem Helm
Zurück ins Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harniſch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein rother Wein,
Der lockend im Pokal vom Golde ſchwimmt,
Und Glanz von ihm in ſeine Röthe nimmt.

Ein Hirtenmädchen (kommt).

Das Feſt iſt vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der ſinkenden Röthe.
Die andern beginnen
Wohl liebliche Töne,
Will jeder die Schöne
Mit Liedern gewinnen.
Mich laſſen ſie gehen,
Folgt keiner zum Hain,
Ich muß nun allein
Im Walde hier ſtehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Im künftigen Lenze
Der Schäfer mich ſucht,
Dann nehm' ich die Flucht,
Er windet mir Kränze.
Dann fürcht' ich die Buchen,
Die finſtere Eiche,
Er wird im Geſträuche
Im Dunkeln mich ſuchen.

Ein Reiſender (tritt auf.)

So leg' ich hier den ſchweren Bündel nieder,
Der mir den Weg faſt zu beſchwerlich macht.
Ich habe nun der Länder gnug geſehn
Und will mich im Erinnern ſchön ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Und Nachbarn, ihnen alles zu erzählen;
Die größte Luſt kömmt immer hinten nach.

Ein zweiter Reiſender (tritt auf).

Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu ſchauen:
Keiner darf ſich ſelbſt vertrauen,
Oder ſich als weiſe wähnen;
Das erfordert manche Künſte,
Mancherlei muß man erfahren,
Und oft ſieht man erſt nach Jahren:
Alles waren eitle Dünſte.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen,
Meiſt folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt etwas im Schilde,
Und umſonſt iſt nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beſchwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.

Ritter.

Beglückt, wer mit den aufgeſpannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er ſieht um ſich die große Fläche ſpiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt,
Er lenkt den Kiel nach ſeiner Heimath Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorſam dienen Winde, wie die Wogen.

Erſter Reiſender.

Was hab' ich nun von meiner ganzen Reiſe,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt?
Als ich den Weg vor meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müſſe was Beſondres werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede werth.

Zweiter Reiſender.

Wundervolle Berge warten
Meiner, und die Waſſerfälle,
Glänzend ſpringt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauſchen, Gemſen klimmen
Oben ſchwindlicht am Geſteine,
Freundlich ſind im Mondenſcheine
Städte da mit Thürm' und Zinnen.
Manches wird ſich noch begeben,
Mancher Rauſch und manche Schöne,
Mancher Zwiſt, den ich verſöhne,
Fügt ſich luſtig in mein Leben.

Ein Küſter (tritt auf.)

Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurücke reiſen müſſen,
Das iſt mir herzlich ungelegen,
Denn meine Beine müſſen's büßen,
Und alles aus dem dummen Grunde,
Weil unſre Uhr nicht richtig geht,
So daß ſie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden ſtille ſteht.
Das Dach iſt nicht ganz regendichte,
Und immer ſcheut das Dorf die Koſten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder roſten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine
Und alle machen groß Geſchrei,
Es iſt zwölf Uhr, ſo ruft der Eine,
Der Andre ſchwört, es ſei ſchon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regel,
Und Keiner iſt's, der ſich nicht merke,
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da ſich die Dinge ſo geſtalten.
Die Ordnung iſt nun auch begraben,
Und Alles ſchwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Currende-Knaben,
Lebt Jeder wie das liebe Vieh.
Doch iſt die Uhr nur erſt im Stande,
Und das geſchieht in kurzer Friſt,
So weiß doch jedermann im Lande,
Woran er mit ſich ſelber iſt.

Erſter Reiſender.

Das iſt gewiß, nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht honette Uhr.
Warum? Man weiß dann ſtets in jeder Stunde,
Wie viel die Glocke eigentlich geſchlagen.
Man ißt dann nicht zu ſpät und nicht zu früh,
Man geht zur rechten Zeit zu Bette,
Man treibt's Studiren niemals über Macht,
Und da das Leben aus der Zeit beſteht,
So muß man auch beſtändig darnach ſehn,
Wieviel es an der Zeit iſt in der Welt.

Zweiter Reiſender.

Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof ſchön herüber
Einem kann ſo viel bedeuten,

Nichts auf Erden iſt mir lieber.
Und die ernſten Glockenſchläge
In der ſtillen Mitternacht
Machen alles Grauſen rege,
Wenn ich grade noch gewacht.
Nie möcht' ich die Uhren miſſen,
Und auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben wiſſen,
Wo doch wohl die Glocken hängen.

Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied mir in mein Ohr,
Drum zögert, eilt nicht allzuſchnell von hinnen,
Ich fühle ſchon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze ſteigt das Bild empor.
Es thun ſich Thiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, königliche Zinnen,
Ein Knab' will mit dem Rieſen Schlacht beginnen,
Ein Kinderpaar, das ſich im Wald verlor.
Es toben wild der Heiden rohe Schaaren,
Die Chriſtenheit zu ſtürzen all' entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein ſchönes Frauenbild mit goldnen Haaren,
Die Augen, wie der reinſte Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht. —
Doch ſchaut, welch' Bildniß reitet durch den Wald?
Iſt's eine Jägrin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegesgöttin, die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit ſiegender Gewalt?
Iſt es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt, und unſrer Erde gönnet,
Daß man ſich wiederum als Göttin kennet?
Noch nie ſah ich ſo herrliche Geſtalt.
Mein Herz erbebt in freudigem Entzücken,
Mich zieht an ſich das wunderbare Weſen,
So göttlich groß, ſo lieblich doch und mild.
O nahe dich, du herrlich Frauenbild,
Ich bin von jedem Leiden gleich geneſen,
Wenn du mich würdig hältſt, mich anzublicken.

Erſter Reiſender.

Wir ſtehn, ſo glaub' ich immer, in der Schonung,
Die abgehegt vom andern Walde iſt,
Der Jäger kommt, uns Alle abzuſtrafen:
Ich hab' ſo viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reiſen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh nach Hauſe.
(Geht ab.)

Zweiter Reiſender.

Ich verweile mich zu lange,
Wie die Zeit ſo ſchnell vergeht,
Keine Stunde ſtille ſteht,
Die Betrachtung macht mir bange.
Warum ſoll ich hier noch harren?
Die Geſellſchaft macht mir Reue,
Und nun kommen vollends neue,
Endlich wird man gar zum Narren.
(Geht.)

Der Küſter.

Ich frage nur: kann dies die Uhr mir beſſern?
Wenn das nicht iſt, ſo ſuch' ich einen Meiſter,
Der wieder Alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu ſehr verwirrt.
(Geht ab.)

Der Dichter.

Halt an, du wunderbares Bild! wer biſt du,
Auf dieſem weißen, königlichen Zelter?
Mit Federbüſchen in dem Winde flatternd,
Die weiße Bruſt mit blauem Schleier ſchmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt,
Auf vollen Wangen Throne für die Liebe?
Mir iſt, ich kenne dich, doch biſt du fremd,
Ich habe nie ſo Wunderherrliches,
So Liebliches geſehn, ſo fremde Tracht.

Die Romanze (auf einem Pferde).

Romanze.

Hältſt du mir des Roſſes Zügel
Auf in meinem ſchnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen ſagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur
Wenn man von mir ſpricht, Romanze,
Ich durchzieh die Welt mit Freuden,
Streue Luſt aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen,
Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter iſt die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten.
Beide haben mich erzeuget,
Als ſie ſehnſuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüſten
Wuchs ich auf, in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochroth wehten Chriſtenfahnen,
Kreuze drein die Krieger führten,
Und die Heidengötter ſanken,
Flohe Venus, die betrübte,
Nach dem einſam dunkeln Walde,
Venus, aus dem Meer geboren,
Trauernd, daß kein Tempel ſtande,
Wo man der Verführerin
Opfer noch und Weihrauch brannte;
Und voll Trug hüllt ſie die Glieder
In die büßenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War ſie gänzlich umgeſtaltet,
So fand ſie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felſen wallte.
Venus war erfreut des Truges,
Und ihr weltlich Herze lachte
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunſt geſtand im Wahne.
Drauf gebar ſie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber ſie ward eingeſchloſſen
In der Felſenklüfte Spalten,
Daß ſie keinen Trug erſinne,
Und die Liebe nicht verwandle:
Selbſt erzog, ernährt' ſich dieſe
Von dem ſüßen Himmelsmanne.
Und ſie blühte auf, ein heiliger
Ueberirdiſch ſchöner Garten;
Drauf vermählte ſich der Glaube
Mit der ſüßen, die ſo zarte.
Denn er ſprach: Wen ſoll ich freien?
Alle Mädchen, die ich ſahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen.
Von der Welt und von der Sünde
Losgeriſſen, muß mich laben
Streit für Gott und Chriſt und Geiſte,
Hält mein Herz in goldnem Brande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein ſtiller Sinn von jener
Wie die Sehnſucht wohl verachtet.
Da erblickte er die Holde,
Meine Mutter, als er ſahe,
Daß ſolch Bild auf Erden wohne,
Wünſchte er ſich ihre Gnade.
Und ſie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenſtrahlen,
Wie des Mondes ſanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thale.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menſchen neue Sprache,
Liebevoll war Glauben immer,
Glauben nur ein Liebsgedanke.
Das bezwang die härtſten Herzen,
Alle zu dem Kreuze kamen:
Ewig, ewig ſei die Liebe!
Rief voll Inbrunſt nun der Vater;
Ewig ſei der Glaube blühend!
So die hohe Mutter ſange,
Und die frommen Menſchen riefen
Zu den beiden Wünſchen: Amen!

Dichter.

Steig von deinem Roß alsbalde,
Biſt du wohl vom Jagen müde,
O erwünſcht, daß ich dich ſehe,
Das macht meiner Seelen Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen
Schöne Töchter hoher Liebe,
Edles Kind des ſanften Glaubens,
Unvermuthet kommſt du nieder.
Aber ſage mir, du Holde,

Wenn es dir also gefiele,
Blieben denn die Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Rosse will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen:
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener,
Eine werthe Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihme.
Zu den allertreusten Diensten,
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht;
Beten, heilige Gefühle,
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wo sind' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen,
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Gibt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man scherzen ohne Liebe?
Reines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen.
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe (treten herein).

Glauben.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter,
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe ist euch ewig,
Aber gern schein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit süßem Kreuze,
Und dem schönen Christusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Ist der Glaube, wie du siehest.
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in diesem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnsucht kühlen.
Jene dort, so wie Madonna,
Die zur Erde steigt hernieder,
Alle Herzen an sich lockend,
Ist die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat sie zwei Blumen,
Eine Rose, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebessehnsucht
Immer zu einander blühen.
Rose lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz ist ihr beschieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden ist sie treu geblieben,
Will die Rothe trunken machen,
Schaut sie ihre Schwester drüben.
Will die Bleiche Frommes sprechen,
Sanft erheitern, sanft betrüben,
Schaut sie auf die Rothe sehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz spricht aus den Augen,
Senken sie sich golden nieder,
Wer sie anschaut kann nicht sorgen,
Denn ihr Blick ist allzulieblich,
Was die Frühlingssonne meinet,
Und nicht Worte kann ersinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden diese Augen,
Und die goldnen Augenlieder.
Spürst du nicht, sie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und so klingt dieselbe Sprache,
In dem Schwung der schönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.

Glauben.

Ja ich bin, den du beschrieben,
Kennt ihr, Menschen, wohl den Glauben?
Lange herrscht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnsucht flohe, so wie Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu schauen,
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hülfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigstes Vertrauen,
Blumen, Gold und Menschen selber
Sind nur Mischung aus dem Staube.
Jenseit allem, was du denkest,
Fühlest, höreſt, oder schauest,
Liegen, die du erst verließest,
Deine vaterländ'schen Auen.

Pilgerin.

Ach, wie froh, daß du erschienen,
Ist die seligste der Frauen,
Ich mit meinem Pilgerstabe
Nahe dir mit heilgem Schauer,
Willst mich Arme nicht verwerfen?
Du bist meine feste Mauer,
Lange sucht ich dich vergebens,
Hier beendigt sich die Trauer.

Liebe.

Sind noch welche, die mir trauen,
Die sich meinem Dienst ergeben,
Leben, wie die stillen Priester,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenstreben,
Alle Kämpfe, die geschahen,
Alle Lieder, alle Wesen,
Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nur von meinem Geist erreget,
Blühend standen alle Gärten,
Liebe schmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Hingegeben stillem Sehnen,
Inbrunst glänzte in den Augen,
Herz des Lichtes, Wurzel, Quelle!

Der Liebende.

Wenn die holde Stimme rufet,
Könnte da wer widerstehen?
O wer zöge sich zurücke,
Wenn der Liebe Fahnen wehen?
Wenn du willst mein Hauptmann heißen
Will ich gern im Heere stehen,
Alle Wünsche strebten zu dir,
Niemals will ich von dir gehen.

Glaube.

Wenn du glaubst und niemals zweifelst,
Wirst du jetzt dein Glücke sehen.

Liebe.

Die du längst gesucht, sie steht dort,
Gehe zu ihr, freundlich rede.

Der Liebende.

Himmel! sie, die Theure, ist es?
Pilgerin, willst du mich kennen?

Pilgerin.

O wie könnt' ich dich verläugnen?
Dich nicht meinen Liebsten nennen?

Beide.

Also waren wir uns nahe,
Und wir glaubten uns so ferne,
Und uns trennte keine Weite,
Nur die allernächste Nähe.
Ja, wir haben uns gefunden,
Und nun mag uns nichts mehr trennen,
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.

Glaube.

Doch wo bleibt das kühne Mädchen?
Tapferkeit, so komm von dorten!

Liebe.

Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältst du dich verborgen?

Tapferkeit und Scherz (treten herein)

Scherz.

Sieh, hier ist dein treuster Diener.

Tapferkeit.

Dir bin ich berufen worden.

Scherz.

Eilend komm' ich hergelaufen.

Tapferkeit.

Weilten auf dem Hügel droben.

Romanze.

Jenes Mädchen in dem Harnisch,
Blanken Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Brüste schön erhoben,
Tapferkeit wird sie genennet:
Niemals ist genug zu loben
Ihre Schönheit, die so furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Führt sie, Wehrgehenke golden,
Was der Vater sagt, das thut sie,
Angefrischt von seinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe scheinet,
Ist vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe hüpft der Junge,
Die erfreut sich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, muß gesunden,
Fühlt erfrischt den Todesodem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.
Wo er weilet, ist der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen;
Leid und Jammer, Wehklage
Stirbt dem weg, den er erkoren,
Alte Märchen weiß er, schöne,
Er ist selber wie gewoben
Aus den reinsten Phantasieen,
Von dem Lichte ausgeboren.

Liebe.

Warum bist du mir entwichen,
Diener, der du Treu' gelobet?

Glaube.

Dienerin, du bleibst an meiner
Seite, geh mir nicht verloren.

Liebe.

Immer muß sie dich begleiten,
Scheint es fast, du könntest ohne
Gattin leichter fröhlich leben,
Als ohn' sie, die herrlich thronen
Muß in deiner Brust, ich neide
Ihr die allerschönste Krone,
Mehr, als mich, hast du sie immer
Zur Vertrauten auserkoren.

Glaube.

Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne,
Mit dem Knaben ewig tändelst,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwildern kannst am Ende,
Hast du Thorheit eingesogen:
Möchtest einst vergessen leichte,
Daß wir in dem Himmel wohnen.

Romanze.

Wild erschien' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe, rasch und rohe,
Dennoch bind' ich sie zusammen,
Bin die Eintracht dieser Hohen.
Zürne keiner ob dem andern,
Du nicht ob dem jungen Sohne,
Mutter du nicht ob der Jungfrau,
Ihr müßt bei einander wohnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glauben traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine,
Diener, Vater, Magd, die Höhe.

Tapferkeit.

Bist du dort ein Kriegsmann worden?
Trägst du Panzer, sammt dem Helme?

Ritter.

Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhre Lust mir wissend,
Als den Erzruf der Trommete,
Schilder, in der Sonne spiegelnd,
Feinde auf der grünen Ebne.

Tapferkeit.

Immer ward ein Mann erfunden
Und es lohnt dir einst die Ehre.

Ritter.

Alles will ich fahren lassen,
Will der Ruhm nur mein gedenken.

Scherz.

Du im leichten Hirtenkleide,
Willst du mir nicht näher treten?
Komm und sag' mir, wer du seiest,
Daß ich deine Augen sehe.

Hirtenmädchen.

Immer hast du mir gefallen,
Und mir ist, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig
Mehr uns werden kennen gerne.
Die Gespielen sind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,
Nennen mich die kleine Unschuld,
Weil ich noch nicht küssen lerne.
Aber Lieb' und Lust zum Dinge,
Wie man wohl zu sagen pfleget,
Macht die Arbeit sehr geringe,
Und ich will gern Lehre nehmen.

Scherz.

Kleine Unschuld, du gefällst mir,
Immer möcht' ich bei dir leben,

Wie du Mädchen, so ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.

Mädchen.

Freundlich wollen wir mitsammen
Viele Märchen, Possen reden.

Scherz.

Lieblich wollen wir zusammen
Durch die grünen Felder gehen.

Mädchen.

Und wer Blumen sieht am Wasser,
Soll sie für den andern lesen.

Ritter.

Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir sprechen:
Willst du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herze innen brechen.

Mädchen.

Du gefällst mir, muß ich sagen,
Schild und Harnisch, und der Degen,
Und der Helm mit seinem Busche,
Nicht ist mir das Gold entgegen:
Willst du wohl mein Liebster heißen,
Da ich nur ein kindisch Mädchen?

Ritter.

Kann was schöner sich verbinden,
Als der Mensch mit Unschuld, Scherze?

Romanze.

Und du stehst so einsam sinnend,
Gar nichts sagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt ist,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich suchte,
Was mir keiner konnte geben,
Seh ich spielend dich umschweben.
Wenn du lächelst, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß streben,
Sich in diese Lippen fangen,
In die rothen Fesseln legen:
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leisen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannst du mir gewogen sein?
Möchtest du mich nicht verschmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberselig untergehen.
Du bist Liebe, du bist Glauben,
Du bist Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich alles leicht verstehen.
Jeder hat, was er gewünschet,
Nach dem Herzen sich erwählet,
Willst du günstig mir erscheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dienest, wenn du treu bleibst,
Will ich dich mit Muth beseelen,
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die andern mich verschmähen.
Einmal hab ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu bestehen,
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Folge denen, die nie dienten,
Liebe sie mit voller Seele.
Wer da will ein Priester heißen
Muß des Tempels nie vergessen. —
Monddeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

---

Musik.

Mit Trompeten kommen die Krieger auf der einen, die Schäfer mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte stehen Glauben und Liebe, zur Seite des Glaubens Tapferkeit, zwischen ihnen der Liebende und die Pilgerin, neben der Liebe der Scherz, zwischen diesen der Ritter und das Hirtenmädchen, im Vorgrunde der Dichter und die Romanze.

Chor der Krieger.

Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald senkt sich der Schimmer,
Drin erwachen zarte Träume.
Geister schweifen sacht
Durch die grüne Nacht

Im Walde.

Chor der Schäfer.

Der Tag versteckt sich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß sich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geister wieder finden,
Die auf Erden hier geschieden,
Die das Irdische getrennt;
Wenn Mondschein brennt
Dann wandeln sie in Frieden

Im Wald.

Liebe.

Liebe läßt sich suchen, finden,
Niemals lernen, oder lehren,
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne selbst sich zu versehren,
Muß sich reinigen der Sünden.
Alles schläft, weil er noch wacht,
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Tapferkeit.

Aber nie darf er erschrecken,
Wenn sich Wolken dunkel jagen,
Finsterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig steht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig schwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Scherz.

Keine Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernst beschieden,
Flüchtig sind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an sich hält,
Dem ist Schatten vorgestellt,
Alles, was die Dichter sangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Glauben.

Herz im Glauben auferblühend
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es lieblich in sich ziehend
Macht zu eigen sich und seine,
In der schönsten Flamme glühend.
Ist das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!

Allgemeines Chor.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

---

## Aus Prinz Zerbino.

### Der Garten.

Nestor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben so was gesehen! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind
Durch unsere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehen, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Lichte zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets verneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas heraus kommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth steigt nieder jede Nacht:
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten steigt die Röthe
Zeigt sich in der höchsten Pracht,
Sind der Liebe vollester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche. Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verschmähst du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willst du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist dir erschienen
Der Sinn des Grünen
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß
In das die Natur sich weiht,
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmückt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umschlossen ist.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein!

Feldblumen. Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist Du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblick halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, das dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor. Ich stelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also, wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nehmlich, was, — nun, das ergiebt sich von selbst, oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn ihr die Classiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt ich' doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt sich den Kranken gleich hierher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln sie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Nestor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig scheinst du zweifelhaft zu sein.

Nestor. Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie kümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz.

Nestor. Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben, seht, meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch gar nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor. Wie heißt denn der finstre alte Murrkopf hier?

Göttin. Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor. Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Comödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante. Gleichsam ein Gedicht? Wer bist du, daß du also sprichst?

Nestor. Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurpfei — wie war das Werk, das Du so eben nanntest?

Nestor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante. Wer bist du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Bist du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor. Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante. Und kommt daher und spricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurpfeiferei!
Ein schändliches, barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor. Seid stille, sag' ich Euch, und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante. Ariost! Petrarca!

Nestor. Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinst du damit, Wurm?

Nestor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht ein Dichter zu sein, weil wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte also nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor. Natürlich, ja was noch mehr ist, ich denke es sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren, was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Comödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen lassen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor. Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, sogar bei den gemeinen Leuten geworden ist, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholisch werden.

(Dante wendet sich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Nestor. Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost. Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute und besonders gegen die Poesie.

Nestor. Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost. Ich nenne mich Ludovico Ariost.

Nestor. Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehen lassen?

Ariost. Ha ha ha!

Nestor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost. Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor. Die Menschheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros.

Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Arioſt. Darüber ließe sich vielleicht ein Lustspiel schreiben.

Neſtor. Es geschieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu spät, alles für die Menschheit.

Arioſt. Und sind sie sehr lustig, diese Lustspiele?

Neſtor. Wo denkt ihr denn hin? Nun ja, da sieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend ist's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Bösewichter, und hoher edler Menschen.

Gozzi. Dieser wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Liest man denn meine bunten Lieder noch?

Neſtor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit seiner Veredelung so viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närrischer, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein.

Neſtor. Wie Ihr's versteht! Nein, mein Bester, das zu beurtheilen ist für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubstummen-Institute, Cabinetsordern, Lesebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Du rasest.

Neſtor. Und schöne Weiblichkeit und zuckersüße Häuslichkeit, und wahre Menschenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das scheint mir in der That nöthig.

Neſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr solltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu existiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arioſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Neſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rücksichten entbehren, denn der größte Deutsche Poet hat so ohngefähr das Beste aus Eurer Manier genommen, und in seinem herrlichen Oberon trefflich verschönert; dabei hat er auch den sogenannten Stanzen eine schöne Originalität beigebracht, indem er sie freier, unkünstlicher, liebenswürdiger entstanzt und umgestanzt hat.

Arioſt. So?

Neſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbessert. — Wie ist denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Neſtor. Ich habe also die Ehre, ein sehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten übersetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge ist über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden seid?

Petrarca. Du bist ein wunderlicher Kauz. Hast du denn meine Sonette verstanden?

Neſtor. Ach, lieber Gott, was ist da sonderlich zu verstehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen ist für mich nicht. — Ich möchte fast darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo seid.

Taſſo. Nicht anders.

Neſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer ist der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er ist der Castilianische Poet Cervantes.

Neſtor. Je Possenreißer, Passenreißer, komm doch vor und sei nicht so blöde, dich mag ich erstaunlich gern leiden, denn du bist ein lustiger Geselle.

Cervantes. Was willst du von mir?

Neſtor. Dein Ding, dein Don Quixote ist zum Todtlachen, aber was sollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Neſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was soll das ganze Buch?

Neſtor. Das sag' Er nicht, mein Bester, denn erstens hat das Buch andre viel bessere veranlaßt, zum Beispiel den Don Sylvio von Rosalva, also ist das schon ein gewisser beträchtlicher Nutzen, und dann ist es ja zum Todtlachen, es ist keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht gelesen hätte, nein, sei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben schon so viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode so tief heruntergesunken, daß der Pöbel mich für seinen Gesellen und Bruder erkennt?

Neſtor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er gelesen, und in den Uebersetzungen läßt man seine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Ansehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Neſtor. Je das sind ja Jugendschwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakspeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Neſtor. Also der Teufelskerl ist auch hier? Eine kuriose Gesellschaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klassischen und korrekten Menschen hier, an dem man sein Gemüth auf eine verständige Weise erquicken könnte. Und das soll der Garten der Poesie sein? Der Schwärmerei der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermissest du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldenes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist, Bodmer, — ich sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin. Die du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennst du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mit dem Narrenschneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Fur jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heiligen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das sein?

Bürger (ihm leise in's Ohr). Goethe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, so rezensirt, daß man ja blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verschmäht es nicht, diesen Lästerer hier in diesem reinen Aufenthalte zu dulden?

Neſtor. Wer ist der gewaltige Herr?

Cervantes. Es ist lustig, Sophokles, ihn sprechen zu hören.

Neſtor. Ach, ist das der Grieche Sophokles? — Einen schönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speise reichen.

Neſtor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden sind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Respekt vor Ihnen, — nur sind, wie man sagt, Ihre Chöre etwas schwer, — so übel wird einem Freunde der Dichtkunst mitgespielt! —

Sophokles. Wie hatte sich dieser Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Unrecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Cervantes. Die Irdischen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderst du dich also? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

---

## Der Hexen-Sabbath.

### Novelle.

In Arras lebte, in den letzten Regierungsjahren Philipp des Guten, eine reiche schöne Witwe, die sich am liebsten, da sie mit ihrem Manne nicht glücklich gewesen war, Frau Catharina nennen hörte. Sie besaß ein großes Haus in der Stadt, in welchem sie viele Gesellschaft sah, so wie vor dem Thore einen anmuthigen Garten, wo in den Sommertagen ihre Freunde oft im kühlen Saale sich um sie versammelten.

Philipp, den seine Zeitgenossen den Guten nannten, war in seinem hohen Alter schwach geworden, und seine Günstlinge benutzten seine Launen und wechselnden Stimmungen, um sich zu bereichern und vieles durchzusetzen, worüber die Unterthanen mit Recht Klage führen konnten. Die Mächtigen, der hohe Adel, die Reichen handelten oft nach Leidenschaft und Willkühr, und jedermann war in dem wohlhabenden blühenden Lande mehr oder minder darauf angewiesen, sich selber Recht zu schaffen, und durch Kraft der Waffen Anhang oder Protectoren sich zu sichern, um nicht beeinträchtigt zu werden.

Der Herzog Philipp war mit seinem Sohne Carl gespannt. Beide hatten Ursache, sich über einander zu beklagen und Günstlinge und Schmeichler wendeten alle Künste an, um diese Verstimmung in Zwietracht und einen öffentlichen Bruch zu verwandeln.

So waren zwei Partheien im Lande, die sich entgegen arbeiteten. Die des Sohnes hatte sich verstärkt, seitdem der Dauphin von Frankreich, Ludwig, seinem alten, argwöhnischen Vater mißtrauend, sich als Flüchtling unter den Schutz des Herzogs Philipp des Guten nach Burgund begeben hatte. Der Sohn, Carl, Graf von Charolais glaubte, und wurde von seiner Umgebung in dieser Meinung bestärkt, daß der Dauphin seinen Einfluß benutze, um ihm seinen Vater Philipp ganz zu entfremden. Entfernen sich die Gemüther, die durch Bande des Bluts, durch Dankbarkeit und Wohlthat verbunden sind, erst von einander, so wird dem Bösgesinnten leicht, gerade diese unversöhnlich und auf immer von einander zu trennen.

Alle Stände litten, indem sich das Mißtrauen immer bestimmter aussprach, und sich die Partheien immer schärfer gegenüber stellten.

In einem so reichen Lande, wie es unter der Regierung Philipp des Guten alle Provinzen von Burgund waren, gab es freilich auch viele Menschen, die sich wenig um die Gefahren des Staates, oder um die zunehmende Macht Frankreichs kümmerten, und nur dafür hauptsächlich sorgten, wohlbehaglich ihr Einkommen zu verzehren, mit Verstand ihr Vermögen zu verwalten, und mit Heiterkeit das ungewisse Leben zu genießen, daß so Viele unter den Anstalten verlieren, indem sie es herausputzen und zu etwas Würdigerem erheben wollen. Der Kreis von Freunden und Bekannten, der sich bei der verständigen Frau Catharina versammelte, war in der Stadt Arras als ein solcher bekannt, in welchem man dem Kummer, der Furcht, den Grübeleien, oder fern und selbst nahe liegender Besorgniß keinen Raum gestattete. So wenig die kluge Frau ihren Umgang beschränkt hatte, so sehr sie gern Menschen um sich von allen Ständen sah, so zogen sich doch die finstern Gemüther, oder diejenigen, die nur dem Gewinne oder ihren Tagesgeschäften lebten, von selbst zurück, weil man wußte, daß nur von Dichtkunst, Malerei, Festen, Putz, oder lustigen Geschichten in diesem Hause die Rede war. Schien es also, daß die weltliche Freude eine zu ausschließende Rolle hier spielen dürfe, so verweigerten dennoch ernste Gemüther, und selbst angesehene Geistliche nicht, Theil an dieser Heiterkeit zu nehmen, denn ein langer Friede, durch die Weisheit des Regenten erzeugt und erhalten, hatte Lust, Ueppigkeit und Pracht befördert und der Herzog und sein Hof gaben das Beispiel und ermunterten zur Nachahmung, das arme Leben mit allem Glanz aufzuschmücken, dessen es fähig ist, obgleich Philipp fromm war und die Kirche und ihre Regenten hochachtete und verehrte.

Im Garten der Frau Catharina Denisel war an einem heitern Sommertage eine Gesellschaft versammelt, die sich an Liedern und Saitenspiel ergötzte. Beaufort, ein alter, angesehener Edelmann und Ritter war heut der vornehmste in der Versammlung, er war in der ganzen Stadt wegen seinen Sitten, seiner Freundlichkeit und Milde, so wie wegen seines großen Reichthumes geschätzt und geliebt. Er war mit seinem Sohne Friedrich zugegen, um von der artigen Frau, die er schon seit lange kannte, Urlaub zu nehmen, weil er sich in Geschäften auf einige Tage nach Gent begeben wollte. Friedrich war schwermüthig, denn er entfernte sich nur ungern, selbst auf kurze Zeit, von Arras, weil er, wenn er seinen Vater nicht gefürchtet, alle Stunden seines Lebens an der Seite der Frau Catharine zugebracht hätte, die ihn gern sah, oft aber verstimmt wurde, wenn er seine Leidenschaft zu deutlich zeigte, oder in die Gesellschaft trat, in welche er nicht geladen war.

Erfrischungen, Wein, Obst und Gewürz in Zucker wurden herum gegeben, als der alte Beaufort das Wort erhob und sagte: meine Freundin, diesen anmuthigen Saal, diese glänzenden, schön gewirkten Tapeten, und Euer liebliches, holdes Antlitz, dessen Lächeln alle diese bunten Figuren bleich macht, werde ich nun auf eine oder zwei Wochen nicht sehen, denn ich habe Geschäfte in Gent mit dem großen Grafen von Etampes, dem Vetter unsers gnädigen Herzogs. Diese vornehmen Herren brauchen, eben weil sie zu Zeiten großmüthig und freigebig sind, immerdar Geld; und zuweilen nehmen sie es mit der Art, es zu erringen, nicht so gar genau und christlich. Da sollen wir wieder beisteuern, und der Vorwand dazu ist ziemlich nichtig. Die Stadt, die schon genug gethan hat, wird gedrückt, und so viel auch aufgebracht wird, so zerrinnt es doch unserm Herrn wieder unter den Fingern, weil er zu gütig ist.

Ein geistlicher Herr, der etwa vierzig Jahr alt sein mochte, wendete sein schönes volles Antlitz herum, sah mit klugen Augen den Ritter an, und sagte mit wohlklingender Stimme: Gewiß, Herr Ritter, hat Euer Stand, und der der Büger, zu klagen Ursach; aber was sollen wir Geistlichen erst aussprechen? Wir, die wir so schwer vor einigen Jahren taxirt wurden, als mit so großen Feierlichkeiten der Zug gegen Constantinopel beschlossen wurde, um den Türken wieder von dort zu vertreiben? Alle die Summen, die wir und das Land hergaben, verschwinden, und es geschieht nichts, und kann und wird niemals etwas geschehen. Und doch wird immerdar wieder Nachschuß begehrt, und immer wieder reicht die Summe nicht aus. Wenn wir aber verarmen, wie soll es der Armuth ergehn, die wir ernähren müssen?

Herr Dechant, verehrter Herr Marck, antwortete der alte Ritter, Ihr findet in der Kirche immer neue Quellen, um den Verlust wieder zu ersetzen; sind aber unsre Güter verpfändet und mit Schulden belastet, dringt der Kaufmann auf plötzliche Rückzahlung, so sind wir ganz und auf immer verloren. Und doch konnen wir uns nicht so einschränken, wie es dem Geistlichen vergönnt ist, wie es ihm sogar zur edlen und heiligen Pflicht gemacht wird; kommt der Fürst oder dessen Sohn zu uns, gilt es einen Aufzug, ein Bankett, dem Grafen Etampes zu Ehren, oder den großen Coys, den Herren, die fast allein das Land regieren; kommt gar der Dauphin von Frankreich einmal zu uns herüber, so müssen wir in Kleidern und Livreen glänzen, und dürfen nicht fragen, um wie viel unsre Schulden zunehmen, oder wie sehr dadurch unsre Nachkommen verarmen.

Wächst uns, sagte der Dechant lächelnd, das Getreide unsichtbar nach, wie Ihr behauptet, so wißt Ihr vom Adel dagegen Künste, es auf offner Straße, in der Stadt oder auf dem Felde, am lichten Tage mit scharfer Sichel zu schneiden. Noch vorgestern ist bei Douay, unter dem nichtigsten Vorwand eines alten Zankes, ein reicher Mann aus Seeland eingefangen worden; der übermüthige Ritter hat ihn gefänglich eingesteckt, und so lange gemißhandelt, bis er ihm zweitausend Goldstücke durch einen andern Kaufmann ausgeliefert hat.

Der alte Ritter stand auf und sagte mit zornigem Gesicht: Herr Dechant, Ihr seid ein wackrer Mann, aber mit der Zunge noch etwas zu jung. Ich könnte erwiedern, daß die Kirche, Pabst und Klerisei, mit Ablaß, Tubeljahr, und auf wie andre Weise noch, Gelder zwar nicht gewaltthätig erpressen, aber doch auch, wie manche Freigesinnte sagen, durch Mißbräuche und falsche Deutung an sich bringen. Ich bin keiner dieser Freigesinnten, und will gegen die Kirche, die ich fromm verehre, nichts einwenden und vermuthen, weil es

unerlaubt ist. Jener gewaltthätige Räuber, von dem Ihr eben sprachet, ist mir weitläufig befreundet, aber weder ich noch andre echte und wahre Ritter werden sein Mißthun billigen oder rechtfertigen. Ich bin jetzt, unter den Augen meiner Mitbürger, siebenzig Jahr alt geworden, aber ich fordere Euch, oder wer es sei, selbst meine bittersten Feinde, auf, mir das Kleinste zu beweisen, worin ich von dem Wege Rechtens abgewichen wäre. Jeder mag sein Thun verantworten, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Unser glorreichster Fürst, den die Welt bewundert, ist zu alt und nachgiebig, um allenthalben, wo es nöthig wäre, das Schwert der Gerechtigkeit walten zu lassen; auch erfährt er nicht alles, und so ist Gewaltthat, Willkühr und Laune des Hochmuthes in unserm Lande freilich nicht so bewacht und bestraft, wie in Frankreich. Doch ich fühle mich rein, und darf es aussprechen; und deshalb gestehe ich Euch, daß mich Euer Wort beleidigt hat.

Der geistliche Herr erhob sich, und reichte dem alten Ritter die Hand, indem er in einem freundlichen, fast bittenden Tone sagte: Nicht so war es gemeint, mein geehrter, wackerer Freund; ein Wort giebt das andere, halb im Ernst, halb im Scherz; doch vergebt mir, wenn Ihr aus meiner Rede etwas anderes herausgehört habt, denn wahrlich, es war nicht meine Absicht, Euch im mindesten zu verletzen.

Wie kommen wir nur, sagte die freundliche Frau Catharina, auf so sonderbare, widerborstige Gespräche? Laßt die jungen Nichten der Frau Wacker wieder einmal das Lied singen, welches neulich unser Freund Labitte gedichtet hat.

So geschah es; die jungen Mädchen wurden von ihrer alten Base ermuntert, und Friedrich nahm die Laute, um sie zu ihrem zärtlichen Gesange zu begleiten. Als sie geendigt hatten, fragte der Dechant, von wem diese zärtlichen Verse gedichtet seien, die sich dem Ohr und Herzen so schmeichelnd einfügten.

Kennt Ihr das schöne Lied nicht? erwiederte Frau Catharina. Es ist ja von unserm vielbekannten Labitte, dem beliebten Dichter.

Ist dieser jetzt hier? fragte der alte Ritter.

Schon seit geraumer Zeit, erwiederte Friedrich; vor Jahren war er auch in unserm Hause.

Ich kenne wohl, sagte der Ritter, manche seiner älteren Gedichte; auch weiß ich, daß er ein guter Maler ist.

Er ist eine Zier, fuhr Catharina fort, unserer Dichtergesellschaft; und eine unbegreifliche Munterkeit und Kraft hält ihn aufrecht, so alt er nun auch ist. Wer ihn nicht kennt und ihn zum erstenmale erblickt, hält ihn für einen einfältigen, fast blödsinnigen Menschen; auch hat er Stunden, in welchen er nur wenig Verstand verräth. Doch plötzlich erfaßt ihn die Laune, oder eine Stimmung zur Poesie, und er spricht und singt die wunderbarsten Sachen und Gedichte. Er ist es manchmal allein, der lange Zeit hindurch unsre Gesellschaft belustigt.

Ganz recht, fügte der Dechant hinzu, es ist derselbe alte Thor, den sie oft den einfältigen, den blödsinnigen oder dummen Abt nennen, weil man nicht weiß, ob er sich albern stellt, oder es wirklich ist. Ich habe nie begriffen, wie Menschen noch als Greise den Lustigmacher spielen mögen.

Ihr seid viel zu hart, ehrwürdiger Herr, sagte Catharina sehr freundlich; soll Alles auf eine und dieselbe Art sein? Ich versichere Euch, der gute Alte macht sich niemals verächtlich, so seltsam auch manchmal seine Reden ausfallen mögen. Sein Sinn ist ernst, ich habe ihn selbst schwermüthig gesehen, und wenn ein solcher, der ohne Weib und Kind, ohne Bruder und Schwester, nicht im Ueberfluß lebend, sich über die dunkle Bestimmung des Daseins durch Scherz und Laune, Spaß und Witz, die manchmal an die Tollheit gränzen, zu trösten sucht, und andere erheitert und ergötzt, indem er seine Lebensgeister in der Gesellschaft erhöht, so darf man solchen nicht mit jenen gemeinen Narren vergleichen, die das Edle verschmähen und in den Staub treten. Er ist ein guter, lieber alter Mann, einfältig wie ein Kind, leichtgläubig und harmlos. Deshalb wird sein besserer Sinn auch oft von Listigen gemißbraucht, die ihn lächerlich machen. Wenn es geschieht, und er einsieht, wie boshaft man mit ihm umgegangen ist, so ist er der Erste, welcher Alles vergiebt. Ist dieß nicht die christliche Tugend?

Ohne Zweifel, antwortete der Dechant, doch wäre es noch christlicher, wenn er zu allen diesen Anstößen keine Gelegenheit gäbe.

Friedrich nahm das Wort und sagte: Nicht so, ehrwürdiger Herr; sollen wir dem Scherz und Gelächter gar keine Stelle einräumen, so dürften wir jungen Gesellen nur lieber Maulkörbe tragen, die die Lippen zu Ernst und Ehrbarkeit fest zusammen schnüren. Man muß die Thorheit erleben, um später Unglück ertragen und Weisheit begreifen zu können. Glaubt Ihr nicht, daß in solchen Späßen, die oft zweideutig aussehn und dem Tadel unterliegen dürfen, sich nicht auch Liebe, Gefühl und eine Art Frömmigkeit zu Zeiten erziehn lassen?

Verschont mich mit dergleichen Fragen, sagte der Dechant in übler Laune, denn da ich sie nicht verstehe, weiß ich keine Antwort darauf zu geben.

Der Vater sah den Sohn mit einem strengen Blick an, worauf Friedrich mit Laune und Freundlichkeit erwiederte: Ich will Niemand ärgern, sondern jene Vorrede sollte nur die Einleitung zu einer kleinen unbedeutenden Geschichte abgeben. Unser guter Labitte war schon im vorigen Jahre, als er noch draußen in Douay wohnte, eine Zeit lang hier bei uns. Wir suchten ihn auf, da wir schon längst seine schönen Lieder gesungen hatten, und er gab sich uns so freundlich hin, als wenn er der jüngste und unerfahrenste von uns Allen wäre. So verlor sich bald die fromme Scheu vor dem Manne, der auch den Lobgesang auf die Maria gedichtet hat, der bei uns zur Erbauung dient, wenn feierliche Umgänge gehalten werden, oder wenn man das große Erntefest feiert. Er nahm uns in seine Wohnung, und ließ uns zugegen bleiben, wenn er an seinem Bilde malte, das, wenn es auch nicht die vorzüglichsten erreicht, doch anmuthig wurde und uns mit seinen klaren Farben ergötzte.

Der Mann hat einen weißen Pudel, den er schon seit manchem Jahre mit der größten Zärtlichkeit liebt. Dieses Thier mit seinen langen Ohren und aufgelocktem Fell ist zu Hause sein beständiger Gesellschafter. Er spielt mit ihm, er spricht zu ihm, erzählt ihm, als wenn der Hund ihn verstehen könnte. Da wir zuweilen den halben Tag bei dem alten Maler zubrachten, so wurde der Hund, der schon gesellig war, auch bald mit uns allen vertraut und zuthunlich. Er machte auch uns seine Künste, die der Maler ihm gelehrt hatte, und freute sich in Sprüngen, wenn er einem von der jungen Bande auf der Straße begegnete. Wir wunderten uns oft über die Leichtgläubigkeit unseres Labitte, dem man, weil er sich um weltliche Händel und Staatssachen so gar nicht kümmerte, alles Mögliche einbilden konnte, wenn auch jedes Kind die Fabel begriffen hätte.

So geschah es denn, daß wir ihm erzählten, sein Hund sei um vieles klüger, als er es selber wiße. Wir hatten des Pudels Geburtsstunde von unserm Freunde erfahren, und so hatte uns ein leichtfertiger Astrolog das Horoskop des Künstlers gestellt, aus welchem hervorging, daß ein Wesen, in dieser Stunde, unter diesen Aspekten geboren, die auffallendsten Geistesfähigkeiten in sich vereinige. Es schmeichelte dem Alten, daß das Thier, welches er liebte, außer seiner Treue noch so viele Vorzüge besitze. Wir wußten, daß er an einem Morgen schnell zum Statthalter gerufen werden würde, um dessen Bildniß zu malen; er war auf dem Spaziergange, und mußte auf einen Augenblick in sein Haus gehen, um seinen bessern Mantel umzulegen und seine Farben zu holen. Einer der Genossen, der in demselben Hause wohnte, hatte auf unsern Wink den gelehrigen, freundlichen Pudel genommen, ihn aufrecht sitzend in einem Sessel festgebunden, und vor ihm eine Chronik, die auf einem Pulte lehnte, aufgeschlagen. Wir schlichen uns in den Saal, um den Alten, wenn er eintreten würde, zu beobachten. Hinter einem großen Gemälde versteckt, sahen wir vor uns die possirliche Gestalt des Hundes, der aufrecht sitzend, die Pfoten auf den Tisch gestützt, in der kostbaren pergamentnen Handschrift zu lesen schien, indem ihm die lange rothe Zunge aus dem Maule hing, und er, von den Bändern gehemmt, keuchend Athem holte, wie einer, der tief von dem, was er lieset, ergriffen ist. Der Maler tritt hastig ein, fährt zerstreut und fahrig, nach seiner Weise, in die Kammer, kommt gleich in seinem neuen Mantel zurück, nimmt vom Tisch die Pinsel, und sieht plötzlich seinen weißen, zottigen Freund im Studium des Froissard begriffen. Die Miene des Erstaunens, der aufgerissene Mund, die großen Augen, seine Stellung, alles dies ist nicht zu beschreiben. Er hört die mahnende Glocke schlagen, und stürzt in größter Eile wieder aus dem Hause. Der Hund wird gleich losgebunden, und wir zerstreuten uns.

Am andern Tage sind wir in der Weinschenke heiter versammelt, und der Alte kommt auch wohlgemuth zu uns. Man sah ihm an, daß er ein Geheimniß auf dem Herzen habe, welches ihn drücke, und daß er den Muth und günstigen Augenblick nicht finden könne, es uns mitzutheilen. Als ihn die Weinlaune mehr beherrschte, sagte er endlich: Freunde, junge Menschen, wenn Ihr nur ein wenig solider dächtet, so könnte ich Euch wohl etwas erzählen, das schon der Beachtung würdig ist. Aber Ihr seid zu leichtsinnig und zu ungläubig, Ihr werdet mir nicht glauben, und in Eurem Spott der Unerfahrenheit das abstreiten wollen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, und das wird mich dann verdrießen.

Wir ermunterten ihn, sich uns edel und offen mitzutheilen. Die Rede kam auf den Pudel, und dessen Lob wurde von neuem gesungen. So eröffnete er uns denn endlich, wie er gestern unvermuthet die Entdeckung gemacht habe, daß das gute verständige Vieh seine besten Eigenschaften verberge und

verschweige; er habe diesen Tyras nehmlich überrascht, der sich dessen nicht versehen habe, wie er Geschichte hinter seinem Rücken studire und mit großem Eifer lese, so von dem Gegenstande hingerissen, daß er ihn selbst, seinen Herrn, nicht einmal bemerkt habe. Wie er nach zwei Stunden zurückgekommen, sei das Buch wieder an seinen Platz gestellt gewesen, und der bescheidne Student habe wiedrr, als sei nichts vorgefallen, und als könne er kein Wasser trüben, auf die gewöhnliche Hundeweise unter dem Bette gelegen. Mit ernster Miene hörten wir zu, und erklärten dann, er erzähle uns in dieser Sache nichts Neues, denn wir hätten dergleichen schon längst gemerkt, wie der Hund seine Abwesenheit benutze, um sich, ohne damit zu prahlen, im Stillen mehr auszubilden. Keiner hätte ihm etwas davon sagen wollen, weil er schon so oft klage, daß man ihn necke; man sei aber überzeugt, der Hund werde sich auch nächstens im Schreiben, vielleicht im Malen üben.

Der Alte war entzückt und rief aus: Wenn mein Tyras mich einmal durch ein gelungenes Bild von eigener Erfindung überrascht, oder durch ein gutes Gedicht, so soll er bei mir Zeitlebens die besten Tage haben. Welch ein Hund! Man kann ja von ihm noch das Unwahrscheinliche, ja das Unmögliche erwarten, da er es schon so weit gebracht hat. — So sehr sich meine Spielgenossen über diese Albernheit des Alten freuten, so war mir diese seine mehr als kindliche Einfalt eine zu rührende Erscheinung, als um es dulden zu können, daß er noch länger ein Spielball der übermüthigen Jugend sein sollte. Ich ging am folgenden Morgen zu ihm, und eröffnete ihm den ganzen Handel. Er war sehr bestürzt und traurig, nicht darüber, daß man ihn so arg geneckt hatte, sondern daß seinem Hunde nun jene Fähigkeit abgehe, über welche er sich schon so sehr gefreut habe. Es ist doch Jammerschade, sagte er dann, daß so alles Geschaffene sich in Schranken bewegen muß. Man findet doch auch so gar nichts, bei dem nicht das Hohe und Geistige mit dem Nichtigen, dem ganz Armseligen verbunden ist, ja in diesem Dummen, Nichtsnutzigen nur wurzeln und aus ihm erwachsen kann. Unsre schönsten Gemälde stehn da auf Holz, die Farben sind Saft aus Pflanzen, Pulver aus Erde und Metall. Staub, Nässe, Licht, alles arbeitet daran, den Schimmer wieder zu trüben. Der Dichter singt, und wird heiser, er vertraut dem Pergament und dem Papier seine hellen Gedanken: sie vergehen und verschrumpfen, und haben nur für Wenige, in wenigen Augenblicken geleuchtet. Wie man sich begeistert dünken mag, so fällt man doch, wie sich der Zeiger der Uhr nur etwas weiter bewegt, in Müdigkeit, Hunger und Durst zurück, und was eben noch das Feuer ins Auge trieb, ist jetzt ein kalter, oder unverständlicher, oder selbst widerwärtiger Gedanke. Der Hund versteht mich nicht, und ich nicht den Hund. Von dem Geheimniß der Welt und der Schöpfung weiß ich nun gar nichts, und Ihr, junges Volk, versteht nicht einmal, wie man die Farben reiben muß. Warum Roth roth, und Blau blau ist, weiß kein Mensch; noch weniger, was das Rath ist. Wir gehen eben so gut, wie Tyras, auf vier Beinen; er kann dienen und Schildwacht stehen, aber er muß doch wieder in die Quadratur seiner Füße und Bestimmung zurück. Wir richten auch unsern Geist nach oben, und sind beflügelt, schauen und glauben, und müssen platt wieder zur Erde in den Staub niederfallen. — So räsonnirte er viel durch einander, nahm dann mein Taschentuch und hieß mich gehen. Als ich auf der Straße in einem fernen Theil der Stadt war, rannte mir der weiße Pudel nach, sprang an mich hinauf, zerrte mich am Kleide, und belferte und kläffte in seinen hohen Tönen, mit denen er Freundlichkeit ausdrückte. Ich merkte nun wohl, daß er mich zurück haben wollte, und ging auch mit ihm wieder nach der Wohnung seines Herrn. — Da seid Ihr wieder, rief mir der Maler lachend entgegen. Seht Ihr nun wohl, daß in seinem Fache der Hund mehr ist als wir Alle? — Ich wies ihm nach einer halben Stunde nur Euer Tuch und winkte damit hinaus, er beschnupperte es eifrig, sprang Euch nach und hat Euch durch die Witterung bald aufgefunden. Macht das einmal nach, wenn ich Euch auch deutlich sage, holt mir den Ferdinand, Boppo, den Melzer, oder wer es nur sei. Trefft Ihr sie nicht zu Hause, und erfahrt dort nicht, wohin sie gegangen sind, so steht Ihr ganz dumm und völlig hülflos da; ja Euern besten Freund oder Euer Liebchen könnt Ihr nicht aus der dringendsten Lebensgefahr reißen, wenn Ihr es nicht mit dürren Worten erfahrt, wo und wie sie anzutreffen sind.

Der Dechant nahm nach dieser Erzählung wieder das Wort und sagte: Wenn dieser konfuse Mensch, wie es scheint, einigen Verstand hat, so wäre es wohl seine Pflicht, mit diesem seinen ganz augenscheinlichen Blödsinn auszubessern, damit er zum Menschen würde. Immer habe ich es geglaubt, und diese Schilderung bestärkt mich wieder in meiner Meinung, daß die Dummheit im Menschen meistentheils etwas Freiwilliges sei, das man aber verwerfen und sich den Verstand aneignen muß. Aber bequem ist es sich so gehn zu lassen, allen Launen zu folgen, ihnen Trägheit, Spaß und Laune die Herrschaft einzuräumen, und das göttliche Ebenbild in uns auszulöschen.

Seid nicht so unbillig, ehrwürdiger Herr, sagte die freundliche Frau Catharina. Die Gaben sind verschieden, die Geister mannigfaltig, und das ist das Erfreulichste der Schöpfung. Wir können uns nicht alle gleich und ähnlich sein, ja wir sollen es auch gewiß nicht. Dieser faßt in der Schärfe des Geistes die Bedeutung der Dinge in seinem Verstande auf, und weiß von allem Rechenschaft zu geben. Heil ihm, denn er ist wach im Erkennen, und wird weder vom Aberglauben beherrscht werden, noch sich den Täuschungen der Phantasie, oder den blinden Leidenschaften ergeben. Ein solcher Prüfender ist frei und Herrscher im Gebiet der Sinne und des Denkens. Doch der Dichter, der Künstler, der Maler muß jenem Schein, dem der Scharfsinnige entfliehen will, mehr Wesen, dem Schatten mehr Körper, und seinen Träumen mehr Wirklichkeit zugestehen, wenn ihm nicht in seinem Handwerk die Arme ermüdet und ungläubig am Leibe niederfallen sollen. Und unser alter, lieber Labitte nun gar. Er kommt mir vor, wie ein in Menschengestalt verwirklichter Traum, der unter uns herschreitet, um von den seltsamsten Gegenden, die wir niemals besuchen, Kunde zu bringen. Der Glaube an Wunder ist ihm der natürlichste; seine Phantasie umkleidet ihn wie ein Mantel und es giebt für ihn keine Unmöglichkeit. Kann er durch diese Traumfähigkeit etwas auffassen, so sieht er weiter wie die meisten Menschen, und spricht tiefsinnig und prophetisch; soll er auf dem Wege unsers gewöhnlichen Verstandes etwas begreifen, so erscheint er ganz unfähig und blöde. Sein Wesen, sein Umgang, seine Laune, ist deshalb so wundersam, daß jeder, der ihn kennt und versteht, ihn von Herzen lieb gewinnen muß; daß er aber auch allen, die ihn so, wie die übrigen Menschen, nehmen und auffassen wollen, nur als unbeholfener und langweiliger, unwissender Gesellschafter erscheint. Er ist wie ein Spielkamerad von Thieren und verklärten Geistern; das Irdische an ihm ist wie Verkleidung bei einem Maskenanzug, und dahinter glänzt ein Elfe: Oberon, der König der Feen.

Genug und übergenug! rief der Dechant aus; der alte Thor muß sich glücklich schätzen, daß er von so schönen Lippen so kräftig vertheidigt wird. Er hat Recht, Wunder und das Wunderbare zu glauben, denn diese Gunst, die ihm selbst widerfährt, ist seltsam und unbegreiflich genug.

Der Zorn des Dechanten stieg noch höher, als jetzt ein aufwartender Knabe die Ankunft des alten Mannes meldete. Man sah diesen auch alsbald, auf seinem Stab gelehnt, durch den Garten schreiten. Der Geistliche stand auf und nahm Abschied von der Dame und der übrigen Gesellschaft, und hörte nicht auf Catharinens Bitte, daß er noch verweilen möge. Als er dem Alten vorbeiging, der ihn freundlich und achtungsvoll begrüßte, dankte er kaum, was der Maler in seiner arglosen Weise nicht bemerkte.

Der junge Friedrich ging dem Alten entgegen und Catharina begrüßte ihn herzlich. Meine theuren, verehrten Freunde, sagte der Alte mit erschöpfter Stimme, erlaubt mir, daß ich mich niedersetze, denn ich bin sehr ermüdet, und die Sachen, die ich draußen auf dem Markt habe hören müssen und erläutern sollen, haben mir alle Kraft geraubt.

Er ließ sich im Gartensaale lächelnd nieder, und sagte nach einiger Zeit, indem ihn Alle neugierig betrachteten: In der Stadt tragen sie sich mit der Nachricht, daß nicht weit von Mecheln vor einigen Tagen in der Nacht ein großer Stein vom Himmel gefallen sei, von einer Materie, die kein Mensch kennt, und jemals gesehen hat. Er hat ein tiefes Loch in den Erdboden, auf dem Acker eines guten Landmannes geschlagen, und man grübelt, deutelt und prophezeit nun, was dieser sonderbare Fall zu bedeuten habe. Einige meinen, es sage uns den Tod unsers guten alten Herzoges an, manche böse Menschen gehen noch weiter, und meinen, unser Philipp würde sterben, und unter seinem Sohne Carl, dem verwegenen Fürsten, das ganze Land zu Grunde gehen.

Am einfachsten, sagte der alte Ritter, ist anzunehmen, daß die ganze Sache erlogen sei, wie es denn viele dergleichen kindische Mährchen giebt, an denen sich das gemeine Volk ergötzt.

Nein! nein! rief der Maler, der Naturfreund Melchior, der so viele Steine sammelt, hatte sich gleich ein Stückchen von dieser Materie senden lassen, und zeigte es den Neugierigen vor.

Und wie sahe es aus? fragte Beaufort.

Halb wie Glas, antwortete Labitte, wie so grobes, grünliches, trübes, dickes Glas in der Masse, halb wie Eisenschlacke, halb wie ganz unförmlich gestaltet, halb wie ein Ding, das man schon sonst gesehen hat, und dann wieder wie

etwas, worauf sich Keiner besinnen kann. Es ist eben ein kurioses Ding, und verdient wohl eine genauere Betrachtung, denn ich dachte gleich daran, daß sich so was nicht malen ließe, und in einem Bilde eine schlechte Figur machen würde.

Der alte Ritter lachte über die Beschreibung und sagte: Sollte es vielleicht nicht wirklich eine Erzschlacke sein, die man aus einem Bergwerke gebracht hat?

Nein, sagte Labitte, denn dergleichen unnützes unterirdisches Ungeziefer hab" ich wohl oft schon auf meinen Reisen sonst gesehn. Der freundliche Denker und Philosoph, der Küster drüben an unsrer Cathedrale, der Dichter Wundrich, sagte: es sei offenbar ein Stück, welches vom Mond herunter gefallen sei. Er glaubte nehmlich, die Gestirne hätten eben so gut Krankheiten zu überstehen, wie die Menschen und Thiere, und unsre Erde sei auch nicht von solchen Fiebern, Catharren, Coliken, Gicht und Schwindsucht frei zu sprechen. Er habe seit lange unsern alten herkömmlichen Mond beobachtet, und nach seinem unpartheiischen Urtheil aussagen müssen, daß er schon seit einigen Jahren an einer bedenklichen Blässe leide. Diese zeige sich um so auffallender, wenn er in der Fülle sein rundes Gesicht aufblase, und uns die runden Backen und seine aufgetriebenen Augen so recht vollständig hinhalte. Neulich, sagte Wundrich, als ich in einer Frühlingsnacht den Kunden beobachtete, erschrak ich fast über die Gesichter, die er plötzlich schnitt, denn es war nicht anders, als wollte er nun eben zu sprechen und zu heulen anfangen. Seht, Männer, fuhr der gelehrte Künstler fort, mag es nun sein, was es will, aber er hat sich etwas zu Gemüthe gezogen, er ist nicht mehr der Alte, jener rüstige, frische, unermüdete Nachtwanderer, mit dem kerngesunden, rothen, feurigen Antlitz, das dem dicken Dorfschulzen gleicht, wenn er Abends aus der Schenke kommt, sondern er pimpelt, bläsself und wimmelt und wabbelt nur so nächtlich dahin, und so ist es natürlich, daß er abbröckelt, in Nerven- oder Altersschwäche hie und dort ein Stück von seinen Gliedern und Bestandtheilen abfallen läßt, die nun uns, seinen nächsten Erben und Nachbarn, zusterben. Drum eben, fuhr der Naturfreund fort, merken wir nichts davon, wenn andre Gestirne, Sirius, Orion, Bär, Löwe oder Morgenstern dergleichen Anwandlungen kriegen, weil sie uns zu entfernt ihr Wesen treiben. Ich selbst aber fürchte fast, wenn unser Küster recht haben sollte, daß es in so Kurzem um den ganzen lieben Mond gethan sein möchte, und, wenn Alles so beschaffen ist, wie das, was er uns jetzt gesendet hat, so ist es nicht der Mühe werth, auf seinen Sterbefall und sein Vermächtniß Hoffnungen zu gründen, denn der Bauer meint, zu gar nichts sei der Abfall der Mondwelt und diese Probezeichnung des jüngsten Tages zu gebrauchen, sondern es liege nur seinem Acker zur Last und verderbe ihn. Man will also das dumme Ding einer überreifen, ins Holz gewachsenen Schöpfung dort wegnehmen, und zum Angedenken der wunderbaren Begebenheit in der Kirche aufhängen. Fragt sich nur, ob der Mond, wenn die Umstände sich wieder einmal ändern, und er den Rausch ausgeschlafen hat, nicht diesen alten Knopf von seinem Alltags-Wamms, oder was es sein mag, wieder zurückfordert, um ihn sich von der Jungfrau am Himmel wieder an seine Stelle, wo er hingehört, nähen zu lassen.

Die Sache läßt sich bedenken, sagte der Ritter Beaufort: indessen hat das was für sich, was jener Mann von der Krankheit der Planeten vermuthet und fürchtet. Ein Neffe von mir hatte noch vor zwei Jahren zwei schöne und große Landgüter; er zeigte sich darum auch hier und in Brüssel, als ein Client des Grafen Etampes, in großem Glanz; und seht, diese Theile der Erde sind ihm so rein weggeschwunden, daß er jetzt Schulden halber im Gefängniß sitzt.

Seht Ihr wohl? antwortete der Maler; diese Schwindsucht ist also augenscheinlich und wird auch von andern Leuten bemerkt. Auf der andern Seite aber ist es, als wenn oft eine Wassersucht, ein Anschwellen und Aufquellen die arme Erde befällt und ängstigt. Die Familie Croy war immer schon mächtig und groß, aber wie sind ihre Ländereien seit Menschengedenken aufgequollen! Dasselbe kann der Graf Etampes, der nahe Verwandte unsers Herzoges, an seinen Grundstücken beobachten. Aber noch sonderbarer ist es mit dem jungen Köstein, den wir alle als einen Lumpen, Taugenichts und Habenichts gekannt haben; der junge blondlockige Bengel kam in die Dienste unsers Herzogs, erst Aufwärter, dann Page, dann Liebling; und wie er nur erst ein ganz kleines Gärtchen, mit einem bescheidenen Häuschen, von seinem zu gnädigen Herrn erhalten hatte, — o Wunder! — so war dieses Fleckchen unserer Burgundischen Erde gerade ein so fruchtbares, schwangeres, quellendes und treibendes, daß es in wenigen Jahren alle benachbarten Aecker, Gärten, Felder und Wälder ganz mit magnetischer Kraft an sich gezogen hat, so daß es fast lächerlich wird, wenn man die erste Grundlage, die kleine Mutter aller dieser großen, ausgereckten Kinder, mit den Riesen-Armen und Beinen, betrachtet. Nun will man, und selbst unser Erbherr, der Carl von Charlorois, dies Wunder auf die Schwäche unsers alten Herzoges schieben, und es ist offenbar eine Schwäche unsers Erdballs, und der gute Philipp muß, selbst gegen seinen Willen, dieser Nachgiebigkeit des Bodens nachgeben, weil er mit aller seiner Macht dies Zusammenschießen der Landgüter doch nicht verhindern könnte.

Alter Freund, warnte der Ritter, sprecht Euch nicht in Euern eignen Schaden hinein; Alle, die Ihr da nennt, sind mächtig, und könnten Euch, wenn sie es vernehmen sollten, verletzen.

Nein, werther Freund, antwortete Catharina, statt des Malers; unser guter Fürst ist zu milde, um Tadel, auch wenn er ernst gemeint ist, so zu ahnden, wie wir es nur in Geschichtchen älterer Zeiten von Tyrannen lesen; um so weniger zürnt er, der selber gerne scherzt, über Scherz, und seine Günstlinge, und selbst sein Sohn, dürften es nicht wagen, über dergleichen zu klagen, oder es mit Strafen verfolgen zu wollen. Das sind die freundlichen, ruhigen Tage, die wir dem Frieden und der hohen Gesinnung des Fürsten zu danken haben. Ist es nicht eben so mit der Geistlichkeit und ihren frühern Anmaßungen? Sie sind beschränkt, und selbst die Inquisition, die über die Gewissen und die Ketzerei wachen soll, ist kaum zu spüren, und darf nur die gröbsten Vergehen, Abfall von der Kirche, Gotteslеugnung und dergleichen vor ihren Gerichtshof ziehen.

Der alte Beaufort warf der Redenden einen ernsten Blick zu, er schwieg eine Weile nachdenkend und sagte dann: Ihr mögt Recht haben, im Wesentlichen, und wir sollen unser Glück mit Dank erkennen. Doch ist mir eigentlich nur wohl, wenn ich mich aller dieser Gedanken entschlage. Vieles vergessen, noch mehr nicht sehen, über das, was man sieht, nicht zu viel denken, unterkriechen, wenn Sturm und Platzregen kommen, lieber kleines Unrecht dulden, als sich im Bewußtsein der gerechten Sache zu männlich widersetzen — das ist, was ich immer befolgt, und wobei ich und mir ähnliche Männer uns wohl befunden haben. Sprechen wir lieber noch von jenem Mondstein.

Recht! sagte Labitte; die Politik und das Räsonniren über Staat und Fürst ist immer verdrießlich; wir wollen philosophiren. — Und so denke ich denn von jenem Stein eigentlich ganz anders als der gelehrte Küster. Nicht wahr, Ihr alle kennt das Sprichwort, womit alle Menschen so oft die zu weit getriebene Aengstlichkeit abweisen: wenn der Himmel einfällt! — Mancher sagt: dann werden die Lerchen wohlfeil; Andre: dann brauchen wir keine Schlafmützen mehr — und dergleichen unnütze Redensarten: — diese Begebenheit zeigt uns aber, daß wohl einmal unter gewissen Umständen der Himmel einfallen könne, und dieser große, ungerathene und unbrauchbare Stein ist eben ein Stück aus dem Himmel, und ein scharfes Auge würde droben auch wohl das Loch entdecken können, wo er eigentlich hingehört.

Nun, das wäre mehr als ein Wunder! rief Friedrich!

Junger Mensch, sagte der blasse Alte, der Ihr Euch gar zu gern verwundert, — es giebt gar kein Wunder; Alles, was geschieht, geschieht ganz natürlich, einfach, wenn auch nicht alltäglich, nach nothwendigen Gesetzen, wenn auch unsern dummen oder verwöhnten Sinnen nicht immer begreiflich. — Sollte die Luft nicht das älteste Element sein? In der Schrift scheint es wenigstens vor dem Licht das Majorat zu haben. Die Erde war im Anbeginn bloß hart, wüst, unbrauchbar, vielleicht wie jener Mondstein, nur im Großen; Licht war nicht, die Luft, die zarte, bewegliche, sich dehnende, ziehende, belebende und tiefathmende, hatte wohl auch damals, vor dem Anfange der Zeiten, den starren Klumpen, im Schreck über die werdende Schöpfung ausgestoßen. Die Wasser bewegten sich, die immer eins und dasselbe Gemüth mit der Luft sind, nur im andern Kleide. Mit dem neuen Spielgenossen, Licht, fing nun erst recht das sonderbare Handthieren an. Da wurde dem starren Erdklumpen so zugeredet, geliebkost, er ward gedrückt, gewiegt, geschüttelt, verkehrt und bekehrt, daß er es sich denn gefallen ließ, aus seinem starren Wesen nachgiebig und durch all das wunderliche Wesen gerührt, die Gartenerde in sich zu zerbröckeln, und so den Bäumen, Gräsern, Halmen und Blumen den mütterlichen Boden anzuweisen. Aber die alten Träume und Tücken kamen wieder; aus den Launen brachen von unten aus der Tiefe die Gebirge hervor, und strebten und wuchsen hinauf, um Wald und Wiese zu beschämen und zu verhöhnen; aber die Liebe kletterte nach, und hing ihre grünen Kränze fast bis in die gerunzelte, weiße, verdrießliche Stirn der Alpen hinein; zurückgeschreckt blieb das Grün in scheuer Entfernung, aber die heitere Luft gab den ernsten, blendenden Schnee, und die muntern, kindischen Quellen, die beredsamen Bäche, die muthigen Ströme tanzten doch oben um den Alten her, der keinen Spaß verstehen und

von keiner Liebe was hören wollte. Wer steht uns denn dafür, daß nicht damals auch die Luft, in welcher sich alles gebärt, auch Steine, Berge, Gebirge niedergeworfen hat, um jenen harten Launen und scharfen Einfällen der Erde entgegen zu kommen? Die Luft zieht das Wasser, das als Regen niederfällt; alles Wasser kann Dunst, Wolke, Luft werden; alle Nebel, Wolkenmassen, und auch die klarste, blaueste Luft, kann, angesteckt, angerührt, durch die Umstände persuadirt zu Wasser werden. Warum denn nicht zu Stein? Nun, hinauf muß es rieseln, herunter muß es grieseln; fügen muß sich's, und dann ist es wenigstens eben so natürlich und begreiflich, als daß die Pflanze in der Erde aus dem verfaulten Keime wächst. Ja, es kann geschehen, wenn sich der Himmel so verhärtet, daß einmal eine thurmhohe Kruste herunterfällt, und Städte, Wälder, ja ganze Länder zudeckt. Weil die uralten Ungezogenheiten und groben Späße der Elemente und ihrer Geister aufgehört haben, weil das Volk wohlerzogen scheint, muß es darum immer so bleiben? Vielleicht schlummern sie, vielleicht sind sie bei der Mama in der Putzstube in feiner, artiger Gesellschaft, und schneuzen höchstens einmal mit einem kleinen Trompetenton die Nase. Aber sie können wohl wieder einmal ins Bengelhafte gerathen, und nicht darauf achten, ob sie die neuen Manchetten und Halskrausen zerreißen. Die uralten Geister, die auf Pension sitzen, fabeln gewiß, unsre sanfte, geregelte Welt sei der Untergang der Welt, und die Erde nichts besseres als ein Käse, den Millionen Würmer und Maden durchfressen und zermürbt haben. Geht für uns die Welt unter, so munkeln sie wohl, nun singe die wahre Schöpfung erst wieder an, und die alte Ordnung würde wieder hergestellt. Essen wir, trinken wir, so lange etwas da ist und wir noch Zähne haben, von denen mir die meisten fehlen; respektiren wir die Luft, wie ich gesagt habe, und bedenken, daß, wenn es nach meinem Glauben Luftgebirge giebt, die Menschen nicht völlig zu verachten sind, die auf Luftschlösser rechnen und sie zu bauen suchen. — Alles jedoch sei mit Vergunst meines großen Meisters gesagt und seiner höhern Einsicht unterworfen. —

Friedrich lachte laut; doch dessen Vater blieb ernsthaft und sagte dann: Meister Labitt, alles, was man von Euch erzählt, so wie das, was ich jetzt von Euch gehört habe, ist höchst sonderbar. Es scheint, daß Ihr das Meiste in der Welt aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, als die übrigen Menschen.

Geehrter Herr, erwiederte Labitt, indem sich sein bleiches Antlitz zu einem übertriebenen Lächeln verzog, das ist meine Art so; wie ich mich etwas krumm halten muß, von Alter und Schwäche, wie ich übertrieben mager bin, wie mein Bart nur dünn und mein weniges Haupthaar fast ganz ausgefallen ist, wie ich eine beinahe zu lange Nase habe, und meine Lippen beim Sprechen und Schweigen in ihrer Blässe immerdar zittern, so ist es auch mit meinem Geist, meiner Sprache und meiner Art mich auszudrücken, beschaffen. Glaubt mir nur, die menschlichen Gedanken sind wie das Wetter. Oft ist es recht blau und hell in mir, aber wenn ich eben an etwas anderes als an die Gedanken denke, so weiß ich es selber nicht, daß ich nachdenkliche Sachen und weise Sentenzen von mir gebe; erzählen mir nach einigen Tagen meine jungen Freunde davon, so erbaue ich mich selbst an meinen Aussprüchen und lerne viel aus ihnen. Dann kommen dichte Wolken und Hagelschauer und versinstern meine Seele. Drinnen kochen und gähren dann wieder zukünftige Gedanken, und wenn ich gerade bei Laune bin, sehe ich selber diesem tollen Wesen zu. Ach! Sonnenschein! Freunde! das ist etwas Großes! Wer hat ihn immer? Und könnte ihn immer brauchen, wenn es uns auch vergönnt wäre?

Ja, dann, in diesen herrlichen Momenten, bin ich wirklich sehr gescheidt, und nicht nur klüger wie die andern Menschen, sondern ich übertreffe mich sogar selbst. Ich habe es oft gesagt, ich hätte es zu etwas Außerordentlichem gebracht, auch in meiner Kunst, wenn es nicht Ein Ding mir unmöglich gemacht hätte, und zwar etwas recht Erbärmliches, was die Menschen eine Kleinigkeit nennen, und die es doch wahrlich nicht ist. Aber blind und verworren bleiben sie freilich immer in ihren Bestrebungen.

Und das ist? fragte lächelnd Catharina. Schade ist es doch immer, daß Ihr nicht so vortrefflich geworden seid, wie es Euch, Euren Aussagen gemäß, so nahe lag.

Spottet nur! rief der Alte, Ihr bleibt doch mein Liebchen, und die holdseligste Creatur, die ich jemals gekannt habe. Um Euch aber die Sache deutlich zu machen, muß ich Euch erzählen, daß ich, wenn mich die Thoren auch oft ketzerisch nennen, eine viel zu große Ehrfurcht vor dem Schöpfer, und eine so innige, liebevolle Anbetung seiner Herrlichkeit habe, daß ich dem Gesellen, der ihm gegenüber arbeitet, nicht die Macht und ungeheuere Wirkung und Furchtbarkeit zutrauen kann, die ihm die unwissende Menge, aus abergläubischer Angst vor ihrer eigenen Thorheit, zuschreiben will. Durch kleine Erbärmlichkeiten macht sich dieser Geist Luft, und hindert freilich auch durch diese das Große und Edle. Wenn ich recht mit meinem Geiste einverstanden bin und ihm zuhöre, in der Sabbathstille meines ausgeklärten Gemüthes immer schönere und feinere Gedanken und Bilder aufsteigen, wenn ich dann mein Sein und Fühlen ausstrecke, weiter, immer weiter, und ich schaue und weiß, jetzt ist das Rechte und Beste unterwegs, und wird gleich in die aufgeräumte Putzstube meiner Seele anlangen — brtsch! ist alles weg, denn ich muß niesen; wenigstens einmal, oft auch in drei Repititionen. Der Moment nimmt mir das Bewußtsein, ich bin auf einen Augenblick nicht mehr als ein Pfahl oder Stock, — und, wie nüchtern, arm, düster, jammervoll ist es nachher in meinem Innern; Alles, was glänzte, liegt wie altes, widerwärtiges Getröbel in einer Polterkammer durcheinander, mit Staub und Spinnenweben überzogen, so daß ich keinen der Fetzen, die eben noch Gedanken und Entzückungen waren, aus dem Gerümpel hervorlangen mag, um mir nicht die Hände meines kümmerlichen Bewußtseins zu beschmutzen. Denn meine Dummheit ist wenigstens noch besser als das Denken und Anschauen, was ich jetzt treiben könnte. So ist es mir auch immer beim Malen ergangen. Ich habe mir mehr wie einmal eingebildet, wenn ich vor meiner Tafel saß, ich könnte die Werke meines Freundes Johann, des von Eyck, erreichen; ich war selig in der Arbeit, die Farben wurden immer glänzender, die Nienen immer heller und menschlicher, — nun kommt mit eins jenes verdammte Niesen, aus ist Alles, todt; wenn ich die Augen wieder brauchen kann, stehn Fratzen und schmierige Oelflecke auf dem Holze, und alle Anmuth ist in dieses hineingeschlagen; ich sehe im Pinsel, den ich noch eben in Freude fliegen ließ, nur einen Theil des unsaubern Schweines, von dem er genommen ist. Das hat immerdar mein Leben verkümmert. So weiß ich nun schon, streckt einmal der Geist sich in mir so aus, daß ich nahe daran bin, die Bande zu zerreißen, so werde ich augenblicklich niesen, — und oft, wenn ich zerstreut bin und an gar nichts denke, so weiß ich am Niesen, wenn es mich befällt, daß so eben in meinem Innern der Festkuchen gebacken wurde, um dem verlornen Sohn in Procession entgegen zu gehen. Nun fällt Kuchen und Kalb, Sohn und Vater, Sünder und Gerechter zugleich in den Brunnen. Man kann wohl auch fragen, ob es nicht selbst so feine, geistige Wahrnehmungen giebt, die ohne weiteres, wie ein zu scharfes Licht, auf die Nase wirken, und sie zum innerlichen Krampfe zwingen. Es kommt aber auf dasselbe hinaus, ob ich es physisch, ob geistig betrachte. Diese Gedanken sind mir einmal nicht gegönnt; statt im Gehirne eine höhere Stelle zu suchen, rennen sie abwärts und erlöschen in jenem Kitzel, der in einem Ton ausbricht, welcher aller Musik sich durchaus feindlich entgegen stellt. — Daß der Fliegengott, Beelzebub, dem Denker und Andächtigen oft eine Fliege sendet, um ihn zu stören und zu empören, das haben selbst fromme Theologen eingesehen und ausgesagt.

Guter, lieber Schwätzer, sagte der alte Ritter, indem er ihm die Hand gab, gehe es Euch recht wohl in den letzten Jahren Eures Lebens, und möge diese krause Laune Euch nie verlassen. Was Eure Zunge bei diesen Erzählungen allein verschuldet, wie viel aus Eurem Herzen kommt, das möchte schwer zu unterscheiden sein.

Er beurlaubte sich von der Wirthin und der übrigen Gesellschaft. Er versteht Dich nicht, sagte Friedrich, der gute Vater. Er meint, alles Denken müsse immer gerade aus gehen. Er ist auch kein Freund der Dichtkunst. Deine Gedichte kennt er gar nicht.

Ja, ja, sagte der Maler, die Menschen sind seltsam. Immer nur gerade aus denken! Nicht singen mögen! Meine Gedichte nicht kennen! Wir haben Schlund, Hals, Gaumen, Lippen, Zähne. Es zeigt sich deutlich der Gebrauch von allem, ob der Erste, Nothwendigste der Beste, wer kann es sagen? Wir sollen schlingen, kauen, essen, und außerdem vernünftig mit allem diesem Handwerkzeuge sprechen. Gut, wir thun es auch Alle. Aber, wenn nun Gaum und Zunge den liebevoll geistigen Wein auf die feine wundersüchtige Probierwage legt? Und züngelt, schleckert, lippelt, und der Schlund auch zur Zunge wird? Wenn das schon mit bei der Schöpfung ausbedungen ist, wie ich doch glaube, worum soll Kauen des Brodtes und Schlucken des Wassers oder Bieres rechtgläubiger sein? Die Lippen schon prüfen den Wein, die Nase riecht seine Geister ahndend, und Gefühl, stummes, ist mehr als Auge und Ohr. Statt zu sprechen, singt nun gar das Maul. Es soll nichts Vernünftiges, Nutzbares oder Erbauliches, sondern eben nur Gesang werden, der eben so hoch über das nüchterne Reden steht, wie der heitere Rausch über die Sättigung des Durstes. Und wer unter den Sterblichen hat denn den unnützen, widersinnigen, ganz vernunftwidrigen Kuß erfunden? Da treten die Lippen nun vollends aus Reih und

Glied, und das Auge glänzt vor Freude, daß ein Druck mehr ist als Vernunft, Licht, Gesang, Poesie und Philosophie; daß nur durch das Maul das Maulen auf die süßeste Art in sprachlose Freude übergehen kann. Ja, Menschenkinder, es ist Euch viel vergönnt, daß das Lippenwesen so fein über den Zähnen aufgeliebelt ist. Und dann noch das Lächeln als Zugabe. — Seht! seht nur Frau Catharinen an, und die jungen Mädchenkinder dort! Möchte man nicht die ganze Seele zwischen die Mündchen und die Lippenröthe legen, daß sie dort in Liebe gewiegt würde, und als der holdseligste Gedanke aufblühen könnte?

Er stand auf und küßte nach der Reihe Catharinen, die Mädchen und die alten Frauen. Friedrich sah seinem Beginnen so eifrig zu, als wenn er den Wunsch und die Absicht habe, seine Freiheit nachzuahmen; doch ein strenger Blick Catharinens nahm ihm den Muth.

Die Gesellschaft wendete sich wieder zum Gesange und zur Musik. — Nicht wahr, sagte Labitt nach einiger Zeit; Ihr seht doch auch alle die kleinen Geister von allen Farben, roth, weiß, gelb, blau und scheckig, die in der Luft auf den Tönen, wie auf ausgespannten Seilen, tanzen und springen? Und da oben sitzen andere mit ehrbaren Gesichtern und in weiten Gewändern, und nicken gar ernsthaft und schlagen den Takt, um das tolle Unwesen in Ordnung zu halten. So ist es immer. Der Unsinn hat nichts zu bedeuten, und ist weder toll noch erfreulich, wenn nicht Sinn und Vernunft die Aufsicht über ihn führen, und seine Raserein bedeutsam machen. So herrscht auch in diesem Wirrwarr der Takt, die Töne schwingen in Melodie um: und kein Schmidt, kein Schiffbaumeister kann seine Absicht fördern, wenn nicht eben so Takt und Puls das Werk bewachen. Nur der sogenannte Teufel kennt weder Maaß, Takt, noch Melodie; er hat das Maul blos zum Sprechen, darum ist er so unglücklich, und kann, wie er sich auch anstellt, so wenig ausrichten.

Ihr sprecht so vertraut von ihm, sagte Friedrich, als wenn Ihr ihn persönlich kenntet.

Kenne ich den miserablen Knirps denn nicht etwa persönlich? rief der Alte im halben Rausche; so viel, wie man ein solches klägliches Unwesen, das keine Person hat, kann persönlich kennen lernen. Da draußen im Walde hält der Armselige manchmal seinen Sabbath, und da bin ich neulich hinaus gelaufen, um ihm meine Aufwartung zu machen und ihm meine ganze Verachtung und Geringschätzung zu zeigen. Er saß auf drei uralten Kröten, daß sollte seinen Thron vorstellen, auf dem Kopfe hockte als Krone eine Fledermaus, sein Mantel bestand aus Spinnweben, und eine Scheere eines großen Hummers sollte das Scepter bedeuten. Blähte sich das dumme Vieh nicht, als wenn er Monarch des Erdbodens wäre! Frösche, Unken, Molche, Spinnen, manches Geziefer kniete und kroch vor seinem Throne. Auf Besenstielen, in Backtrögen ritten und fuhren ein Dutzend alte, runzlichte Weiber, um ihn zu verehren, herbei, die Luft verfinsterte sich, indem sie kamen. Die Abgeschmackten konnten die Herrlichkeit der Natur und Schöpfung nicht mehr sehen und fühlen; sie hatten die heilige Anbetung, das süße Grauen vor dem Vater und Schöpfer der Welt auf immer verloren, sie empfanden nichts beim Kirchengesang, beim Ton der Nachtigall, bei Gedicht und Musik, und waren nur für das Abgeschmackte, Aberwitzige begeistert, weil der Mensch irgend etwas verehren muß; ihre Tollheit trug sie durch die Lüfte, um hier anzubeten, und dem Kläglichen ein Harem durch ihre Buhlschaft zu bilden. Der Kerl wurde dann auf seinen Kröten auch immer aufgeblasener, und lächelte die Unholdinnen in seiner Manier recht freundlich an. Kleine buckliche Pygmäen von bösen Geistern schwirrten und tanzten in der Luft, ein Igel spielte auf der Trommel, eine Heuschrecke auf dem Hackebret, aber alles ohne Takt. Der Mond sah kläglich und mit schiefem, verhöhnendem Gesicht auf das Gesindel, und ich stand in der Ferne unter einem Baum, um die ganze Hofhaltung aufzuzeichnen.

Ganz recht, sagte Friedrich, das ist das berüchtigte Gemälde, welches Ihr schon vor Jahren zu Stande gebracht habt, und das Euch von manchem Kunstfreunde viel bittern Tadel zuzog. Man meinte, der Gegenstand sei häßlich und aberwitzig zugleich, und man begriff nicht, wie derselbe Mann, der die Mutter des Herrn, die gebenedeite Jungfrau in einem Liede so schön besungen hat, diese Widerwärtigkeit mit so vielem Fleiße und dem Aufwand so vieler Zeit hatte ausführen können.

Der Alte lachte selbstgefällig und sagte: Macht man einmal etwas zu seiner eigenen Freude, so will es den Leuten, für die man sich oft geplagt hat, in der Regel nicht gefallen. Ich wollte dem dummen Teufel, oder dem Teufel der Dummheit, der mich oft stört, auch einmal eins versetzen.

Ihr wißt aber, fuhr Friedrich fort, daß der herrliche Maler, Johannes, selbst Euer Bild sehr scharf damals getadelt hat, und gesagt, so etwas dürfe gar nicht dargestellt werden.

Ich weiß es! rief Labitt aus; ist denn das nun etwas andres, als das ganz einfache Nein? Wahrlich, ich sage Euch, es werden nicht viele Tage in's Land gehen, so werden wir einen Ueberfluß von diesen Bildern, von Hexen, Teufeln, Beschwörung und dergleichen haben, und meine Sache ist nur anstößig gewesen, weil sie die erste dieser Art war. — Jeder Erfinder ist der Märtyrer seiner Originalität. Viel schlechtere Sachen werden nach meinem Tode Aufsehen und Verwunderung erregen, und, wenn es geschieht, so wird kein Mensch dann mehr von dem armen Peter Labitt nur reden.

Es war spät geworden, und die Gesellschaft erhob sich. Ist es Euch nicht bange gewesen, sagte die kleine Sophie, als Ihr, mein theurer Herr Labitt, mit dem Satan so ganz allein im Walde waret?

Nein, sagte der Maler, denn ich muß Euch sagen, wen man recht von Herzen verachtet, den fürchtet man nicht. Und doch thut man vielleicht nicht wohl, denn oft, sehr oft ist das, was uns verächtlich scheint, nur eine Maske des Fürchterlichen.

Alle begaben sich zur nahen Stadt, und nur Friedrich blieb zurück, obgleich es den Scheidenden auffiel, um mit der Dame Catharina ein sonderbares Gespräch zu führen. Sie sah es ungern, daß der Jüngling verweilte; indessen meinte sie, da er sich nicht rathen ließ, ihm jetzt im Vertrauen alles sagen zu können, was sie für nöthig hielt.

Wie also Friedrich vom Gartenthore wieder umkehrte, war sie fast erzürnt, denn sie sah, daß die Uebrigen dieses Betragen des Jünglings auffallend fanden. Indessen, da es nicht zu ändern war, nahm sie sich vor, ganz aufrichtig mit ihm zu sprechen, denn sie kannte seinen Sinn und auch den Gegenstand des Gespräches, zu welchem er sich wieder wenden würde.

Sie setzten sich im Gartensaal, indem sich der Himmel schon röthete. Alles verkündet die Nähe des Abends, sagte Catharina, und Ihr wollt nicht zu Eurem Vater kehren, der Euch sehnlich erwartet, und der auf mich zürnen wird, weil er meint, ich halte Euch zurück.

O nein! rief Friedrich aus, durch meine Klagen, durch meinen Verdruß ist er genug davon unterrichtet, wie Ihr es nicht seid, die mich aufmuntert, länger zu verweilen.

Aber, mein lieber junger Freund, sagte die verständige Frau mit heiterer, einschmeichelnder Rede, warum strebt Ihr denn nun schon seit Monaten, diese Eure Freundschaft, die ich so hoch achte, die zu meinem Lebensglück gehört, mir zu entreißen? Warum wollt Ihr mich überreden, es könne ein anderes Verhältniß zwischen uns statt finden, welches Ihr ein innigeres nennt?

Ja, rief Friedrich, ich muß noch Einmal Euer Ohr mit allen jenen Wünschen, Forderungen und Fragen bestürmen, die Ihr so weit von Euch werft! Jetzt ist es ein Jahr, schöne Frau, daß ich Euch kenne. Ohne Vorurtheil, ohne Leichtsinn bin ich in Euer Haus getreten; ich hörte nicht auf so manches Geschwätz, was der und jener, armselige Menschen, mir hatten mittheilen wollen. Ihr wißt, mein Sinn ist ernst, so thöricht ich wohl manchmal im Haufen meiner Jugendgefährten erscheinen mag; meine Wünsche sind lauter, mein Leben war einfach und rein, so vielfach Basen und Splitterrichter meine jugendliche Heiterkeit und den erlaubten Leichtsinn haben verlästern wollen. So erwachte mein Herz in Eurer Nähe zum ersten Mal, und was ich mir sagte, wie ich gegen dieses Gefühl kämpfte, das zur brennenden Leidenschaft wurde, so war Alles vergeblich; ja, jeder Einwurf, jedes Hinderniß entzündete und verstrickte mich nur mehr. Es ist keine Täuschung, keine Aufwallung unreifer Jugend, nein feste Ueberzeugung, daß Ihr, nur Ihr das Glück meines Lebens machen könnt. Wenn Ihr, Geliebte, nicht alle Liebe läugnet, so müssen Euch meine Worte, meine Bitten endlich gewinnen.

Catharina betrachtete ihn lange mit den großen braunen Augen, und sagte dann mit dem Ausdruck des Schmerzes: Mein geliebter Freund, es thut mir weh, daß Ihr noch immer beharrt. Glaubt mir, ich kenne Euch besser, als Ihr Euch selbst; die Welt, wie das Leben, sind mir vertrauter, da Ihr noch eben im Frühling des Jahres steht, und ich mich dem Herbst und Winter schon nähere. Ihr wißt es ja, mein Freund, daß ich mehr als zehn Jahre Euch voraus bin, Ihr seid kaum fünf und zwanzig und ich sechs und dreißig. Schon seit zwölf Jahren bin ich Wittwe, nachdem ich in einem bittern Ehestande die schrecklichsten Erfahrungen und Schmerzen gewonnen habe. Jetzt, das weiß ich, dünkt es Euch, als wenn in meinem Besitz Euer Leben erst anheben würde. Diese Täuschung des Gefühls und der Phantasie ist in der Natur so fest begründet, daß Euch Jeder als ein Lästerer erscheint, der Euch das Gegentheil darthun will. Aber mir werdet Ihr das Wort vergönnen, das ich in Eurer und meiner Sache sprechen darf. Durch den Besitz, durch einen kurzen Rausch des Genusses würde Eure Sehnsucht befriedigt, das Unbedingte und Unbeschränkte Eurer Leidenschaft gemä-

ßigt und beschlossen, und das verirrte Gefühl aus der poetischen Täuschung zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Nicht daß Eure Neigung erlösche, daß Ihr Euren Entschluß bereuet, daß Eure Liebe sich in Haß und Widerwillen verkehren könnte! Ihr seid zu edel, Ihr würdet mir Euer Unglück, Eure Enttäuschung verschweigen, durch Zärtlichkeit, Aufopferung und Wohlwollen mich und Euch hintergehen wollen. Aber unglücklich würdet Ihr sein, und fühlen und sehen, wie Ihr Eure Jugend an eine Einbildung, einen leidenschaftlichen Eigensinn verloren hättet. Die Natur vertangt es, daß in der innigsten Verbindung, auch wenn beide Liebende im Jugendrausche träumen, jene quälende und beseeligende Unruhe und Sehnsucht erlischt. Ich aber würde Eurer erwachten Phantasie sehr bald als eine ältere Schwester, vielleicht nach einem Jahre als eine mütterliche Freundin gegenüber stehen. Die Reize, die ich noch etwa aus meinem Schicksale und meiner längst entwichenen Jugend davon getragen habe, müssen binnen Kurzem schwinden; soll ich erwarten, daß auch mein Alter reize, Schwäche, Blässe, Runzeln? Eine Krankheit kann in wenigen Wochen diesen Nachsommer der Wangen und Augen zerstören, — und für diesen kurzen Besitz einer Schönheit, die in Eurer Umarmung in Asche und Staub zerfällt, wollt Ihr den Hohn Eurer Landsleute, den Zorn Eures Vaters, die Verachtung der Jungfrauen auf Euch laden? Wie manches schöne Auge zielt nach Euch, wie manches junge Herz wünscht im Stillen, Euch zu gewinnen. Ernüchtert wäret Ihr nun an mich, vielleicht auf lange gekettet. Nicht lösen läßt sich das Band, wie es leicht sich anlegen läßt. hätte ich erst das höchste Elend meines kummervollen Lebens gewonnen. Ich müßte Euch im stillen Gram, in Reue schwinden sehen; ich müßte mir den bittern Vorwurf machen, daß ich Euch nicht rein, nicht wahrhaft genug geliebt habe, indem ich so schwach habe sein können, Eurem Ungestüm nachzugeben. Und wenn ich es nun erlebte, wie es doch ohne Zweifel geschähe, daß Euer Sinn sich einer edeln Jungfrau näherte, die Euer Gemüth zu würdigen wüßte, so stände ich als die Furie, als ein Gespenst zwischen Eurem Glück, und ich müßte mich verachten und meinen Tod so sehnlich herbei wünschen, daß Nadel, Scheere und Messer in meinen Händen zu Strafe und Rache gegen mich werden könnten.

Friedrich stand auf und schritt durch den Saal. Sie sah es wohl, wie er ihr die Thränen verbergen wollte, die sich aus seinen heißen Augen drängten. Endlich, nachdem er lange, um sich zu kühlen, in den Garten geblickt hatte, kam er zurück und sagte: Mögt Ihr Recht haben, mag die Vernunft so sprechen: aber ist es gut, ist es, möcht ich sagen, fromm, so verständig zu wägen, und Herz und Leben so in die Dienstbarkeit der anscheinenden Nothwendigkeit herabzuzwingen? Nicht alles, was unvermeidlich ist, kann und soll darum vermieden werden. Das ist kein Schicksal, daß wir uns der Natur und ihren Gesetzen fügen; sondern daß wir unserer Kraft vertrauend, auch in den Kampf gehn, um stärker als die Gesetze zu sein, uns höher zu stellen, als diese Natur: nun beginnt das wahre Schicksal im Ringen, und wie wir Stand halten oder erliegen, kann erst der Inhalt und die Aufgabe unseres Lebens werden. Und was weiß denn die Liebe von Zeit, Tagen und Jahren? Der Held stürzt in den Feind, und der Augenblick des Sieges, indem der Feind mit allen Panieren flieht, genügt ihm übervoll, und er sieht lächelnd das Blut aus seinen Todeswunden strömen. In wie manchem Gedicht bewundern und beneiden wir den Liebenden, der endlich den Lohn seiner Schmerzen erhält, und beseeligt in der Geliebten Armen ruht; dieser Moment ist sein Leben, seine Vergangenheit und Zukunft, wir preisen ihn, wenn der Tod auch schon hinter dem Lager lauert, und beweinen in unsern Thränen nicht ihn, sondern das Räthsel des Daseins selbst, das eben das Höchste, das Einzige, Innigste, Göttlichste und Edelste, das Unnennbare Glück, die Liebe freilich nur in unserer Einbildung ruht, das alles dies kein Unterpfand in der Wirklichkeit aufzeigen kann, und daß das Unsterbliche nur am Staube gebunden erscheinen kann. Damit, wenn Ihr diesen Glauben nicht verleugnen könnt, sind auch alle Eure Zweifel und Einwendungen abgewiesen.

Für Euch wohl, erwiederte sie schmerzlich lächelnd, aber nicht für mich; immer bleibt die Frage übrig, daß da sich einer von uns aufopfern soll, welcher es von beiden sei; Ihr leugnet, daß Ihr es seid, so muß ich also die Geopferte sein, und wie das Eure Liebe verlangen kann, begreife ich nicht.

Nein, rief Friedrich aus, Ihr sollt eben so glücklich sein, als ich mich fühlen werdet! Das könnt Ihr, wie ich aus diesen Reden schließen muß, auf keine Weise, und ich bin also elend.

Ich bin unglücklich, erwiederte sie, wenn ich Eure Freundschaft verliere.

O, Catharina, rief Friedrich jetzt in der höchsten Leidenschaft: Freundschaft! Was ist sie, was soll dies unverstandne Wort? Wissen die Menschen schon nicht, was sie mit dem Ausdruck „Liebe" meinen, so denken sie bei dem Laute „Freundschaft" noch weniger. So tief kann ich mein Gefühl für Euch nicht hinunter stimmen, so kalt, gewogen, gleichgültig kann ich in Eurer Nähe nicht sein; ich bin es nicht, wenn ich nur an Euch denke, wenn Euer Bild in mir aufsteigt. Ist das Leben denn einmal wahnsinnig, warum wollen wir uns dem Taumel nicht hingeben? Ist es der Tod, der in allem Leben wirkt, ist es die Verzweiflung, die schon in der Freude schlummert, — fügen wir uns denn und sein wir Sterbliche, da uns das Ewige, Bleibende nicht gegönnt ist. Im Moment, im Rausch, im Wollen erhaschen wir es, und können dem Vergangenen doch nachrufen: du warst es! du sollst es gewesen sein!

Laßt uns abbrechen, sagte Catharina, wohl giebt es Freundschaft, die auch glücklich macht. Indem ich Euren Geist und Werth begreife und Ihr meinen Charakter versteht, uns Lieder und Gesänge näher treten, die Behaglichkeit des Daseins, die edle Rührung, und wir uns einer am andern erfreuen, und so alle Güter durch unser Verständniß heller glänzen. Versucht es so mit mir, und Ihr sollt zufrieden sein.

Das ist es ja, rief der Jüngling, was ich nur halb an Euch verstehe und die Welt ganz mißdeutet. Ich muß es Euch sagen, und Ihr wißt es ja wohl zum Theil, wie viel unwürdige Verläumdung man an Euern Namen knüpft, wie man Euch mißversteht, wie man das Beste Euch zum Schlimmen ausdeutet, Eure Liebe zur Kunst Euch zum Verbrechen macht, und selbst Eure Wohlthätigkeit verunglimpft, weil Ihr immer heiter scheint, und jeden Prunk der Religiosität, jedes Prahlen mit Frömmigkeit, alles, wodurch sich die meisten Menschen Ehrfurcht verschaffen, geflissentlich vermeidet.

Was soll ich thun? rief Catharina, nicht ohne einigen Unwillen aus; mich in ein Kloster sperren? Nur die Gesellschaft langweiliger alter Weiber und mürrischer Priester aufsuchen? Oder mein Leben in Bußübungen, sogenannten guten Werken, als Mitglied einer frommen Schwesterschaft zermartern? Der Musik, der Heiterkeit, dem Lachen und Scherz scheu aus dem Wege treten, als wenn Alles nur Bosheit, Laster und Erzeugniß der Hölle sei? Ich kann es nicht, und will es nicht, um das zu werden, was die Knechte tugendhaft nennen. Meine Ehe war Schmerz, das Schicksal erlöste mich von meinem Tyrannen; ich habe alle Hoffnung meiner Jugend, alle jene goldenen Träume, die den Busen der Jungfrau umgaukelten, mit eigenen Händen längst begraben aber ich habe auch Trauer und Wehmuth überstanden, Schmerz ist mein Leben, hoffnungslos meine Zukunft und darum kann ich mit der Gegenwart scherzen, darum bin ich froh, weil ich mich selbst nicht mehr verlieren kann, darum sind mir Gedicht und Gesang so lieb und befreundet, Gespräch und Gedanke, edle Menschen, wie Ihr, und Bücher, weil ich kein Irdisches, kein Bedürfniß an sie knüpfe, keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieser zarten Freude liegt.

Gut also, sagte Friedrich; ist es nun nicht besser, klüger, edler, durch eine neue, glücklichere Ehe jenen Schwätzern unmittelbar die Zunge zu lähmen, um so, auch ohne den mindesten Vorwurf, ohne den kleinsten Verdacht sich diese Güter alle anzueignen. Und glaubt Ihr wirklich, daß nicht Zeiten kommen dürften, wo ein Beschützer, ein Ehemann Euch unentbehrlich wäre? Wo es Euch späterhin gereuen möchte, daß Ihr nicht irgend einen Gemahl, schon Eurer äußern Lage wegen, gewählt hättet? Beglückt Ihr mich durch Eure Hand, so ist auch dies gewonnen, und mein höchstes Glück zugleich mir obenein in den Kauf gegeben.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Catharina; wir genießen eines glücklichen Friedens, unser Fürst beschützt uns, wir Alle erfreuen uns seiner; woher soll Hader, Zwietracht oder Krieg uns kommen? Und selbst, wenn auch —

Ihr habt wirklich nicht bemerkt, fuhr Friedrich eifernd fort, daß der Dechant, dieser ehrgeizige, heftige Mann, mehr als Freundschaft und Wohlwollen für Euch empfindet? Seid Ihr wirklich so arglos, und wohnt Euch nicht die Frauenfeinheit bei, dergleichen zu erspähen und zu verstehen? So ist die Liebe, die Eifersucht denn scharfsichtiger. Dieser Dechant bewacht Eure Blicke, er erröthet, wenn Ihr ihm naht, er erblaßt, wenn Ihr vertraulich Eure Hand in die meinige legt. Ist er zugegen, so könnt Ihr kein Wort sprechen, keinen Schritt thun, keine Meinung äußern, keine Höflichkeit einem Gaste erzeigen, die er nicht beobachtet, prüft, und Euch in seiner Seele grollt und hadert. Seine scharfen Blicke geizen, um die Eurigen aufzufangen; mit jedem Jüngling, der Eure Zimmer verläßt, wird sein Busen erleichtert; er seufzt, ohne es zu wissen, wenn ein Fremder eintritt, der jung und schön erscheint. Wie wollt Ihr dieser Leidenschaft ausweichen? Wie viel Unheil kann sie Euch bringen! — Liebt Ihr mich auch

nicht, so wie ich Euch, wollt nicht, könnt es vielleicht nicht, o Theuerste meiner Seele, so nehmt mich doch als Wächter, Schutz; kümmert Euch nicht, wie glücklich ich bin, denn ich bin es gewiß, und kann dann auch die Gefahren abkämpfen, die Euch bedrohen.

Catharina lächelte und sagte dann: O, Ihr wollt mich durch Schlauheit und Furcht in Euer Netz ziehen, Ihr Arglistiger! Woher Gefahr? Die Zeit ist so herangewachsen, daß die Geistlichkeit und selbst Petri Stuhl, nur noch diejenigen schrecken, die sich wollen schrecken lassen. Unsre Obrigkeiten sind eifersüchtig auf ihre Rechte und Gewalt, und lassen niemals Abt und Kloster, selbst nicht den Bischof einschreiten, wie es wohl ehemals geschah. Spottet man nicht oft und zu viel über Priester, Kirche und Glaubensartikel? Jenen finstern Jahren sind wir auf immer entrückt, das dunkle Gewölbe des Aberglaubens und der Schrecken ist verriegelt und auf ewig verschlossen. Die Welt ist heiter geworden und wird sich immer mehr aufhellen, das wissen die Priester selbst und verkündigen es.

Man geht oft eben so gern zurück, als man vorschreitet, bemerkte Friedrich.

Das ist, antwortete sie, in Sachen des Landes, der Regierung, der Geschichte unmöglich.

Und dieser Dechant ist unerträglich! rief der Jüngling; seht Euch vor mit ihm!

Er ist ein frommer, edler Mann, erwiederte Catharina, der mir wohl will, und freien, hellen Geistes ist. Er kennt die Welt und Menschen, aber sein Gewissen und sein Beruf wird ihm nie erlauben, den Leidenschaften, die ihm Sünde sind, Gehör zu geben. — Weil ich Euch so bekümmert sehe, und weil Ihr mein Vertrauen verdient, so kommt morgen, zwei Stunden etwa vor Sonnenuntergang, zu mir; ich bin dann einsam, wir werden nicht gestört, und ich will Euch einen Theil meiner Geschichte erzählen. Dann, so kenne ich Euch, werdet Ihr mir selber zureden, meinem Entschluß getreu zu bleiben.

Gekränkt, betrübt verließ sie Friedrich, denn sie hatte ihm selbst, wenn auch freundlich lächelnd, einen Abschiedskuß verweigert.

---

Am folgenden Tage, als Frau Catharina in ihrem Garten bei einer Arbeit saß, meldete ihr die Dienerin den Besuch des Dechanten. Sie ging ihm entgegen, etwas verwundert, daß der geistliche Herr so früh schon zu ihr eintrete. Beide gingen in den Saal, der gegen den Garten offen war, und setzten sich, die frische Kühle des anmuthigen Morgens zu genießen. Einige Dienerinnen gingen ab und zu in Geschäften des Hauses, der Gärtner arbeitete in der Nähe, und der Wirthin war offenbar diese Störung erwünscht, um dadurch den Anschein zu vermeiden, als walte ein Geheimniß zwischen ihr und dem Dechanten ob. Dieser aber schien diese Störung des Gespräches weniger gern zu sehen, denn er war verlegen, und mehr wie einmal stockte die Unterhaltung, indem er Neuigkeiten erzählte, und vom Hofe in Brügge, vom Erben des Reiches, von Rom und manchen andern Gegenständen redete.

Am meisten erging sich sein Witz über den Stellvertreter des Bischofs. Derjenige, der den Stuhl von Arras besaß, war auf einer Gesandtschaft in Rom, und sein Stellvertreter war ein Bischof in patribus, der von Baruth, der nach den Schilderungen des geistreichen Dechanten einer der sonderbarsten Menschen war. Dieser kleine, stets verdrießliche Mann stand in Arras beim Adel wie beim Bürgerstande nur in geringer Achtung, weil er ohne Anstand beim Gottesdienste war, verständigen Rath nur selten anhörte, und den Gelehrten durch seine Unwissenheit manche Blöße gab.

Catharina war verwundert, daß der Dechant von seinem zeitigen Vorgesetzten so ohne Rückhalt sprechen konnte. Dieser aber, als sie ihm dies bemerkte, antwortete lachend: Schöne Frau, Euch darf ich es doch wohl nicht erst sagen, in welcher merkwürdigen Crisis sich unsere Zeit befindet. Das alte Regiment der Geistlichkeit ist zu Ende, und wenn sie sich nicht der Welt bequemen und nach ganz andern Grundsätzen handelt, so muß ihre Macht in allen Ländern zerbrechen. Die Bücher und Erzählungen des Boccaz, so wie so vieler andrer hellen Köpfe, haben allenthalben Eingang gefunden, sogar der Bauer lacht über Vieles, vor dem er noch vor dreißig Jahren in scheuer Ehrfurcht kniete. Ein großes Elend für die Christenheit mag es sein, daß der Türke Constantinopel, wie wir es erlebt haben, eroberte; aber wie viel die Bücher und Wissenschaften, die dadurch nach dem Abendlande mit flüchtigen Griechen herübergekommen sind, wirken werden, läßt sich gar nicht bestimmen, da schon seit wenigen Jahren fast Alles eine andre Gestalt gewonnen hat. Und vorzüglich in unsern Ländern, die, ohne uns zu täuschen, durch Friede, Wohlstand und Handlung, in Kunst und Wissenschaft jetzt wohl höher, als alle andern, stehen. Wie gesagt, diese Macht der Clerisei ist geschwächt und gebrochen, wenn es gleich verderblich werden könnte, falls die Welt darnach strebte, sie ganz zu vernichten. Wir also sind ohne Gefahr für die Welt, und derjenige unseres Standes, der noch die verjährten Rechte gelten machen will, kann nur, wie dieser klägliche Bischof, lächerlich werden. Nicht so ist es mit dem Adel. Er mißbraucht seine Stellung und Macht. Alle Thaten verderblicher Willkühr, alle Unterdrückung geht von ihm aus, und der Prinz wird genug zu thun finden, um, vielleicht mit Gefahr seines Lebens, alles böse Unkraut auszujäten, welches so wild und üppig allenthalben empor geschossen ist, weil der alte Gärtner viel zu schwach wird, den Wuchs dieses Giftes zu beschränken. Ein Kampf gegen den Adel wird der Zukunft eben so nothwendig sein, als er es jetzt gegen die Mißbräuche der Kirche war.

Und Ihr meint, sagte Catharina, jene schreckliche Finsterniß, der wilde Aberglaube, die Verfolgung und Martern, wovon wir mit Grausen lesen, wenn wir die alten Chroniken aufschlagen, könnten niemals wiederkehren?

Gewiß nicht, sagte der Dechant; alles, was Irrthum und Wahnsinn der Art hervorbringen konnte, ist zu Ende, diese Krankheit des Gemüthes hat sich erschöpft. Der Krieg hat Gräul genug ausgesäet, diese Wuth, die Engländer und Franzosen damals an einanderhetzte, und das letzte traurige Opfer des Aberglaubens und der Verfolgung, die arme Johanna von Arc, von der wir in unserer frühen Jugend so viel haben reden hören, hat die Reihe jener Märtyrer geschlossen.

Wenn Ihr Recht habt, gelehrter Herr, antwortete die Frau, so haben wir auf jeden Fall viel gewonnen.

Gewiß, erwiederte der frohsinnige Geistliche, und darum ist alles, was dieser gute, liebe Bischof, dieser kümmerliche Athanas, thut und will, nur komisch. Der lächerlichste Zug seines Charakters ist der, daß er sich die feinste und umgreifendste Kenntniß der Menschen zutraut. Er sieht nur wenige Leute und studiert gar nicht, so wenig weltliche wie geistliche Schriftsteller, und dennoch hat er eine so hohe Meinung von sich, daß er sich selbst für gelehrter als alle Gelehrte hält. Das Unglück seines Lebens ist es gewesen, daß er vor fast zehn Jahren bei dem großen Jubelfeste in Rom zugegen war, und er damals die Stelle eines Pönitentiarius beim Pabste hatte. Dies ist dem schwächlichen Manne so zu Kopfe gestiegen, daß er sich seit dieser Zeit wie ein wahrer Apostel vorkommt. Wie Ihr wißt, hat sich damals eine unzählige Menschenmasse aus ganz Europa in Rom zusammengedrängt. Er fand eine Gelegenheit, die freilich wohl nicht wieder kommt, Spanier, Engländer, Deutsche, Franken, Ungarn, Polen und Nordländer aller Art und von allen Ständen zu sehen. Sein Beruf machte es ihm zur Pflicht, da dieser Menge auch die große Anzahl von Priestern in Rom nicht genügte, mit Vielen und den Verschiedensten in ein vertrautes Verhältniß zu kommen, und diese tausend und tausend Beichten und Bekanntschaften und Erzählungen der Pilger haben ihm, wie ich die Sache begreife, seinen schwachen Geist geradezu gestört und verdreht, er ist ein verrücktes Haupt, ein dummer Mann geworden, und da manche vom Pöbel ihn und seine Verkehrtheit verehrten, so spielt er den Begeisterten und Propheten.

Seid Ihr nicht vielleicht unbillig gegen den Mann, fragte die Frau mit Bescheidenheit, der im Ruf der Frömmigkeit steht? Man sagt, Ihr habt oft Streit mit ihm, und, wenn er Euch drückt, so ist es begreiflich und vielleicht verzeihlich, daß Ihr ihn verkennt.

Ihr sollt selbst urtheilen, schöne Freundin, sagte der Geistliche mit lachender Miene. In voriger Nacht ließ er mich eilig zu sich rufen. Ungern kleidete ich mich an und ging hinüber. Er war in seinem Schlafgewande und ganz verstört. Schreiend kam er mir entgegen und klagte, daß er gar nicht mehr schlafen könne, allnächtlich werde er von Gespenstern und bösen Geistern gestört und beunruhigt. Er zeigte nach einem dunkeln Winkel der Stube nnd rief: Seht! Freund! da steht immer noch das große Vieh, und glotzt mich mit seinen grünen Augen an! Vertreibt ihn, beschwört ihn, damit ich Ruhe gewinne.

Ich wußte nicht, ob ich lachen sollte, ich fing aber an, nach seinem Wunsche zu beten und zu beschwören. Eifriger! schrie der Wahnsinnige, der Kerl ist abgehärtet, aus so einfachem ruhigem Gebete macht er sich nichts, der will schon stärker angegriffen sein. — Ehrwürdiger Herr, erwiederte ich, nicht ohne Verlegenheit, Ihr seid einsichtiger, frommer, älter, als ich, wenn Ihr ihn selber bannen wolltet, würde er Eurem stärkern Worte gewiß leichter, als dem meinigen schwachen, gehorchen. — Nicht unwahr, sagte der Bischof; und wenn ich ihn mit meinen Feueraugen so recht starr anschaue, seht, so zittert die ganze Creatur, wie der Nebel im Morgenwinde. Das Gethier hat aber, wie ich schon lange gemerkt, eine sonderbare Sympathie zu mir, es kommt eben so oft

freiwillig, als es wieder von einem mächtigern Geiste, um mich zu turbiren und zu entsetzen, abgesendet ist; denn Ihr müßt wissen, daß der verdammten Bestie, wohl in meiner Nähe ist, von meiner heiligen Weihe strömt auf ihr etwas über, und mildert auf Augenblicke seinen unseligen Zustand. Seht, darum wird er auch schwächer und ohnmächtiger durch Eure Gegenwart, denn er kann Euch und Euer etwas weltliches Wesen nicht ausstehen, weil seine Qual durch Euer Nahesein verstärkt wird. Der ganze Kerl wird sich, so bärbeißig er thut, gleich davon machen müssen, denn Gesellschaft, das sehe ich ihm an, kann er durchaus nicht vertragen. — Nach einigen Gebeten war denn auch wirklich, nach der Aussage des Bischofs, das Ungeheuer verschwunden. Er dankte mir für meine Bemühung und fügte hinzu, es sei auch eine nicht zu verachtende Gabe, daß ich so scharfe, grimmige und witzige Höllengeister, wie die, die ihn quälten, durch eine gewisse Mittelmäßigkeit meines Geistes, durch das Unbedeutende, ja fast Langweilige, was mir anklebe, verscheuchen könne; der Arbeiter im Weinberge müßten eben manche nnd von verschiedenen Tugenden und Qualitäten sein. Ja, beschloß er, das habe ich schon bemerkt, in Eurer Nähe hält kein Geist aus, weil Ihr das seid und vorstellt, was man geistlos nennt. Dankt dem gütigen Himmel für diese Gabe und wuchert mit Eurem Pfunde.

Catharina lachte laut und sagte dann: Dem guten alten Herrn legt Ihr allerliebste Sachen in den Mund; weil Ihr Scherz liebt und versteht, macht Ihr den lächerlich, der nur ernsthaft sein kann und mag.

Nein, rief der Dechant, eben in seinem steinharten Ernste hat er mir buchstäblich so diese Worte gesagt. Glaubt mir, theure Freundin, man braucht bei manchen Menschen nichts zu erfinden, wenn man von ihnen wieder erzählt, so fern stehn sie mit ihrem Wesen der hergebrachten Möglichkeit. Nachher führte er mich zu einem Sessel, und ich mußte ihm diesen entzaubern helfen. Er erzählte mir, daß, so oft er in diesem sitze und meditire, steige jedesmal hinter seinem Rücken ein ungeheures, widerliches Fratzengesicht empor, und kucke ihm über die Schultern in sein Buch; er sei oft erschrocken, und habe darüber den Faden seiner Gedanken verloren; manchmal aber habe er lachen müssen, was noch schlimmer sei, denn im Gelächter erlösche alle Frömmigkeit, und das, was die Menschen Lachen nennten, sei eigentlich der bestimmteste Gottesleugner. Seht, werthe Frau, so denkt, handelt und träumt dieser sonderbare Mann, den wir wohl zu den wahnsinnigen rechnen müssen. — Doch, warum so viel von diesem Thoren sprechen? Diesen klaren Augen gegenüber? Wenn der Wahnsinn dort in jener finstern Gegend eines willkührlichen Aberglaubens liegt, so ist in diesem Lächeln und liebevollen Blick Freude, Vernunft und die Wahrheit, um die es sich allein der Mühe lohnt, das Leben noch so weiter zu leben.

Ihr seid sehr artig, Herr Dechant, sagte Catharina nicht ohne Verlegenheit; wie sollte man glauben, daß ein Priester auch wie ein Weltmann so überfeine Schmeicheleien und Unwahrheiten einer alternden Witwe vorsagen könnte? Möchte ich Euch doch auch fast für einen bösen Geist halten, der mir erschiene, um mich zu thören, so wie jener Euren Bischof irrte, wenn gleich Eure Gestalt nicht so abschreckend ist.

Ihr seid witzig und bitter, sagte der Dechant, und das habe ich nicht um Euch verdient. Ihr sprecht das Wort Priester mit einem besondern Ausdruck. Euch, der Verständigen, brauche ich doch wohl nicht zu sagen, daß alles Abschreckende, Beschränkende, Verweisende und Furchtbare, was ehemals in diesem Laut liegen konnte, jetzt seine Bedeutung verloren hat. Ihr kennt und wißt von den Italienern. Sind sie doch oft genug als Gesandte, Reisende, Geschäftsträger in unserm Lande. Ihr habt so viele Franzosen gesehen, auch von hier sind, wie oft, die vorzüglichsten Männer in Eurem Hause gewesen. Mag der Haufen, der gemeine Mann, der Arme, oder der zünftige Priester, der nichts Höheres kennt als den Zehnten und die Beisteuer, die ihm aus Beichtehören und Messelesen erwächst, am Buchstaben, an der todten Lehre haften, und aus dem Mißverstand den Sinn, aus der kalten Verzweiflung den Trost holen wollen. Wir alle, wir Höherstehenden, wir Begünstigten, wissen, daß das Geheimniß eben ein verriegeltes Thor für jeden ist, der draußen bleibt; daß aber derjenige, welcher den Schlüssel besitzt, in diesen Lehren und Ueberlieferungen, in diesen Gesetzen und Strafen die Erklärung sieht und faßt, die ihn eines freieren und edleren Lebens würdig und fähig macht. Was der Geweihte in allen Zeiten lehren konnte, er, dem die Binde von Augen fiel, der sich weder durch Buchstaben noch Gespenst schrecken ließ, das versteht derjenige, der ohne Frage und Antwort zum Bunde hinzugelassen ist. Das Göttliche ist nur darum ein Geheimniß, weil es der Haufe nicht versteht und nicht verstehen kann. Wunder ist Alles, oder Nichts. Der versteht das Wundervolle nur, der im verschlossenen Busen die Erklärung schon hinzu bringt. Gesetz und Schranke dient nur, den Pöbel abzuhalten. Der erkennende Geist, der Erhabene, derjenige, welcher liest, ohne sich mit den Buchstaben zu quälen, erreicht sogleich, ohne auf Staffeln hinauf zu klettern, die höchste, oberste Stufe. Dasjenige, was in unserer Religion das Göttliche, Wahre, Ewige ist, war schon da, bevor die Menschen noch von Christenthum oder Christus wußten. Wir sind nur dadurch Christen, indem wir als Schüler das offenkundig bekennen und aussagen, was ehemals ein Geheimniß war. Das alte Geheimniß, was der Vorzeit unverständlich und ein Gräul war, ist nun auch nach außen gekehrt, und dafür das, was in frühern Jahrhunderten allverständlich war, wiederum zum Geheimniß geworden. Denn so erzeugt sich immerdar das Verständniß aus dem Unverständlichen. Derjenige aber, der Beides verbinden kann und mag, nur er allein ist der wahre Mensch der Natur und der Religion; ihm allein sind alle Zeiten erschlossen, und nur er ist der Freiheit fähig, welche die Apostel in räthselhaften Worten dem wahren Christen verheißen haben. Die Vision mit den reinen und unreinen Thieren deutet darauf hin; der Spruch: dem Reinen ist Alles rein, nicht weniger. Aber nur die Auserwählten haben den Muth, das ganze Leben in allen seinen Kräften zu erfassen, und niemals nach Reue, Vorwurf und allen den Armseligkeiten zurück zu blicken, durch welche jene schwachen Geister geängstiget werden, die immerdar der Sünde hingegeben sind, indem sie tugendhaft zu sein wähnen, und nicht wissen, wo sie den ewigen reinen Urquell der Wahrheit suchen sollen.

Ich verstehe Euch und Eure Weisheit nicht, antwortete Catharina; Ihr haltet mich für zu wissend und gelehrt, daß Ihr mir diese Gedanken mittheilt.

Und wandelt doch, sagte der Dechant lebhaft, seit Jahren in unserer Mitte nach dieser Einsicht, befolgt doch in Eurem Dasein und Walten diese Lehren. Ich habe Euch deshalb seit lange bewundert; diese Stärke des Charakters, diese Freiheit der Gesinnung ist es, die Euch mein Herz gewonnen haben. Ja, geliebte Frau, verstehen wir uns ganz, sprechen wir ganz offen mit einander, damit wir uns kennen und uns gegenseitig glücklich machen. Seit lange schon, so wie ich Euch kannte und beobachtete, habt Ihr mein Gemüth entzündet, alle meine Gefühle erregt, und die leidenschaftlichste Liebe hat sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Mein Stand, mein Gelübde, alte Satzungen und Vorurtheile, der Aberglaube und die Unvernunft haben mich, wenn ich mich allem diesen fügen will, auf immer elend gemacht und mein Dasein vergiftet. Genuß und Schönheit, Natur und Wahrheit, Kunst und Einsicht werden mir zum Fluch, wenn ich mich diesen Einrichtungen einer längst rasend gewordenen Welt fügen will. Wohin ich blicke, hat sich der denkende Priester, der Pabst auf seinem Thron, der Bischof, so wie der einsame Mönch, alle haben sich diesen strengen Satzungen entzogen. Wir selber müssen jene witzigen Geschichten und anstößige Begebenheit belachen, welche von Priestern erzählt werden, und deren Wahrheit wir nicht leugnen können. Derjenige, der in der ächten, alt strengen Furcht Gottes, in der Beobachtung jener Gesetze wandelt, die heilige Männer mit verfinsterten Stirnen vorschrieben, bleibt ehrwürdig und groß, wenn er kämpft und siegt; immer ist es erhebend, wenn das Sterbliche dem Unsterblichen (wie die Menschen denn nun einmal diese Trennung gemacht haben) geopfert wird. Alles in der Welt ist wahr, und Alles unwahr; der Denkende und der Grübler sind eben diejenigen, die am meisten in die Irre gerathen werden. Schon in den frühesten Zeiten, und bei Aegyptern wie Persern, meinte der Priesterstand, er müsse durch vorgegebene Entfernung von aller Freude, von allem Glück und Genuß, der das Leben der Sterblichen erhöht und ihm Inhalt giebt, das Volk blenden und in Unterwürfigkeit erhalten. Aber auch Vernunft beherrscht die Unvernunft, auch der Schein vertritt die Wirklichkeit, und feiner Anstand, Freundlichkeit und Weltklugheit entwaffnen den rohen Haufen. Man verletze nur nicht den Schein, man fordre das öffentliche Urtheil nur nicht heraus, und man herrscht noch sicherer als jener finstere Ernst, der mit seinen Schrecknissen doch manchmal nicht auslangt. Das ist die Kunst des Lebens, Alles mit einander auszugleichen, und diese große Kunst ist es, die ich an Euch immer habe bewundern müssen. Denn eben so, ja schlimmer noch, wird Euer Geschlecht, die Frau so wie das Mädchen, von Vorurtheilen und Aberglauben umgarnt und umstellt. Argwohn, Eifersucht, Lästerung stehen Wache, und senden die Bosheit, wie eine verzehrende Flamme, durch die Welt, um Spott und Schmach, Verfolgung, Schande, ja Einkerkerung und Tod, auf jene herabzuziehen, die die Satzung verletzten und dem Triebe des Herzens oder der Natur folgten, oder die selbst ganz unschuldig sich nur der Heiterkeit, dem Scherz und Lachen auf Stunden hingaben. Wie ist die Welt durch jenen finstern Ernst entstellt, der in allen Wand-

lungen als Gesetz, Moral, Sitte und Religion auftreten will. Wie hat er die natürlichsten Verhältnisse zerrissen, alle Freuden vernichtet, das Schöne entwürdigt und die Natur selbst in ein Gespenst verwandelt. Das sind in solcher Irrsaal die wahren Menschen, die sich auch beim Pöbel nichts vergeben, und dennoch sich und ihrer wahren, ungefälschten Bestimmung leben; die nicht von blinder Leidenschaft hingerissen, Unglück in Familien verbreiten, gute, wahre Ehen verderben, deren es freilich nicht so gar viele giebt, und dadurch, indem sie Elend veranlassen, jenen finstern Gesetzgebern, den wahnsinnigen Asceten und Einsiedlern, wieder in die Hände arbeiten, die uns immerdar predigen, die Freiheit sei das Böse an sich selbst, und der Mensch sei nur um so besser, frommer und tugendhafter, je mehr er eiserne und unzerbrechliche Schranken um sich ziehe. Ihr seid ein Muster Eures Geschlechtes, und beweiset uns, daß auch Weiber Philosophen sein können. Ihr benutzt Eure Stellung, um Euch selbst und das Leben auf die feinste und freieste Art zu entwickeln und zu genießen, Jung und Alt umgiebt Euch, Dichter und Künstler, Mädchen und Frauen entziehen sich Eurem Umgange nicht; der vornehme Ritter, der stille Bürger, der Geistliche achtet Euch, und immer habt Ihr einen Günstling, einen jungen und ältern Mann, der diese Auszeichnung verdient. Ihr verachtet die Lästerung und wißt sie zu zähmen, sie wird niemals Frechheit und Anklage. Sei Liebe eine himmlische Entzückung, sei die wahre Ehe eine heilige Einrichtung, immer werden sich edle Menschen finden, die von einer einzigen, ewigen Liebe, die von einer Verbindung, die Gesetz und Kirche weiht, nicht befriedigt werden können. Ihr gehört zu diesen Frauen, und Ihr seid mir darum nur noch liebenswürdiger. Und in diesem Sinne wage ich nicht zu viel, da ich weiß, daß Ihr mir nicht unhold seid, Euch meine Liebe und Leidenschaft für Euch zu bekennen. Glaubt nicht, daß mein Gefühl, oder mein Glück, wenn Ihr mir holdselig entgegen kommt, mich roh und unfreundlich machen wird. Wie könnte ich verlangen, daß Ihr für mich allein Augen und Sinn haben solltet? daß Euch nicht Andere, Jüngere und Schönere auch gefielen? Noch weniger fällt mir ein, Euer Verhältniß mit Friedrich, das Euch zu beglücken scheint, aufzulösen. Aber auch mir könnt Ihr Freundlichkeit, Gunst und Liebe zuwenden, und mein stilles, unbekanntes Glück soll Euch nichts rauben, und keinen Seufzer um ein verlornes kosten. Aber noch inniger werden wir uns dann verstehen, und durch mein Verhältniß zur Kirche und zur Welt ist Eure Stellung noch sicherer und fester. Gehört Friedrich zu jenen Schwachen, die nur an eine ausschließende Liebe glauben können, die den verehrten Gegenstand wie einen Besitz, wie ein Eigenthum behandeln wollen, so sind wir klug und erfahren genug, ihm unsere Verbindung verhüllen zu können.

Während dieser langen Rede war die überraschte Frau ganz in sich und in die Worte des Dechanten versunken; sie war erschreckt und erschüttert, und gewann erst wieder die Gewalt über sich, als sie sich in den Armen des Dechanten sah, und einen brennenden Kuß seines Mundes auf ihren Lippen fühlte.

Sie stand auf, ganz mit Röthe übergossen, sah sich um, und bemerkte, daß die Dienerinnen sich entfernt hatten. Sie ging durch den Saal, und drückte den Arm des Geistlichen von sich, der sie in vertraulicher Umschlingung begleiten wollte. Ich sehe Euch erschüttert, sagte er endlich, und das ist, was ich am wenigsten erwarten konnte.

Wie? rief Catharina, so wenig habt Ihr mich gekannt? O über die klägliche Bestimmung des Weibes! Sind wir nicht ganz wie alte Basen und Muhmen, ganz eingewickelt in Herkommen und in trübe Langeweile des Hauswesens, so meint Jeder, wir sind auch als freie Beute jedem Gelüste Preis gegeben. Daß der Pöbel so von mir denkt, habe ich verachten können; daß aber diejenigen, die sich meine Freunde nennen, mich nicht achten und verstehen, muß mich innigst kränken. Ja, tief schmerzen muß es mich, mich selbst, mein Geschlecht und die Natur muß ich verachten, daß ein Mann, der mir würdig dünkte, den ich mir befreundet wähnte, mir diese Worte sagen, diese Vorschläge einreden darf. Es ist denn doch ein Zeichen, daß in allen, allen Männern eine tiefe unvertilgbare Verachtung der Weiber und ihrer Bestimmung wohnt, die manche nur, wenn sie sich für verliebt ausgeben, leicht mit Phrasen und süßen, eigenliebigen Gefühlen verhüllen. Durch meine Jahre glaubte ich endlich vor aller dieser Mißhandlung, die die Männer immerdar an der Schönheit ausüben, die sie anzubeten wähnen, gesichert zu sein; ich folgte meinen unschuldigen Launen, ich ergötzte mich am Geiste und an der Reife der Männer; ich hatte mit meinem Leben und allen Hoffnungen abgeschlossen; mein Gefühl und mein Herz wahrte ich und trug meine Leiden nicht zur Schau, um die Heiterkeit der Gesellschaft nicht zu stören, und diese Opfer wie Mittheilungen ziehen es mir zu, daß ich verkannt und erniedrigt werde. Ihr sprecht von der Freiheit, als dem edelsten Besitz des Geistes, und nehmt doch schon ohne Fragen an, das Weib könne nur ein Genuß, ein Zeitvertreib sein, geadelt genug, wenn sie Euren Sinnen Befriedigung gewährt. Daß sie auch in der Liebe selbst ein Opfer bringt, daß sie auch im süßesten Einverständniß fürchten muß, im Herzen, das ihr ganz ergeben, möchte jenes Gefühl der Verachtung erwachen, welches sie und ihr ganzes Geschlecht erniedrigt, daß sie also immerdar, auch angebetet, auch beglückt, immerdar an jenem Abgrund steht, der sie und die Liebe in jedem Augenblick verschlingen kann, das ist Euch in Eurer tyrannischen Männersicherheit noch niemals eingefallen. Ja, jener Fluch, den die erste Mutter des Menschengeschlechts empfing, ist keine bloße Sage, die bittre Wahrheit, die täglich, stündlich jedem fühlenden Herzen in Erfüllung geht. Ich muß glauben, daß auch in der wahren, edlen Liebe des besten Mannes, in seiner Schwärmerei und Begeisterung, diese Verachtung unsers Geschlechtes, diese unbewußte Verhöhnung des Edelsten in uns, einen Theil seiner Schwärmerei ausmachen muß.

Wie Ihr es nun nehmt, deutet und nennt, rief der Dechant sehr bewegt: mit andern Worten, Ihr seid Weiber und wir sind Männer; um dieses klare Geheimniß, um dieses Räthsel, welches keiner Lösung bedarf, dreht sich Alles. Das einfache, ungetrübte Naturgefühl weiß von diesem Schmerz und dieser Grübelei nicht, es nimmt selbst den Scherz und alle Empfindungen, die Ihr krampfhaft aufgeregt Verachtung nennt, leicht und heiter auf. Sei Alles, was Euch schmachvoll dünkt, nun auch Natur-Nothwendigkeit; aber warum Fluch? Alles, was lebt, hat seine Schranken, und lebt nur in diesen; Alles, was Ihr ersinnt und denkt, könnt Ihr Euch nur in Bedingung, in Beschränkung denken; das Unbedingte, Schrankenlose ist ein Nichts. In diese Bedingung sich heiter fügen, sogar den Vortheil dieser Schranken verstehn, ist die Aufgabe des Lebens, und die Liebe, wie Ihr auch widerstreiten mögt, gleicht alle diese Widersprüche und Kämpfe am schönsten aus. Wer von den Sinnen und der Sinnlichkeit geringe denken will, der muß auch alle Kunst und Poesie verdammen, und warum soll ihm der Schmuck der Natur und die Farbe der Blumen, der Wohllaut der Musik und alle Schöpfung irgend etwas sein? Schlimm, verehrte Frau, daß gerade das, was ich an Euch hochschätze, mir Euren tiefsten Unwillen zuzieht, indem er es das Verwerfliche, Sündliche nennt.

Wir wollen nicht streiten, sagte sie, denn wir verstehen uns nicht. Aber glaubt mir, ein Verhältniß, wie Ihr es annehmt, hat zwischen mir und Friedrich nie stattgefunden, und kann auch niemals eintreten. Was mir das Leben noch sein kann, die Freuden, die mir noch blühen, sind nicht aus jenem Garten, in welchem mit Euch zu wandeln Ihr mich zwingen wollt. Friedrich ist mein Freund, eben so, wie Ihr es waret; mein Umgang mit ihm, mein Vertrauen zu ihm war nicht anders, als zu manchem, den ich in meinem Hause gesehen habe, seitdem ich Witwe bin.

Der Dechant sah die Frau mit scharfen Augen an, indem beide still sich gegenüber standen. Wenn es wahr ist, sagte er dann, wodurch Ihr nicht im mindesten in meiner Achtung steigen würdet, — wozu dann dieser ausgewählte Anzug? Diese Farben, von denen Ihr so genau wißt, wie sie Euch kleiden? Dieser Schmuck um Haupt und Brust? Warum muß diese so reizend, so verrätherisch sich blähen, nur halb verhüllt sein, um mit dem Elfenbein der blendenden Schultern zu wetteifern? Warum denn dieser feine, goldverzierte Schuh? Dieser blinkende Gürtel, der so schön Euren edlen und vollen Wuchs bezeichnet? Warum wollt Ihr in Jedem, der Auge und Sinne hat, diese Trunkenheit erregen, und sie niemals, wie die tödtlichen Sirenen, befriedigen?

Catharina weinte. Was ist Euch? fragte der Dechant erschrocken. Nun ja, sagte sie, so ziemt es sich, so muß es sein, daß derjenige, der am Mißverstehen seine Freude hat, Alles mißverstehen muß. Wie die Rose sich bei der Sommerwärme entfalten muß, und schöner und immer schöner blühen, bis sie am Sonnenstrahl verblaßt und bald nachher in Staub zerfällt, eben so in Unschuld wird das Weib sich durch Schmuck, Putz, Zier und Sauberkeit verschönen. Sie will freilich gefallen, sie will es, ohne es sich vorzusetzen oder darüber zu denken. Jene Schroffgesinnten, die mit Bedacht der Zier aus dem Wege gehen, und sich in verwildeter Nachlässigkeit selbst verhäßlichen, sind keine Weiber, und ihrer giebt es nur wenige. Euer Wort erinnert mich, wie bald es mir geziemen wird, vielleicht sollte es jetzt schon geschehen, mich in die Gewänder zu verhüllen, die dem Alter wohl anstehen.

Nein! rief der Geistliche, Ihr seid reizend, und wißt es; noch lange wird sich Eure Schönheit erhalten, denn sie ist großartig und edel, nicht den vergänglichen Zufälligkeiten anvertraut. Aber verwerfen sollt Ihr mich darum nicht, weil ich Euch vergöttere; weil ich Euch nicht glaube, denn auch diese süße, Unschuld und Tugend spielende Lüge ist dem Weibe als Mitgift von der ewigen Natur zur Ausstattung mitgege-

den. Opfert mich nicht ganz diesem Friedrich, den ich nicht verdrängen will; beglückt ihn und mich. Noch ist Eure Regierung der Schönheit nicht beschlossen, theilt künftig noch Andern Eure Gunst mit, wenn dieser, wenn ich Euch Langeweile machen; aber erkennt den Bund an, den ich als einen solchen anbiete, der uns geziemt, der mein Leben verherrlicht, der erst allen jenen freundlichen Worten, die Ihr mir manchmal gesagt habt, Seele, allen holden Blicken Geist einhaucht.

Catharina wandte sich ab, um sich in ihr Gemach zu begebe. Nein, verlaßt mich nicht so, mit dieser Verachtung nicht, denn diese muß ich für Lüge halten; Ihr bildet Euch ein, jenem Jüngling dadurch treu zu bleiben, und vergiftet so die schönste Region Eures Geistes. Haß erfüllt Euch dann statt Liebe, und dieser könnte aus Eurem Herzen, eben weil ich Euch ganz angehöre, in das meinige herüber sprühen. Wahrt Euch, ich bitte, in Eurem Hochmuth, und laßt die Klugheit wenigstens das thun, was Neigung versagt. Mäßigt Euch und schont mich mindestens. Es könnte sich, das fühl' ich, eine Hölle in meinem Herzen erzeugen, so sehr ich alle finstere Leidenschaften, die alle aus der Eigenliebe fließen, immer gehaßt habe. Seht Euch vor, überkluges, tugendsames Kindchen. Ihr wollt mit mir spielen und Eurem Stolze ein Fest geben; aber hütet Euch, ich bin kein Jüngling.

Welche Sprache, rief Frau Catharina aus, indem sie sich umwendete; wie ziemt sie Euch zu mir? Wißt, hört, es ist mir gleichgültig, ob Ihr es glaubt: ich habe mir nichts vorzuwerfen. Gott kennt mein Herz und meinen Wandel.

Gut, sagte der Dechant, indem er sich, um fortzugehen, nach dem Garten wendete, die Welt soll also Unrecht haben, alle Gerüchte sollen lügen, die Frau Denisel könnte sich einem Gottesgerichte unterwerfen. Aber auferstehen werden denn doch vielleicht einmal alle die Sünden, die jetzt im Winkel schlummern und begraben scheinen, die Verführung des jungen Friedrich — — nun? warum seht Ihr mich so zornig an? Den Namen könnt Ihr also hören, und mit Ruhe, — gut — aber auch, wenn ich Robert ausspreche? —

Er kehrte um, sie aber stürzte blaß in den Sessel und sah nicht, wie er Haus und Garten verließ. — Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, suchte sie sich durch Thränen zu erleichtern.

---

Am Nachmittage traf Friedrich seine verehrte Freundin noch weinend und in Schmerz aufgelöset. Sie empfing den Jüngling freundlich, mochte ihm aber jetzt noch nicht anvertrauen, wie sehr sie vom Dechanten gekränkt worden sei, weil sie seine Heftigkeit fürchtete. Sie gedachte aber der Warnungen, die Friedrich ihr noch gestern gegeben hatte, und sie erinnerte sich nun mit Schmerz, wie leichtsinnig sie die Entdeckungen seiner Eifersucht abgewiesen. Friedrich war sehr bekümmert. Er suchte die Geliebte zu trösten und zu beruhigen, aber Catharina war so tief betrübt, daß seine Reden nur wenig Eingang fanden.

Nach einer Pause sagte die Frau: Mein theurer, mein wahrer Freund, ich hatte diese Stunde dazu bestimmt, um Euch Etwas von meinen Schicksalen zu erzählen, damit Ihr mich näher kennen lerntet; und so wie ich meinem Gedächtniß das trübe Blatt meines Lebens wieder aufgerollt habe, hat mich ein ungeheurer Schmerz befallen. Ach freilich! sind wir meistentheils nur glücklich, wenn wir in Zerstreuungen, in Nebensachen uns selbst vergessen.

Meine Eltern, die in der Nähe unsrer Stadt Besitzungen hatten, waren reich. Ich ward als das einzige Kind mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen. Man kam allen meinen Wünschen zuvor, und meine Mutter, die schwach war und fast verliebt in ihr verzärteltes Kind, verdarb mich und bestärkte mich in meinem kindischen Eigensinn. Mein Vater zeigte mir seine Liebe durch Geschenke; er liebte den Prunk, war aber ein ernster, ja finstrer Mann, den keiner niemals lachen oder lächeln sah. Als ich nun zur Besinnung kam, erfuhr ich und bemerkte es selbst, wie er gänzlich ein Werkzeug der Priester sei, die sich aller seiner Kräfte bemächtigt hatten und ihn unbedingt regierten. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, und erzählte selbst zuweilen von jener Zeit mit Grauen, und klagte sich auf dunkle Weise vieler Vergehungen an. Es schien mir, als ich erst fähig war, nachzudenken und über dergleichen Dinge ein Urtheil zu fassen, daß er in seiner wilden Jugendzeit die Freiheit gemißbraucht hatte, die der Krieg und der Beruf des Soldaten bei so vielen zur Zügellosigkeit steigern.

So hatte er sich nun vorgesetzt, seine früheren Sünden durch Buße und strengen Wandel abzubüßen. In dieser Sinnesart bestärkte ihn vorzüglich sein abergläubiger Beichtvater, der jedes Geschöpf nur wie einen abgefallenen bösen Geist betrachtete, und in jeder unschuldigen Freude eine Gotteslästerung sah. Meine Mutter, deren weltliche Gesinnung diesem Wesen widersprach, fühlte sich in diesem finstern Treiben oft sehr unglücklich, besonders da mein Vater immer verschlossener und trübsinniger wurde; sie äußerte wohl, indem sie sah, daß jedes Jahr ihr mehr und mehr alle jene Feste, Reisen, Gesellschaften und weltliche Freuden raubte, auf welche sie mit Sicherheit gerechnet hatte, daß sie niemals die Verbindung mit meinem Vater eingegangen wäre, wenn er früher schon so streng und unfreundlich gewesen wäre.

So ward meine Jugend, die heiter zu beginnen schien, bald verfinstert, und noch mehr, als mein Vater verlangte, daß ich an seinen Andachtsübungen Theil nehmen sollte. Christenthum und Religion, wie ich sie nun kennen lernte, was diese Priester so nannten, war abschreckend und furchtbar. Der Gott, den sie erkennen konnten, war nur ein grausamer Tyrann, der an Qualen, die er verhängte, an sinnreichen Strafen, die er auf Kind und Kindeskind sendete, seine Freude hatte; das Leben war ein Gefängniß, der Mensch nur geschaffen, um zu büßen. Die Opferung des Sohnes heischte zur Vergeltung Blut; Haß, Verfolgung, Bitterkeit und Verzweifeln war es, woran sich diese Christen als solche erkannten.

Mein jugendlicher Sinn wendete sich mit Abscheu von diesen Vorstellungen. Es geschieht so oft, daß Kindern und jungen Gemüthern auf diese Weise selbst das Edelste und Größte auf immer oder auf lange verleidet wird, und ich bemerkte nicht an mir allein, daß die Mädchen und Jünglinge, die man vorsätzlich zu Frommen und Rechtgläubigen ausbilden wollte, am leichtesten in Unglauben und Widerwillen gegen die Religion verfielen. So war es auch mit mir. Es hatten sich mehr Mädchen meines Alters zusammen gefunden, und wir bildeten gleichsam eine stille Verschwörung gegen die Kirche und ihre Gesetze, wir brachen in unsern Versammlungen die Fasten, und ahmten die Lächerlichkeiten der Priester und unserer Beichtväter nach. Als die Sache verrathen ward, entstand, wie leicht zu begreifen, ein ungeheures Geschrei. Wir waren alle verdammt, und es konnten kaum Bußen genug und hinreichende Grausamkeit ersonnen werden, um diesen entsetzlichen Abfall wieder einigermaßen zu vergüten. Ich wurde menschenscheu, gab mich selbst auf, und mein Leben war mir in der Jugend schon verbittert. Jetzt befreundete ich mich mit den Vorstellungen des Todes und der Verwesung, da ich hier keine Freude haben sollte und mir jenseit keine denken konnte, daher war mein Wunsch und meine ganze Sehnsucht nach der Vernichtung gerichtet. Ich glaubte weniger als jene, aber um nicht wieder den grausamen Mißhandlungen derer zu verfallen, die für meine Seele sorgten, lernte ich lügen und heucheln, und war in meiner Treulosigkeit auf dem Wege, ganz schlecht zu werden. Meine Mutter bejammerte meinen Zustand, wußte aber keinen Rath, da man sie so eingeschüchtert hatte, daß sie kein Wort für mich zu sprechen wagte. Auch litt sie an einer Krankheit, die allgemach ihre Kräfte verzehrte, und an der sie wirklich nach einigen Monden starb. Ich hatte sie leiden sehen, und ihre Schmerzen hatten mir oft das Herz zerschnitten. Ich begriff es nicht, daß sie ungern starb, daß sie noch, selbst mit allen diesen Leiden, zu leben wünschte. Ich beneidete sie und wünschte mich an ihre Stelle; gern hätte ich meine Gesundheit und Jugend gegen die Vernichtung ausgetauscht, in welche sie jetzt, nach meiner Ueberzeugung, eingegangen war. In jener Stimmung, in welche ich damals gerathen war, erschien mir nichts so fürchterlich, als zu leben, da zu sein. Die ganze Schöpfung schien mir die Wirkung eines furchtbaren Fluches, oder der Niederschlag ehemaliger, wahnsinniger Geister, die auch verschwunden waren in das Nichts, und nur das tolle Werk ihrer Raserei zurück gelassen hatten, daß sich nun irr und zwecklos fortbewegte und ängstigte, und sich in Verzweiflung dem Tode entgegen quälte. Ich kann nicht Worte finden, meinen damaligen Zustand zu schildern, es ist mir auch nicht möglich, ihn mir deutlich zu vergegenwärtigen. Aber wahr ist, daß ich ganz und unerschütterlich überzeugt war, es sei kein Gott. Wie mir nun Kirche, Priester, Religionsübung erschien, wie mir die Lehren, die Wunder, die Messe und alles Christliche vorkamen und in das Ohr tönte, würde, wenn man es beschreiben wollte, das seltsamste Gemälde einer Verstimmung des Herzens und der Seele geben. Indem ich mich in der Kirche in mein Gebetbuch niederbückte, von meinem Schleier verhüllt, mußte ich oft laut in bitterm Hohn der Verzweiflung lachen, welches meine gläubigen Nachbarn für Thränen der Buße und Erschütterungen der Reue hielten, da meine Gottlosigkeit stadtkundig geworden war.

Ich schwankte an der Gränze des Wahnsinns hin. Schlimmer als jede Entartung ist diese innere Verwesung des Herzens. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht, als ich zur Jungfrau erwachsen war, einen wahrhaft frommen Mann, einen Priester hätte kennen lernen, der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurück kam: Dieser Pater Philipp, der in einem benachbarten Kloster ein Bruder war, löste allgemach meine Seele aus ihren Todesbanden. Daß nur Liebe der Geist der Religion, vorzüglich aber des

Christenthums sei, dieses Gefühl, diese Ahndung ging nach und nach in meinem erstorbenen, felsenharten Gemüthe auf. Alles, was ich verhöhnt hatte, erschien mir nun als ein süßes Geheimniß, in welches sich mit allen Kräften unterzutauchen, himmlische Wollust war. Als ich erst als Schüterin in diese Lehre eingeweiht war, sprang mein Geist auch sogleich von einem zum andern Aeußersten; denn mir genügte nicht Wort, Bild und Wunder, ich glaubte alles noch inniger, in einem höhern Sinne zu verstehen und zu erfassen. Meine Trunkenheit hob mich oft wie über die Erde und alle Bedingungen des zeitlichen Daseins hinweg. Ich schaute, ich war entzückt, und rühmte mich, daß der Geist Gottes in mir sei, Philipp suchte diese Gefühle zu mäßigen und mich von dieser Schwärmerei zu heilen, welche er eben so gottlos als jenen starren Unglauben schalt. Ich verstand ihn damals nicht, und wähnte schon, in einer höhern Weisheit, als mein Lehrer, einheimisch zu sein. Wahrscheinlich wäre mein Abfall von dieser schwindelnden Höhe noch gefährlicher und heilloser als mein früherer geworden, wenn nicht das Glück oder mein Schicksal, vielleicht der Himmel, vielleicht ein böser schadenfroher Geist, mir einen Mann entgegengeführt hätte, der so in meinem Herzen das Gefühl der irdischen und ewigen Liebe anzündete, daß in diesem Schimmer sich alles sühnte und erquickte, alle jene über die Erde fliegenden Gefühle und Phantasieen sich im nächsten Gefühle milderten und zum Verständniß wurden.

Ja Friedrich, ich habe einmal geliebt, ich bin geliebt worden, und meine Liebe war kein Irrthum, war es wenigstens in ihrem ersten Frühlingsalter nicht. Ach nein, die Liebe selbst ist niemals ein Mißverständniß, nur stößt und verwundet sie sich leicht an diesen Mißverständnissen des Lebens und der Wirklichkeit.

Ein Mann, der schon das Jünglingsalter überschritten hatte, Robert, ward durch den Pater Philipp in unser Haus eingeführt. So wie ich ihn nur erblickte, mußte ich Vertrauen zu ihm fassen. Jetzt begann der Frühling meines Lebens, jetzt erst fand ich mich selbst im Abglanz meines Freundes, im Verstehen seines hohen Geistes erwachte meine Seele erst von ihren Träumen.

Ihr seht, mein trauter Friedrich, daß ich ganz wie zu einem geliebten Bruder zu Euch spreche. Mein Bildniß wird nach diesen Geständnissen meines Glückes und Unglückes klarer in Eurer Seele stehn. Dieser Robert hatte viele Länder durchwandert und war in Jerusalem mit dem Bruder Philipp bekannt worden. Seine Seele kam der meinigen entgegen und wir verstanden uns.

Ohne Wunsch, ohne Streben war diese Liebe. Es genügte uns Gespräch, Blick, Verständniß, Beisammensein. Robert war ganz glücklich, und ich war beseligt, daß er nicht mehr begehrte. Ein ganzer, heiterer, höchst beglückter Sommer verfloß uns in dieser kristallreinen Freude. Aber es sollte nicht immer so bleiben. Durch meinen Geliebten erfuhr ich zuerst von einem gewissen gereinigten Christenthum, das sich im Stillen verbreitet, und in vielen Ländern die hellern Geister, die kräftigeren Gemüther zu einem geheimen, unsichtbaren Bunde vereinigt hatte. Dieses Bündniß war gegen die verfolgenden Priester und den tödtenden Buchstaben ihrer rohen Satzungen gerichtet. Schon früher, belehrte mich mein Freund, hatten Waldenser und Albigenser dieselben Erleuchtungen gesucht, doch bei der fast allmächtigen Hierarchie jener Tage waren sie vertilgt worden, weil sie ihre Einsichten zu offenkundig gemacht hatten; das empörte Volk, das den geistigen Sinn nicht fassen konnte, mordete die Priester und zerstörte die Kirchen, und Clerisei wie Regenten vertilgten mit Feuer und Schwert diese Rebellen. Seitdem bewachte die geistliche Inquisition und der Dominikaner-Orden die Länder. Man freut sich, daß man heut zu Tage über dergleichen zu vertrauten Freunden, wenn auch noch nicht öffentlich, sprechen darf. Diese Einsichten vermehrten das Glück meiner Liebe, und ich that mir selbst das Gelübde, mich niemals zu vermählen, um in diesem geistigen Bunde meine ganze Befriedigung zu finden, und so am schönsten mein Leben zu erfüllen.

Aber es war mir nicht vergönnt, meinen Vorsatz auszuführen. Die Priester, die sich zwar nicht die Macht der früheren Jahrhunderte anmaßen durften, waren doch in Wuth, als sie hie und da auf die Spuren dieser unsichtbaren Gemeine gekommen waren, und sie zürnten um so mehr, weil alle diejenigen, die sie auf ihrem dunkeln Wege entdeckten, zu den tugendhaftesten und frommsten Christen gehörten, die sie selbst vielfach gelobt und andern als Muster zur Nachahmung aufgestellt hatten. Mein Vater schäumte vor Wuth, und der angeklagte verdächtige Robert durfte unser Haus nicht mehr betreten. Damit nicht zufrieden, suchte mein Vater mir unter seinen geistigen Zunftgenossen einen Gemahl aus, der mich genauer bewachen und vor allen Verirrungen bewahren sollte. Ein ehemaliger Soldat, noch älter als mein Vater, war derjenige, den die Priester auserkohren, um meine Seele zu retten. Sein Wandel war in der Jugend und in jenen Feldzügen so ruchlos gewesen, daß man sprichwörtlich denjenigen, den man als abscheulich bezeichnen wollte, nur „so arg, als Denisel" nannte. Obgleich sich dieser Sünder bekehrt hatte, auf jene Weise nämlich, auf welche ihn jene abergläubigen Priester hatten bekehren können, so war der Zorn und die Wuth des alten Riesen immer noch furchtbar und ungeheuer. Viele Fehler hatte er nach seiner Meinung abgelegt, aber niemals, wie er selbst bekannte, hatte er sich die geringste Mühe gegeben, sich des Trunkes zu entwöhnen, und selbst sein Beichtvater durfte ihm mit dieser Anmuthung nicht beschwerlich fallen. Dadurch wurde sein Zorn, an den er sich seit früher Jugend gewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit, auch der geringfügigsten, in ihm aufgeregt, er kannte sich selbst nicht, und wußte nicht, was er in dieser thierischen Wuth begann. Sehr oft, und wohl die Folge seiner wilden ausschweifenden Jugend, fiel er dann in Krämpfen nieder, in welchen er schäumte nnd sich ohne Bewußtsein wälzte. Oft hatte man schon glauben müssen, daß er in solchem Anfalle seinen Geist aufgeben würde. So sehr war das Gemüth meines armen Vaters verfinstert worden, daß er den Einreden seiner geistlichen Freunde nachgab, und mir dieses Ungeheuer zum Gatten bestimmte. Daß jede Einrede von mir vergeblich sein würde, wußte ich, und ich verlor auch kein Wort gegen meinen Vater, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber zu meinem Freunde Philipp flüchtete ich, den ich bei einer Muhme von mir traf. Er tröstete mich; aber welcher Trost konnte fruchten? Einigemal sah ich auch meinen Geliebten heimlich. Er war in Verzweiflung. Wie glücklich ich in deiner Nähe, im Bewußtsein deiner Liebe war, rief er aus, davon bist du Zeuge gewesen; kein Wunsch, keine Begier bestürmte dich. Vielleicht soll der irdische Mensch nicht so geistig schwärmen und sich seinem Berufe, der Aufgabe des Lebens entziehen, die er freilich auch mit den Niedrigsten theilt. Aber meine Seele duldet es nicht, dich in den Armen jenes Ungeheuers so völlig entweiht, so bis zum Entsetzlichen geschmäht zu denken. Jetzt ist die Begier, dich ganz mein zu nennen, daß du mir als Gattin angehörst, geheiligt worden. Jetzt ist es meine Pflicht, dich zu diesem Schritt zu überreden, durch meine Liebe dich zu ihm zu zwingen, wenn du dich weigern solltest.

In der Verwirrung aller meiner Lebensgeister folgte ich seinen Einreden nur gar zu gern. Ich ward sein Weib und Philipp segnete unsern Bund.

Wir sahen uns oft bei jener Muhme, einem liebevollen, schwachen Wesen, die durch unsre Noth war gerührt worden. Da aber zu befürchten stand, daß mein Vater alles entdecken würde, so hatten wir die Flucht beschlossen; wir hätten vor, uns nach England zu wenden, wo Robert angesehene Freunde hatte. Doch zu spät. Mein Vater traf mich, indem ich einen Brief an Robert schrieb, aus ihm ersah er, daß er mein Gatte war. Er schäumte und war entsetzlich in seiner Wuth. Ich ward eingesperrt und bewacht. Er wendete sich an Bischof und Clerisei. Philipp ward als Verbrecher angeklagt und mußte entfliehen, ich weiß noch jetzt nicht, wohin. Alle Worte, Bitten und Klagen waren vergeblich. Durch Geld — o was vermag das Geld nicht — brachte man es dahin, daß meine scheinbare Ehe, so nannte man sie, für ungültig erkannt und aufgelöst wurde; ich sei noch nicht mündig gewesen, und habe mich also, vorzüglich ohne Wissen meines Vaters, noch nicht versprechen können; Philipp sei ein Abtrünniger und kein Priester, er habe also das Sakrament nicht verwalten und spenden dürfen, und von jener Sünde des Concubinats ward ich, als Unwissende, Thörichte, von meinem Beichtvater, nachdem ich mancherlei Bußen hatte üben müssen, losgesprochen. Ich war wieder vernichtet und zum zweiten Mal um mein Leben, und um ein verschönertes, veredeltes betrogen. Ich mußte mich und die Welt und Menschen verachten, um so mehr und schmerzlicher, da der rohe, gefühllose Denisel keinen Anstand nahm, mich nach diesem öffentlichen Schimpf als seine Gattin heimzuführen.

O! es ist entsetzlich, was der Mensch erleben und ertragen kann, und kein Mann kann es fühlen und wissen, um wie viel furchtbarer noch das Schicksal des Weibes ist. Sei er durch Unglück an eine Gattin gekettet, die er hassen oder verachten muß, — so vernachlässigt er sie, findet im Geschäft, Arbeit, Gesellschaft, oder bei andern Weibern, selbst im Laster, Zerstreuung und Trost. Giebt er sich in schwachen Stunden dem aufgedrungenen Weibe hin — er verliert nicht seinen Werth, nicht sich selbst in ihren Armen. — Ja, Freund, wir sind schon in der Geburt, seit dem Beginn der Schöpfung verflucht, und nur wenigen, nur Auserwählten ist es vergönnt, sich dieser Schmach und Verwerfung zu entziehen, und diesen gelingt es doch wohl nur, wenn sie sich der Alltäglichkeit, den kümmerlichen Gewohnheiten des Lebens, der hoffnungslosen Mittelmäßigkeit unbedingt ergeben, und einem

Gatten angeschlossen sind, der auch von sich und dem Leben nichts als ein jammervolles Undedeutendes erwartet. — Gefühl, Liebe, Sehnsucht nach Wahrheit und unsterblichen Gütern überliefert uns immer wieder dem schadenfrohen bösen Feinde.

Was mir am leidlichsten schien, ja was mir eine Art von Trost gewährte, war die Grausamkeit, mit der mich dieser aufgedrungene Gatte mißhandelte. Mein Vater, die Priester und er waren übereingekommen, daß er mich, als Ersatz der Kirchenbuße, wegen meiner Abtrünnigkeit täglich züchtigen und strafen könne, auch ohne alle Veranlassung, ohne daß ich gegen ihn den kleinsten Fehl, nach seiner Meinung, begangen habe. Dies zu thun vergaß mein Peiniger nie. Meine Gesundheit schwand, mir war alles gleichgültig, ich stand in keinem Verhältniß, in keinem Zusammenhange, weder mit Gott noch Menschen. — Ach! mein Freund, ich habe viel gelitten, ich habe viel gefehlt, und auch an der Liebe mich versündiget. Damals wünschte ich kaum noch den Tod, denn Sein und Nichtsein lag in der fürchterlichsten Gleichgültigkeit vor mir. Ich glaube, eine Pflanze hat mehr Stolz.

Unvermuthet lichtete sich mein Dasein wieder aus. Die Liebe macht listig und erfinderisch, und so hatte Robert Mittel gefunden, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, wieder in die Stadt zu kommen; er hatte mit meinem Peiniger Bekanntschaft gemacht, und als armer Bittender dessen Gunst so sehr gewonnen, daß dieser ihn in seine Dienste nahm. Wie erstaunte, wie erschrak ich, ja hielt es für ein Wunder, als mein Mann mir meinen Geliebten, meinen Gatten selbst in mein Zimmer führte, und diesem die Aufsicht über mich anvertraute.

Freilich hatte sich mein Leben nun verwandelt. Die Kunst des Robert vermochte viel über den unmenschlichen Denisel, nur konnte er ihn nicht überreden, die Strafen, mit denen er mich täglich heimsuchte, zu unterlassen. In der Abwesenheit des Mannes war Robert mein Gesellschafter. Oft aber, wenn Denisel keine vornehmen Freunde fand, mußte Robert mit ihm trinken und schwärmen; in diesen wilden Stunden erzählte er ihm von den Streichen seiner Jugend, von seiner Rohheit und Mordsucht im Kriege, von den Weibern und Mädchen, die er verführt und elend gemacht hatte, von den Bauern und Bürgern, die er geplündert oder in ihren Häusern verbrannt hatte. Auch jetzt noch, ob er gleich Greis war, hatte er noch seine Liebschaften mit gemeinen und liederlichen Dirnen. Alles dies erzählte mir Robert, und es war natürlich, daß ich meinen Quäler nur um so mehr verachtete und haßte.

War mein Wesen verwandelt, so war auch Robert nicht mehr, wie ich ihn ehemals gekannt hatte. Sein Sinn war weltlicher, heftiger, ja ich mag es wohl so ausdrücken, roher geworden. Die Gelage, zu welchen er meinen Mann begleiten mußte, waren ihm bald nicht mehr so zuwider, wie Anfangs; ich entschuldigte es, wenn ich ihn manchmal berauscht sah, daß er sich der Umgebung und dem Willen seines Herrn fügen müsse. Wollte ich, wenn ich ihn jetzt betrachtete, meine Empfindung für ihn mit jener messen, wie sie noch vor Kurzem, wie ein Engel leuchtend, durch meine Seele flog, so schnitt es durch mein Herz; ich konnte mich jenes Himmelsklanges nicht erinnern, und mir war, als sei alles nur Lüge gewesen, welche mir eine Seligkeit erheuchelt hatte.

Warum, Freund, führe ich Euch diese Wanderung durch die furchtbare Wüste meines Gemüthes? Ihr sollt mich kennen lernen, damit Ihr Euch und mich beruhigt. Aber richtet nicht zu strenge, und entzieht mir Eure Achtung und Freundschaft nicht.

Heftiger geworden, in einen Mann verwandelt, der sich viel weltlicher als ehemals zeigte, glaubte Robert sich durch seine ihm von der Kirche gegebenen Rechte ermächtigt, vertraulich mit mir umzugehen, und auf das neu geschlossene Bündniß keine Rücksicht zu nehmen. Alle meine Zweifel wußte er mit seiner Beredsamkeit zu widerlegen, seine Bitten bestürmten mich, die Achtung vor mir selbst hatte ich längst verloren, meinem Quäler glaubte ich keine Pflicht schuldig zu sein, Religion und Priester hatten sich mir als Feinde, die erkäuflich waren, gegenüber gestellt, und so ergab ich mich ihm, in der Ueberzeugung, ihn glücklich zu machen.

Ich fühlte, daß er mich noch liebte, aber jene Heiligkeit war aus seiner Liebe entschwunden; er ehrte mich nicht, er achtete mich nicht mehr; Mitleid, Erbarmen hatte er mit mir, und sich selbst hielt er ebenfalls geringe, und suchte jetzt durch Leidenschaft und Heftigkeit zu ersetzen, was seinen Gefühlen an Innigkeit abging. Und doch waren wir glücklich, so sehr, als es arme Verirrte sein können, die jede Leuchte in der Nacht verloren haben.

Muthwille, Scherz und Witz sollten unser Dasein erhöhen, wir freuten uns, wenn der gemeine Denisel durch eine neue List betrogen wurde, wenn ein Anschlag gelang, ihn vom Hause fern zu halten, wenn wir, seine Trunkenheit benutzend, in seiner Nähe uns Liebkosungen erlaubten. Robert wurde mit jedem Tage ausgelassener; mit den grellsten Farben schilderte er mir jetzt oft die Ausschweifungen des rohen Gemahls, und ich freute mich dieser Darstellungen und lachte. Doch ward es noch schlimmer. Mein vormaliger Gatte und jetziger Geliebter konnte sich, um seinen Herrn nicht mißtrauisch zu machen, vielleicht schon durch eigenen Leichtsinn dazu bewegt, dem nicht entziehen, hie und da auch eine Liebschaft anzuknüpfen und ein ärgerliches Abentheuer zu bestehen. Wenn er mir diese Geschichten eben so umständlich und anstößig erzählte, so schnitt freilich eine brennende Eifersucht durch meinen Busen, aber ich lachte doch, weil mir das ganze Leben als ein albernes Possenspiel, eine widrige Fratze erschien. Längst schon war durch Robert jene weibliche Heiligkeit meines Wesens verletzt, schon in seinen herzlichsten, liebevollsten Stunden mußte ich ihm vieles vergeben, und um ihn zu entschuldigen, redete ich mir vor, er könne nicht anders sein, denn dies sei die Natur der Männer. Jetzt hatte ich nun entdeckt, daß auch im besseren Weibe, und für ein solches hatte ich mich gehalten, das Unheimliche, Freyle und Freche schlummre, das nur durch Leidenschaft und Selbstvergessen geweckt werden dürfe, um harmlosen Scherz, holdselige Schalkheit und süßen Muthwillen in das Widerwärtige und völlig Unweibliche zu verwandeln.

Ja, ich gestand es mir, ich sei eine Buhlerin, nichts besser als Hunderte, die ich ehemals verachtet und verabscheut hatte. Ich meinte dann, das sei Schicksal und das menschliche Leben. Wir bildeten jetzt in unserm Hause eine Gruppe, wie eine der vielen, die uns Boccaz so witzig und kräftig schildert.

Woher nehme ich den Muth, Euch alles das zu sagen, was die Schwester vielleicht dem Bruder verschwiege? Weil ich Euch ganz vertraue, und weil Ihr mir helfen sollt, wenn Ihr mich ganz und alle meine Verirrungen kennt.

Immer dreister und unbesonnener wurden wir in unserem Taumel. An einem Tage, an welchem wir uns am sichersten glaubten, überraschte uns der grausame Denisel. — Diese Stunde war die furchtbarste, die ich noch erlebt hatte, so entsetzlich auch mein Leben gestaltet war. Kein Mensch vermag die Wuth meines Mannes zu beschreiben. Nicht bloß war er darüber in Verzweiflung, daß ich ihn getäuscht hatte, sondern daß es durch den geschehen sei, den er mir im vollsten Vertrauen zum Wächter gesetzt hatte. In seiner Wuth befiel ihn jener tödtliche Krampf, der ihn so oft leblos niederstreckte.

Er kam wieder zu sich, und statt Ausbrüche neuer Wuth, die wir erwarteten, erhob er sich, setzte sich matt in einen Sessel und weinte laut und heftig. Da er unser Erstaunen sah, sagte er schluchzend, indem er noch ohne Fassung war: Ja, Ihr Schändlichen, Ihr seht etwas, das mir selbst ein Wunder dünkt. Seit meiner Kindheit habe ich keine Thränen vergossen, so viel Elend ich auch sah und erlebte. Wißt denn, schon seit lange hat mich die ruhige Ergebenheit dieses Weibes, ihre Geduld, mit der sie meine Grausamkeit ertrug, tief bewegt. Ich empfand, wie unglücklich sie sein mußte, und warf einen reuenden Blick in mein Leben. Ich nahm mir fest vor, besser zu werden, und sie fortan gut und freundlich zu behandeln; sie sollte künftig nur Güte in mir finden und sich mit mir versöhnen. Diesem Menschen, den ich liebte, dachte ich eine Summe zu schenken, daß er nicht mehr Diener zu sein brauche, sondern mein Freund würde. Gemeinsam wollten wir in Liebe und Ruhe leben, ich wollte mich von jenen hassenden Priestern zurückziehen, denn ich schämte mich vor dieser Catharina, die mir wie eine Heilige gegenüber stand. Und nun? ich sehe, sie ist schlechter als ich, sie verdient nur meine Verachtung.

Jetzt stellte sich Robert ihm gegenüber, gab sich zu erkennen, nannte seinen Namen, erzählte sein Unglück, und wollte ihm deutlich machen, daß er selbst mir früher angehört habe, und daß unsre Verbindung vom Priester geweiht und eine rechtmäßige Ehe gewesen sei, die widerrechtlich sei aufgehoben worden. Als Denisel erfuhr, seit wie lange er schon sei getäuscht worden, und mit welchen Künsten sein größter Feind sich ihm genähert und seine Freundschaft erworben habe, gerieth er von neuem in Wuth und Raserei. Er stürzte, indem er einen Dolch faßte, auf Robert, um ihn zu ermorden; dieser aber stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß der Alte rücklings über stürzte, wiederum in seine Krämpfe fiel und sich nicht erhob. Er war gestorben.

Robert fand zuerst Sprache und Besinnung wieder. Was wir in diesen Augenblicken erlebt hatten, war so erschütternd, so allgewaltig in unser Leben gedrungen, daß wir fühlten, eine neue Bahn liege vor uns, wenn wir uns nicht zu Grunde richten sollten. Robert war in Reue und Trostlosigkeit zerflossen. Die herzzerreißendste Anklage seiner selbst floß von seinen Lippen, wie er mich, die er zu lieben und zu verehren gemeint, in den Abgrund gezogen habe, und wie er jetzt sehe

und innigst fühle, daß die Liebe selbst das Böse sei; wie er jetzt verstehe, daß im ersten Keime derselben, in der frühesten und unschuldigsten Regung, die ihn wie mit himmlischer Heiligkeit überschüttet habe, schon das Laster geschlummert. Das Leben selbst, so fuhr er fort, sei Sünde, und das Gift in diesem regiere. Er bereue auch jetzt alle seine Irrthümer gegen die Kirche, er widerrufe jene Lehren, die er und Philipp ihren Vertrauten gepredigt hätten, und einzelne schlechte Priester könnten niemals die hohe Würde des Standes erniedrigen.

Er war ganz vernichtet, erflehte in Thränenergüssen meine Verzeihung, daß er mich zur Sünde verleitet habe, und ging, sich mit der Kirche zu versöhnen. Seit dem, so hat man mir erzählt, lebt er unter strengen Büßungen in einem Walde als Einsiedler.

Es machte kein Aufsehen, daß Denisel gestorben war; er war Greis, es war bekannt, daß die fallende Sucht ihn schon oft dem Tode nahe gebracht hatte. Auch mein Vater verließ bald die Zeitlichkeit, und ich war mir nun, im Besitz eines mäßigen Vermögens, selber überlassen; denn Vieles, das wir früher besessen hatten, war durch Denisel und meinen Vater an Klöster und Kirchen vergabt worden. —

Nun wißt Ihr Alles, mein vertrauter Freund, und ich hoffe, Ihr helft mir dieses Leben erheitern, welches ich mir erwählt habe, nachdem so viele Stürme mein Gemüth erschütterten.

Liebe Catharina, sagte der junge Mann, Euer Bekenntniß hat Euer ganzes Wesen mir näher gebracht, und doch wieder seid Ihr mir fremder und entfernter als gestern. Ich meine nur, da Ihr schon früher nachgabt, um einen andern zu beglücken, solltet Ihr um so leichter meinen Bitten nachgeben.

Lieber Friedrich, antwortete sie, ich habe in allen diesen Jahren nicht aufgehört, mich als Roberts wahre, vom Priester angetraute Gattin anzusehen. Ich wäre, wenn es seine Reue und Zerknirschung zugelassen hätte, wohl mit ihm, da ich nun frei war, nach England gereiset. Ich liebe ihn noch, sein Bild wohnt in meinem Herzen, ich darf ihm die Treue nicht brechen. Ihr verwundert Euch vielleicht, wenn ich Euch sage, daß ich selbst jene Umwandlung seines Wesens so wenig verstand, wie billigte. Gewiß hatten wir uns schwer versündiget, und viele Augenblicke der Schaam und Reue hatten mich zu dem Vorsatz geführt, besser zu werden. Meine unsterbliche Seele bedurfte es, aus dem Zustande der Erniedrigung wieder erhoben zu werden. Aber nicht durch Untreue gegen mich und das Edelste, was ich geschaut und erlebt hatte, durfte die Besserung anheben. Sein Bild, jenes Frühlingsgefühl, welches den Winter meines Herzens damals durch Duft, Glanz und Blüthe vertrieben hatte, war mir noch heilig, muß es mir in Ewigkeit bleiben. Ich kann nicht jenen Glauben aufgeben, alle jene Ansichten, die ich damals durch Robert und Philipp gewann; denn sie läuterten und erhoben alle meine Seelenkräfte. Und so bin ich seitdem allgemach und sicher zu meiner frühern Lebensweise zurück gekehrt, in Schaam und Vergessenheit sind jene unseligen Verirrungen begraben, mit jedem Tage ward ich sicherer, fester und im Herzen glückseliger. Werdet Ihr mich verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich es nicht fasse, wie jene wilde, verzweifelnde Reue, Buße und Trostlosigkeit, Selbstqual und Selbstverachtung uns dem Ewigen näher bringen soll? Im Anschauen des Schönen und Edlen, im Glauben an meine Liebe, im Genuß von Kunst und Poesie, im Umgang mit Freunden und edlen Menschen habe ich die Verklärung meiner Seele gesucht und gefunden. Die Süßigkeiten des Glaubens und der Religion sind mir näher gekommen und eindringlicher geworden, und alles Unedle ist mir fremd, nicht unverständlich, da ich es erlebte, aber weit entrückt. So bleibt Ihr nun auch ferner mein Freund, Theuerster, und mißversteht mich niemals.

Friedrich war in tiefes Nachsinnen verloren, er fuhr aus diesem auf, als wenn er seine Gedanken wie mit Gewalt von sich verscheuchen wollte, betrachtete seine Freundin dann, und eine Thräne der Rührung floß aus seinem Auge. In dieser Stunde, sagte sie, da Ihr so bewegt seid, hört noch einige Worte von mir geduldig an, geduldig und ohne Zorn.

Friedrich setzte sich wieder, Catharina nahm seine Hand und sagte mit den lieblichsten Tönen: Euer Vater war bei mir, er ist ein guter, lieber Mann, der zärtlich um Euer Wohl besorgt ist. Die Hoffnung Eurer Familie beruht auf Euch. Sammelt Euer Gemüth, edler Freund, faßt den Entschluß, der Euch, von so wackern Eltern stammend, geziemt. Jetzt müßt Ihr unbezweifelt einsehn, daß keine Verbindung unter uns möglich ist, da selbst die Gesetze der Kirche wie des Staates, wenn auch sonst keine Hindernisse wären, sie unmöglich machen. Das liebliche Mädchen, Sophie, welches Ihr neulich hier saht, die, von edlen Eltern stammend, Euch Reichthum, Schönheit und alles Wünschenswerthe bringt, — macht diese glücklich; denn man sieht, daß sie Euch verehrt. Je früher Ihr diesen Entschluß fassen könnt, um so früher erfreut Ihr Euren Vater, dessen Alter schon so vorgerückt ist, daß er Euch vielleicht bald kann entrissen werden. Dann sind wir Alle froh und zufrieden, und jenes Glück, das wir uns wünschen, ist uns freundlich gesichert.

Friedrich sprang auf, faßte Catharinens Hand, sah ihr scharf in's Auge, und sagte dann: Also daher Eure Weisheit? Ihr verschmäht es nicht, Euch zur Unterhändlerin mißbrauchen zu lassen, um die Absichten eines alten Mannes durchzusetzen, der nur auf Geld und Besitz sieht, und diesen eigensinnigen Wünschen das Wohl seines einzigen Sohnes opfern will? Und doch wollt Ihr meine Freundin sein? Nein, elend, verachtet, verstoßen lieber als eine solche Verbindung! Muß ich denn gerade in eine Ehe treten, wenn Ihr meinen Wunsch so bestimmt und mit aller Kälte zurück weiset? Und Ihr fühlt nicht, daß nur die Einsamkeit noch mein Glück sein kann, die Flucht vor solcher vernünftig berechneten Ehe? Ihr habt ja den Fluch dieser tyrannischen Verkupplung an Euch selbst erfahren, und solltet mindestens diejenigen nicht in das Joch zwingen wollen, die Ihr Eure Freunde nennt.

So ist dies denn, sagte Catharina trauernd, die Frucht meines Vertrauens? Ihr wollt mich lieben, und könnt mich so ganz mißverstehen? Ihr sagt, daß Ihr mich achtet, und traut mir doch eine geringe Gesinnung zu?

Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was ich denke! rief der heftige Jüngling; Ihr seid es selbst, die mich irre macht in allen meinen Erkenntnissen; kann ich denn noch sagen, was ich wünsche? Ob ich liebe? In wie fern ich Euch verstehe? Ihr wollt es ja selbst, daß eine unermeßliche Kluft zwischen unsern Herzen sein soll. Warum zürnt Ihr mir nun, wenn ich den Riß noch größer mache? Eure Erzählung, Euer Gefühl kann es mir nicht deutlich machen, wie ich Euch entsagen müsse; ist denn nun nicht besser, wir nehmen an, dies unergründliche Mißverstehen beruhe schon auf innerm Hader, auf einer unsichtbaren Feindschaft, die ausbrechen muß? Ja, könnte man die Liebe auflösen, sei es auch durch lange Geduld, wie einen künstlich verschlungenen Knoten; der aber liebt nicht, der sagen kann: Ich will von der Zeit und Zukunft meine Genesung erwarten, denn im gegenwärtigen Augenblick ist und strebt die ganze Kraft der Liebe und weiß von keinen Morgen und Uebermorgen! Gut denn; wir gehen nun auf verschiedenen Bahnen, und ich weiß in Zukunft, daß, wenn Ihr mich freundlich anblickt, Ihr nur darauf sinnt, mir wider eine andre Ehehälfte annehmlich zu machen. Das sagt wenigstens meinem Vater, daß Ihr redlich seinen Auftrag ausgerichtet, aber keinen Dank dafür geerntet habt.

Er stand auf und ging, ohne der Trauernden noch einen Blick zu gönnen. In der Gartenthür stand er still, schaute um, und sah das sehnsüchtige Auge der Gekränkten. Vergebt mir, rief er, indem er zurückkehrte: der tiefe Schmerz hat auch sein Recht, und ich fühle wohl, aus räthselhaftem Gelüst kränkt man nur den recht schmerzlich und vorsätzlich, den man auf das innigste liebt. Diese Schmerzen, die ich so roh und wild Euch gebe, sind ja nur eine andre Art von Liebeserklärung, und ich muß mich bewachen und mir in die Zügel fallen, um mich nicht noch mehr zu erniedrigen. Schändlich könnte ich in diesen Augenblicken werden, und innerlich bin ich es schon, aber ich will Euch den Anblick ersparen. Vergebt mir denn, wie Ihr könnt. Aber Ihr könnt nicht, da das Wort einmal gesprochen ist. Wenn ich mich bis daher für gut hielt, so bin ich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ganz schlecht bin und werden kann.

Er entfernte sich, und Catharina blieb in tiefer Trauer zurück. So müssen sich also, klagte sie, die Menschen, die sich verstehn und lieben, am schlimmsten verletzen? So führt gerade die Einigung der Seelen zur feindlichsten Entfernung? Ja, wenn sich nicht Leidenschaft in Freundschaft und Liebe mischte, so wären sie himmlische Güter. — Und was wäre Freundschaft und Liebe ohne Leidenschaft? Würde ich gekränkt sein, wenn nicht diese süße Leidenschaft, dies selige Einssein und innere Näherverwachsen der Empfindung und des Verständnisses mich an ihn mit ewigen Banden gekettet hätte? Und liebe ich ihn denn vielleicht? — Ja und Nein. — Nicht wie Robert, nicht als Gatten, — und doch kann ich ihn nicht entbehren, und doch hat er mein Herz zerrissen. — Ja wohl besteht unser Leben nur darin, daß wir immer und immer wieder alle Güter, allen Besitz aufopfern müssen. — Unser Dasein ist wie der Sturm auf der See; mehr und mehr werfen wir über Bord, um uns selbst nur zu retten, und gehn doch wohl auch unter; oder, wenn wir endlich landen und uns geborgen nennen, so sind wir Bettler, und es verlohnt sich nicht, das nackte Leben fortzuleben.

Nacht und Schlaf unterbrachen endlich diese Klagen.

In einem Winkel der Vorstadt lebte in einer unbemerkten Hütte eine alte, sonderbare Frau, ganz von der Welt zurückgezogen, die bei den Nachbarn, vielen Priestern und denen, die nicht blos weltlich gesinnt, und sich um die Einsamen bekümmerten, in dem Ruf der Heiligkeit stand. Sie war so arm, daß sie bettelte und nur von Almosen und Wohlthaten lebte. Für sich selbst bedurfte sie fast nichts, sie lebte von Brot und Wasser, und versagte sich jede Erquickung, denn das Gebet und der fleißige Besuch der Kirche war ihre höchste Labsal. Aber verarmte, elternlose Kinder unterstützte sie, brachte sie in den Häusern armer, gutwilliger Handwerker unter, und sprach darum die Wohlthätigkeit Gutgesinnter an, um die Pflegeeltern der Waisen zu unterstützen. Für diejenigen, die schwer krank lagen, die keine Hülfe hatten, bettelte sie unermüdet bei den Vornehmen, und zürnte nie, oder klagte, wenn sie auch wieder und immer wieder, oft mit harten Worten, abgewiesen wurde, nicht selten von den übermüthigen Dienstboten oder von solchen Reichen, die noch niemals von ihr vernommen hatten, gemißhandelt wurde.

So wie sie aus ihrer finstern Hütte auf die Straße trat, fiel sie Allen am Licht des Tages als ein sonderbares Schauspiel auf. Sie war mit Lumpen bedeckt, in Holzschuhen ging ihr nackter Fuß, die greisen Haare strebten reich und lang aus einer schwarzen, kleinen Tuchmütze hervor, die sich eng dem Kopfe anschloß. Ihre weißen, struppigen und langen Augenbraunen verschatteten die dunkeln großen Augen. Ihr Antlitz war kreideweiß, am meisten die lange vorstehende Nase. So erschien sie Allen, vorzüglich der Jugend, wie ein Leichnam, oder wie ein Gespenst. Die Buben auf den Straßen nannten sie nur die alte verrückte Gertrude, und liefen ihr schreiend und sie verhöhnend nach; die schlimmsten warfen sie dann mit Steinen, und würden sie verwundet, wohl gar getödtet haben, wenn die ältern Leute die Frechen nicht gehemmt und bestraft hätten. Sie selbst aber blieb immer ruhig und freundlich, erwiederte niemals ein böses Wort, beklagte sich auch nicht, sondern wandelte fort, ohne sich nur nach den Scheltenden und Höhnenden umzusehen.

Der Küster Wundrich, ein kleines, stets heiteres Männchen, wandelte jetzt nach der stillen, einsamen Gasse, in welcher die Hütte der Alten lag. Er kannte sie und brachte ihr das, was ihm von weichherzigen Menschen war mitgetheilt worden, damit sie es an die verarmten Kinder und nothleidenden Kranken vertheilen könne.

Indem Wundrich sich der Hütte näherte, überlegte er noch einmal, wie er am besten seinen Auftrag ausrichten könne; denn so freundlich, ruhig und demüthig die Alte war, so hatte er doch schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer leicht sei, sie zu einer Sache zu bereden, die ihrer Gemüthsweise entgegen war.

Leise öffnete er die kleine Thür und indem er die innere öffnen wollte, sprang ihm eine Ziege so heftig entgegen, daß sie ihn bald umgerannt hätte. Sieh da! sieh da! rief der kleine Mann aus, was schafft sich denn unsre alte Wahrsagerin für gehörnte Freunde an, die den Fremden so ungestüm begrüßen? Stille, stille Kind! Du mußt bei unsrer feinsprechenden Gertrud um eine bessere Erziehung bitten.

Er machte die Thüre auf, und vor ihm drängte sich die Ziege in die kleine, finstre Stube. Nur wenig Licht fiel durch die runden, verfinsterten Scheiben, am grellsten hob sich ein hölzerner Christus am Kreuz hervor, der lebensgroß die eine ganze Wand bedeckte, mit Farben bemahlt. Der vermagerte Leichnam, mit den stark hervorgetriebenen Rippen in der hochgewölbten Brust, dünnen Beinen und Armen war einer jener widerwärtigen, mit denen viele Kirchen und Kapellen verunziert waren.

Die Alte kauerte im Winkel, so klein zusammengezogen, daß sie fast unsichtbar war. Wundrich entdeckte sie an der Ziege, die sich vor sie stellte, um von der Alten gemelkt zu werden. Bei diesem Geschäft kehrte das Thier sein kluges Gesicht mit den starren großen und gespaltnen Augen zu dem Küster wie höhnisch herum, als wenn es ihm deutlich machen wolle, wie viel Recht es habe, in der Kammer zu sein.

Die Alte begrüßte ihren Bekannten mit einer kleinen Bewegung des Hauptes, indem sie ungestört, und ohne ein Wort zu sagen, ihr Geschäft verrichtete. So habt Ihr Euch ja eine Gesellschafterin zugelegt, sagte Wundrich; die Einsamkeit ist Euch doch wohl zu lästig geworden. Der Springinsfeld ist aber für Eure Haushaltung etwas zu munter, wenn Ihr ihn nicht als Thürhüter anstellen wollt, der mit Hörnerstoßen die Fremdlinge von Eurem Palaste abweist.

Die Alte ging jetzt, ohne nur aufzusehen, mit der Schale, in welcher sie die Milch gefaßt hatte, stillschweigend in eine finstre Kammer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, öffnete stumm die große Thür und ließ die Ziege heraus, die nach dem Hofe sprang, auf welchem sich ein schmaler Grasplatz befand.

So, sagte Wundrich, nun sind wir allein und kein Mensch kann unser geheimes Gespräch behorchen und verrathen. Nicht wahr? Nun, so redet doch, alte gute Meisterin, die Ihr hier abseits wie eine Hexe oder Zauberin wohnt. Kocht Ihr brav Liebestränke? Beschwört Ihr Euch wohl selbst ein Liebchen daher? Kommen viele Kunden zu Euren Sprüchen? Warum redet Ihr denn heute so gar nichts?

Wenn Ihr vernünftig anfangt, sagte die Alte, so giebt es vielleicht etwas zu antworten.

Hier, sagte der Küster, nehmt, was mir eingekommen.

Ohne das Paket anzusehen, legte es die Alte in einen Kasten.

Es ist Gold dabei, sagte Wundrich, verzettelt es nicht; ich bringe Euch diesmal viel.

Viel oder wenig, sagte Frau Gertrud; es ist da und wird morgen nicht mehr da sein; die Noth wächst immer, wie die Saat auf dem Felde, und das Almosen will immer nicht zur Sichel werden, es zu schneiden. — Setzt Euch.

Wohin? sagte Wundrich: altes Kind, ich werde mich, wie die Ziege vorher, da auf vier Beine hinstellen, und Euch so in das blasse Angesicht schauen.

Da, antwortete sie, ist der kleine Schemel unter dem Kreuz; lehnt Euch an das.

Und so dem Heiland den Rücken kehren? fragte der Geistliche.

Das thut ihr ja doch immer, erwiederte sie; wenn er Euch einmal anblickte, würdet Ihr Euch die unnützen Reden abgewöhnen. Ihr seid gut, aber Ihr könntet noch viel besser werden.

Der Küster setzte sich auf den niedern Schemel und lehnte sich an das Bild; die Alte aber kauerte wieder in ihren Winkel und nahm einen Rosenkranz in die dürren Hände.

Wie geht's Euch sonst? fragte Wundrich.

Wie immer, antwortete sie, gut; ich kann meinem Schöpfer und Heiland nicht dankbar genug sein, wie ich hier schon im irdischen Leben so überschwenglich glücklich bin.

Es ist erbaulich, sagte er, daß Ihr Euch so begnügt. Aber neulich, als Euch die Buben ein Loch in den Kopf geworfen hatten, das Euch viele Schmerzen machte; wie war es da?

Ach! erwiederte sie fast lachend, ich habe durch meine Sünden viel Schlimmeres verdient.

Ihr sündigt nicht, Alte! rief Wundrich gerührt, schweigt still, Sybille, und lästert Euch nicht selber, gutes, liebes Weib.

Ihr kennt mich nicht, sagte sie gelassen, ich bin so sündig, wie irgend ein Mensch, und der Herr ist so gütig und freundlich gegen mich, daß er nicht mit mir in's Gericht hat gehen wollen. Die Wunde ist ganz geheilt, und ich kann den Kopf besser brauchen als jemals. O die Gnade, die mir der Herr erwiesen hat! Ich könnte krank sein, und bin gesund; ich könnte weit weg im Heidenlande leben, und bin hier als Christin geboren, von frommen Eltern, in der Nähe schöner Kirchen und ehrwürdiger Priester, ich könnte gottlos und verstockt sein, und der Herr hat durch seine Gnade mein Herz schon vor vielen Jahren angerührt; ich könnte blind und taub sein, aber ich vernehme die heiligen Glocken, ich höre den Gesang der Kirche, sein Wort dringt durch mein Ohr in meine Seele; ich sehe seine Sonne und seine Gestirne, ja schon früh fällt und schleicht ein Strahl durch die matten Scheiben und vergüldet das todte Antlitz meines Heilandes dort, der dann wie mit Stimmen zu mir spricht, und wie mit Liebesblicken in mein Herz hinein leuchtet.

Liebe alte Segenssprecherin, fing Wundrich wieder an, der Dechant Dubos ist ein verständiger Mann und meint es gut mit Euch. Ihr sollt Euch im Spital selbst eine Zelle aussuchen, da wird man Euch verpflegen; Ihr seid der Kirche näher; Ihr braucht nicht mehr Almosen zu heischen, und Euer hülfloses Alter ist ganz ruhig und ohne Sorgen. Der Herr schätzt Euch hoch, er hat von Eurem Wandel gehört; er wünscht, daß Eure Tugend belohnt werde, und daß Ihr doch endlich die guten Tage kennen lernt.

Küster, sagte Gertrud verdrießlich, schwatzt nicht so albern, wo wäre Tugend an mir zu finden? Wenn ich für meine Kinderchen bettle, so gehe ich nur meinem Vergnügen nach, und kein Mensch soll mir diese Freude nehmen. Dann sehe ich die Kleinen selbst, wie sie gedeihen, ob sie die rechte Pflege haben; tröste die Kranken, gebe den armen Pflegeeltern, und bin so froh in meiner Seele, daß ich laut dem Geber aller Güter danken muß. Was geht mir hier ab? Die alte Stube verlasse ich einmal nicht. Was kümmert mich der Herr Dechant, so sehr ich ihn verehre? Er soll mich in Ruhe lassen, so wie ich ihn nicht störe. Giebt er mir Almosen, um so besser für meine Kinderchen; kann und will er nicht, so werde ich auch nicht über ihn klagen.

Der Bischof von Baruth, fuhr der Küster fort, möchte Euch in seiner Nähe haben, er nennt Euch eine heilige Frau

und ein Muster für die Christenheit. Geht es nach ihm, so bleibt Ihr nicht arm, sondern stellt Euch in der Stadt an die Spitze einer frommen Schwesterschaft, verwaltet das Almosen und seid selbst der Noth enthoben, genießt noch Ehre und Achtung; und gebt so Veranlassung, daß sich die christliche Gemeine an Euch erbaue.

Küster! Küster! rief die Alte, wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr seid ein Schalk! Ihr wollt mir da von einem frommen Bischofe etwas aufbinden, das ihm keine Ehre macht, wenn er es gesagt haben sollte. So selten sollte es um einfältige Christen stehn, daß man sie bei mir, hier in der Hütte, aufsuchen müßte? Ein Bischof, ein Gesalbter des Herrn sollte so gottlose, trostlose Reden führen? Ein armes Bettelweib bin ich, das so, wie Andre an Tanz und Mahl, ihre Lust an Betteln hat; ich ließe es gewiß, wenn es mir nicht Spaß machte. Und hört, Küstermann, ich will weder den Herrn Dechanten, noch den Herrn Bischof sehen; ich will nichts verhandeln und thun, was mir noch in meinen alten Tagen meinen oft zerschlagenen Kopf verrücken könnte. Ja, ich habe viel erlebt, und denke und meine über vieles hinweg zu sein. Aber man lernt die Welt und sich niemals zu Ende kennen, denn der Mensch bleibt dumm und voll böser Trachtens, wenn er auch Methusalems Jahre erreichen sollte. Das fehlt noch, daß sie mir die Schüssel des geistlichen Hochmuthes so nahe rückten, daß der betäubende kräftige Geruch mir in die Nase stiege, und mich dort hinsetzte, um davon zu naschen und zu speisen. Jeder Mensch muß sich das aus dem Wege stellen, was seinen Glauben irrt. Vermögen, Ansehn, Ehre, Aufsehn machen, das alles könnte mich weit, weit weg führen. Für mich ist die Armuth, der Hohn der Knaben, der Uebermuth der Großen, der Ekel, mit dem die Reichen auf mich herab sehen; diese Demüthigung ist mir werth, denn mein Herz war böse und eitel, und erst, da mir der Herr so gnädig war, mich so zu führen, wie jetzt, bin ich glücklich geworden.

Der Küster ward still und dachte über die wunderbare Gemüthsart der Alten. Er merkte, daß alles, was ihm aufgetragen war, bei ihrem festen Sinne nicht durchzusetzen sei. Er wollte ihr deutlich machen, daß sie entweder als Vorsteherin einer Schwesterschaft mehr Gelegenheit finde, wohlthätig zu sein, oder, selbst Haus, Geld und Eigenthum besitzend, mit weit mehr Sicherheit ihrem schönen Gefühle folgen könne. Im Großen, beschloß er, könnt Ihr, gute Frau, dann das thun und ausüben, was Euch jetzt schon glücklich macht. Dieses Glück wird Euch aber doch durch eignen Mangel, durch die Hartherzigkeit der Menschen und durch so manches Hinderniß verkümmert, welches Euch nachher nicht mehr quälen würde.

Freund, sagte sie immer noch verdrießlich, laßt ab von mir, denn Ihr werdet mich doch nicht überreden. Daß ich ganz arm, und bettelarm bin, das ist meine Freude und meine Andacht. Mein Heiland hatte auch nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Wenn ihr meinen Sinn nicht versteht, so laßt mir wenigstens Ruhe. Fast alle Menschen glauben, sie fingen erst an zu leben, wenn sie Eigenthum erwerben. Ich habe alles verloren und vergeudet, und seitdem ist mir erst wohl. Der heilige Vater Franciscus und mancher Andre, auch Sankt Rochus, Alexius, dachten eben so. Es ist eine Seligkeit schon hier auf Erden, ganz arm zu sein und nichts zu besitzen. Nun weine ich nicht mehr über die Bettler, Hülflosen und Kranken, nun gehöre ich selbst zu dieser Gilde, und kann erst glauben, daß alle meine Brüder sind. Wie andre Menschen sich nach Freuden, Musik und Tanz und großen Festen sehnen, so ging meine Sehnsucht auf diese Armuth hin. Jeder muß wissen, wie er in seinem Glauben treu sein und verbleiben kann.

Sagt mir, alte Verwunderliche, fragte der Küster, ist denn das nicht auch vielleicht eine Eitelkeit, daß Ihr so das Erstaunen Eurer Freunde, der Nachbarn und des Volkes erregen wollt?

Ihr seid ein Versucher! rief sie aus, darüber werde ich im Stillen meinen Heiland befragen und Euch nächstens Antwort sagen. Ach! Ihr Weltlichen, Ihr wißt nicht, wie vieles Ihr aufgebt, um nur Menschenkinder zu sein, um Euch mit Weisheit, Glück, Reichthum zu blähen und den Andern überzuragen. Unten, im Staube liegen, von Allen verachtet sein, von den Stolzen mit Füßen getreten zu werden, o, das ist das liebe Wohlbehagen, die süße Einsamkeit des Herzens und der Liebe. Wer noch Sorgen hat und Vermögen, Haus und Kind, der kann den Heiland nicht aus vollem, überwallenden Herzen lieben. Und wer noch etwas vorstellen will und irdische Ehre genießen, der ist nicht ruhig, der fließt und fluthet noch in Drangsalen hin und her.

Nun, wie Ihr wollt, sagte Wundrich; sagt ja doch das Sprichwort: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Ja wohl, antwortete die Alte, die jetzt redselig geworden war; nur muß der Mensch auch einen wahren Willen haben, der ihm die rechte Stelle in seiner Welt anweist. Ich bin todt und lebe nur noch der Gnade. Der Kirchengesang, die Messe, — ach! lieber Freund und Herr — wenn ich das Haus Gottes betrete, und der feierliche hohe Dom umfängt mich so liebreich und ehrwürdig: da fällt doch gleich jeder Zweifel, jede irdische Angst zu Boden. Der Duft des Räucherwerkes, die Stimme des Priesters vom Altar weckt, so wie ich mich nun niederwerfe, eine sehnende Inbrunst in meinem Herzen auf. Die brennenden Kerzen erinnern mich mit ihrer stillen Flamme an das Geheimniß der Welt und Schöpfung, und ein süßes Grauen wandelt in meinem Wesen auf und ab, was sie bedeuten könnten. Ich sinne und bete, und der Schöpfer und der Heiland rühren mit inwendigem, unausgesprochenem Worte meine Seele an. Da ist in mir eine Liebe über alle Liebe, eine Seligkeit und Wonne; ein himmlisches Athmen; und nun klingt die Glocke und die Wandlung ist geschehen, da geht der Schauer durch alle Adern und das Mark der Gebeine, und ich weiß, daß ich eine Christin bin und der nahe, verkörperte Heiland mich liebt.

Die Augen der Alten leuchteten, und Wundrich betrachtete sie mit Erstaunen. So komme ich denn, fuhr sie fort, neugestärkt nach Hause. Warum soll ich mich in meinem Wesen und Beruf stören lassen? Wozu Geld, Weltlichkeit, bessere Speise? Ihr wißt es auch nicht, der Ihr Euch in den Häusern umtreibt, welche Kraft, Herrlichkeit und Wohlgeschmack im klaren, frischen Wasser webt und kühlt. Der Brunnen drüben, aus welchem ich schöpfe, ist mir fast wie meine irdische Kirche. Er giebt mir die Genüge und Fülle.

Bücher sehe ich auch, sagte der Küster.

Nur wenige, antwortete sie. Ach! die süßen Gesänge auf die heilige Jungfrau, die ich alle auswendig weiß, und mir so hersage und in ihnen bete, wenn ich mir eine rechte Freude einmal machen will.

Hast du, Seele, nicht für Wunden
Süßen Balsam aufgefunden,
Wenn in Glanz und Abendröthen
Geht die Herrin der Natur,
Wonnesang auf ihrer Spur.
Trost und Heilung allen Nöthen?

Wie im Frühlingsabend Haine
Von dem Nacht'gallton durchklingen,
So ertönt, wenn ich ihr weine,
Der Holdsel'gen süßes Singen;
Ach, die Königin, die reine,
Will sich gern hernieder schwingen,
Sag' ich, was ich lieb' und meine,
Wird sie Englein mit sich bringen,
Kinder, lachende Gestalten,
Die in klaren Händen halten
Blumen duftend, weiße Blüthen,
Himmels-Rosen, Trost und Segen,
Die mir alle Noth vergüten,
Lind sich um die Seele legen.

Blüthen hüllen wie Gewande
Weiß den liebekranken Geist,
Zitternd sprengt er seine Bande,
Und die Erdenhülle reißt.

Flügel werden Blüth' und Kranz,
Leicht entsteigt er auf zum Licht,
Und nun sieht er noch im Glanz
Ach! Mariens Angesicht.

Wo sie hinblickt, sprosset Glauben,
Lieb' und Sehnsucht in der Welt,
Fliegen wie die weißen Tauben
Durch das lichte Himmelszelt.
Aus dem Lächeln tropft Versühnen
Wie Rubinen
Hoffnung stralend in das Herz
Starrer Sünder, und es schmelzen
Aller Gottesläugnung Felsen,
Und in wundersüßem Schmerz
Kommt der Bereuende
Sich selig Befreiende,
Wie ihn die weihende
Mutterhand der Liebe rührt
Und zum Heiland zärtlich führt.

Zürnen kannst du nicht, nur klagen,
Dir der Heiland nicht versagen
Wenn dein Mund die Bitten spricht,
Wollen Sohn und Vater schelten,
Wirst du selber für den Frechen,
Der dich höhnt, noch freundlich sprechen,
Nicht darf er die Sünd' entgelten,
Dein Schutz fehlt uns nimmer nicht.

Dies ist, sagte der Küster Wundrich, aus einem Gedicht meines Freundes Labitt, des alten Malers.

So? antwortete die Alte, des Mannes, den sie den Einfaltspinsel oder den dummen Abt nennen, um ihn zu verspotten? Ich habe es schon vor vielen Jahren singen hören.

Nun so lebt wohl, gute Freundin, sagte Wundrich, indem er sich erhob. In diesem Augenblick ertönte aus der kleinen Kammer ein lautes Geschrei, und die Alte rannte schnell hinein. In der Eile vergaß sie die Thüre zuzuschließen, und der Küster, welcher neugierig geworden war, näherte sich leise und schaute durch die Spalte. Ein schwer Verwundeter, der den Ausdruck eines Sterbenden hatte, lag auf dem schlechten Lager. Es schien, daß sich im Schlummer ein Verband gelöst hatte, denn die Alte stillte das Blut und legte frische Leinwand um, nachdem sie eine Salbe aufgestrichen hatte. Wundrich war erstaunt und erschrocken, denn er glaubte den Verwundeten zu erkennen. Nachdem die Alte den Kranken getröstet hatte, und er wieder beruhigt war, reichte sie ihm eine Schale Milch, die er mit Begier ausleerte. Sie machte ihm sein Lager wieder zurecht, betete über ihm, segnete ihn ein und ging dann in ihre dunkle Stube zurück. Sie schien zu erschrecken, als sie die Thür offen sah, und verschloß sie mit dem Ausdruck des Unwillens.

Gute alte Mutter, fing Wundrich wieder an, Ihr thut immer noch mehr Gutes, als man schon von Euch weiß, oder Euch zutraut. Wird es Euch denn nicht zu viel in Eurem hohen Alter?

Ach was! sagte sie mit zögernder Stimme, warum zu viel? Der Herr schenkt mir ja zu solchem Dienste Gesundheit und Leibeskräfte. Er hat mir vor drei Wochen diesen Leidenden vor meine Schwelle gelegt, und ich nahm in der Nacht, als er mir schon wie ein Sterbender vorkam, diesen Armen in mein kleines Haus. Es war eine furchtbare Schlägerei gewesen, ein Paar Menschen blieben todt, diesen hatten sie auch so liegen lassen. Als ich nach Mitternacht heraustrat, ächzte er schwer. Ich legte ihn dort in das Bett und verband seine Wunden, die sehr schlimm und tief waren. Er murmelte allerhand unverständliches Zeug, und wollte mir viel erzählen. Ich verlangte aber nichts zu wissen, denn diese Welthändel gingen mich nichts an. Als er am andern Tage etwas mehr bei sich war, bat er mich, keinem Menschen etwas davon zu sagen, daß er bei mir sei. So habe ich ihn gepflegt, und seine schlimmen Wunden, die erst immer weiter um sich fraßen, fangen nun endlich an, einen bessern Anschein zu gewinnen. Der Arme ist mir seitdem sehr lieb geworden, und ich möchte ihn schon nicht entbehren. Ich bin kein schlechter Wundarzt, und ich verpflege ihn besser wie es im Spital geschehen würde. Zu seinem Besten habe ich auch die Ziege angeschafft, deren Milch ihm gut bekommt und seine scharfen Säfte mildert. Ich tröste ihn, und der arme Mensch wendet sich durch meine schwache Bemühung seinem Heilande mehr zu, als er früher gethan haben mag. Da der Elende nicht zur Kirche gehen kann, so lese ich ihm Gebete vor, er hört dazu das Lauten von ferne, ich sperre diese Thür auf, und er sieht von seinem Lager den gekreuzigten Heiland hier an der Wand. So leben wir mit einander, und er ist froh, daß er mein Gast geworden ist; ich fühle mich glücklich, diesen unverhofften Besuch in meinem kleinen Haushalt bekommen zu haben. Wenn Ihr mich aber lieb habt, Küster, so erzählt keinem Menschen, daß Ihr den armen Unglücklichen in meinem Hause gefunden habt. Er will es auch nicht, daß irgend ein Mensch darum wisse.

Ich glaube das gern, antwortete Wundrich; Ihr aber Alte, müßt ja doch erfahren, wen Ihr beherbergt, denn es ist ja kein andrer, als der Mörder Denis, den unser Herzog, und noch mehr der Prinz Carl, schon seit einigen Monaten so eifrig suchen lassen. Er hat einen Freund des Herzogs heimtückisch erschlagen, einen Jüngling, der mit dem Liebling des Herzogs, dem reichen, hochmüthigen Köstein, nahe verwandt ist. Der Strauß von neulich, hier in der Vorstadt, ist gewiß entstanden, weil ihn die Herzoglichen, oder Freunde des Grafen Croys haben greifen oder aus dem Wege räumen wollen. Frau, Frau, welche Verantwortung zieht Ihr Euch zu, wenn Ihr solchen Sünder bei Euch versteckt haltet.

Seht Ihr, wie Ihr nun seid, sagte die Alte bittend, Ihr Leute nehmlich, die Ihr noch immer in der Welt leben wollt! Sünder, Mörder, alle die Worte und Schimpfreden fließen Euch so leicht von der Zunge, als wenn sie nichts zu bedeuten hätten. Er hat mir ja vielleicht Alles selbst gebeichtet. Wir sind zumal Alle arme Sünder vor dem Herrn. Er war sterbend, blutend, zerschlagen, und mein Bruder. Was gehen mich Eure Händel und Verschwörungen und Verfolgungen an, wo fast immer einer so frevelhaft verschuldet ist wie der andere? Ihr solltet, als ein Geistlicher, besser denken. Darum sagt auch kein Wort, weder dem Bischof, noch Diaconus, noch irgend einem Menschen, von meinem lieben Gast. Wollt Ihr mir das versprechen?

Der Küster stand nachdenklich. Ich kann ihn ja jetzt noch nicht aus dem Hause werfen! rief die Alte ungeduldig; er kann noch nicht gehen und stehen, er kann sich nicht regen, so schlimm haben sie den Armen zugerichtet.

Ich kann es Euch nicht so unbedingt versprechen, antwortete Wundrich; denn wenn die Sache entdeckt wird, so würde ich auch meines Schweigens halb verantwortlich. Der junge Herr ist gar so argwöhnisch, der alte Herr schwach, die Croys grausam und leichtsinnig und der großthuende Köstein ein schadenfroher Narr. So kommt man, mag man fast nur auf ihren Schatten treten, in Verwickelung und Elend, aus dem man sich nicht wieder herausstricken kann.

Küster, rief die Alte beängstigt, nur acht Tage haltet Euer gewissenhaftes, politisches Maulwerk. Es wird Euch ja kein Mensch darum befragen. Was wären denn meine Liebesdienste, wenn sie den Hülflosen mir von meinem armseligen Bette wegrissen, um ihn zu quälen, zu foltern, oder hinzurichten? So hätte ich ihn ja nur eingefangen, um ihn tückisch der Marter zu überliefern. Da müßte ich es ja verwünschen, daß ich Euch nur je gekannt, daß ich nur je die kleinste Gabe von Euch angenommen hätte. Immer, immer noch bin ich mit der Welt zu sehr verwickelt. Im Walde sollte ich leben, und auch keinem Geistlichen trauen, und keinen mit Augen sehen, — und besser noch, sterben! — Laßt mir meinen armen Freund ungestört, den armen Verbluteten. Ihm wäre ja sonst besser gewesen, ich hätte ihn an der kalten Nachtluft liegen und hinfahren lassen. — O du mein Heiland! ich glaubte nun so ruhig sein zu können, so von allem Wirrwarr des verächtlichen Lebens erlöst, und nun muß wieder ein einziger Augenblick, ein dummer Leichtsinn, eine Vergeßlichkeit, daß ich die Thür nicht zuschließe, die Jämmerlichkeit muß mich wieder allen Sorgen und Qualen überliefern, als wenn ich noch jung und rathlos wäre, wie damals. Küster, Ihr könnt nicht so ruchlos sein, mir meinen armen Schelm und Schächer verrathen zu wollen.

Gebt Euch zufrieden, sagte der Küster gerührt, ich verspreche Euch, nichts zu sagen. Es war ja auch möglich, daß ich ihn nicht sah, daß ich ihn nicht erkannte; ich habe mich auch wohl geirrt, und der Leidende ist ein ganz anderer. Es ist finster bei Euch, meine Augen sind nicht die besten.

Recht! rief die Alte, wir wollen uns beide recht tüchtig etwas vorlügen, um nur gute, milde Christen zu bleiben, um uns durch die Wahrheit nicht zu Henkersknechten zu machen. Ihr seid besser, Herr Wundrich, als ich geglaubt habe. Haltet Euch wacker, und ich werde Euch immer danken.

Jetzt nahm der Küster von der Alten, die mehr beruhigt schien, Abschied. Die Alte begleitete ihn, und als sie auf den Gang kamen, lief die Ziege vom Hofe zu ihnen und drängte sich schmeichelnd an Gertrud. Diese machte die Hausthür auf, um den Besuch zu entlassen; aber obgleich die Alte ihre Ziege bei den Hörnern fest hielt, so sprang diese doch vor dem Küster vorbei und auf die Straße hinaus. Die alte Frau lief ihrer Ziege nach, rief und lockte, nannte sie mit den zärtlichsten Namen, und der Küster half, so gut er konnte. Das Haus ward verschlossen, aber die Ziege war schon in die nächste Gasse gerathen, und die Alte winkte dem Geistlichen, ihr zu folgen und den Flüchtling einfangen zu helfen.

Der Küster wurde immer verlegener. Er wollte der Alten, die ihm als eine fromme, fast heilige Frau erschien, nicht seinen Dienst versagen, und doch fürchtete er, in dieser Treibjagd lächerlich zu erscheinen, da sich schon einige junge Buben aus den Häusern versammelten, um der Alten und ihrer Ziege nachzulaufen. Seine Gutmüthigkeit siegte dennoch über seine Aengstlichkeit, und er rannte in die andre Gasse, um die Ziege der schreienden Alten entgegen zu scheuchen. Die kluge Ziege aber, als wenn sie diesen Kriegesplan begriffe, rannte wieder in eine andre Nebengasse, um diese Absicht zu vereiteln. Da ein Hallo in diesem abgelegenen Viertel der Stadt ertönte, sammelten sich immer mehr der müßigen Jungen, die theils der Alten, theils der Ziege nachliefen. Am schlimmsten aber wurde es, als eine ganze Schule aus einem finstern Hause brach und den Tumult zur Reife brachte. Einige der größeren Jungen kannten die alte Gertrud und schrieen: Here! Here! Andere riefen: Ihr Kobold, die Ziege, ist ihr weggelaufen! Halloh! halloh! Andere riefen dazwischen: Der Beschwörer, der Hexenmann ist auch gekommen! Auf sie drein! auf die Sünder! — Der Küster wollte sich in Autorität setzen und rief: Still! ungezogene Bengel! Ich bin der Küster von der Cathedrale! Die fromme Gertrud ist eine stille, wohlthätige, heilige Frau! Ich werde Euch, boshaftes Gesindel, der Strafe überliefern!

Das Getümmel aber war schon so laut geworden, daß seine Ermahnung wie sein zürnendes Wort erfolglos verhallte. Einer von den Buben warf mit Obst nach der alten Frau; der Apfel flog tösend an ihren Rücken, und ein allgemeines Gelächter jubelte. Hierauf griffen einige zu Steinen, und Wundrich wie Gertrud wurden von größeren und kleineren

getroffen. Schon fiel die Alte wehklagend nieder, und es würde wahrscheinlich auch dem Küster schlimm ergangen sein, wenn jetzt nicht eine Anzahl von Männern, die durch die Straße gingen, dem Unfug gesteuert hätten. Am schnellsten aber stiftete der Dechant Friede, der mit einigen Dienern von seinem Garten herein kam und vom Geschrei und Toben nach dieser einsamen Gasse war gezogen worden. Ein angesehener Canonicus, Melchior, welcher sein Gast gewesen war, begleitete ihn. Beim Anblick dieser vornehmen Geistlichen floh die ungezogene Jugend, und der Dechant stellte den verwundeten und übel zugerichteten Küster zur Rede, wie er ein solches Aergerniß veranlassen, und sich mit den Jungen auf der Gasse schlagen könne.

Wundrich vertheidigte sein Betragen, wie er nur die fromme Gertrud habe retten wollen, jene tugendhafte Alte, die von allen Verständigen hoch geehrt werde, und nun dort schwer verwundet liege, von den bösen Buben verletzt, wie ihr schon, wegen ihres sonderbaren Aeußern, öfters geschehen sei.

Wie? sagte der Canonicus, jene Bettlerin, die dort liegt, ist die Gertrud, die man wohl eine Heilige nennen möchte? — Der Dechant rief ebenfalls mit Erstaunen aus: Himmel! noch niemals habe ich diese ehrwürdige Frau gesehn, die wir alle nicht genug achten können; und so schmählich ist sie behandelt worden!

Die Männer eilten mit ihren Dienern nach der Stelle, wo die Alte fast ohne Bewußtsein lag. So wie sich das Getümmel verlaufen hatte, war die Ziege auch zurückgekommen und stand jetzt ruhig neben Gertruden, und sah sie aufmerksam an, als wenn sie sie trösten wolle. Die Diener nahmen die Alte auf, welche stark blutete, und die nur langsam, auf die Männer gestützt, gehen und sich bewegen konnte. So ward sie nach ihrer Hütte geführt, indem der Dechant und der Canonicus sie aufmunternd und tröstend begleiteten. Auch der Küster folgte in einiger Entfernung, und erwartete, daß jene Geistlichen an der Thür umkehren, und die Verwundete ihm übergeben würden. Sie schloß zitternd auf, und Alle gingen mit ihr, indem die Diener sie in einen kleinen Sessel legten. Jetzt wurde diesen aufgetragen, nach einem Wundarzt zu gehn, und der Canonicus zeigte sich vorzüglich theilnehmend. Herr Dechant, sagte er zu seinem Freunde gewendet, dieser Tag ist mir ein Freuden- und Trauer-Tag, den ich nicht leicht vergessen werde. Freudig ist er mir, da ich Eure edle Gesellschaft genossen habe, und dann noch zur Bekanntschaft eines Wesens gelangte, das ich, nach meiner Einsicht, heilig nennen muß, wenn man irgend einen Sterblichen also nennen darf. Höchst traurig ist dieser Tag, da wir den Hohn und die Schmach gesehn, mit welchem der Pöbel immerdar das Göttliche verfolgt.

Ach Gott! ach Gott! rief die Alte jetzt, soll man so hohe Herren in meiner Hütte sehen? Ich bitte, bitte, entfernt Euch, Hochwürdige, damit ich mich wieder besinnen kann, denn Ihr paßt nicht für diese Wände.

Was ist Euch, was ist Euch, Mutter Gertrud? tönte jetzt aus der kleinen Kammer eine matte Stimme. — Der Küster wurde blaß und Gertrud rang die Hände, als sie sah, daß sich der Canonicus erhob. Bleibt! bleibt! schrie sie ängstlich; laßt die Thüre zu, um Gotteswillen! Erlaubt mir, daß ich in meinem Hause auch etwas zu befehlen habe, ich bitte demüthig.

Der Canonicus aber hatte die Thür schon geöffnet, sah hinein, und fuhr mit dem Ausdruck zurück: Wie? der Mörder Denis hier? der meinen Neffen umgebracht hat? der Mensch, den die Fürsten so emsig suchen lassen? — Den beherbergt Ihr? — O wunderbarer Tag und höchst wunderbare Entdeckung!

Die Diener kamen mit dem Wundarzt, welcher die Wunden der Alten, die jetzt wieder ohne Bewußtsein war, untersuchte und verband. Der Canonicus sandte die Diener sogleich wieder nach einer Tragbahre, um den Kranken nach dem Spital zu bringen, der sich erschreckt in seine Kissen verhüllt hatte.

Jetzt kamen die Träger mit der Bahre, und man nahm den Kranken vorsichtig aus dem Bette. Er schloß die Augen, indem er durch das Zimmer getragen wurde; die Alte aber erhob sich weinend und klagend: So wird mir, rief sie aus, mein theuerstes Kleinod so grausam entrissen und geraubt, und von Männern, welche behaupten wollen, daß sie mich achten und lieben! Ach! der Arme! Nun soll er reden, Antwort geben und vielerlei treiben, und kaum hält er noch Leib und Seele zusammen. Meine Erquickung und Erbauung, mein Trost geht mit dem Elenden aus meinem Hause, und ich weiß nicht mehr, weshalb ich noch leben soll.

Der Canonicus trat zu ihr und sagte: Ich gehe jetzt mit jenem Denis, um selber zu sehn, daß er gut behandelt und so verpflegt werde, wie sein Zustand es erfordert. Ihm soll, liebe, fromme Frau, kein Unrecht geschehen, und ich will, wenn es nöthig ist, selber sein Vertheidiger werden, obgleich er mich am schmerzlichsten gekränkt hat.

Er ging mit den Trägern und Dienern fort; der Wundarzt, welcher jetzt mit dem Verbande fertig war, entfernte sich ebenfalls, mit der Erklärung, daß er am Abend wiederkommen wolle.

Der Dechant setzte sich jetzt zu der Kranken, faßte ihre zitternde Hand und sagte: Ich irre mich nicht, gute Frau Gertrud, dieser Schreck und diese Wunde haben Euch so erschüttert, daß Ihr aufgereizt und in krampfhaftem Zustande Euch befindet. Sammelt Euch wieder, daß Ihr gesund werdet, beruhigt Euch und faßt darin einen Trost, daß viele rechtschaffene Männer der Stadt, viele Geistliche und fromme Menschen Eure Aufopferung und Tugend anerkennen. Lebt in der Stadt, in unserer Nähe, so seid Ihr auf immer den Mißhandlungen eines rohen Pöbels entzogen.

Nein! nein! rief sie aus, Ihr könnt mich nicht beschwatzen, lieber vornehmer Herr Dechant. Ich bin jung gewesen und habe in der Welt gelebt; auch war ich nicht immer so arm, wie Ihr mich jetzt seht. Kein Vertrauen auf die Vornehmen, keine Freundschaft mit den Reichen! — Die Liebe Gottes kennen sie nicht, Mitleid und Erbarmen sind Ihnen fremd; Eigennutz ist ihr Kopfkissen, Grausamkeit ist ihr Bett. Was soll ich unter diesen? Ich habe nicht vor dreißig Jahren schon diesen Zustand gewählt, habe nicht damals alles fortgegeben, und befinde mich seit so langer Zeit wohl und glücklich, um unter Eure billige, kluge, verständige Menschen wieder zurück zu gehn, die für jede Schande und jede Mißhandlung eine scheinbare Ausrede haben. Seit ich die Bettler kenne, kenne ich die Herzen, welche mein Heiland angerührt hat. — Aber wahr ist es, ich bin tief, tief erschüttert. Seit mein Kleinod aus der Hütte fortgeschleppt ist, sehe ich keinen Trost für mich. Und die Jungen auf der Straße haben darin recht, daß diese Ziege gewiß ein böser Geist oder ein Kobold ist, der den Armen verrathen und mir das Unglück zugezogen hat. — Küster, lieber Freund, laßt das böse Thier gleich nachher abholen, denn ich kann es nicht mehr vor Augen sehen.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Dechant fort, daß Euer Zustand mich rührt, daß ich Euch meine Liebe beweisen möchte. Ihr seid zu eigensinnig und halsstarrig, und Euer Sinn weist meine Freundschaft zurück! Ist das fromm und christlich? Ist es recht?

Herr Dechant, sagte die Alte, Eure Zunge ist weich und Eure Stimme sanft. Mein Geist treibt mich an, ich möchte und sollte Vertrauen zu Euch fassen, aber dann stößt es mich wieder von Euch zurück, Eure Miene, Eure Augen — das Herz zieht sich zusammen, und ich möchte weinen und verzweifeln.

Ihr seid im Fieber, sagte der Dechant, und Arznei muß Euch vorerst helfen.

Ja! ja! rief sie mit verzerrtem Antlitz und fast lachend, Krankheit, Wahnsinn ist Euch Menschen Alles, was nicht mit Euren feinen Rechnungen stimmt. Seit ich mich mit meinem ganzen Herzen zum Heiland gewendet habe, wollte ich mit dieser gepriesenen Vernunft nichts mehr zu schaffen haben. Beten, Mitleid bedürfen und Mitleid üben, hungern und den Hungernden trösten ist seitdem mein Handwerk gewesen; Ihr, Hochverständiger, macht so viele Ausnahmen, Ihr findet stündlich, der und jener habe sein Unglück verdient, als wenn Ihr selbst schon der Richter wäret der Lebendigen und der Todten. — Ja! ja! Ihr habt recht das Antlitz, Herr Dechant, als möchtet Ihr gern Menschen zu Qualen verdammen! O weh! Euer feuriges, kluges Auge schneidet mir durch die Seele! — Ach! Ihr werdet mich und Andre quälen! Nein, Ihr liebt mich nicht! Es steht ein dunkler, scharfer Geist hinter Euch, der es nicht leidet, daß Ihr Euer Herz zu einem so armen, alten, häßlichen Weibsbilde wendet. Ja, ja, wie ich sagte, Ihr auch seid grausam, Ihr habt Freude an der Qual, und die Liebe Gottes ist nicht in Euch! Weh dem Tage und der Stunde, da so vornehme Besuche in meine Hütte gekommen sind!

Der Dechant sah den Küster mit einem ungewissen, fragenden Blicke an, und dieser, welcher sich zurückgezogen hatte und am Fenster stand, sagte: Sie ist krank, ehrwürdiger Herr, wie Ihr selber bemerkt habt, sie weiß eigentlich nicht mehr, was sie spricht, und darum könnt Ihr auch der Armen nichts zum Uebeln deuten.

Daß sie meine Freundin ist, werde ich ihr beweisen, antwortete der Dechant, so wenig sie auch geneigt scheint, meinen Worten Glauben beizumessen.

Er gab der Alten die Hand und entfernte sich nachdenkend, indem er in der Thür noch sagte: Freund Wundrich, vergeßt es nicht, heut Abend noch zu mir zu kommen.

Die Alte sah dem Scheidenden mit einem scharfen Blicke lange nach und sagte dann, indem sie sich wieder aufrichtete:

Ich bin ganz gesund, der Dechant versteht sich auf Krankheit nicht besser wie auf Christenthum. Ja, ja, er mag sich nur vorsehen, daß er mit seinem anscheinend guten Willen nicht mein Uebelthäter wird. Sein Verstand ist auch nicht einer der hellsten und dauerhaftesten; weltlich ja, aber nach dem Ueberirdischen reicht sein brauner, feuriger Blick nicht, den hat er zu tief in die Gluth der Leidenschaft getaucht. Wenn man ihm recht ins Auge schaut, so versteht man wohl, was die Geister zu bedeuten haben, die die Gestalten der Engel des Lichtes annehmen können. Das ist nun schon Dechant und des Bischofs rechte Hand, das denkt natürlich darauf, auch Bischof zu werden. Das Unglück von diesem, das Leiden von jenem, der Sturz eines Dritten, die Zurücksetzung eines Vierten, das Wohlgefallen der Vorgesetzten, Schmeichelei dem Mächtigen, nicht widersprechen dem Herrscher, dem Fürsten sich gefällig machen, den Bürger freundlich grüßen, bei den Brüdern für gelehrt und weise gelten, das sind die Staffeln der Leiter, auf welcher diese Menschlein hoch und höher steigen. So war aber die Leiter nicht, von welcher Jakob im Traum die Engel hernieder steigen sah. Jene Staffeln waren Demuth, Geduld, Liebe, Freundschaft und Dienstbarkeit. Wehe dem, der noch mit der Welt sich will zu schaffen machen, und doch Christo angehören. Niemand kann zweien Herren dienen. Ja wohl!

Wundrich sagte: Alte, liebe Freundin, ich kenne Euch gar nicht wieder. Wo ist die Geduld von ehemals, die stille, einfache Demuth, jene Einfalt, mit der Ihr Euch von allen heftigen Gedanken und Leidenschaften abwendetet? Thut nicht Andern Unrecht, damit Ihr nicht das größte Unrecht gegen Euch selbst verübt.

Ihr habt Recht, guter Küster, erwiederte sie heftig, ich fühl' es, ich bin bezaubert, und die böse Ziege hat es mir angethan, die Ihr mir auch gleich, das Zauber-Unthier, aus dem Hause schaffen müßt. Ich sehe nichts als Elend und Qual. Wohin ich die Augen meiner Seele richte, nur Unruh und Verwirrung, und die ganze Stadt in Aufruhr. Das Böse wächst und wächst, bis es alle guten Kräfte überschüttet, und Wahnwitz sitzt am Steuerruder, um in Tod und Verderben hinein zu fahren. Das Auge der Vorsehung ist verschwunden, und dunkelschwarze Wolken ziehn sich vor des Himmels freundliche Güte. Ich bin nicht mehr die ich bin, und der Dechant weicht und wankt nicht, mir selbst mein eignes Wesen abzustreiten. Ihr, Küster, seid auch nicht mehr, wie Ihr wart, oder meine Seele erkennt Euch nicht mehr. Alles steht schief und krumm, und wie ich einfältig war, so wächst der Stolz der Jugend meiner christlichen Demuth wieder über den Kopf.

Alte, liebe Freundin, sagt Wundrich, ergebt Euch nur nicht diesem Schwärmen. Es scheint wirklich, daß Euch die Sinnen aus den Fugen gerathen sind, denn Ihr sprecht nicht ausbündig klug. Indessen erholt sich auch die Vernunft bei mir manchmal, und macht ein solches Wurstgemengsel von verschiedenen Gedanken, das, wenn nur der Pfeffer nicht darin gespart ist, sich immer ohne Nachtheil genießen läßt, denn die einfache Kost des alltäglichen Verstandes mundet nachher um so besser. Die Ziege, den ungezogenen Schüler, will ich abholen lassen, denn wenn Ihr der Creatur die Freundschaft aufgesagt habt, so ist unter Euch doch kein rechtschaffener Umgang mehr möglich. Lebt wohl und besinnt Euch, altes liebes Wesen, denn Ihr seid verständig, wenn Ihr nur wollt, so sehr Ihr auch heut auf den Kopf gefallen seid.

Lebt wohl, rief sie ihm nach; werdet Ihr mich denn auch wohl in meiner neuen Wohnung besuchen?

Wo wollt Ihr denn hin, fragte der Küster, indem er schon in der Thüre still stand.

Ich sehe sie nur, faselte sie, weiß aber nicht, wo sie liegt, sie ist aber noch finsterer, alt, diese, noch unfreundlicher, aber viel Elende sind in der Nähe, auch hoffärtige, wandelnde, frech umschauende Leichen. Ja, wir sind alle zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen, und die Kerzen und Fackeln brennen hell, das giebt ein Jauchzen und ein Zetergeschrei, und keiner kennt den andern.

Wundrich schüttelte sein greises Haupt, und entfernte sich mit dem Vorsatze, den Arzt zu senden, und sonst auf Hülfe für die Arme zu denken, die er seit so manchem Jahre gekannt und geliebt hatte.

---

Indem die Frau Catharina Denisel die Erfahrungen überdachte, welche sie seit kurzem gemacht hatte, überschlich sie das Gefühl, daß sie an sich selbst und an denen, die sie am innigsten sich verwandt wähnte, von neuem irre wurde. Die Ruhe des Herzens, die sie errungen hatte, war ihr wieder verloren gegangen, und es war ihr peinlich, alle die Gedanken und Gefühle wieder durchkämpfen zu müssen, mit welchen sie glaubte, schon seit lange Frieden geschlossen zu haben.

Als sich daher wieder eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Garten versammelt hatte, konnte sie die Heiterkeit nicht finden, die man sonst an ihr gewohnt war. Der Dechant war zugegen und Friedrich, die Muhmen waren heiter und sangen. Während der Musik benutzte der Dechant einen Augenblick, als Catharina aufgestanden war, um mit ihr in den Raum eines Fensters zu treten. Ihr habt mir, schöne Frau, begann er, nicht erlaubt, Euch früher zu sehen und allein zu sprechen, ich muß daher jetzt diese Gelegenheit ergreifen, in welcher wir weniger beobachtet werden. Könnt Ihr nicht vergessen und vergeben, was ich Euch neulich im Vertrauen gesagt habe, so kann ich eben so wenig meine Leidenschaft aufgeben. Aber warum sollen wir mit einander grollen und schmollen? Wozu den Leuten ein Schauspiel geben und unnütz Geschwätz veranlassen? Bezwingt Euer Herz, und stellt Euch mir wieder so unbefangen, wie ehemals, gegenüber.

Es sei, antwortete sie nicht ohne Verlegenheit, ich will streben, meine vormalige Heiterkeit wieder zu finden. Und wenn Ihr mich nicht unnöthig quält, so erwächst auch wohl das alte Vertrauen wieder unter uns.

Nur, fuhr er fort, seid nicht so zurückstoßend, vermeidet mein Gespräch nicht so auffallend. Euer Wesen selbst ist ja Freundlichkeit, das Opfer kann Euch ja so viel nicht kosten.

Catharina wendete sich wieder zur Gesellschaft, zu welcher der Küster Wundrich getreten war. Dieser ging dem Dechanten entgegen, und erzählte ihm, wie die alte Gertrud immer noch phantasire und das Fieber nicht weichen wolle. Die Krankheit der alten Frau hatte Aufsehn in der Stadt gemacht, und alle erkundigten sich nach dem Zustande der Frommen. Es ist seltsam, berichtete der Küster, wie im Phantasiren alle ihre Begriffe sich verwirren. Bald hält sie sich für verzaubert und klagt die bösen Menschen an, die ihr die Bosheit angethan haben, dann verwechselt sie sich mit jenen, und erzählt, sie selbst sei diese Zauberin, und der böse Geist habe sich ihr einverleibt, um den ehemaligen guten aus ihr zu vertreiben. So sucht und verliert sie sich abwechselnd und ich fürchte, sie hat ihren Verstand auf immer verloren.

Es ist zu fürchten, sagte der Dechant, doch sind freilich die Beispiele seit neuerdings nicht selten, daß durch die Imagination, bösen strengen Willen, und durch seltsame Künste das Gemüth eines andern bezwungen werden kann.

Wie? Herr Dechant! rief Friedrich aus, mit dergleichen unbegreiflichen Vorstellungen kann sich Euer Verstand vertragen? Das sind ja eben die verwirrten, gottlosen Begriffe, gegen welche der erlauchte Geistliche kämpfen müßte, um sie gänzlich und auf immer auszurotten.

Junger Mann, erwiederte der Dechant mit einiger Hoheit, so lange die Kirche, die Concilien, und alle Kirchenväter nebst dem Papste und dem Collegio der Cardinäle die Möglichkeit der Bezauberung, der Einwirkung böser Geister zugeben und als Lehrsatz aufstellen, so lange dieser nicht von jenen aufgehoben und vernichtet wird, sind wir beide wohl zu schwach und ungelehrt, ihn für Unsinn erklären zu dürfen.

Catharina sah ihren Verehrer verwundert mit großen Augen an, und Friedrich rief unwillig aus: Nun wahrlich, wenn wir dahin zurück kehren sollen, so ist es besser, Denken und Sinnen aufzugeben, um nur im finstern Joch des Aberglaubens wieder zu wandeln. Und von Euch, geehrter Mann, hätte ich, wie wir Euern Scharfsinn zu kennen glaubten, diesen Ausspruch wohl am wenigsten erwartet, denn wir schienen uns über diese Punkte zu verstehen.

Was Zweifel und vertrauliche Mittheilung sich erlauben, sagte der Dechant, sollte von den Klugen auch immer nur als ein Pfand der Freundschaft angesehen und geachtet werden. Ein andrer bin ich, als ein armer, irrender Mensch, der Scherz versteht und befördert, und der sich auch wohl Zweifel, Einwürfe und Grillen erlauben darf: und ganz ein andrer bin ich als Priester oder Bürger des Staates, oder Theilnehmer am großen christlichen Bunde. Wie ich mich den Befehlen meines Herzoges, den Gesetzen der Obrigkeit unterwerfen muß, so muß ich auch jenen Satzungen Folge leisten, die mir die Kirche hinstellt, wenn meine armen hinfälligen Sinne sie auch vielleicht nicht begreifen können.

Catharina war verwirrt, Friedrich aber in Zorn. Das ist es ja, rief er entrüstet, worüber seit Jahrhunderten der Streit der Geister hinüber und herrüber geht. Wenn die Besseren und Klügeren nicht mehr zusammen halten wollen, so werden von dem erst neu aufgeführten Gebäude die Stützen hinweg geschlagen, und woran sollen sich die Vernünftigen in Zukunft anders erkennen, als an der Vernunft?

Wir wollen nicht streiten, sagte der Dechant, am wenigsten mit Heftigkeit, denn umstoßen werden wir die Stellen der geheiligten Offenbarung niemals, in denen von Bezauberten und bösen Geistern die Rede ist, die Erklärungen dieser hochwichtigen Worte und Erzählungen sind auch schon lange von den ehrwürdigsten Männern, nicht ohne Inspiration, festgestellt. Lernen sollen wir, nicht meistern. Aber auch in so

fern wir uns außer der Kirche, als zweifelnde, irrende Wesen befinden, können wir doch wohl manches begreifen, was auch jener Offenbarung auf natürlichem Wege entgegen kommt. Wer vermag denn die wunderbare Kraft des Willens zu leugnen? Was erfinden, erstreben, gewinnen wir nicht durch diesen, wenn wir ihn zur höchsten Kraft und Energie hinauf spannen? Soll unsre Herzensliebe auf Freunde, Verwandte und Kinder keinen Einfluß haben? Soll unser Gebet, wenn die ganze Inbrunst des Herzens fleht, die Geister des Verstorbenen nicht erreichen, oder in unsre Nähe ziehn? der Liebende erzählt ja wie oft, daß er die Gedanken und Gefühle seiner Verlobten aus weiter Ferne ahndet. — Und wie? Dem bösen, kräftigen Willen, der sich ganz in seiner herben Bosheit zusammenzieht, ihm sollte alle Kraft des Wirkens mangeln? Vielleicht ist dieser noch stärker als jener, da sich unsre verderbte Natur mehr zum Haß als zur Liebe neigt. Stechend und widerwärtig ist uns schon der Blick manches Menschen, verletzend sein Ton, schwache Naturen können schon durch diese der Krankheit nahe kommen. Also ist es auch nicht ganz vernunftwidrig anzunehmen, daß der feste Vorsatz verdorbener, lasterhafter Menschen auf die reine Natur verderblich wirken könne, vorzüglich wenn diese sich nicht dagegen wahrt und dem Feinde keine Vorsicht entgegen setzt. Will der Rechtgläubige diese Wirkung, die eine unsichtbare ist, durch Geister geschehen lassen, so kann der Zweifler auch gegen diesen Ausdruck, der dann für Willenskraft steht, nicht viel einzuwenden haben. Das Geheimniß ist aber, daß wir wohl beständig von Geistern und Engeln umgeben sind, die uns schützen und bewahren, die sich, wenn wir tugenhaft wandeln und heilig denken, in unsrer Nähe wohl befinden, und uns selbst durch ihre Lieblichkeit läutern und verklären. Die Schrift lehrt uns, daß Engel, und die mächtigsten, glänzendsten, gefallen sind; ihr Bestreben kann nur Gott und seinen Kräften sich entgegen richten, ihnen kann nur wohl sein, wenn der Mensch, das Ebenbild Gottes, sich verfinstert, denn der geschaffene freie Mensch kämpft alsdann dem Licht und dem Himmel entgegen; und diese gefallenen Engel sollten sich nicht mit dem bösen, gottlosen Gemüthe vereinigen können, und das schon gesättigte Herz mit Bosheit übersättigen? dem Sterblichen scheinbar zu Diensten sein, um ihn zu beherrschen? Wer das Bessere glauben kann, muß nicht mit bloßem Zweifel und eigensinniger Willkühr das Schlimmere leugnen wollen. Uns ist Flöte und Schalmei Organ für unsere Melodie und Musik, und wir Menschen sind auf ähnliche Art Organ für die Geisterwelt.

Mit dem Küster entfernte sich jetzt der Dechant Marck, und beide wollten für die alte Gertrud Sorge tragen. Die Gesellschaft begab sich nun in die Kühle des Gartens, und Friedrich benutzte die Gelegenheit, um seiner Freundin Catharina in einen Seitengang zu folgen, der sie von der übrigen Gesellschaft etwas absonderte. Ihr seht nicht wohl aus, mein junger Freund, begann die Frau; Ihr warfet mir vorher so zornige Blicke zu, daß ich vor ihnen erschrecken mußte.

Ich bin Euch gefolgt, sagte Friedrich, um Abschied von Euch zu nehmen. Ihr hättet mir ja, da Ihr mir schon so viel vertrautet, auch das hauptsächlichste Geheimniß enthüllen können, und Euer Wesen, das mir so unverständlich erscheint, wäre mir dann wohl klar geworden.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Catharina; könnt Ihr Euch nicht deutlicher machen?

Nun gut, versetzte Friedrich bitter, ich will es versuchen. Warum habt Ihr es mir verschwiegen, daß Ihr mit dem Dechanten in einer geheimen vertrauten Verbindung lebt? Meine Warnung, die ich Euch neulich so gutmüthig geben wollte, erscheint mir jetzt lächerlich, und wie müßt Ihr in Eurem Herzen meine kindische Einfalt verhöhnt haben. Das also ist die kurze Lösung des Räthsels, warum Ihr mein Herz und meine Hand verschmäht. Die Ehe dünkt Euch zu fesselnd und grausam, und Ihr findet ein Glück in einer leichter zu lösenden Verbindung mit diesem gewandten und zweideutigen Geistlichen.

Catharina ließ sich ermüdet auf einen Rasensitz nieder und sagte mit matter Stimme: Friedrich, seit ich Euch neulich mein Herz ganz eröffnet habe, geht Ihr recht geflissentlich damit um, mich zu zerreißen und zu zerstören. Ich könnte fragen: wer giebt Euch das Recht, so mit mir zu sprechen? Das will ich nicht, ich frage nur: was berechtigt Euch zu diesem ganz unwürdigen Verdacht?

Friedrich blickte sie scharf an und sagte: Die auffallende Art, mit welcher Ihr Euch vorhin aus der Gesellschaft mit ihm ins Fenster zurück zoget, dort das eifrige, leidenschaftliche Gespräch, Eure brennenden Blicke, seine Röthe, das Zittern Eurer Hand, welches ich wohl bemerkt, alles dieses muß ja jeden Zweifel in meiner Brust zerstören, wenn ich auch gern noch zweifeln wollte.

Catharina trocknete ihre Thränen und sagte: So müßt Ihr denn erfahren, was ich Euch verschweigen wollte, um Euer aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr zu reizen. Euer Argwohn gegen den Dechanten Marck war nur zu gegründet, er hat mir frech, mit vielen Worten, vor kurzer Zeit eine unwürdige Leidenschaft bekannt, und wir trennten uns in Zorn. Ich war sichtlich verstimmt, daß er es heut von neuem wagte, unsre Gesellschaft zu besuchen; ich konnte meinen Widerwillen gegen diesen Mann zu wenig verhehlen. Er führte mich beiseit, um mich um Mäßigung zu bitten. — Sie erzählte dem Freunde alles und schloß mit den Worten: So hängt alles zusammen, und das war die Ursache meiner Verlegenheit, meiner Leidenschaft und meines Zitterns. Euer unwürdiger Argwohn hat Alles falsch ausgelegt.

Friedrich neigte sich auf die weiße schöne Hand, drückte einen heftigen Kuß darauf und sagte: Es ist nun einmal Euer Schicksal, mir immerdar zu vergeben, und meine rohe Ungeduld wird sich noch oft an Euch versündigen. Aber wohl und leicht ist mir wieder nach Eurer Erklärung, und daß ich jenen Pharisäer und Gleißner nicht so zu hassen brauche, wie ich ihm schon ergrimmt war, da Ihr nicht seine Beute geworden seid. Laßt uns nun wieder fröhlich sein und des schönen Tages genießen.

Kommt zur Gesellschaft, antwortete sie, damit wir nicht ein zweites Aufsehen erregen, das mißgedeutet werden könnte. Ich will versuchen, ob ich fröhlich sein kann; aber eine düstre Ahndung liegt auf meiner Seele und drückt alle meine Kräfte zu Boden. Ich kann, so sehr ich mich bestrebe, alle meine früheren Gefühle nicht wiederfinden.

Sie gingen, und ein lautes Gelächter schallte ihnen aus dem Baumgange entgegen. Der alte Maler Labitt war zur Gesellschaft gekommen, und die Mädchen und jungen Männer ergötzten sich an seinen Erzählungen und Scherzen.

Ihr kommt gerade recht, rief er Friedrich entgegen, um an unsern Späßen und Anordnungen Theil zu nehmen. Ihr, Frau Denisel, seid eine schöne, mächtige Zauberin, wir Alle stehn in Euren Diensten und müssen Euren Hof ausmachen, so poetisch, scherzend, herrlich, wie uns die Dichter von der herrlichen Göttin der Liebe und dem wundersamen Venusberge vorgesungen haben. Setzt Euch, Frau Catharina, auf diesen Hügel, und wir Alle theilen uns in die Geschäfte des Hofdienstes. Ich will den Cermonien-Meister machen, der Euch die verschiedenen Gestalten vorführt. So alt, bleich, mager und gebrechlich ich sein mag, so will ich doch vor Euch, Großmächtige und Leuchtende, meinem Amte Genüge leisten. Ich könnte mich auch, meiner moralischen Schwächlichkeit wegen, für den getreuen Eckart ausgeben; da es dieses alten Helden Art aber ist, alle Fremdlinge warnend vom Venus-Hofhalt zurück zu weisen, so bleibe ich lieber meiner ersten Bestimmung getreu. —

Catharina saß auf dem Hügel, und Labitt faßte Friedrichs Hand und sagte: Seht hier, Königin, der getreue, liebeschmachtende Tristan, der sich, in Sehnsucht aufgelöst, Eurem Schutze empfehlen will. — Friedrich mußte seine Knie beugen und wurde dann zum Handkusse gelassen. — Der alte Beaufort, der auch erst kürzlich in den Garten getreten war, mußte als König Artus figuriren, Sophie ward als Isalde vorgeführt, ein junger Mann als Parzifal, ein andrer als Gawein, und Wundrich, der mit Günther, einem Befreundeten, zurückgekehrt war, mußten als Marschall Kay und Iwan sich vorstellen lassen. — Hierauf wurden von den jungen Leuten Tänze im Garten angeordnet, denen sich aber Catharina entzog. Labitt und Friedrich folgten ihr in den Saal, und nachdem Beaufort der Musik und dem Springen einige Zeit zugesehen hatte, entfernte er sich wieder. Günther und Wundrich gingen durch den Garten, um sich verschiedene Dinge mitzutheilen.

War es nicht eine schöne Zeit, sagte Labitt, nachdem man sich im Saale niedergelassen hatte, in jenem dreizehnten Jahrhundert, als der Kaiser Friedrich selber sich mit Freuden Dichter nannte, als in jener bewegten Welt die süßen und tiefsinnigen Gedichte von Lancelot, Tristan, Parcifal, Titurell, Iwan und Erick allgemein gekannt, gelesen und gesungen wurden? Liebe, Frühling und Wunder war der Inhalt alter Lieder und die Freude der Welt, so wild sich auch Helden, Städte und Kirche gegen einander feindlich bewegen mochten. Unser Zeitalter, wie verfinstert ist es gegen jenes! Die Welt war heiter und freundlich, denn die Phantasie jener Menschen war wie in Frühlingswärme ausgelichtet. Der Zauber, welcher Chateau Merveil band, war nicht finster und grausig; selbst das, was die Menschen die bösen Kräfte nannten, war nicht in wilden, verzerrten Figuren vorgestellt. Im Titurell und der schönen Sage vom heiligen Graal ist selbst kein Widerwille gegen die Heidenschaft ausgesprochen, und die Gestalten der Saracenen treten in Heldengröße auf. Die Religion und ihre Geheimnisse, die Kirche, das Ceremoniel, die Heiligkeit des Priesters, der Glaube an den Heiland, alles ist so süß und freundlich gemalt, so aus dem Schatten alles Hasses

herausgerückt, daß ich nur die lieblichsten und blühendsten Gemälde unsers herrlichen Johannes von Eyck damit vergleichen könnte. Neben den Geheimnissen der Sage, der Zauberei, der Religion und Liebe webt sich auch noch das Wunder der Feen hinein, die Göttinnen genannt werden, und auch in Liebe mit diesem oder jenem Helden verbunden sind. Diese Artusgedichte sind die ausgeblumte Frühlingspracht der Welt und Poesie, und nichts, nichts darf sich mit ihnen vergleichen.

Wie schön waren jene Tage, sagte Frau Catharina mit anmuthiger Trauer, als ihr mir damals die schönen Sachen vorlaset und erklärtet. Man konnte so ganz die jetzige rohe Welt vergessen, ihrr Kriege und Zerstörungssucht, die Frechheit des Soldatenstandes und den Verrath der Großen.

Ach! rief Labitt aus, in der Wirklichkeit sah es auch nicht immer artig aus, in jener Zeit, wo diese Gedichte galten; denn wo ein Ezzelin regierte, wo ein Carl von Anjou geizte und grausamte, waren vom Baume der Zeit eben keine lieblichen Früchte zu brechen. Aber was die Menschen Gedicht, Sage, Phantasie nannten, das war von Himmelsheiterkeit durchwebt. Wie listig und schalkhaft sind die vielen Zauberpossen, die selbst in den großen, würdigen Gedichten erzählt werden! Da ist so ganz die Bosheit des Teufels, das Satanische der Höllengeister vergessen, daß auch das Schlimme sich nur wie eine seltsame, wunderliche Gestalt in den bunten Reigen der edlen Tanzenden springend mit bewegt. Die Menschenart war eine edlere, das Jahrhundert ein geläutertes, es bedurfte nicht des Grausens, der Gespenster und Qualen, des Widerwärtigen und Abscheulichen, um die Phantasie in Thätigkeit zu setzen. Auch der Untergang des Artus und seiner Helden, der Tod Tristans und seiner Geliebten, der Wahnsinn Iwans, das Leid der Sigune, alles ist groß, gelinde, und die Noth des Lebens noch lieblich und reizend.

Ich glaube wohl, sagte Friedrich, daß der edle Ton und die lichte Farbe dieser Gedichte jenes Zeitalter charakterisirt; der Mensch war innerlich aufgehellt, und seine Würde zeigte sich wohl darin, daß er sich keine Scheusale hinstellte, um sich selbst davor zu entsetzen, dies Gelüste, was immer eine kranke Welt bezeichnet, war ihm auch nicht so nahe getreten, weil die Ketzergerichte der Dominikaner, die Vertilgung der Albigenser, und so manches, was jeder in der Nähe erlebte, Schrecken und Grausen genug in der Wirklichkeit darstellten.

Ihr habt wohl Recht, antwortete der Alte; wer Fische im eignen Teiche hat, braucht sie nicht auf dem Markte zu suchen. — Sollte, könnte aber nicht auf ähnliche Art, wie jene Dichtungen dazumal die Gemüther der Menschen erhellten, die vieldeutige, bildungsreiche Religion des Christenthums die Sehnsucht, Hoffnung, die Trauer und Freude der Menschen beleben und in Thätigkeit setzen? Was ängstigen uns diese Priester immerdar mit Buße, den Martern der Hölle, dem Zorn ihres Gottes, wie sie ihn sich denken. Ihre Kirchenceremonieen, ihre Gebete und Kniebeugungen, alles soll nur abzielen, den furchtbaren Unbekannten guter Laune zu machen, damit er das Elend des Lebens, Armuth, Krankheit, und was den dürftigen Menschen immer quält, nur nicht noch mehr anhäufe. Von den Martern und dem schmerzlichen Tode des Erlösers und seiner früheren Bekenner sprechen sie am liebsten, und so machen sie aus einer süßen Trunkenheit, aus einem Rausch der Liebe eine Gespenster- und Todes-Angst. Freilich liegen alle Wunder, und folglich auch die des Grausens; auch die Lust an der Verwesung, in unserm Innern; aber wir sollen uns bestreben, das Lichte, Edle, Himmlische, Liebevolle und Beseligende aus diesen unergründlichen Tiefen hervorzurufen, und von dem Bösen, Trüglichen zu entbinden, was es in seinen dunkeln Fesseln hält, um uns als Menschen, als Berufene zu erkennen, und so im Glanz der ächten Religion unsern eigenen Triumph zu feiern.

Die ächte Religion! sagte Catharina; das ist eben der Streit! keiner glaubt, an der unächten sich verloren zu haben.

So ist es, sagte Labitt; die Leidenschaft des Menschen kann keine Unterschiede machen. Nur vom Menschen geht das Böse aus, indem er seine Kräfte, die ursprünglich gut sind, willkührlich in das Nichtige wirft, die Lüge erweckt, und den Tod in das Leben ruft. Nur sind jene Gespenster, die erst nur lächerliche Phantome und nichtige Schemen waren, durch seine Bosheit und Wuth gepanzert, nun ziehen sie mit fast undurchdringlichen Harnisch dahin und vernichten die Welt, und richten sich dann auch gegen ihre Lügenmeister, der ihnen erst den Geist hassend eingeblasen hat.

Gut sind die Kräfte des Menschen ursprünglich? fragte Friedrich; da scheint Ihr doch zu sehr vom Sinn und dem Ausspruch der Offenbarung abzuweichen.

Erlaßt mir, junger Freund, sagte der Maler mit Wehmuth, nähere Erklärungen. Wo das Wort sich Bahn machen will und einschneidet, da wird immer Geist und Sinn zertreten und untergewühlt, um das Wort nachher für Sinn ausgeben zu können. Ward nach der alten Sage der Mensch frei erschaffen, sollte er als ein Unsterblicher da stehen, und in Gott, als seinem Boden, wurzeln, so ist, menschlich zu reden, das Verbot, nicht das Gute und Böse erkennen zu dürfen, unbegreiflich. Denn erst dadurch wird er Mensch und sich seiner Freiheit bewußt. In wie ferne ihn die Schlange belogen hat, daß er Gott noch ähnlicher werde, ist eine verwickelte und bedenkliche Untersuchung. Die Tiefe des Abgrundes hat sich dadurch in ihm aufgethan, die ihm vorhin verschlossen war; aber er kann nun erst, indem er in diese Tiefe schaut, mit freier Liebe den Gott der Liebe anbeten und sich ihm widmen und opfern, wenn er früher fast nur als beseelte Pflanze wie unwillkührlich sein bewußtloses Herz zu seinem Vater erhob, dem Zuge der Natur so nachgebend, wie die Rose aufblüht und ihre Düfte ausstreut. Mag er durch diesen Abfall auch erst den seltsamen Bedingungen seines irdischen Daseins verfallen sein, so hat er ja dadurch auch die Schaam und die Einsicht vom Edel und Unedel gewonnen, und wie ihn diese Schaam in seiner Erniedrigung unter das harmlose Thier stellt, so erhöht sie ihn auch, und giebt ihm einen Maaßstab für die Unendlichkeit seiner Kräfte, mildert seinen Stolz, sänftigt seinen Hochmuth, und macht selbst seine Liebe und den Rausch des Genusses demüthig. Er hat, sagen sie, auf diesem Wege auch den Tod gefunden. Mag sein; aber war denn sein erster Zustand etwas anders, als ein verhüllter Tod? Könnten wir in Wahrheit uns in jene blinde, unbewußte Ruhe zurück wünschen, so sehr sie immer als Ziel unserer Wünsche, als Lohn unserer Kämpfe und Unruhe in unserer Phantasie lockend dasteht? Was ist Tod? Was ist Leben? Wenn ich das Wort im Innersten verstehen will, so verschwindet wohl der Unterschied, und ich sehe, daß jedes nur eine andre Offenbarung des Lebens sei. Sage denn gegen Sage, so erklärt mir ein Bild wohl ein anderes, und in diesen Gegenden kommen wir niemals weiter. Wir können hier, was wir Offenbarung nennen, nicht beim Wort nehmen, denn hier ist der Buchstabe nichts und der Geist alles. So schwärme ich denn, wie Andre es gethan haben. — Alles dies sei mit Erlaubniß meines hohen Meisters gesagt. — Der Alte nahm bei diesen Worten sein Barett mit einer ehrerbietigen Geberde vom Kopfe.

Erlaubt, fiel ihm Friedrich ein; diese Redensart, wenn Ihr etwas erklärtet, so sprachet, wie jetzt, oder auch Scherze vortrugt, habe ich Euch schon oft brauchen hören; uns allen muß das auffallen: könnt oder wollt Ihr mir eine Erklärung darüber geben?

Der Alte war erst sehr ernsthaft, lachte dann gutmüthig, und formte dann wieder sein Gesicht zur Ehrbarkeit, indem er sagte: Nun Jüngling, glaubt Ihr mir denn, wenn ich Euch sagen oder vorlügen möchte, daß ich ein Eingeweihter in Geheimnissen sei, derentwegen vielleicht die alten Templer gestürzt wurden! Daß ich ein Vertrauter und Lieblingsschüler eines großen Meisters bin, den ich nicht nennen darf? Daß unsersgleichen, so wie die Eingeweihten der Griechen, in den Mysterien, das ächte, ungefälschte Christenthum besitzen und bekennen? Alles könnte ja Wind sein und ist es auch. Es ist eine Sache, die ich mir so angewöhnt habe, und wobei ich mir etwas nicht eben Unvernünftiges denke.

Catharina sann tief nach, denn so manche Gespräche Roberts so wie Philipps, wachten wieder lebendig in ihrem Geiste auf. Labitt fuhr fort: Ich könnte ja auch meinen lieben, alten, längst verstorbenen Meister in der Malerei, den herrlichen, wahrhaft frommen und gottseligen Hubert von Eyck, meinen, von dem ich so vieles Sinnige vernommen habe, als ich fast noch ein Kind war. Der Mann Gottes war ein Auserwählter, ein fertiger Mensch, so wie es auch unser Johannes ist. Diese Erdgebornen haben die Schlacken abgelegt und triumphiren in Liebe und Freude, wenn Johannes auch das jüngste Gericht auf die herkömmliche Weise hat malen müssen. Diese Meister richten aber und verdammen keinen; die Erde verdient es nicht, daß es ihr geschieht, und der Geist verträgt es nicht, denn er kehrt doch irgend einmal zur Wahrheit zurück.

Fahrt fort, sagte Friedrich; ich bin erfreut, Euch so bei Laune zu sehen. Euer Gespräch ist mir immer fruchtbar gewesen, und ich merke wohl, daß, wenn ich Euch nicht ganz verstand, oder mir manches Thorheit schien, ich nur den Zusammenhang Eurer Gedanken nicht begriff. In Eurer Seele, Meister, muß es wunderbar aussehen; sie ist die Werkstatt der buntesten, seltsamsten und verschiedenartigsten Bildungen. Eure Laune ist so, daß sie mir schon oft Schwindel erregt hat; dann sprecht Ihr wieder so tiefsinnig, daß ich lange über ein hingeworfenes Wort von Euch sinnen kann. Ich möchte wohl in dem lichten Blumengarten mit meiner Seele wohnen, in welcher die Eure einheimisch zu sein scheint. Ach! lieber Freund,

was müßt Ihr in Eurer Jugend für ein liebenswürdiger Mensch gewesen sein!

Der Alte schmunzelte, lachte dann und sagte mit seiner seltsamen Miene im gespitzten Gesicht: Ach nein! ich habe davon niemals viel rühmen können. Man ist nun einmal da, so wie man da ist, so schlimm und gut, so häßlich und verzeichnet, wie es Natur und Zufall nun einmal bestimmten. Was die Seele selbst an ihrer Hütte baut, ist schwer auszumitteln, und nicht alle Seelen sind gerade in der Architektur Kenner und Meister. Mancher Schönheitssinn ist wohl zur lustigen Strafe in einen häßlichen Körper eingesperrt. Andere wie unser Johannes, haben darum das Malen und Bilden so leicht, weil Geist und Körper schön sind. Seht nur unsre Frau Catharina an, da haben alle Geister mitgewirkt, sie recht schön und wohlgefällig auszubauen. Wißt Ihr noch, schöne liebe Freundin, wie Ihr mir damals als Modell zur heiligen Catharina saßet? Ein andermal formte ich selbst die Mutter des Heilandes, die glorreiche Maria nach Euch ab. Am meisten aber gelang die Magdalena, und alle Welt wollte das hübsche Bild haben, so daß ich es auch mehrmals kopiren mußte. Damals lebten wir auch recht fröhlich mit einander. Die Zeiten wechseln freilich, und nichts ist beständig, als der Unbestand. Um nun nicht meine Rede zu vergessen, von der ich eigentlich ausgegangen war, so kann es wohl sein, daß ich auch einen ganz andern mit meinem Handwerksgruß meine. Ich sagte also, Bild könne ein Bild und Sage die Sage erklären, weil uns der eigentliche Urtext doch verloren gegangen ist, und wir uns nur mit den Auslegungen behelfen müssen. Ist also, wie eine alte Kunde es von sich giebt, ein Theil der geschaffenen Engel abgefallen, und waren es eben, wie auch verlauten will, die kräftigsten und glänzendsten, so kann dieser Abfall doch auch nur so verstanden werden, daß sie eine andere Bahn suchten, ein anderes Wirken, Schaffen und Beleben als jene orthodoxen, oder mehr passiven Geister, die in der Region blieben, die ihnen angewiesen war, und von ihrer Freiheit, die ihnen ebenfalls gegeben war, keinen Gebrauch machten. So entstand also durch ihren Sturz in die Tiefe wohl das, was wir die Wirklichkeit nennen. Sie ist nichts als eine Ueberhebung über das Geistige, wodurch sich dieses mit dem Nichts, dem Vergänglichen auf das innigste verbindet und mit ihm durchdringt, wodurch es die Materie, die Zeit und das körperliche, sichtbare Wesen erschafft. So ist der Tod in das Leben gerufen, und das Leben ist mit dem Tode vermählt worden: beide eins und unzertrennlich. Und was ist nun Lucifer? Was schon viele Alte gelehrt haben, die Kraft, die die Welt, die Bewegung, das Leben der Natur, Geist und Strömung der Materie in Bewegung setzt, und durch scheinbare Vernichtung schafft, und durch scheinbare Schöpfung vernichtet. So gebaren die Elohim die Welt. Als nun die Menschen vom Herrn als Mittelgeister hingestellt waren, ergaben sich diese, in Begeisterung, um die Natur und ihre Tiefen zu ergründen, ebenfalls dem Wirken dieses hohen, kräftigen Geistes, und wurden erst wahrhaft, natürlich und kreatürlich, als sie sich entzückt in den Tod gestürzt hatten, um das Leben zu finden. Doch immer wieder werden sie durch Sehnsucht und Liebe, Hingebung und Demuth zum ewigen Anfang, der ohne Anfang ist, hingetrieben, und in dieser Andacht steigt der Vater selbst in die brünstige, entzündete Seele und löscht alles Irdische, Trostlose durch seine Gegenwart auf Augenblicke im zagenden Geiste des Menschen aus. Diese Liebe zum Unsichtbaren, diese Wollust im opfernden Hingeben hat uns der Sohn gelehrt, und so ist die Religion Christi die Religion der Liebe. Diejenigen, die sich ganz dieser süßen Vernichtung weihen, streben den Zauber der Kraft zu zerbrechen, und sich wieder in das Reich des Unsichtbaren, des Unwirklichen zu begeben. Wer aber im Wechsel bald seinen Geist mit allem Leben jener Wirklichkeit zukehrt, und sich dann wendet, um auch aus dem Quell der heiligen, wesenlosen Liebe zu trinken, der ist der vollkommene wahre Mensch. Das Versinken in die Ruhe, in den Tod wird ihm neue Stärke geben, um die wirkende Unruhe, das sich verwandelnde, stets forttreibende Irdische zu genießen und zu verstehen, und die Sättigung im Leben und Schaffen wird ihn erst genug läutern, um jener Ruhe und des in sich selbst Versinken, um in Gott unterzugehen, fähig zu werden. Was ist uns Mittler, um uns dem Allerhöchsten, dem Unbegreiflichen zu nahen? Christ soll es sein, in seiner Menschen- und Kindergestalt, in seinem Lehren und Leiden, in unsrer anbetenden Liebe und schmerzlichem Mitleid. Aber auch die Geschichte, die Natur, die Kunst, Poesie und Musik, so wie der Gedanke und die Philosophie, können und sollen uns Vermittler sein. In allen diesen wirkt und herrscht jener hohe Feuergeist, jener kräftige Engel, der sich vom Unsichtlichen trennte, und sich des Scheines, des Nichts, des Vergänglichen erbarmte, um auch dieses zum Triumph zu führen, und jenen Allmächtigen, Unaussprechlichen im sogenannten Irdischen zu verklären. Dieser Lichtträger oder Lucifer, ist es, der im Helden, Denker, Begeisterten, Dichter und Künstler regiert und webt. Was dieser hohe Geist hervorbringt, ist freilich vor dem Auge des ganz in die Unsichtbarkeit versenkten Religiosen ein Nichts, ein Atom, ein Moment; aber in diesem Moment erhebt sich die ganze Ewigkeit. Ihr werdet es oft erlebt haben, mein Freund, daß im Beschauen eines schönen Gemäldes, in der Musik, oder wenn ein edles Gedicht Euch wahrhaft entzückt hat, Ihr im höchsten innigsten Verständniß auf einen Augenblick ganz in das Kunstwerk übergegangen, und für diesen Moment Euch selber todt seid. Das ist der Augenblick der Weihe und der Seligkeit. Und gleich darauf, wenn Ihr zu Euch und zur Besinnung zurückkehrt — was blickt Euch in der Erinnerung des Entzückens und Verständnisses für ein Auge an? Der Ewige, Unaussprechliche selbst, der in Eure edelsten Kräfte hineingestiegen war, Ihr habt Ihn erlebt und gefühlt, und in dem innersten Heiligthum der Kunst oder Natur, welches dieser Kunstgeist Lucifer Euch schuf und öffnete, ist doch nur wieder Er. Dieser erinnernde Rückblick, in welchem Ihr Ihn erkennt, ist der fruchtreichste, ergiebigste Eures Lebens, denn in ihm erzeugen sich tausend neue Gedanken und Gefühle zu künftigen großen Verständnissen. In solchem Moment weiß der Denker, so wie der begeisterte Freund der Kunst, daß er Ihn geschaut hat, und die Idee, wie es Platon nennt, ist ihm entgegen gekommen. Aus dem augenblicklichen Tode ist das höchste Leben erwachsen, und nur im Rückblick der Besinnung wird er dann erkannt, indem er sich uns schon wieder entzieht, so wie Telemach im Entweichen erst Pallas erkennt, oder Jakob nach dem Kampfe, mit wem er gerungen hat, die Jünger den erstandenen Heiland, nachdem er in Emaus entschwunden ist. Ja, Freund, so sehen wir in dem Ungrund zuweilen ihn selbst, und der Heiland führt uns in milder Gestalt der Liebe zum Ewigen, vor dem wir nur zittern könnten, enthüllte er sich uns in ganzer Macht; so sind die Engel und Geister Vermittler, alle die Heiligen, Wunderthäter und Märtyrer, der Anblick des Kreuzes, der Kirche, der Lichter und Sacramente: aber nicht weniger jene kräftigen Geister der Erde, vor denen sich der Unverständige mit Scheu zurückwendet; diese Kräfte der Natur, der Kunst, des Forschens, der Geist der Schönheit, des Scherzes und des Witzes sind uns ebenfalls Vermittler, und geben uns den gemilderten Anblick des Ewigen, und unser Herz ist in Liebe gesättigt und jauchzt, von den Wogen der Liebe getragen und gehoben; denn diese, wohin ich nur blicke, kommt mir in tausend wechselnden Gestalten entgegen. Der Heerführer und hochkräftige Fürst dieser ist der geschmähte Lichtbringer, Lucifer, der Erreger des irdischen Glanzes, der Freude, der Kunst und aller Poesie. Und diesen geheimnißreichen Meister, dem wir Alle das Schönste zu danken haben, begrüße ich in allen Stunden, wie eben jetzt wieder, und wünsche, daß ich nichts gesprochen haben möge, was ihm entgegen ist.

Es sei Euch Dank gesagt, antwortete Friedrich, tief nachdenkend, daß Ihr die Erde, das Irdische und die Wirklichkeit, so wie den Schein und die schnell vorübergehende Entzückung aller Kunst, so hoch habt würdigen wollen; das Leben selbst erscheint so, wenn man Euren Grillen oder Einbildungen folgt, in einem weit schöneren und würdigeren Lichte; aber hütet Euch, daß Euch jene Kurzsichtigen nicht irgend einmal vernehmen, die alles nur nach dem Winkelmaße messen, und das Geistige mit den gestempelten Gewichten wiegen wollen; diese könnten Euch böse Ausdeutungen Eurer Poesie machen.

Es hat nichts zu bedeuten, sagte der Maler; denn sie sind schwach, körperlich sowohl als geistig. Sie verstehen mich auch nicht, wenn ich nicht, um sie zu ärgern, dürre und grob alles sagte; und warum sollte ich sie angreifen? Bin ich doch im Wesentlichen mit diesen Priestern und allen Frommen einverstanden. Aber ich deute mir die Lehre; ich fable, wo Grund und Boden ausgeht. Alle Maler und Dichter haben es von je so gemacht, wenn man es gleich vielen, und vor allen dem großen Dante, sehr verdacht hat.

Catharina sagte: Eure Reden und schwärmende Phantasieen, lieber Alter, haben mich wehmüthig gestimmt. Wenn ich Euren Dichtungen folgen möchte, so schwindelt mir auch und der Boden versinkt mir unter den Füßen. Ist es nicht besser, sich dem Leben und der Poesie unwissend und bescheiden hinzugeben, als, wenn auch im Bilde, den Grund des Verständnisses finden zu wollen?

Auch so ist es gut, antwortete Labitt; wer Ruhe dabei findet, ist im Recht. Jeder mag seinen eignen Weg gehn, nur ohne Hochmuth oder verdummenden Eigensinn, so wird jede Seele sich auch wahrhaft selbst antreffen. Ach! liebste Freundin, darum ist meiner Seele die Verehrung und Anbetung der Maria auch so nothwendig und unentbehrlich. In dieser Gestaltung der vergötterten weiblichen Natur hat sich die innige Poesie des Christenthums erst beschlossen. Die Liebe selbst, das stille Entzücken, die Verehrung der Ruhe, der-

himmlischen Ergebung, alles Süße, wovon das Kind schon still befriedigt wird und wonach der Greis sich noch sehnt, was der roheste Bösewicht und der wildeste Heide, der Gottesleugner und der Freche, der an Unschuld und Jungfrauen frevelt, was alle diese nie ganz in sich vertilgen können, ist in diesem Glauben, in diesem Bilde uns sichtbar und überzeugend nahe gekommen. Diese schöne Demüthige, diese kindliche Jungfrau, welche niemals zürnen kann, deren Fürbitte und Liebe sich nie erschöpft, die nie ermüdet, sich dem Flehenden zu nahen, die immerdar vergiebt, und der Reue freundlich entgegen tritt, alle diese himmlischen Tugenden des ächten Weibes, welche nie glänzen, der Menge und dem stürmischen Gemüthe nie sichtbar werden, auch diese mußten vergöttert und in die Lehre einer wahren allgemeinen Kirche aufgenommen werden. Der schlichteste Sinn, dem alle Geheimnisse verschlossen bleiben, kann in dieser Anbetung seine Fülle und Genüge finden und den Durst seines Herzens löschen.

Und wie? erwiederte Catharina, wenn ich Euch auch ganz in diesem letzten Gefühle folge uns verstehe, fallt Ihr dennoch nicht in eine Art von Heidenthum? Ja Ihr dürftet vielleicht dessen abgöttische Bilder nach Eurer Denkweise nicht so ganz aus Eurem Pantheon fortweisen, da Ihr schon mit Entzücken von den Feen und den Geistern sprecht, die, nach dem Glauben mancher, die Natur bewohnen und beleben sollen.

Der Dichter, sagte Labitt, muß auch nichts so unbedingt abweisen. Lassen wir jene Götterbilder immer als natürliche Kinder meines Lucifer gelten, womit auch der strenge Priester nach seinem Alphabet einverstanden sein wird. Die Dialekte gehen wundersam durch einander; wenn die Maurergesellen, indem sie vom Thurme steigen und mit unverstandenen Worten an einanderstoßen, nur nicht in Schlägerei verfallen, so ist die Sache auch an sich gut, daß jener unnütze Thurm nicht ausgebauet wurde. Wir wären gewiß niemals einig, wenn nicht jeder etwas Anderes wollte und fände. Ihr erwähnt wieder jene Feen aus den Gedichten und der freundlichen Liebes-Ansicht jener Tage. Wie abscheulich, was uns seitdem so oft vom Satan, von der Hölle, den Martern, der Scheußlichkeit der Magie und der Zauberei ist gelehrt worden! Wohin hat sich dieselbe menschliche Phantasie verirrt, wenn wir von dem abgeschmackten Unsinn des Hexen-Sabbaths vernehmen; Wahnsinn und Dummheit, welchen selbst Männer, die sich verständig dünken, hie und dort ihr Ohr leihen.

Ich habe noch wenig oder nichts davon vernommen, sagte Catharina, ich kenne nur durch Euer seltsames Bild einiges von diesen tollen Aberglauben. Ich meinte aber, alles sei nur ein wilder Scherz, und kein Mensch könne glauben, daß etwas Wahres zum Grunde liege.

Nein! nein! rief der Maler lachend; sie erzählen, wie alte Weiber wirklich durch eine Hexensalbe, die ihnen natürlich der Teufel bereiten lehrt, auf einem Besenstiel, wenn sie diesen beschmieren, meilenweit durch die Luft fliegen können. Auch verwandeln sie sich in Wölfe, Bären und andere Gestalten. Dem Satan, welcher bei dem Feste als Bock, Affe oder Schwein präsidirt, wird dann ewige Treue geschworen. Man schmauset und tanzt nachher, und Unsitte und Unzucht wird ausgeübt, wie sie die beschmutzteste und verdorbenste Seele nur ersinnen kann. Wir brüsten uns mit Weisheit und Gelehrsamkeit, unsere Malerei und Baukunst ist ohne Zweifel herrlich geworden; aber kann dies, zusammt den weltberühmten, kostbaren Festen unsers burgundischen Hofes unsre Zeit als eine treffliche rechtfertigen, wenn dieser mehr als thierische Aberwitz in diese fröhliche Musik so widerwärtig hineinschreit? —

Das Gespräch ward jetzt ein allgemeines und heiteres, weil die Mädchen, so wie die älteren Frauen, ebenfalls in den Saal traten. Man genoß die dargereichten Erfrischungen, und aller Augen wurden jetzt nach der Thür des Gartens gerichtet, durch welche die hohe schöne Gestalt eines Jünglings eintrat, welchem einige geschmückte Diener folgten. Er war in himmelblauen Sammt gekleidet, und sein Mantel war von hellrothem, geflammten Atlas. Sein edler Wuchs wurde auch durch seine stolze Haltung erhöht, denn er erhob übermüthig den langen Hals, der glänzend aus einer einfachen Krause hervorstieg. Sein blaues Barett war mit Edelsteinen und einer kostbaren Reiherfeder geschmückt, und indem er durch den Garten schritt, glaubten alle in dieser Erscheinung einen der vornehmsten jungen Herren des Landes zu erkennen. Er kam in den Gartensaal, ging auf die Wirthin stolz aber freundlich zu, verneigte sich vor ihr, indem er den Hut abnahm, und sagte dann mit feinem Ton: Ihr kennt mich wohl nicht mehr, schöne Frau!

Frau Denisel erhob sich, ging dem vornehmen Fremden mit Ehrerbietung entgegen und sagte: Nein, mein verehrtet Herr, ich weiß nicht, wen mein armes Haus in Euch beherbergt.

Es sind freilich nun schon zwölf Jahre her, sagte der Fremde, daß ich als ein Knabe in diesem Garten spielte. Damals war ich der arme Köstein, der Eurer Güte so manches zu danken hatte.

Ist es möglich? sagte die Frau verwundert, daß man sich so verwandeln kann? Nein, niemals, gnädiger Herr, hätte ich Euch wieder erkannt, so völlig, so durchaus habt Ihr Euch verändert. Und wie dankbar muß ich sein, daß Ihr Euch in Eurem jetzigen Zustande meiner noch erinnert.

Man setzte sich, und der schlanke Köstein nahm seinen Platz neben der Frau des Hauses, welche er mit der größten Freundlichkeit behandelte. Mein Schicksal, sagte er, ist ein außerordentliches zu nennen. Arm, ohne Eltern und Verwandte, lebte ich hier in dieser Stadt. Die Geistlichkeit war freundlich gegen mich und nahm sich meiner Erziehung an; ein reicher, gut denkender Bürger, Schakepeh, eröffnete mir sein Haus und behandelte mich wie sein Kind. Von ihm wurde ich nach Gent geschickt, wo ich in das Haus des hohen Prinzen, des Grafen Etampes, aufgenommen wurde. Der Graf war freundlich gegen mich, und stellte mich unserm Herzoge, dem guten Philipp vor. Der liebe, herrliche Fürst nahm mich wie seinen Sohn auf, er schenkte mir Haus und Gut, er erlaubte mir, daß ich immer um ihn sein durfte, ja seine Gunst nahm so zu, daß er fast nicht mehr ohne mein Gespräch und Umgang sein mochte. Er hat mich zum Ritter und reich gemacht, und ich darf mich rühmen, daß er auf mein Wort und meinen Rath achtet; und freilich, da die Zeit sich so gefährlich gestaltet, so thut er Recht, seine wahren Freunde von den falschen zu unterscheiden, damit, wenn es die Noth erfordert, er nicht ganz ohne Hülfe sei.

Friedrich, der diesen Köstein, den Günstling des Herzogs, von dem das ganze Land sprach, noch niemals gesehen hatte, verwunderte sich über diese Reden, die der junge Ritter so leicht von seinen Lippen fallen ließ.

Jetzt, fing dieser wieder an, habe ich eines sonderbaren Vorfalles wegen, die Reise hierher gemacht. Mein Vetter, der Canonikus Melchior, meldet mir, daß jener böse Denis, der einen fernen Verwandten von uns heimtückisch ermordet hat, zufällig sei entdeckt worden und krank im Spital liege. Dieser boshafte Mensch, den ich ehemals wohl gekannt habe, muß uns erklären, was er gegen uns und die Herren von Croys und den Grafen Etampes im Schilde führt, und mit wem er noch verbunden sein mag.

Er erhob sich jetzt und rief aus: Ei! ist das nicht unser Vater Labitt? — Ei, lieber Alter, Ihr lebt also noch? — Er umarmte den Maler mit vieler Herzlichkeit und schüttelte ihm freundlich die Hand. — Ihr habt wohl, sagte er dann, alle die losen Streiche vergessen, die ich Euch damals, in Gesellschaft von andern Buben, spielte?

Freilich, freilich, sagte der Alte, denn es sind doch einige Jahre seitdem verflossen. Jetzt seid Ihr ein Staatsmann und von großem Einfluß. Viel Ehre, daß Ihr Euch noch eines armen alten Mannes erinnert. Hütet Euch nur, daß Euer Muthwille jetzt nicht unsern alten Herzog beschädigt, der freilich der Freunde bedarf.

Immer noch wie sonst! sagte Köstein lachend, es ist Recht, daß Ihr mich ganz wie Euern ehemaligen Zögling behandelt. Unser alte Herr aber kennt seine Leute und weiß sie zu wählen. Seine bösgesinnten Feinde stehen leider auf der Seite seines Sohnes und Erben. Der Prinz, der seine männlichen Jahre erreicht hat, wird nur gar zu leicht von böswilligen Menschen und Verleumdern gelockt. Wir haben hinlänglich gegen diese zu kämpfen und müssen stets ein wachsames Auge auf alle Bewegungen unserer Feinde haben.

Friedrich zog sich von diesem Gespräche scheu zurück. Er begriff nicht, wie ein Mann, der am Hofe und im vertraulichen Umgange der Großen lebte, mit diesem leichtsinnigen Stolze von seinen Verhältnissen reden konnte. Er schloß daraus, daß das Alter den Herzog noch schwächer und nachgiebiger gemacht habe, als man gewöhnlich glaubte, wenn er einem solchen unbesonnenen Jünglinge, wie dieser Köstein war, sein unumschränktes Vertrauen schenken könne. Frau Catharina, die dem jungen Freunde mit ihren Blicken folgte, schien seine Meinung zu errathen. Der Maler machte sich im Gegentheil mit dem jungen Ritter immer mehr zu thun und wurde noch vertraulicher und freundlicher. So seht Ihr, fragte er, den Dauphin von Frankreich auch wohl zuweilen?

Fast täglich, antwortete Köstein, und er ist immer sehr gnädig gegen mich, indem er mich vor vielen andern auszeichnet. In diesem verständigen Herrn erkennt man niemals, seinem Aeußern und Betragen nach, den Fürsten und den künftigen Regenten der großen Monarchie. Er ist leutselig, gesprächig, redet gern selbst mit den allergeringsten Leuten, trägt sich in seinen Kleidern fast immer bürgerlich, und ist am heitersten, wenn er seinen Rang und seine Bestimmung vergessen kann. Ja, mein alter Freund, wie hätte ich mir das vor zwölf Jahren einbilden können, daß ich jetzt nur mit großen Herren und Regenten umgehen würde, und mit ihnen

allen auf dem vertrautesten Fuß? Denn ich muß sagen, unser großer mächtiger Herzog liebt mich so sehr, daß er mir nicht leicht eine Bitte versagt, beträfe sie auch einen noch so wichtigen Gegenstand.

Könnte man nicht, sagte der Maler, auf diesem Wege unsern zu eifrigen stellvertretenden Bischof von Baruth entfernen? den kleinen Bernhard? Der Mann macht sich lächerlich und kann dem geistlichen Stande keine Ehrfurcht erwerben.

Mit der Geistlichkeit, antwortete Köstein, lassen wir uns nicht ein; das ist der einzige Punkt, wo mein wackerer, edler Herzog immer eine Art von Scheu und Furcht zeigt. Er setzt seinen Stolz mit darin, für einen rechtgläubigen Christen und einen Vertheidiger der heiligen Kirche zu gelten. Er hat auch keinen Einspruch sich erlaubt bei der sonderbaren Begebenheit, die sich jetzt in Langres zugetragen hat. Ich bin über diesen Ort auf meiner jetzigen Reise gekommen, weil ich dort eine bedeutend große Summe einzunehmen hatte. Sie waren eben dabei, einen Gottlosen oder Ketzer zu verbrennen, wegen, ich weiß nicht welchen Lehren, die sie ihm zur Last legten.

Wie? rief Frau Catharina mit Entsetzen aus; wiederum hört man von dergleichen Abscheulichkeiten? Wo ist die Hoffnung, ja die Ueberzeugung geblieben, die wir schon gefaßt hatten, daß von diesen Grausamkeiten niemals mehr die Rede sein solle?

Friedrich hatte sich im Unwillen erhoben, Labitt sah schwermüthig aus, aber Köstein sagte ganz gleichgültig: Lieben Leute, was soll denn mit Menschen geschehen, die auf keine Vermahnung, weder weltliche noch geistliche etwas geben wollen? Immer besser, man verbrennt sie, oder schafft sie auf andre Art aus der Welt, als daß sie noch Viele mit ihrem bösen Beispiele und Wandel anstecken.

Da es spät war, trennte man sich. Köstein ging wieder zum Canonicus, um mit diesem Abrede wegen seines Processes zu treffen, und Friedrich begab sich mit Labitt zu Wundrich, um über diesen Vorfall, weshalb der junge Köstein nach Arras gekommen war, so wie wegen der alten Gertrud nähere Erkundigung einzuziehen.

---

Einer der reichsten Bürger von Arras gab alljährlich ein großes Fest, zu welchem er die meisten seiner Bekannten einlud. Da der heitere Mann ein ganz außerordentliches Vermögen gesammelt hatte, durch Holzhandel und seine Verbindungen mit dem Auslande, da er in Antwerpen, noch mehr aber in Brügge, große Geschäfte machte und sein Vermögen mit jedem Jahre zunahm, so war diese Versammlung in seinem großen Hause für die ganze Stadt Arras gewissermaßen ein Fest zu nennen. Schakepeh war gegen jedermann wohlwollend, gegen die Armuth sehr wohlthätig, mit Niemand verfeindet, lebte ohne Neid und Mißgunst, und unterstützte Handwerker und ärmere Kaufleute auf alle Weise; darum vergaben ihm auch die Vornehmeren sein bürgerliches Wesen, seine etwas rauhe Zutraulichkeit und den spaßhaften Ton, den er sich oft gegen jedermann erlaubte. Am schönen Sommertage strömte eine große Schaar von Gästen nach seinem weit ausgedehnten, glänzend aufgeschmückten Hause, das in der Hauptstraße einen großen Raum einnahm und viele andere Häuser überragte, ob es gleich nur von Holz gebaut war. In der Mitte sprang die Wand mit Fenstern vor, und bildete gleichsam einen Thurm, aus welchem man rechts und links die Straße weit hinunter übersehen konnte. An beiden Enden des Gebäudes waren ähnliche Thürme angebracht, das Dach bestand aus fünf geschmückten Giebeln, und allenthalben lief ein künstliches Schnitzwerk um Fenster und Thüren, wodurch das Haus ein seltsames und abentheuerliches Ansehn gewann, aber trotz dieser Alterthümlichkeit nicht unangenehm dem Blicke erschien. Schakepeh hatte das Gebäude ganz nach seiner Laune ausgeführt, und keinen Rath und Einwand eines Bauverständ gen anhören wollen.

Auf das Fest, welches jetzt gefeiert wurde, war die Stadt und die Masse der geladenen Gäste diesmal begieriger als je, weil der Günstling des Herzoges, der junge Köstein, heute als der Vornehmste der Versammlung hier glänzte, wo er ehemals als Knabe, der von Wohlthaten erzogen wurde, von denselben, die ihm heut ihre Ehrfurcht bezeigen mußten, vor zwölf Jahren kaum war beachtet, oft bemitleidet, zuweilen verspottet worden. Alle waren neugierig darauf gespannt, wie sich dieser Emporkömmling, von seinen hohen Beschützern entfernt, benehmen würde.

Er war früher gekommen, und wandelte Arm in Arm mit dem alten Schakepeh durch die aufgeputzten Räume, und erinnerte sich, halb gerührt, halb mit Lachen, wie er in früher Jugend in diesen Zimmern und Sälen oft mit Angst sich umgetrieben habe, wenn sein alter Wohlthäter etwa nicht bei guter Laune gewesen sei. Der alte Holzhändler erfreute sich an dem heitern, einfachen Wesen seines ehemaligen Schützlings, dem es wohl that, einmal den Zwang des Hofes zu vergessen, und sich in Erinnerungen seiner Kindheit zu ergehn. Als beide alles betrachtet hatten, stellte sich Köstein in den vorspringenden Altan oder Thurm des mittlern Zimmers, um an der Seite seines Wirthes in die Straße hineinzusehen. Alle Fenster waren hinaufgezogen, und der junge schöne Mann stand halb an die Säulen und halb an den alten Bürger gelehnt, wie ein Fürst in seinem ritterlichen Schmucke da, so daß alle Vorübergehenden mit Ehrfurcht zu dem Söller hinauf schauten, und die gemeinen Bürger, die von Kösteins Ankunft noch nichts erfahren hatten, sich über den Holzhändler verwunderten, der einen so glänzenden Prinzen am Arme halte.

Jetzt kam Friedrich mit seinem Vater, dem Ritter Beaufort, und beide grüßten hinauf. Lebt der mürrische Beaufort noch? sagte Köstein; den Sohn habe ich schon draußen bei der Frau Denisel gesehn. Die beiden wurden von Dienern empfangen, und an der Treppe, im großen Vorsaal, wurden sie von der schönen Sophie, der Tochter des Hauses begrüßt. — Jetzt schritt die schlanke, große und schön gekleidete Frau Catharina über die Straße, von ihrem alten Freunde, dem Maler Labitt, geführt. — Was die große, mächtige Frau so schön bleibt und jugendlich! rief Köstein; schreitet sie nicht an der Hand des alten Narren wie eine Fürstin einher! — Mit höflichem Gruß traten die beiden in den kühlen Flur des Hauses. — Jetzt kam der Dechant über die Straße gegangen, vor dem sich alle Bürger in Ehrfurcht neigten, indessen er sie mit einem vertraulichen Lächeln grüßte. Köstein sagte: Der Marck, dieser Dechant ist ein würdiger und verständiger Mann; mich wundert nur, daß er nicht zugleich mit dem Canonicus, meinem Vetter kommt. — Indem eilte der Canonicus Melchior aus der Nebengasse und holte den Dechanten noch ein, bevor dieser die Schwelle des Hauses betreten hatte.

Männer vom Magistrat kamen mit ihren Frauen und Töchtern, noch einige der vornehmsten Bürger, die zugleich Schöffen der Stadt waren, einige Edelleute mit ihren Gemahlinnen oder Töchtern, und nach einiger Zeit hörte man auch von schmetternden Trompeten das Zeichen, daß es Zeit sei, sich an die Tafel zu setzen. In der Mitte saß Köstein; ihm zunächst eine Edeldame, und auf der andern Seite die Tochter des Hauses, neben welcher Friedrich hatte Platz nehmen müssen. Ihnen gegenüber hatte der Dechant seinen Platz, neben Rittern und Magistratspersonen; in ihrer Nähe saß zwischen Frauen und Mädchen der alte Ritter Beaufort; in eine Ecke, um behaglich zu sein, hatte sich der fröhliche Wirth zurückgezogen, und neben sich die Frau Catharina, die er gern sah und hörte, Platz nehmen lassen, so wie den alten Maler, den er herzlich liebte. Bei der Tafel ertönte eine anmuthige Musik, die auf einer kleinen Gallerie im hohen Saale gestellt war. Diener warteten auf, mit reinlich gekleideten Mägden wechselnd, und man sah im ganzen Saal nur heitre Gesichter und Lachen und hörte nur fröhliches Schwatzen. Guter Wein und treffliche Speisen erfreuten alle Herzen, und abwechselnd wurden des Wirths, der Gäste, der Damen, mehrmals Kösteins, dann wieder des Herzogs Gesundheit nach der Sitte des Landes ausgebracht, und jedesmal beantwortete die Musik das Lebehoch.

Indem das Gespräch allgemein und immer lauter wurde, konnte man die Rede des Einzelnen nicht mehr vernehmen. Bei eingetretener Stille sagte der Wirth: Es thut mir leid, daß der alte, gute Wundrich, einer meiner liebsten Freunde, nicht hat herkommen können oder wollen; er hatte aber so viel mit seiner kranken Gertrud zu thun, daß er es mir diesmal, das erstemal in meinem Leben, geradezu abgeschlagen hat, an diesem feierlichen Tage mein Gast zu sein. Der gute Alte fehlt mir außerordentlich, und sein leerer Platz da thut meinen Augen weh.

Er erscheint vielleicht etwas später, sagte der Canonicus, denn er will keinem andern, als sich selbst, die Kranke anvertrauen; er giebt ihr die Medikamente ein und sucht sie zu erheitern. Auch ist sie mehr melankolisch als krank. Er fürchtet, daß sie wahnsinnig bleibt.

Schade! sagte Schakepeh; so wäre uns eine Fromme oder wohl gar Heilige so aus Reih und Glied gelaufen, um im Narrenthum zu endigen. Warum gränzt nur die Unklugheit immer so nahe an das Allerbeste im Menschen?

Der Dechant erwiederte: Doch wohl, weil das Beste und Edelste immer ganz geistiger Natur ist und ganz mit der Liebe eins. Wir erleben es aber auch oft, wie leicht sich und wie schnell die heftigste innigste Liebe in fürchterlichen und grausamen Haß umsetzen kann.

Davon sind freilich alle Geschichten und Gedichte voll, sagte Flamand, ein junger Advokat, der sich in alle hübsche Mädchen verliebte, und deshalb die Fabel der Stadt geworden war. Frau Catharina hatte zum Dechanten bei seinen Worten hingesehn und ein stechender Blick des Geistlichen begegnete ihr, der sie so ängstete, daß sie verlegen es lange nicht wagte, wieder empor zu schauen.

Wir bedürfen der Geschichte nicht, sprach der Dechant, um diese Wahrheit einzusehn. Alle Aeußersten berühren sich. Die wildesten Ketzer waren diejenigen, die vorher im Ruf der Frömmigkeit gestanden hatten. Wir lesen, daß oft brünstige Seelen, die wahrhaft den Herrn in der Tugend liebten, im Alter so herde abfielen und sich dem Schöpfer abwandten, daß sie Gott verfolgten und das Heilige im Grimme zu vernichten strebten.

Kann sein! rief Schakepeh, aber laßt uns nicht bei Tisch so ganz auf erbauliche Gespräche führen. Bringt lieber was Thörichtes auf das Tapet, und wenn der ehrwürdige Herr Dechant der Aufgabe nicht gewachsen sein sollte, so übernimmt mein alter Labitt, oder mein junger Flamand, oder eins von den schönen lachenden Mädchen die Mühe, die ja alle aus der Thorheit herausblühen, wie die Rose aus ihrer Knospe. Lacht, Menschenkinder, und sprecht thörichtes Zeug! —

Ja wohl, sagte Flamand, wäre es besser, nur das Heitre, oder Seltsame vorzutragen. Drei Meilen von hier liegt ein Dorf, in welchem der verständige Schulze vier alte Weiber hat einziehen und kriminel verklagen lassen. Und warum? Sie sollen Hexen sein und alle Wochen oder monatlich den Hexen-Sabbath einmal besuchen. Das ganze Dorf ist über diese verständige Sache in Allarm, denn jedes Weib und jeder Mann steht in Gefahr, von der Weisheit dieses Schulzen ebenfalls in das Gefängniß geworfen zu werden. Er hört nehmlich die Wahnwitzigen an, und sie dürfen diese und jene nennen, welche sie ebenfalls auf dem Hexen-Sabbath wollen gesehen haben, und da dieser Traum, oder die Einbildung bei dem Richter für Wahrheit gilt, so ist es nicht unmöglich, daß er sein ganzes Dorf nach und nach, so wie die Bauern der benachbarten Oerter in die Gefängnisse steckt.

Viele lachten, und da der Dechant ganz ernsthaft blieb, sagte der Ritter Beaufort: Wie kommt es, geistlicher Herr, daß der Bischof, oder der Priesterorden und die Herrn Canonici nicht diesem Unfug steuern?

Der Dechant sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an, und erwiederte: Es ist wunderbar, wie die Geistlichkeit alles Auffallende, Thörichte oder auch nur Unbegreifliche richten und schlichten soll, und wie uns dieselben, die dergleichen erwarten, auch immer wieder vorwerfen, daß wir uns in alles mischen, was uns nicht kümmern sollte. Geschieht etwas Ruchloses, Gottloses, so heißt es: das hätten die Priester verhindern können und sollen, und durch ihre Säumniß sind sie gewissermaßen des Verbrechens mitschuldig! Erkennen wir geistliche und weltliche Strafen für nothwendig, um den Uebel, das immer mehr um sich greift, zu steuern, so fordert man Langmuth, Vergebung, Lammsgeduld von uns, und meint, die Kirche sei nur da, um zu segnen.

Warum wollt Ihr mich so mißverstehen, trefflicher Herr? sagte Beaufort: Euer Stand ist so nothwendig, wie jeder andre, und ohne Kirche ist kein christlicher Staat möglich. Was die unwissende Unzufriedenheit der Schwätzer tadelt, kümmert mich nicht; aber einem Wahnwitzigen, der sein Amt mißbraucht, dürft Ihr und müßt Ihr keck und mit schlichtem Wort entgegen treten. Auch dürfte, wenn einer tadeln wollte, dieser wohl fragen: Wie kommt der finstre Aberglaube, dieser Unsinn unter jene Landbewohner, die in einfacher Arbeit der Natur und Wahrheit so viel näher stehen? Wie ist es möglich, daß der Schultheiß, ein Mann, der als der Klügere, von der Gemeine gewählt wird, auf diesen Unsinn als Richter hört? Ein Unzufriedener würde dann wohl bemerken dürfen, ohne sich von der Wahrheit zu sehr zu entfernen, daß jene Priester auf dem Lande, so wie die Lehrer in den Dorfschulen zu unwissend sind, weder Vernunft noch Religion kennen, und jene Stellen ihnen nur anvertraut werden, weil sie zu keinem andern Geschäfte brauchbar sind, indeß die gebildeten, gelehrten Geistlichen nur nach Einkünften und hohen Plätzen streben, mit gleichgültigem Sinn die kirchlichen Ceremonien üben, und den Bürger und das Volk sich selber überlassen.

Meine Herrn Ritter, sagte der Dechant, dieser Tadel ist schlimmer und ungegründeter als jener, den Ihr eben erst als unnützes Geschwätz wolltet abgewiesen wissen. Diese Gesinnung ist es aber, welche den Einfluß der Kirche und der frommen Priester schwächt, ja fast vernichtet. Wen sollen wir erziehen, wann sich jeder klüger als die Kirchendiener, als die Lehrer des göttlichen Wortes wähnt?

Ihr seid zu scharf, geistlicher Herr, rief Köstein von seinem Sitze gleichgültig hinüber: Jeder Stand hat seine Plagen und findet seine Verleumder, alle haben aber auch ihre Freude, und wie sehr die geistlichen Herrn nur auf ihren Vortheil sehen, daß ist eine Sache, über die schon in alten Zeiten ist geklagt worden.

Als Schakepeh sah, daß man verstimmt war, rief er: Bei Tisch geht alles drauf und drein, man kann und soll nicht jedes Wort abwägen; Freunde sind wir alle, sonst wären wir nicht hier versammelt, und kein Wohlwollender wird ein hastiges Wort übel auslegen wollen.

Die Mahlzeit war geendet, und alle standen auf, mehr verstimmt als erheitert. Man begab sich in einen andern Saal, um eingemachte Früchte, Zucker, Obst und süßen Wein als Nachtisch zu genießen. Catharina war nachdenkend, und hörte nicht auf die Scherze ihres Wirthes, Friedrich blieb mit seinem Vater, Köstein und einigen Rathsherren im Zimmer, weil sich unter ihnen ein lebhaftes Gespräch angesponnen hatte. Labitt ging träumend hin und her, da er, wie fast jeder, ziemlich viel des starken Weins genossen hatte.

In einem Bogenfenster, welches mit Blumenranken umhängt war, hatte sich Catharina zurückgezogen. Sie hörte nicht auf die Gespräche der andern, die von den Früchten, oder dem Zuckerwerk nahmen, sondern sie sah starr vor sich nieder, weil ihr Gemüth, ohne Gegenstand zwar, tief bewegt war. Sie sann nach, warum sie traure, und ein zagendes Zittern sie durchbebe, als sie die Augen erhob und über den Dechanten erschrak, der sich still an ihre Seite gesetzt hatte. Was ist Euch? fragte der Geistliche theilnehmend. Weiß ich es selbst? antwortete sie; ich betrat mit Heiterkeit dieses Haus und werde es nun tief betrübt verlassen, ohne daß mir etwas begegnet sei, das ich traurig, oder nur unangenehm nennen könnte. Es scheint oft in der Luft eine Schwermuth zu regieren, die sich den Menschen unmittelbar einsenkt, denn alle waren heut, so schön das Wetter ist, verstimmt und zu Verdruß und Händeln aufgelegt.

Es ist wohl oft, sagte der Dechant, das Vorgefühl unsers künftigen Schicksals, welches der inwendige Geist schon voraussieht, ohne Bild und Gestalt. Das mag wohl jene unnennbare Angst sein, die zuweilen alle unsre Kräfte zusammendrückt. Die Erfüllung des Vortraums kommt oft erst nach Jahren. Auch mich quält oft solche Angst, von der wir nicht wissen, ob wir sie eine geistige oder körperliche nennen sollen. — Freundestrost ist in dieser Verstimmung das höchste Glück, aber Ihr habt Euch mir entzogen und wollt Euch immer mehr entfremden, ja es gefällt Euch, mich zu Euern Feinden zu zählen. Seht aber ein, schöne Freundin, daß zwei Menschen, die Verstand haben, sich einigen sollten, sich nützen, sich gegenseitig beruhigen, einer dem andern helfen. Jeder kann schaden und nützen. Und wenn es wahr ist, wie ich es denn nur zu gern glaube, daß Ihr mit Friedrich nicht in jener Verbindung steht, die ich argwöhnte, so solltet Ihr, Holdselige, nicht länger mein Gesuch und mein Bündniß abweisen.

Catharina ermuthigte sich und sah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an: Es kann nicht sein, sagte sie dann ruhig, ich erkläre es Euch fest und bestimmt.

Ihr werdet es einmal bereuen, fuhr der Dechant dringend fort, auch ist es unmöglich, daß eine so wahre Leidenschaft, wie es die meinige ist, keine Erwiederung finden sollte. Erinnert Ihr Euch wohl einer alten Armgart, die aus Euerm Hause sich mit einem Bauern verheirathete?

O ja, antwortete sie, sehr gut, sie war schon lange Witwe gewesen und beging die Thorheit, nachdem sie einige Jahr die Aufsicht meines Hauses geführt hatte, sich mit einem jüngern Manne zu verbinden, der sie des kleinen Vermögens wegen nahm. Sie ist unglücklich, ich habe sie nun schon mehrmals unterstützen müssen; der Mann ist ein Trinker, und sie ist krank und gebrechlich geworden.

Ihr Elend, sagte der Dechant, hat sie bis zur Verzweiflung getrieben, nachdem ihr Verstand schon gelitten hatte. Jetzt sitzt sie draussen im Gefängniß und wird morgen zur Stadt gebracht werden.

Und was hat sie begangen? fragte Catharina in großer Spannung.

Ein Verbrechen, an welches Ihr nicht zu glauben vorgebt, das aber unser Bischof und manche von der Clerisey als das größte und ungeheuerste ansehen.

Wie? rief Catharina, mit krankhaftem Lachen, welches sie unterdrückte: eine Hexe ist sie wohl gar?

Sie hat sich selbst als solche angegeben, erwiederte der Dechant, indem er scharf in das Auge der Frau Denisel blickte, die ihn mit durchdringlicher Frage anschaute. Er hielt ihren starren Blick aus, ohne sich zu verwirren, und sagte nach einer langen Pause: worüber dieses Wundern?

Ueber Euern unerschütterlichen Ernst, sagte sie, selber sehr ernst.

Die Sache wird untersucht werden, antwortete er leichthin, in den Formen, nach Herkommen und Gesetz. Das geistliche Gericht wird sondern, was Wahnsinn, Krankheit, Einbildung und Wahrheit ist.

Wahrheit! rief sie, fast kreischend aus, war halb aufgestanden und sank in den Sessel zurück; sagtet Ihr, nanntet Ihr Wahrheit? sprach sie dann, wie mit erschöpfter Stimme.

Wohl, Wahrheit, fuhr der Dechant milde fort; wie anders? Unser Bischof ist, wenn auch beschränkt, doch fromm

wenn nicht der Gelehrteste, doch von christlicher Liebe durchdrungen. Seine Beisitzer, die Canonici, wir und die andern Priester werden ihm helfen und seine Meinung erläutern. Die Sache wird sich, so hoffe ich zuversichtlich, bald zum Guten wenden. — Aber Ihr wechselt, bald mit Gluth, bald mit Leichenblässe. Ihr seid nicht wohl, schöne Frau.

Doch, sagte sie, nur für den Augenblick ein weniges verrückt. So, so könnt Ihr sprechen? Ihr, von dessen Lippen ich noch vor wenigen Tagen ganz andere Gedanken und Worte vernahm?

Wie ich gegen die vertrautesten Freunde, zu der Geliebten meiner Seele rede, sagte der Priester, ist ganz ein anderes, denn ich spreche dann nur mit mir selber. Zu diesen wollt Ihr aber nicht gehören, Ihr kündigt mir im Gegentheil Euern Haß an. Ihr seid, als leidenschaftliche Frau, zu voreilig, mit dem abzuschließen, was Ihr Wahrheit nennt. Wie neulich ein Mondstein herunter gefallen ist, was ich auch nie geglaubt hätte, wenn ich die große, schwere, fremdartige Masse nicht selbst gesehn hätte, so kann ich auch noch, und eben so Ihr, Vieles, Vieles lernen und erfahren, von dem sich in unsrer gewöhnlichen Stimmung unser Glaube mit Widerwillen abwendet. Diese Hexen haben sich selbst angegeben, sie schwören, daß sie jenen Sabbath besucht haben, den sie eben so lächerlich als entsetzlich beschreiben. Sie haben andre Männer und Frauen, Bekannte wie Unbekannte dort angetroffen, sie nennen Namen, sie bezeichnen die Gestalten, sie erzählen wieder, was diese gesprochen haben, sie wissen um Geheimnisse der Familien, die sie auf dem natürlichen Wege nicht haben erfahren können. Da der Prozeß schon eingeleitet ist, so kann es nicht fehlen, daß dieser und jener, der es sich jetzt noch nicht träumen läßt, mit in die Untersuchung gezogen wird. Verdrüßlich ist es, wenn Kranke oder Melankolische ihre Einbildungen oder Träume, oder selbst nur das Gelüst, diesem und jenem einen Schreck zu machen, mit der Wahrheit und ihrer wirklichen Ueberzeugung verwechseln. Darum ist es jetzt mehr noth, als je, Freunde zu suchen, verkehrt ist, sie von sich zu stoßen.

Er faßte die Hand der Frau, und sah sie mit zärtlichem Blicke an. Catharina zog ihre Hand gelinde zurück, und sagte mit ruhigem, kalten Ton: Nun? Diese Armgart, die mich mehr kennt, wie irgend wer in der Stadt, die mich mehrmals besucht, die seit zwei Jahren von meinen Wohlthaten lebt: nicht wahr, sie hat vielleicht schon ausgesagt, daß sie mich auch auf ihrem Hexen-Sabbath angetroffen hat?

Nicht anders, geliebte Catharina, sagte der Dechant mit sanfter, gleitender Stimme, Ihr seid die allererste, die sie genannt hat.

Jetzt stand die Frau auf, erhob sich in ihrer ganzen Größe und sah stolz auf den Dechanten hinab. Ihr dauert mich unendlich, sagte sie, aber es schneidet mir durch das Herz, daß ich Euch so tief, so tief verachten muß. — Sie fiel wieder in ein krampfhaftes Lachen, welches ihren Körper heftig erschütterte, dann machte sie dem Schluchzen durch einen Strom von Thränen Luft, indem sie sagte: Ich glaubte die Menschen zu kennen, aber sie waren mir fremd, ich glaubte viel, auch großen Schmerz erlebt zu haben, aber die wahre hohe Schule fange ich jetzt erst an, zu besuchen. Dechant, ärmster aller Menschen, jene verrückten alten Weiber, die Dummheiten faseln und den Namen Gottes mißbrauchen, sind doch weit edler, besser und selbst klüger, als ihr. Also dafür, daß Ihr mich gegen diese Reden, Aussagen vertretet, Dinge, für die ich keinen Namen habe, dafür, daß Ihr Euch nicht auch aberwitzig anstellt, und die niederträchtigste Heuchelei als Diener des ewigen Gottes treibt, dafür soll ich Euch meine Gunst verkaufen, und Ihr redet dann wohl ein mildes, kluges Wort für Eure Buhlerin: mit dieser lacht Ihr dann wohl über die mehr als aberwitzige Verblendung jener elenden Betteln und Eures Bischofs. Nein, das wird nie, nie geschehn!

Gewiß nicht, sagte der Dechant, Ihr nehmt diese Sachen, die eigentlich wahre Kindereien sind, viel zu wichtig. Wie könnte man Euch, was könnte Euch gefährden? Es thut mir weh, daß ich Euch diesen Schrecken gemacht habe, habe machen müssen. Wie soll ich das wieder vergüten?

Daß Ihr mich nie wieder seht, sagte Catharina, indem sie sich wieder erhob, daß Ihr es vergeßt, wie wir uns je gekannt haben, daß Ihr meinen Namen nicht mehr nennt.

Gut, sagte der Dechant, es mag sich wohl so treffen; aber wodurch habe ich denn nur das, was Ihr doch für eine Strafe, und zwar eine recht empfindliche nehmt, verschuldet?

Wodurch? rief sie mit schneidendem Ton; dadurch, daß Ihr Euch nicht gleich den schändlichen Dummheiten widersetztet, daß Ihr nur mit einem ernsthaften Gesicht ihrer erwähnen konntet, daß Ihr von mir so geringe dachtet, geringer als von einem Thiere, daß diese Abgeschmacktheiten mich schrecken würden, daß Ihr Euch also dieser Fratzen bemächtigt, um Eure niederträchtige, sündliche Lüsternheit so zu büßen, und mich auf so wohlfeile Art zu Eurer Sklavin zu machen.

Sie wollte sich mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung entfernen, aber der Dechant, tief erschüttert, hielt sie gewaltsam beim Kleide fest, und setzte sie wider ihren Willen in den Sessel zurück. So ist es nicht, sagte er dann, indem er den Blick erhob, bei Gott, ganz so ist es nicht, nicht so schlimm habe ich es mit Euch gemeint, so sehr Ihr mich gekränkt und beleidigt habt. Man ist schlimm, aber doch nicht ganz so verworfen, wie Ihr glaubt.

Was wollt Ihr mit mir? sagte sie, den Dechanten abwehrend. Ich kenne Euch nicht mehr. Soll ich Hülfe rufen? Soll ich Euch, wie einen Hund, mit Füßen von mir stoßen?

Ihr sprecht ja, sagte der Dechant wieder bitter und mit einem grinsenden Lächeln, wie eine Fürstin der Tugend und Ehre. Wehrt Euch! wehrt Euch, wenn auch nicht gegen die Aussagen der blödsinnigen Armgart, doch gegen den Ernst, der Euch von einer andern Seite bedroht. Ja, es wird Ernst, so wenig Eure Hochfahrenheit auch dem warnenden Freunde glauben, und seine Liebe und Hülfe annehmen will. In Langoes ist ein frommer Einsiedler, der seit Jahren dort im nahen Walde lebte, eingezogen worden. Das geistliche Gericht hat ihm den Prozeß gemacht. Aus Briefen, Papieren, die man bei ihm fand, aus seinen Geständnissen, die er theils frei, theils auf der Folter ablegte, ist hervorgegangen, daß er ein verruchter Ketzer, ein Rebell gegen die Kirche, ein Waldenser war, der Lehre zugethan, wodurch diese Frevler schon früh die Kirche stürzen wollten. Vor drei Tagen ist er verbrannt worden. Man hat auch Blätter von Eurer Hand gefunden. Der verbrannte Missethäter ist Niemand anders als Euer geliebter Robert.

Catharina stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus und lag todtenblaß und regungslos wie eine Leiche im Sessel.

Alles lief herbei. Ein Theil der Gesellschaft, die um das Bankett, oder den Nachtisch, saß und stand, hatte schon mit Verwundern dem lebhaften Gespräche aus der Ferne zugesehn, welches der Dechant mit Frau Catharina führte. Der Wirth war um die Frau, die er immer geehrt hatte, sehr besorgt. Er ließ eine Sänfte holen, und die Kranke, als sie wieder zur Besinnung gelangt war, nach ihrem Hause führen, von seinen Dienern begleitet. Der Dechant, den man befragen wollte, was vorgefallen sei, war, ohne daß man es bemerkt hatte, schon fortgegangen. Was kann geschehen sein? sagte Schakepeh, ich meinte immer, unser Herr Dechant sei mit der Frau Denisel gut Freund. Es war ja, als wenn sie lebhaft stritten, und er ihr zuletzt etwas Entsetzliches sagte.

Die Frauen und Mädchen waren sehr besorgt, und Schakepeh, verdrüßlich geworden, rief aus: An diesen Schmaus werde ich gedenken! Ist es nicht, als wenn heute böse Geister in meinem Hause ihr Spiel trieben? Noch nie sind alle meine Gäste so verstimmt und ärgerlich gewesen, und kein Mensch weiß, wo das Unheil herkommt, oder wer es erregt. Sollte man nicht an Zauberei und Hexen glauben, von denen die Pöbelleute jetzt wieder fabeln wollen?

Indem vernahm er wieder im benachbarten Zimmer ein lautes Gezänk. Erschrocken sprang er hinein, und diejenigen von seinen Gästen, welche noch geblieben waren, folgten ihm nach. Köstein war es, der trunken und vom Zorne heiß, gegen Friedrich den Degen gezogen hatte. Einige ältere Männer hielten den wüthenden Jüngling fest, und suchten ihm die Waffe aus der Hand zu ringen. Köstein hatte noch einige Kelchgläser Wein auf das Wohlsein des Herzogs Philipp, seines großen Beschützers getrunken: der Ritter Beaufort hatte ihm Bescheid gethan, und dann die Gesundheit des Prinzen Carl, des Grafen von Charolais ausgebracht, welche der schon trunkne Köstein in seinem Uebermuthe verweigerte. Beaufort und sein Sohn Friedrich hatten dies übel empfunden, sie wollten ihn zwingen, ihnen Bescheid zu thun, und Köstein, anstatt sich zu besinnen, hatte sich in heftige Schmähungen gegen den Prinzen ergossen. Bösewichter! rief eben der erhitzte Jüngling, als Schakepeh mit seinen Gästen in den größern Saal trat, ich will Euch lehren, den alten Herrn meinen Fürsten respektiren! Auf den Knieen sollt Ihr, Rebellen, seine Gesundheit trinken, und den Boden dazu küssen. Was soll uns dieser Prinz? Dieser Händelmacher? Dieser Unfähige? Er der alle Welt haßt, und von allen gehaßt wird!

Schakepeh trat näher und sagte: Kind! schreir nicht so alberne Reden heraus! Her mit dem Degen, den Ihr so wenig, wie die Zunge, zu regieren wißt.

Er gesellte sich zu den Rathsherren, die den wüthenden Köstein fest hielten, und nahm diesem das Schwerdt aus der Hand, welches der Trunkne jetzt nicht zu bemerken schien, denn er nahm plötzlich, ganz freundlich den alten Schakepeh beim Kopf, warf sich in seine Arme, küßte ihn herzlich und sagte: Ihr seid doch noch ein verständiger Mann, der weiß, was sich geziemt, und wie man sich gegen ausgezeichnete

Gäste, die am Hofe vielen Einfluß haben, zu betragen hat. Kauderwelsche Menschen aber, wie der alte Ritter dort, haben in dem kleinen Nest hier keine Lebensart, keine Ritterſitte gelernt, ſie wiſſen keine Unterſchiede zu machen. Aber wartet nur, Ihr tückiſchen Kleinbürger! Der Prinz, mein Graf Etampes, ja der Herzog ſelbſt ſoll es erfahren, wie ſchlecht Ihr von ihm geſprochen habt, und wir wollen alsdann doch ſehn, ob wir nicht Euern rebelliſchen Nacken beugen können.

Herr Schakepeh, ſagte der alte Beaufort, der auch vom Wein und Zorn erhitzt war, ich brauche Euch wohl nicht erſt zu ſagen, daß der trunkne junge Mann etwas Inhaltloſes daher faſelt, Ihr kennt mich lange genug, ſo wie ich auch meine Denkungsart niemals verſchwiegen habe. Ich verehre den Fürſten, den guten Philipp, aber wir müſſen auch deſſen einzigen Erben hochachten und lieben, wenn wir Patrioten ſein wollen.

Friedrich ſagte, ſelbſt zornig: Zürnt nicht mein Vater, es iſt der Mühe nicht werth. Der junge Mann hat nicht Erfahrung und Ueberlegung genug, er kann Euch nicht beleidigen.

Köſtein ward hierüber von neuem wüthend. Ich kann Euch und jedermann beleidigen! rief er aus; das Vorrecht wird und ſoll mir bleiben! Ich habe ſchon manchen beleidigt, in Brügge, Gent und Brüſſel, und die kleinen Bürgersleute haben's hinnehmen müſſen, ohne nur das Maul aufzuthun! Ich war gegen hundert Menſchen völlig im Unrecht, und doch haben ſie ſich nicht verantworten dürfen. Das fehlt noch, daß man mir, oder einen Prinzen von Geblüt, oder den Herrn von Croys noch viel widerſpräche, wenn wir im Unrecht ſind! Das wäre ja eine ganz neue Haushaltung!

Gevattersmann, ſagte jetzt Schakepeh, ſetze dich vor's erſte da nieder, und trink einen Becher kühlen Brunnenwaſſers, das wird deinem vornehmen Eifer gut thun. Wir müſſen alle als gute Freunde und Nachbarn leben. Du haſt die Gabe, den Leuten Unrecht zu thun, und ſie ohne Noth zu beleidigen, das ſehn wir ja alle: aber Herr Beaufort und wir haben auch die Gabe, dir zu vergeben und einzuſehen, daß du ein junger leichtſinniger Thor biſt, dem die Hofgunſt in den Kopf geſtiegen iſt, und der nun in ſeinem Wirrwarr alle zuſammen wettern möchte, wenn wir es litten. Nicht wahr, ſo verhält ſich die Sache, wenn wir es beim Lichte beſehn?

Köſtein lachte wieder und umarmte von neuem ſeinen Wirth. So iſt es, ſagte er fröhlich, du haſt es getroffen, und dir als meinem zweiten Vater, als dem Verſtändigſten hier, als den muſterhafſten Bürger, der ſo vortreffliche Weine in ſeinem Keller hat, übergebe ich nun mein Schwerdt und nenne mich deinen Gefangenen, bis ich mich von dir ranzionirt habe.

Er faßte nach dem Degen und war ſehr verwundert, nur die Scheide anzutreffen. Wer ſprach von Zauber? rief er aus; ja wohl, ich ſehe es, wir ſind alle behext! Das ſtarke Schwerdt iſt verſchwunden, und wenn Stahl und Eiſen nachgeben muß, ſo ſoll mein Herz nicht mehr als der Degen verhärtet ſein. Ich nehme es gnädig und wohlwollend an, daß der Ritter Beaufort und ſein Sohn mich um Verzeihung bitten, und vergebe den lieben guten Leuten, die freilich niemals am Hofe gelebt haben. — Er umarmte mit vornehmer Herablaſſung den alten Ritter und Friedrich, die ungewiß ſchienen, ob ſie auf dieſe Worte nicht von neuem etwas erwiedern müßten. Schakepeh hinderte aber einen neuen Ausbruch des Zornes, indem er Alle nach der Reihe umarmte und ſie dann nach dem Bankett führte, indem er ſagte: verſüßt hier im Confekt und Zucker die Bitterkeit Eurer Geiſter. Nichts beſſer als ſo ein Niederſchlag von ſüßen Sachen, ſo daß der kräftige Geiſt ſich einer gewiſſen ſanften Schwermuth und Sehnſucht ergiebt, die ihm recht ſchwärmeriſch aus dieſen Dingen da erwächſt, ſo daß, wenn der Menſch etwas zu viel genießt, aus dieſen lauen und flauen Empfindungen einer geläuterten Moral der fleißige Näſcher ſich bis zur wahren körperlichen Uebelkeit und einem wohlthuenden Ekel empor ſchwingen kann.

Sie ſetzten ſich beruhigt nieder, und Köſtein, welcher neben der ſchönen Sophie Platz gefunden hatte, war gegen dieſe beſonders freundlich. Der Ritter Beaufort ſchämte ſich jetzt ſeiner Hitze, und ſprach mit Friedrich, deſſen jugendliche Wangen noch glühten, wie man niemals und unter keinen Umſtänden ſeinem Zorne Raum geben müſſe.

So war die Ruhe des Hauſes wieder hergeſtellt, und Labitt, welcher, ſelber halb trunken, für ſeinen Freund, den jungen Friedrich, lebhaft Parthei genommen hatte, ſetzte ſich auch zu Schakepeh nieder, um von den gezuckerten Früchten zu genießen. Ihr ſeid der ächte Friedensſtifter, Freund, ſagte er zum Alten, denn Euer Wein, der erſt den Zwiſt erregt, beſänftigt ihn auch wieder. Wenn es wirklich ſchadenfrohe Geiſter giebt, ſo haben ſie heute ihren Faſtnachts-Aufzug in dieſen Sälen gehalten. Mir deucht, meinem verklärten Auge ſind ſie auch ſichtbar geweſen. Das gaukelte von allen Seiten, an den Fenſtern, über der Tafel, und die Geiſterkerle, die lange rothe Naſen hatten, hielten dieſe immer über den Kelchgläſern, noch ehe die Gäſte daraus tranken. Hatten ſie nun den Duft eingezogen, ſo glänzten und gläſerten die grünen, widerwärtigen Augen noch grüner. Und bei dieſer Gelegenheit habe ich die naturhiſtoriſche Bemerkung gemacht, daß die Arten des Weines verſchiedene Arten von Geiſtern anziehen und ſichtbar machen. Denn ich, der ich ein Fürſt und kommandirender Feldherr über alle dieſe Arten von Kobolden bin, und jedem gleich an der Naſe anſehen kann, wohin er zielt, oder was er meint, hielt alle dieſe geflügelten, ſchwebenden, Duft einſchlürfenden Vagabunden durch meinen Blick in eine gewiſſe Ordnung, denn ſonſt hätten ſich wohl heut ganz andre Prügeleien in Euren hübſchen Sälen kund gethan. Ich brachte es aber dahin, daß ſie den Anſtand doch einigermaßen beobachteten. Ach! Ihr glaubt nicht, wackrer Schakepeh, als die hübſchen Mägde den ſüßen, lieben Wein aus Languedoc hereinbrachten, der in den Kriſtallgläſern ſo zart ſchwebte und bebte, was ſich da ſchöne, roſenroth durchſichtige Sylphiden mit den brennenden Lippen an den Rand drängten, um von der zauberiſchen Flut zu nippen. Darauf ſchlugen ſie die himmelblauen Augen ſo entzückt auf, daß es von dem klaren Schimmer ſelbſt im Saale leuchtete; die eine, die etwas zu viel getrunken haben mochte, ſchwebte nah dem Fenſter und ſetzte ſich dort in den großen Blumenkranz, ſteckte ihr krauſes Köpfchen in die kühle, eben aufgeblätterte Roſe und ſchlief nun ſo ſüß und entzückend ein, daß ich mich in das Feenkind mit meinem ganzen Herzen verliebt habe. Wenn ſich der blanke Buſen im Schlummer hob und ſenkte, ſo wallten die Roſenblätter gelinde, und das Aurikelchen daneben bebte vor Wonne. Dem groben Blick ſchien es, als ſpiele nur die Sommerluft manierlich in den bunten Blätterchen. Ei, Alter, es verlohnte ſich ſchon deswegen der Mühe, einmal zu ſterben, um dieſe Kinderchen mehr in der Nähe kennen zu lernen, und ihnen die Liebeserklärung zu machen. Nachher kam eine Fliege durch das Fenſter geflogen, ſtieß in ihrer groben Ungeſchicklichkeit an die Roſe, und mein Liebchen wachte wieder auf. Nun ſetzte ſie ſich aufrecht, legte die Beinchen ruhend über einander, nnd ſah alles aufmerkſam an, was die wilden, thörichten Sterblichen im Saale vornahmen. Glaubt Ihr wohl, edler Mann, daß einer von den rothnaſigen Kerlen jetzt mit dem Kindgeiſte ein dummes Geſpräch anfangen wollte? Der Stümper war auf gemeine menſchliche Art ſo ſimpel hin betrunken, und verſtand nicht den edlen Rauſch meiner Sylphe. Sie winkte ihm aber mit den weißen Fingern, gegen die die Lilienblume noch ſchmuzig iſt, ſo majeſtätiſch und doch ſo freundlich ernſt, daß er nicht den Muth hatte, ſeine Dummheiten oder Liebeserklärungen anzubringen. Nun glaubte ich gewonnen Spiel zu haben, und lachelte ſie mit ſo vieler Holdſeligkeit an, als ich nur zu Stande zu bringen wußte; da ſchlug ſie aber ein ſo lautes und poſſirliches Gelächter auf, daß ich beſchämt von meinem Traum erwachte. Ich ſaß gerade dem Spiegel gegenüber, und erſchrak vor der grinſenden Fratze, die ich mir ſelbſt entgegen hielt.

Der verſtimmte Schakepeh hörte nur halb auf das Geſchwätz des alten Malers hin, denn ihm war, als wenn eine trübe Ahndung ihm ſagte, daß neue Unruhe oder neuer Zwiſt dieſen Tag wiederum verſtören würden. Auch ſchwebte ihm immer noch das Bild der ohnmächtigen, leichenblaſſen Frau Catharina vor den Augen. Er mochte den heiter faſelnden Labitt nicht durch die Nachricht von der plötzlichen Krankheit der Frau überraſchen, weil er wußte, wie ſehr der Maler ihr Freund war. Dieſer hatte den ſonderbaren Vorfall nicht bemerkt, weil ſeine Aufmerkſamkeit indeſſen im andern Saale war beſchäftigt geweſen. Es war dem Wirthe daher lieb, daß Labitt noch weiter dichtete, und einige der jüngern Leute der Laune des Alten gern zuhörten. Noch mehr war er erfreut, als Köſtein ſich jetzt erhob, um Abſchied zu nehmen; daſſelbe that der Ritter Beaufort und Friedrich, deſſen Augen vergeblich die Frau Deniſel geſucht hatten. Köſtein, ganz ernüchtert, wie es ſchien, ging ohne Nachweiſung ſelbſt zu dem Tiſche, auf welchem ſein Degen lag, ſteckte ihn ruhig an und ſagte dann, indem er dem Ritter die Hand reichte: So ſind wir denn alſo wieder Freunde, und bleiben ſolche.

Beaufort gab ihm nachläſſig die Hand und ſagte leichthin: Warum nicht? Was man im Trunke ſpricht, vergißt ſich am leichteſten.

Kann ſein, erwiederte Köſtein, indem er ſtolz das Haupt aufrichtete und mit wichtiger Miene ſein koſtbares Barett aufſetzte. Aber wir Hofleute, fuhr er lächelnd fort, ſind tückiſch, wir haben unſre Freude an der Bosheit, und nichts geht über die Luſt, als den Gegner, den man ſicher gemacht hat, ſo recht plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, zu beſchädigen und ihm recht empfindlich wehe zu thun. Von dergleichen Feinheiten des Lebens wißt Ihr hier herum nun freilich

nichts, Ihr Holzhändler, Tapetenweber oder Rittersleute aus dem vorigen Jahrhundert. Wer aber mit Grafen und Herrn umgeht, mit den Croys, den Etampes, den Herzogen, der lernt auch diesen hohen Geschmack unter den Gerichten der Lebensmahlzeit am meisten schätzen und genießen.

Friedrich wollte etwas antworten, hielt aber auf einen ernsten Wink des Vaters seine Rede zurück, und Schakepeh, der den jungen übermüthigen Ritter noch begleitete, kam ganz heiter die breite Treppe wieder herauf und trat gesprächig zur Gesellschaft, um in dieser noch eine frohe Stunde zu genießen, da sich der Unruhestifter endlich friedfertig entfernt hatte, als eine neue Erscheinung ihn und alle, die noch zugegen waren, heftig erschreckte und ihre Gemüther mit Grauen erfüllte.

Der Küster Wundrich stürzte blaß, entstellt, mit aufgesträubtem Haar und allen Zeichen des Entsetzens herein. Seine Kleidung war unordentlich, die Krause seines Halses verschoben, und so wie er eintrat, fiel er, bevor er noch jemand begrüßt hatte, matt in einen Sessel nieder. Die Brust klopfte ihm, er suchte nach Athem und Stimme, aber das Wort versagte ihm. Ihm folgte ein starker, fest gebauter und untersetzter Mann, ein alter Freund des Schakepeh, Peter Carrieur, der reichste Tapetenwirker der Stadt Arras. Auch dieser schien aufgebracht und erschrocken, hatte aber doch mehr Fassung behalten als der Küster.

Alles drängte sich um den wohl gekannten Wundrich, und Labitte zeigte sich am meisten besorgt. Der Wirth des Hauses reichte dem Erschöpften selbst einen Becher Wein, damit dieser sich erholen und seine Kräfte wiederfinden möge. Carrieur ging indessen im Saale auf und ab und stampfte heftig mit den Füßen.

Endlich hatte sich Wundrich etwas gefaßt und sagte nun mit matter Stimme zu Schakepeh und den Umstehenden: Verzeiht, daß ich Euch durch meinen Eintritt diesen Schrecken verursacht habe, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich zu Euch gekommen bin. Ich erinnere mich plötzlich, daß ich Euch versprochen hatte, Euer großes Fest mit feiern zu helfen: Die Zeit war schon vorüber, und ich komme jetzt her, zu einem alten Freunde, bei dem ich Trost suche, oder dem ich meine Klagen sagen darf.

Ihr wißt, daß unsre alte Gertrud seit einiger Zeit krank und das ist, was man unklug nennen muß. Ich habe sie gesehn und getröstet, und sie schien wieder auf dem Wege der Besserung. Geistlichkeit und viele von Adel und Bürgerstand halten das liebe alte Weib für eine Heilige, die auch seit Jahren mit schmerzlicher Aufopferung sich so milde, wohlthätig und demüthig erzeigt hat, daß sie für das Muster einer wahren und ungefälschten Christin gelten konnte.

Ihr habt von dem Geschwätz vernommen, wie einige dumme alte Weiber in einer Art Wahnsinn sich selbst, nachdem die Bauern sie lange schon so gescholten, für Hexen angegeben haben. Wir glauben über diesen Unsinn lachen zu können. Eine alte Magd, die der Alten zuweilen etwas hilft, ihr auch vom Dorfe Kohl oder sonst ein Gemüse bringt, erzählt unsrer Gertrud von diesen Albernheiten. Als ich zu ihr komme, finde ich sie sehr matt und schwach, und sie bittet und forscht, ob es nicht möglich sei, daß der Bischof zu ihr kommen oder sie zum Bischof gehen könne. Ich begriff die Bitte nicht, da sie niemals mit den Herren aus der Geistlichkeit, mit den Prälaten sich hat einlassen wollen. Ich suchte ihr die Grille auszureden, aber sie beharrte fest, weil sie etwas Wichtiges entdecken wolle und müsse. So trug ich denn dem Herrn Bischof von Baruth die Sache vor, und er ging mit mir zum alten, wunderbaren Weibe hinaus. Die Vorstadt und die Nachbarschaft verwunderte sich, daß der hohe Prälat in eigner Person die Hütte besuche.

Wie wir hineintraten, fand ich die Alte wie verwandelt. Sie erhob sich hastig, sie bewegte sich schnell, ihre Augen glänzten auf unnatürliche Art, und sie hatte fast das Wesen einer Trunkenen. Ich entsetzte mich vor dem Anblick, sie aber, die mein Erstaunen sah, lachte mir höhnisch ins Gesicht. Der Bischof breitete die Arme aus, indem er sie segnete, und sagte: Fromme, heilige Frau, sei mir gegrüßt, nach deren Anblick mein Auge sich schon lange gesehnt.

Sie sah ihn an und lachte wieder, beugte sich dann und fiel zu seinen Füßen nieder. Ihr irrt, gnädiger Herr, rief sie, ich wollte Euch eröffnen, daß ich die größte, die allerschlimmste Sünderin auf der ganzen Welt bin. Seit Jahren bin ich verworfen und heuchle in Bosheit Christenthum, Demuth, Wohlthun und Frömmigkeit. Ja, hoher Bischof, seit vielen Jahren habe ich mich mit meinem eignen Blute dem Satan und allen Teufeln verschrieben, habe Gott und Christum auf ewig verleugnet, meinem Antheil an der Seligkeit abgesagt, und bin nichts als eine verruchte Hexe und Zauberin, die den Scheiterhaufen verdient. Seit manchem Jahre habe ich mit vielen andern fast alles Unglück, welches unsre Stadt betroffen hat, herbei gezaubert, die Dürre, den Mißwachs, die Feuersbrünste, den Tod so mancher guten Menschen, Alte wie Junge. Immer höher ist meine Bosheit gestiegen, und ich war nun dabei, die Brunnen zu vergiften und Alles zu verderben, so weit mein Wunsch und Wille nur reichen mochte. Das versprach mir auch mein Geist, der in Gestalt einer Ziege seit einem Monat mit mir hauste. Nehmt nun mein Bekenntniß an, glorreichster Herr, gebt mir meine Strafe, so kann meine arme, so tief verschuldete Seele vielleicht noch gerettet werden.

Der Prälat stand da, in Staunen aufgelöst; ich entsetzte mich vor diesem Wahnsinn der Armen und näherte mich demüthig dem Bischofe, um den Unsinn der Alten zu entschuldigen.

Der Küster hielt inne, um sich wieder zu erholen. — Und der Bischof? fragte Schakepeh. — Und wie ward es? riefen viele Stimmen durcheinander.

Hier nun, hier, so schrie Carrieur mit donnernder Stimme, hier fängt es nun an, Freunde, wo uns allen das Blut in den Adern stocken muß. Hört ihn nur, unsern wackern Küster, laßt ihn nur zu Ende erzählen!

Wundrich stand auf und sah sich in der Versammlung um. Ja, lieben Freunde und verehrte Männer, sagte er mit feierlicher Stimme, berathet Euch, sinnt, denkt, wie uns Hilfe werde. Denn der Bischof, ohne auf meine Mahnung zu achten, wies mich strenge zurück und hieß mich schweigen. Seit lange, rief er, habe ich eine solche Entdeckung, wenn auch nicht aus Eurem Munde, Frau Gertrud, erwartet. Man wird gewiß Rücksicht darauf nehmen, daß Ihr Euch freiwillig, obgleich Ihr im Geruch der Heiligkeit standet, angegeben habt.

Ich fuhr zurück, denn diese Rede hatte ich nicht erwartet. Er aber rief seine Diener, die auf der Gasse seiner warteten, und hieß sie die Häscher holen. Es geschah. Der Pöbel hatte sich schon versammelt. Die Häscher kamen mit einer Trage, auf welcher man die Verbrecher, wenn sie nicht mehr gehen können, zur Folter schleppt. Der Bischof trat heraus. Wir haben, rief er, hier eine schreckliche Zauberin und furchtbare Hexe entdeckt! — Ja! ja! rief Gertrud mit gellender Stimme, ich bin eine Hexe! ich bin mit dem Satan vermählt! — Sie hatte in der Eile ihre schwarze Kappe verloren und die greisen Haare flatterten im Winde, indem sie auf der Tragbahre saß. — Ein Zetergeschrei verfolgte sie. Sie ist im Gefängniß, unterirdisch verschlossen, mit Ketten und Eisen belegt, an die Wand geheftet, denn man hat Furcht, es könne ihre Aussage sie gereuen, und sie sich in der Nacht, durch Hülfe ihrer Geister, wieder in Freiheit setzen.

Alle waren vor Schrecken blaß. Jeder schwieg, keiner wagte, laut Athem zu holen. Ist es möglich? sagte endlich Schakepeh, als er die Sprache wiedergefunden hatte, kann es einen Geistlichen, einen verständigen Menschen, ja einen Thoren hier in der Stadt oder irgend wo in der Welt geben, der nicht den baaren klaren Aberwitz der Alten erkennt? Daß sie krank ist? Daß sie faselt? Und der Oberste, der Vorsteher des Ketzergerichtes, der Bischof, macht Ernst?

Das ist es, schrie Carrieur, was wir eben nicht dulden müssen! Er, der arme, kleine, verdrückte und schwachköpfige Bischof ist ja zehnmal dümmer und aberwitziger als diese alten Weiber. Die vom Dorfe hat er auch schon hinein holen und in die Inquisition bringen lassen. Indessen ihr hier schmauset und guter Dinge seid, geht an der andern Ecke der Stadt Vernunft und Menschenverstand zu Grunde. Wir müssen gegen diesen Bischof protestiren, der Herzog muß uns helfen. Keiner von uns ist sicher, daß die Verrückten ihn nicht in Bosheit und Dummheit angeben. Nicht ist es nöthig, daß einen ein Verbrechen bewiesen wird, oder eine falsche Lehre, eine Ketzerei, oder das er verbotene Bücher besitze, welches alles, wenn von neuem die Welt durch dergleichen Verbote, Haussuchungen und Fragen beängstigt wird, schon schlimm genug ist; sondern, so hat der Bischof es schon in unsrer Gegenwart ausgesprochen, wen diese Hexen (Gott verzeihe mir, daß ich sie auch so nenne!) auf ihrem Hexen-Sabbath (der nur in ihrer verrückten Einbildung ist) gesehen haben wollen, auf wen sie aussagen, der wird auch unmittelbar vor das Gericht gezogen. Da hilft denn natürlich kein Leugnen, und Vernunft und Verstand genug haben, diesen ruchlosen Aberwitz Aberwitz zu schelten, ist dann natürlich schon Verbrechen und hinreichende Gottlosigkeit. Um aber diese Geistlichen zu schrecken und es möglich zu machen, daß der alte Herzog die Sache wichtig genug nimmt, sollten wir Bürger uns alle zusammenthun, mit Waffen und Fahnen vor die Inquisition und die Wohnung des Bischofes ziehen, den Thörichten zwingen, sein Amt, dem er nicht gewachsen ist, aufzugeben, und alles ruhen zu lassen, bis unser wahrer Bischof, der verständige Mann, von Rom zurückkehrt.

Keine Uebereilung! sagte Schakepeh, mäßigt Euch, lieber,

heftiger Mann. Die Sache, wie sie jetzt liegt, ist klar, und es ist Hoffnung, daß noch so viel Vernunft im Lande wächst, um diesen Aberwitz unschädlich zu machen. Könnten aber viele vom hohen Adel bei dieser Gelegenheit von Rebellion sprechen, so würde unser Herzog gewiß sich ganz auf die Seite der Geistlichen stellen. Man würde beides verwechseln, und wir Bürger müßten dann das Bad bezahlen, was bis jetzt nur von gutgemeinter Einfalt einigen alten Weibern zugedacht ist.

Dieser Meinung waren auch die Männer vom Magistrat und einige Schöffen. Man wollte gleich am folgenden Tage etliche aus ihrer Mitte nach Brügge zum Herzoge senden, um diesem Unwesen Einhalt zu thun. So war man wieder einigermaßen beruhigt, als der junge Advokat Flamand das Wort nahm: Ihr übersehet nur eins, lieben Männer, daß der Herzog hierbei keine Stimme hat, oder nur wenigen Einfluß ausüben kann. Das Ketzergericht ist da, seit länger als zwei Jahrhunderten in seiner Einrichtung bestehend. Dieser stellvertretende Bischof ist der Präsident desselben; ihm liegt es ob, es zu verwalten und zu regieren. Nun haben wir in unserm glücklichen Lande seit lange von keinem entdeckten und bestraften Ketzer etwas vernommen, eben so wenig von Zauberern und Hexen; in Paris, Brüssel, und in manchen großen Orten, selbst in Rom und Florenz, schreibt man Bücher und Erzählungen, die den Glauben an Zauberei verspotten. Viele meinen, daß, sowie die Wissenschaft, die Kenntniß der Natur und selbst künstliche Erfindung zunehmen, jener Glaube, den sie Aberglauben nennen wollen, immer mehr abnehmen und endlich ganz verschwinden werde. Aber — giebt es wirklich keine Ketzerei mehr? Wandeln keine Geister mehr um, die die Kirche und den Papst stürzen, die geheiligten Lehrsätze unserer Religion entkräften möchten? — Das wird keiner zu behaupten wagen. In Langres ist erst vor wenigen Tagen ein großer Ketzer, der Eremit Robert, verbrannt worden. Nach der Meinung der rechtgläubigen Christen hat er seinen Tod verdient, eben so wie die Kirche vor zwei Jahrhunderten gegen die Waldenser und Albigenser mit Feuer und Schwert wüthen mußte, um die Religion und das Christenthum aufrecht zu erhalten. — Wir haben seit lange nichts von Zauberern vernommen. Sind sie deshalb nie gewesen? Ist alles, was die Schrift, die Väter, die Geschichte von ihnen erzählt, darum Lüge? Neu ist es gewissermaßen, und in so fern es Fratze ist, auch fast lächerlich, was von diesem Hexen-Sabbath, den Ceremonien, dem Tanzen dort, dem Schmaus erzählt wird; indessen, warum soll sich die Wirkung der bösen Geister, wenn diese denn doch einmal nicht zu leugnen sind, nach den verschiedenen Jahrhunderten und Zeitläuften nicht auf verschiedene Art äußern? Der Böse gewinnt eben die Wahnsinnigen nur durch Wahnsinn, und wie er früher in Macht triumphirte und durch Glanz blendete, so besticht er jetzt das Thierische und Verworfene im Menschen durch Abscheulichkeit und kindische Gaukelei.

Und so kann nur ein Schuft sprechen! schrie der wüthende Peter Carrieur, indem seine gewaltige Faust zugleich den jungen Mann beim Halse ergriff. Der starke Mann machte Miene, den nach Hilferufenden aus dem Fenster zu schleudern. Der Wirth aber widersetzte sich aller Gewaltthätigkeit, und brachte mit ernsten und freundlichen Worten alles wieder zur Ruhe. Flamand war todtenblaß geworden und verließ mit kurzem Abschiede das Haus.

Alle beurlaubten sich jetzt, verstimmt, erschreckt, betrübt, voll Sorge, was sich aus dieser Begebenheit entwickeln möchte. Labitt blieb zuletzt, und zu diesem sagte halb scherzhaft der wohlwollende Schakepeh: Freund Poet und Maler, Euch sollten diese wilden Bürgersmänner eigentlich ein wenig auf die Finger klopfen, denn Ihr habt durch Euer Gemälde vom Hexen-Sabbath die Menschen vielleicht zuerst wieder auf diese Fratzen und Abentheuer gebracht.

Nun, nun, sagte Labitt; die Dummheit war schon da, schon als Spaß im goldnen Esel. Aber freilich, ich hätte mit meinen Farben bessere Gestalten anstreichen können. Unser Verstand ist ein schwaches Werkzeug, da die alte Gertrud so hat unsinnig werden können. Wir sollen uns Alle hüten.

---

Die Stadt Arras war nach diesen Vorfällen in großer Aufregung. Keiner hatte geahndet, daß dergleichen Unerhörtes plötzlich geschehen könne. Die Reichern, die Verständigen, die Bürger und die Jugend sahen, daß plötzlich etwas als Ernst behandelt wurde, worüber sie wohl nur als über einen Gegenstand des Lachens gesprochen hatten. Viele unter dem Pöbel, manche aus den ärmern Classen hatten ihrer Schadenfreude keine Hehl, daß etwas geschehen war, welches die Klügeren niemals hatten glauben wollen. Viele Priester gaben sich ein geheimnißvolles Ansehn, und beantworteten die mancherlei Fragen nur mit bedenklicher Miene, die von den Zudringlichen an sie gerichtet wurden.

Die Schöffen und die Bürgerschaft, mit einigen der Adligen verbunden, sendeten einige ehrbare Männer an den Herzog, um ihre Beschwerden vorzutragen.

Der Bischof von Baruth hatte am folgenden Tage die vornehmsten Geistlichen, unter welchen sich auch der Dechant und der Canonicus Melchior befanden, zu einer Synode berufen. Er trug ihnen vor, was sie schon wußten, und da keiner antwortete, forderte er sie auf, ihm ihre Meinung frei und unverholen mitzutheilen. Der Dechant schwieg, aber Melchior machte ihn auf die Unwahrscheinlichkeit und das Thörichte dieser Vorfälle, Schilderungen und Anklagen aufmerksam, er wünschte, daß man diese Frauen als Kranke behandle, sie freigebe und alles unterdrücke.

Die kleine Gestalt des Bischofs erhob sich im heftigen Zorn. Er ging dem Sprechenden ganz nahe und sahe diesem scharf in die Augen. Nein, sagte er dann, aus Euch spricht nur Einfalt und Gutmüthigkeit, und Ihr seid kein Mitglied dieses höllischen Ordens.

Wie meint Ihr das, Herr Bischof? fragte Melchior erstaunt.

Ihr wißt, sagte der Bischof, daß ich im Jahre 1450 in Rom war, und dort das große Jubiläum mit gefeiert und erlebt habe. Dort hatte ich Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen. Rom, die große Stadt, war so mit Fremden und Pilgrimmen aus allen Ländern Europens überdrängt, daß sie kaum Platz fanden und sich täglich die sonderbarsten und bedenklichsten Vorfälle ereigneten. Auch fand ich Gelegenheit, mich bei den frommsten und gelehrtesten Priestern zu unterrichten. Schon damals vernahm ich von Zaubereien und unerlaubten Künsten, die man seit Jahrhunderten, im Norden wie im Süden, getrieben hatte. Diese Schulen der Zauberei, von denen wir schon in sehr alten Chroniken lesen, sind niemals untergegangen. Und immer ist dieses Verbrechen mit der Gottlosigkeit der Ketzerei verbunden gewesen. Alle früheren Manichäer, Donatisten, Arrianer, nachher die Waldenser und Albigenser, zu Zeiten die Juden, sind Zauberer gewesen, und haben durch ihr Verbündniß mit dem Satan es wie oft möglich gemacht, mit einem Schein von Tugend, Weisheit und Frömmigkeit zu glänzen, und arme Unwissende zu blenden und zu verführen. Immer wieder wird die Bosheit auf eine Zeit verschwiegen und unterdrückt, sie tritt von neuem hervor, und wieder muß die rechtgläubige Kirche dagegen kämpfen. Es ist Bosheit und Unglaube, zu sagen, diese Abscheulichkeiten seien nicht wirklich und nur Erzeugnisse einer kranken Einbildung. Jeder, der dies dreist behauptet, macht sich selber der Zauberei und eines Bündnisses mit bösen Geistern verdächtig, wenn er nicht bald von seiner Unwissenheit zurückkommt. Aber ich bin damals, in Rom, erschrocken, wie viel Menschen, die unter dem Vorwande, als Christen das Jubeljahr zu feiern, nach Rom kamen, sich dem Teufel, der Ketzerei und Zauberei ergeben haben. Viele Tausende sind von Christo abgefallen und seine Feinde geworden, Millionen dieser Bösewichter sind in allen christlichen Ländern verbreitet. Von den höchsten Theologen belehrt, sah und erfuhr ich, daß Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, der Weltgeistlichen und Mönche zu geschweigen, diesem gottlosen, ungeheuren Bunde angehören. Soldaten, Bürger, Ritter, Studirte, Kaufleute und Bauern in allen Ländern. So ist es nahe daran, daß sich die Kirche auflöst und unse heilige Religion gestürzt wird. Was fehlt noch, als daß sich irgendwo ein mächtiger, unternehmender Fürst an die Spitze dieser Abtrünnigen stellt, und er kann Papst und Clerisei, Rom und die Gesetze Gottes umwerfen, und ein neues Reich beginnen, in welchem Christus von seinem Stuhle gestoßen wird. Den Ausbruch dieser furchtbaren Begebenheit können wir jeden Augenblick erwarten. Wer weiß, wo jetzt schon der Fürst oder König lebt, der sich zum Heerführer dieser Bande machen möchte. Darum müssen wir von der Geistlichkeit dagegen kämpfen mit allen unsern Kräften, mit Lebensgefahr, um diesen großen, furchtbaren Augenblick zu verhindern oder zu verzögern, durch Schreck und Furcht die widerspenstigen Gemüther in die Bahn des Glaubens zurück zu treiben. Mögen die Ueberweisen unser Werk und unsern Eifer verlachen und verspotten; auch die Apostel wurden verhöhnt, auch der Heiland verachtet.

Noch muß ich zweier Dinge erwähnen, die meinen Brüdern vielleicht wunderbar, manchem unglaublich scheinen mögen.

Alle Welt weiß, daß damals in Rom die Brücke über den Tiberstrom zerbrach und Hunderte in den Fluthen ihren Tod fanden, viele auf immer verstümmelt waren und krank und elend blieben. Das aber wußten ich nur und die Freunde, die mit mir in die Geheimnisse drangen, daß die Zauberer dieses Unglück herbeiführten, denn alle die dort umkamen, waren Fromme und Rechtgläubige.

Das zweite Wunder ist, daß ich von meinem ehemaligen, frommen, heiligen Lehrer die Gabe erhielt, jedem Ketzer, Hexenmeister, jeder Hexe es an den Augen ansehn zu können, ob sie zu der verworfenen Zunft gehören. Mich kann daher kein Mensch trügen. Mein ist das Amt, die Untersuchung, die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen mein, und so weit ich wirken und helfen kann, soll zum Besten der Menschheit und dieser armen Seelen selbst, keine von diesen Angeklagten anders als auf dem Wege des Scheiterhaufens zur Buße und Versöhnung gelangen.

Alle erschraken. Die Canoniei sahen sich schweigend an und der Dechant fragte endlich: Auch die alte Gertrud?

Wie anders? erwiederte der Bischof. Sie hat mit Umständen, mit überzeugenden, sich selbst angegeben. Sie muß nun, freiwillig oder auf der Folter, andre Mitschuldige anzeigen, nicht minder jene Armgart und die andern Weiber, damit wir unsre Stadt und Gegend säubern können.

Man ging wieder auseinander. Die Einrede der Geistlichen hatte nichts gefruchtet, da der Bischof sich auf frühere Proceduren und vorgeschriebene Formen berief, da alle seinen Wahnsinn fürchten mußten, der keinen Anstand nahm, jeden Widerspruch mit dem Namen Ketzerei zu bezeichnen.

Der Dechant blieb zurück. Im Vertrauen auf sein früheres Verhältniß mit dem Bischofe wollte er ihm deutlich machen, wie viel er wage, wenn er sich bei der Bürgerschaft zu sehr verhaßt mache; wie vielleicht der Herzog, ja der Papst selbst, diese Strenge nicht billigen möchten. Er suchte seinen Stolz in Bewegung zu setzen, daß sein Ruhm bei diesem sonderbaren Unternehmen leiden könne.

Schweigt! rief der Bischof im höchsten Zorne, ich kenne Euch ganz. Es fehlt nur um wenige Zoll, so steht Ihr selbst unter den Ketzern. Weiß ich nicht, wie vertraut Ihr mit der verruchten Hexe Denisel umgegangen seid? Eine Freundschaft mit dem verworfenen, gottlosen und lasterhaften Weibe, die allen Ehrbaren ein Anstoß und Aergerniß war! Seid Ihr nicht freiwillig zur alten Hexe Gertrud hingelaufen? Eure Zweifelsucht, Eure Lust am Witz und grübelnder Untersuchung sind schon die Vorschwelle zur Zauberei und Gottesverleugnung.

Wie könnt Ihr, sagte der Dechant, meinen Umgang mit einer Frau, die Ritter und Kaufleute besuchen, so ärgerlich auslegen? Als wir die Schriften von Langres und die Bekenntnisse des hingerichteten Robert erhielten, war ich es, der Euch, selbst unerbrochen, alle jene Briefschaften und Papiere übergab. Nachher, als Ihr mir sie zur Untersuchung gabt, konnte ich die Blätter, welche die Denisel betrafen, zurück behalten. Daß ich aber so offen verfuhr, muß Euch beweisen, wie wenig ich mir vorzuwerfen habe, und wie mein Verhältniß zu dieser Frau ein ganz untadeliges muß gewesen sein.

Ihr hättet mir die Blätter zurückhalten können? rief der Bischof erbost; Ihr irrt! Thatet Ihr es, so wart Ihr selbst verloren, armer Mensch. Ihr selbst hattet mir in vertraulichen Stunden schon zu vieles von dieser Denisel vorgeschwatzt; ich hörte Euch zu und antwortete nicht; aber ich habe mir alles gemerkt und eingeprägt. Und haben denn nicht Hunderte die gottlosen Worte dieser Denisel und des alten verruchten Labitt gehört? Alles soll bei Euresgleichen für Scherz und Witz, oder Poesie und artige Phantasiebilder gelten, worin aber das ganze Gift der Hölle verborgen liegt. Nein, Mann, noch bin ich Euer Freund; noch, ich sehe es Euch an, seid Ihr nicht ausdrücklich von Gott abgefallen. Darum wahrt, so lange es noch Zeit ist, Eure Seele und Eure Ehre als Priester. Morgen werde ich ernster mit Euch sprechen. Euer Liebchen wird heut noch in Gewahrsam genommen; sie und der alte Maler, den das Volk nur den dummen Abt nennt, sollen uns wohl, sie mögen wollen oder nicht, die eigentlichen Obern ihrer Rotte verrathen.

Herr Bischof, rief der Dechant, Ihr könntet so weit gehen, und diese Armen, Unschuldigen —

Noch ein solches Wort! sagte der Bischof, indem er den Bestürzten mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung ansah — und Ihr sitzt gefesselt im dunkeln Gefängniß. Ich muß wissen, was ich zu thun, was ich zu lassen habe. — Kommt jetzt mit mir zur alten Gertrud, um ein vorläufiges Verhör mit ihr anzustellen.

Sie verließen den Palast, um sich nach dem Gebäude der Inquisition zu begeben. Auf der Straße hatte sich das Volk zusammengerottet und sprach und erzählte von diesen neusten Begebenheiten. Der Andrang war groß, und man bemerkte erst die kleine Figur des Bischofs nicht. Viele schalten, andre spotteten, und zwei freche, gemeine Dirnen, die sich aus einer kleinen, finstern Gasse an das Licht gewagt hatten, sagten zu einem englischen Soldaten: Freund Engelbert, habt Ihr auch schon die dummen Geschichten gehört? Die andre rief: Hexen! Hexen! das ist doch einmal etwas Neues vom Jahr; unser Bischof sorgt dafür, daß wir Spaß haben, der einfältige kleine Knirps.

Der Bischof stand hinter ihnen, winkte den Häschern und rief: Nehmt diese beiden Dirnen fest, belegt sie mit Ketten, sie sind selbst Hexen, bringt sie in den Gewahrsam, der Scheiterhaufen wartet ihrer.

Wir Hexen? schrieen die Dirnen mit Entsetzen, — woher? warum?

Die Häscher ergriffen sie gewaltsam. Sie kreischten, riefen um Hülfe, und das Getümmel ward so groß, der Andrang der Neugierigen so gewaltsam, daß der Bischof verhindert wurde, seinen Weg fortzusetzen. Die Häscher waren mit ihrer Beute auch in den schreienden und fragenden Volkshaufen eingeklemmt, und immer mehr Menschen strömten aus den Gassen herbei, um zu erfahren, was sich begeben habe. Der Dechant wollte sprechen, um die tobende Menge zu beruhigen, aber seine Stimme ward in dem lauten Geschrei, selbst von den Nächsten, nicht vernommen.

Jetzt näherte sich ein ehrbarer Mann, der nicht mehr jung war und in der Stadt eines großen Ansehns genoß. Er, als Schöffe, hatte das Recht, sich um die Ursach des Tumultes zu erkundigen; auch machte seine Gegenwart das Volk scheu, denn diejenigen, die ihn bemerkten, wurden jetzt still und traten auseinander. Er fragte und hörte, und da er vernahm, daß der Bischof mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte, so machte er sich Platz bis zu dem kleinen Manne, begrüßte ihn höflich und sagte dann: Verehrter Herr, es thut mir leid, Euch hier so zwischen dem schreienden Volke zu finden, und das aus Ursach jener beiden unzüchtigen Dirnen; diese, da sie sich ungebührlich gegen Euch betragen haben, sollen alsbald aus der Stadt gewiesen werden, der sie nur Aergerniß geben. Habt daher die Güte, den Dienern und Häschern zu befehlen, sie einstweilen frei zu lassen, damit das Volk sich wieder beruhige.

Herr Takel, erwiederte der Bischof trotzig, wer giebt Euch das Recht, Euch in meine Amtsgeschäfte zu drängen? Diese jungen Hexen sind der Inquisition verfallen und sollen von der und mir gerichtet werden. Die Verweisung aus der Stadt wäre für ihre Bosheit nur eine geringe Strafe.

Takel sah den Geistlichen aufmerksam an, betrachtete wieder die weinenden Dirnen, die sich den beiden Männern zu Füßen geworfen hatten und die Hände rangen, und erwiederte mit einigem Unwillen und scharfem Tone: Herr Bischof, ich darf Eure Rechte bezweifeln, daß ihr also verfahren mögt. Ihr mochtet vorerst uns Schöffen von diesen Vergehungen Nachricht ertheilen, und so gelangte Eure Klage, wenn sie gegründet ist, an die Obrigkeit unsrer Stadt. Ich zweifle, daß das geistliche Gericht also willkührlich verfahren darf, und obenein in einer so höchst seltsamen Sache, von der wir fast nie gehört haben, oder wo das vorgegebene unbegreifliche Verbrechen jedesmal von denen, die nicht vom Wahne hingerissen waren, bezweifelt wurde. Woher wißt Ihr, daß sie Hexen sind, diese Unglücklichen? Was nennt ihr überhaupt mit diesem Namen!

Herr, rief der Bischof, der schon die Fassung verloren hatte, Ihr sprecht, als wenn Ihr mich hier öffentlich verhören wolltet! Von der alten Hexe Elsbeth, die vom Dorfe hereingebracht worden ist, sind diese ebenfalls angegeben, weil die Alte mit ihnen gemeinsam den verruchten Hexen-Sabbath gefeiert hat.

Der Schöffe Takel lächelte. Dieses alte Weibsbild, sagte er, ist mir nicht unbekannt, denn sie ist die Frau meines Gärtners draußen. Laßt Euch aber dienen, Herr; diese Alte, die von jeher confuse war, hat sich ihre Armuth so zu Gemüthe gezogen, denn sie war immer hoffärthig, daß sie seit Kurzem verrückt geworden ist. Ich habe den Leuten immer geholfen, aber die Wirthschaft wurde zu schlecht verwaltet, und jetzt wollte ich schon, dem Manne das Leben zu erleichtern, die Unkluge in den Narrenthurm schaffen.

Wolltet Ihr? rief der Bischof; ei, wie fein! Sie in den Narrenthurm schaffen! Nicht wahr, dahin würdet Ihr mich auch gern abliefern wollen, wenn es Euch gestattet würde? Freilich, wenn sich das Gewissen rührt, wenn man aus solchen Augen schaut, so kann man nicht wünschen, daß die Kirche hergestellt und erhalten werde. Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch nicht kenne? Denkt Ihr mir zu entgehen? Das Gericht ist offen, und wird wissentlich keinen Schuldigen entschlüpfen lassen.

Der Schöffe Takel war so erstaunt, daß er Anfangs keine Worte finden konnte. Endlich fuhr er auf und sagte: Ich verstehe Euch nicht, geistlicher Herr, und mag Euch nicht verstehen, denn Eure Rede ist ohne Sinn. Trotz sei dem geboten, der mich eines Verbrechens bezüchtigen kann. Ihr werdet aber vorerst diese beiden Dirnen der Obrigkeit der Stadt und mir übergeben, bis sie verhört sind, und hier nicht Kläger und Richter zugleich in einer Person spielen wollen, denn es ist doch unerhört, auf Angabe von Unklugen unschuldige

Menschen einer tollen Bosheit bezüchtigen und sie ohne Untersuchung strafen zu wollen.

Da das Volk diese Rede des Schöffen vernahm, der von allen hochgeachtet wurde, so erhob sich von neuem ein Geschrei, Steine flogen, man machte die Dirnen von den Häschern frei, und diese bemühten sich, fliehend das Gewühl der Menschen zu durchbrechen. Da erhob sich der Bischof auf die Schwelle eines Hauses, vor welchem er stand, und rief: Wer sich an den Dienern der Obrigkeit vergreift, ist im Bann der Kirche, und ein solcher, wenn er nicht augenblicks vom bösen Werke absteht, sei verflucht. — Alles war still geworden, und die Häscher kehrten zurück und bemächtigten sich der Dirnen von neuem. — Die Diener der Obrigkeit, welche dem Schöffen gefolgt waren, standen regungslos. Der Bischof winkte wieder und fuhr mit erhabener Stimme fort: Zugleich befehle ich, daß die Häscher diesen argen Ketzer und Hexenmeister greifen, diesen verruchten Johann Taket, der hier einen Aufruhr hat erregen wollen, denn jene Zauberin Elsberth hat auch ihn als einen Mitgenossen ihres satanischen Bundes freiwillig angegeben.

Alle standen stumm und blaß. Der Schöffe sah nach den Dienern der Gerechtigkeit, welche sich zitternd zurückzogen, ohne nur nach dem Angeklagten umzuschauen. Ihr Bürger und Ihr übrigen wackern Leute hier, rief Taket ganz außer sich, konnt Ihr es dulden, daß ein Mann, den Ihr als unbescholten alle kennt, hier von einem Wahnsinnigen gemißhandelt werde? Daß auf die Anklage einer verrückten Bettlerin, die von meinen Wohlthaten gelebt hat, ich für einen Zauberer und Verbündeten des Satans gelten soll? — Er blickte umher, aber alle waren scheu von ihm zurückgewichen, alle entfernten sich, von stummer Angst gefesselt, und die Häscher führten ihn, der nun ruhig wurde, als er sah, daß jeder Widerstand vergeblich sei, nach der Inquisition.

Hierauf ging der Bischof weiter, das Volk zerstreute sich, erschreckt und betäubt, und der Dechant folgte seinem Vorgesetzten in tiefen Gedanken. Ich weiß, sagte der Bischof zum Dechanten, daß Ihr mich stets für einen schwachen Mann angesehen habt, weil ich Euren gelehrten Floskeln nicht habe Rede stehn können und mögen, Ihr seht jetzt meine Kraft und Macht. Die Menschen und ihre Satzungen sind mir gleichgültig, und ich lasse jedem gern die Ehre, gelehrter zu sein als ich; aber wo es das Reich Gottes gilt, da sollt Ihr erfahren, daß ich standhafter und kräftiger bin als irgend wer. Ihr wart der Erste, der mich auf diesen und jenen Unfug in der Stadt aufmerksam machte, Ihr dachtet vielleicht, mit dem Feuer zu spielen und mich nur zu necken; Ihr seht aber, daß Euer philosophischer Spaß zur lichten Flamme ausschlägt, die Euch und alle verzehren kann.

Beide gingen in das große Gebäude der Inquisition, um die Schuldigen noch einmal zu hören, bevor die Folter angewendet wurde, der sie vielleicht entgehen konnten, wenn sie eine recht große Zahl von Mitschuldigen angaben.

Nachdem sich das Volk wieder zerstreut hatte, sah man den Canonikus Melchior mit seinem Vetter, dem jungen Ritter Köstein, über den Platz wandeln. Sie erwarteten den jungen Flamand, den Advokaten, um den verwundeten Denis wieder zu besuchen, und seine Aussage, wegen des Mordes, aufzuschreiben. Der Canonikus war sehr verstimmt und aufgeregt, weil es ihn verdroß und erschreckte, daß ein Prälat, den Alle bis dahin nur gering geschätzt, ja wohl verachtet hatten, plötzlich eine so drückende Tyrannei über sie Alle ausübte. Die letzte Begebenheit, von der er Zeuge gewesen war, hatte ihn erschreckt und um alle Fassung gebracht. Jetzt, sagte er zu dem Jüngling, kann es kaum einer mehr wagen, ihm zu widersprechen, wenn er nicht sogleich Gefahr laufen will, auch als Zauberer dem Gefängniß überliefert zu werden. Das gräßlichste Unheil schwebt uns allen über den Häuptern; denn da er keinen Anstand genommen hat, den wackern Taket, welchen die ganze Stadt ehrt und liebt, unter diesem Vorwand gefangen zu nehmen, so wird er nicht zaudern, auch den Vornehmsten und Frömmsten zu bezüchtigen. Es ist furchtbar und entsetzlich, daß aus einem so unscheinbaren Funken sich so plötzlich diese Flamme hat entzünden können.

Er kämpft für seinen Stand und für Euch, sagte Köstein; und wenn der Mann nicht so ausgemacht dumm wäre, so könnte man ihn für einen der allerlistigsten Priester halten, die nur jemals die Welt regiert und betrogen haben. Aber er ist so gewissenhaft dumm, daß er gewiß Zeit seines Lebens noch niemals eine List begriffen, noch weniger eingefädelt hat.

Wie meint Ihr das? fragte Melchior.

Ihr seht ja, antwortete der Ritter, daß es von je her einen Kampf zwischen den Geistlichen und Weltlichen gab. Diese Kriege, welche sie mit einander führen, erscheinen in verschiedenen Gestalten, und bald ist das Recht auf dieser, bald auf jener Seite, oft haben beide Partheien gleich viel Recht und Unrecht. Seit lange scheint mir die Sache schon so verwickelt, die vielfältigen Fäden so verschlungen, die eigentliche Religion aber so tief in den Knoten hineingeknüpft, daß sie keiner mehr sehen und unterscheiden kann, wobei es doch noch eine Frage bleibt, ob durch einen künftigen Alexander, wenn er das Gestricke mit dem Schwerte durchhaut, die Welt was Erkleckliches gewinnen möchte.

Junger Mann, sagte Melchior, Ihr sprecht heut, gegen Eure Gewohnheit, so vielsinnig, daß ich Eure Meinung kaum errathen kann.

Und doch habt Ihr die Historien studirt, antwortete Köstein, und die Geschichte Eurer Kirche und ihrer Ausbreitung, so wie Eurer Händel mit tausend Ketzern und vielen Sekten, mit den Deutschen Kaisern und den Tempelherren und Frankreich. Mir scheint, die Kirche ist dadurch so mächtig, und zu Zeiten so allmächtig geworden, daß ihre Satzungen, Lehren, Wunder, Heilige und Feste sich immer vermehrt, und das erste unscheinbare Bild zu einem gewaltigen Coloß ausgearbeitet haben. So folgt jeder neuen Lehre und Erscheinung, jeder Offenbarung, eine neue Auslegung, ein neues Fest, ein neuer Kirchendienst. Die Menge wird durch die sinnliche Erscheinung, durch den Aberglauben, durch Beichte und Ablaß gefesselt und regiert. Die Vorbitten der Heiligen, die Wallfahrten, das Jubiläum, die Orden und Bettelmönche, die neuen Wunder, alles dient nur, die Kirche und ihren Vorsteher, den Papst, mächtiger zu machen, indem die Menschen immer darauf hingewiesen werden, an dem Buchstaben zu halten, den sie durch Gauben, Freude, Trauer, Büßung und Geißelung, durch Glanz und Kirchenfeste, Rührung und Putz so viel beleben dürfen, als sie nur wollen. Und ist es nicht ein schönes Leben und Weben in diesem fortwährenden Traum? Aber der Geist ist ihnen untersagt; diesen suchen, oder gar finden, ist die größte, die unverzeihlichste Sünde; denn in ihm und durch ihn genügt der Mensch sich selbst, und findet alle jene noch so großen und glänzenden Anstalten überflüssig. Religion und Glaube werden nun seine nächsten Hausgenossen, er braucht den Heiland nicht in Gebäuden und Schränken, nicht in frommen Ländern oder Legenden der Dichter zu suchen, denn er fühlt ihn, als sein eigenstes Herz, als den ersten Pulsschlag seines Wesens.

Steh' still, Vetter, sagte der Canonicus, und laß Dich einen Augenblick betrachten. Woher kommt Dir diese Weisheit, die Dich auch auf den Scheiterhaufen führen kann, wenn unser begeisterter Bischof etwas von ihr vernimmt?

Die Sorge wäre lächerlich, sagte Köstein; wer so fest steht, wie ich, wer dem Herzoge alles sagen darf, was er nur will, der kann bei diesem altem schwachen Herrn wohl Andre stürzen, selbst aber niemals gestürzt werden. Ich sage Dir, Vetter, ich bin dem herrlichen Fürsten unentbehrlich, und kann von ihm verlangen, was ich nur will; aber freilich darf ich ihm diese Gesinnungen auch nicht merken lassen, weil er mich nicht verstehen würde, er auch die Kirche so achtet, und die Geistlichen aufzuregen und zu bekämpfen so sehr fürchtet, daß er in seinem hohen Alter niemals auf etwas eingehen würde, was ihre Macht zu brechen drohte.

Sei also vorsichtig, sagte der Canonicus.

Diese Vorsicht, erwiederte der Vetter, lernt sich wohl am Hofe. Ich will Dir nur, dem verständigen Priester, deutlich machen, wie mir alle die Erscheinungen vorkommen, die sich hervorgethan haben, seit die Kirche mächtig und mächtiger geworden ist. Sie ist das Gefäß geworden, in welchem einzig und allein Glaube, Christenthum, Heiland und Gott schweben, und nur aus diesem den durstigen Seelen mitgetheilt werden können. Außerhalb dieses Gefäßes ist die Wüste, der Tod, das Heidenthum, das Böse, der Satan. Schon immer haben Denker, Fürsten und Völker sich diesem nicht fügen wollen, weil selbst der Fromme sieht, daß dort alles einem willkührlichen Aberglauben anheim fallen kann. Kluge Fürsten sahen früh ein, daß unter diesem Vorwand Papst und Clerisei die Herrschaft der Welt an sich reißen könnten. So entstanden die Kämpfe in verschiedenen Gestalten, und die Lehre der Arrianer ward als Ketzerei ausgerottet, obgleich sie eine Zeitlang herrschend war. Fromme, ächte Geistliche und große Päpste sahen aber auch in andern Zeiten ein, daß freche und kluge Fürsten den Vorwand, sich von der Tyrannei der Kirche und Clerisei loszureißen, nur benutzten, um sich selbst zu Tyrannen zu machen, und die Völker, zusammt der Kirche, in den Staub zu treten. Und so waren denn die geschmähten Priester wieder oft die Vertreter der Freiheit und der Tugend. Wenn einmal Krieg und Kampf sein muß, so hat dieses Ringen wenigstens eine edlere Gestalt als das Balgen und niederträchtige Raufen, welches unsre Vorfahren erlebt haben, und das unsern Nachkommen vielleicht bevorsteht. Als die Frömmigkeit in den Waldensern sich nun offenkundig als Kampf und Verfolgung gegen die Priester aussprach, und die Vernichtung dieser forderte, da war die Sache wieder so einfach und klar geworden, daß die Kirche, wenn sie nicht ge-

stürzt sein wollte, wohl zu jenen abscheulichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, durch welche jene armen, erleuchteten Menschen auf die gräßlichste Weise vernichtet wurden. Aber seit dem, dünkt mir, ist auch die Lehre dieser Ketzer, in tausendfachen Gestalten und Umbildungen, immer allgemeiner geworden. Gedichte, Scherze, Gelehrte, Kaufleute, Zünfte, viele von den Geistlichen, Fürsten; alles rennt, mancher selbst unbewußt, gegen die alte Kirche an, die schon vieles von ihrem Glanz und ihrer Untrüglichkeit verloren hat. Der ächte Priester, der ganz von seiner Bestimmung durchdrungen ist, muß jetzt auf Tod und Leben kämpfen. Heut ist es aber viel schwerer, der mehr ungläubigen und schon zweifelnden Welt deutlich zu machen, was Ketzerei sei, oder sie gegen diese zu entflammen. Da ist es nun recht willkommen und passend, daß sich ein Grausal aufthut, eine ganz nahe und persönliche Gegenwart des Teufels, angemalt und ausgebildet, wie ihn der gemeinste Pöbel faßt und gerne hat. Was hilft es, wenn der Verständige diesen Popanz verlacht? Die Autorität der Kirche, der Aberglaube, die Gewalt der Menge und des gemeinen Volkes werden es schon durchsetzen und die Feineren dürfen sich nicht Preis geben. Ja, es ist fast zu erwarten, daß dieser tolle Aberglaube, wie Pest, die Welt durchrasen wird, und unzählige Opfer dahin raffen, und daß die sogenannten Denker und Gelehrten eben so viel Argumente für ihn ersinnen werden, wie sie für jeden andern Unsinn erfunden haben. Und am Ende, ob die schuldlosen Opfer dem Hexen-Sabbath, oder dem Streit um das Palladium, oder dem Arrianismus, oder dem Glauben der Waldenser fallen, oder der Lehre des Huß, kommt das nicht alles auf eins hinaus? Auch dem Götzen der Freiheit, auch dem Handelsvortheil, auch dem Eigensinn und der Habsucht des Adels sind schon Viele geschlachtet worden. Man muß lachen, wenn Viele glauben, daß die Menschen vernünftiger und besser werden, und daß die Welt sich immer mehr in Zukunft auslichten soll. Das ist auch wieder Aberglauben, und vielleicht, wenn die Kirche einmal gestürzt ist, fordert er auch seine Opfer. Jetzt aber wird Schreck, Angst und Furcht in allen Familien und Ständen sich erzeugen, und das Ansehn der Geistlichen ist auf eine Weile wohl wieder gerettet. Darum hütet Euch, einsichtsvoller Vetter, zu stark und kräftig gegen diesen Unsinn zu reden, denn Ihr bekämpft dadurch Euch selbst und Euren Beruf; tragt aber auch nicht ohne Noth Brände hinzu, denn an denen wird es nicht fehlen.

Melchior stand wieder still, und sah den jungen unklugen und überklugen Propheten mit Erstaunen an. Jetzt glaube ich wirklich, sagte er dann, daß zuweilen ein Geist von den Lippen der Unmündigen weissagen kann. Ich vermuthe fast, Du verstehst Deine eignen Worte nicht ganz, wenn ich Deinen Leichtsinn, Dein umfahriges, unstätes Wesen, Deinen kindischen Dünkel und Deine Naseweisheit bedenke.

Köstein sah den Oheim freundlich an und lachte laut und herzlich. Geht es denn, sagte er dann, mit Deinem Bischof etwa in einer andern Melodie? Ihn hat auch ein fremder, hocherleuchteter Geist der Weissagung befallen. Denn der klügste, geriebenste und durchtriebenste Pfaffe hätte doch nichts Besseres thun können, als für Geld und gute Worte ein Paar alte Weiber zu gewinnen, daß sie diese Albernheit von ihrem Hexen-Sabbath aussagen mußten, um in dieser ganz neuen Form die Sünder und Abtrünnigen anzugeben. Offenbar benutzt ein Satan, oder Beelzebub, oder sonst ein schadenfroher Geist diesen Kopf, in dem er leicht Quartier finden konnte, weil er so leer ist, und also jedem Gaste offen steht, um ihm diese Dummheiten einzublasen. Dieser fromme Bischof glaubt sie nun wirklich, und handelt bloß nach seinem Gewissen. Lächerlich und tröstlich ist es nur, daß, wenn die Kirche wirklich von Gott ist, wie doch so Viele sagen, der böse Geist der Lüge also nun selbst dazu wirken muß, diese zu stärken, und so manchen Baustein, der heruntergefallen war, wieder mit vieler Müh und Sorgfalt einzufugen.

Komm, mein Freund, sagte Melchior; diese Art, die Dinge der Welt anzusehen, will mir nicht zusagen. Auch ist unser Geschäft so ernst, daß es wohl geziemlich ist, unsern Geist dazu zu sammeln.

So heiter und leichtsinnig Köstein zu seinem verwundeten Feinde ging, so ernst und verstimmt kam er von diesem zurück, weil er vernahm, daß er sich jedem vorläufigen Verhöre weigere und sich jeder Untersuchung entziehe. Der Sachwalter des Gefangenen erklärte nämlich, dieser Denis, der jene Ermordung eines Verwandten Melchiors und Kösteins nicht leugnen wolle und könne, habe sich auf den Erbprinzen des Burgundischen Hauses, auf Carl, Grafen von Charolais, berufen, indem er sich nur in seiner Gegenwart, und zwar nur ihm allein, erklären könne, weshalb er jene That unternommen habe; er wollte dem Prinzen zugleich so hochwichtige Geheimnisse entdecken, daß er seiner Gnade und Verzeihung fast versichert sei.

Als Melchior seinen Vetter so nachdenkend sah, sagte er: Ich fürchte, Du hast auf die Gnade des Herzoges zu viel gebaut, und dich in Complotte und Schlechtigkeiten mit diesen Croys, dem Grafen Etampes und ihren großen und kleinen Helfershelfern verstrickt. Es ist ja bekannt genug, wie aufsässig sie alle dem Erben des Herzogthumes sind. Der Dauphin Ludwig, so sehr er hier Schutz und Liebe bei unserm Philipp gefunden hat, schürt doch immer das geheime Feuer. Alle sind gegen den Erben und lauern schon auf den Tod unsers alten Fürsten; die meisten mehr oder minder mit Frankreich im Einverständniß.

Jetzt siehst Du zu weit, lieber Vetter, sagte Köstein, der sich wieder zu seinem gewöhnlichen Leichtsinn zwang. — Fühlst Du Dich nicht rein, sagte der Canonicus, so benutze die Zeit, die Dir noch gegönnt ist, und mache Dich über die Gränze.

Das wäre eine treffliche Auskunft! rief Köstein; und meine Gemahlin, meine Landgüter, meine Schätze, mein jährliches großes Gehalt, alles dahinten lassen, um einem nichtigen Gespenst zu entfliehn!

Das vielleicht, sagte Melchior, nicht so wesenlos ist, als diese Hexen und ihr Sabbath.

Sie trennten sich, und Köstein verschloß sich auf seinem Zimmer, um seiner Lage nachzudenken und wie er sich benehmen solle.

---

Die Stadt war in ein stumpfes Erstaunen, in Betäubung und Schreck versenkt, denn alles, was geschah, war so plötzlich und ohne Vorbereitung eingedrungen, war dem gewohnten sichern Lebensgange so entgegen gesetzt, daß keiner sich fassen und sammeln konnte, sondern Alle wie in einem ängstigenden Traume festgehalten, ohne Heiterkeit, Kraft und Entschluß fortlebten, völlig ohne Rath und Hülfe. Peter Carrieur schien der Einzige, der entschlossen war, diese eindringende unerhörte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben; er rieth, die Bürger zu bewaffnen, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und den Bischof, als unfähig, sein Amt zu verwalten, vorläufig als krank zu behandeln, bis er vom Papste seiner Würde entsetzt sei; er war überzeugt, daß der Herzog und der Adel diesen gewaltsamen Schritt, wenn sie erführen, was ihn veranlaßt, billigen, sich ihm wenigstens nicht widersetzen würden. Er, einer der reichsten Männer des Landes, erbot sich, die vielen Arbeiter seiner Fabriken zu bewaffnen und der Bürgerschaft zu Hülfe zu senden. Aber Schakepeh und die meisten Schöffen erschraken vor dieser Maasregel, weil sie zum Bürgerkriege führen könne, welcher vielleicht gar den Untergang ihrer Stadt herbeiführen möchte.

Wenn wir uns nicht einigen können, sagte Carrieur, so sind wir freilich nur schwach. Sieht aber der Fürst unsern Ernst, und daß dieser Aufstand kein Vorwand ist, um ihm seine Rechte zu verkürzen, so wird er unsre Gesinnung achten. Könnt Ihr es denn dulden, daß auf offnem Platz der wahnwitzige Priester unsern würdigen Schöffen von den Häschern hat ergreifen und als des Scheiterhaufens würdig in das Gefängniß werfen lassen? Die Sache spricht, ohne unsre Worte, für sich selbst. Taket soll ein Hexenmeister sein, sich dem Satan verschrieben und einen Gast beim Hexen-Sabbath abgegeben haben? Seit unsre Stadt gebaut ist, ist noch unter keinem so dummen Vorwande ein Bürger in den Kerker geführt worden.

Gebt Euch Geduld, Zornesmann, sagte Schakepeh; daß das nicht kann geduldet werden, sehen wir Alle ein, nur verderben wir nicht durch Uebereilung und Zorn unsre gute Sache. Erwartet die Boten von unserm gütigen Herzoge zurück, er wird uns Recht sprechen, und seine Bürger, die er liebt, durch welche er reich und mächtig ist, nicht unter so nichtigem Vorwande verderben lassen. — Man ging wieder auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Der reiche Peter Carrieur wollte über diese Schwachheit verzweifeln. Jachzornig, wie er war, hatte er unbesonnen einige Worte gegen seine Arbeiter fallen lassen, und indem er jetzt nach dem großen Hause ging, wo die Tapetenwirker für ihn arbeiteten, sah er in seinem Hofe ein großes Getümmel. Die meisten seiner Arbeiter waren dort versammelt, und Guntram, der älteste unter ihnen, ein riesengroßer Mann von wilder Natur, theilte ihnen Waffen aus. Was ist das? rief Peter. — Wir wollen Eure Stadt vertheidigen, sagte Guntram; alle diese guten Gesellen sind frohen Muthes, und wollen mit uns leben und sterben.

Peter Carrieur befahl ihnen, die Waffen nieder zu legen und wieder an ihre Arbeit zu gehen; dem großen heftigen Mann aber winkte er zu bleiben, und ging mit ihm in seinen Garten, in welchem sie nicht gehört werden konnten. Warum übereilt Ihr Euch so? sagte der Herr zu seinem Gesellen. Die Bürger würden nicht zu uns stehn, die Schöffen sind

unentschlossen und voll Angst, der Adel zöge vielleicht gegen uns. Dann wären wir verloren, wenn der Herzog nachher noch seine Reisigen gegen uns schickte. Ja, wären wir einig und dächten Alle so wie ich, so wollten wir diesem kleinen verrückten Bischof bald sein Spiel verderben.

Wie Ihr wollt, Herr, sagte Guntram; aber Ihr seid in diesen Dingen nicht so erfahren wie ich. Ich habe den großen Aufstand in Gent mitgemacht, früher war ich Soldat; wo es Lärmen und Scharmützel gab, da wurde ich von meinem Gemüthe hingezogen. Es liegt oft nur an einer Kleinigkeit, daß eine ganze Stadt und Landschaft in den hellen Aufruhr hinausbricht. Sitzt Alles still und läßt sich alles Unheil auf Ohren und Rücken regnen, so ergiebt sich freilich nichts. Aber oft bedarf es nur einer Handvoll Menschen, die steif und fest auf ihrem Willen bestehen, so befeuert das die Andern; der Schläfrigste wirft seine Mütze ab und setzt fluchend den Sturmhut auf; der Spektakel ergreift Alles; in jeder Gasse rühren sich die Menschen und besinnen sich darauf, daß sie etwas zu verfechten haben. Wie ein Fieberhitziger steckt einer den andern an, und sie trotzen, schreien und toben, und wissen oft selbst nicht, was sie wollen. Manchmal haben sie keine Sache zu verfechten, die finden sie dann aber im Tumult. O, ich weiß mit den Geschichten Bescheid und kenne das Gemüth meiner Landsleute. Einer, dann etliche, dann mehr müssen nur voran. Jeder denkt dann, die haben Hinterhalt, so laufen sie mit und begeistern sich und andre. Die Masse wächst, wie ein gerollter Schneeballen, und indem sich jeder auf den andern verläßt, wird er selber muthig. Und Ihr nun gar! Ihr habt ja die allerbeste Sache von der Welt zu verfechten. Jetzt sind es gerade dreißig Jahre, als ich dabei stand, wie das gute Mädchen von Orleans verbrannt wurde. Das tapfere Kind, das damals den jetzigen Franzen-König aus seinem Elend errettete, sollte nun auch eine Hexe sein. Das, dachten wir alle, wäre nun gewiß die letzte Hexe, die sie auf den Scheiterhaufen setzten, denn die schändliche Lüge sprang allen in die Augen. Die Menschen weinten und ächzten, als sie das geduldige, schönlockige Schlachtopfer in seinen qualvollen Tod hineingehen sahen. Ich versichere Euch, hätten sich nur vierzig Menschen einen echten Muth fassen können, so wäre wohl das ganze Volk, trotz den Englischen Soldaten, zur Meuterei erwacht. Laßt uns gewähren, Herr, und Ihr sollt Wunder sehen.

Ich verbiete Dir jedes Unternehmen, sagte Carrieur, wenn Du nicht willst, daß ich Dich, so nützlich Du mir bist, fortschicken soll.

Meinthalb, sagte Guntram verdrießlich; aber ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr es noch bereuen werdet, so unsern guten Willen verkannt zu haben.

Köstein, von der Forderung und Apellation des verwundeten und kranken Denis erschreckt, nahm unvermuthet von seinen Freunden, Bekannten und dem Canonicus Melchior Abschied, um schnell zum Herzog zu reiten, damit ihm die Berufung auf dessen Sohn keinen Schaden bringen möge. Er war überzeugt, daß es nur weniger Worte beim alten Fürsten bedürfe, um Alles niederzuschlagen, was irgend Wahres oder Unwahres gegen ihn vorgebracht werden könnte. Melchior war um seinen Vetter besorgt; dieser aber verlachte in seinem jugendlichen Uebermuth nur die Furcht des älteren Mannes.

Friedrich war eben bei der tief betrübten Frau Catharina, um sie zu trösten, als sie durch einen Boten, den sie nicht kannte, und der sich schnell wieder entfernte, folgendes Blatt erhielt. Die Schrift war verstellt, und der Schreiber nicht mit Sicherheit zu errathen.

„Entflieht! Noch heut, wo möglich noch in dieser Stunde. Am sichersten nach Frankreich oder Deutschland. Zaudert nicht. Wählt das Land, das ihr am ersten erreichen könnt. Nehmt Juwelen und Geld mit, so viel Ihr könnt. Morgen ist Alles zu spät. Laßt auch das Beste zurück, um Euch nur selbst zu retten."

Sie sahen sich an und auch Friedrich war erblaßt. Ich fliehe, sagte sie, denn ich errathe, von wem dieses Blatt kommt; es ist eine That der Reue, denn der Dechant hat erst diesen Unsinn des Bischofs befördert, den er jetzt vielleicht gern zur Vernunft bringen möchte. Es scheint also, die Sache wird ernster, als selbst unsre böseste Furcht ahnden konnte.

Wie kann ich Euch nützen, arme Freundin? fragte Friedrich; soll ich Euch begleiten? Braucht Ihr mehr Diener?

Nichts von alle dem, sagte sie, was nur Aufsehen machen würde. Ich gehe in einer Stunde mit meinem Reisewagen fort, als wenn ich jemand auf dem Lande besuchen wollte, nnd suche die Küste zu erreichen, um von da nach England zu gehen. Ich habe am Hofe dort einige Jugendfreundinnen, die mich aufnehmen werden. Zwar ist mir nach dem entsetzlichen Schicksale meines geliebten Robert das Leben verhaßt, aber ich will nicht so sterben, unter Martern, als Scheusal, ein Opfer des Aberwitzes.

Friedrich nahm mit einer herzlichen Umarmung Abschied von der schönen Frau. Er konnte nicht weinen, aber sein Herz war unendlich beschwert, und als er aus der Thüre trat, versagten es die Knie, ihn aufrecht zu erhalten. Er kehrte noch einmal um, sich etwas mehr zu sammeln, und sagte erschöpft: Daß ich Euch so verlieren soll, die ich niemals mein nennen durfte, konnte uns wohl keiner vorhersagen.

Vielleicht sehen wir uns wieder, und bald, antwortete sie; dieser Traum der Thorheit, dieser Schwindel muß ja doch bald vorüber gehn. Wahrt Eurer Gesundheit, geliebter Freund, gedenkt Eures alten Vaters.

Noch einmal drückte der Jüngling die schöne Gestalt an sein Herz, dann eilte er schnell aus dem Hause, um einen Vorsatz auszuführen, der ihm im letzten Augenblicke wieder Kraft und Hoffnung gegeben hatte. Er eilte nehmlich nach der Residenz des Bischofes, und ließ sich bei diesem melden und um eine Unterredung bitten. Ein Priester führte ihn durch die Gemächer in das Zimmer des Bischofes, den er in Gesellschaft des Dechanten traf. Der kleine Mann saß und hielt das feurige Auge starr auf ein Blatt geheftet, welches er las und dann unterschrieb. Der dienende Priester nahm es dann aus seiner Hand und entfernte sich stumm und mit einer tiefen Verneigung. Noch blieb der Bischof in seiner nachdenkenden Stellung, der Dechant stand verlegen und es schien, als wage er es nicht, sein Auge zum Jüngling zu erheben. Endlich stand der Prälat auf, als wenn er aus tiefem Sinnen erwachte, ging auf Friedrich zu, trat ihm ganz nahe vor das Antlitz, und sah ihm scharf und brennend in seine Augen, mit einem so langen und unermüdlichen Blicke, daß Friedrich die Augen niederschlug und wie in Beschämung erröthete. — Es ist richtig! sagte der Bischof dann, wie ich es vermuthet habe, und trat wieder zurück: ich habe Euch lange nicht gesehn, junger Mann, und Ihr habt Euch wunderbar verändert.

Ihr wart lange nicht in unserm Hause, verehrter Herr, antwortete Friedrich, und kein Geschäft führte mich in das Eurige, so ist mein Antlitz Euch fremd geworden, und Ihr findet es verändert, weil vielleicht früher Kummer seine Kennzeichen hineinschrieb.

So? antwortete der Bischof trocken, und heut führt Euch ein Geschäft zu mir?

So ist es, antwortete Friedrich; aber es wird mir schwer, den Anfang meiner Bitte, oder Vorstellung, oder wie soll ich es nennen, zu finden; aber ich möchte Euch Manches im Namen unsrer ganzen Stadt an das Herz legen, was Ihr nicht von Euch weisen solltet.

Also seid Ihr ein Abgesandter von der Stadt? fragte der Bischof, und sprecht in ihrem Namen?

Nichts weniger als das, sagte Friedrich; nur mein eigner Entschluß hat mich hierher getrieben.

Die Stadt, antwortete der Prälat kurz, hätte freilich wohl auch einen Aeltern und Verständigern senden mögen. Also aus eignem Antrieb beliebt es Euch, mir manches zu eröffnen! — so redet denn.

Ich beschwöre Euch, sagte Friedrich, verachtet meine Jugend und mein gutmeinendes Wort nicht, damit Ihr Euch nicht den Fluch Eurer Mitbürger, der Geistlichkeit und der Zukunft durch rasches und leidenschaftliches Thun herbeiziehen möget. Es ist nicht anders möglich, Euer Gemüth muß erwachen, Eure Vernunft muß sich überzeugen, daß Ihr jetzt ein Werk begonnen und unternommen habt, welches nur mißverstandner geistlicher Eifer, falsche Frömmigkeit und eine Sucht, das Abentheuerliche zu glauben und leere Phantasieen für Wahrheit zu nehmen, hat hervorbringen können. Auf diese schwindelnde Spitze setzt Ihr Euren Ruf, Eure Würde, Euer Verhältniß zur Clerisei und zum Papst. Kehrt um, guter schwacher Mann, so lange es noch Zeit ist, und gesteht als Christ Eure Uebereilung ein.

Ohne Zweifel, sagte der Bischof mit Hohn; und was treibt Euch dazu, Euch in Dinge zu mengen, die Euch gar nicht berühren, und weit über Eure Begriffe und Fähigkeiten liegen?

Wie? rief Friedrich mit Unwillen; es soll mich nicht, nicht jeden berühren und mit Schmerz und Pein durchdringen, wenn ein würdiger Mann, wie unser Schöffe Taket, uns grausam geraubt und als Verbrecher dem Pöbel Preis gegeben wird?

Er ist also kein Zauberer und Herenmeister? fragte der Prälat.

Gewiß nicht, erwiederte Friedrich; so wenig als ich es bin.

Der Bischof lachte laut auf, und der Jüngling, von diesem kalten Hohn noch mehr aufgereizt, verlor seine Fassung ganz und sagte mit zornglühenden Augen: Laßt ihn frei, den

würdigen Schöffen, so wie die andern armen Opfer eines irrigen Verstandes. Kann es Euch denn wirklich darum zu thun sein, mit Wahnsinnigen einen Prozeß auf Leben und Tod zu führen? Ist es erhört, daß man auf die Aussagen von Verrückten andre Unbescholtene einkerkert und ihr Leben in Gefahr setzen will?

Diese Unbescholtenen, fing der Prälat wieder an, liegen Euch also sehr am Herzen? Unbescholten sind die beiden Dirnen wohl auch, die vom Laster ihren Unterhalt gezogen haben? Wollt Ihr nicht für diese auch als Ritter auftreten?

Das ist etwas ganz anderes, antwortete Friedrich; die Dirnen sind verwerflich, und die Stadt kann ihnen verboten werden.

Sie sind aber wenigstens eben so gut, sagte der Bischof höhnend, als Euer Liebchen, die Frau Catharina Denisel, die doch auch ein eben so schändliches Gewerbe getrieben hat.

Plötzlich ward Friedrich leichenblaß vor Zorn, er verlor auf einen Augenblick das Bewußtsein und stürzte auf den Prälaten los. Als er wieder zur Besinnung kam, stand der Dechant vor ihm, der zwischen beide getreten war. Laßt ihn nur, rief der Bischof, er muß ja seine Tugendheldin, die Hexe, in Schutz nehmen, er, der, wie ich ihm gleich beim Eintritt auch aus seinen Augen las, selbst ein Hexenmeister ist!

Höre ich wirklich diese unsinnigen Worte? rief Friedrich in der höchsten Bewegung aus; oder ist alles nur ein aberwitziger Traum? Und Ihr, Herr Dechant, könnt, ohne ein Wort zu sprechen, diese Lästerungen eines Rasenden so ruhig anhören?

Schimpft nur, sagte der Bischof; dem Verbrecher, der seinen Untergang vor Augen sieht, muß man es erlauben. Ihr wollt es wohl leugnen, daß Ihr noch kürzlich im Garten dieser Denisel einen Hexen-Sabbath gefeiert habt, bei welchem der verruchte Labitt den Ceremonien-Meister und Marschall des Satans gemacht hat? Daß die Hexe sich dort, als Stellvertreterin des Teufels, als Frau Venus mit ihrem ganzen Hofhalt gezeigt hat? Daß Ihr dabei auch ein dienender Satansbruder wart, und der Hexe demüthig huldigtet? Müßt Ihr nicht aller dieser Dinge geständig sein? O, meine Spione sind gut, und auch Busch und Strauch hat manchmal Ohren.

Jetzt erst kenne ich Euch, sagte Friedrich mit kalter Verachtung, und es ist unter der Würde eines jeden Menschen, der noch eines Gedankens fähig ist, auf den Aberwitz eines Narren zu antworten.

Friedrich wollte ohne Gruß und ohne irgend ein Zeichen von Hochachtung sich entfernen, aber der Bischof rief: Bleibt! Antworten werdet Ihr ganz gewiß, entweder im Guten und freiwillig, und dann kann, wie sehr Ihr mich auch lästern mögt, die Kirche noch mit Mitleid Eurer Jugend gedenken, die dem Irrthum und der Verführung, besonders durch schöne Weiber, ausgesetzt ist; oder Ihr gesteht gezwungen, durch das Mittel, welches für verstockte Sünder da ist, durch die Folter.

Die Thüre öffnete sich, und Häscher traten herein, die den betäubten Friedrich in Empfang nahmen, um ihn in den Kerker zu schleppen. Auf der Straße begegnete ihm ein Zug, vom Geschrei des Pöbels und lautem Lachen und Jubel begleitet. Als er näher kam, sah er, daß es Frau Catharina war, die, so wie er, in den Kerker geführt wurde. Wir sehn uns früher wieder, als wir dachten, sagte sie mit mildem Ausdruck, indessen Friedrich, von blinder Wuth betäubt, nicht fähig war zu sprechen. Die Schadenfreude des Pöbels, die über das Unglück und die Schande der schönen, reichen Frau gefrohlockt hatte, ward dadurch gestört, daß Friedrich, der Sohn des geliebten Ritters, den alle ehrten, ebenfalls derselben Schmach war Preis gegeben worden. Der Vater vernahm mit Entsetzen, was seinem Sohne begegnet sei, und berieth sich mit seinen Freunden, welche Mittel man ergreifen müsse.

Es war ein betrübender Anblick für alle Freunde des Alten, wie Labitt trostlos durch die Stadt irrte, als er erfahren, daß Friedrich und Catharina gefangen seien. Allenthalben suchten seine Klagen Hülfe, er war in der Furcht, daß man auch ihn anklagen würde, und so geschah es auch, indem er eben weinend im Hause des Schakepeh Mitleid erflehte. Der Greis war ganz ohne Fassung; er rief, als er über die Straße geführt wurde, den Küster Wundrich sich zu Hülfe, der aber mit trostlosem Kopfschütteln und bleichem Antlitz sich von ihm entfernte.

Man hoffte jede Stunde auf die Boten, die vom Herzoge zurückkommen sollten. Sie erschienen freudig nach einigen Tagen, und verkündigten, daß der Erfolg ihrer Sendung über Erwarten glücklich sei, und daß die Noth und der Schimpf, welchr ihre Stadt bedrohten, binnen Kurzem abgewendet würden.

Alle reichen Bürger und Schöffen, so wie Ritter Beaufort, eilten nach dem großen Gasthause des reichen Josset, denn dieser war es gewesen, der als Sprecher der Bürgerschaft sich dem Herzoge Philipp vorgestellt hatte.

Josset, ein wohlbeleibter, fröhlicher Mann, der auch Schöffe war, und von allen Menschen wegen seines Wohlwollens und heitern Sinnes geliebt wurde, erzählte, wie freundlich er von dem alten Fürsten sei aufgenommen worden, wie gern man ihn angehört und alle Umstände habe vortragen lassen. Gewiß, so sagte der Herr, ist diese Sache denkwürdig und höchst seltsam; ich will nicht, daß meine geliebten Unterthanen, einen Aberglauben zum Vorwand nehmend, gemißhandelt werden. Der Bischof darf nicht über seinen Bezirk hinausgreifen. Die Sache ist so seltsam, daß sie genau untersucht werden muß, und wer im Unrecht ist, soll der Strafe nicht entgehen. Der Geistliche soll durch Ermahnung strafen, durch Tugend ermuntern und mit Liebe den Fehlenden aufrichten, aber nicht Henker und Beil zu Hülfe rufen. Wir haben gesehen, welcher Mißbrauch mit Worten getrieben wurde, als das arme Mädchen von Orleans, jene Pucelle, hingerichtet wurde.

Der liebe, edle Herr! rief Schakepeh aus. Wußte ich es doch, daß er dieser verächtlichen Tyrannei steuern würde.

Am folgenden Morgen, fuhr Josset fort, ließ uns der erhabne Mann wieder in seinen Palast fordern. Er war noch milder und gütiger als am vorigen Tage. Eure Erzählung, sagte der freundliche Fürst, hat mich in der ganzen Nacht beschäftigt; sie ist so sonderbar, daß ich viel darüber habe denken müssen. Menschen, denen man nichts Wirkliches, keine That beweisen kann, diese werden als Verbrecher ergriffen, weil andre, die vielleicht im Gemüthe krank sind, sie bei einer Versammlung böser Geister wollen gesehn haben, zu welcher diese Ankläger selbst durch die Luft auf Gabeln, Besen, Trögen und Böcken auf unbegreifliche Art hingefahren sind. Ist es nicht, als wollte ich meine Räthe und Freunde des Mordes und Hochverrathes anklagen, weil ich oder einer meiner Diener sie im Traume hat ein Verbrechen begehen sehen? Und weil ich zeigen will, wie sehr ich meine gute Stadt Arras und ihre Bürger liebe, habe ich, auch den Rath von Freunden anhörend, beschlossen, meinen Vetter, mein nahverwandtes Blut, den Grafen von Etampes, mit unbeschränkter Vollmacht nach Arras zu senden, um in meinem Namen, und so weit meine Macht und Gerichtsbarkeit reicht, zu handeln.

Daran erkenne ich den großen Fürsten! rief der olte Beaufort höchst erfreut aus; das giebt uns Trost und Kraft. Vor dem Grafen, diesem mächtigen Herrn, wird der feige Bischof sich in seine Zelle zurück flüchten müssen. Der edle Graf muß empört sein, daß man den Adel und dessen Vorrechte so mit Füßen tritt. Er wird mir sogleich meinen Sohn zurück geben, und diesen Geistlichen, die unter den verächtlichsten Vorwänden die Tyrannen spielen wollen, zeigen, wie man einen so alten adligen Stamm, wie den meinigen, nicht verletzen darf.

Ja, rief der zornige Carrieur aus, der kräftige Graf muß uns aber nicht bloß beistehn, er muß auch diesen frechen Priester und andre seines Gelichters bestrafen. Er muß ein starkes Beispiel geben, damit es keiner wieder wagt, jemals einen solchen Unsinn aufzuführen.

Freilich, rief Josset, der Gastwirth. Wir leben ja jetzt wie in einem Narrenhause, und müssen uns Fratzen erzählen lassen, die wir schon als Kinder abgeschmackt fanden. Und die blödsinnigen Erzähler schneiden dabei so ernsthafte Gesichter, als wenn sie uns die heilige Schrift erklärten.

Alle waren froh und drückten sich freudig die Hände; als sich aber Beaufort zu Schakepeh wendete, um auch diesen zu umarmen, wich der Kaufmann zurück, und setzte sich schweigend und verdrießlich in einen Winkel. — Was ist Euch? fragte Beaufort; wollt Ihr an unserer Freude nicht Theil nehmen!

O wir Armen, sagte Schakepeh, und nahm den Kopf zwischen beide Hände; ich fürchte jetzt, ja ich bin davon überzeugt, unsre Sache ist verloren, und schlimmer, als wenn sie ganz allein in den Händen des Bischofs gebleben wäre.

Er spricht wieder einmal Unsinn! rief Carrieur; alles will er besser wissen, der launenhafte Mann, der mit jedem Tage seine tiefsinnige Weisheit wechselt.

Aber laßt ihn reden, sagte Beaufort, daß er uns deutlich machen kann, wie er es meine; denn ich begreife seine Betrübniß durchaus nicht.

Herr Ritter, sagte Schakepeh, indem er dem alten Beaufort die Hand reichte, Ihr wißt es, ohne daß ich Euch jetzt zu schmeicheln brauche, wie wir Bürger Euch achten und lieben. Ich hasse den Adel nicht, so vielfachen Verlust ich auch durch Edelleute und ihre Wortbrüchigkeit erlitten habe. Oft hat uns der Adel geschützt, und mehr wie einmal im Kriege gerettet; — aber diese Großen, diese höchsten und prinzlichen Edelleute, die unserm Fürsten am nächsten stehn, diese Croys, die Etampes, Nivernois, zu diesen können und sollen wir kein Vertrauen fassen. Diese Geldgierigen, die die Liebe unsers Fürsten, das Glück des Landes, Krieg, Elend und Theurung, Bündniß mit Fremden und alle Umstände immer nur benutzt haben, sich zu bereichern, diese sind weder Adlige noch Bürger

des Landes. Sie kennen kein Vaterland, sie wollen und lieben nur sich. Immer verschwendend, scheinbar großmüthig, und immer wieder knickernd, wuchernd, wie ein Jude, und lieblos ihre Vorrechte und Stellung zum Lande nur zu Erpressungen benutzend, sind sie die, welche die Kräfte unsers Herzogthums eigennützig wegsaugen. Denkt an mich, wenn dieser gemüthlose vornehme Herr uns erst völlig unglücklich macht.

Wie kann er es? sagte Beaufort; wer würde ihm darin beistehen?

Ich verlasse mich sonst auch auf die Vornehmen nicht, sagte Peter Corrieur; aber bei dieser Gelegenheit kann er doch nur seinen Vortheil finden, sich dem Bischof zu widersetzen.

Ihr sprecht auch, Freund Schakepeh, fiel Josset ein, als wenn die großen Herren gar kein Gewissen hätten, keinen Gott glaubten und keine Strafe fürchteten.

Sie haben ihr eignes, abgerichtetes Gewissen, sagte Schakepeh, das auf jeden Fall ganz anders als unser bürgerliches aussieht. Es hat ein Wesen wie das Chamäleon, und spiegelt alle Farben. Ihr Gewissen ist, ihren Stamm groß und reich zu machen, ihr Blut für eine ganz andre Brühe zu halten, als die in den Adern der übrigen Menschen gährt, ihre Ehre über alles zu schätzen, und sie aufrecht zu halten, sich auch vor keiner Niederträchtigkeit zu fürchten; am meisten hilft es aber dazu, Geld und immer nur wieder Geld zu sammeln, auf allen Wegen und durch alle Mittel. Da unser Herr aber, so weise er ist, zu Zeiten ein Verschwender ist, so sind sie es auch, machen Schulden, und treiben wieder, wo sie nur können, ihre Verluste ein, und denken weder an Gewissen, Gott, Strafe noch Religion.

Er ist ein Menschenfeind geworden, sagte Josset, und heut hat er wieder die Laune des Widerspruchs. Beaufort aber war nachdenklich geworden, und die überwallende Freude Carrieur's war auch verstummt.

Ein junger Mensch, Caspar, ein Verwandter des Gastwirthes Josset, trat jetzt herein und sagte: Denkt Euch, meine Herren, die seltsame Geschichte! In seinem Gefängnisse hat sich der alte Maler Labitt mit einem Federmesser die Zunge abgeschnitten. Es ist ihm zwar nicht ganz gelungen, aber er ist doch so verwundet, daß er kein Wort sprechen kann.

Alle waren betrübt, und in seinem Mitleid sagte Carrieur auf seine zornige Weise: Im Glück und Unglück bleibt der Labitt ein alter Esel. Mit Recht nennen sie ihn den blödsinnigen Abt. Einfältiges Menschenkind. Er bildet sich nun ein, er kann und braucht in den Verhören nichts zu beantworten, er kann nun nichts gestehn, weder von sich noch von andern. So sehr hat ihm die Angst alle Besinnung genommen, daß er vergißt, wie er doch schreiben kann, und wie sie ihn dazu schon anhalten werden.

Freund Carrieur, sagte Schakepeh mit einem so weichen Ton, daß es schien, er müsse gewaltsam seine Thränen zurückhalten, Ihr seid selbst heut am Tage ein wenig einfältig. Der gute Alte, einer meiner liebsten Freunde, einer der edelsten Menschen, die ich je gekannt habe, in seiner Todesangst hat er nicht so ganz den Verstand verloren, wie Ihr es glaubt. Er hat sich die Sprache geraubt, um den Elenden nicht auf der Folter antworten zu dürfen; mit dieser müssen sie ihn doch mindestens verschonen, wenn er ihnen schriftlich Antwort geben soll. O der kläglichen Zeit, wenn unbescholtene, tugendhafte Bürger auf dergleichen List und Auskunft verfallen müssen, um nur ihre Glieder zu retten, daß sie ihnen nicht unter unduldbaren Qualen zerrissen werden.

Beaufort, der plötzlich an seinen Sohn denken mußte, hielt die stürzenden Thränen nicht zurück. Er umarmte den alten Schakepeh heftig und eilte nach Hause, um sich ungestört seinem Schmerz zu überlassen.

Schakepeh nahm von den Bürgern Abschied, indem er sagte: vielleicht habt Ihr Recht, und alles fügt sich zum Guten. Daß wir aber dergleichen hoffen, daß wir es ein Glück nennen müssen, von solchem Unsinn erlöst zu werden, ist schon Elend genug. Mein armer, liebevoller Labitt! Dieser Freund, so ganz Kindertraum, Wohlwollen, Spiel und Tiefsinn. O, er lernt im Greisenalter das Leben noch von einer schlimmen Seite kennen. Und wer schützt uns, die wir uns alle seine Freunde nannten? — Hofft Ihr auf den Grafen Etampes und sein verständiges Wirken; es gehe Euch wohl. Ich denke dessen wohl entübrigt zu sein, wenn ich gleich bei meinem Entschlusse viel einbüßen sollte.

Was habt Ihr vor? fragte Josset.

Nichts Besonderes, erwiederte Schakepeh, ihr werdet es schon erfahren. Mit diesen Worten verließ er die Freunde.

Als er in sein großes, schönes Haus trat, sah er die Säulen, Thürme, den Altan, die breite Treppe und die großen Zimmer, allen kostbaren Hausrath und seine Kleinodien eins nach dem andern genau an, schüttelte bedenklich den Kopf und warf sich dann gewaltsam in eine heitere Laune, die ihm sonst so natürlich war. Bei Tische erzählte er fröhliche Dinge, um seine Tochter, die schöne Sophie zu zerstreuen, die um Friedrich, Labitt und Frau Catharina viel am Morgen geweint hatte. — Nach Tische nahm er ihre Hand und sagte: Ja, Kindchen, das war mein Lieblings-Projekt, wie ich es auch niemals verschwiegen habe, Dich mit diesem Friedrich Beaufort zu verehelichen. Sein Vater schien auch damit einverstanden, und es fehlte nur noch an dem jungen Menschen, der keiner Neigung zu einem hübschen Mädchen fähig schien. Sieh, mein kleiner Engel, Dich hat er freilich bezaubert, das hast Du Dir auch merken lassen, und ich habe es längst bemerkt. Dafür haben sie in nun auch zur Strafe als Herenmeister festgesetzt. Dort, im Gefängnisse, wird er in sich gehn, seine schwarze Kunst ablegen, und Du kannst unterdeß ein wenig zaubern lernen. Lassen sie ihn dann wieder aus seinem Loche an das Tageslicht, so übst Du Deine kleinen Künste an ihm aus, und es wird zu meiner Freude doch wohl noch ein Paar aus Euch. Weil aber hier bei uns in Arras das Zaubern, wie Du siehst, so strenge verboten ist: wie wär's, wenn Du Dich zu Deiner Muhme nach Paris aufmachtest, die Du schon so lange hast besuchen wollen? Grüße sie von mir, und laß Dich dort im Hexen unterrichten, Du kleiner, zarter Engel.

Er küßte sie gerührt, und das erstaunte Mädchen sagte: Wie Ihr es befehlt, mein Vater, obgleich ich auf diese Reise gar nicht vorbereitet bin. Wenn reise ich?

Jetzt gleich, sagte Schakepeh; ich habe den Wagen schon einrichten lassen, die Pferde sind auch schon vorgespannt, sichre Leute und Diener werden Dich begleiten.

Mein Vater, sagte Sophie bestürzt; gleich jetzt? Wie ist das möglich?

Ich folge Dir bald nach, sagte der Vater; in wenigen Tagen siehst Du mich auch dort in Paris, so bald ich nur meine nothwendigsten Geschäfte geordnet habe.

Also keine Trennung? sagte Sophie. — Nein, mein Kind, erwiederte der Vater, indem er seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; lange möchte ich Dich nicht aus meinen Armen lassen.

Sie stiegen die Treppe hinab, und das Kind verwunderte sich, den Reisewagen, unter dessen aufgespannter Leinwand sie sitzen sollte, mit so vielen Sachen bepackt zu sehen. Sie erfuhr, daß alle ihre Kleider und Wäsche, vorzüglich aber alle ihre Kleinodien, goldnes Geschirr und eine große Summe in Gold und Silber, sich in den Kasten befand, die dem Wagen aufgeladen waren. Alles dies, sagte der Vater, giebst Du in Paris in die treuen Hände Deines Oheims, meines lieben, verständigen Bruders, der Dir so Deine Mitgift bewahren wird. Ich hoffe noch in wenigen Tagen eine große Summe mit mir zu bringen. Nun, Herzchen, sieh Dir noch einmal Haus, Zimmer, die Schränke und Spiegel an, falls dies das letztmal wäre, daß sie Dir als Dein Eigenthum vor Augen ständen.

Lieber Vater, sagte sie zitternd, Ihr sprecht so räthselhaft. Wollt Ihr Alles verkaufen? Wollt Ihr von hier wegziehen? Wollt Ihr in Paris Euren Handel fortsetzen?

Kann sein, kann nicht sein, antwortete der Vater; es ist ja auch möglich, daß man mir das Haus und Alles drinn und draußen abkaufen will, ohne es mir zu bezahlen. Kann nicht ein Erdbeben Alles verschlingen? Ein Brand? Man muß sich für alle Fälle vorsehen.

Weinend fiel die geängstigte Sophie dem Vater um den Hals. Er tröstete und beruhigte sie, rief die bewaffneten Diener herbei und sagte ihnen nochmals, wie die Reise gehen und wo sie Halt machen, die Nacht ausruhen und nirgend länger verweilen sollten, als es, um die Pferde ruhen zu lassen, nothwendig sei. Für jede Stadt gab er ihnen Briefe mit, an Handelsfreunde, und so fanden sie auch bei diesen an jedem Tage frische Pferde. So wie sie auf das Gebiet Frankreichs kämen, durften sie verweilen, und die dem Hause verbündeten Kaufleute sicherten ihnen, wie Schakepeh wußte, einen ruhigen und sichern Aufenthalt. Mit Freuden sah der Alte seine Tochter wegfahren, denn mit ihrer Entfernung war ihm die größte Angst vom Herzen gewälzt. Ruhiger wollte er in sein Haus zurückgehen, als ihn ein sonderbarer Anblick noch auf der Straße festhielt.

Es ritten bewaffnete Wächter daher, die den jungen Köstein in ihrer Mitte führten. Er saß auf einem schlechten Pferde, das ohne allen Schmuck war, er selbst trug nur geringe Kleidung, sein Antlitz war traurig und seine Haltung ohne Stolz. Schakepeh sah wohl aus diesem Anzeichen, daß er als Gefangener zurückkam, und die Gunst seines großen Herzogs ihn vor dieser Demüthigung nicht hatte schützen können.

Der Bürger näherte sich dem Gefangener, der sein Pferd anhielt, und sagte: Freund, Ihr kommt schneller wieder, als wir denken konnten. Was ist Euch begegnet?

Meine Feinde, sagte Köstein, haben für einen Augenblick den Sieg davongetragen. Aber in wenigen Tagen wird meine

Ehre von neuem glänzen; mein großer Beschützer und Freund, der Graf Etampes, ist unterwegs und wird mir die vollkommenste Rechtfertigung verschaffen.

Ich wünsche Euch das beste Glück, sagte Schakepeh, indem er ihm die Hand reichte. Köstein ritt weiter, nach dem Hause, das ihm vorläufig war angewiesen worden, um dort bewacht zu werden. Schakepeh wendete sich an den letzten Wächter mit der Frage, warum der Ritter so behandelt werde. Ich verstehe die Sache nicht weiter, antwortete dieser, aber ernsthaft ist sie; denn auf Veranlassung des kranken Denis ist der Prinz, der Graf Charolais, selbst als Kläger gegen den Ritter aufgetreten, und beschuldigt ihn des Hochverraths. Der Erbprinz, wird auch, sagt man, hierher kommen, vielleicht sogar der Herzog.

O weh! sagte Schakepeh, du armer Köstein! Deine Laufbahn scheint mir schon geendigt. Gegen so hohe Klagen wirst du dich schwerlich rechtfertigen können. Der Prinz selbst dein Gegner? dem dich der Herzog schon Preis gegeben hat? Wer wird sich nun noch deiner annehmen wollen?

Er ging zum Canonicus Melchior, um ihm diese Nachricht mitzutheilen. Der Canonicus hatte die Sache schon erfahren und war in Angst. Hätten wir doch, rief er aus, diesen unglückseligen Denis bei der alten Gertrud gelassen, wo er vielleicht stillschweigend gestorben wäre, oder wenigstens nicht diese ungeheure Anklage gegen meinen Vetter erhoben hätte. Denn er thut es, um sich zu retten und seinen Mord zu rechtfertigen. So bricht denn Elend von allen Seiten herein. Und ich muß fürchten, daß meine Verwandschaft mit Köstein mich auch in die unglückselige Sache verwickelt.

Labitt hatte indessen in seinem Gefängnisse, in trostloser Verzweiflung und alles Rathes entblößt, folgendes seltsame Bekenntniß aufgeschrieben, welches die Verwirrung seiner Sinne für den Verständigen am deutlichsten beurkundete.

So soll ich denn, Ihr geistlichen Väter, schriftlich meine Bosheiten gestehen, weil ich nicht sprechen kann, und mir durch eigne Schuld das Maul gestopft ist. Die Zunge, durchschnitten und eines Theils beraubt, ist doch so groß und aufgeschwollen, daß sie mich fast am Athmen, noch mehr aber am Trinken und Essen hindert. Gewiß zur Strafe für alles Thörichte, was sie getrieben und geredet hat. Soll das Gehirn, weil es unkluge Dinge beherbergte, eben so anwachsen, so muß mein Kopf, so hart er auch sein mag, zerbersten.

So habt Ihr denn also, liebwerthe Herren, meinen weißen Pudel schon, zusammt der Ziege der Frau Gertrud, als böse Zaubergeister verbrennen lassen. Es war dem Tyras nicht an der Wiege gesungen, daß er so wie Herkules zum Olymp steigen sollte, und Feuer nöthig sei, die Kapsel zerspringen zu machen, die seinen Geist zum Blühen brächte. Ob er sich gewundert hat? Er war nur daran gewöhnt, aus dem Wasser zu apportiren, im Feuer ist er gewiß stecken geblieben. Da hat er sich selbst nur herausholen können und zum Schöpfer sagen: da bin ich wieder! Ich hielt den weißen klugen Schelm nur für einen ganz gewöhnlichen Hund, nebenher Pudel. Aber freilich: was ist ein Hund? Weiß mir das einer der hochwürdigen Herren zu sagen? Aus seinem Blaffen und Bellen habe ich es nie heraushören können. Er wußte es wohl selbst nicht, und verfiel darum jedesmal in dieses Stottern oder Stammeln, wenn er von sich Kunde geben sollte. Ein Geist war er wohl. Ihr sagt, ein gefallener. Kann auch sein. Vielleicht sind die Geister für uns hier auf Erden nur dann da, wenn sie gefallene sind, das heißt, geschaffene. In so fern sie aus dem ewigen Urquell des höchsten Gottes frei gemacht, und dem Dasein anvertraut worden, ist das schon ein Abfall vom Ewigen, Unaussprechlichen zu nennen. Kann Tyras ein abgefallener Geist sein, so mußte er wohl durch seine pudelnärrische Hundenatur, wie in einer der untersten Klipp- und Pfennig-Schulen, hindurch, um in eine höhere Classe zu kommen. So mag auch das Feuer-Examen für den Candidaten in seiner nicht ganz rein weißen Zottel-Toga ein recht menschliches Beförderungsmittel gewesen sein, ihn auf eine bessere Bank hinaufzupractiziren, auf welcher er aber vielleicht wieder als Ultimus sitzt, und als Pennal von allen andern Mitschülern gehänselt und torquirt wird. Ihr meint es aber eigentlich nicht so, sondern behauptet, da Ihr den Teufel und Satan nicht bloß vom Hörensagen kennt, das lustige Vieh sei aus der sogenannten Hölle desertirt, und habe sich bei mir für einen Hund ausgegeben. Nun könnte ich zwar einwenden, daß mir des Tyras Vater und Mutter schon als augenscheinliche, unzweifelbare Hunde bekannt gewesen, aber die Aussage, daß er ächte Hunde-Ahnen habe aufweisen können, würde bei Euch wenig fruchten, da Ihr von der Mesalliance innigst überzeugt seid, durch die ein hoher Höllenfürst sich erniedrigt hat, um als mein Tyras auf vier Beinen sich umzutreiben. Dieser schwarze Prinz hat mich dann auch beherrscht, oder ich erst scheinbar ihn: wir haben uns einander einverleibt und dies höllische Paktum hat mich zum Zauberer und Ketzer gemacht.

Es ist wahr, vernünftige Seelenhirten: wenn eine Gans in ihrer Ruhe einhertritt, so läßt sie sich schwerlich beikommen, daß auf ihr schon jene schicksalsschwangere Feder wachse, mit welcher ein Gottesleugner die Bücher schreiben wird, welche an der Kirche den Eckstein und Stützpfeiler einwerfen können. Eben so lesen wir ja auch schon im goldnen Esel, daß es Zauberſalben gegeben, die Menschen verwandeln. Hat eine Feder die Kraft, tingirt vom schlimmen Geist des Schreibenden: was widerspricht dem, daß ich Salbe, aus Kräutern, Schwämmen, Moosen und Herensegen präparirt, an einen guten, fähigen Besenstiel schmiere, der nur einiges Ingenium verräth, um mit ihm durch die Lüfte zu fahren? Konnte die Gans die Apostel widerlegen, mein Tyras ein Hexengeist sein, so sehe ich keine Ursach, wenn man nur halbweg Ovidii Metamorphosen gelesen hat, warum ein so unterrichteter, angestrichener und aufgezäumter Besenstiel nicht ein Pferd sollte sein können. Alles kommt nur auf die Uebung an. Ein solcher eingerittener Besen, und vollends, wenn es viel wären, oder man die besten zusammenhielte, und sie Kinder zeugen ließe, könnte unserem Herzoge von größerem Nutzen sein, als viele seiner Grafen und Herren, Ritter und Stallmeister, die umgekehrt, mamchmal, wenn sie reiten und streiten sollen, sich in Besenstiele verwandeln und zu Hause hocken, so daß keine Hexensalbe, von Ehre, Nachruhm, Dienstpflicht und Schande zusammengerührt, sie aus ihrem Winkel treiben kann.

Freilich bin ich einer der obersten Hexenmeister, der große Marschall und Turniervogt, der die Ceremonien bewacht, daß auf unserm Sabbath nichts unziemliches vorfalle. Ich führe die jungen, schüchternen Hexen ein, mache ihnen Muth, lehre ihnen die Verbeugungen etcetera. Ihr habt wohl selbst vor Jahren über mein Gemälde dieses Hexen-Sabbathes gelacht. Ja, damals, Erleuchtete, wart Ihr noch nicht erleuchtet und freutet Euch über den Spaß, den ich von allen Malern zuerst erfunden hatte. Nun seht Ihr aber beim Licht der Scheiterhaufen heller und wißt Alles anzudeuten, und daß unsereins, Tyras und Ich und Ziege, den Teufeln so müssen geopfert werden, wie die Heiden den Göttern ihre Opfer brachten. Vielleicht legt Ihr es auch auf Hetakomben an, wenn gerade der Geburtstag des Beelzebub sein sollte.

Als Erfinder dieses After-Sabbaths sitze ich nun hier zum Dank, fast eben so, wie Miltiades, Themistokles und Aristides verbannt wurden. Aber warum habe ich denn auch die Schönheit und den Reiz immerdar verehrt, und in der Person der Catharina Denisel angebetet? So alt ich war, war ich närrisch von ihr verzaubert. Sie sagten mir nach, und es träumte mir oft, ich sei in sie verliebt. Kann das, frage ich Euch selbst, mit natürlichen Dingen zugehn? Warum ist denn keine schöne Jungfrau oder züchtige Matrone in unsern kleinen garstigen Bischof verliebt? Weil er sich von Gott, als ein wahrer frommer Christ, die Gnade erbeten hat, so häßlich zu sein, daß viele, besonders hübsche Menschen einen Abscheu vor ihm empfinden. Er wird niemand reizen, und so ziemt es dem Frommen. Freilich dienen so Dichter und Maler dem Morgenstern, dem Lucifer, dem Fürsten der Schönheit. Ist Schönheit da, wenn sie nicht begeistert und entzückt? Armes Volk, das nicht, wie vom Blitz, davon getroffen wird.

So verdrehen sie mir aber das Wort im Munde, was mir, wegen der zu großen Zunge, einigermaßen lästig wird. Dieser Lucifer soll der ältere Bruder des Heiland sein, der Majoratsherr, dem die Herrschaft gebührt, der verstoßen ist. Aber er hat ja alles, was er sich wünscht. Kein Kampf des Eteokles und Polynikes. Das heißt ja meinen Glauben ganz entstellen. Keiner wird mit dem andern tauschen wollen. Der Geist, der uns und Alles beseelt, kann sich nur offenbaren, wenn er im Blut, Sehnen, Adern und Fibern und Nerven regiert. Ist nun alles Sichtbare, Körperliche an mir Hölle und Teufel, Tod und Verderben, so muß der Geist, der sich in diese Röhren des Todes präeipitirt, wohl auch ganz Hölle werden, weil er immerdar in diesen Gelenken spielt, und in diesem Giftqualm plätschert und sich drinne gefällt, wie das Vögelchen, das im Springquell badet und springt.

Ja, meine Herren, die Magie ist nicht zu leugnen. Indem ich die schwarzen Worte schreibe, lache ich über die krausen und eckigen Zeichen, und weiß, daß Ihr die frommen Augen darüberlaufen lasset und die Schnörkel zu verstehen glaubet, glaubt Gedanke, Ueberzeugung, Geistiges aus diesen Tintenflecken Euch formiren zu können. O, wenn es so ist, welche Zauberer seid Ihr! Lehrt doch Andern die Kunst. Und wenn Ihr sie nicht versteht? Der Fall ist möglich. Muß ich doch, trotz meiner Schmerzen, über die Gesichter lachen, die Ihr schneidet, indem Ihr die Köpfe schüttelt.

Nun sagen sie, der Satan lasse sich, wenn ihm gehuldigt werde, nicht auf dem Gesicht, sondern auf dem entgegengesetzten Theile huldigen, dem wir, menschlich gewöhnt, nicht

gern eine solche Auszeichnung zukommen lassen. Ich sage aber, ländlich, sittlich. Ueber diesen heterodoxen Kuß denke jeder, wie er will. Er sitzt drum geen als Affe, oben auf seinem Thron. Nun wißt Ihr, gelehrte Männer, am Affen ist, nach unsern Weltbegriffen, das Angesicht auch nicht sehr holdselig. Wir haben einmal die Angewöhnung, dieses Verstutzte, Wackelnde, Aeugelnde und Verzwickte dieser Physiognomie häßlich zu finden. Purpur-Roth und Azur-Blau gelten aber bei allen Menschen für schöne, herrliche Farben, und ich als Maler bin vorzüglich dieser Gesinnung. So denken auch Fürsten und Herren, von Salomon an, und kleiden sich prachtvoll. Eine Sorte von Affen ist nun von der Mutter Natur so angemalt, daß Striche, wie vom schönsten Ultra-Marin, Zinnober und Carmin, ihm über die Nase und Wangen laufen, wie ein fein illuminirtes Wappen. Dem Heraldiker muß ein solcher Affe erwünscht, wenn nicht verehrungswürdig sein. Wie aber noch mehr jener, der dieselben Streifen, vornehmer als der römische Senator, als Lehnbrief und schöngefärbtes Wappen besitzt, von der verhätschelnden Natur ihm auf den Theil gemalt, auf welchem er sitzt! Ihr habt gewiß, Ehrwürdige, auch von diesen Affen mit Erstaunen gesehn. Küssen Abergläubige diese Farben, an jener Stelle, die in allen Schilden von Spanien, Frankreich, England, Burgund und Deutschland leuchten, und am Arme oder auf dem Rücken so manches Wappen-Heroldes Ehrfurcht gebieten, so kann man jene, die die Vasallenpflicht noch weiter treiben, nur vielleicht bemitleiden, gewiß aber nicht verdammen. Doch Alles sei Eurem Ermessen, noch mehr aber meinem großen Meister anheimgestellt.

Das ist der Geist dieser Welt, der mich zum höchsten Schöpfer und dessen Sohn auf eine mir verständliche und eigne Art führt. Soll und muß es durch Feuer geschehen, so zittre ich davor, als Mensch, weil es schmerzhaft sein mag; aber jener wird mich vielleicht, wenn ich so hinaufgesendet werde, mit sanftem Wort kühlen und trösten. Springt mir Tyras auch entgegen, lerne ich ebenfalls von diesem etwas, wie es schon hier geschah.

Uebrigens bitte ich um Gnade, und versichere, ich bin ein rechtgläubiger Christ. Aber wie es beweisen? Daß ich verdamme alles, was ich je gedacht? Ja, auch. Daß ich alles bekenne, was man verlangt? Kann auch geschehen.

---

Nach einigen Tagen ritt der Graf Etampes mit seinem Zuge feierlich in Arras ein. Die Stadt und das Rathhaus waren geschmückt, und die Schöffen, ein Theil der Bürgerschaft, so wie viele vom Adel, empfingen ihn und gingen ihm entgegen. Der Graf, ein ansehnlicher Mann in seinen besten Jahren, hochgewachsen und schön, gewann durch seine Freundlichkeit und seinen edlen Anstand sogleich das Vertrauen Aller, die mit ihm sprachen. Er war mittheilend und ohne alle Zurückhaltung; er hörte die Beschwerden, die ihm vorgetragen wurden, mit Theilnahme, und sagte endlich, als ihm die Schöffen die willkührliche Handlung des Bischofs erzählten, und wie er den unbescholtenen, wackern Taket auf offener Straße selbst verhaftet habe: Faßt Euch in Geduld, meine wackern Herren; gewiß soll sich die Geistlichkeit nichts anmaßen dürfen, was ihr, ihren Rechten nach, nicht zusteht. Ich werde Eure Gerechtsame bewahren, da Ihr Euch keine Eingriffe in die der Kirche gestattet. Ich handle hier im Namen und in der Person des großen Herzoges, meines Vetters, der Euch alle wie seine Kinder liebt. Eine Kleinigkeit kann leicht eine Stadt verwirren und in Unglück bringen. Es ist zu loben, daß Ihr so ruhig geblieben seid und alles der Weisheit des Fürsten anheim gestellt habt. Ich gebe Euch mein fürstlich Wort, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet. Gottlosigkeit, Ketzerei, offenbaren Abfall vom Christenthum, oder Empörung gegen die Kirche werdet Ihr nicht vertreten wollen, und so könnt Ihr darauf vertrauen, daß jeder Eurer billigen Wünsche bei mir ein geneigtes Gehör finden wird.

Alle beurlaubten sich, der Graf stieg vor seiner Wohnung ab, und bat den Ritter Beaufort, mit ihm in sein Gemach hinauf zu steigen.

Ihr seid am schlimmsten verletzt, sagte der Graf, als sie sich im Saale befanden und allein waren; man hat Euch Euren hoffnungsvollen Sohn unter einem nichtigen Vorwande geraubt. Allein Euch soll vollkommene Genugthuung werden.

Ein betrübter Vater, erwiederte der Ritter, wird sich Euch ewig dankbar erkennen. Wir stehen hier alle in der Stadt erstarrt und ohne Fassung, als wenn vor jedem ein Blitz niedergeschlagen wäre. Wir wissen nicht, ob der Bischof wahnwitzig ist, oder ob er aus Bosheit so handelt; ob irgend eine andre Absicht hinter diesem Beginnen lauert, welches kindisch wäre, wenn es nicht so Viele an Ehre und ihren guten Namen kränkte, und wohl in jeder gut geordneten Stadt bis jetzt unerhört gewesen ist.

Ihr wolltet mich vor einiger Zeit in Gent besuchen, fuhr der Graf freundlich fort, indem er den Ritter nöthigte, sich neben ihm in einen Sessel zu setzen.

Euer Gnaden Briefe selbst, die ich am folgenden Tage erhielt, bewogen mich, meine Reise, zu welcher ich mich schon eingerichtet hatte, wieder einzustellen, antwortete Beaufort.

Ich weiß, antwortete der Graf, denn ein plötzlicher Auftrag des Herzoges zwang mich, Gent schnell zu verlassen. So kann ich denn mündlich meine Verabredungen mit Euch treffen, der Ihr meine Aufträge immer freundlich und mit großer Pünktlichkeit besorgt habt.

Nur diesmal, antwortete Beaufort, werde ich Euch nicht mit der geforderten Summe, die allzugroß ist, dienen können. Sie übersteigt meinen Credit; ich habe neuerdings Capitale verloren, meine Güter haben nur wenig Ertrag geliefert, und alles, was ich draußen habe bauen müssen, hat schon die Einkünfte von manchem Jahr im Voraus verzehrt. Selbst wenn ich das Aeußerste und meinen eignen Ruin wagen wollte, so würden mir doch die bürgerlichen Kaufleute oder die großen Fabrikherren für Euch nichts vorschießen können oder wollen.

Ich weiß, sagte der Graf verstimmt, diese Menschen haben immer tausend Ausflüchte. Sie berufen sich auf die Kriegssteuer, auf die außerordentlichen Gaben, die der Herzog zu verschiedenen Malen gefordert hat, auf die zunehmende Theurung und tausend andere Dinge; und doch sind alle reich, besitzen große Häuser, und prunken wie Ritter und Graf.

Sie sind freilich wohl reich, erwiederte der Ritter, aber wie viele baare Auslagen muß ein solcher Teppichwirker machen, wie große Summen muß er täglich seinen Arbeitern und Untergebenen auszahlen. Hier darf er niemals im Rückstande sein, und eine einzige versäumte Woche würde ihn verderben. So ist es mit dem Holzhändler und Tuchwirker ebenfalls. Wagten sie es, ein solches großes Capital auf einmal ihrem Geschäfte zu entziehen, so würden sie plötzlich allen Credit verlieren, wenn die andern Bürger es erführen. Darum ist ihr Reichthum nur scheinbar so groß, da immerdar große Summen ausströmen, und sie auch für den Fall sorgen müssen, wenn auswärtige Zahlungen nicht eintreffen, oder Kaufleute, von denen sie zu fordern haben, bankrott machen. Dazu kommt noch, mein gnädiger Herr, daß alle diese Menschen Euch, was ihnen nicht zu verargen ist, weniger als andern vertrauen, eben weil Ihr so reich, mächtig und groß, und gewissermaßen der Erste nach unserm Fürsten seid. Sie haben keine Mittel in Händen, das Ihrige wieder zu erhalten, wenn es Euch durch die Umstände unmöglich fällt, ihnen nach Bequemlichkeit zurück zu zahlen.

Der Graf lachte und sagte: Ich verstehe Euch, Beaufort, und ihr denkt natürlich eben so, und ich darf es Euch ebenfalls nicht verargen. So seid Ihr nun, Ihr zu treuherziger Ritter, dem ich wahrlich Dank schuldig bin; Ihr denkt so arg von uns, und noch mehr Eure Bürgersleute und Zunftmeister. Freilich kann das Darlehn oft nicht zurückgegeben werden. Ist es darum verloren? Kann ich Euch nicht Gunst gewähren, Privilegien? Euch dahin weisen und stellen, wo Ihr vierfach das von andern gewinnt, was Ihr vielleicht an mir verlieren müßt? Ich spreche so aufrichtig, weil ich Euch kenne und achte.

Hoher Graf, sprach Beaufort etwas verlegen, Ihr habt es selbst schon gesagt, daß für uns dergleichen nicht paßt. In welche weite und ungewisse Distrikte würde uns ein solches Treibjagen führen! Wie viel Freundschaften müßten wir erwerben, um nur sicher zu werden, wie viele heimliche Feindschaften würden uns zu untergraben suchen.

Ich wäre nicht in dieser Verlegenheit, sagte der Graf, wenn die Vermählung meiner Schwester mich nicht ganz ausgeplündert hätte. Baare Summen, die ich zahlen, prächtige Feste, die ich geben mußte, und durch welche Tausend sich reich gemacht haben. Was helfen mir für den Augenblick meine großen, unermeßlichen Güter und Schlösser? Diejenigen, die für vorgeschossene Summen sich auf zwei Jahr meiner Einkünfte bemächtigt haben, darf ich, meiner eignen Ehre wegen, nicht verdrängen, sie genießen ebenfalls des höchsten Schutzes. So verwickelt eins das andre, und Ihr, die Ihr uns vielleicht aus der Ferne beneidet, wißt nicht, wie viel Drangsal und Verdruß aller Art uns zur Last fällt. Auch kann ich die Gnade des Herzogs nicht immer in Anspruch nehmen, zu welchem schon alle Augen gierig hingerichtet sind.

Freilich hat jeder Stand seine Beschwerde, sagte Beaufort; aber einem erlauchten Fürsten muß es immer leichter fallen, als einem gewöhnlichen Privatmanne, diese Hindernisse zu besiegen. Ich sehe also wohl, Gnädigster, ich muß auch in diesem Jahr die schrecklichen Wucherzinsen für Euch zahlen, die mir schwer fallen werden, da Ihr, nach Euren Aeußerungen, meine Bürgschaft jetzt noch nicht auslösen könnt.

Guter Beaufort, sagte der Graf, es ist das Wenigste, was Ihr für mich thun könnt, da Ihr mir jene größere Summe nicht schafft, auf die ich gerechnet hatte. Gehabt Euch wohl, Freund, und speiset morgen mit mir; ich werde auch einige andere von Eurem Adel einladen lassen.

Beaufort entfernte sich, froh, daß er nicht einen härtern Stand, den er gefürchtet, gehabt hatte. Er begab sich noch zu der Gesellschaft der Bürger, die sich beim reichen Josset, im großen Hause, versammelt hatte, nachdem sie der Graf Etampes beurlaubt hatte. Man stritt eben mit dem heftigen Carrieux, der mit der Rede und Verheißung des Grafen sehr unzufrieden war, weil er sie zu unbedeutend fand. So machen es diese Herren, rief er jetzt, sie wollen es mit Niemand verderben, und wer dieser Weise folgt, muß immer den Besseren schädlich werden. Er wird sich nun so hin und her winden, daß er gar nichts thut, und bei dieser scheinbaren Klugheit und Unpartheilichkeit müssen die listigen Pfaffen gewinnen. Und Schakepeh! — hat er sich wohl im Zuge sehen lassen? — Ist er wohl hergekommen, wie wir ihn doch luden? — Wenn die Bürger selbst so gleichgültig gegen die Verletzung ihrer Rechte sind, so arbeiten sie ja ihren Feinden in die Hände, und wir dürfen uns nicht verwundern, wenn der Adel uns ganz fallen läßt.

Schakepeh, sagte der Gastwirth Josset, muß etwas Großes im Schilde führen. Er hat so viel Geld in der Eile einkassirt, als er nur immer konnte; er hat einigen Schuldnern ein Drittheil ganz erlassen, um nur das Uebrige zu bekommen. Mir hat er sogar sein großes schönes Haus angeboten, und zwar, wenn ich ihn baar bezahlen wolle, um einen ganz schwachen Preis; ich gewänne die Hälfte, wenn ich es brauchen könnte, oder die Summe baar hätte. In allen diesen Dingen verfährt der Mann, der sonst die Ordnung selbst ist, so hastig, daß ich fürchten muß, er macht bankrott und will nur eilig, mit großen Verlusten, Geld zusammentreiben, um noch etwas zu retten.

Das kann unmöglich sein, sagte Beaufort ruhig, denn er hat mir nur heut, lange vor dem Termine, eine bedeutende Summe gezahlt, die ihm, wenn er in Gefahr stände, zu wichtig sein muß. Ich vermuthe, er will Arras ganz verlassen, um anderswo, vielleicht in einem fremden Lande, sich mit seinen Reichthümern niederzulassen.

Carrieux schrie laut auf. Das wäre entsetzlich! sagte er dann; wäre es wirklich schon so weit gekommen, daß der Bürger hier im Lande keine Sicherheit mehr fände?

Melchior hatte sich indessen auf die Bitte des jungen Köstein zum Grafen begeben, den er mit dem Ritter Conrad beim Schachspiel fand. Er sagte dem Grafen in aller Demuth, daß der bedrängte Köstein, von Allen verlassen, seinen Schutz und sein Wohlwollen anriefe, das er ihm so oft bewiesen habe; er erinnerte an jenes gnädige, fast freundschaftliche Vertrauen, mit dem er dem Verfolgten so oft entgegengekommen, ja er ließ von den Diensten, die Köstein dem hohen Grafen beim Herzoge geleistet, auf kluge und bescheidene Weise Einiges einfließen, um seinen Bitten mehr Gewicht zu geben. Der Graf sagte aber kalt: Lieber geistlicher Herr, in dieser Sache kann ich durchaus gar nichts thun, da ich zu ganz andern Untersuchungen, wie Ihr es selbst wohl wißt, hieher gesendet bin. Kann sich der junge Köstein gegen die schwere Anklage rechtfertigen, so wird er meine Freundschaft wie sonst genießen; kann er es nicht, so wäre es wohl ungeziemend, dem Herzoge und Thronerben hier mit Herrschsucht oder unziemender Protektion entgegen treten zu wollen.

Der Gefangene, sagte Melchior, wünscht nur, daß Ihr ihm ein unschuldiges Zeichen Eurer bestehenden Gunst zukommen laßt, damit seine Feinde nicht zu frech gegen ihn auftreten, und die Richter, wenn sie ihn völlig ohne Schutz sehn, sich partheiisch auf die Seite seiner Gegner wenden.

So müßte ich ihn wohl gar, entgegnete der Graf schneidend, indem er aufstand, in seinem Gefängniß besuchen? Herr Canonicus, es handelt sich hier um die Beschuldigung des Hochverrathes. Eine so hochwichtige Anklage, die bewiesen werden muß, oder schwer auf das Haupt des Klägers zurückfällt, kann man nicht mit Protektion, mit Gunstbezeugung oder Einschüchtrung zum Schweigen bringen. Ihm wird ein unpartheiisches Gericht werden, dessen kann er versichert sein.

Melchior entfernte sich, und der Graf setzte sich zum Spiel wieder nieder. Da ihn der Herzog, mein Vetter, hat fallen lassen, sagte er, der wie kindisch in den Laffen verliebt war, so muß unser Graf Charolais schon Beweise seiner Anklage vorgelegt haben. Was der kindische sich dabei denkt, zu mir zu schicken. Als wenn ich mich selbst verdächtig machen würde, um diesen Glückspilz, dem zornigen Thronerben gegenüber, zu retten. Mag er es haben und nun sehn, wohin Frechheit und Uebermuth führen. Er, der mit uns in der Pracht wetteiferte, der sein Weib so herausstaffirte, daß am Hofe meines Vetters sich meine Gemahlin einmal schämen mußte, weniger und nicht so kostbaren Schmuck an sich zu sehn, als in welchem das sonst so arme Fräulein glänzte. Der Fall dieses Aufschößlings mag eine Lehre und Warnung für alle ähnlichen Glücksritter werden.

Melchior kam ohne Trost zu seinem bekümmerten Vetter, dem er in milden Ausdrücken erzählte, wie er so gar nichts beim Grafen, auf welchen Köstein sehr gerechnet, hatte ausrichten können. Der rathlose Jüngling warf sich verzweifelnd in den Sessel und weinte und schluchzte laut. So sind sie, sagte er dann, diese Großen! Wie oft hat er mich gebraucht, ihm bei meinem Herzoge dieses oder jenes auszumachen, so manches durchzusetzen, was gegen alles Recht war. Er wußte, daß der alte Herr mehr auf meine Scherze hörte, und ihm meine Freundlichkeit mehr gefiel, als wenn der Graf oder andre Verwandte etwas durchtreiben wollten. Nun zittern sie alle vor diesem Thronerben, und Alle hassen ihn, und wünschen, daß er unterginge. Aber sie werden auch einst ihre Strafe finden. Ich dachte so sicher zu stehn, daß ich mich bloß zu den Feinden des Prinzen Carl gesellte; es schien, als wenn alle die von der andern Parthei mich gar nicht entbehren könnten, solch ein unbedingtes Vertrauen bewiesen sie mir alle. Allen habe ich geholfen, und keiner dankt es mir. Noch jetzt, ganz neulich gab ich diesem Etampes einen klugen Rath, wie er zu großen Summen gelangen könne, die er einzunehmen wünscht. Seine Hoffarth, und die noch größere seiner Schwester, hat ihn das Unermeßliche gekostet. — Komme ich nur aus dieser Lage, sollen sie aber auch sehn, was sie an mir verloren haben.

Melchior verließ den Jüngling, tief betrübt, daß sein Unglück ihm den Verstand, den er noch kürzlich bewundern müssen, so völlig geraubt hatte.

Mit einigen seiner Edelleute begab sich der Graf Etampes in die Wohnung des Bischofes. Dieser war von Priestern umgeben, unter denen sich der Dechant und der Canonicus Melchior befanden. Der Graf setzte sich dem Sitze des Bischofes gegenüber, und erklärte ihm die Absicht, aus welcher der Regent des Landes ihn nach Arras gesendet habe. Daß der gnädige Fürst wünsche, daß nicht ohne die äußerste Noth etwas Grausames und Hartscheinendes geschehen möge; wie sehr es der Graf bedaure, daß schon der angesehenste Theil des Bürgerstandes sich in der Verhaftung seines Schöffen gekränkt fühle, und wie er nicht zugeben könne, daß das Gericht der Clerisei sich in die Gerichtsbarkeit des Magistrats und der Schöffen und Vorstände des Bürgerwesens dränge.

Der Bischof antwortete: Von dem allen, geehrter Fürst und Herr, ist von unsrer Seite nichts geschehen. Die Herren des Adelstandes und des Bürgerwesens kennen nur zu wenig, wie weit die geistlichen Rechte sich erstrecken, und haben die sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit der Inquisition vergessen, weil seit lange kein Verbrechen sich zutrug, welches sie zu richten, oder vielmehr, weil sie in ihrer christlichen Aufmerksamkeit nachgelassen hatte. Daß ich selbst, aus eigner Vollmacht, den Schöffen Taket verhaftete, getraue ich mir vor jedem geistlichen und vernünftigen weltlichen Gerichte zu verantworten, denn mehr als Ein Zeuge seines Verbrechens ist gegen ihn aufgetreten. Ich kann es aber, als Präsident des Gerichtes der Inquisition, als stellvertretender Bischof und geistliches Oberhaupt dieser Stadt, niemals zugeben, daß sich weltliche Richter oder Männer vom Adel meine Rechte und die Rechte der Kirche anmaßen, und so kann Eure Sendung von unserm gnädigsten Herzog unmöglich gemeint sein, da es weltbekannt ist, wie hoch er die Heiligen verehrt; sondern seine edle Absicht ist gewiß, daß er einen allgemein verehrten Fürsten seines Hauses sendet, um Pöbel wie Bürger, Adel wie Geistlichkeit durch die Autorität dahin zu vermögen, daß alles auf dem Wege des Rechtes, der Sitte und der Billigkeit geschehe; und so treten wir von der Geistlichkeit Euch mit demselben herzlichen Vertrauen entgegen, welches Euch der edle Bürgerstand schon bewiesen hat.

So ist es allerdings gemeint, antwortete der Graf, und Ihr habt die Absichten unsers gnädigsten Landesherrn ganz richtig ausgedeutet.

Nehmt gütig, erwiederte der Bischof, diese Akten, die die Anklagen, Zeugenverhöre und Beweise enthalten, alles, was wir bis jetzt auf dem freundlichen Wege haben entdecken können. Der Herzog hat uns auch einige Doktoren der Rechte wie der Theologie von Löwen gesendet, und so viel ich weiß, sind alle mit meinem Verfahren, das ich bis jetzt beobachtet habe, einverstanden.

Der Graf blätterte in den Akten, gab sie den Rittern, die mit ihm gekommen waren, zur Ansicht und sagte dann: Geehrter Herr, die Sache an sich scheint für sich zu sprechen, so wenig ich mir ein Urtheil in diesen verwickelten geistlichen Angelegenheiten und in diesen sonderbaren Begebenheiten erlauben darf. Denn höchst wunderlich sind diese Bekenntnisse und Aussagen. Aber warum haben die hiesigen Einwohner

ein solches Aufhebens von diesen fratzenhaften Geschichten gemacht, daß sie sogar die Autorität des Fürsten selbst zu Hülfe gerufen? Zwei liederliche Dirnen, eine alte Bettlerin, drei jammervolle Weiber vom Lande, und eine Frau von zweideutigem Rufe in der Stadt, nebst einem blödsinnigen Gemäldepfuscher, sind hauptsächlich und zuerst angeklagt, und deren Schuld scheint, eigenen Geständnissen nach, so ziemlich erwiesen; denn das Verbrechen des Taket, und noch mehr des jungen Beaufort, ist noch dunkel. Steht es aber so, so ist der Handel, meines Ermessens, nicht so hochwichtig, jene Sünder mögen verdammt oder freigesprochen werden.

Hier kommt mein gnädigster Herr, rief der Bischof neu belebt, auf den Punkt, welcher, wie ich immer sagte, und wie meine geistlichen Mitbrüder von mir schon gehört haben, der wichtigste ist. Diese armen Seelen, die jetzt in unsern Gefängnissen sitzen, haben aus blödem Sinn, gewissermaßen in einem Anfall von Lebensüberdruß, sich selbst und ihr höllisches Bündniß verrathen; der Maler, sowie die Frau Denisel, die von den Uebrigen angeklagt sind, wollen leugnen, und Beaufort und Taket noch stärker; aber, verehrter Herr, alle diese Armseligen sind, wie Ihr ganz richtig geahndet habt, nicht die Kraft und der Kern der höllischen Brüderschaft, sie sind nur der leichte Vortrab des satanischen Heeres. Land und Stadt, Kirche und Fürstenthum, ja Europa und Rom und der Papst sind von dem unendlich weit verbreiteten Bündniß bedroht, zu welchem selbst Priester sich halb und ganz haben verführen lassen, selbst Bischöfe und Cardinäle. Seit lange strebt man dahin, auch Fürsten und Könige für diesen Greuelbund zu gewinnen, und es steht dahin, ob es nicht schon gelungen ist, wenn wir beobachten, wie dieser und jener Prinz, der und jener König sich gegen Papst und Kirche betragen, welche Meinungen und Reden sie dulden, oder selber aussprechen. Und so werdet ihr mir, Gnädigster, da Ihr diese Gesinnung offenbart, behülflich sein, die Reichen und Mächtigen auszuspüren, und der Strafe zu überliefern, und wir armen Geistlichen dürfen dann, von Eurer Autorität geschützt, um so fester den Frevel auszurotten streben, ohne vor den Drohungen des unverständigen Pöbels zu erschrecken.

Der Graf neigte beifällig sein Haupt und hatte die Akten des Processes wieder in die Hand genommen, die er tiefsinnend betrachtete. Er war ganz in Gedanken versunken, doch schien er nicht zu lesen, und es entstand eine lange Pause. Endlich fuhr er wie aus einem Traume auf, legte die Blätter auf den Tisch, erhob sich, grüßte den Bischof mit vieler Ehrerbietung, und verließ mit seinem Gefolge den Saal. Der Bischof verabschiedete die Geistlichen und sendete nach den Doktoren, die von der Universität Löwen gekommen waren, um sich mit diesen zu berathen.

In der Stadt hatte sich die Stimmung auffallend verändert. Der Pöbel, der Anfangs die seltsame Sache nur als eine Neuigkeit angestaunt hatte, tobte jetzt in Schadenfreude, daß ein Ereigniß hervorgetreten war, welches auch die Reichen und Angesehenen bedrohe. Viele Mönche und unwissende Geistliche, deren Phantasie von diesen Bildern des Aberwitzes ergriffen war, lehrten und predigten in Häusern und Gassen von der Möglichkeit und Wahrhaftigkeit dieser Gräuel, wodurch Weiber und schwache Gemüther des Bürgerstandes auch überzeugt wurden. Wie etwas Erfreuliches und Unterhaltendes erzählte man sich in Gesellschaften neue Tollheiten, die die Gefangenen bekannt und ausgesagt haben sollten. Als der verständige Küster Wundrich auf der Gasse einen solchen Haufen von Bethörten belehren wollte, war er in Gefahr, gemißhandelt zu werden, und einige der Gläubigsten wollten ihn schon, als neu entdeckten Zauberer, mit Gewalt zur Inquisition schleppen. Wundrich nicht allein, sondern fast alle Geistlichen, die den Aberwitz einsahen, wurden eingeschüchtert, und sprachen nur offen zu Gleichdenkenden, oder wo sie sicher zu sein glaubten. Da das Mährchen nun allgemein bekannt und verbreitet war, sahen boshafte Weiber und Männer, Tagelöhner und Hausbedienten jedem Vornehmen, dem sie auf der Straße begegneten, mit Frechheit in das Gesicht, als wenn sie ebenfalls die Kunst des Bischofs überkommen hätten, die Zauberer an den Augen zu erkennen. Da geht auch wohl ein Gast des Scheiterhaufens! mußte mancher würdige Mann hinter sich her sagen hören, wenn einen vom Pöbel sein Halsschmuck, oder die feidne, schmucke Kleidung geärgert hatte. So war Furcht in jeder Familie, und keiner wagte mehr, unbefangen seinen Geschäften nachzugehen, oder seine Freunde zu besuchen, noch weniger aber, wie sonst so oft geschah, beim Gastwirth Josset mit andern Fröhlichen ein heiteres Gelag in dessen großen Sälen zu feiern.

In dieser Stimmung schlossen sich sehr viele Bürger, und selbst Adelige, der Procession an, welche der Bischof angeordnet hatte, um den Himmel um Gnade anzuflehen für eine Stadt, die so tief in Sünde versunken war. Singend und betend ging der Zug, der Bischof an der Spitze, durch die Gassen, um dann in der Cathedrale den Gottesdienst zu feiern. Ein Wagen, schwer bepackt, hielt vor dem großen Hause des Schakepeh, und der stattliche Bürger stand in Reisekleidern davor, im Begriff, das Fuhrwerk zu besteigen. Da er die singende Menge herunterkommen sah, und die Procession der Geistlichen, stellte er sich anständig hin, nahm seinen Hut ab und betete, um der geistlichen Ceremonie seine Ehrfurcht zu beweisen. Jetzt stand der Bischof dicht an ihm, gab das Kreuz, das er trug, aus den Händen, und der Gesang verstummte. Was macht Ihr hier, Freund Schakepeh? fragte der Bischof.

Ich wollte so eben eine Reise in Geschäften machen, antwortete der Bürger; mein Handel ruft mich nach Antwerpen, ich habe dorten Summen einzufordern, die ich nur erhalten kann, wenn ich persönlich erscheine.

So? sagte der Bischof; fein ausgedacht. — Er sah den Bürger, welcher mit bloßem Kopfe vor ihm stand, lange und bedeutend an, indessen mancher aus dem Zuge, der zu Schakepehs Bekannten gehörte, näher getreten war, um zu sehen, was geschehen würde. — Da der Bischof den Bürger immer noch durchdringend anschaute, verlor dieser die Geduld, setzte den Hut auf sein Haupt und sagte: Nun ist es genug, guter Herr, die Pferde, Diener und meine Geschäfte warten auf mich; wenn ich zurückkomme, so laßt mich nur rufen, und ich will Euch dann mein Gesicht, so lange Ihr wollt, zum Beobachten hinhalten.

Es wird mir wohl jetzt noch bleiben! rief der Bischof mit heiserer Stimme, denn ich erkläre Euch, daß Ihr mein Gefangener seid! Ihr seid ein alter Freund des Zauberers Labitt und der Hexe Denisel, so wie des jungen Beaufort, und mein Auge hat in Eurem Eure Sünde erkannt.

Gevattersmann! rief Schakepeh im Zorn, wenn Ihr immer über den Durst trinkt, oder von Natur so dummhäuptig seid, so könnten wir eben so gut den Wetterhahn droben auf dem Rathhause zum Bischof haben. Laßt mich ungeschoren!

So ist es nicht gemeint, antwortete der Bischof mit Gelassenheit und Ruhe. Er winkte, und die Häscher, die herbeigekommen waren, näherten sich dem Bürger. Laßt mich! rief Schakepeh; sind wir hier unter Räubern und Mördern? Ihr wackern Bürgersleute, die Ihr hier wie Staare und Dohlen in dem schwarzen Zuge mittrippelt, hat denn keiner mehr ein Gemüth für die Freiheit, um sich dieser Tyrannei zu widersetzen? Blödsinnigster aller Menschen! Ich, der Bürger und Holzhändler Schakepeh soll ein Hexenmeister sein? Ich habe mehr zu thun, als die Alfanzereien auf Eurem Hexen-Sabbath mitzumachen.

Die Schergen hielten den Widerstrebenden; und da Schakepeh bemerkte, wie hier und dort einer von seinen Bekannten, die er für wackere Männer gehalten hatte, sich fortschlich, andre aber die Augen scheu zur Erde niederschlugen, so sagte er im Verdruß: Packt mich nicht, Ihr Herren Schergen, die Ihr jetzt unsre freie Stadt so verständig regiert, ich werde Euch freiwillig nach dem Gefängnisse folgen. Aber wehe den hohen Herren, die es dahin kommen lassen! Es muß alles zu Grunde gehen, wenn beim Bürger keine Kraft und beim Geistlichen kein Verstand zu finden ist, und wenn die, die uns schützen sollten, uns verderben.

Als er fortgeführt war, bemerkte der Bischof mit Verdruß, daß die Procession sich sehr vermindert hatte, denn fast alle der wohlhabendern Bürger waren still und traurig nach ihren Häusern geschlichen, alle liebten den Mann, den sie jetzt hatten mißhandeln sehn.

Als wieder das geistliche Gericht versammelt war, wurde nach den Anzeigen, die die alte Gertrud, so wie die übrigen Weiber aus der Dorfgemeinde gemacht hatten, beschlossen, auch den reichen Gastwirth Josset einzuziehen, der um so verdächtiger schien, weil bei ihm mehr wie einmal, eben so wie bei der Frau Denisel, der Maler Labitt bei fröhlichen Gelagen zugegen gewesen war, wo man von Frau Venus, Lucifer, unbekannten Obern gesprochen, und den Satan, so wie den Hexen-Sabbath, lächerlich vorgestellt habe. Noch andre angesehene Bürger wurden an demselben Tage verhaftet.

Als Peter Carrieur inne ward, wohin sich die Sache jetzt wendete, sagte er: Nun sehe ich ein, wie Schakepeh der Klügste von uns allen war, dessen Verstand es vorhersah, wie es nun gekommen ist; aber es hat ihm doch auch nichts geholfen, da er nicht früher abreisen konnte.

Und Ihr wollt immer noch nicht meinem Rathe folgen? rief der riesengroße Guntram: Euch bleibt ja doch nichts anderes übrig, und je früher Ihr dazu thut, je besser ist es für Euch. Laßt uns Arbeiter, so wie wir da sind, zu den Waffen greifen, denn wir sind wahrlich jetzt auf unsre Fäuste angewiesen, da es keine Gerechtigkeit mehr im Lande giebt. Ihr habt auch zuweilen mit dem heitern Alten, dem Labitt, gescherzt, Ihr seid auch im Hause der Frau Denisel gewesen;

wollt Ihr es abwarten, bis sie Euch ebenfalls in die Inquisition führen, und über Dummheiten verhören?

Indem sie noch sprachen, kam ein Bote des geistlichen Gerichtes, der den Bürger und Teppichwirker Peter Carrieux vor das geistliche Gericht der Inquisition zitirte, weil er der Zauberei und der Hexenkünste verdächtig sei, als Mitgenoß und Freund des Labitt, welcher schon im Gefängniß alles freiwillig bekannt habe. Carrieux stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dieser Citation Folge leisten sollte; Guntram warf ihm einen bedeutenden Blick zu und schielte nach der Rüstung; da aber der verständige Bürger bedachte, daß man die Schergen senden würde, um ihn mit Gewalt fortzuführen, zog es es vor, dem Boten der Geistlichkeit freiwillig zu folgen.

Als der Herr des Hauses fortgegangen war, versammelte der zornige Guntram alle Gesellen, Diener und Handlanger, und stellte ihnen vor, wie sie alle zu Bettlern werden müßten, nun ihr Herr verhaftet sei; es sei nicht daran zu denken, daß man ihn so bald wieder freigeben würde, wahrscheinlich gehe der Unsinn so weit, ihn zu verdammen. Alle nahmen schnell Rüstungen, Schwerter und Schilde, weil sie den Versicherungen des alten, erfahrnen Guntram glaubten, wie sich die ganze Stadt, wenn nur ein Anfang gemacht würde, für sie bewaffnen müßte. Sie stürmten mit Geschrei hinaus und rannten vor den Pallast des Bischofs hin. Aber kein Bürger erhob sich, in der Nähe des Getümmels verschloß man die Läden, das Haus des Bischofs und die Inquisition waren fest verrammelt.

Die Gesellen tobten, und zerschlugen, was sie erreichen konnten; da aber Reisige, welche der Graf Etampes, unter Anführung eines Ritters, schickte, sich zeigten, schlichen sich viele der Aufrührer davon. Die Muthigen, welche blieben, hatten mit den bewaffneten Reitern einen ungleichen Kampf zu bestehn; erst als verschiedene getödtet und schwer verwundet waren, nahmen die Uebrigen die Flucht und wurden in den Gassen verfolgt. Der lange Guntram riß mit seiner Riesenstärke eine verschlossene Hausthüre auf, sprang über den Flur, rannte in den Garten, und kletterte über dessen Mauer hinweg, worauf er bald in einsamen Gegenden verschwand, wodurch er sich seinen Verfolgern entzog, die nicht begreifen konnten, wohin er so schnell entkommen war. Darüber verwundert Ihr Euch? sagte einer von den Lanzenknechten. Er ist ja auch einer von denen, die mit dem Teufel ein Bündniß aufgerichtet haben, so hat der Satan unsre Augen verblendet, oder den thurmhohen Bösewicht durch die Lüfte oder auf einem Sturmwind davon geführt. Vielleicht hat er im Hause einen eingeweihten und sündlich getauften Besen gefunden, und ist auf diesem, wie auf dem besten Pferde, in alle Welt hinein geritten.

Der alte Beaufort saß trostlos in seinem innern Zimmer. Er hatte das Vertrauen zum Grafen Etampes verloren, da dieser sich so wenig der willkührlichen Tyrannei des Bischofes widersetzte, daß vielmehr seit seiner Anwesenheit weit mehr Verhaftungen, nnd von viel bedeutenderen Menschen, stattgefunden hatten. In seinem Kummer überraschte ihn der Ritter Conrad, einer der Vertrauten des großen Grafen Etampes. Nach den Begrüßungen und einigem Gespräch sagte Conrad: Werther Herr, Eure Bürgerschaft handelt nicht klug daran, in offenbare Empörung gegen das Gesetz hinauszubrechen, da durch die Gegenwart meines gnädigen Grafen der Stadt doch ein Unterpfand gegeben, daß ihr auf keine Weise Unrecht geschehen soll.

Bedenkt, mein werther Herr, erwiederte Beaufort, daß es keineswegs die Bürgerschaft war, die sich empörte, sondern es war nur eine Rotte von Arbeitern, die jetzt, nach Einziehung des Peter Carrieux, um ihren Unterhalt besorgt ist. Und es ist wahr, die Stadt wird bald wie verwaiset und ausgestorben sein, wenn man fortfährt, so das Gewerbe zu stören.

Erlaubt, Herr Ritter, erwiederte Conrad, es war ein großer Volkshaufen, es waren Bürger, die uns bekämpften, ich bin selbst zugegen gewesen. Ein Ritter, der treffliche Adelbert, mein vorzüglicher Freund, ist in diesem Strauß erschlagen; vier der Reisigen sind verwundet, und fünf Lanzenknechte liegen mit tödtlichen Stichen in der Brust im Spital. Soll da unser Graf nicht die Geduld verlieren, wenn er sehn muß, daß dieselben Bürger, welche er beschützt, sich ihm so mörderisch widersetzen?

Beaufort ward roth und sagte nicht ohne Bitterkeit: Könnten wir alle von diesem Schutze doch nur etwas gewahr werden. Daß der Graf so ganz mit unserm Bischofe, den wir immer nur geringe geachtet haben, einverstanden sein würde, konnten wir wohl niemals befürchten, als wir uns seines Eintritts erfreuten.

Was sollte er thun? erwiederte Conrad; der Kirche und ihren Satzungen feindlich widerstreben? Sich zu den Meuterern gesellen? Die Angeklagten frei sprechen, bevor noch eine Untersuchung eingeleitet war? Den Kirchenbann und die Ungnade des frommen Herzogs wagen?

Es kann von allem, sagte Beaufort, innerlichst gekränkt, nicht die Rede sein; es kann überhaupt keine Rede, und über nichts mehr, geführt werden, so wie der Graf es nur irgend der Mühe werth findet, nach diesen Aussagen und Anklagen hinzuhören. Wenn er sie wirklich in seiner Seele nicht für aberwitzig hält, oder sich nur, wer weiß, warum, die Miene giebt, sie nicht so zu nehmen, so ist es mit meinem Witze völlig zu Ende.

Es ist begreiflich, antwortete Conrad mit einigem Hohn, daß Ihr und Euresgleichen die Sache möchtet für abgemacht halten, bevor sie noch einmal angefangen hat; wir andern aber —

Ich und meinesgleichen? fragte Beaufort mit Heftigkeit, indem die Hand nach der Schwertseite griff; was meint Ihr damit?

Keine Privatzwiste, sagte Conrad mit großer Kälte, denn es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge, und ich bin Streites wegen von meinem Grafen nicht hergesendet worden. Weil der hohe Graf Euch persönlich ehrt und Euch befreundet ist, weil er Euren Stand achtet, so hat er mich, seinen Vertrauten, einen Euch ebenbürtigen Ritter, abgeschickt, um Euch kund zu thun, daß Ihr auf wichtige und unabweisliche Anzeigen verhaftet seid, und daß Ihr Euch mit mir, damit kein Aufsehn erregt werde und man Euch nicht beschimpfen könne, sogleich zum Bischof begeben sollt.

Man wagt es! rief Beaufort im größten Erstaunen aus; an den Adel legt man die Hand, an den freien Rittersmann? Was habe ich mit dem albernen Bischof zu verrechnen, außer daß ich meinen Sohn von ihm fordern muß?

Er nahm den Degen, setzte das Barett auf, und ging mit Conrad die Stiege hinunter. So finde ich wenigstens, sagte er, Gelegenheit, diesem böswilligen Prälaten Alles zu sagen, was ich von ihm denke.

Als sie auf die Straße traten, wurden sie vom Pöbel verfolgt, der sich vor dem Hause versammelt hatte, denn es mußte schon ausgekommen sein, daß man den alten Ritter Beaufort zum Verhaft und in das Verhör der Geistlichen führe.

So ist es Recht! rief ein Lahmer; auch die Reichen, auch die Vornehmen müssen an's Gericht. Die Bösewichter! Gott der Herr hat ihnen schon so Vieles verliehen, Geld vollauf und alle Herrlichkeiten, und sie müssen sich doch aus Bosheit noch mit dem Satan verbinden! Indeß wir Hungernde, Kranke —

Beaufort wandte sich um. Er kannte den Bettler, der oft Almosen von ihm empfangen hatte. Spiessing! alter Soldat! rief er ihn an, ich gab Dir oft, nimm auch dies noch, vielleicht zum letztenmal. Ich vergebe Dir.

Der alte Krüppel war beschämt und schlich weinend davon. Die Uebrigen erinnerten sich der Güte des greisen Ritters, und verließen ihn, ihrer Schlechtigkeit sich bewußt, und so gelangte er ohne Begleitung und Beschimpfung in die Wohnung des Bischofes.

---

Die Sache des jungen Ritters Köstein, die sehr geheim gehalten wurde, hatte indessen dem Anschein nach auch eine schlimmere Wendung genommen. Er war in ein strengeres Gefängniß gebracht, und Niemand, auch sein Vetter Melchior nicht, durfte ihn besuchen und sprechen. Man erfuhr nur so viel, daß er beschuldigt sei, dem Leben des Prinzen Carl nachgestellt zu haben. Diesen Erben des Reichs erwartete man, um den peinlichen Proceß des jungen Ritters zu beendigen.

Alles war in der Stadt in Verzweiflung, eine Angst hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Niemand wagte, zu verreisen, wenn es sein Geschäft noch so dringend verlangte, um sich nicht dem Verdacht des argwöhnischen Bischofs auszusetzen, sein Gewissen treibe ihn fort und er wolle sich der Strafe entziehen. Fremde vermieden jetzt, auf ihren Wanderungen Arras zu berühren, aus Furcht, auch zu den Hexenmeistern und Zauberern gezählt zu werden. Diese Begebenheit hatte allenthalben das größte Aufsehn erregt, und man sprach darüber auf mancherlei Weise. Glaubten die schwachen Gemüther die Wahrheit der Anklage, so spotteten andere um so bitterer, vorzüglich in Frankreich, über diese augenscheinliche Thorheit; die Feinde von Burgund und des Herzogs enthielten sich nicht, laut auszusagen, Philipp benutze diesen Aberglauben, um sich zu bereichern.

In Arras selbst wagte Niemand mehr, laut zu sprechen, seit diejenigen, die man als die kühnsten Gegner dieses Hexen-Prozesses kannte, selbst als Mitschuldige waren eingezogen worden. Dem Bischofe gegenüber hatte man noch einigen Muth behalten, sich ihm zu widersetzen; aber seit der große Graf von Etampes mit seinen Rittern, Reisigen und Lanzenknechten in der Stadt wohnte, war auch der Verwegenste verstummt. Im Kreise der Familien flüsterte man, daß es

leicht sei, der wahnsinnigen Gertrud in den Mund zu legen, was man nur wolle, und daß sie und die Bäuerinnen Mitschuldige ihres Sabbaths genannt, deren Namen sie früher nie gekannt hätten.

Es war seltsam, daß die Richter der Sache eben so befangen und schüchtern waren. Viele, wie der Dechant, sahen den Unsinn und das Widersprechende der Aussagen ein; der Dechant aber war, durch frühere leichtsinnige Aeußerungen, so völlig in der Gewalt des Bischofes, daß er am eifrigsten den Prozeß betrieb, und allen Verstand aufbot, aufmerksam die früheren Begebenheiten und Hexen-Geschichten las und sammelte, um sich seinem Vorgesetzten nun als einen Bekehrten zu zeigen, damit dieser nicht, in seinen plötzlichen Launen, ihn selber den Gefangnen und Angeklagten beigesellte. Einige der Doktoren meinten, die Weiber seien von einer Gemüthskrankheit befallen, in welcher sie sich alles, was sie ausgesagt, nur eingebildet hätten; sei aber die Sache selbst unwahr, so könne die Aussage und das Zeugniß von Thörichten nicht gegen wackre unbescholtne Männer auf irgend eine Weise gelten. Ein junger Mann dachte dadurch der Sache den Ausschlag zu geben, daß er rieth, man solle eins dieser Weiber, in Gegenwart von Zeugen, sich oder einen Stock mit der Zauberssalbe bestreichen lassen, um zu sehen, was sich ergeben werde. Bliebe sie, wie er glaubte, zur Stelle, oder fiele vielleicht nur in Schlaf, so sei die Unwahrheit von selbst entschieden. Dieser ward aber von den Eiferern überstimmt, und man entgegnete ihm, daß, so wie die Hexe oder der Zauberer im Gewahrsam einer ächten Obrigkeit sei, sie ihre Zaubermacht verlieren; auch könne der Teufel ihnen vielleicht immer noch gestatten, zu ihm zu kommen, und an ihrer Stelle einen Scheinkörper zurücklassen, um die Richter zu blenden. Dieser Versuch sei also der verwerflichste, weil durch ihn nichts bewiesen werden könne, und man außerdem noch in Gefahr gerathe, die Hexe selber einzubüßen. Es war nah daran, daß den Bischof und die Eifrigen seiner Parthei den jungen Rathgeber selbst für einen Genossen des Sabbaths erklärten, denn sie meinten schon, der Teufel selbst könne nur dem Gelehrten einen so listigen und verderblichen Rathschlag eingegeben haben, der, wenn er ausgeführt würde, wohl gar dem ganzen Hexen-Proceß ein Ende machen dürfte.

Die alte Gertrud, Armgart und Elsbeth sagten von sich und andern aus, was man nur wollte. Labitt, der ganz zerstört war, erzählte schriftlich allerhand durcheinander, von seinen Grillen über Kunst und Natur, von seinen Gedanken über die Schöpfung und Lucifer, und daß er den Hexen-Sabbath müsse gekannt haben, weil er ihn sonst nicht habe malen können; dann phantasirte er wild, wie vertraut er mit allen Teufeln, aber eben so mit den Heiligen und dem Himmelreiche sei, und daß er, soweit er vermocht, Jung und Alt in seine Ansichten der Dinge eingeweiht habe. Die Frau Denisel hatte sich völlig der Betrübniß ergeben; sie konnte und wollte die Spiele nicht leugnen, in denen sie, nach Labitts Anordnung, figurirt habe, als Venus, oder Göttin; eben so bekannte sie ihren vertrauten Umgang mit Robert, von dessen Ketzereien sie allerdings Kunde gehabt. Friedrich und dessen Vater leugneten Alles, nur gestand der Letzte, als man ihn erinnerte, daß er als König Artus im Garten der Frau Catharina eingeführt sei. Takel, Schalepeh und Josset wollten auf nichts eingehen, bekannten aber ihre Freundschaft zu Labitt; am hartnäckigsten und heftigsten war Carrieur, der seine Richter immer mit Zorn und Verachtung behandelte, und ihnen, vorzüglich dem Bischofe, oft die härtesten Dinge sagte, und eben so wenig den Grafen Etampes verschonte, wenn dieser bei den Verhören zugegen war.

Bei denen, die beständig leugneten, hatte man die Folter angewendet. Da sie gequält eben so wenig gestanden, fanden die Eiferer, das eigene Geständniß sei überflüssig, da die ganz zerknirschte Gertrud, sowie Armgart und Elsbeth, die sich völlig bekehrt hatten, mehr als genug freiwillig von allen jenen Verstockten aussagten, um von deren Mitschuld überzeugt sein zu können.

Als man nun endlich zum Urtheilspruch kam, waren Viele der Meinung und zeigten, um diese zu verstärken, Briefe aus der Fremde vor, in denen eben so geurtheilt wurde: daß, da, alles auch zugegeben und angenommen, was die Weiber in überreizten und verwirrten Zuständen von sich und andern ausgesagt haben, sie selbst, sowie ihre angeklagten Mitschuldigen doch weder Raub und Mord, noch Entheiligung der Hostie ausgeübt, oder irgend sonst ein todeswürdiges Verbrechen begangen, sondern von Phantasie, Neugier und Vorwitz verführt, vielmehr sich einer Versündigung hingegeben, für die in den Gesetzen noch keine Strafe ausdrücklich nahmhaft gemacht sei, da diese seltsame Begebenheit fast als die Erste in ihrer Art betrachtet werden könne: so schiene es billig und gerecht, daß man einige mit Kirchenbuße, die Reichern durch Geld zu bestrafen, Allen aber aufzulegen habe, sich durch Fasten, Gebet und Wallfahrten nach heiligen Orten wieder zu reinigen, um als gesäuberte Glieder in die christliche Gemeinschaft wieder eintreten zu können.

Die Vernünftigern unter den Richtern meinten die Sache dadurch entschieden zu sehn, und der Tollheit schon überflüssig nachgegeben zu haben. Der Bischof aber erhob sich in seinem frommen Eifer und rief: Nein, das soll unter uns hier nicht gesagt und gelehrt werden, daß dieser entsetzliche Abfall von Gott, dieses feierliche Verbündniß mit dem Satan, dieses Bekennen ketzerischer und ganz unchristlicher Lehren eine leichte und läßliche Sünde sei, die mit sanfter Strafe gebüßt werden könnte. Wahr ist es, wir hörten bis jetzt nur von diesem und jenem Magier, der sich dem Satan ergeben hatte, um abscheuliche Zwecke durchzusetzen, der durch diese oder jene Künste strebte, den Fürsten zu ermorden, den Feind des Landes zu begünstigen, sich am Gegner zu rächen, oder irgend eine vornehme Frau zur Gegenliebe zu nöthigen. Meistentheils gebrauchten diese Bösewichter zu ihren verruchten Thaten geweihte Hostien, um ihren Mord auszuüben. Diese Absicht weder, noch diese Entweihung hat sich aus den Bekenntnissen der hiesigen Sünder ergeben. Ich meine aber, sich gegen Gott und Christus aufzulehnen, seinem Bunde zu entsagen, und so schändlich des heiligen Sabbaths zu spotten, wie es so oft auf diesem Hexen-Sabbath geschah, sei Frevel, noch verruchter, als jene Entweihungen und Mordversuche. Freilich ist diese Sabbath-Feier etwas Neues und Unerhörtes, aber unsre Nachkommen, die frommen Christen der künftigen Jahrhunderte müssen uns nicht eines frevlen Leichtsinns bezüchtigen können. Furchtbar muß die Strafe, eindringlich die Warnung sein, damit die Bosheit geschreckt werde, die die Ermahnungen der Liebe nicht anhören will. Mein und unser aller hier Versammelten Stolz muß es sein, daß dieser Prozeß, die Untersuchung und das Wunder desselben, so wie es das erste große Beispiel eines so ungeheuren und verbreiteten Bündnisses ist, auch als ein Muster in der Führung, als ein Regulativ in der Bestrafung für alle künftigen Zeiten dastehen muß. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, unendlich viele sind von diesem Gift, von dieser Krankheit angesteckt, und ich sehe im Geiste voraus, daß künftig in allen Ländern diese Schandthaten sich entdecken werden.

Alle Abergläubigen in der Versammlung stimmten ihm bei, und da der Graf Etampes ebenfalls äußerte, man dürfe die christliche Liebe nicht so unbedingt walten lassen, um so unerhörte Frevel der Strafe zu entziehen, so ging nach neuen Untersuchungen einige Tage später der strenge Vorschlag des Bischofs durch.

Als Advokat des Bischofs hatte sich in diesem Prozeß vorzüglich der junge Flamand thätig erzeigt. Er hatte sehr viel dazu mitgewirkt, daß endlich fast alle, die bis dahin immer noch leugneten, alles, oder doch das meiste eingestanden, dessen sie beschuldigt wurden. Nur Carrieur und Beaufort blieben fest.

Der Dechant, der aus Furcht eifrig zur Verdammung der Schuldigen mitgewirkt, erbat sich vom Bischofe die Erlaubniß, den alten Ritter in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Er hatte umsonst gewünscht, Labitt oder die Frau Catharina zu sehen, denn beides hatte ihm der Bischof strenge verweigert. Da jetzt aber der Dechant versprach, er wolle es durch diesen Besuch dahin bringen, daß auch Beaufort alles eingestehe, so bewilligte ihm der strenge Bischof endlich sein Gesuch.

Der Ritter war erstaunt, den Dechanten in sein Gefängniß kommen zu sehn. Es ist sonderbar, fing er an, daß wir uns hier treffen; keiner von uns hätte dies wohl vor acht Wochen glauben können. Ihr Herren von der Geistlichkeit zeigt uns, was Ihr vermögt, aber Ihr benutzt Eure Herrschaft auf eine Weise, daß Euch doch alles den Gehorsam aufkündigen wird.

Ich kam, sagte der Dechant, zerknirscht und tief bekümmert, in guter Absicht zu Euch. Ich wünschte Euch zu retten, und das ist nur möglich, wenn Ihr Alles eingesteht.

Elender! Wahnsinniger! rief der Greis in der höchsten Entrüstung; also auch an mir wollt Ihr die verächtlichen Künste versuchen, die Euer Bursch, der klägliche Flamand, bei den übrigen Gefangenen angewendet hat? Leben und Sicherheit verspricht er, wenn sie durch eine elende Lüge den ungeheuren Aberwitz eingestehen und bekräftigen wollen. Auch mein junger Sohn, so höre ich, hat die Ehre so sehr vergessen, um alles zu bekennen, was die Rasenden von ihm verlangen. Freilich muß der Bischof und die Knechte seines Gelichters es dahin zu bringen suchen, um nicht ganz von Schmach überkleidet vor der Welt dazustehn. Sein Aberwitz muß doch eine Art von Entschuldigung zu erringen suchen: und um nur eine kümmerliche Ehrenrettung zu finden, beredet er mich durch Euch, seinen verworfenen Knecht, ebenfalls in sein Lied einzustimmen. Aber vor wem kann ihn diese Maaßregel schützen? Kein Verständiger jetzt, keiner in Zukunft

wird etwas von diesen Fieberträumen glauben. Er kann und darf nicht weiter gehn, als er bis jetzt gethan hat, und er muß schließen, mit Schande gebrandmarkt. Und darum ist es meine Pflicht, für meine beschimpften und gekränkten Mitbürger zu stehn, und mit meiner ganzen Kraft gegen diese elende Tyrannei zu kämpfen.

Verachtet mich, sagte der Dechant, alter, würdiger Greis, ich verdiene jede Schmach. Durch Ueberklugheit, durch List, die ich mir zutraute, habe ich mich zum Sklaven dieses Bischofes gemacht. Ich muß ihm dienen, wenn er mich nicht selbst schmählich aufopfern soll. So habe ich mir mit meiner eingebildeten Weisheit die Ketten selbst geschmiedet. Durch meine Leidenschaft für die Frau Catharina, meine Eifersucht: ihr wollte ich drohen und sie dadurch in meine Gewalt bekommen; Winke, Worte ließ ich gegen den Bischof fallen, dessen Einfalt, ich Kurzsichtiger, verachtete. Sein tückisches Gemüth hat jeden Laut aufbewahrt. Eine Raserei bemächtigt sich, wie aus der Luft herabgeweht, einiger alten Weiber, und sie sagen Unsinn aus, der sich immer mehr und mehr bei jeder neuen Frage zu einem wilden Mährchen ausspinnt. Plötzlich ist das Entsetzen persönlich in unserm Hause, und alle meine Freunde sind in ein Netz verwickelt, das, wie es aus Luft gewebt, doch unzerreißbar ist. Glaubt mir, theurer Mann, ich bereue mein Thun, ja mein Leben, aber wir stehen der jämmerlichen Nothwendigkeit Angesicht an Angesicht gegenüber; gebt nach, sagt zu allen Thorheiten, die man Euch abfordern mag, Ja, sonst seid Ihr verloren.

Thue er doch, rief Beaufort, sein Aeußerstes! Was kann er ausrichten? Hand an mich legen? Das wagt der Verächtliche nicht. Sein Aeußerstes, sein Frechstes war, daß er mich hieher zu schicken sich untersing; nun muß er wieder umkehren, und nur Schaam und Reue bleibt ihm übrig.

Der Dechant sah den Greis an, brach in Thränen aus, und stürzte dann zu seinen Füßen nieder. Er ergriff die Hand des Alten und küßte sie inbrünstig. Unter Schluchzen rief er: Nein! nein! auf dem Wege verderbt Ihr Euch und Euren Sohn! Bedenkt die Schande, die auf Euren Namen fällt, bedenkt das unaussprechliche Elend. Der Bischof läßt Euch mit fester Gelassenheit den Scheiterhaufen zuerkennen; rettet Euch und Euren jungen Sohn, wenn auch mit Verlust Eurer Habe. Nur durch ein unbeschränktes Eingestehn aller dieser eingebildeten Sünden könnt Ihr Euer Leben retten; denn alsdann tritt der Graf Etampes zu Eurem Besten gewißlich auf, der Euern Untergang nicht will, der Euch retten möchte, wenn Ihr diesen Weg einschlagt.

Wie? sagte der Ritter in tiefem Sinnen; Ihr sagt mir Wunder. Ich glaubte, der Prälat könne nie im Ernst daran denken, nur die ärmste dieser armen Weiber hinzurichten, — und Ihr denkt, er könnte selbst mich verderben wollen? Der Graf, der Herzog könnten, dürften dies irgend zugeben?

Der Geistliche hatte sich erhoben, setzte sich neben den Gefangenen, und nahm dessen Hand in die seinige. O mein theurer, theurer alter Freund, sagte er dann; lernt Ihr denn jetzt so spät erst die Menschen kennen? Der alte, schwache Herzog meint es mit aller Welt gut, aber alles geschieht doch immer, wie er es nicht will. Sein Vertrautester, der Graf, ist an seiner Statt, als Stellvertreter, hergesendet. Dieser, statt Euch und die Bürger zu schützen, hat mit Klugheit gleich die Miene angenommen, als wenn er in Liebe und Ehrfurcht für die Kirche an die Wichtigkeit dieses Prozesses und den Inhalt der Klagen glaube. Seit seiner Anwesenheit haben die Bettlerinnen erst die Wohlhabenden der Stadt und Euch angegeben. Sind diese überführt, so fällt ihr Gut dem Herzoge anheim, und, wie ich glaube, ist alles schon dem Busenfreunde, dem Günstlinge, zugesichert. Verharret Ihr nun und läugnet fest, so ist der Bischof gezwungen, nach seiner Ueberzeugung, Euch hinzurichten; gesteht Ihr Alles, ohne irgend etwas auszunehmen, so kann er Euch wie ein verirrtes, armes Wesen behandeln, das Mitleid verdient, und er erläßt Euch mit christlicher Gnade den Scheiterhaufen. Der Graf ist nicht blutdürstig und kein Unmensch, so habsüchtig er auch sein mag; er bittet dann, aus Mitleid für Eure Verirrung, kräftig vor, und Ihr seid gerettet.

Beaufort war sehr nachdenkend geworden. Freilich, sagte er endlich, fällt, unter diesen Umständen, diese Hexengeschichte wie eine plötzliche große Erbschaft, vor die Füße dieses Grafen nieder; meines Freundes, wie er sich so oft nannte. Soll es nun einmal ein Bluthandel werden, so bedinge ich mir aber auch das Leben meines Sohnes mit ein, der ja schon alles gestanden hat, und dem man, als einem jungen Manne, der der Verführung ausgesetzt ist, noch leichter vergeben kann. Dechant, könnt Ihr mir auf Euer Gewissen versichern, daß, wenn ich bekenne, mein Sohn mit mir gerettet ist, so will ich mich fügen und zu allem Ja sagen.

Ich glaube es versichern zu können, sagte der Dechant. Er umarmte den Ritter, und ging, einigermaßen beruhigt, zu seinem Bischofe, der die Nachricht, daß sich der verstockte Sünden endlich bekehrt habe, mit großer Freude vernahm.

---

Um diese Zeit starb der alte König von Frankreich, Carl der Siebente. Kein Monarch hatte so viele und sonderbare Abwechselungen des Schicksals erfahren. Sein Sohn, Ludwig der Eilfte kehrte jetzt nach Frankreich zurück, um in Rheims gekrönt zu werden. Die Bewegung, welche diese Vorfälle in Burgund verursachten, benutzte der Küster Wundrich, um in einer Verkleidung zu entfliehen. Er begab sich nach Rheims, wo er, von angesehenen Freunden beschützt, wieder eine Anstellung als Geistlicher erhielt.

Von dort schrieb er folgenden Brief nach Paris, an seine Freundin Sophie, der jungen Tochter des Schakepeh.

„Erfahrt vor allen Dingen, geliebtes Kind, daß Euer theurer Vater, mein sehr werther Freund, dem entsetzlichen Schicksale, welches ihn bedrohte, entronnen ist. Verarmt ist er zwar, aber sein Leben ist gerettet. Es war ein furchtbarer, trauriger Tag, als vor dem Thore, im Freien, jene Hinrichtungen vorfielen, die unsre Stadt Arras und die Geistlichkeit dort mit Schande bedecken. Alle, bis auf unsern festen, eigensinnigen Carrieur, hatten die Verbrechen eingestanden, deren man sie bezüchtigte. Alle übergaben sich, bis auf diesen zu strengen Mann, der unbedingten Gnade oder Strafe der Kirche.

Auf dem Markt ward den Verbrechern, wie man sie nannte, ihre Sünde, die sie begangen, von neuem vorgelesen, und von neuem gestanden sie die Ketzereien, das Besuchen des Teufels-Sabbaths, die Verwandlungen, die sie unternommen, die Tänze, die sie gefeiert, und wie sie auf Besen, in Mulden, auf Ziegen und Böcken, auf Ofengabeln und Kröten hingeritten und gefahren seien; wie sie den Satan verehrt und sich ihm zu eigen gegeben. Die alte Gertrud lachte und war erfreut; die sonst so schöne Frau Denisel war blaß und abgefallen; der alte wunderliche Labitt war wie verklärt; Euer Vater und die Männer wagten vor Schaam nicht die Augen zu erheben, nur Carrieur lästerte und fluchte, und schalt seine Richter Narren und Blödsinnige. Hierauf wurden sie dem weltlichen Gerichte übergeben, und der Richter erklärte Labitt, Frau Denisel, Armgart, Elsbeth und die dritte Bäuerin, so wie zwei liederliche Dirnen aus Arras, nebst Peter Carrieur, dem Scheiterhaufen verfallen. Labitt konnte nicht sprechen und Frau Catharina war stumm, aber Carrieur sprach wieder laut von Schändlichkeit und Lüge, und die übrigen Weibspersonen heulten und schrieen, betheuerten ihre Unschuld, und selbst die alten Bäuerinnen erklärten, wie alles nur in ihnen Krankheit und Einbildung gewesen, wie man ihnen die Anklagen in den Mund gelegt, und der Advokat Flamand versichert habe, es würde ihnen nichts geschehen, wenn sie nur bei ihrer Aussage blieben und immer mehr eingeständen. So wurden sie hinaus geführt, und es war tief erschütternd, mit welchen Blicken der junge Friedrich im Zuge nach der Frau Catharina hinsah.

Draußen, beim Scheiterhaufen, sagten noch einmal alle, daß sie unschuldig hingeopfert würden; Carrieur hielt noch eine Anrede an seine Richter, nur die wahnsinnige Gertrud lachte und jubelte und bekannte sich als Hexe. In kurzer Zeit waren sie nicht mehr. Nur wenige Bürger waren dem Zuge gefolgt; alles war still und traurig, jeder hatte sich in seinem Hause verschlossen.

Auf einer hohen Bühne, dem Scheiterhaufen gegenüber, wurden die Männer ausgestellt, die, als reuig bekennend, ihre groben Irrthümer einsehend, und sich in den Arm der Kirche werfend, begnadigt wurden, nehmlich der Ritter Beaufort und sein Sohn Friedrich, Schakepeh, Euer Vater, und die Schöffen Taket und Josset. Der Bischof stand oben, ermahnte sie, und berührte sie dann nach der Reihe verschiedene Male mit einer Ruthe, als Zeichen der geistlichen Strafe. Dann wurden sie in das Gefängniß zurückgeführt, wo sie noch einige Zeit bleiben werden. Das Vermögen der Frau Catharina, so wie des reichen Carrieur, ist ganz an den Herzog, das heißt, an den Grafen Etampes gefallen. Auch Beaufort, Taket und Josset, so wie Euer Vater, müssen den Klöstern, noch mehr aber dem Herzoge, oder dem Grafen zahlen, daß ihnen eben nur so viel bleiben wird, ein dürftiges Leben zu fristen. Die Güter sind eingezogen, die Häuser verkauft. Um einen ziemlich hohen Preis hat der junge Advokat Flamand vom Grafen das Haus Eures Vaters gekauft, und wird sich dort mit einer jungen hübschen Frau einrichten. Es scheint, Alle haben gewonnen. Wenn der Graf durch die Straßen reitet, wenden die Bürger die Augen von ihm ab; der Advokat ist dreist und benimmt sich als reicher Mann.

Da dieses Unheil hat geschehen können, so spreche man nur nicht davon, daß wir besser und klüger geworden sind als unsere Vorfahren. Manche träumen sogar, alle Völker würden nach und nach veredelt, und das ganze Menschenwesen menschlicher.

Der liebevolle, poetische, sinnreiche Labitt steht in seiner sanften Miene immer noch neben mir. Seine Scherze und Späße sind für ihn zu grimmigen Feinden geworden, und seine Erleuchtung hat ihm zum schmählichen Tode heimgeleuchtet. Er hatte Unrecht, die Macht des Satans zu leugnen, denn aus jedem lachenden Wort ist ihm ein Höllengeist erwachsen, der ihn und andere Unschuldige den Henkern übergeben hat.

Mich wollte der Bischof auch als einen Freund des Labitt greifen lassen, und ich benutzte die letzte Stunde, um hieher zu entfliehen. Er hat sogar verlangt, daß mich die hiesige Kirche ihm ausliefern soll; aber man hat sein Begehren mit Verachtung zurückgewiesen. Hier spricht alle Welt, auch die Geistlichkeit, nur mit Abscheu von jenem unsinnigen Prozeß in Arras. — Der Himmel behüte Euch. —"

In Arras war die Stadt nach kurzer Zeit mit einer andern großen Erscheinung beschäftiget, denn der Graf von Charolais, der Erbprinz von Burgund, zog wirklich mit einem großen Gefolge ein. Die Klagen wegen des gefangenen Beaufort und der Uebrigen wies er von sich, weil er den Grafen Etampes, der ihm schon feindlich genug war, nicht kränken wollte, da er fürchten mußte, daß die Aussagen des Denis oder Köstein schon manches gegen diesen und der ihm verbündeten Familie Croys aussagen möchten.

Alle diese Händel, Anklagen und Prozesse, in denen durch die Kleinen die Großen so leicht verwickelt waren, erregten dem alten friedfertigen Herzoge ein Grauen, und er hätte gern alles dieser Art ohne Untersuchung der Vergessenheit übergeben. Diesen Widerwillen benutzten seine Freunde und Günstlinge, um alles, was ihnen und ihren Partheien schaden konnte, dem alten Manne als gleichgültig oder verdächtig vorzustellen, so daß er alles, was er nur konnte, von sich schob, und sich selbst lieber hinterging, und nicht sehn wollte, was sich seinen Blicken aufdrang, als daß er scharf und fest eingeschnitten hätte, weil er nicht wissen konnte, wie tief sein Messer eindringen müsse. So hätte er auch diese Händel und die Anklage gegen Denis, so wie dessen Rechtfertigung, gern unbeachtet gelassen. Aber diese Anklage des verzweifelten Denis, welcher sich auf den Erben des Reichs selber berief, und diesen zum Richter über sich und den jungen Günstling aufforderte, machte es dem Herzoge unmöglich, diese Händel nicht zu beachten. Um so weniger, da der Graf Charolais diese Klage so heftig auffaßte, daß er die Sache ganz wie seine eigne nahm, und knieend seinen Vater bat, diesen Prozeß, der nicht weniger als sein Leben bedrohe, in seine eignen Hände nehmen zu dürfen. Auf diese Bitte des Sohnes und Erben ließ der Vater sogleich Köstein, seinen thörichten Günstling, der Wache übergeben, und als einen des Hochverrathes Angeklagten nach Arras führen, um seinem Ankläger, Denis, gegenüber gestellt zu werden.

Wie viel der Prinz Carl nun auch erlangt hatte, so wußte er doch, daß, wenn auch Köstein aufgeopfert würde, man die Sache doch wohl so führen könne und werde, daß von demjenigen, was er eigentlich zu wissen begehre, nur wenig zu Tage kommen möchte. Er vermuthete, daß die Richter selbst den Kläger wie Beklagten so führen und lenken würden, daß die vielverschlungene Verwicklung sich in Privathändel und persönlichen Haß und Mord auflösen würde. Der Prinz sah manches deutlich und ahndete noch weit mehr, und doch mußte er sich gestehn, daß er nicht wünschen könne, Alles zu erfahren, und das weit verbreitete Netz des Verrathes ganz zu fassen und mit allen seinen Fäden in den Händen zu haben. Konnte er als Fürst handeln, so war viel gewonnen. Aber vom Argwohn des Vaters konnte er es nicht erwarten, daß dieser ihn zu seinem Stellvertreter ernennen und sich von den Regierungsgeschäften zurückziehen würde. Hätte der alte Fürst auch selbst aus Ueberdruß einen solchen Entschluß fassen können, so widersetzten sich alle Räthe und alle Verwandte des Herren einem solchen Schritte mit allen Kräften und auf jede Weise, weil die meisten fürchten mußten, daß der junge Prinz damit anfangen würde, ihnen allen Einfluß zu entziehen. Seine rasche, zornige Art, seine unfreundliche Laune hatte zu oft schon seinen Widerwillen gegen die Vertrauten und Günstlinge seines Vaters kund gegeben.

Denis war früher ein Diener des Ritter Köstein gewesen, von dessen Gnade er lebte. Denis hatte dann Reisen unternommen, und keiner wußte, wohin oder zu welchem Entzweck. Nur so viel hatte man erfahren, daß er in Frankreich und Italien gewesen sei. Seit der Dauphin von Frankreich am Hofe Philipps lebte, hatten sich die meisten Freunde des Herzoges an den Dauphin geschlossen, vielerlei mochte verabredet sein, worauf diejenigen, die gegen den Prinzen Carl waren, mit Sicherheit rechnen konnten, da jetzt dieser eilfte Ludwig zum König von Frankreich gekrönt war.

Denis hatte sich endlich mit seinem Beschützer Köstein entzweit. Sie stritten um eine Schuld, die der junge Köstein nicht anerkennen wollte. Denis erlaubte sich sonderbare Reden, über welche diejenigen erschraken, die ihn in seiner frühern Abhängigkeit gesehen hatten. Er bedrohte Köstein und gab zu verstehn, dessen Wohlfahrt liege unbedingt in seinen Händen. Köstein, der dies vernahm, verlachte diese Drohungen, und gab sich die Miene, Denis zu verachten. Er brachte aber durch Geschenke einen armen Verwandten des Canonicus Melchior dahin, daß dieser es über sich nahm, den unnützen Schwätzer Denis aus dem Wege zu räumen. Als Denis dies erfuhr, suchte er sich auch eine Parthei zu machen, und nach einigen Tagen fand man den Vetter des Canonicus ermordet. Seitdem war Denis unsichtbar geworden, weil alle Welt ihn für den Mörder hielt, und die Gerichte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Man suchte ihn emsig auf, ohne ihn finden zu können. Dem Herzoge hatte man erzählt, dieser Mörder trachte nicht nur nach dem Leben seines Lieblings, des jungen Köstein, sondern nach dem des Fürsten selber. Die Nachsuchungen und das Forschen nach diesem Denis war nun um so heftiger. Er war offenbar von mächtiger Hand beschützt; und da seine Gegner doch endlich seinen Aufenthalt in Arras entdeckten, so suchten sie ihn in einer Nacht meuchlerisch aus dem Wege zu räumen. Er war nicht ohne Hülfe und Begleitung, und jener Strauß erfolgte. Köstein und dessen Freunde hielten ihn für todt, und er war verschollen, bis Melchior ihn durch Zufall bei der alten Gertrud entdeckte. Hätte der Canonicus die Gesinnung des jungen Köstein mehr gekannt, so würde er den Gefangenen vielleicht nicht den Gerichten übergeben haben; denn der Günstling, der die Sache schon für ganz abgemacht hielt, mußte jetzt von neuem in die Fragen und Antworten eingehn. Er dachte es indeß durch seine Stellung und die Gunst des Herzoges durchzusetzen, und hielt es nicht für schwer, seinen ehemaligen Vertrauten einem ewigen Gefängniß überliefern zu können. Jetzt wendete sich Denis an den Grafen Charolais selbst und behauptete, Köstein habe ihn nach Turin gesendet, um Gift für ihn zu kaufen, mit welchem der Ritter den Erben Burgunds langsam hinrichten wolle.

Wenn Carl, den die Welt nachher den Kühnen nannte, auch diese Beschuldigung glaubte, so hatte er in seiner Stellung immer nur wenig gewonnen, wenn ihm der unbedeutende Köstein aus seinem Wege geräumt würde. Er war bei mehreren Verhören selbst zugegen, und Denis mußte dem Ritter seine Anklage ins Angesicht wiederholen. Köstein leugnete bald, bald gab er zu, und entschuldigte sich nur damit, die geheimen Schachteln hätten kein Gift, sondern ein künstlich bereitetes Liebespulver enthalten, durch welches Köstein die Liebe und das Vertrauen des Thronerben habe erwerben wollen, weil er deutlich dessen Haß gegen ihn erkannt habe. Die Pulver selbst aber waren nicht mehr vorhanden und in andern Verhören schien es wieder, als sei dieses Vorgegebene nur eine armselige Lüge des Denis, der sich durch diese gegen die schweren Anklagen Kösteins und des Canonicus Melchior retten wollte.

Richter und Beisitzer, Advokaten wie Schöffen führten die Sache so, daß der Prinz wohl merkte, wie durch höhern Einfluß Alles gehemmt sei und der Prozeß wesentlich nicht aus der Stelle rücke. So oft die Untersuchung sich zu den Gewaltigen des Landes zu lenken schien, so oft Kläger und Angeklagter auf diesen oder jenen irgend eine Hinweisung vorbrachten, so wurde bald auf mehr oder minder künstliche Art die Sache wieder in einen andern Weg geleitet. Denis schien weniger als Köstein zu wissen, aber man mußte glauben, daß Köstein den Glauben gefaßt hatte, er könnte sein Leben retten, wenn er schwiege, durch Widersprüche seine eignen Aussagen schwäche und lieber sich Lügen beweisen ließe, als daß man seiner Wahrheit vertraute.

Endlich wurden beide, Kläger und Angeklagter, des Todes schuldig befunden. Köstein, als Giftmischer, welcher den Prinzen hochverrätherisch habe hinrichten wollen, und Denis als Mörder und Mitwissender dieses Plans.

Am Tage vor seinem Tode ließ Köstein den Grafen Carl um ein vertrautes Gespräch in einem einsamen Zimmer ersuchen, wo sie von Niemand behorcht werden könnten. Die Richter und Edelleute wollten dem Prinzen abrathen, den Bösewicht vor sich zu lassen, der vielleicht in Verzweiflung jetzt noch einen Mordversuch an seiner geheiligten Person wagen würde. Doch Carl lächelte und ließ den Verbrecher vor sich erscheinen. Alle übrigen mußten das Zimmer verlassen und Köstein, krank, blaß und schwach kniete vor dem Thronerben nieder.

Der Graf Charolais stand groß und schlank vor dem in den Staub geworfenen Sünder, sah ihn aus seinem trotzigen braunen Gesicht mit den dunkeln Augen scharf an und sagte, indem er ihm mit der Hand winkte: Steht auf, Köstein, was habt Ihr mir zu sagen?

Köstein stand zitternd auf, warf den scheuen Blick umher und fragte: Ist auch gewiß Niemand zugegen?

Niemand, der uns hören könnte, sagte der Prinz; Ihr

saht selbst, wie sie sich alle in das fernste Vorgemach zurückgezogen haben. Ich denke aber doch, Ihr werdet mir hier die Geschichte von der Vergiftung oder von den Liebestränken nicht wiederholen wollen, oder alle jene Thorheiten, was Euch gegen Denis aufgebracht, oder was Ihr gegen den Elenden verschuldet haben sollt. Ich denke, um dergleichen war es Dir beim Bitten um dieses Gespräch nicht zu thun.

Nein, mein gnädigster Herr und Fürst, sagte Köstein, sondern da ich sehe, daß mein Leben verfallen ist, daß die Hoffnungen, die man mir machte, trügerisch sind, will ich Euch vor meinem Tode wenigstens einen Dienst leisten, da ich Euch durch mein Leben so sehr entgegen gestrebt habe.

So sprich, sagte der Fürst.

Der Graf Etampes, der jetzt hier zugegen ist und mich mit so vielen Versprechungen hinterging, ist einer Eurer schlimmsten Feinde. Aber wo hättet ihr die nicht? Die Nivernois, die Croys, die Räthe Eures Vaters, fast alle Großen des Landes. Man hat auch mich gemißbraucht, den alten Fürsten gegen Euch aufzubringen, Euch zu verläumden; die Parthei der Franzosen im Lande und unter Eurer nächsten Umgebung ist sehr groß. Man vertraute mir manches, und mehr noch habe ich errathen und erhorcht, da man mich für leichtsinnig und unbedeutend hielt, und viele sich in meiner Nähe ohne Rückhalt betrugen.

Fahre fort, sagte der Prinz, und sprich offen, da Du nichts mehr zu wagen hast.

Eure nächsten Diener, sagte Köstein, sind Euch ungetreu, wie Ihr Euch noch in dieser Woche davon überzeugen könnt. Wenn Ihr nach Gorkum von hier geht, so sind alle Anstalten getroffen, Euch auf einem Schiffe heimlich zu entführen.

Der Prinz sprang zurück. Wie? rief er aus; Du lügst!

Ein flüchtiger Brabanter, Rubempré, ist dort in der Stadt; sein Schiff ist im Hafen. Er verweilt da unter allerhand Vorwänden. Orli, Euer Kammerdiener, Franz, Euer Stallmeister, wissen um die Sache. Am Abend in der Dämmerung, indem Ihr nach Hause geht, sollt Ihr unter einem glaublichen Vorwand in eine Barke gelockt, und von dort mit Gewalt auf das segelfertige Schiff gebracht werden, welches dann sogleich in See sticht.

Der Prinz hatte sich entfärbt und war in tiefem Sinnen. Und wohin mich führen? fragte er dann.

Darüber sind die Verräther wohl noch selbst nicht einig. Genug, Euer Leben ist in Gefahr, wenn Ihr dieser Bosheit nicht zuvorkommt. Wie Euch der König von Frankreich haßt und fürchtet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Euer Vater ist so gut, daß er der edelste der Menschen sein würde, wenn seine Schwache, sein Mißtrauen ihn nicht immer wieder in die Hände Eurer Feinde lieferte. So sehr er Euch liebt, so giebt es Stunden, wo sein Mißtrauen, von den Croys und der französischen Parthei genährt, so stark wird, daß er Euch fürchtet, vor Eurer Heftigkeit zittert, und Euch die schwärzesten Complotte gegen seine Staaten und seine Person zutraut. Wie gereut es mich, daß ich mich selbst dazu habe mißbrauchen lassen, so viele seiner heitern Stunden zu vergiften. So glaubt er jetzt, Ihr habt Euch vom Hofe entfernt, um nach Holland zu gehn, und Euch dort als Souverain und unabhängigen Fürsten zu erklären.

Der Prinz schlug die Hände im Erschrecken zusammen. Nein! rief er dann, bleich im Gesicht, ich habe niemals glauben können, daß es die Bosheit meiner Feinde so weit treiben würde! — Er ging im Zimmer mit großen Schritten auf und ab. — So ist es mit mir denn ohngefähr eben so, — sprach er für sich selbst, — wie es mit diesem Dauphin Ludwig und seinem Vater Carl stand! — Dieses ewig wache Mißtrauen — diese grübelnde Zweifelsucht — diese Unfähigkeit, Glauben zu fassen — sie vergiftet jede Liebe, sie machen die Bande der Natur schwach und zerreißen sie oft. — Zwar bin ich kein schleichender, boshaft kluger Ludwig, und mein Vater ist stärker als der schwache Carl es war — und doch! — Oft ist es ja nur Nothwehr, wenn das doch endlich geschieht und geschehen muß, was erst nur Lüge und Verläumdung war! — Wie traurig, wenn auch der beste Sohn nach dem letzten Tage des Vaters aussehen muß, durch welchen er erst frei und mündig wird! —

Sein Blick war zornig, seine Wange roth geworden. — Und dieser Rubempré, fragte er hastig, indem er sich wieder nahe vor Köstein hinstellte, — welcher ist es? Der Bastard oder dessen Bruder?

Ihr wißt, sagte Köstein, der Bruder, der sonst auch ein lieber und vertrauter Diener Eures Vaters war, ist jetzt bei Ludwig dem Eilften in großem Ansehn, nachdem er Eure Dienste hier, mit schlechtem Vorwande, verlassen hatte; dieser hat wohl, auf Befehl des Königs, den Bastard ausgesendet, um Euch zu fangen. Ludwig rechnet fest auf Enren Untergang, und wird gewiß, wenn Ihr ihn nicht überflügelt, alles versuchen, um Euch zu stürzen. Vielleicht will er Euch als Geißel entführen, um Eurem Vater Provinzen abzudringen; vielleicht ist es auf Euren Mord abgesehn. Die nächsten Mitgenossen und Unterhändler dieser Bosheit, sind Eure schlimmsten Feinde, die Herren von Croys. Aber, wenn es Euch auch gelingt, diesen Bastard zum Geständniß und zur Strafe zu bringen, diesen Croys werdet Ihr, so lange Herzog Philipp lebt, niemals etwas anhaben können, und dieser Rubempré ist so klug und vom listigen König gewiß so vorbereitet, daß Ihr Euch hüten müßt, daß in der Untersuchung die Anklage des Verbrechens nicht gegen Euch selbst gewendet werde.

Gut! gut! rief Charolais, dem Anschein nach wieder beruhigt. Ich sehe immer deutlicher, ich stehe auf einer dünnen Eisrinde über einem Abgrunde. Das Nothwendigste ist vorerst, diesen Rubempré zu fangen, und mich dann mit meinem Vater ganz und herzlich auszusöhnen, um ihm die Augen zu öffnen.

So thut, mein gnädigster Herr, denn einige Eurer nächsten Umgebung, scheinbar Eure Freunde, und die gegen Euch immer so eifrig auf den Herzog Philipp schelten, suchen Euch täglich zu überreden, Euch in Holland, oder hier in Flandern als unabhängig zu erklären und die Fahne des offenbaren Aufruhrs zu schwingen. Ich brauche Euch sie nicht zu nennen, die schon mehr wie einmal Euch dies als das einzige Mittel, Euch zu retten, heftig angepriesen haben. Ihr habt ihnen schon ein geneigtes Ohr geliehen; ja im vorigen Monat seid Ihr schon schwankend gewesen. Alles dies weiß der Herzog, denn von den Croys, die mit diesen rechtlichen Herren Eurer Umgebung in Verbindung stehn, erfährt Euer Vater alles. Und mit Zusätzen und Uebertreibungen, wie Ihr Euch selbst vorstellen könnt.

So ist mir denn, rief der Fürst wehmüthig und erzürnt aus, der Vater fast ein eben so gefährlicher Feind als der König von Frankreich! Und nirgend Freunde!

Ihr entfernt sie durch Eure Heftigkeit, sagte Köstein, und durch Eure wechselnde Laune, so daß es kaum möglich ist, Vertrauen zu Euch zu fassen. So höre ich wenigstens alle die sprechen, die sich, weil sie es vielleicht gut meinen, entschuldigen wollen.

Schweig! sagte der Fürst mit einiger Entrüstung; ich habe Dich nicht rufen lassen, daß Du mir Lehren geben solltest; und wenn auch vielleicht einiges Wahre in Deinen Worten wäre, so ziemt dem tiefgebornen Vasallen nicht, sie auf diese Weise auszusprechen.

Vergebt mir, sagte Köstein demüthig; einer, der doch zum Tode verdammt ist, wagt mehr als der Freund und Rathgeber.

Und so danke ich Dir, sprach der Fürst; oder hast Du mir noch etwas zu entdecken?

Noch eine Anzeige kann ich Euch mittheilen, sprach der junge Mann zagend, die Euch vielleicht die unglaublichste von allen dünken wird. Als jene dort in Gent, Brüssel und Brügge von dem Unsinn hier, dem Hexen-Prozeß, erfuhren, so verschmähten diese große Herren auch diese thörichten Begebenheiten nicht. Ich sprach mit dem Grafen Etampes, der jetzt die Stadt bei dieser Gelegenheit gepkündert, und das Vermögen der reichsten Einwohner im Namen Eures Vaters eingestrichen hat, und er fand nicht nur meinen hingeworfenen Rath, daß ihn der Abfall dieser verkehrten Menschen aus allen seinen Verlegenheiten helfen könnte, sehr vernünftig, sondern er meinte auch gleich, es sei von der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß Fürsten und Herren, Monarchen und große Charaktere wohl auch schon von dieser Gottlosigkeit durchdrungen sein möchten. Noch mehr ergriff die Familie Croys, die sich immer durch Rechtgläubigkeit und frommen Sinn ausgezeichnet hat, diese aberwitzigen Geschichten. Man freute sich, daß der blödsinnige Bischof hier in seiner Verblendung die Sachen so ernsthaft nahm. Man wartete es nur ab, wie Bürgerschaft und Adel, wie Frankreich und die übrigen Provinzen diesen Prozeß ansehn würden. Alle hofften eifrig, das Feuer sollte alle Stände und die Vernunft aller Menschen sogleich ergreifen. Man hörte nicht auf eine Einwendung, daß jede tüchtige Dummheit Jahre brauche, um sich einzuwurzeln und die segenreichen Früchte zu tragen. Ja, mein Prinz, wäre Frankreich und Deutschland, vorzüglich aber Euer Land, in einen pöbelhaften Jubel und Glaubenseifer über diese ruchlosen Anklagen und Verhaftungen ausgebrochen, hätten sich nicht Adel und Bürgerstand, vorzüglich aber die Universität von Paris und die Doktoren dagegen erklärt, so — —

Nun, so? rief der Prinz; sprich, Unglücklicher! —

So, sagte Köstein zögernd, — so hätte dieser und jener es wohl einer Armgard, oder Thalburg, oder wie die alten Weiber heißen mögen, auf die verdorrte Zunge gelegt, Euern Namen zu nennen, und Euch als einen Genossen des Sabbaths anzuklagen. —

Der Prinz ging plötzlich wieder auf und ab und rief:

Sollte es möglich sein? So sehe ich denn wie man meinen Vater und auch mich verachtet! — Ich will Dir hierin nicht glauben, Thörichter. — Hast Du aber nicht, sprich selbst und ungezwungen, Deinen Tod zehnfach verdient, der Du so um alle diese Complotte wußtest, zu ihnen gehörtest und schwiegst?

Des Todes, sagte Köstein ruhig, bin ich schuldig; ich sterbe, aber Ihr könnt nicht alle hinrichten lassen, die eben so, oder noch mehr schuldig sind als ich.

Du hast Recht, Elender, antwortete der Fürst, winkte, und ließ Köstein wieder fortführen, der am folgenden Tage enthauptet wurde, so wie Denis, sein ehemaliger Gesell.

Der Prinz ging nach Gorkum und ließ dort den Bastard Rubempré verhaften, versöhnte sich mit seinem Vater, und gerieth in tiefe Verwicklung mit seinem Adel und dem Könige von Frankreich.

---

Das Leben des Dechanten war gebrochen. Sein geistlicher Stolz war zu einer irren, ungenügenden Demuth, seine Sicherheit des Wissens zum leeren Zweifel, und sein fester Sinn zur Haltungslosigkeit herabgesunken. Seine Mitbrüder erkannten ihn kaum wieder, wenn sie ihm begegneten.

Der Bischof, jetzt noch dreister geworden, ließ wiederum Bürger und Kaufleute, auch Bauern verhaften, die sich verdächtig gemacht hatten oder die angezeigt waren; der Dechant aber zog sich von allen Untersuchungen und Verhören zurück, Krankheit vorschützend, welche ihm auch aus Angesicht und Auge zu sprechen schien.

Er vermied die Menschen, irrte gern im Felde umher, und verschloß sich dann wieder in seiner stillen Zelle. Dort blätterte er in einer Nacht in Papieren und Briefen, die ihm noch aus dem Nachlaß der alten Gertrud, von der Untersuchung ihrer Anklage, waren liegen geblieben; andre hatte ihm der Bischof, nach gefälltem Urtheil, wieder zurückgesendet. Da sie freiwillig alles selbst bekannt hatte, so waren diese Blätter nicht beachtet worden, und der Dechant nahm sie jetzt, in tiefer Nacht, um sich zu zerstreuen, wieder vor. Unvermerkt war er in Briefschaften mit aller Aufmerksamkeit festgehalten, die von der Jugendgeschichte der alten Zauberin vieles erzählten; sie war die Tochter vornehmer und reicher Eltern in Gent, hatte viele Freier gehabt und einen nach dem andern höhnisch abgewiesen. Ihre Schönheit lockte aber neue an, die eben so hart behandelt wurden. Dies alles zeigte sich auf alten vergelbten Blättern, zerrissenen Zetteln und in einer alten Kapsel, welches alles auf dem Grunde eines halb vermoderten Kastens, des einzigen, den die Alte besaß, gelegen hatte. Von ihr waren diese Blätter gewiß vergessen worden, sonst hätte sie sie wohl nicht aufbewahrt.

In der Kapsel fand sich eine Sammlung von Briefen, welche mehr zusammen hingen; sie waren fast alle von derselben Hand. Ein junger, schöner Krieger hatte endlich den Zauber der Spröden gebrochen, sie war ihm mit Wohlwollen, später mit Liebe entgegengetreten. Bald war ihr Verhältniß ein vertrautes geworden. Unwillkührlich stellte sich dem Dechanten das Bild der Frau Catharina vor, indem er dieses Lob der Schönheit, die Schilderung der Reize las; er schauderte, wenn er einen Augenblick wieder an die alte, greise, wahnsinnige Gertrud dachte, an welche ein wilder und frecher Jüngling, in Liebe erglüht, diese trunknen Worte vor vielen Jahren gerichtet hatte. Der schwärmende Soldat vertheidigte sich in andern Briefen gegen Anklagen, versprach besser zu werden und wieder die Kirche zu besuchen. Es fand sich sogar das Zeugniß eines Priesters, daß er wieder gebeichtet und am Sakrament Theil genommen hatte. Nun wurde auch der Name dieses Kriegers deutlicher, der Zeit nach traf es ebenfalls zusammen, daß er kein anderer war, als der Vater der Catharina Denisel. Nun fehlten Blätter, und es war plötzlich von einem Knaben die Rede, welchen der Liebende heimlich bei guten und sichern Leuten untergebracht hatte. Die Briefe trösteten, die Worte, wie gezwungen sie gestellt waren, suchten zu beruhigen. Es ergab sich, daß die Eltern der schönen Gertrud vor Gram gestorben waren, da sie die Schmach ihres Kindes entdeckt hatten. Wieder Trost und Nachricht vom Knaben, der von einer wohlwollenden Frau auf dem Lande versorgt wurde. Er beschreibt die Lage des Dorfes und des Hauses. Er kann aber seine Verlobte, auch ein reiches, angesehenes Mädchen, nicht verlassen; selbst sein Beichtvater macht es ihm zur Gewissenssache. Diese Verlobte war die Mutter der Denisel, wie es Name und Familie zeigte. Jetzt sah man, wie die kürzeren und seltneren Briefe das Erlöschen seiner Leidenschaft deutlich ausdrückten. Die Wittwe des Wassermüllers hatte dem Beichtvater den Knaben, der schon drei Jahr alt war, übergeben; er wollte ihn zum Geistlichen erziehen. Dieser Priester hieß Dubos; ein strenger Mann; er meldete plötzlich, der kleine Markus sei verstorben. — Ein wilder Brief der Gertrud, wie es schien der Entwurf eines abgesendeten, schilderte ihr Elend; sie wollte alles, was sie besaß, den Armen geben, und unbekannt, zur Strafe und Abbüßung ihrer Sünden, als Bettlerin leben. — Sie mußte diesen Vorsatz wohl ausgeführt haben, und in Arras, einer fremden Stadt, hatte sie sich verborgen und den Augen aller Bekannten und Freunde entzogen.

Plötzlich geschah wie ein heftiger Ruck im Gehirn des Lesenden. Ihm schwindelte. Er las wieder, und immer deutlicher wurden ihm die Erinnerungen, immer klarer trat alles in Zusammenhang. Er erinnerte sich jener Mühle im schönen Thal, er gedachte des strengen, finstern Priesters, von dem er den Namen Dubos hatte annehmen müssen. Als man ihn selbst zum Priester weihte, forschte er bei Dubos nach seinen eigentlichen Eltern, da er doch kein Sohn eines Geistlichen sein könne. Dubos hatte ihm im Vertrauen eröffnet, er sei die Frucht der Sünde und möge seinem Ursprunge nicht nachforschen, auch seien alle seine Angehörigen gestorben, die man schon längst vor ihrem Tode von seinem Hinscheiden überzeugt habe, um ihn ganz für die Kirche, als einen Sohn derselben, ohne Einspruch von andern erziehen zu können. Seine Eitelkeit erschrak damals vor dieser Entdeckung, und er selbst ging von der Zeit an allen Fragen über seine Herkunft am meisten aus dem Wege.

Jetzt enthüllte sich ihm das ganze entsetzliche Geheimniß. Gertrude war seine Mutter gewesen und Catharina Denisel von seinem Vater her seine Schwester. Von Leidenschaft geblendet hatte er diese verrathen, und dazu geholfen, sie und die eigne wahnsinnige Mutter dem Scheiterhaufen zu überliefern.

Ein ungeheurer Haß gegen den Bischof und gegen sich selbst ergriff sein zerrüttetes Gemüth. Er verließ die Zelle und irrte die ganze Nacht wehklagend in der Stadt umher. Die Einwohner erstaunten, ihm am Morgen so zu begegnen, der alle Zeichen des Wahnsinns an sich trug. Ohne Zusammenhang erzählte er jedem von sich, dem Bischof, der alten Gertrud und der schönen Denisel. Der Bischof, der von seiner Verrücktheit hörte, ließ ihn nicht vor sich, als er diesen um ein Gespräch ersucht hatte, und man führte ihn noch an demselben Tage in ein Zimmer des Narrenthurms, wo er nach einigen Wochen in seinem Elende verschied, indeß man sich in der Stadt mit den seltsamsten Gerüchten von ihm trug. Zum Theil hatte man die Wahrheit errathen, alles aber ward durch die Zusätze und Erzählung der gemeinen Bürger in ein grausenhaftes Mährchen verwandelt.

Der Bischof sah seine Krankheit und Raserei nur für Bestrafung an, die ihm wegen seines vertrauten Umgangs mit der Hexe Denisel vom Himmel verhängt sei. Er war froh, daß der Dechant so von seinem geistlichen Amte entfernt war, denn er kämpfte immer mit seinem Gewissen, ob er ihn nicht als Zauberer und Ketzer verhaften und verdammen sollte.

In dieser Stimmung, sich schon freuend, wie viel die neuen Verhöre der Eingekerkerten und die Aussagen auf der Folter wieder ergeben, welche Entdeckungen aus ihnen hervorgehn müßten, erhielt der Prälat folgendes seltsame Blatt, welches sein Gemüth noch höher aufspannte.

„Morgen, gegen die Zeit der Dämmerung, seid Ihr allein, denn Alles folgt der großen Prozession, die Ihr diesmal nicht begleiten wollt. Hoher Mann, wenn Ihr um die Zeit, doch ohne alle Begleitung, einen Unbekannten in dem dunkeln Buchengange Eures Gartens sprechen wollt, so kann dieser Euch viel wichtigere Entdeckungen mittheilen, sonderbarere als alles, was bisher gefunden ist. Mißtraut Ihr mir, seid Ihr nicht ganz einsam, so erscheint Niemand, und Ihr bleibt vom hohen Geheimniß ausgeschlossen."

Das Blatt war sonderbar undeutlich geschrieben, und der Bischof ging mit sich selbst zu Rathe, wie er sich zu benehmen habe. Da es ihm aber schien, daß ein Gleich- und Wohlgesinnter, ein Eifernder für die gute Sache ihm diese Worte gesendet hatte, so theilte er Niemand den Inhalt desselben mit, und erwartete mit Ungeduld die Dämmerung. Da er sich nicht wohl befand, entfernte er, um ganz einsam zu sein, alle Diener, und begab sich dann am Abend in den dunkeln, abgelegenen Buchengang. Er erstaunte, den Unbekannten, einen riesengroßen Mann, der seine starke Figur bis auf den Kopf sogar in einen schwarzen Mantel gehüllt hatte, schon dort zu finden.

Schüchtern näherte sich der Prälat der großen finstern Gestalt und sagte: Ihr schon hier? Der Thürhüter hat noch Niemand eingelassen.

Brauch' ich des Eingangs dort? antwortete der Fremde mit dumpfer tiefer Stimme; mir stehn alle Wege offen, und ich hätte Euch deshalb eben so gut in Eurem Zimmer, ohne Anmeldung, besuchen können.

So? sagte der Bischof, und es schauerte ihn. Und was könnt Ihr mir entdecken?

Daß, wenn Ihr nicht morgen schon, rief der Verhüllte, morgen schon alle die unschuldig Eingekerkerten freigebt, Ihr, Unsinnigster, selbst in wenigen Wochen als Ketzer und Hexen-

meister den Scheiterhaufen besteigt, auf derselben Stelle, wo Ihr jene Armen, falsch Angeklagten oder Wahnsinnigen habt hinrichten lassen.

Der kleine Bischof zitterte und mußte sich an einen Baum lehnen. Und, wenn ich sie nicht freispreche? sagte er mit dünner, fast erlöschender Stimme, indem er sich zu ermannen strebte.

Zehn böse, wilde Menschen haben sich verschworen, wenn Ihr nicht von Eurem Rasen lasset, Euch einstimmig als einen der obersten Hexenmeister anzugeben, sagte jener. Sie alle sind selber in den Sabbath eingeweiht, sind alle Zauberer: aber sie sind so von bösen Geistern besessen, daß sie sich alle mit Lachen wollen verbrennen lassen, wenn sie Euch, giftigen Pfaffen, nur ebenfalls den Flammen überliefern können. Sind also die Gefangenen morgen nicht frei, so tobt morgen schon der Zeter durch die ganze Stadt, daß Ihr auch ein Mitglied des Hexen-Sabbaths seid; die Bürger und der Adel, die Ihr gemißhandelt habt, werden es glauben, und Ihr werdet nach denselben Formen gerichtet und verdammt, die Ihr selber eingeführt, und die Ihr nicht wieder umstoßen könnt.

Wer seid Ihr denn, klagte der Bischof, furchtbarster aller Menschen?

Ich bin kein Mensch! rief der Fremde mit donnernder Stimme, und schlug den Mantel vom Gesichte zurück, das schwarz, verzerrt und mit brennenden Augen den halb ohnmächtigen Prälaten angrinzte; der Satan bin ich, sagte die hohe Gestalt, der Dir schon sonst Geister und Gespenster zugesendet hat, um Dich zu ängstigen. Keinen von den Unschuldigen, die Du hast hinrichten lassen, habe ich bekommen, und Carrieur war ein frommer Mann; aber auf Deine Seele rechne ich!

Der Bischof ward von seinen Leuten, die ihn suchten, da es finster geworden war, ohnmächtig auf der Erde gefunden. Er war seitdem still und gemüthskrank, ließ die Eingekerkerten frei, und zog sich, als schwach am Verstande, von allen Geschäften zurück. Guntram, der zurückgekommen war, hatte, für seine Kraft ein Leichtes, die Mauer des Gartens überstiegen, um in der Maske den Prälaten zu erschrecken. Und so endigte mit einer Posse dieses fratzenhafte Possenspiel der unmenschlichsten Tragödie, die Unvernunft gedichtet und blödsinnige Grausamkeit hatte aufführen lassen.

Als der Herzog von Burgund, Philipp der Gütige oder Gute, mit dem Grafen Etampes und seinen übrigen Günstlingen zusammenkam, ward auch die Rede auf die Hexengeschichten von Arras gewendet; ich will nicht, sagte er, da der Bischof krank ist, daß in dieser Sache fortgefahren werde. Ich glaube, daß der von Baruth nur das Heil der Kirche und die Unverletzlichkeit der Religion im Auge gehabt hat. Aber unsre Nachbarn sind erschreckt, die Sache ist räthselhaft, der stärkste Ankläger ist krank geworden, der Dechant ist wahnsinnig; — kann man es, unter diesen Umständen, nicht auf sich selbst beruhen lassen?

Der Graf Etampes gab dem Herzoge Recht und bewunderte dessen Klugheit und Menschenliebe. — Nun gut, fuhr der alte, kranke Herzog fort, ich habe mich mit meinem Sohne versöhnt, und wünsche, daß alle meine Vasallen jetzt, diese Aussöhnung beherzigend, ihn als mein zweites Ich, als meine eigne Person ansehen mögen. Graf Etampes, lieber Vetter, von Deutschland, Frankreich und England habe ich Briefe erhalten, die mir melden, daß ich, als meineidiger Fürst, unter dem Vorwand der Ketzerei, mich des Vermögens meiner Unterthanen bemächtige, und sie, damit keine Einrede stattfinde, verbrennen lasse, um ihnen den Mund zu stopfen. Ihr, Vetter, seid mein Zeuge, daß dem nicht so ist; wir müssen aber den bösen Menschen die Mäuler stopfen, die immerdar schwatzen, ohne daß sie selber wissen, was sie eigentlich sagen. Ich bin also der Meinung, daß man der Frau des Köstein, obschon er wegen Hochverrath hingerichtet, ist, die Güter und das Vermögen des Mannes lasse, welches ich ihm alles geschenkt habe. Er war, seine Bosheit abgerechnet, ein guter Junge, und man muß auch nicht immer das Aeußerste durchsetzen wollen.

Der Graf verneigte sich und war derselben Meinung. Er war für jetzt aus allen seinen Verlegenheiten gerettet, und wenn er auch die Summe, für welche sich Beaufort verbürgt hatte, bezahlte, so blieb ihm doch von den eingezogenen Gütern so viel übrig, daß diese Wiederzahlung einer alten Schuld nur eine Kleinigkeit war.

Der eigentliche Bischof von Rom kehrte jetzt von seiner Gesandtschaft zurück. Er mißbilligte das Verfahren seines Stellvertreters, und eben so der Papst. Noch mehr that dies der berühmte Aeneas Sylvius, Graf Piccolomini, welcher jetzt den Stuhl bestieg. Doch blieb der Hexen-Prozeß noch in der Schwebe.

Nach zwei Jahren ward Schakepeh, der Ritter Beaufort, Taket und Josset freigesprochen, aber sie waren verarmt. Jetzt ließ Schakepeh seine Tochter von Paris zurückkommen, die wenigstens ihre Mitgift gerettet hatte, obgleich dies als ein Geheimniß verschwiegen wurde. Sie vermählte sich dem jungen Friedrich, und die Eltern kauften vom Grafen Etampes jene unscheinbare Hütte in der Vorstadt, in welcher Gertrud gelebt hatte. Nach und nach ließen die Familien von ihrem klug geretteten Vermögen etwas mehr sehn, kauften die Nebenhäuser, die auch nur unscheinbar waren, und bauten neue.

Endlich, als der Bischof, der Dechant, der alte Herzog, Graf Etampes längst verstorben waren, und schon lange vor ihnen der alte Beaufort, als Burgund gestürzt und zwischen Frankreich und Oestreich getheilt war, als Friedrich von seiner liebenswürdigen Sophie schon erwachsene Söhne und Töchter hatte, ward jener Hexen-Prozeß von 1459 noch einmal durchgesehn, und völlig kassirt und für null und nichtig erklärt. Man rief aus, daß Peter Carrieur, der Maler Labitt, Frau Catharina, die alte Gertrud und die übrigen Weiber, welche verbrannt waren, so wie Beaufort, dessen Sohn, Taket, Josset, Schakepeh, und wer noch beschuldigt war, völlig unschuldig, rein und tugendhaft befunden wären, und das Gedächtniß und die Ehre ihrer Familien und ihres Namens wieder hiermit hergestellt würde.

Aber das Vermögen, das Leben der Angeklagten war verschwunden und längst vernichtet. Friedrich, so wenig wie Sophie oder deren Kinder, wollten bei dieser Ehren-Erklärung gegenwärtig sein. An derselben Stelle, wo vor vielen Jahren die Angeklagten waren verbrannt worden, wurde, nachdem man ihre Ehrenrettung laut vorgelesen hatte, eine lustige Comödie gespielt, über welche die Zuschauer viel lachten. Und doch war dieser unsinnige Hexen-Prozeß nur der erste große in Europa, nach dessen Form bis 1700, bis auf Thomasius und Spee's Einrede, so viele Unschuldige und Wahnsinnige dem Feuer geopfert wurden.

---

## Johann Friedrich Tiede

ward am 9. April 1732 zu Pasewalk geboren, studirte seit 1752 zu Halle Theologie und wurde 1757 als Sekretär des Generals Mayr, 1759 aber als Feldpredprediger bei dem Regiment Anhalt-Bernburg angestellt. 1774 folgte er einem Ruf als Oberprediger nach Schweidnitz und Schulinspector mehrerer Kreise. Er starb daselbst als Consistorialrath am 19. October 1795.

Von ihm erschien:

Friedrich von Preußen, Ode. Stettin, 1752.

Moralische Reden. Halle, 1765—1769; neu 1793.

Auserlesene Lieder für die Garnisongemeinde. Halle, 1760; neu 1769.

Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden. Halle, 1771. 1772. (9. Aufl. von Wilmsen. Hannover, 1813.)

Casualreden. Halle, 1777—1796.

Sowohl durch seine Erbauungsschriften wie durch seine Kanzelreden erwarb sich T. zu seiner Zeit einen dauernden Ruf.

## Thomas Franz Tiede

ward am 15. Juni 1762 zu Pasewalk geboren, wurde, nachdem er das Studium der Theologie auf Universitäten vollendet hatte, 1783 Inspector und Lehrer an der Friedrichsschule zu Breslau, 1785 Prediger in Steinseifersdorf bei Reichenbach, 1786 Diakonus und bald darauf Oberprediger zu Reichenbach, wo er am 22. Januar 1824 starb. Von ihm erschien:

Der Communicant. Breslau, 1801.
Sonntagsabende, Andachtsbuch. Breslau, 1799.
Die denkwürdigsten Jahrstage Schlesiens. Glatz, 1802—1804.
Merkwürdigkeiten Schlesiens. Reichenbach, 1804.
Die Siege bei Leipzig. Berlin, 1813.
Die letzten Stunden. Berlin, 1814.
Kanzelgemälde und Altarstücke aus den Zeiten der Dienstbarkeit und der Morgenröthe der Erlösung. Berlin, 1814—1816. 1818.

Seine Erbauungsschriften wie seine Predigten zeichneten sich durch Wärme, Klarheit und Lebendigkeit aus und fanden zu jener Zeit viele Freunde.

## Dieterich Tiedemann

ward am 3. April 1748 zu Bremervörde im Herzogthum Bremen geboren, studirte schon auf dem Athenäum zu Bremen philosophische Schriften und ging 1767, ohne sich für eine bestimmte Wissenschaft berufen zu fühlen, nach Göttingen. Kästner flößte ihm die größte Neigung zur Mathematik ein, doch fand er ihre Schwierigkeit für sich unüberwindlich. Ueber dem Lesen der Fielding'schen Romane, durch Rousseau und Pascal ergriffen, kehrte er zu dem Ideal seiner Kindheit, der Theologie zurück: doch konnte er sich mit der Dogmatik nicht befreunden. Nicht besser ging es ihm in der Jurisprudenz: die Unumschränktheit philosophischer Studien befriedigte ihn allein. Doch mußte er, um seinen Vater zu beschwichtigen, 1769 das Opfer bringen, eine Hauslehrerstelle in Liefland anzunehmen, die ihn vier Jahre lang seinen Lieblingsbestrebungen entzog. Im Jahre 1773 kehrte er in seine Heimath, 1774 nach Göttingen zurück, wo er in dürftigen Umständen theils schriftstellerte, theils Studenten unterrichtete. Aber Heyne erkannte die Anlagen des schüchternen Manns, der eine Zierde seines Seminars war, und nahm die Professur der alten Literatur zu Cassel, zu welcher er Tiedemann vorgeschlagen, ohne ihn zu fragen, für seinen Schützling an. Tiedemann, bisher nur Doctor der Philosophie, folgte diesem Rufe und gewann in der damals geistig angeregten Stadt, an der Seite von Dohm, Georg Forster, Johannes Müller eine herrliche Stellung. Im Jahre 1786 bei der Auflösung des Carolinums wurde er mit mehreren seiner Collegen nach Marburg versetzt und erhielt den Hofrathstitel. Er starb am 24. Mai 1803.

Er gab heraus:

Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga, 1772.
System der stoischen Philosophie. Leipzig, 1776. 3 Thle.
Untersuchungen über den Menschen. Leipzig, 1777. 1778. 3 Thle.
Griechenland's erste Philosophen. Leipzig, 1780.
Geist der speculativen Philosophie. Marburg, 1791—1797. 7 Thle.
Theätet. Frankfurt, 1794.
Idealistische Briefe. Frankfurt, 1798.
Handbuch der Psychologie, herausgegeben von Wachler. Leipzig, 1804.

T. schloß sich als Philosoph keinem bestimmten Systeme an, sondern suchte als Eklektiker vermittelnd einzutreten und zeichnete sich hier durch Scharfsinn und reiches Wissen sehr vortheilhaft aus.

## Christoph August Tiedge

ward am 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt bald ein Secretariat bei dem Landrath zu Magdeburg. Doch unbefriedigt durch die juristische Laufbahn, wandte er sich 1776 nach Elrich in der Grafschaft Hohenstein als Erzieher. Hier schloß er mit Göckingk, Gleim und Klamer Schmidt einen zärtlichen Freundschaftsbund; auch lernte er Elise von der Recke damals zuerst kennen. 1784 zog er Gleim und Schmidt zu Liebe nach Halberstadt. 1792 jedoch ging er als Gesellschafter, Privatsecretär und Erzieher in das Haus des Domherrn von Stedern und übersiedelte 1797 mit dieser Familie von Neinstädt bei Quedlinburg nach Magdeburg, wo ihm Archenholz, Matthisson und Köpken seine alten Freunde ersetzten. 1798 begleitete er Frau von Stedern nach Quedlinburg und blieb bei ihr, bis sie 1799 ihrem Gatten folgte, der vor fünf Jahren gestorben war. Er hätte mit der Pension, die seine Freundin ihm bestimmt, recht gut von einer Vicariatspräbende, die Gleim ihm verschafft, leben können, doch war er zu gebeugt, als daß er nicht wünschen mußte, seinen Wohnort zu ändern. Nach einigen Reisen hielt er sich abwechselnd in Halle und Berlin auf; — hier fand er Frau von der Recke wieder und begleitete sie auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien von 1805—1808 und, nach ihrer Heimkehr, erst nach Berlin, 1819 nach Dresden. Der im Leben ihr unzertrennlicher Freund gewesen, sollte auch nach ihres Testaments Bestimmung, als sie 1833 starb, in den Räumen seine Tage beschließen, die in unveränderter Einrichtung ihn immer an die verklärte Freundin erinnern mußten. Erst im Jahre 1840 starb er, nachdem er noch vor Kurzem eine schwere Krankheit überstanden hatte. — Seine Schriften sind:

Urania. Halle, 1801; oft aufgelegt.
Frauenspiegel. Halle, 1806.
Elegien und vermischte Gedichte. Halle, 1803; 2. Aufl. 1814.
Das Echo; oder: Alexis und Ida. 1812.
Aennchen und Robert. Halle, 1815.
Denkmale der Zeit. Halle, 1814.
Die Wanderer, am Geburtstage der verewigten Königin Louise.
Lebensbeschreibung der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland. Leipzig, 1823.
Gesammelte Werke. Halle, 1823—1829.
Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle, 1836.
Nachlaß, herausgegeben von Falkenstein. Dresden, 1841.

T. ist von einer späteren Generation häufig und nicht ganz mit Unrecht wegen seiner zu sehr vorherr-

schenden Sentimentalität getadelt worden, durch welche er dagegen in seiner Blüthezeit, wo die allgemeine Neigung sich dieser Richtung zuwandte, große Geltung und Berühmtheit erlangte. Tiefes und warmes, wenn auch nicht immer männliches Gefühl, Innigkeit und Zartheit und eine seltene Herrschaft über Sprache und Form, weisen ihn jedoch immer einen hohen Rang unter den deutschen Dichtern an. In der didactischen Poesie, wenn man anders überhaupt diese Gattung gelten lassen will, steht er unerreicht da, indem er seine Stoffe mit eben so großer Gewandtheit als Anmuth zu behandeln wußte, und mehrere seiner Episteln und Elegieen, sowie viele Einzelnheiten in seiner Urania, können mit vollem Recht in ihrer Art Anspruch auf den Namen von Meisterwerken machen.

---

### Vertrauen auf Gott.

Groß ist der Herr; die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorüber geht.
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben giebt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm ist deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel giebt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm.

O schwinge dich empor vom Staube,
Versinstern deine Tage sich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld!

Gott fehlet nicht! O Seele, thue
Was dir gebührt, sei fromm und gut!
Versage dir nicht diese Ruhe;
Aus ihr erwächst der hohe Muth,
Der, wenn das Unglück uns umstürmt,
Uns rettet, tröstet, hebt und schirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruh'n im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

---

### Skolie.

Pflanzt die Gläser auf den Tisch!
Trinkt die schwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! singet Lieder!
Myrt' und Aster sind noch frisch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unsre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen sprießen,
Gern des milden Thau's genießen:
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebensaft begießen.

Hier soll Freud' und Friede sein,
Und der Kriegsposaunenbläser
Finde heute keinen Leser!
Jedes Herz sei hell und rein,
Rein und hell, wie unsre Gläser!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finster wolkig, draußen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die sanfte Fröhlichkeit
Ueber unsern Kreis gezogen.

Frohsinn würzt ein Festgelag,
Er macht Seel' und Leib genesen.
Jener Ernst von finsterm Wesen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonaparte's Thaten lesen!

Leben soll die bess're Zeit!
Und kein Gete soll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben soll die Menschlichkeit,
Trotz den Geten und den Szythen!

Leben soll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts soll diesen Kranz entzweien!
Klingt die Gläser an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

---

### Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeschieden,
Abgelöst ist jedes Joch;
Selbst der Gram entschlief in Frieden.
Meine Liebe, wachst du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der sich nur der Nacht vertraut!

Töne leiser, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenster weht die Stille,
Ruhig ist ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! sie schlummert schon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage spricht,
Nächtlich düstre Geisterschauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beseelt der Raum mit Muth,
Wo die sanfte Unschuld ruht.

Stummer wird's, und immer stummer.
Lüftchen, wecke sie nicht auf,
Bringest du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

---

### An den Schlaf.

Sohn der Nacht; laß um Elisen
Deine Stille niederthau'n,
Duftig, wie auf Liljenwiesen
Sommerliches Abendgrau'n!

Nein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh' um ihr Gemüth;
Und mit schönen Bildern schließe
Sich ihr sanftes Augenlied!

Nieder sink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwischen dieser Welt
Und der stillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieser Augen heil'ge Ruh'!
Wie in Wölkchen, Schlummer, decke
Dies Gestirn der Liebe zu!

Komm aus Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch säumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküssen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmlisch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in seine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüthe,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern schöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Rosen-Phantasie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypressen,
Aus des Lethestromes Fluth!
O, sie darf ja nichts vergessen!
Engelthat ist, was sie thut.

Darum führe du ihr Lieber
Sanft, mit deinem Liljenstab,
Einen schönen Tag vorüber,
Dem sie eine Krone gab!

---

## Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft.
Hier an dieses Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schädelstätten überschau'n.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erndtefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n; sie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sah'n die grause Schlacht:
O sie schlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düst're Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der sein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schatteſt du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgrau'n deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub;
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach! und kann sie nur bestreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen sanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein zartes Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,

Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeist'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehalt'ner Wellenfall.
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum,
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick:
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edeln Männer sind gefallen;
Aber Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Fluth der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der gold'nen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseins so die Faden reißt?
Welche Faden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Lustig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm:
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hieher, Volksregierer,
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein.
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Grau'n!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verschmäh'n, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Es verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich!

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Beff're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden;
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt;
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt!"

---

## Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilientracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
Ins finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein, zart und rosig,
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen:
Da sah er früh im Morgenstral
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm' mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!"

„Du sollst mein trautes Liebchen sein,
Zu schön für eine Hütte." —
Doch Bertha sprach: „„Das kann nicht sein!""
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Heerd:
„„Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt."" —

„„Ob auch der Junker dein begehrt;
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!"" —

„„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?""
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„„Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein;
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

„„Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht."" —

„„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,

Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!'"
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

„„Du Sohn Maria's!'" rief sie laut,
„„Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf' und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

„„Doch still! ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!'"
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geist der Engel, Tod,
Ins stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin! wo einst die Feste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

---

## Herakles.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!" sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!" —

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede,
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Aleide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein."

„Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich besiegen aber, weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit." —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luft ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh'! er reißt sie ohn' Erbarmen
Mit Verrath und Meuchelmord
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

---

# Aus Urania.

## Erster Gesang.

### Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opferguth;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug.
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangener Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh' und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabzypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sei gegrüßt, du stilles Geisterreich! —"
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte,
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Sein und Werden! seid ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasieen untergehn? —"

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrthen schlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schreien tausend Schmerzen
An dem tief zerrissnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuber,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend ärntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ungefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ungefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?

Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihrem Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede sein? —

Ob ein Gott sei? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heil'gen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längstverhallt, geliebte Stimmen schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlassner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes
Von einer nahen Sonne sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseins, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalter Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick in's Freie mir beschränkt;
Und die Seele —— doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gedanken um ein weites Grab.
Blüthen sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf als Opfer zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtsein nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtsein ist?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag' das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinem Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Dasein, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Leben ]
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deine Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!" —
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtsein zu beblümen:
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts, als Tod um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, Einmal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dies Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —
O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durchs Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laster, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?

Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn!" —

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn!" —
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', einmal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüthen?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Dasein hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dort hin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch ans große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heil'ge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge;
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beschneiter Bahn.
Und in einem wüsten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein vollkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher sein? —

Heil'ge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelstraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, schwindend, an der öden Gränze
Dieses Lebens niederlegt?

Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

---

## An meinen alten Ueberrock.

Zu Ende geht hier alles nachgerade;
Der Zedernwald, so wie der Rosenstock,
Der Liebe Huld und Majestäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt,
Die nichts verschont, was wir auch ewig wähnen,
Die sich sogar an Pauli's Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Excellenzen,
Voll Demuth, wie in Fürstenhallen, spricht.
Er meint es gut, er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit so mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih, o Frack, daß ich von dir mich scheide.
Luisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht:
Luisa meint, daß wir uns trennen müssen;
Du seist, meint sie, ein wenig angerissen;
Und weil sie's meint, wohlan, so scheiden wir.
Ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.
Bei weitem zwar bist du nicht so zerfetzt,

Als Ehren Kuhns durchlöchertes Gewissen,
Das er getrost durchs Einmaleins ersetzt.
Indessen blieb dir doch so manche Narbe,
Wir haben oft uns durchs Gebüsch gedrängt;
Dazu hat längst die Pfirsichblüthen-Farbe
Der Sonnenstrahl von dir hinweg gesengt;
Auch merk' ichs wohl, du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt:
Denn warum sahn der Mann im seidnen Fracke,
Und jener Pfahl, mit Port-épée geziert,
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Was warf die wohlgesteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte sich die hochgeborne Mähne
Des Löwensterns so gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht, zuweilen
Bracht' ich mich selbst um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen,
Zum wenigsten trägst du die halbe Schuld.
Doch mag es sein! uns kann das wenig schaden.
Der Stern, der jetzt im vollem Glanze steht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieses Hehre,
Dies Prachtgestirn im Nebel seines Lichts!
Und wie ging's auf in seiner Strahlensphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein solch Gestirn — oft strahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn steht es nicht oft mit der Geistessonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?
Doch wollen wir der Hoheit es verzeihen,
Daß sie vor uns in Wolken sich verbarg;
Allein daß auch von schlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das ist arg!
Zwar weiß ich wohl, daß sich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der sich aus Nebel nieder senkt,
An Rosen und — an Distelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum wenigsten etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack, allein wir müssen nun,
Der Wohlstand will's, wir müssen nun uns trennen.
Du wirst fortan von deinem Dienste ruhn.
Du weißt es selbst, in Kleiderstolz zu prassen,
War eben nie mein höchster Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich gesträubt, dich zu verlassen!
Nun aber sieh! da liegt schon dein Adjunct.
Ich werde nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh ist halb mit dir dahin!
Ich bleibe fort, zum wenigsten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen — nein, die machten sie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Pull ist ein Narr und Kuhn ein Bösewicht:
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menschen nur drei Seelenhülsen sind.
So sieht man denn, ist man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und andern Außenseiten,
Das überall, auch unter hohen Leuten,
Viel Hülsenwerk und wenig Körner sind.
Der Mensch ist Mensch, die Leute sind verschieden.
Klaus war ein Mensch, ein echter Mensch, allein,
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchste nur zufrieden!
Mit Menschensinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hinieden.
Man braucht noch mehr, man braucht zu seinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beseelt ein seelenloses Leben;
Füllt aus, und wär's an Kopf und Herzen hohl.
Dies Etwas kannst du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du bist mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm gespielt,
Von welchem sie zu dir die Wolle schoren;
Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen scheide,
Die man so schwer — ja wohl so schwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir beide
Bis jetzt ein Herz, Ein Geist gewesen sind!
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;
Und du, du hast das meinige getragen,
Das heut in dir zum letzten Male schlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern scheide,
Warst mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee.
Mit dir bestieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit dir durchstreift' ich Felsenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth sich verweilt.
Mein guter Frack, so Alles, Harm und Freude,
Hast du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geist im öden Lebensschwarme
Trotz allem Kampf, am Ende dort erlag,
Wie flog ich dann erlöst in deine Arme
Hin zum Ersatz für den verlornen Tag!
Verströmt war nun, wovon ich jetzt noch gähne,
Die Schwätzerfluth; die um mein Ohr geschäumt.
Verschwunden war die steife Frau Baläne,
Mit Stickerei besäet und besäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwensterns, die sich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte sich mein holder Genius
Mir freundlich nahn, um mir mit seinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwangrs zu versüßen.
Nun spielte sanft die liebliche Magie
Der Geisteskraft um meinen freien Busen.
Ich war ein Gott, ich lag im Arm der Musen,
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Possenspiels, das seine Puppenwelt
Mit viel Geschrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgesteift auf seine Bude stellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz sich hält.
O diesen Geist der feierlichsten Stunden,
Den hohen Sinn der weisen Mitternacht
Hab' ich in dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;
Und ist einmal mein Grab nicht ganz verschwunden,
Mit dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht;
Drum möcht ich gern ein wenig dich vergöttern!
Und grünt mir einst aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sei auch dir davon ein Blatt geweiht!

---

## Johann Heinrich Tieftrunk

ward 1760 zu Stove bei Rostock geboren, studirte Theologie und promovirte als Doctor der Philosophie. Zuerst als Nachmittagsprediger, dann am Joachimsthal zu Berlin angestellt, erhielt er durch seine Schriften solchen Ruf, daß er 1792 zum ordentlichen Professor der Philosophie in Halle gewählt ward, woselbst er 1838 in hohem Alter starb. Von ihm erschien:

Einzig möglicher Zweck Jesu aus dem Grundgesetze der Religion entwickelt. Berlin, 1793. 2. Aufl.

Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs. Berlin, 1791—1794. 3 Bde.

Die Mündigkeit der Religion. Berlin, 1800. 2 Bde.

Philosophische Untersuchungen über das Privat- und öffentliche Recht. Berlin, 1797—1799. 2 Bde.

Philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre. Halle, 1805. 2 Bde.
Grundriß der Sittenlehre. Halle, 1803. 2 Bde.
Die Denklehre im reindeutschen Gewande. Halle, 1825.
Das Weltall nach menschlicher Ansicht. Halle, 1821.

Ein sehr scharfsinniger Denker der Kantischen Schule, der das System seines Meisters mit Erfolg weiter zu bilden suchte und vorzüglich auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und Moral Erfreuliches leistete.

## Christian Friedrich Timme

war 1752 zu Arnstadt geboren und lebte als Privatgelehrter zu Erfurt, wo er am 7. Juni 1788 starb.

Er schrieb:

Lustspiele:
Der abgedankte Officier. Erfurt, 1778.
Die gute Ehefrau. Erfurt, 1779.
Der schöne Lieutenant. Erfurt, 1781.
Der Tausch der Brüder. Erfurt, 1781.

Romane:
Faramond's Familiengeschichten. Erfurt, 1779—1781.
Der empfindsame Maurus Pancratius Cyprianus Kurt. Erfurt, 1781—1783.

T. war nicht ohne Talent für das Komische, bearbeitete jedoch die von ihm gewählten Stoffe zu oberflächlich, um sich eines dauernden Beifalles zu erfreuen.

## Johann Friedrich Wilhelm Tischer

ward am 5. August 1767 zu Deutschen geboren, studirte und promovirte als Doctor der Philosophie zu Leipzig und wurde 1793 Pastor in seiner Vaterstadt. 1796 ging er als Superintendent nach Jüterbogk, 1798 nach Plauen im Voigtlande. 1802 wurde er zum Doctor der Theologie, 1815 zum Ritter des Civilverdienstordens gewählt. Seit 1823 wirkte er als Superintendent zu Pirna. Er veröffentlichte:

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, 1793—1804. (10 Thle.; auch einzeln zu haben).
Psychologische Predigtentwürfe. Leipzig, 1795—1798.
Sinngedichte. Leipzig, 1806.
Predigten über das menschliche Herz. Leipzig, 1825.
Beobachtungen des menschlichen Herzens, in Gnomen. Dresden, 1829.
Einzelne Predigten u. s. w.

Ein ausgezeichneter Denker, dessen biographische Arbeiten wie seine Kanzelreden sowohl um der vortrefflichen psychologischen Entwickelung, wie um der meisterhaften Darstellung willen, ihm einen sehr geachteten Namen erwarben.

## Friedrich Wilhelm Tittmann

ward am 29. April 1784 zu Wittenberg geboren, studirte seit 1800 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, promovirte in der philosophischen Facultät und wurde 1804 als geheimer Archivscanzlist in Dresden angestellt. In der Muße, welche diese Stellung ihm gewährte, machte er große historisch-politische Studien, die ihm bald auch öffentliche Anerkennung verschafften. 1822 wurde er Doctor der Rechte, 1823 Oberconsistorialrath und 1836 Archivar zu Dresden, wo er noch lebt.

Seine Schriften sind:

Ueber den Bund der Amphiktzonen. Berlin, 1812.
Ideen zur Politik und Geschichte der europäischen Staatengesellschaft. Dresden, 1816.
Ueber Erkenntniß und Kunst in der Geschichte. Dresden, 1817.
Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes. Leipzig, 1818.
Darstellungen der griechischen Staatsverfassungen. Berlin und Leipzig, 1822.
Gesammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. Dresden, 1825.
Ueber Censur und Preßfreiheit, in Pölitz Jahrbüchern. 1832.
Ueber die Bestimmung der Gelehrten. Berlin, 1833.
Blicke auf die Bildung unserer Zeit. Leipzig, 1835.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein durch reiche Wissenschaftlichkeit, wie durch gründliche Forschung und meisterhafte Darstellung gleich sehr ausgezeichneter Historiker und Publicist, dessen Studien auf dem Gebiete griechischer Geschichte und Politik namentlich, von bleibender Geltung sind.

## Johann Peter Titz

ward am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren, studirte zu Danzig und Rostock und bekleidete am Danziger Gymnasium zuerst die Stelle eines Conrectors, später eines Professors der Poesie und Beredsamkeit. Er starb am 7. September 1689.

Von ihm erschien:

Lucretia, ein episches Gedicht. Danzig, ohne Jahrszahl.
Unterricht zur deutschen Poesie. Danzig, 1647.

Ein unbedeutender Poet, dessen Lucretia eben so verfehlt war wie seine deutsche Poetik.

## Johann Tobler

ward am 8. April 1732 zu St. Margaretha im Rheinthal geboren, studirte zu Zürich und wirkte zuerst als Katechet der Gemeinde zu Unterstraß bei Zürich. 1754 ward er als Pfarrer nach Emmtingen, 1768 als Diaconus am Frauenmünster nach Zürich versetzt. Seit 1777 war er an der Großmünsterkirche daselbst zweiter Archidiaconus und zweiter Chorherr. Er starb am 3. Februar 1808. Von ihm erschien:

Sämmtliche Erbauungsschriften. Zürich, 1776.
Blätter vermischten Inhalts. Zürich, 1783.
Kanzelvorträge. Zürich, 1769.
Predigten für die Familienandacht. Offenbach, 1788.
Auferstehungslehre des Apostels Paulus in zehn Predigten. Zürich, 1792.
Predigten bei besonderen Gelegenheiten. Halle, 1801.
Oden. Zürich, 1805.

T. erwarb sich zu seiner Zeit einen geachteten Namen durch seine Kanzelreden und Erbauungsschriften, welche sich durch Wärme, Klarheit, Würde und Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. — Seine poetischen Leistungen sind dagegen unbedeutend.

---

## Toggenburg, s. Minnesinger.

---

## Ernst Heinrich Toelken,

ward am 1. November 1785 zu Bremen geboren, studirte zu Göttingen und machte 1808 mit dem Baron Otto von Stackelberg eine Fußreise nach Rom. 1811 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie und Lehrer der Alterthumswissenschaften zu Göttingen; 1816 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor an die Universität zu Berlin, wo er nicht lange darauf wirklicher Professor, Secretär der Academie der Künste und Director des Antiquariums bei dem königlichen Museum wurde. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn bei der Huldigung zum Geheimen Regierungsrath.

Er gab heraus:

Ueber das Basrelief und den Unterschied der Plastik und Malerei. Berlin, 1815.
Ankündigung und Plan wissenschaftlicher Vorträge über die Mythologie, besonders der Griechen. Göttingen, 1813.
Rede bei der Gedächtnißfeier Rafaels zu Berlin. Berlin, 1820.
Ueber das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie. Berl., 1822.
Berliner Kunstblatt, von Toelken und Förster. 1828—1829.
Ueber den protestantischen Geist aller wahren Kunst und deren neuere Entwickelung in Deutschland. Berlin, 1839.

Einer der vorzüglichsten lebenden Forscher und Kritiker auf dem theoretischen Gebiete der Künste, dessen Schriften, durch die in denselben vorherrschende reiche Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Verständlichkeit und meisterhafte Darstellung ihm einen hochgeachteten Namen erwarben.

---

## Tomasini, s. J. H. Westphal.

---

## Karl Töpfer

ist der Sohn eines geheimen Archivars, und 1792 zu Berlin geboren. Er genoß daselbst eine gute klassische Ausbildung, allein unwiderstehliche Neigung trieb ihn auf das Theater. Von Streliz, wo sein Erfolg gering war, ging er nach Breslau, von da nach Brünn, endlich 1815, einem Rufe folgend, auf das Wiener Burgtheater, wo er zwar Glück machte, aber bald erkannte, daß er mehr zum Bühnendichter, als zum Mimen berufen sei. Er schrieb in belletristischen Journalen, bald auch Bühnenstücke, die sich schnell der armen Repertoirs weit und breit bemächtigten. 1820 verließ er das Theater, erwarb sich 1822 von Göttingen durch eine Abhandlung über die griechische Tragödie das philosophische Doctordiplom und zog nach Hamburg, woselbst er, einer Bühne nahe, welche seine Stücke gut und mit Beifall aufführt und die er in seinem Blatt „Thalia" durch wohlwollende Kritiken zu heben strebt, als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

a) Dramatische:

Der Tagesbefehl, Drama. 1810.
Der Empfehlungsbrief.
Hermann und Dorothea.
Ein Stündchen Incognito.
Spenden für Thalien's Tempel. Leipzig, 1823.
Lustspiele. Berlin, 1830—38. 3 Bde.
Karl der Zwölfte auf der Heimkehr.
Gebrüder Foster.
Die Einfalt vom Lande.
Die Zurücksetzung.
Die Wasserkur.

b) Novellistische:

Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Hannover, 1823.
Der Herr im grünen Frack. Cassel, 1827.
Muck Kobold und Peter Meffert. Cassel, 1827.
Der lebende Todte. Cassel, 1828.
Ferner Erzählungen, Aufsätze in Zeitschriften u.s.w.

Gute Erfindung, ein rascher und lebendiger Dialog, reicher Witz, Lebenswahrheit und eine gewandte Behandlung haben seinen dramatischen Leistungen allgemeinen Beifall erworben, so daß er mit Recht zu den beliebtesten Lustspieldichtern der Gegenwart gehört.

---

## Joseph August Graf zu Törring,

geboren am 1. December 1763, lebte zu München als bairischer Reichsrath, Staatsminister und Präsident des Staatsraths, auch Ritter des St. Georgs- und Großkreuz des Civilverdienstordens. Er starb daselbst am 9. April 1826. Von ihm erschienen:

Agnes Bernauerin, Trauerspiel. München, 1780. Mannheim, 1791.

Kasper der Thoringer. Klagenfurth, 1785.

Beide Stücke, Nachbildungen des Goethischen Götz von Berlichingen, zeichneten sich durch inneres Leben, consequente Durchführung der Charaktere, interessante Situationen und treffliche Diction aus und haben sich daher lange auf der Bühne erhalten, auf der sie hier und da selbst jetzt noch gern gesehen werden.

---

## Balthasar Ludwig Tralles

ward am 1. März 1708 zu Breslau geboren, studirte zu Leipzig und Halle Medicin, und practicirte mit solchem Erfolg, daß er die glänzendsten Einladungen an verschiedene Höfe erhielt. Doch schlug er alle aus und blieb in seiner Vaterstadt, vom Herzog von Gotha 1767 zum Rath, vom König von Polen 1787 zum Hofrath ernannt; er starb am 7. Febr. 1797. — Er veröffentlichte:

Versuch eines Gedichts über das schlesische Riesengebirge. Leipzig, 1750.

Zufällige Betrachtungen über Lessing's Nathan. Berlin, 1779.

Schreiben von der deutschen Sprache und Literatur. Berlin, 1782.

Ein Nachahmer Haller's, der jedoch weit hinter demselben zurückblieb.

---

## Ernst Christian Trapp

ward am 8. November 1745 zu Drage in Holstein geboren, zeigte früh große Neigung und Anlage zum Pädagogen, die er als Lehrer an den Schulen zu Segeberg, Itzehoe, Altona und am Philantropin zu Dessau ausbildete. 1779 folgte er dem Ruf als Professor der Pädagogik nach Halle, legte dies Amt aber 1783 nieder, um das Campe'sche Institut auf dem Hammerdeich bei Hamburg zu übernehmen. Nach drei Jahren ging er als Schulrath nach Wolfenbüttel und lebte da bis an seinen, am 18. April 1818 erfolgten Tod. Er gab heraus:

Unterredungen mit der Jugend. Hamburg und Kiel, 1775.

Tägliches Handbuch für die Jugend. Hamburg und Kiel, 1784.

Theologischer Beweis, daß Doctor Bahrdt Schuld am Erdbeben in Calabrien sei. Hamburg und Kiel, 1786.

Debatten, Beobachtungen und Versuche. Braunschweig, 1789.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Braunschweig, 1794.

Pädagogik. Berlin, 1780.

Friederike Weiß und ihre Töchter. Berlin, 1805.

Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

T. war bedeutender durch seine practischen Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik, als durch seine theoretischen; noch unbedeutender aber sind seine satyrischen Versuche.

---

## Johann Gottlieb Trautschold,

ist am 26. Februar 1777 zu Pesneck im Saalfeld'schen geboren und lebte nach seinen akademischen Jahren zuerst als Hauslehrer bei dem Grafen Schulenburg. Im Jahre 1807 wurde er Diakonus zu Friedrichsstadt bei Dresden, 1814 Pastor zu Gröbern und Großdobritz bei Meißen. Seit 1824 ist er Pastor zu Kötzschenbroda bei Dresden.

Von ihm erschien:

Das Leben der Andacht, in 100 geistlichen Liedern. Leipzig, 1817. Zweites Hundert, 1820.

Kleine Bilderwelt. Meißen, 1821.

Bibelgenuß in dichterischen Darstellungen. Meißen, 1823.

Einzelne Predigten, Gedichte u. s. w. in der Abendzeitung und anderen Journalen.

Innigkeit, Klarheit, reiche Phantasie, Wärme des Gefühls und treffliche Behandlung der Sprache und Form, verleihen den Predigten und Gedichten, besonders aber den religiösen Liedern dieses wackeren Geistlichen einen wahren und bleibenden Werth.

---

## Hans Karl Heinrich von Trautzschen

ward am 26. Juni 1730 zu Wittgendorf bei Zeitz geboren und diente vom Jahre 1755 an im sächsischen Militär. Im Jahre 1763 trat er in den Privatstand zurück, nahm jedoch 1778 von Neuem eine Stelle bei dem Generalstabe an, die ihm zu Ernstthal im Schönburgischen seinen Aufenthalt anwies. Seit 1784 privatisirte er zu Dresden, mit dem Titel eines sächsischen Obristlieutenants; und starb daselbst am 26. October 1812.

Er veröffentlichte:

Militärische und literarische Briefe. Leipzig, 1769.

Vermischte Schriften. Chemnitz, 1771.

Deutsches Theater. Leipzig, 1772. (Nachdruck. Prag, 1774.)

Den meisten Beifall erwarben seine dramatischen Arbeiten, vorzüglich seine Trauerspiele, welche zu ihrer Zeit gern auf der Bühne gesehn wurden.

---

## Johann Friedrich Treitschke,

im Jahre 1785 zu Leipzig geboren, privatisirte längere Zeit in seiner Vaterstadt, bis er als k. k. Hofoperndichter und Regisseur nach Wien berufen ward. Er lebt dort jetzt als Doctor der Philosophie und k. k. Hofökonom.

Er gab heraus:

Singspiele nach dem Französischen. Wien, 1803—1808. 5 Bde.
Mit Streckfuß: Musenalmanach auf 1805. Wien.
Taschenbuch für 1807. Wien.
Gedichte. Wien, 1817.

T. wußte französische Sing- und Lustspiele mit großer Gewandtheit auf die deutsche Bühne zu verpflanzen; seine lyrischen Poesieen fanden dagegen geringere Beachtung bei dem Publikum, obwohl manche, wie z. B. die hier mitgetheilten vortrefflich sind.

### Polychloros.

I.

Heute, wo der Spätherbst scheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht ins Leben Polychloros
Aus der Chrysalide Nacht.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd
Starret ringsum die Natur.

Matt vom irren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht erwecken dunklen Traum;

Denn ihm ist: als andres Wesen,
Einst in einer andren Welt,
War ihm, was er jetzt vermisset,
Reich und herrlich beigesellt.

Damals sah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr sind.
Und die Sonne schien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünsche Qual.
Wenige verschlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geschlossnen, engen Reihn.
Jetzt auf ungemessner Weite
Ist er einsam und allein.

Also blickt die Sehnsucht düster
Nach vergangner Tage Zier.
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
„Polychloros, flieh von hier!

Nicht verschwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geschick.
Was du schlummernd einst verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!"

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungestörte stille Ruhe
Folget freudelrerem Lauf.

II.

Winter ist vorübergangen,
Frühling nahet schmuckbegränzt:
Knospen schwellen voll Verlangen,
Primeln stehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder.
Käfer, Bienen summen schon,
Fische schwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entflohn.

Auch zu Polychloros Zelle
Dringt des Zaubers starke Macht.
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle,
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt sich, — dehnt sich, — wacht!

Schlüpfend taumelnd vor ins Freie,
Sieht die theure Kinderwelt:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles festlich aufgestellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht satt sich schauen,
Mag sich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die sich ungeduldig rührt?
Lauschen will ich leis' und stille,
Welchen Zweck sie wohl erfülle,
Ob sie auch den Frühling spürt?"

Jetzt! o jetzt! die Schaale spaltet, —
Polychloros sieht sein Bild,
Das sich regsam rasch entfaltet,
Mit den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechselworte schnell entbrennen:
„Liebchen, sprich, wie kenn' ich dich?"
„„Dich auch, Lieber, soll ich kennen!""
„Immer möcht' ich mein dich nennen."
„„Immer dein, so nenne mich!""

Und noch vor dem Mittagsstrahle
Hat er sich die Braut errafft,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerstaub und Honigsaft.

Wie sie küssen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne dringen! —
Abends, wenn Cicaden singen,
Sind die Engverbundnen todt.

## Treizsaurwein, s. Meistersänger.

## Friedrich Freiherr von der Trenck,

mehr wegen seiner sonderbaren und unglücklichen Schicksale, als durch seine Schriften bekannt, wurde am 16. Februar 1726 zu Königsberg geboren. Nachdem er frühzeitig seine academischen Studien abgebrochen hatte, trat er 1744 bei dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges als Adjutant in Friedrich's II. Dienst. Die verhängnißvolle Verwandtschaft mit dem berüchtigten Panduren-oberst führte ihn, wegen Verdacht des Verraths auf die Festung Glaz. Versuche zu Flucht steigerten des Königs Erbitterung, endlich entkam er nach einer Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter. Jetzt wollte er wirklich begehen, wofür er schon bestraft war: aber Franz von der Trenck war bereits gefangen und nicht dazu geneigt. Er ging nach Moskau, von da nach Danzig, wo er, obwohl Rittmeister in kaiserlichen Diensten, von preußischer Seite aufgehoben ward, um in ein unüberwindliches Gefängniß nach Magdeburg gebracht zu werden. Erst im December 1763 durfte er wieder nach Prag gehen. Er führte von nun an ein unstätes Leben in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim: erst Friedrich Wilhelm II. gab ihm seine confiscirten Güter in Preußen zurück. Aber sein wilder Geist rannte seinem Untergange entgegen; er begab sich nach Paris mitten in die Stürme der Revolution und wurde durch eine Ironie des Schicksals am 25. Juli 1794 als Spion der fremden Mächte auf Robespierre's Befehl guillotinirt.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Gedichte und Schriften. Leipzig, 1786. 8 Thle.

Lebensbeschreibung. Berlin und Wien, 1786. 4 Bde.

Große Lebendigkeit, Freiheitsliebe und Witz characterisiren seine Schriften, denen jedoch strenggenommen nur des Verfassers Schicksale wahres Interesse verleihen.

---

## Gottfried Reinhold Treviranus

war am 4. Juli 1776 zu Bremen geboren, studirte von 1793—1796 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und wurde 1797 als Professor der Mathematik an dem Lyceum seiner Vaterstadt angestellt. Später wirkte er segensreich als praktischer Arzt, ohne jedoch auch der theoretischen Medicin, obwohl mit wenig Freude an ihren neueren Richtungen, ungetreu zu werden. Er starb zu Bremen, am 16. Februar 1837.

Von ihm erschien:

Physiologische Fragmente. Hannover, 1797—1799. 2 Bde.

Biologie oder Philosophie der lebenden Natur. Göttingen, 1802—1822. 6 Bde.

Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Bremen, 1831—1832. 2. Bde..

Die Lehre vom Geschlecht der Pflanzen. Bremen, 1822.

Scharfsinn, gründliche Forschung, Ideenreichthum und eine vortreffliche Darstellung weisen seinen Schriften, besonders seiner Biologie, in welcher er sich dem Systeme Schelling's anschloß, einen hohen Rang an.

---

## Daniel Wilhelm Triller

ward am 10. Februar 1695 zu Erfurt geboren, studirte seit 1713 zu Leipzig die Medicin und trat daselbst, nachdem er 1718 zu Halle die Doctorwürde erhalten hatte, als Docent in seiner Facultät auf. 1720 wurde er Landphysikus zu Merseburg, 1730 aber Leibarzt des Erbprinzen von Nassau-Saarbrück, den er bis 1732 durch die Schweiz, Holland und Frankreich begleitete. 1744 wurde er ordentlicher Rath und Leibarzt des damals zu Frankfurt am Main befindlichen Reichs-Hofrathscollegiums, dem er aber nur ein Jahr treu blieb, indem er im nächsten Jahre zum Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Weißenfels ernannt ward. Bei dem Tode desselben, erhielt er 1746 die erste medicinische Professur in Wittenberg, mit dem Character eines königl. polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofraths und Leibarztes. Er starb in hohem Alter, am 22. Mai 1782.

Er gab heraus:

Neue äsopische Fabeln. Hamburg, 1740. 1750.

Der sächsische Prinzenraub. Frankfurt und Leipzig, 1743.

Poetische Betrachtungen. Hamburg, 1725—1739. 1750—1755. 6 Thle.

Der Wurmsaamen, Heldengedicht. Hamburg, 1751.

Die geprüfte Pockeninoculation, physikalisch-moralisches Gedicht. Frankfurt a. M., 1766.

Ein eifriger Anhänger Gottsched's und ein heftiger Gegner Klopstock's, dessen Richtung er in seinem komischen Epos, der Wurmsaamen, zu bekämpfen suchte, fehlte es T. an Allem, was man von einem Dichter fordern muß; nur eine gewisse Glätte und Sauberkeit in Behandlung der Form ist ihm nicht abzusprechen. Ohne Begeisterung, Kraft, Gedanken und Natürlichkeit, blieb er ein mittelmäßiger Reimer sein ganzes Leben hindurch. Folgendes Pröbchen wird das hier Gesagte vollkommen bestätigen.

### Aus Triller's Sächsischem Prinzenraube.

Wie sich ein Geier früh in ferne Höhen schwinget,
Und mit geschärftem Blick in niedre Gegend dringet,
Bis er an einem Bach ein sichres Täubtein schaut,
Das seine Federn putzt, und seiner Unschuld traut,
Sich dann im Kreise dreht, urplötzlich niederschießet,
Das unverwarnte Thier an Klau und Schnabel spießet,
Es mit sich aufwärts reißt, die Lüfte schnell zertheilt,
Und mit dem warmen Raub nach seinem Lager eilt:
So eilte gleichfalls Cunz mit dem erhaschten Raube,
Nicht anders, wie allhier der Geier mit der Taube,
Nach seinem Raubnest zu, das er in Hoffnung sah,
Denn Böhmen lag bereits auf halbe Meile nah.

Hier dacht er sich nun bald in Sicherheit zu schauen,
Hier wollt' er seinen Raub der Vestung anvertrauen,
Hier sann er schon im Geist auf großes Lösegeld,
Und was ein süßer Wahn ihm sonst noch fürgestellt.
Doch wollte wechselsweis die feste Hoffnung wanken,
Der Reiter lag ihm noch zu frisch in den Gedanken;
Wie, sprach er bei sich selbst, komm' ich nach Freiberg hin?
Was hab' ich da zu thun? es will mir nicht in Sinn;
Vielleicht will sich mit mir der Churfürst dort vergleichen,
Vielleicht will er daselbst mir alles überreichen
Und willig zugestehn, was ich ohn' alle Frucht,
Zum Vortheil meines Rechts, bisher bei ihm gesucht.
So, und doch anders nicht, weiß ich dies zu erklären,
Was mir der Geist gesagt; sonst werd' ich nie begehren,
Nach Freiberg hin zu ziehn; so lang' der Churfürst nicht
Mir billigen Vergleich und neue Huld verspricht.

Doch Freiberg war das Wort, das Cunzen zlttern machte;
So oft er nur daran in seinem Sinn gedachte,
Doch wußt' er nicht warum? er sann zwar hin und her,
Allein es war umsonst, sein Herze blieb ihm schwer:
So pflegt der arme Mensch in diesen Eitelkeiten
Was Böses öfters gut, und Gutes schlimm zu deuten,
So wird oft Schädliches vor Nützliches erwählt,
Weil ihm das wahre Licht zu der Erklärung fehlt.

Nun waren sie zum Wald bei Wiesenthal gekommen;
Nachdem die Sonnengluth um Mittag zugenommen;
Ach, Cunz! fing endlich hier Prinz Albrecht schmachtend an,
Ich kann nicht weiter fort, es ist um mich gethan.
Die Kräfte sind erschöpft, ich kann mit leerem Magen
So einen harten Trab nun länger nicht vertragen,
Da ich den halben Tag und fast die ganze Nacht
So ohne Kost und Trank, als schlaflos, zugebracht.
Bedenk' doch, was du thust, bedenke meine Jahre,
Und wirf mich nicht so jung schon auf die Todtenbahre,
Erwäge meine Noth und meiner Eltern Leid,
Und übe gegen sie und mich Barmherzigkeit.
Gönn' mir ein wenig Ruh, mich wiederum zu laben,
Gieb etwas Speise her, so gut sie hier zu haben,
Ach! reiche mir doch nur ein wenig Wassers dar,
Sonst komm' ich ganz gewiß in tödtliche Gefahr.

Doch diesen Einfall schien der Schutzgeist beizutragen,
Denn ob dem zarten Prinz gleich länger fort zu jagen,
Fast unerträglich fiel; ob Durst und Hunger gleich
Ihm mächtig zugesetzt; war er doch nicht so weich,
Den annoch kurzen Ritt nicht weiter auszustehen;
Vielmehr dacht' er hierdurch den Stricken zu entgehen;
Er hörte fern und nah, wie man zum Stürmen schlug,
Und also meinet' er, durch einigen Verzug,
Die ihnen nachgeeilt, auf rechte Spur zu bringen,
Daß sie ihn lösten, den Cunzen aber fingen:
Auch in dem Walde selbst hofft er Jemand zu sehn,
Dem er erzählen könnt', was ihm zu Leid geschehn,
Der ihm behülflich wär', sich glücklich loszureißen.
Voraus, wenn er zugleich ihm großen Lohn verheißen,
Drum stellte sich der Prinz so schwach und hungrig an,
Damit er, wie gedacht, nur Zeit und Raum gewann.

Cunz, mehr von Scham und Angst, als Mitleid, angetrieben,
Zwang sich nun auch einmal, ein gutes Werk zu üben,
Er hub den Prinz vom Pferd, und führt ihn bei der Hand
In kühlen Wald hinein, damit er Schatten fand.
Fünf Reiter, die dabei, hieß er voraus zu reiten,
Und Schweiniz und ein Knecht blieb bei ihm, zum Begleiten.
Weil es nun in dem Wald viel reifer Erdbeer gab,
Las Cunz die besten aus, und brach die röthsten ab,
Mit diesen von Natur umsonst geschenkten Früchten
In seiner Mattigkeit den Prinzen aufzurichten,
Damit er Kraft empfing, die Reise zu vollziehn,
Die Cunzens Meinung nach bald wohl vollendet schien.
Hier war der Schauplatz nun, wo Gottes Vorsicht wachte,
Und dem verstrickten Prinz die Freiheit wiederbrachte,
Dies ist des Höchsten Art: je größer die Gefahr,
Je näher stellt er sich mit seiner Hülfe dar.

Es wohnte daherum ein armer Kohlenbrenner,
Ein Ausbund redlicher und treugesinnter Männer,
George Schmidt genannt, bei dem im rauhen Wald
Der Sitten Unschuld mehr, als ein Gesetze, galt.
So wird die Tugend oft in armer Leute Hütten
Viel mehr, als im Pallast der Mächtigen, gelitten,
Drum ward er auch von Gott zum Werkzeug auserkiest,
Daß Sachsens Untergang verhindert worden ist.

Es war die Mittagsgluth zum höchsten Punkt gestiegen,
Und Luft und Land erhitzt, die meisten Vögel schwiegen,
Das Wild lag im Gesträuch in Ruh, und kühlte sich,
Der ganze Wald war still, und schien halbfürchterlich:
Nur blies ein sanfter West mit lispelndem Gezische
Bisweilen in das Haar der leichtbewegten Büsche;
Der nahgelegne Bach, der über Kiesel rann,
Gab sittsam seinen Lauf mit sanftem Murmeln an.
Der Köhler suchte nun, der Hitze zu entweichen,
Die in der Hütte war, den Schatten einer Eichen,
Hier lag er ausgestreckt, von Schweiß und Arbeit matt,
Der Baum dient ihm zum Dach, das Gras zur Lagerstatt,
Der Wald zum Schaugerüst, ihm Freude zu erwecken,
Die Frömmigkeit zum Schutz vor Angst, Gefahr und Schrecken,
Sein Schürbaum lag ihm nah, sein starker Hund nicht weit,
Und hielt vor seinen Herrn getreue Wachsamkeit.

Indem er dergestalt nicht völlig schlief, noch wachte,
Und in sich selbst vergnügt, an mancherlei gedachte;
Schien ihm, als rief' ihm was mit leiser Stimm' ins Ohr:
Steh' eilends auf und hilf! Er hub sein Haupt empor,
Und sah bestürzt umher: sein Hund fing an zu bellen,
Sprang auf, und witterte die fremden Raubgesellen
Von weitem allbereit! Der Köhler eilte fort,
Nahm seinen Schürbaum mit, und kam an diesen Ort,
Zu welchem ihn die Spur des wackern Hundes führte,
Der immer heftiger die laute Stimme rührte.
Hier merkt er nun gar bald, daß es nicht richtig sei,
Der nur gehörte Ruf fiel ihm gleich wieder bei,
Des Prinzen Angesicht wies ihm in seinen Zügen
Ein wunderbar Gemisch von Hoffnung und Vergnügen,
Von Zweifel, Angst und Furcht; doch auch von Majestät,
Wie denn Gott denen meist, die er zum Thron erhöht,
Die Zeichen ihres Stands auf ihre Stirnen präget,
Daß jeder, der sie sieht, vor sie schon Ehrfurcht heget,
Ob er sie gleich nicht kennt: drum sprach er alsobald
Die Fremden ernstlich an: was habt ihr hier im Wald,
In dieser Einsamkeit, gleich um Mittag zu schaffen?
Und warum reiset ihr gepanzert und mit Waffen?
Wo denkt ihr sonderlich mit diesem Knaben hin,
Der nicht gemeiner Art, wie ich der Meinung bin?
Es sei nun, was es sei; so muß ich erst erfahren,
Wie es mit Euch bewandt? ihr müßt mir offenbaren,
Wohin die Reise geht; wer, und woher ihr seid,
Eh' laß ich euch nicht fort; drum gebt mir gleich Bescheid.
Wofern ihr redlich thut, wie ich zur Zeit noch meine;
So hoff' ich, daß man mir mein Bitten nicht verneine:
Wo aber sich Betrug in euren Handel mischt,
So glaubt nur sicherlich, daß ihr mir nicht entwischt.

Doch diese Tapferkeit, mit Dreien anzubinden,
Die mächtiger, als er, ihn leicht zu überwinden,
Das unerschrockne Herz, das hier der Köhler wies,
Und sich nicht von Gewehr und Waffen schrecken ließ,
Kam nicht so wohl von ihm, als mehr von Gottes Güte,
Die gab ihm Zuversicht und ein beherzt Gemüthe,
So, daß er die Gefahr, der er sich ausgesetzt,
Wie groß sie in der That, doch als vor nichts geschätzt.
Allein der Heldenmuth, der sich bei ihm befande,
Entging um so viel mehr der feigen Räuberbande;
Ein gut Gewissen macht, daß man sich freudig wagt,
Ein böses aber ist stets furchtsam und verzagt.

Des Köhlers Frage nun klang in des Cunzen Ohren
Gleich als ein Donnerschlag: sein Muth war ihm verloren,
Und seine Zunge starr: doch, als er sich gefaßt,
Sprach er halbzitternd: Freund, thu mir nicht Ueberlast,
Und laß mich ruhig ziehn, was hast du mich zu fragen,
Wer dieser Knabe sei? doch kann ich dir wohl sagen,
Es ist ein böser Bub und ungerathner Sohn,
Der trotzte seinem Herrn und lief im Zorn davon;
Nun aber hat sein Herr mir ernstlich anbefohlen,
Den Buben wiederum zur Strafe heim zu holen.
Nein, sagte jener drauf, des Knabens Angesicht
Sieht viel zu redlich aus zu einem Bösewicht,
Ich kann dem Ansehn nach, ein unschuldvolles Wesen
Und lasterfreies Herz aus seinen Mienen lesen;
Stellt sich die Bosheit gleich bisweilen engelrein,
Scheint dieser junge Mensch doch davon frei zu sein,
Und hat zu einem Schalk zu adliche Geberden.

Hier fiel Cunz im Gesträuch durch seinen Sporn zur Erden,
Mehr durch Gewissensangst, als Waffenlast gedrückt;
Sobald der freie Prinz nun diesen Fall erblickt,
Raunt' er in schnellster Eil' dem Köhler in die Ohren:
Befreie mich, mein Freund, ich bin ein Prinz geboren,
Der Churfürst Friederich, der mein Herr Vater ist,
Wird dein Vergelter sein, wo du mein Retter bist.

Als dieses Schweiniz sah, entblößt er seinen Degen,
Und hiebe nach dem Prinz, ihn tödlich zu erlegen,
Er hätt' es auch vollbracht, wofern des Höchsten Hand
Durch seinen Schutzgeist nicht den Hieb noch abgewandt.
Denn dieser hat den Streich des Schwertes aufgehalten,
Daß es dem Prinzen nicht den zarten Kopf zerspalten;
Er war auch Ursach dran, das Cunz sich selbsten fing,
Und mit dem langen Sporn in dem Gesträuche hing.
Weil er sein Roß nicht gern aus seinen Händen ließe,
Das ihm noch zu der Flucht den besten Schutz verhieße,
So mangelt' ihm die Kraft, drum fiel es ihm zu schwer,
Daß er von seinem Fall selbst aufgestanden wär'.

Und du, du willst dich noch, du Räuber, widersetzen?
Und meinen Landesherrn am Leben selbst verletzen?
War es noch nicht genug, daß du ihn weggeraubt?
Und wagst du dich sogar an sein geheiligt Haupt?
Nun seh ich ganz gewiß aus euren bösen Thaten,
Daß dies die Wahrheit sei, was mir der Prinz verrathen;
So sprach aus edlem Zorn des Köhlers treuer Mund,
Und hiermit hetzt er gleich auf Schweiniz seinen Hund,
Der ihn dann überfiel und bei der Kehle hielte,
Indem Cunz auf der Erd' des Schürbaums Streiche fühlte.
Zwar wehrt' er sich so gut, als es ihm möglich war,
Vor gegenwärt'ger Noth und künftiger Gefahr;
Er schalt, er schlug, er warf; er konnte doch nicht siegen,
Und blieb in dem Gebüsch mit seinen Sporen liegen.
Man hätt' ihn auch vielleicht des Lebens ganz beraubt,
Wofern es anders nur der fromme Prinz erlaubt;
So aber bat er vor, des Cunzens zu verschonen,
Aus Mitleid, oder auch, ihn würdig zu belohnen.
Wie wenn ein wildes Schwein, das halb in Sumpf verfällt,
Sich gegen einen Bär noch frech zur Wehre stellt,
Mit allen Kräften hebt, ergrimmet um sich hauet,
Und in der Todesangst noch seinen Waffen trauet,
Bis der erhitzte Bär ihm in den Nacken greift,
Und die behaarte Haut im Zorn herunterstreift;
Nicht anders wurde Cunz vom Köhler überwunden,
So hielt der Bär das Schwein mit seiner Klau gebunden;
Und so bekam nunmehr das dunkle Traumgesicht
Des fürstlichen Gemahls hierdurch erst völlig Licht,
Denn davon hat der Bär ursprünglich hergerühret,
Den noch des Köhlers Stamm in seinem Wappen führet,
Dieweil der Bär im Traum dem Eber Einhalt that,
Daß er den Rautenstock nicht schändlich niedertrat.

Nachdem das Lärmen nun im Walde weit erschollen,
Und auch der wackre Hund beständig fortgebollen;
So lief des Köhlers Weib, Maria Wälderin,
Aus Neugier oder Angst zu diesem Platze hin:
Da fand sie ihren Mann mit zwei bewehrten Leuten,
Durch tapfern Muth und Arm, in heißem Eifer, streiten,
Und meinte, wie es auch die lautre Wahrheit war,
Es wäre dieser Feind ein mördrisch' Räuberpaar.
Sie gab den Köhlern gleich das sonst gewohnte Zeichen,
Sie sollten ihrem Mann geschwinde Hülfe reichen,
Und schlug auf einer Axt mit einem Zschörper an,
Als welches man im Wald gar weit vernehmen kann.
Auf den bekannten Schall kam stracks ein ganzer Haufen
Von Köhlern, hier und dort, zusammen hergelaufen,
Von welchem der ein Beil, der einen Schürbaum, trug,
Womit der auf den Cunz, der auf den Schweiniz schlug.
So blieb der Jäger selbst in seinem Garne hangen,
Und der erst Andre fing, ward jetzo selbst gefangen;
So ward der dunkle Spruch des Geistes klar gemacht:
Nimm dich vor rother Frucht und Kohlen wohl in Acht!
So pflegt des Voglers List in die gelegten Schlingen,
Durch rother Beeren Kost, die Vögel leicht zu bringen;
Und also ward auch Cunz auf seiner Flucht bestrickt,
Und kam um Glück und Haupt, indem er Erdbeer pflückt.

Als er den Ernst nun sah, und daß man ihn gebunden,
War aller Frevelmuth und Trotz bei ihm verschwunden,
Er stand bestürzt, beschämt, und war voll Angst und Schmerz,
Reu', Zweifel, Hoffnung, Gram und Furcht durchdrang sein Herz:
Er legte sich nunmehr vom Drohen auf das Bitten,
In Meinung, sich durch List der Fessel zu entschütten,
Und sprach mit leiser Stimm', den Köhler folgend an:

Wie so ergrimmt, mein Freund? was hab ich dir gethan?
Gieb mich doch wieder frei, du sollst ja diesen Knaben,
Wenn du darauf bestehst, von mir gutwillig haben,
Thu' mit ihm, was du willst; vielleicht erfährst du bald,
Wer, und woher er sei; nur mir thu' nicht Gewalt.
Und laß mich wieder los! was wirst du doch erwerben,
Daß du so eifrig suchst, mich schändlich zu verderben?
Die Freiheit ist mir lieb; bin ich gleich ohne Schuld,
Wie ich versichern kann; fehlt mir doch die Geduld,
Den ungewohnten Zwang der Banden zu ertragen,
Wer hat sich über mich mit Rechte zu beklagen?
Bedenke, was du thust! du glaubest dem Bericht
Des Knabens allzu viel; mir aber glaubst du nicht;
Da jenen doch Betrug, Haß, List und Rachsucht treibet.
Die Wahrheit gegentheils auf meiner Seite bleibet:
Wie? oder meinest du, daß kein bejahrter Mann
Die Wahrheit sprechen mag, ein Kind nicht lügen kann?

Wer, sprach der Köhler drauf, Recht oder Unrecht, habe?
Laß ich unausgemacht; doch dünkt mich, daß der Knabe
Gerechter sei, als du: ich trau' mehr auf sein Wort,
Denn auf das deinige, und laß dich drum nicht fort,
Doch bist du sonder Schuld, wird dich die Unschuld schützen,
Du sollst, versichre dich, bei mir nicht lange sitzen,
Der Abt von Grünhain mag allhier den Ausspruch thun,
Was dieser mir gebeut, dabei laß ichs beruhn.

Ach! sagte Cunz bestürzt, laß mich doch nur entrinnen!
Du kannst durch meine Flucht ein großes Gut gewinnen,
Nimm diesen Beutel Gold vor meine Freiheit an,
Der dich und dein Geschlecht viel Jahr' ernähren kann.
Was? rief der Köhler aus, suchst du mich zu bestechen,
Wie? soll ich um dein Geld Eid, Treu und Glauben brechen?
Dein Anerbieten mehrt bei mir nun den Verdacht,
Daß du das Bubenstück, den Prinzenraub, vollbracht.
Des Geldes ist zu viel, die Freiheit zu erkaufen,
Wenn du dich sicher weißt, doch wird der güldne Haufen
Mir viel zu wenig sein, wofern du schuldig bist,
Weil eine Welt voll Gold alsdann zu wenig ist,
Mein Geldgeizleeres Herz zum Unrecht zu verführen,
Und gegen meinen Herrn die Treue zu verlieren,
Darum behalt dein Geld, es wird dich nicht befrein,
Ein gut Gewissen soll mein größter Reichthum sein.

Cunz schwieg für Scham und Leid, und ward gleichwohl getrieben,
An seinem Feinde selbst die Tugenden zu lieben,
Doch wünscht' er ihn nur itzt was minder tugendhaft,
So käm' er durch sein Geld aus der Gefangenschaft.

Allein er mußte fort, wohin der Köhler wollte,
Bis man Befehl erhielt, wo er verbleiben sollte:
Nun stellte sich bei ihm des Lasters Größe dar,
Das klein so lange schien, bis es verübet war.

Dieselbe Höh' des Walds, wo sich dies zugetragen,
Heißt itzt der Fürstenberg, wie die Geschichten sagen,
Dieweil des Fürsten Sohn daselbst die Freiheit fand,
Die man im Gegentheil dem Cunz mit Recht entwandt.
Fürst Albrecht selbsten kam nach fünf und zwanzig Jahren
An diesen Ort, wo ihm die Rettung widerfahren,
Nachdem er nun den Platz mit allem Fleiß besehn,
Rühmt' er des Höchsten Schluß, der ihm, als Prinz, geschehn:
Und weil sich damals noch drei alte Männer fanden,
Die zu derselben Zeit dem Köhler beigestanden,
Als Cunz gefangen ward, hat er aus Dankbarkeit
Durch fürstliches Geschenk sie insgesammt erfreut.

---

## Carl Bernhard von Trinius

war im Jahre 1773 zu Erfurt geboren, studirte Medicin, wirkte zuerst seit 1805 als praktischer Arzt zu Hasenpoth, und zwar mit solchem Glück, daß der Herzog Alexander von Württemberg ihn 1807 zu seinem Leibarzt ernannte. In dieser Stellung lebte er eine Zeit lang zu Wien; später ging er nach Petersburg, wo er Doctor der Medicin, russisch kaiserlicher Hofrath, Lehrer des Großfürsten Thronfolgers, auch Ritter der St. Annenordens 2., und des Wladimirordens 3. Classe wurde.

Er gab außer mehreren naturhistorischen Werken in deutscher, französischer und lateinischer Sprache heraus:

Dramatische Ausstellungen. Berlin, 1820.

Einzelne Gedichte in Journalen und Almanachen.

Gedankenreichthum, lebendige Phantasie und gewandte Behandlung der Form, erwarben seinen poetischen Leistungen allgemein eine freundliche Aufnahme.

# Johann Christian Trömer

ward im Anfang des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich in Leipzig geboren und war bei dem Steuerwesen angestellt; er schrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement, der Deutsch-Franzos. Später war er königlicher Post- und Reisecommissär zu Dresden, wo er 1757 starb.

Er gab heraus:

Des Deutsch-Franzos Schriften. Leipzig, 1736; neu Nürnberg, 1772.

Nackricht von ehne Krieg, die in die Sommerßeit sein Ankefang kenomm, solks man nenn Russisch Szeit. 1760.

Eigentlich der einzige deutsche makaronische Dichter, schrieb Tr. in einem Mischmasch von französisch und deutsch, wie es ungefähr ein Franzose sprechen würde, lustige und possenhafte Gedichte, die nicht ohne Witz und Laune, und namentlich für die Kenntniß der Sittenzustände seiner Zeit von Interesse sind. Eine kleine Probe möge hier, um der Merkwürdigkeit willen, folgen.

---

## Vom Schmidt ßu Uttjerbock.

Vor diß, in ehn kewisse Land
Die alle Leute wohl bekannt,
Da wohn ehn Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne schwarß und weise Rock;
Man nenn Ihn steß die fromme Schmidt,
Weil er ath ehn reckt kut Kemüth.
Denn er thu steß viel kute Werck,
Wie alle Leut ahn wohl kemerck;
Die Leut die ahn kar nicks ßu eß,
Er thu sie Speiß mit viel Caress,
Er keb sie Brod mit Kraut und Wurst,
Ehrnock er still ock ihre Durst;
Die Leut die ahn kar kehne Kleid,
Er Kleid sie nack Nothdürfftikeit.
Die krancke Leut, die woll crepir,
Er thu sie offt bevisitir.
Er keb sie kuten Artzency,
Und thu sie kuts nock vielerley.
Er laß die arme Tod bekrab,
Wenn ihre Freund kehn Keld nit ahb.
Enlin! was man kan pretendir,
Daß thu die fromme Schmidt prestir.
Ehnmal es iß ßu ihm kekomm
Ehn heiligk Mann, die ock leb fromm,
Die bitt kar sehr den Meister Schmidt,
Weil abend iß und er iß müd.
Er soll ihm daß mal permittir,
Bey ihm ßu nehm sein Nackt Quartir.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit seine schwarß und weise Rock.
Der spreck: Ick will das kerne thu
Ick wünsch nur, daß du mack kut ruh.
Er keb ihm Brod, er keb ihm Schinck,
Er keb ihm ock kut Bier ßu trinck.
So bald als komm der Morgend Tagk,
Der Frembd er woll sick weiter tragk
Dock er spreck erst: mein liebe Mann
Du ahst mir viel ßu kut kethan.
Ick bin dir reckt viel obligir
Vor Eß, vor Trinck, und vor Quartir,
Davor mein liebe ehrlick Schmidt
Du kan dir ehne Knad ausbitt;
All was du wilst, du kan verlangk,
Du soll kleick deine Bitt erlangk.
Die Schmidt sagk: Ick bin obligir,
Daß du mir woll recompensir.
Ick brauck kar nicks in diese Welt,
Denn ick bin reick, und ahb viel Keld.
Und ick mack nicks mehr pretendir,
Ick bin kar nicks interessir.
Darauf antwort die frembe Mann,
Eh bien! Du ahst mir kuts kethan,
Ick kan das dock kar nit verkeß,
Daß du so öhfflick bist keweß.
Drum ick will kerne danckbar seyn;
Ick will dir ehlff in Himmel neihn.
O! spreck die Schmidt: Mein liebe Ehrr,
Spahr dir die Müh, ick bitt dir sehr,
Ick kan in Himmel so passir,
Weil ick viel kute Werck prestir.
Ick ahb nock kar nicks böß kethan,
Ick leb so fromm, all wie ick kan.
Ick thu nit Spiel, ick thu nit sauff,
Ick thu nit fluck, ick thu nit rauff,
Ick thu die Fasten observir,
Ick thu ock kar nit courtisir.
Ick banck ock nit, ick thu nit stehl,
Ick thu ock sonst kehn kroße Fehl.
Ick thu kar niemand siloutir,
Und ahb ock kehn Mensch masacrir.
Ick thu all kut an arme Leut,
Und keb sie ihr Nothdürfftikeit.
Enlin! es kan nit anders seyn
Ick muß komm in die Himmel neihn.
Meintahlben spreck die frembe Mann,
Ick ahb dir mein Offerte kethan.
Wilstu mein kute Sinn verschmäh,
Eh bien! ick muß es laß kescheh.
Allehn, ick kan nit fort marchir,
Als ehn undanckbar Passagir,
Darum mein liebe Meister Schmidt
Thu du dock nur um etwas bitt.
Du kan ja bitt nack deine Will
Ick will dir en Moment erfüll;
Ick trett mein Reiß nit eher an,
All biß ick dir ehn Knad kethan.
Nu endlick thu der Schmidt parir,
Weil ihn der Fremd so sehr forcir.
Er spreck: Weil nit kan anders seyn
Meintahlb ick keb mein Will darein,
Ick will mir nur 3 Stück ausbitt,
Wenn du wilt thun, mehr ick will nit.
Su erst, in meine Stube steh
Ehn kroße Stuhl, wie du da seh.
Die Stuhl ick ahb laß mack vor mir,
Dock viel Leut thu sick drein placir.
à Part die krobe Bauer Leut
Die seß sick darein alleßeit.
Wenn du nun kanst die Kunststück mack,
Wie ick das wünsch, ick woll brav lack.
Du soll die Stuhl so preparir,
Wenn sick jemand in Stuhl placir,
Und er woll von die Stuhl auf steh,
Daß er nit kan von Stelle keh.
Und daß er muß in Stuhl bleib siß
Wenn er kleick wie ehn Ockße schwiß.
So lank all biß ick commandir,
Daß er kan von die Stuhl marchir.
Der Frembe spreck: mein liebe Schmidt
Daß iß ehn reckte schleckte Bitt.
Ick will sie dir kar kern kewähr;
Du kan von mir nock mehr bekehr.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit seine schwarß und weiße Rock.
Er spreck: Kleick diese Augkenblick
Ick will bitt um das 2te Stück.
Ick ahb in meine klehne Gart
Ehn Apffel Baum von kute Art,
Davon die Apffel reckt kut schmeck,
Daß man muß alle Fingker leck.
Daß wehß kar wohl viel schlimme Leut,
Die stehl sie mir bey die Nackt Zeit.
Und thu so schelmisch partagir,
Daß übrigk bleib nit viel vor mir.
Wenn nun steigk ehn uff Baum ihnauf,
So mack, daß er muß bleib darauf,
Biß daß ick keb Permission.
Daß er darf wieder keh davon.
Der Fremb er rickt den Baum so ßu,
Daß er muß diese Wunder thu.
Nu spreck die fromme Meister Schmidt;
Jeßund es komm mein leßte Bitt;
Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn so mack,
Das wenn ick steck Jemand ihnein,
Oder es kriegk von selber drein,
Daß er so langk muß drein restir,
Biß ick ihn wieder dimittir.

Denn manckemal es komm die Dieb,
Da will ick Sack vor Thüre schieb
Da kann ick ühbsch die Diebe sangk,
Ehrnock sie werd an Kalgk kehangk.
So kleick die fromme Passagier
Sie aht den Schmidt gratificir.
Und endlick sie nehm ihr Abschied
Von ihre Wirth den fromme Schmidt;
Nit langk wie das so aht passir,
Da komm die Monsieur Tod marchir
Mit seine Uhr und Sense Stock
Su fromme Schmidt von Uttjerbock;
Der Tod er kloff starck an das Hauß,
Der Schmidt er fragk: Wer iß denn drauß;
Der Tod er spreck: Mack du nur auf,
Es iß jemand, der will was kauff.
Darauf der Schmidt schließ auf die Thür,
Da tret die Monsieur Tod ehrfür.
Par bleu! wie thu die Schmidt erschröck
Wie er seh die Monsieur Pußweck.
Er sagk ßu Tod: Mein liebe Mann,
Du treff bey mir kehn Herbergk an.
Allehn die Tod die thu nur lack,
Und spreck: Ick fragk da nicks darnack
Dein Leben Stund iß all passir.
Du muß in Reick der Tod marchir.
Und ahlt dir nur nit langke auf,
Die Uhr sie iß kanß auskelauff.
Die Schmidt iß reckt voll Angkstlickeit,
Er woll sick nit ßu sterb bereit.
Jedock ßu ehne kute Klück
Er denck an seine Kunsten Stück.
Er denck, nu wart du schlimme Tod,
Du soll mir kriegk dein türckisch Noth.
Er spreck mit ehn barmehrßigk Arth:
Ehrr Tod thu nur ehn bissel ward,
Ick will ßu Reiß mir preparir
Und will kern mit dir fort marchir.
Allehn du werd wohl müde seyn,
Seß dir dieweil in Stuhl ihnein.
Du kan Comodité kebrauck,
Und kan ehn Feiffel Toback rauck.
Der Tod der iß so tumm keweß,
Und aht sick in der Stuhl keseß,
Er kriegk sein Feuer Mörs ehrauß,
Und ahlt ehn klehne Tobac Schmauß.
Par bleu! Er mack so kroße Damff
Daß man könn kriegk davon den Kramff.
Wie er siß in dem Stuhl nit langk:
Es werd ihm kraußam Angkst und bangk,
Er rippel und er rappel sick,
Und mack reckt fürckterlicke Blick,
Er thu die Schmidt starck admonir,
Sie soll mack fort, sie woll marchir.
Und endlick spreck die fromme Schmidt:
Nu ick bin fertigk, ick keh mit.
Der Tod woll aus die Stuhl aufsteh,
Allehn er wehß nit, wie ßu keh,
Er mack sick wie er will movir,
Er kan nit aus die Stuhl marchir.
Ey, ey, wie thu die Schmidt brav lack,
Sie plagk die Tod sie soll fort mack.
Die Tod sie raßel mit sein Behn
Und blöck vor Angkst sein Kälber Zähn,
Der Schmidt der thu was reckts bravir,
Die Tod sie soll dock fort marchir.
Da spreck der Tod: Mein liebe Mann!
Seh du dann nit, daß ick nit kan.
Das iß mir kehne mal passir,
Daß ick bin word so sehr vexir.
Ick wehß nit, ob ick bin beher,
Ick marter mir daß ick muß krer.
Wenn du kan ehlff, ick thu dir bitt,
Ack ehlff mir liebe Bruder Schmidt.
Der Schmidt sagk: Nu du nit kan fort,
Du Schurck, nu keb du kuten Wort,
Schau, schau du Bestialité,
Erst, du sprek mit Brutalité:
Schmidt deine Stund iß all passir,
Du muß in Reick der Tod marchir,
Jeßund du nenn mir dein mon Frere,
Allehn ick danck vor diese Ehr,
Der Teuf er mack dein Bruder seyn,
Der schick sick ßu die Strecke Bein.
Wer dir keheiß, ßu mir ßu keh,
Er helff dir ock aus Stuhl aufsteh!
Der Tod er thu reckt lamentir,
Und sie thu die Schmidt promittir,
Wenn er ihn nit mehr werd so kränck,
Er woll ihm nock 10 Jahre schenck.
Sie keb ihm ihre klapper Hand.
Und ihr Parol ßu Unterfand.
Darauf es laß der Schmidt kescheh,
Daß darf von Stuhl der Tod auf steh.
Der Tod er ärger sick kanß kranck,
Und marchir fort mit schwehr Kedanck.
Er ath sick reckt viel chagrinir
Daß ihn der Schmidt aht so touchir.
Indeß der Schmidt er lack sick satt,
Daß er den Todt betrogken aht.
So bald als nu 10 Jahr um seyn,
Ehrr Tod stell sick ühbsch wieder ein,
Er thu reckt sehr brutalisir,
Als wie ehn böse Exequir.
Er blöck die Zähn mit kroße krauß,
Und schrey wie ehne Fleder Maus.
Fort Schmidt du uhnd du must nu sterb,
Der Schmidt denck, du soll dock nicks erb,
Komm denn du Ripps Rapps noch ehnmal,
Wart, wart, ick will dir schon beßahl.
Er mack den Tod viel Compliment,
Und bitt ihn in sein Logiment.
Der Tod er schüttel seinen Koff,
Und spreck: Denck du, ick bin besoff?
Mein du denn, daß ick ahb verkeß,
Wie ick in schlimme Stuhl keseß.
Ick müst ehn tumme Ockße seyn,
Wenn ick marchir in Stub ihnein.
Fort, fort, mack nur nit viel Façon,
Das mal du kriegk kar kehn Pardon.
Der Schmidt thu sick sehr submittir,
Und spreck: Er woll kern mit marchir.
Er woll sick nur ßu reckte mack
Und woll suck seine Reiße Sack.
Der Tod laß sick nock persuadir,
Und thu vor Stuben Thür restir.
Indeß er denck, weil er muß wart,
Er keh ehn bißel in der Kart.
Es werd ihm dock nun nit manquir,
Daß er den Schmidt kan attrapir.
Allehn das war ehn kruße Fehl,
Daß er sick das Plaisir erwehl.
Denn als er in den Kart passir,
Er thu die Baum kleick observir.
Darauf die schöne Apffel wackß,
Die schöner seyn als in kanß Sackß.
Der Tod kriegk ehn kroß Appetit,
Daß er davon nehm etlick mit,
Er denk, in seine Schnapse Sack
Er woll sick ehn Partie einpack.
Dock weil er sie kan nit erreick,
Er muß uff Apffel Baum nauf steigk
Mit seine langke Truthahn Fuß,
Und denck nit, daß er kriegk Verdruß.
Worum? der Schmidt ath wohl keseh,
Und laß das kar ßu kern kescheh.
So bald als nur der Tod ihnauf,
Da komm der Meister Schmidt kelauff
Mit ehne kroße Ohpffen Stangk,
Und seine Kneckt mit Schmide Zangk,
Sie komm als wie der Bliß kerenn,
Und thu wenn sie den Tod nit kenn.
Sie schrey, du Schelm, du Apffel-Dieb,
Daß wir dir fangk, das iß uns lieb.
Allo schlagk ßu ihr kut Camrad,
Weil er uns thu so kroße Schad.
Par bleu! wie schlagk die Schmidt Kneckt ßu,
Sie ahlt kar kehne bißel Ruh,
Der Tod mack schrey nur wie er will,
Sie schlagk drauf los, und ahlt nit still.
Das thu so ehn Kerumpel mack
Als wie uff welsche Nußen Sack,
Der Tod woll kerne echapir,
Allehn das mal er muß pausir.
Und er thu mit sein Schade seh,
Das es ihm wie in Stuhle keh.
Darum er rickt sick nack der Ort,
Und keb an Schmidt reckt kute Wort.
Er soll ihn dock nit schlagk so sehr,
Er woll ßu ihm komm kar nit mehr.
Der Mehster Schmidt hör endlick auf,
Und er schau uff die Baum hinauf,

Er thu, als wenn er reckt erschröck,
Das er keschlagk die Ehrr Pußweck.
Er thu ock als wenn ihm wär leid,
Und spreck mit kroß Scheinheiligkeit;
Ehrr Tod sie thu mir pardonir,
Daß ick sie ahd incommodir.
O! sey sie dock uff mir nit böß,
Daß sie aht kriegk so krobe Stöß.
Par bleu! Wir ahn nit kern kethan,
Wir denck wir treff ehn Dieb da an.
Der Tod denck uff ehn kluge weis
Ick muß in sauer Apffel beis.
Du biß mir wohl die reckt Kesell,
Ick muß mir nur ock was verstell.
Er spreck: Mein liebe Mehster Schmidt,
Ick wehß schon, du kan davor nit,
Dock du soll mir die Lieb erzeigk
Und soll mir laß von Baum absteigk.
Der Schmidt spreck: Ja mit all Plaisir,
Komm nur ehrab von Baum marchir.
Der Tod bemüh sick was er kan,
Allehn es keh ihm kar nit an.
Er muß steß uff der Baume bleib
Szu Schmidt sein lustigk Zeit vertreib,
Er thu den Tod reckt brav vexir,
Er soll dock komm, sie woll marchir.
Dock weil die Tod nit runter kan,
Der Schmidt thu ihm viel Schimff-Wort an.
Er spreck: nu schau du Mensche Fucks,
Kelt ick ahd dir nock mal beluckß.
Du super klugke Weise Nas
Jeßund du Zitter wie ehn Has,
Du kan die kanße Melt bezwingk,
Und kan dock nit von Baum abspringk.
Das schmeck wie bitter Mantel Kern,
Wart Vogkel du solt feiffen lern.
Dem Tod werd reckt viel Angkst und bangk,
Der Schmidt kriegk seine Hopffe Stangk,
Und keb dem Tod viel Nase Stüber
Daß er bekomm das kalte Fieber.
Der Tod thu dem Schmidt offerir.
Wenn er ihn das mal liberir,
Er woll ihm die Parole keb,
Daß er ihn woll laß ewigk leb.
Er woll ihn nit mehr perturbir,
Wenn er ihn das mal laß passir.
Er soll ihm nur ehlff aus die Noth,
Er woll das ahlt als ehrlick Tod.
Der Schmidt er thu das acceptir,
Und thu ihn das mal liberir.
Der Tod mack mit die Schmidt Contract,
Ehrnock er aht sick fort kepackt.
Er aht erbärmlick auskeseh,
Es thu ihm alle Klieder weh.
Er nehm ehn kanß betrübt Abschied
Von seine Feind die fromme Schmidt.
Von seine Hopffen Stangk Tracteur,
Und danck kar schleckt vor all Honneur.
Es lauf der Monsieur Sense Mann
So uhrtigk fort all er nur kan,
Er aht sick kar nit umkeseh,
Biß er komm, da ehn Wind Mühl steh,
Da seß er sick an Wind Mühl Haus,
Und woll da ruh ehn bißel aus.
Wie er nun da so traurigk siß,
Und nock vor Angkstlikeit brav schwiß.
Da komm der Teuffel an marchir,
Daß ihn der Tod kaum observir.
Der Tod wie er den Teufel seh,
Er spreck: Du Bestialité!
Wer Teuf wer aht dir her keschick?
Keh pack dir weck du Kalgken Strick,
Und wenn du nit will retirir,
Ick will dir Teuf kleick masacrir.
Der Teuf spreck: Foudre! mon Cousin,
Was ahstu denn vor kroß chagrin?
Par bleu! was iß dir denn passir?
Ick ahb dir kar nit disgoustir.
Der Tod spreck: (mit betrübt Visage.)
O mir verkeh wohl die Courage.
So lang all eck keweß der Tod,
Ick ahb keahbt nock kehn so Noth.
Kennstu die Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne schwarß und weise Rock?
O der verfluckte Zauber Mann
Der ath mir kroße Tord kethan.

Ick komm und woll ihn caponir,
Er aht mir selbst bald masacrir.
O liebe Ehrr mon Frere Cousin,
Du klaub nit, was das vor Chagrin.
Par bleu! ick ahb mir alterir,
Das ick vor Zorn bald muß crepir.
Der Tod aht Teufel all keklagk,
Wie er vom Schmidt iß word keplagk.
Wie er ath in die Stuhl keseß,
Und wie er uff die Baum keweß.
Der Teufel fangk reckt an ßu lack,
(Wie er vernehm sa schöne Sack)
Er thu sick kraußam viel moquir.
Und spreck ßu Tod: (Ihm ßu touchir)
Je du biß ja die Mensche Freß,
Und biß so tumme Narr keweß.
Du thu ja alles masacrir
Und laß dir von ehn Schmidt vexir.
Je du ehnfältigk Puße weck!
Man soll dir in ehn Esel steck,
Der Tod spreck mit kroß alterir,
Daß dir das Wetter fricassir.
Du Teufel Teuf iß das Raison,
Daß du mir vexir sans Façon?
Ick bin ehn kroß betrübte Mann
Und du thu mir ock Schande an.
Du Nase schwarß ahst kut parlir
Keh nur, und thu du ock probir.
Du Teufel Uhns Fütter Visage,
Keh hin, und probir dein Courage.
Der Teuf spreck: O! die arme Troff
Ick will sie bald kriegk bey die Schoff.
Ick ahb schon mancke Mensch keohl,
Ick kriegk den ock uff mein parol.
Der Teuffel thu mit Tod parir,
Er woll den Schmidt weck transportir.
Der Tod spreck: Ick will uff dir wart,
Biß du komm mit die Ziegen Bart.
Enfin! der Teuf iß fort marchir,
Und iß bei Schmiede arrivir.
Er woll kleick in die Auhß keschwind,
Allehn er kan kehn Lock nit find
Da er sick neihn kan practicir,
Das thu ihm schon viel chagrinir.
Er keh wie Katz um heiße Brei,
Das mack ihn viel Fick Fackerey.
Darum der arme Teuffel Troff,
Er muß fein an die Hauß Thür kloff.
Dock eh die Thür werd auf kethan,
Der Schmidt fragk erst: wer kloff denn an?
Der Teuf antwort: mein liebe Schmidt,
Ick bin Ehrr Teuf ick thu dir bitt,
Keb mir dock ehne Nackt Qvartir,
Ick will dir kar nit molestir.
Der Schmidt spreck: Je du Teufel Teuf,
Ick will dir was uff Puckel feiff.
Der Teuf darf nit in meine Auhß,
Es iß da nicks vor ihn ßu schmauß.
Du kan dir deine Wege scheer,
Und kan keh hin, wo du komm her.
Der Teufel keb reckt kute Wort,
Er spreck: Ick kan nit weiter fort,
Ick ahb mir ehne Behn vertret,
Logir mir nur in dein Secret.
Er denck, bin ick nur ehnmal drein,
Der Schmidt soll balde meine sein.
Der Schmidt merck kar wohl was passir,
Wart Teuf ick will dir schon curir.
Er denck in seine Schmidte Koff,
Ick will dir schon die Fell aus kloff.
Er spreck ßu Teufel Passagir,
Du soll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir die Schmidt ßu Uttjerdock,
Wenn du fahr ein ßu Schlüßel Lock;
Denn weil es iß schon finster Nackt,
Die Auhß Thür werd nit ust kemackt.
Der Teuf thu kerne acceptir,
Wenn er nur kan in Auhß logir.
Er freu sick schon in seine Sinn,
Wie er vom Tod die Wett kewinn.
Allehn der Schmidt er war ßu klugk,
Er merck vom Teuffel sein Betrugk.
Er denck, ick muß dir prevenir,
Daß du mir nit kan attrapir.
Keschwind er nehm sein Kohlen Sack
Und thu ihn vor die Schlüß Lock mack.

Alsdenn er ruff: Nu komm ehr ein,
Uhsch fahr der Teuf ßu Schlüß Lock rein.
Allehn sie fahr in Kohlen Sack,
Da thu die Schmidt die Sack ßu mack.
Die arme Teufel muß nu seh,
Daß man mit sie mack attrapé.
Er fragk, Ehrr Schmidt was soll das sein,
Daß du mir steck in Sack ihnein!
Ick kan in Kohlen Sack nicks seh,
Laß mir dock aus die Sack raus keh.
Der Schmidt spreck: Ey du Teufel Teuf,
Nu du soll tanß, wie ick werd feiff.
Was ahstu Teuf bey mir ßu thu!
Wart, wart, ick will dir trinck ehns ßu,
Denck du denn nit, daß ick wohl merck,
Was du woll mack vor schlimme Werck
Mit mir, ick arme ehrlick Mann.
Allehn du komm kanß unreckt an.
Du Teuf dick soll der Teufel ohl,
Wenn du nit mack reckt Capriol.
Der Teuf er thu sick excusir,
Er schwöhr bey alle Kroß Vezier.
Bey alle alte Jungkfer Schuh
Er ahb ihm woll kehn Leid anthu.
Der Schmidt er spreck: Es iß schon reckt,
Ick kenn dir schon du kute Kneckt.
Wer trau dir und dein Vetter Tod,
Er komm kewiß in kroße Noth.
Du thu die kanße Welt belügck,
Und ahst dir jeßund selbst betrügk.
Der Schmidt ruff seine Schmiede Kneckt,
Allo ihr Pursch nu arbeit reckt.
Schmeist Sack mit Teuffel uff Amboß,
Und schlagkt nur wacker uff ihn loß.
Die Schmiede Kneckt ahn kleick kethan,
Sie pack ihn wie die Häscher an.
So bald sie uff die Amboß liegk,
Da thu sie die Schmid Hammer kriegk.
Poß tauß! wie schmeiß die Schmidte druff
Das keh die Piff, die Paff, die Puff.
Die Schmiede Kneckt sie bild sick ein,
Der Teufel werd ehn Stock Fisch seyn.
Ey, ey, wie thu die Teuffel schrei,
Ihr Schelm ihr schlagk mir all entßwey.
Er thu wie ehne Löwe brüll,
Allehn sie ahlt drum dock nit still.
Biß endlick, daß sie werde müd,
Da singk der Teuf ehn Sterbe Lied.
Und bitt man soll ihm pardonir,
Er woll kehn mal mehr retournir.
Nu endlick laß die Schmidt kescheh,
Und spreck die Kneckt soll ihn laß keh.
Jedock der Teuf muß promittir
Er woll sick wieder retirir,
Wo er ßuvor war rein kekrock,
Als nehmlick durck die Schlüssel Lock,
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüssel Lock,
Ey, ey, wie war der Teuf keschwind,
Er retirir sick wie der Wind,
Allehn er kriegk nock uff die Wegk
Ehn ahlbe uhndert kute Schlägk.
O wie marchir der Teuffel fort,
Und er verfluck die schlimme Ort.
Wo ihm iß so malheur passir.
Vor Angkst er thu nit observir,
Daß ihm die Hüfft entßwey keschmiß,
Und ehne lahme Teuffel iß.
Biß bey die Tod er arrivir,
Die thu ihn schön beneventir.
Sie spreck: Du komm kanß malheureux,
Willkomm Diable Boiteux,
Du ahst wohl brav bekomm ßu trinck,
Daß du so kraußam viel muß hinck.
Vielleickt du ahst ehn Uhner Augk,
Laß dir die Schmidt was keb ßu brauck.
So kehts, die Teuffel knappe Schu
Die rickt ehn so die Füße ßu.
Du ahst ock wohl das Podagra,
Singk nur Rundadinellula.
Wie iß? Du kan kehn Wort-parlir,
Du seyn ja reckt viel Consternir.
Der Teuf er seh so morbleu aus
Wie ehn bancrotte Tauben Auhß,
Vor Zorn er kan nit repondir,
Weil er sick nit kan revangir.
Par bleu! Er mack so viel Gramace,
Als wie uff Jagd die wilde Kaß.
Und wie er sick recolligir.
Er fangk an sehr ßu fulminir.
Er spreck: Mein kute Vetter Tod,
Du ahst keahbt kehn solcke Noth.
Als wie ick in die Kohlen Sack,
Ick wehß nit wer den ath kemack.
Kehn Fluck man kan nock mehr erdenck,
Die er nit in die Kohl Sack schenk;
Er thu den Tod all rapportir,
Was ihm iß bey die Schmidt passir.
Der Tod er lack ihn redlick aus,
Ahb ick dir nit kesagk voraus.
Du seyn ja ehn Politicus,
Und mack dir selbst so kroß Verdruß.
Eh bien es iß dir reckt kescheh,
Ick woll daß dir nock schlimmer keh.
Ehn andermal bleib aus die Auhß,
So dörf du kehn Schmithammer schmauß,
Und thu dir nit mehr so moqnir,
Wann andern ehn Malheur passir.
Allehn! was iß nunmehr ßu thu?
Das best iß, wir keb uns ßu Ruh,
Wir könn das dock nit anders mack,
Wir muß nur mit Kedult ertragk.
Vielleickt die Zeit werd permittir,
Daß wir uns könn nock revangir
Komm wir woll keh in schwarze Bär,
Und woll ehn Kläßel Wein verßehr.
Wer wehß wen wir da rencontrir,
Der Deutsch Francos soll uns tractir.
So consolir in ihre Noth
Die 2 ßusammen der Teuf und Tod.
Das war die Histoire von Schmidt ßu Uttjerbock,
Von Teufel und von Tod, wie die seyn word betrock.

---

## von Tromlitz, s. von Witzleben.

---

## David Trommer,

um das Jahr 1663 zu Plauen geboren, lebte als Magister der Philosophie, gekrönter Dichter und Pfarrer zu Baiern, nachdem er zu Zülsdorf und Buckau in Kursachsen gestanden hatte. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Geistliches Singespiel von der Verehelichung Isaaks und der Rebekka. Leipzig, 1691.

Eine schwulstige Arbeit, im Lohensteinischen Geschmack.

---

## Ignaz Paul Vital Troxler

ward am 17. August 1780 zu Bero-Münster im Canton Luzern geboren, und wurde zu Solothurn und Luzern auf Jesuitercollegien gut unterrichtet. Kurze Zeit darauf diente er bei dem Ausbruch der französischen Revolution als Secretär des Regierungsstatthalters: der Drang nach Wissenschaft trieb ihn jedoch auf deutsche Universi-

räten zum Studium der Medicin und Philosophie. In Jena ward er, 1800, von Schelling fortgerissen; dann studirte er zu Göttingen und Wien. Er bereiste 1806 Italien und ließ sich nach seiner Rückkehr in Luzern als praktischer Arzt nieder. Doch ein wahres freies Wort, das er während einer Epidemie gegen den dasigen Sanitätsrath schrieb, vertrieb ihn. Nun ging er nach Wien, bereiste dann Holland, Frankreich, Italien und kehrte 1806 nach Münster zurück. 1814 ward er politisch verdächtig und nur durch hohe Verwendungen gerettet. Nach einer diplomatischen Mission nach Wien und Berlin wohnte er 1816 in Aarau und nahm 1820 — nachdem er mehrere ausländische Berufungen mit unerschütterlichem Patriotismus ausgeschlagen hatte — den philosophischen Lehrstuhl zu Luzern an. Von hier vertrieben ihn die Jesuiten, die alle seine trefflichen pädagogischen Unternehmungen zu Schanden machten. Er ging nach Aarau, wo er als Lehrer, Arzt und Vorsteher einer polytechnischen Schule wirkte. 1830 wurde er als Professor der Philosophie nach Basel berufen, aber auf den Verdacht der Theilnahme am Aufstand der Basler Landschaft schon im folgenden Jahre abgesetzt. Später lebte er in Aarau, wurde 1832 Mitglied des großen Raths des Cantons Aarau, zugleich Ehrenbürger von Bern und Professor an der dortigen Universität, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Er veröffentlichte:

Ueber das Leben und sein Problem. Göttingen, 1807.
Elemente der Biosophie. Leipzig, 1808.
Blicke in das Wesen der Menschen. Aarau, 1812.
Ueber die Schweiz. Aarau, 1815.
Schweizerisches Museum. Aarau, 1816.
Philosophische Rechtslehre. Zürich, 1820.
Fürst und Volk. Aarau, 1821.
Was verloren ist, und wie zu gewinnen? Glarus, 1822.
Luzern's Gymnasium und Lyceum. Glarus, 1823.
Ueber die römische Kirche, ihre Gebrechen und Verbesserung. Aarau, 1829.
Metaphysik. Aarau, 1828.
Logik. Stuttgart, 1829.
Vorlesungen über Philosophie. Bern, 1835.

Tr. wird mit folgenden Worten sehr treffend von Menzel in dessen deutscher Literatur Band I. Seite 309 characterisirt: „Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegensatz der zwei Principe. Er ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und drückt selbst einen großen real-idealen, praktisch-speculativen Gegensatz aus. In der politischen Umwälzung der Schweiz äußerst thätig, predigte er dort die Demokratie noch in der Demokratie und würde sie in der dritten Potenz predigen, wenn er sie in der zweiten durchgesetzt hätte. Seine philosophische Lehre aber schwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Aargauer Revolutionen, und scheint nicht das Mindeste mit demselben gemein zu haben. Doch hat sich Troxler zu einer Modification seiner frühern Ansicht bekannt und in gewisser Beziehung dem freiheitsstolzen Fichtianismus genähert, ohne deshalb die Lehre Schelling's vom Gegensatze aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegensätze wieder rückwärts in das Fichte'sche Ich. Er nimmt eine innerste lebendige Einheit an, gleichsam im Weltsamenkorn, das Alles in sich enthalte und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, so sei auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskorn hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und geben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele, in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs bloß auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beiden, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende. Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beiden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andere von der Sinnlichkeit aufsteigende, untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge."

## Friedrich Carl Adolf von Trützschler

ward am 3. Juni 1751 zu Kulmitsch bei Weida im Voigtlande geboren, studirte seit seinem 15. Jahre in Jena die Rechte und wurde 1771 als Assessor bei der Landesregierung zu Altenburg angestellt. 1774 wurde er Hof- und Consistorialrath, 1783 Consistorialpräsident und geheimer Regierungsrath, 1780 Vicekanzler, 1794 Geheimrath und wirklicher Kanzler, 1804 wirklicher Geheimrath und 1820 Präsident des geheimen Rathscollegiums zu Gotha: doch behielt er seinen Wohnort immer in Altenburg. Erst 1830 nahm er, nachdem er schon vor neun Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, seinen Abschied. Er starb am 31. Juli 1831 zu Falkenstein im sächsischen Voigtlande. Er war Großkreuz des königlich sächsischen Civilverdienst- und des weimarischen Falkenordens.

Außer mehreren juristischen Schriften veröffentlichte er:

Elise, Schauspiel. Altenburg, 1777.
Liebe und Tod. Altenburg, 1778.
Lydio. Leipzig, 1779.
Karl von Helberg. Altenburg, 1781.
Geschichte der Emilie Goldbach. Altenburg, 1782.

Gute Charakterzeichnung und das Talent, die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschauers bis zum Schlusse zu spannen, erwarben seinen belletristischen Schriften zu ihrer Zeit ein geneigtes Publikum.

## von Trymberg, s. Minnesinger.

## Adolph Ritter von Tschabuschnigg

ward am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt geboren und stammt aus einer reichsritterlichen Familie des Herzogthums Kärnthen. Er studirte auf dem dortigen Gymnasium und Lyceum und dann auf der Universität die Rechte und trat 1832 als Rathauskultant in den Staatsdienst. Von hier wurde er als Justizbeamter nach Triest versetzt, wo er gegenwärtig noch verweilt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Leipzig und Dresden, 1833.
Novellen. Wien, 1835. 2 Bde.
Immergrün. Wien, 1837.
Ironie des Lebens, Roman. Wien, 1840. 2 Bde.
Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Journalen und Almanachen.

Innigkeit, reiche Phantasie, tiefes Gefühl und eine freie Lebensanschauung, verbunden mit einem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung, haben ihm einen sehr geachteten Rang unter den Dichtern seines Vaterlandes erworben.

## Tschachtlom, s. Meistersänger.

## Andreas Tscherning

ward am 18. October 1611 zu Bunzlau in Schlesien geboren, und mußte schon im 19. Jahre als Protestant vor den Gefahren des 30jährigen Krieges flüchten; 1630 begann er in Görlitz durch Unterricht sein Leben zu fristen. In ruhigeren Tagen ging er auf die Schule zu Breslau, 1635 auf die Rostocker Universität, mit Empfehlungen von Opitz an Peter Laurenberg, der sich seiner sehr annahm, versehen. 1637 mußte er nach Bunzlau heimkehren, wurde aber durch die religiösen Unterdrückungen bald aufs Neue vertrieben. Er wandte sich zum zweiten Male nach Breslau, das von Neuem ihm eine Vaterstadt, ja die Quelle und Ursache seines Lebensglückes wurde. Seine Gönner daselbst machten ihm möglich, einen längst gehegten Wunsch, die unterbrochenen Studien in Rostock zu vollenden, zu Stande zu bringen. Er ward Docent und als 1644 Laurenberg starb, dessen Nachfolger als Lehrer der Dichtkunst. Sein Glück war nun entschieden, aber leider von kurzer Dauer, da ihn der Tod schon am 27. September 1659 ereilte.

Seine Schriften sind:

Deutscher Gedichte Frühling. Breslau, 1642.
Vortrab des Sommers deutscher Gedichte. Rostock, 1655.
Poetische Schatzkammer. Lübeck, 1659; in 12.
Uebersetzung von Ali's arabischen Sprichwörtern. Rostock, 1642.

Tsch. gehört zu den talentvollsten Nachahmern seines Vorbildes Opitz, namentlich zeichnen sich seine lyrischen Gedichte durch Anmuth, Kraft und gute Behandlung der Sprache aus, nur entlehnte er zu viel von seinem Meister und bewegte sich daher nicht mit Freiheit und Selbstständigkeit, mit denen er ungleich mehr hätte leisten können.

### Andenken an Gott.

Denk an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege seine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die schon währt von Ewigkeit.
Er ist unser Fels in Noth;
Denk an Gott!

Hast du guten Stand und Ruh',
Geht dir alles nach Behagen:
Schreib es ihm mit Danke zu.
Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen aus dir Spott:
Denk an Gott!

Fallen Krieg und Seuchen ein:
Wer an seinen Gott gedenket,
Kann im Glauben sicher sein.
Wird der Brodtkorb hoch gehenket:
Regnet doch der Himmel Brodt.
Denk an Gott!

Jüngling, weil dir deine Kniee
Noch bei grünen Kräften blühen:
Sei nicht stolz, gebrauche sie,
Schone dich nicht zu bemühen;
Aber halt' auch dieß Gebot:
Denk an Gott!

Weil du schwach wirst, alter Greis,
Weil dein kaltes Haupt beschneiet,
Weil der matten Glieder Eis
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägst das letzte Loth:
Denk an Gott!

### Lob des Gesanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künstler singen
Und Saiten klingen,
Ist taub an Ohren
Und krank geboren:
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man soll ihn oben
Auch also loben:
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier sich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

## Aegidius Tschudi,

aus altem Patrizierstamm 1505 zu Glarus geboren, studirte in Basel und Paris. 1528 sandte ihn Glarus im Reformationsgeschäft nach Einsiedeln zur Tagsatzung; 1529 wurde er zum Landvogt in Sargans; 1533 zum Landvogt in Baden und 1549 zu demselben Amte von Neuem gewählt, nachdem er inzwischen acht Jahre in französischen Diensten gestanden hatte. 1556 wurde er Statthalter, 1558 Landammann zu Glarus. In dieser Würde starb er 1572 am 28. Februar.

Von ihm erschien im Drucke:

Schweizerhistorie, von 1000—1470.
Leben und Schriften, von J. Fuchs. St. Gallen, 1805.

Tschudi's Werk ist eine wichtige Quelle für die Schweizer Geschichte und um so verdienstlicher, als es, sich vor ähnlichen Arbeiten jener Zeit höchst vortheilhaft auszeichnend, auch wegen seiner Sprache und Darstellung, die sich bedeutend über das Gewöhnliche erheben, wahre Anerkennung verdient.

## von Türlin, s. Minnesinger.

## Tüsch, s. Meistersänger.

## August Detlev Christian Twesten

ward am 11. April 1789 zu Glückstadt geboren, studirte Philologie und Theologie in Kiel, wurde Doctor der Philosophie und dann als Lehrer und Inspector an zwei Gymnasien in Berlin angestellt. Im Jahre 1814 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kiel und zeichnete sich hier durch zwanzigjährige bedeutende Wirksamkeit rühmlichst aus. Nach Schleiermachers Tode rief man ihn von Neuem auf das Ehrenvollste nach Berlin zurück, wo er gegenwärtig als ordentlicher Professor und Doctor der Theologie und Ritter des Danebrog, noch in regster Thätigkeit lebt.

Er gab in deutscher Sprache heraus:

Logik und Analytik. Schleswig, 1825.
Grundriß der analytischen Logik. Kiel, 1834.
Die ungeänderte augsburgische Confession (mit Harms). Kiel, 1819.
Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Hamburg, 1826. 1. Bd. 1838. 4. Aufl. 1837. 2. Bd.
Nachricht von dem zu Gettysburg in Pensylvanien zu errichtenden theologischen Seminare u. s. w. Hamburg, 1826.
Recensionen u. s. w. in Zeitschriften.

Ueber Tw's Dogmatik als dessen Hauptwerk, urtheilt der Verfasser des denselben betreffenden Artikels im Conversationslexikon der Gegenwart Bd. V. Abth. 2. S. 138 folgendermaßen, indem er die von diesem bedeutenden Theologen eingeschlagene Richtung treffend charakterisirt: Tw. sucht hier nach Schleiermachers Vorgange die Gebiete der Philosophie und der Dogmatik zum Vortheil für beide völlig zu scheiden. Als die eigentliche Aufgabe der Dogmatik betrachtet er die wissenschaftliche Darstellung des unmittelbaren religiösen Bewußtseins, und näher des gemeinsamen Glaubens der christlichen, der evangelischen, und weiter etwa der protestantischen Kirche, wie derselbe unmittelbar und unabhängig von philosophischer Demonstration im Gefühl ihrer Mitglieder lebendig ist. Er „muthet dem Philosophen auf keine Weise zu, sich der Dogmatik unterzuordnen, sondern nur, wie diese, seine Grenze anzuerkennen, d. h. so wenig absprechen zu wollen über Das, was Sache des religiösen Gefühls, als diese über Das, was Sache der Erkenntniß sei." Die Dogmatik aber soll sich gründen auf die Voraussetzung, daß „das Gefühl, als unmittelbares Bewußtsein Dessen, was ist, nicht trügen könne," wie z. B. wer die Wiedergeburt und ihre Wirkungen in sich erfahren habe, sich durch keine philosophische Auseinandersetzung bestimmen lassen werde, zu glauben, daß die Wiedergeburt nichts sei. Sie hat nach Tw. nur die Aufgabe, für den Inhalt dieses religiösen, christlichen, evangelischen, protestantischen Gefühls einen wissenschaftlichen Ausdruck zu finden, wobei sie zur Reflexion über das Gefühl genöthigt, und, während sie das Gefühl und den Glauben als ein factisch Gegebenes annehmen und unangetastet lassen muß, doch selbst Irrthümern ausgesetzt ist, welche gleichsam Uebersetzungsfehler sind, da sie nur entstehen, so oft ihr diese Uebertragung des Gefühls in die Sprache der Wissenschaft nicht gelingt. Tw. hält es wohl auch „für das höchste Ziel des Theologen, Das, was sich wissen läßt, auch wirklich zu wissen," aber er „kann und will sich doch über den Erfolg keine Illusionen machen, kann nicht den Willen für die That, nicht das Versprechen für die Erfüllung nehmen," und kann sich nicht verhehlen, „daß es wichtige Dogmen gibt, die ihm bei allen vielgerühmten Beweisen dafür durchaus problematisch bleiben würden, wenn er das Wort der Schrift nicht als entscheidend wollte gelten lassen." So ist Tw's „Dogmatik" eine der bedeutendsten Vertretungen der Richtung, durch welche, indem sie die Sache des Christenthums zu einer Sache der Erfahrung und des Lebens macht und sie dadurch vom Streit der Philosophenschulen emancipirt, allein eine befriedigende Vermittelung der Hauptdifferenzen vorbereitet werden kann."

## Twinger, s. Meistersänger.

## Gabriel Tzschimmer

lebte zwischen 1659 und 1681 zu Dresden und schrieb:

Durchlauchtigste Zusammenkunft, oder: Erzählung, was H. Johann Georg der Zweite in Dresden im Februario des Jahres 1678 an allerhand Aufzügen, Schauspielen, Opern u. s. w. Denkwürdiges aufführen und vorstellen lassen. Nürnberg, 1680. 2 Bde. fol.

ein für die Geschichte der deutschen Bühne sehr wichtiges und interessantes Werk.

## Heinrich Gottlieb Tzschirner

wurde am 14. November 1778 zu Mitweida in Sachsen geboren. Mit Pölitz besuchte er die Schule zu Chemnitz; zu Leipzig, wo er seit 1796 studirte, war der bekannte Theolog Winter sein Stubengenoß. Reinhard gab ihm, den er im Examen kennen gelernt hatte, Gelegenheit, 1800 in Wittenberg als Docent aufzutreten. 1801 zog er nach seinen Geburtsort, um seinen alten Vater zu unterstützen, dessen Diakonat auf ihn überging. In demselben Jahre ward er als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg gerufen, 1809 in derselben Eigenschaft nach Leipzig. 1814 ging er als Feldprobst mit den Truppen, die Karl August von Weimar führte, nach Frankreich, während Winter, von Wittenberg flüchtig, sein Katheder in Leipzig inzwischen besorgte. Noch in demselben Sommer kehrte er von Paris zurück: im Frühjahr 1815 sollte er Rosenmüller's Beistand als Archidiaconus an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und wurde, als jener plötzlich starb, zugleich sein Nachfolger im Ephorat. Allein schon seit 1823 hatte er mit Brustleiden zu kämpfen, die ihn oft Monate lang Kanzel und Katheder zu meiden zwangen und denen er endlich am 17. Februar 1826 unterlag. Er war Doctor der Philosophie und Theologie, Domherr von Meißen, Ritter des sächsischen Civilverdienstordens und des dänischen Danebrog. —

Seine Werke sind:

Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. Leipzig, 1812—1816.
Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von 1817—1818. Leipzig, 1828.
Geschichte der Apologetik. Leipzig, 1806.
Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder. Leipzig, 1805.
Neunter und Zehnter Theil zu Schröckh's Kirchengeschichte. Leipzig, 1812.
Briefe durch Reinhard's Geständnisse veranlaßt. Leipzig, 1811.
Ueber den Krieg. Leipzig, 1815.
Die Sache der Griechen, die Sache Europa's. Leipzig, 1821.
Der Uebertritt des Herrn von Haller. Leipzig, 1821.
Protestantismus und Katholicismus. Leipzig, 1822.
Die Gefahr einer deutschen Revolution. Leipzig, 1823.
Die Rückkehr katholischer Christen in Baden zum evangelischen Christenthum. Leipzig, 1823.
Das Reactionssystem. Leipzig, 1823.
Briefe über Religion und Politik. Leipzig, 1828.
Der Fall des Heidenthums, herausgegeben von Niedner. Leipzig, 1829.
Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre, herausgegeben von K. Hase. Leipzig, 1829.
Viele einzelne Predigten u. s. w.
Vergl. Tzschirners Denkmal von W. T. Krug. Leipzig, 1828.

Einer der eifrigsten und redlichsten Kämpfer für Licht und Glaubensfreiheit zeichnete sich T. auf dem Gebiete der Theologie durch reiche und gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Freimüthigkeit, Selbstständigkeit und Originalität eben so rühmlich aus, wie er als Kanzelredner durch seine vortrefflichen Predigten voll Klarheit, Begeisterung, Liebe und feiner psychologischer Entwickelung höchst segensreich wirkte.

# U.

## Friedrich von Uechtritz,

im Jahre 1800 am 12. September zu Görlitz in der Lausitz geboren, studirte zu Leipzig die Rechte und trat schon damals als Dichter und Novellist auf, ohne jedoch großes Aufsehen zu erregen. Erst Tieck's Theilnahme an seinen Leistungen, welche derselbe durch eine Vorrede zu U's Alexander und Darius beurkundete, verschaffte ihm 1827 zu Berlin Anerkennung, besonders bei den Anhängern des Dichters, erregte aber freilich zugleich gegen U. eine heftige Polemik und überspannte Hoffnungen auf sein Talent. 1828 wurde er als Landesgerichtsassessor nach Trier, 1829 nach Düsseldorf versetzt, wo er vereint mit Immermann Kunstsinn zu erregen strebte und auch nach dem Tode des Letzteren dem Theater und der Akademie seine Theilnahme erhalten hat.

Seine Schriften sind:

Chrysostomus, Drama. Brandenburg, 1822.
Trauerspiele. Berlin, 1823. (Rom und Spartacus, Rom und Otto der Dritte.)
Alexander und Darius, mit einer Vorrede von Tieck. Berlin, 1827.
Das Ehrenschwert, Trauerspiel. 1828.
Rosamunde, Trauerspiel. Düsseldorf, 1833.
Die Babylonier in Jerusalem. Düsseldorf, 1836.
Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Düsseldorf, 1839—1841.

Adel der Gesinnung, reiche Phantasie, gute Erfindung und Anordnung und eine glänzende und würdige Behandlung der Sprache und Form, weisen U's dramatischen Leistungen einen sehr ehrenwerthen Rang an. Wenn er sich mehr zu commentiren wüßte und das lyrische Element nicht zu häufig bei ihm in der Tragödie das vorwaltende wäre, so würde der Eindruck seiner Werke auf der Bühne auch bleibender und nachhaltiger sein. Als seine ausgezeichnetste Arbeit betrachtet man

mit Recht: Die Babylonier in Jerusalem. Hier tritt dem Leser bei großen Gaben überall dichterische Reife und besonnene Klarheit entgegen. Für einen Auszug schien uns jedoch nur folgende treffliche Scene aus U's erstem Werke passend.

---

## Chrysostomus.

---

### Vierter Aufzug.

#### Vierte Scene.

(Bischöflicher Pallast.)

Cyprianus sitzt und schreibt. Chrysostomus tritt herein.

Chrysostomus.

Und sind die Briefe fertig?

Cyprianus.

Ja, Hochwürd'ger.
An jeden Bischof, den Ihr mir als Euern
Freund nanntet —

Chrysostomus.

Nicht als meinen Freund,
Als einen frommen Knecht des Herren. — Weiter!

Cyprianus.

An jeden dieser frommen Männer hab' ich,
Wie Ihr befohlen, einen Brief gesandt,
Worin ich ihn geladen zum Concilium,
Das Ihr zu halten denkt.

Chrysostomus.

Wohl, Cyprianus.

(Pause.)

Die Zeit wird bald nun kommen, wo die Menschen,
Die blöden Menschen, es erkennen werden,
Daß er mich zum Gesandten hat erkoren,
Der seine weitverirrten Kinder soll
Zurück zur Unschuld, Gottergebenheit
Der ersten Christen führen, wie sie sich
Vereinigt unter Leitung der Apostel; —
Und daß, wie es die Kirche damals war, —
Die Kirche, die der Herr als Mensch gestiftet
Und den Aposteln sterbend dann vertraute, —
Wie sie es da in den Aposteln war,
Die selber in der Heiden nächt'ge Herzen
Den Himmel blicken ließ, daß sie entsündigt
Durch seinen bittern Tod, den Herrn erkannten,
So die Ecclesia wiederum es sein soll,
Wodurch — wie vormals die Apostel — ich
Solch keusches, gottergebnes Dasein werde
Heimführen in die Wohnungen der Menschen.

(Pause.)

Vereitelt hat er meiner Gegner sünd'gen
Verruchten Angriff durch die Sünde selber,
Die so sich selber hat gelähmt. Gelähmt ist
Durch des Vigilius Eitelkeit und Selbstsucht
Die Bosheit meiner Feinde, — der Augusta.
Erheben will ich mich mit Macht, — die Diener
Und Kinder Gottes um mich her versammeln,
Der ich berufen ward, sie zu berufen,
Und im Concilium, das sich so wird bilden,
All jene Bischöfe, die der Augusta
Gottlosen Wünschen frech sich zugesellt,
Und jetzt gehofft auf des Arcadius Beitritt,
Um mich zum zweitenmale zu bekämpfen,
Mich und den Himmel, — aus der Kirche stoßen,
Zur Hölle stoßen, wie Sanct Michael.

Cyprianus.

Vergebt mir, wenn ich wag', Euch eine Bitte
In Demuth vorzulegen. Eure Feinde
Sind wohl zurückgeschlagen, nicht bezwungen;
Wär es darum nicht wohlgethan, Hochwürd'ger,
Wenn Ihr, gleich ihnen, ehe das Concilium
Sich feierlich um Euern Stuhl versammelt,
Um die Bestät'gung des Arcadius bätet.

Chrysostomus.

Nein, Cyprianus.

Cyprianus.

Dann vergebt!

Chrysostomus.

Ich bin
Nicht willens, aus kleinmüth'ger Furcht und Sorge
Mein großes Ziel mir selber zu vernichten.
Ich will die Menschen, die in Sündenschlamm
Versunknen Menschen durch die Kirche rein'gen,
Ich will die Kirche reinigen vor Allem
Zum lautern, wenn auch irdischen Gefäß,
Worin die Himmelsfluth geboten werde,
In der die sünd'gen Menschen sollen baden,
Um sich vom Schlamm der Sünden zu entladen.
Wie könnt' ich aber jemals das vollenden,
Wenn über dies Gefäß in seinem Umfang
Nicht ich, nicht der Allmächtige durch mich,
Nein des Arcadius Wort zu richten hätte.

Cyprianus.

Es wär nur sichrer, wenn Ihr nach und nach —

Chrysostomus.

Um eine Stunde meines Ziels Erreichung
Verzögern, wär' schon frevelnde Verzagtheit.

Was ist Arcadius, die Verfassung und
Regierung dieses Lands, als das Gewand,
Das irdische, vergängliche, worin
Der Griechen Volk sich fröstelnd eingehüllt,
Und dessen Schnitt und Form nach dem Bedürfniß
Der Schwäche dieses Volkes sich gerichtet?
Denn so veränderlich und so vergänglich
Sind diese Formen, wie die Menschen selber.

Arcadius und sein Hof und der Beamten
Zahlloses Heer ist nur ein abgenutztes
Und unbehülfliches Gewand der Zeit.
Und dieser eitle Herrscher über die
Vergänglichkeit — er sollte richten können
Ueber das Einz'ge, was auf Erden dauert,
Ueber die Kirche, die der Herr gestiftet,
Daß sie, ein lautres wenn auch irdisches
Gefäß, die Heiligung den Menschen biete?

Und wenn nun dies Gefäß vom gift'gen Odem
Der kühn nach Herrschaft ringenden Verderbniß
Selbst angehaucht ward, daß sein Glanz verblindet
Und Dunst die lichte Fluth darin bedeckt;
Wenn dann der Himmel einen Mann berufen
Durch wunderbares Traumgesicht, und ihn
Mit starkem Arm zum Hüter des Gefäßes,
Daß er es rein'ge von dem gift'gen Nebel,
Bestellt hat, darf der Gottgekräftigte
Die Sünd' erst um Erlaubniß fragen, wenn er
Die Sünde will bekämpfen, soll er selber
Die Herrschaft der Vergänglichkeit, die schon
Zur Sünde wird, wenn sie das Ew'ge will
Beherrschen, anerkennen und sich binden
An die Gesetze, welche sie geschaffen
Und die mit ihr vergehen werden, — die
Mit des Arcadius Reich vergehen werden?

Cyprianus (bescheiden).

Allein Arcadius und die vor ihm
Auf seinem Thron gesessen, sind sie nicht
Die Quelle, draus die äußre Macht geflossen,
Die Euerm hohen Stuhl verbunden ist?
Und doch gedenkt Ihr, diese äußre Macht
Von ihnen unabhängig hinzustellen?

Chrysostomus.

Was sollt' ichs leugnen? Dahin geht mein Streben —
Und wohlberechtigt tret' ich in die Schranken.

Denn, Sohn, wenn du von meinen Rechten sprichst,
Und dann an jene alten Pergamente
Gedenkst, worin sie aufgezeichnet stehn,
Wie sie von Menschen mir verstattet worden,
So irrst du, Lieber.
Meine höchsten Rechte
Sind nicht entflossen so getrübter Quelle,
Nicht Menschengunst — die Gnade Gottes hat mich
Zum großen Werk der Heiligung gerüstet.
Drum frag' ich nicht vermoderte Papiere,
Um zu erfahren, was ich darf und nicht darf, —

Mein Innres frag' ich — und den Willen Gottes,
Der sich darinnen offenbart.

Cyprianus.

Ihr seid
Zu groß für diese Erde, hoher Herr,
Und doch befürcht' ich, daß Ihr nicht den Kerker
In den dies arme Leben ist verschlossen,
Zum freien Spielraum Eures reinen Willens
Ausdehnen werdet. Ach, der ew'ge Gott
Hat ja auch diesen Kerker angeordnet.

Chrysostomus.

Ja wie er auch die Hölle hat geordnet —
Für die Verdammten. — Aber wenn ein Sel'ger
Herniedersteigt in jene Nachtgefilde,
Was kann die Macht der Hölle gegen ihn?

Cyprianus.

O nichts vermag sie, denn der sel'ge Geist
Hat keinen Theil an ihr, doch Ihr, Hochwürd'ger,
Ihr seid ein Mensch, Ihr lebt im Erdenkleide,
Ihr seid den ird'schen Schmerzen unterworfen.
Drum fürcht' ich, diese Erde wird sich rächen
An Eurem ird'schen Theil, der ihr gehört,
Für die Verschmähung Eures stolzen Geistes.

Chrysostomus.

Sie mags versuchen und sie hats versucht
Und Gott hat mich geschützt. Preis dem Allmächt'gen!

(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der Bruder Alarichs mit seiner Braut.

Chrysostomus.

Sie sind willkommen!

(Diener ab.)

Chrysostomus (zu Cyprianus).

Alles ist beschlossen,
Die Briefe sind geschrieben. — Jetzt zur Ruhe,
Jetzt laß uns froh sein mit den Fröhlichen,
Mit deiner Schwester, ihrem Treugeliebten!

(Ataulf und Anna kommen.)

Anna.

Hier bring' ich Euch den guten Ataulf, Herr.
Ihr wünschtet ihn zu sehn, mit ihm zu sprechen.

Chrysostomus (lächelnd).

Ei freilich wünscht' ich das. Seid mir willkommen!

Anna.

Es führt uns gar besondrer Anlaß heut
Zu Euch, der bald recht schlimmes End' genommen.
Doch Gott hat uns beschützt, wie seine Kinder,
Und eben, weil der liebe Gott so gar
Auffallend hier im Spiele, kommen wir
Zu Euch.

Chrysostomus.

Erklärt Euch!

Ataulf (vortretend).

So erfahrt denn, Herr,
Daß die Augusta mich verlocken wollen
Zur schlimmsten Sünde — (nun ists kein Verrath,
Wenn ich auch Alles, Alles Euch entdecke.
Sie selber hat durch ihre Mordversuche
Jedwedes Pflichtband zwischen uns zerrissen.) —
Zur schlimmsten Sünde wollte sie mich locken. —
Denkt, an der Anna sollt' ich untreu werden!
Und weils nicht möglich war, so wollte sie
Mich erst erstechen lassen durch den Comes —
Nun das war Tändelei und nicht zu fürchten,
Ich stach den Comes nieder, — ging nach Hause.

Chrysostomus.

O die Entsetzliche!

Ataulf.

Was hat sie nicht
In jener bösen Stunde mir verheißen!
Ich glaube gar auch des Areadius Thron!

Chrysostomus.

Und sie — in voller Jugendkraft und Schönheit
Prangt sie auf diesem Thron, den sie geschändet!
O unerforschlich, Herr, sind deine Wege.
Sie ist der Sünde Haupt — dies Haupt herab,
Und unabwendbar wär' der Sieg des Lichts.
So lang sie noch vom höchsten Thron hernieder,
Auf dem die eitle Sünde je gesessen,
Die wollusttrüben Blicke darf versenden
Und die Verlockung paaren mit der Macht,
So lang ist es noch Nacht, und ich muß wirken.

Ataulf.

Ihr fürchtet Euch vor der Augusta, Herr?
Mit der ists wohl vorbei, denn seit sie mich
In ihre Schlingen nicht verlocken können,
Ist sie gar bleich geworden, wie zum Tode,
Und heute, wie sie uns das Gift geboten —

Chrysostomus.

Das Gift!

Anna.

Deswegen kamen wir, Hochwürd'ger.

Ataulf.

Ja, wie sie uns das Gift geboten und
Wirs nicht getrunken, wofür Gott zu danken,
Da ist sie ganz und gar verrückt geworden.

Chrysostomus.

Verrückt!

Ataulf.

Ja, ganz wahnsinnig. Gott hat sie
Gestraft.

Chrysostomus.

So wär' der Sünde Haupt gefallen.
Laß dich umarmen, junger Freund! — du bist
Ein Engel Gottes, den er mir zum Beistand
Zusendet mit dem Flammenschwert der Tugend. —
Dank dem Allmächt'gen! — Bleibe bei mir, Ataulf,
Denn der Erwählten sind so wenig, Sohn,
In dieser traur'gen Zeit, daß sie in festes
Und inn'ges Bündniß sich verschlingen müssen.

Ataulf.

Doch rechnet Ihr auch mich zu den Erwählten?

Chrysostomus.

Ich nenne jeden so, der dieser Erde
Verlockungen im Herrn besteht, den Willen
Des Ew'gen thut, den er den Menschen allen
Oder auch ihm allein nur offenbart hat.

Ataulf.

Nun, wenn Ihr die zu den Erwählten rechnet,
Die, so wie ich, in solcher Lage handeln,
Dann sagt nur nicht, daß ihrer wenig wären.
Viel Tausend meines Volks — so helf mir Gott!
Sie hätten sich weit tücht'ger noch betragen.
Wir sind ein wildes, doch ein muth'ges Volk —
Wer etwas Muth hat, kann nicht anders thun,
Muß solchen wind'gen Comes niederstechen.

Chrysostomus.

Die Reinheit ist ja mit der Kraft verbündet, —
Das deutete der heldenmüth'ge Jüngling,
Den ich im Traum gesehn. — Ein großes Volk
Voll Kraft und reiner Tugend! — o mein Traum!

Ataulf.

Ihr scheint die Griechen, Bischof, nur zu kennen.
Wir sind in Vielem gegen sie, wie Kinder,
Allein auch darin, daß in uns das Leben
Noch nah der Quell' und darum reiner fließt.

Chrysostomus (für sich hin).

„Ein neues Leben, eine schönre Zeit,"
Sprach der Apostel, „wird der Erd' entblühen." —
Und diese schönre Zeit herbeizuführen,
Dazu ward ich berufen durch den Traum.
Ich fühl' in mir die nöth'ge Kraft, — es hat
Jene Verheißung göttlicher Gewährung
Nur meines Innern Pforten aufgesprengt,
Daß sich die Kraft lichtstrahlend draus erhebe,
Und diese Welt mit reinen Tugenden
Bepflanze, denen eine Saat des Lebens,
Wie einst geblüht hat in den ersten Christen,
Aufs Neu zum Heil der Erde mög' entsprießen. —
Was wollen diese Zweifel? — O was will
Der Jüngling, seine Tugend und sein Volk?

Ataulf.

Wir werden diese Hauptstadt bald verlassen,
Hochwürd'ger Herr.

Chrysostomus.

So wollt Ihr mich verlassen?

Ataulf.

Mich zieht die Sehnsucht nach der lieben Heimath.
(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der alte Thorismund.

Chrysostomus.

So führ' ihn her!
(Diener ab. Thorismund kommt.)

Ataulf.

Willkommen, Vater!

Thorismund.

Sprecht Ihr etwa schon
Mit dem Hochwürd'gen von der argen Sache?

Anna.

Nein, lieber Vater.

Chrysostomus.

Sagt, was führt Euch zu mir?

Thorismund.

Ihr habt ja immer, Herr Chrysostomus,
Euch hoch gerühmt und oft gepredigt, daß
Der Kirche Reinigung Euch sehr am Herzen,
Ganz überaus am Herzen liege. Drum
Wend' ich mich jetzt an Euch, Hochwürdigster.
Der Archipresbyter Liberius
Hat meiner Anna sündlich nachgestellt.
Die hat ihm zwar erwiedert, wie sichs ziemt,
Doch wünscht' ich nicht, daß er ganz straflos bliebe.
(Er giebt dem Chrysostomus das Gebetbuch.)
Lest aber selbst, hochwürd'ger Herr, die Verse
Die er in dies Gebetbuch frech geschrieben!
(Dem Chrysostomus das Cruzifix übergebend.)
Lest selbst die Schrift hier an dem Cruzifix,
Das ein verruchter Mönch, den er gesandt,
In Annens Schlafgemach hinstellen wollte.

Chrysostomus.

Die Sünde droht von allen Seiten her,
Den Himmel höhnend, — gotteslästerlich. —
Doch mag sie nur! — hier kann ich ihr begegnen.
(Pause.)
Ich bet' Ihn an im Staube. — Daß Er jetzt,
Gerade jetzt, wo sich die Zweifel nahten,
Urplötzlich die Gelegenheit mir bietet,
Auf dem betretnen Wege fortzukämpfen,
Wird mir zum klaren Zeichen, daß er selber
Des Traumes schöne Bilder mir gesandt,
Daß es kein leeres Truggesicht gewesen.
(Zu Thorismund.)
Beruhigt Euch, mein guter Alter, denn
Ich will genug Euch thun, beim Namen Gottes!
Ihr selbst sollt einsehn, daß die Reinigung
Der Kirche mir sehr ernst am Herzen liege.
Denn — ich entsetze den Liberius.
Er ist nicht länger Archipresbyter.

Cyprianus.

Liberius! Ihr entsetzt ihn! — o wie bin ich
Im Innersten zerrissen! — Der die Schwester
Beleidigt hat — und doch — Ihr könnt nicht, Herr,
O nein, Ihr könnt nicht, müßt es widerrufen.

Chrysostomus.

Und warum muß ich?

Cyprianus.

Habt Ihr, hoher Herr,
Vergessen, daß Vigilius, sein Oheim,
Wie seinen Sohn ihn liebt? O der Präfectus
Ist gar zu reizbar, würd' Euch nie vergeben,
Wenn Ihr in seinem Neffen ihn beleidigt.

Chrysostomus.

Liberius Maaß ist voll.

Cyprianus.

Nur jetzt verschont ihn!
Wenn nun Vigilius Euch verließe, wenn er
Nun auch auf Eurer Gegner Seit' hinträte,
Und seine Macht vereinte mit der ihren,
Wer könnt' Euch retten, — o wer sollt' Euch schützen?

Chrysostomus (zürnend).

Ungläubiger, so meinest du denn wirklich,
Daß nur Vigilius mich und seine Gunst,
Nicht Gott, nicht meine gottverliehne Kraft
Aufrecht erhält! Ungläubigster von Allen,
Dem ich erschlossen meines Busens Grund
Und ihm die Schätze drin gewiesen, der mich
Geschaut, begleitet hat in meinem Wirken.

Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!
Noch heute wollt' ich meine Würd' ablegen,
Fern von den Menschen selber mich verbannen,
Und dort betrauern mein verlornes Streben,
Weil es nicht bessre Stützen sich gewonnen.
Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!

Doch, Dank dem ew'gen Gott, es ist nicht also,
Ich fühls, daß eigne Kraft er mir gegeben.
Zum mindsten bin ich Bischof von Byzanz.
Darum entsetz' ich den Liberius.

Und zweifelt Ihr an meiner Kraft, Ungläub'ge,
O, so erinnert Euch an jenen Tag,
Wo der gefallne Günstling des Arcadius,
Eutropius, auf des Altars Stufen lag! —
Von sämmtlichen Anhängern seines Glanzes
Von allen Freunden seines Glücks verlassen,
Drückt' er sich an die kalten Marmorstufen —
Fest angeklammert, — als ob die ihn retten,
Beschützen sollten vor der Wuth des Volkes,
Das nach dem Blute des Gefallnen lechzte.
Da trat ich vor ihn hin — ein Engel Gottes, —
Worte des Friedens, der Versöhnung flossen
Von meinen Lippen und das Volk besann sich
Und griff in seine eigne Brust und weinte,
Wie es der Flüchtigkeit des Menschenglücks
Und seines eignen kleinen Glücks gedachte.
Nur ich verließ den ganz Verlassnen nicht —
Und wenn ich selbst nun so verlassen stände,
Glaubst du, daß ich mich selbst verlassen würde?

Hast du so ganz vergessen jene Nacht,
Wo ich durch Gott und durch des Volkes Muth
Und Treue meinen Feinden obgesiegt,
Wo mich das frohe Volk auf seinen Schultern
Vor dem Pallast vorüber unter Saiten-
Und Flötenspiel beim Schein der Fackeln trug?
Vertraue, wenn du mir, wenn du dem Traume,
Den mir der Ew'ge sandte, nicht vertrauen willst,
Zum mindsten auf des Volkes treuen Muth,
Der sich in jener Nacht so schön erprobt hat!

Cyprianus.

Doch war Vigilius damals krank, Hochwürd'ger,
Und Eure Feinde wen'ger gut gerüstet.
Bedenkt, sie haben ein'ge tausend Krieger —
Aus sichrer Quelle weiß ichs, — bei dem Dux
Von Thrazien bestellt, die vor den Thoren
Ein Zeichen Eurer Gegner nur erwarten,
Um durch Byzanz sich zu ergießen und
Das Volk in Zaum zu halten. Also hofft,
Hochwürd'ger, nicht zu sehr auf dieses Volk!

Chrysostomus (finster).

Liberius wird entsetzt. — Es gilt die Probe.
Wenn ein Vigilius mich stürzen könnte,
So hätt' ich nur geträumt und wär' erwacht.
Wohl träumt' ich einst, — Er sandte mir den Traum,
Verhieß im Traum mir, daß ein schönres Leben
Der Erde bald und leuchtend soll' entblühen —
Ein schönres Leben! — Jüngling sprachst du nicht
Viel tausend andr' aus deinem Volke hätten
Gleich dir gehandelt?

Ataulf.

Weiß ich doch nicht, Bischof,
Wie Euch mein Handeln so verwundern kann.
Ei freilich hätten wohl die meisten Gothen
Gethan, wie ich, — und nicht die Gothen bloß,
Auch die Burgunder, auch die Franken, Herr.
Wir sind ja all' aus gleichem Stamm — Germanen.

Chrysostomus.
Aus gleichem Stamm, — Germanen. —
(Er versinkt in tiefes Sinnen.)

Cyprianus (heimlich zu Ataulf und Anna).
Liebe Anna,
Mein theurer Ataulf, wenn Ihr irgend mich
Ein wenig liebt, so bittet den Hochwürd'gen,
Daß er nur jetzt nicht den Liberius
Entsetzen möge, denn er wär' verloren,
Ihr seht ja selbst wohl ein, — er wär' verloren.
O ich beschwör' Euch —

Anna.
Ataulf, nicht mein Ataulf!

Cyprianus (zu Thorismund).
Und Ihr, mein Vater, laßt jetzt Euern Groll!
O glaubt, es thut mir weh, — sehr weh, mein Vater,
Daß meine Schwester so gequält ist worden,
Doch, gebt nicht zu, — (Ihr dürft ja nicht, mein Vater!) —
Daß sich der heil'ge Bischof Euretwegen
Ins Unglück stürze!

Thorismund.
Nun da mag er selbst sehn.

Anna (zu Ataulf).
Geh, Ataulf, sags dem Bischof!

Ataulf.
Mein Hochwürd'ger,
Um meinetwillen und der Anna willen
Ists nicht erst nöthig, daß der Herr Liberius
Der Archipresbyter gezüchtigt werde,
Die Anna hat am besten ihn gezüchtigt.

Chrysostomus.
Meinst du, mein Knabe, mit den hellen Augen,
Du, der die Kaiserin zum Wahnsinn brachte
Durch seine Tugend! — willst du mirs nicht gönnen,
Nicht gönnen, Braungelockter, daß auch ich
Für die verheißne neue Lebenssonne,
Die uns erquicken soll nach langer Nacht,
Arbeiten und die Schatten vor ihr her
Zertheilen möge? — Das verlange nicht,
Erwarte nicht, mein Jüngling, denn du hast
Doch niemals so geträumt, wie ich.

Ataulf.
Geträumt!
Mir ist das Wachen lieber, als das Träumen.

Cyprianus.
Zu Euern Füßen lieg' ich hier und flehe.
Laßt mindstens das Concilium, das Ihr
Berufen habt, darüber richten, Herr,
Ob der Liberius zu entsetzen sei!

Chrysostomus (nach einer Pause).
Ich bin nicht übermüthig, Cyprianus,
Und glaube nicht, daß dieser schwache Arm
Genüge, meines Geists erhabne Ahnung
Auf dieser Erde zu verwirklichen.
Darum berief ich das Concilium,
Der Diener Gottes heilige Versammlung,
Und acht' es für der Himmelsgnaden höchste,
Daß ich berufen ward, sie zu berufen.
Doch was mit ihrer Hülf' ich soll vollführen
Und was allein, das werd' ich selbst entscheiden.
Was diesen Fall betrifft, — so wird Liberius
Von mir allein entsetzt, — und wärs auch nur
Um zu erproben des Vigilius Macht,
Um zu erproben meine hohe Sendung.
(Er geht ab. Die Andern stehen schweigend.)

---

## Herrmann Wilhelm Franz Uelzen

ward 1758 zu Celle im Hannöverschen geboren, studirte in Göttingen Theologie, lebte dann von 1780 bis 1784 als Hauslehrer in Oldenburg und Bremen und von 1784 bis 1786 als Mitglied des Predigerseminars und Hospes zu Kloster Loccum. Dann ward er Prediger zu Langelingen bei Celle, wo er am 8. April 1808 starb.

Er gab heraus:

Taschenbuch für Jünglinge. (Mit Crome und Rotermund.) Bremen, 1786—87.

Gedichte. Bremen, 1795—96. 2 Thle.

Mannichfaltigkeiten. (Mit B. Benecke.) Leipzig 1807.

U. war nicht ohne Talent für die lyrische Poesie, besonders für das leichtere Lied; minder glückten ihm die anderen Gattungen derselben.

---

## Johann Ludwig Uhland

ward am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, studirte daselbst seit 1805 Jurisprudenz, wurde sodann Advokat und 1810 Doctor der Rechte. Darauf machte er eine Reise nach Paris, besonders um auf der königlichen Bibliothek die Manuscripte des Mittelalters zu studiren. Seit dem Herbst 1812 lebte er zu Stuttgart, eine Zeit lang im Büreau des Justizministeriums beschäftigt. 1819 wurde er vom Oberamte Tübingen und im folgenden Jahre von seiner Vaterstadt zum Mitgliede der Ständeversammlung erwählt, in der Folge machte ihn die Kammer zum Beisitzer des weitern Ausschusses; den Platz im engern hatte er abgelehnt. 1830 wurde er außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur: aber bald legte er diese Stelle nieder, wie er schon früher der Poesie fast entsagt hatte, um allein seinen ständischen Verpflichtungen nachzukommen.

Er gab heraus:

Gedichte. 1829. 11. Aufl.

Ueber Walther von der Vogelweide. Stuttgart, 1822.

Ueber den Mythus von der nordischen Sagenlehre vom Thor. Stuttgart, 1836.

Dramatisches:

Herzog Ernst von Schwaben. Heidelberg, 1817.

Ludwig der Baier. Berlin, 1819.

Schon früher sprachen wir folgende Ansicht über U. aus (Siehe die neueste Literatur Europa's, dargestellt in ihren bedeutendsten Erscheinungen, Seite 660), auf die wir um so lieber zurückkommen, als die Jahre uns in derselben immer mehr befestigten: — „U. ist durchgängig subjectiv, selbst da wo er erzählend verfährt, denn aus seiner Vortragsweise blickt seine innerste eigenthümliche Gesinnung stets siegreich hervor. In Allem was er bringt, offenbart sich die edelste, reinste Natur, das redlichste Gemüth. — Wie wir in Goethe's Liedern das Schönste und Hervortretendste des deutschen Characters herausfühlen, so finden wir bei ihm den deutschen Charactergang in vollster Wahrheit und darin steht er höher als Goethe. Er schildert nicht fremde Gefühle als seine eigenen, sondern nur seine eigenen selbst, aber diese sind so echt, daß sie jedem Alter, jedem Stande als ein gemeinsames schönes Gut entgegentreten. Dabei ist in U. so viel keusche Zartheit, neben großer Würde und

inniger Tiefe der Leidenschaft und Alles dieses so wahr dargestellt, daß es nie möglich wird, sich den Dichter vom Menschen getrennt zu denken. Eine reiche, doch ruhige und eben dadurch gleichmäßig wirkende Phantasie, lebendige Auffassung der Schönheiten des Alls, die sich kindlich auch am Kleinsten freut und in Allem den großen Gedanken sieht, der sich ein festes Band durch Alles hindurchschlingt, unendlicher Zauber der Sprache, Anmuth der Bilder, Wohlwollen im Ernst und Scherz sind Eigenschaften, die die sichere Grundlage bilden, aus welcher sich U's poetische Schöpfungen entwickeln. Vergangenheit und Zukunft müssen ihm wie die Gegenwart ihre Schätze eröffnen, damit er sie gegenseitig schmücke und durch sie den Adel des Menschengeschlechtes hervorheben, zur Freude, zur Ermahnung wie zum Beispiel. Ueber Allem aber, schwebt bei ihm eine wahre, antike Ruhe und eine seltene Einfachheit, die keines anderen Schmuckes bedarf, als des ihr angeborenen. — Seine beiden dramatischen Arbeiten Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier sind tiefgefühlte Meisterwerke, wie Alles, was diesergroße Dichter in der Fülle seines Reichthums bringt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß er nicht weiter drang auf dieser Bahn, von ihm wäre das Heil zu hoffen gewesen, auf das wir seit Schiller vergeblich harren — und doch sind jene eben angeführten Dichtungen der Menge kaum dem Namen nach bekannt — weil sich die Menge überhaupt nicht auf stille Größe versteht." —

---

### Gesang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schwestern, himmelan,
Und schwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinste Sonne,
Da singen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'schen Glut:
Du bist ein ewig Jugendblut
Und unsrer Busen stäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir stille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du stiegest nieder, ew'ge Güte,
Du lagst, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, süß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in sich saugen,
Bis sie die Glorie umglühte.

Du hast mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgespannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, sprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit off'nen Armen.

O Wunderlich', o Liebeswonne!
Ist diese Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich sehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verschweben,
Ein Glutstrahl in die große Sonne!

---

### Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

---

### Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braus't vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

---

### Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten!
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

---

### An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

---

### Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es sagen?
Doch wunderbar ergriff mich's diese Nacht;
Die Glieder schienen schon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben schlagen.

Den Geist befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geist, der stets so sicher sich gedacht;
Erlöschend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rothe Morgen glüht,
Ins rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

---

### Erstorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmlisch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es schlug des Busens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte rastlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' ist höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun sucht' ich sie an dir, in mir vergebens,

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide sind erloschner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebelosen Lebens!

---

### Geisterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuseln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchensang, kein Balsam süßer Düfte,
Kein Strahl der Morgensonne kann mich laben.

Wenn sich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte steigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann schweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich so fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt,
Bis zu der Schönheit stillem Heiligthume.

Erschreckt dich Geisterhauch, du zarte Blume?
Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

---

### Der Frühling.

Wohl denk' ich jener sel'gen Jugendträume,
Obschon sich die Gefühle mir versagen,
Wann in den ersten, milden Frühlingstagen
Im Busen sich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeschlagen;
Die Hoffnung wollte sich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen frisches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchste jüngst genossen,
Gerissen aus dem innigsten Vereine,
Vom reichsten Paradiese kaum verstoßen:

Was sollen nun mir halbergrünte Triften,
Einsamer Amselschlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch so süß von Düften?

---

### Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn,
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen; was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

## Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in dunkler Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis
Schenk rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall:
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt!
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein stürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand, — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

## Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handschuh' hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh' hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

„Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffiret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt ihn Nah und Fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den Andern nach;
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich stelge,
Es geht mit mir zur Neige.

„Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnste,
Und brauch' es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering

Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie."

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh es dir an den Sporen an,
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten."

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß,
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

---

## Graf Eberstein.

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sich schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

Ei! denket der Graf, Euer kaiserlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Eberstein's Veste da wimmelt's von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all.

„Herr Kaiser! beschleicht Ihr ein ander Mal Schlösser,
Thut's Noth, Ihr verstehet auf's Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

---

## Die Bidassoabrücke.

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die span'schen Berge,
Segnet links den fränk'schen Gau;
Wohl bedarf's an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo der Eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Rosen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidassoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend steigt hernieder
Eine Schaar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerriss'ner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidassoabrücke
Lehnen sie die Büchsen bei,
Binden sich die frischen Wunden,
Zählen, wer noch übrig sei?
Lange harren sie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächset nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel
Und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum ersten Male wandelt
Diesen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum ersten Male sucht sie
Eine Freistatt in der Fern',
Doch sie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günst'gen Stern.

„Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will:
Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

---

## Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald,
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland:

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

---

## Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesschmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer seiner Schläfe
Unglückse'ger Liebe Zeichen:

Wundert's wen, daß ird'schen Sängern,
Die dasselbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?

Daß sie ernst und düster blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Lust sie wenig singen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?

Sängerliebe, tief und schmerzlich,
Laßt euch denn in ernsten Bildern
Aus den Tagen des Gesanges,
Aus der Zeit der Minne schildern!

### 1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.

Blüthenglanz und süße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensgluth und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Jene tapfern, schmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!

Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besungne Dame.

Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudello's Liedern schwebte.

Denn nur in geheimen Nächten
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.

Wollt er sie mit Armen fassen,
Schwand sie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm süße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre.

Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unsichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf dieser regen Wüste
Mag die irre Sehnsucht schwanken.

Fern von Tripolis verschlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widersteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ostwärts schaut er immer,
Bis sich hebt am letzten Rande
Ein Pallast im Morgenschimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.

Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
Daß so edler Gast gekommen,
Der allein um ihretwillen
Uebers weite Meer geschwommen.

Alsobald mit ihren Frauen
Steigt sie nieder, unerbeten,
Als Rudello, schwanken Ganges,
Eben das Gestad' betreten.

Schon will sie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
In des Führers Arme sinkt er,
Haucht sein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt sein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt sie schreiben
Allesammt mit goldnen Lettern,
Köstlich ausgezierte Decken
Giebt sie diesen theuren Blättern;

Liest darin so manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen
Bis auch sie ergriffen ist
Von dem unnennbaren Sehnen.

Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

### 2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.

Dort wird ja ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.

In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er Süßeſtes erſonnen.

Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet."

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen.
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor,
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr geſchah, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,
Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?"

„Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen."

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

### 3. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erſten Mal erblickte!

Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.

Da beſchließt der Kaſtellan
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.

Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollſt du es hinübertragen!"

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne,
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.

Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.

Golden ſtrahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,
Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte;
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen."

„Jene Dame kenn' ich wohl!"
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger!

Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich bestecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame sitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze."

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß sie melancholisch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kastellans von Coucy,
Der so zärtlich Lieder girrte!"

Als der Ritter dies gesprochen,
Dieses und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame sich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber solch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängst die Lieder sangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl ist mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speise,
Seit mich dieses Herz genähret.

Aber Euch wünsch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters." —
Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

### 4. Don Massias.

Don Massias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.

Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngst ihr zum Genossen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verschlossen.

Traurig sang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauschen,
Theure Blätter, liederreiche
Ließ er oft vom Fenster rauschen.

Ob es Wandrer fortgesungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.

Ihr Gemahl, argwöhnisch spähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbst wenn er im Kerker schmachtet?"

Einstmals schwang er sich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.

Don Massias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang so glühend seine Liebe,
Schlug so zierlich seine Zither.

Jener hub sich in den Bügeln,
Wuthvoll seine Lanze schwingend;
Don Massias ist durchbohret,
Wie ein Schwan, verschied er singend.

Und der Graf, des Siegs versichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es starb der Sänger,
Doch es leben seine Lieder;

Die durch alle span'schen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,
Andern sind sie Philomelen,
Jenem nur sind sie Harpyen.

Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben sie ihn aufgeschrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:

In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geisterstimmen tönen
Des Massias Liebeslieder.

### 5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelschaaren,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im liedlichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum sel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das, verklärt, ihn schauen ließ
Abglanz von dem ewigen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ewigen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

---

## Romanze vom Recensenten.

Recensent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Rosse, kühn und stolz;
Ist's kein Hengst aus Andalusien,
Ist es doch ein Bock von Holz.

Statt des Schwerts, die scharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, statt des Visirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tausendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbarisch schnaubend,
Ein Siegfried'scher Lindwurm dröht,

Bald ein süßer Sonettiste
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr mystisch predigt,
Daß ihr die Besinnung stockt.

Recensent, der tapfre Ritter,
Hält sich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.

Dennoch will er, groß bescheiden,
Daß ihn Niemand nennen soll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthselvoll.

Recensent, du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrensold!

---

## Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

---

## Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt an in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen."

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend;
Zum dritten Mal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen,
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie! was seh ich! o fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherzen
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen."

Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

---

## Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „„Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!""

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm zog wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faß' und ergreife dich, Engeland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

„„Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!""

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer.
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahn's, die harrten nicht allzu lang,
Sie drachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

---

## Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:

„„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?""

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.""

„O Sohn! der Feind ist eisenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut."
„„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!""

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht."
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.""

„Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

---

## Das traurige Turnei.

Es ritten sieben Ritter frei
Mit Schildern und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als sie sahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten sie drüben;
Und als sie traten in Königs Hall',
Da sahen sie Kerzen sieben.

Da sahen sie liegen todesblaß
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte saß
In großem Herzeleide.

Da sprach der stolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umsonst gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen."

Drauf sprach der jung' Herr Adelbert:
„„Wir sollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter ist immer werth,
Daß wir drum stechen und schlagen.""

Herr Walther sprach, ein Ritter kühn:
„„Nach Hause woll'n wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu streiten.““

Sprach Adelbert: „„Wohl ist sie todt,
Doch lebet keine so Holde.
Sie trägt einen Kranz von Rosen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter sieben.
Sie stritten also harten Strauß,
Bis sechse todt geblieben.

Der siebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über Alle.
Er stieg so bleich von seinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Rosen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde bleich und todt,
So bleich, wie seine Holde.

Der König trug ein schwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der siebente war Herr Adelbert
Mit seiner Adelheide.
Die liegen zusammen in kühler Erd'
Ein Stein bedecket Beide.

---

## Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein schmucker Ritter trat herein:
„„Willkommen Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!““

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt' in reinem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„„Ach! wunderselig ist die Braut,
Die's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantstein,
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb ans Fingerlein.

„„Ach! wunderselig ist die Braut,
Die's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut':
„„Du hast, o lieber Goldschmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut.

„„Doch daß ich wisse, wie ihr's steh,
Tritt, schöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe seh
Den Brautschmuck meiner Liebsten;
Sie ist so schön, wie du.““

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat die schöne Maid
Heut angethan mit sondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter stand.
Er setzt ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

„„Helene süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring bestimmt.

„„Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist du erwachsen hier,
Das sollte dir ein Zeichen sein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir.“

---

## Der Rosenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz;
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen sie als wackre Ringer
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube sitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder sieht,
Die in solcher Jugendfülle
Heut zum ersten Male blüht.
Volle Rosenzweig' umwanken
Als ein Schattenhut ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eisenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz' als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie schlummerschwer;
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erschrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seid gegrüßt auf diesen Auen,
Schönste Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele schau ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken sehr.

„Kenne solche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen seine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finstern Thurm.

„Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt!
Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Reiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum ersten Male
Aufgeht als ein neuer Stern.

„Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz.

„Weh! zu früh bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat sich verloren,
Frühling ewig sich erneut.
Sie, in ihrer Rosenlaube,
Wird des Reiches Herrin sein.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenstein!"

Als der Alte dies gesprochen,
Er die bleichen Lippen schloß.
Seine Augen sind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin!
Ach! kein Balsam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niedersteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig sich zum Greise neiget,
Setzt ihm auf den Rosenkranz:
„„Sei des Maienfestes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann!""

---

## Der junge König und die Schäferin.

### I.

In dieser Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu singen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Ritter reiten
Das Wiesenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen stehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen rothen Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein frischer Bronne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäf'rin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Es rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrocken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen,
Du wunderschöne Maid!
Wärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid."

„„Bin wahelich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag,
Ich meint', es hab durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag.""

„Ach! wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

„„Meine Flasche magst du haben,
Noch keinem macht' ich's schwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.""

Zu schöpfen sie sich bücket,
Aus der Flasch' ihn trinken läßt.
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du holder Art!
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart;

„Und bist doch mit Würd' umfangen,
Und strahlest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„„Frag meinen Vater, den Schäfer,
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäf'rin,
Ob sie auf dem Throne saß?""

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er setzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all'!""

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm heut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wieder schaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr',
Sein Land ist überwunden
Von böser Feinde Schaar.

„Ich will sein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

„Ich ziehe zum ersten Kriege,
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! labst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„„Ich will dir schöpfen und langen,
So viel der Bronn vermag.
Auch sollst du die Kron' empfangen
So blank, wie an diesem Tag.""

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

### II.

Nun soll ich sagen und singen
Von Trompeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erste der Helden,
Wie bei Frauen, so in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf sein Siegspanier;
Da stieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!""

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfest begann;
Doch wer nicht saß in der Halle,
Das nicht beschreiben kann.

Und wär' ich auch gesessen
Dort in der Gäste Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergessen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein Lanzenbrechen!
Was setz' ich euch zum Preis?""

„Herr König hochgeboren,
So setzet uns zum Preis
Statt goldner Helm' und Sporen
Einen Stab und Lämmlein weiß!"

Um was sonst Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum sah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommelschalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu sprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein neues Stechen
Und setz' einen höhern Preis.

„„Wohl setz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich setz' euch meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.""

Wie glühten da die Gäste!
Beim hohen Trommetenschall
Wollt' jeder thun das Beste,
Herr Goldmar warf sie all'.

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferstab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite
An rosenrothem Band.

Der König sprach: „„Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich geb' dir meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.""

Er sprach's und schlug zurücke
Den Schleier der Königin;
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' sehen nach ihr hin.

„Keine Königin soll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

„Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh ins Thal hinab."

Da rief eine Stimm' so helle,
Und ihm ward mit Einemmal,
Als sängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm stand,
Mit reichem Geschmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willst du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

„„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließest zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrscht nun über zwei Land'!"

Nicht länger blieben sie stehen,
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfahn und küssen
Auf den rosenrothen Mund.

---

## Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufstehn,
Mit ihrem Hofgesinde
Zum Frauenmünster gehn.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geschmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es stehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da saß der edle Heime,
Der sprach viel leise Wort':
„Was Gold, was Edelsteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So sprach der Jüngling leise,
Da trieb der Wind sein Spiel,
Das aus der Blumen Kreise
Die schönste Rose fiel.
Herrn Heime thät sich bücken,
Die Rose wegzupflücken,
Damit wollt er sich schmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfst du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?"

O weh dem Garten immer,
Der solche Rosen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo solcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' sich nieder
Und nahm die Ros' empor,

Steckt' in den Kranz sie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geschmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm sie herab die Kron':
„„Nimm du sie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entsagen,
Den heiligen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.““

---

## Abschied.

Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch' in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth';
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennt und glühet!““

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und legt die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder! und hast du noch keinen Strauß?
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du schönste von Allen,
Laß ein Sträußlein herunter fallen!“

„„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.““

Und weiter, ja weiter mit Sang und Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

„„Da steh ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.““

---

## Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein,
Drum schaff' du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!

„„Mein Vater, willst du Schlachtgewand,
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.““

„Ja! Spinne, Kind, in heiliger Nacht!
Den Faden weih der höllischen Macht!
Draus web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heilger Nacht, im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„„In der Hölle Namen!““ spricht sie leis',
Die Spindel rollt im feurigen Kreis.

Dann tritt sie an den Wedestuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul;
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geist,
Wer bot' es ihm, wer stellt ihm dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt.

Ein Jüngling springt ihm vor's Gesicht:
„„Halt, Würger, halt! mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst,
Dein Werk ist Tod, dein Zauber Dunst.““

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft vom Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter steigt hinab ins Feld:
„„Wo liegt der herzogliche Held?““
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid,
Wie spanneſt du das schlimme Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„„Die Hölle hab' ich wohl genannt;
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd,
So spann' ich, weh! dein Todtenhemd.““

---

## St. Georgs Ritter.

### I.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandez von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.

Almansor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Herresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastilische Ritterschaar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandez, der tapfre Graf:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kastilischer Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.

„Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht,
Hörst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?

„Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“

Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter kniet betend
Vor dem heiligen Altar;

Iſt in Andacht ganz verſunken
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windesloſen,
Durch die Waldgebirge hallt;

Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;

Aus der Wolke ſteigt' er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleucht hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtrahl!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.

Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;

Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtiliſcher Ritterſchaft:
Sei geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

„Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag,
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!"

Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang.
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

II.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;

Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.

In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heiligen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heilgen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"

Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt;

Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan,

Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt,
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.

Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia;
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Sei geprieſen tauſend Mal!"

Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heilige nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

---

## Aus: Ernſt von Schwaben.

---

### Zweiter Aufzug.

An der Heerſtraße.

Ernſt, in geringer Tracht.

Dort hebt der Dom von Baſel ſich empor,
Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
In's Thor der Stadt, das gaſtlich offen ſteht,
Hineinzuſchreiten wie ein andrer Mann.
Der breite Heerweg ziehet ſich hinauf,
Ich aber darf gebahnte Straßen nur
Durchkreutzen, wie ein aufgeſcheuchtes Wild,
Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
Zween Herren reiten mit Gefolg heran,
Am Kreutzweg halten ſie, ſie ſteigen ab,
Sie wandeln hieher, nach dem Schattenſitz.
Er iſt', er iſt's, Graf Odo, ja er iſt's!
Und auch den Andern ſollt' ich kennen, ja!
Wie ſchlägt mein Herz! der Vater Edelgard's!

Ernſt tritt in das Gebüſch zurück, während die Grafen Hugo von Egisheim und Odo von Champagne auftreten.

Hugo.

Ich bat Euch abzuſteigen, werther Graf!
Wir trennen uns an dieſem Scheideweg,
Euch führt die Straße rechts nach der Champagne,
Mich jene links zum kaiſerlichen Hof.
Damit nun dieſe Scheidung unſrer Bahn
Nicht eine Trennung ſei für immerdar,
Vergönnt ein wohlgemeintes Abſchiedswort!
Es iſt in vor'gen Zeiten wohl geſchehn,
Daß Ihr den ältern Freund um Rath befragt,
Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
Mit ſeinem Rath erſcheinet!

Odo.

Sprecht, Herr Graf!

Hugo.

Ihr habt in Baſel ſelbſt Euch überzeugt
Von der burgund'ſchen Großen Wankelmuth.
Ihr ſaht die ſtürmiſchen Verſammlungen
Herüber und hinüber wogen.

Odo.

Nun!

Hugo.

Als erſt gemurmelt ward, daß Herzog Ernſt
Entlaſſen ſei aus ſeiner Kerkerhaft
Und hergeſtellt in herzogliche Macht,
Da war es all vergeſſen, daß man jüngſt
Dem Erbvertrag einhellig beigeſtimmt,
Den Rudolph mit dem Salier neu beſchwor.
Um Euch, den Blutsverwandten Ernſt's, den gleich
Betheiligten, erhob ſich das Gedräng,
Die Loſung: Ernſt und Odo!

Odo.

Und wozu
Mir dieſes jetzt?

Hugo.

Als aber bald darauf
Der Bann, die Aechtung Ernſt's verlautet war,
Da wechſelte der Wind.

Odo.

Erlaßt mir das!

Hugo.

Die Losung: Kunrad!

Odo.

Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo.

Noch nicht, mein Freund! das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr so feindlich, mit verbißnem Groll,
Nach Hause kehret.

Odo.

Wißt Ihr das gewiß?

Hugo.

Noch ist mein Auge nicht so alterschwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Trotz
Und jeglicher Bewegung Hastigkeit
An Euch verborgen bliebe. Theurer Freund!
Nicht in vereinter Kraft mit Herzog Ernst
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen, hofft es nicht!
Unbeugsam steht des Kaisers Wille, groß
Ist seine Macht, vermeidet seinen Grimm!
Verzehren würd' er Euch. O schleudert nicht
Die Fackel in das unglückselge Land,
Das noch vom alten Kriegesbrande raucht!
Ihr werdet nicht, gebt mir darauf die Hand!

Ernst tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.

Odo.

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?

Ernst.

Das Erbe von Burgund.

Odo.

Ernst!

Hugo.

Herzog Ernst!

Ernst.

Nicht er, sein Schatten nur,
Sein irrer Geist, der auf dem Kreutzweg spuckt.

Odo.

Wahnwitziger!

Ernst.

Wär' ich wahnsinnig worden,
Wen dürft' es wundern? doch ich bin es nicht.
Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo bist,
Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
Begehr' ich Hülf' in meiner Noth.

Odo.

Zur bösen Stunde bist du mir genaht,
Wo mir's im Busen kocht, im Hirne brennt,
Wie du so schmählich, schmählich mich getäuscht.
Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresspitze,
Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoß,
So hab' ich dich erwartet, und es stand
In deiner Macht. Für einen Landsverwiesnen
Betrogst du mich — und läufst nun selbst daher,
Ein weggejagter Bettler, und verlangst,
Ich soll die nackten Lenden dir mit Purpur
Bekleiden, soll dir auf dein struppig Haar
Die Krone stoßen, soll auf meinen Schultern
Thron-an dich schleppen. Nein! du kennst mich falsch.
Nicht will ich an Geächtete mich ketten,
Frei will ich schreiten an mein hohes Ziel.
Gelüstet's dich nach Kronen, frage nur
Den Alten hier, der weiß für Alles Rath!

abgehend:

Mein Roß!

Ernst.

O Schmach! o racheloſe Schmach!
Auch du bist ehrlos, herzogliches Schwerdt,
Und keines Freien Klinge kämpft mit dir.

Hugo.

Unglücklicher!

Ernst.

Du fühlest Mitleid noch
Und ungetröstet soll ich nicht von hier.
Du siehst dich sorglich um, sei ohne Furcht!
Wir sind hier unbehorcht, kein Lauscher wird's
Verrathen, wenn du den Verbannten hörst.
Ich will dir ferne stehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt, noch mein Gewand dich streift.

Hugo.

Könnt' ich dir Trost gewähren, o wie gern!

Ernst.

Ehrwürd'ger Greis! wenn die Erinnerung
Vergangner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirst du dich entsinnen, daß ich einst,
In schönrer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneuen,
Ich wär' ein unglückselger Bräutigam.
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreutzte sich das Volk,
Kein Festklang tönte von dem Glockenhaus,
Noch die Posaune von des Thurmes Kranz.
Und wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So schwiege Chorgesang und Orgelschall,
Der Priester höbe dräuend seine Hand
Und spräche Fluch, statt Segen, über uns.
Nein! werben darf ich nicht um Edelgard,
Auch hab' ich's um dich selber nicht verdient.
Drei feste Burgen hab' ich dir zerstört,
Weil du zum Kaiser, deinem Vetter, hieltst.
Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick, die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat sie freundlich eines Morgens mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
Und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
„Mein Aug' ist trübe worden — hob sie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl.

ab.

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der tröstend in mein Kerkergitter schien!
An dieses Weibes liebevoller Brust

Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Zurück! ich sag', zurück!
Du bist gedungen, mich zu morden. Ja!
Schon lang verfolgst du mich. Heb' dich hinweg!
Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß zu!
Triff dieses Herz!

Ernst.

Mein Werner! o mein Werner!

Werner.

Dein Werner, und der Deinige so ganz,
Und so mit jedem Athemzug, mit jedem
Blutstropfen —

Ernst.

Jetzt bin ich geborgen, Gott
Verließ mich nicht.

Werner.

O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lautres Gold!

Ernst.

Halt ein!

Werner.

Wie viel, wie viel hast du für mich gethan,
Geduldet! nie vergelt' ich dir's.

Ernst.

Du hast
Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan,
Du bist der einzig Treue.

Ernst.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern müd.
Die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo du warst indeß,
Wie du gelebt!

Werner.

In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König seine Fürsten zähmt,
Da kam von Aachen her mir der Bericht,
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet seist,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab,
Und gürtete sein kurzes Schwert mir um,
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

Ernst.

Werner, sprich!
Auf dir auch lastet Acht und Kirchenfluch:
Wie hast du es gemacht, daß du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst du mir, als ich dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein,
Vom Bannstral, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernst.

Mir däucht es, deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest du wie eine Rose blühn.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dieß Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Noth
Erhebend sich beweise dir und mir.

Ernst.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde muß es sein.

Werner.

Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hielt:
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkohr man Zween,

Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
„So sei's der Aeltre!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie dem Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk, —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

Ernst.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer andre. Dazumal, als du
Dem freien Vaterland ins Auge sahst,
Erglänzte mir der ersten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, stand in Vormundschaft
Von meinem Ohm, dem Erzbischof von Trier,
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen andre Zeiten strengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liedestraume.

Werner.

O nicht vergeß' ich's, mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern schwäb'schen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
Da kamest du den Strom herabgeschifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht.
Du selbst im Fürstenschmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich schlug.
Des Stromes Klarheit aber spiegelte
Die glänzenden Gestalten.

Ernst.

Schöne Zeit!
Wie ist das alles längst den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der so demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten tritt er in den Staub,
Den Kunrad den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen,
Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irrt
Mit seinen Söhnen heimatlos umher.
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundschaft heilig Band verknüpfet uns,
Doch wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgesucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst.

Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind.
Drum hegt auch dir der Kaiser wildern Haß
Und unversöhnlicheren, als mir selbst.

Werner.

Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer sein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt.
Du aber hast nach Frieden dich gesehnt,
Und mußt nun so unendlich friedlos sein,
Und hast für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
Verlassen dastehst und so ganz entblößt,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehnsmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst.

Gewaltiger! was neigst du dich vor mir?

Werner.

O wahrlich! nie in deinem Fürstenglanz,
Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach,
In deiner Selbstverbannung, vor mir stehst! —
Doch nein! so ganz vergessen bist du nicht.
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo Mancher jetzt auf seiner Veste haust,
Der unter deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß sein,
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernst.

Dir folg' ich, und wenn Alles mich verschmäht,
Du wirst mich nie verlassen.

Werner.

Siehst du hier?
Der Handschuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiser in den Staub geschleudert,
Daß er verschmähet und zertreten sei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieser Handschuh liegt an meiner Brust.

Beide ab.

## Friedrich August Ukert

ward am 28. October 1780 zu Eutin geboren, woselbst er früh den Unterricht von Johann Heinrich Voß und Bredow genoß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts studirte er in Halle, wo Friedrich August Wolf, Noesselt und Knapp ihn am meisten anzogen und förderten. Von da ging er nach Jena, wo er bei Griesbach, Schütz und Eichstädt, die sich um ihn viel Verdienst erwarben, auch Voß wiederfand. Von 1804—1807 war er Hauslehrer zu Danzig, dann ward ihm die Erziehung der beiden Söhne Schillers und seines Neffen von Wolzogen anvertraut. 1808 erhielt er einen Ruf nach Gotha, zuerst als Inspector am Gymnasium und zweiter Bibliothekar. Neben mehreren kleinen Aemtern, blieb die Professur am Gymnasium und die Bibliothek das Hauptquo seiner außerordentlichen Wirksamkeit, durch die er sich fortwährend große Verdienste erwirbt. Mit seinen Verhältnissen in Gotha durchaus zufrieden, hat er mehrere ehrenvolle Berufungen nach Erfurt, Leipzig und Berlin abgelehnt. Er lebt dort als Professor, Bibliothekar und Doctor der Philosophie, in Verbindung mit den meisten wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands.

Von ihm erschien, außer mehreren Uebersetzungen:

Gemälde von Griechenland. Königsberg, 1810.
Bemerkungen über Homer's Geographie. Weimar, 1815.
Handbuch der Geographie der Griechen und Römer. Weimar, 1816. 1819.
Vollständiges Handbuch der Geographie (mit mehreren andern Gelehrten). Weimar, 1819 ff. 24 Thle.
Mit A. Heeren: Geschichte der europäischen Staaten. 1828. (16 Lieferungen. Hamburg, 1829—1840.)
Viele einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

U. verbindet mit Gründlichkeit, reichem Wissen, Scharfsinn und Geschmack eine sehr klare und elegante Darstellung und hat sich besonders große Verdienste um die Behandlung der alten Geographie in Deutschland erworben.

---

## Christian Samuel Ulber

ward am 26. August 1714 zu Landshut in Schlesien geboren, studirte seit 1732 in Jena und erhielt 1738 die Pfarre Heinersdorf bei Liegnitz. 1741 ward er in seiner Vaterstadt Diaconus, bald Archidiaconus und Senior: aber 1757 folgte er dem Rufe nach Hamburg, wo er am 27. August 1776 als Hauptpastor an der St. Jakobi-Kirche und Scholarch starb.

Von ihm erschien:

Gottgeheiligte Betrachtungen über den leidenden und sterbenden Jesus. Breslau, 1749; neu 1766.
Der christliche Kreuzträger. Liegnitz und Hamburg, 1760—1766.
Die Gott lobenden und bittenden Stimmen der Andacht. Liegnitz und Hamburg, 1763. 1764.

U. zeichnete sich als geistlicher Liederdichter durch Innigkeit, Kraft, Klarheit und gute Behandlung der Form vortheilhaft für seine Zeit aus.

---

## Johann Jacob Ulrich

ward 1569 zu Zürich geboren, studirte zu Heidelberg und Marburg Theologie, wurde Magister der Philosophie und 1592 als Professor der Theologie in seiner Vaterstadt angestellt, wo er 1638 starb.

Er gab heraus:

Von der Vorsehung Gottes.
Christliche Ermahnungen an die Wiedertäufer.
Gottselige Gedanken von gegenwärtigen Sterbeläuften u. A. m.

U. erwarb sich durch die Innigkeit und Wärme in seinen Predigten viel Beifall zu seiner Zeit.

---

## Johann Karl Unckel

lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der ersten des 17ten als Buchführer zu Frankfurt am Main (Näheres ist nicht über seine Lebensverhältnisse bekannt) und verfaßte:

Pfalz, Sachsen, Brandenburg. Frankfurt, 1619. in 4.

ein großes beschreibendes Gedicht, das jedoch ohne poetischen Werth ist.

---

## Friederike Helene Unger,

eine Tochter des General von Rothenburg, ward 1751 zu Berlin geboren, vermählte sich mit dem Professor der Xylographie J. F. Unger, der zugleich eine Buchhandlung und Buchdruckerei leitete, und setzte nach dessen Tode das Geschäft fort. Sie starb in ihrer Vaterstadt am 21. September 1813.

Neben vielen Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen gab sie anonym heraus:

Julchen Grünthal; eine Pensionsgeschichte. Berlin, 1784. N. A. Berlin, 1798. 2 Bde.
Gräfin Pauline. Berlin, 1800. 2 Thle.
Bekenntnisse einer schönen Seele. Berlin, 1806.
Der junge Franzose und das deutsche Mädchen. Hamburg, 1810.

Gute Sittenschilderung und eine angenehme Darstellung erwarben diesen Romanen, zur Zeit ihres Erscheinens, ein freundliches Publikum; namentlich wurde Julchen Grünthal häufig gelesen.

---

## Johann August Unzer

ward am 29. April 1727 zu Halle geboren, bezog 1742 die Friedrichsuniversität, wo er schon in seinem 18. Jahre anonym als Schriftsteller auftrat, und wurde 1747 als Adjunkt des Professor Junker in Stand gesetzt, seine medicinischen Kenntnisse im Waisenhause vielfach anzuwenden. Er wurde Doctor und hielt Vorlesungen über Medicin und Philosophie. 1750 ließ er sich in Hamburg nieder, siedelte aber bald nach Altona über, wo sich ihm eine ausgebreitete Praxis eröffnete. Er starb am 2. April 1799.

Seine Schriften sind:

Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle, 1746.

Gedanken von Einfluß der Seele in ihrem Körper. Halle, 1746.

Gedanken vom Schlaf. Halle, 1746.

Der Arzt, medicinische Wochenschrift. Hamburg, 1759–1764. 12 Thle.; neu 1770. 8 Thle.

Sammlung kleiner Schriften. Leipzig und Hamburg, 1766—1767. 3 Thle.

U. war einer der ersten deutschen Aerzte, welcher Gegenstände der Arzneiwissenschaft, die von allgemeinem Interesse waren, in einer klaren, verständlichen Sprache behandelte und der Menge zugänglich machte. Er trug dadurch um so mehr zur Verbreitung einer naturgemäßen Lebensweise und zur Beseitigung vieler Irrthümer bei, als er seinen Schriften auch den Werth einer guten und für die damalige Zeit geschmackvollen Darstellung zu verleihen wußte.

---

## Johanne Charlotte Unzer geborne Ziegler,

die Gattin des berühmten Arztes J. A. Unzer, wurde 1724 zu Halle geboren. Sie erhielt im Jahre 1753 den poetischen Lorbeerkranz von Helmstädt und wurde Ehrenmitglied der englischen und braunschweigischen, deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Helmstädt. Sie starb am 29. Januar 1782 zu Altona. (S. den vor. Artikel).

Von ihr erschien:

Versuch in Scherzgedichren. Halle, 1751. 1753. 1766.

Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten. Rinteln, 1760. Halle, 1766.

Sittliche Würde, Adel der Gesinnung und Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache, erwarben ihren Gedichten zu jener Zeit rühmliche Anerkennung.

---

## Johann Christoph Unzer

ward am 17. Mai 1747 zu Werningerode geboren, war ein Neffe des Arztes Unzer, studirte Medicin und lebte als Doctor der Medicin, Professor der Physik und Naturgeschichte und Stadtphysikus zu Altona. Er starb auf einer Reise nach Carlsbad zu Göttingen am 20. August 1809.

Seine Schriften sind:

Diego und Leonore, Trauerspiel. Hamburg, 1775.

Schauspiele. Hamburg, 1782.

Geschichte der Brüder des grünen Bundes. Berlin, 1782.

Hinterlassene poetische Schriften. Altona, 1811. 2 Bde.

Ein feines und angenehmes Talent, das sich den Bestrebungen seiner Zeit anschloß, aber sich mehr durch gefällige Behandlung der Form als durch den eigenthümlichen poetischen Werth seiner Leistungen auszeichnete. Seine beste Arbeit ist ein Lustspiel: die neue Emma.

---

## Johann Peter Uz

ward am 31. October 1720 zu Anspach geboren, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied, die sorgfältigste Erziehung und eine gute Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Poesie und Malerei waren schon damals seine Lieblingsstudien, Horaz und Anacreon fesselten seine weiche Empfindung am Meisten. Seit 1739 studirte er zu Halle Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz. Mit Gleim und Götz schloß er hier ein zartes Freundschaftsbündniß; sie übersetzten und reimten in Gemeinschaft, vom frischen Hauch der Zürcher Kritik angeweht. Als Gleim nach Berlin kam, verließ auch Uz um 1743 die Universität und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er 1748 Secretär beim Justizcollegium wurde. 1763 ging er als Assessor des kaiserlichen Landgerichts nach Nürnberg; 1790 wurde er burggräflicher Director daselbst und Geheimrath. Als Anspach preußisch wurde, ernannte ihn sein neuer Monarch zum wirklichen Justizrath und Landrichter, in welchem Amte der unermüdliche Greis bis zu seinem am 12. Mai 1796 erfolgten Tode thätig wirkte. —

Er schrieb:

Lyrische Gedichte. Berlin, 1749. Anspach, 1755. Leipzig, 1756—1765.

Sämmtliche poetische Werke. Leipzig, 1768; neu 1772. Herausgegeben von C. F. Weiße. Wien, 1804.

Sehr schön sagt Herder im dritten Stück seiner Adrastea von Uz: „Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra auf's Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm; eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaaßen unser Gemüth durchdringt, und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht oder fortreißt. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden."

---

### Lob des Erlösers.

Ich will, ich muß von Jesu singen!
Aus Liebe kam er in die Welt.
Die Wahrheit flog mit güldnen Schwingen
Ihm göttlich strahlend beigesellt,

Als Finsterniß der dickſten Schatten
Noch über allen Völkern lag,
Und auch die Weiſen keinen Tag,
Kaum eine ſchwache Dämmrung hatten.

Ihr Völker, in Judäens Gränzen
Erſcheint ein wunderbares Licht!
Des Jordans weiße Fluthen glänzen,
Wie von der Sonnen Angeſicht.
Ich ſehe Cedern ſich vergülden,
Die Cedern auf dem Libanon!
Der neue Morgen ſchimmert ſchon
Bis zu den dunkelſten Gefilden.

Gott kommt vom Himmel, euch zu lehren;
Seht, wie vor ihm die Erde ſchweigt!
Die Heiden drängen ſich, zu hören,
Da ſich der große Lehrer zeigt;
Er lehret uns die Gottheit kennen,
Und ladet uns zum neuen Bund:
Durch ihn darf unſer ſcheuer Mund
Gott wieder unſern Vater nennen.

Da unſer ſchuldiges Geſchlechte
Dem Tode heimgefallen war,
Stellt ſich der einzige Gerechte
Zum Opfer der Verſöhnung dar.
Verloren waren Adams Kinder!
Der Sohn des Gottes Zebaoth
Erniedrigt ſich zum Kreuzestod,
Und ſtirbt für abgefallene Sünder.

Er ſtirbt, und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jeſum raubt!
Wie grimmig ziſcht vor meinen Ohren
Die Natter, ſchwellend um dein Haupt!
Ich bete, Herr, vor dir im Staube!
Du redeſt, und ein himmliſch Licht
Strahlt ſieghaft mir ins Angeſicht;
Du redeſt, und ich hör' und glaube!

Wie? Der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte,
Allmächtig aus dem Grab hervor,
That über menſchliches Vermögen;
Und ſollte Menſch, nur Menſch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöſer ſein,
Und hundert Wunderwerke lögen?

Er iſts, er kann ſich nicht verhehlen,
Er iſt es, Gott von Ewigkeit!
Ich ſchwör' es bei den großen Seelen,
Den Märtyrern der alten Zeit,
Die ſich nach dieſem Jeſu nannten,
Und mit erhabnem Heldenmuth
Auch auf der Folter, in der Gluth
Verfolgter Chriſten Gott bekannten.

Verehrt, verehrt ihn, alle Lande!
Der Jeſu, der im Grabe liegt,
Zerbricht des Todes ehrne Bande,
Lebt ewig, und ſein Glaube ſiegt.
Sein Glaube, dieſe zarte Pflanze,
Grünt aus verſtrömtem Blut hervor,
Und hebt im Sturm das Haupt empor,
Und prangt mit ungeſchwächtem Glanze.

Was lehnen wüthende Nerone
Sich wider den Meſſias auf?
Ihr Ungeheuer auf dem Throne,
Tyrannen, ſammelt euch zu Hauf!
Wo ſeid ihr? Doch ſie ſind verſchwunden;
Und alle Heiden müſſen ſehn,
Daß Menſchen Gott nicht widerſtehn,
Und unſer Jeſus überwunden.

---

## Die Wünſche.

Welche Gottheit ſoll auch mir
Einen Wunſch gewähren?
Unentſchloſſen irr' ich hier
Zwiſchen den Altären.

Sorgen ſchwärmen rund herum
Und den Gott der Schätze,
Und der Ehre Heiligthum
Liegt voll falſcher Netze.

In der Schönheit Schooße liegt
Amor, der mit Küſſen
Sich an ihren Buſen ſchmiegt:
Kann ich Amor'n miſſen?

Nein, er ſoll mir günſtig ſeyn;
Doch ich will auch lachen,
Und er muß bei meinem Wein
Mich nicht irre machen.

Ruhm und du geflügelt Gold!
Ich entſag' euch beiden:
Wenn ihr ſelbſt mich ſuchen wollt,
Will ich euch nicht meiden.

---

## An die Sonne.

O Sonne, Königin der Welt,
Die unſer dunkles Rund erhellt,
In lichter Majeſtät;
Erhab'nes Wunder einer Hand,
Die jene Himmel ausgeſpannt,
Und Sterne hingeſä't!

Noch heute ſah ich deinen Glanz:
Mir lacht in ihrem Blumenkranz
Noch heute die Natur.
Der Vogel buntgefiedert Heer
Singt morgen mir vielleicht nicht mehr,
Im Wald und auf der Flur.

Ich fühle, daß ich ſterblich bin!
Mein Leben welkt, wie Gras, dahin,
Wie ein verſchmachtend Laub,
Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchſten Wort an mich erſchallt:
Komm wieder in den Staub!

Wenn mich das finſt're Grab verſchlingt,
Ein ewig Schweigen mich umringt,
Mich die Verweſung nagt:
Alsdann bleibt alles doch zurück,
Und hätte gleich ein lächelnd Glück
Mir keinen Wunſch verſagt!

O Thorheit, wenn ich mich verkannt
Und nach der Erde Lieblingsſtand,
Nach großem Gut gegeizt!
Wenn mich der Ehre ſchimmernd Kleid
Und aller Prunk der Eitelkeit
Zu nied'rem Neid gereizt!

Verlangt mein leiſer Wunſch zu viel?
Verfolg ich ein zu weites Ziel,
Auf ungewiſſem Pfad?
O Gott, ich beuge mich vor dir!
Hier bin ich, es geſchehe mir
Nach deinem beſſern Rath!

Der Menſch, der aufgeblaſ'ne Thor,
Schreibt ſeinem Schöpfer Weisheit vor?
Dir, großer Menſchenfreund?
Du liebſt ihn mehr, als er ſich liebt,
Wenn deine Huld nicht immer giebt,
Was jedem nützlich ſcheint.

Wann der bethaute Morgen lacht,
Wann von den Fittigen der Nacht
Die Stunden kühler ſind;
Spricht mir die Weisheit liebreich zu:
O Sterblicher, was ſorgeſt du
Und wünſcheſt in den Wind?

Der dich gemacht, ſorgt auch für dich!
Nicht auf die Erde ſchränket ſich
Der Plan des Himmels ein.
Dies Leben iſt ein Augenblick,
Ein Frühlingstraum das längſte Glück!
Du ſollſt unſterblich ſeyn!

Gedanke der Unsterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt!
Empöre dich in meiner Brust,
Wenn die Sirene falscher Lust
Mich klein zu machen strebt!

Die Rosen um des Lasters Haupt
Verblühen, ehe wir's geglaubt,
Und ihr Genuß entehrt.
Ich bin ein Pilgrim in der Zeit,
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

Gieb mir, o du, der willig giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,
Und rein und heilig ist!
Mach andre groß, o Gott! Ich sei
Vergnügt und meiner Pflicht getreu
Ein Weiser und ein Christ.

---

## Theodicee.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhab'ner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbar'n Klippen
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will dir Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Er öffnet mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche,
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet!

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich, mit immer neuer Pracht,
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

Der Sextus einer besser'n Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten!
Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret.

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesangs und herdenvolle Triften
Und hier krystall'ne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geschwungen,
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleiner Theil der Welt ist Rheens finst'res Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde?

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen and'rer Art! Ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück,
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in unermess'ner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf uns'rer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs Beste stets geschiehet.

Es leide mit gepries'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlass'ne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, daß ihr blos nach eurem Winkel kennet
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht versteh'n.
O könnten wir die Welt im Ganzen überseh'n,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen,
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht seyn: welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen schmücket.
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt und stufenweise nur
Auf ihrer güld'nen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll gröss'rer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhab'nen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden doch verwandt,
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven, welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften;
So herrschen sie zuletzt; sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigebor'ne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden!

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:

Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit;
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich seyn nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

---

## Aus: die Kunst, stets fröhlich zu sein.

### Erstes Buch.

Des Weisen wahres Glück wird nicht vom Ort entschieden:
Er kann stets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich sein: denn seine reinste Lust
Entspringt nicht außer ihm, sie quillt aus seiner Brust.

Was ist Glückseligkeit, die alle Zungen preisen?
Erkenntniß, Tugend selbst, die Königin des Weisen,
Und was die Schule sonst das höchste Gute nennt,
Oft prächtiger beschreibt, als nach dem Wesen kennt;
Beglücken uns, o Freund, indem sie uns vergnügen,
Sind Quellen unsers Glücks, die niemals uns betrügen;
Doch jenes Glück nicht selbst, nach dem der Weise fragt,
Nach dem des Narren Wunsch umsonst sich müde jagt.
Vergnügen fühlen wir, wann wir uns glücklich fühlen:
Und wir verdammen doch, auf strengen Richterstühlen,
Die Wollust Epikurs, die keinem Thoren lacht,
Obgleich ihr Name täuscht, und Narren lüstern macht?
Vergnügen, Wollust, Lust (die Namen sind verschieden,
Die Sach' ist einerlei:) was Sterbliche zufrieden,
Wahrhaftig glücklich macht, wird auf die Sinne nicht
Vom Weisen eingeschränkt, der vom Vergnügen spricht,
Und wie? Sind Menschen denn blos Körper, die verwesen?
Lebt nicht in ihrem Leib ein Geist von edlerm Wesen?
Verpflegt ein Sterblicher sein schlechtes Theil allein,
Und seine Seele darbt, wie kann er glücklich sein?
Das höchste Glück ist nicht, wo noch Begierden klagen,
Noch hungrig, unvergnügt, an einer Seele nagen,
Und ein zu starker Trieb, den die Natur gesäugt,
Sich unbefriedigt fühlt, und nur gezwungen schweigt.

Du lächelst? und verlangst, den Glücklichen zu kennen,
Der niemals klagen darf? Denn was wir Erde nennen,
Ein immer stürmisch Meer! wird schwerlich Menschen sehn,
In deren Segel stets die Winde günstig wehn.
Man findet sie vielleicht beim ungefundnen Weisen,
Den uns Chrysipp's Roman, den Zenons Träume preisen,
Der seiner Schmerzen lacht, wenn ihn die Gicht entseelt,
Stets herrscht und alles hat, auch wann ihm alles fehlt.

Nein, Freund, mir träumte nie von ganz vollkommnem Glücke:
Die Erde hat es nicht, stets fehlt's an einem Stücke.
Des Lebens Güter sind vertheilt mit weiser Hand:
Gemeiner Mangel ist ein allgemeines Band.
Wollt' auch ein mildes Glück, was jedes wünscht, gewähren,
Wird ein gewährter Wunsch nicht neuen Wunsch gebähren?
Wer ist vollkommen weis'? und ist es allezeit?
Und wird nicht überrascht von blinder Sinnlichkeit?
Auch um den Weisen schleicht, in unbewahrten Stunden,
Die Unzufriedenheit; zerfleischt von hundert Wunden
Die magre Furie, die unersättlich wacht,
Und uns noch ärmer macht, als die Natur uns macht.
Soll drum der Philosoph nicht in erhabnen Bildern
Des Weisen prächtig Glück, des Weisen Adel schildern?
Sein kühn gezeichnet Maaß beschämet stolzen Wahn:
Und wer nicht nahe kömmt, hat nicht genug gethan.

Vollkommenheit, die selbst vor Gottes Angesichte
Stets gegenwärtig glänzt, umstrahlt vom Sonnenlichte,
Nach deren Rath er schuf, und was er schuf, regiert,
Das Ordnung überall das große Ganze ziert,
Sie aller Wesen Zweck, des Weisen höchste Liebe,
Reißt ihn, vom schnöden Tand, vom Staub unedler Triebe,
Nur ihrem Reize nach; und wie er Schritt vor Schritt
Ihr immer mehr sich naht, wächst sein Vergnügen mit.
Indem er immer nun in reinem Lichte wandelt,
Und immer edler denkt, und immer edler handelt;
Fühlt seine Seele sich von hoher Lust entzückt,
Die ihrer würdig ist, und fühlet sich beglückt.

Wie Menschen glücklich sind, kann er schon glücklich heißen,
Obgleich noch Dornen ihm den müden Fuß zerreißen,
Obgleich der Glückliche nicht allzeit ungekränkt
Auf weichen Rosen ruht, und sich mit Nektar tränkt.
Stets überwiegt in ihm die Schmerzen das Ergötzen:
Die Weisheit wird, was fehlt, aus ihrem Schatz ersetzen:
Sie giebt Zufriedenheit; und ein zufriednes Herz,
Fühlt seine Freuden ganz, und halb nur seinen Schmerz.

Doch zürnet blinder Wahn, daß Menschen sich vergnügen?
Er höre die Natur: kann die Natur betrügen?
Sie beut uns reine Lust in vollen Bechern dar,
Und wir versagen uns, was uns bestimmet war?
Denn sieh zum Himmel auf! bald funkeln tausend Sterne,
Zum Dienst der Mitternacht, in jener blauen Ferne;
Bald, wann der junge Tag durch graue Schatten bricht,
Lacht holdes Morgenroth und Titans güldnes Licht.
Das Jahr verändert sich, verändert unsre Freuden,
Wann Gras und Blumen jetzt der Erde Schoos bekleiden,
Itzt Saat, itzt mildes Obst ihr schönes Haupt bekränzt,
Sie hat verschiednen Putz; und Lust für alle Zeiten;
An ihr ist alles Reiz: wir sehn auf allen Seiten
Die fette Flur geziert mit angenehmem Grün,
Die Berge prächtig stehn, die niedern Thäler blühn;
Und fröhliches Gewühl auf Heerdenvollen Matten,
Gebüsche voll Gesangs und stiller Wälder Schatten,
Hier See, dort felsigt Land, und aus dem dunkeln Hain
Die Quellen murmelnd fliehn, und endlich Flüsse fein.

Ist alles nicht für uns, was wir so reizend finden?
Wir treten in die Welt mit Sinnen, zu empfinden.
Du weißt, wann frischer West die Sommertage kühlt,
Mit welcher Wollust ihn die heiße Wange fühlt.
Was dachte die Natur, uns einen Leib zu bilden,
Den bunter Nelken Glanz in lachenden Gefilden,
Und ihr gewürzter Hauch, der Nachtigallen Schlag,
Der Pfirsich saftig Fleisch, empfindlich reizen mag?
Ist sie's, die unsern Leib mit junger Schönheit schmücket,
Und uns ein Auge giebt, das dieser Schmuck entzücket,
Das für die Grazien nicht blind, gleich Thieren, ist,
Und fröhlich glänzend sieht, was Liebe feurig küßt?
Wer sieht's und zweifelt noch, ob sie vergnügen sollte?
Verband sie nicht mit Lust, was uns erhalten sollte?
Die Speise, die uns nährt, ergötzt auch unsern Mund:
Bewegung, die vergnügt, erhält den Leib gesund.

Die Kunst schafft neue Lust: mit zauberischen Farben
Erweckt sie, was einst war, und Menschen, welche starben:
Ein leblos Erz beseelt ihr schöpfrisch kühner Arm:
Sie locket Harmonie aus dem gestrichnen Darm.
Der Kenner schweigt entzückt, wann ihm die Musen singen;
Noch süßer muß dem Freund des Freundes Rede klingen,
Wie lieblich ist für uns der Wahrheit Unterricht,
Und wann die Tugend laut in unsrer Seele spricht!
Soll angebotne Lust in hundert Quellen fließen,
Und uns verboten sein, sie freudig zu genießen?
Nicht, weil der Schöpfer will, allein durch unsre Schuld,
Herrscht mürrischer Verdruß und Gram und Ungeduld.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Gesichten quälen,
So soll, was Mirza sah, die Muse dir erzählen.
Es lieben, wie du weißt, die Musen unser Zeit
Des Orients Geschmack und sein geblumtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forschenden Gedanken,
Sah Mirza das Geschöpf mit seinem Schöpfer zanken,
Den Menschen elend sein; und schwarzer Sorgen Heer
Stieg wolkicht von ihm auf, wie Staub am rothen Meer.
Die Fichten rauschten wild um seine dunkle Höhle,
Und lispelnd nährt ein Bach die Schwermuth seiner Seele.
Des Unmuths trübes Glas verkürzte sein Gesicht,
Als eine Stimme rief: sieh auf und richte nicht!
Er sah ein luftig Thal, das, mit Gebüsch umflossen,
Ein Garten Gottes war, wo Bäche silbern flossen.
Balsamischer Geruch durchstrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern ging ein Mensch im tiefen Traum,
Die Lilje buhlt umsonst nach seinen starren Blicken;
Die süße Feige sprach: tritt her, dich zu erquicken.
Umsonst er sah sie nicht, er sah nur in den Sand,
Nach einem schnöden Kies, der glänzt' und schnell verschwand.
Er kam zum Rosenstrauch; die raschen Finger brachen
Begierig Rosen ab, und ihre Dornen stachen.
Er sah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn:
Muthwillig kroch er nach, und sie verwundet' ihn.
Wehklagend schrie der Mensch: ach! wär' ich nie geboren!
Hat eine ganze Welt sich wider mich verschworen?
O Aufenthalt der Qual! — Halt' ein! was zürnest du,

Wenn du dich elend machst? rief ihm die Stimme zu.
Du, den die Freude sucht, fliehst, was du suchen solltest,
Und könntest glücklich sein, wenn du vernünftig wolltest:
Genieße deines Glücks! die Kunst, sich zu erfreun,
Ist für den Sterblichen, die Kunst beglückt zu sein.

## An Herrn Hofadvokat G***.

Du, den Lyäus mir, den mir die jungen Freuden,
Umkränzt mit Epheu, zugeführt,
Als mich der Himmel hieß auf Römhilds Fluren weiden,
Der oft mit mir beim Wein dem Vorzug nachgespürt,
Wie ächte Wesen sich vom Pöbel unterscheiden,
Wenn, unbetäubt von rauhen Leiden,
Vom Glanz der Großen ungerührt,
Sie jenen standhaft sehn, sie diese nicht beneiden:
Mein G***, wenn sonst nichts beweist,
Daß ein verwandtes Blut in unsern Adern fleußt;
Wenn weder Leichenstein, noch Wappen übrig bliebe:
So überzeugen meinen Geist
Der Herzen gleichgesinnte Triebe
Zu Wein und Musen gleiche Liebe,
Zu Mädchen auch und schlauverwehrter Lust
Auf ihrem Mund, an ihrer Brust.
Ich höre mit entzückten Ohren,
Wenn dein umlorbeert Saitenspiel
Von unsrer Freundschaft schallt, und wie ein gleich Gefühl
Dich mir gewählt, mich dir erkoren.
Ach! Jude, Bauer, Schelm, Betrüger oder Thoren
Sind, unter lärmendem Gewühl,
Mein Umgang, seit ich dich verloren:
Nach dem, im Schooß der Vaterstadt,
Nun wieder, wie vorhin, zu dornichten Geschäften,
Die unser himmlisch Theil an Staub und Erde heften,
Mich Themis angewiesen hat.
Du, dem ein günstig Glück ein sorgenfreies Leben,
Und ohne Sklavendienst, was du bedarfst, gegeben;
Dem unverwehrt ist, frei zu sein
Und ungestört sich zu erfreun:
Darf meine Muse dich in deinem Lehnstuhl stören,
Und achtest du auf ihre Lehren,
Wenn mit entwölktem Angesicht,
Sie, als ein Seneka, im Schooß der Wollust spricht:
Freund, so verlange nicht,
Mit Ketten mühevoller Pflicht,
Die um der Ehrsucht Arme rauschen,
Dein stilles Glücke zu vertauschen.

Der Weise, dessen Herz von Menschenliebe flammt,
Flieht nicht vor anvertrauten Bürden.
Doch drängt er seinen Hals nicht in das Joch der Würden.
Aus einem niedern Stolz, den seine Brust verdammt.
Sein Herz ist groß genug, die Größe zu verachten,
Die farbigt schwillt und platzt, eh kleine Seelen dachten,
Die nach dem bunten Tande schmachten,
Und um ein schimmerreiches Amt,
Das ihrer nicht bedarf, noch sie bedürfen, laufen,
Der Thorheit Sklaven sind und neue Felsen kaufen.
Der Thor bleibt stets ein Thor, auch in der Ehre Schooß;
Und wird von innrer Knechtschaft Schande,
Von Knechtschaft schlimmer Art, aus eines Rud'rers Bande
Selbst unterm Purpur los.
Die Höhe, wo er steht, macht keinen Gecken groß:
Sie läßt, wie klein er sei, nur desto weiter sehen.
Ein Sturm des Glücks verschlägt ihn an entweihte Höhen;
Ein stürmisch Glück
Schlägt wieder ihn zurück:
Wie eine träge Regenwolke
Sich auf des Windes Flügeln hebt,
Und über einem ganzen Volke
Mit fürchterlichem Schatten schwebt,
Sie rauscht in ungewohnter Sphäre:
Nicht lange! denn die eigne Schwere
Drückt sie zur Erde bald herab,
Die ihr den Ursprung gab.

Gieb nicht im Frühling muntrer Jahre
Verblendeten Begierden Raum;
Und überlaß den Geiz der Kindheit grauer Haare
Den Stolz der Ehre Sommertraum.
Die Sorgen stören ihn mit schreckenden Gestalten:
Durch Niederträchtigkeit wird, was ihn reizt, erlangt,
Durch Niederträchtigkeit erhalten:
Und schmilzt, wie Frühlingsreif, der an der Sonne prangt.
Der große Liebling großer Fürsten
Mag unerquickt nach Ruhe dürsten:
Sie flieht ihn schüchtern überall.
In jedem dunkeln Laut, in Blicken und Geberden
Zeigt bange Furcht ihm seinen Fall:
Der Sklave fürchtet, frei zu werden!
Freund, von des Irrthums Brust entwöhnt,
Laß dich kein Puppenspiel von goldner Freiheit scheiden!
Und brich die Rosen aller Freuden,
Die keine Reu umdornt, kein spätes Ach! umtönt.
Der weisen Wollust sei dein Garten eingeweihet
Die, von der Weisheit Hand gekrönt,
Mit ernster Tugend nie entzweiet,
Die ernste Tugend selbst mit Fröhlichkeit versöhnt.

Seh ich unter grünen Lauben,
Bei dem Gotte froher Trauben,
Und beim Saitenspiel der Musen,
An des besten Mädchens Busen,
Dich, vom sichern Busch verdeckt,
Unter Blumen hingestreckt?
Hör' ich unter Nachtigallen
Deine süßen Lieder schallen?
Lieder wie mein Chaulieu sang,
Wann er frei von eklem Zwang
Und bei spätem Weine wachte!
Bacchus, wann sein Lied erscholl,
Ließ den trunknen Becher voll,
Der ihm in die Augen lachte;
Und, gelehnt auf seinen Stab,
Der vom heil'gen Epheu rauschte,
Hing er schweigend hin und lauschte,
Bis der Dichter durstig schwieg, Bacchus ihm den Becher gab.

Doch meinen Dichtergeist umnebeln leichte Träume!
Du ruhest jetzt wohl nicht im Schatten deiner Bäume,
Nun, da sie fast entblättert stehn,
Und rauhe Winde nur in öden Gärten wehn:
Da nach des Herbstes milden Segen,
Das greise Jahr mit kaltem Regen
Die Fluren umgewühlt, wo Raben einsam gehn.
Wann Zephyr die verjüngten Blätter
Und Floren und die Liebesgötter
Aus düftendem Gefieder bringt,
Und in der Frühlingsluft die frühe Lerche singt:
Alsdann wird Amor dich im Grünen wieder finden,
Dich, der sein Sklave schon, ihm nur entwischet war,
An seinem flammenden Altar
Mit Blumen ewig feste binden,
Zu seiner andern Sklaven Schaar.

Laß von den Grazien dir eine Gattin wählen,
Die nicht von den gemeinen Seelen,
Blos wirthlich, reich, vielleicht getreu,
Doch ohne Zärtlichkeit und lauter Pöbel sei.
Zwar war, wie unsre Väter, wissen
Von keinen englischen Clarissen:
An ihre Würde reicht kein sterblich Mädchen hin.
Ach! Harlow's Tochter starb! auf Erden war kein Gatte
Für sie, die nichts vom Weibe hatte,
Als Reizungen und Eigensinn.
Du, Freund, bist selbst ein Mensch, und wirst ein menschlich Wesen
Zu einer Gattin dir erlesen:
Zu glücklich, wenn sie dir, vom Himmel mild bedacht,
In einen holden Leib, zu schlauer Lust gemacht
Auch eine Seele zugebracht,
Die denkt und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich, als Freundin, liebt, wann sie dich Gatten nennet!
O Wollust, nicht blos einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verschleichen,
So ruhig, als ein Bach, der unter finstern Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungerunzelt lacht:
Hoch über ihm hinweg braust unter nahen Eichen
Der schwarzen Stürme Wuth, die niemals ihn erreichen.

# V.

## Karl August Varnhagen von Enſe

ward 1785 zu Düſſeldorf geboren, ſtudirte zu Halle, Berlin und Tübingen Medicin und trat 1809 in öſterreichiſche Kriegsdienſte, welche er aber aufgab, um als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn den ruſſiſchen Fahnen während des Befreiungskrieges zu folgen. 1814 veranlaßte ihn Fürſt Hardenberg in ſeine Kanzlei einzutreten, in welcher Funktion er den Congreß zu Wien beſuchte und nach Paris reiſte. Von hier wurde er als Chargé d'Affaires und nach kurzer Zeit als Miniſterreſident nach Karlsruhe geſandt. Gegenwärtig privatiſirt er mit einer Penſion in Berlin als geheimer Legationsrath.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Mit A. v. Chamiſſo: Muſenalmanach für 1804–1806.
Mit W. Neumann: Erzählungen und Spiele. Hamburg, 1807.
Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Berlin, 1808.
Geſchichte der Hamburger Begebenheiten im Jahre 1813. London, 1813.
Geſchichte der Kriegszüge des Generals von Tettenborn in den Jahren 1813 und 1814. Tübingen, 1814.
Teutſche Erzählungen. Tübingen, 1816.
Vermiſchte Gedichte. Tübingen, 1816.
Biographiſche Denkmahle. Berlin, 1824—1830. 5 Thle.
Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard. Stuttgart, 1830.
Die Sterner und die Pfitticher. Berlin, 1831.
Zur Geſchichtſchreibung und Literatur. Berlin, 1833.
Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim, 1837. 4 Bde. 12.
Leben des Feldmarſchall Schwerin. Berlin, 1841.
Viele einzelne Aufſätze, Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber V. äußert ſich einer ſeiner eifrigſten aber unbefangenen Verehrer Heinrich Laube (Moderne Characteriſtiken Th. II. S. 299) mit folgenden Worten: „Seine ſpecielle Stellung in unſerer Literatur iſt die eines Kritikers und Biographen. Die Fähigkeit zur Kritik und Biographie iſt ſehr verwandt mit der Fähigkeit des höheren, geſelligen Umgangs oder richtiger: ſie iſt der nächſte Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenſtände für eine wirkliche Kenntniß Herr zu werden. Der Umgang iſt die Vorbereitung dazu, die hier bei nöthiger Unterordnung ſchwindet am Schreibtiſch, aber die Liebe, das Anſchmiegen, das Aufnehmen bleibt. — Im Umgange ſpricht ſich zunächſt das Weſen unſerer Bildung aus. Da dieſe bei Varnhagen ſo hervorſtechend human und fein iſt, ſo haben auch ſeine Schriften dieſen Charakter erhalten. Er iſt unſer feinſter und humanſter Kritiker und Biograph. Jenes hat er namentlich in ſeinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, welche 1833 unter dem Titel „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur" geſammelt erſchienen ſind, dieſes in ſeinen biographiſchen Denkmalen. Die letzteren betreffen zumeiſt Staatsmänner und Krieger und lehren unwiderleglich die Nothwendigkeit, den Menſchen nicht blos in den einzelnen Aeußerungen ſeiner Berühmtheit ſondern als ganzes mannigfaches Weſen auch mit Fehlern und Schwächen darzuſtellen. — — Einfach und ſauber iſt ſein (Varnhagen's) Wort, klar und voll Ordnung. — — In Summa iſt Varnhagen von Enſe der Indegriff jener höheren deutſchen Kritik, an die wir denken, wenn wir uns in Kunſt und Wiſſenſchaft anderer Völker überheben, jener Kritik, welche den Schmerz über häuslichen Jammer im Herzen tragen, und doch klare Worte ſtrenger Unpartheilichkeit über Freund und Feind auf der Lippe haben kann. Dieſen deutſchen Stolz, das Beſte ohne Anſehn der Perſon zu würdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es ſelbſt nicht beſitzt, dieſen Stolz repräſentirt Varnhagen."

---

## Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe,

geborene Rahel Levin, die Tochter eines angeſehenen jüdiſchen Kaufmannes zu Berlin, ward daſelbſt 1771 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung, vermählte ſich, nachdem ſie zur chriſtlichen Religion übergetreten war, am 27. September 1814 mit Varnhagen von Enſe und ſtarb in ihrer Vaterſtadt am 7. März 1833. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte ihren Briefwechſel unter dem Titel:

Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. 3 Bde.

und fügte ſpäter, zur Ergänzung hinzu:

Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Leipzig, 1836. 2 Bde.

Sie war eine merkwürdige und ſeltene Erſcheinung; da ſich jedoch Alles, was wir von ihr beſitzen, auf ihre perſönliche Individualität bezieht, ſo kann ſich die rein literariſche Kritik nicht geſtatten, ein Urtheil darüber zu fällen.

---

## Valentin Karl Veillodter

ward am 10. März 1769 zu Nürnberg geboren und widmete ſich nach vollendetem Schulcurſus dem Studium der Theologie, dem er zu Jena und Altdorf oblag. Nach beendigten Studien wurde er 1791 zum Nachmittagsprediger an der Kreuzkirche ſeines Geburtsortes berufen, welche Stelle er aber 1801 wieder aufgab, um ein Pfarramt zu Walkerbrunn anzunehmen. Hier blieb er bis 1809, wo er wieder nach ſeine Vaterſtadt berufen wurde, um das Amt eines Stadtpfarrers an St. Aegidien zu verſehen. Gleich im folgenden Jahre wurde er Mitglied der Kommiſſion, welche die theologiſche Aufnahmsprüfung und die Aufſicht über die Schullehrer des betreffenden Diſtriktes zu beſorgen hatte. — 1814 wurde er zum königl. baieriſchen Dekan und zum Hauptpaſtor zu St. Sebald in Nürnberg ernannt. Er ſtarb am 9. April 1828.

Seine Schriften ſind:

Predigtſammlungen: Nürnberg, 1794—97. 2 Thle. 1799. 2 Thle. — Leipzig, 1805—6. 3 Thle. 1810—11. 2 Thle. — Nürnberg, 1815—17. 2 Thle. 1820—21. 2 Thle.
An junge Chriſten bei der erſten Feier des heiligen Abendmahls. Nürnberg, 1798.

Kommunionbuch für gebildete Christen. Nürnberg, 1798.
Gebete am Morgen und Abend. Nürnberg, 1801.
Erzählungen, Lieder und Fabeln. Nürnberg, 1805.
Beicht- und Kommunionbuch für christliche Landleute. Nürnberg, 1805.
Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Nürnberg 1809.; 3. Ausg. 1815.

Einer der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Kanzelredner und Erbauungsschriftsteller neuester Zeit, voll wahrhaft hoher und edler Begeisterung, tiefen Gefühls, Kraft und Klarheit, Würde und Feuer, vorzüglich da, wo er sich über die höchsten und wichtigsten Interessen und Erscheinungen des menschlichen Lebens ausspricht.

---

## Karl Franz van der Velde

wurde am 27. Sept. 1779 zu Breslau geboren. Er widmete sich dem Studium der Jurisprudenz theils auf der Universität seiner Vaterstadt, theils in Frankfurt a. d. O. Nach beendigten Studien wurde er Auscultator zu Breslau, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Stadtgerichtsassessor zu Breslau. — 1818 verließ er seine Vaterstadt wiederum, um als Stadtrichter nach Zobten sich zu begeben, doch kehrte er 1822 als Justiz-Kommissarius dahin zurück. Er starb am 6. April 1824.

Seine gesammelten Schriften enthalten:
Th. 1—4. Dresden, 1820. (Erzstufen und Prinz Friedrich).
Th. 5—7. 1821. (Eroberung von Mexico).
Th. 8—10. 1822. (der Malthheser, die Lichtensteiner, die Wiedertäufer).
Th. 11 und 12. 1823. (die Patrizier, Guido).
Th. 13 — 18. 1824. (Arwed Gyllenstierna, das Liebhabertheater, der böhmische Mägdekrieg, Christine und ihr Hof).
Th. 19. 1825. (das Horoscop) 3. Ausg. von K. A. Böttiger und Th. Hell.

Der Herausgeber erlaubt sich hier ein Urtheil zu wiederholen, das er bereits in seiner allgemeinen Geschichte des Romans S. 572 über van der Velde aussprach. Durch Art und Weise der Auffassung und Behandlung der von ihm gewählten Stoffe schließt sich v. d. V. de la Motte Fouqué an und bildet so den Uebergang im Romane von den deutschen Romantikern bis zu den Formen Walter Scott's. Er war innerlich eine wirklich poetische Natur, und behandelte daher nur Stoffe, welche sein Gemüth erfreuten und seine Phantasie anregten, aber ihm fehlte die Kraft, den eigentlich waltenden Geist im Leben und der Geschichte zu erkennen, und so vergriff er sich stets sowohl bei der Anlage und Durchführung der Charaktere, als auch bei den Situationen, in welche er dieselben brachte. Dagegen besaß er das Talent, Umgebungen und Verhältnisse gleichviel ob richtig erfunden oder nicht, mit großer Anmuth und Reichthum zu schildern, und sich selbst bei ihrer Gestaltung in eine Welt zu versetzen, die ihm willig alle Mittel, deren er bedürftig zu sein glaubte, darbot. Betrachtet man Walter Scott als einen in sich fertigen Mann, so ist van der Velde mit ihm verglichen ein nicht minder glücklich ausgestattetes Kind, aber nicht mehr und nie weiter kommend. Diese kindliche Liebenswürdigkeit blickt auch überall bei ihm durch; sie hindert ihn nicht, Fehler auf Fehler zu häufen, aber sie bewahrt ihn vor Uebertreibung. Seine Helden handeln oft äußerst inconsequent, werden häufig zur Unzeit sentimental, aber sie bleiben immer liebenswürdig, wie er; seine Beschreibungen umgiebt stets ein zauberischer Glanz und Schimmer, seine Landschaften haben immer einen Ton, der sich vielleicht in der Wirklichkeit nur selten findet, doch das Auge zu jeder Zeit erfreut. Tiefere Leidenschaften versteht er freilich nicht darzustellen, das Verhältniß des Einzelnen zum großen Gesammtwesen einer bedeutenden Epoche nicht klar und bestimmt hervorzuheben, die Gegensätze nicht scharf zu sondern — lauter große Mängel an einem Dichter historischer Romane, das weiß ich sehr wohl — aber alle seine Gebilde haben etwas Anziehendes, das sich bei einigen bis zu hoher Anmuth steigert, wie z. B. in der Erzählung Asmund Thyrsklingurson in den Erzstufen, welche sichtlich durch la Motte Fouqué's Thiodolf entstanden ist, aber doch ein eigenthümliches, Herz und Sinn gewinnendes Leben hat. Seine Irrthümer darf man ihm daher auch nicht so hoch anrechnen, wie es spätere und namentlich jüngere Kritiker gethan; gefördert wurde der historische Roman dagegen nur in sofern durch ihn, als er das größere Publicum dafür einzunehmen verstand, das ganze Genre poetisch und mit Liebe auffaßte, nicht daran durch mühselige Combinationen künstelte und keine falschen undichterischen Tendenzen hineinbrachte. Mit etwas mehr Genie und etwas weniger Talent hatte er gewiß weit Größeres geleistet; von dem Ersteren hätte er ein Bischen zu wenig, von dem zweiten etwas zu viel. Das Weibliche herrschte in seiner Natur zu sehr vor, darum drang er nicht in die Geschichte ein und verfehlte die Charaktere; er glich einem Maler mit außerordentlichem Sinne für die Farbe, der aber nicht zeichnen konnte und es auch nie hätte lernen können, weil ihm die Natur den angebornen Blick für die Verhältnisse versagt.

---

### Der Wunsch des Canfu.

(Einem persischen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canfu beschatteten, und die höchsten Wipfel begannen sich schon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifensohnes Raalkur in dem Gebirge Gabel el Arcd. An einer Palme stand Gussarat, Canfu's schöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre schwarzen Augen schienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Hast du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er sie verdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Gussarat sah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch näher zu ihr hin, und wiederholte seine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Gussarat heftig. Melkt sie selbst, wenn ihr Milch haben wollt.

Das ist wieder so eine Antwort, wie ich sie von dir gewohnt bin, murrte Kelanu. Wenn ich die den Eltern brächte, so würde es dir übel ergehn, aber ich bin besser als du. Ich werde lieber die Ziegen selber melken, damit ich dir Schläge erspare.

Thu', was du willst, antwortete Gussarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelanu fortgehend. Wenn die schlimme Dirne nur nicht so hübsch wäre, ich hätte ihr schon lange den Handel aufgesagt; aber wenn sie sich nicht in Kurzem ganz und gar ändert, so geschieht es doch noch, denn ihr Uebermuth ist unerträglich!

Gussarat hörte nicht auf sein Schelten, sondern blieb stehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüsch, aus Pfeilwunden blutend, schäumend vor Angst und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen war er an der erschrockenen Gussarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampflustigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß streifte vorbei und zuletzt kam auf einem schwarzen Araber ein schöner Jüngling

durch hohe Miene und edle Gestalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unsers Herrn, rief Gussarat, und sank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Busen kreuzend, auf ihre Kniee.

Raalkur hielt sein schnaubendes Roß an. Mir ist sehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Wasser, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Gussarat, stürzte in die Hütte, und kehrte blitzschnell zurück mit einem Becher voll ihrer besten Ziegenmilch, die sie dem Fürstensohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebst ja mehr, als ich dich bat, sprach Raalkur, zwischen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinst einen recht guten Mann bescheren.

Verlegen senkte Gussarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat sich gesetzt, und leistet grimmigen Widerstand, meldete herankeuchend ein Jäger. Also drauf! rief lustig Raalkur, warf Gussarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfspeer aus der Hand, und sprengte fort.

Ach! seufzte Gussarat im thörigen Wahne ihres eiteln, stolzen Herzens, den sie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du stehst noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelanu, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fischen, und du sollst der Mutter helfen beim Käsemachen.

Das mag ein Geschäft sein für Canfu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haben, werden sich nicht damit besudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? fragte Kelanu erstaunt.

Allerdings, antwortete Gussarat stolz. Wie von Mekka's heiliger Staude troffen die Worte der Huld von seinen Rubinlippen, und seine Magd hat Gnade gefunden vor seinen Augen.

Bist du bei Sinnen? fragte Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebest bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn sich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, sprach Gussarat begeistert, wie sollte sich diese nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und sich nicht an dem stolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun ist der Narrheit genug! rief Kelanu entrüstet. Der Thronfolger ist ein schöner Jüngling und einst unser Herr, und du bist eine hochmüthige, manntolle Dirne, das ist der Schlüssel zu deinem thörichten Geschwätze. Dergleichen unsinnige Träumereien mußt du den Abschied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden soll!

So meinst du wirklich, erwiederte Gussarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, so plump von Gestalt als roh von Sitten?!

Sey ganz ruhig, schrie Kelanu wüthend. Vor dieser Schmach bist du sicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet sich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen lasse, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hause meiner Geburt zu den räuberischen Stämmen der Wüste, und nimmer soll Kelanu's Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Ared!

Er stürzte fort, von Gussarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Canfu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der lässigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtschaft, sprach diese, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! schickte noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöse, und ging unmuthig in die Hütte.

---

Finster kam der alte Canfu mit seiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechsel zwischen seinem Sohne und seiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er seine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergstromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für sich. Die ungestüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrin, Feuer und Wasser! Zwei Elemente, die sich ewig hassen, und sich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der sich dort mit donnerndem Gebraufe von dem Felsen in die Tiefe stürzte, an den untern Klippen zerstäubend, sich in weiße Schaummassen auflöst'te, und dann, noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwischen den hohen Stein-Ufern fortrauschte.

Die Heerde breitete sich aus auf der fetten Kräuterweide, und Canfu setzte sich auf einen großen Stein am Ufer, starrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewässer, und sah den Schaumhügeln zu, die, je weiter sie sich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verschwanden.

Das sind die Wünsche und Gebete der armen Sterblichen! sprach er bei sich. Je länger der Lebensstrom fließt, desto bescheidner werden sie, und versinken endlich ungehört und unerfüllt. Diese Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunsch, der mir übrig geblieben war von tausend vereitelten, der einzige süße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war so freundlich, so natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunst zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umsonst! Er will *seinen* Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Canfu zu ihm emporsteigen würde! Auf seinem goldnen Throne sitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er spöttisch auf den niedern Wurm herab, der sich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebste seiner Gebete!

Während Canfu also mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menschenkörper gewahr, den der brausende Strom mit sich daherriß. Nachdem er mit dem Wasserfall herabgestürzt war, schwamm er auf der Wasserfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Canfu, dessen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böse war, konnte das nicht sehen, ohne helfen zu wollen. Er stieg hinab in den Strom, und sich an einer Uferklippe festhaltend, streckte er seinen gekrümmten Hirtenstab nach dem heranschwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, diesen zu fassen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderschönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergossen, mit geschlossenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Canfu zurückstieß, so vollendet schön die Formen des Gesichtes waren. Der ehrbare Canfu warf sein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr stehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu versuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Canfu's Gewand das Wasser von dem Körper abgetrocknet, als diesen eine sanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete sich die schöne Gestalt auf, und öffnete die schwarzen blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Canfu schoß, vor dem dieser erschrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus sprach. In dem Augenblicke breiteten sich leichte, duftige, schimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, stieg die schöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen starrte Canfu ihr nach. Sie flog dem Felsen des Wasserfalles zu, und umkreis'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob sie einer Beute auflauere. Da erschien ein anderes geflügeltes Wesen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Gestalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, stürzte sie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal rissen seine Fluthen sie den Wasserfall herab und Canfu's Retterhand entgegen.

In schweigendem Erstaunen zog Canfu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erste Mal auflebte und in unsterblicher Jugendschöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten stand.

Es ist vergebens, sprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es ist vergebens, gegen eine Macht zu streiten, die mir überlegen ist. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur ist so beschaffen, daß, während das Tagegestirn die Erde beleuchtet, das Wasser mein Wesen aufzulösen vermag. Ich bin Geiwäraha, von dem Geschlecht der kühnen und freien Geister, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Lust ist: dem Willen des Propheten zu widerstehn. Du sahst mich so eben im Kampfe mit einem seiner Sclavengeister. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte absichtlich diesen Ort zum Angriff, und stürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerstören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der sein Gebet nicht erhören will. Was *Er* dir versagt, Canfu, das will ich dir gewähren, sobald du nur einwilligest, denn meine Macht ist beschränkt, und ich darf den Menschen ohne ihre eigne Zustimmung weder helfen noch schaden.

O reizender Geist! erwiederte Canfu in thörichter Freude. Du hast meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelanu durch das Band der Ehe mit Gussarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getrost in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhnischen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunsches hat bereits begonnen.

Und der Geist spannte seine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl, aus Grauen und Reue gemischt, stürzte Canfu auf sein Angesicht nieder.

---

Als die Sonne hinter dem Gebirge versank, kehrte Canfu mit der Heerde zu seiner Hütte zurück. Huadir, sein Weib, kannte das Blöcken der Ziegen, und eilte ihrem Manne entgegen. Wo ist Kelanu geblieben? fragte sie ihn erstaunt.

Kelanu ist nicht mit mir gegangen, antwortete Canfu befremdet. Ich hatte ihm geboten, im Flusse Fische zu fangen zur Abendkost.

Das weiß ich wohl, versetzte Huadir. Er hat auch sein Geschäft ausgerichtet, aber nachher ging er fort, dich zu suchen, als die Sonne noch in den Thälern war.

Canfu erschrak über diese Worte, denn er erinnerte sich, daß es um die Zeit gewesen, da er dem Geiste Geiwäraha seine Einwilligung gegeben.

Wäre er vielleicht ausgegangen ein Reh zu schießen? fragte er bekümmert, oder ist er bei Gussarat?

Bogen und Köcher hängt ruhig in der Kammer, antwortete Huadir, und Gussarat, die heute zu keiner andern Arbeit zu brauchen war, muß fleißig spinnen in der Hütte. Ihre Gesellschaft sucht er gewiß nicht. Eher glaube ich, daß er fortgegangen ist, sie zu vermeiden.

Das ist ein großes Unglück! jammerte Canfu und rang die Hände.

Wie kommst du mir vor, Canfu! fragte Huadir. Soll das verzagte Weib den muthigen Mann trösten? Ist doch der Bursche alt genug und der Gebirgswege kundig. Hatte er sich auch verirrt, er wird sich schon wieder herzufinden. Komm zum Abendessen. Dem Landläufer wollen wir seinen Antheil aufheben.

Sie ging hinein. Trostlos blieb Canfu stehen. Ich habe in mein eignes Unglück gewilligt, klagte er, und Geiwäraha hat mir die einzige Freude meines Herzens gestohlen! O, großer Prophet, sieh' meinen Kummer, und strecke deinen mächtigen Arm aus zu meiner Hilfe! Aber ach, ich darf dich nicht anrufen; denn ich habe mich mit deinen Feinden verbündet, und mit Recht hast du mich verlassen!

---

Ruhelos war Kelanu unterdeß in den Bergen herumgeschweift. Wohlbekannt in den Thälern und Felsen des Gebirges, in dem er geboren war, wußte er auch alle die Kerbe zu finden, die sein Vater hier und da in Steine und Baumstämme gehauen hatte, zu Merkzeichen in den verschlungenen Bergsteigen, aber heute schien ihn seine Kenntniß zu verlassen. Lange war er herumgewandert, ohne den Weideplatz am Strome finden zu können, und als endlich die Nacht hereinbrach, hatte er den Weg völlig verloren, und stand auf einer unfruchtbaren Haide, von allen Seiten mit hohen Felsen umgeben.

Da ward ihm bange an dem unbekannten, unheimlichen Orte. Sein Vater, verwildert durch das wüste Waldleben und durch manche Sorge, hatte nichts gethan für seine junge Seele. Er war roh herangewachsen, gleich den Thieren des Gebirges. Er wußte nichts von höheren Dingen, und kannte keine Macht, die er anrufen konnte in den Stunden der Noth. Da schrie er laut den Namen: Canfu, und bat ihn um Rettung aus dieser Wüstenei! Aber Canfu hörte ihn nicht, der Vater hatte seinen Sohn dahingegeben, und Muhamed wollte den nicht retten, der nichts von ihm wußte.

Jetzt brach mitten auf der Haide eine kleine blaue Flamme aus der Erde hervor. Sie wuchs mit jedem Augenblicke, und loderte endlich hoch empor, gleich einer feurigen Garbe; und zugleich erhob sich ein Sturmwind, der um die Felsengipfel heulte, aber die Mitte der Haide konnte er nicht erreichen, wo Kelanu stand und die blaue Feuergarbe brannte.

Und hoch in der Luft ertönte ringsum ein gräßliches Geschrei und Geheul und Gezisch, das immer näher kam, und sich endlich niedersenkte auf die Haide, und ein Gewimmel geflügelter luftiger Gestalten umgab jetzt das Feuer, und Kelanu sah sich rings eingeschlossen von dem fürchterlichen Geisterkreise.

Da schwebte ein schönes Weib aus der Menge hervor, und ergriff mit einem Blicke voll wilder Freude Kelanu's zitternde Hand.

Ihr freien Geister, sprach sie zu ihren Genossen, seht hier in Eurer Mitte einen Jüngling, der unserer Macht anheimgefallen ist. Sein Vater hat sich unserer Herrschaft unterworfen, und Kelanu ist den Verächtern Muhameds übergeben. Laß uns daher sehen, königliches Geschlecht: wie weit das menschliche Herz fähig ist, in den kühnen Grundsätzen unterrichtet zu werden, vor denen die knechtischen Jünger des Propheten von Mekka zittern!

Ein Gemurmel, gleich dem ersten Grollen des Erdbebens, drückte den Beifall der wüsten Versammlung aus; indem krachte ein Donnerschlag, und in einem Blitze erschien ein fürchterliches Wesen in der Mitte der Geister. Riesig über sie emporragend, schwang es die dunkeln ungeheuern Flügel, sein wildes Gesicht trug zugleich den Stempel der Größe und Verworfenheit, und seine unruhigen Augen leuchteten von einem innern gräßlichen Feuer und schossen ihre Strahlen im Kreise herum.

Allahoara! heulten die Geister und warfen sich nieder auf ihr Angesicht, ihrem aufrührerischen Anführer die Huldigung darbringend, die sie dem Herrn des Himmels und der Erde verweigerten.

Bebend, wie das Laub der furchtsamen Espe, näherte sich die freche Geiwäraha dem gewaltigen Gebieter, und nöthigte Kelanu, seine Kniee vor ihm zu beugen.

Ich weiß, was du gethan hast, Geiwäraha, sprach Allahoara mit einer Stimme, die dem fernen Gebrüll des Löwen glich, und ich lobe deine Sorgfalt und Treue für unsere Sache. Nimm zum Lohne das Amt einer Erzieherin bei dem Jünglinge. Bringe ihn in unsern Palast im Mittelpunkte der Erde, führe ihn durch alle Schulen unsers Geschlechtes, laß ihn in allen den Künsten unterweisen, die er zu den Thaten bedarf, welche wir von ihm fordern werden, und mache ihn zu einer brauchbaren Geissel der elenden Selaven des stolzen Muhamed.

Die Worte waren kaum verklungen, da rauschte es rings in der Luft, wie eine Hagelwolke, die, vom Sturme gepeitscht, davoneilt. Blitze zischten, Donner rollten. Allahoara war verschwunden mit seiner Rotte. Fürchte dich nicht! mahnte Geiwäraha den Jüngling, den sie fest umschlang mit ihren Armen. Unter ihrem mächtigen Fußstoße bebte der Boden, die Gipfel der Felsen zitterten von der gewaltigen Zauberei, und das Thal sank mit der unglücklichen Beute der Geister hinunter in die grause Tiefe.

---

Mit einem Erdstoße setzte sich das hinabgesunkne Thal fest in dem Innern der Erde, und von allen Seiten öffneten sich die Felsen, die es umgaben, rauhe und unregelmäßige Bogen und Gänge bildend, die den Blick frei ließen in weite Säle und Gewölbe. Geiwäraha führte den erstaunten Kelanu in einen langen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Schein hohe Spiegelwände zurückwarfen, daß ein Glanz, dem Sonnenlicht ähnlich, die Augen des Jünglings blendete. Hier hingen in langen Reihen die herrlichsten Kleider aus allen Zonen der Erde; des kultivirten Europäers gekünstelte, entstellende und beschwerliche Tracht, des Asiaten bequeme, großartige Pracht, und der bunte Fell-, Feder- und Muschelschmuck der wilden Nationen.

Das dürftige Gewand, das du trägst, ist deiner unwerth, sprach Geiwäraha. Wähle hier nach deinem Geschmack, und scheue dich nicht, das köstlichste zu wählen. Was deinem Herzen gelüstet, ist dein.

Lange betrachtete Kelanu mit Neugier und Lust den bunten Schimmer der Farben und Metalle und Edelsteine, streckte unentschlossen die Hand bald dahin, bald dorthin aus, und gelangte über der Menge der Herrlichkeiten, unter denen er zu wählen hatte, zu keiner Entscheidung.

Nimm diese Sultanskleider, sprach Geiwäraha, als sie seine Unentschlossenheit wahrnahm. Sie sind berechnet für einen hohen, kräftigen Wuchs, und sprechen zugleich deine künftige Bestimmung aus. Denn der Liebling unsers Geschlechtes ist geboren zum unumschränkten Beherrscher der Menschen.

Mit geheimem Entzücken warf sich Kelanu in den Kaftan von himmelblauer Seide, von Gold und Sapphiren strahlend, und drückte sich den weißen, perlengeschmückten Turban, aus dessen Diamantenkleinod ein stolzer Reiherbusch emporstieg, in die Stirne.

Du bist noch schöner, als ich glaubte, rief Geiwäraha mit lüsternen Blicken, deine Jugend strahlt in diesem Schmucke mit wahrhaft göttlichen Reizen! Eilig führte sie den Jüngling vor die nächste Spiegelwand, die ihm seine volle Gestalt entgegenwarf. Erschrocken und entzückt betrachtete er sein glänzendes Bild in dem klaren Krystalle, und bekannte sich im Stillen, daß ihm Geiwäraha nur Gerechtigkeit widerfahren lasse. Weit öffnete sich sein Herz, und die Eitelkeit zog zuerst hinein mit ihrem Gefolge, und rüstete und beschickte es für den Empfang der gewaltigen Mächte, die ihr nachfolgen sollten.

Du mußt ermüdet sein, sprach jetzt Geiwäraha, von der langen ruhelosen Wanderung im Gebirge und von Allem, was sich seitdem mit dir zugetragen. Darum stärke dich durch einen kurzen Schlaf zu herrlichen, nie geahnten Genüssen und zu einem Unterricht, der dich spielend das lehren soll, was die armen führerlosen Sterblichen in einem Menschenalter nicht begreifen lernen.

Sie führte ihn in ein Nebengemach, wo ihm unter einem prächtigen Baldachin ein köstliches Sopha die hohen seidenen Polster entgegenblähte. Eine Lampe, die in einer Vase von rothem Krystall brannte, goß ein freundliches Abendroth auf die Schlummerstätte herab. Kelanu's Sinne umschleierten sich, und er sank auf das Lager nieder. Schlummre sanft, und die Mächte der Erde hüten deinen Schlaf, flüsterte Geiwäraha, und verschwand. Eine sanfte Musik ertönte aus der Ferne, immer schwächer und schwächer, und als sie verstummte, war Kelanu entschlafen.

Aber sein Schlaf war nicht traumlos. Es dünkte ihm: er sehe seinen Vater Canfu auf dem Gebirge Gabel el Areb. Sein Gesicht war finster, wie der schwarze Abgrund der Felsenkluft, seine Stimme glich dem Brausen des zornigen Meeres, wenn es gegen Klippen brandet. Er schalt seinen Sohn wegen seiner schönen Kleidung und befahl ihm, sein Hirtengewand wieder anzuziehn, und den verirrten Ziegen nachzusehn auf den Berggipfeln. Empört über die unwürdige Zumuthung, widersprach Kelanu. Drohend hob Canfu den Hirtenstab gegen ihn. Furcht und Zorn weckten den Jüngling, und als er die Augen aufschlug, stand Geiwäraha vor ihm, ein listiges Lächeln auf dem schönen Gesichte.

Voll von dem Gegenstande, mit dem er sich so eben beschäftigt, erzählte ihr Kelanu seinen Traum. Alberner Vater! rief sie spottend, erbärmlicher Kanfu! Soll Kelanu, der Schützling der Geister, Geiwäraha's Auserwählter, auf die Thorheiten eines kindischen Greises achten, und wieder an den armen Canfu denken? Nein, Jüngling, verachte die Lehren, die dir je dieser nichtswürdige Ziegenhirte gegeben, und denke nicht mehr an die einfältigen Ermahnungen deiner unwürdigen Eltern. Kelanu wurde geboren zu herrschen! Wie darf denn ein künftiger König hören auf die Lehren der Armuth und Einfalt?!

Und sie führte Kelanu durch einige weite Hallen und lange Gänge in einen hohen herrlichen Saal. Hier umringte ihn eine Schaar schön gekleideter Jünglinge mit großer Freude und demüthigen Begrüßungen, und nachdem sie seine Gestalt, seinen Anstand, seine Kleidung nach Kräften gepriesen, riefen sie ihn jubelnd zum Sultan ihrer Vergnügungen für diesen Tag aus, und geleiteten ihn wie im Triumphe zu einem goldnen Sessel, der unter einem Thronhimmel stand.

Ein schwelgerisches Mahl wurde aufgetragen, und die bunteste Unterhaltung rauschte um die Tafel. Uebertriebene Lobpreisungen, die jedes Wort Kelanu's begleiteten, giftiger Witz, der die Gegenwärtigen tückisch verletzte und die Abwesenden schonungslos zerriß, scharfsinnige und lustige Lästerungen Allahs, wollüstige Anspielungen und Erzählungen, die der unschuldige Kelanu nur zu schnell verstehen lernte, würzten die Speisen, und jetzt gingen krystallne Pokale in die Runde, in denen der edelsten Weine Gold und Purpur funkelte; bedenklich zögerte Kelanu, den Becher zu nehmen, aber der Tischgenossen Gelächter bestrafte ihn sogleich dafür.

Du denkst doch wohl nicht gar an das Verbot des elenden Muhameb? fragte ihn sein Nachbar. Hast du vergessen, daß du ihn abgeschworen und einem größern Herren angehörest? Was die Erde giebt, ist zu unserm Genuß da, und der wäre wohl ein tausendfacher Thor, der dürsten wollte, wenn sich ihm der Becher darbietet, aus dem er Kraft und Lust trinken kann, und neue Kraft zu neuer Lust.

Dieser Grund schien der Begierde Kelanu's unwiderlegbar. Er leerte den Becher mit raschen Zügen, und bald brannten seine Wangen von ungewöhnlicher Glut, und seine Augen blitzten von wildem Verlangen nach einem Gegenstande, den er noch nicht kannte.

Da ertönte plötzlich der Zymbeln und Flöten lieblicher, freudiger Klang, und vier und zwanzig junge Selavinnen tanzten in den Saal. Blumenkränze schmückten die Rabenlocken, die, auf den vollen Busen herabfließend, seinen Schnee noch blendender hervorhoben, und aus den blühenden Gesichtern lachten große, dunkle, schelmische Augen, welche lüstern und verführerisch nach der Tafelgesellschaft blickten. Noch reizender erschienen die schönen Formen in den verschiedenen Stellungen und Wendungen des künstlichen Tanzes, der mit jedem Takte wollustathmender wurde.

Freut dich das Leben unter Geiwäraha's Führung? flötete eine süße Stimme neben ihm, und eine heiße, weiche Hand drückte sanft die seine. Er blickte zur Seite, und Geiwäraha selbst, in der Tracht der Tänzerinnen, nur unendlich reizender durch unsterbliche Geisterschöne, saß neben ihm, und ihre dunkeln Augensonnen brannten tief in sein Herz.

Ach, Geiwäraha! seufzte er, den Händedruck erwiedernd, und sank, berauscht von Wein und Sinnlichkeit, an den Busen des Geistes.

Fort! flisterte Geiwäraha leise in den Saal hin, und wie vom Sturmwinde gefaßt, verschwanden Tafelgäste und Tänzerinnen aus dem Saale, und die schimmernde Kerzenpracht wich einem sanften Mondenlichte.

Geiwäraha! seufzte Kelanu, und hob seine Augen zu ihr empor, und furchtsam näherten sich seine Lippen den ihren.

Geiwäraha, sprach er kühner, und schloß das schöne Gespenst in seine Arme.

Ganz mein! rief sie mit wilder Glut. Aber dabei funkelte es in ihrem Blicke so feindlich und grimmig, daß Kelanu entsetzt zurückfuhr und sich mit der Kraft der Angst aus ihren Armen riß.

Aus deinen Augen funkelt das Feuer der Hölle! stammelte er, du bist nicht geschaffen für die Umarmung eines Sterblichen! Blöder Thor! sprach sie lächelnd, und streckte noch einmal die Arme nach ihm aus.

Jetzt kommt mir die Erinnrung, rief Kelanu, die Hände wie zum Schutz vorhaltend. Du bist ein böser Geist, du liebst mich nicht, du willst mich nur verderben, hebe dich weg von mir!

Kindisches Kind! sprach sie mit Hohngelächter. Du bist noch nicht reif für meine Liebe. Dein Gemüth, durch eine elende Erziehung verwöhnt, ist noch zu weichlich. Es muß erst gestählt werden durch die Unterweisungen unserer Meister, bis du dahin gelangst, daß du nichts mehr fürchtest, nicht einmal Allahs rächenden Donner!

---

In einer kleinen Hütte, der Behausung des Mangels und der Unsauberkeit, stand Geiwäraha mit Kelanu. Eine alte gräßliche Hexe, um deren gelbe schmutzige Knochenhaut nur noch einzelne ekelhafte Lumpen hingen, kam an einer Krücke herbeigehinkt, und betete demüthig an vor der schönen Geiwäraha.

Ich will diesen Schüler einige Zeit bei dir lassen, Morad, sprach der Geist. Unterweise ihn in deinen Künsten, und mache ihn zu einer brauchbaren Ruthe für das menschliche Geschlecht.

Morad erhob sich von ihren Knieen, schielte Kelanu mit ihren Triefaugen hämisch an, hob plötzlich die Krücke auf, und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Schlage über das Haupt zu Boden.

Als er von der Betäubung zu sich kam, sprang er entrüstet auf. Er war mit Morad allein, Geiwäraha hatte ihn verlassen.

Stirb von meiner Faust, Ungeheuer! schrie er, und wollte über die Hexe herfallen; aber sie berührte ihn grinsend mit ihrer Krücke, und der Muth, wie die Kraft, ihr zu schaden, war bei ihm verschwunden, und eiskalt rann das Blut in seinen erschlaffenden Adern.

Herunter mit der Narrentracht, Bursche, keifte die Hexe, herunter damit, und nimm den Krug und hole mir Wasser aus dem Sumpfe dort.

Noch einmal regte sich in Kelanu die Lust zum Widerstande. Aber Morad hob die Krücke, und da es ihm schon klar geworden, daß er hier der Schwächere war, so nahm er gehorsam den schönen Turban vom Kopfe, zog den herrlichen Kaftan aus, ergriff den Krug, und brachte ihn bald zurück, mit dem Schleimwasser des Sumpfes gefüllt.

Iß! sprach Morad gebieterisch, ihm ein Stück stinkendes Fleisch reichend. Kelanu hatte schlechte Lust dazu, aber ein drohender Blick des Scheusals und die Achtung vor ihrer Krücke drang ihm die abscheuliche Speise auf, und er verschlang sie, grimmig auf seine Quälerin blickend.

Diese kauerte sich während der Mahlzeit ihm gegenüber auf die Erde. Der Unterricht der Armuth und Unterdrückung ist mannigfaltig, belehrte sie ihn ruhig. Er macht den Menschen barmherzig oder grausam. Er lehrt den niederträchtigen Schooßhund sich schmiegen und kriechen, und den Rachen des Tigers läßt er dampfen von Mord und Blut.

Des Tigers Loos sei das meine, erwiederte zornig Kelanu, wenn du nur das erste Opfer meines Grimmes wirst.

Der Morad Segen, welcher Fluch ist, begleite dich! sprach die Hexe mit einem tückischen Beifallslächeln, erhob sich auf ihrer Krücke, und faßte seine Hand mit ihrer naßkalten Knochenfaust.

Willst du mich wieder zu Geiwäraha bringen? fragte Kelanu mit wehmüthiger Sehnsucht, aber das lebendige Gerippe schüttelte seinen Todtenschädel, und zog den Jüngling mit sich fort, bis an den Schlund einer Felsenhöhle, die voller Leichname lag.

Dem Tode keck in die Augen sehen, kreischte die Hexe, das bewährt den Muth des Mannes. Lerne es, Kelanu. Diese Höhle ist deine Ruhestätte für diese Nacht.

Nimmermehr! rief Kelanu schaudernd, und wollte entfliehn. Aber Morad ergriff ihn bei den dunkeln Locken, schleifte ihn daran in die Höhle, und schleuderte ihn auf die Leichen. Dann murmelte sie einige unbekannte Worte, und hinkte davon.

Kelanu wollte ihr folgen, aber ihr Zauber hielt ihn in der Höhle zurück. Schrecklich quälten ihn Furcht und Entsetzen und Ekel, aber diese Gefühle wurden immer schwächer, je länger er sich in dem scheußlichen Aufenthalte befand, und die allmächtige Gewohnheit machte ihm endlich diesen Anblick so erträglich, daß er dazu gelangte, die Ermüdung zu fühlen, die sich mit dem Bedürfniß des Schlafes bei ihm einstellte. Er sah sich in der Höhle nach einer bequemen Lagerstätte um, und da er keine fand, so bereitete er sich aus zwei Leichen, die er übeneinander schichtete, ein Ruhekissen für sein Haupt, legte sich getrost darauf nieder, und schlief bald ein.

Als er erwachte, stand Morad und Geiwäraha am Eingange der Höhle. So ist es recht, grinste die Hexe. Du machst meiner Erziehung Ehre, Kelanu. Wer also zu schlafen vermag, für den ist jedes Schrecken der Erde nur ein Spiel.

Hat Kelanu seine Lehrzeit ausgestanden? fragte Geiwäraha.

Ja, antwortete Morad. Sein Herz ist nunmehr gehörig gehärtet, durch Elend und Grimm und Entsetzen, und empfänglich für die Lehren des Betruges und der Heuchelei.

---

Geiwäraha stand mit Kelanu vor einem alten Thurme. Ein schlau blickender Greis in einem braunen Derwisch-Gewande, mit einem langen Silberbarte, einen großen Rosenkranz am Gürtel, trat aus der Pforte.

Nervan, du Freund unsers Geschlechtes, sprach Geiwäraha. Nimm dieses Küchlein unter deine Flügel, und unterweise es in den Künsten, die dich reich gemacht haben und geehrt unter den einfältigen Sterblichen.

Demüthig verbeugte sich Nervan, und Geiwäraha verschwand.

Kelanu trat mit dem Greise in dessen gewölbte Zelle. Hohe eiserne Kasten, mit sieben Schlössern verwahrt, und Schränke mit Rechnungsrollen gefüllt, standen an den Wänden umher. Auf einem Marmortische in der Mitte des Gemaches lag ein großer Haufen Goldstücke, eine Goldwage, einige Feilen und anderes Geräthe.

Siehe hier deine erste Arbeit, junger Mensch, sprach Nervan, Kelanu zu dem Marmortische führend. Die Goldstücke dieses Haufens befeile rund um, bis du ihr Gewicht um so viel gemindert hast, daß sie diesen Musterstücken gleich wiegen. Mit diesem stählernen Rädchen gibst du ihnen dann den genommenen Rand zurück. Sei fleißig und geschickt, und liefere die Feilspäne treulich an mich ab.

Was machst du aber mit den befeilten Goldstücken? fragte Kelanu, sich gehorsam an die Arbeit setzend.

Ich gebe sie als vollwichtig aus, antwortete Nervan, lächelnd über die treuherzige Frage.

Geht denn das so an? fragte Kelanu, der sich in diesem Augenblicke dunkel daran erinnerte, was ihm sein Vater über den Betrug im Handel und Wandel gesagt hatte.

Es ist ein Tribut, den der Weise erhebt von der Einfalt seiner Mitwelt, belehrte ihn Nervan, und fragte dann: Kannst du schreiben? Es thut auch weiter nichts, sagte er, als Kelanu die Frage verneinte. Zu dem Geschäft, wozu dich Geiwäraha bestimmt hat, hast du es nicht unumgänglich nöthig. Du hättest mir blos in einer Schuldverschreibung die Zahlen ein wenig abändern sollen, denn meine Augen werden schon schwach. Aber ich werde mich diesmal schon selbst darüber machen.

Und er setzte sich sogleich an einen andern Tisch zu dieser Arbeit nieder, kratzte auf dem Pergamente mit einem Messerchen aus, was ihm nicht taugte, schrieb dafür hinein, was ihm gut schien, brummte bei diesem Geschäft eine Sura des Korans in den Silberbart, und Kelanu's Feile, die die Goldstücke benagte, begleitete die erhabenen Prophetenworte mit ihrem eintönigen Geräusch.

Du schreibst also *mehr* in den Schuldschein, als darin steht? fragte Kelanu nach einer Weile den Alten.

Allerdings, erwiederte Nervan, das Gegentheil wäre eine elende Abänderung!

Wenn dich aber nun der Schuldner der Verfälschung anklagt vor dem Richter, wendete Kelanu ein, da bestehst du ja mit Schanden.

Dann, antwortete Nervan, lege ich meine Hand auf den Koran, oder worauf es sonst dem Richter beliebt, und schwöre, daß der böse Zahler gelogen hat.

Ein falscher Eid! rief Kelanu entsetzt.

Thor! schalt Nervan. Was ist ein Eid? Die Anrufung eines Wesens, von dessen Dasein wir so gut als nichts wissen, zur Zeugschaft über eine Thatsache, von der dieses Wesen nichts weiß. Ich bin alt geworden, aber niemals habe ich gesehen, daß Allah den Meineidigen gestraft hätte. Und wäre ja noch ein Bedenken dabei, so giebt es auch dafür Rath. Du *denkst* dir bei dem Eidschwur andere Worte, als du *aussprichst*. Die *ausgesprochenen* Worte sind für den *Richter* und für den *Gegner*, die *gedachten* beruhigen *dich*, und so ist Allen geholfen.

Die Feile und die Worte des Korans summten von neuem durch die Zelle. Wozu plagst du dich aber in deinen alten Tagen mit so schlechten Künsten? fragte Kelanu ärgerlich über die langweilige Beschäftigung. Ich dächte doch: an den Eisenkisten, die ich hier sehe, hättest du genug dein ganzes Leben lang.

Da hast du einen sehr unrichtigen Gedanken ausgesprochen, mein Sohn, erwiederte Nervan. Der Mensch hat *nie* genug, und des Goldes kann er nie zu viel haben. Das Gold ist der eigentliche Muhamed der gebildeten Welt, weil der Eigennutz ihr Allah ist. Gold ist das einzige Ding hienieden, das einen wahren bleibenden Werth hat. Freilich darf man es nicht, wie einige blödsinnige Thoren thun, in den Kasten schließen, und darüber wachen, gleich dem hehren Greif über den Zauberschätzen, die er nicht genießen kann. Nein, man muß es aussenden, und arbeiten lassen in der Welt, damit die ausgeflogenen Tauben neue Gefährten mitbringen aus fremden Schlägen, und so immer vorwärts schreiten und Zinsen auf Zinsen häufen, bis die irdische Allmacht errungen ist; denn der wirklich Reiche ist der König der Erde, und für Gold ist sie ihm feil mit allen ihren Schätzen.

Mit *allen*? fragte Kelanu erstaunt.

Mit *allen*! fuhr Nervan fort. Alles, was nur möglicher Weise verkauft werden kann, ist für Gold zu haben. Für Gold überläßt sich die Schönheit den Umarmungen eines Pavians, für Gold spricht der Kadi dir Recht, spricht der Iman dich selig. Gold öffnet dir den Divan, wie das Harem des Chalifen, für Gold kannst du Ehrentitel und Ehrenzeichen haben, zu jedem Preise und von jeder Güte. Herrschaft über Meer und Länder wird zwar mit einer andern Münze bezahlt, mit Menschenblut, aber Menschenblut steht wieder zu guten Preisen feil in allen Welttheilen, und ein Wechsler, der sein Geschäft recht versteht, kann sich in kurzer Zeit bis zum Gebieter der Erde hinaufwuchern.

Du willst mir einwenden, sprach Nervan eifrig zu dem kopfschüttelnden Kelanu, daß man noch keinen Juden oder Armenier findet auf einem der Throne Europa's oder Asiens. Das ist blos ein schlauer Kunstgriff, ersonnen von der Weisheit dieser Männer. Zufrieden mit der *Macht*, überlassen sie den Sultanen und Chalifen großmüthig die äußern Zeichen derselben, und herrschen auf diese Weise gewaltiger und sicherer, als sie herrschen würden mit der oft so unbequemen Krone auf dem Haupte.

Die vortreffliche Vorlesung wurde unterbrochen. Ein vierschrötiger Kerl mit einem kolossalen Turban und breitem Säbel, von zwei andern mit Beil, Stab und Geisel ausgerüsteten Gefährten begleitet, trat in das Gemach und brummte: Mich schickt der Kadi.

Dieser Mann kommt wie gerufen! sprach Nervan zu Kelanu. Du sollst mit ihm dein Probestück machen. Dein Verhalten dabei wird entscheiden, ob ich dich aus der Lehre entlassen kann. Eine Wittwe hier in der Nähe war mir nach dieser Schuldverschreibung fünfzig Goldstücke schuldig. Ich habe hundert daraus gemacht. Der Kadi ist pflichtgemäß bereit mir die verlangte Rechtshülfe angedeihen zu lassen, und du sollst diese Rechtshülfe in meinem Namen leiten. Ich will dich mit keiner langweiligen Unterweisung heimsuchen. Merke nur das Eine: Geld allein ist Wesen, alles Andere ist Schein. Hier gilt es blos mir meine hundert Goldstücke zu verschaffen, durch Ergreifung Alles dessen, was die Schuldnerin hat, ihre Person nicht ausgenommen. Für Klagen über Betrug — eine eherne Stirn, für Bitten — ein ehernes Herz. Die Worte: Aufschub, Nachsicht, Schonung, Mitleid, sind böse Zauberformeln, durch welche sich einfältige Leute täuschen lassen, und vor denen der Weise sein Ohr verschließen muß.

---

Kelanu stand mit seinem Gefolge in der dürftigen Hütte der Schuldnerin. Der befürchtete Einwand war bereits mit edler Unverschämtheit niedergeschlagen worden. Das alternde Weib, Redlichkeit, Mangel und tiefen Gram in dem blassen, magern Gesicht, jammerte zu Kelanu's Füßen, und eine flüchtige Erinnerung an seine Mutter wollte ihm schon das Herz erweichen; aber Nervans Lehren hatten ihm zu wohl eingeleuchtet, als daß dies Gefühl hätte Bestand haben können. Er gab den Bütteln den Befehl zur Auspfändung. Gleich

Harpyen stürzten sie sich auf das ärmliche Hausgeräth, und schleppten es hinaus vor die Hütte.

Nur die Lagerdecken meiner Kinder laßt mir! flehte die Wittwe, als die Unholde zurückkehrten; aber Kelanu winkte, und auch diese wurden genommen.

Bald kehrte der Machtbote des Kadi zurück. Ihm folgte ein Mann von höchstwidrigem Ansehn, eine dicke Peitsche in der Hand. Das ganze Gerümpel ist nicht fünf Goldstücke werth, sagte der Gerichtsdiener. Darum wird die Person aushelfen müssen. Hier ist ein Sclavenhändler.

Ewige Barmherzigkeit! kreischte das unglückliche Weib zu Kelanu hinauf. Wenn Ihr ein Mensch seid, verkauft mich nicht. Meine armen Kinder sind noch so klein. Sie würden umkommen ohne Mutterpflege!

Mein Meister muß um jeden Preis befriedigt werden, antwortete Kelanu hart, weißt du keinen andern Rath dafür, so muß ich dich verkaufen.

Nur einen kurzen Aufschub, nur einige Nachsicht, flehte die Wittwe. Ich bin geschickt in allerlei künstlichen Arbeiten, die theuer bezahlt werden. Ich will meine Schuld nach und nach ehrlich verdienen, und du hast denn noch die Genugthuung, neben der Behauptung deines Rechtes Mitleid geübt zu haben gegen eine unglückliche Familie.

Weinend klammerten sich die Kinder um Kelanu's Kniee und heulten: Laß uns unsre Mutter.

In der augenblicklichen Rührung, die er darüber empfand, schien es ihm, als ob dieser Vorschlag annehmbar sei; aber sogleich fiel ihm ein, daß die Worte, die die Schuldnerin gebraucht, zu den bösen Zauberformeln gehörten, vor denen ihn Nervan gewarnt hatte.

Du hörst es selbst, wie geschickt dies Weib ist, sprach er zu dem Sclavenhändler. Du wirst also kein Bedenken tragen, hundert Goldstücke für sie zu bezahlen, da ich sie dir für keinen geringen Preis lassen kann.

Der Sclavenhändler widersprach, wollte abdingen, und zählte endlich die Goldstücke auf, die Kelanu einstrich.

Mutter, Mutter! schrieen die Kinder, und hingen sich von allen Seiten fest an die verzweifelnde Frau. Aber Kelanu ging trotzig auf sie zu, und riß die Kinder von ihr los.

Hier ist deine Sclavin, rief er, das arme Weib dem Menschenhändler zuführend; dann ging er fort, und das Jammergeschrei der verwaisten Kleinen tönte herzzerschneidend hinter ihm.

---

Du bist schon ein ganz verständiger Mensch geworden in der kurzen Zeit, sprach Nervan, als Kelanu ihm über die Ausrichtung des empfangnen Auftrags Bericht erstattet hatte. Du bist es wohl werth, daß ich dich jetzt in mein bestes Geheimniß einweihe. Du weißt nun, warum du erwerben mußt, du weißt, was dazu gehört. Du mußt nun auch noch lernen, wie du dir das Erworbene sichern kannst. Der blos Reiche steht jederzeit auf einer gefährlichen Spitze. Der Neid, die Faulheit, die Ungeschicklichkeit, die Habsucht Anderer seinden ihn an, und leicht wird er ihren Angriffen erliegen, wenn nicht ein besonderer Talisman ihn schützt. Das ist ein Ruf, der ihm die Liebe und den Schutz drr Menge verbürgt, und Tücke und Gewaltthat von ihm zurückschreckt. Solcher Ruf ist von gar mannigfaltiger Art und Beschaffenheit. Ich aber glaube das beste Theil erwählt zu haben, und will meine Wahl dem Lieblinge der Geister nicht verschweigen. Folge mir.

Und er führte den Jüngling aus dem Schatzgemache in eine Nebenzelle, und schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu. Erstaunt sah sich Kelanu um in dem neuen Zimmer. Es war vom Boden bis zum Schlußstein des Deckengewölbes von weiß gebleichten Menschengebeinen erbaut, und oben am Gesimse und unten liefen als Verzierung schön geordnete Reihen von Todtenschädeln. Schaudernd blickte Kelauu auf seinen Führer und erstaunte über die plötzliche Verwandlung. die sich mit dessen Gesichte zugetragen hatte. Der Mund, um den sonst ein listiges Lächeln spielte, stand offen, gleich dem Munde eines Sehers, der prophetische Worte verkünden will. Die tückisch eingekniffenen Augen starrten begeistert gen Himmel, und mit einer Stimme voll Salbung fragte er den Jüngling: Was denkt das schwache Reiß von dem Baume der Sterblichkeit über diese Wohnung?

Ich denke, erwiederte Kelanu verdrießlich: Morad hat das Fleisch abgefressen und Nervan die Knochen übrig gelassen.

So denken die Söhne der Thorheit, sprach Nervan gelassen, einen Schwamm unter seinem Gewande hervorziehend. Was ihre Augen sehen, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Solche schwache Urtheile erniedrigen dich vor den Menschen, über denen du doch hoch stehen mußt, wenn es dir wohlergehen soll auf dieser Narrenkugel. Nimm daher diesen Schwamm und wische dir die Augen damit.

Kelanu gehorchte, und als er die Augen aufschlug, befand er sich mit seinem Führer nicht mehr in dem schauerlichen Knochenhause, sondern in einer prächtigen Moschee, die mit den Gräbern der Sultane und Propheten geschmückt war, und in der eine Menge gläubiger Muselmänner ihre Gebete hersagten.

Thue das, was du mich thun siehst, gebot Nervan dem Jünglinge, warf sich vor einem der Gräber auf das Angesicht nieder, betete inbrünstig, und wiederholte dabei, zur großen Erbauung der Anwesenden, fleißig den Kernspruch des Korans: Allah ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet.

Im höchsten Grade erstaunt, folgte Kelanu dem Beispiel des Lehrers. Als dieser seinen Gottesdienst beendet und sich wieder von der Erde erhoben hatte, zog er einen Beutel voll kleiner Silbermünzen aus seinem Gewande, gab ihn Kelanu, und gebot diesem das Geld an die Bettler auszutheilen, die die Pforte der Moschee umlagerten. Kelanu gehorchte. Der Segen des barmherziger Erbarmers über den frommen, gläubigen Muselmann, der die Vorschriften des Propheten so treulich erfüllt! schrie der zerlumpte Chor, und Kelanu kehrte zu Nervan zurück. Dieser ergriff seine Hand, murmelte einige geheimnißvolle Worte, und stand im Augenblicke drauf mit ihm wieder in dem bekannten Schatzgewölbe.

Du bist mir unbegreiflich, weiser Nervan, sprach Kelanu hier. Bist du nicht ein Diener des Geschlechtes der freien Geister, die Muhamed verachten? Wie kommst du dazu, in Muhameds Tempel deine Andacht zu verrichten, und den gläubigen Muselmännern deine Schätze aufzuthun?

So denken die Söhne der Thorheit, erwiederte Nervan. Was ihre Augen sehn, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Wisse, du Feder, die du auf der Fläche der See schwimmst, aber die Klippen nicht siehest, die sie verbirgt, daß der höchste Unglaube, die wahre ewige Verneinung, sich in nichts so gewaltig und entscheidend ausspricht, als in der Verspottung Allahs und seines Propheten durch erkünstelte Andacht. Heuchelei ist die stärkste Waffe unsers Geschlechtes. Laß Muhameds leichtgläubige Anhänger dich für fromm und gottesfürchtig halten. Zeige dich ihnen, ausgestreckt liegend im Gebete in seinen Tempeln, opfere dem gläubigen Bettlergesindel einige Münzen von deinen zusammengestohlnen Schätzen, so wird die Schwärmerei deine Laster zu Tugenden anfärben, und deine Sünden werden für Vollbringung der Vorschriften der Religion gelten.

Wie bist du mit deinem Schüler zufrieden? fragte Geiwäraha, die plötzlich zwischen ihnen stand.

Er könnte ungelehriger sein, erwiederte Nervan. Nur bei Ausrichtung eines Auftrages von mir hätte ihn fast eine Anwandlung thörichten Mitleids beschlichen. Zwar wehrte er sie noch glücklich genug von sich ab, aber weniger, weil er seine Thorheit erkannte, als weil er seine baldige Entlassung aus der Lehre wünschte, die an seine Standhaftigkeit geknüpft war.

So mußt du schon noch ein wenig Sultan spielen, ehe du es wirst, sagte Geiwäraha, Kelanu's Hand ergreifend, denn ohne ein hartes Herz kann ich dich nicht brauchen.

---

In einem stolzen Königssaale, unter einem goldnen Thronhimmel, auf Polstern von Goldstoff saß Kelanu, und Emirn und Veziere lagen anbetend vor ihm auf den Knieen.

Du hast den Divan getränkt aus dem Borne deiner Weisheit, mächtiger Sultan, sprach, sich erhebend, der erste Vezier, und mit pflichtmäßigem Eifer werden deine Sclaven deinen Willen vollstrecken. Aber jetzt sind die Stunden der Ruhe und Erholung gekommen, und der Stahlbogen deines hohen Geistes muß abgespannt werden durch irdische Freuden. Gefiel es meinem Herrn, die Sonne seiner Gegenwart leuchten zu lassen im Cirkus? Die Spiele harren nur deiner Ankunft.

Kelanu hatte von der Ergötzlichkeit, die seiner harrte, keinen Begriff, aber er neigte doch gewährend sein Haupt, und die Großen des Reichs geleiteten ihn durch Marmorgalerien zu einem großen Amphitheater, das von Zuschauern wimmelte. Ein neuer Thronhimmel harrte dort sein, sein Gefolge stellte sich ihm zur Seite, und der Klang einer wilden Musik, die jetzt losrauschte, gab das Zeichen zu blutigen Thiergefechten, einem Schauspiel, das für Kelanu eben so neu als anziehend war. Aber diese Kämpfe trugen alle den Stempel der Unwürdigkeit und Grausamkeit. Der gewaltige Auerstier unterlag der Ueberzahl der grimmigen Doggen, und gegen den einzelnen königlichen Löwen wurden drei Tiger losgelassen, die ihn trotz seines tapfern Widerstandes in Stücken zerrissen. Anfänglich widerte das Schauspiel den Jüngling an, und er kehrte sich weg, wenn die angreifenden Bestien den ruhmlosen Sieg erstritten hatten und das Zerfleischen des Besiegten begann, aber nur zu schnell hatte er sich daran gewöhnt, und als der edle Elephant, von den Stoßwaffen mehrerer Nas-

hörner durchbohrt, donnernd zur Erde stürzte und mit traurigem Gebrüll verendete, da mischte Kelanu schon sein Beifallgelächter in den Jubel der blutgierigen Menge.

Genug der gemeinen Thierhetze, rief jetzt der erste Vezier hinunter. Laßt die Fechter herein!

Und von einem Trauermarsche begleitet, traten Paarweise zwölf nackende Sclaven in den Cirkus, mit kleinen runden Schildern und breiten blanken Säbeln bewaffnet, und die einzelnen Paare stellten sich streitfertig einander gegenüber. Bei dem Schmettern der Trompeten begann der wuthendste Einzelkampf, und der Sand des Kampfplatzes, vom Blut der Thiere befeuchtet, trank bald das Blut der elenden Menschen, die sich für die Augenlust ihrer Brüder zerfleischen mußten. Nach kurzer Zeit lagen sechs Besiegte todt am Boden, und die schwer verwundetrn Sieger wurden vom Platze getragen.

Diese Hunde waren schlecht eingeübt, rief der Vezier. Die Lust hätte viel länger gedauert, wenn sie ihre Schuldigkeit besser gethan hätten. Laß't andre kommen, daß das Spiel von neuem beginne!

Kelanu hatte noch nie des Menschenmordes gräßliche Gestalt erblickt. Sein Gemüth empörte sich gegen die Erneuerung des Gemetzels, und er fragte unwillig: Sind wir auch berechtigt, so grausam zu spielen mit diesen Unglücklichen?

Das stumme Lächeln seiner Großen bewies ihm die Thorheit seiner Frage. Nur zwei Stände giebt es in der Welt, belehrte ihn sein Vezier: Herrscher und Sclaven. Befehlen, empfangen, genießen, ist des Herrschers Beruf, gehorchen, geben und dulden geziemt dem Sclaven, und sein einziger Ruhm ist: das, was er hat und was er ist, freudig seinem Gebieter zu opfern. Du bist Herr hier! Dein Wille ist der einzige Sultan, dem du zu gehorchen hast, und dein Wort ist für deine Sclaven der Rathschluß der Götter!

Während diese Rede tief eindrang in Kelanu's eitles Gemüth, hatte sich der Cirkus mit neuen Opfern gefüllt, und von neuem begann der blutige Kampf. Kelanu sah ihm fortan weit gelassener zu. Das Mitleid entschlummerte immer fester in seiner Brust. Bald betrachtete er das gräßliche Schauspiel nur noch mit den Augen der Neugier, und konnte sich schon darüber freuen, wenn einem der Fechter ein geschickter Streich gelang, der den Gegner tödtete oder verstümmelte. Das Gefecht dauerte weit länger als das vorige, endlich lagen die Kämpfer blutend und sterbend am Boden, bis auf das letzte Paar, welches alle Kraft und Kunst aufbot, die Zuschauer recht lange zu ergötzen. Jetzt stürzte der eine Fechter verwundet nieder, und hob bittend die Hand auf, der Sieger aber packte ihn bei den Haaren, hob den blutigen Säbel, und sah fragend zu Kelanu hinauf.

Was soll das? fragte Kelanu ungeduldig. Warum haut er nicht zu? Der Besiegte bittet um sein Leben, erwiederte der Vezier, und der Sieger überläßt dir die Entscheidung. Solche Gnade ist aber etwas Ungewöhnliches, und ich halte es für anmaßend, daß ein Sclave ewig leben will.

Ja wohl! rief Kelanu, winkte dem Sieger, der Todesstreich fiel, und der ganze Cirkus jauchzte aus einem Munde: Heil, Heil, Heil unserm Sultan Kelanu!

---

Hinter einem goldnen Dreifuß, beladen mit Pokalen, in denen das Blut der edeln Traube von Schiras perlte, saß Sultan Kelanu in seinem Harem, dessen Schönheiten sein Befehl zusammengerufen hatte. Die Blüthe aller Länder der Erde von der üppig gebauten dunkelschwarzen Afrikanerin mit dem blendend weißen Schmelz der Augen und Zähne und den schwarzen Kraushaaren, bis zu der großen, kräftigen Nordländerin mit der Schneehaut, den blauen Augen und goldnen Locken, und alle Farben, die zwischen diesen beiden Endpunkten liegen, füllten wimmelnd das schimmernde Gemach, und flisterten, lächelten, schmachteten, gingen und hüpften unter einander herum, je nachdem jede glaubte, daß sie das Eine oder das Andere, ihre Augen, oder Zähne, ihren Wuchs oder Gang, Hand oder Fuß, oder was jede sonst am schönsten zu haben vermeinte, von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen vermöchte, um das Auge des Gebieters auf sich zu ziehn.

Lange genoß Kelanu die Süßigkeit der Ungewißheit, aber endlich sprang er auf, um eine wunderschöne Cirkassierin für die Königin des Harems zu erklären. Da winkte ihn ein Stummer mit Eil' und Angst in den Vorsaal. Mit einem sehr bestürzten Gesicht trat ihm sein erster Vezier entgegen.

Die neue Kopfsteuer, sprach er, die dein Schatz bedurfte, Sultan, hat deine Unterthanen schwierig gemacht. Achtzehn Viertel deiner Hauptstadt haben Abgeordnete an dich geschickt, welche um die Abschaffung dieser Abgabe bitten.

Führe mich zu ihnen, sprach Kelanu, verdrießlich über die Störung seiner Freude, ich will ihre Beschwerde anhören.

Das sei ferne von meinem Herrn! antwortete der Vezier. Damit der König stets der Ehrfurcht seiner Sclaven versichert bleibe, beherrsche er sie unsichtbar, gleich der Gottheit! Würdige deinen Knecht, der Bote und Vollstrecker deines Willens zu sein.

Sind die Klagen meiner Unterthanen gegründet? fragte Kelanu.

Die Bedürfnisse des Staates, erwiederte achselzuckend der Vezier, der Aufwand, durch den die Würde meines Herrn behauptet werden muß, die Feste, zur Erholung von den Regierungs-Geschäften unentbehrlich, erfordern manche Opfer. Doch lebt ja das Volk von einem Tage zum andern, und wenn es sich nur noch einige Lustbarkeiten versagen, nur noch etwas fleißiger arbeiten wollte, so könnte es bei der neuen Kopfsteuer recht wohl bestehn.

Du sagst mit milden Worten, sprach Kelanu, sich schon erhitzend, daß meine Unterthanen aus Ueppigkeit und Trägheit unruhig sind. Hast du ihnen nicht hierüber deine Meinung eröffnet?

Ich habe es gethan, erwiederte verlegen der Vezier. Aber ihre Antwort war so unbescheiden, daß ich deßhalb eigentlich Bedenken trug, die frechen Menschen des Anblickes deiner Person zu würdigen.

Nun? fragte Kelanu heftig, und seine Augen brannten.

Sie verlangen die Einschränkungen, die ich *ihnen* anmuthete, von *Dir*, großer Sultan, erwiederte der Vezier. Verminderung des Heeres, das du doch bedarfst gegen die innern und äußern Feinde, Abschaffung der Fechtspiele im Cirkus, Einschränkung deines Harems —

Genug! rief Kelanu wüthend. Sage den Unverschämten, daß es bei der Kopfsteuer bleibe, und daß die Elenden, die sich noch einmal zu aufrührerischen Botschaften an ihren Herrn hergeben werden, ihre Häupter lassen sollen an der Schwelle meines Palastes!

Der Vezier betete vor Kelanu an, und eilte fort. Dieser kehrte in den Harem zurück. Noch einmal hielt er allgemeine Heerschau über die schönen Sclavinnen, und als ihm nach langem Kühren und Vergleichen die Cirkassierin noch immer die schönste dünkte, ergriff er sie plötzlich bei der Hand von Elfenbein, und hocherröthend und mit freudefunkelnden Augen sank sie, ein Bild entzückter Ergebung, zu seinen Füßen.

Da erhob sich in der Ferne Unglück weissagend ein wüstes Getümmel, und abermals stürzte der unwillkommne Stumme herein, den Sultan durch Zeichen beschwörend, ihm zu folgen.

Im höchsten Zorne über die abermalige Störung eilte Kelanu hinaus. Noch bestürzter als das erste Mal nahte ihm der Vezier.

Ich habe deinen Befehl vollstreckt, meldete er, und die Flamme des Aufruhrs rast durch deine Hauptstadt. In unabsehbaren Haufen strömt das Volk gegen deinen Palast, Tod und Verderben dir drohend.

Das Verderben über ihren Kopf, rief Kelanu wüthend, und riß den Säbel des Veziers aus der Scheide. Wo ist meine Leibwache, wo ist mein Heer?

Deine Trabanten, erwiederte der Vezier, und die Truppen, die in der Stadt liegen, haben sich vor dem Palast aufgestellt und erwarten deine Befehle.

Hinaus! donnerte Kelanu, und stürzte aus dem Palaste. Die Truppen begrüßten ihn durch Zuruf und Waffengeklirr. Näher und näher erscholl das Angriffsgebrüll des Volkes. Ein köstlich geschmücktes Roß wurde Kelanu vorgeführt. Er schwang sich hinauf und sprengte vor die Kriegerhaufen. Helft mir die Aufrührer vernichten! schrie er sie an. Zum Lohne gebe ich Euch meine Hauptstadt preis. Ihr mögt plündern, morden und brennen nach Eurem Gelüst! Fort zum Siege!

Heil unserm Sultan! jubelten die Schaaren, und setzten sich in Bewegung. Fast zugleich brachen aus der nächsten Straße des Volkes wild empörte Wogen gegen den Palast los. An der Spitze seiner Reiter warf sich der muthige Kelanu mitten in das Getümmel und bald ward das Gemetzel allgemein. Die Volkshaufen wichen zurück, grimmig von Kelanu verfolgt. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz trieb er sie vor sich her, und wo sie versuchten, sich festzusetzen in den Häusern, da flammten diese empor als Brandopfer des königlichen Zornes. So ward schonungslos gewüthet in der unglücklichen Stadt, bis der Abend hereinbrach, bis alle Aufrührer gefallen oder geflohen waren und kein Feind mehr zu bekämpfen übrig blieb. Da wendete Kelanu mit stolzer Freude sein Roß um, und zog mit seinen jubelnden Söldnerschaaren über die Leichen der Erschlagenen triumphirend nach seinem Palaste zurück.

---

Von der Blutarbeit verschnaufend, lag Kelanu auf seinen Polstern, und sah mit wildem Lächeln in die rothen Feuer-

wolken, die sich hier und da aus den bezwungenen Stadtvierteln emporwälzten. An hundert Rebellen sind gefangen worden mit den Waffen in der Hand, meldete eintretend der Vezier.

Laß sie sogleich niederhauen im Hofe des Pallastes, befahl Kelanu, und der Vezier eilte fort. Bald tönte das Todesgeschrei der Verurtheilten kläglich zu dem Gemache des Sultans hinauf. Er hörte ihm erst eine Weile lächelnd zu, und sprang dann an das Fenster, um sich an dem blutigen Schauspiel zu weiden. Aber die Diener seines Zornes waren sehr schnell gewesen Der Feuersbrünste trauriger Schein beleuchtete nur noch Leichen, und eben stürzte das letzte Opfer in sein Blut. So ziemt es sich! rief Kelanu, dessen Herz sich nun völlig versteinert hatte, und wie die Grausamkeit öfters eine schreckliche geheimnißvolle Verwandtschaft mit der Wollust zu zeigen pflegt, so flogen jetzt seine Gedanken von der Schädelstätte seines Grimmes wünschend hinüber zu den Freuden seines Harems, in denen ihn heute der Aufruhr so unwillkommen gestört hatte. Da stand auf einmal Geiwäraha vor ihm, schöner, als er sie je gesehen, aber auch schrecklicher. Der vollkommene Körper schien zu glühen von dem Wiederscheine der fernen Brände, und heller als diese brannten Grimm und Freude und wildes Sehnen in ihren Augen.

Jetzt bist du geweiht zu Geiwäraha's Umarmung! rief sie mit furchtbarer Zärtlichkeit, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

Göttliches Weib! stammelte Kelanu, von dem Anblick ergriffen, und von Blutvergießen und frevler Lust gleich trunken, sank er an den Busen des bösen Geistes.

---

Von Geiwäraha's Kusse geweckt, erwachte Kelanu am andern Morgen.

Es ist genug geschehen für unsere Zwecke, mein Kelanu, sprach sie. Du hattest von der Natur starke Leidenschaften und Begierden empfangen, deine Eltern haben sie ungestört wachsen lassen, und ich habe dich gelehrt, dich ihnen ganz hinzugeben. Du bist jetzt eine geschickte Geissel für die Gläubigen, und es ist Zeit, daß du das Reich des Chalifen zu Bagdad siehest, das noch heute das deinige werden soll.

Wozu soll ich mir erst ein Reich in der Ferne aufsuchen? fragte Kelanu befremdet, da ich ja hier schon unumschränkter Sultan bin durch die Gunst deines Geschlechtes?

Albernes Kind! lispelte Geiwäraha, ihn küssend. Ahnest du denn nicht, daß Alles, was du hier erlebt, nichts war als magische Täuschung, die zu deinem Unterricht gehörte? Du bist nie aus unserm Palaste im Kern der Erde gekommen. In seinen Felsenhallen hatten wir dir dein kurzes Traumreich gebaut. Aus Schattenbildern wähltest du dir eine Schöne aus, und an der Spitze eines Schattenheeres hast du gegen Schatten gefochten. Hier ist nichts wirklich, als meine Zärtlichkeit für dich, und die Eindrücke, die in deinem Herzen zurückgeblieben sind von Allem, was du bisher erfahren. Jetzt erst trittst du ein in das Reich des Seins, und jetzt gilt es zu zeigen, was du gelernt hast in der Schule der Geister. Fort nach Bagdad!

---

In einem Gemache des Chalifen-Palastes zu Bagdad stand Geiwäraha mit Kelanu. Ein schöner Jüngling, reich gekleidet, schlummerte auf einem Sopha.

Kelanu, sagte Geiwäraha. Du siehst hier Raalkur, den Sohn und Erben des Chalifen von Bagdad.

Also meinen Nebenbuhler um Bagdads Krone! antwortete dieser mit mordlustigen Augen; ich habe aber keinen Dolch, den Schlaf dieses holden Jünglings zu verewigen.

Das ist uns auch nicht erlaubt, seufzte Geiwäraha. Dürften wir unsere Jünger zum offnen Kampfe wider die Söhne der Gläubigen führen, so solltest du einen Köcher voll Pfeile haben, alle mit Scorpiongift bestrichen. Aber unsere Macht wird gehemmt durch den Muhamed, den wir verabscheuen. Nie hätte ich dich auch hierher bringen dürfen, hätte dieser Raalkur nicht den Zorn des Propheten auf sich gezogen. Deine Hand darf aber nicht wider sein Leben sein. Ich werde ihn in Sicherheit bringen und dir seine Gestalt geben.

Indem sie dies sagte, hauchte sie Kelanu an, der augenblicklich des schlafenden Raalkur Gestalt annahm. Eine Berührung ihrer Hand verwandelte Raalkur in einen grünen Papagoi, der, als habe er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, sich erschrocken erhob und ängstlich rufend im Gemache herum flatterte. Kelanu sprang ihm nach und erhaschte ihn.

Gieb mir den Vogel! rief ihm Geiwäraha mit finsterm Ernste zu. Er darf nicht in deinen Händen bleiben.

Warum nicht? fragte Kelanu trotzig. Ich wünsche sicher zu gehn. Ich könnte einst deine Gunst verlieren, und dann möchtest du leicht diesen Raalkur gegen mich gebrauchen, wie du *mich* jetzt als Werkzeug gegen *ihn* brauchst. Wenn ich aber dem Papagoi den Hals umdrehe, so habe ich von dem Thronerben nichts mehr zu fürchten.

Eben wollte er den Papagoi erwürgen, als Geiwäraha ihm denselben mit Gewalt entriß. Wie, Bösewicht! rief sie zornig. Bist du so zügellos in deiner Bosheit, daß die Befehle deiner Beschützerin nichts über dich vermögen! So komme der Fluch der Blindheit über dich, und damit deine einfältige Tücke nicht die Geheimnisse unsers Geschlechtes verrathe, so will ich die Erinnerung der Vergangenheit von dir nehmen.

Und verflucht, schrie wüthend der verblindende Kelanu, verflucht sei durch den Propheten, den du hassest, dein verworfenes Geschlecht! Mögen Eure Bemühungen ewig von den Flüchen derer begleitet werden, denen Ihr zu dienen meint. Es ist weder Friede noch Freundschaft, weder Dank noch Liebe bei denen, die Böses thun, und die müssen Euch am ersten fluchen, die Ihr am meisten zu segnen trachtet!

Geiwäraha antwortete auf diese Strafrede nichts, denn sie merkte es wohl an dem Grauen, das ihr ankam, daß nicht Kelanu zu ihr sprach, sondern der Prophet zu Mekka durch Kelanu's Mund. Heulend flog sie hinweg, und suchte mit Gewissensangst die Höhlen der Erde und die Thäler des Todes.

---

Traurig stand Kelanu da in seiner doppelten Dunkelheit, denn auch die Erinnerung der Vergangenheit war von ihm genommen, und er starrte mit den Augen seines Leibes und Geistes zugleich in einen öden, finstern, bilderleeren Raum.

Da öffneten die Kämmerlinge und die Stummen die goldenen Pforten des Gemaches, und warfen sich vor dem falschen Raalkur auf die Erde.

Der Tod, sprach der oberste Kämmerling, hat Simprahs Augen geschlossen, und der Chalif von Bagdad, dein Vater, ist in den neunten Himmel hinaufgestiegen. Die Houris baden seinen kostbaren Leib in Strömen von Milch, und ewige Jungfrauen flechten bei seiner Annäherung die Lauben des Paradieses neu. Er ist unbeschädigt über den glühenden Rost gegangen, und hoch in Ehren unter dem Geschlecht der Gläubigen.

Kelanu hörte die Stimme des Redners, den er nicht sah. Er tappte nach der Gegend hin, woher sie erscholl, und die Kämmerlinge erstaunten nicht wenig, als sie ihren Chalifen so ungewiß um sich herum greifen sahen, gleich einem Blinden.

Welch ein Unglück hat unsern König und Herrn befallen?! rief der Oberste der Kämmerlinge. Warum weigert er sich, die Sclaven zu sehn, die zu seinen Füßen liegen? Ganz Bagdad wartet mit verlangenden Augen, seinen neuen Chalifen zu erblicken, und Raalkur würdigt die Getreuen keines Blickes, die ihn für ihren Herrn erkennen!

Laßt denn einen reichen Lohn für den ausrufen, befahl Kelanu, der dem Chalifen von Bagdad die Kraft des Gesichts wiedergeben wird.

---

Sieben Tage zogen die Herolde mit Trompeten umher, und riefen die reichste Belohnung für den aus, der Raalkur, dem Chalifen von Bagdad, die Kraft des Gesichts wiedergeben würde.

In dichtgedrängten Haufen strömten Bagdads Aerzte nach dem Palaste, und alle versprachen dem blinden Chalifen das Gesicht, aber keiner vermochte Wort zu halten. Alle Mittel schlugen fehl bei dem unglücklichen Kelanu, der den Glanz des Thrones, den er nicht sehen konnte, mit dem Verluste des edelsten Sinnes nur zu theuer bezahlt hatte.

Diese fehlgeschlagene Hoffnung entzündete Kelanu's böses Herz zum wüthendsten Grimme, und er befahl alle Aerzte hinzurichten, denen seine Heilung mißlänge. Täglich wurde fortan das Beil des Scharfrichters mit Blut genährt, Bagdad betrauerte den Verlust seiner Aerzte, aber den Augen des Chalifen blieb das Licht fremd.

---

Einige Zeit darauf brachte der Oberste der Kämmerlinge mit mitleidigem Gesicht einen schönen jungen Mann, in der Tracht eines Arztes, in das Gemach des blinden Tyrannen.

Ein neuer Arzt, sprach er traurig, der sich vermißt, dem Chalifen zu seinem Gesicht zu verhelfen.

Der Arzt betete an vor Kelanu, aber dieser befahl ihm verdrüßlich, ohne Verzug zum Werke zu schreiten, weil das Beil des Henkers schon auf sein Haupt warte.

Der junge Mann erschrak nicht über die grausame Drohung. Er stand auf, zog einen Beutel aus seinem Gürtel, nahm ein Puloer heraus, blies es dem Chalifen in das Gesicht, und die Schuppen fielen von seinen Augen, und Kelanu sah das Licht, und mit Entzücken den Mann, der es ihm wiedergeschenkt hatte.

Laßt diesen Arzt, gebot er seinen Kämmerlingen, in meinem Reiche erheben über alle meine Veziere und Edle. Ehre begleite ihn und jede neue Sonne sehe sein Glück und seinen

Ruhm vermehrt! Verlange von mir, was dein Herz wünscht, sprach er zu dem Arzte, und wenn es mein halbes Königreich wäre, du sollst es erhalten!

O Chalif, erwiederte der Arzt. Fern sei es von mir, Ehre und Reichthum zu suchen. Vergib mir nur einen Betrug, und das Herz deiner Magd wird auf immer zufrieden sein.

Kelanu fuhr auf, und sah seinen Helfer schärfer an. An der plötzlichen Schaamröthe auf dem schönen Gesicht, an den niedergeschlagenen Augen erkannte er bald, daß er mit einem Frauenzimmer rede.

Glücklich bin ich, rief er, daß die Natur selbst eine würdige Vergeltung für meine reizende Aerztin bestimmt hat. Ja, schöne Fremde, du bist die Sultanin meines Herzens, und sollst meine Freuden mit mir theilen und mein Reich.

Wonnetrunken stürzte die Fremde zu Kelanu's Füßen. Die geringste deiner Sclavinnen zu sein, rief sie begeistert, war der kühnste Wunsch der Gussarat, eines niedern Hirtenmädchens aus dem Gebirge Gabel el Ared.

Ich kenne das Gebirg nicht, von dem du sprichst, antwortete Kelanu, sie aufhebend. Aber das Paradies selbst würde durch die Geburt meiner liebenswürdigen Sultanin nicht erniedrigt werden. Du bist ein Kleinod, das meiner Krone neuen Glanz geben wird, und dieser Tag noch soll dich zu der Gebieterin des Chalifen Raalkur erheben.

Es ist seltsam, sprach Gussarat, daß Raalkur das Gebirge Gabel el Ared nicht kennt, wo er den Tiger gejagt hat auf den Felsen, die über meines Oheims Hütte hängen. Erinnert sich mein Herr nicht, wie er mich damals um einen Becher Wasser gebeten? Ich aber brachte dir die Milch unserer Ziegen, und deine Huld beglückte die arme Gussarat mit einem liebreichen Scherze, den ich jetzt prophetisch nennen möchte.

Ach, holdes Mädchen, seufzte Kelanu. Mit meinem Gesicht verlor ich jede Erinnerung des Vergangenen. Ich kannte sogar meinen Stand nicht einmal, als meine Sclaven zu mir kamen, bis mein getreuer Kämmerling mir meinen Titel sagte. Aber ob du vom Throne oder aus einer Hütte herstammst, ob du, gleich dem Sapphir, aus den Tiefen der Erde, oder, gleich dem Morgensterne, aus dem Palaste der Sonne gekommen bist, dein Werth ist in dir selbst, und kann keinen größern Glanz von dem erhalten, was ihn umgibt. Durch was für eine Kunst aber, schöne Gussarat, hast du dies Wunder vollbracht? Wer hat die Schätze der Arzneikunst vor dir aufgethan? Woher hat eine junge Dirne aus dem Gebirge eine Kenntniß erworben, größer als die der weisesten Aerzte von Bagdad?

Einige Zeit, nachdem du in unsern Bergen gejagt hattest, erzählte Gussarat, erfuhr ich den Tod des Chalifen Simprah und das Unglück seines Thronerben. Da flatterte meine Sehnsucht auf Taubenflügeln hinüber nach Bagdad zu meinem Herrn, und mir entschlüpfte gegen die Frau meines Oheims der Wunsch, dir zu deinem Gesicht zu verhelfen.

Aber zornig schalt sie mich, wegen meiner Eitelkeit, wie sie die Stimme meines Herzens nannte, und trieb mich fort, unsere Ziegen auf die Weide zu führen. Meine Füße gehorchten dem Gebot meiner Base, aber mein Herz floh, wie der Leopard, über die Felsen, hin zu meinem Herrn, dem Chalifen. Als ich so seufzend hinter meinen Ziegen herging, kam mir eine junge Schäferin entgegen. Ihr goldnes Haar war mit dem Schmuck der Fluren durchflochten, Blumengewinde bekränzten ihr Gewand. Leicht und anmuthig hüpfte sie daher nach den Tönen einer Flöte, auf der sie blies, und fröhlich sprang ihre weiße Lämmerheerde ihr nach.

Als sie mir näher kam, lächelte sie mich an. Schöne Gespielin der Ziegen, spottete sie auf eine höchst reizende Weise, wie magst du dich so gern hier an dem üppigen Busen deines Vatergebirges belustigen! Glückliche Gussarat, deren Vergnügen Gehorsam ist, aber noch glücklichere Huadir, welche gesegnet ist durch die pflichtmäßige Unterwürfigkeit ihrer Nichte! Laufe doch deinen verwegenen Ziegen nach, liebe Gussarat! rief sie plötzlich mit schallendem Gelächter. Dort deine Gefährtin klettert an einem Abgrunde herum!

Ich sah hin, die Ziege war wirklich in Gefahr, aber der Schäferin Hohn schnitt mir zu tief in das Herz. Schönes Mädchen, bat ich sie, vermehre nicht mein Unglück durch deine grausamen Spöttereien, lindere es lieber durch Mitleid und guten Rath.

Ist denn Gussarat Willens, fragte die Schäferin jetzt plötzlich ernsthaft, dem Rathe ihrer Freundin zu folgen?

Ja, rief ich, befreie mich nur aus meinen unwürdigen Verhältnissen, und ewig will ich deine Güte preisen.

So kehre zurück in die Hütte deines Oheims, befahl mir die Schäferin, und gehorche in nichts, was dir auch mag befohlen werden von deinen Verwandten. Wenn ich dich treu erfunden, so sollst du mich nach drei Tagen wieder auf dieser Stelle antreffen.

Flötend hüpfte sie fort, und verschwand bald mit ihrer Heerde zwischen den Felsen.

Am Abend kehrte ich mit der Heerde zurück nach der Hütte meines Oheims. Huadir gebot mir ein Böckchen zu schlachten für den morgenden Festtag, aber ihr Befehl galt mir nicht so viel, als das Versprechen, das ich der Schäferin gegeben hatte. Huadir rasete vor Zorn, und rief meinen Oheim zu Hülfe, daß er ihr die widerspenstige Nichte zum Gehorsam bringe.

Canfu haßte mich, weil er mir die Schuld beimaß, daß sein Sohn aus dem Vaterhause entflohn war. Er freute sich des Vorwandes, seinen Groll an mir auszulassen, schleppte mich aus der Hütte, band mich an einen Baum, und mein Blut floß unter unbarmherzigen Geisselstreichen.

Wer ist der Bösewicht, rief Kelanu aufspringend, der sich unterstanden hat, die Schönheiten meiner liebenswürdigen Gussarat zu verletzen?! Bei den Mächten der Verheerung: Er und sein verruchtes Weib sollen die ausgesuchtesten Martern erleiden! Lasset sie, gebot er den Kämmerlingen, ehe der Morgen anbricht, vor meinen Divan schleppen, und laßt ein Blutgerüst aufrichten, damit ganz Bagdad ein Zeuge ihrer Bestrafung werde!

Ja, sprach Gussarat triumphirend. Also müssen die Feinde des Gerechten umkommen!

Fahre fort in deiner Erzählung, bat Kelanu. Ich ängstige mich, wenn ich daran denke, wie du der Bosheit deiner Feinde entronnen bist.

Zwei Tage, erzählte Gussarat weiter, wurde ich von Canfu und seinem Weibe eingesperrt und gemißhandelt. Am dritten Tage, als Canfu bei der Heerde war, widersetzte ich mich Huadirs Grausamkeit. Ich rang mit ihr, sie schrie um Hülfe, es war aber Niemand in der Nähe. Endlich überwältigte ich sie, ließ sie ohnmächtig auf der Erde liegen, und eilte nach dem Orte, wo mich die Schäferin verlassen hatte. Bei Sonnen-Untergang erschien meine schöne Lehrerin, aber ihre Heerde folgte ihr diesmal nicht. Sie hielt einen Beutel und ein Bündel Kleider in ihren Händen. Nimm diesen Beutel, meine muthige Schülerin, sprach sie zu mir, und zieh' diese Kleider an, die die Tracht eines Arztes zu Bagdad sind. Ich will dich nach dieser Stadt führen, du mußt verlangen vor den Chalifen gelassen zu werden, und wenn du ihm etwas von dem Pulver in diesem Beutel in die Augen streuest, so wird er sein Gesicht wieder erhalten. Entzückt warf ich mich in die Kleider, die Schäferin blies mich an, in dem Augenblicke befand ich mich vor dem königlichen Palaste zu Bagdad; wie mein frommer Wunsch erfüllt wurde, weiß mein Herr, und Stadt und Reich werden dies glückliche Ereigniß segnen.

Dieses Tages, sprach Kelanu zärtlich, werde ich mich jederzeit mit Entzücken erinnern, denn ich habe nicht allein das Licht meiner Augen, sondern auch einen Gegenstand empfangen, der der Betrachtung so werth ist.

Er nahm die ehrgeizige Schöne bei der Hand, und ließ sie noch an demselben Tage als Sultanin von Bagdad ausrufen, und in das Schmettern der Zinken und Trompeten, die diese Erhöhung dem staunenden Volke verkündeten, erschollen die Hufschläge der Reiter, die zu Canfu's und seines Weibes Verhaftung aufbrachen nach dem Gebirge Gabel el Ared, und die Axthiebe der Zimmerleute, die das Blutgerüst für die Unglücklichen vor dem Palaste des Chalifen aufrichteten.

---

Huadir war dem Gram um den verlorenen Sohn, und dem Aerger über die ungerathene Nichte erlegen. Der arme Canfu hatte die treue Gefährtin seines kummervollen Lebens begraben, und lag in der Nacht einsam auf seinem dürftigen Lager, die trübe Vergangenheit noch einmal durchdenkend.

Da erklangen plötzlich Speerstöße und Säbelhiebe an seiner Hüttenthür, und rauhe Stimmen verlangten tobend Einlaß.

Canfu sah durch das Gitter, und erkannte die Trabanten des Chalifen. Erschreckt von diesem Anblick, der unter des neuen Herrschers blutiger Regierung nur Böses bedeuten konnte, brach er in laute Klagen aus.

Ihr Geister der Luft! jammerte er, wo ist Kelanu, mein Sohn? Wo sind die Versprechungen, die Ihr dem unglücklichen Canfu gegeben? Helft mir jetzt aus meiner Angst und Noth!

Da erleuchtete ein schwacher blauer Schimmer die Kammer, und Geiwäraha stand vor ihm.

Was verlangt mein Unterthan? fragte sie mit tückischem Lächeln.

Die Trabanten des Chalifen stürmen meine Hütte, antwortete Canfu, und du weißt es guter Geist, daß sie die Boten des Todes sind.

Fürchte nichts, Canfu, sprach Geiwäraha mit kaltem

Spott. Erinnere dich dessen, was ich dir gesagt. Wer darf, mich der Lüge zeihen? Eben jetzt sollst du Kelanu in den Armen der herrschsüchtigen Gussarat sehen. Mehr fordere nicht von mir. Dein einziger Wunsch war die Ehe deines Sohnes mit deiner Nichte. Die freien Geister sind zufrieden, wenn sie ihr Versprechen erfüllen. Wenn wir deinen Wunsch gewähren, was hast du noch zu fordern? Ob die blinden Wünsche der Sterblichen aus der Quelle ihrer Weisheit oder ihrer Thorheit fließen, das kümmert unser unsterbliches Geschlecht wenig!

Verächtlich wendete sie sich von Canfu, breitete ihre Nebelflügel aus und verschwand vor seinen Augen. Unterdeß hatten die Trabanten die Hüttenthür gesprengt, brachen in die Kammer Canfu's, banden den Unglücklichen, und schleppten ihn mit sich fort nach Bagdad.

---

Ehe die Sonne erwacht war vom Traume der Nacht, ward der Gefangene in den Vorhof des königlichen Palastes geführt, und der erste Morgengruß, den die Kämmerlinge dem Chalifen und seiner Sultanin brachten, war die Botschaft, daß zwar Huabir ihrem Grimme entronnen sei durch den Tod, daß aber Canfu in Ketten seiner Strafe harre. Gussarats Augen schwammen in boshafter Freude bei dieser Nachricht, und Kelanu erhob sich zornig, den Feind seiner Sultanin vor seinen Augen martern zu sehen.

Neben dem Blutgerüst war eiu Thron erbaut, auf welchen Kelanu und Gussarat mit den Großen ihres Hofes stiegen. Die Straßen waren mit erwartenden Augen gefüllt, und die ganze Stadt drängte sich in hitziger Begierde, das blutige Schauspiel so nahe als möglich anzusehen. Kelanu hatte befohlen, daß keine schreckende Ceremonie ausgelassen werden solle. Seine kurze Herrschaft war eine Herrschaft der Grausamkeit gewesen, und bei dieser Hinrichtung war er gekommen, sich selbst zu überbieten.

Zwanzig schwarzgekleidete Sclaven, mit kahlen Köpfen und entblößten Füßen, jeder einen Todtenschädel und eine brennende Fackel von stinkendem Geruche tragend, eröffneten den fürchterlichen Zug. Ihnen folgten sechs andere, durch enge, mit Gebeinen bemalte Kleider in wandelnde Gerippe umgeschaffen, jeder ein Stück rohes Fleisch im Munde, von dem das Blut herabtrof. Hierauf erschienen zwölf riesengroße Männer. Ihre Gesichter waren feuerroth gemalt, Rauch dampfte aus ihren Nasenlöchern und jeder trug ein nackendes Kind in seinen Armen, dem er wirkliche Marter anthat. Denn so groß war Kelanu's Grausamkeit, daß er diesen unmenschlichen Zusatz zu dem gräßlichen Trauerspiele nicht verlieren wollte, sondern lieber befohlen hatte, zwölf Kinder aus der Stadt dazu herbeizuschaffen.

Das Geschrei der armen Kinder rührte die Herzen des Volkes, und war zugleich eine Verschärfung der Qual des unglücklichen Canfu, der hinter den zwölf Riesen hergeschleppt wurde. Acht Sclaven, in Tiegerhäute eingenäht, trugen ihn. Jeder Sclave hielt einen eisernen Haken, der in das Fleisch des Opfers griff, und so zum Handgriff diente, es in der Marter zu erhalten.

Gussarats Bosheit war aber damit noch nicht zufrieden. Sie rief von ihrem Throne herab, daß die Sclaven ihre Haken noch tiefer in das Fleisch ihres Feindes drücken sollten. Diese gehorchten, und das Jammergeschrei des Elenden erscholl so kläglich, wie nur Allahs Feinde es ausstoßen, und nur böse Geister es ohne Erbarmen und Grauen hören können. Bagdad aber seufzte, als es die Tyranni seines Chalifen und die Grausamkeit seiner Sultanin wahrnahm.

Jetzt rollte plötzlich ein starker Donner durch den klaren blauen Himmel, und in diesem Augenblicke stand auf dem Blutgerüste ein schöner Jüngling von übermenschlicher Größe. Zwei große weiße Flügel leuchteten von seinen Schultern, eine goldne Rüstung deckte seinen Körper, purpurrothe Flammen wehten als Federbusch von seinem golden Helme, auf seiner linken Hand trug er einen Papagoi, und in der Rechten schwang er ein leuchtendes Demantschwert.

Kelanu ahnte Böses aus dieser Erscheinung. Greift den Frechen! schrie er, mit seiner angebornen Heftigkeit von dem goldnen Sessel aufspringend, und riß den Säbel aus der Scheide. Greift ihn, rief Gussarat, die die Verzögerung ihrer Rache besorgte, ihm wüthend nach.

Aber mit edelm Zorn in dem Gesicht streckte der Jüngling sein Schwert gegen die beiden Ungeheuer aus, und sie blieben unbeweglich in der Stellung stehn, die sie eben angenommen hatten.

Verflucht sind, rief jetzt der Rächer mit Donnerstimme, die Handlungen und Werkzeuge der Grausamkeit!

Und als er diese Worte gesprochen, schien der ganze Zug in Flammen zu stehen, und in einem Augenblicke war Alles, bis auf Canfu und die zwölf Kinder, zu Asche verbrannt.

Canfu's Sinne waren schon fast erstarrt im Tode, und das Licht verging vor seinen Augen. Als der Jüngling erschien, hatte er nur noch so viel Leben, daß er das sehen und verstehen konnte, was geschah.

Das Gesetz deines Propheten war dir beschwerlich, redete der Jüngling ihn an, und die unerforschlichen Wege des großen Allah schienen dir krumm und unrichtig. Sollten wohl die Gedanken des ewigen Gottes sich nach den deinigen richten? Sollte die Hand dessen, der die Sonne schuf, von den eiteln Rathschlüssen eines Erdenwurmes gelenkt werden? Kurzsichtiger! Was hast du dadurch gewonnen, daß du Muhameds Dienst verlassen und den gottlosen Tritten der abtrünnigen Geister gefolgt bist? Weil der Prophet wußte, das aus Kelanu's und Gussarat's Verbindung nur Böses entstehen könne, so hatte er in seiner Weisheit beschlossen, sie auf immer von einander zu trennen, und dadurch das Leben seines Verehrers Canfu zu segnen. Aber weil du Muhamed verläugnet und dich mit seinen Feinden verbündet hast, so hat er es zugelassen, daß sie deinen Frevel durch die Gewährung deines thörichten Wunsches so schrecklich bestraft haben. Sieh' denn, du armer Abgefallener, die Begierden deines Herzens erfüllt!

Und er streckte das leuchtende Schwert nach Kelanu aus, und der Schein von Raalkurs Gestalt fiel sammt dem Chalifenschmucke ab von ihm, und Canfu erkannte seinen Sohn. Mit dumpfem Erstaunen sah der arme Vater zu seinem Peiniger hinauf, und Kelanu war außer sich, als er mit seiner vorigen Gestalt auch sein Gedächtniß wieder erhielt, und zugleich erkannte, daß seine Grausamkeit wider seinen eignen Vater gerichtet gewesen.

Verfluchte Geiwäraha! seufzte sterbend der unglückliche Canfu. Du hast wirklich Kelanu mit der hochmüthigen Gussarat vereinigt. Dein Wort ist gelöset und Canfu ein Opfer seiner eigenen Thorheit!

Die Augen starr auf seinen Mörder gerichtet, verschied er. Mit wüthenden Blicken hatte Gussarat die seltsame Verwandlung angesehn. Statt mit dem geliebten Chalifen Raalkur, sah sie sich mit dem verhaßten Hirtensohne Kelanu vereinigt, und war nicht länger Sultanin von Bagdad, sondern ein geringes Hirtenweib auf Gabel el Ared. Ihre Zunge war mit Bosheit beladen, aber gefesselt durch die magische Kraft des leuchtenden Schwertes. Unter dem Volke von Bagdad, das wimmelnd das Blutgerüst umgab, erhob sich ein Gemurmel des Abscheues, der Freude und der Neugier. Es sah sich von einem Tyrannen befreit, aber es begriff nicht, wie der Sohn eines Ziegenhirten die Person seines Chalifen hatte vorstellen können.

Der Jüngling schien in den Seelen der Menge zu lesen. Bewohner Bagdads, redete er sie an mit majestätischem Ernste, Ihr vermißt Euern rechtmäßigen Gebieter. Seht ihn in der Gestalt dieses Vogels, die er der Bosheit der abtrünnigen Geister verdankt. Glaubt aber nicht, daß Allah diese Verwandlung zugelassen haben würde, wenn nicht Raalkur durch seine Vergehungen diese Strafe verdient hätte. Seine Geringschätzung der Pflichten der Religion, seine thörichte Leidenschaft für die Jagd und andere einem Könige unanständige Ergötzungen, über denen er es versäumte, sich zur Erfüllung seiner Regentenpflichten vorzubereiten: alles dies hatte ihm Allahs Unwillen zugezogen. Jetzt aber hat sein Leiden ein Ende, und Hassarak, Bagdads Schutzgeist, ist von Muhamed gesandt worden, den Chalifen seinen Unterthanen zurückzugeben.

Er berührte den Papagoi mit seinem Schwerte, bald stand Raalkur vor den Augen der gerührten Menge, deren dankbarer Jubel in den Himmel emporstieg. Raalkur aber kniete auf dem Gerüste nieder.

Im Staube mich demüthigend, betete er mit lauter Stimme, flehe ich Allah an um Verzeihung und Frieden. Ihm gebührt Ehre und Anbetung, und so wenig Er unseres Dienstes bedarf, so undankbar sind wir, wenn wir diesen Dienst verabsäumen. Er empfange meine Gelübde für die treue Erfüllung meiner Herrscherpflichten. Er verleihe mir Kraft, sie zu üben zum Heil der Völker, die seine Gnade mir anvertraut hat. Es gefällt mir, sprach Hassarak, daß deine ersten Worte ein Dankgebet und ein frommer Entschluß waren. Nachdem du dich aber nun vor Allah gedemüthigt hast, Chalif, so besteige deinen Thron, und beginne deine Regierung mit Gerechtigkeit über diese Sünder gegen Allah und Allahs Volk.

Laßt sie also, befahl Raalkur, das Gerüst besteigen, welches sie zu anderm Zweck erbauen ließen. Aber ihr Tod zeuge nicht von der Abscheulichkeit ihrer Verbrechen, sondern von der Menschlichkeit des Richters.

Und die Trabanten ergriffen die Verurtheilten, und führten sie von dem Thron auf das Blutgerüst, wo der Nachrichter ihrer bereits harrte. Kelanu stieg mit wildem Trotz hinauf, Gussarat schien die Gegenwart ihres Gefährten unerträglicher zu finden, als das Schicksal, das ihr bevorstand.

Ehe Kelanu vor dem Blocke niederknieete, stampfte er wüthend mit dem Fuße, und seine Faust und seine Augen drohten gegen die Tiefe hinab. Ich bin lebenslang ein Sclave des Bösen gewesen, sprach er dumpf. Ich habe gearbeitet und nicht eingesammelt. Ich habe mit Sorgen gesäet, und nicht in Freuden geerndtet. Ich habe den Trost Anderer vergiftet, aber es ist kein Segen in meinen Schooß gefallen! Ich bin gehaßt von den Söhnen der Menschen, verdorrt sind die Pfade, die ich betreten habe. Meine Thaten sind zu gefräßigen Geiern geworden, die mein Eingeweide zerfleischen, und die scharfen Klauen der bösen Geister harren meiner an dem Orte der Qual. Schlage denn zu, Beil, weil Allahs Blitz zögert mich zu zerschmettern, daß mein Andenken auf ewig verlösche auf Erden!

Die Häupter der Verbrecher waren gefallen. Möchten doch, sprach Hassarak zu dem Chalifen, alle deine Urtheilssprüche dem ersten gleich sein an Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dann werden dir deine Unterthanen mit Freuden gehorchen, und Allah, der die wahren Gläubigen belohnt, wird dich dereinst aufnehmen in die seligen Wohnungen seines ewigen Paradieses.

Und Hassarak spannte die glänzenden Flügel aus, und die Arme segnend über Bagdad ausbreitend, verschwand er in den Wolken. Raalkur aber und sein ganzes Volk stürzten nieder auf ihr Angesicht, und alle riefen mit Dankbarkeit und Inbrunst: Allah ist groß!

---

## von Veldeck, s. Minnesinger.

---

## Velschberger, s. Meistersinger.

---

## Karl Venturini,

geboren am 30. Jan. 1771 zu Braunschweig, studirte Philosophie und Theologie zu Helmstädt, worauf er einige Zeit als Secretär des Etatsraths von Schirach zu Altona lebte. 1795 erhielt er am Erziehungsinstitute zu Kopenhagen die Stelle eines Lehrers der Statistik und Geschichte, begab sich aber nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück und wurde Pfarrer zu Hordorf bei Braunschweig, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Lesebuch der Geschichtskunde älterer Zeiten. Kopenhagen, 1799.
Pythagoras und seine Zeitgenossen. Chemnitz, 1801. 2 Thle.
Muhamed Abul Casem. Kopenhagen, 1802—3. 2 Bde.
Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. Kopenhagen, 1800—2. 3 Thle.
Chateaubriand's Genius des Christenthums. Amsterdam, 1803. 2 Thle.
Hermann der Sachsen Herzog. Kopenhagen, 1804.
Klosterzwang und Klosterfurcht. Kopenhagen, 1805.
Handbuch der vaterländischen Geschichte. Braunschweig, 1805 u. 6. 2 Thle.
Geschichte des Urchristenthums. Rom, 1807—9. 2 Thle.
Geschichte unsrer Zeit. Leipzig, 1811—14. 3 Thle.
Geschichte der spanischen und portugiesischen Thronumkehrung. Altona 1812—21. 3 Thle.
Rußlands und Teutschlands Befreiungskriege. Leipzig, 1816—19 4 Thle.
Teutsches Heldenbuch. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Scandinavien und Karl XIV. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Margarethe von Nordheim. Leipzig, 1824. 2 Thle.
Erich Stendock. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1828 flgde.
Jean Cavolier. Leipzig, 1831. 2 Bde.

V. zeichnet sich als Historiker vorzüglich durch fleißige Studien und eine geistreiche und elegante Darstellung aus. Seine Romane erfreuen sich guter Erfindung der Situationen, treffender Charakterentwickelung und gewandter Behandlung des Stoffes. Seine früheren theologischen Schriften dagegen zogen ihm eben so heftigen Tadel zu, als sie ihm wegen des darin bewiesenen Scharfsinns und Muthes Ehre machten.

---

## Johann Bernhard Vermehren

wurde 1774 zu Lübeck geboren, und starb, noch nicht 30 Jahre alt, als Privatdocent zu Jena am 29. November 1803.

Von ihm erschien im Drucke:

Ueber Schillers Maria Stuart, Gedicht. Jena, 1800.
Musenalmanach für 1802 u. 1803. Leipzig und Jena.
Schloß Rosenthal, ein Mährchen. Berlin, 1803.

V. schloß sich in seinen Bestrebungen der romantischen Schule an, und bemühte sich vorzüglich um Vollendung in der Form, ohne jedoch Hervorstechendes zu leisten.

---

## Gerhard Ulrich Anton Vieth,

am 8. Jan. 1763 zu Hookfyl im Jeverschen geboren; wurde Schulrath und Direktor der fürstlichen Hauptschule zu Dessau, wo er auch als 73jähriger Greis im Jahre 1836 starb.

Er veröffentlichte:

Versuch einer Encyclopädie der Leibesübungen. Ber 1794—95. 2 Thle.
Physikalischer Kinderfreund. Berlin, 1798—1809. 10 Thle.
Sammlung einiger Schulreden. Dessau, 1818.
Lehrbücher der Mathematik und Physik ꝛc.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen treffliche Schulreden namentlich verdienen hervorgehoben zu werden, da sie weniger als seine Lehrbücher Verbreitung fanden und viel Gutes enthalten.

---

## Vintler, s. Meistersinger.

## Jakob Vogel

war kaiserlich gekrönter Poet und Barbier zu Stößen zwischen Weißenfels und Naumburg in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Ueber seine näheren Lebensumstände ist nichts bekannt.

Er schrieb:

Wandersregeln. Jena, 1617—18. 3 Thle.
Ungrische Schlacht. Jena, 1626.

Didactische und descriptive Reimereien im Geschmacke seiner Zeit.

## Nicolaus Vogt

ward zu Frankfurt a. M. im Jahre 1763 geboren, widmete sich vorzüglich dem Studium der Geschichte und wurde zuerst als ordentlicher Professor derselben zu Mainz angestellt. Hierauf lebte er in Aschaffenburg und später in seiner Vaterstadt als großherzoglich frankfurter geheimer Legationsrath und Oberschulinspector; einige Jahre nachher wurde ihm auch die Senatorwürde ertheilt. Er starb daselbst 1830.

Seine Schriften sind:

System des Gleichgewichts. Mainz, 1785.
Ueber die europäische Republik. Frankfurt, 1787—92. 5 Thle.
Gustav Adolph. Frankfurt, 1790. 2 Thle.
Heinrich Frauenlob. Frankfurt, 1792.
Rheinische Bilder. Frankfurt, 1793.
Das Urtheil des Paris, Faoea. Frankfurt, 1792.
Shakespears Beruf und Triumph. Frankfurt, 1792.
Geschichte der französischen Republik. Frankfurt, 1792.
System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit. Frankfurt, 1802. 2 Thle.
Ansichten des Rheins. Frankfurt, 1804.
Die Ruinen am Rhein. Frankfurt, 1809.
Die teutsche Nation und ihre Schicksale. Frankfurt, 1810.
Abriß einer Geschichte der Teutschen. Frankfurt, 1810.
Historisches Testament. Mainz, 1814 u. 15. 3 Thle.
Rheinische Geschichten und Sagen. Frankfurt, 1817. 3 Thle.
Rheinische Bilder. Frankfurt, 1821.

Lebendige Darstellung, Scharfsinn und gewandte Behandlung erwarben seinen zahlreichen Schriften viele Freunde, reichten aber nicht hin, ihnen einen bleibenden Werth zu verleihen.

## Friedrich Siegmund Voigt,

ein Sohn des 1823 verstorbenen geheimen Hofraths und ordentlichen Professors J. S. Voigt zu Jena, wurde im Octbr. 1781 zu Gotha geboren und widmete sich der Medicin und Botanik, welche letztere er 1803 als Privatdocent zu Jena lehrte. Im folgenden Jahre wirkte er als praktischer Arzt in Gotha, verließ aber diese Stellung bald wieder, um nach Jena zurückzukehren, wo er 1807 außerordentlicher Professor und Director des botanischen Gartens wurde. 1817 wurde er großherzoglich weimarischer Hofrath, später geheimer Hofrath und 1818 ordentlicher Professor der Botanik.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Darstellung des natürlichen Pflanzensystems von Jussieu. Leipzig, 1806.
System der Botanik. Jena, 1808.
Von der Wichtigkeit des Naturstudiums. Jena, 1814.
Die Farben der organischen Körper. Jena, 1816.
Von dem Werthe der Naturgeschichte. Jena, 1816.
Grundsätze einer Naturgeschichte. Frankfurt, 1817.
Uebersicht der Naturgeschichte. Jena, 1819.
System der Natur und ihrer Geschichte. Jena, 1823.
Almanach der Natur. Jena, 1832.
Cuvier, das Thierreich.
L. C. Richard, Analyse der Frucht.
Sassure, chemische Untersuchungen.

Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe, zeichnen sich V's naturhistorische Schriften noch besonders durch eine klare, deutliche und allgemein verständliche Darstellung, der es jedoch keineswegs an Eleganz und Lebendigkeit fehlt, sehr vortheilhaft aus.

## Johannes Voigt,

geboren am 27. Aug. 1786 zu Bottenhausen, einem Dorfe bei Meiningen, besuchte das Gymnasium zu Meiningen und ging von da nach Jena, um dem Wunsche seines Vaters gemäß, Theologie zu studieren. Indessen zog er das Studium der Geschichte vor und widmete sich diesem mit entschiedener Liebe. — 1809 wurde er als Lehrer an das Pädagogium zu Halle berufen, 1817 aber Archivdirector und Professor der historischen Hülfswissenschaften zu Königsberg und 1821 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst.

Er gab heraus:

Hildebrand als Papst Gregor VII. Weimar, 1815.
Geschichte des Lombardenbundes. Königsberg, 1818.
Leben des Professors C. J. Kraus. Königsberg, 1819.
Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Halle, 1820; 3. Ausgabe 1822.
Darstellung der ständischen Verhältnisse Ostpreußens. Königsberg, 1822.
Geschichte der Eidechsengesellschaft in Preußen. Königsberg, 1823.
Johann v. Lindenblatts Jahrbücher herausgegeben von V. und F. W. Schubert. Königsberg, 1823.
Geschichte Marienburgs. Königsberg, 1824.
Geschichte Preußens bis zum Untergang der Herrschaft des teutschen Ordens. Königsberg, 1826—30. 3 Thle.
Leben des Reichs-Burggrafen und Grafen F. F. A. zu Dohna-Schlobitter. Leipzig, 1833.

Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Unter den deutschen Geschichtsforschern nimmt V. einen sehr ehrenvollen Rang ein, wegen der in seinen Schriften vorherrschenden Gründlichkeit, Klarheit und Uebersichtlichkeit, so wie wegen der eleganten und geschmackvollen Darstellung, die er ihnen zu gleicher Zeit zu verleihen weiß.

## V. Voigt, s. Meistersinger.

## Traugott Gotthilf Voigtel,

geboren am 19. März 1766 zu Siersleben im Mansfeldischen, wurde zuerst Lehrer am lutherischen Gymnasium zu Halle, außerdem 1799 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1804 ordentlicher Professor. Hierauf legte er seine Stelle am Gymnasium nieder und erhielt 1809 die zweite Oberbibliothekarstelle daselbst.

Von ihm erschien:

Versuch eines hochteutschen Handwörterbuchs. Halle, 1793—95. 3 Thle.

Lehrbuch der prosaischen Schreibart. Halle, 1802.

Geschichte des teutschen Reichs unter Otto dem Großen. Halle, 1802.

Handwörterbuch der teutschen Sprache. Halle, 1804.

Verteutschungswörterbuch. Halle, 1811.

Teutsche Geschichte. Halle, 1818.

Versuch einer Geschichte des preußischen Staats. Halle, 1819.

Ein eben so gründlicher als vielseitig gebildeter Gelehrter, machte sich V. vorzüglich durch seine lexicographischen und theoretischen Schriften um die deutsche Sprache und deren Fortbildung verdient.

## Gabriel Voigtländer

war um 1633 Stadtpfeifer zu Lübeck und wurde später, 1639, königlich dänischer Feld- und Hoftrompeter. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Er veröffentlichte:

Allerhand Oden und Lieder (mit Musikbegleitung). Lübeck, 1650.

Ein glückliches und witziges Talent, das zu einer anderen Zeit und mit reicherer Bildung ausgerüstet, gewiß Vorzügliches geleistet haben würde.

## Heinrich Friedrich Magnus Volger

wurde am 13. Novbr. 1785 zu Hatdorf geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studierte zu Göttingen und erhielt 1807 einen Ruf als Lehrer an das Pädagogium zu Ilefeld, welche Stelle er aber durch mancherlei Umstände niederzulegen sich genöthigt sah. Als Romanschreiber nimmt er den Namen Adolf Bühren an. — Seine Schriften sind:

Adolphine, die schöne Seiltänzerin. Braunschweig, 1823.

Vier Wochen in Pyrmont oder wer's Glück hat führt die Braut heim. Braunschweig, 1824.

Die Reise zum Martinsabend. Leipzig, 1825. 2 Thle.

Das Feuerwerk, oder die seltsame Bekanntschaft. Fulda, 1826. 2 Thle.

Die Erzählung auf der Flucht. Fulda, 1827.

Gute Erfindung und eine anmuthige Darstellung verliehen seinen Schriften vielen Reiz, ohne ihnen jedoch Anspruch auf künstlerische Vollendung geben zu können.

## Wilhelm Friedrich Volger

ward am 31. März 1794 zu Nentze bei Lüneburg geboren, wo sein Vater, aus einer hannoverschen Patrizierfamilie stammend, selbst Prediger war und ging 1812 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, doch folgte er bald seiner Neigung zu geographischen und historischen Forschungen. Er erwarb zu Göttingen die philosophische Doctorwürde und wurde, nach seiner Heimkehr nach Lüneburg, 1815 erster Collaborator am Johanneum, dann Subconrector und 1830 Rector daselbst. 1836 erhielt er dazu die Direction der zwei Jahre früher errichteten Realklassen.

Von ihm erschien:

Länder- und Völkerkunde. Hannover, 1820; 2. Auflage, 1833.

Lehrbuch der Geographie, erster Cursus. Hannover, 1839; 9. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, zweiter Cursus. Hannover, 1839; 5. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, dritter Cursus. Hannover, 1837; 2. Aufl.

Handbuch der Geographie. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geschichte, erster Cursus. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geschichte, zweiter Cursus. Hannover, 1836; 2. Aufl.

Einer der gründlichsten und zuverlässigsten Geographen neuerer Zeit hat V. vorzüglich durch seine trefflichen Lehrbücher großen und bleibenden Nutzen gestiftet.

## Christian Daniel Voß

wurde am 24. Aug. 1761 zu Querum bei Braunschweig geboren. Nachdem er seine Studien absolvirt hatte, erhielt er eine Hauslehrerstelle zu Braunschweig und 1788 wurde er als Lehrer an das Pädagogium nach Halle berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1799 blieb, wo er eine Professur des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften an der dortigen Universität erhielt; auch ertheilte ihm der weimarische Hof den Titel eines herzoglich weimarischen Rathes. Sein Todestag ist der 27. April 1821.

Von ihm erschien im Druck:

Eduard, eine Geschichte. Leipzig, 1790. 2 Thle.
Historische Gemälde. Leipzig, 1790—93. 4 Thle.
Geschichte des Hauses Stuart. Leipzig, 1794—97. 4 Thle.
Geschichte der englischen Revolution. Berlin, 1797.
Das Jahrhundert der Aufklärung. Altona, 1797—1800. 5 Thle.
Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft. Leipzig, 1797—1802. 6 Thle.
Versuch über die Erziehung für den Staat. Leipzig, 1799. 2 Thle.
Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse des 18. und 19. Jahrhunderts. Gera, 1801—4. 5 Thle.
Rußland beim Anfange des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1802—14. 2 Thle.
Parallelen. Amsterdam, 1809—12. 2 Thle.
Die Zeiten. Weimar, Halle u. Leipzig, 1805—19.

Scharfsinn, Geist, Gewandtheit und Vielseitigkeit erwarben seinen Schriften großen Beifall und seinem Journal: die Zeiten, einen ausgebreiteten Kreis von Lesern.

---

## Johann Heinrich Voß

am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen geboren, konnte nach beendigter Schulzeit durch die Armuth seines Vaters, der seit 1772 als Schulmeister seine Familie dürftig ernährte, die Universität nicht eher beziehen, bis er, von 1769—1772 als Hauslehrer auf Ankershagen, sich selbst einige Mittel dazu verschafft hatte. Aber sein akademisches Leben gab ihm für seine trübe Jugend Ersatz! Er wurde Eins der thätigsten Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, dessen Freuden und Anregung er drei Jahre lang genoß. Außer Heyne zogen ihn die Docenten wenig an. Seit 1775 lebte er einige Jahre zurückgezogen zu Wandsbeck unweit Hamburg, des alten Asmus Lieblingssitze. 1778 wurde er Rector zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1782 erhielt er dasselbe Amt zu Eutin. 1786 ernannte ihn der Prinz Peter Friedrich Ludwig zu Holstein-Gottorp zum Hofrathe; derselbe setzte ihm 1802, als er wegen seiner Kränklichkeit das Schulamt niederlegen mußte, eine lebenslängliche Pension von 600 Thalern aus. Seiner Freiheit sich bedienend zog er nach Jena; doch war das dortige Klima seiner Gesundheit nachtheilig. Daher brachte er seine letzten Jahre in Heidelberg zu, wo er durch eine neue Pension des Kurfürsten von Baden in äußerlich glücklichen Verhältnissen lebte. Nur verbitterte er seine Tage durch die heftigsten Streitigkeiten, die er als Vorkämpfer des rationalen Protestantismus gegen den Symboliker Creuzer zu Heidelberg und gegen Leopold Stolberg führte, als dieser zu Münster „ein Unfreier geworden war". Er starb am 30. März 1826.

Seine deutschen Schriften sind:

Sämmtliche Gedichte. Königsberg, 1802. 7 Thle.
Ausgabe letzter Hand. Königsberg, 1826. 4 Thle.
Uebersetzung von Homer. 4 Thle.
Ovid. 2 Thle. Virgil. 3 Thle. Hesiod und Achäus, Horaz, 2 Thle.
Tibull und Lydamus, Theocrit, Bion, Moschus, Aristophanes. 3 Thle.
Shakespeare, bis 1829. 9 Thle.
Mythologische Briefe. Königsberg, 1794. 2 Thle. neue Ausg. 3 Thle. 1827.
Ueber Gleim's Briefsammlung. Heidelberg, 1807.
Ueber Götz und Ramler. Manheim, 1809.
Abriß meines Lebens. Rudolstadt, 1808.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? im Sophronizon 1819.
Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe. Stuttgart, 1820.
Voß gegen Perthes. Stuttgart, 1822.
Antisymbolik. Stuttgart, 1824—26. 2 Thle.
Kritische Blätter. Stuttgart, 1828. 2 Thle.
Briefe, herausgegeben von A. Voß. Halberstadt, 1829.

Ueber diesen für deutsche Geistesbildung so bedeutenden, in neuerer Zeit von einer Partei eben so heftig angefeindeten, wie von der anderen über die Gebühr gepriesenen Mann, urtheilt, namentlich was seine früheren Leistungen als Dichter und Uebersetzer betrifft, am Unbefangensten der treffliche Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. 11 S. 400 mit folgenden Worten: „Natureinfalt, mit Ernst und Würde verbunden, ist die Grundlage seiner Dichtungen. Wo der Scherz in ihnen sich hören läßt, weicht er nie aus der Bahn der besonnensten Sittlichkeit. Klar und wahr treten die Gedanken und Bilder hervor. Das Gefühl, das aus ihnen spricht, ist warm aus der Seele gequollen, ohne irgend einen Zusatz von schwärmerischer Selbstbethörung. Die Phantasie des Dichters steht immer unter der Aufsicht eines prüfenden Verstandes. Die Form dieser Gedichte ist überall fest und bestimmt. Die deutsche Sprache hat außer Klopstock kein anderer so gründlich studirt, und keiner hat ihr so viele Geheimnisse entlockt, die dem nicht verborgen bleiben dürfen, wer sie ganz als Meister beherrschen will. Das Verdienst, das echte Volkslied im Geiste des Zeitalters gebildet zu haben, theilt Voß mit Bürger; aber in Voß'ens Volksliedern und auch in seinen übrigen lyrischen Gedichten und Elegien erkennt man noch mehr die Grundzüge des deutschen Nationalcharakters. In der Poesie der Ode ist Klopstock Voß'ens Muster geblieben. Auch der Ausdruck religiöser Gefühle in mehreren der vorzüglichsten dieser Oden ist klopstockisch, nur ohne die Dunkelheit, die Klopstock für keinen Fehler hielt, wo er Andern zu errathen gab, was ihm selbst klar war. Seitenstücke zu den Liedern von Voß sind seine idyllischen Gedichte. Auch sie sind, ungeachtet der antiken Form in Hexametern und in einem zum Theil theokritischen, zum Theil homerischen Style, so nationaldeutsch, wie wenig andere Gedichte in der deutschen Literatur. Sie versetzen uns weder in ein griechisches, noch in ein romantisches Arkadien, noch in die ideale Unschuldswelt Geßner's. Das ländliche Leben, das den Dichter im nördlichen Deutschland umgab, spiegelt sich in diesen Nachbildungen der Wirklichkeit so klar, als ob die Phantasie nur ein geringes Verdienst um sie hätte. Aber eben darin zeigt sich die Kunst

dieser treuen Naturgemälde, daß der Dichter, ohne sie zu idealisiren, der gemeinen Wirklichkeit das entzogen hat, wodurch sie zurückstoßend wird, und daß er mit der feinsten Bestimmtheit das Anziehende hervorgehoben hat, das eine poetische Bildung annimmt. Eine solche Gattung von Idyllen gab es vorher nicht in deutscher Sprache. Besonders hat das ländliche Gedicht Luise, das diese idyllische Poesie auf eine ähnliche Art erweitert, wie Geßner der seinigen durch den ersten Schiffer einen größeren Umfang gab, die Zuneigung verdient, die es bei dem Publicum gefunden hat. Von komischen Idyllen, die nicht Parodieen sein sollen, wußte man auch in Deutschland nichts, bis die von Voß sogar den plattdeutschen Dialekt der holsteinischen und mecklenburgischen Bauern zu einer Dichtersprache in Hexametern machten. Durch alle diese ländlichen Gedichte ist der Hexameter auf eine solche Art in der deutschen Sprache nationalisirt, daß er seitdem das Fremdartige, das ihm noch anhing, völlig verloren hat, und mit Dichtungen, die sich dem Volksliede nähern, eben so gut harmonirt, wie mit Klopstock's Epos. Ueber den Werth der Uebersetzungen der griechischen und römischen Dichter, die durch Voß'ens Talent, die deutsche Sprache in allen ihren Gelenken zu bewegen, in Deutschland ganz, wie sie lebten, aus den Gräbern hervorgerufen zu sein schienen, wird man künftig ein sichreres Urtheil fällen können, wann die Zeit gelehrt haben wird, ob die deutsche Sprache an die durch diese Uebersetzungen ihr eingedrückten griechischen und lateinischen Formen sich gewöhnen kann. Gewiß ist, daß es in keiner neueren Sprache eine Uebersetzung der homerischen Gedichte giebt, die der deutschen von Voß den Vorrang im Ganzen streitig machen dürfte. Auch um die Vervollkommnung der deutschen Verskunst nach Grundsätzen hat sich kein Dichter so verdient gemacht, wie dieser. Auf seine Zeitmessung der deutschen Sprache, am Ende der Ausgabe seiner Schriften vom Jahre 1802, wird jede künftige Metrik, die diese Bemühungen fortsetzt, sich beziehen müssen."

---

### Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, dein Licht,
Und wend' auf deine Werke
Mein frohes Angesicht.
Wie herrlich strahlt die Sonn' empor,
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wir fei'rten all' ermattet
Und sehnten uns nach Ruh;
Da schloß, von Nacht umschattet,
Dein Schlaf die Augen zu.
In Nest und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wir.

Da floß aus deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wir lagen sanft in Stille,
Aufathmend und gestärkt;
Wir fühlten unser Leben kaum,
Und um uns spielt' ein leichter Traum.

Bald hellte sich die Frühe
In kühlen Morgenwehn.
Auf Einmal steigt, o siehe!
Die Sonne roth und schön;
Erst Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau betröpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubeln lebts und webet
Durch Feld, Gebüsch und Luft;
Das Vieh voll Muthes strebet,
Und schnaubt den frischen Duft.
Das Vöglein schüttelt sich vom Thau,
Fliegt auf, und sinkt im hellen Blau.

Mit heiter'm Aug' und sinnend
Geht nur der Mensch, und schafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Lust und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet;
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, deine Sonne raget,
Und strahlt uns Lieb' und Macht!
Wehl uns hinfort, wenn's taget
Nach unsrer letzten Nacht!
O Gott! in deinem Sonnenschein,
Wer wollte nicht auch gern erfreu'n?

---

### Waldgesang.

Grüne Dämmerung des Haines
Schattet uns umwebend,
Sanfter Glanz des Sonnenscheines
Blinkt durch Laub, es blinkt des Weines
Glanz entgegen, bebend.

Heit'res Auges ruh'n wir alle
Unter blauem Himmel,
Hell erklingen uns Krystalle,
Mit Gesang und Vögelschalle
Durch das Laubgewimmel.

Mägdlein, frischer heut und röther,
Schaffen Reiz dem Feste:
Sonnenhell der Augenäther,
Schalten sie, wie leichtgewehter
Blumenduft im Weste.

Schmachtend singt aus jungen Sprossen
Philomel'; o höret!
„Bald ist unsre Zeit verflossen!
Liebt und freut euch, o Genossen,
Weil der Frühling währet!"

---

### Reigen.

Sagt mir an, was schmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirmeßbier?
Daß ich so vor Freude krähe,
Und auf einem Bein mich drehe?
Schurken um und um!

Kommt die schmucke Binderin
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haselnüssen,
Und dann schreit: Ich will nicht küssen!
Nun, so schert euch zum...!

Diesen Strauß und diesen Ring
Schenkte mir das kleine Ding!
Seht, sie horcht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudeldidel dum!

Fiedler, fiedelt nicht so lahm;
Wir sind Braut und Bräutigam!
Fiedelt frisch; ich mach' es richtig!
Und bestreicht den Bogen tüchtig
Mit Kalfonium!

Polisch muß hübsch lustig gehn,
Daß die Röcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal kuranzen!
Meint ihr, Trödler, Bären tanzen
Hier am Seil herum?

Heisa lustig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verschränken,
Und an unsern Brauttanz denken!
Heisa! rund herum!

Ha! wie schön das Hackbrett summt,
Und der alte Brummbaß brummt!

Ha! wie drehn sich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!
Dudeldidel, dudeldidel dum!
Dudeldidel dum dum dum!

---

## An Selma.

Du jungfräulicher Geist, gleich den Vollendeten
Schon im Staube verklärt: schmachtet umsonst mein Blick,
Deiner Herrlichkeit Abglanz,
Jene Blüthengestalt, zu schau'n?

Ach! so war mir zur Qual dieses phantastische
Herz, das geniuskühn Zaubergebilde schafft,
Dann in nichtiger Sehnsucht
Nach dem fliehenden Traume strebt!

Traum! Den göttlichen Traum bildet' ihr Seraph mir!
Ihren ahnenden Wunsch hüllt' er in Morgenglanz,
Bracht' in Düften des Schlummers
Dann die heilige Bildung mir!

Uns, zur Liebe geweiht, ach! zu der innigsten
Seelenliebe geweiht: warum bestrahlt der Mond,
Still die Wolken durchwandelnd,
Uns durch Hügel und Thal getrennt?

Oft beseeltest du uns, Liebe; doch unerkannt
Schien dein Odem uns bald säuselnder Frühlingshauch,
Bald ein Nachtigallseufzer,
Bald Erfrischung der Sommernacht.

Liebend pflückten wir oft thauige Rosen uns,
Oft Violen zum Strauß, schwebten in Blüthenduft
Mit Gesang, wie die Vögel
Durch den schimmernden Aether, hin.

Liebelnd hörten wir oft murmeln den Erlenbach,
Sah'n aufsteigen den Mond, schwinden das Abendroth
Voll süßschwärmender Wehmuth,
Dachten Tod und Unsterblichkeit.

Schon im himmlischen Thal, wo wir, noch Seelen nur,
Träumten, spielten wir stets unter demselben Strauch,
Pflückten einerlei Blumen,
Horchten einerlei Harmonieen.

Ach! wann dämmerst du einst? Eile, geflügelter!
Selma seufzet dir auch! Eile, du Wonnetag,
Der zu meiner Geliebten
Ueber Hügel und Thal mich führt!

Selma, wenn dir alsdann schnelle Vergessenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir der Wangen Gluth
Und des klopfenden Herzens
Ahnung sagte, daß ich es sei!

---

## Die Sterne.

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am grausen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen dreh'n!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Höh'n!

Entbrannt von Mutterlieb' umschweben
Sie, Gott, dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schöpfen Leben
Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

„O Vater!" preist ihr hohes Klanges:
„Du hülltest uns in Glanz!
„Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
„Uns Harmonie und Tanz!
„Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
„Erschuf voll Keim' uns deine Hand:
„Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
„Und wimmle Wasser, Luft und Land!

„Du schmückst der Berge Haupt mit Wäldern,
„Mit Erz der Berge Schooß;
„Du schenkst Getreid' und Kraut den Feldern,
„Der Wildniß Heid' und Moos!
„Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
„Von Alpenhöh'n zur tiefsten Fluth,
„Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
„Gewürm und Fisch und Vögelbrut!

„Doch herrschend ragt in seiner Stärke
„Der Geist, von Staub umhüllt,
„Das Wunder deiner Wunderwerke,
„Der Mensch, dein Ebenbild.
„Er forscht, und staunt, der Wesen Leiter
„Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
„Voll Zweck und Eintracht, und steigt weiter
„Zur Weisheit und zur Lieb' empor.

„Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
„Verschmäht er, was nur nährt,
„Und schauet tief des Staubes Söhne
„Dem Staube zugekehrt;
„Er, Himmelssohn, der Willkühr Schranken
„Nicht duldend, keines Glaubens Knecht,
„Erhöht Gedanken auf Gedanken,
„Und schwebt in Gottes Licht und Recht.

„Durch Drangsal, Gott, und harte Mühe,
„Regst du des Geistes Kraft,
„Damit sein schwang'rer Keim entblühe
„Zu edler Wissenschaft.
„Und wann, am stäten Licht verschmachtet,
„Die Wissenschaft zu Trägheit welkt:
„Schnell stürmst du, daß die Heitre nachtet,
„Von schwarzem Wahn und Trug umwölkt.

„Bald ringt der Geist hindurch zur Klarheit,
„Der Urkraft sich bewußt,
„Vertraut der selbsterrung'nen Wahrheit,
„Und ahnet Himmelsluft.
„Ihm lächelt selbst der Tod, ein Retter!
„Es dorre Laub vom Herbst verstreut,
„Es säusle Mai um junge Blätter;
„Der Weise denkt Unsterblichkeit.

„Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
„Ein Retter ist der Tod!
„Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
„Lobsinget unserm Gott!
„Und Vorgefühl des bessern Lebens
„Durchschaur' ihn, sanft hinabgethaut,
„Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
„Empor zu unserm Reigen schaut!"

---

## Die Veredelung.

Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' und dumpf auf Deutschlands Gauen;
Da wandte Gott sein Angesicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämm'rung schwindet:
Der Wild', ein kaum belebter Klos,
Wird Mensch, blickt um sich, und empfindet,
Was war und edel ist und groß.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.
In Zauberschrift umhergeschwungen,
Fliegt tausendfach der weise Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und schafft Gemeinsinn überall.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Nicht herrscht durch fremder Formeln Düster
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm' und Reich'.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.
Nur Lieb' ist aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde!
Der bauet Kunst, Gewerb' und Saat;
Der schmückt den Geist, der Heer und Saat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des treuen Volks Beglücker,
Ihm Rechenschaft von Hab' und Blut.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Veredelt strebt das Volk, nicht schlechter!
Vom Mißbrauch nur genest der Thron,
Vom Wahne nur Religion!
Die Fessel strengt ihr an? Vergebens!
Nur Freiheit ruft uns unser Gott!
Dem Geist im Vollgefühl des Sterbens
Ist aller Welten Macht ein Spott!
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

---

## An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balsamischer duftet der Garten
Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Busch.
Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabstürzt,
Gleite sanft wie ein Traum gegen die schäumende Fluth,
Und mein horchendes Ohr hört leisen Laut, wie des Mädchens
Liebe seufzendes Ach, tief in des Falles Geräusch.
Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
Hier in Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
O so beschwör' ich dich bei des Mädchens reinster Empfindung,
Die ihr mit Himmelswonn' Augen und Wangen verklärt;
Zeige mir die Gestalt der Herrlichen, welche voll Tiefsinn,
Fern auf verlassener Flur, ihres Erkorenen denkt!
Irrt sie im bunten Thale, von frohen Gespielen genöthigt,
Stumm, den grünen Hut über die Augen gesenkt;
Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt itzt freudig zur Blüthe
Jenes Hollunders, der einst unsere Küsse verbarg?
Oder zum rieselnden Quell, den in hohler Hand sie bei Mondschein
Einst zu trinken mir bot? Spielte sie zögernd im Quell,
Unachtsam des Geländels um sie; und lispelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du bist ja so still?
Oder sitzt sie einsam im grünen Dunkel der Laube,
Auf der Stelle, wo einst mir an dem Herzen sie lag?
Die ihr die sonnigen Blätter mit duftender Kühle durchathmet,
Weht mir den Rosenbusch, freundliche Weste, zurück!
Ach! sie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Ast;
Thränen netzen die Hand und die glühende Wange; sie seufzet,
Nennet mich, und schwer zittert ihr Busen empor.
Selma, Selma! weine nicht so! Du weinest um mich zwar;
Aber es bricht mir das Herz, Beste, dich weinen zu seh'n.
Der mit segnendem Blicke so ähnlich unsere Seelen
Schuf, so wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
Unser Vater, beschied uns Trennungen; aber nicht zürnend
Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
Still! sie athmet leis', auf die müde geweinten Wimper
Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
Und umstrahlt ihr den Geist mit des heiligen Tages Erscheinung,
Der den Locken der Braut Rosen und Myrthen umflicht:
Athemlos umarmt sie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
Wollust schmachtendem Laut drückt sie ihn fester ans Herz,
Bebt! und wie Abendroth auf regenbeträufelter Rose,
Schimmert ein Lächeln sanft über ihr nasses Gesicht.

---

## Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich, und ehrsamer Küster,
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte sein Blick und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangt der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldner Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschnciete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes Zacharias geklinkt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich Alles umher auflös' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrauen und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weineteſt: Frau nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernährt und die Lilie kleidet der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und gemuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besen und Mandelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing —

Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft ihn zum Brautschatz — Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebonet. Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe, Beide von Gyps, Trinkgläsern mit eingeschliffenen Bildern, Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Aepfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl, Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr Leis', und knüpfte die Sehnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Gukguk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen Rauscht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend, Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

„„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!""

Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!""
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis, an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzt ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellte dann die Tassen mit zitternden Hände in Ordnung;
Auch die blecherne Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

Als sie drinn umher den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schieb den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fort glimme, dem leidigen Froste zur Abwehr!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!""

Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich kraueln."

Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feuerung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.

Aemsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoos haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:

„„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater!
Denkt auch Thomas an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkler Nacht! Sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!""

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber, sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thomas mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt' in der Eile den Auftrag.

„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thomas, vor dunkler Nacht! Sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!

Thomas antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
„„Splitter', Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher, denn noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!""

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schulter,

Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der ämsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie: da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos! ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „„Willkommen!"" daher, „„Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?"" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?"" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „„Laßt, Kinderchen!"" sprach sie, „„dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft.""

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkoste viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?""
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!""

Sprach's und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leidpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„„Tochter und Sohn, willkommen! Ans Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermält, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich dutze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm und gleich soll der Kaffee bereit sein!""

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos't die Tochter:
„Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„„„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag.""

Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen ohne dein Wissen!"

Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür', und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

---

## Der Frauentanz.

### Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälscht auf dem Scheitel bewahret!
Mit heran! wir verstehn,
In dem Reigen uns zu drehn,
Wie er mischt, wie er trennt, wie er paaret!

### Die Weiber.

Sacht, ihr Kinder!
Tanzt gelinder!
Schaut auf unsern Ehrentanz!
Unsre Hauben,
Mögt ihr glauben,
Sind so gut, wie euer Kranz!

### Die Mädchen.

In's Gesicht uns geschaut,
O ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub' euch gefalle!
O wie schön! o wie jung!
Zu der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht sind wir alle!

### Die Weiber.

Liebe Männer,
Ihr seid Kenner;
Rühmt doch unsrer Hauben Schnitt!
Laßt die tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtsam, Schritt vor Schritt!

### Die Mädchen.

Ja gedrehet! ja gerollt!
Wie die Regel es gewollt!
Mit hinauf! mit hinab! in die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o so warm!
Sich begegn' an der Wang' und dem Munde!

### Die Weiber.

Wir auch schreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu!
Freundlich blickend,
Händedrückend,
Gehn wir uns im Tanz vorbei!

### Die Mädchen.

O herum mit Gesang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freieren Tanze!
Wann die Haub' uns geziemt,
Sei das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

### Alle.

Dann so friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

---

## Die kleine Näherin.

Schwesterchen, mein Finger thut
Mir so wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
Daß ich nähe;
Eh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Lobe neckt' er mich,
Bald mit Tadel;
Plötzlich hat er einen Stich
Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Zorn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
So gewaltig!
Stich nur, lacht' er, stich nur zu;
Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruß!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schwester, mehr wie einen Zoll
Bist du größer;
Wie man was vertuschen soll,
Weißt du besser.
Mutter, sag' ich, suche doch!
Mäuschen trug ihn wohl in's Loch!

---

## Die Kartoffelernte.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch ist immer kein Vergang;

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schöngekerbten Knollen,
Weiß und roth, und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

Nicht umsonst in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau!
Ward gejätet, ward gehäufet:
Kindlein, Gottes Segen reifet!
Rief ich oft, und traf's genau!

Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bittre Noth:
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's sein holdes
Nährendes Kartoffelland!

Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände genug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Aber, Kindlein, hört! ihr sollt
Nicht verschmähn das liebe Gold!
Habt ihr Gold, ihr könnt bei Haufen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grab' aus Holland, wenn ihr wollt!

---

## Die Arbeiter.

Frischen Muth, ihr wackern Leute!
Chor. Greift mit an!
Wer was kann, der zeig' es heute,
Chor. Was er kann!
Wer nicht aufstand mit dem Hahne,
Brav zu schaffen, den ermahne
Weib und Mann!
Chor. Wer nicht u. s. w.

Frischer Muth in allen Thaten
Chor. Giebt uns Kraft!
Fortgehn sieht man und gerathen,
Chor. Was man schafft!
Deß wird Jeder überdrüssig,
Der, wenn andre schaffen, müssig
Steht und gafft!
Chor. Deß wird u. s. w.

Sagt, was führt in Sorg' und Zweifel?
Chor. Müssiggang!
Müssiggang ist aller Teufel
Chor. Ruhebank!
Wer umsonst als Hummel immer
Zehren will, dem schmecket nimmer
Speis' und Trank!
Chor. Wer umsonst u. s. w.

Wir mit derbem Hunger gehen
Chor. Froh zu Tisch!
Lecker scheinet, was wir sehen,
Chor. Fleisch und Fisch!
Fleisch und Fisch sind hohe Mahle!
Aber auch bei kalter Schale
Sind wir frisch!
Chor. Fleisch und u. s. w.

Derber Hunger würzt uns alles,
Chor. Kalt und heiß!
Satt auch singt man, froh des Schalles,
Chor. Froh mit Schweiß!
Denn nach Tisch ist Ruhestunde;
Lustgesang in steter Runde
Stärkt den Fleiß!
Chor. Denn nach u. s. w.

---

## Das Nachleben.

Jung ist alles heut und fröhlich;
Denn der Tag ist schön;
Und die Weiblein hüpfen wählig
Trotz den jungen Rehn.
Alter Mann, du lachst der Sprünge,
Fröhlich, aber alt?
Setzt euch, Freund'; ein Lied erklinge
Durch den grünen Wald.

Seht, der Vater nickt uns dankend!
Hier euch ausgestreckt,
Wo der dünne Schatten wankend
Uns den Rasen fleckt.
Liebst du mehr der Wärm', o Alter?
Mädchen machen warm!
Nimm die Wild' und steur' als Walter
Unserm Mädchenschwarm.

Ernsthaft, Kinder! Hier vor Jahren
War der Alt' noch jung,
Und mit ungebleichten Haaren
That er manchen Sprung.
Künftig reden wir von Tugend
Und von alter Zeit,
Wann die ausgelassne Jugend
Allzu wild sich freut.

Schaut an jenem Baum die Namen,
Meist verwachsen schon!
Sie, die jung hieher einst kamen,
Sind nun all' entflohn.
Ihr nur werdet ausgedeutet,
Die ihr Stadt und Land
Einst durch gute That erfreutet;
Mehr sind unbekannt.

Heil dem Alten, drß Gedächtniß
Kind und Enkel liebt;
Der der Nachwelt zum Vermächtniß
Thaten übergiebt!
Ob wie Schatten auch verschwebet
Auf Geschlecht Geschlecht;
Wer was Gutes that, der lebet
Erst im Tode recht!

Tönt durch alle Zeit, Gesänge,
Tönt dem Guten Dank,
Der uns schuf die Schattengänge
Und die Rasenbank!
Ihn im jungen Lenz besinget
Hier die Nachtigall!
Ihm in schwüler Nacht erklinget
Horn und Wiederhall!

Aus des neuen Lebens Sterne
Schwebt er oft herab
Durch die Bäum', und schauet gerne
Freuden, die er gab.
Horcht, wie sanft ein leiser Schauer
Von dem Wipfel fleußt!
Gebt, so ruft's, dem Leben Dauer!
Dank dir, guter Geist.

## Das Wintermahl.

Immerdar mit Schnee und Eis
Laßt den Winter schalten!
Wer vom Winter Böses weiß,
Mag's für sich behalten!
Dichtgedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punsch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube,
Wärmet uns die Stube.

Tadel hört der Winter viel:
Manchem wird's zu luftig,
Wenn er athmet, dem zu kühl,
Dem zu dumpf und duftig;
Manchem dünkt im weißen Schnee
Gar zu einfach Land und See;
Gern zum Lappen schöb' er
Ewiges Gestöber.

Uns auch machen Nord und Ost
Oft den Pol zu düster;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschlossne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.
Uebles kommt zum Uebeln
Durch das starre Grübeln.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen;
Wälschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies erhellen!
Aber grämlich kreist der Bär
Dort um unsern Scheitel her,
Vom beschneiden Nacken
Schüttelnd Reif und Zacken!

Auf! den Frühlingsgeist geschöpft,
Mit geschweifter Kelle!
Wenig Tropfen eingetröpft
Schaffen Mild' und Helle!
Schaut und voll ist jedes Glas!
Voll das große Deckelfaß!
Unversieglich fleußt es,
Voll des milden Geistes!

Ja, von Paradieseslenz,
Zucker, Rack, Citronen,
Gabt ihr uns die Quintessenz,
Kinder heißer Zonen!
Hat euch kluge Hand gebraut:
Frost und Ungestüm verthaut,
Wie am Morgenstrahle,
Um die heiße Schale!

Wenn ihr, Freund', im Herzen kalt,
Gleich dem Schneemann wäret;
Gleich dem Schneemann würd' euch bald
Haupt und Hirn verklären!
Hünenschultrig, wohlgebaucht,
Glänzt die schneeige Durchlaucht;
Vor der Augenflamme
Staunet Kind und Amme.

Eingeschenkt den Frühlingssaft,
Ihr des Festes Horen!
Wer ihn trinkt, fühlt Götterkraft,
Fühlt sich neugeboren!
Hell in heller Gläser Klang
Stimmt melodischer Gesang;
Gleich dem Lenz entdunkelt,
Facht das Aug' und funkelt!

## Sehnsucht des Alters.

Freundlich ist das Wetter
Für mich alten Mann!
Blüthen treibt's und Blätter,
Daß man's sehen kann!
Leis' im Sonnenscheine
Wank' ich hier und dort;
Denn die alten Beine
Wollen nicht mehr fort!

Nah, ihr lieben Bäume,
Nahe muß ich sehn,
Wie die braunen Keime
Halb entgrünt sich blähn;
Wie hier kaum gestaltet
Blüth' aus Knospen bricht,
Dort schon hell entfaltet
Reiches Obst verspricht!

Manches Jahr gekostet
Hab ich's, und gedankt,
Wann ihr, Blätter, sproßtet,
Wann ihr welkend sankt!
Mancher schon der Brüder
Hier und überall
Sank beim Sprossen nieder,
Sank beim Blätterfall!

Wär' es Gottes Wille;
Gern entschlief' ich bald:
Denn des Geistes Hülle
Wird so schwach und kalt!
Schauer faßt und Beben
Mich vom Fuß zu Haupt,
Wann Gewölk im Schweben
Mir die Sonne raubt!

Wie das Bienchen schaffend
Dort zur Arbeit singt;
Arbeitlos und gaffend
Schau' ich's unverjüngt!
Trau'n, vordem nicht säumig
Trug ich Müh' und Last:
Aber jetzo träum' ich,
Abgestorben fast!

O gebenedeites,
Heiliges Getön,
Wann des Grabgeläutes
Dumpfe Halle wehn!
Matt vom Weltgetümmel,
Sehn' ich mich zu ruhn!
Bald, o Gott, im Himmel
Gieb mir was zu thun!

## Huldigung.

Oben glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die schöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Treue,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Brich, o Geist, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort engt und Zeit!
Auf zu Gott entfleuch mit kranken
Lichtgedanken,
Endlos durch Unendlichkeit!

Schau, wie hehr und wunderprächtig
Alles strahlt, so hoch du drangst!
Vater, gut und weis' und mächtig,
O wie dächt' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angst?

Aller Wesen Stimm' erhebet:
Gott ist Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub sich regt und lebet,
Alles strebet
Zu der Geister Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Reine Menschlichkeit zu üben;
Ach zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnsucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereiftern Lobgesang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geist uns angefacht.
Ob der Staub um uns zerstiebe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht!

---

## Der Gesunde.

Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens.
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfern Strebens.
Was man mit frischem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Wer rein, wie Gott ihn ausgesandt,
Auf Gottes Pfaden gehet,
Voll Stärke hebt er Fuß und Hand,
Und trägt das Haupt erhöhet.
Er herrscht, als Gottes Ebenbild;
Was seine Zunge spricht, das gilt;
Und was er schafft, bestehet.

Braucht's Wort und That, voran ist Er,
Kein Feiger, noch Verstummer!
Und schlage Sturm und Wetter her;
Dem Starken droht kein Kummer.
Sein Werk gedeiht in Hitz' und Frost;
Ihm würzt der Hunger jede Kost;
Ihn labt der süße Schlummer.

Dann schaut er froh das schöne Feld
Im Glanz des Morgenlichtes,
Und fühlt: ein Vater schuf die Welt,
Kein Gott des Strafgerichtes.
Er singet Lied und Dank dem Herrn,
Und freut sich auch an andern gern
Des frohen Angesichtes.

So wandelt er getrost fortan,
Bei wohlerworbner Habe,
Geliebt als Jüngling und als Mann,
Geliebt als Greis am Stabe.
Zuletzt von keiner Siegheit matt,
Versinkt er alt und lebenssatt,
Wie reife Frucht, zum Grabe.

Frühzeitig welket und erschlafft
Der Zärtling und der Prasser,
Gleich Maienbäumchen, deren Kraft
Der Rind' entfleußt wie Wasser.
Erschlaffend traurt er, und bereut,
Vom Lenz und Frühroth unerfreut,
Und wird ein Menschenhasser.

Gesundheit, heiliges Geschenk,
Dich preisen wir in Chören!
O sein wir deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren!
Oft kränkt ein jugendlicher Sprung,
Ein Lüftchen und ein kühler Trunk!
Laßt Gottes Gab' uns ehren!

---

# Julius von Voß

wurde am 28. Aug. 1768 zu Brandenburg geboren; er widmete sich dem Militärdienste. Nachdem er bis zum Range eines Lieutenants gelangt war, entsagte er seinem bisherigen Stande; wahrscheinlich, um seiner Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten sich ungestörter hingeben zu können. Außerdem erhielt er als Auszeichnung den preußischen Militär-Verdienstorden; sein Aufenthaltsort war meist Berlin. Er starb daselbst 1832 an der Cholera. —

Seine bedeutendsten Schriften sind:

Lustspiele. Berlin, 1807—13.
Possen- und Marionettenspiele. Berlin, 1816.
Neue dramatische Schwänke. Berlin, 1817.
Theaterpossen. Berlin, 1819 und 20. 2 Thle.
Neuere Lustspiele. Berlin, 1821. 2 Thle.
Fünfundzwanzig Theaterspiele. Berlin, 1822.
Neue Theaterpossen. Berlin, 1822.
Trauerspiele. Berlin, 1823.
Neuere Lustspiele. Berlin, 1823. 2 Thle.
Auswahl neuer Lustspiele für's Hoftheater. Berlin, 1824—27. 7 Thle.
Kleine Romane. Berlin, 1811—16. 11 Thle.

Außer diesen umfassenderen Werken schrieb er noch eine ziemlich bedeutende Zahl Romane und einzelne Schauspiele.

Sehr treffend charakterisirt ihn Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. V. S. 86 mit folgenden Worten: „Die meiste Energie in frivolen Charakterbildern der Zeit offenbarte Julius von Voß, der die preußischen Zustände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena besser aufgefaßt hat, als irgend ein Anderer. Mehrere seiner Romane schildern das Junkerthum, die Liederlichkeit u. s. w. im damaligen preußischen Heere, und dem Geschichtsforscher wird es vielleicht nirgends so klar, warum Alles so kommen mußte, als bei dieser Lectüre des feinsten Beobachters. In seinen „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottlosen übereilten Ehen und Scheidungen, wie sie damals in Berlin sehr häufig waren, eine meisterhafte Schrift von tiefer psychologischer Wahrheit gleich den besten Satyren der Alten. In seinem „Herrn von Schievelbein" stellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienst zu den höchsten militärischen und politischen Würden gelangt, wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch des „Künstlers Erdenwallen" führt er uns mitten hinein in die ästhetische Faselei, Theater- und Concertwuth, die ebenfalls damals in Berlin ihren Umschwung nahm. Und so sind fast alle seine Romane und Lustspiele treue Bilder seiner Zeit; ja selbst seinen schmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt, z. B. die „Liebe im Zuchthause" ist eine kräftige Wahrheit des Pinsels nicht abzusprechen. Solche Schriftsteller, die von ihrer eigenen Zeit nicht mit Unrecht verachtet werden, erhalten doch für die Folgezeit Bedeutung, wie ein Petronius. Wenn Tausende von albernen Empfindungen, sentimentalen Tugendspiegeln, historischen Romanen u. s. w. vergessen sein werden, weil sie Unwahres darstellen, werden die Schriften dieses Julius von Voß noch Geltung haben wegen der Wahrheit, mit der sie seine Zeit in einem Moment des tiefsten sittlichen und politischen Verfalls schildert."

## von Vriberg, s. Minnesinger.

## Christian August Vulpius,

geboren zu Weimar am 22. Juni 1763, setzte nach vollendeter Schulbildung seine Studien auf den beiden Universitäten Jena und Erlangen fort und befand sich, nach erlangter Doctorwürde der Philosophie, 1787 und 1788 zu Nürnberg als Gesellschafter und Sekretär des Grafen von Soden. Darauf lebte er bis zum Jahre 1790 abwechselnd in Leipzig und Erlangen, von wo er sich nach Weimar begab, um auf einige Zeit die Stelle eines Theaterdichters zu versehen. Im Jahre 1797 wurde er Bibliothekssekretär und 1805 Bibliothekar und Inspektor des weimarischen Münzkabinetes. Im Jahre 1816 erhielt er den Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch die Auszeichnung des weißen Falken-Ordens. Er starb am 26. Juni 1827.

Seine Schriften sind:

Abentheuer des Prinzen Kalloandro. Berlin, 1796. 2 Thle.
Abentheuer des Ritters Palmendes. Leipzig, 1784.
Abentheuer und Fahrten des Bürgers und Barbiers Sebastian Schnaps. Leipzig, 1798.
Aloisio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Quedlinburg, 1826.
Armidero, Roman vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini. Rudolstadt, 1804. 2 Bde.
Aurelia, Roman. Rudolstadt, 1804.
Aurora, ein Gemälde der Vorzeit. Leipzig, 1800. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Auswahl romantischer Gemälde. Zittau, 1793. 3 Thle. Mit 2 Titelvign.
Bibliothek des romantisch Wunderbaren. Leipzig, 1805. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Romantische Blätter. Leipzig, 1795.
Geschichte Blondchens. Ein überaus wahrscheinlicher Roman. Halle, 1787.
Bublina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit. Gotha, 1822. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Erlinde, die Ilm-Nixe. Meißen, 1827. Mit 1 Steindruck.
Romantische Erzählungen. Hof, 1801. Mit 1 Kpfr.
Fernando und Kaliste. Zittau, 1792. Mit 1 Titelvign.
Fürstinnen, unglücklich durch Liebe. Rudolstadt, 1801. Mit 1 Kpfr.
Gabrino, einer der abentheuerlichsten Ritterromane. Berlin, 1785.
Gallerie der unterhaltendsten Geister- und Zaubergeschichten. Quedlinburg, 1826. 3 Thle.
Geheimnisse aus der Fürsten- und Klosterwelt. Erfurt, 1809.
Romantische Geschichten der Vorzeit. Leipzig, 1792—98. 10 Bde.
Harlekins Reisen und Abenteuer. Halle, 1798.
Glorioso der große Teufel, Roman in 3 Thlen. Rudolstadt, 1806.
Hulda, oder das schöne Wasserfräulein. Leipzig, 1804.
Frau Helda Waldina, die wilde Jägerin. Rudolstadt, 1805.
Johann von Leiden. Wahre Geschichte der Vorzeit. Leipzig, 1805. Neue Ausgabe.
Leidenschaft und Liebe. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, 1799.
Don Juan, der Wüstling; nach dem Spanischen des Tirso de Molina. Penig, 1805.
Karl der Zwölfte bei Bender. Schauspiel in 5 Acten. Rudolstadt, 1800.
Leontino, eine romantische Geschichte. Rudolstadt, 1804.
Lucindora, die Zauberin. Erzählung aus den Zeiten der Mediceer. Leipzig, 1810.
Die Nonne im Kloster Odivales. Frankfurt, 1803. Mit 1 Kpfr.
Operetten. Baireuth, 1790. 1s Bdchen.
Drei Lustspiele. Baireuth, 1791.
Der Maltheser. Ein historischer Roman. Leipzig, 1804.
Opern aus verschiedenen Sprachen übersetzt und für die teutsche Bühne neu bearbeitet. Leipzig, 1794. 1. Band.
Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer. Rudolstadt, 1802.
Don Petro, ein Roman. Berlin, 1785.
Die Portugiesen in Indien. Ein historisch-romantisches Gemälde. Hof, 1793. 2 Thle. Mit 1 Kpfr.
Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 5. ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, 1824. 4 Thle. Mit 18 Kpfrn.
Lionardo Montebello, oder der Carbonari-Bund. Fortsetzung des Rinaldini. Leipzig, 1821. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Die Rose, eine tragisch-komische Erzählung. Baireuth, 1791. Mit 1 Vignette.
Eduard Rosenthal; eine abentheuerliche Geschichte. Leipzig, 1784. 2 Thle.
Thüringsche Sagen und Volksmährchen. Gotha, 1822. 2 Bdchen.
Adolph von Schönthal. Eine Geschichte dieses Jahrhunderts. Halle, 1787.
Die Schreckenshöhle, oder die Leiden der jungen Miranda. Leipzig, 1810.
Serafina, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Halle, 1790.
Die Sicilianer. Rudolstadt, 1803. 2 Bde.
Skizzen aus dem Leben galanter Damen. Regensburg, 1791—93. 4 Sammlungen.
Sommertags-, Nachts- und abentheuerliche Romane. Erfurt, 1788. 2 Thle.
Graf Thalheim, eine romantische Geschichte. Erfurt, 1806.
Theodor, König der Korsen. Rudolstadt, 1801. 3 Bde. Mit 3 Kpfrn.
Thermitonia, das Buch der Geistereien. Leipzig, 1825. Mit 1 Vign.
Truthina, das Wunderfräulein der Berge. Erfurt und Gotha, 1822.
Die Vorzeit. Ein Journal für Geschichte, Dichtung, Kunst und Litteratur des Vor- und Mittelalters. Erfurt, 1817—20. 4 Bde. Mit illuminirten und schwarzen Kpfrn.
Meine Wanderungen. Leipzig, 1787.
Wellenthal. Penig, 1805.
Zauberromane. Leipzig, 1803. 2 Thle.
Die Zigeuner; Roman nach dem Spanischen. Rudolstadt, 1802.
Der Zwerg; ein Roman. Rudolstadt, 1803. Mit 1 Kpfr.

Ein unermüdlicher Schriftsteller war V. keineswegs ohne Talent der Darstellung und der Erfindung, namentlich romantischer Situationen, aber er wandte die ihm von der Natur verliehenen Gaben nicht auf die rechte Weise an und stieg zu dem schlechten Geschmack der Masse hinunter, anstatt diese, wie er gekonnt hätte, zu sich heraufzuziehen. Durch seinen Rinaldo Rinaldini brach er den Räuberromanen, die seitdem wie ein unvertilgbares Geschwür an unserer mittleren Literatur haften geblieben sind und großen Schaden gestiftet haben, die Bahn und eine Legion von Nachahmungen, deren noch jeder Tag neue erzeugt, folgte. Seine historischen Arbeiten sind geschickt zusammengestellte Compilationen. —

# W.

## Johann Friedrich Ludwig Wachler

wurde am 15. April 1767 zu Gotha geboren. Er bestimmte sich für die Theologie und studierte dieselbe zu Jena und Göttingen. Nach beendigten Studien wurde er 1789 als Professor der Philosophie nach Rinteln berufen, nahm aber sogleich im folgenden Jahre den Ruf als Rektor an der Schule zu Herford an. Schon nach vier Jahren, 1794, verließ er diese Stellung wieder, um das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie zu Rinteln zu bekleiden. 1801 wurde er zum ordentlichen Professor der Philosophie und später auch der Geschichte an der Universität Marburg ernannt. Auch diesen Wirkungskreis verließ er, um 1815 als Regierungs-, Consistorial- und Schulrath und ordentlicher Professor der Geschichte nach Breslau sich zu begeben. 1824 gab er sein Amt als Consistorial- und Schulrath auf, um die Oberbibliothekarstelle zu versehen, die er bis zu seinem am 4. April 1838 erfolgten Tode bekleidete. —

Seine Schriften sind:

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur. Lemgo, 1793—1801. 3 Thle.
Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Kultur. Marburg, 1804. 2 Thle.
Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. Marburg, 1807.
Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen, 1812—1820. 2 Bde.
Lehrbuch der Geschichte. Breslau, 1817; 5. Ausg. 1828.
Ansichten über Teutschlands Zukunft. Breslau, 1817.
Freimüthige Worte über die allerneueste deutsche Literatur. Breslau, 1817—1819. 3 Hefte.
Wünschers Lebensbeschreibung. Frankfurt, 1817.
Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Frankf. 1819—1821. 2 Thle.
Philomathie. Frankfurt, 1818—1822. 3 Thle.
Lehrbuch der Literaturgeschichte. Leipzig, 1826.
Die pariser Bluthochzeit. Leipzig, 1828. 2. Ausg.

W. hat sich namentlich großes Verdienst durch seine Forschungen und Leistungen auf dem Gebiete der Literärgeschichte, da er mit reichstem Wissen gründlichen Scharfsinn und die Gabe trefflicher Anordnung und Darstellung verband, erworben. Als Historiker im Allgemeinen zeichnete er sich aus durch Begeisterung für Wahrheit und Recht, treffendes Urtheil, und edle, würdige Diction.

---

## Carl Adolph von Wachsmann

ward am 27. September 1787 zu Grünberg in Schlesien geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und trat früh in preußische Kriegsdienste, an dem Feldzuge von 1806—1807 Theil nehmend. Nach dem Frieden von Tilsit in das Badensche Militair übertretend, focht er in Tirol und Vorarlberg mit und ging dann zu dem in Spanien stehenden Badenschen Contingent. Hier benutzte er alle ihm werdende Muße, um die Sprache, Literatur und Sitte dieses merkwürdigen Landes auf das Genaueste kennen zu lernen, wozu ein längerer Aufenthalt in der Mancha und in Madrid ihn besonders befähigte. Seine Gesundheit litt jedoch sehr von den Beschwerlichkeiten, die er im activen Dienst zu tragen hatte; er kehrte daher 1811 nach seinem Vaterlande zurück, nahm seinen Abschied, verheirathete sich und lebte nun bis 1818 in wissenschaftlicher Stille auf seinen Gütern in Schlesien. Der Tod seiner geliebten Gattin bestimmte ihn, sich nach Breslau zu begeben, um sich dort zu einer Reise in den Orient vorzubereiten. Er ließ jedoch diesen Plan fahren, kaufte sich im Riesengebirge an und lebte, zum zweiten Male glücklich vermählt, bis 1833 auf seinen Besitzungen. Dann siedelte er nach Dresden über, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Seine Schriften sind:

Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1830—1842. 21 Bde.
Lilien. Taschenbuch. Leipzig, 1838 fgde.
Das Urtheil des Vaters. Histor. Schausp. Breslau, 1836.
Monographie der Insel Helgoland. Dresden, 1842.
Viele belletristische, ethnographische, strategische, ökonomische, kritische u. s. w. Aufsätze und Abhandlungen in Almanachen und Zeitschriften.

Reiche Lebenserfahrung, glückliche Erfindungsgabe, lebendig wirkende Phantasie, gute Charakterzeichnung und ein blühender Styl befähigen v. W. Ausgezeichnetes namentlich im Fache der Erzählung zu liefern, um so mehr, als er historische Ereignisse zum Mittelpunkte seiner Novellen macht und ihnen auf diese Weise einen bleibenden Werth verleiht, der durch das Streben dieses Dichters, allem Falschen und Unwahren männlich, aber ruhig, entgegen zu treten, noch erhöht wird.

---

## Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth,

am 28. December 1784 zu Hildesheim geboren und unter dürftigen Verhältnissen, die sein ungemeiner Fleiß durch Stundengeben erträglich machte, auf dem Gymnasium daselbst ausgebildet, bezog 1803 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Besonders Fr. A. Wolf übte auf ihn einen großartigen Einfluß und er bestimmte sich für die academische Laufbahn. Doch wurden seine Vorbereitungen dazu unterbrochen, als er nach kurzer Anstellung am Pädagogium zu Magdeburg 1811 einem Rufe als Subrector am Gymnasium zu Zerbst folgte. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit den neuern Sprachen zu und erlangte dadurch für geschichtliche Forschungen, seine Lieblingsneigung, außerordentliche Vortheile. Im Jahre 1815 erhielt er eine Lehrerstelle an der Hauptschule, zugleich eine außerordentliche Professur für englische und italienische Literatur an der Universität Halle. Diese Doppelstellung machte ihm den sonst sehr angenehmen Aufenthalt in Halle so schwer, daß er 1820 den Ruf nach Kiel als Professor der alten Literatur und Director des philologischen Seminars

nicht ausschlagen konnte. 1825 im Herbst ward er als Professor der Geschichte nach Leipzig berufen, woselbst er noch mit vielem Erfolg für die Verbreitung seiner Wissenschaft, auch in Vorlesungen für die gebildete Bürgerschaft, als Docent und Schriftsteller gleich unermüdlich wirkt. Er ist Doctor der Philosophie und Ritter des Dannebrog-Ordens.

Seine Schriften sind:

(mit G. F. R. Günther) Athenäum, Zeitschrift. Halle, 1816—1818. 3 Bde.
Geschichte der Römer. Halle, 1819.
Entwurf einer Theorie der Geschichte. Halle, 1820.
Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Leipzig, 1826—1839.
Hellenische Alterthumskunde. Halle, 1826—1828. 2 Thle. 4 Bde. 1830.
Aeltere Geschichte des römischen Staats. Halle, 1819.
Historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit. Leipzig, 1830—1831. 3 Bde.
Europäische Sittengeschichte. Leipzig, 1831—1839. 5 Bde.
Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg, 1840.

Gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, eindringende Forschung, Gedankenreichthum und Kraft und lebendige, beseelte Darstellung haben W. eine sehr geachtete Stellung unter den deutschen Historikern erworben, trotz dem daß sein Styl von Einigen als gesucht und gratiös angegriffen worden; ein Tadel, der ihn jedoch keineswegs und nicht überall so strenge trifft, als er ausgesprochen ward.

## Ferdinand Wachter,

am 29. Juni 1794 auf dem Rittergute seines Vaters zu Renthendorf in dem, damals kursächsischen neustädter Kreise geboren, studierte seit 1816 zu Jena die Rechte. Er habilitirte sich daselst 1820 als Doctor der Philosophie und erhielt 1834 eine außerordentliche Professur dieser Facultät.

Seine Schriften sind:

Die Unanwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutschen Sprache. Jena, 1820.
Die Liebesrasenden und der Brudermord. Jena, 1821.
Otfried und Repgau, ein scherzhaft-ernstes Gemälde. Neustadt a. d. O., 1821.
Brunhild, Trauerspiel. Jena, 1821.
Rosimund, Trauerspiel, und Minnelieder. Jena, 1823.
Thüringische und obersächsische Geschichte bis 1247. Leipzig, 1826. Fortsetzung, Leipzig, 1830.
Forum der Kritik im Gebiet der Geschichte. Altenburg, 1828.
Stiorri Sturluson's Weltkreis (Heimesbringla übersetzt). Leipzig, 1835—1836. 2 Bde. bis jetzt.

Einer der gelehrtesten und gründlichsten Forscher und Kenner auf dem Gebiete deutscher, besonders thüringischer Geschichte.

## Johann Georg Wachter

wurde am 7. März 1673 zu Memmingen geboren. Er studierte zu Tübingen, Leipzig, Halle und Frankfurt, und unternahm nach absolvirten Studien auf Kosten des Kurfürsten von Brandenburg eine Reise nach Holland. Nach Beendigung derselben lebte er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und genoß eine ihm ausgesetzte Pension. Als er diese unter Friedrich Wilhelm I. verloren, ging er zuerst nach Dresden, dann nach Leipzig, wo ihm eine nicht unansehnliche Besoldung auf Lebenszeit vom Magistrate ausgesetzt wurde. Er starb am 7. November 1757.

Sein Werk:

Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae. Lips. 1736. 2 Tom.

wird als eine treffliche Vorarbeit für alle späteren Untersuchungen und Forschungen auf diesem Gebiete noch immer mit Recht sehr geschätzt.

## Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter

ward am 25. November 1762 zu Uelzen im Lüneburgischen geboren, studierte in Göttingen Theologie und lebte sodann als Kandidat zu Hamburg. 1792 wohnte er unter den Hannöverschen Truppen einigen Feldzügen gegen die Franzosen bei und ward vor Mainz verwundet. Nach Hamburg zurückgekehrt war er am Erziehungsinstitut des Professor Voigt thätig. Seit 1814 übernahm er selbst die Leitung dieser Anstalt. Als Schriftsteller trat er gewöhnlich pseudonym als Veit Weber auf. Er starb am 11. Februar 1837.

Er gab heraus:

Sagen der Vorzeit. Berlin, 1787—1798. 7 Thle.
Holzschnitte. Berlin, 1793.
Historien. Hamburg, 1794.
Wilhelm Tell, Schauspiel. Hamburg, 1794.
Der Nachtbote. Berlin, 1793.
Für Freiheit und Recht; zwei Reden. Hamburg, 1815.
Ulrich von Hutten. Hamburg, 1818.
Einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

W's Sagen der Vorzeit, mit denen er, durch Goethe's Götz von Berlichingen angeregt, das Thun und Treiben während des deutschen Mittelalters in Erzählungen darzustellen suchte, machten zur Zeit ihres Erscheinens, vorzüglich wegen des Gegensatzes, den sie zu dem vorherrschenden sentimentalen Ton bildeten, großes Aufsehn und wurden begierig gelesen. Licht und Schatten verstand ihr Verfasser allerdings in scharfem Contraste wirken zu lassen, auch ist ihm eben so wenig Originalität als genauere Kenntniß jener Zeiten abzusprechen, aber es fehlten ihm Anmuth, Grazie, Feinheit der Empfindung und wahrhaft poetische Durchdringung der von ihm behandelten Stoffe, und das Interesse des Publikums an seinen Schriften verlor sich bald, so daß er den ihm zu Theil gewordenen literärischen Ruhm lange überlebte, um so mehr, als seine anderen Schriften den Sagen der Vorzeit in jeder Hinsicht nachstehen.

## Wilhelm Heinrich Wackenroder

ward 1772 zu Berlin geboren, wo sein Vater Rath und Bürgermeister war, und studierte zu Berlin und Halle Jurisprudenz. Er war ein vertrauter Freund L. Tieck's, da er zugleich mit demselben sowohl seine Schul-, als Universitätsjahre verlebte. Er starb aber leider noch sehr jung am 13. Februar 1798 als Referendar bei dem Kammergericht zu Berlin.

Von ihm erschien:

Herzergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1797.

Dies in mancher Hinsicht treffliche, durch Tiefe und Reichthum der Gedanken und gründliche Kenntniß der Kunst vorzüglich ausgezeichnete Buch, läßt, trotz der Hinneigung zur Mystik, auf das Lebhafteste bedauern, daß sein talentvoller Verfasser schon so früh seinem Vaterlande entrissen wurde.

---

## Carl Heinrich Wilhelm Wackernagel,

am 23. April 1806 zu Berlin geboren, studierte, von Kindheit an im Kampfe gegen dürftige Verhältnisse geübt, von 1824 — 1827 in seiner Vaterstadt unter Lachmann's mächtigem Einfluß besonders deutsche Literatur. Seit seinen akademischen Jahren privatisirte er bis 1830 zu Breslau; 1831 kehrte er nach Berlin zurück, wo er jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen keine entsprechende Anstellung fand. Daher folgte er im Frühlinge 1833 einem Ruf an die Universität und das Pädagogium zu Basel, wo er 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt, und, nachdem ihm 1836 das preußische Bürgerrecht entzogen worden war, 1837 mit dem Bürgerrecht beschenkt wurde.

Er veröffentlichte:

Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen. Berlin, 1827.
Gedichte eines fahrenden Schülers. Berlin, 1828.
Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Berlin, 1831.
Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel, 1833.
Die altdeutschen Handschriften der Bas'ler Universitätsbibliothek. Basel, 1835.
Ueber die dramatische Poesie. Basel, 1838.
Schwabenspiegel, erster Theil. Zürich und Frauenfeld, 1840.
Deutsches Lesebuch. Basel, 1839 — 1840. 2 Bde. 22. Aufl.

Höchst verdient um die nähere Kenntniß der deutschen mittelalterlichen Literatur durch seine eben so geistreichen als gründlichen und genauen Forschungen und Leistungen, hat er sich auch als lyrischer Dichter durch die Frische, Wahrheit, Naivetät und Lebendigkeit seiner Poesieen sehr rühmlich vor der Menge ausgezeichnet.

---

### Der Tropfen.

Ein Tropfe fällt, es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

---

### Die Alpenrose.

O Alpenrose!
Vergönne mir, daß ich dich lob' und preise;
Vergönn's dem Winde, daß er mit dir kose.

O Alpenrose!
Ich bin der Wind, doch nicht in Windes Weise:
Ich nehme nur dein Lob mit auf die Reise.

O Alpenrose!
Hier vor den Leuten lob' ich dich in Versen:
Mit mir und dir allein thu ich's in Prose.

O Alpenrose!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne süße,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe lose!

O Alpenrose!
Als Falter komm' ich zu dir hergestoben,
Daß ich dich schauen mög' und möge loben.

O Alpenrose!
Der Falter bin ich, der von deinem Throne
Sich Edelsteine holt für Kleid und Krone.

O Alpenrose!
Der Falter bin ich, der von deinem Brosem
Nur einzig lebt, und webt in deinem Odem.

O Alpenröslein!
Gott lohne dirs, du grün beschattet Sträußlein:
Ich will ja deines Lachens nur ein Bröslein.

O Alpenrose!
Als du entsprossest aus der Mutter Schooße,
Da wog das Schicksal nichts als weiße Loose.

O Alpenrose!
Ob rings die Sonne funkl' im thauigen Grase,
Du blühest siegreich fort in deinem Moose.

O Alpenrose!
Schön ist die Ros' im Thal, doch schöner diese
Hoch über Thal und Staub erblühte Rose.

O Alpenrose!
Die Nachtigall sitzt da auf ihrem Reise
Und zweifelt, welche Rose sie erkiese.

O Alpenrose!
Ich zweifle nicht: vom Dorn der Dornenrose
Ist wund mein Herz: o heil' es, dornenlose!

O Alpenrose!
Schau wie sich auch mit ihren weisen Nasen
Im Gärtlein dort die Tulpen all erbosen.

O Alpenröslein!
Das Bäslein nimmt sein elfenbeinern Döslein
Und schnupft und giebt dem Bäslein auch ein Prislein.

Rose der Alpen!
Laß sie den Turban rechts und links nur stülpen:
Zuletzt vergilbt der Neid doch alle Tulpen.

O Alpenrose!
Du grünst und blühst und glühst bei Schnee und Eise
Der Schnee hat Sorge, daß er nicht zerfließe.

O Alpenrose!
Ein Bächlein hüpft aus der krystallnen Klause
Und spricht von dir mit plauderhaftem Tosen.

O Alpenrose!
Du grünst und blühst und glühst bei Schnee und Eise:
Rund um mein Herz blühst du in gleicher Weise.

O Alpenrose!
Auf lebt mein Herz und wird zur grünen Wiese,
Die rings umsäumt das süße Roth der Rose.

O Alpenrose!
O grün' und blüh', daß dieser kahle Felsen
— Sich grün belauben mag' und roth beroſen.

O Alpenrose!
Ein glitzernd Tröpflein hält dein Kelch umſchloſſen:
Iſt's Thau? ſind's Thränen, die auf dich gefloſſen?

O Alpenrose!
Die Thräne ruht in deines Kelches Schooße,
Die Thräne, meiner Liebe treuſter Bote.

O Alpenrose!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne loſe,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe ſüße!

## Christian Jacob Wagenseil

ward am 23. November 1756 zu Kaufbeuern geboren, und privatiſirte Anfangs, nachdem er das Studium der Jurisprudenz abſolvirt hatte, in ſeiner Vaterſtadt, ſich blos der Schriftſtellerei hingebend. Später erhielt er daſelbſt die Stelle eines Actuars und 1795 eines Kanzleidirektors, Archivars und Bibliothekars. 1804 wurde er als Stadtkommiſſär nach Kempten verſetzt, und kurze Zeit darauf zum Kreisrath des Illerkreiſes ernannt, dann aber als königlicher Regierungsrath zu Augsburg berufen, wo er 1837 ſtarb.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:
Schildheim, eine Geſchichte. Gotha, 1779. 2 Thle.
Ehrlichkeit und Liebe, Schauſpiel. Gotha, 1779.
Die Freimaurer, Luſtſpiel. Kaufbeuern, 1780.
Beitrag zur Weisheit und Menſchenkenntniß. Gotha, 1780 u. 81. 4 Thle.
Neue Beiträge. Deſſau, 1783. 2 Thle.
Der Abſchied des Kalas. Drama. Kaufbeuern, 1781.
Hiſtoriſche Unterhaltungen. Augsburg, 1781. 6 Thle. Neue Ausgabe 1811.
Vaterlandsgeſchichte. Augsburg, 1783—1790. 3 Thle.
Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Kempten, 1785—1814. 5 Thle.
Der abenteuerliche Simpliciſſimus. Leipzig, 1785.
Der Gang der Vorſehung. Leipzig, 1791 u. 1793. 2 Thle.
Die Hausfreude. Leipzig, 1807.
Neues hiſtoriſches Handbuch. Augsburg, 1820—22. 3 Thle.
Ulrich von Hutten. Nürnberg, 1823.
Geſchichte gefallener Miniſter u. ſ. w. Karlsruhe, 1823 u. 24. 2 Thle.
Beitrag zur Geſchichte der Reformation. Leipzig, 1829.
Literariſcher Almanach von Ratzenberger dem Jüngeren. Leipzig, 1827 fgde.

Ein gewandtes und gefälliges Talent, ausgezeichnet durch gute Darſtellung vorzüglich hiſtoriſcher Gegenſtände, jedoch zu raſch und nur für das größere Publikum arbeitend, als daß er etwas Bedeutendes von bleibendem Werthe hätte liefern können.

## Ernst Wagner

ward 1768 am 2. Februar zu Roßdorf bei Meiningen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war, blieb im älterlichen Hauſe bis zu ſeinem Abgang auf die Univerſität Jena, da er durch ſeinen in der alten Literatur ziemlich bewanderten Vater ohne weiteren Unterricht bis zu dieſer Reife herangebildet worden war. Von Jena zurückgekehrt erhielt er in ſeinem Geburtsorte vom Freiherrn von Wechmar die Stelle eines Gerichtsactuars, Privatſekretairs und Verwalters; welchem Amte er bis 1805 vorſtand, wo er als Kabinetsſekretair nach Meiningen berufen wurde. Er ſtarb daſelbſt am 25. Februar 1812.

Seine Schriften ſind:
Die reiſenden Maler. Leipzig, 1806. 2 Thle. Neue Ausgabe 1820.
Wilibald's Anſichten des Lebens. Meiningen u. Hildburghauſen, 1806. 2 Thle. Neue Ausg. Leipz. 1822.
Reiſen aus der Fremde in die Heimath. Hildburghauſen, 1808—1810. 2 Thle.
ABC eines 40jährigen Fibelſchützen. Tübingen, 1810.
Iſidora. Tübingen, 1812.
Geſammelte Schriften, herausgegeben von Moſengeil. Leipzig, 1824—1828. 12 Bde. in 12.

Glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung, reiche Naturanſchauung, Wärme und Innigkeit, ſo wie Anmuth der Darſtellung und gefälliger Witz, zeichnen W's Romane ſehr vortheilhaft aus und werden ſie im Andenken der Leſewelt noch lange erhalten. Schade, daß hier und da eine verſteckte Luſt an Sinnlichkeit hervorblickt, die nicht kräftig und großartig genug, um entſchieden hervorzutreten, mitunter dem Tone des Ganzen etwas Weichliches und Süßliches verleiht, und ſo dem Totaleindrucke ſchadet.

### Auszug aus E. Wagner's hiſtoriſchem ABC.

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben drutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu ſagen, klinge bäuriſch: es müſſe heißen „Collrad." Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die ein Mal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" ſagende Baurnknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt, und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrſchen, ſondern nur die reinſte, von allem wirklichen Betragen ſchon gänzlich befreite Affektation. Auch der deutſche Landmann iſt nicht mehr ganz frei von affektirtem Weſen, wiewohl es in dieſer Klaſſe bis jetzt viel ſeltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der ſogenannten Mantelfamilie. Es äußert ſich indeſſen unter den Landleuten meiſtens blos in der Sprache, und klingt faſt immer komiſch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernſprache zu rebelliren, — ſich gewöhnlich nur gegen die deutſche Sprache auflehnt. So ſagte ja das bekannte zur Dame gewordne niederſächſiſche Bauernmädchen: „die ſchönſte Stadt in der Welt ſei und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein Heſſiſcher Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er beſitze ſehr ſchöne Feldgäuter und beſonders eine mächtig große Weiſe." (Feldgüter, Wieſe.) Ein Thüring'ſcher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'ſche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W." Ein Fränkiſcher Dorfſchenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein dreitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagseſſen: „grüne Erweeſen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbſen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütſen*). Doch, Ehre,

*) Hütſe nennt man in einigen fränkiſchen Gegenden eine Art von ſehr feſten Klöſen. Daher kommt das Räthſel: „Welches iſt der Unterſchied zwiſchen Hütſen und Klöſen?" Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: dieſſeits der fränkiſchen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mir, der jetzt in Sachſen-Meiningen dieſe Note verfertigt) nennt man dieſe Magenpflaſterſteine „Hütſe," jenſeits „Klöſe."

dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuns!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: (!) Selbst beim Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

*Abformen.* Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum ersten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukönterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Portraitmaler seinen Kopf erst durch das Glas aufreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte sein; denn — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schöner Willkühr wiedergibt, hierbei immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an *Dieberei* erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doctor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! *Aber das ist keine Kunst!*"

*Anfang eines poetischen Genusses.* Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadheit umdüstert hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühl nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Gesängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genusse, suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

*Apostroph.* Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin *drei genera* kennen, das Maskulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau.) Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden sein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle — o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

*Castrat.* Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen sänge und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche nnd gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

*Dunst. Dummheit.* Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt! und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödtlich sein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig umschließt. Es giebt *kein* Heilmittel für solche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunst. Wie schön ist es, von diesem Uebel frühe, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuem Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich *nur den ersten* könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40sten), lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag *den vierten Vers* aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren von Thurme blasen." Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

*Erfindungen.* Alle irdischen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

*Essen.* Es ist oft eine sehr erfreuliche Endeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die uneinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beeifert sich

alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt sein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So viel dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen onbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwoffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott gesegne dir's!“

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei diesen beiden — da ich mich längst resignirt hatte, — der lachendste von allen Miterben gewesen; über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich besonders lieb gewann. Das erste hieß: „des Verstorbnen sogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth; — kurz: so oft der Verstorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenossen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf, — und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sei und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden rühren, — damals aber fast zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwegt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor?“

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer seltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt,“ von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden, — und so und so müßt ihr es anstellen.“ Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntschäckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur tugendhaft bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken“ hervorspötteln!) wieder herbeiwünschen ließen? Das Schlimmste bei allen solchen Dingen ist, das nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beide Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anspinnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend sind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben sein!

Freundschaft. (S. den Art. Liebe.) Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schön: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht: sie ist das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine), so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten

Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus seinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an seinen vortrefflichen Tisch zu. „Das geht ja gut!" denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen schon an dem hübschen Thore hält. Aber da steht der grobe, abscheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun ist mir die ganze Entree versalzen! — Da ich die Stadt A. verlassen will, um nach C. zu reisen, fehlt es, wegen der starken Durchmärsche, an Pferden. Ich machte einen letzten Versuch auf der Post, werde abgewiesen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutscher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner sich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erst sein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillscheid, der Bediente wird zurückgeschickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberschreite, (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) sehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her ist, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen, und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat; sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will sogar im Concerte meine Nachbarin sein. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von E. gerufen wird, und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C." nannte,) den besten Platz — das heißt neben dem seinigen — einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühsam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wandrern, beiseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst, — da erschienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrthengebüsch, und kühltest seine Stirne mit deinem himmlischen Kusse und führtest ihn sanft aufwärts durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich entschwebte mir deine göttliche Gestalt, — und ein hämischer Satyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hindernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch allenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch. Die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum so viele der neuern Menschen wollen, daß man sich vor Gewittern nicht fürchten soll. Nehmt mir die Furcht davor, so nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches schrecklich schöne Gewitter hat mir geschadet, meinen Nächsten erschlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgerissen, Menschen und Vieh getödtet, und nur andere, fremde Gegenden beglückt, — und ich sollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufschauen zum barmherzigen Lenker der Welterereignisse, wenn ein schweres Wetter heraufzieht? — Welch abgeschmacktes unmenschliches Ansinnen einiger — selbst furchtsamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glück sehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern so viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigen, gerade die Furchtsamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angst abhielten, so wie man im Dunkeln gern laut wird. Sobald ich mich von der Richtigkeit dieser meiner Bemerkung ein Mal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren selbst, fing beim nächsten Gewitter an zu predigen; — es ging vortrefflich; man versuche es nur, es hilft und schafft die Angst vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man sich dabei gewissermaßen als eine officielle göttliche Person fühlt. Wer sich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich beim Gewitter von ganz fremden Dingen zu sprechen, und zeigt sich nicht inspirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich ist. Doch sind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer sich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der sucht besonders (wie z. B. ich), das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird sich alles erquicken! Wie wird die Gerste wachsen! Nun kann es noch Klee geben!" u. s. w.) und gibt sich wenigstens alle Mühe, das Gewitter — so lange es noch irgend möglich ist und die Schlossen nicht gar zu dicht fallen, — zu entschuldigen, nämlich über das, was es schon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen sucht er alle Gründe Anderer — wenn sie behaupten, es komme nicht hierher, sei leicht, thue nichts, oder sei schon vorüber, — sorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch stets die Achseln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wissen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, so weit sind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und schneckenfett angezogen!" u. s. w. — Kurz, er schmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angst fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wiesen und Fruchtbäume im vollem Blüthenschmucke da standen, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich schon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzen untersuchte, und — erstarrt fand! Der Mißmuth des Landmenschen über einen solchen gewissen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unserer Beschämung finden wir es am Morgen fast nie so schlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu schützen. Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich sah, wie ein schweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit dastehende Ernte hereinzubrechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einst rings um mich her in der Fülle des Sommers und schien sich schon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen desselben anvertraut; ich hielt sein Gedeihen und Verderben für das meinige, und sann bereits auf schnelle Förderung des herrlichen Erntegeschäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller heute schon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüsse machen, und ach, die jetzt erscheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur! Es tönten die ersten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und selbst ein drittes zu beiden Seiten! Hilf, Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finstere Ganze. Nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwei elektrischen Geschlechtern wie Brautgetümmel ungeheurer Geister; näher und höher tönt das Rasseln: — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank

dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder sangen; und sanftschwankende Töne entwanden sich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?"

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir so wenig Zweck und zu viel Selbstständigkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beiden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivität ab und um, und oft, — wenn jene Zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sei beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um; — und das hat mir ihn so lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene Beiden, (ich sehe ihn gern in ihrer Gesellschaft,) er spielt nur mit ihnen, und oft ein schönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Carreaux und dem Witz auf seinen „Treff" immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beiden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und daß er am Ende immer so wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darin besteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es ist bewunderungswürdig, welche Reichthümer unsre Phantasie, indem wir eine interessante Geschichte lesen, noch zwischen die Darstellung hineinträgt! Besonders wenn die Geschichte eine bedeutende Ueberschrift hat, auf deren Erfüllung wir nun passen. Wenn ich z. B. im Ziegler oder Franzisci die Ueberschrift las: „Der fünfzehnte Junius. Wurde N. N. mit sieben Dolchstichen grausamlich ermordet —" oder gar: „Fiel Abends das grausame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor" — wie war dann schon vor dem Lesen die Phantasie geschäftig! Ich ergriff sogleich Parthei und setzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt; ja ich war selbst diese Stadt. (Dieß geschah indessen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberschrift „das blutige, doch muthige N." oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, so wie ich überhaupt in allen See- und Feldschlachten fast immer die Parthei des Siegers nahm.) Nun las ich die ersten Zeilen, und — stand dann selbst am bedrohten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langsam, und in der düstern Abenddämmerung schien sie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald sollte sie ja die Stille dieser Nacht ermorden; — nach wenigen Augenblicken sah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entsetzliche Geschrei der gellenden Commandopfeife verkündigte schon den prasselnden Einsturz meiner Paläste, wie der Blitz den Donner u. s. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch größere von falschen) Umständen hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers selbst bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantasie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude daran mit mir theilen. Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgeschaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue ersetzte, und dabei oft mit Entzücken den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in den selbstgepflanzten und gerathnen Bäumchen! O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum seid ihr von der Erde verschwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft beschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte, — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfing. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die Bibel sogleich verbunden wird, eine solche Weltansicht bewirken. Abgesehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Israeliten immer ein höchst wichtiges und interessantes Bild des großen Schicksals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein sie sind für die Geschichte das merkwürdigste Beispiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufstellte, wie sie nicht erkannt und verehrt werden wolle, — und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen, ist eine Warnung für alle Geschlechter, welche die Wahrheit hassen. Wollte Gott, wir könnten das Unsrige von dieser thörichten Sünde frei sprechen! Uebrigens nahm ich freilich die Israeliten für viel bedeutender an, als sie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und diese irrige Unterstellung habe ich auch durch nachherigen historischen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachtete ich die Israeliten, bis zu Jesus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern und geschichtlich erscheinen), als unsere Vorfahren und ehrwürdige Voreltern, deren heilige Länder auch als unser Vaterland erscheinen. Abraham war stets auch mein Erzvater; und zu seiner Zeit waren nach meiner Meinung noch immer keine andern Menschen auf der Erde zu sehen, als er und seine Familie, die sich nun allmälig umher verbreitete. Die lichtesten Punkte ihres Aufenthalts sind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

Kluge Kinder haben mich stets besorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, und dann dasselbe selbst speiset, dagegen aber das ihm bestimmte Brod, „damit der Huno es ihm nicht nehme," in den Winkel versteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichste Geschichte davon zu erzählen weiß, wie weit es sich heute von seinen „sechs schwarzen Hengsten," die in sechs schwarzen Bohnen bestehen, habe herumkutschiren lassen: — dergleichen Kinder sind gewöhnlich die beliebtesten und waren mir von jeher fürchterlich. Das ist nicht die schöne Selbsttäuschung der kindlichen Phantasie! Nein, es ist der eigennützige alte Lügengeist, den du schnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt!

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch — geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung, — ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drei große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bei besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Lariertagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die sicherste und beste. Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich dunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuren Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bilde, die mir damals vorzüglich werth waren, und mich bei jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und daraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen sein mag. Das zweite stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vorgoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und noch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig dazuliegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz! — die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten sein mußte. „Hier, dachte ich: gehen mir die Rechten, Wahren spazieren! Hier muß das Betteln Etwas eintragen; — und, welche Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!" Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud'."

Also machte der Dichter nicht ein Mal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete! Er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so sein, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft,) Hei, was da große Ehre gepflogen ward!" Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegentheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet sein sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. „Ei, ei, sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Fratzen: ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst ein Mal in eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen." Dann fiel es mir freilich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemalt seien: aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuren Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffee's, „so großer Ehren pflegen" konnte. Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborden nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehreren Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr Viele sind verliebt in's Spiel von Kegelschieben,
Wobei man sich doch oft gar sehr abmalten kann;
Die Andern wollen sich dabei in dem Schmarocheln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarocheln sei. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichten können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind), auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einziges Mal in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmarocheln könnte!

Kindheit. Das Leben der Kindheit setzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigstens Geschwister voraus, in jedem dieser Fälle aber auch ein gewisses häusliches Verhältniß, das ich nicht beschreiben kann. Daher können gar viele Menschen (z. B. früh vereinzelte Waisen, solche, die sehr bald in große Pensionen kamen, auf Reisen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großstädter u. s. w.) nicht eigentlich sagen, daß sie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt oder gelebt haben. Ihr Schicksal schmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank sei der milden Weisheit Gottes für diese himmlische Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein seliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünstigungen in der Folge bald ein schöner Ersatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleistet ward. Entbehren müssen sie aber doch gar Manches! — und gern wollte ich gegenwärtiges schon an sich breites Büchlein noch weiter ausspinnen, wenn ich ihnen dadurch verständlich werden könnte; wenn ich nur sie dadurch zu Mitgenossen meiner eignen seligen Nachgenüsse zu beleben vermöchte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich dir vor vielen Andern schuldig!

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete; — wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte,) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor sie hinsetzte, bösen und lüderlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte, und so immer tiefer in den schrecklichen Müßiggang versiel! O, ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens; — in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue versenken! Ofr rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kennt!" — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht, sähet die bittre Thränenfluth, von der es überströmt wird, — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte, — dennoch so vieles Gute nicht that, und indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ, — und daß nun diesem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beispiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langenweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitode schnell beleben durch mutvige Thatkraft, und würdet — seliger sein denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müßigganges, — wo ich, in officieller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband, und auf dem Strome des Innern zwischen den blüthenvollen und gesangreichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslust zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! Und nun sagt mir, gute Menschen! wie ist es möglich, daß man in solchem Müßiggange jemals von der Langenweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Inbrunst. Geschmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sei. Doch bin ich ein Mal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui trifft du ein Mal mit mehrern derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich zusammen; die Gesellschaft verlangt in deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung: jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen: und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich sehr oft beim Lobe Anderer besorgt, und bei ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möcht ich sie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind." Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich, aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. s. w. Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt?

Lächerlich. Es giebt wenige — ich möchte sagen keine, — absolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist ungewisser und schwankender, als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn so verschieden die Menschen sind in Rücksicht der Genialität, des Verstandes, der Vernunft, des Geschlechts, Herzens, Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit, Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen, und andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer Gegenstand; und man kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Wirkung rechnen. So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehn Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nämlich unter den Gegenständen keine

besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte, und mit ihr den Genius selbst, vollkommen lächerlich. Was sich von diesen Sätzen umkehren läßt, das überlasse ich jedem selbst zur Probe; nur vergesse man dabei nicht, daß Gemeinheit die Gelehrsamkeit keineswegs ausschließt. Mich hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen ein Mal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchstlächerlich vorkamen u. s. w. Besonders geht es mir so mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder ein Mal nicht als lächerlich ansprechen. Doch, ich will sie erzählen, und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. Ich ging mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann,) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich danach, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den zehrenden Dingern (der Schwindsucht) kranken Sohn, Läuse von diesem gegen einen Grenzstein geschossen. Zum Glück aber sei es mit dem Jungen hierdurch besser geworden; und sobald derselbe wieder auf den Beinen sei, werde auch die Flinte so gerade schießen wie ehemals; außerdem aber nimmermehr! Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten bestand,) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Aberglaubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdacht hatte. Derselbe legitimirte sich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll seien keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sei eben so hoch eingeschätzt, als obige drei Thiere. So gräßlich mir diese Geschichte anfangs in's Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hatte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugespitzt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabei nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Liebe. (S. d. Art. Freundschaft.) Himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde; und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durch's Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen! Diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und — erwachen!

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetze; in Ebnen, wenn ich stehen blieb; im Hause beim Anfange des Abendessens; am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Tinte am meisten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbnem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt, war mir fast einerlei mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeizurufen oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen, habe ich selbst manche Beispiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektiete, nie ächte Genialität; und ich konnte auch einen solchen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hans Dampf.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt sind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Diese Anlage ist so entschieden, und ich habe ihre Spuren so durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erste göttliche Abzeichen im menschlichen Gemüthe, wodurch sich dieses von aller bloß organisirten Natur unterscheidet, betrachte. Ich habe in den Gesichtern vieler Kinder, lange vor der Entwickelung ihres Sprachvermögens, ganz dieselben Züge erscheinen sehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen diese Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und sogar dieselben mehrmals, durch gewisse Zeichen der Wehmuth und eines wachsenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen gesteigert. Was meine eignen dießfallsigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, so hat sich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen), vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menschen auszanken sah, welcher traurig dazu schwieg; wenn Jemand so auffallend beschämt ward, daß ich die Beschämung einsah; wenn ein Vornehmer einen zerissenen Strumpf, Schlafrock, schlechte Schuhe, schmutzige Wäsche u. s. w. trug, wobei ich stets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Theurung eines gewissen Nahrungsmittel, Kleidungsstücks u. s. w., dessen Vorzüge ich so eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit sehr harten, aufgerissenen Händen oder blutigen Flecken im Gesichte vor mir stand; (ja schon ein jedes Kind, in dessen Gesicht ich Schmutzflecken, einen Kirsch- oder Heidelbeerbart sah, dauerte mich sehr merklich und kam mir leidend vor;) besonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbst- oder Winterkälte herumlaufen sah, dessen Weste von der Hose ein Paar Hände breit abstand, so, daß im Zwischenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchst bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Frostschauer, ja die höchste Noth ahnen; und je mehr sich ein solcher Junge anstrengte, je freundlicher er um mich her sprang, (denn vermuthlich war ihm selbst oft sehr wohl dabei zu Muthe,) und je größere Dienste er mir leistete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer solchen Verfassung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin schlägt wohl Niemand irgend eine Bitte so ungern, und im Nothfall noch mit so viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl schon eine Mischung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreierlei Empfindungen in mir erregt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes,) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirthlicher als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer steht, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich ein Mal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der alten Kirche! Ueber den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen theuern Todten, die längst von ihrer ägyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen, sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob. So wie das Abendroth dort vollends da-

hin schwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber! — O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder!"

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804,) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schatten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt und nun nach allen Seiten hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. Da kam von Osten herauf die ernste Nacht. Mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach," rief ich, „sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbenen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren? Warum hofft du nicht, getreue Seele?" Aber sieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber, und auf ein Mal war jene düstere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich! Mächtig drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwei Lichtgegenden!

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmälig nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müsse er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen! Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall" mehrmals bestätigt gefunden, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannesen, Gottlieben oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freilich wird Niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bei den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, sobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit seinem Namen. Der Unterschied liegt ganz gewiß bloß in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Lieblingshündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beigelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen" benennen. Mir selbst ist es auch, in Rücksicht meiner und meines Haushundes Wechselneigung, und aller seiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Vornhol's — das zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger ist,) Luna oder Lise nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird sie wohl am meisten und ärgsten gefunden; — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erst ein Mensch Hans, so nennt man ihn, sobald er sein Haus an das Dorfwasser baut, sicherlich Wasserhans. Hat er etwa einen kurzen, stämmigen Sohn, so heißt dieser natürlicher Weise Wasserhansendicker, und dessen Tochter wird dann ohnehin als „das Wasserhansendickenmädchen" fortgeführt. Die Cumulation wächst so lange fort, bis entweder die Menschen den ungeheuern Namen nicht mehr auszusprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas Wichtiges, z. B. einen dummen Streich, auf eigne Hand liefert; oder bis ein letztes Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. s. w. eine Veränderung bewirkt. So habe ich selbst vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwei Namenlastträgerinnen gekannt: Ein recht hübsches Mädchen, die Margarethe Trautwein hieß und „das Wasserhansenvaltinsgeorgadamsmädchen" genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Elisabeth Trautwein, welche „Fuchsengeorgenstophelsgrethliese" hieß. — Wie oft habe ich vor einem solchen Koloß von Namen staunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Wortes sehr vorsichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — sogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That, oder Gedanken mir fast gleichbedeutend noch ein Mal wiedergiebt; — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe dem Andern, doch trefflicher, nachthut. Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt. (S. d. Art. Stehlen.)

Obligation. Ich habe manchen höchst vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unterteufelter Schuldverschreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen,) zugebracht. Alle diese keuschen Seelen sprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, so unschuldig und bloß gelehrt an! Ich selbst wußte mich dermalen so sicher vor ihnen, daß ich sie recht lieb gewann. Und wenn ich dann blätterte und fand, daß eine gerade so aussehe wie die andere, und nun doch die verschiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunstalten sollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils an drei Kreuze gehängt, — prangen mußten: ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen fest vor, wenigstens mich selbst vor allem näheren Umgange mit diesen schuldlosen Mädchen eifrig zu hüten; und ich kann wirklich dergleichen sinnige Beschauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparsamkeit empfehlen! Ein solcher Versuch zur allgemeinen Bekanntschaft mit ihnen (und dieß schöne Geschlecht kann, wie gesagt, nur im Ganzen bewundert werden,) wird gewiß nicht so theuer zu stehen kommen, und weit größern Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende sein: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknecht hinlaufen und „Vätercheu!" rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unsrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungfernwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Poetische Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet, recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an! Er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Dasein nur an und klassificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. Aber mir will auch das Klassificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte solcher ächten Blümlein, aber — ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete, wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Baßstimme,) vom Diskant und Basse noch so viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieß Talent

oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie doch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinweis. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergesse!) mir selbst ganz vollständig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiscenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt; — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Paukendienste verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Rührung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da das Pfeifen bei Leuten von Bildung ein Mal in schlechtem, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme errufen kann, hinter demselben her springt und aus Leibeskräften — pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer sieht sich in der Regel nach keinem Pfiffe um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinsten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört sich schon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmsten klingen die verschiedenen Jagdpfiffe, die ich besonders liebe.

Prädikate. Einer Person oder Sache die ihr jedes Mal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beizulegen, erfordert eine gewisse Ruhe und Besonnenheit. In dieser Rücksicht habe ich die passendsten Auswahlen und die glücklichste Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehört. So erklärte mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anders Wort für die Schlingenanstalt im Walde zum Fang der Herbstvögel,) woher es komme, daß die Meisen oft ganze Strecken der Schneiße ausbeeren, ohne daß eine einzige sich fängt. „Eine Meise, sagte er: hängt sich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Drossel,) kommt großmüthig," d. i. er setzt sich so gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf sogleich in die Schlingen steckt. Ein Knecht fuhr mich mit zwei muthigen Pferden einen steilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugstränge reißen möchten. „Fürchten Sie sich nicht, sagte er: die Pferde zerreißen nichts, sie sind muthig, aber sie ziehen gar sittsam."

Rache. Ich habe diesem Worte niemals viel Sinn abgewinnen können; und wiewohl ich die eigentliche Rachelust sehr oft gespürt, ist doch selten viel daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewiesen, daß die Rachbegierde allerdings wohl in der menschlichen Natur müsse vorhanden sein; aber dennoch habe ich, (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß so gerade herausjage!) jenen göttlichen Befehl stets für ein wenig überflüssig gehalten. Besonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Mensch doch eigentlich zu gut für alle gründliche und erschöpfende Rache ist. Dachte ich nun vollends an Gott, — an den Barmherzigen und Gnadenreichen, — so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Rache ist mein; Ich will vergelten, spricht der Herr." „O, wenn Du vergelten willst, — dann hat es gute Wege!" sprach ich oft gerührt, und pries die Menschheit selig. — Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweisheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!" Es ist doch wahrlich das einzige sichre Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renommistisches Wesen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erschien, (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beschränkten Kreisen nicht gehabt, und finden sich deren doch, so bitte ich sie himmelhoch, sich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit ist, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden suchen!) dann sann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich sei, einen solchen Menschen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, sein Widriges zu verschmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menschliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paar Mal in meinem Leben ist mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine solche Denkungsart in mancher Rücksicht fehlerhaft ist, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben so verdammlichen Stolz beweist. Aber ich war doch ein Mal von jeher so; und viele Menschen müssen wohl so sein. Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet fast immer da, wo sie wirklich beginnen soll, oder artet doch dann in andere Leidenschaften aus. Ich könnte wohl den Menschen, der mir den Vater oder Sohn erschlagen, meine Ehre geraubt u. s. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem ersten, schwerlich mit einem zweiten. Denn so wie ich ihn (sei es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, sobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben ist, und endlich vor dieser ungeschützt dasteht, verfliegt sie schnell, und selbst der erste Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, sondern die Ausgeburt eines schnell wiederkehrenden, augenblicklichen Wahnsinnes aus Schmerz oder Zorn. Der gerichtliche Kläger dringt auch bei Verbrechen meistens weniger auf die Bestrafung (ja oft Ersatz), als auf Eingeständniß des Sieges, der Uebermacht, der Beleidigung, Sünde u. s. w. Freilich, so lange die Rache komisch bleibt, kann sie bis ins Unendliche reizen: aber der erste Uebergang zum Tragischen wird sie fast immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier ist übrigens nur von gewöhnlichen Menschen die Rede; nicht vom Auswurfe der Menschheit. Ich glaube, daß selbst der hartgewöhnte Weltüberwinder seinem Feinde in demselben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundenen setzt.

Schadenfreude, — oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das, ich gestehe es frei! auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bei dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß; mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten; kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sei; im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie mit feurigen Kohlen auf dem Haupte dastehen, und sehen, „in welchen sie einst gestochen!" So habe ich mir oft in wonnevoller Phantasie die herrlichsten Paläste geschaffen; ungeheure Landgüter mit ganzen Landschaften umher für mich ausgeziert; ja, die Plane dazu mit der Bleifeder wirklich entworfen; dort ganze Gesellschaften von jenen Menschen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen, bewirthet, beschenkt; ihnen fürchterliche Capitale vorgeschossen, (doch stets ohne Zinsen und in der Hoffnung, daß sie einst um Erlaß bitten würden), und sie im Geiste mit wahrer Freude endlich den Bettelstab ergreifen sehen; und nun — mußten sie von mir großem Hansen durch eine Kleinigkeit schnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdischer Glückseligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabei selbst bezeugen: Ich verlangte und wünschte ihren Ruin nie, als insofern ich — aber einzig ich, — ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbei hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Gesellschaften dann gerade die Personen, welche jetzt zurückgesetzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verspottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihretwillen allein sollten die jetzt so stolzen und hochnäsigen Hauptpersonen dann gleichsam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten, unleidlichen Sinn wollte ich mit nachlässig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, beemalen aber leider schwer durchzusetzenden) Behauptungen so im Vorübergehen ganz gelind zu Boden schmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irdischen sättigen; mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmlischer Wahrheit und Klarheit leben und schwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen sollte gezeigt werden, daß sie mit ihrem anmaßenden und absprechenden Wesen von jeher Unrecht, ich aber nebst meinen Schützlingen Recht gehabt. Rechthaberei

lag also wohl hauptsächlich hierbei zum Grunde. — Meine sogenannten Feinde (s. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu sehen, ohne selbst sie sogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen kann ich aber auch nicht sagen, daß ich das Böse bestraft, das Gute belohnt und anerkannt wissen wollte. Und daher wurde diese Beglückungswuth eine unreine, egoistische, hochmüthige Sehnsucht nach Verschwendung, die sich zwar mit den Jugendjahren sehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menschen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (s. d. Art. Wohlthätigkeit), natürlicher Weise sehr verdächtig machen mußte.

Schiebkärrner (s. d. Art. Genius), sind in der Regel äußerst zornig, übler Laune und grob; dies alles aber noch in höherem Grade, sobald sie nicht schieben, sondern gar ziehen. Das Ziehen scheint überhaupt dem Deutschen die niedrigste und abgeschmacktestete Arbeit zu sein; und daher kommt es vielleicht, das unser Volk schwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freudenwagen in die Stränge zu fallen und Gaulдienste zu übernehmen. Selbst bei Feuerspritzenproben habe ich oft dieses sich äußern sehen. Im Anfange haben die Spritzenmeister die ganze Spritzenbeichsel voll Jungen. Nach den ersten Paar hundert Schritten stiehlt sich jeder davon, bis auf wenige ächte Gassencantoren, die sich zum Fortschleppen bereden oder doch fortschleppen lassen. Am wüthendsten wird ein Schiebkärrner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der sich ermüdet anstellt und Jenen mit folgendem sehr gewöhnlichen, gottlosen Gruß anredet: „O, wie gut habt ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fuße gehen!" Ein vornehmer Freund grüßte einst in meiner Gegenwart einen Schiebkärrner so. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für sich und fuhr weiter. „Was denken sie von seinem Murmeln?" fragte ich. Ich denke, sagte mein Freund, daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.

„Sei bedankt!" Wie oft habe ich darüber nachgesonnen, wie man wohl diesen Ausdruck für alle Redensarten, die, außer dem schlichten Zeitworte selbst, noch vom Danke sprechen, passend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich" widerspricht offenbar und geradezu dem obigen, doch ein Mal anerkannt guten Ausdruck, und heißt soviel als „ich gebe den Dank, welchen ich dir schuldig zu sein glaube, mir selbst." Sollte es bedeuten, „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank" so kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends, wenn ich hören muß: „Gestern habe ich mich auch recht schön bei dem Herrn Minister bedankt!" dann erschrecke ich gleichsam, als hätte der Mensch im Angesichte des Ministers die größte Grobheit verübt! Doch ich will nicht laut sprechen, denn wenn es unsere neuesten Sprachforscher und hauptsächlich die Puristen erfahren, so machen sie mich gewiß durch einen weit schlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Schöne Frauen. Man sagt, sie hätten meistens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dies oft bestätigt gefunden, doch nur bei solchen, die durch eine gewisse Regelmäßigkeit für das gelten konnten, was man gewöhnlich schön nennt; seltner bei denen, die durch einzelne schöne Züge oder Formen reizen. Jene sind dann meistens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbstgefühl kalt oder nachlässig; und dies scheint mir die Ursache des leidigen Uebels zu sein. Oft mag auch frühe Erschöpfung dabei zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume ist, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren als Gärtner sein wollen. Zuweilen ist auch die Ursache nur darin zu suchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichsam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freilich stärker entzündet werden muß als ein Anderer. Jede, die im gegebenen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit sehr vieles gut machen. Die Hauptregel ist diese: Auch für die schönste Frau giebt es keine wichtigere und schwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbst. Jeder Mensch sucht überall nur sich und seine eignen Ideen, die er mit sich herumträgt, und glaubt sie auch auf den ersten Anblick noch wirklich zu finden. Neulich besuchte mich ein zerstreuter, aber vielseitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff sogleich vom Tisch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter, las wenigstens zehn Zeilen, und sagte dann erst: „Was hast du da? Zeugenartikel?"

Sokrates. Ein edler Mensch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des scholastischen Streites wieder in ihm zurückgekehrt, und stets hat die Anmuth seiner Philosophie mich von neuem lieblich überrascht. Was war es, das er so treulich suchte, in sich selbst, wie in der Natur und den Sälen und Hallen, so redlich bei Freunden und Edlen, wie bei der schönen Aspasia und jenen reizenden Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Mensch in seiner Schönheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchsten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige seinen Gott!

Sonderbare Menschen bleiben oft in jeder Lage, wohin man sie zu bringen probirt, nichts als — sonderbar, ungenießbar, verstockt, unnahbar. Ihre Stunde ist nun ein Mal hienieden noch nicht gekommen, und sie vagiren unter den Landthieren so seltsam herum wie Wasserhasen oder Seenachtigallen. Um einen Apfel aus Ostchina, einen Fußbreit Landes in Westgallizien, eine Fischerhütte in Südlappland zu erwerben, gehen sie jeden Vertrag ein: aber sobald man ihnen dergleichen Sachen aus Westchina, Ostgallizien oder Nordlappland für jene substituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge; — gleich fahren sie auf, schreien über das nichtswürdige Vaterland, schelten auf die Unwissenheit, über große Unkunde in Rücksicht der besten irdischen Lokale u. s. w. Man erkennt sie sehr bald an den Meinungen, die sie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erscheinung soll seltsam abweichend, toll, ungemein, also klug — nämlich dumm, — erklärt werden; alles schließen sie an gewisse fixe Ideen an. Z. B. du gehst mit einem vor das Thor und lobst den so eben ertönenden Gesang eines Finken. Gleich demonstrirt er dir, daß man sehr bald um Dörfer und Städte her diesen Gesang ganz werde entbehren müssen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache ist blos die: Er hat zufällig in seiner Jugend ein Mal zwei solche Vögel mit einander kämpfen sehen. Alles Uebrige ist Einbildung.) Du bemerkst auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? lächelt er: Wissen Sie, was für eine Fährte das ist? Eine Fischotter!" (Nämlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fischotter sich spüren lassen, die vielen Schaden soll verübt haben. Seitdem findet er überall die Spuren derselben.) Ich habe einen scharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewissen gelehrten Streit, der in unsrer Gesellschaft geführt wurde, sich steif und fest einbildete, er habe Bastarden von Kaninchen und Enten gesehen. Dergleichen seltsame Menschen sind mir sehr oft vorgekommen. In der Regel sind sie scharfsinnig. Widerspricht man ihnen, so fangen sie an zu recitiren, zu deduciren, und sagen öfters mitunter so viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man sich todtlachen möchte. Ich schüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde ist noch nicht gekommen!

Schlüsselblumen. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln wegen ihres ungemein leisen, einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primelsorten (ich besitze deren gegenwärtig zwei und dreißig!) in höchster Blüthenfülle, leise dampfend in der ersten Frühlingsgluth; ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blüthenstaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — o das ist für mich die höchste Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unsre neuesten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume, die Shakespeare schon besingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind, das entzückt zwischen duftenden ungeheuern Sträußen spielte und ihre Süßigkeiter einsog, diese Flecken „fünf blutende Wunden," und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich strebt, den behandle man doch ja mit Achtung und lasse ihn ungestört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er siegt oder erliegen muß! Besonders gilt dieß von allen artistischen Tendenzen. Die strebende Kunst arbeitet sich oft durch dunkle, seltsame Pfade und Nebelmassen, — und findet sich endlich im Allerheiligsten der Natur selbst wieder.

Spaziergang. Viele Menschen wollen und können nicht bloß luftwandeln, ohne dabei einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müssen irgendwo auf dem Lande Jemand besuchen, zum Wein, Bier oder Milch gehen, einen Freund begleiten, in Gesellschaft wandern, oder wenigstens einen Acker besehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergange Einsamkeit und gänzliches Ueberlassen an den Gedanken des reinen Luftwandelns; ja ich hasse und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außer dem Gange selbst beabsichtigen soll. Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche Anhöhe ist die Hauptbedingung bei allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, so fühle ich in jeder Ebne so lange Angst, Bangigkeit und Langeweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge

gesichert und gerettet, welchen himmlischen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird sie mir nie; denn um mich her und hinter mir, über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland; — vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gastlich durchschifft, indem er sich schon jenseits derselben sehnend nach neuen Bergfernen hinrichtet, die ihm wieder näher, heimischer und verwandter entgegenschimmern. Hier schließt sich dann die Phantasie mit einem gewissen Zustande der Ruhe an, jeder nahe und ferne Gegenstand erhält nun seine eignen einzelnen Reize für mich; jeder neue Hin- und Herblick scheint mit neuen Phantasien und Lebensmelodien beladen, in mich zurückzukehren, und ich lebe im herrlichsten Vollglanze der großen Welt! (Denn das ist sie, ihr lieben, guten, englogirten Pariser! Und auf diesen Glauben will ich fröhlich sterben!) Wie oft habe ich bei tagelangen Fußmärschen durch eine fruchtbare Ebene aus der Tiefe der staubigen Chaussee brünstig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied gesungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions umverwandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!"

Sagt, was sollen mir die üppigsten Saatfelder und Auen, wenn ich sie nicht zu übersehen vermag! Was sollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht; jenes sattsame Grün eines ungeheuren Getreidefeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatschrose, besäumt mit dem hellen Blau der Cyane, breit gestreift mit dem kreischenden Gelb der Rübsaamenblüthe und entzündet von der Sonnengluth —: was soll mir das alles hier unten, wo es mich zu ersticken droht, wo es mir wollüstig, geil, ja zuletzt ekelhaft vorkommt; wo seine Nähe meine Pantasie so schwer drückt wie ein Bierrausch? Stellt mich lieber auf einen Hügel; dort falle ich auf meine Kniee und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke und was ich nicht sehe. Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. Nur im Walde fühl' ich mich frei und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freien, ebnen Gegend wohnen könnte, bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe ein Mal gestohlen, — und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen, — ein Pfund wog er wenigstens, — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken. Essen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel, sprach ich bei mir selbst, ist doch ein lüderlicher Mann! Hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!" Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrod, aber mit so zweideutigem Appetit wie ein teigfressender Esel, — und trat dann angstvoll in's Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann; — ich mußte sogleich statt aller Strafe das siebente Gebot vorlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. O des furchtbaren, ungeheuren Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwei Worte, die ich sprach (nämlich „Herr Rommel!") sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich sagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken, und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen zu stehlen. Besondere Grundsätze, außer dem siebenten Gebote, habe ich mir niemals deshalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber, wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem fremden wichtigen Schranke stand, „wie ein Mensch wohl stehlen könne?" In Versuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gereicht mir dies keineswegs zur besondern Ehre. Denn der Grund davon ist wahrscheinlich: Ein gewisses Streben, in der Mode zu sein und für geschmackvoll zu gelten, welches mir schon frühe besonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen so wie manche ander groben Vergehungen von jeher für äußerst dumm, abgeschmackt und längst außer der Mode. Dieß hat sich so entschieden in mir fortbewahrt, daß ich noch jetzt mir fest einbilde, ein Mensch, welcher stiehlt, welcher betrügt, sein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geschenke nimmt, aus Privatrücksichten parteiisch ist u. s. w. — könne unmöglich ein guter Gesellschafter, geschweige denn Schriftsteller oder Künstler sein. Ich halte auch oft diese Gesinnung für das höchste Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. Literarischen Diebstahls, wie man es fälschlich nennt, bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die ersten Zeilen des Art. Nachahmen.) Gedanken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüßen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbei muß ich gleichwohl noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten, bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, Ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken, — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die seinigen waren; oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechselluft ausgetauscht hatten! August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt, recitirten wir da und schrieen gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei Wahnsinnige oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte, — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa; und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern? August, unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht in Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß"

selig lächelnd erwachtest? — O du guter, sanfter Mensch! Habe Dank, für deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles, was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir! Ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu sein glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele, gefielen dir deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest nicht mehr, daß sie die deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch sich die reine Liebe von der bloß sinnlichen Neigung unterscheidet. Bei der letztern kommt sehr wenig darauf an, ob der eine Theil sich seiner gethanen Schwüre erst etwas später erinnert, als der andere die seinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieser Art müssen einander aus einem der Natur vollkommen gemäßen thierischen Triebe ungetreu werden, sobald der reizendere Gegenstand ihnen erscheint. Wird nicht die edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alberne Hasenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden? Daher wird bei solchen Liebenden die Treue nur selten und blos einseitig vorkommen wie Pferde- oder Hundetreue.

Tod. So tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet! Laß mich dich einen

Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheibenförmig in und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit uns aus dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. Breite dann auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Mal schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! Nie habe ich unmenschlich dir gerufen, nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

Ungewöhnliches — es bestehe in Thaten, Zeichen oder Worten, — kann oft einen Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen oder gar erschrecken. Von der Wirkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beispiel auf der Akademie mitangesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf dem Fischmarkte, weil diese ihm jeden seiner kleinen Späße sogleich mit den abscheulichsten und unnatürlichen seltsamsten Schimpfreden verdarben und verleiteten. Besonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaftig fürchterlich klangen, und weil er es noch nicht vermocht hatte, sie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einst berichtete er, das Geheimniß hierzu sei wahrscheinlich gefunden, und lud eine Gesellschaft ein, um wenigstens von ferne den Spaß mit anzusehen, der ihn zu seiner Rache führen sollte. Wir traten in die Nähe. Er selbst ging an den Weibe vorüber, drehte sich aber schnell wieder zu ihr und fragte: „Was kostet dieser Bücking?" „Achtzehn Pfennige" war die Antwort. „Viel zu theuer!" sagte er gelassen, und schlug das Weib mit dem Bücking ein wenig an beide Ohren, rieb ihr dann sehr freundlich den Fisch ein Paar Mal unter der Nase herum, legte ihn wieder an seinen Ort und nahm höflich seinen Abtritt. Sie sprang auf, stemmte beide Arme in die Seite und — fing an! Er hörte aufmerksam zu, und nach den ersten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen, worauf das hebräische Alphabet geschrieben stand, hervor, entfaltete ihn und begann ganz langsam, aber mit fürchterlicher Baßstimme folgender Maßen zu schimpfen: „Was? — I du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sain, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Samech, du Ajin, du Pe, du Zade, du Resch, du Schin, du Sin, du Thau!" — Nach den ersten zehn Begrüßungen ward das Weib still und setzte sich, und der ganze Fischmarkt fing an zu lachen. Am Ende starrte sie ihn an, konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen und litt es still und geduldig, als der Siegreiche sein Proklama wieder einpackte und davon ging. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es ist doch hübsch, wenn man was gelernt hat!" und bat ihn um Abschrift.

Voß und Kosegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittsameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wenn ihr Vater in der Sakristei still sitzt, und der Geliebte — predigt!

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichen Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweiten Mal verheiratheten Frau. Beide Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparenten (oder Comparent): diese angeöhrte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, uud habe deswegen einen ganz besondern Werth." — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher — und noch in seinem Grabe, so oft ich ihn nennen hören, — unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (s. d. Art Mitleiden) ganz entsetzlich dauern.

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig aus einander, ihr Herren, denn ich will heftig werden und schelten! — „Wie?" Ja alle vertrauten Briefe sind und bleiben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen — das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römischen Rechten (hört ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen — pfui, wie garstig ist's, unmittelbar (d. h. sobald ihr es gethan habt), infam zu werden! Bedenkt das wohl! — Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen; — denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, urd etwas Rechtschaffnes gelernt! — Ist es nicht war, liebes, bestes Publikum, daß das alles wahr ist? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meinung, so lange dir noch ein Auge offen steht, du Verehrtestes! — Und dich allein geht auch eigentlich die Sache an (und nur die Briefe nichts!) aber mich Unpartheiischen interessirt sie im Grunde gar nicht. — Denn was mich selbst betrifft, so weiß ja die Welt längst (und ich werde es noch öffentlich und feierlichst erklären!) daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt (wozu auch noch dieses A. B. C. mit gerechnet werden soll), keine Zeile geschrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin schon viel zu viel ist; daß ich aber, was insbesondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geschrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweise es mir mit meiner eignen Handschrift, — ich werde ihm dagegen eine Abschrift zurücksenden, und eine Fidimation hinten dran, die er nicht in's Fenster stecken, geschweige drucken lassen soll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinnen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „so was" sein!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken lassen, so habe ich ja durch Vorstehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen Produkten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt sein, und ich wollte bei dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im zweiten Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Lüderlichkeit, des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — euch unschätzbar, euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich, — könntet ihr sie zusammenbringen, — könntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem Markte verbrennen — o so hole euch und alles Geschreibsel der Guckuck baldmöglichst!

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in so fern sie nämlich Geld oder Atzung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frei in ihm schaffen können — dann seid ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwerdt verfolgt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann (s. den Art. Schadenfreude), wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern, und ihre Freundeschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonniglches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menschen vor vielen auf ein Mal erscheinenden Freuden bange wird. Am häufigsten habe ich dieß Gefühl freilich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erschienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geschenke, Besuche, Neuigkeiten u. s. w., woron ich manches herzlich wegwünschte,

*) Ich nehme höchstens zwei Fragmente aus, die ich einer Freundin, respective zur Vollendung übergeben habe.

manches mit größerer Hast zu genießen, manches auch nur mit desto höherer Freude und Sicherheit wegzukehren strebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehäufte Freudenlast gleichsam drückte. In solchen Wonnezeitrn kann auch die kleinste interessante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum so schnell zum Ueberflusse steigern, daß man der Verschwendung sich zu ergeben geneigt wird. So ging auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfestes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt seine Schwester mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der Kronprinz von *** durch die Stadt reisen werde. „Der Kronprinz von ***? (schrie der erfreute Kleine). Ei, Vater — da schneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!" — Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreißig Jahren hätte ich dasselbe gethan — und noch gestern that ich etwas Aehnliches.

Xenium ist ein Gast-, oder Neujahrs-, oder Gesandtengeschenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht hatte, — ein solches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz schlägt." Auch jene Xenien, worin einst Göthe nnd Schiller das ganze gelehrte Deutschland mit so reichlicher Spende erfrischten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter seitdem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht schöne herzliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müssen erregt haben. Daß aber die meisten dieser kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht sowohl ihre eigne Natur als die Natur des deutschen Parnasses Schuld; — und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

## Johann Christian Wagner

wurde am 23. Juni 1747 zu Pöseneck bei Saalfeld geboren; er widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde herzogl. sachsen-hildburghausenscher wirklicher Rath und Präsident der Landesregierung zu Hildburghausen, wo er am 14. Juni 1825 starb.

Er gab heraus:

Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Hildburgh. 1808.

Gibelreden oder Zimmermannssprüche. Hildburghausen, 1812.

Innigkeit, Wärme, wahre Frömmigkeit und gute Behandlung der Form, zeichnen die von ihm verfaßten, in dem obengenannten Gesangbuche befindlichen 91 geistlichen Lieder sehr vortheilhaft aus.

## Johann Jacob Wagner,

am 21. Januar 1775 zu Ulm geboren, studirte in Jena und Göttingen in der Sturm- und Drangperiode, als Fichte's und Schelling's kühne Rede alle Gemüther in Bewegung setzte. Er ward, als seine Richtung noch Kant und Plato ausschließend angehörte, Doctor der Philosophie; später trat er zu Fichte mit einer Vertheidigung von dessen Angriff auf Nicolai. Die längste Zeit fesselten ihn Schelling's Ideen, bis er sich mehr und mehr auch von diesem entfernte und 1804 öffentlich durchaus lossagte, um unter geringer Theilnahme des philosophirenden Publikums ein eigenthümliches System auszubilden. Er hatte einige Jahre zu Jena und Göttingen als Privatdocent gewirkt, privatisirte dann zu Nürnberg und Salzburg, bis er eine ordentliche Professur zu Würzburg erhielt. 1809 ließ er sich zu Heidelberg nieder, kehrte aber 1815 nach Würzburg zurück.

Seine Schriften sind:

Wörterbuch der platonischen Philosophie. Göttingen, 1799.
Ueber Fichte's Nicolai, oder Grundsätze des Schriftstellerrechts. Nürnberg, 1801.
Theorie der Wärme und des Lichts. Leipzig, 1802.
Von der Natur der Dinge. Leipzig, 1803.
Versuch über das Lebensprincip. Leipzig, 1803.
System der Idealphilosophie. Leipzig, 1804.
Philosophie der Erziehungskunst. Leipzig, 1804.
Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt. München, 1804.
Ueber das Wesen der Philosophie. Würzburg, 1804.
Grundriß der Staatswissenschaft. Leipzig, 1805.
Von der Philosophie und Medicin. Bamberg, 1805.
Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1809.
Theodicee, Bamberg, 1809.
Mathematische Philosophie. Erlangen, 1811.
Organon der menschlichen Erkenntniß. Erlangen, 1830.
Der Staat. Würzburg, 1811.
Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat. Erlangen, 1819.
System des Unterrichts. Aarau, 1821.
System der Privatökonomie. Aarau, 1836.
Das Ständchen, Lustspiel. Jena, 1798.

Ueber W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. I. S. 308 mit folgenden Worten: „Wagner in Würzburg hat auf dieselbe Weise (wie Ast) eifrig, uneigennützig, consequent die Lehre vom symmetrischen Gegensatz als Philosophie des Alls, durchzuführen gesucht. Echt poetisch beginnt er damit, das ganze All' als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzusehen, im Gegensatz gegen diejenigen Schüler Schelling's, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derselben annahmen. Aber die Ausführung dieser liebenswürdigen Idee hat das Schicksal aller übertriebenen Consequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, ist eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentlich Characteristische dieses Systems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerstoffs und Wasserstoffs, die in das geistige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geistigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das ist das Charakteristische in Wagners Lehre."

## Heinrich Balthasar Wagnitz

ward am 8. September 1755 zu Halle geboren, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und wurde nach Beendigung seines Studiums zuerst zum Diakonus an der Nicolaikirche und Zuchthausprediger zu Halle, 1805 zum Professor und Inspector des theologischen Seminars, 1807 zum Superintendenten, 1809 zum Oberprediger und 1817 zum Consistorialrathe ernannt. Er starb daselbst 1834.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Zur Ehre Christi und seiner Religion. Halle, 1784—1786. 2 Thle.
Moral in Beispielen. Halle, 1787—1790. 6 Thle. Neue Ausgabe 1810—1820.
Gebete für Zuchthäuser. Magdeburg, 1792.
Kurze Gebete auf alle Tage der Woche. Halle, 1789.
Religionslehre in Beispielen. Halle, 1800. 2 Thle.
Memorabilien. Halle, 1802—1806. 2 Thle.

Als theologischer und didactischer Schriftsteller hat sich W. vorzüglich durch seine trefflichen Anleitungen und Hülfsmittel für die Erhebung des täglichen Lebens durch Religion und Moral einen sehr geachteten Namen erworben.

## Johann Sal. Wahll

ward geboren zu Altenburg am 11. November 1641 und studirte zu Jena, worauf er zuerst Rector in Ronneburg wurde und später als Director des Gymnasiums zu Altenburg lebte. Er starb am 29. October 1686.

Von ihm erschien:

Gründliche Einleitung zu der rechten reinen und galanten deutschen Poesie. Altenburg, 1723.

Eine nur für den Literärhistoriker interessante, sonst aber geistlose und unbedeutende Arbeit.

## E. Just. Wahrlieb, s. Joh. Ad. Bergk.

## Friedrich Wilhelm Waiblinger

wurde 1804 zu Reutlingen geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, ging dann nach Italien und starb schon am 17. Januar 1830 zu Rom.

Er gab heraus:

Lieder der Griechen. Stuttgart, 1823.
Phaeton, ein philosophischer Roman. Stuttgart, 1823. 2 Thle.
Drei Tage in der Unterwelt. Stuttgart, 1826.
Blüthen der Muse aus Rom. Berlin, 1827—1829.
Anna Bullen, Königin von England; Trauerspiel. Berlin, 1829.
Taschenbuch aus Italien und Griechenland. Berlin, 1830.

Ein bedeutendes aber unreifes und übersprudelndes Talent, dem es trotz reicher Phantasie und glücklicher Darstellungsgabe an Ruhe und Besonnenheit fehlte, um etwas Bleibendes zu leisten. Schwankend in seiner Richtung, ging Waiblinger endlich in jener genialen Zügellosigkeit unter, die er als ein Vorrecht der Poesie betrachtete und aus dieser in das Leben hinübertrug, während er, nachdem er zuerst Goethe, dann Byron nachzuahmen versucht, sich zuletzt der Tieck'schen Weise in ihrer neueren Richtung anschloß.

## Burkard Waldis,

wahrscheinlich zu Altendorf an der Werra in Hessen geboren, war Kaplan der Landgräfin Margarethe, bei welcher er zuletzt in Abterode lebte, woselbst er noch 1554 gestorben sein muß. Sein übriges Leben ist sehr wenig bekannt; in seinen Schriften erscheint er nach dürftiger Jugend, in der er auf weiten Reisen mancherlei Gefahren bestand, von der römischen Kirche abgefallen bis an seinen Tod ein tapferer Verfechter der Reformation.

Er veröffentlichte:

Esopus ganz neu gemacht, mit 100 neuen Fabeln. Frankfurt a. M. 1548. 55. 57. 65. 84.
Psalter in neue Gesangsweise gebracht. Frankfurt, 1553.

Ueber B. Waldis urtheilt Bouterwek in der Geschichte der Poesie Th. IX. S. 448 sehr treffend: „Das vorzüglichste Verdienst, das W. sich um diesen Theil der Nationalliteratur (die Fabeln) erworben hat, besteht in seiner Erzählungsart. Schon in dieser Hinsicht wäre er mit dem französischen Fabulisten Lafontaine zu vergleichen; aber er gleicht ihm auch darin, daß er nicht sowohl eine neue Art, Fabeln zu erzählen, erfand, als den alten Styl durch neue Reize belebte. Hätte Waldis im Zeitalter und unter den Umgebungen Lafontaine's gelebt, so würde er vielleicht auch die naive Eleganz und Grazie der Erzählungskunst des französischen Meisters erreicht haben. Im sechzehnten Jahrhundert, und in Deutschland geboren und gebildet, blieb Waldis im Ganzen dem Geschmacke getreu, der damals der herrschende in seinem Vaterlande war; aber er vervollkommnete, wenn gleich nicht die Dichtungsart, doch den seit Boner's Zeiten in der deutschen Literatur hergebrachten Styl der Fabel durch eine Cultur, die man damals in Deutschland kaum zu schätzen wußte. Die Fabeln von Waldis sind nicht nur mit gefälliger Natürlichkeit und Gewandtheit erzählt; sie unterscheiden sich auch von den meisten deutschen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts durch eine, nicht selten musterhafte Präcision der Sprache. Nur die Moralen, die Waldis jeder Fabel anhängt, sind in das Langweilige gedehnt, und oft ganz überflüssig. Unter den Schwänken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgestattet ist, sind mehrere platte, aber auch einige gar drollig, und die meisten nicht schlecht erzählt. Die wenigen unsittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, sind gegen dasjenige, was sich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komischen Erzähler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert findet, für Kleinigkeit zu achten."

### Vom lügenhafften Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab
Weit hin in fremde Land' begab,
Daß er viel sähe, hört' mancherlei,
War aus ungefähr ein Jahr, zwei, drei;
Als er nun wieder heim hin kam,
Sein Vater ihn einst mit sich nahm,
Daß er Gesellschaft hätt' und Kurzweil,

Zu einer Stadt über zwei Meil,
Da schwatzten sie von mancherhanden;
Der Vater fragt, was er in Landen
Von Wunder gesehn und seltsam Thier.
Er sprach, Vater, nun glaubet mir
Am Meer zu Lissabon im Sund
Sah ich so gar ein großen Hund,
Der ward geschätzt viel Tausend werth;
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater b'gunt [1]) dir Lügen merken;
Sprach, hab bei allen geschaffnen Werken
Derßgleich nicht gesehn, gehört, noch gelesen.
Es ist ein großer Hund gewesen.
Doch findt man gar viel seltsam Stücken.
Gleich wie da vor uns ist ein' Brücken,
Wer des Tags hat ein' Lüg' gelogen,
Und kommt daselbst hinübr gezogen,
Sey selbander oder allein,
Mitten auf der Brücke bricht ein Bein.
Der Knab' erschrak, wollt' doch nicht gern
Ein Lügner sein, der Ehr' entbehrn.
Begab sich über ein' ebne Weil,
Sprach: Vater, wollet nicht so eil'n;
Sagt mir auch etwan seltsam Schwänk'?
Er sprach, des Hund's ich noch gedenk
Der ist gewesen ohne Maß. [2])
Er sprach, er war nicht also groß;
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wohl.
Da b'gunten sie der Brücke nahen.
Er sprach, ich kann mich nicht entschlahen [3])
Der G'danken dieses Hundes halb;
Sprach, er war wie ein gährig Kalb.
Sie giengen fort bis um Mittag,
Und daß die Brück' da vor ihn'n lag.
Der Knab' sprach, wollt Euch nicht bekümmern;
Ich kann Euch zwar verhalten immer
Den Schwank, den ich Euch vom Hunde sagt,
Damit ihr mich nicht weiter fragt:
Er war gleich wie ein andrer Hund;
Denn [4]) daß er um und um war bunt,
Und scheckicht über seinen Rücken.
Er sprach, so ist auch diese Brücken
Gar nicht schädlicher denn die andern;
Magst wohl unb'schädigt darüber wandern.
Allein hüt dich ein andermal;
Wenn du willt lügen, b'denk dich wohl,
Daß du also gar krumb nicht draißt, [5])
Daß du es auch zu fidern [6]) weißt.

---

Wer sich aufs Singen soll begeben,
Der muß nicht allzu hoch anheben,
Daß ers auch kann zum End' ausschreien.
Also, wem's Lügen will gedeihen,
Der muß nicht nauf in d' Wolken treiben,
Hienieden bei der Erden bleiben.
Sonst geht's ihm wie dem Edelmann,
Der nahm sich großer Lügen an,
Zeugt [7]) mit sein Knecht, der bei ihm war,
Ders ihm verjahet [8]) ganz und gar,
Damit der Junker blieb bei Ehren.
Als er nun thät die Lüg' vermehren,
Und log von Lüften und den Winden,
Drauf konnt' der Knecht kein' Antwort finden,
Und sprach zum Junker: Nicht also!
Wollt Ihr Eurs Lügens werden froh,
So bleibt hienieden bei der Erden,
Auf daß Euch mög' geholfen werden.
Denn wenn Ihrs allzu grob wollt spinnen,
Werd't Ihrs zuletzt nicht fedmen [9]) können.

---

1) fing an. 2) ohne Maß. 3) nicht entschlagen, erwehren. 4) außer. 5) dreheſt. 6) zu verantworten. 7) rief ihn zum Zeugen. 8) bekräftigt. 9) einfädeln.

---

## Anton Wall, s. Christian Leberecht Heyne.

---

## Joh. Isab. Eleonore von Wallenrodt, geb. von Koppy,

ward am 28. Februar 1740 zu Uhlstadt bei Orlamünde geboren, vermählte sich 1762 mit dem Rittmeister v. Wallenrodt, welcher 1776 zu Breslau als preuß. Major und Ritter des Ordens pour le mérite starb. Darauf lebte sie abwechselnd zu Berlin, Prag und Leipzig, zuletzt bis zu ihrem am 11. Oct. 1819 erfolgten Tode bei ihrer Tochter, der Frau von Krockwitz, zu Lampersdorf bei Bernstadt in Schlesien.

Sie gab heraus:

Die drei Spinnrocken. Leipzig, 1793.
Wie sich das fügt. Leipzig, 1793. 3 Thle.
Emma von Ruppin. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geschichte Theophrastus Gradmanns. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Heinrich Robers Begebenheiten. Riga, 1794. 3 Thle.
Phantasien. Halberstadt, 1794.
Adolph und Sidonie. Halle 1796 u. 97. 2 Thle.
Prinz Hassan. Leipzig, 1796.
Goldfritzel. Gera, 1797. 2 Thle.
Ritter Wolfram von Veldigk. Berlin, 1816. 2. Ausg.
Karl Moor. Mainz, 1801.
Erzählungen und Anmerkungen auf Reisen. Prag, 1810. 3 Thle.
Empfindungen des Geistes in Gedichten. Berlin, 1798.
Selbstbiographie in Briefen. Leipzig u. Rostock, 1796 u. 97. 2 Thle.

Nicht unglückliche Erfindung und eine gewandte Darstellungsgabe erwarben ihren zahlreichen Romanen zu ihrer Zeit den Beifall des größeren Publikums; doch litten dieselben durch Flüchtigkeit und Mangel an Ruhe zu sehr, als daß ihnen eine höhere Anerkennung hätte zu Theil werden können.

---

## Ferdinand Franz Wallraf

ward am 20. Juli 1748 zu Köln, wo er auch seine Studien machte, geboren, erhielt 1772 die Priesterweihe und wurde kurz darauf Lehrer am mortanischen Gymnasium. 1784 ward ihm eine außerordentliche Professur der Philosophie und zwei Jahre darauf eine ordentliche Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik an der Kölner Universität. Vier Jahre nach einander (1794—98) war er Rector derselben, und nachdem diese Hochschule aufgehoben worden war, trat er als Professor der schönen Literatur und Geschichte an die Centralschule. Auch war er Kanonikus und seit 1818 Ritter des rothen Adlerordens III. Er starb am 18. März 1824.

Seine Schriften sind:

Beschreibung der kölnischen Münzsammlung des Domherrn von Mörle. Köln, 1792.
Taschenbuch der Ubier für 1799 und 1800. Köln.

Agrippina, Gemahlin des Klaudius. Köln, 1800.
Das Museum zu Paris. Köln, 1801 u. 2. 2 Hfte.
Biographie des Pfarrers P. Anth. Köln, 1810.
Beiträge zur Geschichte von Köln und der Umgebung. Köln, 1818.
Altdeutsche Zeit und Kunst. Frankfurt, 1824.

Durch seinen Patriotismus und seine glühende Kunstliebe hat sich W. unsterbliche Verdienste um seine dankbare Vaterstadt erworben. Als Schriftsteller leistete er Treffliches auf dem Gebiete historischer Forschung und als tiefer und gründlicher Kenner der bildenden Künste.

## Walter von Metz, s. Minnesinger.

## Walter von der Vogelweide, s. Minnesinger.

## Johann Leonhard Walz

ward am 21. September 1740 zu Lörrach geboren, studirte Theologie und wurde nach Ablauf seiner Studienzeit Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe, verließ aber 1771 diese Stellung, um sich als Diaconus nach Pforzheim zu begeben, von wo er 1782 als Hofdiakonus nach Karlsruhe zurückkehrte. Später wurde er nach einander daselbst zum Oberhofprediger, Oberkirchenrath und Director der Prüfungskommission ernannt. Er starb am 8. November 1817. — Von ihm erschien:

Predigten. Karlsruhe, 1813.
Neues badisches Gesangbuch. Kehl, 1786.

Ein ausgezeichneter Prediger, der sich besonders durch seine trefflichen Gelegenheitsreden einen weitverbreiteten Ruf erwarb.

## Christian Leberecht Trangott Wankel

wurde am 18. April 1785 zu Schkeuditz geboren; widmete sich der Theologie und erhielt 1813 das Pastorat zu Merseburg in der Vorstadt Altenburg, nachdem er die seit 1811 von ihm bekleidete Predigerstelle zu Hohenlohe bei Lützen aufgegeben hatte. Er starb am 3. März 1829.

Er gab heraus:

Predigten und Gelegenheitsreden. Merseburg, 1824 u. 27. 2 Sammlungen.
Drei geistliche Lieder von ihm befinden sich im Merseburger Gesangbuche.

Innigkeit, lichtvolle Klarheit und treffliche Anordnung verleihen seinen Predigten bleibenden Werth.

## Mark. Alexius Zorobabel, Herr zu Warburg,

ohne Zweifel ein Pseudonym, welcher sich Aureus eques veritatis exul in Sodalitio Pasquin Civis Romanus zu Leyrenburg unterschreibt. Man hat in ihm den Rector Heinrich Scharius zu Thorn erkennen wollen, dem man die Erfindung der Leberreime zuschreibt.

Das unter jenem Namen erschienene Buch heißt:
Des uhralten Leyer Matz lustiger Correspondentz-Geist mit Clem. Marot, Jan Trompeter, dem lustigen Heerpaucker, Jan Tambour, Polnischem Sackpfeifer Courtisan, Pucinello, Quäcker, Oremann und Wenner, sammt der ganzen fürtrefflichen lustigen Gesellschaft. Herausgedruckt zu Lirum Larum Lütckendey. Anno 1668.

Es ist eine der ersten deutschen Anecdotensammlungen und enthält, neben manchem Anziehenden, viele Plattheiten und Alltäglichkeiten.

## Jacob von der Warte, s. Minnesinger.

## Gottfried Weber

ward 1779 zu Freinsheim in Rheinbaiern geboren, studirte die Rechte, trat in Staatsdienste und rückte bis zu dem Amte eines General-Staatsprocurators 1832 in Darmstadt vor, wo er 1837 starb.

Seine Schriften sind:
Ueber chronometrische Tempobezeichnung. Mainz, 1817.
Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst. Mainz, 1817; 3te Aufl. in 5 Lief. Mainz, 1831.
Nachlese, über mündliche und öffentlich Gerichtsverfahren. Darmstadt, 1819.
Pragmatische Geschichte der Verhandlungen der Landtage des Großherzogthums Hessen. Darmstadt, 1828.
Allgemeine Musiklehre. Darmstadt, 1822; 3te Aufl. Mainz, 1831.
Cäcilia. Zeitschrift für Tonkunst. Mainz, 1824 fgde.

Durch seine trefflichen Schriften über Musik, namentlich durch seine Theorie hat sich W. außerordentliche und bleibende Verdienste um eine eben so gründliche als geistreiche Behandlung der Tonkunst erworben.

## Karl Julius Weber

ward 1767 zu Langenburg geboren, studirte die Rechte, diente vor 1806 mehreren deutschen Fürsten, lebte darauf eine Zeit lang als Privatmann und wirkte später von 1820—1824 als Abgeordneter von Künzelsau in der Würtembergischen Ständeversammlung. Er starb am 19. Juli 1831 zu Kupferzelle.

Er gab, jedoch anonym, heraus:

Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes. Stuttgart, 1818—20. 3 Bde.

Das Ritterwesen. Stuttgart 1822—24. 3 Bde.

Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart, 1826—27. 2 Bde.

Kenntnisse, Geist und tüchtige Gesinnung sind diesem wackern Kämpfer für Licht und Wahrheit eigen; ihr Werth wird durch die heitere Laune und den gesunden Blick, mit welchem er Menschen und Zustände erfaßt und darstellt, bedeutend erhöht; sein Witz ist aber oft zu derb, sein Humor oft zu sinnlich; Beides schadet daher dem Gesammteindrucke und noch mehr der Wirkung seiner Schriften.

---

## Karl Maria von Weber,

geboren zu Eutin am 18. December 1786, war von seiner frühesten Jugend für die Musik entschieden eingenommen; nachdem er unter Abt Vogler seine Kunst studirt und einige Künstlerreisen beendigt hatte, erhielt er 1803 die Stelle eines Musikdirectors zu Breslau, und 1806 zu Karlsruhe in Schlesien. Durch den Krieg von dort vertrieben, machte er wiederum Kunstreisen und dirigirte 1813—16 die Oper zu Prag, nach welcher Zeit er als königl. Kapellmeister zu Dresden in sächsische Dienste trat. Er starb auf einer Kunstreise zu London am 5. Juni 1826.

Seine Schriften sind:

Tonkünstlers Leben, eine Arabeske. Dresden, 1828. 2 Thle.

Hinterlassene Schriften, herausgeg. von Th. Hell. Leipzig, 1828 u. 29. 3 Thle.

W's Schriften kommen zwar seinen Compositionen nicht gleich, beurkunden aber auch, welchen großen Schatz von Geist, Laune, allgemeiner Bildung und Darstellungstalent dieser ausgezeichnete Meister besaß und mit welchem tief poetischem Geiste er die Erscheinungen des Lebens sowohl wie der Wissenschaft und der schönen Künste zu durchdringen und sich anzueignen verstand.

---

## Wilhelm Eduard Weber,

Einer der Sieben, — am 24. Oktober 1804 zu Wittenberg geboren, besuchte, seit der Versetzung seines Vaters, des Theologen Michael Weber, nach Halle das dortige Pädagogium und studirte die Naturwissenschaften. Sehr früh ließ er in einzelnen durch Journale veröffentlichten Abhandlungen seinen Scharfsinn bewundern. Nachdem er eine Zeit lang außerordentlicher Professor in Halle gewesen, ward er 1831 auf Gauß' Empfehlung auf den Lehrstuhl der Physik, den Tobias Mayer's Tod erledigt hatte, als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen. Er wirkte dort auf die großartigste Weise, gemeinschaftlich mit Gauß, bis er am 14. December 1837 mit den bekannten sechs Professoren abgesetzt ward. Seit jener Catastrophe machte er mehrere Reisen nach England und durch Deutschland, kehrte aber nach Göttingen zurück, wo er, wenn auch dem öffentlichen Hörsaal entzogen, doch unerschüttert seinen erdumfassenden Forschungen folgt.

Er gab heraus:

Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins. Göttingen, 1837—38; Leipzig, 1839—40.

Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen. Leipzig, 1840.

Ein tiefer und gründlicher Forscher in seiner Wissenschaft, zeichnet sich W. zu gleicher Zeit auch durch das Talent klarer und trefflicher Darstellung aus.

---

## Wilhelm Ernst Weber,

am 14. Oktober 1790 zu Weimar geboren, studirte zu Leipzig, besonders unter Beck's Einfluß, Philologie, wurde 1813 daselbst Doctor der Philosophie und 1814 Erzieher im Hause des Grafen Benzel-Sternau. Nach für seine ganze Ausbildung sehr vortheilhaften Jahren, die er in dieser Stellung theils zu Aschaffenburg, theils auf einem Gute unweit Hanau verlebte, ward er als Professor der alten Literatur zu Chur in Graubündten aufgenommen. Der Umgang mit Orelli ließ ihn die bedeutenden Unbequemlichkeiten, die dieses Amt für den deutschen Gelehrten haben mußte, vergessen, doch nach zwei Jahren folgte er gern einem Ruf als erster Oberlehrer am Gymnasium zu Wetzlar. 1823 ward er zum Prorector und Professor in Frankfurt am Main gewählt, für dessen Gymnasium und städtisches Museum er bis 1829 unermüdet thätig war. In diesem Jahre übernahm er das Directorium des Gymnasiums zu Bremen, welches er noch mit größter Rüstigkeit und glücklichstem Erfolg verwaltet.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die griechischen Elogika, übersetzt. Wetzlar, 1821—22; Frankfurt, 1824.

Kaiser Marcus Salvius Otho. Frankfurt, 1815.

Freuden und Leiden des Schulmanns. Bremen, 1831.

Schule und Leben. Halle, 1837.

Vorlesungen zur Aesthetik, vornämlich in Bezug auf Schiller und Goethe. Hannover, 1831.

Goethe's Faust. Halle, 1836.

Classische Dichtungen der Deutschen. Bremen, 1839.

Ueber die mystischen Tendenzen unserer Zeit. Darmstadt, 1829.

Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hindernisse und ihre Erscheinung in den Staatsformen. Bremen, 1831.

W. zeigt deutlich in seinen Schriften, was ein Mann zu leisten vermag, der mit dem Geiste des Alterthums innig vertraut, die dort gewonnenen Resultate auf Leben und Wissenschaft der Gegenwart zu übertragen und anzuwenden weiß. So ist er überall als ein geschmackvoller Beförderer des Guten und Schönen, als ein besonnener aber unermüdlicher Vertheidiger des Lichtes, der Wahrheit und des Rechtes aufgetreten und hat sowohl durch seine literarischen Leistungen, wie als practischer Schulmann höchst segensreich gewirkt.

## Veit Weber

aus Freiburg im Breisgau, kämpfte in den Reihen der Schweizer gegen den stolzen Herzog von Burgund und begeisterte seine Kampfgenossen durch seine Lieder; man hat ihn nicht unpassend den Tyrtäus des 15. Jahrhunderts genannt. Diese Lieder finden sich in Diebald Schillings Schweizer-Chronik, sind aber auch von H. Schreiber besonders herausgegeben. Freiburg, 1819. Sie zeichnen sich durch Kraft und Schwung, sowie durch Lebendigkeit und frische Anschauung sehr vortheilhaft aus.

## Georg Rudolph Weckherlin

wurde am 25. Septbr. 1584 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen Jurisprudenz, und bereiste dann Deutschland, Frankreich, England; worauf er Secretär des Herzogs von Würtemberg wurde. Später wirkte er bis zu seinem im Jahre 1650 erfolgten Tode als Gesandtschaftssecretär bei der deutschen Kanzlei zu London.

Seine Gedichte finden sich in:

Zwei Büchlein Oden u. Gesänge. Stuttgart, 1618.
Geistliche u. weltliche Gedichte. Amsterdam, 1641 u. 48. 2 Sammlungen.

Der geistreichste und talentvollste Vorgänger Opitzens und ein deutscher Patriot im besten Sinne des Wortes, zeichnete sich W. durch Wärme und Tüchtigkeit der Gesinnung und lebendige Anschauung, sowie durch glückliche, wenn auch oft zu breite Darstellung sehr vortheilhaft aus, dagegen vergriff er sich in der Form, den Genius der deutschen Sprache in dieser Hinsicht verkennend, indem er nur die Sylben in seinen Versen zählte, ohne auf die Kürze oder Länge derselben zu achten, während er auf der andern Seite wieder Präcision und Reinheit des Ausdruckes sehr sorgfältig beobachtete.

### An Myrta.

Ich — treulos? — Ich — ein Flattergeist? —
Welch ein Verdacht! O komm! Bereue!
Ich weiß, der Gott der Liebe preist,
Wie deine Schönheit, meine Treue.

Wer könnte wohl mit Andern dich,
Bild der Vollkommenheit, vergleichen,
Und von den Schäfern allen mich
Wer an Beständigkeit erreichen?

Als dein zu bleiben, ich versprach,
Hab' ich mir selbst nichts vorbehalten,
Und deine Zärtlichkeit — o Schmach! —
Dein fester Glaube sollt' erkalten?

In dir ja wohnt mein Herz und Sinn;
Nur, dich zu lieben, athm' ich Leben.
Wenn ich dein, Myrta, nicht mehr bin,
So sprich: wem hast du mich gegeben?

### Lust und Pein.

O der bittersüßen Schmerzen!
Ich ertrage sie voll Muth;
Denn sie fühlt in ihrem Herzen
Gleiche wunderbare Gluth;
Ja, sie will mit holden Blicken
Mich versehren und erquicken.

Meiner Augen Klage mehret
Meines Herzens tiefe Qual;
Rosa's Herz ist auch versehret,
Mir verräth's ihr Augenstrahl.
Ja, sie will mit Feuerblicken
Strafen mich und süß erquicken.

Diese Stern' in allen Stunden
Schimmern so trophäenreich,
Daß sie nah und fern verwunden,
Cephalus Geschosse gleich,
Und zugleich mit Wonneblicken
Mich durchpfeilen und erquicken.

Darum muß die Welt bekennen
Deiner Augen Pracht und Macht.
Ja, wo deine Fackeln brennen,
Ist verwiesen dunkle Nacht.
Denn du kannst mit Wunderblicken
Rings bedrohen und entzücken.

Welch unsägliches Ergötzen,
Findet euch mein Herz so klar,
Und verehrt euch, seine Götzen,
Auf dem reizendsten Altar.
Möchtet ihr mit Himmelsblicken
Niemand sonst, als mich, erquicken!

Möchtet ihr's doch nicht verschmähen,
Wenn mein Herz ein Opfer thut,
Diesen Phönix anzusehen,
Der verbrennt in Liebesgluth.
Denn ihr könnt durch zaub'risch Blicken
Tod mit Leben neu erquicken.

## Wilhelm Ludwig Weckhrlin,

geboren am 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, lebte, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, als Privatmann abwechselnd in Paris, Nördlingen, Wien, Augsburg und Anspach, in welcher letztern Stadt er am 24. November 1792 starb.

Er schrieb:

Denkwürdigkeiten von Wien. 1777.
Anselm Kabiosus Reise durch Ober-Deutschland. Salzburg, 1778.
Felleisen. Nördlingen, 1778.
Chronologen. Frankfurt, 1779—83. 12 Thle.
Das graue Ungeheuer. 1784—87. 12 Thle.
Hyperboreische Briefe. Nürnb., 1788—90. 7 Thle.
Paragraphen. Nürnberg, 1791—93. 3 Thle.

W. war einer der unerschrockensten und kühnsten politischen und satyrischen Schriftsteller seiner Zeit. Obwohl aus Wien verbannt und später als Pasquillant verfolgt und eingekerkert, gab er doch mit unerschütterlicher Ruhe fortwährend und bis zu seinem Tode ähnliche Schriften heraus, Lüge und Obskurantismus mit schneidender Laune und in trefflicher Darstellung bekämpfend.

## Friedrich Wilhelm Wedag

wurde im September 1758 zu Neuenrode in Westphalen geboren, und widmete sich der Theologie, die er zu Halle und Duisburg studirte. Nach beendigten Studien wurde er erster reformirter Prediger zu Dortmund, jedoch 1788 nach Zollikofer's Tode an dessen Stelle nach Leipzig berufen. Er starb daselbst am 18. Mai 1799.

Von ihm erschien:

Predigten zur Berichtigung irriger Vorstellungen u. s. w. Leipzig, 1793; Neue Ausg. 1817.

Die Religion als beständige Gefährtin auf dem Pfade des Lebens. Leipzig, 1794.

Handbuch über die frühere sittliche Erziehung. Leipzig, 1795.

Zollikofer war das Vorbild, welchem dieser treffliche Mann als Kanzelredner nachzustreben suchte; wenn er dieses Muster auch nicht ganz erreichte, so zeichnen sich doch seine Predigten durch Wärme des Gefühls, lebendige Darstellung und treffliche Diction sehr vortheilhaft aus.

## Christian Friedrich Weichmann,

geboren zu Braunschweig, studirte Theologie und bekleidete zuletzt die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Hof- und Konsistorialrathes zu Wolfenbüttel; er starb 1769.

Er gab heraus:

Die Poesie der Niedersachsen. Hamburg, 1721—38. 6 Thle. Neue Ausgabe 1725—38.

Seine Sammlung ist für den Literärhistoriker nicht ohne Interesse, für den Freund der Poesie bietet sie aber wenig Anziehendes dar, da sie, mit geringen Ausnahmen, nur Mittelmäßiges als Zeichen des Verfalls des Geschmackes in jener Periode enthält.

## Karl Weichselbaumer

ward am 8. August 1791 zu München geboren, wo er auch seine Studien machte und als Dr. der Philosophie und expedirender geheimer Secretair des Ministerium des königl. Hauses lebt.

Er gab heraus:

Ueber die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie. München, 1813.
Menökeus, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Oenone, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Niobe, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Dido, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Abendbilder. Bamberg, 1822.
Die Vertrauenden. Ulm, 1825 u. 26. 2 Thle.
Dramatische Dichtungen. Ulm, 1829.
Tassito, ein historisches Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel. München, 1835.
Unterhaltungen. Ulm, 1832.
Orpheus; eine Zeitschrift, in 4 Heften. Nürnb. 1824—25.

Ein talentvoller, begabter Dichter, der lebendige Phantasie, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls mit Correctheit und Kraft verbindet, und sich vorzüglich das klassische Alterthum zum Vorbilde gewählt hat, wodurch jedoch seine dramatischen Dichtungen nicht so bekannt geworden sind, wie sie es in reichem Maaße verdienen.

## Achilles Jason Weidmann

aus Halle in Schwaben, lebte in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und beschrieb die Schwänke des Peter Lewe, seines Landsmanns, der von seiner Stärke seinen Namen Löwe erhalten hatte, in folgender gereimter Schrift:

History des Peter Lewe, des andern Kalenbergs. 1613. 1620. 8.

welche dem Volke so wohl gefiel, daß sie unter demselben ziemliche Verbreitung fand.

## Paul Weidmann,

geboren zu Wien im Jahre 1746, wurde Hofconcipist an der k. k. Hofstelle in seiner Vaterstadt, nachdem er zuvor ebendaselbst die Stelle eines Official in der Kabinetskanzlei versehen hatte. Er starb daselbst 1811.

Von ihm erschien:

Schauspiele: Anna, Dido, Pedro und Ines, Adelheid, Hababah, Pizarro, Merope ꝛc. Wien, 1775. 3 Thle.

Karl's Sieg, Heldengedicht. Wien, 1775. 2 Thle.

Die Parochiade, scherzhaftes Heldengedicht. Wien, 1776.

Satiren. Dessau und Leipzig, 1784.

Ein unbedeutender, vorzüglich als Satiriker höchst mittelmäßiger Poet.

---

## Valentin Weigel

1533 zu Hayn geboren, studirte Theologie und wurde nach zurückgelegten Studien und nachdem er die Würde eines Magisters der Philosophie erlangt, Pfarrer zu Tschopau im Meißnischen. Er starb am 10. Juni 1588.

Von ihm erschien:

Kirchen- und Hauspostille, Weg und Weise alles zu erkennen, Anleitung zur teutschen Theologie, von dem Leben Christi und den falschen Propheten ꝛc.

W. machte zu seiner Zeit Aufsehen als Mystiker, Theosoph und Alchymist, ist aber jetzt ganz vergessen; doch war er nicht ohne Talent und sein Styl zeichnet sich für jene Zeit vortheilhaft aus.

---

## Kajetan von Weiller

ward am 2. August 1762 zu München geboren. Er studirte daselbst und in Freisingen Theologie und wurde 1785 zum Priester geweiht. Da sein Vermögen durch seine Studien aufgegangen war, sah er sich genöthigt, blos durch Privatunterricht sein Leben zu fristen, bis er 1792 als Lehrer an der Realschule zu München angestellt wurde. Er wurde nun kurz nach einander Professor und Rector des dortigen Lyceums, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Director aller Lehranstalten der Hauptstadt, Ritter des Civilverdienst-Ordens und endlich 1823 Generalsekretär der Akademie. Er starb am 23. Juni 1826.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Ueber die gegenwärtige und zukünftige Menschheit. München, 1799.

Versuch einer Jugendkunde. München, 1800.

Lehrgebäude der Erziehungskunde. München, 1802. 2 Thle.

Erbauungsreden. München, 1802—4. 3 Thle.

Mutschelle's Leben. München, 1803.

Der Geist der allerneuesten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. München, 1803. 2 Thle.

Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie. München, 1804.

Verstand und Vernunft. München, 1806.

Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. München, 1808—14. 3 Thle.

Geschichte der Philosophie. München, 1813.

Grundlegung der Psychologie. München, 1818.

Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. München, 1821.

Mit Schlichtegroll und Thiersch: F. H. Jacobi nach seinen Leben, Lehren und Wirken. München, 1819.

Characterschilderungen seelengroßer Männer. München, 1826.

Ein Schüler Jacobi's und einer der eifrigsten Widersacher Schellings, kämpfte W. unermüdlich und mit großer Kraft, von der Natur sehr günstig ausgestattet, als ein origineller und scharfer Denker, für die Reinheit des evangelischen Christenthums in der katholischen Kirche.

---

## Karl Bernhard, Herzog von Weimar,

geboren am 30. Mai 1792 zu Weimar, Bruder des regierenden Großherzogs, bereiste 1825 u. 1826 Nordamerika und bekleidete seit 1830 die Stelle eines königl. niederländischen Generallieutenants.

In deutscher Sprache schrieb er:

Reise des Herzogs Bernhard von Weimar durch Nordamerika, herausg. von H. Luden. Weimar, 1828. 2 Bde.

eine der besten und unpartheiischesten Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika.

---

## Christian Weise

wurde am 30 April 1642 zu Zittau geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und vollendete seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität zu Leipzig, wo er 1663 Magister der Philosophie wurde. Nach abgelaufener Studienzeit wurde er Professor am Gymnasium zu Weißenfels, und 1678 Rector der gelehrten Schule seiner Vaterstadt, wo er am 21. October 1708 starb.

Seine Schriften sind:

Die drei Hauptverderben. Leipzig, 1671.

Die drei Erznarren. Leipzig, 1676.

Gestürzter Marggraf von Ancre. Leipzig, 1681.

Zittauisches Theatrum. Leipzig, 1683.

Komödienprobe. Leipzig, 1695.

Trost- und Serbeandachten. Leipzig, 1720.

Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend. Leipzig, 1680.

Neue Jugendlust. Leipzig, 1684.

Politischer, geläuterter, gelehrter, freimüthiger, vertrauter Redner. Leipzig, 1677—1700.

Kurieuse Gedanken in Versen. Leipzig, 1691.

Ueber W. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 328 sehr treffend: „Einer der fleißigsten in dieser Reihe von Verfassern deutscher Theaterstücke, die niemand mehr lieset, ist der zu seiner Zeit sehr gepriesene Schulrector zu Zittau, Christian Weise, der vom Jahre 1642 bis 1708 lebte. Er müßte mit Auszeichnung genannt werden, wenn sein patriotischer Eifer, die deutsche Literatur in Aufnahme zu bringen, nicht durch die Art, wie er dieses Geschäft betrieb, mehr geschadet, als genützt hätte. Besonders für die Jugend auf den Schulen, wo die deutsche Sprache noch immer nicht sehr geachtet wurde, aber auch für das größere Publicum, das seine Arbeiten dankbar aufnahm, schrieb er außer vielen Lustspielen auch satyrische Romane, Anweisungen zum galanten Briefstyl, eine Poetik, und mehrere Beiträge zur Rhetorik. Seine Frömmigkeit beglaubigt er durch die von ihm verfaßten und herausgegebenen Tugendlieder und andere geistliche Gedichte. Weise wollte zeigen, daß man ein verdienstvoller und christlicher Schulrector sein könne, ohne dem lateinischen Pedantismus ergeben zu sein. Sein Geist hatte überhaupt viel Gewandtheit, und zu komischen Dichtungen unverkennbare Anlage. Aber um dem Pedantismus zu entgehen, gab sich dieser galant sein wollende Schulmann ganz dem schlechten Modegeschmacke seiner deutschen Zeitgenossen hin. Durch seine theoretischen Schriften suchte er nur die Unarten, die er hätte bestreiten sollen, auf Grundsätze zurückzuführen! Seine Kritik beförderte dieselbe zügellose Geschwätzigkeit, die sich in seinen komischen Erfindungen zeigt. An der Verbindung der dramatischen Poesie mit der Musik scheint ihm wenig gelegen gewesen zu sein; doch Einiges mußte auch in den Lustspielen, die er in Prosa schrieb, wenigstens zum Beschlusse gesungen werden. Uebrigens gehören auch diese Lustspiele zu den Gattungen von Mißgeburten, die auf dem deutschen Theater keine Reform aufkommen ließen."

---

## Christian Weisflog

ward am 27. December 1780 in Sagan geboren, studirte die Rechte, ward Dr. juris und lebte dann in seiner Vaterstadt als Stadtgerichtsdirector. Er starb am 17. Juli 1828 zu Warmbrunn in Schlesien.

Von ihm erschien:

Phantasiestücke und Historien. Dresden, 1825—29. 12 Bände.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Journalen, namentlich in der Abendzeitung u. s. w.

Anmuthige Darstellung, glückliche Erfindung, Innigkeit und Wärme des Gefühls und eine glückliche humoristische Auffassung des bürgerlichen Kleinlebens haben W's Schriften zu ihrer Zeit einen ausgebreiteten Kreis von Lesern erworben, der sich auch jetzt noch, hin und wieder, gern mit ihm beschäftigt.

---

### Biographische Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein.

Eine Erzählung von Chr. Weisflog.

Da bin ich denn nun, im Hafen des Friedens bei dir Maria,

Cujus animam gementem
contristantem et dolentem
pertransivit gladius.

Bei Ihnen, Wohlgeborner Herr Kommerzienrath mit dem grünen Pelze und dem steifen Zopfe, bei Euch, trauter Magister David, in der kühlen Sabbathruhe, nach einem langen, schwülen Sommertage im freundlichen Hause, das die Barmherzigkeit gebaut und die Milde erhält — im Spittel!

Aber was weinst du denn immer und ewig, wenn du vor dem Myrtenstocke stehst — Maria? Sei doch lustig und guter Dinge, wie ich! Bist du noch nicht im Klaren, daß der selige Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz ja gar nicht an dem gestrickten Nacht-Kamisole, mit den rosaseidnen Schleifen gestorben? Siehst du es noch nicht deutlich, daß dein Myrtenstrauch ja eben der ist, den er für dich zog zum Brautkränzlein? Oder — ist dir's nicht recht, daß die Jugend flog, wie Schwalben vor dir hin? Nehm' ich denn einen Anstoß dran und passen wir nicht herrlich zusammen, du, eine blühende Jungfrau von zwei und vierzig Jahren und ich — übermorgen sechzig? Muß nicht, wenn es eine glückliche Ehe geben soll, der Mann beträchtlich älter sein, als die Frau? Und was sind denn sechzig Jährlein? Wurden nicht die lieben Erzväter der Bibel fünf-, sechshundert und mehr Jahre alt und waren gewissermaßen, eh sie das erste hundert zurückgelegt und die Kinderschuhe ausgezogen, noch dumme Jungen, die von Papa und Mama noch nirgend in Gesellschaft mitgenommen werden konnten und erst im zweiten hundert anfingen, die süßen Gefühle zu ahnen, die jetzo unsern Herrlein von vierzehn Jahren schon ganz klar und deutlich sind? Was wollen also die lumpigen sechzig sagen? — O Maria! gar nichts — gar nichts! — Jugend? — Was ist Jugend? — Ein negativer Begriff, ein Defizit von Runzeln, grauen Haaren und dergleichen, sonst in der Welt nichts positives! — Ein Traum! Maria, ein Traum! Das Alter nur ist Wirklichkeit, und du und ich, wir sind nun — wirklich. Und doch gäb' auch ich diese Wirklichkeit hin für den Traum, mein Herzblut, könnt' ich ihn damit zurück erkaufen. Denn ich mag nicht wirklich sein, ich will träumen und sollte mir's der Kreis-Physikus noch weiter und breiter attestiren, als schon geschehen, daß es bei mir — wie sich die dumme nüchterne Welt ausdrückt — übergeschnappt und ich eben deshalb hier bin. O Jugend! Jugend! du bist auf ewig dahin und kehrst nie wieder und Sapperment! das könnte mich rasend machen! Aber nur lustig, Maria! Wenn die Veilchen wieder blühen und die Lerche singt und die Nachtigall und andres Ungeziefer der Art, dann ist Hochzeit, denn dann werden wir doch wieder jung mit dem jungen fröhlichen Lenze und der Herr Kommerzienrath sollen auf der Hochzeit tanzen, mit dem schiefen Beine, und Ihr, ehrlicher David, predigen als Doktor Luther, aus der leeren Zuckertonne. Es ist eine feine Kanzel und oft hab ich sie Euch schon mit grünen Zweigen geschmückt.

Die Alten links, sollen jeder ein Weißbrod haben mit Käse und ein halbes Aquavit und die Verrückten rechts — — O pfui! Nicht das Wort! Sie sind eigentlich die, die das Schicksal zurecht gerückt — zum seligen Traume — in die ewige Jugend, das weiß auch der Muselmann, der darum Respekt vor ihnen hat — die sollen Semmelmilch essen mit uns unter den Bäumen. Denn leben sie nicht alle mit mir in einem Himmel? —

Wie oft, wenn ich sonst in der brennenden Sonne mit dem Aktenpakete, schwitzend unter einer Perrücke, die dürre, trockene Straße hinauf wanderte nach dem Amte, labte mich das alte, stattliche, steinerne Gebäude mit seinen lang ausgestreckten Schatten. Wie oft schauete ich da wehmüthig durch die Spalten des Bretterzauns in den dunkeln Garten und sehnte mich mit dem Ausrufe des Horaz an seinen Freund Septimius:

O, dieser Erdenwinkel lächelt mir vor allen!

dahinein. Und wenn ich dann am Abend wieder heim ging, matt und abgetrieben und auf den Bänken vor dem Hause unter den Weinranken und Kirschbäumen mit den glänzenden

schwarzen Früchten, ruhige Greise saßen, die ihr Abendbrod verzehrten und mir von oben durch's Gitterfenster lachend eine Wahnsinnige die Rose nachwarf und zurief: Schlaf wohl, mein Schatz, morgen sehn wir uns wieder! — ach! wie seufzte ich dann: Wer doch auch so glücklich wäre, wie Ihr! — Und — nun bin ich's wirklich, nun bin ich im Spittel, nun sitz ich mit den Greisen auf einer steinernen Bank unter dem Weinlaube und wandle im Schatten der Bäume des Gartens! Wie ich dahin gekommen, das will und muß ich schriftlich zu Papiere bringen, sintemal es wohl manchen unter denen, die die Phantasiestücke und Historien meines gewesenen Prinzipals, und in solchen gleich vorne mein Brieflein an den verstorbenen Herrn Kammergerichts-Rath E. T. A. Hoffmann gelesen, zwicken und treiben dürfte, zu wissen, was aus dem Privatschreiber Jeremias Kätzlein geworden, ob er bereits Todes verfahren oder noch im mühsamen Amte quaestionis fungire, oder, da er nun gar öffentlich als Schriftsteller, ungerüffelt, ja, im Gegentheile vom kritischen Dreifuße herab gnädiglich angelächelt, aufgetreten, zu höherem Posten und Würde gelanget. Darum also, und daß die, die an mir armen Menschen ein Interesse gewonnen, doch wissen, woran sie sind, verwache ich nun die einsamen Stunden der Nacht, wenn alles um und neben mir im Lande und hier im Hause schläft, oder von Rechtswegen schlafen sollte und — schreibe. Ich kann's nicht lassen und es thut mir gütlich, wie Balsam auf eine alte schmerzliche Wunde, daß ich endlich schreiben darf, was ich will, nicht was andre mir mit Krähen- und Hühnerpfoten vorgekleckst und ich bin glücklich, daß mein langes Kopistenelend nun kommen zu einem seligen End, da es ja doch auf Erden für ein Menschenkind mit leidlich eigener Denkkraft nichts Miserableres und Seeletödtenderes giebt, als Tag für Tag zu eseln im Abschreiben, vornehmlich Advokatischen Wustes, obgleich auch ein Kalkulator und Steuerkontrolleur nicht auf Rosen wandelt, der sein Lebelang die dürre Rechenweise: sechse von fünfen kann ich nicht, borg' ich mir eins, abseufzt und im Addiren Ellenlanger Zahlenreihen verzweifelt, weshalb man auch den Inbegriff alles Erbärmlichen und Drückenden Kalamität genannt, weil Calamus die Schreibfeder heißt und der Unglückliche, der zum kalamiren, d. h. zum Federfuchsen verdammt ist, füglich als der Weisel, Hauptmann und Polarstern menschlicher Trübsal gelten kann, jedoch mit vorbehaltenen Rechten der Schulmeister. Und darum heißt auch die bitterste Erdgalle der Wurzelwelt billig — Kalmus. Doch das hat nun, wie gesagt, ein Ende. Warum und wie das aber so gekommen, und wie ich vor's erste in die Kalamität gerathen, das — o ihr fühlenden Seelen, die ich hiermit sammt und sonders durch geziemendes Abnehmen der Schlafmütze salutire — sollt ihr nun in möglichster Einfalt und Kürze erfahren.

Mögen obscure Scribenten, aus Bosheit darüber, daß sie von Haus aus nichts sind und auch niemals etwas zu werden Aussicht haben, immerhin auf die Vorzüge der Geburt schimpfen oder verächtlich das Maul über die Trauben ziehen, die ihnen zu hoch hängen; ich bin andrer Meinung, und denke, daß jene Vorzüge denn doch besser sind, als gar nichts. Ja, ich bilde mir was darauf ein, aus einer alten Familie zu stammen. Denn mein Vater, Anno 1725 geboren, wäre nun gerade hundert Jahr, wenn er noch lebte und mein Großvater noch älter. Item war ersterer beim Finanzministerio angestellt — General-Landes-Steuer-Kassen-Stubenheizer. Ich genoß daher eine, meinem Stande angemessene Erziehung, d. h. frequentirte die öffentliche Schule, wo damals die Lehrer nur sehr unbedeutend weniger hungerten, als jetzt und deshalb die liebe Jugend auch nur eben so unbedeutend größere Fortschritte in litteris et moribus machte, erhielt manche öffentliche Belobigung meines Fleißes in Baumklettern und Vogelnester ausnehmen, kniete nur etwa über den andern Tag auf Erbsen, wegen verpönter botanischer Excursionen in die Pilze oder in die Schoten ungeschlachter Bauern, wurde aber öfter mit dem Schulverdienstorden des grauen Müller-Löwen dekorirt, wegen meines eminenten Dichtertalentes, welches der alte brummige Subrektor Seemaus „Lügen" nannte, dem ich dafür Maikäfer auf die Atzel und Hummel in die Tabaksdose applicirte und trug des Sonntags einen rothplüschnen Rock, den mir die Mutter aus dem ihr vom Präsidenten geschenkten alten Ueberzuge seines Lehnsessels hatte machen lassen. Aber dieser Rock ward für mich die Quelle unendlichen Drangsales, denn überall hieß ich nun darum die „Feuerkröte." Man kann denken, daß ich, den die gütige Natur mit derben Fäusten begabt und mir dem besten Willen, mich ihrer wirksamst zu bedienen, mir das Ehrenprädikat nicht geduldig und ungeahndet gefallen ließ. Blutige Köpfe waren daher an der Tagesordnung und gewöhnlich jeder Sonntag, an welchem ich nolens volens in der leuchtenden Krebshülle prangen mußte, ein Tag des Schreckens und Entsetzens auf unsrer Gasse. Was half es, daß ich daheim den vermaledeieten Rock unter bittern Thränen mit Füßen trat, ich mußte ihn doch wieder anziehen, denn — ich hatte keinen andern, und zudem war auch der Herr Präsident, der den Plüsch geschenkt, mein Pathe, und versüßte mir mit manchem Apfel und Freßbreier mein Elend, aus Erkenntlichkeit, daß ich den Fleck, mit dem sein Liebwerthester so viele Jahre in trauter Freundschaft und Nähe verlebt und der manches erdulden mußten, öffentlich als Ehrenkleid an mir selber herum schleppe. Ja, er ging noch weiter, nahm mich einst lächelnd bei der Hand — ich mochte ein Bengel von funfzehn Jahren sein — und führte mich die steinernen Treppen des Kollegienhauses mit den Worten hinauf: nun will ich dir zeigen — mein Söhnlein! — welch ein Glück ich dir zugedacht, so du fein fleißig bist und folgst. Schaue! In diesen Himmel seg' ich dich! — Er öffnete den Himmel. — Es war die Kanzleistube. Ein stinkender Aktendunst quoll mir an dem heißen Augustnachmittage um fünf Uhr daraus entgegen. Grabesstille herrschte und nur das Kritzeln der Federn war hörbar, wie das einsame Fressen der zwanzigtausend Seidenraupen in einer deutschen Plantagenstube. Ein halb Schock bleiche Gestalten, mit und ohne Brillen, saß umher, und wenn einer mit trübem Seufzen das Haupt erhob, so sah man nur blasse, hängende Wangen, nur hervorstechende Knochen in dem gelben, schwindsüchtigen eingefallenen Kummergesichte. Siehe — mein Söhnlein! — schmunzelte der Präsident — das sind die Kopisten, und so du fromm bist und was lernst, sollst du auch hier sitzen, wie die.

Nur die erste Hälfte dieser trostvollen Verheißung hörte ich deutlich, denn bei der andern ergriff mich ein panischer Schreck. Ich entsprang mit Blitzesschnelle der gräulichen Stube, als solle ich nun eben schon angenagelt werden in diesem Kopistenhimmel, und lief in's Freie, begütigend mein Entsetzen und den Sturm meiner Seele in allerlei Unfug und Petulanz.

Als ich ausgewüthet und wieder nach Hause kam, hatten die Eltern die Herablassung des gnädigen Pathen und mein ungebührliches Entweichen erfahren und der Vater nahm mich, nach einigen — einleitenden Demonstrationen, das heißt nach einigen — wie man zu sagen pflegt — Kopfnüssen, koram.

Range! — eröffnete er das Verhör — nun sage endlich, da ich sehe, daß du das Gute, was man mit dir vor hat, nicht erkennest, was willst du werden in dieser Welt?

Ein Komödiant — gab ich, ingrimmig über das mir Zugedachte, zur Antwort — oder ein Seiltänzer, am liebsten aber — gar nichts.

Wa — wa — was du Bösewicht? — stotterten die Eltern in höchstem Entsetzen über dieses unerwartete frevelhafte Geständniß und über den Gräuel, den ich durch Erwählung einer solchen Lebensart in die ehrbare Familie zu bringen gedacht — auf die liederliche Seite willst du dich legen? Ein Komödiant? — Ein Seiltänzer? — Dafür soll gebeten sein. Den Hals wollen wir dir umdrehen, und dazu wird der gnädige Herr Präsident helfen. Nicht von der Stelle sollst du von Früh bis in die Nacht und schreiben bis du schwarz wirst und — Kopist!

Wirklich schien es mit dieser Drohung Ernst werden zu wollen, denn ich wurde nun förmlich dem Seemaus übergeben, bei dem ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schreiben, lateinisch lernen und rechnen, dabei Küchen- und Hausrüpel sein, Holz hacken, Stiefel putzen und das kleine Kind warten mußte. O, wie bitter wurde mir die schmähliche Gefangenschaft! Wie sehnte ich mich, wenn die Februarsonne so warm an die kleinen sechseckigen Fensterlein meiner Schulstube schien und ich nun wußte, daß der prächtige Schneemann draußen, den meine jubelnden Kameraden aufgerichtet und mit stattlichen Augen geschmückt, die sie dem Schmiede aus dem Kohlenschuppen gemauset, ohnfehlbar vor die Hunde gehen müsse, wenn ihm nicht mit neuen Ansätzen zu Hülfe geeilet werde, wie sehnte ich mich da heraus! Aber mit eiserner Faust hielt mich der vermaledeite Schreibzwinger und das — war meine Jugend! Dennoch wünsch' ich, ich wäre noch beim Seemaus, und jung, wie damals. Denn über die Freude und das innige Gefühl der armen, unschuldigen Knabenlust, die sich auch in meinem Kerker fand und sich in jedem Kerker findet zu einem fühlenden Gemüthe, wie die freundliche Spinne zu dem Naturforscher Quatremere geht gar nichts.

In unserm Hofe war ein Gärtchen. Gott, wie glücklich war ich, wenn ich mit dem kleinen Kinde im ersten Frühlinge da unter dem Hollunderbaum auf dem neugrünenden Rasen sitzen durfte und hie und da ein scharlachrothes Sammetwürmlein herumkroch und die Fliegen fröhlich an der Mauer summten und alles duftete nach frischer Erde

und hervorsprießenden Kräutern! Und wenn ich nun des Abends die Frösche emsig schreien hörte, weit draußen im Waldteiche; wie rief ich da, hin nach der Gegend: o, wer bei euch wäre, ihr herrlichen Frösche! Wehmüthige Thränen tropften aus meinen Augen herab auf das junge Gras; aber dennoch war ich in meiner Verlassenheit selig. Nur die Stube, die verdammte Stube und das Schreiben — nein, das war nicht zum Aushalten. Eine Erlösung sah ich nicht, wohl aber im schaudernden Hintergrunde den auf mich wartenden Kopistenhimmel. Was blieb mir also übrig, als die Gelegenheit abzulauern und mich aus meiner Gefangenschaft selber zu ranzioniren, das heißt — davon zu laufen? Wohin, und was anfangen; das war mein geringster Kummer, und Vater und Mutter zu verlassen, sie vielleicht nicht wieder zu sehen, mir ganz egal. Geschwister hatte ich nicht, und im väterlichen Hause überhaupt nichts liebes, als einen Staarmatz, den ich selber noch halb nackt aus der Kietze genommen und an dem mein Herz hing, den ich aber auch zu vergessen hoffte, bei den viel tausend Vögelein draußen im Freien und im duftenden, dämmernden Walde. Ich lief daher immerfort, ohne umzuschauen und kam auf's nächste Dorf, wo eben ein Thespiskarren seinen Einzug hielt. Himmel! wie ward mir, als nun mit einem Male die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches in den zusammengeleimten und geflickten Fetzen der abgeräucherten Rosamunden und Schaferinnen und in den silberpapiernen Harnischen und Schildern der tapfern Helden und Ritter vor mir stand! Wie vergaß ich Hunger und Durst, als nun in der Scheune, in die ich ohne den Logedreier — den ich nicht hatte — hereingeschlüpft, die Asiatische Banise aufgeführt wurde, der wüthende Chaumigrem mit entsetzlichem Bierbasse dem unglücklichen Pegu den Untergang zubrüllte, und wie schauderte ich, als der Papiermond sich versinsterte, das Kolophonium blitzte, der Donner vom Boden einer leeren Wassertonne rumpelte und selbst den Dorfquiriten Angst wurde! Wie hielt ich es da für die größte Erdenseligkeit, mit blitzen und donnern und wüthen zu können, auf den Brettern! Wie träumte ich mich da hinein in den Triumph, als Held in der glänzenden Rüstung da droben zu stehn, zu meinen Füßen meine Widersacher in der Stadt und ich nun ihnen wie ein Löwe zubrüllend: Seht da die Feuerkröte, ihr Tausendsapperlot! — Und dennoch, so sehr mich der Traum entzückte, er genügte mir nicht, es fehlte mir etwas, ich wußte selber nicht was. Endlich mit einem Male schlug es hell, wie ein Blitz in mein Innres und jauchzend und springend rief ich mein „Hevrika! ich hab' es gefunden" aus, in dem lauten Jubel: Juchhe! Sie haben ja keinen Hanswurst!

Du hast Recht — mein Sohn! — sagte der Direktor, dessen Kennerauge in mir die Weltbürgerschaft entdeckt haben mochte und der mich spähend auf's Korn genommen, der fehlt uns, der ist uns abgegangen, und Senator geworden in Niesbeutel. Aber was willst du damit sagen?

Was ich damit sagen will? — gnädiger Herr Komödiantenpräsident! antwortete ich — das, daß ich Ew. Excellenz Hanswurst selber sein möchte.

Du? — erwiderte der Direktor — Hast du Talent? — Glaube mir — mein Sohn! — es ist nichts leichtes, ein Narr zu sein. Kluge gelehrte Leute, hangende und bangende Thränenhelden und Heldinnen, girrende Schäfer, brüllende Tyrannen, die findet man überall zu Schocken, aber ein rechter, echter Narr — o mein Sohn! — das ist was seltenes, das ist ein Juwel, das man in Gold fassen muß. Denn zur ergötzlichen Narrheit gehört mehr, als zur langweiligen Klugheit. Willst du ein Narr sein, den ich brauchen kann, so zeige dein Talent und mach mir einen Spaß vor, aus dem Stegreif.

Was sollte ich thun? Zwar jagte mir das Examen rigorosum, das mir nun so plötzlich auf den Hals fiel, einen leichten Frost durch die Glieder, aber schnell ermuthigte ich mich, denn es galt ja mein Wohl und mein Weh, und fing an, Gesichter zu schneiden, wie ich sie nur je in den üppigsten Schäferstunden des Genius, daheim, umgeben von meinen jubelnden Kameraden, erfunden.

Nicht übel! — rief der Direktor — und dieser Zuruf, bei dem ich das nur mühsam verhaltene Lachen des ernsten Mannes deutlich entdeckte, befeuerte mich dergestalt, daß ich in den allerausserordentlichsten Grimassen, die ich selber in mir nicht g ahnet, mich übertraf und der Direktor nun laut lachte, daß ihm der Bauch wackelte. Dies war neues Oel in mein Feuer. Flugs improvisirte ich eine Scene aus meiner vergangenen Feuerkrötenschaft mit solcher Virtuosität, daß der Direktor aus den Lachthränen heraus einmal über das andre meckerte: Es ist mein Ende! Es ist mein Ende! Wetterjunge, du sollst Hanswurst sein!

Ein ungebackner Rath, der so eben erst ganz frisch aus der Form kommend, sich zum ersten Male mit dem langersehnten Titel nennen hört, kann die Erdenseligkeit und die Götterwonne nicht fühlen, die mich bei dieser Patentirung ergriff. Ich sprang wie toll und schrie, daß Banise mit dem bereits halb abgewaschenen und noch halb mit Bolus angestrichenen Gesichte herbei lief und Chaumigrem voll Entsetzen in's Soufleurloch stürzte und die Kommunbranntweinflasche zertrümmerte: Juchhe! ich bin der Hanswurst! Victoria! Victoria! Ich bin der Hanswurst!

Der Direktor berief nun die Bande zusammen und stellte mich ihr in meiner neuen Qualität vor, als ein Subjekt von zwar noch rohen, aber viel versprechenden Talenten. Gleich den Tag darauf machte ich mein Probestück. Sie gaben das Trauerspiel: Hamlet, Prinz von Dänemark. Natürlich war alles, was ich dazu lieferte, reine Erfindung von mir selber, denn ich hatte im Leben von diesem Hamlet noch nichts gehört und gelesen, jedoch schon manchmal daheim mich in's Puppentheater gestohlen, wo ich mir das Prinzip geholt, daß ein Trauerspiel ohne Hanswurst sich gar nicht denken lasse. Meine Späße mochten daher freilich nicht eben immer die edelsten und passendsten sein, das fühlte ich selber, als ich dem Geiste und der Ophelia in ihrem Wahnsinne das Hasenschwänzlein anhing und in der Scene, wo der Sohn der Mutter den Sündenspiegel vorhält, unter dem verdeckten Tische Fratzengesichter schnitt und bald wie ein Hund winselte, bald wie eine Katze miaute, und dem Könige, wie er knieend betete, von hinten die Pudelmütze auf's Haupt stülpte; aber sie erreichten den Zweck. Denn schallendes Gelächter und das Lob der Kenner und des Theaterrecensenten, der auch hier seine eigene Loge — im Bansen hatte, wo er leidlich vor Prügeln gedeckt war; das der Hanswurst bei der Sache eigentlich das Kraut fett gemacht und trotz seiner Jugend so gut gespielet, wie ein ganz alter Narr, erhob mich in die allerobersten Räume der Seligkeit, und meine Tage flossen wonnig dahin, sogar, was auch nicht zu verachten — unbeneidet von meinen Kameraden, maßen ich vor der Hand um's liebe Brod, einen neuen Rock und die Ehre diente. Ja, Madam Huzel, welche die Heldinnen machte, und Mamsell Thereserl, der bei ihrer sechs und vierzigjährigen Jugendblüthe besonders die schmachtenden und naiven Rollen sehr glückten, beehrten mich wechselseitig mit ihrer zarten Freundschaft und Liebe und letzte spielte mir sogar einmal ein zärtliches Gedicht in die Hand, in dem unter andern die Verse vorkamen:

Mein armes Herz fühlt grimme tiefe Wunden,
seit meine Sehnsucht dich, Hanswurst, gefunden
und thränend blickt mein Aug' in's Sterngewimmel
zum Narrenhimmel.

Da wohnt mein Leben, da wohnt mein Entzücken:
Drum eile Trauter! mich an's Herz zu drücken,
Denn meine Lippen wonnezitternd müssen,
Hanswurst, dich küssen!

Schade nur, daß meine siebenzehnjährigen Gefühle es noch nicht verstanden und wagten, sympathetisch in diese zarte Minneweise einzustimmen.

Mein Name wurde natürlich flugs verändert und ich hieß nun Monsieur Murr, woher es auch wohl kommen mochte, daß ich unentdeckt, unverfolgt von den Meinen und unaufgegriffen blieb. Auch machten wir uns weislich bald aus der Gegend und zogen weit und breit im Lande herum, bald nach Norden, bald nach Süden im lieben Vaterlande, wo es uns heut gut, morgen schlecht ging und ich in meiner Kunst täglich neue Fortschritte machte.

Was soll ich Euch — meine empfindsamen Leser! — mit langer Weile quälen durch Erzählung der Abenteuer und Abwechslungen meiner lustigen Komödiantenfahrt? Was soll ich Euch referiren, wie oft sich unsre Bande in den zwölf Jahren häutete, das heißt, alte Mitglieder abstreifte und neue gewonnen, wie oft der Direktor Abbitte thun und Schulden halber in der Büttelei sitzen müssen, welche Stürme das Herz des nun immer männlicher und verständiger werdenden Monsieur Murr bewegt und wie die edle Kunst sich damals bei uns und überhaupt in Deutschland gestaltete, das würde allein einen Band füllen, den am Ende kein Mensch läse. Ich schweige daher von allen diesem und sage nur so viel, daß mir die ganze Sache sich bald von einer ganz andern Seite darstellte, je länger ich das Wesen trieb, immer mehr und mehr der schöne Traum entschwand, der mich ins Komödiantenleben verlockt und dieses selbst mir endlich fatal und bitter wurde, wie Galle. Spaß mußte ich schlechterdings machen, alle Tage, da half nichts vor, ich mochte hungrig oder satt, gesund oder krank, lustig oder traurig sein, und eben das, daß ich gezwungen als Pickelhäring Lachen hervorbringen mußte bei andern, wenn mir's selber am wenigsten lächerlich war, das brachte mich zur Verzweiflung und machte mich mürrisch und melancholisch, so, daß ich nun recht gut begriff, wie wahr die bekannte Anekdote sein

könne, nach welcher einmal zu einem Arzte in Wien ein anständig gekleideter Mann mit leidenvoller Kummermiene in die Stube trat und ihn dringend um Hülfe gegen die tiefe Melancholie flehete, die sich seiner bemeistert. Mein Herr — erwiderte ihm der Arzt — da weiß ich Gott sei Dank guten Rath. Gehn Sie nur in's Theater zu dem Kasperl, wenn der Sie nicht kurirt, so hilft Ihnen nichts. Ach! — entgegnete trübselig der Patient — der Kasperl — der bin ich ja selber!

Gerade so ging es mir. Ich war der Unglücklichste in der ganzen Bande. Selbst der Name „Hanswurst" den ich früher gewiß um keinen Rathstitel vertauscht haben würde, er schien mir nun verächtlich, als unter meiner Menschenwürde. Nur des Abends wagte ich auszugehen, denn ließ ich mich bei Tage blicken; so war ich da, wo ich einmal aufgetreten, der Ball muthwilliger Rangen, die mich Heerdenweis verfolgten, theils beschimpften, theils vergötterten. Ich war ein Spott in allen meinen Beziehungen und Handlungen. Selbst meine Leiden, selbst mein Beten erregte Gelächter. Ich hatte in Wahrheit aufgehört, Mensch zu sein und war nur — Narr und noch dazu ein hungernder Narr. Aber was dem Fasse eigentlich den Boden ausstieß und meiner ganzen Künstler-Karriere ein plötzliches Ende machte, daran denke ich noch jetzt mit Schaudern.

Wir waren nämlich in ein Städtlein eingerückt, wo eben Jahrmarkt war und wo ich an selbigem Abende im Trauerspiel Romeo und Julie, als Romeo ganz unbändig Spaß machen sollte, indem ich da, bei der Vergiftung, mir einen derben Haarbeutel anzutrinken pflegte, der dann das Wiedererwachen Juliens im Sarge und ihre Vereinigung mit mir im Tode, den sie aus der nämlichen Fuselflasche mit kräftigen Zügen hob, ungemein pikant machte. Wie ich so Nachmittags durch die Gassen schlendre, im Orte, wo ich noch nicht bekannt war, nach dem Marktplatze, hör' ich Trompetenstöße, die ferne Lache des Pöbels und werde von der nun stärker und neugieriger wogenden Menschenmasse mit fortgezogen. Himmel! wie erschrak ich, als ich mit einem Male vor mir am Röhrtroge ein Theater aufgeschlagen, auf demselben einen prahlenden Wurmdoktor in scharlachrothem Tressenkleide, den Degen an der Seite und bei ihm — mich selber sah, nämlich einen Pickelhäring in der Hanswurstjacke. Ich gedachte vor Schaam und Aerger in die Erde zu sinken. Denn nun stand meine allertiefste Erniedrigung, mein zur Karrikatur verzerrtes Menschenantlitz im treuen Spiegel vor mir. Verfluchte Schande! — knirschte ich — und meine Hände zuckten krampfhaft bei den Zoten und Possen, die nun gerissen wurden und die leider nichts anders waren, als eine Quintessenz meiner eigenen, allererbärmlichsten pöbelhaftesten. Da dröhnte der Markt von wüstem Gelächter. Da dacht' ich, die Lache gelte mir. Da jagte mich der unheimliche Spuk scheu und mit grausenvollem Entsetzen, als sei das Zeichen Kains auf meine Stirne gedrückt, mit fliegender Eile von dannen, durch die gaffende Menge, die meine Rippenstöße zertheilte, immer fort, fort durch die Gassen, bis in den entfernten Winkel meines Quartiers. Hier schäumte der schon lange in mir stillkochende Grimm über mein elendes Handwerk herauf, wie ein siedender Kessel. Fest stand mein Vorsatz, mich der Hölle zu entreißen, die ich einst für den Himmel gehalten. Ich zerriß wüthend die Zeichen meiner Schande aus der Theatergarderobe; warf mein armseliges Ränzel über die Schulter und floh, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, als sitze der Satan mir auf der Ferse zur Stadt hinaus, fort immer fort in's Freie, Weite.

Wie ich nun da war und am Walde, von wo ich tief unten im neblichen Thale die fernen Thürme der Stadt nur noch wie durch einen Schleier erblickte; da machte ich erschöpft Halt, da athmete ich zum ersten Male wieder frei und tief aus der gepreßten Brust und schüttelte mich, als solle die schmähliche Vergangenheit von mir abfallen. Da war der Sturm der Seele vorübergebraust und ruhigere Besonnenheit zurückgekehrt. Da fragte ich mich aber auch zum ersten Male wieder: Wohin nun, Jeremias? Eine unnennbare Bangigkeit überfiel mich und matt sank ich nieder in's Moos und Haidekraut unter den rauschenden Fichten. Es war hier alles so einsam, so feierlich, so still und duftend und ich in dieser Einöde allein. Wie Schattenbilder stieg die Vergangenheit herauf in meiner Seele, mein Leichtsinn, mit dem ich Vater und Mutter verlassen und den mir zugedachten Beruf, der — ich fühlte es — doch wohl rühmlicher war, als mein abgestreiftes Narrenkleid, und es erwachten bittere Empfindungen der Reue.

Da sah ich aus dem Moose rothe Würmlein hervorkriechen, wie vor zwölf Jahren unterm Hollunderbaume des Seemaus, und meine Thränen flossen wehmüthig, wie damals. Aber sie thaten mir wohl, denn ich wußte es, Niemand sah sie und kein Rudel muthwilliger Buben rief jubelnd: Ha, ha, ha, der Hanswurst weint!

Holla! Holla! Herr Kommerzienrath! was schreien Hochdieselben denn so erbärmlich im Schlafe, drüben in Dero Kämmerlein? Stecken Sie etwa wieder einmal — wie Sie mir schon oft zu erzählen beliebten, bei Bergen in Norwegen dem Wallfische im Rachen, dem Sie einige Pfund Fischbein auszubrechen intendiret, der aber den Spaß beinahe übel genommen, und Sie ganz gewiß gefressen haben würde, wenn nicht gerade in dem Augenblicke seine Gedanken nach seinem Hintertheile gezogen worden wären, wo so eben Ihre Leute ihm einige Tonnen Speck ausgeschnitten, weshalb er Sie dann mit dem Fischbein in Frieden fahren lassen? — Doch, Sie schweigen, Sie schlafen wieder und es ist mithin nicht von Nöthen, daß ich mich hinüber bemühe zu Ihnen mit der Cremor Tartari Büchse, Kraft meines Amtes, als Spittelwärter. Sie erlauben mir daher auch, zurückzukehren unter den Baum im Walde, aus dessen Moose das rothe Würmlein hervorkroch.

Was soll mit dir nun werden, Jeremias? — fragte ich mich nochmals — Graben mag ich nicht, auch schäm' ich mich zu betteln. Wieder unter die Komödianten gehn, die Pritsche mit Helm und Harnisch, Kron' und Zepter vertauschen? — Ach! es erschien mir eins so miserabel und fatal, wie das andre. Der ganze Stand war mir ein Gräuel und ein glänzendes Elend, das Herumvagiren in der weiten Welt und in planloser Liederlichkeit, ein Abscheu. Schöner, wie noch nie, that sich vor mir der erstverschmähete Kopistenhimmel wieder auf und in einer unendlichen Wehmuth war mir nun die stille aktendunstige Kanzleistube ein Ort des Friedens und der Ruhe, abgestorbener irdischer und menschlicher Leidenschaften, so, wie mir auch immer die Kolonien der Herrenhuter sich darstellten. Hier ist auch alles so still, so heimlich, so schattenvoll. Diese Menschen sind glücklich, aber das Feuer des Lebens mit seiner Wärme, mit seinem Lichte, wie mit seinem Brennen und Blenden ist von ihnen gewichen. Sie wandeln im Gewimmel voll Kraft und Drang rund um wie kalte Leidenschaftlose, im Herrn entschlafene Leichname, mitten unter ihren Gräbern von Linden umdunkelt, von Rosen umblüht. Im Anfange ergreift dieser stille Friede das Herz mit unwiderstehlichem Zauber, und es sehnt sich, zu tauchen die Täuschungen des bewegten unruhigen Treibens der Welt in diese Lethe; doch bald entschwindet der schwärmerische Traum und bald wird es eben der fühlenden, lebenden Brust bange in diesem einsamen Reiche des Todes. Nur die Resignation findet in dieser Dämmerung einen Paraklet, wie mir es nun die Kopistenstube schien. Die Jugend ist dir ja doch dahin, armer Elias! — trauerte ich — und du hast dich ihrer nicht freuen können! In Druck, Armuth und Spott sind deine schönsten neun und zwanzig Jahre vergangen und was nun noch folgen könnte an Lebensgenuß, ist nicht der Rede werth. Ob nun die Wangen verblühen und der Körper vollends abstirbt dort, oder im unruhigen Treiben und Irren, herum im geräuschvollen Taumel, das ist am Ende den Wangen und dem Körper ganz egal. Darum hin, hin nach dem Orte meiner Geburt! Suche dir wieder das verlorne Paradies — o Jeremias! Ach! und meine lieben Eltern! Wie will ich als verlorner Sohn pater peccavi sagen! Ihr werdet den Reuigen aufnehmen und der gnädige Herr Präsident sich mildiglich des Plüschfleckes erinnern, den ich so hoch in Ehren gehalten und seiner trostvollen Verheißung. Und kann ich doch auch des Sonn- und Feiertags hinaus rennen zu den alten Spielplätzen meiner Jugend, in den herrlichen Wald, wo die Frösche musiciren und ich die Sprenkel gestellt als Knabe. Darum fort, fort, Elias! Dir lächelt die Vaterstadt!

Dahin laß mich mit dir, mein schlappes Ränzel ziehn!

So exklamirte ich am Ende, schnitt mir einen tüchtigen Ziegenhainer und wanderte nach der Heimath, die freilich ferne war.

Wie ich nun die Thürme der geliebten Stadt vor mir erblickte in der Weite, durch die grünen Laubmassen hindurch; wie schlug da mein Herz, bang und wehmüthig froh.

Ich werde kaum zum Thore hineingetreten sein — dacht' ich — da wird's unter den Rangen heißen! die Feuerkröte ist wieder da! Mags! — rief ich und freuete mich sogar auf diesen Anklang aus meiner Jugendzeit und verzieh im Voraus den Ekelnamen.

Eitler Wahn! — Ich war zum Thore hinein, wanderte durch die Straßen, die alten Häuser standen noch, wo und wie sie vordem gestanden, aber Niemand kannte mich. Die Feuerkröte war verschollen und versunken in Vergessen. Natürlich! Denn alle meine ehemaligen Kameraden hatten sich zerstreut in die Welt, nach allen Himmelsgegenden, wanderten entweder, wie ich, mit dem Ränzel im fröhlichen lusti-

gen Handwerksburschenleben, oder saßen bereits fest in ehrbarer Philisterei, als Bürger und Meister. Nun ging's nach der Töpfergasse, an der Stadtmauer.

Schon von fern streckte mir das elterliche Haus seinen verräucherten schwarzen Holzgiebel entgegen mit dem geänderten Altane, der, wie die hängenden Gärten Semiramis, etwas schief auf den gesunkenen Balken quer am Hause oben dahin lief. Mein Herz klopfte hörbar. Nun wird die Mutter herauskommen, auf den Altan — dacht' ich — in ihrer schwarzsammtnen Haube und nach der Wäsche sehn, die da trocknet, nun der Vater über den Gesprächen im Reiche der Todten sitzen, drinnen in der Stube im Lederstuhle. Ach! was soll ich ihnen sagen! Ach was werden sie selber sagen!

Eitler Wahn nochmals! — Keine Mutter kam heraus in ihrer schwarzsammtnen Haube! Und der Vater — — nun freilich, der saß allerdings bei den Gesprächen im Reiche der Todten, denn beide waren lange schon — heimgegangen in's Land der Ruhe, und die in ihrem Hause wohnten an der Stadtmauer — kannten mich nicht. Auch der Präsident, auch der Subrektor Seemaus lebte nicht mehr.

So ist denn alles todt? — rief ich mit bittern Thränen auf ihren Gräbern im stillen Friedhofe, auf den ich mich nun, wie zu meiner eigentlichen Heimath — denn hier waren ja alle meine Lieben — geschlichen. — So ist denn alles dahin in der kurzen Zeit von zwölf Jahren? So bin ich denn nun wirklich allein in der vollen lebendigen Welt, wie hier, unter den Abgeschiedenen?

Sie sind nicht allein, Bürger! — antwortete eine Stimme.

Ich blickte erschrocken auf und sah zwei anständig schwarz gekleidete Männer, welche wahrscheinlich die Monumente und merkwürdigen Inschriften dieses stillen Ortes betrachteten. Mit langem Blicke starrte mich der eine an und rief dann dem andern zu: Ma foi! Pethion, wie er leibt und lebt! — Bürger, wer sind Sie?

Bürger? — Bürger? — erwiderte ich scheu und erstaunt und dachte dabei sofort — es war in den ersten Jahren der französischen Revolution — an die neue Sitte der transrhenanen Ohnehosen.

Wie soll ich Sie sonst nennen? — fiel der Fremde ein. Mein Freund? Oder mein Herr? Das erste sind Sie nicht, das andre muß ich mir höflichst verbitten. Aber Bürger sind Sie, so gut wie ich und der und alle, wenn auch nicht eingeschworen in die Menge innerhalb städtischer Ringmauern; doch ein Weltbürger, ein Kosmopolit. Und das ist der allgemeinste, ehrenvollste Titel. Darum noch einmal. Sie schrinen verloren zu haben, was man nicht gern verliert und nimmer wieder findet, und tragen dabei ein merkwürdiges Gesicht. Wer sind Sie?

Das „merkwürdige Gesicht" fuhr mir elektrisch durch die Glieder, denn ich dachte sogleich: der sieht dir den Hanswurst an der Nase an. Darum fragte ich bitter zurück: Wer sind denn Sie? Sie tragen auch ein merkwürdiges Gesicht.

Kann sein! — entgegnete der Fremde. Ich bin der Graf Mirabeau und mein Freund der General, Markis de la Fayette.

Eiskalter Schauer überrieselte mich. Denn ich wußte allzugut, daß ersterer lange schon todt und letzterer eben in diesem Augenblicke nicht hier in der Residenz eines deutschen Fürsten sein konnte. Düster dämmerte schon der Abend, unheimlich beglänzte falber Mondschimmer die Urnen und Engel auf den Leichensteinen, und warf weite finstre Schlagschatten über die Gräber. Ohne zu antworten stand ich auf und wollte mich, scheu den Blick von den beiden Gestalten abwendend, von dannen schleichen. Da ergriffen sie mich bei den Armen, der eine rechts, der andre links, hoben mich über die Gräber, und schwebten so mit mir hinaus zur offenen Kirchhofthür, während ich in der Angst meines Herzens alle Stoßgebetlein meiner Jugend herausdrängte, denn ich war überzeugt, nun eben hole mich der Teufel.

Bürger, was ist Ihnen? — fragte der eine — als sie mich herausgebracht, und auf der Gasse niedergelassen. Sie zittern, Sie schwitzen Angstschweiß. Kommen Sie mit in unser Hotel.

Hotel? — dacht' ich. — Nun, da pflegt ja doch der Teufel nicht zu wohnen, auch schien mir die ganze Rede nicht teufelisch, und wie ich mir nun die Figuren näher betrachtete, selbst diese nicht. Uebrigens war mein eignes Hotel vor der Hand noch der freie Himmel. Das Hotel der beiden Fremden also — sie mochten nun sein, was und wer sie wollten — mit seinem nothwendigen Appendix von Essen und Trinken, Sopha und Bett und ihre Einladung dahin, immer ein liebliches und nicht zu verachtendes Wort. Meine Angst zerschmolz in Hoffen und mein Seufzer: Vor dem Teufel uns bewahr! im nahen Geruche der Fleischtöpfe Egypti, zum stillen Tischgebete: Komm Herr Jesu und sei mein Gast.

Man sieht daraus mein mildes Gemüth, da ich, kaum den Klauen des Satans entronnen, und noch selber nichts Gaumen labendes habend schon in der Hoffnung auch an andre dachte und vornehme Gäste lud.

Ich ging daher ohne weiteres Bedenken mit, und erstaunte über die goldbeblechten dienstbaren Geister, die im grünen Löwen meine Begleiter in Empfang nahmen.

„Setzen Sie sich, Bürger! Stärken Sie sich mit einem Glase Hochheimer; und erzählen uns Ihre Passionsgeschichte!" Diesen trostvollen Zuruf ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich setzte mich, trank und erzählte — die klare unumwundene Wahrheit, denn was konnte sie mir noch schaden. Meine Aufrichtigkeit, meine lustigen Fahrten und nun meine schlechten Aussichten in die Zukunft, gewannen mir das Mitleid und die Theilnahme meiner Zuhörer, die ich immer noch nicht näher kannte, die aber doch nicht die besagten Französischen Herrschaften sein konnten, da sie deutsch sprachen, so gut wie ich. Der Graf Mirabeau schlug mich auf die Schulter und sprach: Sie gefallen mir. Wollen Sie mein Sekretair sein, so ziehen Sie Ihren bisherigen Namen aus, heißen Pethion und reisen morgen mit mir zurück auf mein Gut, wo sich das Weitere finden wird. Ich bin der Graf Hohenburg und mein Freund ist der Baron von der Wieden, eigentlich sind wir beide, wie wir uns auf dem Kirchhofe genannt.

Mit Freuden schlug ich ein. War ich doch nun vor dem Verhungern gesichert, und, wenn schon auch nur Schreiber in einer französischen Sauce, doch errettet vom Kopistenzwinger des Finanzkollegii, der mir nun wieder gerade so ekelhaft vorkam, wie sonst. Meine wehmüthige Resignation verwandelte sich schnell wieder in Ansprüche auf die Freuden der Welt, und ich begriff nun sehr wohl, daß nur ein erzdummer Teufel, oder ein Kranker das Leben mitten im Leben wegwerfen könne aus Ueberdruß, um ein Phantom, um eine ungewisse Hoffnung — um nichts. Daß ich dieselbe Nacht elysische Träume gehabt, das kann ich eben nicht sagen, da ich niemals sonderlich viel vom Träumen gehalten, und gerade diese Nacht, nach einer langen Fußreise und reichlichen Erquickung des Leibes und Beruhigung der Seele, fest, wie ein Todter schlief. Aber daß mein Erwachen elysisch war, das wird mir jeder glauben, wenn er hört, daß der erste Blick meiner sich öffnenden Augen auf ganz neue Kleider vom Kopf bis zum Fuße fiel, die mir an die Stelle der ziemlich alten und schabigen auf den Stuhl vor meinem Bette gelegt waren. Sogar eine tombakne Uhr hing dabei, und auf dem Tische stand die freundliche Kaffeekanne und ein Teller mit Butterschnitten, so groß, wie die Stubenthür.

O Segen über dich, du würdiger Graf Mirabeau! — rief ich, als ich in die neuen Beinkleider fuhr — hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß du Wildfang, der du Vater und Geliebte so bitter, bis zum Tode gekränkt, so mild gegen einen armen Erhanswurst sein könntest! — Nun vielleicht ist's der Brummstall in Vincennes, der dich zur Raison gebracht, sintemal es auf Erden kein besseres Mittel gegen üble Laune und boshafte Mucken giebt, als Gefängniß, Hunger und Prügel und es ist Schade, daß die Kultur des sanften Zeitalters in Europa diese Trias harmonica zerrissen und den Prügel nur den Chinesen gelassen, die damit das große, weite Reich in wunderbarer Ordnung halten, da auch Se. Excellenz der Staatsminister von einer Rekreatio mit dem Bambus nicht sicher sind.

Darum denn, wenn es so sein soll, vorwärts Jeremias, ins fröhliche Leben!

Wirklich ging es auch nun bald vorwärts, nachdem ich mich vorher kürzlich überzeugt, daß die hochedle Justiz mein geringes elterliches Erbe dergestalt emsig und genau verwaltet, daß durch dessen jährliche Berechnung, diesfällige Dekrete und Verfügungen, Edittaleitationen, Tantiemen und dergleichen mir die Mühe, auch nur einen Deut davon in die Tasche zu stecken, gänzlich erspart worden, und bald langten wir auf dem Schlosse meines neuen Patron an, der in der That kein anderer war als der Graf Hohenburg, so wie sein Freund, der Baron von der Wieden. Warum sie sich selber mit den Namen der beiden Koryphäen der Revolution getauft, das blieb mir nicht lange ein Räthsel. Sie lebten und webten in der französischen Revolution, und welche Seele ist nicht davon elektrisirt worden? Wen haben diese Massen von Wundern, diese riesenhaften Erscheinungen nicht ergriffen! Des Grafen Ideal war der kühne, freisinnige Demosthenes Mirabeau, des Barons, der edle la Fayette, darum gab es für sie nichts Höheres auf Erden, als zu heißen wie sie und zu handeln wie sie, und darum nannten sie sich daheim und überall, wo ihr rechter Name nicht von Nöthen, also. Auch hielten sie wechselseitig alle Wochen auf ihren Schlössern

Konvent, wo ihre gleichgesinnten Freunde und Narren, die sich henseln ließen, die Neuigkeiten jenes großen Dramas wiederkäuetrn und selbst höchst ergötzliche Scenen zum Besten gaben. Da deklamirte ein ernster Condorcet über die unveräußerlichen Rechte des Menschen, ein Barnave über das agrarische Gesetz, da prahlte ein magrer Krippenreiter — Barrere — ein Baron mit von Weindunst angeschwollenem Haupte und funkelnder Rubinnase — Anacharsis Cloots — zum allgemeinen Gelächter, vom Siege der Vernunft, die nun schon den Großtürken zum Sansculotte gemacht, oder als Redner des Menschengeschlechts. Da gab es einen Wohlfahrtsausschuß, nämlich seine Jüngler und wackre Brüder — der Graf und der Baron lebten in fröhlichem Hagestolziate — denen das Küchen- und Kellerdepartement überwiesen war, und die für Kaviar, Austern und Johannisberger zu sorgen hatten, da einen öffentlichen Ankläger, der die kleinen geheimen Schwachheiten der Herren Deputirten an's lustige Tageslicht zog. Sogar eine Guillotine stand auf dem Schloßhofe des Grafen, unter deren Beile die zum Bratspieße verurtheilten Gänse und Truthühner bluteten und das Räumchen, wo sie stand, hieß — der Greve-Platz. Man sieht hieraus unbeschwert, daß die Sache bei den Vernünftigen, also auch bei meinem Grafen ein noch unklares Gemisch von Wahrheit, Spaß und Ironie war. Sie wußten selber noch nicht, auf welche Seite sie sich definitiv schlagen sollten. Die Idee, die Theorie schien ihnen erhaben, göttlich, die Anwendung, die Praxis mehr als teuflisch und beides zusammengemengt gab eine Mittelfarbe — das Lachen.

Nicht so vernünftig nahmen ihre Bauern, die die interessante Unterhaltung ihrer Herren erschnoben und die großen Neuigkeiten aus Paris durch die Willfährigkeit der Tagesblättler brühwarm in der Schenke hatten — die Sache. Bei ihnen war sie bittrer Ernst, Freiheit und Gleichheit ihr Losungswort. Sie lechzten nach der Erlösung von der Frohne und nach den Geldkasten, Scheunen und Kellern der Reichen; hatten eben auch ihren Konvent und erst vor Kurzem dem Abbé Sieyes, ihrem dürren hagern Schulmeister, der einen wüthenden Marseiller Hymnus gegen die Bauernschinder von der Tribune — das heißt, vom Schenkstocke des Kretschams herabgebrüllt, eine Ehrenwurst dekretirt. Der hinkende Bader, mit den aufgeworfenen, zuckenden Wulstlippen war ihr Marat, ein langer meckernder Schneider, Egalité, der Grobschmidt, Danton, ein Stelzfuß von Husaren-Unteroffizier, der General Dumouriez, der Büttel Maximilian Robespierre. Selbst der Nachtwächter, der Präsident des Sicherheitsausschusses, konnte hinter dem Patriotismus der Uebrigen nicht zurückbleiben, und sang nun nicht mehr zum Schlusse seines Stundenabrufes: Lobet Gott den Herrn! sondern: — Lobet Gott, den Bürger! Nur die Müller, die die Brissotiner sein sollten, waren widerspenstig, wollten durchaus den Ekelnamen nicht dulden, mit dem sich der Begriff von Schelm, wie von selbst verband, kamen deshalb schon weit früher, als ihre Vorbilder in Paris, nicht mehr in den Konvent und ließen nicht ab, wo sie nur konnten, ihren Gegnern, der Bergpartei, die kräftigen Fäuste fühlbar zu machen, so oft sie deshalb auch bereits im Violon — das heißt, im Loche — brummen müssen.

Mir konnte das ganz egal sein, denn ich hatte vollauf, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört und mischte mich in die ganze Geschichte nicht, obschon ich als Pethion, Sekretair des Konvents war und im Wohlfahrtsausschusse, wegen meiner besondern Virtuosität im Hühnermästen und Guillotiniren Sitz und Stimme hatte, denn mir war, besonders im Anfange, das Ding unklar, ich wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei und saß bei den pathetischen Reden im Konvente da, wie verrathen und verkauft. Dabei hatte ich überdem Arbeit die Fülle, freilich nichts als Abschreiben der kritzlichen Konzepte meines Herrn, der trocknen, handdicken Rechnungen des Amtmanns und der langweiligen Expeditionen des eben so langweiligen Gerichtshalters, der als Chaumette im Konvente das nämliche war, was ich unter den Komödianten gewesen.

So ging denn die Sache einige Jahre ganz scharmant und wäre noch länger so gegangen, wenn ich vernünftig gewesen wäre und nicht täppisch nach dem Kräutlein noli me tangere meines gnädigen Prinzipals gegriffen hätte. Aber mich ritt — wie man zu sagen pflegt — der Satan und es traf bei mir ein, wie es im Sprüchworte heißt: wenn dem Jeremias zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht das Bein.

Jenes Kräutlein noli me tangere war nämlich ein schmukkes, blondes Cousinchen des Herrn Grafen, von achtzehn Jahren, keine Comtesse, sondern nur ein schlichtes Fräulein, und noch dazu ein ganz armes, aber liebreizend, wie Hebe, mit schmachtenden blauen Augen und einem Mäulchen, wie eine frisch aufgesprungene Rosenknospe.

Sei nicht eifersüchtig — Maria! denn du bist ja viel schöner in deiner reifen Fülle. War jene ein Dijon-Röslein, eine sich eben erst entfaltende Camellia japonica Maiden-blush; so bist du ja meine Rosa unica, weiß und — wie keine Rose auf Erden — etwas gelb schattirt, und jene Verirrung war nur ein kurzer Uebergang und gehörte mit zu den Albernheiten meiner Jugend, wenn man nämlich das Alter des Vierunddreißigers noch Jugend nennen kann, und die Jugend — Sapperment! die ist doch zum Henker, und dich liebe ich mit meiner dauerhaftesten Liebe, nämlich mit der letzten, über die Klapperbein sein segnendes Amen spricht.

Konnte ich dafür, das Amor — spät genug — auch mir mein Recht anthat? Konnte ich — Unglücklicher! — es ahnen, daß mein Graf, der vierzigjährige Junggeselle, sich eben das Cousinchen nach vorheriger stillen, von allen unbemerkten Probe und Auskostung, zur Dame seines Herzens erwählet, die ausersehen, ihn in's lange geflohene Ehejoch zu spannen? War ich nicht auch ein ganz erträgliches Mannsbild und als wohl akkredidirter Privatsekretair und Pethion befugt, auf eine auskömmliche Versorgung in der bedeutenden Herrschaft zu rechnen? und war Nantchen — wie schon gesagt — nicht nur ein ganz armes Fräulein? — O, als ich sie einst im Garten über den angeschwollenen Graben hob — ich sah es von Weitem, wie sie ängstlich am Ufer herum trippelte, eine schmale Stelle suchte und sie nicht fand und doch hinüber mußte und wollte, und ich nun herbei lief und nun die süße Last in meinen Armen hielt und mit ihr nun leicht hinüber schwebte an's andre Ufer, und sie nun mit der Purpurgluth der Wangen und mit scheuem Blicke der großen herrlichen Vergißmeinnichtaugen mir verlegen lächelnd dankte, und mich dabei „lieber Pethion!" nannte; da fuhr der Satan in mein Herz, wie einst dem Judas, als er den in Sardellensauce eingetauchten Bissen empfing; da entbrannte mein beklagenswürdiges Herz in lichterloher verrückter Liebe. Daß auch ich Eindruck auf sie gemacht, das war mir ganz außer allem Zweifel. Denn warum wäre sie sonst so roth geworden, so verlegen? Warum hätte sie sonst mich den „lieben Pethion" genannt, warum unter meinem Fenster gekichert, als ich auf der Viola d'amour gespielt und dazu beweglichst mit süßer Fistel lamentirt:

Willst du die Ruhe finden,
Die mich zeitlebens flieht;
O, so veraiß die Linden,
Wo dir ein Denkmal blüht!

Ich hatte nämlich ihren holden Namen zierlich in ihre Lieblingslinde geschnitten, oben darüber eine Krone und zu beiden Seiten hielten ihn zwei Löwen mit den Pranken, wie ein Bäckerschild, und ich wußte, daß sie den Namen mit großer Verwunderung und Freudigkeit betrachtet und nun eben unter meinem Fenster Erdbeeren im Garten ablese? Warum — fragte ich mich nochmals — hätte sie das alles gethan, wenn nicht auch in ihr Herzchen der lose Schalk mit Pfeil und Bogen seinen Einzug gehalten und mir da die freundliche Stätte bereitet hätte. Darum fing ich nun an zu spintisiren, wie und auf welche Weise ich zum Ziele gelangen, hauptsächlich wie ich den Grafen zur Einwilligung stimmen könne, denn sie war doch immer ein Fräulein, ich wenig mehr als gar nichts und der gebietende Herr und Cousin, trotz seines Weltbürgerthums — ein Graf. Lange wälzte ich mich schlaflos, wie das anzufangen, lange ging ich, wie vor den Kopf geschlagen in meiner Angst und Seelenarmuth herum. Endlich hatte ich's gefunden und jauchzte vor Freude und Seligkeit. Der Konvent war das Mittel. Von da aus konnte ich den Grafen bearbeiten und ihn nach und nach zur Sache leiten, bis der letzte entscheidende Schlag vorbereitet. Ich fing daher, um mir eine größere Wichtigkeit zu verschaffen und die Augen mehr als bisher auf mich zu ziehen an, im Konvente mich — wie man zu sagen pflegt — mausig zu machen. Erstaunt blickten mich die Mitglieder an, noch erstaunter und verwunderter, doch ohne ein Wort zu sagen, der Graf. Das geht gut, Jeremias! o das geht scharmant! — rief ich mir selber jubelnd zu und wurde nun mit jedem Tage frecher und dreister, ja beinahe wirklich so frech, wie ein Pariser Citoyen und immer höher stieg die stille, schweigende Verwunderung des Grafen und des ganzen Konventes, denen der mit einemmale so sonderbar aufgethauete Pethion ein Räthsel war. Wozu mir einmal der Hausdoktor im Konvente auf Befehl des Grafen an den Puls griff, das konnte ich nicht errathen, aber jetzt sehe ich schon ein, warum es geschah.

Da hielt ich es nun an der Zeit, förmlich und völlig los zu brechen. Der nächste Konventstag war zur großen Entwickelung bestimmt. An diesem Tage wollte ich zwei Fliegen

mit einer Klappe schlagen, nämlich durch eine feurige Rede sämmtliche Deputirte mir und meinem Vorhaben ganz und gar gewogen machen, hauptsächlich den Grafen, und dem geradezu klaren Wein einschenken und mit französischen Principien ihn überzeugen, daß seine Einwilligung Pflicht und es von mir bloße Güte sei, solche nachzusuchen und anzunehmen. Und hatte ich nun dieses große Werk vollbracht, dann wollte ich des Abends, wenn alles schlief, förmlich zum Fenster hinein zur Geliebten meines Herzens Sturm laufen. Denn ich wußte, Nantchen ließ die Fenster ihres Schlafkabinets im obern Stocke, hinaus nach dem Garten, des Nachts über in der schwülen würzigen Sommerluft stets offen und anders, als so, ihr anzukommen, war, trotz meiner häufigen Versuche, nicht möglich. Immer, wenn ich sie zu einem heimlichen Wörtchen zu erwischen gehoffet, war sie mir entschlüpft, sogar das zärtliche Briefchen, das ich ihr einst in die Hand gedrückt, hatte sie in einem Anfalle von Krampf fallen lassen, so, daß ich nur schnell mit dem Fuße darauf treten mußte, damit die andern den verwünschten Zettel nicht sähen, bis ich unbemerkt wieder damit in die Tasche fahren konnte, von wannen er gekommen. Sie ist ein Mädchen — dacht' ich da — sie kann nicht, wenn sie auch will, vor den verdammten Schnapphähnen, die auf jedes Wort, auf jeden Blick lauern. Aber in der heimlichen Stille ihres Schlafkloſets, wo sie — o Jerum, o Jerum! — schon alle die neidischen Hüllen abgelegt, die die Eleusinischen Geheimnisse der Leibe meinen spähenden Augen verborgen; da wird sie, wenn der erste Schreck und Scheinzorn vorüber, den ich ja gleich mit den von ihr lange ersehnten Küssen beschwören kann, frei und ungehindert mit süßem Geständniß mir in die Arme sinken und meinen klugen, kühnen Einfall mit himmlischer Minne belohnen. Juchhe Jeremias! dann bist du am fröhlichen Ziele! So jauchzte ich in seliger Zuversicht und sprang wie ein Böcklein.

Zuvörderst ging es nun an das Elaboriren der Rede, deren pathetisches Declamiren ich mir vor dem Spiegel einübte, wobei mir meine Studien unter den Komödianten gar ersprießlich zu Hülfe kamen.

Endlich war der große Tag erschienen. Gravitätisch wanderte ich, mit meiner Rolle unterm Arme nach dem Konventssaale, gravitätisch grüßte ich zu beiden Seiten rechts und links und ließ mich an meinem Sekretairtische nieder. Still und vornehm hörte ich die Vorträge der andern Deputirten an, und hielt absichtlich mit meinem eigenen zurück, bis ganz zuletzt. Denn — dacht' ich — Ende gut, alles gut, der Schluß kröne das Werk, kein andrer, nachkommender Eindruck schwäche die Kraft deiner Ciceronianischen Rede — o Pethion!

Endlich waren die andern fertig. Da schwebte ich hervor und schwang mich auf die Rednerbühne. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte im Saale, denn es war mein erster öffentlicher Vortrag, mein — wie der Engländer sich ausdrückt — Maiden Speech, und das mit vollem Rechte, da der Grundtext dazu ein Mädchen war. Ich räusperte mich, lüpfte die Halsbinde rings um mit dem Finger, wie es die damalige Sitte, breitete meine Papiere auf das Pult und las:

Hochansehnlicher, Sehr verehrungswürdiger Konvent!

Gleich wie die Eiszapfen der hölzernen, weit in die Straße reichenden Dachrinnen in Schlesien vom warmen Strahle der Sonne schmelzen, triefen und endlich den arglosen Passanten auf die Köpfe fallen; also hat auch die Sonne der Aufklärung und Vernunft die alt- und kleinstädtischen Vorurtheile des finstern, kalten Deutschlands geschmolzen. Manche die darunter weggingen, sind mit dem Tropfbade davon gekommen, manchen aber ist der schwere Klumpe auf's Kranium gestürzt, wo denn damit — wenn nicht Besserung und Abflachung der aristokratischen und bigotten Gallschen Organe des Hauptes, doch schneller und sanfter Tod bewirkt worden. Vieles, woran unsre dummen Eltern noch steif und fest geglaubt, ist uns ein Mährlein, manches, was ihnen ehrwürdig war — ein Gelächter. Denn wem ist nun noch der rechtmäßige Fürst des Landes ein unverletzlicher Repräsentant des höchsten Wesens? Wem dieses höchste Wesen nicht selber blos die Hauptperson ergötzlicher Mummereien und dramatischer Vorstellungen, in denen kein Mensch mehr etwas Wahres sucht? Wo dünkt sich nun nicht der göttliche Sauhirt des Odysseus eben so gut, ja noch vornehmer zu sein, als Odysseus selber? Wo stehen nun nicht die Fleischer und Schuster auf und werden Gesetzgeber und Rathsherrn, so gut wie Legendre und Simon in Paris? Wo hat nicht die Ehe nun vollends noch den letzten lächerlichen Anhauch eines heiligen Standes verloren, seit uns die Franken überzeugt, daß es dazu gar nicht der Religion bedürfe? Wer hält noch jetzt Widerspenstigkeit der Untergebenen und Rebellion für Sünde, seit wir wissen, daß das zu den ersten unveräußerlichen Menschenrechten, ja sogar zu den heiligsten Pflichten gehört? Wo sehnet man sich nun nicht nach der praktischen Anwendung der Gleichheits-Theorie, die mit einemmale den Lazzaronis — und das ist immer die Mehrzahl der Bevölkerung — das Eldorado müßigen Wohllebens öffnet, Brod giebt und — Circenses, nämlich selige Hetz- und Hepp-Hepp-Scenen gegen die Vornehmen und Reichen und ergötzlichen Mord und Todschlag? Und wem haben wir Deutschen diese Fortschritte in der Kultur zu danken? Wem anders als den Zeitungsschreibern, den Journalisten und unter ihnen besonders den literarischen Hökerweibern, die über die Fakta ihren pragmatischen Senf gießen, vor allem aber den patriotischen Klubs und Filial-Konventen? Wie gerne zählte ich auch unbedingt unsre verehrungswürdige Versammlung zu diesen hellstrahlenden Lichtern; aber ich kann nicht, denn lange schon hat es mir das Herz gepreßt, zu sehen und zu erfahren, daß hier Freiheit und Gleichgewicht nur in den Worten zu finden, nicht in der That. Die Bauern unsrer Dörfer sind elende Sclaven nach, wie vor, müssen zinsen, wie seit Olims Zeiten und werden in täglicher Frohne geschunden. Ja, was sag' ich, in täglicher Frohne! In mehr als täglicher! Denn die Zweihufner zu Reichenfelde haben in der Woche sieben Hofetage! Wenn man nun auch, wie billig, den Sonntag für gar nichts oder für einen Werkel- und Arbeitstag, wie die andern hält, sich also hierbei noch nicht das „mehr als täglich" rechtfertigte; so stellt sich doch solches in der Ernte dar, wo eben diese armen Zweihufner, außer den sieben Hofetage, wöchentlich noch einen sogenannten „Martertag" haben, an welchem sie von Sonnenaufgang bis Untergang auf dem Felde arbeiten müssen, wofür ihnen jedoch billige Entschädigung gereicht wird, nämlich alljährlich am heiligen Weihnachtsabende je dreien von ihnen — ein Häring! — — Ist das Aufklärung? — Ist das Achtung der Menschheit — im Menschen? Ja, haben nicht neulich zehne in's Hundeloch gemußt, weil sie sich aus dem Dominialforste Holz geholt, wo es doch die Natur keinem Baume in die Rinde gegraben, daß er nur für die Tyrannen wachse? Und hat nicht erst vorgestern der Bürger Chaumette einen Brissotiner, der vor ihm wegen Diebstahl in Inquisition gestanden, einen Schlingel genannt? Er, der überdem schon als Richter es wissen sollte, das niemand zarter behandelt werden muß, als ein Spitzbube vor Gericht, den, im geringsten an seiner Ehre zu kränken, in der Proceß-Ordnung auf's härteste verpönt ist? O diese weisen Gesetzgeber haben die Menschenrechte besser gekannt, als wir glauben, und schreiben expreß vor, daß jeder Delinquent ad Generalia auf das sorgfältigste befragt werde, ob er etwa an schlechtem und verdorbenem Magen leide, oder sonst woran laborire, welches in der Büttelei bessere Verpflegung erfordere als er draußen gehabt. Ist es darum nicht doppelt Unrecht, daß hier und gerade bei uns, die Freisinnigen, welche sich schon kühn zur Gleichheit der Güter empor geschwungen, so schlecht behandelt werden? Und hat nicht sogar der Graf Mirabeau und der Marquis de la Fayette in der Kirche, bei den dortigen dramatischen Vorstellungen und Declamations-Uebungen — einen Sperrsitz? Hat nicht letzterer neulich auch einem Bürger attaché — was die aristokratische Welt „einen Bedienten" nennt — mit eigener Hand ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil er sich in seinen Keller geschlichen und einige Fläschlein Nierensteiner zu sich genommen? — Ist das Humanität? Ist das Weltbürgersinn?

Mehr noch könnte ich rügen, ich könnte sagen, wir haben einen öffentlichen Ankläger, der weit entfernt, wie Fouquier Tainville den Stall der Nation mit blutigem Besen zu fegen und dem Meister Hämmerling in die Hände zu arbeiten, sich nur mit Alotriis befasset und des bloßen Spaßmachens verdächtig ist; aber ich will schweigen. Doch kann und darf unser ehrwürdiger Konvent und am allerwenigsten der höchst vortreffliche Bürger-Präsident, der Graf Mirabeau, nicht länger den schielenden Schein und das verbrecherische Ansehn behalten, als sei es uns mit promulgirten Grundsätzen keineswegs ein rechter Ernst, sondern unser ganzes Gebären nur ein üppiger Spaß zur Unterhaltung, oder gar noch etwas Schlimmeres — Ironie! — Ich schaudre, wenn ich nur an die Möglichkeit solches entsetzlichen Verdachtes denke. Ich erblicke die Geister unsrer erhabnen Vorbilder, die längst in das Land ewiger Freiheit, entweder auf dem gewöhnlichen Wege alles Fleisches gegangen, oder dahin durch Meister Samson expedirt worden, wie sie racheschnaubend auf uns herabschauen. Ich sehe, wie der Pariser Mirabeau sich im Grabe wälzt und Chaumette, Robespierre, Fouquier Tainville, Carrier, Anacharsis, Danton, Couthon und St. Just sich an den blutigen Hals greifen und mit geballten Fäusten drohen. Ich sehe mich selber — nämlich den wirklichen Pethion, von dem kein Mensch recht weiß, wo er geblieben, aus einem Graben auftauchend, in welchem er erstickt, Zeter schreien über die schändliche Travestie. Ich seh das schlechte Beispiel, das wir geben, wie eine Harpie über uns schweben und die dumme Welt gerade zu dem Gegentheile von dem verlocken, was unsre Worte verkünden. Ich

höre, wie sie über Deutschland krächzt: Glaubet ihnen nicht! Ihre Redner des Menschengeschlechts, ihre Thomas Payne, ihre Barrere, ihre Barnave, ihre Condorcet sind nichts als elende Pickelhäringe! So wie ihre Mutter-Loge, der Konvent in Paris, längst Todes verblichen, und ihr Konvent nur noch als die Haare und Nägel zu betrachten, die dem Leichnam im Grabe fortwachsen; so ist auch ihr Patriotismus nur schnödes Haar und Horn, ohne eignes Leben, Freiheit und Gleichheit ein Hirngespinnst. Nur der Aristokratismus, nur Bigotterie, Aberglaube und Tyrannei, Adelstolz und der Geldsack ist etwas Wirkliches! Darum zurück in die alte Nacht des Feudalismus, in die Mönchskutte, in's Hundeloch der Gewalt!

Schweigt, ihr grinsenden Larven, ihr drohenden Spukgestalten! Euer Spott, euer Hohn soll uns nicht treffen. Es wird etwas geschehen, was Euch, ja die ganze Welt überzeugen muß, daß wir der Freiheit würdige Söhne sind, daß wir unsre Worte mit Thaten besiegeln, also hier eigentlich der Konvent erst recht anfängt, wie das Röhrwasser, wenn er dort aufgehört. Ein erhabenes Gemüth wird sich selber zum Opfer bringen, wie Curtius seinen Mitbürgern. Er wird sich über das Gewöhnliche hinweg schwingen, in einen sauern Apfel beißen, ein Individuum des verhaßten Adels zu sich hinauf in die reine Sphäre des allein achtbaren Bürgerstandes erheben und damit zu erkennen geben, daß auch ein rechtschaffener Adlicher ein Mensch sei, den man keinesweges gänzlich verabscheuen dürfe. Und der höchst ruhmvolle Konvent wird Beifall rufen, obschon er leider meist aus Grafen, Baronen und Edelleuten besteht, die jedoch gerade dadurch ihren Freiheitssinn glänzend beurkunden und zeigen werden, wie würdig sie des Namens „Bürger" sind.

Ich sehe Euer Erstaunen — Hochverehrte! und Eure Mienen fragen: Wer ist das erhabene Gemüth, wer ist Curtius, der dieses Opfer bringt und in den sauren Apfel beißt? O, Ihr Trefflichen! Er steht vor Euch. Ich bin es, ich, ich selber!

Darum frohnet in Gottes Namen, Ihr Bauern, schindet Euch im Martertage, Ihr Zweihufner, nach wie vor, bis an der Welt Ende! Schimpfe — würdiger Chaumette! — fürder, soviel du willst, oder soviel du nur Strafe zu zahlen Lust hast! Brummt im Loche — ihr Holzdiebe! das alles kann nun unserem Ruhme nicht mehr schaden, die Reinheit unsrer Gesinnungen nicht mehr verdächtigen, denn in dem Beispiele, welches gegeben werden soll, wird unsern bittersten Feinden der Glaube in die Hände kommen, das wir es ehrlich und redlich gemeint und am Tage, an welchem Hymen das Opfer bekränzt, würdig und gerecht der Hymnus ertönen:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

Triumphirend stieg ich von der Rednerbühne herab. Ich hatte mich zuletzt in der Steigerung der Stimme und Aktion selber übertroffen, und sah, wie von starren Staunen ergriffen, kein Mitglied der Versammlung eines Wortes mächtig war, die Sitzung ein Ende hatte und die Deputirten aus dem Saale flohen als jage sie eine spukhafte Erscheinung.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, mit denen ich wieder meine stille Stube betrat. Cicero und Burke waren gegen mich nur miserable Stümper und gern hätte ich laut vor Freude über den Schloßhof geschrieen in meiner unendlichen Wonne und Seligkeit. Aber ich bezwang den rasenden Sturm, bis ich im Zimmer war. Da konnt' ich mich nicht länger halten, ich drückte mit Freudenthränen die mir dahin gefolgten zwei Windhunde an mein jubelndes Herz und tanzte mit ihnen herum im brausenden Hymnus:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

wobei denn die enfans de la patrie mit entsetzlichem Geheule akkompagnirten.

Zur Abendtafel ging ich mit Fleiß nicht und ließ mich krank melden, denn es bedünkte mir nicht schicklich, um gewissermaßen die Huldigungen und Gratulationen, mit denen man mich, wie ich glaubte, überschütten mußte, selbst zu holen und mit dem Klingelbeutel einzukassiren. Auch mußte ich mich zu dem wichtigen Werke, welches ich diesen Abend noch vorhatte, sammeln, und gehörig durch sorgfältige Toilette vorbereiten, doch gelang es mir noch vorher, dem lustig schäkernden Nantchen die Worte zuzuflüstern:

Im Sternenschein heut bist du mein,
Da steig ich zu dir in den Himmel hinein.

Ich Esel! — ich hätt' es können bleiben lassen, dann wäre vieles anders gekommen. Aber so ist der Mensch. Mäßigung im Unglück ist schwer, doch Mäßigung und Vorsicht im Glücke noch tausendmal schwerer, und man hat Beispiele, daß starke Seelen, die eine Zentnerlast von Leiden nicht zu Boden drücken konnte, einem Sonnenstiche des Glückes erlagen.

Bald stand ich nun stattlich geputzt vor dem Spiegel, im neuen seegrünen Frack mit Rosa-Futter beflastert mit blanken stählernen Tellerknöpfen, an beiden Seiden des, wie ein beschneieter Alpengletscher, eingepuderten Hauptes, Locken, wie Pistolenläufe, duftend wie eine Zibethkatze vom reichlichst über meine ganze Oberfläche gesprengten Eau de milles fleurs. Ich war unbeschreiblich liebenswürdig und zitterte vor schmachtender Erwartung des ersehnten Augenblickes, wo alles im Schlosse still war und schlief, und Venus mir freundlich zum kühnen Kiltgange funkelte.

Der Augenblick verzögerte sich diesmal ungewöhnlich, da sämmtliche Konventsglieder gerade heut besondere Lust zu haben schienen, länger als sonst sich den Nektar des Grafen Mirabeau schmecken zu lassen. Es schlug zehn, es schlug elf, ach! noch immer tosete vom andern Flügel des Schlosses herüber schallendes Gelächter der fröhlichen, zechenden Gäste, die wahrscheinlich dabei auch meiner liebreichst gedachten. Mein Herz klopfte, wie ein Kupferhammer, und ich verwünschte das heillose Bacchanal, das mir gerade heut so wenig gelegen kam.

Endlich ward es stiller, endlich war das Leben im Gesellschaftssaale erstorben, endlich herrschte rund um nur die schweigende Nacht, und nur die Nachtigall wachte noch in den blühenden Linden des Parks mit süßer Liebesklage und die zirpenden Heimchen. Endlich sah ich am Scheine des Lichtes, der aus Nantchens Schlafkabinette an den dichtbelaubten Akazien draußen vorüberschwebte, daß sie nun da sei. Endlich hörte ich, wie sie die Fenster öffnete. Endlich war der selige Augenblick erschienen und gerade als der Nachtwächter unten im Schloßhofe den Abruf der zwölften Stunde mit seinem „Lobet Gott, den Bürger" beschloß, schlich ich zitternd, bangend und verlangend in den Garten, schrotete still und heimlich die Baumleiter herbei, legte sie an die Spalier-Aprikosen der Mauer unter Nantchens Fenster und ermuthigte mich zu dem großen Werke durch den leisen Stoßseufzer: fils du saint Louis, monte au ciel!

Wunderbarlich dadurch gestärkt trat ich nun auf die erste Stufe der Leiter, dann auf die zweite, dann immer höher und höher, bis ich merkte, daß mit noch einer Stufe mein glückliches Angesicht der Angebeteten in's Zimmer schauen werde. Lange hielt ich, wie im Vorgefühle einer großen Kalamität, den schon gehobenen Fuß zurück. Endlich mußte es sein, endlich that ich den verhängnißvollen Schritt, endlich schauete ich in meinen Himmel mit dem gepuderten Haupte, aber endlich wär ich auch beinah vor Schreck herabgestürzt auf die prosaische Erde. Denn in meinem Himmel war der Teufel — der Graf Mirabeau, in vollem Anzuge, wie er im Konvente gewesen, der, so wie ich das Haupt zum Fenster hineinstrecke, mir gelassen zuruft: Bürger! Sie sind ein Narr!

O Gott! warum rührte mich nicht auf der Stelle der Schlag? Wie kam es, daß ich die Kraft behielt, sacht und schweigend, wie ein Krebs, wieder zurück zu kriechen, von wannen ich gekommen? Aber wie ich nun wieder auf meinem Zimmer war, da tobte ich in rasendem Grimme, ungewiß in brausendem Sturme der Seele, wer mich betrogen, ob Heva, die Schlange, ob der Graf, ob ich mich selber.

Am folgenden Morgen ward es mir klar, denn da gab mir der Graf kurz und gut ohne weiteres den Laufpaß. Da erfuhr ich seine Intension mit dem Cousinchen, erfuhr, wie sie mich zum Besten gehabt, wie er mir auf die Sprünge gekommen, die tolle Konventsrede ihm vollends die Augen geöffnet, Cousinchen ihm meine ihr zugeflüsterte Kiltgangsvorhersagung brühwarm referirt und er ihr versprochen, sie schützend mich abzulauern.

So ist denn alles ein Narrenspiel! — rief ich wüthend und hieb mit dem Ziegenhainer in die Schlehdornsträuche an der Straße, auf der ich nun wieder dahin wanderte in die weite Welt, daß die Zweige flogen. So bin ich denn richtig wieder unter Komödianten gewesen, die mich in meiner alten Qualität gebrauchet — als Hanswurst? — O Tausendsapperment! Wie glücklich hätte ich sein können, als reiner Schreiber, ohne weiteren verfänglichen Zusatz, wenn man mir nicht die Schellenkappe angehangen und mich zu schnödem Spott und Irrsal verlockt hätte. Und wohin nun mit den elenden zwanzig Gulden, dem Residuo des kärglichen Lohnes von fünf schmachvollen Jahren? Immer tiefer hinein geht es in's Leben, immer dunkler und trüber wird der Horizont der Zukunft! O grausames, bittres Schicksal! Ich habe keine Eltern, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Freund, keine Geliebte! Wohin ich auch den irren Fuß setze, ich finde keine Heimath!

Fassen Sie Muth, lieber Herr! — tröstete ein sanftes Stimmlein hinter mir, wo schon lange meine Exklamationen

bemerkt worden — oft kommt die Hülf' aus Winkeln her, wo man es nicht vermuthet!

Erschrocken blickte ich mich um nach der milden Trösterin. Du warst es — Maria!

Noch stehst du vor mir, wie damals vor fünf und zwanzig Jahren, in deinem reinlichen blaugeblumten, weißen Kattunkleidchen, das Bündel mit Wäsche unterm Arm, ein schlankes, blondes, blühendes Mägdlein von siebenzehn Frühlingen! — Wie ist doch die Zeit vergangen! — Da waren wir beide noch jung und gedachten nicht, daß wir endlich, nachdem ich hierhin gegangen und du dorthin gehen müssen, auf wunderlichen Wegen des Lebens und Schicksals, uns hier wieder finden sollten zu ewiger süßer Vereinigung — im Spittel.

Verdenkt es mir nicht — freundliche Leser! — daß ich hier die Feder niederlege und mich ein wenig ausweine in der stillen einsamen Nacht, bei der bittersüßen Rückerinnerung. Wie glücklich hätte ich damals sein können mit nur einem kleinen Klümplein Goldes, so groß etwa, wie meine Schlafmütze, oder als festsitzender Firstern im Kopistenhimmel! Das holde Wesen an meiner Seite würde mir ihn zum Paradiese gemacht haben. Wie glücklich, ohne den Querstrich, den uns, als ich schon im Vorhimmel an Mariens Hand war, der allgemeinste Störenfried menschlicher Hoffnungen, herbeigerufen von schwarzer Bosheit, zog! — Nun: es sollte nicht sein!

Sie ist von Nantchens Geschlecht und Farbe — dacht' ich, als der erste freudige Lichtstrahl dieses Findens in meiner Brust vorüber gezuckt und mir die Nacht meines Schmerzens, meiner erlittenen Täuschung, meines Zweifelns an Lieb' und Freundschaft nur noch fühlbarer gemacht. — Fliehe diese Sirenen, sie ziehen in den Abgrund! Und dennoch konnt' ich es nicht lassen, zu ihr hinüber, auf die andre Seite des Weges, wo sie leicht neben mir dahin schwebte, erst verstohlen, dann immer freier, endlich mit herzlichem Wohlwollen über ihre Theilnahme an meinem ihr ganz unbekannten Leide, und mit Selbstvorwürfen über meine stumme, störrige Grobheit, die ihr nicht einmal ein freundliches Wort erwiedert, zu blikken. Wie sollte ich nun das wieder gut machen? — Daß sie auch nicht auf Rosen durch's Leben wandle, das sagte mir der Kontrast ihrer feinen Gestalt, mit der armen Bürde, welche sie trug, und Mitleid mit der, die selber vielleicht der Hülfe bedürftig, mir Mitleid bezeiget, erfüllte mein Herz. Ihr Bündel — fing ich furchtsam an — liebes Mamsellchen — denn das Bürgerthum hatte ich an der Grenze der Hohenburgschen Herrschaft von meinen Füßen geschüttelt — scheint Ihnen beschwerlich zu werden in der drückenden Sonnenhitze? Wollen Sie mir's wohl erlauben, zu tragen? Ich vergaß in dem Augenblicke, daß mir selber ein, wenn auch ziemlich schlappes Ränzel über den Schultern hing, was sie auch als Grund ihrer Weigerung gab, die mich aber nur um so beharrlicher machte, ihr auf diese Weise meine schnell wachsende Neigung zu erkennen zu geben. Kurz, ich ließ nicht nach, bis ich die süße, die leichte Last auf den Ziegenhainer gegabelt über der Achsel in traulicher Nähe mit meiner eignen fahrenden Habe dahin tragen durfte. Die nähere Bekanntschaft und wechselseitige Mittheilung war dadurch bestens eingeleitet und ich erfuhr nun, daß sie eine elternlose Waise von guter Herkunft sei, der auch noch die letzte Stütze, eine weitläufige Verwandte, bei welcher sie bis jetzt gelebt, gestorben, weshalb sie denn nach der Residenz pilgere, um dort bei dem Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz — einem noch weitläuftigeren Verwandten und sechzigjährigen Hagestolze, einem eigensinnigen Geizhalse, der sie längst schon in seinen Dienst verlanget, Zuflucht, die eben nicht glänzend erschien, zu suchen. Auch ich hoffte von dieser Residenz, die weit, weit von der Residenz meiner Geburt entfernt war, mein Glück, und so wanderten wir denn traulich zusammen, wobei mir gleich der Gedanke durch den Kopf fuhr, ich könne wohl gar eben auch bei dem Krünitz Dienste erhalten. Abschreckend freitlich kam mir der Vogel nach der Beschreibung Mariens vor, die ihn übrigens auch nur vom Hörensagen kannte; doch schon die Aussicht, mit Marien unter einem Dache zu leben, versüßte mir das Bittere, das ein solcher Dienst ohnstreitig haben mußte, immer mehr und mehr, je länger ich mit dem holden Mägdlein zusammen war, der ich denn auch meinen Wunsch und meine eigene Lebens- und Leidensgeschichte, jedoch beides mit großer Vorsicht und letzteres mit poetischer Freiheit, das heißt mit Hinweglassung und Vertuschung der parties honteuses, mittheilte und mich innig freuete, daß die sanft erröthende Gefährtin nicht erst viel gegen das gemeinschaftliche Dach protestirte.

So kamen wir in der prächtigen Stadt an, nachdem Marie mir freundlich versprochen, das Terrain für mich bei dem alten Vetter zu rekognosciren, auch davon mir in meiner Herberge Kunde zukommen zu lassen, so bald als möglich.

Ich wartete zwei, drei Tage. Umsonst! Keine Nachricht kam! Ich strich wie ein verliebter Pflastertreter an dem alten Hause des Oberhofgerichts-Prokurators vorüber, spähete nach allen Fenstern. Vergeblich! Die Thüre blieb verschlossen und Niemand ließ sich an den verhangenen Fenstern blicken.

Fünf Tage vergingen so in ängstlichem Harren, Hoffen und Zweifeln. Schon war ich entschlossen, am Morgen darauf, mich bei dem Krünitz selber zu introducciren, da er bei näherer Erkundigung mir wenigstens als ein überall in großem Ansehen stehender Mann geschildert wurde, als Marie am Abende zuvor, an der Thüre des Gasthofes, wohin sie mich herunter rufen lassen, mir fast athemlos sagte: das sei der erste freie Augenblick, den sie sich zum Ausgehen ablauern können, da der Vetter sie wie eine Gefangene eingesperrt hatte. Glücklicher hätte sich's aber nicht treffen können, denn der vorige Privatschreiber des Herrn Vetters sei versorgt worden und letzterer brauche einen neuen, weshalb ich mich nur kecklich morgen früh um zehn Uhr melden solle.

An ein weiteres Fragen nach der Gelegenheit des Hauses und des Herrn und was ich etwa zu beobachten, war gar nicht zu denken, da der Leichtfuß scheu und furchtsam entflohen war, ehe ich nur vom Sehen und Hören zum Reden hätte kommen können.

Und wiederum prangte ich am Morgen drauf in dem stattlichen seegrünen Frack, der mir noch vor Kurzem eben so wenig zu besonderem Ruhm verholfen, als der vermaledeiete Plüschfleck des Präsidenten. Und wiederum klopfte mein Herz in banger Erwartung und sehnendem Verlangen nach der Assekuranz vor dem Verhungern und — dem gemeinschaftlichen Dache.

Wirst du mich auch jetzt wieder betrügen, tückisches Schicksal? — fragte ich und ordnete die Locken, ließ aber weißlich das Eau de milles fleurs zurück, sintemalen es hier nicht principaliter einer Geliebten, sondern einem alten verstockten Juristen galt, dem solcher Duft nur Hasenfußwitterung sein mußte und begab mich mit sonderbarem Tremuliren und ahnungsvollem Schauder nach dem ominösen, stillen Zwinger, in welchem eine alte Magd mich empfing und hinaufwies in die Schreibstube des Herrn.

Da stand nun dieser Herr vor mir, ein kleines, altes, verhuzeltes Männlein, mit ungepuderter, struppiger Aktel. Er hatte einen Schlafrock an, dessen Farbe die Zeit zu einem gänzlich unklaren Begriffe verwandelt, der in tausend Fetzen und Löchern schon mehrere Jahre sich seinem endlichen Berufe — dem Lumpenkasten eines Habersammlers — entzogen haben mußte. Beschäftiget, kleine Stücklein Bindfaden sorgfältig an einander zu knüpfen, würdigte mich der Prokurator kaum eines Blickes, sondern fragte nur mürrisch: was man wolle.

Ja! — dacht' ich — das ist das Bild des filzigsten Geizes, und bedauerte im Herzen die arme Maria und zitterte, ungewiß, ob es nicht besser sei, draußen zu verhungern, als in diesem Kerker, meinen Wunsch in kurzen wenig devoten, fast gleichgültigen Worten heraus. Und nun erst nahm mich der Alte näher auf's Korn, steckte die Brille vor und betrachtete mich lange schweigend von oben bis unten. Hm, hm — sagte er endlich — man ist von Gott mit gesunden, fast möchte ich sagen wohl proportionirten Gliedmaßen begabt, scheint auch bereits die Kinderschuhe abgelaufen zu haben, item die Hörnlein, welches gar wünschenswerth und ersprießlich bei einem Privatschreiber und Famulo. — Nun wir wollen sehen! Man setze sich hierher an den Tisch und elaborire sein Curriculum vitae, das aber nur eine Quartseite füllen darf und rechne mir dieses Exempel. Zu diesem gebe ich eine Stunde Zeit, was davon die Arbeit übrig lässet, während welcher ich mich in meine Bibliothek begebe, das verwende man zum beliebigen Genusse des Frühstückes. Maria! — rief er hinaus — bringe dem Subjecte hier einen Teller mit Wurst und Butterbrod, zwei kleine Schnittlein von jeden, aber eine Flasche Würzburger. Und damit ließ er mich allein, allein mit meinen sonderbaren Gedanken, mit dem aufgegebenen Penso und meiner freundlichen Marie, die nun das kleine Tischchen deckte und das Befohlene auftrug.

Marie! — rief ich ihr entgegen — wohin sind wir gekommen! Marie! holder, freundlicher Engel des Lebens in dieser finstern Aktengruft, einen einzigen, allereinzigen Kuß zur Stärkung dem zagenden Subjekte! Aber stumm, mit dem Finger auf dem Mund zeigend, entwand sie sich mir, doch tröstend durchzuckte mich ihr leiser, kaum merklicher Händedruck und muthig schritt ich zur Arbeit, die in weniger als einer halben Stunde vollendet war, der Lebenslauf — versteht sich, wieder mit poetischer Freiheit — kurz und bündig und in Zügen und Buchstaben, wie gestochen.

Nun machte ich mich über das Frühstück.

Wunderbar! — dacht' ich — dieser Geizhals läßt dir zu essen und zu trinken vorsetzen, zwar nur zwei kleine Schnittlein Wurst und Brod, doch eine Flasche guten Wein! — Was bedeutet das? — Ich verlor mich in fruchtlosem Sinnen und Grübeln und verzehrte dabei das Eßbare, trank aber

nur ein einziges Glas Wein, um bei dem nun noch zu erwartenden mündlichen Examine rigoroso meine ganze ruhige Besinnung zu behalten.

Die Stunde war vergangen, der Alte wieder in der Schreibstube und laß meine ihm überreichten Aufsätze mit lakonischem hm, hm, ging dann an mein Speisetischchen, hob die Bouteille in die Höhe und sah durch's Fensterlicht nach dem Weine.

Man hat nur wenig von der Gottesgabe zu sich genommen — brach er endlich das Stillschweigen — ist man kein Liebhaber vom Wein, oder mundet die Sorte nicht?

Keins von beiden, Herr Oberhofgerichts-Prokurator! — antwortete ich — der Wein ist sehr gut, ich trinke auch gerne welchen, wenn ich ihn habe, doch immer nur wenig, da viel, wie ich merke, mir nicht zusagt.

So! so! — erwiederte der Prokurator — nun das ist recht gut. Die gefertigten Specimina sind nicht übel und so man in andern Dingen gleiche Applikation bezeigte, könnte das Anstellungsgesuch wohl in nähere Erwägung gezogen werden. Ist man denn auch geübt, fremde Handschriften nachzumachen, Dokumente zu radiren und auf schickliche Weise den Inhalt zu ändern, item Briefe unmerklich zu öffnen und Abdrücke von Siegeln zu fertigen?

Das habe ich noch nicht versucht, Herr Oberhofgerichts-Prokurator — rief ich und fühlte mein Gesicht von brennendem Unwillen überflogen.

Nicht? — dehnte der Alte — Ei, da ist man noch sehr unerfahren. Indeß, was man nicht weiß, kann man lernen, wenn man Gelegenheit hat — guten Willen.

Freundlicher wurde sein Auge und mit einer gewissen Art von Vertraulichkeit zog er mich näher an den Aktentisch und langte eine voluminöse Urkunde mit vielen Siegeln hervor. Man sehe! — flüsterte er leiser, indem er scheu um sich blickte, als fürchte er, belauscht zu werden. — Dieses hier ist das Testament des Grafen Hellborn. Mein Klient wünscht, den eingesetzten Erben daraus verdrängt zu wissen, dagegen sich an dessen Stelle. Es kommt dabei nur auf geschickte Ausmerzung dieser acht Worte hier an, so wie, daß dafür die andern Worte, wie ich solche hier aufsetze — er schrieb sie auf einen Papierschnitz — eingerückt werden. Man hat Aehnlichkeit mit der Handschrift, darum versuche man es, das Desideratum auf kluge Weise zu beheben, da ich selber solches nicht zu bewirken vermag.

Nimmermehr! Herr Oberhofgerichts-Prokurator — fiel ich ihm erbittert in die Rede — nimmermehr werde ich solchen Schelmenstreich vollbringen!

Ei, ei — lächelte der Alte — wer wird denn gleich in dermaßen anzügliche Redensarten ausbrechen, die fast lauten wie grobe Injurien? — Was ist ein Schelmenstreich? Antwort: ein schadhafter Betrug. Dieser ist hier nicht in Casu, denn der eingesetzte Erbe ist ein liederlicher Taugenichts, der das bedeutende Vermögen in Kurzem verprassen, mein Klient hingegen ein Mann, der es zu Rathe halten, ja wohl gar davon viel Gutes thun würde den Armen, Wittwen, Waisen, Kirchen und Schulen, weshalb denn auch sothane Raisur keineswegs ein schadhafter Betrug, sondern ein Gott wohlgefälliges Werk — —

Und immer und ewig — unterbrach ich ihn — ein Spitzbubenstreich bliebe, da das Geschriebene des Schreibenden unverletzliches Eigenthum ist, woran verfälschend Hand zu legen Niemanden ein Recht oder die Befugniß zustehet, eigenthümlich abzuändern, am wenigsten bei Testamenten oder Kontrakten, also hier, wie ich schon gesagt, eine Schlechtheit, mit der ich nochmals mich zu verschonen bitte.

Ei? — — wirklich? — grinselte der Krünitz — Nun da könnte freilich aus der Anstellung in meinem Dienste nichts werden, sintemal an klügeren und fügsamern Subjecten dermalen, Gott sei Dank, kein Mangel. Hätte man sich aber vernünftig finden lassen; so wäre nicht nur die Sache gemacht, sondern auch noch obenein ein halbes Dutzend angenehmer Goldfüchslein zum Auf- und Angelde zu gewinnen. Man überlege daher den Casum näher im stillen, einsamen und reiflichen Nachdenken, während ich einstweilen einen Abtritt nehme und entschließe sich zu der verlangten Emendation, oder packe sich von dannen relusis impensis, das heißt, nach vorhergegangener Bezahlung des genossenen Frühstücks.

Nein — rief ich ihm nach — ergrauter Böswicht! hier bedarf es keiner weitern Ueberlegung. Zehnmal lieber will ich wieder als armer, ehrlicher Hanswurst auf den Brettern stehen und Spaß machen, um ein Gericht Essen, als in deiner Goldfabrik arbeiten! Du und ich, wir passen nicht, denn bin ich auch kein Tugendspiegel und wenig mehr als ein Vagabunde und habe geheult in thörichtem Unverstande mit dem Wölfen der Freiheit und Gleichheit im Konvente; doch befleckt Betrug und Verbrechen nicht meine Seele.

Fest stand daher mein Vorsatz, dem Prokurator kurz und gut den Handel aufzusagen und den Staub auch dieses verruchten Advokaten-Sodoms von meinen Füßen zu schütteln. Nur das ich Marien in dieser moralischen Mördergrube, in diesem elenden Kerker zurücklassen solle, das schlug mich nieder und ich wußte dagegen nicht Rath, nicht Hülfe, da ich selber nun hülflos war. O, wie sehnte ich mich, ihr nur noch ein einziges trauriges Lebewohl sagen zu dürfen. Wie schauete ich mit nassem Blicke nach der Thüre, daß sie sich öffne und mir die Geliebte zum Scheidekusse des Abschiedes hereinführe! — Die Thür öffnete sich, aber nicht die Geliebte, nur der verhaßte Seelenverkäufer trat herein.

Nun, wie ist's — fragte er — hat man sich des Besseren besonnen und sich entschlossen zu dem, was frommet und nützt?

Ja — antwortete ich kurz und verächtlich und nahm meinen Hut — ich habe mich entschlossen. Ich mag Ihren Dienst nicht mit Schlechtem erkaufen, wünsche aber dabei, daß Ihr erhabener Schutzpatron Sie zum Segen der Welt hole, so bald als möglich.

Mit diesen Worten wollte ich schnell zur Thür hinaus, doch der Alte erwischte mich mit kräftiger Faust und zog mich zurück, mit den Worten: Gemach, gemach! Ihr romanhafter Brausewind! Damit kommt man nimmer durch die Welt!

Mags — erwiderte ich — und strebte mich dem unheimlichen Zwange zu entreißen, doch er drückte mich nieder auf das lederne Sopha und stand mit übereinander geschlagenen Armen, mich lange schweigend betrachtend, vor mir. Seine Augen glänzten. Mir ward wunderbar zu Muthe, ja ich hätte nun nicht von der Stelle gekonnt, wenn ich auch gewollt, so fest fühlte ich mich durch einen unwiderstehlichen Zauber gebannt.

Da brach er endlich das drückende Schweigen und sagte langsam: Und das ist Euer Ernst? das ist Euer wirklicher Ernst, Jeremias Kätzlein? Nun! Ich mag Euch nicht zwingen zu dem, was Euch nicht munden will, dennoch sollt Ihr mein Schreiber sein, auch ohne das! Das alberne Mägdlein hat wahrhaftig Recht! Darum sollt Ihr bei mir bleiben, und fortan: Jeremias heißen und „Ihr"! Merkt es wohl, das „Ihr" ist bei mir ein Ehrenname. Nehmt Euch in Acht vor dem „Sie" und Gott helfe Euch zu dem „Du!" Vor der Hand wird zwar von baarem Lohne nicht die Rede sein, bis ich weiß, wozu Ihr zu gebrauchen, aber was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, das soll Euch werden. Wollt ihr nun unter diesen Bedingungen mein redlicher und ehrlicher Schreiber und Famulus sein?

Ich will! — platzte ich unwillkürlich heraus, denn ich fühlte mich mit einemmale unaussprechlich wohl, ja, die ganze Sache verändert, ich wußte nicht warum.

Nun gut — endete der Alte — so gehet und beziehet Euer Quartier im Dachstüblein und kommt hernach flugs herunter in's Partheienzimmer — zu Vereidigung. Marie! — rief er hinaus — der Jeremias hat sein Examen bestanden, du magst ihn installiren in die Schreiberstube.

Gott! wie war mir, als nun draußen die holde Führerin mich erwartete mit freudefunkelndem Blick und ich mit ihr die Treppen glücklicher und vorwurfsfreier hinaufstieg, als auf die verwünschte Leiter im Garten des Grafen Mirabeau. Wie ward mir, als wir nun droben waren in der abgeschiedenen Einsamkeit und nun Marie meinen innigen ersten Kuß der Liebe — aber auch nur den einen — erröthend duldete und mir kurz sagte: sie habe freilich gleich am ersten Abende schon dem Vetter von mir erzählt, von einer Vakanz und von meinem Wunsche, wozu indeß Anfangs der Vetter keine Ohren gehabt, den folgenden Tag aber die Sache wiederholt und nicht locker gelassen, bis endlich am fünften der Vetter sie bedeutsam angeschauet, das Haupt geschüttelt und nach einigen bedenklichen hm, hm, ihr geheißen, den Patron kommen zu lassen, daß er ihm auf den Zahn fühle, wobei er ihr jedoch auf's Strengste verboten, weder jetzt noch künftig ihm irgend etwas, den Charakter des Alten betreffend, mitzutheilen, welches sie denn auch dermalen und fürder treulich zu halten gesonnen. Besonders strenge sei irgend ein näherer freundlicher Umgang zwischen ihr und mir verpönt und augenblicklicher Laufpaß darauf gesetzt, wornach ich mich also zu richten.

Hat nichts zu sagen! — erwiderte ich lachend — Die Augen des Vetters werden keine Argusaugen, sein Hungerdienst hier auch nur ein Intermistikum sein, wo ich stillheimlich, wenn ich nur erst eingewurzelt bin, uns Beiden die bessere Stätte zu bereiten gedenke. Und so ging ich denn heiter und leichten Muthes, obschon noch nicht im Klaren darüber, was ich aus dem Alten machen solle, wieder herunter und ward in's Partheienzimmer gelassen, wo der Oberhofgerichts-Prokurator meiner bereits wartete in stattlicher schwarzer Amtstracht; den kleinen silbernen Degen an der Seite, die Hände weit bedeckt von den feinen Spitzenmanschetten und auf dem Haupte die schneeweiße Perrücke. Auf dem großen,

grün überzogenen Tische stand unter und zwischen den Gesetzbüchern ein silbernes Kruzifix.

Ich gestehe, mir wurde bei dem feierlichen Anblicke dieser Stube, wie des ernsten Mannes, der nun ein ganz andres Ansehn hatte, als vorher im zerissenen Schlafrocke, um den auch hier ein besondrer Nimbus der Ehrwürdigkeit zu schweben schien, ganz kalt, wie einem, der beim Baden nach und nach in frisches Wasser taucht. Es versetzte mir den Athem und niemals gewiß ist ein Diensteid andächtiger abgeleistet worden, als der, den ich nun schwor.

Nun — sprach der Oberhofgerichts-Prokurator, als es zu Ende war — daß Ihr auch diesen Eid jederzeit gewissenhaft halten und solchen niemals verletzen werdet, weder aus Menschenfurcht, noch Haß und Neid, oder um Geschenk und Gabe willen, oder aus irgend einer andern unerlaubten Absicht, das trau ich — mein Jeremias Dir — wollt' ich sagen Euch zu und Ihr werdet mir darauf die Hand geben. Ich gab sie ihm und spürte, wie seine eigne bei dem leisen Drucke zitterte und sah, wie seine Augen ein feuchter Schleier überzog und es war mir, als stehe mein Vater vor mir und meine Augen fülleten sich mit Thränen.

Bald wurde ich nun in den Pflug der Arbeit gespannt. Wahrlich dieß Joch war nicht sanft, meine Last nicht leicht. Von Tagesanbruch bis in die Nacht mußte ich eseln im Abschreiben oder Protokolliren. Nur den filzigen Geiz, dessen Sitz ich hier, beim ersten Anblick erwartet, fand ich nicht, vielmehr reichliche, wenn auch frugale Kost, in allen Arbeiten meines Prinzipals aber den durchaus geraden, unbestechlichen, dabei sehr erfahrnen Geschäftsmann, so, daß mir nun der erste Auftritt mit ihm als das, was er wirklich war, erschien — als Prüfung meiner eigenen Rechtlichkeit und Mäßigkeit, noch mehr, als meiner Kenntnisse. Auch sah ich manchen Nothleidenden, der in sein stilles Gemach bange ja zitternd ging, mit Thränen herauskommen; aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

Und dieser Wohlthätige — fragte ich einst ganz laut vor mich hin — umhüllet sich geflissentlich mit dem Scheine des Gegentheils? — Wozu das? Warum kleidet er sich in den abschreckenden Cynismus und sammelt emsig Bindfadenreste, Couvertssiegel, Papierschnitzel, Stecknadeln?

Warum? — antwortete der Alte hinter mir, der mich belauscht hatte — Warum? Könnte ich geben, wenn ich nicht sammelte und sparte? Und muß ich nicht rauh und widerwärtig erscheinen von Außen, auf daß nur die, die den Glauben haben an Menschengefühl und an mich, zu meinem Innern gelangen und ich nicht geschunden werde von Krethi und Plethi und ganz und gar ausgezogen zur Ungebühr?

Daß ich's kurz mache. Mein Leben in diesem Hause war sechs Jahr lang ein Leben voll Arbeit, aber auch ein Leben der Zufriedenheit, der Wonne im Bewußtsein meiner erfüllten Pflichten, der immer wachsenden Zuneigung meines Prinzipals, der stillen, heimlichen Liebe meiner Marie, welche letztere der Alte bald genug merkte, doch — mir unerklärbar — zu ignoriren schien. Nur eins gefiel mir nicht. Noch immer nämlich bekam ich keinen Gehalt, noch immer hatte ich keine Aussicht zu einem festen Posten und war — nah an Vierzig. Dies, und daß der Prinzipal meinen diesfälligen Anspielungen stets geflissentlich auswich, nur dies machte mich manchmal höchst niedergeschlagen und traurig und eben so meine Maria.

Endlich, an des Alten siebenzigsten Geburtstage, sollte sich alles Räthselhafte lösen.

Ein Verwandter des Prokurators, Assessor eines Provinzial-Kollegii, ein langer, kalter, spähender Laban, den der milde Vetter studiren lassen, zur Versorgung gebracht und erhalten bis jetzt, besuchte uns, um den Geburtstag des Wohlthäters mit zu feiern. O, wäre er geblieben, wo der Pfeffer wächst! Er war die Schlange, die zwei schuldlose Menschen aus dem Paradiese trieb.

Daß ihm das innige Verhältniß, in welchem ich mit Marien zu dem Alten stand, ich und sie und das uns bezeigte Wohlwollen ein Dorn im Auge, das gab schon sein lauschendes Schleichen, so wie mancher heimliche Judasblick zu erkennen, wenn auch seine Zunge nur glatte, liebliche Worte lispelte. Doch das irrt mich nicht. Denn was kann er dir schaden — dacht ich — bald zieht er ja wieder fort, von wannen er kommen.

Da erschien der Tag der Feier, an welchem der Assessor mit pathetischer Rede dem würdigen Greise ein Band, bedruckt mit schwülstigen Versen überreichte, ich selber ihm nichts darbringen konnte, als den ungeschminkten herzlichsten Ausdruck meiner innigsten Empfindung, Marie aber ein, von ihr mühsam bei Nacht gestricktes Schlafjäckchen, mit milden Thränen der Liebe und dem Wunsche, daß er recht sanft darinnen schlafen möge auf Erden.

Das werde ich! — meine liebe Tochter — antwortete der Alte gerührt — und du magst mir es auch anziehen, zum letzten sanftesten Schlafe in der Erde.

Der noch recht fern sein möge! — flötete der Assessor mit einem giftigen Seitenblicke auf die Geberin.

Wie Gott will! — schloß der Greis, der von einer sonderbaren Ahnung überfallen schien, die ihn nicht verließ den ganzen Tag und auch durch seine Heiterkeit bei dem frohen, glanzvollen Mittagsmahle und den herrlichen Lebehochs seiner zahlreichen Freunde durchschimmerte, die da in Jubel und Biedersinn um ihn versammelt waren.

Viel wohler schien ihm zu werden, als sich nun gegen Abend die Gäste verloren. Da begab er sich in seine Schreibstube, winkte mir und Marien, mit zu kommen, zog den Staatsrock aus und den Schlafrock an, und setzte statt der Festatzel die kühle Mütze auf's Haupt. So! — rief er, tief Athem holend — Nun bin ich wieder zu Hause! Kommt her, Maria und Jeremias, denn es bedünkt mich nun an der Zeit, daß ich Euch Euren Lohn zahle, für sechsjährige treue Dienste und ungeheuchelte Liebe, jetzt, da ich es noch kann, sintemal es mir vorkommt, als läute man mir schon das Glöcklein zum Thorschlusse. Dir, Maria, dir Verlassene! war ich Vater vom ersten Augenblicke. Darum widerte es mich Anfangs an, deinen Begleiter auf der Reise hierher, in welchem ich nur einen Lump und Vagabunden erblickte, zu mir in Dienst und Haus zu nehmen und nur die Beharrlichkeit, mit der du seine Parthie ergriffen, woraus ich denn alsbald vermerkte, wie viel die Glocke geschlagen, und das und jenes, was mir nach deiner Relation an dem Burschen gefiel, bestimmte mich, einen Versuch zu machen. Dabei trauete ich deinem Tugend- und Ehrgefühle und — du hast mich nicht betrogen. Denn die süßen, unschuldigen, heimlich abgestohlnen Viertelstündlein, die ich freilich nicht merken sollte, die auch allerdings gegen die Abrede waren, die ich aber doch erwittert, waren ja wohl nothwendig, daß Ihr Euch kennen und achten lerntet, im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit, weshalb ich auch schwieg und that, wie Unverstand. Ihr aber — mein Jeremias! — waret ein treuer Knecht in meinem Dienste mit unermüdeter Emsigkeit, unbezweifelter Rechtlichkeit, mit wahrer Freundschaft und wahrer Liebe für mich. Darum seid Ihr denn auch heut pro primo avancirt und „Du" geworden, welches „Du" kein leerer Rathstitel, kein Kaldarisches Erz ist, das wie Gold *aussieht*, doch weit davon entfernt ist, Gold zu *sein*. Dieses „Du" ist ein Sola-Wechsel, ausgestellt von meiner Liebe auf Gut und Blut meine ganze Habe aller Orten, wo ich zu treffen und zahlbar, nach Sicht — ein Privilegium exclusivum, mit mir zu schalten nach Lust und Belieben. — Sehet, mir gab das Schicksal auf Erden kein liebendes Weib zur Begleiterin, keine Kinder zur Freude meines Alters. Wohl schmerzlich fühlte ich diesen Mangel, da mich Gott mit dem gesegnet, was ihr irdisches Glück hätte begründen können. Lange schauete ich aus in die Welt und unter meine Bekannte und Verwandte, die Lücke zu füllen. Umsonst! — Ich fand nur Habsucht und List und — blieb allein. Der Assessor, mir der Nächste, erfüllt mich mit unheimlichem Grauen. Ach, sein Herz ist kalt wie Froschhaut, trocken wie Bimstein! Darum sehnte ich mich denn, daß *Ihr* mir einschlagen möchtet und — Gott Lob! es ist geschehen und Ihr seid nun meine Kinder, Du, Jeremias, mein Sohn, Du, Maria, meine Tochter. Und Ihr sollt wissen, daß Ihr einen Vater habt. Deshalb, Jeremias, bereite dich, so wie der todtkranke Oberhofgerichts-Sekretair Neumann, der noch wenige Tage leben kann, heim gegangen, rückst du an seine Stelle — es kostet mich nur ein Wort. — Dann — Maria! — dann schneide ich dir das Kränzlein vom Myrtenstocke am Fenster, den ich ja für dich gezogen und gelegt und morgen übergebe ich dem Gerichte mein Testament, das Euch zu meinem Erben einsetzt und dessen Entwurf in meinem Pulte schon bereit und fertig da liegt.

Ein leises Geräusch an der Thüre machte sich hier bemerkbar. Ich allein nur erhaschte noch mit flüchtigem Blicke den Moment, wo sie, vorher nur unmerklich in einem kleinen Spalt von einem Lauscher in der andern Stube geöffnet, sanft wieder hinein in den Schluß gezogen wurde.

Die Sache war mir klar. Aber hatte ich denn jetzt Zeit und kaltes Gemüth, weiter darüber nachzudenken? Zog es mich nicht eben so gut wie Marien, dankend und selig an die Brust des redlichen Vaters, der uns segnend gar nicht aus seinen Armen lassen wollte, als sei es der letzte Gruß seiner Liebe auf Erden? War denn nicht nun mein Sehnen gestillt, meine Zukunft ein Blumengarten? Und durfte ich denn nun nicht vor den Augen des Vaters meine Braut herzen und küssen und sie mich? — O, es war der glücklichste Augenblick meines Lebens, alles, was nun noch drauf folgte bis heut, nur der leere Nachklang jener Wonne meines verlornen Paradieses!

Der Abend verging uns im kleinen friedlichen Familienkreise, wo nun der Assessor das Lieblingsgetränk dos fröhlichen Alten, der in neuer Heiterkeit scherzte und lachte, den glühenden Burgunder-Kardinal im anstoßenden Kabinete bereitete und einschenkte.

Ist er gut, lieber Vater? — fragte er beim ersten Glase, das er ihm reichte.

Scharmant! war die Antwort — nur ein wenig zu stark, zu herbe. Etwas mehr Zucker könnte nicht schaden.

Waren vorher unsre Herzen der Freude schon geöffnet, so trieb nun der feurige Nektar unsre frohe Stimmung bis auf den höchsten Grad, wir würden auch gewiß noch länger getrunken und gejubelt haben, wenn nicht der Vater am Ende schläfrig geworden wäre und nach dem Bette verlangt hätte. O, warum sagte ich ihm blos meine herzliche gute Nacht? Warum küßte ich nicht die treuen Hände, die mich gesegnet? Warum schloß ich ihn nicht fest an mein schlagendes Herz?

Nur Marien war es vergönnt. Dieser, sagte er: Komm mit — liebe Tochter! — Du sollst mir nun dein Jäckchen selbst anziehn und sehen, wie es sitzt. Und sie ging und durfte sich noch der innigen Umarmung des Vaters freuen — der letzten auf Erden. Denn am andern Morgen fand man den Oberhofgerichts-Prokurator todt in seinem Bette. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Sein Gesicht war aufgedunsen und die rosaseidnen Bänder des Schlafjäckens schnitten in das aufgetriebene Fleisch der Arme und des Nackens ein.

Denke sich jede fühlende Brust, wie dieser Anblick uns zu Boden schmetterte. Wir hielten das Gräßliche nicht für möglich. Wir riefen den Vater mit allen Schmeichelnamen der Liebe. Wir zerrissen die seidenen Schleifen, wir rieben, wir wuschen — Alles umsonst!

Offenbar die Folge dieser unvernünftigen, pressenden Bekleidung, nach dem übermäßigen Genusse des geistigen Getränks! — sprach der Assessor mit satanischem Mundverzerren zu Marien gewandt, die verzweifelnd die Hände rang, und wie ich, den geliebten Todten mit Thränen und Küssen bedeckte. Was soll das Heulen? — Das Unglück ist geschehen! Er erwacht nicht wieder! Der Schlag hat ihn gerührt. Niemand kann untröstlicher sein als ich, über den unersetzlichen Verlust, obschon mein Herz kalt ist wie Froschhaut und trocken wie Bimstein! Dafür ist das Eure desto wärmer und nässer! Mags, das ändert hier nichts. Die Todten bleiben todt. Wohl dem, der selig stirbt, ohne lange Marter, wie dieser, wenn auch von lieben sanften Händen, die es freilich so böse eigentlich nicht gemeint haben mögen, wie ich in christlicher Milde gerne zugeben will.

Ja, der Schlag hat ihm gerührt — bezeugten die herbeigerufenen Aerzte, heimlich aber murmelte man — von Opium.

Da lag nun meine Hoffnung, mein Glück. Da stand nun Maria und jammerte: O ich bin's, ich habe dich gemordet und dir das Nachtkleid angezogen, wie du sagtest zum Schlafe in der Erde, und bald werden sie kommen und mich abholen in's Kriminalgericht!

Beruhige dich, Maria! — tröstete ich — Du bist ja unschuldig, es mag nun sein, wie es wolle! Gott sieht in die Herzen!

Umsonst! Sie erfüllte das Haus mit entsetzlichem Geschrei, und als nun die Glocken den Verlust des edlen Mannes der erstaunten Stadt verkündeten, da trat sie leichenblaß in mein Zimmer, ihr Auge war matt und ohne Thränen. Nun kommt der Kriminalrath — rief sie — und die Schergen mit den Ketten! Pflege den Myrthenstock Jeremias, daß ich ihn finde bei der Auferstehung und beflanze das Grab des Vaters mit Rosen!

Vergebens war mein Zureden. Sie flog die Treppe hinunter, wie ein brausender Sturmwind uud — war verschwunden. Jedes Nachforschen, wo sie hingekommen, blieb fruchtlos und mir am Ende die Gewißheit, daß man sie schon finden werde zu seiner Zeit, angeschwommen an's Weidenufer des tiefen Flusses.

So waren denn alle meine Hoffnungen zertrümmert.

Den bittern Kelch voll zu machen, fragte mich am Tage nach dem Begräbniß der Assessor, der nun als nächster Intestaterbe des Prokurators sich in den Besitz seines Nachlasses gesetzt, nach meinem Kontrakte, um mich, dafern noch etwas am Lohne rückständig, abzufinden. — — Ich hatte keinen, und meine Versicherung, daß ich noch keinen Pfennig Lohn erhalten, wurde blos mit höhnischem Lachen beantwortet. Auch wollte sich kein Testamentsentwurf im Pulte des Verstorbenen finden lassen. An den Posten des sterbenden Oberhofgerichts-Secretairs war vollends gar nicht zu denken, da der geltende Fürsprecher nun fehlte, auch darauf ein Heer von Schützlingen anderer Patrone lauerte. Was blieb mir also übrig, als nach der kurzen und bündigen Weisung des Assessors wiederum mein Ränzel zu schnüren und den treuen Wanderstab zu ergreifen.

Vornehm drückte mir der Assessor beim Abschiede einen Dukaten in die Hand, den ich ihm jedoch grimmig vor die Füße warf und begleitet von seiner Hohnlache dem Zimmer wie einer Hölle entsprang, in welcher ich den Teufel mir auf der Ferse sitzen sah. Unten an der Hausthüre aber stand die alte Beate, mit den rothgeweinten Triefaugen, die mir wie Marien immer wohlgewollt, zum letzten traurigen Valet — dem einzig redlich gemeinten in diesem Hause. Sie suchte dabei mit der Hand mir an die Rocktaschen zu kommen. Aber es mißglückte und ein ledernes Beutelchen fiel vor mir nieder, ein Beutelchen mit zehn Thalern sauer ersparten Lohnes. O, ich dummes Thier! — rief sie erschrocken — Werden Sie nun noch den armen Reisepfennig nehmen, da es so gar albern herauskommt?

Ja, entgegnete ich — gute Beate! treue Seele! Den nehme ich, er rettet mich vor dem Verhungern. Gott mag es Euch vergelten, wenn ich es nicht kann!

Hinter mir schloß sich nun die Thüre des Hauses, in welchem ich sechs Jahre so unaussprechlich glücklich gewesen. Wieder ein Theil meines Lebens war wie ein Traum vergangen und wieder der freie Himmel mein Obdach und die große leere Welt meine Heimath. Mir ekelte vor der Stadt, in welcher so wehmüthige Erinnerungen mich umgaben. Von Marien war noch keine Spur gefunden. Was sollte ich also länger hier? Ich eilte daher das Weite zu gewinnen und holte aus tiefer Brust erst dann wieder frei Athem, als ich vom Waldhügel herab die Thürme fern hinter mir in sanfter Dämmerung sah, wie damals, als ich dem Hanswurstthum entsprugen. Und wie damals fragte ich mich wieder: Wohin nun Jeremias?

Wohin? — antwortete ich — Nun, der Nase nach? Führt sothaner Wegweiser nicht den, dem alle zwei und dreißig Striche der Windrose offen stehen, immer die richtige Straße? O Jeremias, du bist, du bleibst, was du warest, von Jugend an — ein Weltbürger, ein Exul in hac lacrymarum valle, wie es im Salve Regina heißt.

Und das blieb ich auch wirklich, zog kreuz und quer im Lande herum und dankte Gott, wenn ich meine Füße unter den Schreibtisch eines Advokaten stecken durfte, bei ihm zu eseln um's liebe Brod in schmähligem Kalamiren.

Was soll ich euch — o Ihr redlichen, aber auch höchst ungeduldigen Leser, die ihr am Ende mich gar nicht mehr leset, wenn des Dinges zu viel wird, langweilen mit breitem Erzählen, wo ich mich überall herum getrieben, welchen Herren ich gedient; was solches für Käuze gewesen, item, was ich dabei profitirt. — Ach! ich übergehe das mit Stillschweigen. Einen Krünitz fand ich nicht wieder, und was ich bei der Sache endlich profitirt, ist — das kahle Haupt unter meiner Aexel und — der Spittel.

Mein letzter Prinzipal, der mich ab und zur Ruhe gesetzt und bei dem ich zehn Jahre fungirt als Privatschreiber, war auch ein Advokat und daneben — nun, Ihr kennt ihn vielleicht, zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, wobei Ihr auch gar nichts verliert, wohl aber aus seinen Scripturen, die ich bis daher mundirt. Soll ich's euch beschreiben, wie er aussieht, ob er groß ist oder klein von Statur, ob er einen schwarzen Rock trägt, oder einen grauen, ob er den Kaffee mit Milch trinkt, oder ohne, oder gar keinen, ob er Tabak raucht oder nicht, welche Mucken und Phims ihn zwicken und plagen? Was könnte Euch das interessiren! Ueberdem lebt er ja auch noch, denkt nicht daran, dem irdischen Jammerthale so bald Valet zu sagen, welches Valet — wie er meint — denn doch, ohne vieles Denken, zu seiner Zeit von selbst kommt, ist mithin auch bis dato noch kein Braten für die biographische Küche! Lebende Schriftsteller aber, deren Personalia und Schlafrockscenen man den Zeitgenossen auftischt, sind in der Regel, wenn sie nicht, wie ich, sich selber biographiren, nur ein schlechtes Gericht für Koch und Gast. Denn ersterer erhält selten dafür, wie der Koch des Generals Moreau, eine Ehrenkasserolle vom armen, gewaltsam an's Tageslicht und in den Topf gezogenen literarischen Trogloditen, und der Gast verderbt sich meist immer an der nur halb gar gekochten Speise den Magen, und dankt es dem Koche am Ende mit dem Henker, daß er das liebliche, ideale Traumbild zu einer lebernen Wirklichkeit, zu einem elenden Frikassee verarbeitet, aus dessen Ueberbleibseln die Nachwelt, wenn sie überhaupt noch die Person und Sache der Rede werth hält, ein noch viel elenderes Ragout aufwärmt. Daher schweige ich billig über alle Personalia besagten meines gewesenen Prinzipals.

Er war mit mir zufrieden, bis er selber das Unkraut unter den Weizen säete, das heißt, durch seine Phantasmata mich zu schnödem Irrsale verlockte. Denn nun, wie ich solche durch Abschreiben zum Drucke präpariren mußte, prägten sich selbige meiner Imagination so tief ein, daß ich sie am Ende für wahr hielt, so wie der Lügner sich durch öfteres Erzäh-

len, in seine Erdichtungen gemüthlich so hineinfügt, daß er zuletzt selber daran glaubt.

Aber ist denn nicht auch wirklich von jenen Historien manches gewiß und wahrhaftig so, wie es geschrieben steht, obschon es aussieht, wie reine Erdichtung oder phantastischer Traum? Habe ich denn nicht wirklich mit diesen meinen leiblichen Jeremiasaugen noch diesen Sommer Epe, den Zwiebelkönig [1]), in unserm Spittelgarten gesehen?

Es war seine Stunde, nämlich, von neun bis zehn Uhr des Abends im August, als ich ohne alle arge Gedanken noch einmal zu den Maulwurfsfallen im Gurkenquartiere ging, um nachzuschauen, ob die Fallen von tückischer Hand wiederum aufgezogen, wie gewöhnlich. Wirklich fand ich's wieder so und verwünschte unmuthig den unbekannten, nie zu erwischenden Frevler, der solches gethan. Da huschte aus den Zuckererbsen das zwergige Männlein hervor, gerade so, wie es mein Prinzipal schrieben, blitzte mich mit den weiß und blau, wie Irrwische leuchtenden Augen an und grölzte mit heiserer Stimme: Menschenwurm! was thun dir meine Leute, unsere schwarzen Husaren, daß du sie verfolgst mit deinen Schlingen und Gruben? Nimm dich in Acht, du Schelm, daß ich dir nicht den Denkzettel reiche! Denn gönnest du ihnen nicht fürder das unschuldige Vergnügen des unterirdischen Spazierganges, oder des Vorpostenreitens im Gnomischen Dienste, hart an der Oberschale unsers Reiches, das dir wenig schadet; so sei versichert, daß ich zu dir komme in dein Gemach um Mitternacht, dich zu drücken wie ein schwerer Alp!

Entsetzt und schaudernd lief ich zurück in meinen Spittel, aus dem mir oben herab vom Dachfenster der Graf Mirabeau in der Schlafmütze entgegen rief: Bürger, Sie sind ein Narr!

Mag's sein, daß mir der Doktor am Morgen drauf zur Ader ließ. Was geschehen war, war doch geschehen. Und hat mich nicht sogar, als ich eines Abends vor der Thüre auf der steinernen Bank saß, der Herr Stadtschreiber Hinzelmann aus Katzweiler [2]), der — wie Ihr wisset — der Galan der alten Barbara Murchel, beim dortigen Bader Nepomuck Schwepperlein — eigentlich ein schwarzer Kater und seit zwei hundert Jahren auf Reisen ist, besucht? — Wie er so an der Mauer die Gasse herunter schlich, hielt ich ihn freilich für weiter nichts, als für eine ganz gewöhnliche Katze. Aber bald genug ward ich andrer Meinung, als er sich an mich drückte, den Buckel hob, den starren Schweif an mein rechtes Bein schlug und zärtlich miauete: Guten Abend, lieber Herr Vetter Jeremias Kätzlein! Wie befanden sich Ew. Hochedelgeboren? Hat Barbara Murchel nicht ein Brieflein an mich bei Wohldemselben zur Bestellung hinterlassen, als sie vergangene Walpurgisnacht hier vorbei über Oschatz nach dem Blocksberge geritten?

Das ich denselben Abend wiederum Cremor Tartari trinken müssen, aus eigner Büchse; was ändert das? Was wahr ist bleibt wahr, und man wird wir wohl zutrauen, daß ich einen Stadtschreiber von einem gewöhnlichem Kater zu unterscheiden im Stande. Auch früher schon, als ich noch bei meinem Prinzipal arbeitete, hatte ich eine Unterredung mit der Spinne Fintasch [3]) die, wie bekannt, den armen Epe wegen seiner kleinen Galanterie mit der Wasserrose so unbarmherzig geknöchelt. Schlechte Seele! — fuhr ich sie an — du willst eine Gnomenfürstin sein und seine Erziehung haben und weißt nicht, daß in der vornehmen und gebildeten Welt, sie klüglich ein Auge zudrückt, damit er es zu seiner Zeit eben so mit beiden thue?

Mein Herr lächelte zwar, als er mich bei dieser Unterhaltung ertappte, und schüttelte mit dem Haupte; aber was sollte denn ich thun, als er von seinem Freunde, dem Doktor im Bade, den Krückstock mit dem elfenbeinernen Nostrodamuskopfe geschenkt bekam, und nun steif und fest glaubte, das sei wirklich der alte Magier, dessen Leiche zu Salon in einen Knochen verhärtet, nachher in Nürnberg zu allerlei Spielzeug und Nippes verschnitzt und verbrechselt worden, deren jeglichem die Zauberkraft des ehemaligen Ganzen beiwohne, wenn man sie nur kenne und zu gebrauchen wisse? Was sollte ich dazu sagen, daß er manchmal Stunden lang vor dem Klaviere saß, mit starr gesenktem Blicke auf die Klaviatur, keinen Tast anrührte, und doch am Ende behauptete, er habe sich nun eben im richtigen Vortrage der großen Beethoven'schen Symphonie selber übertroffen, oder alleweile eine Oper fertig gemacht, die auf der Stelle ihre tausend Dukaten werth sei? Warum hat man denn ihm nicht zur Ader gelassen oder Cremor Tartari gereicht? Warum attestirt es nicht auch dem der Kreisphysikus, daß es bei ihm übergeschnappt — Sapperment! — wie bei mir?

Freilich trieb ich hernach die Sache in's Große, schob in Deduktionen, Defensionen und Berichte, die ich abzuschreiben hatte, wenn mir Stellen darin nicht kräftig genug und zu trocken erschienen, Verbesserungen eigner Fabrik ein, die meist wörtliche Stellen aus den Phantasiestücken und Historien meines Prinzipals oder angenehme Variationen derselben waren und die ihm hernach mancherlei Verdruß machten, besonders, wenn er im Anfange die Munda unterschrieb und abgehen ließ, ohne sie vorher durchzulesen. Aber hatte ich nicht immer Recht und diese meine Geistesstimmung, die die nüchternen Geschäftsmenschen nur nicht verstanden, oder zu schätzen wußten, seiner eigenen Verführung, die wenigstens den Acker zur nachher üppig darauf hervorgehenden Frucht bereitete, zu danken? Konnte ich verrückt werden — o Himmel! — wenn er es nicht selber war? Und bin ich denn auch verrückt? — Merkst du mir — o du redlicher Leser! — in dieser Scriptur wohl das geringste davon an? — Daß ich manchmal — notabene manchmal — wunderliche, oder erhabene Gedanken habe; kann man das „Verrücktheit" nennen? Und wäre es, wäre die unaussprechliche Seligkeit, die mich in solchen Stunden jung macht, reich, vornehm, klug, Wahn; o so segne ich den Wahn, der besser ist, als die erbärmliche Wirklichkeit. Diesen Wahn, diese Seligkeit habe ich, wie schon gesagt, ihm zu verdanken, so wie — eben auch den Spittel, noch eh ich in ihn förmlich einstallirt wurde. Erhobst nicht auch du mich dazu, die das Schicksal nach langer Trennung mir wieder gab zu ewiger Vereinigung?

Es war ein schwüler Sommerabend, als ich einst wieder einmal matt und abgetrieben vom Amte nach Hause schlich, vor dem friedlichen Hause vorbei. Ach! — da sehnte ich mich wieder, wie immer, in die Kühle des schattenvollen Gartens. Was hindert dich denn, hineinzugehen? — sprach ich, als ich das Hausthor offen stehen sah, wo man durch das dunkle Gewölbe in den Hof, aus diesem hernach in den Garten kommt. Doch eine Scheu, eine Bangigkeit überfiel mich, als sei dieser Eingang die Pforte der Unterwelt, aus welcher man nie mehr zurückkehrt, wenn man einmal den kühnen Fuß hineingesetzt. Mein Herz klopfte so stark und noch stärker, wie damals, als ich den ersten Schritt in das Haus des Oberhofgerichts-Prokurators that. Aber dennoch wagte ich es, trat furchtsam in das Gewölbe, schlich mich durch den Hof, öffnete leise das Gitterthor und stand nun unter den Bäumen im grünen heimlichen Garten, in welchen ich so manchmal durch die Spalten des Bretterzauns mit einiger Wehmuth geschauet. — Ich stand im Haine meiner Zukunft, vor der Erfüllung meines Schicksals, am Vorhange des Isis-Tempels!

Bald gewahrte ich, daß ich nicht allein sei. Am Wasserspiegel, ganz hinten unter den Akazien, wo das kleine Blumengehege, sah ich, von mir abgewandt ein Frauenbild im langen, weißen schimmernden Kleide, das auf irgend etwas nachdenklich aufmerksam seine Gedanken zu richten schien. Unbeweglich stand die Gestalt, die ich für ein Gebilde von Stein gehalten haben würde, wenn nicht, fast unmerklich, ihr Gewand im leisen Abendhauche sich bewegt hätte. Unwillkürlich näher gezogen vom Zauber geheimer Achtung, schlich ich durch die Seitengänge, immer weiter und weiter hin, bis ich von der Gestalt nur noch wenige Schritte entfernt war. Da weckte sie, mein leiser, doch in dieser Einsamkeit immer noch hörbarer Fußtritt. Da wandte sie sich im purpurnen Schimmer des Abendrothes, der durch die dunkeln Laubmassen der Akazien brach.

Da sah sie mich, ich sie. Da schritten wir langsam näher und betrachteten uns lange in feierlichem Schweigen. Da reichten wir uns endlich in einem Momente die zitternden Hände. Sie stammelte: Jeremias! ich: Maria! Unsere Thränen flossen in bittersüßer Wehmuth. Wir hatten uns wieder gefunden, aber — wie?

Jeremias! — sagte sie nach langer Pause, tief athmend — wie bist du alt geworden, in den acht Tagen und wie haben sich deine Locken verwandelt, man sollte schwören, du trügst eine Perrücke! Siehe mich an! Bin ich nicht noch eben so frisch und munter, wie damals, als wir uns begegneten, auf der Reise, ich mit der Bürde, du mit dem Ränzel? Und schaue hier den Myrthenstock. Ist er nicht trefflich gewachsen, seit wir uns nicht gesehen? Und weiß ich's nun nicht ganz gewiß, daß den Vater die heiligen Engel geholet in den Himmel, in der Sankt Johannisnacht, und er ja gar nicht am Jäckchen gestorben?

O Maria! — fiel ich ein — du hier? Hier im Spittel? Und du bist nicht todt und lebst? O sage, wie kommst du hierher?

Das sollst du erfahren — mein Freund! — erwiderte sie. — Denn sind wir nicht Brautleute? Ist nicht nun die Hochzeit, sobald der Vater aufwacht, da der Sekretair Neumann nun lange schon todt ist, in dessen Stelle du gerückt?

1—3) Siehe Phantasiestücke und Historien von Weisflog. Bd. I.

Komm mit, daß ich dir alles erzähle, aber weg von diesem Orte, wo ich nicht frei reden kann, wie ich will!"

Sie nahm mich bei der Hand. Unbemerkt tropften meine Thränen hernieder auf den Rasen, denn ich wußte nun, welcher Wurm diese Rose zernagt. Wir wandelten einsam unter den Bäumen. Da verspürte ich, daß der Irrwahn sie verließ, je weiter wir uns entfernten vom Wasserspiegel und von den Blumen. Ein mildes Gefühl des Trostes zog in meine verwundete Brust und mit wachsender Beruhigung sah ich, wie sie bald gänzlich befreit von den Träumen ihres nebelvollen Schicksals, mir zu erzählen vermochte, was sich mit ihr begeben, wie sie in Todesfurcht und Seelenfolter, mit rasender Geisteszerrüttung aus dem Hause des Vaters gerannt, weit hinaus in's Freie. Damals habe sie nicht gewußt, weder wo sie hingerathen, noch wie lange dieser ihr Zustand der Besinnungslosigkeit gedauert. Endlich nach vielen Jahren, die ihr vergangen, wie ein dumpfer Schlaf, habe sie sich in einem Hause wieder gefunden, das sie nachher für das Irrenhaus der Residenz erkannt. Da habe der Arzt an ihrem Bette gesessen, wo sie, nach einem schrecklichen Falle und langer Krankheit mit einem Male zum klaren Bewußtsein erwacht. Da habe man es denn wagen können, ihr zu entdecken, daß sie bei ihrer Flucht sich acht Tage lang menschenscheu in Feldern und Wäldern herumgetrieben, von Beeren und Korn ihr Leben gefristet, endlich aufgegriffen und in das Irrenhaus gebracht worden, wo sie sich funfzehn Jahre in ununterbrochenem Wahnsinne befunden. Inzwischen sei der Assessor, der nachher Rath geworden, gefoltert von Gewissensbissen verstorben, von seinem Vermögen aber, das zerstoben, wie Spreu im Winde, doch noch so viel gerettet worden, daß er reuevoll auf seinem Todtenbette ihr eine Pensionsstelle hier im Spittel dieser entfernten Provinzialstadt erkaufen können, da doch Umstände ihren völligen Rücktritt in die Welt unmöglich gemacht. Und so lebte sie denn hier seit fünf Jahren, während welchen sie nie erfahren können, was aus mir geworden, da sie selber das Haus nie verlassen, auch sie mich längst für todt gehalten. Die Umstände, die sie in diesem Aufenthalt hier noch ferner fest bannten, die wisse ich nun, da ich sie gerade an dem Orte getroffen, der, wie so manches andere noch ihre stille Melancholie, wie ihre Träume aus der Vergangenheit errege.

Tief hatte mich dieses Wiederfinden und das Schicksal der armen Maria ergriffen! Wie vor den Kopf geschlagen ging ich herum in finstrer Trauer über unser so grausam verpfuschtes Leben, über die verlorne Jugend, die niemals, niemals mehr wiederkehrt. Maria stand vor mir überall. Bald nahm meine Seele die Farbe der ihrigen an und von da ab inkommodirte mich der Kreisphysikus mit seinen unnützen Fragen, mit seinen Pillen und Aderlässen. Meinen Prinzipal hatte ich übrigens sofort von der Sache in Kenntniß gesetzt, da ich wußte, daß das gerade Wasser auf seine Mühle sein würde, sintemal sich daraus wohl eine leidliche Historia dürfte fabriciren lassen. Seine Theilnahme für mich und Marien, die er zum öftern besucht, war Balsam in mein Herz, und vermehrte sich, als er nun gewahrte, welchen Eindruck diese Katastrophe auf mich gemacht. Täglich durfte ich meine Maria sehen. Aber täglich vermehrte und vergrößerte sich auch das angebliche Elend, welches meine arme Feder im Dienste stiftete. Ja mein Prinzipal wäre nach den konfusen Begriffen seiner Behörden, die in Amtssachen auf pedantische Weise nur das Rechtliche, nicht das Romantische goutiren, schlechterdings verloren gewesen, wenn er nun nicht alle meine Munda sorgfältig durchgelesen hätte. Denn so mußte ich unter andern ein Urtel mundiren, in Sachen eines armen Mädchens gegen ihren Verführer, in welchem der letztere — ein frecher, liederlicher Taugenichts, zur gewöhnlichen, sehr geringen Entschädigung der Entehrten, so wie zum, wo möglich noch elenderen Erziehungsbeitrage für das Kind verurtheilt wurde, für welchen man nicht einen Hund zu ernähren im Stande. Das erbitterte mich. Wie? — rief ich — Dieser Kerl soll leben und Mutter und Kind verhungern, während er schwelgt? Mit nichten! Sterben muß die Kanaille, wenn sie nicht davon läuft, was ihr nicht zu verdenken wäre! Ich veränderte daher das ganze Erkenntniß, verurtheilte den Beklagten ohne Weiteres — — zum Tode, setzte die Klägerin und das Kind zu seinen Erben und sagte in den Entscheidungsgründen unter andern folgendes:

„Der Mörder, der mit dem Vorsatze zu morden, seinem Mitmenschen das Leben raubt, wird nach dem Gesetz des eigenen Lebens verlustig. Ob der Gemordete ein Kind sei, eine Stunde alt, das vielleicht in der nächsten ohnedem gestorben wäre, wie recht und billig, da es auf diese Weise in ewiger Jugend verbliebe und die Qualen des Lebens nicht litte, oder ein Familienvater; das ist hier egal. Die Kindermörderin gelangt nicht minder zum Rabensteine, wie der Raubmörder auf offener Heerstraße. Allein ob der Mörder mit dem Leibe seines Schlachtopfers auch zugleich dessen Seele verderbt, wenn es eine hat, wie doch öfters der Fall; darnach wird nicht gefragt, und dennoch ist der Mord der Seele nach den Begriffen unsers Glaubens, gräßlicher, als der Mord des Leibes, absonderlich, wenn sothaner Mord durch Opium von einem Assessor begangen wird, per indirectum. Wer solchen Mord zugleich mit dem Morde des Leibes verübt, hätte er zehn Leben, mit allen würde er sein Verbrechen nicht büßen. Was ist aber Verklagen anders, als ein solcher doppelter, ja, — wenn man das Kind gewissermaßen auch für einen Menschen hält — ein vierfacher Mörder? Er, versenkt in den Schlummer der Liederlichkeit, hat absichtlich ein unschuldiges Mädchen verführt und die Folgen seiner That waren ihm wohl bekannt. Er hat das Laster in ihre Seele gepflanzt und das Laster der Mutter, wie sein eignes auf sein Kind vererbt. Die Mutter, in ihrer individuellen Lage, kann und wird sich nie mehr zur Tugend erheben. Schon jetzt leidet sie auch körperlich an den Folgen ihres Vergehens zugleich mit ihrem Kinde. Beide sterben langsam und qualvoll dahin an Leib und Seele und der Verklagte ist ihr Mörder. Daß er beide nicht formell mit der Axt todtgeschlagen, sondern ihnen das langsame, aber gewiß tödtende Gift eingeflößt, wie unerkanntes Opium in einem wohlschmeckenden Glase Burgunder Kardinals, das sollte seine Strafe nur noch schärfen, da die Gesetze heimlichen Giftmord strenger ahnden, als jeden andern, notabene, wenn er entdeckt wird, weil im Gegentheile der Assessor doch Rath wird, auch die Nürnberger keinen henken, sie hätten ihn denn zuvor. Es mag jedoch Mutter und Kind auch genesen: immer ist und bleibt ihr Leben gewaltsam verkürzt, und sei es um ein Jahr, um einen Tag. Und wäre es nur um eine Stunde; der, der solches gethan, hat die Strafe des Mordes so gut erwirkt, wie jede Kindesmörderin, die durch ihre That den natürlichen Tod nur beschleuniget und höchstens kann dies die Strafe des Mörders vom Rade zum Schwerte vermildern. Daß er absichtlich gemordet, das unterliegt keinem Bedenken, da er bei seiner Bildung die Folgen seiner That sehr wohl gewußt; auch nicht in betrunkenem Rausche, sondern mit listiger Ueberlegung gefrevelt; als er die Verführte zu seinem Willen verlockt.

Ganz sie zu entschädigen mit Gelde, das ist er nicht im Stande. Und hätte er auch den Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz beerbt; wer bürgt ihm dafür, daß ihm am Ende noch so viel übrig bleibt, Mutter und Kind in den Spittel einzukaufen, — dem Tausendsapperlot! Eben so unmöglich ist nach seinen Verhältnissen eine Verehelichung mit der Klägerin. Allein damit doch etwas gethan werde, muß er schleunigst und ohne weitere Defension, damit er sich indeß nicht verfristet, vom Leben zum Tode gebracht werden, Mutter und Kind aber Erbe seines Nachlasses sein, weshalb denn überall, wie geschehen zu erkennen gewesen von Rechtswegen."

Armer Jeremias! — rief mein Prinzipal wehmüthig, als er dieses Mundum gelesen, und eine Thräne fiel aus seinen Augen herab auf den verderbten Stempelbogen. In welcher Welt lebst du? Was würde aus der Bevölkerung werden, wenn du Gesetzgeber oder Regent wärest? Was aus mir selber, wenn ich dein Urtheil publicirte? — Nein! Bis hieher und nicht weiter!

Von nun an durfte ich nicht mehr schreiben. Mein langes Kopistenelend war kommen zu einem seligen Ende. Zu einem seligen? seufzte ich, als ich das mündliche Absetzungs-Dekret erhielt — Ach! noch immer mit derselben Milde von meinem Herrn behandelt, doch im Gefühle meiner nunmehrigen Ueberflüssigkeit bei ihm, so wie überhaupt im Leben, wußte ich ja lange nicht, waran ich eigentlich sei, ob er mir das Gnadenbrod oder den Laufpaß geben werde — wieder hinaus in die freie, weite Welt.

Keins von Beiden erfolgte. Auch dieses Räthsel löfete sich. Die drückende Schwüle der Ungewißheit ward zum sanften Abendhauche kühlender Erholung.

Was heißt — fragte mich nach einigen Tagen mein Prinzipal —

Otium divos rogat in patenti
prensus Aegaeo

zu deutsch?

Um Ruhe — war meine Antwort — um Ruhe fleht seinen milden Patron der arme Jeremias, der auf dem weiten Meere des Lebens hin und her geschleudert worden.

Ganz recht! — entgegnete der Prinzipal — Und wo sucht der arme Jeremias seine Ruhe? fragte er weiter —

Im Grabe! — erwiderte ich, mit traurig zu Boden gesenkten Blicken — bis dahin aber, daß ich zu dem friedlichen Port gelange — —

In der Vereinigung mit Marien — fiel mein Herr ein — Nicht war? Nun ich hab' es errathen. Ich hab' es vor-

her gewußt, daß es so kommen werde. Treue, zehnjährige Dienste kann auch ich vergelten, obschon ich kein reicher Oberhofgerichts-Prokurator bin. Darum hab' ich es nun bei dem Magistrate erlangt. Sie sind Spittelvoigt in der Georgen-Anstalt mit auskömmlichem Gehalt und hier ist die Bestallung.

Im Spittel bin ich? Im Spittel — rief ich außer mir vor Freude — bei Marien? Bei meiner Maria?

Ja! fuhr mein Prinzipal fort — Bei Ihrer Maria! Auch sie weiß es schon und ist glücklich, und es wird nun von Euch abhängen, wann der Myrthenstock im Garten seine Zweige geben soll zum Brautkränzlein.

O, so schimmert denn auch mir noch — jubelte ich — und Marien ein freundliches Abendroth auf Erden? So ist es denn wirklich wahr, daß ich fortan ganz und gar sein und leben soll im kühlen Hause, im dunkeln schattenvollen Garten?

Wirklich! — schloß mein Wohlthäter und schon den Tag darauf war meine feierliche Installation.

Geführt von einem Rathsdeputirten zur Rechten, von meinem Herrn zur Linken, zog ich nach dem Spittel.

Da empfingen mich seine Bewohner, alle stattlich geputzt, die zitternden, lächelnden Greise mit freundlichem Händedrucke — sie kannten mich ja schon alle — und die Verrückten streueten Blumen. Der Kommerzienrath im grünen, langen Pelze — wie immer, seit er sich, wie er sagte, auf einer Fußreise über das Eismeer und den Nordpol totaliter verkältet, obschon er sich im neun und achtzigsten Grade der Breite, bei einem freundlichen Gastwirthe, der sich da auf dem Rücken eines Kraken etablirt und eine Restauration angelegt, eine warme Biersuppe kochen lassen — hielt seine hohe Seegeistange mit den bunten, flatternden Wimpeln und rief: O, schönster Tag meines Lebens, an welchem ich mit meinen glücklichen Augen in sieghaftem Einzuge zu seiner Residenz den großen Rahjah erblicke, mit dem ich bei Kabul auf dem Elephanten gefrühstückt und Chokolade getrunken! — Willkommen mein Schatz! lachte das Mägdlein mit der weißen Rose. Willkommen! schrieen und murmelten alle.

Nur Maria fehlte. Das wußte ich ihr Dank, denn die schwebte ja hoch über allen diesen. Sie gehörte nicht zu ihnen und drinnen — davon war ich überzeugt — harrete sie ja doch meiner mit Sehnsucht und Liebe. Hatte sie nicht schon den Tag vorher mein Gemach stattlich aufgeputzt und mir den vollen Becher mit Astern auf den Tisch gesetzt und lächelnd dabei gesagt: Siehe diese herrlichen Veilchen, Jeremias! Du denkst vielleicht, es sind Blumen des Herbstes und grämst dich, daß nun bald der Winter komme, wo du schlafen mußt und ich. Glaube den täuschenden Augen nicht! Es sind Veilchen, blaue duftende Märzveilchen! liebliche Kinder des Frühlings, die Boten, die uns die wiederkehrende Jugend verkünden!

Aber aus seiner Zuckertonne erhob sich der Magister David mit halbem Leibe und perorirte:

Laßt, eh' wir unsre Andacht schließen
— Ihr lieben Christen! — Eure Thränen fließen,
daß alles gar so eitel ist.
Wir werden alt und schwach, geboren kaum.
Des Lebens Jugend schwindet wie ein Traum,
aus dem nun wieder andre Träume sprießen,
die all' im letzten Schlafe man vergißt.
Doch eben, daß das Träumen und das Wähnen
nicht ewig dauert, trockne Eure Thränen.
Ich selbst — Lutherus, wie Ihr wißt —
ich habe seit dreihundert Jahren
des Schicksals Wechsel auch erfahren,
und nach des Lebens irrem Lauf,
der kühle Spittel nahm mich auf,
der freundlich, still und frei ist von Beschwerde,
wie sein Herr Bruder unten in der Erde,
den man das Grab heißt. Wie des Meeres Welle
in tiefer Menschenbrust auch schäumt und wogt;
Der Sturm verbraust, die Nacht wird sternenhelle,
wenn lächelnd Euch an seiner stillen Schwelle
Freund Klapperbein empfängt — der Spittelvoigt,
und Fürstenmäntel; wie der Bettler Kittel;
sie müssen alle in den Spittel!
Denn alle gingen die da kamen
und aus ist meine Predigt. Amen!

## Johann Nicolaus Weislinger

wurde 1691 zu Pättlingen in Lothringen geboren. Er bekleidete das Amt eines Definitors des Rural-Kapitels Ottersweyher, dann eines Pfarrers zu Kapell im Breisgau, und starb nach 1752.

Von ihm erschien:

Friß Vogel oder stirb. Straßburg, 1723.

Der neue lutherische Heilige P. Prosper. Kostnitz, 1728.

Des allenthalben feindseligst angegriffenen Weislingers höchst billige und gründliche Antwort ꝛc. Kapell, 1733. 2 Thle.

Hutterus delarvatus. Konstanz u. Augsburg, 1730.

Auserlesene Merkwürdigkeiten von alten und neuen theologischen Marktschreiereien. Straßburg, 1738. 4 Thle.

Zweihundertjähriges Jahrgedächtniß auf Luther's Todesfall. Straßburg, 1746.

Ein unermüdeter geistlicher Klopffechter und einer der heftigsten Gegner Luther's und der Reformation, zeichnete W. sich jedoch nur durch seine Galle, Plumpheit und Gemeinheit aus.

## Christian Felix Weiße

ward am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, erhielt, nach dem Tode seines Vaters, seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Altenburg und studirte dann seit 1745 Philologie und Theologie in Leipzig. Hier übte der Umgang mit Klopstock, Cramer, Gellert, Rabener, Kästner u. A. und ganz vorzüglich mit Lessing, einen ganz eigenthümlichen Reiz auf ihn aus, und trieb ihn an, sich selbst in poetischen Arbeiten zu versuchen. 1750 ward er Hofmeister eines Grafen von Geyersberg, den er später nach Paris begleitete. Als er von dort zurückgekehrt war, lebte er eine Zeit lang bei dem Grafen von Schulenburg auf Burgscheidungen und am Hofe zu Gotha, bis er 1761 Obersteuersecretair zu Leipzig und später Kreissteuereinnehmer wurde. Er starb daselbst nach einem langen arbeitsamen Leben, auf das höchste von seinen Mitbürgern verehrt und geliebt, am 16. December 1804.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig, 1759—68; 2. Aufl. 1767 fgd. 5 Thle.

Komische Opern. Leipzig, 1767—71. Neue Ausg. 1777. 3 Thle.

Trauerspiele. Leipzig, 1776—80. 4 Thle.

Lustspiele. Leipzig, 1783. 3 Thle.

Lyrische Gedichte. Leipzig, 1772. 3 Bde.

Der Kinderfreund. Leipzig, 1776—82. 24 Bde.

Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes. Leipzig, 1783—92. 12 Thle.

Autobiographie. Leipzig, 1807.

Viele Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen u. s. w. Auch war er Redacteur der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste.

Es fehlte W. durchaus an eigentlicher Originalität und an dem Muthe, etwas Neues zu wagen, trotz dem, daß gerade seine Zeit so mächtig sich entwickelte und bedeutenden Neuerungen die Bahn brach. Er ist als der letzte Anhänger des französischen Geschmackes zu betrachten und seine Leistungen, besonders die dramatischen,

waren deshalb nicht ohne Wirkung auf die Menge, weil er derselben durchaus etwas Verständliches brachte und namentlich fremde Stoffe mit Geschmack und Talent für Deutschland zu behandeln wußte. Am glücklichsten ist er daher auch in der leichteren Gattung, vorzüglich im Lustspiel und noch mehr in der Operette, welche letztere jedoch erst ihren eigentlichen Glanz durch Hillers Composition erhielt. Weiße's lyrische Dichtungen zeichnen sich eben so durch gefällige und gewandte Behandlung der Gegenstände und durch Correctheit und Leichtigkeit aus, dagegen fehlt es ihnen aber fast durchgängig an Neuheit der Gedanken, an Tiefe und Gluth der Empfindungen und an poetischer Kraft. Seine Jugendschriften waren für die Zeit, in der sie entstanden, recht wohl gemeint und erfreuten sich auch recht großer Verbreitung. Jetzt sind sie nur noch ein veraltetes Zeugniß der damaligen beschränkten Ansichten in Allem, was die Erziehung und Bildung der Kinder betraf.

---

## Aus: Weiße's Richard der Dritte.

Richard. Die Königin. Elisabeth.

**Königin.**

Grausamer! sollen wir vielleicht das Vorspiel sehn
Von einem Todtenfest, dir, Wüthrich, zu begehn?
Ist unsrer Freunde Mord, sind unsrer Kinder Schmerzen
Des Buhlers erst Geschenk? der Weg zu unsern Herzen?

**Richard.**

Ja, wenn die Wohlthat uns das Herz nicht öffnen kann.
Ich biet' in dieser Hand ihr Kron' und Scepter an;
Ha! ist ihr dies Geschenk zu klein? der Britten Kronen?
Wohlan! wie soll man denn dies Opfer ihr belohnen?

**Elisabeth.**

Vor Unmuth springt mein Herz noch unter seiner Last!
Du sprichst von Kronen? Du? die du gestohlen hast?
Doch will ich dir nochmals, noch hundertmal dir sagen,
Und hätte deine Hand mir Welten anzutragen;
So spräch' ich: fort, Tyrann! nimm deine Welten hin!
Ich bin mir eine Welt und bleibe, was ich bin.
Ein tugendhaftes Herz und ein unschuldigs Leben,
Nicht Kron und Scepter sinds, die unsern Werth uns geben.

**Richard.**

Der süßen Schönen kann ich diesen Wahn verzeihn,
Die Liebe gibt ihr ihn und nicht die Staatskunst ein:
Sie wird im dunkeln Hain Richmonden eh beweinen,
Als in des Purpurs Glanz auf einem Throne scheinen.

**Elisabeth.**

So weint sie nicht um Blut, das du vergessen hast,
Unschuldig, ungedrückt von deiner Krone Last!
Trag' du die Kron' allein! glänz' auf dem Thron der Britten!
Nur eines Räubers Huld ist, was wir von dir bitten:
Nimm uns, was übrig ist! nimm Kron und Scepter dir!
Das Leben schenk' uns nur, und dafür danken wir.

**Richard.**

Ha! kann die Königin dies unbestrafend hören?
Ich weiß es, dies sind nicht der weisen Mutter Lehren;
Sie kennet, welch ein Glück der Purpur uns verheißt,
Der Wunsch, das höchste Ziel von einem großen Geist!
Mit andern Augen wird sie meine Huld betrachten:
Ich weiß, sie lehrte dich —

**Königin.**

Dich und den Thron verachten.
Wie lange sprichst du noch gekränkter Tugend Hohn?
Wer sind Wir, und wer Du, und wessen ist der Thron,
Den du verschenken willst? — Geh! eil', es aufzuschlagen,
Das höllenschwarze Buch von deinen Lebenstagen;
Kein Blatt! ein jedes klagt ein teuflisch Laster an.
Kein Schritt! und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn!
Die Erde, wo du stehst, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal siehst, tönt der Erschlagnen Stimme,
Sie tönt, schreit auf zu Gott! und Gott, Gott höret sie,
Spannt seine Donner an, und kömmt spät oder früh!
Die Dienrin seines Zorns auf ausgespannten Flügeln,
Die Rache rauschet schon von jenen Leichenhügeln
Und schwebet über dir! ich hör' sie, Bösewicht,
Ich hör' ich sehe sie: und du erzitterst nicht?
Was willst du? —

**Richard**

(zieht den Degen und geht nach der Prinzen Gefängnisse).
Dieses soll dir gleich die Antwort geben!

(Die Königin fällt ihm zu Fuße und hält seine Knie umfaßt, Elisabeth ergreift ihn bei dem Arme.)

**Königin.**

Nicht eher! raube mir zuvor mein trauriges Leben!
Sie! eine Königin, die mehr den Thron geschmückt
Als du, liegt tief vor dir im Staube hingebückt!
Stoß zu; so lange bleib' ich auf den Boden liegen!
Tod ist dein Lieblingswort und Quälen dein Vergnügen.
Was zauderst du? bin ich nicht dieser Gnade werth?

**Elisabeth**

(reicht ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand).
Tyrann! hier ist die Hand! die hast du ja begehrt!
Komm! führ' dein Opfer fort! führ' es zu den Altären:
Hier will ich — ew'gen Haß dir vor dem Priester schwören:
Doch hüte dich, daß nicht vor Ungeduld mein Geist,
Sobald du dich mir nahst, sein Sclavenhaus zerreißt,
Den schnöden Leib dir läßt, zu seinem Ursprung fliehet,
Und voll Verachtung dort auf dich hernieder siehet;
Unsichtbar dich verfolgt, in Träumen dich erschreckt,
Und alle Furien zu deiner Marter weckt!

**Königin**

(schlägt die Hände zusammen und hebt sie gen Himmel).
Was thust du, Tochter? Weh! weh mir! —

**Elisabeth.**

Es ist geschehen!
Hier ist die Hand, Tyrann, laß uns zum Altar gehen!

**Richard.**

Genug! o schöne Wuth! so lang gefällst du mir —
Dein Drohen schreckt mich nicht, die Bürgen hab' ich hier,
(er zeigt aufs Gefängniß)
Und wenn —

**Elisabeth.**

Dies schwör' ich dir! bei Gott sei es geschworen
Und allen Heiligen! die Hand soll dich durchbohren
Und dein meineidigs Herz zerfleischen, wo es nicht
Der Prinzen Leben schont, und die Bedingung bricht:
Die Hand (die ist nun dein) wirst du doch so viel lehren
Ein Blut, wie deines ist, frohlockend zu zerstören! —
Nur die Bedingung! — nichts — sonst nichts —

**Richard.**

Es soll geschehn,
Die Prinzen leben —

**Königin.**

Ach! darf sie die Mutter sehn?

**Richard.**

Bald! —

**Elisabeth.**

Und warum nicht jetzt?

**Richard.**

Die Thüren sind verschlossen.
Doch soll sie Gatesby, noch eh der Tag verflossen
Dir öffnen — und so oft, als du gebieten wirst!

**Elisabeth.**

Ha! siehe zu, Tyrann, daß du uns nicht verführst!
Ich bin das Opfer! —

**Königin**

Sie! welch Opfer! meiner Seele
Geliebtes, bestes Kind! — (gen Himmel) dir befehle
Ich sie und uns —

**Richard.**

Dich soll des Opfers nicht gereun,
Und Richard wird für euch mehr, als ihr glaubet, sein!
(Zur Elisabeth) Bald soll die Liebe dich in mir zum Altar führen!
Und alsdann öffnen sich auf ewig diese Thüren;
Ja, Königin, alsdann — genug! ich sag' es zu!
Geht und beruhigt euch —

**Elisabeth**

(ganz schwach, ergreift ihre Mutter bei der Hand).
Ja, ich bedarf der Ruh!
Ach! liebste Mutter, komm, und wein' in meine Zähren!
Vielleicht, daß wir auch bald dies einzge Glück entbehren!
(Sie gehen ab.)

Richard (allein).

Geht nur, Unglückliche! geht nur! Ihr sollt sie sehen,
Das hochgepries'ne Paar! sie, meines Zorns Trophäen!
Bald soll sie diese Faust gleich einem Sturm ergreifen
Und wie das Laub im Herbst von stolzen Aesten streifen —
Bei Gott — bald fürcht' ich mich! — ich schäme mich vor mir!
Wie Löwen gingen sie auf ein gejagtes Thier,
Entathmet, stumm, betäubt, schaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich schon den Tod herunter steigen sähe!
Und dieses ist ein sanft und zärtliches Geschlecht?
Und sie sind nicht bestraft? nud ich bin nicht gerächt?
(Er zieht den Degen und fühlt ihn an.)
Bist du auch scharf genug? — Ja, auf der Göttersitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit diesem Blitze! —
(Er fährt jählings zusammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mich dahin? —
Wie? — was? — ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod! — er kömmt! mein Freund kennt meine Stimme!
Komm! stähl' ein schüchtern Herz und füll' es ganz mit Grimme!
Es sträubt sich — und warum? klopft scheu und unruhvoll!
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich jetzt morden soll?
Die Feinde meines Glücks? Die Räuber meiner Größe?
Zwei Kinder! weiter nichts, als zween herzhafte Stöße —
Und doch — (höhnisch) Ja, dieses wird vielleicht mir furchtbar sein,
Wenn sie voll Todesangst durchdringend „Oheim!" schrein?
Wenn sich der kleine York an meinem Busen windet,
Und mich zu küssen glaubt, und sich durchstochen findet?
Wenn Eduard, den schon der Thronen Stolz erfüllt,
Für seinen Bruder fleht, und für sich trotzig schilt? —
Weh ihm! — Den Augenblick soll er nicht überleben,
Und schrecklich sein Gehirn an düstern Mauern kleben! —
Mich schaudert! — Still! — wer ruft? — die Stimme Heinrichs! — Ja! —
Noch einmal! — noch einmal! — da floh sein Schatten! — da! —
Er kömmt zurück! — er rauscht — er schreitet hin und wieder! —
Er steht! — Sein Auge tollt! — gießt Flammen auf mich nieder!
Er droht! — er winkt! er winkt! — umsonst! — ich folge nicht!
Er flieht! die Erde bebt! — weg schreckliches Gesicht!
Verdammte Phantasie! wie oft wirst du mich plagen? —
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen?
Wo bleibt doch Tyrell? — still! — er ist's! —

Richard. Tyrell.

Richard.

Du kömmst sehr spät?

Tyrell.

So bald, als dein Gebot mich hergerufen hat! —
Doch welche Blässe, Herr, bezeichnet deine Wangen?
Hast du, eh du hier warst, die Nachricht schon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt? —

Richard.

Verwegner! hab ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn! — doch wie? ist er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk gleich aufgerieben?
Ist Richmond nicht entflohn?

Tyrell.

Der Streit begann erst itzt,
Voll Muth scheint Richmonds Heer und Richmond selbst erhitzt,
Man sah ein wenig selbst dein Heer zurück sich ziehen,
So schien es, sagt man —

Richard.

Sprich lieber gar, sie fliehen.
Durchbohrtest du den nicht, der dir die Nachricht gab? —
Nenn' ihn, es wartet sein ein unvermeidlichs Grab! —
Doch eine große That sollst du erst mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbespritzte Haupt des Bräutigams zurück!
Was werden über ihn für schöne Thränen fließen!
Dann wird sie mir die Hand vom Blute trocknen müssen,
Wie ihre Thränen ich! Ich werd' es lächelnd sehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen spähn;
Ha! der Gedanke selbst beflügelt meine Stärke —
Auf! Tyrell! nimm den Dolch: komm zu dem großen Werke! —
Du bebst — Verfluchter! wie? — Du bebst? vor wem? vor mir?
Gut! wenn du vor mir bebst, alsdann verzeih ich dir —
Nur nicht vor einem Mord von diesen Königsknaben,
Mit ihnen wirst du sonst ein gleich Verhängniß haben.

Tyrell.

Doch Herr —

Richard.

Kein Wort! — Sieh her,
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du siehst, er ist gezückt!
Du kennst mich — folge mir — mach dich zum Mord geschickt!
Ein weibisch Mitleid steht nicht Dienern meiner Rache:
Die Wuth ist ihre Pflicht und Tödten ihre Sache.
Verstopf dein zärtlich Ohr dem kindischen Geschrei,
Und zeig', wie sehr dein Arm des Beifalls würdig sei —
Ohn' Aufschub! stoß zuerst, wenn du mich willst versühnen —

Tyrell.

Ich folge — welche Qual, den Wüthrichen zu dienen! —

(Sie gehen mit gezückten Dolchen nach dem Zimmer, wo Prinz Eduard und York verschlossen sind.)

---

## Gedichte von C. F. Weiße.

### Der Sieg über sich selbst.

Hört zu! ich will die Weisheit singen:
Die Kunst, sich selber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne sie allein.
Es lehrt kein Doktor und Professer
Sie leichter, gründlicher und besser:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weise sein.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher steigen,
Weißt er euch ab, läßt Narren ein!
Laßt sie sich Reverenzen machen,
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein!
Da seid ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelastens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide;
Geht ihr, er muß gefahren sein.
Er fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So schlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger List und bösen Ränken;
Wer soll euch seinen Beistand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch selbst am klügsten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit eurer Liebespein:
So rast nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,
Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

---

### Mittel der Deutschen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutschlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und West und in Nordosten wohnen,
Sind halb so weise nicht als wir.

Der leichte Franzmann pfeift und schneidet Kapriolen;
Der römische Kastrate singt:
Der Britte greift nach Strang, nach Degen, nach Pistolen,
Der Deutsche, was thut der? er trinkt!

---

## Lieder für Kinder.

### Der junge Baum.

Das liebe, kleine Bäumchen hier
Ist, sagt Papa, gleich alt mit mir,
Und trägt, so jung und zart,
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt dem Vater, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen sein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ich's auch an Früchten sein.

### Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst dich unter Blättern, fliehst
Der stolzen Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz duftest du,
Sobald man dich gepflückt,
Uns süßre Wohlgerüche zu
Als manche, die sich schmückt.

Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

### Der Mai.

Es lächelt aufs neu
Der fröhliche Mai
In buntem, festlichem Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr — mein künftiges Leben!

### Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,
Eine leichte Luft zerstört!
Ist dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlösser sind,
Die ihr euch so hoch erbaut,
Und mit Stolz beschaut?

Werden sie noch morgen stehn?
Ja — vielleicht, wir wollen sehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unser ganzes Glück?

### Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's) giebts Leute
So groß als ungefähr mein Daum:
Man denk' erst in der Weite!
Da müssen sie gewiß so klein
Als bei uns eine Mücke sein.

O wär' ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich sah', gewiesen:
Dort, sprächen sie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als jetzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger,
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schrein:
Am Leibe groß, am Geiste klein!

### Auf einen künstlichen Garten.

Dein Garten ist sehr schön geschmückt!
Hier Statuen und dort Cascaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk und güldne Vasen,
Und Porcellan auf ausgeschnittenen Rasen,
Und buntes Gatterwerk und... eines such ich nur...
Ist's möglich, daß was fehlt? „nichts weiter als Natur."

### Der Grobian.

Ein hochgeborner Herr, dumm, wie sehr viele sind:
Doch aufgeblasen, stolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn schmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Bent, so hieß der Mann,
Stieß jüngst an einen Bauer an;...
„Ha, Flegel! siehst du nicht vor dir?"
Was seid ihr, sprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freilich dumm,
Man geht ja wohl der Esel wegen um."

### Der Glückliche und der Weise.

Wer das kann, was er will, ist ein glückselig'er Mann,
Doch weis' und groß ist der, der das will, was er kann.

### Die Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint!

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint!

### Der Greis.

Dort fiel ein armer, alter Greis!
Sein Haupt war wie das Silber weiß,
Und ihm versagt sein zitternd Knie,
Und ach — die bösen Knaben die,
Wie lachten sie!

Mich dauert dieser gute Mann!
Wer eines Alten spotten kann,
Ist der wohl werth, jetzt jung zu sein?
Ist der wohl werth, einst alt zu sein?
Wahrhaftig, nein!

## Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wie nahe gehst du mir!
Noch spielst du sorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet dir!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubst du, er sei dein Freund? —
Dich liebt er, weil er sich nur liebt,
Und ist dein ärgster Feind!

Die rothe Schleife, welche sich
Jetzt um dein Hälschen schlingt,
Ach! ist das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und diese Hand — mit sanftem Muth
Wird sie von dir geküßt?
O! wüßtest du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieser fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfrist!
Was hülf es dir, ach, wüßtest du,
Was dir beschieden ist!

## Der Schneemann.

Der schöne Schneemann — ei wie groß!
Ein riesenmäßiger Coloß ...
Doch ach! die liebe Sonne scheint,
Und er zerrinnt, eh' man's gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf.
Von weitem glänzt der arme Tropf:
Doch der Verstand beleucht' ihn nur,
So schmilzt die schimmernde Figur.

## Der thörichte Wunsch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So schnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken streicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreis'te jeden Ort,
Wär' bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann sucht' ich stets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und baute mir mein flüchtig Haus
An schönsten Oertern hin.

Bald schwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald schlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich, wie ein Adler fliegt ..
Doch — welch ein Schuß geschah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In seinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Jetzt würd' ich nicht mehr sein.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menschheit freun.

## Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigsammlerinnen!
Jetzt bei warmem Sonnenschein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müßiggänger haßt man hier!
Fleiß und Arbeit sind euch Freude,
Und das Beste sammelt ihr
Auf der blumenvollen Weide.

Wenn nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel streichet,
Und die schönen Blumen dort
Von der bunten Flur verscheuchet;
Dann sitzt ihr in Sicherheit:
Voll sind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thüren jammern.

Doch ihr sorgt nicht nur für euch;
Nein, bei eurem süßen Fleiße
Seid ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weise:
Ihr verzinst das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Und er leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geschlecht
Möge jährlich sich vermehren,
Und das weise Bürgerrecht
Nie ein falscher Fremdling stören:
Blumen will ich pflanzen, hier
Jedes Blümchen sorgsam schonen,
Und ihr sollet mich dafür
Einst mit Honigseim belohnen.

## Der Kräusel.

Mein Kräusel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig liegt er hier,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer stets dem Glück im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weise, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

## Der Morgen.

Willkommen schöner Morgen!
Wär' ich nicht früh erwacht,
So bliebst du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Lust, Wunder und Entzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenstrahl
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind schön und schön das Thal.
Rings um mich her ist Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Prasser,
Was ihr für Glück verschlaft,
Seid eure eignen Hasser,
Und durch euch selbst bestraft!
Verschlaft die schönsten Stunden,
Nie sei von euch empfunden,
Was diese schöne Welt
Für Wunder in sich hält!

Ich aber will es fühlen. —
Indem die Weste mir
In Locken lieblich spielen,
Sitz' und betracht' ich hier.
Gott! ist mein irdisch Leben
Mit so viel Glück umgeben,
Was wird das Leben sein,
Das dort uns soll erfreun!

## Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen;
Dieß nur kann ich übersehen;
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nicht hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze,
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

---

## Das Vergnügen, wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt sie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Voll himmlischer Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu schwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und sah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Ist Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit so viel reiner Lust verwandt:
So sei in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand.

---

## Die Vorsicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden
O! welche Freuden;

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer!
In Lüften stürmt ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach; ach!
Hätt' ich die kurze, schöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht gescheut!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach.
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

---

# Scherzhafte Lieder.

## Die Haselsträuche.

Heil euch, verwachsnen Haselsträuchen!
Wie sehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten seh ich manchen Schäfer schleichen
Mit seiner Schäferin, sobald die Sonne sticht.
Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen sein.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen:
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh ich sehr oft den Schäfer zu euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?

---

## An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberst ja schon!
Die sprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleier
Die wachsende Brust,
Die Blicke sind Feuer
Und tödtende Lust.

Schon labet zum Küßchen
Der schwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du singest, du spielest,
Du tanzest, wie schön!
Und wüst, was du fühlest,
Dir selbst nicht gestehn.

Die Mutter mag sagen,
Du seist noch so klein:
Du darfst es nur wagen,
Es nicht mehr zu sein.

Noch kleiner, Rosette,
Ist Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

---

## Das goldene und eiserne Zeitalter.

Wo Fürsten und Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was sie gebieten,
Und Dummheit den Verdiensten bräut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit straft, der Tugend lohnet,
Die Künste hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte streiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläsern sich vertragen,
Wenn sie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären sie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder schreit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo zauberische Flöten spielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch streut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küssen,
Und mehr als ihre Mütter wissen,
Und buhlen blos aus Lüsternheit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo sie erröthend widerstreben,
Um siegender sich zu ergeben,
Besiegt von Treu' und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrschet die eiserne Zeit.

Doch wo er ungeschwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, sich dessen freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Wo Schönen griechisch disputiren
Und mit Gronovn Kriege führen,
Von Dintenflecken nie befreit;
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo sie Gellerten empfinden,
Mit feinem Witz Verstand verbinden,
Das Herz nicht den Verstand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jüngling kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Rosenkränzen
Sich der genossnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

## Der Jüngling an die Freude*).

Du Freude bist mit mir geboren:
Einst unter jenem Rosenstrauch
Hast du mir ewig Treu' geschworen,
Und diese schwör' ich dir jetzt auch.

Du hüpftest, mir als Kind, zur Seiten
Und ludest mich durch Näscherei'n,
Geschwätz und Scherz und Fröhlichkeiten
Zu deiner zarten Freundschaft ein.

Bald sannst du kleine Pfänderspiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefst mit mir bald nach dem Ziele,
Brachst bald mir einen Blumenstrauß.

Du wischtest mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelschwingen ab,
Und lehrtest mich der Lust entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

Als Jüngling gabst du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabst du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabst mir Flügel an die Füße
Zum Tanz bei süßer Harmonie:
Du schafftest mir von Spröden Küsse,
Und du, du selber würztest sie.

Du gabst mir treue Freund' und Brüder,
Geschmack für Liebe, Wein, Gesang:
Drum preisen dich auch meine Lieder,
Drum preist in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einst Hymens Fackel brennen,
So zünde du sie selber an,
Und laß mich keine Gattin kennen,
In der ich dich verkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir selber auferziehn:
Nie sei ihr Himmel schwül noch trübe,
Damit sie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz,
Und schmücke noch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit; Gesang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Bahre
Nicht krumm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und schlag' um meine Lilienhaare
Noch sterbend deinen Rosenkranz!

## Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dieses Leben
Mir immer noch erträglich machst,
Und wenn ja Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst:

Wie preis' ich dich! Schon auf dem Schoße
Der sanften Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Brust die Rose
Und scheute nicht der Dornen Stich.

Sobald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt' ich deine Blumenspur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich hascht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wiesen und am Wasserfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen
Und in dem leichten Federball.

Kaum hing am Kinn die Pflaumenfeder,
So trugest du in meinem Blut
Durch das sanft schwellende Geäder
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Geld und Ehre,
So gab es mir ein Saitenspiel,
Und du gabst mir die weise Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich schlürft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Wasser ein:
Du träumtest still mir mir im Haine,
Und scherztest in der Mädchen Reih'n.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Brust
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürsten Lust.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein stets zufrieden Herz,
Und denen, die jetzt um mich spielen,
Stets meiner ersten Jahre Scherz.

So seh' ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die sie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein fröhlich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbekissen, ohne Klage,
Ein spät und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß selbst deine Flügel,
Daß es kein finstrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhstatt deiner Kinder sei!

## Die zufriedene Liebe.

### An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein größer Glücke geben.

Der Baum, der uns jetzt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern;
Doch soll auch unsre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben still, wir leben frei
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
Sobald sie kommen, scheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunst
Mit seinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunst,
Uns ewig zu gefallen.

*) Dieses Lied ist mit dem folgenden einerlei Inhalts. Der Verfasser hatte es verlegt, und verfertigte nach einerlei Ideen das folgende. Es fand sich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, lößt er von beiden dem Leser die Entscheidung.

## Christian Hermann Weiße,

zu Leipzig im Jahre 1801 geboren, Enkel vom Verfasser des „Kinderfreundes," studirte Jurisprudenz, ließ sich aber 1822, um Geschichte zu lesen, in seiner Vaterstadt nieder. Mehr und mehr der monistischen Schule zugewandt, wurden seine Vorlesungen seit 1825 immer entschiedener philosophisch; doch wurde bald seine Abweichung von der hegelschen Ansicht bemerklich. Von Jena mit der theologischen Doctorwürde beschenkt, zog er sich 1837 gänzlich von dem öffentlichen Lehramt auf seinen Landsitz zu Stötteritz bei Leipzig zurück. In neuester Zeit wandte er sich wieder dem Katheder zu.

Er gab heraus:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Leipzig, 1827.
Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. Leipzig, 1829.
System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. Leipzig, 1830.
Ueber das Verhältniß des Publikums zur Philosophie im Zeitpunkte von Hegels Abscheiden. Leipzig, 1832.
Ueber die Legitimität der gegenwärtigen französischen Dynastie. Leipzig, 1832.
Die Idee Gottes. Dresden, 1833.
Die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Leipzig, 1834.
Theodicee, in Reimen. Dresden, 1834.
Büchlein von der Auferstehung. Dresden, 1836.
Grundsätze der Metaphysik. Leipzig, 1835.
Kritik und Erläuterung des goethe'schen Faust, nebst einem Anhang zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Leipzig, 1837.
Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. Leipzig, 1838.

Ein scharfer und gründlicher philosophischer Denker, schloß sich W. anfangs dem neuesten Systeme an, schritt aber über dasselbe hinaus und suchte, vorzüglich in seinen letzten Schriften, die wirkliche Welt mit den philosophischen Gedanken in Einklang zu bringen und Beiden, ohne daß sie einander beeinträchtigten, ihr gutes Recht zu erhalten und ihnen vollkommene Geltung zu gewähren.

---

## Heinrich Hatzbold von Weißensee, s. Minnesinger.

---

## Johanna Franul von Weißenthurn,

1773 zu Koblenz geboren, war die Tochter eines gewissen Grünbergs, der Anfangs baierischer Offizier, zuletzt aber Schauspieler war und früh starb. Sie wuchs unter dürftigen Verhältnissen auf, betrat in ihrem 15. Jahre zum ersten Male die Bühne zu München; erhielt dann einen Ruf als Hofschauspielerin nach Wien, den sie annahm. Sie vermählte sich dort mit dem Patricier von Weißenthurn aus Fiume, erhielt 1829 vom Kaiser die goldene Ehrenmedaille, und trat nach langem Wirken 1841 mit entschiedenster Anerkennung von der Bühne ab.

Sie schrieb:

Schauspiele. Wien, 1810. 6 Bde. 7r u. 8r Bd. Berlin, 1817. 9r—12r Bd. 1810—29.

In guter Schule gebildet, erkannte F. v. W. was besonders auf der Bühne wirkte, und schrieb in diesem Sinne, ohne der Wahrheit und dem guten Geschmacke zu nahe zu treten, ihre dramatischen Arbeiten, welche sich auch durchgängig freundlichen Beifalls zu erfreuen hatten und von denen mehrere, namentlich einige sehr gelungene Lustspiele, sich fortwährend auf dem Repertoire erhalten haben.

---

## Friedrich Christoph Weißer,

geboren zu Stuttgart am 7. März 1761, wurde zuerst Landschaftssekretär, 1807 Obersteuerrath und zuletzt königl. würtembergischer Obersinanzrath. Seit 1822 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb 1836 im Januar.

Von ihm erschien im Druck:

Acht Romanzen. Leipzig, 1804.
Kleine Satyren. Leipzig, 1805.
Singedichte. Zürich, 1805 u. 1806. 2 Thle.
Die Mährchen der Scheherezade. Leipzig, 1809.
Scherz- und ernsthafte Miscellen. Leipzig, 1808.
Satyrische Blätter. Leipzig, 1812. 2 Thle.
Mährchen. Frankfurt, 1816.
Schalkheit und Einfalt. Berlin, 1822. 2 Thle.
Poetische Satyren. Berlin, 1823.
Lilien und Rosen. Ulm, 1823.
Poetisch-satyrische Pinselstriche. Ulm, 1823.
Muse und Muße. Ulm, 1824.
Ernste und heitere Stunden. Berlin, 1824.
Ernste, fröhliche und scherzende Muse. Halle, 1826. 2 Thle.
Neue Sammlung prosaischer Werke. Augsburg, 1827. 3 Thle.
Mit F. Hang: Epigrammatische Anthologie. Zürich, 1807—1809. 10 Thle.

W. war nicht ohne Witz und Talent für die Form, arbeitete aber zu flüchtig und leichtfertig, um etwas Bedeutenderes zu leisten. Am gelungensten sind einige seiner Epigramme.

---

## Johann Ignatz Weitzel

ward am 24. October 1771 zu Johannisberg geboren und sollte nach dem Willen seines Vaters Schneider werden; allein da er zu etwas Höherem sich bestimmt fühlte, ging er auf die Schule zu Mainz, wo er sich durch seine eigene Kraft durchhelfen mußte. Seine academischen Studien vollendete er zu Jena und Göttingen. In sein Vaterland zurückgekehrt versah er bei der französischen Behörde bis 1800 mehrere Aemter. Darauf begab er sich nach Mainz und wurde dort bald Professor am kaiserlichen Lyceum. 1815 nahm er einen Ruf als

Hof- und Revisionsrath nach Wiesbaden an, und 1820 ward er Bibliothekar, wo er am 8. Januar 1837 starb.

Seine Schriften sind:

Egeria, Monatsschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik. Frankfurt, 1801.
Umbau, oder der unsichtbare Bund. Frankf. 1805.
Egeria, oder die Feindschaft aus Liebe. Mainz, 1809.
Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur, mit Nicolaus Vogel. Mainz, 1810.
Denkschrift von Napoleon Buonaparte. Mainz, 1814.
August und Wilhelmine. Mainz, 1815. 2 Thle.
Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Mainz, 1829.
Vermischte Schriften. Mainz, 1820 u. 21. 3 Thle.
Das Merkwürdigste aus meinem Leben. Mainz, 1821. 2 Thle.
Der heilige Bund. Wiesbaden, 1823.
Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. Wiesbaden, 1824.
Betrachtungen über Deutschland. Leipzig, 1828.

Ein gründlich durchgebildeter, kenntnißreicher, scharfsinniger, geschmackvoller Publicist und belletristischer Schriftsteller, voll Klarheit und Kraft, erwarb sich W. vorzüglich durch seine trefflichen geschichtlich-philosophischen Entwickelungen und seinen echten, auf Ueberzeugung beruhenden Liberalismus einen sehr geachteten Ruf.

---

# Karl Theodor Welcker

ward zu Oberfleiden bei Marburg am 20. März 1790 geboren und studirte die Rechte zu Gießen und zu Heidelberg; dann widmete er sich der akademischen Laufbahn, bekleidete nach einander Professuren der Rechte in Gießen, Bonn und endlich seit 1822 zu Freiburg im Breisgau. Hier wirkte er mit großer Kraft für den Liberalismus, und zeichnete sich besonders als Deputirter auf dem Badenschen Landtage aus, wo er vorzüglich 1830 lebhaft für die Preßfreiheit sprach. Unermüdlich fuhr er seit dieser Zeit fort, in Reden und Schriften seine Ansichten und seine Ueberzeugung auszusprechen, Anfangs mit großer Heftigkeit, später ruhiger und gemäßigter. Auf einer Reise durch den Norden Deutschlands in neuester Zeit erhielt er überall die unzweifelhaftesten Beweise der Anerkennung von einem großen Theile der Nation, wurde jedoch nach seiner Rückkehr quiescirt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Gießen, 1813.
Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit. Freiburg, 1830.
Die Universal- und die juristisch-politische Encyklopädie und Methodologie. Stuttgart, 1829. 1. Bd.
Ueber das rechte Verhältniß von bürgerlicher Ordnung, Kirche und Schule, mit Rücksicht auf badische Staatsgrundsätze. Freiburg, 1828.
Oeffentliche actenmäßige Vertheidigung gegen die öffentliche Verdächtigung der Theilnahme oder Mitwissenschaft an demagogischen Umtrieben. Stuttgart, 1823.
Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes zur bestmöglichsten Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit. Karlsruhe, 1831.

Viele einzelne Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften, wie z. B. den Kieler Blättern, dem Freisinnigen ꝛc. — Seit 1834 gab er gemeinschaftlich mit v. Rotteck (S. d. Artikel) und nach dessen Tode allein das Staatslexikon heraus, aus welchem mehrere von ihm geschriebene Artikel auch besonders abgedruckt erschienen.

Ueber W's Wirken kann erst die spätere Zeit entscheiden, da er sich noch zu sehr innerhalb der Gegenwart und ihrer Bewegungen befindet. Ein ebenso gründlicher als scharfsinniger Rechtskundiger und Rechtslehrer, hat er durch seine unerschrockene Vertheidigung der Preßfreiheit und des Liberalismus einen sehr bedeutenden und bleibenden Einfluß auf das gesammte Deutschland ausgeübt.

---

## Gebhardt Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstadt*): (und der große deutsche Freiheitskrieg).

(Aus von Rotteck's und Welcker's Staats-Lexikon. Band II.)

Kräftige menschliche Bestrebungen und Thaten bilden an sich einen würdigen Gegenstand menschlicher Betrachtung. Höheren Werth erhalten sie, wenn ihr Gegenstand groß ist, den höchsten, wenn sie zugleich ihrem Schauplatz und Zusammenhang nach einem der großen Hauptacte im Drama der Menschengeschichte angehören und bedeutend in denselben eingreifen. Mit den bedeutendsten, mit den unglücklichsten wie mit den ruhmvollsten Ereignissen, welche seit Jahrhunderten das deutsche Vaterland erlebte, mit den wichtigsten Veränderungen, welche der staats- und völkerrechtliche Zustand von Europa und vorzüglich von Deutschland in der Periode der neueren Zeit erfuhr, ist der Name Blücher unzertrennlich verbunden. Wie verschieden auch bedeutende historische Personen, ihre Verdienste und ihre Mängel, je nach den verschiedenen Standpunkten der Menschen beurtheilt werden mögen, in einem Punkte werden, was Blücher betrifft, alle sich leicht vereinigen, welche die erhebende Zeit der großen Freiheitskämpfe sich lebhaft vergegenwärtigen wollen: unter allen den hohen und glänzenden Namen aller europäischen Nationen, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 gegen die Napoleonische Welttyrannei kämpften, trat wenigstens in der Zeit dieser glorreichen Kämpfe selbst keiner mehr hervor, als der Name Blücher. Bei Freund und Feind, im In- und Ausland, bei der Jugend, im Volk und in den Heeren hat Niemand eine allgemeinere moralische Bewegung der Begeisterung und des Schreckens, der Liebe und des Hasses bewirkt, als der „Marschall Vorwärts", als der „Vater Blücher", der jugendlich feurige Greis von mehr als siebenzig Jahren.

Solche erhebende, solche vereinigende und vorwärts treibende Begeisterung in schwerem gemeinschaftlichen Kampfe ist sicher der Wirkung nach an sich schon höchst bedeutend; alsdann zumal, wenn so, wie damals, der Sieg nur durch so viele und große freiwillige Opfer und Anstrengungen zu hoffen ist, und wenn es gilt, die schwerfällige, locker verbundene Masse so vieler Regierungen, so verschiedenartiger Volksstämme und Heere einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber zusammen zu halten und zu nachdrücklichen harmonischen Bewegungen gegen das gemeinschaftliche Ziel zu bestimmen. Nicht gut historisch aber wäre es, die genügenden Gründe von großen Dingen nur allein in kleinen Ursachen, die Kräfte zu großen Thaten lediglich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten oder in nur unbedeutenden und kleinlichen persönlichen Eigenschaften suchen zu wollen.

Schon jene große Wirksamkeit für unseren öffentlichen Zustand und die wesentlich politischen Kräfte, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wurde, fordern natürlich auch das Staats-Lexikon zu einer Betrachtung derselben auf.

Aber selbst die Betrachtung der höheren Bedeutung und des ganzen Zusammenhanges jener Freiheitskämpfe scheint vorzugsweise an diese Persönlichkeit sich knüpfen zu wollen. Blücher hatte bereits nicht blos in den früheren Revolutionskriegen 1793 und 1794 und in dem unglücklichen Feld-

*) Die vielen Quellen hat mit großer Vollständigkeit die ausführlichste Biographie Blüchers, die von Varnhagen von Ense (Biographische Denkmale Thl. III. S. 621 — 688) angegeben. Einige eigene standen dem Verfasser dieser Zeilen zu Gebot.

zuge von 1806 mit einer damals seltenen, mit der hervortretendsten Auszeichnung gekämpft. Er, der Greis Blücher, war auch im ganzen Befreiungsheere der Einzige, der zugleich die Schlachten des siebenjährigen Kriegs und die von Leipzig und Belle-Alliance mitgekämpft hatte, und in dessen früherer Lebensgeschichte vor allen ein Ereigniß hervortritt, welches so, wie für seinen eignen Charakter, so auch für die Zeit Friedrichs des Großen bezeichnend ist.

Seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber begann, seit der französischen Revolution trat sichtbarer hervor, und durch den siegreichen Ausgang der großen Freiheitskriege und die Verwirklichung der sie eröffnenden fürstlichen Verheißungen sollte sich glücklich entscheiden ein großer Entwicklungskampf für Deutschland und Europa. In reichen, großen und drangvollen Ereignissen, wie sie oft der lange Lauf vieler Jahrhunderte nicht vereinigt, wie man sie seit der kirchlichen Reformation im sechszehnten Jahrhunderte nicht sah, wollte sich gegen Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten eine neue Reformation, eine neue Bildungsperiode entwickeln. Es war die politische Reformation, welche an die Stelle des Feudalwesens und der feudalistischen Verfassungen und desjenigen, was von der hierarchischen blinden Glaubensgewalt in sie zu verwachsen war, freie Nationalstaaten, freie staatsbürgerliche Verhältnisse und Verfassungen setzen wollte. Sehr erklärlich aber erhielten die bewußteren wie die unbewußteren Bestrebungen für die neue politische Zeit zuerst mehr einen negativen Charakter, das heißt, sie zerstörten nur die alten Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen Formen und Verfassungen gegründet oder befestigt wurden. Bis zu einem gewissen Grade geht ja überhaupt von selbst die Zerstörung des alten Baues dem neuen voraus. In den großen, schwer ganz zu umfassenden Verhältnissen von Religion und Politik aber werden außerdem nur allzugewöhnlich die Gegner der einen, einseitigen Richtung, durch die menschliche Schwäche, zuerst selbst zu der entgegengesetzten Einseitigkeit fortgerissen. Selbst so große Geister, wie Voltaire und Friedrich der Große, bekämpfen, bei allem Ernst der Gesinnung für's Gute doch nicht den Aberglauben, ohne den Glauben zu zerstören, oder ohne auf die Seite des Unglaubens zu treten, nicht die Anarchie, sei es eine feudale oder eine demokratische Anarchie, ohne durch Zerstörung und Anfeindung aller Freiheit einem eben so verderblichen Absolutismus in die Hände zu arbeiten. Die Gegner des Unglaubens und des Despotismus dagegen suchen uns wieder dem Mysticismus und der Anarchie zu überliefern. Nur die allmälig in den Vor- und Rückschwankungen gewonnene praktische Bildung oder der Einfluß seltner bildungskräftiger Männer führt die Völker zur glücklichen Vereinigung von Religion und Aufklärung, von Ordnung und Freiheit. Die natürlichen Folgen nun aber von der Zerstörung der alten politischen Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen staatsbürgerlichen repräsentativen Verfassungen gegründet oder fest und wirksam wurden, mußten in Europa unvermeidlich die absolute despotische Gewalt der an der Spitze stehenden monarchischen oder republikanischen Machthaber begründen. Vollends aber entstand in Frankreich zuerst ein furchtbarer Despotismus. Theils geschah dies durch die verderbteste absolute Königsmacht, durch die unter ihr ausgebildete Verderbniß des französischen Volks, endlich durch die maßlose Selbstsucht und Herrschsucht Napoleons, des übermächtigen Erben der französischen Revolution. Mit allen durch das Freiheitsstreben, durch die Revolution selbst aufgeregten, ihr längere Zeit bewußtlos dienstbaren Kräften schien diese Napoleonische Herrschaft, welche sich an die Stelle der erstrebten Freiheit setzte, in den innern und äußern Verhältnissen aller europäischen Nationen eine Unterjochung täglich mehr ausbilden zu wollen, die um so unerträglicher wurde, je allgemeiner der Widerspruch derselben mit den angeregten Ideen, mit der Bestimmung der Zeit, mit der innern und äußern oder der nationalen und der verfassungsmäßigen Freiheit erkannt wurde. In dem Streben für diese doppelte Freiheit mußte also ebenso der Kampf der übrigen europäischen Völker gegen Frankreich entbrennen, wie er früher zum Theil von der absolut gewordenen Fürstengewalt gegen die von Frankreich ausgehende Verbreitung der Freiheitsgrundsätze geführt wurde. Schon sehr frühe war in der französischen Revolution nicht blos das Streben nach Freiheit in innere Anarchie und Despotie, sondern auch in Verletzung gegen fremde Nationen übergegangen. Und bald wurde jetzt alle Gewaltthat der absoluten französischen Könige, namentlich auch gegen Deutschland, überboten. Verblendung und Ehrgeiz hatte insbesondere einen großen Theil der Franzosen, und namentlich die Heere, zu Genossen und Werkzeugen der Napoleonischen Unterdrückung, und als solche auch zu den Feinden der für ihre Freiheit kämpfenden Völker gemacht. Aber auch die Franzosen kehrten, wie sich nachher zeigen wird, vorzüglich durch den deutschen Freiheitskrieg, von ihrer Verblendung und einseitigen Richtung allmälig mehr und mehr wieder zur ursprünglich erstrebten Freiheit zurück.

In diesen großen europäischen Entwicklungskampf fällt Blüchers Leben und Wirkung. Blücher war zu Rostock den 16. Dec. 1742 geboren. Sein Vater, ebenso wie seine Mutter aus Mecklenburg abstammend, war Rittmeister in hessencasselschen Diensten gewesen, und hatte sich auf sein kleines Rittergütchen Großenrensow zurückgezogen. Wir wissen von ihm fast nur, daß ihn, wie die Mutter, der Sohn mit dankbarer Verehrung nannte, und dann, daß er gegen einige Tanten, welche diesem Sohn bei seiner Geburt einen aus den Schäferliedern seiner Zeit geborgten fremden, idyllischen Namen zudachten, statt desselben vielmehr die für ihn passenderen kräftigen deutschen: Gebhardt Leberecht, durchsetzte. Die Unruhen des langen Haders zwischen dem Herzog und der landständischen Ritterschaft hatten den Vater vor Blüchers Geburt bewogen, nach Rostock zu ziehen. Die des siebenjährigen Krieges bestimmten ihn später, seine Söhne Ulrich und Gebhardt auf die Insel Rügen zu seinem Schwiegersohne v. Krackwitz zu schicken. In Mecklenburg wie auf Rügen mag wohl wenig wissenschaftlicher Unterricht die Knaben an das Zimmer gefesselt haben. Selbst die französische Sprache hatte, in einer Zeit, wo alle deutsche Nationalität in elender Nachäffung des Franzosenthums unterzugehen schien, Blücher, der einst in Paris deutsch sprechen und dem deutschen Namen seine Achtung wieder erwecken sollte, nicht erlernt. Desto kräftiger entwickelte er unter freiem Himmel, bei einiger Theilnahme an landwirthschaftlicher Thätigkeit und bald auf wildem Roß, bald auf dem stürmenden Meer im Wettkampf mit seinen Altersgenossen in freiem glücklichen Jugendleben seine kräftige, unverwüstliche körperliche Constitution, seine Tugenden der Körpergewandtheit, des kühnen unerschütterlichen Muthes, des gesunden Sinns und Blicks und des tüchtigen Charakters, so wie die unzerstörliche Heiterkeit und Lebensluft und seine offne gutmüthige Treuherzigkeit Geringe und Vornehme. Fischer am Ostseeufer der Insel Rügen erzählten, „daß ihre „Väter den Feldmarschall wohl gekannt, da sie noch Buben „gewesen und mit dem wilden Junker und einem älteren „Bruder Ulrich so manchen Streich ausgeführt hätten. Da „sei der Junker Leberecht immer voran gewesen. Was „Keiner gewagt, habe er unternommen, und Alle hätten ihm „gehorchen müssen, weil Keiner so großes Herz gehabt. Ihm „sei kein Baum zu hoch gewesen. In die Schluchten der „Kreidefelsen (wo heutiges Tags es angeschlagen ist, daß „wegen der Lebensgefahr Niemand hineinsteigen darf) kletterte „er hinab bis zu der Brandung des Meeres, ohne Schwindel. „Beim Sturme rief er seine Gefährten in den Nachen und „schlug mit dem Ruder gegen die empörten Wellen, als „wollte er sie schweigen heißen" *). Bei solcher Stimmung mußte das Soldatenleben in dem auf Rügen liegenden schwedischen Husarenregiment von Mörner anlocken. Aber die älterliche Zustimmung wurde verweigert. Da verließen im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges beide Knaben heimlich den Schwager und suchten Aufnahme in jenem Regiment. Sie erhielten, nachdem endlich der Vater eingewilligt hatte, die gewünschte Anstellung. Aber bald wurde auf einem Streifzuge in die Uckermark der vierzehnjährige Junker Gebhardt mit verwundetem Pferde von einer überlegenen Anzahl preußischer Husaren gefangen. Ein Husar nahm ihn vor sich auf sein Pferd. So nun trug dieses ihn seinem großen Schicksal entgegen. So brachte es den Preußen den Helden der Befreiungskriege. Dem preußischen Husarenobrist v. Belling gefiel der schöne muthige Knabe. Er gewann ihn lieb, behielt ihn auf sein Ehrenwort bei sich, und bot ihm wiederholt preußische Dienste an. Diese aber lehnte Blücher, so lange er noch seinen schwedischen Abschied nicht erhalten konnte, standhaft ab. Endlich nach einjährigem Harren glückte es durch einen günstigen Zufall, ihn zu erhalten. Blücher wurde preußischer Fahnenjunker, bald (1760) Cornet und Adjutant seines väterlichen Gönners, der ihn ausrüstete. Er half nun mit Eifer und Muth den siebenjährigen Krieg, welcher nach langer Zerrüttung und Erschlaffung die erste erhebende Bewegung in Deutschland erzeugte, muthig zu Ende kämpfen. Blücher focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg, in welcher letzteren er verwundet wurde. Er rückte bis zum ältesten Staabsrittmeister vor. Da fiel Belling in Ungnade bei Friedrich dem Großen und Blücher

*) Förster, der Feldmarschall S. 3.

wurde, ohnerachtet seiner Gegenvorstellungen, bei der nächsten Beförderung in der Zutheilung der Escadron einem jüngeren Rittmeister v. Jägerfeld nachgesetzt. Der König selbst hatte bereits diese Diensteinrichtung gegen Blüchers Vorstellungen genehmigt. Dennoch schrieb Blücher die kühnen Worte an seinen großen König: „Der von Jägerfeld, der „kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgra„fen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Friedrich befahl, ihm Arrest zu geben, damit er sich eines Bessern besinnen könne. Blücher saß und saß, dreiviertel Jahre lang, und blieb bei seiner Erklärung. Da erklärte seinerseits der König: „der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen; er kann sich zum Teufel scheeren." Blücher liebte leidenschaftlich den Kriegerstand. Er war damals vermögenslos, dazu verlobt mit einer ebenfalls vermögenslosen Braut, einer Fräulein von Mahlin, der Tochter eines ehemaligen sächsischen Obersten, der in Polen Güter gepachtet hatte. Nur die innere Empörung eines unabhängigen festen Charakters gegen das Unrecht, nur ein tiefes Gefühl für das Recht, welches Blücher in seiner Person verletzt glaubte, konnte ihn in solcher Lage, in solcher Zeit unbeschränkter Fürstenherrschaft, in welcher vollends im Militair schon der Zweifel an der Unfehlbarkeit königlichen Willens als Verbrechen galt, zu so kühnem, unerschütterlichem und aufopferungsvollem Rechtstrotz selbst gegen seinen großen König bestimmen. Es sind aber dieselben Gefühle und Kräfte, welche zum Kampf gegen fremde Unterdrückung und welche gegen die Willkür der verschiedensten Art im Innern begeistern und stählen. Ein aufopferungsvoller, muthiger gesetzlicher Widerstand gegen Unrecht der Gewalt, zum Schutz des gemeinsamen Rechts, ist meist schwerer, oft heilsamer, als Angriff.

Blüchers Freunde fürchteten, er werde seine Verbindung aufgeben müssen. Er that es nicht. Er nahm ein Pachtgut seines Schwiegervaters in Unterpacht, heirathete und lebte mit seiner Gattin, die ihm sechs Kinder gebar, obwohl oft zum Kriegsdienst sich zurücksehnend, doch funfzehn Jahre lang glücklich in ländlicher Einsamkeit. Durch einsichtsvollen und eifrigen Betrieb des Landbaues, worin er als Muster galt, erwarb er sich bald ein kleines Landgut in Pommern und durch Charakter und Benehmen die Achtung und Liebe seiner Umgebung, so daß ihn, den geborenen Ausländer, die pommerischen Landstände zum Landrath der Provinz ernannten. Selbst der große König bezeugte ihm, der dem Lande einige Dienste geleistet hatte, wiederholt mündlich und in Briefen und durch Geldgeschenke seine Achtung und, wie es scheint, die Absicht, das Vergangene zu vergüten. Nur erlaubte eine falsche Vorstellung von der königlichen Würde nicht, dieses auf die auch nur den Schein eines königlichen Irrthums oder Unrechts eingestehende Weise, nämlich durch eine passende Wiederanstellung, zu thun. Die letztere war erst möglich nach Friedrichs Tode. Doch hielt zuerst gutmüthiges Nachgeben gegen die dringenden Bitten seiner Gattin Blücher ab, Schritte zur Erfüllung seiner Wünsche zu verfolgen. Einst aber, bei einer Heerschau in Pommern, bemerkte Friedrich Wilhelm II. mit Wohlgefallen einen Mann, der durch seine männliche Schönheit und als kühner trefflicher Reiter unter den Zuschauern sich auszeichnete. Mit den Worten: „Der könnte uns Allen was zu rathen aufgeben," wandte sich der König zu seinen Cavalerieofficieren und erkundigte sich. Es war Blücher. Der König, diesmal besser als sein großer Vorfahr, den rechten Mann erkennend, trug ihm huldvoll den ersehnten Rücktritt in die Armee an. „Ja, mit „Freuden, wenn sein Recht ihm würde," war Blüchers Antwort, und es ward ihm. Er erhielt 1787, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, gerade in sein altes Regiment den Wiedereintritt und die Majorsstelle vor demselben v. Jägerfeld, dem er einst nachgesetzt wurde; und sein Patent wurde zurückdatirt auf 1779, eine Zeit, wo der König, der es unterzeichnete, gar noch nicht regierte.

An der Spitze desselben rothen Husarenregiments, von Golz, kämpfte 1793 und 1794 Blücher in den Feldzügen am Rheine, zuerst als Obrist, bald, zur Belohnung seiner Verdienste, als Generalmajor und als Inhaber des Regiments und mit dem rothen Adlerorden geschmückt. In den Kämpfen von Cisoing, Luxemburg, Kaiserslautern, Morschheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moorlautern zeigten sich Blüchers kühner Geist und seine Freude am Kampfe, der schnelle Blick und Entschluß in jeder Lage, die von Tollkühnheit entfernten vorsichtigen Anstalten, wie die Energie der Ausführung, endlich die begeisterte Liebe und Folgsamkeit, welche des Anführers Vorangehen in jeder Gefahr und Mühseligkeit und das gutmüthige, treuherzige Wohlwollen seinen Kriegern einflößten. Man nannte ihn den neuen Ziethen. Beinahe 4000 Gefangene, darunter 150 Offiziere und ein Generallieutenant, einige tausend Pferde, 11 Kanonen und 5 Fahnen hatte unter seiner Führung sein Regiment gewonnen, nie, mit Ausnahme von sechs Mann, Gefangene verloren.

Schon glänzte Blüchers Name. Doch sollte er seinen vollen Glanz vor seinem Greisenalter nicht erwerben. Dieses verhinderte Deutschlands unglückliches Schicksal, begründet durch allbekannte Mängel und Ursachen, durch die innern Verhältnisse und durch ihre Folgen, die Niederlagen im Kriege, insbesondere der baseler Friede und die Demarcationslinie, welche das in die Revolutionskriege hineingezogene übrige Deutschland preußischer Seits ebenso wie der Friede von Campoformio österreichischer Seits hülflos ließen, sodann ferner die unglückliche Zögerung des bereits ausmarschirten preußischen Heeres 1805 und endlich die furchtbaren Ereignisse von 1806. In der auf den baseler Frieden folgenden Waffenruhe hatte sich Blücher nach dem Tode seiner ersten Gattin zum zweiten Male vermählt und zwar mit einer schönen Ostfriesin, einem Fräulein von Colomb. Im Jahre 1811 war er General-Lieutenant geworden und 1812 und 1813 hatte er, beauftragt mit der Besitznahme von Erfurt, Mühlhausen und Münster, und dann als Gouverneur von Münster durch sein menschenfreundliches, zutrauliches Wesen manche Schwierigkeiten und Härten des neuen Zustandes der Bewohner beseitigt. Auch als Schriftsteller trat nun Blücher auf. Er ließ 1796 sein Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein erscheinen, welches Sachkundige zu den besten Werken dieser Art zählen, ein lebendiges Abbild seiner ritterlichen Kriegsthaten, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. — Im Jahre 1805 schrieb er die schon durch ihren Titel und die darin ausgesprochene Grundidee merkwürdige Schrift: Gedanken über Formirung einer preußischen Nationalarmee, in welcher er schon damals fordert, jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden*).

An dem unglücklichen Tage von Jena hatte Blücher in noch untergeordneter Stellung an der Spitze von fünfundzwanzig Escadronen Cavalerie und einiger reitenden Batterien, über welche man ihm erst auf dem Schlachtfelde den Befehl anvertraute, das Seinige gethan. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet. Als der ungeordnete Rückzug und die Auflösung der Armee erfolgte, führte er vermittelst einer kühnen Kriegslist 5000 Mann mitten durch die feindlichen Reiterdivisionen Klein und Lasalle hindurch und zog noch das weimar'sche Corps unter dem Herzog von Braunschweig-Oels an sich. Um einen Theil der feindlichen Heeresmacht von dem Herzen der Monarchie und von den wenigen dem König übrigen Truppen bis zur Ankunft der Russen abzuziehen, warf er sich nun mit seinen 15,000 Mann nach Mecklenburg; alsbald aber, durch Murat, Soult und Bernadotte von 80,000 Mann umzingelt, mit Verwerfung aller ihrer Capitulationsanträge, nach Lübeck. Da aber die schlecht befestigte Stadt, trotz aller Gegenwehr und des unermüdlichen persönlichen Kampfes des Anführers, selbst noch in den Straßen der Stadt, von der feindlichen Uebermacht erstürmt war, mußte er endlich in Radkau, einem Dorfe bei Lübeck, ehrenvoll capituliren. Doch verweigerte er hartnäckig, die Capitulation zu unterzeichnen, bis ihm die ungewöhnliche ausdrückliche Hinzufügung gestattet wurde, „daß er nur deswegen capitulire, weil „er weder Munition noch Brod und Fourage habe." „Ihm wurde" — so berichtet Varnhagen von Ense über Blüchers Theilnahme an diesem unglücklichen Kriege (S. 118) — „in den Augen des Kriegers nur Achtung und Bewun„derung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und „Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, „hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet und in dem „allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, „vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem „Pfade sich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem „Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf „Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine „Schwäche genaht. Seine Truppen hatten sich tapfer, aus„dauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches „Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer „ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme „der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden konnte. „So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volks „vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preu„ßen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nach„barstadt tief gefühlt wurde (und wo Blücher die Zeit sei„ner Kriegsgefangenschaft verlebte), und in Lübeck selbst

*) Noch eine dritte Schrift schrieb Blücher: Bemerkungen über die Instruction und das Exerciren der Cavalerie. 1807. Sie soll theoretisch nicht viel bedeuten. Blücher war Praktiker.

„zeigte die Menge für ihn und seine Krieger ihre Theilnahme, „ihren Eifer. Der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, „bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise; ja er setzte sie „oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor „den Gefährten einräumte, die nicht das Glück gehabt, unter „Blüchers Befehlen zu stehen." Eine Einladung von Bernadotte, mit ihm spazieren zu fahren, lehnte Blücher, dem das Franzosenthum in Deutschland, seitdem es so offenbar selbst der fremden Unterdrückung diente und huldigte, verhaßt war, und in dessen Hause auch von den Seinigen kein französisch gehört wurde, mit der Entschuldigung ab, „er spreche nicht französisch und sei zu alt, es zu lernen."

Wir brauchen hier nicht auszumalen die ganze Reihe trauriger Ereignisse, welche die Schlacht von Jena eröffnete, die fast unbegreifliche moralische Zerrüttung, welche sie zu Tage brachte, die völlig vertheidigungslose Uebergabe der Festungen Hameln und Nienburg, Erfurt und Magdeburg, Spandau, Stettin und Küstrin, Glogau, Breslau, Btieg und Schweidnitz, den Einzug der Feinde in Berlin und ihren Empfang daselbst, die Zerstückelung der preußischen Monarchie, die höchst drangvolle Lage des durch die russische Alliance geretteten, vom Feinde ausgesogenen und militairisch besetzten übriggebliebenen Theils und die Unterdrückung von Deutschland. Es sollte der Welt offenbar werden, daß zahlreiche wohldressirte Heere und treffliche Festungen, daß gefüllte Schatzkammern und ein äußerlich sehr ausgebildeter, wohlgeordneter Staatsmechanismus, daß selbst, was unendlich höher steht, ein vortreffliches Fürstenhaus mit allgemein und laut ausgesprochener Liebe und Verehrung für dasselbe, daß geistige Bildung und wohlerworbener Kriegsruhm — daß alles dieses noch nicht genügt, um einen Staat gegen große, oft lange verborgene Gebrechen und in der Stunde großer Gefahr gegen den Untergang zu schützen. Es sollte, größer im furchtbarsten Unglück, als je im glänzendsten Glück, dasselbe Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 der Welt zeigen, wodurch die wahren, unzerstörbaren Staatskräfte wachsen, wodurch selbst kleine, an materiellen Mitteln schwache Staaten unüberwindlich und siegreich werden und, sofern sie dem aufgefundenen rechten Wege treu bleiben, in glorreicher Entwickelung fortschreiten können. Mit rühmlicher Weisheit und eines reinen Willens sich bewußt, suchte die Regierung nicht, wie die Thoren, in Andern und in Zufälligkeiten, sondern im Innern des Staats selbst, die Quellen so großen öffentlichen Unglücks und in völliger Selbsterkenntniß die Bedingung der Herstellung. Muthvoll ließ sie Wort und Schrift zur lauten, oft bittern Enthüllung aller wahren und vermeintlichen Gebrechen und Fehler der Behörden und der Einrichtungen, der Verfassung und der Verwaltung frei. Energisch begründete und vorbereitete sie dann durch Stein und Scharnhorst in diesen wenigen Jahren, mit den beschränktesten Mitteln, in der durch den übermüthigen Feind beengtesten Lage Alles, was 1813 — 1815 die glorreiche Befreiung und Wiedergeburt möglich machte, Alles, was noch jetzt der Stolz und die Hoffnung Preußens ist, dessen Dauer und weitere Entwicklung, nach dem Wort eines der edelsten seiner Staatsmänner, dem Staate die Bürgschaft leisten sollte, daß ihm niemals ein neues Jena gefährlich oder nöthig sei. Durch die Befreiung des Bauernstandes von der Unterdrückung des Feudalismus, durch die freie Städteordnung, durch die Gleichheit der öffentlichen Pflichten und Rechte, und endlich durch die ausdrückliche Verheißung einer repräsentativen Provinzial- und Reichsverfassung (Edict vom 28. October 1810) wurde der Nation eine allgemeine freie staatsbürgerliche Verfassung vorbereitet und verbürgt. Durch die einstweilen dem Wesen nach schon gewährte Freiheit des Worts und der Schrift, durch die neue Gründung von Universitäts- und Schuleinrichtungen im liberalsten Geiste wurde der Nation die geistige Erhebung und Waffe gegeben. Das Zerbrechen des schimpflichen Stocks, der bei Jena als so nichts vermögend sich gezeigt hatte, die für alle Bürger gleiche und unablösliche Waffenpflicht und die Landwehr endlich gaben hier die treffliche kriegerische Wehrordnung. Der Grund von Preußens, von Deutschlands Unglück und Schmach, Feudalismus und Verfassungslosigkeit, und die Aufgabe der neuen Zeit war also klar erkannt. Licht und Recht, Freiheit und Ehre wurden überall als der Preußen Losungsworte erklärt. Und wahrlich, nicht etwa, weil die vorzüglichsten Wiederhersteller der Größe Preußens, Stein, Scharnhorst und Blücher, ebenso wie Hardenberg, zufällig in andern deutschen Ländern geboren waren, sondern weil man tief erkannt hatte, daß für Preußen nur durch deutsche Cultur und Freiheit, durch das Vorangehen in ihnen und in freier inniger Verbindung mit Deutschland, Sicherheit und Gedeihen sei, huldigte man in Wort und Werk auch dieser Idee. Mit solchen Waffen konnten die Regierung und ein Bund begeisterter Vaterlandsfreunde, der Tugendbund, durch allgemeine Verbreitung einer moralischen Erhebung der Nation unter den Augen des argwöhnischen, die Landesfesten besitzenden Feindes, die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten.

Blücher war bald nach seiner Gefangennehmung, seinen dringenden Bitten gemäß, gegen den von Schill gefangenen Marschall Victor ausgewechselt, von dem König mit dem schwarzen Adler belohnt und zu einer kühnen Unternehmung nach Pommern entsendet worden. Der Friede zu Tilsit hinderte sie. In der Umgebung des Königs, arbeitend im Kriegsdepartement, dann Generalgouverneur von Pommern, stets auf gleiche Weise stimmte Blücher ein in die Richtung des neuen Preußens, suchte er Vertrauen und Muth und kriegerische Tüchtigkeit zu verbreiten. Ihm wurde daher eben so wie Stein, die Ehre, von dem übermüthigen Sieger, als einer der Männer bezeichnet zu werden, die, weil er sie fürchtete, die preußische Regierung außer Dienst setzen mußte. Blücher, der schon, bald nachdem, nicht seiner Neigung gemäß, der baseler Friede geschlossen war, immer auf's Neue durch Briefe an den König und durch mündliches Wort zum Krieg gegen den Unterdrücker Deutschlands getrieben, trieb jetzt auf's Neue und lebhafter, sobald die erste Möglichkeit dazu kam. Schon 1808, wo er kränklich war, antwortete ihm Scharnhorst auf solche Mahnungen und Vorschläge: „Ihr Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht. Ich „sehe es, was Alle sagten, Ihr Geist hat nicht gelitten. Sie „sind unser Anführer, unser Held, und müßten sie auf einer „Sänfte uns vorgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück." Als Schill 1809 seine kühne Unternehmung begann, hatte Blücher auf ihre Billigung hoffend, bereits kriegerische Vorbereitungen gemacht, mußte sie aber, dem königlichen Befehl gemäß einstellen.

Von Jahr zu Jahr war unterdessen Napoleons Uebermacht angewachsen. Doch hatte er noch immer durch die unter ihm überall und auch in dem rheinischen Bunde nach dem Beispiele Frankreichs bewirkte wohlthätige Zerstörung des Feudalismus und die Einführung der Gleichheit öffentlicher Pflichten und Rechte, sowie durch die scheinbar freien ständischen Verfassungen, die er in Frankreich bestehen ließ, in allen von ihm gestifteten Staaten, in dem Königreich Westphalen, in den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, in Holland wie in Polen, ja selbst in Spanien und Italien einführte, eine sehr große Zahl selbst der edelsten Männer — ich nenne nur Johannes Müller — getäuscht und dadurch vorzüglich eine große Kraft für sich gewonnen. Wer dieses übersieht, kann die damalige Zeit nicht verstehen. Auch das Schreiben an den Fürsten Primas, wodurch Napoleon feierlich protestirt, daß man etwaige Willkür der Rheinbundfürsten ihm zuschreibe*), seine sorgfältige Schonung der deutschen Unterrichtsanstalten, namentlich der akademischen Lehrfreiheit, und Anderes beweisen deutlich, daß er den Glauben: Freiheit und Fortschritt seien auf seiner Seite, zu würdigen wußte. Doch bei jeder Zunahme der Macht zerstörte sein despotischer Uebermuth immer mehr diese Täuschungen, und das durch seine Freiheit allein unbesiegbare Britannien rüstete zur Rettung Europa's immer neue Kämpfer. Da erschütterten endlich die ungewöhnlich frühe Winterkälte, der Brand von Moskau und vor Allem die so höchst unpolitische Täuschung der gerechten Erwartungen der Polen auf alsbaldige Wiederherstellung ihrer Freiheit, welche ihm sichern Rückzug und neue Hülfsquellen geboten hätte, seine Macht, und der General York gab mit kühner Seele das Signal zum allgemeinen Befreiungskrieg.

Er begann. Aber es ist nöthig, um die Geschichte gegen Verfälschungen zu vertheidigen, und um Blüchers Wirken zu verstehen, sich deutlich zu erinnern, wie er begann. Zum erstenmale seit der französischen Revolution eröffneten die ein Vierteljahrhundert hindurch immer und immer besiegten Regierungen den Kampf mit dem Losungswort, nicht bloß der Sicherung der Thronrechte und der äußern, sondern auch der innern staatsbürgerlichen Freiheit. Herüber von der bisher unbesiegbaren feindlichen Macht und auf ihre Seite beschwuren sie jetzt die moralische Kraft der großen Idee der Zeit, die Kraft der Freiheit und der öffentlichen Meinung siegeskräftiges Panier. Die verbündeten Monarchen eröffneten den Krieg durch die gemeinschaftliche feierliche Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813. Darin erklären sie: „Daß sie, dem Wunsche des deutschen Volkes begegnend, je„den Deutschen auffordern, sich anzuschließen und zu kämpfen „mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben „für die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands

*) Winkopp's rheinische Bundesakte, S. 109.

„und für die Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitge„mäßer Gestaltung, welches allein den Fürsten und Völkern „Deutschlands anheimgestellt bleibe und in seinen Grundzügen „und Umrissen möglichst aus dem urcignen Geiste des deutschen „Volkes hervorgehen solle, damit Deutschland verjüngt und le„benskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern „dastehe." „Für diesen Zweck" — so erklären sie, so erklärt namentlich auch Fürst Metternich noch zwischen dem ersten und zweiten Kriege auf dem wiener Congreß — „für diesen „Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und alle Staa„ten, welche der großen Allianee sich anschlossen, erklärten sich „schen durch ihren Beitritt für denselben Zweck[1])." Dieser Zweck wird eben so oft wiederholt, von allen Regierungen einstimmig auch bezeichnet „als eine der öffentlichen Meinung, „dem Zeitgeist und der Erwartung der Zeitgenossen, als den „allgemeinen Wünschen und gerechten Ansprüchen der deutschen „Nation entsprechende nothwendige Festsetzung und Sicherstel„lung der staatsbürgerlichen Rechte und ständischer Verfassun„gen, mindestens mit den Rechten der Preßfreiheit, der Steuer„bewilligung, der Zustimmung zu den Landesgesetzen und der „Verantwortlichkeit der Staatsdiener." Und als 1815 der neue, gefährliche Krieg drohte, da nahm man schnell auf dem wie„ner Congreß die über den Länderstreit fast vergessene deutsche Verfassungssache wieder vor. Da erklärten alle Regierungen eben so einstimmig: „daß unter den dringenden Umständen „der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zusicherung die„ser Rechte in der, wenn auch noch unvollständigen Bundes„acte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft „und Freudigkeit den neuen Kampf zu beginnen, über diese „Rechte beruhigt werden, daß sie zur Ueberzeugung gelangen „müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, so wie die neuen „Anstrengungen für ihre theuersten Interessen, für ihre „unverjährbaren Rechte geleistet und erheischt würden."[2]) Mehrere Regierungen ertheilten jetzt ebenfalls unmittelbar vor Eröffnung des neuen, schweren Krieges ihren Völkern noch besondere ähnliche Zusicherungen, Versprechungen wahrer, zeitgemäßer Constitutionen oder Repräsentativverfassungen, so z. B. die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Großherzog von Baden. So auch der König von Preußen (dessen Bevollmächtigte in ihren fünf Entwürfen zur Bundesverfassung stets jene obigen Rechte im ausgedehntesten Umfang als wesentlich erklärten) in der neuen Zusage einer reichsständischen repräsentativen Verfassung durch das königliche Edict vom 22. Maj 1815, und durch die Besitzergreifungspatente der alten und neuen Provinzen[3]). Wohl also konnten später am deutschen Bundestage die Gesandten sich in Beziehung „auf eine allgemeine, baldmöglichste Begründung ständischer „Verfassung, die an sich schon den Rechten gemäß sei," auf diese feierlichen Grundverträge der Regierungen mit der Nation und den Bürgern, „auf die Zusagen, welche den Völkern wäh„rend des Freiheitskriegs laut und öffentlich gemacht wurden," berufen, und erklären, „daß Deutschland nur darum mit dem „Blute der Völker befreit und die Länder ihren rechtmäßigen „Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher „Zustand an die Stelle der Willkür treten möge"[4]).

Ueberall wurde dabei die öffentliche Meinung als Leitstern für die Regierungen feierlich anerkannt und an die Spitze gestellt[5]). Blücher aber, der Feldherr der Verbündeten, erließ den 23. März 1813 bei dem Vorrücken ihrer Heere in Deutschland, eine Proclamation zunächst an die Sachsen, „seine deutschen Mitbürger oder seine deutschen „Brüder, mit welchen er gemeinschaftlich für Vaterland und „Freiheit kämpfte." (S. seinen Aufruf an das Heer vom 24. April.) In dieser Proclamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die Napoleonische Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachsen wird sogleich auch die Verheißung verwirklicht[1]). In der That wurde fast überall, wohin sich die Herrschaft der verbündeten Armeen erstreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des so höchst liberalen Rheinischen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der verbündeten Heere erklärte, sagte er noch später zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten pariser Frieden: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sei; ich „nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr ist, so mögen Sie „Alles drucken lassen. Aber, das sage ich Ihnen, wahr muß „es sein"[2]).

Schon vor dem Befreiungskriege hatten aber auch die Schriftsteller, welche für die zukünftige Befreiung Deutschlands zu wirken suchten, und von welchen im Kriege nicht wenige in bedeutender öffentlicher Wirksamkeit auftraten, stets auch für freie Verfassung als einen Haupttheil und eine Grundbedingung der Befreiung gesprochen. Selbst Herr von Gentz in Berlin hatte in seiner Berliner Monatsschrift (z. B. Bd. II., S. 276 flg.) mit Begeisterung sogar auf die nordamerikanische Freiheit „und ihre beispiellosen, glück„lichen Folgen als Pflanzschule von Weisheit und Kraft für „unsern alternden Erdtheil hingewiesen, die höchstmögliche, „bürgerliche Freiheit als den letzten Zweck, als das Ideal „jeder politischen Verbindung" erklärt und „die Zerstörung „der durchaus verderblichen, mittelalterlichen und feudalistischen „Verhältnisse, als die höchste Wohlthat, als die wesentliche „Aufgabe der Zeit" gepriesen. Hr. von Gentz erklärte in diesen Ausführungen auf eine für die historische Auffassung jener Zeitverhältnisse eben so bezeichnende Weise insbesondere auch die von ihm schon in der berühmten Zuschrift an Se. Majestät den König von Preußen so energisch geforderte Preßfreiheit „als unzerstörbares Recht gesitteter Völker, ihre Be„einträchtigung nicht blos als muthlos und als politisch ver„derblich, sondern als die schwerste Rechtskränkung, als Be„leidigung der Menschheit, ja als absichtliches (?) Hinderniß „menschlicher Vervollkommnung, als frevelhaftes und zugleich „fruchtloses Bestreben, als ein Bestreben, welches zuletzt un„vermeidlich den Haß derer, gegen die es gerichtet ist, und „ihre Neigung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erwecken „müsse" (S. 296, 312, 318). Und Friedrich von Schlegel hatte in seinen öffentlich zu Wien vor zahlreichem Publikum gehaltenen Vorträgen über die deutsche Geschichte überall die freie Verfassung als die Grundlage der Größe der Staaten, ihre Zerstörung als Grund ihres Unglücks nachgewiesen und eine Staatsform ohne freie ständische Verfassung geradezu eine Unform genannt. Gleiche Grundideen sprachen vollends jetzo die wahrhaft zahllosen Flugschriften und die vielen in ganz Deutschland begierig gelesenen liberalen Tagblätter und Zeitschriften aus, welche, veranlaßt, ermuntert, belobt von den Fürsten, ihren Ministern und Feldherren, oder ohne dieses, als freiwilliges Contingent zur großen heiligen Nationalsache und zur Verstärkung der öffentlichen Meinung von einzelnen Schriftstellern ausgingen. Wir erinnern beispielsweise an den preußischen Correspondenten, vom Geh. Staatsrath Niebuhr redigirt, an die allgemein gelesenen deutschen Blätter, auf höhere Veranlassung und unter Mitwirkung der geachtetsten Staatsmänner, zuerst in Leipzig, dann in Freiburg (hier von K. v. Rotteck) herausgegeben, an den rheinischen Merkur von Görres, die Nemesis von Luden, an die Schriften von Jahn, Arndt, Kohlrausch und so viele andere. Die Forderungen der Freiheit, von Tacitus an in Deutschland nie verstummt, verstärkt durch die Reformation, durch die Begeisterung für die ersten Ideen der französischen Revolution, dann durch die Bewunderung der englischen Verfassung, welche Britannien unbesiegt erhielt und Europa rettete, wurden jetzt auf's Neue wieder in der ganzen Nation vernommen. So allgemein hatte die Idee verfassungsmäßiger Freiheit in Europa gesiegt, daß selbst Spanien, welches jetzt, nächst England, am meisten Allen als Vorbild galt, vor Allem sie in seinem Befreiungskampf hergestellt hatte, und daß die Monarchen unmittelbar nach dem Sieg ihre Wiederherstellung selbst für die besiegten Franzosen und Polen begründeten und schützten. Ja, es befanden sich während des Freiheitskrieges Schriftsteller und Freiheitsredner in den großen Hauptquartieren angestellt, so Arndt in dem der Hauptarmee, August Wilhelm Schlegel in der Nordarmee, Steffens in der Armee von Blücher. Der Verfasser dieser Zeilen war Zeuge, daß Blücher selbst mit seinem ganzen Generalstabe den Freiheitsreden, welche Steffens in Gießen (später in Marburg, überhaupt in den Umgebungen des Hauptquartiers) an die Bewohner, die Beamten, die Professoren, die studirende Jugend hielt, durch persönliche Gegenwart höheres Gewicht gab.

1) Klüber's Acten des wiener Congresses, Heft I. S. 61 und 104.

2) Klüber's a. a. O. I. S. 31, 45, 57, 65, 68, 72. III. 104, 125, 131, 134. IV. 43, 44, 48, 50, 51, 104. V. 1, 3. 18, 55, 107, 169, 195, 298. VI. 206. VII. 298, 359, 378. VIII. 33, 424, 425, 432, 512, 523, 524, 529, 532, 547, 551, 565. S. auch diese urkundlichen Erklärungen von dem ersten und zweiten Befreiungskriege in C. Th. Welcker's Vervollkommnung der organischen Entwickelung der deutschen Bundesverfassung. Karlsruhe bei Groos. S. 15—40. Die Beweise, daß man überall an wahre zeitgemäße Repräsentativ-Verfassungen dachte, s. insbesondere S. 39 ff.

3) S. die zuletzt citirte Schrift S. 39 ff.

4) Protokolle der deutschen Bundesvers. I. S. 14 flg. S. 30, 50, 51, 54, 130, 146, 194, und die vielen Stellen, welche die Schrift in der vorletzten Note, S. 32 flg. anführt.

5) S. die vorigen Noten und österreichischen und preußischen Kriegsmanifeste, nach welchen die Gesinnungen des deutschen Volkes den Krieg erklärten und den Beschlüssen der Regierungen vorauseilten. Schmids Zeitschrift: der deutsche Bund, I. S. 40, 51, 61.

1) Varnhagen, S. 156, 159.

2) Varnhagen, S. 558.

So wurde also wirklich auf jede denkbare Weise die allgemeine Begeisterung und das Vertrauen auf die verheißene wahre, innere wie äußere Freiheit genährt. Es wurden durch diese Begeisterung Männer und Frauen und die freien Vereine derselben, es wurde das Volk und die Gebildeten, welche als Freiwillige ihre höhere, begeisterte Stimmung den Heeren mittheilten, zu Opfern jeder Art bestimmt. Es wurde durch Landwehr, Landsturm und Freischaaren das Volk bewaffnet und trotz aller früheren Leistungen und Opfer, ohne Mühe für die Regierungen, in kürzester Frist die größten Kriegerschaaren, welche deutsche Länder jemals aufstellten, zusammengebracht und ihre treffliche Ausrüstung bewirkt. Nur so, durch jenes Vertrauen, durch diese Begeisterung, nur durch solchen wahren Volkskrieg wurde der bisher unüberwindliche, noch immer an Mitteln überreiche Feind besiegt. Blücher aber wurde der Held des deutschen Volkskrieges.

Der tiefe, richtige Blick von Scharnhorst, der 1806 unter ihm diente, hatte den 71jährigen Greis dazu ausersehen, entgegenstehende Zweifel beseitigt und sich ihm als General-Quartiermeister beigesellt, in welcher Stelle, nach seinem Falle bei Lützen, Gneisenau ihm folgte. — Blücher und das vereinigte russisch-preußische Heer kämpften ruhmvoll gegen Napoleon bei Lützen (2. Mai) mit 80,000 gegen 120,000, und bei Bautzen (20—21. Mai) mit 90,000 gegen 140,000 Mann. Der Kaiser Alexander lohnte Blüchern nach der Schlacht von Lützen mit dem Georgenorden und mit der Erklärung: „Die von Ihnen an diesem schönen „Tage geleisteten Dienste, Ihr Eifer und glänzende Art, sich „jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre „Beharrlichkeit, das Feld der Ehre selbst verwundet nicht zu „verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich „mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." In beiden Schlachten hatte man kein Geschütz verloren, eben so wenig als Gefangene, ja bei Lützen Geschütz genommen und das Schlachtfeld behauptet, und Napoleon erkannte mit Schrecken den neuen Geist in dem Heere. Dennoch mußte man zurückgehen. Blücher hatte dem guten Vernehmen der verbündeten Heere mit Selbstentsagung das große Opfer gebracht, den Oberbefehl dem russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, zu überlassen. Nun half sein Vorwärtsdrängen und das siegreiche Behaupten seiner Stellung nicht. Saumnisse und Mißgriffe konnte er nicht verhindern. Einen Augenblick des interimistischen Oberbefehls während des Rückzugs nach Schlesien benutzte er sogleich, um den Feldzug vor dem großen Waffenstillstand (vom 4. Juni bis 17. August) mit dem glänzenden siegreichen Reitergefecht bei Heinau (26. Mai) ruhmvoll zu beschließen. Doch eine angebliche höchst wichtige Meldung inmitten des Unternehmens, welches russischer Seits nicht gern gesehen wurde, schien es vereiteln zu wollen. Sie berichtete ihm und seiner Umgebung höchst bedenklich, man müsse den Rückzug beschleunigen, bereits stehe Napoleon Blüchern im Rücken. Blücher, nicht der Mann, das begonnene Unternehmen durch Zweifel sich verderben zu lassen, und stets bedacht, auch die störenden Besorgnisse seiner Umgebung schnell und kräftig niederzuschlagen, antwortete höchst unwillig in seiner derben Soldatensprache: „Steht er mir im „Rücken, nun, so ist mir's recht angenehm, da kann er mich „ja geradewegs — — — Vorwärts, Kinder!" Und schnell war der Sieg entschieden. Mit einem Verlust von nur 80 Todten und Verwundeten waren über 1500 Feinde niedergehauen, 400 Gefangene und 11 Kanonen genommen, die Stimmung der Seinen gehoben und dem verderblichen Nachdringen des Feindes ein Ende gemacht.

Auch nach dem Waffenstillstand, ja während des ganzen Feldzugs, waren Blüchers Verhältnisse schwierig und ungünstig genug. Napoleon war der allgewaltige, von sich allein abhängige Gebieter seines großen, ihm unbedingt gehorsamen Heeres und aller seiner Unterfeldherren. So nicht Blücher. Sein Heer war zusammengesetzt aus Russen und Preußen und seine Unterbefehlshaber, Langeron, Sacken, York, hatten zum Theil schon selbst das oberste Commando geführt. Dazu nun neben ihm und seiner nicht sehr großen sogenannten schlesischen Armee rechts in der Mark die weit stärkere Nordarmee unter Bernadotte oder dem Kronprinz von Schweden, und links in Böhmen die noch größere Hauptarmee mit dem Oberbefehl über alle Heere unter Schwarzenberg und den Monarchen. Verderbliche Störungen durch Eifersucht und Mißverständnisse schienen da unvermeidlich. Gleicher Eifer, gleiche Treue, selbstentsagende Unterstützung, wie Blücher sie stets leistete, begegneten ihm fast niemals. Ja in einer Zusammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Trachenberg (9. Juli) hatte man ohne sein Wissen beschlossen, sein Heer solle für sich allein gar nicht schlagen, sondern nur zur jeweiligen Unterstützung der beiden andern Heere bereit bleiben. Und dieses war sogar seinem Unterbefehlshaber Langeron zur Nachachtung mitgetheilt. Als er endlich von Barclay de Tolly (11. August) selbst erfuhr, da mußte man freilich auf seine Erklärung: „daß er lieber das Commando niederlege", wenigstens mündlich die Sache zurücknehmen. Dieses aber erfuhr Langeron nicht, und dieser vereitelte ihm nun durch eigenmächtiges Zurückgehen seine beschlossenen Schlachten, und selbst noch in der Schlacht an der Katzbach einen Theil seines Planes. Doch begeistert und aufopfernd für die große Sache, höchst klug und zugleich stets ohne Eifersucht und gutmüthig nachgebend, unerschütterlich fest aber, wo es galt, besiegte er stets alle Schwierigkeiten.

Nach dem Waffenstillstande zog Napoleon von Dresden aus zuerst gegen Blücher, um mit großer Uebermacht sein Heer zu vernichten (20. August). Aber Blücher zwang ihn durch kluges Ausweichen und gute Stellungen, zurückzugehen. Alsbald aber drang nun Blücher selbst gegen Macdonald und seine drei Armeecorps vor, und die glänzende Schlacht an der Katzbach am 26. August, demselben Tage, wo die große Hauptarmee vor Dresden unglücklich focht, dieser erste große Sieg gab das Signal zu den bald folgenden Siegen. Glänzend hatte sich Blüchers schneller Entschluß, seine persönliche Sicherheit, sein feuriges Vorwärtsstreben bewährt. Der anfängliche Plan, die Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach zu schlagen, wozu bereits die Anstalten getroffen waren, wird durch zuvorkommendes Uebergehen des Feindes auf das rechte Ufer vereitelt. Schnell ist der neue Plan gefaßt und die Anordnung der Armee verändert. Die Unruhe der Seinigen aber beseitigt Blücher, indem er sie glauben läßt, Alles gehe nach Wunsch und Berechnung, durch die Worte: „Nun haben wir genug Feinde vorübergelassen: „jetzt vorwärts, Kinder, d'rauf los!" Als es sich auf einem Punkte zum Schlimmen zu wenden scheint, ist er mit den Worten: „Ich werde sie gleich 'mal anders fassen, laßt mich „nur erst unter sie kommen", so wie es stets seine Freude war, selbst an der Spitze einer Reiterschaar. Siegreich geht's voran. Und bald ruft es ihm von allen Seiten, wo er sich naht, den Eifer zu befeuern, und Vorwärts, Vorwärts zu treiben, fröhlich entgegen: „Aber hör', Vater Blücher, heute „geht's gut!" Und zwei Adler, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen, 300 Pulverwagen waren erbeutet. Mit einem eigenen Verlust von nur 1000 Mann hatte er dem Feinde einen Verlust von 30,000 beigebracht. Fast nur mit dem Bajonet und dem Gewehrkolben hatten die tapfern Landwehrmänner gekämpft. Von Knirlingswalde aus rief er seinem Heere zu: „Schlesien ist vom Feinde befreit, lasset uns dem Herrn der „Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und für den uns verliehenen „herrlichen Sieg danken."

Bald erfolgten jetzt auch die Siege der beiden andern Armeen bei Culm und bei Dennewitz. Blücher, schnell durch die Lausitz voraneilend, strebt das ganze Heer der Verbündeten zum Vorgehen über die Elbe zu bestimmen und so den Feind aus seinem herrlichen Standort Dresden herauszuzwingen, dessen Trefflichkeit auch Friedrich erkannt hatte und von wo jetzt der Kaiser mit Uebermacht bald auf dieses bald auf jenes der einzelnen Heere vernichtend sich zu werfen suchte. Blüchern war der schöne Name „Vorwärts" geworden, ein Name, bald Volk und Heer durchdringend und verbindend, von siegreicher Kraft. Doch die Zögerungen der andern Heerführer kann das bloße Wort nicht besiegen. Da beschließt er durch sein eigenes Vorangehen sie nachzuziehen. Die abermals versuchten Angriffe des Kaisers (4. u. 22. Septbr.) hatte er durch kluges Ausweichen und feste Stellungen vereitelt. Vom Kronprinzen von Schweden hatte er endlich die Zusage, daß er mit ihm (am 3.) die Elbe überschreiten wolle. Aber das Wort bleibt unerfüllt und durch die Säumniß des Nordheeres steht Blüchern allein alle Macht des Feindes auf der andern Seite des Flusses entgegen, so daß Blüchers Unterfeldherren zweifeln und abrathen. Dennoch aber wagt Blücher bei Wartenburg (3. Okt.) den kühnen, heldenmüthig durchgeführten siegreichen Uebergang. So zieht er den Kronprinzen sich nach, und mit dem französischen Kaiser, der ihnen folgen muß, endlich auch die zögernde Hauptarmee. Zwar den Kronprinzen kann er kaum abhalten, einer feindlichen Kriegslist folgend, wieder über die Elbe zurückzugehen. Ja dieser versucht, jedoch vergeblich, vermöge einer angeblichen Oberbefehlshabergewalt, ihn nachzuziehen. Auch vermag Blücher, der jene Kriegslist richtig beurtheilt hatte, als der Kronprinz sein Vorhaben endlich gezwungen aufgab, den allzuvorsichtigen, durch keine Nachgiebigkeit, durch kein williges Uebernehmen der schwersten, undankbarsten Stellung bei keinem Entschluß einer gemeinschaftlichen Schlacht festzuhalten. Selbst die endlich auf solche Bedingungen für den 11. Oktober zugesagte Hülfe bleibt abermals aus. Dem jetzt aus dem großen Hauptquartier eintreffenden Befehl, von der Saale wieder zur Elbe zurückzu-

gehen, setzt Blücher dennoch glücklichen Widerspruch entgegen. Er nöthigt vielmehr auf diese Weise das Hauptheer nun selbst zur Nachfolge und führt den Kampf seiner ersten glorreichen Entscheidung bei Leipzig entgegen. Den 16. beginnen die Verbündeten, in weitem Kreise Leipzig und das französische Heer umgebend, den Angriff. Bei Wachau und Lindenau hatte das tapfer kämpfende Hauptheer gelitten, und die Siegsglocken in Leipzig ertönten. Da macht Blüchers glänzender Sieg bei Möckern, den er bei neuer Unthätigkeit des Kronprinzen allein gewonnen, sie gänzlich verstummen und der Sieg des 18. ist vorbereitet. Die Waffenruhe am 17. unterbricht nur er, indem er den Herzog von Padua schlägt und nach Leipzig treibt. Am 18., am Tage des allgemeinsten, ruhmwendigsten Kampfes überläßt Blücher mit abermaliger großer Selbstverleugnung dem Kronprinzen die bessere Stellung, ja, um ihm nun jeden Vorwand zu entziehen, bewilligt er die höchst unbillige Forderung, von seiner so sehr geschwächten Armee ihm 30,000 Mann zu überlassen. Doch will er sie, um sie nicht zu verlassen, unter dem Kronprinzen selbst commandiren. Als nach vergeblichem Widerspruch der Kronprinz die Partha nur im weiten Umwege über die Brücke bei Taucha passiren will, wobei die ganze Armee unmöglich hätte zur Schlacht kommen können, ist er mit seinen 30,000 Mann schnell bei Mockau durch das Wasser am jenseitigen Ufer und läßt dem Kronprinzen sagen: „er sei über." So ist er auch hier voran und längst in siegreicher Arbeit, als die Schweden anlangen. Seine Kühnheit, Zuversicht und entschlossene That belebt, reißt Alle mit sich fort. Auch am 19. ist seine Armee die erste, die stürmend in Leipzig eindringt. Auf dem Marktplatze umarmt ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Retter von Deutschland!" und führt ihn dem gerührten Danke seines Königs entgegen. „Durch Ihre Siege", erklärt ihm dieser, „mehren Sie Ihre Verdienste um „das Vaterland schneller, als ich mit den Beweisen meiner „Dankbarkeit folgen kann." Er ernannte ihn zum Feldmarschall, der Kaiser von Oesterreich zum Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Alexander, der keinen Orden mehr für ihn hatte, schmückte ihn mit einem reichen Ehrendegen. Nach der Schlacht ist Blüchers Armee in der Verfolgung des Feindes voran und erbeutet neue Trophäen, besonders bei Freiburg a. d. Unstrut. Da Wrede mit der baierisch-österreichischen Armee dem fliehenden Feinde auf der Straße nach Mainz sich entgegenstellt, so eilt ihm Blücher von Fulda aus, um ihm die Straße nach Coblenz abzuschneiden, nach Gießen zuvor, wo er nun sein Hauptquartier nimmt. Hier wurde sein Einzug angesagt, nachdem man kaum die Berichte von der Schlacht bei Leipzig gelesen. Der Form nach also zog er noch als Feind ein. Aber schon lebte sein Name in aller Deutschen Herzen. Der hessische und zugleich französische Commandant, der Universitätsrektor und der Regierungspräsident aber verboten am Morgen des Einzugs durch Ausschellen und Anschlag unter Androhung „schwerer Ungelegenheiten" jedes Zeichen des Beifalls. Man denkt sich leicht die Wirkung solcher Abgeschmacktheit, die natürlich auch Blücher noch vor dem Einzug erfuhr. Nie werde ich den unaussprechlichen, und doch von allen Ständen und Altern und Geschlechtern, von den Bewohnern und Umwohnern, so tausendfach und zum Theil auf die rührendste Weise ausgesprochenen Seelenjubel bei diesem Einzuge vergessen, niemals den ergreifenden Eindruck der Persönlichkeit des greisen Helden von heroischer Gestalt, mit dem schön und edel geformten Haupt und Antlitz, mit dem scharfen und doch freundlichen Blick, nie so manches erhebende und treffende Wort des ebenso wohlwollenden als kräftigen Kriegers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Gießen. Manche hielten Unannehmlichkeiten für jene französisch gesinnten Männer für möglich, doch Blücher strafte sie nach seiner Weise nur mit einem derben Wort. Er lud sie, als sie ihm aufwarteten, zur Tafel für denselben Abend. Und als nun an dieser, welche offen gehalten wurde, der Champagner kam, erhob er sich und mit diesen Gästen, von welchen der Rock des einen noch die Stelle zeigte, wo der Stern der schnell abgenommenen Ehrenlegion gesessen hatte, anstoßend, sagte er: „Nun, meine Herren, meine Lieb„lingsgesundheit: Gut deutsch, oder an den Galgen."

Blücher aber hielt mit dem Rückzug der Franzosen über den Rhein die Aufgabe noch keineswegs für vollendet. Ihm war klar — und er sprach schon jetzt bestimmt aus, bald nachher auch in den Proklamationen an sein Heer vom 30. December und an die Franzosen vom 1. Januar, so wie in der merkwürdigen Rede an die Deputation von Nancy (17. Januar) und der Proklamation von Laon (13. März) — daß Napoleon fallen müsse, daß man ihm und seinen Anhängern, ehe sie neu gerüstet seien, den Kampf auf Leben und Tod, den übrigen, den friedlichen Franzosen, Friede und Freiheit ankündigen müsse. Paris war sein Ziel. Er fürchtete die Wirkung der verschiedenen russischen, schwedischen, österreichischen, deutschen Interessen und Ansichten, die Intriguen und Schwächen der Zaghaftigkeit und unzeitigen Friedensliebe, wovon man bereits die Anzeichen sah. Vielen waren die Erfolge zu groß, um sie schnell und ganz als wohlerworben zu benutzen. Blücher drängte im Hauptquartier, wo bald die Unterhandlungen mit Napoleon begannen und durch lautes, kräftiges, oft sehr derbes Wort, durch die für sich und sein Vorwärts in Anspruch genommene begeisterte öffentliche Meinung. Das erste Glas Rheinwein leerte er in Gießen, wie anderwärts, auf raschen Uebergang über den Rhein! und das derbe Wort des ruhmgekrönten Feldmarschalls gegen die Zaghaften schlug doppelte Wunden, da die öffentliche Meinung so entschieden für ihn war. Noch mehr aber brachte er diese öffentliche Meinung dadurch zur Sprache und Wirksamkeit, daß er am 6. November von seinem Hauptquartier zu Gießen aus ohne Weiteres den Zug nach Frankreich über Cöln begann. Freilich erreichte ihn am 11. schon der Eilbote mit dem bestimmten Gegenbefehl. Seine Armee mußte wieder zurückgehen, doch blieb der Eindruck seines Unternehmens und es halfen ihm seine Energie und sein ferneres persönliches Wirken zu Frankfurt und die immer stärkere Gewalt der öffentlichen Meinung endlich zum Sieg.

Nachdem er vorher den Feind so, wie bei Wartenburg, durch Kriegslist getäuscht, überschritt seine Armee am 1. Januar 1814 mit dem Schlage Zwölf Uhr, unter dem Lärm der Neujahrsnacht gleichzeitig bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein. Die Franzosen suchte er von Napoleon herüber auf die Seite der Alliirten zu bringen, indem er auf Napoleons Unterdrückung und auf die höchst merkwürdigen Vorgänge in Paris am 28. December 1813 verwies, wo nach Rainouards und Lainé's kräftigen Darstellungen der gesetzgebende Körper vom Kaiser Wiederherstellung der Freiheit gefordert, der Kaiser aber den gesetzgebenden Körper nach Hause geschickt und sich den einzigen Repräsentanten Frankreichs genannt hatte. Die feindliche Schonung gegen die französischen Bürger, welche Napoleon sich nicht anschließen wollten, empfahl er auf seine eindringende Weise seinen Soldaten. „Die Bewohner" — so sagt seine Proclamation — „sind uns nicht feindlich gesinnt. Ich habe ihnen „Schutz ihrer Personen und Sicherheit ihres Eigenthums ver„sprochen. Ich hat's in Eurem Namen. Ihr müßt's hal„ten!" Seine Armee, jetzt verstärkt durch das vierte und fünfte deutsche Armeecorps, nahm wieder die Mitte ein zwischen der großen Armee, welche zu seiner Linken, südlich von der Schweiz aus, vorrückte, und zwischen der Nordarmee, welche — jedoch zuerst wegen Bernadotte's Zaudern nur theilweise — zu seiner Rechten von den Niederlanden aus vorrücken sollte. Wie früher Leipzig, so mußte nun Paris der Zielpunkt werden. Am 17. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 26. in Brienne, wo ihm ein Ueberfall persönlich große Gefahr brachte, aber den Zweck, seine Verbindung mit der Hauptarmee zu verhindern, nicht verfehlte. Schon wieder hatte er jetzt mit den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei im Hauptquartiere und gegen die Rückerinnerungen an den frühern Rückzug aus Frankreich während der Revolution zu kämpfen. Er trieb nach Paris und erbot sich, bei einiger Unterstützung durch die Hauptarmee, da sein Heer noch nicht vereinigt war, den Kaiser sogleich jetzt zu schlagen. Das Vertrauen der Monarchen und Feldherren übertrug ihm hierauf am 1. Februar über einen Theil der Hauptarmee, über die Truppen unter Wrede, Giulay und dem Kronprinzen von Würtemberg, den Oberbefehl für eine Schlacht bei Brienne oder la Rothiere. Er schlug. In schönen Vereine fochten die verbündeten Heerschaaren. Als es die Entscheidung galt, da rief Blücher: „Ihr nennt „mich den Marschall Vorwärts: nun will ich Euch zeigen, „was vorwärts heißt!" Und an der Spitze einer tapfern Schaar sprengte er voran auf den entscheidenden Punkt, und das Dorf la Rothiere, Napoleons feste Stellung, ist genommen. Die erste Schlacht auf französischem Boden war gewonnen. Angesichts seiner militairischen Wiege war der große feindliche Feldherr von Blücher besiegt, hatte 3000 Gefangene und 82 Kanonen verloren und sah auf's Neue den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gefährlich untergraben.

Blücher, jetzt mit größerem Nachdruck nach Paris treibend, rückte an der Spitze seiner Armee mit Schnelligkeit an die Marne und, schon die Hauptstadt bedrohend, bis Meaux vor. Langsamer und weniger glücklich operirte die große Armee ihrerseits an der Seine. Aber mit der ganzen Kraft seines großen Geistes, durch sie reich an Hülfsmitteln und seine Heerschaaren durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen fast verdoppelnd, kämpfte der Kaiser. Hätten die Ideen der Freiheit und die französische Nation noch mit ihm gekämpft, hätte er es nur wagen dürfen, eine Volkswehr aufzubieten, wahrlich, in dem reichen kriegsrüstigen Frankreich, siebenmal größer, als das Volk, an dessen Spitze Fried-

rich siegreich gegen den größten Theil von Europa kämpfte, in demselben Frankreich, das in der Revolution noch ungerüstet, überall von auswärtigen und innern Feinden besetzt, begeistert durch seine Freiheitsideen, sie alle so glorreich besiegte, der Sieg hätte sein werden müssen. Mit Blitzesschnelle von einem Heere der Verbündeten zu dem andern eilend, benutzte er jede Blöße, jede Lücke. So warf er sich jetzt zuerst auf die Blücher'sche Armee, welche durch fehlerhafte und der Abrede zuwiderlaufende Bewegungen der Hauptarmee, ohne daß Blücher es wußte, auf der rechten Seite entblößt war und vereinzelt stand. Zuerst überraschte und schlug er den General Olsufieff bei Champaubert (10. Febr.), dann Sacken bei Montmirail (11. Febr.) und hierauf York bei Chateauthierry (12. Febr.), schnitt sie von dem Rest der Armee unter Blücher ab und warf sich auf diesen bei Joinvilliers und Etoges (14. Febr.). Er umzingelte dessen Heerhaufen dergestalt, daß nur das Durchschlagen in Quarré's einen durch die seltenste Geistesgegenwart bewundernswürdigen Rückzug gegen Chalons zu möglich machte. Ein französischer Berichterstatter (Koch, Mémoires) gesteht, daß die Franzosen die Geistesgegenwart Blücher's bei diesem Rückzuge bewunderten. „Er sammelte," so fährt Koch fort, „sein „Fußvolk, mitten unter den Angriffen der Cavalerie, eine Sache, „die so schwer gelingt, daß sie in gleichem Grade den Feldherrn und seine Soldaten ehrt." Bald bei der Vorhut, bald bei der Nachhut, war Blücher überall, wo die Feinde am dichtesten drängten. Aber so furchtbar sah er, trotz aller Ordnung des Rückzugs, die Seinigen fallen, daß er zuletzt im bittern Schmerz jede, auch die nöthigste Vorsicht für seine Person aufgab, auch als alle Ordonanzen zu seiner Seite fielen, im stärksten Kugelregen unbeweglich ausharrte und seines treuen Adjutanten, des Grafen Nostiz Mahnung, sich zu retten, zurückwies, da sagte ihm dieser: „Nun, wenn Ew. „Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen „lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches da„von zu erzählen haben." Da sah ihn Blücher ernst an und mit den Worten: „Nun, Nostiz, so lassen Sie uns reiten!" trieb er sein Pferd an. Gleich darauf kamen Gneisenau und andere Offiziere und suchten den schon Vermißten. „Na, „Gneisenau," — rief er, schon wieder im Besitz seiner heitern Zuversicht, Jenem entgegen — „nun es heute noch nicht mit „mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit! „Es wird nun schon wieder gehen; wir werden noch Alles wie„der gut machen!" Die vier vereinzelten Gefechte hatten 14,000 Mann, fast den vierten Theil der Armee, darunter 6000 Gefangene und 27 Kanonen gekostet und Napoleon berichtete nach Paris: „die Blücher'sche Armee sei vernichtet." Doch schnell vereinigte nun Blücher in Chalons alle seine Heertheile mit sich und großmüthig sprach er in seinem Bericht seine Generale frei und nahm alle Schuld auf sich. Selbst die Führer der Hauptarmee verschonte er mit Vorwürfen, dachte vielmehr auf ihre Unterstützung und bot Schwarzenberg seine alsbaldige Unterstützung zu einer Hauptschlacht an. Er hätte tollkühn scheinen können, aber Blüchers Muth wuchs mit dem Unglück. Schwarzenberg war unterdessen mit dem Hauptheere allmälig bis gegen Fontainebleau vorgedrungen gewesen; im Fluge aber hatte Napoleon sich jetzt von Blücher, von der Marne zur Seine eilend, wieder auf das Hauptheer geworfen. Er schlug die Russen sogleich bei Nangis (17. Febr.) und die Würtemberger bei Montereau (18. Febr.) und am 19ten war Schwarzenbergs Heer im vollen Rückzuge, doch hatte er Blüchern bereits geantwortet, wenn dieser noch mit 30,000 Mann am 23sten in Mery zu ihm stoßen könne, so wolle er dort sich stellen und eine Hauptschlacht liefern. Blücher antwortete: „Ich werde schon am 21sten mit 53,000 Mann und 300 Ka„nonen zur Stelle sein." Und wirklich traf er am 21sten noch zur rechten Zeit in Mery ein, um die Wittgenstein'sche Armee von einer großen Niederlage zu retten. Von den französischen Schriftstellern, die überhaupt öfters bemerken, da oder dort habe man an der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck der Bewegungen bemerkt, daß man es mit Blücher zu thun habe, berichtet hier Fain in seinem Geschichtsbuch: „Das ganze Heer Schwarzenbergs war im Zurück„weichen. Ueberall stieß Napoleon auf Truppen, welche „wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit „der Gegenwehr bei Mery setzte in Erstaunen. Man fragte, „wer dieser trotzige Feind sei. Napoleon erfährt, es seien „Truppen von Blücher. Er will es nicht glauben, er meint, „diese Truppen müßten noch 30 Stunden weit von hier weg„sein. Doch es war so; nun ist Alles begreiflich, nur nicht, „wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer „Niederlage erholt haben könnten, überhaupt so schnell wieder „und jetzt hier auf dem Kampfplatz erscheinen konnten." Aber leider harrte Blücher in Mery vergeblich auf die Verfügung zur versprochenen Hauptschlacht. Er konnte Schwarzenberg nicht dazu bewegen. Schon hatte dieser den Franzosen einen Waffenstillstand angetragen und man hoffte wieder auf die Friedensunterhandlungen auf dem Congresse zu Chatillon. Schwarzenberg besteht darauf, seinen Rückzug bis nach Chaumont und Langres zu verfolgen. Vergeblich läßt ihn Blücher durch Grollmann beschwören, seinen Vorsatz aufzugeben. Ja Schwarzenberg befahl Blücher an diesen Rückzug sich anzuschließen, und förmlich ausgefertigt langte alsbald derselbe Befehl aus dem großen Hauptquartier an. Hätte Blücher gefolgt, so war der Feldzug verloren und ein unglücklicher, schimpflicher Rückzug aus Frankreich unvermeidlich. Schon hatte Napoleon das stolze Wort gesprochen: „Jetzt bin ich näher an Wien als die „Feinde an Paris!" da faßte Blücher den kühnen, in seinen Folgen welthistorischen Entschluß, nicht zu folgen, vielmehr seine Verbindungen mit der Hauptarmee abzubrechen, mit seiner Armee schnell zum zweitenmal an der Marne nach der Hauptstadt vorzudringen, dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien, und sie so dem Vorgehen nach Paris wieder günstiger zu stimmen. Durch dringende Vorstellungen bei den Monarchen von Preußen und Rußland (der Kaiser von Oesterreich war schon früher rückwärts in Dijon) wußte er, nachdem er bereits unverweilt seinen Plan in Ausführung gebracht, auch die nachträgliche rühmliche Genehmigung zu dem Geschehenen zu erlangen und selbst eine Vermehrung seiner Armee durch das Winzigerodische und Bülow'sche Corps von der auf's Neue zaudernden Nordarmee und durch das weimarische Corps zu erwerben. Er warf Marmont bei Sezanne und überschritt die Marne bei La Ferte. Sein Plan, die große Armee zu befreien, war schnell erreicht. Schon am 7. März stand wieder ihm Napoleon bei Craon zur Schlacht gegenüber. Unverantwortlich verspätete sich Winzigerode mit 11,000 Mann Reiterei und mit der reitenden Artillerie. Blücher mußte sich zurückziehen. Doch Unfälle und verlorene Schlachten schlugen ihn und sein Heer nicht nieder. Schon den nächstfolgenden Tag (am 9. März) boten sie dem Kaiser bei Laon eine neue Schlacht an. Sie wurde glänzend gewonnen und dadurch den Alliirten die Thore von Paris eröffnet. Mehr als 50 Kanonen, 100 Pulverwagen und mehr als 2000 Gefangene waren der Preis eines glänzenden nächtlichen Angriffs am 9ten gegen einen geringen eignen Verlust. Napoleons eigener Angriff am 10ten wurde siegreich zurückgeschlagen. Napoleon ohne den leidigen Blücher auch nur zu nennen, berichtete nach Paris, er habe gefunden, daß die Höhen von Laon uneinnehmbar seien. Seine Angriffe auf die Blücher'sche Armee aber mußte er nun aufgeben. Er wendete sich wieder gegen das Hauptheer. Dieses, durch Blüchers kühnen Vorgang bestimmt, war unterdeß ebenfalls zum zweitenmale von der Seine nach Troyes, Sens und Provins vorgerückt. Es hätte schon am 5. März vor Paris stehen können. Aber 90,000 Mann stark, hatte es sich durch 32,000 Mann unter Macdonald vierzehn Tage lang fast an derselben Stelle in Unthätigkeit halten lassen. Doch war Napoleon, der in Rheims den General St. Priest überfallen hatte, so geschwächt, daß er bei Arcis sur Aube seinen neuen Angriff auf die verbündeten Heere (20. März) nicht durchsetzen konnte. Da suchte er durch eine kühne Kriegslist die beiden Heere von dem Vordringen nach Paris abzuwenden. Durch einen Rückzug über Vitry und Saint Dizier warf er sich in ihren Rücken, hoffte, sie sich nachzuziehen und, gelehnt an seine Grenzfestungen und unterstützt durch den Mangel der ausgehungerten Gegenden und durch das zur Verzweiflung aufgereizte Volk, sie ins Verderben zu stürzen. Und das Hauptheer begann wirklich bereits in die Falle zu gehen. Napoleon, in übereilter Siegesfreude, äußerte: „Man hat von Frieden gesprochen, aber ich unter„handle nicht mit Gefangenen." Diesmal konnte jedoch Blücher, unterstützt durch einen aufgefangenen Brief von Napoleon an die Kaiserin, der die List enthüllte, bei den Monarchen schnell sein Vorwärts nach Paris durchsetzen. Er selbst schreibt an einen deutschen Fürsten: „Nachdem ich den Na„poleon bei Laon geschlagen, bestand ich gegen die Meinung „aller Umgebungen der Monarchen darauf, mit beiden Heeren „auf Paris loszumarschiren und Napoleon machen zu lassen. „Es würde dann schon Alles sich finden, wenn wir die Haupt„stadt hätten." Am 23. wurde wirklich im Hauptquartier zu Vitry mit freudiger Zustimmung jetzt auch des edeldenkenden Schwarzenberg das Vorrücken beider Armeen beschlossen. Napoleon ließ sich durch die ihm von Blücher klug nachgeschickte Reiterei des Generals Winzigerode zu dem Wahne verleiten, die Armeen folgten ihm. Als er endlich, seine Täuschung erkennend, eiligst gegen Paris zurückging, war es bereits zu spät. Am 30sten griffen die Alliirten Paris an. Blücher, der unterwegs gegen Marmont und Mortier und den General Pactod die Unfälle im Fe-

bruar siegreich gerächt hatte, endigte durch Erstürmung des Montmartre glorreich den Feldzug. Am 31sten zogen die Verbündeten in die Hauptstadt ein.

Der Kaiser Alexander erließ jetzt in seinem und seiner Bundesgenossen Namen die Erklärung an die von ihrem Despoten befreite französische Nation, sie möge sich eine andere Regierung erwählen. Mit dem treubrüchigen Napoleon würden die Verbündeten nicht unterhandeln. Der Senat aber setzte den Kaiser ab, und gab, zurückkommend auf die Erklärungen im gesetzgebenden Körper 28. Dec. 1813, des Kaisers Unterdrückung der verfassungsmäßigen Freiheiten, insbesondere auch der Preßfreiheit, als Grund an. Napoleon wollte Paris stürmen. Aber jetzt versagte ihm auch seine Armee durch die Marschälle den Gehorsam. Er mußte mit der Insel Elba und einer Jahresrente zufrieden sein. Der Senat entwarf nun in Eile eine neue liberale Verfassung, die auch der gesetzgebende Körper eben so eilig gut hieß. Von beiden wurde Ludwig XVIII. zurückgerufen. Dieser erklärte vor seinem Einzuge in der Proclamation von St. Ouen, daß auch er die Grundsätze der neuen Verfassung annähme, versprach jedoch dieselben, „weil die Verfassungsurkunde zu sehr das Gepräge „der Eile an sich trage," in einer vollständigeren Urkunde zu verwirklichen, und erfüllte in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Sieger dieses Versprechen durch die am Tage nach seinem Einzuge in Paris publicirte Charte vom 4. Juni.

Blücher hatte schon vor der Schlacht von Laon, von einem fieberhaften Zustande ergriffen, sich nur durch die Kraft und Spannung des Geistes und die Größe seiner Aufgabe aufrecht erhalten. Er commandirte auf dem Montmartre nur aus dem Wagen und wegen schweren Augenleidens mit einem grünen Damenhut bedeckt. Nun drohte eine schwere Krankheit dem Greis das Leben oder mindestens das Gesicht zu rauben. Er war sechs Tage lang blind, doch siegte bald seine kräftige Natur.

Vergeblich eiferte Blücher jetzt mit seinen oft sehr derben Erklärungen gegen den für die Feinde zu günstigen Frieden. Alle deutschen Länder wünschte er für Deutschland. Die Zurückrufung der Bourbons gefiel und bürgte ihm nicht. Er sagte laut voraus, daß man so nur einen Waffenstillstand schließe. Und er hatte recht gesehen. Die Partei der adeligen Emigranten und ihre restaurirende Vernichtung und Bedrohung aller Früchte der Revolution, und namentlich der auch in der Charte anerkannten Freiheitsrechte, öffnete dem von Elba zurückkehrenden Napoleon die Bahn. Daß jetzt erst Ludwig XVIII. vor den schnell versammelten Kammern die Charte durch feierlichen Eid beschwor, ist zwar für die Idee der Zeit sprechend genug, konnte aber nun nicht mehr helfen. Napoleon seinerseits beschwur auf dem Maifelde jetzt noch größere Freiheit, und rüstete die Armeen.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington, mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Cürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge „gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder aus„bessern." Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft „das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen," ließ sich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachge„trunken, es würde besser gehen!" Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch „wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn „schlagen, denn wir müssen." Wellington, welcher bei Quatrebas ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!" war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!" sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich." Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht „nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder „Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch „nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Mar„schall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit „wiederfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dies„es furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Bei-

„stande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur „den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der „Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war „eine Freude, ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte „sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Ku„gelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, „seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Ver„folgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Pleſſis, Piquet und Iſſy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein nnd nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von Lafayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

Er schien die Absicht Wellingtons und anderer Verbündeten, aus Schonung für die Bourbons und ihre Herrschaft die Einnahme von Paris nicht zu erzwingen. Dieses und die Bemühungen für die Bourbons gefielen Blüchern nicht. Er wünschte für die Franzosen ihre volle innere Freiheit. Nur wollte er bessere Wiederherstellung und Bürgschaft für Deutschland. Er eiferte in dieser Hinsicht auf's Neue für bessere Friedensbedingungen. Und durch seine Raschheit konnte er, noch ehe die Monarchen und Minister ankamen, mehr noch als durch Worte wirken. In den Unterhandlungen über den Waffenstillstand gebrauchte er einen den Franzosen seit lange ungewohnten Ton und die deutsche Sprache. Dennoch rieth der große Carnot, lieber mit Blüchers derber Geradheit, als mit Wellingtons höflicher Zweideutigkeit zu unterhandeln. Blücher verwarf es entschieden, daß die Hauptstadt wiederum, so ganz gegen der Franzosen Verfahren in Deutschland, von Einquartierung frei bleibe, verfügte schnell die Beschlagnahme der aus Deutschland geraubten Kunstschätze und schrieb Contributionen aus. Sein Vorangehen und seine lauten, energischen, durch die öffentliche Meinung unterstützten Worte trugen auch bei zu dem jetzt besseren Frieden. Auch wurde merkwürdigerweise den Franzosen die Erhaltung ihrer freien Verfassung jetzt förmlich durch den Friedensschluß verbürgt, doch gefielen die Bedingungen Blüchern nicht ganz und er fürchtete neue Gefahren. Bei einem großen Festmahle, welches Wellington den in Paris versammelten Ministern, Diplomaten und Feldherren gab, brachte er den Trinkspruch aus, den man in England mit großem Beifall den Blüchers-Toast nannte: „Mögen die Federn der Minister nicht wieder „verderben, was durch das Schwert der Heere mit so vieler An„strengung gewonnen worden!“

Auch nach der Rückkehr aus den Feldzügen maßte sich zwar Blücher keineswegs die Rolle eines Staatsmannes oder eine Einmischung in die Verwaltung an; aber er hielt als Privatmann mit seinem gesunden Rechtsgefühl und praktischen Sinne fest an den großen Grundsätzen, durch welche Preußen wieder stark und groß und Deutschland gerettet war, welche mit den Herrschern und der Nation auch er in den Freiheitskriegen mit Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen, durch welche er gesiegt hatte. Er war sehr weit entfernt von der reactionairen Bestrebung derjenigen, welche diese Grundsätze und selbst alle Begeisterung für Freiheit und Vaterland während der Freiheitskriege jetzt ableugneten, welche sogar damals, nämlich vor ihrer Erneuerung durch die königliche Erklärung vom 17. Januar 1820, die Verheißung der Reichsrepräsentation auslöschen wollten, und welche den alten Staatskanzler jetzt deshalb anfeindeten, weil er den freien Grundsätzen Sanction und zum Theil schon die Verwirklichung verschafft hatte. Sein oft äußerst herber Tadel gegen den altgewordenen Staatsmann und manche neuern Maßregeln war ganz anderer Art. Blücher blieb in seinen Gesinnungsäußerungen, in seinen kräftigen, oft ausführlichen, aber leicht dahinfließenden und meist allgemein ergreifenden Reden an das Volk, so z. B. in den freien Städten, in Frankfurt (1815), in Hamburg (1816), und bei Gastmälern, und in seinen kurzen Kraft- und Schlagworten, von welchen, wo er hinkam, sogleich viele in Umlauf waren, völlig der Mann des Volks. Manche Privatäußerungen waren so stark und derb, zuweilen auch gegen Persönlichkeiten verletzend, daß, wie sein ausführlichster berliner Biograph bemerkt, ihre Bekanntmachung zum Theil erst in einer spätern Zeit zu erwarten ist. Und wir wollen ebenfalls einzelne, die wir vernahmen, hier nicht wiederholen. Auch beseitigte er selbst zuweilen ein tieferes Eingehen in politische Discussionen durch einen Scherz. So erwiederte er auf gewisse Klagen in Beziehung auf Preußens Constitution: „Der Staat hat keine bessere Constitution als ich; im „Kriege sind wir frisch; aber im Frieden will's nicht recht gehen.“

Mit Wärme hielt insbesondere Blücher fest an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwischen dem Krieger- und Bürgerstand und zwischen Adeligen und Bürgerlichen. So war sein Trinkspruch bei dem großen Feste, welches ihm nach seiner ersten Rückkehr von Paris die Ständevertreter der Monarchie gaben: „Der glücklichen „Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der „Landwehr!“ An der königlichen Tafel, bei einem großen Feste am 15. August 1814, bat Blücher um die Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, „welcher dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majestät und der „Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er der Staatsverwaltung eingeflößt, jene innige Verbindung „der Nation zu einem Ganzen bewirkte, wodurch die großen „Leistungen möglich geworden und es dahin gekommen ist, daß „man in Preußen jetzt nicht weiß, wo der Kriegerstand aufhört „und der Bürgerstand anfängt. Ich wünsche,“ so fuhr Blücher fort, „daß diese glückliche Verschmelzung unauflöslich „bleibe.“ Am 16. Juni 1816 hatten die Badegäste in Carlsbad ein Fest zur Feier des Jahrestages der Schlacht von Belle-Alliance veranstaltet und die Preußen Blüchern dazu eingeladen. Jedoch hatten die Vornehmern sich von den Bürgerlichen abgesondert. Da fand sich Blücher zuerst bei der Mittagstafel der Bürgerlichen ein, zu dem Balle am Abend aber erklärte er „nur dann kommen zu können, wenn die un„statthafte Absonderung aufhöre.“ In seinem Trinkspruch sagte er hier: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller „und reichlicher Art, sind mir zu Theil geworden. Meinen „schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, „in der Achtung meiner Zeitgenossen und in dem Bewußtsein, „meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts mit Aufbietung „aller meiner Kräfte erfüllt zu haben.“ — An den Wohlthätigkeitsverein in London schrieb Blücher, der oft seine Bewunderung Englands aussprach: „Wenn es meine äußern Ver„hältnisse erlaubten, so möchte ich mein Leben in England be„schließen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine

„Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das „sich in Allem so sehr auszeichnet und seinen Reichthum auf so „edle, anderwärts unbekannte großherzige Weise verwendet, muß „zugleich erhebend und beruhigend sein." Mit welcher Energie sich Blücher am Ende des Jahres 1815 für die 1813 in seiner ersten Proclamation verheißene, aber damals schon angefochtene unbeschränkte Preßfreiheit aussprach, wie er, der gerade, oft derbe Wahrheitsfreund, gar keine andere Grenze derselben sich denken konnte, als die Wahrheit selbst, dieses wurde schon oben berührt.

Im Sommer 1816 besuchte Blücher sein Vaterland Mecklenburg. Er wurde von dem Fürsten und dem Volk auf das Höchste geehrt. In Dobberan, an der großherzoglichen Tafel, dankte er dem Großherzog, der alle braven Mecklenburger hatte leben lassen, im Namen derselben und sagte unter Anderem: „Es ist mir eine Ehre, den Mecklenburgern anzu„gehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen „mitzuhelfen, daß die Welt befreit würde vom Sklavenjoch des „Tyrannen. Mir ist noch mehr gelungen! Was ich unter „allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte „und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, „das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei, in dem Lande, „wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, „wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt, „wie ich mich gesehnt habe, ehe auch ich mein Grab fülle, zu „beten an ihrem Grabe" (er that dieses einige Tage nachher in der Kirche zu Rostock). „Gern ruhte ich an ihrer Seite, „wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch „ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr „als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder! „Bleibt, wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahr„heit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst getreu!"

Solcher Liberalität, Pietät, Treue und Herzlichkeit der Gesinnung, wie sie sich in dem Bisherigen äußert, entspricht Blüchers ganzes begeistertes treues Wirken. Selbst bei seinen Fehlern kommt sie noch zu Tage. Bekannt ist seine Leidenschaft für's Wagespiel. Wir wollen sie nicht entschuldigen durch die gleiche Leidenschaft unserer kriegsmuthigen altdeutschen Vorfahren. Aber es war ein schöner Sieg der Pflicht, daß Blücher während der ganzen Zeit eines Feldzugs nie auch nur ein einzigesmal spielte. Sehr auffahrend und derb und ohne wissenschaftliche Ausbildung war der in den Heerlagern des siebenjährigen Kriegs erwachsene Kriegsheld. Aber mit einigen heftigen derben Worten, von ihm selbst öfter zuweilen in versöhnendem Scherz gewendet, war meist sein Verdruß ausgetilgt. Nie sah man ihn schlagen. Freundlich und mild gegen Schwächere, gegen Frauen und gegen seine Krieger, scheuete er sich nicht, diesen mit Achtung ein vergangenes Unrecht abzubitten. Bei dem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg sagte er zu seinen Soldaten: „Vorwärts, „Kinder! und gut ausgehalten, die Brücke lasse ich hinter uns abbrechen!" Da vernimmt man Murren und mehrere Soldaten rufen laut: „So brauche man ihnen nicht zu kom„men. Sie würden ja wohl ihre Schuldigkeit auch ohne das „gethan haben, das hätten Sie wohl gezeigt." Da erwiedert der wackere Feldherr kräftig und zutraulich: „Ihr habt recht, „Kinder, da hat der alte Blücher wieder einmal etwas Dum„mes gesagt. Aber bös war's nicht gemeint. Wir kennen „uns ja schon!" Und: „Hurra, Vater Blücher!" so ging's vorwärts. Auf eines Vornehmen etwas geringschätzende Aeußerung über die gemeinen Soldaten erwiederte er warm: „Der Soldat hat so gut Ehre, als die Fürsten und die Officiers, und unsere Ehre besteht durch ihre Ehre!" Die Feinen mögen wohl Anstoß genommen haben, wenn Blücher selbst im Frieden die Soldaten in alter herzlicher Weise behandelte, wenn der Feldmarschall auch in Berlin keinen Anstand nahm, den gerade vorbeigehenden Landwehrmann anzuhalten und, an dessen Pfeifenstummel seine Tabackspfeife setzend, sie in dieser Gemeinschaft anzurauchen. Aber die Krieger vergaßen ihm dies sicher nicht. Er sorgte überhaupt auch im Frieden gern für sie. Von dem englischen Hülfsverein für verwundete Krieger wußte er für die seinigen 264,000 Thaler zu erhalten. Wie manchesmal sprach Blücher in einigen derben Worten, wie wir sie ja selbst bei dem großen Dichter vom Götz lesen müssen, beredter und tiefer ergreifend, als alle Redekünstler. So sagte er einst zu einem Regiment, das gestern siegte, und das er heute auf's Neue zum Sturm kommandirte, die Soldaten ansehend: „Kerls, ihr seht ja aus „wie die Schweine! Aber ihr habt die Franzosen geschlagen. „Damit ist's aber noch nicht genug. Ihr müßt sie heute wie„der schlagen, denn sonst sind wir Alle——". Das sind rednerische Motive, wie sie Demosthenes nicht besser hat. Als bei dem Rheinübergang ein Bataillon, das sehr gelitten hatte, in düsterer Haltung an ihm vorbeizog, ruft er ihnen traulich zu: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich „bleiben, bis Ihr alle französisch könnt!" und das ganze Bataillon wurde guter Laune. So ging ihm nie Lust und Kraft aus, mit einem guten Worte den Seinigen seine heitere Zuversicht und unerschütterliche Entschlossenheit mitzutheilen, sie dadurch und durch begeisterte Liebe für die Sache und für ihre Feldherren zu einem einzigen Körper zu vereinigen und zu beseelen. So wenig in der Nacht als am Tage fehlte ihm der schnelle sichere Entschluß wie das kräftige ermuthigende Wort. So erweckt ihn einst ängstlich seine Umgebung mit der Nachricht: Napoleon sei im Begriff, eine gewisse kühne Bewegung gegen ihn auszuführen. Noch gähnend erwiedert er: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen," ordnete die nöthige Vorkehrung an, legte sich herum und schlief weiter. — Gelehrte Wissenschaft war ihm freilich fremd. Aber gewiß, er hatte Vieles, um sie zu ersetzen, und er hatte innere Tüchtigkeit und Bildung genug, um sie und jedes tüchtige Wirken zu schätzen. Niemals hörte man ihn von der Wissenschaft, noch weniger von der Religion geringschätzig sprechen. Als er 1816 in Hamburg und Altona weilte, und dort bei keinem Bekannten aus seiner Unglückszeit treuherzig anzusprechen vergaß, sah man den alten Feldmarschall nie am Grabe des ihm einst befreundeten Klopstock an der Straße bei Altona vorbeigehen, ohne daß er den Hut abnahm und tief senkte.

Vor Allem aber in dem Verhältniß zu seinen Mitfeldherren, Wittgenstein, Schwarzenberg, Kronprinz von Schweden, Wellington, zu seinen Unterbefehlshabern und zu seinen zwei Generalquartiermeistern, Scharnhorst und Gneisenau, bewies Blücher beharrlich, in Verbindung mit seinem so wohl begründeten Selbstgefühl, die schönste Treue und Pietät und Selbstentsagung für die große Sache, die liebenswürdigste Neidlosigkeit und Bescheidenheit. Er wußte, daß die Feinde und die Friedensfreunde unter den Verbündeten, welche beide sein feuriges Vorwärts! haßten, ihn den Husarengeneral nannten und gern auch das, was nur er im Heere und in der Schlacht wirkte, ganz seinen unsterblich verdienten Generalquartiermeistern zugeschrieben hätten. Aber Niemand hat zu allen Zeiten lauter ihre Verdienste erhoben, als gerade er, der gebietende Feldherr, welcher stets eben so willig besserem Rathe nachgab, als er alle Berechnungen und Plane durch die lebendige Auffassung und Durchführung beseelte, das Beschlossene mit eigenthümlicher Energie, ohne Wanken verwirklichte und bei jeder neuen Wendung der Dinge mit schnellem Blick und sicherem Tact neuen, meist Sieg bringenden Entschluß wußte. Von Scharnhorst sagte er bei einem Feste, welches ihm die Freimaurerloge Royal York (er hatte in diesen Mysterien die Meisterschaft erhalten) veranstaltete, am Schluß seiner Rede: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei Du selbst Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!" Ueber Gneisenau äußerte er sich stets nicht minder anerkennend und bescheiden. Als man in einer Gesellschaft sich gegenseitig schwere Aufgaben stellte, verhieß Blücher, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Alle sind erwartungsvoll. Da küßte er Gneisenau mit herzlicher Umarmung. Einst überhäufte man ihn mit Lobreden. Da erhob er sich ungeduldig und sprach mit edler Begeisterung die schönen Worte: „Was ist's, das Ihr rühmt! Es „war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und „des großen Gottes Barmherzigkeit."

In solchen Gesinnungen sah endlich der edle Greis heiter und ruhig sein Ende nahen. In den vier Jahren nach seinen letzten großen Siegen quälten ihn öfter schmerzliche Leiden. Doch genoß er noch reichlich bald auf seinen Reisen, bald in Bädern, bald auf seinem Landgut, bald in der Hauptstadt mit aller Heiterkeit die Freuden des Lebens. Im September 1820 verschlimmerte sich sein Uebel sehr. Am 5. sagte er zu dem Adjutanten, welchen der König zu ihm gesendet hatte, und welcher ihn durch die Erklärung seiner Aerzte beruhigen wollte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, „als die Aerzte, die meinen Zustand nicht mehr beurtheilen „können. Ich sterbe gern, denn ich bin zu nichts mehr nutz. „Sagen Sie dem König, daß ich ihm treu gelebt und ihm „treu sterbe." Aehnliches wiederholte er dem König, der ihn Tages darauf selbst besuchte, und empfahl ihm seine Gattin. (Er hinterließ wenig.) Zu seinem Freunde und Retter, Graf Rostiz, dem er ebenso mit unwandelbarer dankbarer Treue anhing, als dieser ihm, sprach er, als derselbe ihm einen Lobetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Rostiz, Sie „haben Manches von mir gelernt! Jetzt sollen Sie auch von „mir lernen, wie man ruhig stirbt!" Sanft entschlief er am Abend des 12. Septembers und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter freiem Himmel bei den drei Linden an der Straße von seinem Gute Kriblowitz begraben, geehrt durch Todtenfeier und öffentliche Trauer von König und Heer und von manchem Verein im deutschen Vaterlande, so von der Bürgerwehr der freien Stadt Hamburg.

Eine solche Persönlichkeit, ein solches Wirken waren wohl geeignet, eine allgemeine Begeisterung in Volk und Heer und große Erfolge hervorzubringen.

Die begeisterte Stimmung des Volks für Blücher aber darf beispiellos genannt werden. Seine verschiedenen Züge durch Deutschland waren fortwährend Triumphzüge. Die Städte, in die er kam, wie z. B. Magdeburg, Cassel, Coblenz, Cöln, Aachen, Frankfurt, Hamburg, feierten großartige Volksfeste, bei welchen jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht dem freundlichen Helden zu huldigen wetteiferte. Und auch wo er länger weilte, wie in den freien Städten Hamburg und Frankfurt, da wollten die immer neuen Feste, der immer erneuerte laute Jubelruf des Volkes nicht enden. Und Blücher war nicht unempfindlich für solchen oft rührenden und ergreifenden Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Er, der gerne und gut öffentlich redete, dankte seinerseits in herzlichen, die edelsten Volksgesinnungen bekräftigenden Reden an die Versammelten. Der durch kein feindliches Geschütz je erschütterte Kriegsheld war dabei oftmals tief ergriffen und gerührt. Mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, ich „erliege sonst," wehrte er bei dem letzten Scheiden von dem ihm so theuren, als wohlwollenden Hamburg weitere Achtungsbeweise ab und trieb zur Eile. Und nicht in Deutschland allein, sondern in dem alten England, in der Hauptstadt der Welt, wie in Oxford, dort, wo die alte Freiheit den Tact des tüchtigen Volks für Tüchtiges und Großes ausgebildet hat und wo das verbreitetere Lesen ausführlicher Nachrichten in den Zeitungen vollständigere Kenntniß der Zeitgeschichte begründet, als anderwärts, empfing den deutschen Helden dieselbe Gesinnung. Der Prinz Regent hatte ihn als seinen Gast eingeladen, „um ihm — wie er schrieb — seine Bewunderung und seinen Dank auszudrücken." Er kam nach dem ersten Pariser Frieden, also noch ehe er den Britten ihren Ruhm bei Waterloo erkämpfen half, zugleich mit den Monarchen, mit Wellington, der eben in Spanien und Frankreich seinem Vaterlande so außerordentlich großen Ruhm errungen hatte, und mit andern berühmten Feldherren. Aber auf die auffallendste Weise wendete sich die allgemeinste Begeisterung aller Stände, selbst der vornehmsten Frauen, die sich zu seinem Lever drängten, dem „Marschall Vorwärts" dem „Besieger des Tyrannen" (the Conqueror of the Tyrant) zu. Da half keine Abwehr selbst gegen das buchstäbliche Tragen auf den Händen, gegen das Ausspannen der Pferde und gegen das Zudrängen, daß jeder wenigstens einmal seine Hand drücke. Der donnernde Beifallsruf, oft von Hunderttausenden und gleich dem Geschütz der Feldschlacht, ertönte, sobald Blücher in Bewegung war. Und während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts, vom Tage der Ankunft (6. Juni) bis zum Tage der Abreise (11. Juli), bei welcher er, bis zum Meere begleitet von Hunderttausenden, unter dem Donner der Kanonen und des Beifallsrufes sich einschiffte, dauerte, von allen Ständen getheilt, das große Volksfest, sprachen die allgemeine Liebe und Verehrung oft in den ergreifendsten, wie in den ergötzlichsten Zügen stets neu sich aus. Blücher sagte: „Ich muß über mich selbst wachen, „daß ich nicht zum Thoren werde." Alle Zeitungen kamen darin überein, daß seinem vaterländischen Kriegshelden, daß selbst seinem Nelson das englische Volk keine solche Begeisterung, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung ausdrückte.

Mit solchen Anerkennungen der Völker verbanden sich entsprechende Belohnungen der Fürsten, zahlreichere, ausgesuchtere und größere, als je einem andern Feldherrn zu Theil wurden. Die höchsten Orden aller europäischen Fürsten, die von Frankreich ausgenommen, schmückten den Helden. Nach der zweiten Einnahme von Paris mußte sein dankbarer König ein neues Ehrenzeichen für ihn allein erfinden, so wie ihn schon früher Englands Herrscher mit einem solchen vor den Augen des englischen Volkes zierte. Durch die Ertheilung der Feldmarschalls- und der Fürstenwürde, deren Name, zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach, von dem nahen Wahlstadt entlehnt wurde, durch wiederholte große Geldgeschenke und reiche Einkünfte, durch Landgüter und ein Haus in Berlin, durch die große fürstliche Dotation, endlich durch ein prachtvolles, colossales Standbild in der Hauptstadt lohnte ihn sein Königshaus auf das Großmüthigste.

Auch noch zwei andere solcher Standbilder, wahre Kunst- und Nationaldenkmale — eine seltene Zierde für Deutschland — erhalten Blüchers Andenken bei der Nachwelt. Das eine von der Provinz Schlesien auf dem größten Marktplatz in Breslau errichtet, das andere von der Gesammtheit der Mecklenburger unter Leitung der Stände zu Rostock auf dem Blücherplatz. Dieses stellt ihn nach Göthes Vorschlag als Marschall Vorwärts im deutschen Landwehrrock dar, während das zu Berlin seine eigenthümliche Neigung, durch eigne Theilnahme am Gefecht die Sache im rechten Augenblick zur Entscheidung zu bringen, andeutete. Die Stadt Berlin ehrte ihn durch Denkmünzen und so wie London und Hamburg durch die Bürgerwürde, die Universitäten Oxford, Cambridge, Berlin durch die Doctorwürde und Hamburg und Altona durch Stiftung des Blücherclubbs „zur Feier seiner Ehrentage und zur möglichsten Verbreitung seiner liebenswürdigen Eigenschaften und „Tugenden." Zahllose Büsten, Gemälde, Kupferstiche und Bilder aller Art, eine Anzahl von Biographien und eine große Reihe von Gedichten, darunter welche von Deutschlands edelsten Dichtern, Göthe, Uhland und Fr. L. Graf zu Stolberg, von Arndt und Rückert, suchten sein Andenken zu erhalten, auszubreiten und zu verherrlichen.

Und groß und leicht erklärbar, wie diese Begeisterung für Blücher, waren die Erfolge seines Wirkens für die große Sache.

„In Blüchers Hauptquartier und Heer war" — nach dem Ausdruck eines seiner Biographen — „der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit. Der „eigentliche Kern der Kriegsführung, der thätige Anstoß und „das fortreißende Beispiel waren hier." — „Durch den ganzen Krieg hindurch war" — so fügt ein anderer hinzu — „Blüchers treibendes Vorwärts das bewegende Princip des „Kampfes. Wie hätten wir sonst nach Paris kommen mögen?" Daß aber nun dem also war und daß nach demselben Schriftsteller „das ganze Heer auf ihn mit unerschütterlichem „Muthe vertraute, mit ihm siegreich focht, daß sein Ruhm „den Ruhm größerer Feldherren neben ihm und ihm gegenüber „verdunkelte, daß er allein in ganz Deutschland, ja von Alt„england, als der Held des Krieges gefeiert wurde, dieses er„klärt sich daraus, daß Blücher ganz der Richtung des da„maligen Volksgeistes entsprach, daß er in Wort und That „des Volkes Stimme verkündete, in jeder That das vollbrachte, „woran das Volk selbst schon Hand gelegt hatte." Derselbe Schriftsteller schließt seine Biographie Blüchers mit der feierlichen Aufforderung an die Städte, „wenn die dem Reich „versprochene Verfassung auch ihnen, für welche durch die „Städteordnung von 1809 die Einleitung zu festeren Ver„hältnissen gemacht ist, ein geordnetes Bürgerthum bringen „werde," das Bild Blüchers „als Wahrzeichen ihrer Frei„heit" aufzupflanzen *). Es war, wie die Manifeste aner-

*) Förster, der Feldmarschall S. 316. Aber es ist unumgänglich nothwendig, unsere hier entwickelte historische Grundansicht von Blüchers öffentlicher Rolle gegen Widerspruch von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus zu vertheidigen. Derselbe berliner Biograph Blüchers, welcher in der soeben angeführten und in andern Stellen der Gewalt der offen vorliegenden Wahrheit huldigen muß, scheint sich doch anderwärts der Partei, welche auf so merkwürdige Weise alle Begeisterung und vollends allen Gedanken an innere Freiheit zur Zeit der Freiheitskriege hintennach ganz austilgen und ableugnen möchte, anschließen zu wollen. Ja, er führt ausdrücklich als Gegenbeweis an, „daß man ja mit russischen Leibeigenen gegen die Franzosen gefochten, welche letzteren doch für die Freiheit ihre Revolution begonnen hätten." Hr. Förster folgt wohl, indem er solchergestalt seine freieren Aeußerungen durch die Huldigung gegen jene Partei gewissermaßen loszukaufen und zu versöhnen scheint, nur ungern einer beklagenswerthen Mode oder einem äußern Drange. Wir Andern aber wollen nicht vergessen, daß die Satelliten des Napoleonischen Despotismus, die wir schlugen, ganz etwas Anderes waren, als die für ihre Freiheit begeisterten Kämpfer in der Revolution, welche stets uns und ganz Europa besiegten. Wir wollen eben so wenig vergessen, daß der edle Kaiser Alexander in der Proclamation von Kalisch der ganzen deutschen Nation ausdrücklich auch Wiederherstellung ihrer innern verfassungsmäßigen Freiheit mit verhieß und daß er später auf dem wiener Congreß mit Beziehung auf diese feierliche Zusage vor dem Beginne des Kampfes ausdrücklich die liberalste Verwirklichung derselben anempfahl (s. Klübers Acten Heft 1. S. 61), daß er darauf drang, die freie französische Verfassung zu gründen und sogar durch den Friedensvertrag zu sichern; daß er auch den von ihm besiegten Polen eine höchst liberale Verfassung mit völliger Preßfreiheit verlieh und den Gedanken erregte, er bereite auch für sein eigenes Volk die Freiheit vor; daß er endlich schon vom Beginne seiner Regierung an durch die liberalsten Erklärungen und Maßregeln allen Ideen europäischer Civilisation huldigte und in seinem Reiche Eingang zu verschaffen suchte, nach ausdrücklicher Erklärung insbesondere auch die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitete, sie milderte und bereits theilweise wirklich aufgehoben hatte. Und unter solchen Umständen sollte allein schon die Annahme russischer Kriegshülfe als eine Lossagung von der Freiheit und europäischen Cultur dargestellt werden dürfen? Mögen übrigens diejenigen, welche es ableugnen, daß Begeisterung für innere verfassungsmäßige Freiheit zur glücklichen Durchführung der Freiheitskriege nöthig und wirksam gewesen, sich vorsehen, daß sie nicht in noch andere, unerwartete Gefahren gerathen. Könnte es nicht einestheils scheinen, als wollten sie den Herrschern wie ihren Staatsmännern vorwerfen, daß sie ohne Einsicht in das Zweckmäßige und Nothwendige bei ihrer größten Unternehmung sich alle jene oben dargestellte Mühe gegeben hätten, unmittelbar vor Eröffnung des ersten und des zweiten Freiheitskrieges das Vertrauen ihrer Völker zu begründen, der Preis ihrer höchsten Anstrengungen werde alsbald nach dem Frieden jene wahre Freiheit sein? Und scheint man nicht durch die Behauptung, die Völker hätten noch nicht genug gethan, um zu beweisen, daß sie auf jene Verheißun-

kannten, ein von den Volksgesinnungen beschlossener, wie die feierlichen Freiheitsverheißungen und die Aufrufe an Jugend und Volk erklärten, ein nur durch Begeisterung und Aufopferung des Volkes, für die Freiheit siegreich zu führender Krieg, kurz ein wahrer Volkskrieg. Und Blücher war der Volksheld in diesem Kriege. Er war es, indem er ganz einging in das Vorwärtsstreben seiner Zeit und, durchdrungen von der Gesinnung seines Volks, sie, so viel an ihm war, verwirklichte, sie nährte und steigerte in Wort und Werk. Er war es vor Allem dadurch, daß er dieses auf eine Weise und mit den Eigenschaften that, welche, an sich groß, für ein tüchtiges Volk und Heer unmittelbar ergreifend sind. Er that es nämlich mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Charakters, oder mit der Treue und Wärme der Gesinnung und dem nie zagenden, nie wankenden Entschluß und kühnen, begeisterten Muthe, treuherzig und gutmüthig gegen die Seinen, die Schwachen und Wehrlosen, eine eherne Brust gegen den gewaffneten Feind, voll Lebensmuth und Vertrauen — ein ächt deutscher Held. Daß Blücher hierdurch und weder durch die höchste Künstlichkeit kalter, studirter Berechnungen, noch durch Zufall, daß durch des Volkes eigene Begeisterung für seine Freiheit und Ehre und durch den von ihr durchdrungenen Volkshelden die Volkssache siegte, dieses — wodurch die Gegner Blüchern herabzusetzen meinten — war sein und seines Volkes erhebendster Stolz. Und in dem Grade, als diese Gesinnung fehlte, wie z. B. bei Schweden und Russen, um so mehr mußte natürlich in solchem Kriege bei Freund und Feind, trotz aller Tapferkeit und Kunst, That und Ruhm zurückstehen. Wie hoch man auch mit Recht die Mittel und Kräfte der Kunst und Wissenschaft, der Berechnung und des Verstandes schätzen mag, dahin sollte es — so mahnen der ganze große Freiheitskampf und seine Helden seit dem Beginn der französischen Revolution — doch nimmermehr kommen, daß man diesen künstlich bereiteten und regierten Kräften und Mitteln die großen Kräfte der Naturgaben, des Charakters, der moralischen Eigenschaften und einer erwachten tüchtigen Volksgesinnung nachstellt. Möchte doch vielmehr recht bald der großen Sache des Jahrhunderts, der Freiheit — da wir ihre ferneren Siege ohne blutigen Krieg zu gewinnen wünschen — auch für den Frieden und unter den Diplomaten und Ministern ein solcher Marschall Vorwärts erstehen, wie es für den Krieg der alte Blücher, wie es den Preußen vorübergehend auch im Frieden der alte Stein gewesen. Gute Absichten, Talente, Kenntnisse, Einsichten, wer mag sie so vielen der neueren Staatsmänner absprechen wollen. Aber eine gründliche Erfassung der großen Ideen der Zeit und des Volks thut uns noth und ein Charakter, um sie durchzuführen, jene Wärme und Treue der Gesinnung, jene Unerschütterlichkeit des Entschlusses und des Muths für das einmal als gut und recht Erkannte, ein Mann, der, so innig verbunden mit dem Volk, wie Blücher mit dem Heere, so fest vertrauend auf Gott und die gute Sache in unserer großen Zeit, nicht aus zaghafter Vorsicht zehnmal größere Gefahren herbeiführt, als er zu beseitigen vermeint, ein solcher, der so kräftig, so siegreich die innere Freiheit und Ehre gegen innere und äußere Feinde erkämpft, wie Blücher die äußere.

Erhebend zugleich und mahnend bleibt aber stets der Blick auf diese deutschen Heere, welche im ersten Vierteljahrhundert der französischen Revolution immer auf's Neue zerschmettert wurden, als sie kämpften gegen die nationale Begeisterung und Freiheitskraft der Franzosen und gegen ihre in derselben gebildeten Heere, welche dagegen, nach allen Niederlagen, nach allen Verstümmelungen und Beraubungen der deutschen Länder, ebenso furchtbar dastehen, wie das übermächtige, von Sieg und Beute genährte Frankreich als gelähmt erscheint, sobald die Rollen wechselten, sobald die Deutschen ihrer Uebereinstimmung, die Franzosen dagegen ihres Widerspruchs mit der großen Idee der Zeit sich bewußt geworden. Erhebend und mahnend vor Allem ist der auf solchem Grund und Boden geführte Kampf der beiden am meisten hervortretenden Kriegshelden in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815.

Dort der menschenverachtende Kaiser, von colossaler Größe durch Geist und Feldherrnkunst, Sieger in dreißig Feldschlachten, aber als er, mit offenbar gewordenem Treubruch gegen das Prineip seiner Einsetzung, durch eine Politik der Lüge und Selbstsucht und durch Sultanismus die Freiheit vernichtet und gegen freiheitsliebende Volksheere kämpft, ein- und abermal niedergeworfen von dem gering geachteten Greis Blücher, und ausgestoßen von Europa, auf der öden Felseninsel, jenseits der Linie, tantalische Qualen erduldend.

Hier der menschenfreundliche Greis Blücher, nicht groß und gewaltig durch die außerordentliche Geisteskraft und kriegswissenschaftliche Ausbildung und Kunst, aber den bisher unbesieglichen furchtbaren Gegner und sein gewaltiges Reich wiederholt zerschmetternd und, mit dem Lorbeer der glorreichsten Siege umwunden, an der dankbaren Liebe und Bewunderung seines Vaterlandes und Europa's sich mit gerührtem Herzen erhebend und erfreuend — so groß und so siegreich, weil er mit allen Kräften einer tüchtigen Natur so treu und unerschütterlich, so begeistert und charakterfest, mit seinem Volk und für dessen Freiheit gestritten.

---

gen und die Freiheit großen Werth gelegt, dieselben aufzufordern, etwas Anderes zu thun, als mit unbedingtem rührenden Vertrauen gegen seine Fürsten an die feierlichsten Zusagen und an die öffentliche Treue zu glauben und nur durch die gesetzlichen, allein freigelassenen Organe, wie durch die begeisterte That die Zustimmung zu jenen Zusagen auszudrücken? Vollends verkehrt aber würden die Einwendungen sein, welche man gegen unsere Grundansicht daher entnehmen wollte, daß in allen Freiheitskämpfen aller Zeiten die höheren Ideen, welche dieselben veranlaßten, und welche die Tüchtigeren, die auf ihre Mitbürger Einflußreichen begeistern und so, wenn auch unbewußter, die ihnen vertrauenden Schwächeren ergreifen, dennoch nicht in jedem rohesten Gliede des Ganzen und nicht in jedem Drange augenblicklicher Kriegsarbeit zum klaren Bewußtsein kommen. Von ganz entgegenstehendem Standpunkt aus aber, nämlich nicht von einer Parthei der Allzufriedenen, sondern von einer Partei der Unzufriedenen, begegnet auf die traurigste Weise unserer historischen Grundansicht, ja sogar jedem Lobe Blüchers und der deutschen Freiheitskriege, jedem Vertrauen auf ihre großen Verheißungen und auf die öffentliche Treue eine Art von Widerwille und bitterem Spott. Schon um eine historische, für den Staatsmann beachtenswerthe Wahrheit nicht zu unterdrücken, und in wohlwollendster Absicht, muß dieses erwähnt werden. Untersuchen aber können und wollen wir hier nicht, wie groß diese Partei ist und wer sie bildet und was ihre Stimmung veranlaßt. Den Wunsch dagegen muß jeder Vaterlandsfreund mit uns theilen, daß diese Stimmung selbst und ihre Ursachen, keineswegs ihre Aeußerung, wenn sie einmal innerlich da ist, baldmöglichst verschwinden, nicht aber sich befestigen und verbreiten möchten. Nahe genug liegen uns, um dieses zu wünschen, gerade die wahren Gründe unserer schrecklichen Niederlagen wie die Quellen unserer glorreichen Siege. So viel aber können wir, die wir in Beziehung auf die volle Verwirklichung der verheißenen, von der Zeit geforderten Freiheitsrechte wohl nicht zu den ungeduldigen gehören und auch die heiligste Pflicht des Schriftstellers — da, wo Gott in Unglück und Glück so entschieden gerichtet hat, zur Achtung seines Gerichts zu mahnen — völlig anerkennen, dennoch zur Milderung jener unglücklichen Stimmung sagen, daß für das lange Völkerleben die Entwickelungen langsamer gehen, als für das kurze Leben der Einzelnen. Die historische Wahrheit der Dinge vollends aber kann rückwärts durch keine spätere Veränderung und keinen gerechten oder ungerechten Unmuth über sie verändert werden. Hielten übrigens nur Alle, so wie der alte Marschall Vorwärts auch in schlimmer Zeit das Vertrauen und den unbesieglichen Eifer für den nothwendigen Sieg des Rechten fest: er würde alsdann bald nahen!

---

## T. Wellentreter, s. Heinroth.

---

## Helfrich Bernhard Wenck,

geboren zu Idstein 1739, war hessen-darmstädtischer geheimer Oberconsistorial- und Oberschulrath, Professor und Director des Pädagogiums zu Darmstadt, Historiograph und Bibliothekar, und starb daselbst am 27. April 1803.

Er gab heraus:

Hessische Landesgeschichte. Darmstadt, 1783—1804. 3 Bde.

Leben des Dr. L. J. F. Höpfner. Frankfurt, 1797.

Ehrendenkmahl des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Frankfurt, 1790.

Seine historischen Leistungen sind Beweise seiner Gründlichkeit und seiner Kenntnisse.

## Georg Friedrich Christian Wendelstadt

ward zu Hanau am 26. April 1774 geboren und widmete sich dem Studium der Medicin. Er wurde zuerst practicirender Arzt zu Wetzlar und 1806 kurerzkanzlerischer Medicinalrath. 1807 gab er seine amtliche Stellung auf und bezog ein Landgut, nahm aber wieder nassauische Dienste und lebte als Obermedicinalrath zu Hochheim. Er starb am 10. August 1819.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichtliche und naturhistorische Fragmente. Osnabrück, 1798.

Medicinisches Krebsbüchlein. Frankfurt a. M., 1803.

Rheinreise von Mainz bis Neuwied im Juli 1812. Hadamar, 1814.

Ranée, romantische Tragödie. Hadamar, 1814.

Die Völkerschlacht bei Leipzig, Heldengedicht in 4 Gesängen. Hadamar, 1815.

Durchflug durchs Fürstenthum Siegen. Dortmund, 1818.

Ein talentvoller und geistreicher Arzt, dessen Epos als der gelungenste Versuch einer poetischen deutschen Verherrlichung der Leipziger Völkerschlacht zu betrachten ist.

---

## Amadeus Johann Gottlieb Wendt

ward am 29. September 1783 zu Leipzig geboren, vollendete seinen academischen Cursus auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er dann als Privatdocent auftrat und 1811 das Amt eines außerordentlichen Professors der Philosophie und Custos der Universitätsbibliothek erhielt, in welcher Stellung er bis 1815 blieb, in welchem Jahre er ordentlicher Professor wurde. 1824 wurde er hessischer Hofrath und 1828 nahm er einen Ruf nach Göttingen an, wo er 1836 starb.

Seine Schriften sind:

Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer vierten Säcularfeier. Leipzig, 1809.

Grundriß der philosophischen Rechtslehre. Leipzig, 1811.

Reden über die Religion. Sulzbach, 1813.

Leipziger Kunstblatt. 12 Hefte. Leipzig, 1817 u. 18.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig, 1819—1826.

Rossini's Leben und Treiben. Leipzig, 1825.

Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei; Reden. Leipzig, 1828.

Musenalmanach. Göttingen, 1830 fgde.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt. Leipzig, 1831.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland. Göttingen, 1836.

W. hat sich vorzüglich als trefflicher Redner, gründlicher Kunstkenner und gewandter lyrischer Dichter einen geachteten Namen erworben.

---

## von Wengen, s. Minnesinger.

---

## Johann Christoph Wenzel

ward am 8. Februar 1659 zu Unterellen bei Eisenach geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und besuchte die beiden Universitäten Erfurt und Jena. Dort studirte er Philosophie und Medicin, hier Theologie, und wurde dann M. und Dr. der Medicin; 1695 aber Director der Schule zu Altenburg. Seit 1713 bekleidete er dieselbe Stelle am Gymnasium zu Zittau; wo er am 2. März 1723 starb.

Er gab heraus:

Cypressenwald. Jena, 1701.

Historische Reden. Leipzig, 1712.

Altenburgisches Rosengebüsch. Bautzen, 1719.

Cedernwald. Jena, 1724.

Opern: Die drei Hauptbeherrscherinnen menschlicher Begierden. Altenburg, 1697.

Die ungleich gerathene Kinderzucht. Altenburg, 1700.

Der unerkannte Jesus. Budissin, 1719.

Ein mittelmäßiger Poet, der jedoch nicht in dem Maaße, wie die übrigen Anhänger der zweiten schlesischen Schule, dem falschen Prunk und Schwulst huldigte.

---

## Johann August Weppen

ward am 28. Januar 1741 zu Nordheim geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, studiree in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1764 Auditeur, 1766 aber Actuar beim Amte Brunnstein, und erhielt noch in demselben Jahre den Titel Amtmann nebst der Gerichtshalterstelle zu Oldershausen. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn jedoch, seiner amtlichen Thätigkeit zu entsagen und sich auf sein Landgut zu Wickershausen zurückzuziehen. Er starb am 18. August 1812.

Von ihm erschien:

Der Liebesbrief; komisches Gedicht in 4 Gesängen. Götringen, 1768.

Heinrich der Lange; historisches Gedicht. Göttingen, 1778.

Die Kirchenvisitation; komisches Gedicht in 12 Gesängen. Göttingen, 1781.

Gedichte. Göttingen, 1783. 2 Thle.

Der hessische Officier in Amerika; Lustspiel. Göttingen, 1783.

Das Freischießen; Operette. Göttingen, 1786.

Das städtische Patronat; komisches Heldengedicht in 6 Gesängen. Göttingen, 1787.

Erzählungen, Sinngedichte und Sittengemälde. Hannover, 1796.

Ein leichtes und gefälliges Talent, das sich mit Glück in der naiven und komischen Erzählung versuchte und dessen Leistungen zu ihrer Zeit gern und viel gelesen wurden.

---

## Hugo von Werbenwag, s. Minnesinger.

## Dietrich von dem Werder

ward am 17. Januar 1584 zu Werdershausen geboren, bekleidete eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Hessen das Amt eines Hofmarschalls, folgte aber dann Gustav Adolphs Fahnen. Vom Jahre 1635 an war er Amtshauptmann und Kriegsrath zu Altgadersleben. Er starb am 18. December 1657 auf seinem Gute zu Rainsdorf.

Er gab heraus:

Gottfried oder erlöstes Jerusalem. Frankfurt, 1626.

Ariost's rasender Roland. Leipzig, 1632.

Eins der eifrigsten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Vielgekörnte hieß, leistete W. für jene Tage als erster deutscher Uebersetzer der beiden großen italienischen Dichter sehr Tüchtiges, indem er trotz dem Zwange, den ihm seine damals noch sehr spröde und unbeholfene Muttersprache auferlegte, dennoch nicht allein tief in den Geist seiner Vorbilder einzudringen, sondern auch Vieles in denselben sehr wacker und auf eine, für jene Verhältnisse höchst gelungene Weise wieder zu geben verstand.

## Paas von dem Werder

ward 1623 zu Kassel geboren; er war der Sohn und Erbe Dietrichs von dem Werder, und fürstlich anhaltischer Rath. Er starb zu Dessau 1674.

Von ihm erschien:

Zwanzig heroische hochdeutsche Frauenreden. Naumburg, 1659.

die jedoch nicht von Bedeutung sind.

## Abraham Gottlob Werner

ward am 25. September 1750 zu Wehrau in der Niederlausitz geboren und widmete sich den Bergwissenschaften, in denen er sich zu Bunzlau, Freiberg und Leipzig ausbildete. Er wurde zuerst Inspector des Naturalienkabinets zu Freiberg, dann Professor, Bergrath und 1816 Ritter des Civilverdienst-Ordens. Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817.

Von ihm erschien:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Leipzig, 1774.

Neue Theorie von der Entstehung der Gänge. Freiberg, 1791.

Oryktognosie oder Hausbuch für die Liebhaber der Mineralogie. Leipzig, 1792.

Letztes Mineralsystem. Freiberg, 1818.

W's unsterbliche Verdienste um die Geognosie und Mineralogie, welche nie vergessen werden können, zu würdigen, wäre hier am unrechten Orte. Es muß genügen zu bemerken, daß seine Schriften auch hinsichtlich der Darstellung ein lebendiges Zeugniß seiner Genialität, seines Scharfsinns und seiner reichen Bildung sind.

## Bruder Werner, oder Werner der Pfaff, s. Minnesinger.

## Friedrich Ludwig Zacharias Werner

ward am 18. November 1768 zu Königsberg geboren, wo er auch seine Studien vollendete. Er wurde 1793 Sekretär bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau und bald darauf in ähnlichem Amte nach Warschau versetzt. Später erhielt er die Stelle eines geh. Sekretärs zu Berlin, legte sie aber bald wieder nieder, und lebte nun meist auf Reisen. 1809 wurde er vom Herzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath ernannt, und im folgenden Jahre trat er zu Rom in die katholische Kirche ein, wurde 1814 Priester zu Aschaffenburg, 1817 zum Ehrendomherrn in Kaminieck ernannt und 1821 Mitglied des Ordens der Redemtoristen. Er starb am 17. Januar 1823 in Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Königsberg, 1789.

Die Söhne des Thals; dramatisches Gedicht. Berlin, 1803. 1. Thl.: Die Templer auf Cypern. 2. Thl.: Die Kreuzbrüder. Berlin, 1823.

Das Kreuz an der Ostsee; Trauerspiel. Berlin, 1806; 3. Ausg. 1823.

Martin Luther, oder die Weihe der Kraft; Tragödie. Berlin, 1807.

Attila, König der Hunnen; Tragödie. Berlin, 1808.

Wanda, Königin der Sarmaten; Tragödie. Tübingen, 1810.

Klagen um Louise von Preußen. Rom, 1810.

Kunigunde die Heilige; Schauspiel. Leipzig, 1815.

Der vier und zwanzigste Februar; Trauerspiel. Leipzig, 1815; 2. Ausg. 1819.

Die Mutter der Makkabäer; Tragödie. Wien, 1820.

Letzte Lebenstage. Wien, 1823.

Lebensabriß; (von Hitzig, zum größten Theil aus W's Briefen herausgegeben). Berlin, 1823.

Einzelne Predigten u. s. w.

Ueber W's poetisches Streben und seine Leistungen äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. IV. S. 219 sehr treffend mit folgenden Worten: „Werner suchte diese Erhebung und Veredlung (der dramatischen Poesie) dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von

denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag leugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war? Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Glut warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehen. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Jugend eitel sei, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinen Thun und Leiden prädestinirt sei. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von „Azur und Licht" oder in das dunkle von „Nacht und Glut" geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung und man kann darin ein Analogon der hierarchischen Tribunale nicht verkennen. Jene Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine heilige Fehme, bald unter einem allerheiligsten Aeltesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

„Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpossen, nachdem sie wie Tamino durch's Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeit lang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte, wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich „der Nordpol zum Südpol beugen" müssen.

„Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deshalb gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem Tiefsinn und an einer gewissen Glut der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommenes Nachtstück war der vier und zwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbänden im Verborgenen beinah' verschollen. Man lacht nur noch darüber."

---

Aus: „die Mutter der Makkabäer."

Tragödie von F. L. Z. Werner.

## Fünfter Akt.

(Das Innere der Colonnade des Jupitertempels. Ueber den ganzen halbzirkelförmigen Säulengang läuft eine Gallerie oder Balustrade, die oben offen ist, so daß darüber die Luft erscheint. Die Colonnade selbst ist nicht offen, sondern mit verzierten Wänden ausgefüllt, und im Hintergrunde mit zwei großen Flügelthüren geschlossen. Im Mitteiraum auf einem Piedestal, die colossale Statue des Jupiters von Bronze, in der rechten erhobenen Hand den Donnerkeil, in der linken ruhenden den langen Stab haltend. Zu beiden Seiten innerhalb der Colonnade sind schon die im Triumphzuge vorhin getragene Trophäen aufgestellt; nämlich das eherne Meer, der goldne Leuchter, der Schaubrodtisch und die Lanze mit dem hohenpriesterlichen Gewande. Vor der Bildsäule des Jupiters steht eine runde bekränzte griechische Ara, auf der eine Opferflamme brennt, links im Vorgrunde ein Thron mit zwei Polstern, dem gegenüber eine Treppe zu der über die ganze Colonnade laufenden Gallerie hinaufführt.)

Der Oberpriester (stehend).

Die Priester des Jupiters
(knieend am Altar des Jupiters).

Die Großen des Reichs, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath und Volk von Antiocha (im Hintergrunde).

Oberpriester.

Des Opfer-Ebers Eingeweide sahn
Wir Hierophanten, kund hat es gethan,
Daß, eh' die Sonne sinkt, Gefahren nah'n!
Trauer bedräuet des Triumphes Bahn!
D'rum schrei't zum Zeus!
(er kniet nieder.)

Die Großen, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath, die Kinder und Volk
(indem sie alle niederknieen).

Hilf, Angst hat uns umfah'n!

Die sechs der Bundeslade voranziehenden Posaunenbläser treten auf, die wie beim Triumphzuge wenige Töne blasen, und sich alsbald seitwärts stellen; dann wird von den zwölf alten jüdischen Leviten die Bundeslade langsam hereingetragen. Unmittelbar hinter ihr treten Jason (der sich gleich an den Thron stellt), dann Venoni, Machir, Juda, Achas, Arath und Jacob (gefesselt) und gleich hinter ihnen Salome (ungefesselt) ein.

(Kaum das die Bundeslade erscheint, so fällt der Donnerkeil mit Geräusch aus der Hand des Jupiters.)

Alle Knieenden (mit Entsetzen).

Weh' uns!

Oberpriester
(sich mühsam vom Schrecken sammelnd).

Ein Omen, das noch nicht erlebt! —
(zu den Leviten).

Sclaven, die Lade, welche Graus umwebt,
Setzt ferne sie vom Donnergott!

Die zwölf Leviten
(setzen die Bundeslade ganz in den Vorgrund in die Mitte, und knieen sich, sechs zu jeder Seite der Bundeslade, die Häupter gegen dieselbe gekehrt und an den Boden gedrückt, ausgestreckt nieder, in welcher Stellung sie unbeweglich, bis gegen Ende des Akts verharren).

Jason (vor sich).

Mir bebt,
Das Mark! —

Salome
(auf der entgegengesetzten Seite, dem Thron gegenüber mit ihren sechs Söhnen stehen bleibend, zu letzteren begeistert).

Der Cherubim danieder schwebt!
Gesegnete, Gott Jehovah erhebt!

(Heliodor und seine zwei Trabanten, dann die vier Edelknaben mit den Kissen, worauf die Insignien, dann Antiochus Epiphanes, den Prinzen Antiochus Eupator auf dem Arm.)

Heliodor (laut ausrufend).

Antiochus Epiphanes, der Sohn
Des Donners, nahet!
(er stellt sich mit den Trabanten seitwärts an den Thron.)

Antiochus.

Scepter her und Kron'!
(er nimmt zweien der ihm vortretenden Edelknaben, einem die Krone ab, die er sich aufsetzt, dem andern das Scepter, und besteigt den Thron, auf den er das Kind zur Linken und sich zur Rechten setzt. Dann zum Volk.)

Ich kam, ich sah', und ich besiegte Zion!
(auf die Bundeslade zeigend.)
Gebeugt liegt Jehovah vor meinem Thron!
(zu den Priestern.)
Zündet das Opfer an!

Der Oberpriester.

Es lodert schon!

Antiochus (zu Jason).

Israels Hoherprieſter, zum Altar
Des Zeus tritt opfernd hin! — Mach's offenbar,
Judäas Glaube ſei vertilget gar!

Jaſon
(zum Altar tretend und die Hand mit dem Bruſtſchilde erhebend, aber mit merklich zitternder Stimme).

Der Glaube Jupiters allein iſt wahr —
Ihm opfr' ich — Namens meines Volks — Fluch Zebaoth und ſeiner Schaar! —

Salome.

O Blitz des Rächers, ſchone noch!

Antiochus (zum Volk).

Ihr hört,
Daß ſelbſt ſein Hoherprieſter ab ihn ſchwört!
Jetzt leg' das Bruſtſchild, das das Volk bethört,
Zur Zauberlade! —

Jaſon (entſetzt und zögernd).

Herr! —

Antiochus.

Sonſt trifft mein Schwert
Dich! —

Jaſon (eilt zur Bundeslade).

Salome
(ihm entgegen eilend, ſehr raſch).

Unglückſeliger, halt' ein!

Jaſon
(ohne auf ſie zu hören, tritt raſch zur Lade und legt das Bruſtſchild darauf, in demſelben Augenblicke fährt ein ſehr ſtarker Blitz aus der Bundeslade und erſchlägt ihn, ſo daß er gleich todt niederfällt).

Das Volk.

Wehe!

Salome
(mit einem ſchmerzhaften Blick gen Himmel).

Dein Zorn hat ihn zerſtört!

Antiochus.

Ein Gaukelwerk — ich kenn' es ſchon!
Iſt todt der Bube? —

Heliodor
(ſich dem Leichnam Jaſons nähernd, mit zitternder Stimme).

Ja!

Antiochus (laut auflachend.)

Ihm ward ſein Lohn!
Der Blitz des Gauklers Zebaoth prallt ab von meiner Kron'!
(Der Stab fällt aus der Hand des Jupiters.)

Oberprieſter
(gegen den König vortretend).

Ein zweites Omen! Herr, es ſtürzt dein Thron!
Errette dich, dem alle Götter drohn!

Antiochus
(zu der auf der andern Seite ihm gegenüberſtehenden Salome herüberrufend).

Du Nemeſis! Bebſt du vor Göttern?

Salome
(laut zu ihm herüberſchreiend).

Nein!

Antiochus.

Wohl! Wir ſprechen ihnen Hohn!

Oberprieſter (zu Antiochus).

Erzittre! —

Antiochus (ſtolz und ruhig).

Alles iſt erwogen!
Nikanor hat Verrath geflogen,
Doch eilt ihm Rach' entgegen ſchon!
Den Judenfeldherrn, ihm verbunden,
Ihn den mein Arm hat überwunden,
Auch ihn trifft des Verrathes Lohn!

Salome
(ſich dem Throne nähernd, laut zu Antiochus).

Nicht dein Arm hat ihn überwunden,
Den Feldherrn Iſraels, verbunden
Du mit dem Scheuſal Jaſon,
Ihr habet Iſrael betrogen!
Verrath habt ihr zuerſt geflogen,
(auf Jaſon zeigend.)
Wie den trifft dich Verrathes Lohn!

Antiochus.

Ein ſolches Wort mir, das heißt wagen!
Könnt' der von Erz dort
(auf die Statue des Jupiters zeigend).
das mir ſagen,
Ich ſchlüg' ihn nieder!

Oberprieſter (entſetzt ausrufend).

Vater Zeus!

Antiochus
(ohne auf ihn zu achten, gegen Salome fortfahrend).

Doch dich ereil' ich nicht im Zorne,
Weil du mir Oel vom Nektarborne
Geſpendet, biet' ich dir den Preis!
Beſteige meinen Thron und theile,
Mir Mutter, meiner Krone Pracht!

Oberprieſter (zu den Prieſtern).

Iſt es erhört? —

Salome (zu Antiochus).

Dir naht in Eile
Der Todesſtunde finſt're Nacht! —
(flehend mit einem Blick gen Himmel.)
O bis bereut er hat, verweile
Noch Jehovah! —

(zu Antiochus.)

Den du verlacht
Bet' an, Tyrann!

Oberprieſter.

Ich komm' von Sinnen! —

Antiochus (zu Salome).

Glanz kann dich alſo nicht gewinnen? —
Nicht Glanz noch Furcht? — Den Göttern eigen
Iſt das — ich ehre, Nymphe, dich!

Oberprieſter.

Nein, Herr, ich kann nicht länger ſchweigen,
Die Eumenide —
(auf Salome zeigend).
tödte mich,
Herr, oder laß vor Zeus ſich beugen
Die Jüdin! —

Antiochus.

Die da beugen ſich! —

Salome (zu Antiochus).

Es hat dich Stolzen Gott verblendet!
(zum Volke.)
O bleibt der Demuth zugewendet! —

Antiochus.

Sich beugen die? — Das möcht ich ſeh'n!
Laß, Prieſter, ſie zum Opfer geh'n!

Oberprieſter (zu zwei Prieſtern).

Bringt die Opferſpeiſen her,
Zum Altar des Jupiter,
Ihr Geſang'nen, tretet vor!

Salome (zu den Söhnen).

Auf ſich ſchleußt das Himmelsthor!
(ſie tritt mit ihren Söhnen zum Altar.)

Antiochus
(zu den Makkabäern).

Sklaven! —

Salome
(ihm entgegenſchreiend).

Helden! Meine Söhne!

Antiochus.

Alſo wirklich nur ein Weib,
Nur ein irdiſch Weib?

Salome.

Ich höhne
Deinen Hohn!

Antiochus (vor ſich).

Ein Zeitvertreib
Wär's, zu ſchauen, ob ſie kröne,
Geht's den Söhnen an den Leib,
Ihren hohen Muth —?
(laut.)
Wohlan,
Bringt die Opferkoſt heran!

Zwei Priester
(bringen große Vasen, mit noch dampfenden Opferspeisen hereingetragen).

Antiochus
(gebieterisch zu den Makkabäern).

Eſſ't ihr von den Opferbiſſen
Oder ſterbt?

Benoni
(kühn hervortretend zum Antiochus).

Was frägſt du viel?
Und was willſt du von uns wiſſen?
Segenstod iſt unſer Ziel!

Antiochus.

Willſt von H kershand zerriſſen,
Bube, ſein? — Iſt Tod ein Spiel?

Benoni.

Brechen unſers Herrn Gebot? —
Lieber wollen wir den Tod! —

Salome.

Hallelujah, daß geboren
Hat mein Schooß den Heldenſohn!

Cidli
(wild hereinſtürzend; nach ihr Jonathas).

Cidli
(den Benoni umklammernd).

Haſt du meinen Tod geſchworen? —
Iſt das meiner Liebe Lohn?

Salome.

Eleazars Kind — verloren
Haſt du dich! —

Antiochus (wild).

Wer nennt zum Hohn
Mir den Störer meiner Ruh'? —
(zu den Trabanten, auf Benoni zeigend.)
Führt zum Tod' ihn! —

Benoni (zu Antiochus).

Folge du! —
(will dem ihn abführenden Trabanten folgen, indem er ſich von der immer ihn umſchlungen haltenden Cidli ſanft loszuwinden ſucht.)

Cidli
(Benoni umklammernd, und ihn faſt gewaltſam vor den Thron ziehend, zu Antiochus, indem ſie vor ihm auf die Kniee fällt).

O hab' Erbarmen,
Mit ihm, dem Armen!

Antiochus.

Wer biſt du?

Cidli.

Ach, ſeine jammernde Braut!
Erſt nur ſeit geſtern ihm angetraut! —

Salome.

O der Schmach! Hinknie'n vor dem Tyrannen?! —
(zu Benoni.)
Heldenſohn, kann dich ein Weib übermannen?!

Benoni (zu Salome).

Laß mich noch einmal
Eh' ich zum Todesthal
Hinſcheide, ſonnen mich in Cidlis Blick! —
(er umſchlingt Cidli liebevoll.)

Antiochus (höhniſch).

Jetzt wird er weiſe.
Reicht ihm die Speiſe!

Oberprieſter
(dem Benoni die Prieſter mit den Opferſpeiſen zuführend).

Opferkoſt rettet dein Leben!

Salome
(immer näher zu Benoni tretend, indem ſie die Prieſter mit den Speiſen von ihm abwehrt).

Zurück! —

Benoni
(zu Cidli halbfragend).

Cidli? —

Salome
(von der andern Seite zu Benoni).

Du wankeſt!

Cidli (zu Salome).

O kennſt du die Liebe?
Grauſame! — Willſt du verdammen die Triebe,
Welche Gott ſelbſt ſchenkt der Treue zum Lohn?
Mein iſt er, welchen du mordeſt, der Sohn!

Benoni.

Raſende!

Cidli.

„Vater und Mutter verlaſſen
Sollſt du, und liebend dein Weib nur umfaſſen!"
Sprach Gott zum Manne ſchon auf Edens Flur!
Bricht ſein Geſetz denn das Recht der Natur?

Salome
(gen Himmel blickend).

Oeffne die Augen der läſternden Blinden!

Cidli.

Du biſt blind! Willſt dir die Augen verbinden!
Kennteſt du Liebe, das göttliche Licht,
Würgteſt den Sohn du, den Gatten mir nicht!

Salome.

Jungfrau! — Der Glut und Treu' der Mutterliebe
Es gleichet ihr an Stärke nichts auf Erden,
Im Himmel nichts, als Der, Der ihn gegründet!
Was ſonſten Liebe heißt, kann Haß auch werden,
Und durch den glühendſten der Himmelstriebe
Wird Höll' auch oft in unſrer Bruſt enzündet;
Doch ewig treu verbündet
Bleibt Mutterliebe — will, wie Gott, nicht tödten,
Beleben nur! — Von tiefem Schmerz zerfleiſchet
Iſt mein Herz, als der Wahnſinn, der dich täuſchet!
Komm' an mein Herz — ich theile deine Nöthen!
Doch flammt mir auch, ſelbſt im gebrochnen Herzen,
Das Abramsopfer durch die Nacht der Schmerzen.

Cidli.

Mutter — kannſt du verzeih'n?

Salome.

Auch mit dir weinen!

Cidli (zu Benoni, ſehr innig).

Gehſt du zum Tode —?!

Benoni (erhaben gen Himmel blickend).

Ja!

Salome (freudig).

's iſt doch mein Sohn!

Cidli (wieder wankend).

Du gehſt zum Tod — ſcheideſt von der Deinen!

Benoni.

Weil Gott mich ruft!

Salome.

Gönn' ihm die Palmen-Kron'!

Antiochus
(der auf Cidli lüſtern geblickt hat, zum neben ihm ſtehenden Heliodor auf ſie zeigend, halbleiſe).

Die Judenbraut iſt köſtlich!

Heliodor (eben ſo zu Antiochus).

Ich ſollt's meinen!

Antiochus (zu Cidli).

Hör', ſchönes Bräutlein, ich ſchenk' dir zum Lohn,
Auch ſonder Opfer deines Bräut'gams Leben,
Doch du mußt Paphos Opfer noch dieſe Nacht mir geben!

Salome (zu Antiochus).

Du, dieſe Nacht wirſt, Frevler, ſchon gewogen,
Zu leicht befunden!

Cidli.

Ha, dies Bubenſtück
Reißt mich, Tyrann, aus meiner Qualen Wogen!
Ich trotze dir und deinem Tigerblick!
Siehſt meinen Vater du, er ſpannt den Bogen
Auf dich! —
(zu Benoni.)
Stirb! Eleazars Tochter bleibt zurück —

Antiochus (entſetzt).

Elea —
(das Wort erſtirbt ihm auf der Zunge.)

Cidli.

Zu fluchen unſerm Mörder!

Salome.

Segen
Sprach Gott!
(zu Benoni.)
Geh', Makkabäer, ihm entgegen!

Benoni
(tritt erhaben zum König und reicht ihm die Hand).

Antiochus
(zieht seine Hand, bald beschämt, bald wüthend zurück, und verbirgt sich das Antlitz in seinen Mantel).

Cidli (zu Benoni).
Was thust du? —

Salome.
Makkabäerpflicht! — Er segnet
Den Mörder!

Cidli (schmerzlich beschämt zu Benoni).
Bin ich's werth dir Braut zu sein? —

Benoni
(Salomen und Cidli die Hand zum Abschiede reichend).
Lebt wohl!

Salome
(mit Zuversicht zu ihm, indem sie ihm die Hand auf's Haupt legt).
Die erste, welche dir begegnet,
Bin ich — dort unter jenen lichten Reih'n!

Cidli (im bittersten Schmerz).
Und ich —?

Benoni (wie prophetisch).
Wer wie den Thau den Segen regnet,
Er wird den Makkabäerstamm erneu'n,
Jungfrau, durch dich!

Cidli.
Durch mich —?!

Benoni (erhaben zu seinen Brüdern).
Dort, Brüder, beten
Will ich, daß ihr auch lernt vor Gott zu treten!

Oberpriester
(dazwischen schreiend zu den Trabanten).
Führt ihn zum Tod', den Trotz zu büßen!

Benoni
(zu den ihn abführen wollenden Trabanten).
Kommt!

Abir
(eben als Benoni herausgehen will, völlig gewaffnet, den Helm auf dem Haupte, Lanze und Schild in der Hand und das Schwert an der Seite, schnell hereintretend).
Nein!

Salome (freudig auf ihn zueilend).
Mein Abir! —

Abir
(vor Salome niederstürzend, und ihre Kniee mit Inbrunst umklammernd).
Ach es rinnt
Mein Reuestrom; zu deinen Füßen
Zurückkehrt dein verlornes Kind!

Salome
(ihn umklammernd, mit dankbarem Blick gen Himmel).
Herr, deine Segensfluthen fließen
Dem, der in Thränen Dich gewinnt!

Benoni.
Du kommst zu theilen unsern Tod?

Abir.
Zu retten euch von Todesnoth!
(von den Knieen aufspringend, und zum Throne eilend.)
König Antiochus!

Benoni
(zu Cidli und seinen Brüdern).
Lasset uns beten!

Benoni, Cidli, Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(knieen sich seitwärts hin, und verweilen während den folgenden Reden im stillen Gebet).

Abir (zum Antiochus laut rufend).
Syriens König! —

Antiochus
(der, seitdem er sich das Haupt verhüllt hat, in tiefes Nachdenken versunken, da gesessen hat, jetzt wild aufblickend).
Wer ruft mich? —

Abir.
Hör' an!
Kennst du mich noch? Schon einmal getreten
Bin ich vor deinen Thron! —

Heliodor
(zu Antiochus, auf Abir zeigend).
Der junge Mann
Welcher gefangen zu Garizim — retten
Wolltest du ihn, weil er Tapf'res gethan,
Botest ihm Dienst an!

Antiochus.
Der ausrief im kühnen
Uebermuth: „Tödten dich will ich, nicht dienen!"

Abir.
Das sprach ich, ja! — Du schenktest mir das Leben!

Salome
(die gleich, sobald Abir vor den Thron getreten, sich ihm zur Seite gestellt hat, den Blick gen Himmel, auf Antiochus deutend).
D'rum schenk' ihm Rettung, Gott, von Satans Rott'!

Abir.
Vergelten will ich's! — Du bist Preis gegeben
Uns Makkabäern!

Antiochus.
Trotzkopf, wagst du Spott? —

Abir
(auf Salome und seine Brüder zeigend).
Laß die da frei! — Wo nicht, so wirst du beben
Vor Gottes Rachecherub!

Antiochus.
Ich bin Gott!

Salome
(zu Abir, auf Antiochus zeigend).
Der Herr hat ganz mit Blindheit ihn geschlagen,
Wie Sennacherids Reuter, Roß und Wagen!

Abir (zu Antiochus).
Der Heerschaaren Herr
Fleucht dir entgegen,
Gegen dich schwingt er sein rächendes Schwert!

Antiochus
(auf die Bundeslade zeigend).
Lügner, da liegt er,
Kann sich nicht regen,
Ich hab' gestürzet ihn, hab' ihn zerstört!

Ein Trabant (tritt auf).

Trabant
(eilig vor den König tretend).
Herr, von den Zinnen
Meldet der Wächter,
Daß über's Blachfeld heraneilt ein Troß
Vieler Geschwader zu Fuß und zu Roß!

Antiochus.
Ihr seyd von Sinnen!

Salome (zu Antiochus).
Gottesverächter!
Nütze die bange, die fliegende Zeit,
Eh' dir die lange Nacht einbricht noch heut!

Antiochus
(sich vom Thron erhebend, jedoch ohne herunter zu steigen).
Selbst will ich's anschau'n!

Ein Krieger des Lysias (tritt auf).

Krieger
(vor den Thron tretend, zu Antiochus).
Herr, dir sagen
Läßt Lysias, es stellt geschlagen
In Fesseln heut' dein Knecht dir vor,
Den Judenfeldherrn und Nikanor!

Antiochus.
Ha, doppelt Sieg!

Salome.
Er lügt! —

Abir.
Im Bunde
Ist Lysias!

Antiochus.
Schweigt, Höllenhunde!

Abir
(wüthend das Schwert ziehend).
Uns das?! —
(indem er mit gezücktem Schwert auf den König eindringt.)
Stirb!

Heliodor und das Gefolge
(ihre Schwerter entblößend, und sich dem Könige schützend nahend).
Hochverrath!

Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(springen bei diesem Geräusch gleichzeitig von den Knieen auf, und nähern sich Salomen und Abirn).

Benoni
(bleibt wie entzückt, fortbetend, und von der neben ihm knieenden Cidli umschlungen, knieen).

Salome
(erhaben zwischen Abir und die auf ihn Eindringenden tretend, zu letztern).
Haltet ein!
Erst will ich ihn dem Tode weih'n!
(Heliodor und das eindringende Gefolge bleiben durch Salome's Blick gleichsam erstarret, bald auf sie, bald auf den König blickend, stehen.)

Antiochus
(bleibt unbeweglich, den Blick auf Salome und Abir gespannt, auf dem Throne sitzen.)
Salome (zu Abir).
Dein Schwert!

Abir.
O Mutter!
(er gibt ihr das Schwert.)

Salome.
Auch die Lanze,
Das Schild! —

Abir
(indem er ihr Lanze und Schild gibt).
Ich trug's mit Ehren!

Salome.
Ja!
Was hier mit Ehren steht — im Glanze
Des ew'gen Lichts steht's auch so da!

Abir
(kniet vor ihr nieder).

Salome
(ihm, nachdem sie seine Waffen einem Trabanten gegeben hat, die Hände auf's Haupt legend.)
Einsegn' ich dich zum Marterkranze! —
(ihn von den Knieen erhebend, und höchst erhaben vor Antiochus führend.)
Tyrann von Antiochia,
Du Läst'rer dieses Heldenerben,
Auch er — verehr' ihn! — weiß zu sterben!

Antiochus (zu Salome).
Durch Großmuth möchte mich beschämen
Dein Stolz, doch bring' ich ihn zum Ruh'n!
(zu Abir.)
Für deinen Hochverrath nicht nehmen
Will, Jüngling, ich dein Leben nun!
Doch wirst dafür du dich bequemen
Zur Opferkost!

Abir.
Ich will's nicht thun!

Antiochus (zum Gefolge).
Verstümmelt ihn an Händ' und Füßen,
Dann sterb' er erst den Trotz zu büßen!

Machir
(kühn hervortretend zu Antiochus).
Du Wütherich der sondergleichen,
Hätt' meinen Pfeil ich — (für sich.) dir in's Herz! —

Antiochus (zu Salome).
Das auch dein Sohn? —

Salome
(bejaht es schweigend, und schlägt dann schmerzvoll den Blick gen Himmel).

Antiochus (wüthend froh).
Ha, gibst du Zeichen
Endlich doch auch von ird'schem Schmerz,
Du Dämon? —
(zu den Priestern auf Machir zeigend.)
Eilt auch dem zu reichen
Die Opferkost! —
(zu Salome.)
Ha, Weib von Erz,
Schmiizt es? —

Salome
(mit einem Blick gen Himmel, auf Machir zeigend).
Wirst Du Gott Kraft verleih'n? —

Antiochus
(zu Machir, auf die Opferspeisen zeigend, die diesem die Priester vorhalten).
Iß, Bübleín!

Machir.
Tück'scher Henker, nein!

Antiochus.
Ha, gift'ge Natter!
(zum Gefolge.)
Streckt die drei Brüder
Den, der dort betet und diese zwei, nieder,
Reißet mit glühenden Zangen ihnen aus
Zungen und Glieder, dann würgt sie mit Graus!

Abir.
Was du, Erzbösewicht, raubst uns, das Leben
Ist nur das Zeitliche, Gott hat's gegeben;
Ewiges Leben Er zusagt und hält
Jedem der freudig für sein Gesetz fällt!

Antiochus.
Trotzet dann, wenn man euch ausreißt die Glieder!

Machir.
Sie gab uns Jehovah, nehm' Er sie wieder!

Antiochus.
Zum Tode fort! Auch der!
(auf Benoni zeigend.)

Zwei Trabanten
(ergreifen Abir und Machir, und fesseln sie).

Ein dritter Trabant (nähert sich dem Benoni).

Salome
(dem Trabanten voreilend, zu Benoni).
Benon'!
(sie hebt ihn und Cidli, die bis dahin ununterbrochen, jener wie entzückt und erstarrt, diese ihn umschlingend, auf den Knieen gebetet haben, sanft auf.)

Benoni
(tief aufathmend, wie ein aus einem Traume Erwachender, und Salome und Cidli sanft anlächelnd, mit schmelzender Stimme).
O schon war ich im Paradiese!

Salome.
Du zieh'st erst hin, mein heil'ger Sohn!

Abir und Machir
(zu Benoni).
Ja, Bruder, komm'! —

Benoni
(immer wie im Entzücken, auf Abir und Machir zeigend).
O Mutter, diese —
Sie strahlen!

Salome.
Sie zieh'n auch zur Kron'!
(zu Abir und Machir.)
Doch ihr, was ich euch unterwiesen,
Vergeßt ihr's?! —

Abir und Machir
(einander umschlungen haltend, vor des Königs Thron tretend, zu Antiochus).
Segen sey dein Lohn!

Salome
(sie rasch und freudig umfassend).
Jetzt kommt zu Gott!

Antiochus (zu Salome).
Den Spott bezahl'! —
(zu Benoni, Abir und Machir.)
Zieht! —
(zu Salome.)
Du schaust hier an ihre Qual!

Die drei Trabanten
(führen Benoni, Abir und Machir durch eine der Mittelpforten ab).

Die andern Trabanten
(reißen Salome und Cidli, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas, die sich an die Abgeführten angeklammert hatten, gewaltsam von diesen fort).

Antiochus
(zu den Trabanten).
Zeigt das Hochzeitmahl der Braut!
(höhnisch auf Cidli zeigend.)

Cidli (flehend zu Antiochus).
Tödt' auch mich! —

Antiochus.
Nein, das wär' Schadt! —

Ein Trabant
(öffnet die Mittelpforte, durch welche die drei Brüder abgeführt sind).

Cidli
(eilt ab, der Trabant folgt ihr).

Antiochus
(zu den andern Trabanten, auf Salome zeigend).
Um zu seh'n, ob's der nicht graut,
Führt sie hin zur Balustrade,
Von wo man den Richtplatz schaut!
(er zeigt auf den Theil der über der Colonnade befindlichen Gallerie, der dem im Vorgrunde stehenden Throne gegenüber ist.)

Salome.
Satan, ja — das ist uns Gnade!
(Zu den vier, noch auf der Bühne befindlichen, Söhnen).
Kommt, die Märt'rer segnen wir!

Antiochus.
Nein, die Buben bleiben hier!

Salome und Jonathas
(der sie unterstützt, werden von zwei Trabanten die Treppe, welche zur Gallerie führt, heraufgeführt, und erscheinen alsbald sämmtlich auf der vorbezeichneten Stelle der Gallerie).

Juda, Achas, Arath und Jakob
(knieen sich, stille betend, nieder).

Jonathas
(gleich wie er auf der Gallerie erschienen ist, entsetzt aufschreiend).
Voll Blut, voll Blut
Schwimmt der ganze Himmel!

Salome.
Ha, wie voll Wuth
Sich drängen im Getümmel
Die Schergen — sie führen Benoni — zum Feuer!

Cidlis Stimme
(hinter den Pforten angstvoll herübertönend).
Oh!

Jonathas.
Cidli klammert sich an ihn!

Salome
(nach dem unmittelbar hinter der Mitte des Hintergrundes, nämlich hinter den geschlossenen Flügelthüren der Colonnade und durch dieselben verdeckten Richtplatze blickend, und laut hinüberrufend).
Mein Getreuer,
Mein heil'ger Benoni! Muth! Sterbensmuth! Lebensmuth! —

Jonathas.
Wie sie die Henker entkleiden mit Wuth!

Salome.
Denkt dran, was Hiob sang,
Als Qual ihm zum Herzen drang:
„Ich weiß," sang er, von Nacht durchwebt,
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!
Und am letzten Tag' werd' ich auferstehn,
Und werd', wenn es auch jetzo mir graut,
Wieder umgeben mit meiner Haut,
In meinem Fleische den Herren sehn!
Ich werd' Ihn selbst sehn, mit meinen Augen
Werd' ich Ihn anschau'n, ich selbst, kein And'rer!
An dieser Hoffnung läßt Er mich saugen!"
Also sang Hiob! —

Jonathas.
Sie küssen einander!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(hinter den Thorflügeln her ertönend).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! —

Salome
(immer herüberrufend).
Heilige Knaben,
Denkt an die drei, die im Glutofen haben
Herrlich den Herrn gebenedeyt,
Der von den Flammen sie freudig befreit! —

Benonis, Machirs, Abirs Stimmen
(wie zuvor).
Lob sey dem Herren, der Herr ist gut! —

Jonathas.
Wie unter dem gewaltigen Kessel die Glut
Herzischt! Das Oel drin, wie's aufkocht! —

Salome.
Hinein
Stürzen sie ihn —!
(sie verhüllt sich die Augen).

Cidlis Stimme (sehr laut aufkreischend).
Ah!

Jonathas.
Cidli's Angstschrei'n!
Ohnmächtig sinkt sie hin! —

Salome.
Gott, er ist Dein!
Aber nur Kraft mir zur Seelenzerschneidenden Pein!
(weinend.)
O es ist schwer doch von Märtyrern Mutter zu seyn! —

Antiochus
(mit wildem Hohne zu ihr, zu der er immer unverwandt vom Thron hingestarrt hat, emporrufend).
Nemesis! — Niobe! Bist du bezwungen?

Salome
(ohne auf ihn zu hören, zu Jonathas, immer zum Richtplatz hinblickend).
Alter, das Sterblied, das Moses gesungen,
Schrei's dem Benoni zu — mir stirbt der Ton!
(weinend gen Himmel blickend.)
Glücklicher Abraham, dir ward geschenket der Sohn!

Jonathas
(laut zum Richtplatz herüber schreiend).
„Mein ist die Rache," sprach Gott,
Seinem Knecht Moses, Herr Zebaoth!
Ich will's vergelten zu seiner Zeit!
Der Feinde Fuß soll wanken, der Tag des Verderbens ist bereit!
Die Zeit fleucht heran in der Donnerwolk'!
Der Herr wird richten sein Volk,
Und wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Salome
(zum Richtplatz weinend, doch laut herübee schreiend).
Und wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(leise antwortend).
Er wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Salome
(zu Jonathas, halb weinend, halb freudig).
Hörst's, wie sie beten? —

Jonathas.
O siehst du den armen
Abir? —

Salome.
Nein —! —
(plötzlich aufschreiend, und das Gesicht verhüllend.)
Ah! —

Jonathas.
O Rachegott!
Sie schinden ihn mit teuflischem Spott
Lebendig! — Erde, verschling sie die Rott'!

Salome.
O ruf ihm zu des Moses Sterbgesang!
(mit fast erstickter Stimme.)
Ich kann's nicht! —

Jonathas
(wieder laut zum Richtplatz herüber schreiend).
Und Jehovah sprach: „werden wird's bang
Den Heiden, wenn die Rache des Herrn sie verzehrt!
Wenn sie wehklagen,
Wird Er sie fragen:
Wo sind nun die Götter, die ihr habt verehrt? —"

Benonis, Abirs und Machirs Stimmen
(lauter als zuvor rufend).
Hallelujah!

Salome
(frohlockend, und mit gewaltsam zusammengenommener Kraft zu Antiochus herüber schreiend).
Hörst? — Meine Söhn'!

Antiochus
(auf die vier jüngsten knieend betenden Söhne zeigend, zu ihr).
Die vier doch auch? —
(zu Heliodor, auf Juda zeigend.)
Du, führ' mir her den größten Knaben!

Heliodor
(geht zu den vier betenden Makkabäern, und führt den Juda zum König).

Salome
(zu Juda auf die Bühne herüberschreiend).
Sohn, Mosen erschien Gott im flammenden Strauch! —

Juda
(gelassen zu ihr heraufrufend).
Du kennst mich! —

Antiochus
(zu Juda, als dieser ihm vorgeführt wird, auf die fortwährend von den beiden Priestern gehaltenen Opferspeisen zeigend).
Iß! —

Juda
(sehr ruhig zum Antiochus).
Die Hoffnung haben
Auf Gott — das ist wohl stets das Best',
Dieweil der Herr uns nie verläßt!
Wenn Einen auch die Menschen tödten,
Soll deß' man trösten sich in Nöthen,
Daß man von ihm wird auferweckt!

Antiochus (wüthend).
Iß, sag' ich! —

Juda (immer gelassen).
Das wird nicht geschehen!

Antiochus (zu den Trabanten).
So reißt den Trotz'gen fort — und streckt
Ihn auf die Marterbank! —

Juda.
Meinst du, daß das mich schreckt? —
Gott segne dich! —
(heraufrufend zu Salome, immer ruhig und sehr gelassen.)
Leb', Mutter, wohl! — Auf baldig's Wiedersehen!
(er wird abgeführt.)

Antiochus (ihm bewundernd nachsehend).
Ist das ein Knabe — ist's ein Heros? — Beym Stir, er macht mich ganz zu Spott!
(nachdem er diese letzten Worte nicht wüthend, aber mit dumpfer Beschämung gesagt hat, versinkt er in tiefes Nachdenken.)

Salome
(die vor Freude über den Juda fast ganz den Richtplatz vergessen, und immer nach Juda hingeschauet hat, jetzt freudig zu Jonathas).
Siehst du, wie stark ist der Herr in den Seinen? —
(Man hört zwei starke Beilschläge vom Richtplatze her).

Jonathas.
Sie hacken dem Abir die Füß' ab! —

Salome
(mit Inbrunst auf die Kniee stürzend, und gen Himmel blickend).
Stärk' ihn auch und mich in den Peinen! —

Antiochus
(wie aus einem tiefen Gedanken aufspringend von seinem Sitze, doch ohne den Thron zu verlassen, wüthend aufschreiend).
Zu Spott?! — Wer macht zu Spott mich?! —

Eine donnernde Stimme
(tönt von oben herab, von der Seite her, wo die drei Knaben knieen).
Gott!

Antiochus
(das Scepter hinwerfend, das Schwert zückend, und, mit gezücktem Schwert und starren Augen, vom Thron herab gegen den Fleck, wo die drei noch übrigen Söhne knieen, rennend, und aufschreiend, alles mit Blitzesschnelle).
Eleazar — fleuch! —

Heliodor
(eilt ihm gleichzeitig nach).

Jonathas (zu Salome).
Machir und Juda! Siehst
Wie sie zerfleischen sie?! —

Salome
(die bis dahin auf den Knieen gebetet hat, aufspringend, mit kreischender, doch vom Schmerz fast erstickter Stimme, zu Jonathas).
Den Sterbgesang! — Du glüh'st,
Rächer am Himmel schon,
Der in der niederstürzenden Abendsonn'
Du Feuer sprühst! —

Jonathas.
Hörst du nicht auch ein Jagen
Von Rossen —?

Salome
(zum Richtplatz zeigend).
O daß die mir nur nicht verzagen,
Donn're du ihnen zu des Moses Sterbgesang!

Jonathas
(zum Richtplatz sehr laut herüberschreiend).
„Seht nun," sprach Gott, „daß allein ich nothwendig,
Und daß ohne Mich kein andrer Gott ist!
Ich will tödten und machen lebendig,
Schlagen und heilen zu gleicher Frist!
Und ist Keiner, welcher befreit
Aus Meiner Hand, und Ich will Meine Hand
Strecken durch alle Himmel und Land,
Und sagen: Ich leb' in Ewigkeit! —"
So spricht der Herr! —

Antiochus
(sich etwas aus seiner Betäubung, in der er bis jetzt gestanden, erholend, aber wie wahnsinnig zu Heliodor, nach Jonathas heraufzeigend).
Du — mich freut's, was der Graukopf dort schreit!

Heliodor
(zitternd und nur halb laut zu ihm).
Mich nicht! — Mir ist's, als ob in allen Adern
Mir Eis gegossen sey! —

Abirs, Machirs und Judas Stimmen
(immer leiser vom Richtplatze her).
Gott lebt in Ewigkeit!

Salome.
Benoni rief's nicht mit! —

Jonathas.
Der hat in Gottes Streit
Gesieget schon!

Antiochus
(mit geschwungenem Schwerte, wieder wüthend nach der Seite, wo die Knaben knieen, aufschreiend).
Ha, willst du wieder mit mir hadern?
Ist's nicht genug dir, daß du jede Nacht
Grinsend und blutig mich weckest, hältst du auch Abends schon Wacht,
Verfluchter Pfaff Eleazar?!
(zu den Trabanten.)
Schleppt ihn fort!

Heliodor.
Wen denn?

Antiochus
Den blut'gen Judengreis — den Eleazar!
(immer auf die Stelle hinter den drei Knieenden hinweisend.)

Heliodor.
'S ist ja Niemand dort!

Oberpriester
(der immer, bald entsetzt, bald erbost, am Altar gestanden hat, jetzt rasch hervortretend, mit Wuth zum König).
Ein Judenzauber ist's! — Laß nur die drei dort sterben!

Achas
(von den Knieen aufstehend, und zum Oberpriester tretend, zutraulich und bittend).
Ja, grauser Vater, hilf uns den Himmel auch erwerben!

Oberpriester
(zu den bei ihm stehenden Priestern, auf den Achas zeigend).
Hat nicht der Furie Sohn ein Aug', so himmlisch und so blau,
Wie Glaukopis Athäne!
(zu Achas.)
Bübchen, iß!

Salome
(die immer unter der Zeit mit allen Abstufungen des Schmerzes bald zum Richtplatz, bald nach ihren auf der Bühne knieenden Kindern geschaut hat, jetzt sich über die Balustrade herüberbeugend, und zu Achas herunterrufend).
Denke d'ran, daß an ich's schau'!
Und Gott, und auch Benoni oben!

Achas, Arath und Jakob
(letztere beide jedoch ohne von den Knieen aufzustehen, zu Salome heraufsprechend, aber im ruhigen, friedlichen Tone).
Ist er bey Gott schon? —

Salome (herunter rufend).
Ja!

Achas.
Ich geh' Gott auch gleich loben!
Nur hat Er eben jetzt es mir noch aufgetragen,
Dem Heidenkönig hier noch was zu sagen!
(zu Antiochus.)
Du friedenloser Mann!

Antiochus
(der bis jetzt immer nach der Seite gestarret hat, jetzt wie vom Traum erwachend).
Ha!

Achas
(zutraulich ihn auffassend).
Sieh mich doch nur an!

Antiochus
(wie wahnsinnig scherzend).
Du lächelst sanft, Cupido!
(schauernd, seitwärts blickend).
Dort, der erwürgte Greis kann
Nur grinsen! —

Achas (immer sanft).
Es läßt Jehovah dir verkünden:
Weil Macht du bey Menschen hast, übest du Sünden,
Und thust was du willst, ob du sterblich gleich bist!
Drum kündet durch mich dir, der Wahrheit ist:
Du sollst es nicht glauben, daß unser Geschlecht
Von Gott schon verlassen sey! Gott ist gerecht!
Geduld sollst du haben, und warten und sehen,
Wie groß seine Macht ist; dein Stamm wird vergehen
Zur Strafe, das sag' ich dir, Gott ist nicht fern!
Jetzt segn' ich dich! —
(ihn zutraulich bittend).
Tödt' mich! Ich schiede so gern! —

Antiochus
(immer wie im Wahnsinn, zu Heliodor, auf Achas und die beiden nach knieenden Makkabäer zeigend).
Du Tempeldieb! Nicht wahr — das sind vornehme Herrn?! —

Oberpriester
(zu zwei Trabanten, auf Achas zeigend).
Führt schnell der Furie Sohn zum Tod, sonst rett' ich ihm noch's Leben,
Mir Liebeszauber hat sein Aug', sein Blauaug' eingegeben!

Die zwei Trabanten (wollen den Achas abführen).

Salome
(von der Balustrade herunterrufend).
Achas, blick' mich noch einmal an!

Achas
(zu ihr hinauf blickend).
Liebst mich? —

Salome
(mit einem entzückten Blick gen Himmel).
Schon nahst du labend!
(herunterrufend zu Achas.)
Ja, Achas, ja! Stirb hübsch vernünftig!

Achas (heiter).
Wird Morgen nicht aus Abend?! —
(Er wird abgeführt.)

Salome
(wieder nach der Richtstätte blickend, zu Jonathas, aber schon beruhigter).
Wo ist denn Abir?

Jonathas.
Danke Gott, sie haben abgeschlagen
Ihm schon das Haupt!

Salome
(ruhig, mit einem Blick nach oben).
Dank', Jehovah!

Jonathas.
Nun hörst doch Schrei'n und Jagen
Nah' schon? —

Salome (heiter).
Dort zieht auch Achas hin zur Marter! —

Jonathas.
Macht dir's Bangen?

Salome
(lächelnd und ganz ruhig).
Nein! —

Einer von den Trabanten
(auf der Balustrade, zum andern lächelnd aber leise, nach Antiochus verstohlen blickend).
Der wird zappeln, der Tyrann, wenn sie ihn heut' noch fangen!

Antiochus
(zu Heliodor mit gedämpfter Stimme, auf die beiden noch knieenden Kinder zeigend).
Sprach ich zuvor nicht — die da wären vornehme Herrn —
Das Wort entfuhr zu schnell mir, ich nähm' es wieder gern!
(mit wahnsinniger Wuth aufschreiend.)
Bin ich allein denn Herr hier nicht? — Wer kann hier Herr seyn? —

Die vorige donnernde Stimme von oben
(noch drohender).
Gott!!

Antiochus
(indem er auf den knieenden Arath losstürzt, und ihn bey den Haaren emporreißt).
Ha, büß mir, Goldwurm, dort des ewig grinsenden Eleazars Spott!

Salome
(donnernd zu Antiochus herüberschreiend).
Du, deiner Schergen Niedrigster, halt ein!
Durch dich soll er nicht sterben! —

Antiochus
(läßt schnell den Arath los, und fährt mit wahnsinnigem Entsetzen zurück).

Salome.
Arath, was sprach im goldnen Schein'
Des Tempels, Gott zu dir? — Jetzt sag's!

Arath.
„Gesegnet sollt ihr seyn,
Du und dein Stamm!" So sprach der Herr! —
(zum König.)
Und du laß dich nicht irren,
Du, dem für seine Frevel Gott that Geist und Sinn verwirren!
Wir leiden dieß um unsrer selbst, weil wir an Gott gesündigt,
An Ihm, der immer Wunder thut, mehr als die Welt verkündigt.
Doch glaube nicht, daß ungestraft du heute noch wirst bleiben,
Der, gegen Den du kämpfest, Gott wird heut' dich noch zerstäuben!

Antiochus
(durch Wuth über ihn wieder zur Besinnung gebracht, zu den Trabanten).
Schneidet die Lästerzung' ihm aus! Auch dem!
(auf Jakob zeigend).
(Trabanten ergreifen Arath und Jakob.)

Jakob.
Ich will noch leben!

Antiochus.
Brav, Knabe, du bist klug! — So laßt die Opferkost ihm geben!

Jakob.
Gebt her — mich hungert auch!
(er nähert sich den beiden Priestern mit den Opferspeisen).

Salome
(in tödtlichster Angst, indem sie die Treppe herunterellen will).
Jakob!

Jakob
(hält etwas inne).

Oberpriester
(heraufrufend zu den Trabanten).
Ihr haltet sie!

Salome
(zu den Trabanten, die sie halten wollen, wüthend herrisch).
Weg da! —
(sie eilt die Treppe herunter auf die Bühne.)

Trabant
(oben auf der Balustrade).
Wie das Medusenhaupt mit den Augen versteinert ja die!

Jakob
(schon die Hand nach der Opferschale streckend, zu Arath).
Du — nimmst auch? —

Salome
(sich zwischen ihre beiden Söhne und die Priester, die ihnen die Opferschale bieten, drängend, und eben so schnell vor den beiden Kindern auf die Kniee hinstürzend).
Kinder, nicht ich hab' euch Leben,
Gott hat in mir euch die Seele gegeben,
Gott hat gebildet euch, herrlich und klar!
Er hat die Welt und uns Menschen gestaltet,
Der mit Barmherzigkeit über uns waltet,
Wollt ihr das Leben, so bringt es Ihm dar!

Antiochus (zu Salome).
Schweig, Furie!
(zu Jakob).
Knäblein, dir sey es geschworen,
Folgst du mir, nicht deinen Brüdern, den Thoren,
Schwör' ich's dir bei meiner strahlenden Kron',
Reich sollst und glücklich seyn, Freund mir und Sohn!
Nur daß den Gaumen die Opferkost letzt!

Jakob.
Topp dann — ein Wort, ein Mann! Her nur gesetzt!

Die Priester
(setzen ihm eine Opferschale auf den Altar).

Oberpriester.
Der Bube freut mich!

Salome
(Jakobs Kniee umklammernd).
Hab' Erbarmen
Mit mir, der trostlosen, elenden Armen,
Die dich neun Monat getragen im Schooß,
Drei Jahr gesäugt hat, gezogen dich groß!
Sieh doch, geliebtes Kind, Himmel und Erden,
Alles, was war und was ist und soll werden,
Kündet dir an, den Vater des Lichts,
Der uns barmherzig gemacht hat aus Nichts!
Vor diesem Henker
(auf Antiochus zeigend).
wirst du doch nicht beben,
Unwerth doch seyn nicht, daß ewiges Leben
Sey mit den heiligen Brüdern dein Theil?
O stirb, erbarm' dich und wähle das Heil! —

Jakob
ganz trocken zu Antiochus und den Priestern, auf die Opferspeisen deutend).
Nun gebt doch her, — was wollt ihr denn noch harren? —

Die Priester
(bringen ihm die Speisen).

Jakob (zu Salome laut).
Mutter, steh' auf! Ich halt' sie ja zum Narren!

Salome
(schnell von den Knieen aufstehend).
Du böses Kind, was ängstig'st mich?

Jakob
(auf den König zeigend).
Dem Dieb
Von unserm Blut, gebührt ja Spott! Vergieb! —
(zu Antiochus, den Arath ihm vorführend.)
Wir brechen Moses Recht nicht, schlechter König,
Denn groß war Moses, und du bist sehr wenig!
Ich bin ein kleiner Wicht, und größer doch
Bin ich als du zehntausendmal wohl noch!
Ob ich auch klein bin, kann ich stolz doch spotten
Dir Elendem und deiner Henkersrotten,
Der Gott, der uns're Sünden straft mit Pein,
Wird wieder seinen Knechten gnädig sein!
Wir zwei, wir sterben, wie die fünf gethan,
Gott bittend, huldvoll seinem Volk zu nah'n!
In mir und dem wird enden Gottes Zorn,
Doch dich ersäufen wird sein Qualenborn,
Und zwingen wird dich Gott in kurzer Frist,
Tyrann, zu schreien, daß allein Er Gott ist!

Salome
(ihn entzückt auf den Arm nehmend).
Mein Trost und Stolz, laß im Triumph mit dir zu Gott mich rennen!

Oberpriester
(wüthend zu den Priestern, auf Salome zeigend).
Mit ihren zwei Leuparden laßt die Löwin dort verbrennen!

Salome
(zum Oberpriester, sehr verächtlich).
Du — Knecht! —
(sie will, Jakob auf dem Arm und Arath an der Hand, zwischen den beiden Priestern abgehen.)

Antiochus
(tief bewegt, und wieder bei völliger Besinnung, zu Salome).
Willst, große Niobe, du dich von mir im Zorne trennen?

Salome
(dem sich vor ihr beugenden Antiochus die rechte Hand auf's Haupt legend, sehr feierlich).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — Lern' sterbend Ihn erkennen! —
(Sie geht majestätisch mit ihren zwei Söhnen, den Jakob auf dem rechten Arm tragend, den Arath mit der linken Hand führend, zwischen den beiden Priestern durch die Mittelpforte zum Richtplatze ab.)

Antiochus
(nach augenblicklichem Besinnen).
Laßt frei sie! —

Oberpriester.
Herr, du hast geschworen
Den Juden, die nicht opfern, Tod!

Ein Trabant (tritt eilends auf).

Trabant (zu Antiochus).
Herr, rette dich, du bist verloren!
Der Makkabäer stürmt und droht!

Antiochus
(mit donnernder Stimme).
Schwert mir und Helm! Noch leb' ich, ihr Thoren! —
Hört's, Feinde! — Zittert, Zeus, Zebaoth! —

Die Edelknaben
(bringen ihm eilends den Helm und das Schwert).

Antiochus (waffnet sich).

Salomes Stimme.
(triumph'rend und laut vom Richtplatz herübertönend).
Wer ist wie Gott! —

Araths Stimme (eben so).
Wie Gott! —

Jakobs Stimme.
Wie Gott! —

Salomes Stimme.
Erfüllet ist der Segen
Des Makkabäerstamm's! —

Jonathas
(immer nach auf der Balustrade, zu den beiden bei ihm noch stehen gebliebenen Trabanten, nach dem Richtplatz, auf Salome, Arath und Jakob herüberzeigend, mit Entzücken).
Sie zieh'n stolz der Verklärung entgegen! —

Salomes, Araths und Jakobs Stimmen
(wie vor, aber noch lauter vom Richtplatz herübertönend).
Wer ist wie Gott! —

Jonathas
(wie vor, zum Richtplatz hinüberschauend).
Die Flamme sich beugt,
Während die Heil'ge den Holzstoß besteigt!

Antiochus
(der sich indeß gewaffnet hat, das Schwert ziehend, zu den Trabanten).
Kommt, das Verhängniß, es ist erwacht;
Ich raste nicht, bis ich Jerusalems Pracht
Zur Todtengruft aller Juden gemacht! —
(indem er eben forteilen will, bleibt er, wie vom plötzlichen, krampfigten Bauchschmerz überfallen, zum Boden hinstarrend, stehen.)

Ein zweiter Trabant
(tritt sehr schnell auf, und schreit zu Antiochus).
Der Feind, der Feind ist da!
Du bist verrathen,
Flieh, denn im Augenblick
Sind sie schon hier!

Jonathas
(auf der Balustrade vor Freude springend, und zum Richtplatz sehr stark herüberschreiend).
Hallelujah! Gott ist da.
Rächend die Missethaten!
Hausfrau, komm' aus den Flammen zurück,
Deine Erlöser, deine Retter sind hier!

Salomes Stimme
(vom Richtplatz her, leiser, wie schon durch die Flammen gedämpft, aber doch ruhig und fest).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — daß sein ich ewig bin!

Einige Priester
(stürzen mit Geschrei herein).
Wehe, wehe,
Der Makkabäer!

Heliodor (zu Antiochus).
Rette dich, Herr! — Wie gewurzelt am Boden steht er und windet sich, starr vor sich hin!

Antiochus
(der immer so da gestanden hat, mit allen Zeichen eines sehr krampfigten, convulsivischen Leibesschmerzes jetzt auffahrend zu Heliodor).
Tempelräuber!
Kannst du die Herzen, die Leiber
Retten, wenn sie von Schlangen durchwühlt? —
Furiengluthen,
Rasende, feurige, zuckende Fluthen,
Wie ein zum Orkus Verdammter sie fühlt,
Brennen mich, zwicken mich, Irions Geier
Nagt mir die Leber! —
(den Heliodor krampfigt umklammernd.)
Hilf, mein getreuer
Höllengesell mir! — Die glühende Pein
Wirft mich zu Boden! O höret mein Schrei'n,
(auf die Kniee stürzend.)
Jupiter! Zebaoth! Ihr Eumeniden,
Wühlend und glüh'nd in mir, laßt mich mit Frieden!

Heliodor.
Rette dich, daß dich die Feind' nicht erschlagen!

Antiochus
(sich fast ohnmächtig vom Boden auffassend).
Ja — retten — flieh'n — helft mir auf den Wagen!
Retten — flieh'n — vor dem Feind nicht — vor mir!
Denn hier ist der Feind mir — hier und hier!
(auf das Haupt, das Herz und den Leib zeigend, indem er dem Heliodor in die Arme sinkt.)

Heliodor (zum Antiochus).
Eile! —
(zu einigen Trabanten.)
Er liegt wie Blei! —

Antiochus
(sich immer aus Heliodors Armen halbohnmächtig wieder aufrichtend).
Wer wird mich retten!
Die Schlangen glüh'n — klammern wie Ketten
An's Herz mir sich! —
(er schaut plötzlich auf, beinahe heulend und bitterlich weinend.)
Treibst du noch mit mir Gefoltertem Spott,
Zischende Schlangenrott'?! —
Ihr sieben glänzenden Makkabäer,
Ihr lächelnden —
(plötzlich vom Leidschmerz convulsivisch ergriffen.)
Ha, jetzt tödtet's mich! — Fluch euch, ihr Schlangendreher! —
(nach einer kleinen Pause, in der er seinen Schmerz zu übermannen versucht hat.)
Des geplünderten Zionstempels Gluth,
Sie glüht, brennt in mir mit Drachenwuth! —
Der erwürgten Millionen Wirbeltanz
Umkreist' mich beim Furienfakelnglanz! —
Eleazar, — das Makkabäerweib
Durchwühlen lächelnd das Hirn mir, das Herz und den Leib! —
O Zebaoth, du hast gesiegt! —
O sei verschonend! — Es erliegt
Mein Trotz! —

Heliodor
(zu den Trabanten auf den König zeigend).
Tragt fort ihn! —

Antiochus
(sich von den ihn anfassenden Trabanten losreißend, und wieder auf die Kniee stürzend).
Nein, nur noch einmal
Schrei' ich hinaus aus der Nacht der Qual:
Nicht sich der sterblichen Menschen Geschlecht
Vermesse, Dem gleich zu sein, der wägt und rächt! —
Es ist ein Gott! — Wird er sich mein noch erbarmen?! —

Ein Priester
(auf Antiochus deutend, der einem neuen convulsivischen Anfall erliegt).
An allen Gliedern schüttelt's den Armen! —

Antiochus
sich mühsam erholend, doch immer im Sprechen von Zuckungen unterbrochen).
Beten will ich — beten! — Ich, der ich dachte
Sie zu vertilgen — die heilige Stadt —
Der ich eine Todtengrube d'raus machte —
In meinem freveinden, sinnlosen Rath! —
Ich, der die Juden werth nicht geachtet —
Daß sie des Grabes Freistatt umfass' —
Ich, der sie wollte — wenn Alle verschmachtet —
Geben den Vögeln und Thieren zum Fraß! —
(mit gewaltsam zusammengerafftee letzter Kraftanstrengung.)
Ich will sie frei jetzt lassen,
Gleich Bürgern von Athen,
Den heil'gen Tempel fassen
In Schmuck, wie nie geseh'n! —
Opfergeräth und Ketten
Von Gold — o nur mich retten
Von diesen Höllenweh'n! —
(wieder von Convulsionen überwältigt.)
Ha, wieder mich's anpackt! — Ein Jud' will ich werden,
Und Zebaoth's, meines Besiegers, Gewalt
Verkündigend preisen, wo immer auf Erden
Die lästernde Stimme der Thoren erschall't!
(wieder von Schmerzen ganz erschöpft, mit immer schwächrer Stimme.)
Umsonst! — der Rache Zorn — ist über mich gekommen —
Zu hart, ach! — doch gerecht! — Verzweiflung hält umklommen
Mein Leben — gerne stürb' ich — wär ich nur ihr entnommen! —
Der Styx — er hat mich schon umschwommen, —
Die Nacht des Erebus — grinst schon von Gluth durchglommen! —
Wird wer — barmherzig — richten — mich?! —
(er sinkt ohnmächtig auf den Knieen um.)

Das Volk
(im Hintergrunde, mit wildem düstern Hohne laut auf ihn hinschreiend).
Die Höllenrichter! —

Sanfte Stimmen
(wie Gesang von Oben).
Gott!!!

Heliodor
(zu den Trabanten, die den hingesunkenen Antiochus aufheben).
Tragt fort ihn — schnell! —

Antiochus
(wird von einigen Trabanten ohnmächtig von der Bühne getragen).

Heliodor
(gen Himmel, dorthin, von wo die Töne klangen, blickend).
Von diesen Tönen hallt's nach in mir wie ew'ger Spott! —
(Er geht im düstern Nachdenken nach der Seite, wohin Antiochus abgetragen ward, ab.)

Jonathas
(der bis dahin unverwandt auf der Balustrade zum Richtplatz hingestarrt hat, jetzt plötzlich entzückt aufschreiend).
Der Feldherr, der Herrscher, der tapfere Degen!
Der Retter, der Befreier, auf, ihm entgegen!
(er eilt die Treppe der Balustrade herunter auf die Bühne.)

Judas Makkabäus den kleinen Demetrius, Sohn Nikanors, an der Hand, mit einem Trupp israelitischer Krieger, schnell von der entgegengesetzten Seite, nach der der König abgetragen worden, auftretend. Hinter den Kriegern israelitisches Volk, beiderlei Geschlechts, sich tumultuarisch auf die Bühne drängend.

Jonathas
(dem Judas Makkabäus entgegen eilend, und vor ihm auf die Kniee stürzend).
Dir Held von Israel — dreifacher Segen!

Judas Makkabäus
(mit mächtiger Stimme).
Erlöser Zebaoth! — Wo sind die Makkabäer? —

Nikanor, Lysias, syrische Unterfeldherren und Krieger
(treten schnell herein).

Nikanor
(wüthend zum Thron eilend).
Da den Sohn
Erwürg' ich des Tyrannen, statt seiner, der entfloh'n!
(er reißt den kleinen Antiochus Eupator vom Thron, und will ihn mit dem Schwert durchbohren.)

Der Oberpriester, die Priester und das Volk
(gleichzeitig aufschreiend).

Weh!

Judas Makkabäus
(den Nikanor, eben wie dieser den jungen Antiochus durchbohren will, erblickend, und Nikanors Sohn plötzlich vom Boden aufgreifend, und ihm das Schwert auf die Brust setzend, sehr rasch und fast gleichzeitig zu Nikanor, gewaltig und drohend).

Bube! Kinder würgen
Willst du? — Dein Sohn, den ich durchbohr',
Soll für des Knaben Haupt mir bürgen!
(auf den kleinen Antiochus zeigend).

Nikanor
(den kleinen Antiochus immer noch in der nämlichen Stellung haltend).

'S ist unsers Todfeind's Sohn!

Judas Makkabäus.
Du Thor! —
Meinst du, wir Makkabäer sind
Kindesmörder? — Hingesetzt das Kind! —

Nikanor
(höhnisch trotzig zu ihm).

Wir Makkabäer? — Nein, erschlagen
Hat alle Deinen der Tyrann!

Judas Makkabäus (zusammenschaudernd).

Ha! —
(sich schnell fassend.)
Sind sie's, doch soll man nicht sagen:
Der Held der Makkabäer kann
Auch Kinder würgen! Nicht verklagen
Soll mich unschuldig Blut —!

Nikanor.
Wohlan!
(indem er den kleinen Antiochus hinsetzt.)
So künd' ich Fehde dir!
(zu seiner Schaar.)
Zu'n Waffen!

Judas Makkabäus
(indem er den Sohn Nikanors auch hinsetzt, zu Nikanor).

Wohl! — Dort der Unschuld Recht zu schaffen!
(Indem beide Partheien mit gezückten Schwertern auf einander eindringen wollen, eröffnen sich in demselben Augenblick, wie von einem gewaltsamen Sturmwind aufgerissen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird sichtbar. Rechts am Hügel ist der colossale Kessel, in welchem Benoni gemartert worden ist.)

Cidli
(kniet mit zerstreuten Haaren am Kessel, über dem sie das Haupt, wie in trostloser Erstarrung hineinblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens sonst ganz menschenleeren Richtplatze herumliegende Marterinstrumente bezeichnen die schon vollzogene Hinrichtung der sämmtlichen Märtyrer).

Judas Makkabäus
(bei diesem Anblick mit gräßlichem Schmerze sehr laut aufschreiend).

Gott! —

Salomes Geist
(über den Flammen des Scheiterhaufens erscheinend, eben als beide kriegerische Partheien auf einander eindringen wollen, mit majestätischer Stimme).

Löschet, Flammen!
(Die Flammen verlöschen, so daß Salome's und ihrer beiden jüngsten Söhne bereits verbrannten Ueberreste auf dem Scheiterhaufen sichtbar werden.)

Judas Makkabäus, Nikanor und die beiden ihnen folgenden Kriegshaufen bleiben, wie erstarrt nach Salome hinblickend, stehen, eben so die andern Personen, die vorher im Hintergrunde gestanden, und sich gleich bei'm Auseinanderrasseln der Mittelpforten entsetzt zu beiden Seiten der Bühne vertheilt haben.

Salomes Geist
(während das geschieht, in ihrer Rede fortfahrend).

Stürze, Bild des Götzen!
(Die Bildsäule Jupiters stürzt mit Krachen, und in mehrere Stücken zerspringend, zu Boden.)

Oberpriester, Priester und das Syrervolk
(stürzen auf die Kniee, die Häupter an den Boden gedrückt).

Salomes Geist
(zu Judas Makkabäus und Nikanor).

Und euch befehl' im Namen ew'ger Liebe
Ich, ihre Märtyrin — schließet den Frieden! —
Du, Bruder, hemm' des Schmerzes nied're Triebe,
Laß dich die Gloria deines Stamm's ergötzen,
Durch dich und Cidli soll er blüh'n hienieden! —
Nikanor, dir beschieden
Ist nicht, die du geraubet hast, die Krone,
Dem jungen König dort leg' sie zu Füßen,
Und Lysias, die Rachsucht abzubüßen,
So sei du Schirmvogt von des Knaben Throne! —
Jetzt schließ ich meinen Lebenslauf, den schönen,
Und fahr' in Flammen auf zu meinen Söhnen!
(sie verschwindet.)

Judas Makkabäus.
Die Heil'ge hat mir Trost in's Herz gesprochen!

Nikanor und Lysias
(dem Judas Makkabäus die Hände reichend).

Und wie die Göttin sprach, so soll's geschehn!

Nikanor
(setzt den kleinen Prinzen Antiochus wieder auf den Thron, indem er und Lysias, nachdem beide vor dem Prinzen die Kniee gebeugt, sich zur Rechten und Linken des Throns stellen).

Heliodor (tritt auf).
Die Schuld hat Nemesis statt euch gerochen,
Antiochus, ich hab ihn sterben sehn,
Von pesterfüllten Schlangen todt gestochen,
Die aus ihm wuchsen, mußt' er untergehn,
Der reuvoll starb, in unnennbaren Qualen,
Die Schuld, die ungeheure, zu bezahlen!

Judas Makkabäus.
Ich fluch' ihm nicht! —

Heliodor.
Eh' er den Geist verhauchet,
Sprach er: „Künde den Kindern Israel,
Daß ob mein Schwert von ihrem Blut gleich rauchet,
Ich ihnen dennoch meinen Sohn empfehl'.
Das Volk des Herrn in Segen ist getauchet,
Und dessen Kraft, sie blieb auch mir nicht fehl,
Was ich geraubt, mein Sohn soll es vergüten,
Ihr Segen mag mein schuldvoll Haupt behüten! —
Er starb — lächelnd — in Qual! —

Judas Makkabäus
(nachdenkend zu Heliodor).

Hat ihn gesehen
Die Märtyrin? —

Heliodor.
Sie gab den Segen ihm!

Judas Makkabäus.
Dann ist mir alles klar, was jetzt geschehen!
Die Heil'gen hört der Herr der Elohim! —
Friede sei mit ihm! —

Heliodor.
Auch ich fühlte wehen
Des güld'nen Ritters heil'gen Ungestüm!
Er bot mir Segen an, ich, der Verruchte,
Wählte den Fluch — d'rum treff' mich, was ich suchte!
(er stürzt sich in sein Schwert, und stirbt.)

Judas Makkabäus
(nach der Seite, wohin der König abgetragen ward, zeigend).

Gewogen Jener und zu leicht erachtet!
(auf Heliodors Leichnam zeigend.)
Gewarnet Der — und ew'ger Qual zu Theil! —
(zu den jüdischen Kriegern.)
Volk Israel, das Schrecken noch umnachtet,
Verlaß mit mir des Heidentempels Gräu'l!

Cidli
(die bisher immer erstarrt am Kessel gekniet, und sich während Judas Makkabäus letzten Worten von den Knieen erhoben hat, jetzt durch die offen gebliebenen Pforten majestätisch zu ihm tretend, sehr erhaben).

Oheim des Gatten, der mir ist geschlachtet,
Mir sprach sein Geist: der Makkabäer Heil
Sei meiner Huld vertraut und deinem Segen,
D'rum tret' ich Jungfrau-Wittwe dir entgegen!

Judas Makkabäus.
Ich fasse dich, auch du hast überwunden
Den Tod — d'rum nimm des Makkabäers Hand!
(er reicht ihr die Hand.)
Gebier' mir Helden Gottes! —
(zum Volk sich wendend.)
Volk, verschwunden
Die Trauer ist, wir zieh'n in unser Land,

Und Friede wieder werd' im Land erfunden,
Und Eintracht, Vätertreu' und Glaubenshand!
Helft mir die Städte bau'n, ich will sie schützen,
Daß Jeder kann am eig'nen Weinstock sitzen! —

Vor allem aber laßt uns, was verwüstet,
Das Heilthum reinen, prachtvoll es erneu'n!
Der Schönheit Sohn, dem Menschen, es gelüstet,
Geschmückt und schön sich seines Herrn zu freu'n!
Und Jehovah, der uns durch Trauer rüstet,
Er salbt mit Freudenöle, die bereu'n;
Er hat verdiente Schmach von uns genommen,
D'rum werde nun die Pracht Ihm angeglommen!

Es werd' am fünf und zwanzigsten gehalten
Des neunten Monden der Erneu'rungstag,
Ob ird'schem Goldesglanze soll entfalten
Gesang den himmlisch güld'nen Flügelschlag,
Des Glaubens Gold wird in den Herzen walten!
Mir sagt der Geist, der nimmer lügen mag:
Dieß Fest wird einst Dessen Triumph verschönen,
Der kommen wird, um alle Schuld zu söhnen! — *)

Nachdem ich dieß bewußtlos euch verkündet —
Den Geist in uns enträthselt nicht der Sinn —
Sprech' ich, der Stämme Richter, die verbündet:
Zweitausend Silberdrachmen sendet hin
Gen Zion, daß Sündopfer werd' entzündet
Für Alle, die des Siegertod's Gewinn
In unsern heil'gen Schlachten hat getroffen,
Dieweil wir Gläub'gen die Verklärung hoffen!

Denn hofften wir nicht, daß auch, die erlegen
Im heil'gen Streit, erstehn einst unversehrt,
So wär' es Thorheit, der Gebete Segen
Erflehn für die, die traf des Todes Schwert.
Doch die Gerechten ziehn auf Grabeswegen
Zum Auferstehungstag', der sie verklärt,
Wo die Gereinigten zum Throne treten;
D'rum ist es fromm, für die Verstorbnen beten!

Nur keiner soll der Heldin Tod beklagen,
Die sieben Söhne trieb zum heil'gen Streit;
Hoch sollen ihr der Völker Herzen schlagen,
Preis sei den Märtyrern in Ewigkeit!

(zu den noch immer knieenden Leviten.)

Erhebt die Arche, Priester, sie zu tragen
Zum Tabernakel heim der Herrlichkeit,
Dort wollen wir die Bußpsalmen singen,
Dem alten Gott ein neues Opfer bringen!

Die zwölf Leviten

stehen auf und erheben die Arche. In demselben Augenblick eröffnet sich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erscheint über der Arche

Salomes Geist

(in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen besäeten Mantel, der über ihre sieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geschmückten Gewändern, knieend erscheinenden, verklärten Söhne ausgebreitet ist. Salome erhebt in der rechten Hand hoch ein großes, blutrothes Kreuz. Ueber dieser Gruppe schweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer sieben Söhne Sternenkronen und Palmenzweige halten, während eine sanfte Musik die Worte der folgenden Canzone begleitet. Alle andern unten auf der Bühne befindlichen Personen, die zwölf die Arche tragenden Leviten ausgenommen, knieen beim Anblick der Erscheinung ehrfurchtsvoll nieder).

Salomes Geist (mit Verklärung).

Ein reines Opfer wird sich Gott bereiten,*)
Durch das wird Er, im reinen Liebesklange,
Den Heiden Seinen großen Namen künden!
Es wird, vom Aufgang bis zum Niedergange
Vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten,
An reiner Mutterliebe sich entzünden,
Reinen die Welt von Sünden! —
Und Millionen Märtyrer, erkoren
Zu waschen sich im Blut des Opferlammes,
Mit uns, den Heil'gen, Blüthen eines Stammes,
Blüh'n noch am Thron und werden einst geboren!

Jonathas

(knieend auf die Erscheinung deutend).

Das ist des Kreuzes Stern mit seinen sieben Sternen!

Salome und die sieben Makkabäer

(im gesangartigen Chor).

Segen mit euch! — Wir zieh'n ewig Liebe zu lernen! —

(Die Erscheinung verschwindet, die harmonischen Klänge verschweben.)

Der Vorhang fällt.

*) Es ist hier das von Judas Makkabäus auf den 25sten Tag des neunten Monden (Chaseleu) angeordnete sogenannte Erneuerungsfest (τὰ ἐγκαίνια) gemeint, dessen in unsern Monat December fallende Feier auch unser göttliche Heiland besucht hat.

*) Malachiä, Cap. I. V. 11.

# Christian Wernicke

ward um 1660 geboren, studirte zu Kiel die Rechte und wurde Legationssekretär. Er starb gegen 1710 in der Eigenschaft eines dänischen Etatsrathes und Redsienten am Hofe zu Paris. Sein Geburtsort, ebenso wie sein Geburts- und Sterbejahr sind nicht zu ermitteln.

Er schrieb:

Ueberschriften oder Epigrammata. Amsterdam, 1697. Wieder herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1763. in 8.

Versuch in ein Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberschriften. Amsterdam, 1704.

Ueber W. fällt Manso (in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen Bd. VI. St. 1. S. 276) folgendes sehr treffende Urtheil: „Wernicke schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte, zehn Bücher Ueberschriften oder Sinngedichte, welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehen und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erlautert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und dem Gelächter Preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher, und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so vielem Rechte vorwerfen: daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter sein würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurechtwiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht."

## Epigramme von Chr. Wernicke.

### An einen Splitterrichter.

Magst du, was meine Fehler sind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bei mir für Tugend findt.
Spricht man dort Uebles ohne Maaße,
Und legt man hier zu viel mir zu;
So wähle du die Mittelstraße
Und denk', ich bin ein Mensch, wie du.

### Auf die Menge französischer Bücher.

Daß ein französischer Bel Esprit
Manch artig Buch vergold't im Schnitt
In Holland uns bescheert;
Daß er uns nicht sein Pfund verhehlt,
Das Jahr durch Monat-Bücher zählt,
Ist nicht verwundernswerth.
Er macht kaum seine Feder naß,
Und künstelt ohne Müh'.
Wahr ist's, er schreibt, ich weiß nicht wie;
Doch auch, ich weiß nicht was.

### Cornelius Tacitus.

Wir deuten jedes Wort mit viel Verstand und Müh':
Die Leser machen ihn gelehrter, als er sie.

### Auf Palämon.

Palämon der besitzt des Königs Gunst und Ohr.
Ich folg' ihm durch den Saal bis an des Palasts Thor,
Ich hust'; er sieht sich um: ich neige mich; er lacht.
Ich habe gestern noch, sagt er, an Ihn gedacht.
Ich glaub' es, ohne sein Vermessen,
Und find' es in der That,
Daß er sich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergessen.

### Erfahrenheit ohne Klugheit.

Es ist ein ungemeiner Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrenheit ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

### Klugheit ohne Erfahrenheit.

Der, wenn er geht, den Weg erst mißt,
Den machet mancher Umschweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahr'nheit ist
Ein Sehender auf fremdem Wege.

## Friedrich August Klemens Werthes

ward am 12. October 1748 zu Butterhausen in Schwaben geboren, privatisirte nach vollendeten Studien an verschiedenen Orten, war dann der Hofmeister zweier jungen Adlichen zu Göttingen, und wurde darauf Professor der italienischen Literatur zu Stuttgart, welche Stelle er 1784 niederlegte, um als Professor der schönen Wissenschaften nach Pesth zu gehen. Er gab jedoch nach 10 Jahren auch dieses Amt auf, und lebte nun als Privatmann Anfangs zu Ludwigsburg, und darauf zu Stuttgart, wo er am 5. December 1817 starb.

Er veröffentlichte:

Hirtenlieder. Leipzig; 1772.
Lieder eines Mädchens. Münster, 1774.
Sing- und Schauspiele: Orpheus, Deukalion u. s. w.
Begebenheiten E. Bomstons; Roman. Altenb. 1782.
Sieben Heroen in sieben Gesängen. Augsb. 1816.
Uebersetzt: Gozzis theatralische Werke. Bern, 1777—1795. 5 Thle.
Schönheiten italienischer Dichter nebst dem Orlando Furioso. Bern, 1791.

Ein Mann von Geschmack und Talent, der jedoch am meisten als Uebersetzer leistete und daher immer mit Achtung genannt zu werden verdient.

## Ignatius Heinrich Freiherr von Wessenberg-Ampringen,

dieser hochverehrte und berühmte katholische Geistliche, wurde am 4. November 1774 zu Dresden geboren, widmete sich der Kirche und wurde 1802 vom Fürsten Dalberg zum Generalvicar und Präsidenten der geistlichen Regierung des Bisthums Konstanz und 1814 zum Coadjutor ernannt. 1817 ward er Bisthumsverweser und er trat dieses Amt an, obwohl der heilige Vater ihm durchaus seine Bestätigung versagte; auch erhielt er in demselben Jahre die Würde eines Dr. der Theologie. Das angetretene Amt eines Bisthumsverwesers bekleidete er bis 1827, wo in Folge eines Concordates das Bisthum Konstanz für aufgelöst erklärt wurde. Seit dieser Zeit lebte er als Privatmann dort.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Zürich, 1800 u. 1801. 2 Thle.
Geist des Zeitalters. Zürich, 1801.
Spee's Gedichte. Zürich, 1802.
Die Hauptepoche der Weltgeschichte vor Christi Geburt. Zürich, 1804.
Deutsche Lieder. Zürich, 1809.
Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch. Zürich, 1812. 2 Thle.
Blüthen aus Italien. Karlsruhe, 1818.
Die Bergpredigt. Konstanz, 1819.
Jesus der Kinderfreund. Konstanz, 1820.
Johannes. Konstanz, 1821.
Das Gebet des Herrn. Zürich, 1821.
Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1821.
Die Auferstehung unsers Herrn. Konstanz, 1821.
Das heilige Abendmahl. Konstanz, 1822.
Magdalena. Konstanz, 1824.
Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Konstanz, 1824.
Lieder und Hymnen. Konstanz, 1825.
Ueber den sittlichen Einfluß der Romane. Konstanz, 1826.
Neue Gedichte. Konstanz, 1827.
Die christlichen Bilder. Konstanz, 1828. 2 Thle.
Nicodemus. Konstanz, 1829.
Chorlieder. Konstanz, 1829.
Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Stuttgart, 1831.
Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Augsburg, 1832. 2 Bde.
Ueber Schwärmerei. Heilbronn, 1832. 3 Hefte.
Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

W. ist einer der edelsten, freisinnigsten, mildesten und doch zugleich kräftigsten Männer, welche Deutschland zu den seinigen zählt; ein wahrer Priester des Herrn, ein echter und treuer Freund seines Vaterlandes, ein begeisterter Kämpfer für Recht, Wahrheit und Licht. Abgesehen von den anderen hohen Eigenschaften, welche seine Dichtungen auszeichnen, giebt denselben vorzüglich die in ihnen vorwaltende Gesinnung einen unvergänglichen Werth und stellt W. den ersten Geistern der Nation in dieser, wie in anderer Hinsicht unbedingt zur Seite.

### Gedichte von v. Wessenberg.

#### Ueber den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutschland.

Saevior armis
Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.
Lucan.

Gerecht und edel sind des Mannes Klagen,
Daß in der Menschheit sonnenhellen Tagen
Die freche Dirne Sittenlosigkeit
Von manchen selbst, die der Erleuchtung Orden tragen,
Zur Göttin eingeweiht,
Durch Deutschlands Gau'n jetzt auf des Sieges Schwingen rauschet.
Ach! unter ihres Busens Wellen lauschet
Verzweiflung — Tod in ihres Blickes Feuerglanz,
Und schleichendes Verderben in dem Kranz

Von Rosen, den sie um des Thoren Schläfe windet —
Wenn er, von ihrem Flammenaug' entzündet,
Der Zauberin sich in die Arme wirft,
Und mit geschwinden — heißen Zügen
Die honigsüßen Laster schlürft,
Die in der Wollust Taumel-Becher liegen.

O Vaterland! mir rinnt die bittre Thräne
Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,
Die, hingerissen durch des Beispiels Meereskraft,
Die ehmals Helden schuf, feige Sklaven schafft,
Der schnöden Modegöttin jede Tugend zollen.
Ha! Frankenland — des Leichtsinns Schlangen-Nest,
Aus deinem Eingeweide schlich die Pest
Der weibischweichen Sitten in die männervollen
Gefilde Teuts; und ach! der Edelmuth
Der aus des Deutschen Seele kolossalisch ragte,
Wich mit der Mädchenwange keuscher Glut,
Die jedem Schurken einst den Kuß versagte,
Hinweggeschwemmt vom Strome der Empfindelei;
Und durch der Mode bange Tyrannei,
Die jeden Tugendkeim, dem Wurme gleich, zernagte,
Verwelkten das Gefühl der Unschuld und der Hang
Zu häuslichem Vergnügen, und die bessre Liebe,
Die einst Tusnelda's Herz mit allgewalt'gem Triebe
An Herrmanns Flammenbusen schlang,
Wie die Natur mit mildem Zwang
Des Epheu's Schwachheit um den Stamm der Eiche schlinget.
Als, o Natur! mit Reizen, die kein Krösus dinget,
Die Liebe deinem schönen Gang
Noch folgte, ward des Jünglings Feuerseele
Beim zärteren Geschlecht, daß es mit ihr vermähle
Der sanftern, himmelvollen Liebe Glück;
Und schamhaft, und mit holdem Widerstreben
Ergab des Jünglings seelenvollen Blick
Des Mädchens Liebe sich für's ganze Leben.
Jetzt zucket Lüsternheit aus falschem Mädchen-Blick,
Und blinzelnd giebt's der sieche Jüngling ihr zurück.
Die Sittsamkeit, der Unschuld Engelwache ringet
Nicht mehr mit der Verwegenheit
Des schmeichelnden Verführers. Seine Rede dringet
Wie Balsam in das junge Herz, und ach! der Zeit!
Der Vater ruft dem Sohne nimmer
Die Warnung zu: „Mein Freund! Nicht jeder Schimmer
Ist Goldes Spur — merkst du es nicht,
Wie sich dein weicher Pfad zum Abgrund bricht."
Und Mütter sehen ihre Töchter, ohne Schauern,
Dem Busen einen Blumenstrauß vertrau'n,
In dessen Mitte Basilisken lauern.
Der Leichtsinn findet nirgend Einen Zaun!
Geschweig' durch der Begierden stürmendes Gewimmel
Verstummet des Gewissens zarter Laut. Wo spricht
Es noch zur Jugend: „Nicht beim lauten Bacchanal,
Und in der Wollust glatten Armen nicht,
Und nicht in eiteln Prunks hoffärt'gem Gaukelsaal —
Nur in des Menschen Innerm wohnt sein Himmel!"
Selbst diese heil'ge Stimme schweiget — Ach!
Mir rollet, Freund! ein heißer Bach
Vom Auge; denn, wo sie verstummt ist, und der Jugend,
Die zaudernd noch am Scheidewege steht,
Des weisern Alters Stab durch's Dorngefild der Tugend,
Nicht mehr den Pfad zur Wahrheit zeiget, o da geht
Der allzusichre Staat auf üpp'gen Blumenwegen
Mit schnellem Schritt dem Untergang entgegen!

Ha, Frankreich! — lachend gossest du dein Gift
In Deutschlands Herz, und lachend siehst du nun den Segen,
Der aus gelieh'nem Giftpokale trieft,
Denn Deutsche lachten mit, und tranken — Weh' den Thoren! —
Den süßen Becher, bis sie jeden Sinn verloren
Für Tugend und Religion. —
Zuerst schlich das Verderbniß auf den Thron,
Vom Throne durch die ersten Stufen goß
Sein Quell sich in die naheliegenden Paläste;
Von da in's adeliche Ritterschloß:
Vom Ritterschloß in niedre Hütten, wo die Reste
Des Tugendsinns noch schlummerten; und nun —
Nun seh' ich Freund! mit schauerkaltem Schweiße,
Des Lasters Fluch auf Deutschlands Volke ruh'n!
So bilden sich im Teich die hundert Wellenkreise
Um einen Stein, der sich vom Ufer riß.

Der Etikette Possenspiel verstieß
Von Deutschlands Höfen jenen Geist der Volksväter,
Der segnend ehemals über ihren Gauen flog,
Und ihren Arm, als Genius und Retter
Mit Donner rüstete, wenn je das Wetter
Des Krieges dräuend an die Grenze zog.
Die offne, holde Freundlichkeit des Fürsten
Verschloß in eines Harems Kerker sich;
Man sah sein Herz nicht mehr nach Volksbeglückung dürsten,
Und jedes ernstere Geschäfte wich
Dem Hang nach glänzenden Vergnügen,
Als Pantheons der Wollust, stiegen
Theater jetzt empor; für seinen theuren Schweiß
Gab man, um sein Gefühl von Elend zu betrügen,
Das Volk in frecher Musen zauberischem Kreis
Der Natter der Verderbniß preis.
Der deutsche Fürst ward Sklav gebietender Maitressen,
Da lagen jetzt Verdienst und Fähigkeit vergessen.
Der Weise ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor,
Nur auf des Geldes, der Gunst und der Kabale Stufen
Schwang man zu Ehrenstellen sich empor.
Ministers — Kreaturen der Maitressen, schufen
Mit Satanslist den Hof zum Paradies,
Und das despotisirte Land zum Land des Elends.
Das Land, das leise murrend seine Fesseln küßte,
Das seufzend seine Henker Väter hieß. — —
Die Väter schwelgten im Palast; und in den Hütten
Des Landmanns, der den Mächtigen das Brod
Mit saurer Arbeit zollt, lag bleiche Hungersnoth.
Sie predigten dem Volk die Freiheit in den Sitten,
Und zwangen es zugleich in Fesseln ein.
Ihr Machtspruch mußte nun Statthalter der Gesetze,
Des Herrschers Wohl des Volkes Götze,
Der Politik Religion die Sklavin sein —
Der höllischen, die kalt durch's Herz der Menschheit wühlet,
Mit Nationen, wie mit Kugeln spielet,
Und ihrer dumpfen Sklaverei sich freut.

Zwar hatte längst der Ahnen Biederzeit
Die, wenig raisonnirend, mehr und weiser wirkte —
Aus kluger Sorg', es möcht' die unbezirkte
Gewalt des Herrschenden, vom Hang zur Despotie
Verführt, spät oder früh,
Die Nation als seinen Knecht behandeln,
Und zwischen ihm und ihr den ungeheuren Spalt
Erbau'n, der Würmer trennt von Gottes Allgewalt,
Um alles Recht in seine höchste Gunst zu wandeln —
Zur Gegenwehr den Volksschutz der mit Harmonie
Und Kraft gerüsteten Vertreter festgegründet
Nachahmend der Natur erhabne Magie,
Die jede Kraft durch eine andre bindet,
Und weis', durch Alpen dort des Windes Energie,
Und hier des Stromes Drang mit hohen Ufern dämmte.
Auch wich die Herrschsucht oft der Stände Macht,
Die kühn sich ihrer Klauen Griff entgegenstemmte.
Doch — „Trenn' das Volk" und „Eile sacht!"
Dieß sind der Politik so hoch berühmte Waffen,
Die sicherer zerstören als der Donnerkeil,
Als Herrschaft, als alle Mächte, die mit Eil'
Und öffentlich darnieder raffen.
Durch sie besiegt, schmolz auch des Volkes Schild,
Erlag der Herrschaft auch das Ephorat der Stände.
Zwar ließ sie noch — sein Schattenbild!
Doch, ha der List! nur sich zum Instrumente,
Um frech dem Schandmal ihrer Tyrannei
Von der Gesetzlichkeit das Siegel aufzulügen.
So ward die Standschaft — Spiegelfechterei,
Dem Volk das Ziel des Fluches und der Höhnerei!

Des Luxus Florgewand barg schlecht die tiefen Wunden,
Die uns die Willkür schlug, und Weichlichkeit,
Des Luxus Tochter, hielt mit schwacher Binde
Das Auge des betäubten Volks gebunden,
Das unbewußt am Abgrund stand —
Die Söhne Deutschlands wurden immer deutsch erzogen;
Der Luxus schickte sie nach Frankenland,
Wo sie, den Geist vom schönen Modetand
Leichtfertiger Philosophie betrogen,
Und in der Thorheit Labyrinth verirrt,
Mit Frankreichs Sitten früh die Laster Frankreichs sogen.
Auch deutsche Mädchen wurden dort gepflogen,
Und von der Politesse Meisel brilliantirt,
Und kehrten dann — das Köpfchen leer von der für Mütter
Und Gattinnen so nöth'gen Hauskenntniß,
Nur ausmeublirt mit schalem Anstandsflitter,
Voll eitler Sucht das Herz nach falschem Weltsinniß,
Entblößt von Unschuld, in die Fluren Deutschlands wieder,
Und deutsche Frauen wurden — Dirnen — weint ihr Enkel!
So sinkt am welken Stengel,

Vergiftet von des Wurmes stillem Biß,
Der Gärten Stolz, die Frühlingsrose nieder.
Durch's unersättliche Getrieb der Eitelkeit
Dem zarten, reinen Glück entrissen,
Das nur im Schooß der Eingezogenheit gedeiht,
Ward das Geschlecht der Weiber von Genüssen,
Die sie vormals mit Recht den Männern überließen,
All' seiner sanften Zier entweiht,
Und durch Verweiberung der Männer hingerissen
Verschwand auch alle Männlichkeit.
Doch die von der Natur so schrecklich abgeschweiften
Geschlechter freuten sich, weil wild und ungescheut
Der Lüste Horden hin und wieder streiften,
Wie Kinder, ihrer Ungebundenheit:
Von Tugend blieb jetzt an des Anstands glatter Rinde
Nur eine schwache, täglich schwächre Tinte.
Der Aufwand ohne Mäßigkeit,
Den Eitelkeit und Schwelgerei diktiren,
Erhob das Geld, hoch über allen Reiz der Würden,
Zum höchsten, allgemeinsten Ziel.
Vor diesem Gott sah' man im scheckigen Gewühl
Magnat und Fürst und Pöbel niederfallen,
Und Geldgier kratzte jedes edlere Gefühl
Aus ihrer blindgeblendeten Vasallen
Verengter Brust mit ihren ehrnen Krallen.
Rechtschaffenheit galt nun so viel,
Als Thorheit, feil für Geld nach Otaheit verstoßen,
Entfloh die Freundschaft; nur als Lottospiel
Ward an der Börs' dein Bund, o Hymen, jetzt geschlossen!
Die einst des Deutschen Muth zu hohen Thaten schwoll,
Die Ruhmbegier sank allgemein verhöhnet,
Als Kinder-Vorurtheil, und Bürgerwohl
Blieb noch — im Herzen! — Nein! dies war zu voll
Vom Eignen ich! doch, weil der Klingklang magisch tönet —
Dem Ton zu Lieb' auf mancher Lippe steh'n,
Und soll noch jetzt als gute Münze geh'n,
Die jede Schurkerei beschönet.
Auch sah man nun, dem Standesvorurtheil entwöhnet,
Sich Alle Ständ' um Einen Schandpfuhl dreh'n,
Gleich einem Maskenball in bunten Affengruppen. —
Der Adel Deutschlands, einst der eisne Kern der Truppen,
Des Throns und Volks getreue Wache, sank
Zum Soldknecht tief herab, an Geist und Körper krank!
Die jungen Ritter wurden Stutzer, art'ge Puppen,
An Kenntniß arm, und ärmer noch an Kraft und Muth.
Von ihrem Adel blieb — ihr Nachruhm wird es melden! —
Ein Stammbaum und ein Rittergut,
Auf dem der Kreditoren bange Hoffnung ruht.
Weh', weh' dem Land, das solchen wunderkühnen Helden,
Und solchen wunderweisen Führern sich vertraut!
Der Feldherr wird dem Landmann Geißel und Verräther
Dem Vaterlande seiner Väter,
Der Richter wird ein Schelm, und der Minister baut
Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.
Dann lacht er teuflisch auf die nackte Blöße
Des Unterthans, den, taub für jeden Klagelaut,
Die Härte des Barbaren selbst entkleidet,
Und sein entmenschtes Geierauge weidet,
Beim kalten Schauer der Natur,
Zur Lust sich an den Schandtrophäen, die sich drängen
Auf jammervoller, menschenleerer Flur,
Der seine Staatskunst durch verkaufter Söldner Mengen,
Und durch den Druck der Steuern ohne Zahl
Bevölkerung und Wohlstand stahl. —

Indeß zerstreute der Aufklärung Mittagsstrahl
Die täuschende, geheimnißvolle Wolke,
Durch welche lang die Peiniger dem guten Volke
Entzaubert waren, und mit Einemmal
Sank jetzt das Dunstgefild vor seinen Augen.
Es sah', daß jene, die der Bienen Honig saugen,
Auch Menschen sein aus Fleisch und Blut.
Da schloß der Bessre: „Seine Majestät der König,
Sind Sie der beste Mann im Land nicht, sind nur wenig!"
Doch stolzer schien der Pöbel sich zum König gut.
Natürlich! wenn des Königs Wirkungssphäre
Auf die des Raubthiers eingeenget wäre! —
Das Volk sah' im Palast und auf dem Thron'
Kein Fünkchen mehr von Tugend und Religion.
Da hielt es bald das edle Paar für nicht'ge Grillen.
Nun achtet es nicht mehr der Gottheit Willen,
Und dieses Volk soll Fürsten noch gehorchen? — Nein!
Ach nein! Es würd', es müßt sich ihres Sturzes freun!
O Menschenherrscher! seht — wie wenig nützt
Aufklärung ohne Besserung der Sitten!
Wie kalt bleibt nicht das Volk bei euerm Droh'n und Bitten
Jetzt, da der Fürstenhaß die blut'ge Fahne schwingt,
Und siegend schon auf eure Thronen dringt —
Das Volk das willig Eure Väter einst beschützt —
Das Volk wird nie den Angriff eurer Feinde dämpfen,
So lang' ihm noch der Hohn vom Munde blitzt:
„Wie! soll der Sklav um seine rost'ge Fessel
kämpfen?"

So, Freund! so schlich die Pest des Lasters erst hinauf.
Und floß dann wüthend auf des Beispiels Stufen wieder
Durch alle Reih'n des Alters und der Stände nieder.
Und wer, Geliebter, dämmet ihren Lauf?
Ha! könnt' der Kranke sich im Fieberwahn'
Vollkommener Gesundheit, selber heilen,
Der Krankheit Quell Genesung uns ertheilen,
Und das aus einem Strom zum Ocean
Sich bildende Verderben selbst den Damm sich setzen,
Dann wäre Hoffnung! Aber nun,
Da alle sich am Taumeltrank des Lasters letzen,
Nach Einer schlechten Form des Herrn und Sklaven Thun
Sich dreht, die Höhern nur zur Thorheit höher klimmen,
Und die Regierenden, wie die Regierten auf
Dem Strome des Verderbens eingeschlummert schwimmen;
Wer widersteht des Siegers wildem Lauf?
Die Kabinette? — Sie, des Staatenwohls Sirenen,
Die lachend Recht und Wahrheit höhnen,
Ihr Unrecht noch mit dem Betrug der Menschheit krönen
Und, da sie mit durchsichtiger Sophisterei
Ihr Wolfsherz in ein Lammfell einzuhüllen wähnen,
Nur zur Erhöhung ihrer Tyrannei
An ihren Wolfspelz noch den Fuchsbalg heften?
Wie hülfe Der der Sittlichkeit zu frischen Kräften,
Der ihre Kraft selbst, als Meuchelmörder bricht?
Die Seelenhirten? — Ach! wie Viele sind der Würde
Des Gottesamtes voll und seiner heil'gen Pflicht!
Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,
Doch leider! nur ihr Wort — ihr Wandel nicht!
Und sind nicht, fern vom Beispiel, schöne Worte
Was Segel ohne Wind,
Was Wolken ohne Wasser sind?
Ja, Freund! nur Thaten öffnet sich des Herzens Pforte!
Und ach! wie liegt die Geistlichkeit jetzt ungeehrt,
Das Ziel der Witzwuth, überall danieder!
Das Bardenvolk? — O Freund! was konnten seine Lieder
Im Bund der Tugend nicht! — doch ach! verkehrt
Zum Lockton für Cytherens Bundesglieder —
Sind sie jetzt noch des Namens: Bardenlehren werth?
Wie gäbe Gnid', der Menschheit die Gesundheit wiede,
Wovon ein süßes Gift den letzten Keim verzehrt?
Die Philosophen? — Ha! wer glänzt mit diesem Namen
In unserm Vaterland? — Der Witz, der Flattersinn,
Die Klügelei, sich fein der Tugend zu entzieh'n,
Die aus dem zweiten Babylon herüber kamen,
Und jene Grübelsucht, die bei dem Lampenlicht
Des Sektengeistes spinnt, und stolz dem Lahmen
Die Krücken seiner Tugend bricht! —
Vom Munde solcher Philosophen trieft nicht Wahrheit;
Nicht Wahrheit ist's, was ihr Buchstabe spricht.
Durch sie wird selbst die Wahrheit Irrthum, und die Klarheit
Der Weisheit wird in ihren Schriften Nacht.
Ihr blendendes Geschwätz, was ist es, als, — die Lehren
Der Sinnenlust, in ein System gebracht,
Um den bereits verstimmten Tugendsinn
Mit gleißender Sophistik vollends zu bethören,
Und, statt zur Gottheit sie empor zu zieh'n,
Tief unter's Thiergeschlecht die Menschheit zu entehren?
Und was, das Ding: Metaphysik? —
Ein athemlos Gerippe, das den Blick
Des Unbefangnen nie an sich zu kehren,
Und den ersehnten milden Tag
Der Sittlichkeit heraufzuführen nie vermag?
Von ihren kahlen unwirthbaren Höhen
Hat mancher Eitelkeit und Schwindel schon
Geholt, nicht Einer in der Wahrheit Land gesehen!
Nur Zweifel wachsen dort und unbescheidner Ton,
Die Kopf und Herz nicht bessern, nur verwildern.
Die schönen Musen? — Ach die schönen Musen schildern
In Wollust athmenden, verführerischen Bildern
Den Sieg des frechen Lasters, und ihr Hohn,
Gestempelt von der Mode sittenlosem Siegel,
Trifft Unschuld und Religion —
Die Königin Religion, den letzten Zügel
Der Leidenschaft, wenn sie auf wildem Flügel
Geblendte Völker in's Verderben reißt —
Religion, die jedem Menschen seine Pflichten,
Und jenen, die sie treu entrichten,

Die Palme der Vollendung weist.
Mit ihr löst sich das letzte Band der Ordnung auf.
Zerrissen ist's! — der Frevel stürmt im Siegeslauf!
Ich seh': Die Nachwelt Teuts, bejocht durch niedre Lüste,
Und grimmig fluchend jedem Fürstenjoch,
Schwingt der Empörung Fackel hoch! —
Sie zündet rasend das verhaßte Prunkgerüste
Des allverfluchten Despotismus an,
Und wird ihr eigener Tyrann.
Dann haschet sie, berauscht von wilden Demagogen,
Nach Freiheit — einem Regenbogen,
Der stets nur auf des Zufalls blindem Fittig irrt,
Wo ihn, im Schooß der Mäßigkeit gepflogen,
Der Sitten Reinheit nicht sirirt:
Und taumelt, von der Hoffnung Irrwischschein geführt,
Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttausend Wehen,
Um hier dem Schlunde: Despotie,
Der ihr der tiefste dünket, zu entgehen,
Dort in den tiefern: Anarchie!

O Freund! — o Vaterland!
Beim Ahnen dieser grausen Scene
Bebt mir vom Aug' die kummervolle Thräne,
Der matte Pinsel aus der Hand!

## An die Götter der Theorien des Schönen.

Eh' die Kunst, dank euern Theorien!
Trat in Kampf mit der Natur,
Konnte jedes Herz für's Schöne glühen;
Doch des Schönen Harmonieen
Fühlete man nur.

Im Gehirn die Schönheit zu zerspalten,
Deren Zauber man nicht fühlt,
Blieb euch, tiefen Denkern, vorbehalten,
Die ihr die Natur mit kalten
Grübeleï'n durchwühlt!

Euch nur ziemt, zu prangen auf Altären,
Die der Alten Unverstand
Phidiassen weihte und Homeren,
Deren Kopf nicht konnt' erklären,
Was ihr Geist empfand.

Ew'gen Ruhm euch, deren Syllogismen
Um den goldnen Satz sich dreh'n,
Der da trotzt den Schwärmen von Sophismen:
„Was uns durch der Seele Prismen
Schön erscheint, sei schön!"

Doch, bedächtlich! thürmt jetzt Eisgebirge
Um den blühenden Parnaß!
Zäunt mit Dornen ein der Kunst Bezirke!
Wer hinüber strebt, den würge
Euer Winkelmaß!

Mag dann spotten das Genie des Dichters
Eurer Regeln heil'gem Dunst!
Uebt der Flachkopf doch, kraft eures Richters
Zauberei, das Amt des Richters
Ueber schöne Kunst!

## Die Schule der Weisheit.

Von heiligem Dünkel aufgebläht
Der Pharisäer im Tempel steht,
Und rühmet: Er sei wie andere nicht.
Wohl wähnt zu täuschen der arme Wicht
Des Allessehenden Angesicht. —
Doch in des Tempels Ecke von fern,
Zum Boden senkend den Augenstern,
Schlägt auf die wehmutherfüllte Brust,
Des eigenen Unwerths sich bewußt,
Ein Zöllner, und seufzt demüthiglich:
„Des armen Sünders erbarme dich!"
Der Lehrer von Nazareth siehts und spricht:
„Der ist gerecht — der andere nicht!"
Die Schüler drein schauten die Augen groß.
D'rauf kleine Kinder auf Jesu Schooß
Die Mütter brachten vertrauensvoll,
Daß er mit der Hand sie segnen soll.
Die Jünger drob wurden roth und bleich —
Sie träumten just vom ird'schen Reich,
Und riefen mit Hoheit: Packet euch!
Doch ernstlich der Herr sie schweigen hieß.
St. Peter die Schlüssel fallen ließ.
Der Herr dann sagte mit Sanftmuth dies:
„Zu Gottes Reich nicht erkoren sind,
Die nicht ganz werden wie solch ein Kind!"

## Die Mausoläen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi; sed omnes illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.
Horat.

Trauernd, o Muse! schweb' um edler Herrscher
Asche! Segen entström' der Harf' und Wehmuth!
Und bescheiden, über der Großen Mängel
Dehne den Schleier!

Lästert der Undank an des Menschenfreundes
Urne; lauter und heller ströme deines
Segens Lichtstrom, und in den Lichtstrom träufe
Stärker die Thräne!

Aber, unschmeichlerisch bestraf' Tyrannen
Und Eroberer! Mit weggewandtem Antlitz
Schlüpf' vorbei ihr lügendes Mausoläum —
Schweige von ihnen!

## Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauderndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmt jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken; —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Welttheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod,
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während Er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh'! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Tods zu wandeln.

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menſchheit aus, Mehr noch ſprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erſchien, — der Troſt,
Und in die Demantſchale faßt er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott ſie.

## Freiheitshymnus,

der in Monarchien ſo gut, wie in Republiken geſungen werden darf.

Freiheit! Himmelskind, zerſchlage
Mit Alzidens Kraft das Joch!
Unter ihm erſchallt die Klage
Tiefgebeugter Menſchheit hoch!

Freiheit! Freiheit! wie zur Sonne
Jubelnd ſteigt der Lerche Flug,
Folgt mein Herz mit Götterwonne,
Siegſt du je, dem Siegeszug!

Nicht den Siegeszug des Schwindels,
Der jetzt Staaten um ſich kehrt.
Nein! vom Ruf des Raubgeſindels
Ward mein Herz niemals bethört.

Dir nur Tilgerin der Ketten,
Die durch Zauberreiz und Trug
Menſchen in's Verderben betten,
Jauchzt mein Herz im Siegesflug!

Göttin! unter deinem Scepter
Schmiegt ſich jede Leidenſchaft;
Für der Tugend Sieg belebter,
Sinkt für's Laſter ihre Kraft.

Wo dein Sonnenſtrahl nicht leuchtet,
Nicht dein milder Odem weht,
Und dein Thau das Herz nicht feuchtet,
Welkt der Tugend Blumenbeet!

Ach! was ſind uns alle Güter
Dieſes Erdrunds — ohne dich? —
Tantals Aepfel, lahme Glieder,
Dolch- und Skorpionen-Stich!

Und was ſind die Mühſamkeiten,
Die dein Zauberhauch verſüßt?
Träume, durch den Klang der Saiten
Von der Seele weggeküßt!

Dich verleihn nicht Kaiſerthrone,
Dich entreißt kein harter Dey!
Sklaven waren die Nerone,
Epiktete blieben frei!

Nicht an Ort und Zeit gebunden,
Herrſchſt du, wo die Tugend ſiegt!
Jeder hat den Schatz gefunden,
Der im Kampf nicht unterliegt!

Gerne weilſt du, wo den Bürger
Einfalt vor Verderbniß wahrt!
Aber mit dem Tugendwürger —
Luxus warſt du nie gepaart!

In Palläſten und in Hütten
Hebt ſich deines Fittigs Schwung,
Wohnt in ihnen edler Sitten
Reinheit und Beſeligung!

Aber ferne von Palläſten
Flieht dein Tritt von Hütten fern,
Wo die Lüſte ſich verpeſten
Edler Sitten eiſner Kern!

Ferne biſt du, wo die Kette
Blutig an dem Volke klirrt,
Das, ein Ball, auf der Raquette
Schlauer Hofkabalen irrt.

Ferner noch, wo unbeſchränket
Jeder Wicht ſein Weſen treibt,
Wo den Staat der Pöbel lenket,
In's Exil die Weiſen ſtäupt.

Fern, wo Unſinn der Tyrannen
Jeden Keim des Geiſtes knickt,
Und Genie's, ſie zu entmannen,
In der Willkühr Formen drückt.

Ferner noch, wo Geiſt der Sekte
Ueber Jeden, der das Licht,
Das ſie auf den Leuchter ſteckte,
Nicht anbetet, — Bannfluch ſpricht.

Wo du nicht im Herzen throneſt,
O da biſt du Schall und Tand!
Nur des Herzens Dienſt belohneſt
Du mit Gottes Ordensband!

Aller Herzen alſo werde
Freiheit! du die Königin!
Auf der weiten, runden Erde
Weh' dein Fittig her und hin!

Doch, du Hirtin kleiner Heerde!
Haſt du gleich noch ferne hin
Bis zum Königthum der Erde, —
Sei doch meine Königin!

## An die Fürſten.

O Fürſten! — wollt Ihr länger noch Fürſten ſein;
So wißt: „daß Menſchen Ihr ſeid, daß Menſchen Ihr
Beherrſcht, daß Gott auch über Euch herrſcht,
Und daß Ihr ewig nicht herrſcht!" Sonſt weh' Euch!

Weh' Euch! Denn zwiſchen Menſchen und Beſtien
Kennt jetzt der Völker Auge kein Mittelding;
Der Zauberwahn von Erdegöttern
Säugte das Kind; doch ihn höhnt der Jüngling.

Wär' aber euch das Volk nur ein frohnend Vieh
Und rathlos, nun — was fabelt von Unrecht Ihr,
Wenn Euch das Vieh vom Nacken ſchüttelt,
Grimmig Euch unter die Klauen ſtampfet?

Doch, hat vielleicht die Schlange der Hoffart Euch
Den Glauben abgelogen: es walte Gott
Auch über Thronen; — O Ihr werdet's
Schon noch erfahren, doch — zum Verderben!

Und achtet Ihr der Flüche der Nachwelt nicht,
Und ſpottet Ihr der rächenden Ewigkeit; —
Gern wird die Nachwelt euch — vergeſſen,
Aber die Ewigkeit? wird's gewiß nicht! —

Nur Euch, Ihr Menſchenherrſcher mit Menſchlichkeit
Und Gottesfurcht, und Sinn für Unſterblichkeit
Nur Euch ſchützt die Aegide Gottes,
Denn Ihr ſeid Pfleger des Gartens: Menſchheit!

## Meine Freude.

1794.

Wenn mordgefüllte Waffenreihen
Hier Tod, und dort Verderben ſpeien,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch, wenn der Friede Felder bauet,
Und Segen auch in Hütten thauet,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn auf dem Thron das Laſter ſitzet,
Das Teufel mehr als Engel ſchützet,
Dann fühl' ich keine Luſt —
Doch, wenn die Tugend Scepter führet
Und Goldpallaſt und Hütte zieret,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn wilde Keuler, gleich Tyrannen
Den Segen von der Saat verbannen,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt, wie Joſeph*) hetzet
Und Bauern mehr, als Eber ſchätzet,
Dann hüpfet mir die Bruſt.

Wenn ſich der Stolz, die Pracht der Großen
Vom Schweiß nährt, der dem Pflug entfloſſen,
Hebt Wehmuth mir die Bruſt.
Doch wenn der Bau'r für ſich auch ſchwitzet,
Und ihm die Aerndte ſelber nützet,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

*) Kaiſer Joſeph II, der alle Jagdbedrückungen in ſeinen Erblanden aufhob.

Wenn Favoriten, wenn Maitressen,
Den Schweiß gequälter Völker fressen,
Dann blutet mir die Brust.
Doch mehrt der Fürst durch schöne Thaten
Die Kraft und Anmuth seiner Staaten,
Dann fühl' ich hohe Lust.

Wenn Herrsch- und Habsucht feiler Metzen
Ein ganzes Land in Leid versetzen,
Dann blutet mir die Brust.
Doch, wenn die Kraft der keuschen Liebe
Im Fürsten zähmt die Herrschertriebe,
Dann fühl' ich Götter Lust!

Wenn Fürsten zu den nächsten Stufen
An ihren Thron nur Schmeichler rufen,
Dann blutet mir die Brust.
Doch, wenn Verdienste, nicht blos Ahnen,
Den Weg zu Ehrenstellen bahnen,
Dann fühl' ich wahre Lust.

Wenn Fürsten sich der Wollust weihen,
Mit Rosen ihren Thron bestreuen,
Dann fühl' ich keine Lust.
Doch wenn der Fürst dem Volke lebet,
Und über ihm stets segnend schwebet,
Froh schwillt mir dann die Brust.

Wenn Willkühr das Gesetz regieret
Und es von jeder Macht entzieret,
Dann blutet mir die Brust.
Doch wenn nur das Gesetz entscheidet,
Nach ihm der Hirt die Völker weidet,
Dann fühl' ich hohe Lust.

Wenn fühllos, Völker zu zerstücken
Erobrer ihre Völker schicken,
Dann blutet mir die Brust.
Doch, wenn nur, um ihr Volk zu schützen,
Die Herrscher mit dem Kriege blitzen,
Dann fühl' ich wahre Lust.

Wenn jetzt ein Kriegsheld alt, erkranket,
Als Bettler an der Krücke wanket,
Dann blutet mir die Brust.
Doch, wenn der Thron den Muth belohnet,
Den Krieger nicht für ihn geschonet,
Dann labt mich wahre Lust.

Wenn auf bedrängter Wittwen Thränen
Die Großen unbarmherzig höhnen,
Hebt Wehmuth mir die Brust;
Doch wenn die Wittwen und die Waisen
Die Großen: ihre Väter preisen,
Dann hüpft mein Herz vor Lust!

Wenn sich zum Thron die Unterthanen
Durch Königsmord die Pfade bahnen,
Dann schauert mir die Brust;
Doch wenn die Völker ihre Klagen
Bescheiden vor den Herrscher tragen,
Dann fühl' ich Herzenslust.

Wenn blinde Völker Blut und Leben
Für ein Phantom von Freiheit geben,
Dann blutet mir die Brust;
Doch wenn die Fürsten selbst die Bürden
Des Unterthans erleichtern würden;
Dann fühlt' ich hohe Lust!

Wenn Fürsten taub zu lauten Klagen,
Nur herrschen, um empor zu ragen,
Dann fühl' ich keine Lust;
Doch wenn der Völker harten Nöthen
Die Fürsten Hülf' und Linderung böten,
Schlüg freudig mir die Brust!

Wenn toller, als Barbarenhorden,
Die Brüder ihre Brüder morden,
Dann blutet mir die Brust;
Doch wenn die Eintracht Ketten windet,
Und Völker eng an Völker bindet,
Dann schwimmt mein Herz in Lust.

Wenn die Dukaten der Klienten
Des Richters Spruch, wie Moosrohr, wenden
Klemmt Unrecht mir die Brust;
Doch, wenn nach heiligen Gesetzen
Die Richter Recht und Unrecht schätzen,
Dann hüpft mein Herz vor Lust!

Wenn unverschämt der Barden Saiten
Die Jugend in's Verderben leiten,
Dann blutet mir die Brust;
Doch, wenn ihr Saitenspiel zur Tugend,
Die Eltern zaubert und die Jugend,
Dann wogt mein Herz in Lust.

Wenn junge Laffen grauen Greisen
Sich schämen Ehrfurcht zu erweisen,
Dann fühl' ich keine Lust;
Doch wenn der Sohn die Väter ehret,
Und willig ihre Lehren höret,
Schwellt Freude mir die Brust.

Wenn eitler Stutzer schaale Rotten
Frech alles Heilige bespotten,
Dann blutet mir die Brust;
Doch wenn die Jugend Gott verehret,
So kindlich, wie es Jesus lehret,
Dann schwimmt mein Herz in Lust!

Wird Weisheit stolzer Thoren Pflaster,
Sinkt Furcht Allvaters, siegt das Laster,
Dann blutet mir die Brust.
Nur Ihr, des Menschen schönste Triebe!
O Tugend, Weisheit, Gott: und Menschenliebe!
Ihr Grazien! — seid meine Lust.

---

## Allgemeines Gebet.

Du bist, o Unerforschlicher! weil du bist!
Nur weil du bist, bin Ich, und ist alle Welt!
Der Glühwurm, wie die Sternbahn, Alles
Betet, vor Allem der Mensch: „O Vater!"

Was dein Verstand nicht weiß, nicht umspannt dein Arm
Nicht einsieht deine Weisheit, das ist nicht. Doch
Du bist der Geister Sonne! Liebe
Füllt dein Gemach, und der Engel Andacht!

Der Seraphs höchster, will er dich nennen, schweigt,
Und hüllt sein Antlitz! O Unaussprechlicher!
Wie nennte Dich des Lichtmeers trübrer
Tropfen? Wie wagt' ich's nur? Hallelujah!

Der Ruf, den du gehaucht hast in unser Herz,
Verbürget uns im Dunkel des Labyrinths
Erst Dämmerung, dann Mittag. Heller
Wird's mir und heller. „Dein Reich erschien uns!"

Dein Wille thut sich Engeln und Menschen kund.
Die Erde, wie der Himmel verkündige
Des Willens Achtung, nicht in leerem
Wortgeklingl', aber in Herz und Wandel;

Nicht unser Wille, Deiner geschehʼ! Wir sind
Ja Kinder, Du der Vater! dem Endlichen
Ist wenig Raum und Zeit entrollet.
Du nur, Unendlicher! schau'st das Ganze!

Der du mit unsrer Leiche den Wurm ernährst,
O laß uns nicht erhungern den Geist, und nicht
Des Geistes irdischen Gehülfen!
Stille der Kinder Bedürfniß, Vater!

Was würden wir entflammte der Sünder Dich
Zur Rache, wie den Menschen der Mensch, o Du
Der Menschlichkeit stets unerreichtes
Urbild! — Du segnest den Gotteslästrer!

Denn, wüßt' er, was er thut, ach! er thät' es nicht! —
Verschieden sind die Gäng' deiner Fügung nur,
Zu Dir erziehst du dennoch Alle
Kinder! — „O Menschlichkeit werde herrschend!"

Nicht nur Maschine schufst Du den Menschen Dir,
Die dein Gesetz übt, weil sie es selavisch muß.
Du gabst ihm Freiheit! — O des höchsten
Götterrechts! möcht' ich es stets erhalten!

Der Dornen Vater heft' an den Blüthenstrauch
Des Erde-Lebens mehr nicht, als nöthig ist,
Um — o der Aussicht! — uns durch Tugend
Würdig zu machen der Himmelswonne!

---

## Das Landleben.

Weis' und selig wer fern' von dem Gewühle des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundschaft lebt!
Tausend Freuden genießt er,
Die der Sklave der Thorheit mißt.

Jeder Liebreiz der Flur zaubert der Andacht Glut
Auf sein staunend Gesicht; Alles, vom Glühwurm bis
Zu der Quelle des Lichts
Predigt Weisheit des Schöpfers ihm.

Jeder magische Schlag, welcher vom leisen Puls
Unsrer Mutter Natur an sein geschmeidig Herz
Sanft wie Harfenklang bebet,
Weckt die Funken der Sittlichkeit.

In dem Spiegel des Bachs lernt er Wahrhaftigkeit,
Und die Ranke, die sich fest an die Ulme schmiegt,
Heißt ihm folgen dem Weisern,
Und vertrauen dem Heiligen.

Schon durch Brillen von Staub sieht er im Feierglanz
Nach dem Brausen des Sturms und in dem Abendgold
Eines schweißvollen Tages
Heitre Bilder der Ewigkeit.

Und kein Laster des Hofs, keine der Furien,
Die dem Dummkopf das Herz foltern mit Schlangenbiß,
Nah't der Wohnung des Edeln,
Dem aus Tugend sein Himmel quillt.

Frost im Auge sieht er Thoren nach Dunst und Rauch
Und nach schimmerndem Zwang buhlen: auf seiner Brust
Glänzt der Ordensstern: Tugend.
Blumen kränzen die Scheitel ihm.

Wie der Wasserstrahl sich blitzend zum Himmel hebt,
Dann durch Schwerkraft so schnell wieder zur Erde sinkt,
So erscheint ihm der Freier
Einer launigen Fürstengunst.

Seinen stillen Genuß tödtet der Enkel nicht,
Denn er kommet und geht mit dem Bedürfniß nur,
Nie begähnt er den Waldsang,
Der den Takt giebt zur Feldarbeit.

Oftmals, wenn er den Blick auf das Verderbniß wirft,
Das der Luxus dem Hof, dieser dem Adel reicht,
Und das Beispiel des Adels
In die Hütten des Volkes gießt.

Wenn er ferner bedenkt, wie in der Einfalt Schooß
Andern Segen, und selbst glücklich der Adel wär' —
Da rinnt ihm die Thräne
Vom Gesicht, und er ruft dann aus:

Weis' und selig wer fern' von dem Gewühl des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundschaft lebt!
Schon auf Erden erzeuget
Und genießt er Elysium! —

---

## An den Schlaf.

Holde Gottheit! schweb' hernieder,
Deck' die müden Augenlider
Mit den Flügeln sanfter Ruh
Bis zum nächsten Morgen zu!

Flieh den Geizhals, der den Schätzen,
Seinen kummervollen Götzen,
Tag und Nacht Altäre baut,
Tag und Nacht in Sorgen graut!

Flieh das Laster des Tyrannen,
Dem der Fluch der Unterthanen,
Die sein eisner Scepter plagt,
Furcht in's wilde Stahlherz jagt!

Flieh das Waffenbett des Helden,
Dessen Stolz in ganzen Welten,
Die sein Arm in Fesseln schlägt,
Schrecken und Verderben trägt!

Fliehe weit von goldnen Schlössern,
Wo man noch aus vollen Fässern
Schäumende Pokale leert,
Und die Nacht in Tag verkehrt!

Flieh den Sklaven schnöder Freuden!
Laß ihn jede Kraft vergeuden,
Während er dich stolz verlacht,
Und in Paphos Tempeln wacht!

Flieh' und komm' in leichten Bildern
Tugendfreuden mir zu schildern,
Und umschweb' mein frohes Herz
Mit der Unschuld sanftem Scherz!

Flöß mir in die matten Glieder
Neue Duld- und Thatkraft wieder,
Daß sobald die Lerche schlägt,
Frisches Blut sich in mir regt!

Daß ich dann die süßen Pflichten
Meinem Schöpfer froh entrichten,
Froh mich durch des Tages Bahn
Meinen Brüdern widmen kann!

---

## Der Kirchhof im Dorfe.

Mögen Andre lieber bei den Säulen,
Deren Inschrift, zu der Menschheit Hohn!
Vom Despoten Götterthaten lügt, verweilen,
Oder in dem Pantheon.

Blutbetriefter Weltbezwinger, oder,
Wo in Wundern Macht und Kunst geblüht,
Ueber der versunknen Reiche Schutt und Moder!
Fern' entschwebe du, mein Lied!

Und verweil', von Dämmerung umhüllet,
Auf den stillen Gräbern, die so oft
Mit der Tugend heitrer Ruhe mich gefüllet
Die ein bess'res Leben hofft!

Hier ist Friede, wo, von Gott gesäet
Menschensaat der Auferstehung reift,
Wo des Frommen Seufzer leis' zum Himmel wehet,
Still die Thräne niederträuft.

Hier ist Trost! Hier zeigt die Morgenröthe
Sich dem Greis' beim Lebens-Untergang!
Hier entwickeln sich Entschlüsse, hier Gebete!
Hier, hier weile, mein Gesang!

Flattert lieblich an dem Kreuz ihr Kränze
Auf das schlummernde Gebein herab!
Wehmuth, Dank und Liebe pflückten euch dem Lenze
Mit den Hochzeitkränzen ab! —

Wenn noch Alles schlummert, kommt zum Hügel
Ihres Bräutigams die junge Braut.
Sie streut Blumen, weil ihr Blick, der Unschuldspiegel,
Feiernd Engelssprache thaut.

Still belauscht ein Bauerjung' die Thräne,
Wie zum Bräutigam sie niederthaut,
Und er steht gerührt und wählt die treue Schöne
Fest im Herzen sich zur Braut.

Doch kaum weckt das Frühroth die Gemeine,
Sieh! da kniet schon mit der Kinder-Schaar
Um das Grab die Wittwe, segnend die Gebeine
Dessen, der ihr Gatte war.

Und jetzt fließt die Red' vom sanften Munde:
Kinder! denket oft des braven Manns,
Der hier ruhet! Allen, Allen in der Runde
Hieß er nur der wackre Hans.

Denn in seinem Thun und Lassen blühte
Frohe G'nügsamkeit und stiller Fleiß,
Und durch Beispiel, Weisheit, Biederkeit und Güte
War's ein weiter Segenskreis.

Kindlich das Gemüth zu Gott erheben,
Sah man ihn im Glück und in der Noth,
Einem heitern Wiesenbache glich sein Leben,
Sonnen-Abschied war sein Tod.

Sterbend noch empfahl er euch, wie täglich:
„Flieht wie Pest den Müssiggang, und ach!
Mehr als Brand — den Hader, und — so viel euch möglich,
Ahmet Gott im Wohlthun nach!

Dann vertraut dem Geber alles Guten
Er ist Gott im Hagel wie im Thau,
Groß und gütig in der Wuth geschwellter Fluthen,
Wie auf reichthumschwangrer Au!" —

Kinder! was der Vater euch gelehret,
Zu erfüllen, wird euch nie gereu'n!
Liebt ihr eure Mutter, Kinder, o so schwöret:
„Was der Vater war, zu sein!"

Und so bebet von der Kinder Wange
Still der Schwur; und Alle, groß und klein,
Schwören jetzt mit hohem, sehnsuchtsvollem Drange:
Was der Vater war, zu sein!

Weiter jetzt, o Lied! im Bildersaale
Lieber Todten! Sieh! die Muse winkt!
Und besing' die Guten, eh' vom Mittagsstrahle
Dir der matte Flügel sinkt; —

Wessen ist, vom Geisblatt sanft umgittert,
Jenes Mahl, bei dem die Armuth weint?
Ha! die Zähre, die in ihrem Auge zittert,
Ruft: hier ruht ein Menschenfreund!

Heil Ihm, ruft sie betend, Heil und Frieden!
Was ein Regen dürrem Wiesenplan,
Was obstreiche Schatten Lechzenden und Müden,
War den Dürftigen der Mann!

Näher tret' ich jetzt dem Monumente,
Ueber dem ein Genius sich hüllt,
Sing', o Lied! was ihm den Blick beim Monumente
So mit tiefer Trauer füllt.

Ha! die Inschrift sagt es: „Hier bedauert
Ihren Freund die Menschlichkeit. — Er fiel —
Nicht im Siegsgewand, vor dem der Menschheit schauert,
Nein! er fand ein edleres Ziel!

Als er Menschen retten wollte, fiel er!
Aber vor der Menschheit stieg er hoch;
Hoch empor zum Heiland als sein treuer Schüler;
Hoch bei Jesus lebt er noch!

Fürchterlich, von Frühlingseis geschwollen,
Donnerte der Strom um's Brückenhaus;
Pfeiler stürzten, der Bewohner Klagen schollen
Angstvoll durch der Fluth Gebraus.

Mancher sah's mit Thränen aber zagend
Blieb er steh'n, mit stärkrer Sympathie
Sah's des Grafen Sohn und schwamm zur Rettung fragend:
Bin ich nicht auch Mensch, wie sie?

Doch den Edeln schlang der Grimm der Wogen,
Denn die Gottheit wog der Absicht Werth,
Und von Engeln ward der Held emporgezogen,
Wo Unsterblichkeit ihn ehrt!" —

Festlich, o Gesang! begrüß den Helden!
Der der Menschlichkeit den Sieg errang!
Mag der Völkerwürger Thoren höher gelten!
Jenen nun hebt mein Gesang!

Doch laß hören, was, auf's Grab hindeutend,
Dort ein Greis zu zween Jüngern spricht?
Jener Greis ist Richter in dem Dörfchen streitend
Steh'n die Andern vor Gericht.

„Dessen Staub hier ruht, der sieht mit Zähren
Euern Hader und bereut's gewiß,
Wenn, — als Zunder eure Eintracht zu verstören,
Er sein Gut euch hinterließ.

Ihr seid euch zur Plage — wie vergebens!
Ist doch Alles nur ein Reisegeld
Für die Pilgerschaft des kurzen Erdenlebens,
Ohne Werth in jener Welt."

Also spricht der Greis, — und Engel feiert
Dieser Seen'! Versöhnungsschwur im Mund,
Fällt das Streitpaar um den Hals sich, und erneuert
Enger noch der Eintracht Bund! —

Einsam ruht, von Epheulaub beschattet,
Hier der Freunde Sarkophag. So fest,
Wie die Epheuranke mit der Ulm' gegattet,
Hielt der Freund am Freunde fest!

Und dort winkt, vom Eichenkranz gekrönet,
Liebevoll ein Aschenkrug und spricht:
„Dessen Flör vom Reiz der Unschuld dir getönet,
Jugend! den vergesse nicht!"

Ernst steht von der Cypreß' umflüstert,
Auf der Rasenhöh' ein Monument,
Und an ihm, das Aug' mit Wehmuthsflor gedüstert,
Die Religion gelehnt.

Ihrem Pfarrer pflanzte die Gemeine
Dieses Denkmal frommen Dank geweiht.
Denn er war ihr, was dem Kind kein Vater, keine
Mutter — voll der Zärtlichkeit: —

Sichrer Stab den Schwachen, Allen Lehrer
Mehr durch That, als Worte, Friedensbot'
Den Bedrängten, ungeheuchelter Verehrer
Gottes, warmer Patriot. —

Aber hoch steht jetzt die Sonn' und winket
Zur Erholung! Von den Gräbern flieht
Matt der Geist, und ruht. O Lied dein Flügel sinket!
Ruhe denn auch du, mein Lied!

Unter'm Holder schlummer' ein in Frieden!
Ruhe sanft! zur schwülen Mittagszeit
Ruhten auch die Todten, als sie noch hienieden
Wandelten im irdnen Kleid. — —

Doch was hör' ich? Grabgeläute tönet!
Schaurig wallt ein Trauerzug daher.
Ach! des Sarges Kränzchen sagt mir's und es stöhnet
Ringsum: Röschen ist nicht mehr!

Röschen, der, von Zaubermacht besieget,
Männlich schön des Jünglings Herz geglüht, —
Trost der Aeltern, Stolz des Dörfchens — ach sie lieget
Kaum entknospet, schon verblüht!

Schweigend klagt das Dörfchen seine Lücke,
Traurend steht's von Tanz und Freude leer!
Und der Alten und der Jungen nassen Blicke
Sagen sich's: Sie ist nicht mehr!

Doch jetzt haucht der Prediger, wie Oden
Gottes, über die Betrübten hin
Das trostreiche Wort: „Verpflanzt in bessern Boden,
Blüht sie, und wird ewig blüh'n!"

Und er zeigt im freien Schmetterlinge,
Der jetzt um die Bahre tanzt, ein Bild,
Wie der Tod des Menschengeists gebundne Schwinge
Zur Unsterblichkeit enthüllt!

Länger schweift der Berge Schatten. Röthlich
Flimmt am Kirchthurm schon das Abendgold.
Sei willkommen, stille Zeit! für's Aug' so göttlich
Schön und mild, dem Ernst so hold!

Von dem Felde kehrend, blickt der Bauer
Grüßend, liebe Todtenflur, auf dich!
Mancher denkt auch wohl mit sanft gemischtem Schauer:
„Bald empfängt dies Bett auch mich!"

Mädchen kommen von der Wies' und bringen
Blumenopfer ihren Todten dar,
Beten dann — so beten Engel! — oder singen
Am Unsterblichkeits-Altar.

Doch, von Vielen jetzt umknieet, raget
Eines Grabes feierliche Zier
Hoch hervor. Der Wandrer stehet still, und fraget:
„Leute! wen verehrt ihr hier?"

„Den wir ehren, ist der Allbekannte
Mildenburg, erwiedert Groß und Klein.
Wahrlich! wißt ihr nichts von Ihm — im ganzen Lande
Müsset ihr ein Fremdling sein!

Weit und breit ſind ſeines Wohlthuns Spuren,
Denn er rief: es werde Glück und Licht!
Ihm verdanken wir den Wohlſtand unſrer Fluren,
Reine Sitten, hellen Unterricht.

Unſre Beglückung war der Garten,
Den er ſich zum Paradieſe ſchuf,
Menſchen ſeine Lieblingspflanzen; Sie zu warten
Sein erhabener Beruf.

Vormals höhnte Jagdluſt unſerm Schweiße,
Keuler ſchwelgten, Menſchen litten Noth;
Er, ein Menſch! rief aus: Die Frucht gebührt dem Fleiße!
Und die Räuber ſchoß er todt.

Streitſucht melkte vormals unſre Habe,
Hauchte Zwietracht, nährte Haß und Neid.
Er erſchlug die Hyder mit dem Zauberſtabe
Ränkeloſer Billigkeit.

Wie im Sklavenjoch der Landmann ſchanzte
Sonder Muth und ſonder Energie,
Sah er, und erleichterte das Joch, und pflanzte
Unter uns die Induſtrie.

Tief in Nacht war unſer Geiſt verſunken,
Unter'm Thiere lag der Menſch verſtört;
Da erweckte Er in uns den Gottesfunken,
Der uns unſre Pflichten lehrt.

Schwere Bürden drückten uns darnieder,
Freudenlos ſchlich unſer Leben hin;
Sieh'! da gab der Freund uns Feſte, gab uns Lieder,
Und mit ihnen frohen Sinn!

Zwar entriß der Tod ihn; doch es lebet
Noch im Sohne, der, — ſein Ebenbild, —
Ueber uns mit reichem Segensborne ſchwebet,
So wie Er, gerecht und mild." — —

Das Geſicht vom Abendſtrahl beſchienen,
Setzt, vom Tageslaſt zu ruh'n, ein Greis
Auf die Bank ſich, und ſein Geiſt — mit heitern Mienen
Schaut er auf des Lebens Reiſ'.

O er fühlt mit ſtillem Wonnebeben,
Wie die Sonn' ſein Leben untergeh'n,
Ueberzeugt, daß, wie die Morgenſonn' ſein Leben
Herrlicher wird auferſteh'n.

Siegend ſteigt indeß der Mond und leuchtet
Sympathetiſch auf der Liebe Glück,
Schwellet mit Empfindungen das Herz und feuchtet
Mit Empfindungen den Blick.

Wie ſich, als Adonis und Cythere
Schöner, dort ein Jüngling mit der Braut
Der umlaubten Gruft nah't! Wie zur Sternenſphäre
Himmelhell ihr Auge ſchaut!

Zeug' es Mond! von reiner Luſt getrieben,
Hand in Hand, geloben ſie ſich jetzt:
„Wie die Aeltern ſich mit Zärtlichkeit zu lieben,
Bis der Tod ihr Grabmal ſetzt!"

Doch auch Sie verſchwinden! — Stille
Herrſcht um mich! Wie leiſer Mückenſaus
Schwebt der Geiſter Tanz. Befreit vom Druck der Hülle,
Dehnt mein Ich den Fittig aus.

Aber mit balſamiſchem Gefieder
Sinkt der Schlaf. Kaum fühl' ich ſeinen Zwang!
Sanft bemächtigt er ſich meiner Augenlider,
Sanft entſchlummert mein Geſang!

---

## Lied beim Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick' o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unſer Herz erweitert ſich;
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Freudig ſtreuten wir den Samen;
Denn wir ſtreuten ihn im Namen
Deſſen, der mit Einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze ſchuf.
Dein, o Vater! iſt der Segen;
Dein iſt Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater iſt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig!
Das Gedeihen giebt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Der ſo ſchön die Blumen kleidet,
Der ſo mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater ſein.
Ja, dem Frommen giebſt du Segen,
Giebſt ihm Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen giebſt du Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Laß mit Frucht den Baum ſich ſchmücken,
Reich an Korn den Halm ſich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wieſen für die Heerde blüh'n!
Ueberall auf unſern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unſern Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Schone, Vater, in Gewittern!
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von böſen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Das Volk.

Schreck' uns ab von böſen Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Ruhen laſſen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber ſä't,
Bis er glorreich auferſteht.
Alle Frommen führt ſein Segen
Einſt dem Aerndtetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt ſein Segen ꝛc.

---

## Frühlings-Feier.

Wie entzückend verklärt Himmel und Erde ſich!
Welchem Gott, o Natur! giebſt du dies Siegesfeſt?
Naht des Frühlings Triumphzug? —
Ha! er ſchwebt vom Olymp herab!

Schöner, lächelnder Lenz! Quellen mit Blumenrand,
Nachtigallengeſang, ſteigender Lerchen Lied,
Alles feiert und jubelt;
Milder ſtrahlt dir die Sonne ſelbſt!

Doch, was ſeh' ich? es hellt ſchöner ſich noch dein Blick!
Welche Genien ſind's, denen ſich neigt der Hain,
Philomele gerührter
Flötet, leiſer die Quelle tönt?

Jenem Engel verlieh, weihenden Blickes, Gott
Dich, holdſelige Scham! dieſem den heitern Ernſt.
Unter Sterblichen wandelt
Ihr, Unſterbliche, Göttern gleich!

Jüngling, ähnlich dem Mai! fühlſt du die Zaubermacht
Dieſer Himmliſchen nicht? Siehe! dir winkt Natur
In das Eden der Unſchuld,
In der Tugend Elyſium.

Wie durch Wieſen der Bach hell, doch beſcheiden fließt,
Segenreicher, ein Strom, Tiefen nicht ſcheuend, noch
Felſen, bis er zu Meer wird —
Alſo walle dein Leben auch!

Süße Hoffnungen blüh'n hier an dem grünenden
Schatten, welcher dem Schweiß Kühlung verſpricht, und ſanft
Schlingt am Stamm ſich die Rebe —
Ahm', o Jüngling! dem Baume nach.

Wie die Gegend vor dir, blühend, zum Paradies
Kraft mit Anmuth vereint, herrlich und doch ſo mild,
Ernſt ſei alſo die Seele
Dir, und edeln Gefühles voll!

Iſt's nicht Sie, die du liebſt, welche den heitern Greis
Aus der Hütte dort führt, daß er die ſteigende
Frühlingsſonne begrüße?
Strahlend ſagt es dein Blick: Sie iſt's! —

„Kind, ſei ſtets der Natur zärtliche Schülerin,
Nicht entweiht von der Kunſt, ſanft wie die Maienluft,
Hold durch Scham, wie das Veilchen,
Gleich der ſilbernen Quelle rein!

„Wie ein Genius mild, weiche von dir, o Kind!
Nie der Mutter, auf dich himmliſch ſich neigend Bild!" —
So mit Rührung der Vater,
Und die Thräne des Mädchens bebt.

Doch, ein Engel, vor ſie tritt der Geliebte jetzt,
Und das ſegnende Wort ſpricht der entzückte Greis:
„Erd' und Himmel vergehen —
Eure Liebe vergehe nie!"

„Wie die Tugend, von der euere Liebe ſtammt,
Blüh' ſie jugendlich ſtets, ſtets wie der ſchön're Lenz,
Der im Buſen des Frommen
Unverwelklich, wie Tempe, blüht!"

---

## Das Veilchen.

Holdes Veilchen!
Blühſt ein Veilchen
Auf des Frühlings Spur;
Zaudernd weben
Dir das Leben
Frühlings-Freuden nur.

Giebſt mit Düften
Sanft den Lüften
Kunde deines Glücks;
Himmelsaue
Strahlt im Blaue
Deines Kinderblicks.

Geht ein Mädchen
Froh das Pfädchen,
Wo du ſittſam glühſt,
Wünſch' ihm leiſe
Deine Weiſe,
Eh' du ſtill verblühſt!

Himmliſch ſchmücke
Wang' und Blicke
Ihm ein reines Herz;
Stets umlächl' es,
Stets umfächl' es,
Heitrer Unſchuld Scherz.

---

## Der Menſch.

Im unermeſſ'nen Schöpfungschor
Ragt edelſtolz der Menſch hervor.
Seht! wie er da, voll Majeſtät,
Ein Gott im Tempel Gottes geht!

Der Kraft und Anmuth Fülle ſtrahlt
Von ſeiner herrlichen Geſtalt;
Es adelt ſie ein hehrer Sinn,
Sie ſcheint der Erde Staub zu flieh'n!

Ihr Bau ſtrebt auf zum Sonnenlicht;
Aus jedem ihrer Züge ſpricht
Der Odem, der vom Himmel zeugt,
Dem alles Irdiſche ſich neigt.

Wie ſpiegeln Geiſt und Welt ſo hell
Sich in des Auges heiterm Quell!
Es blickt mit Machtgebot umher,
Und taucht ſich in das Sternenmeer.

Die Stirne wölbet der Verſtand;
Was immer iſt, wird ihm bekannt;
Den Schatz im dunkeln Erdenſchooß
Erſpäht er, wie das Alpenmoos.

Was lebt und webt im Schöpfungsraum,
Das bändigt er mit klugem Zaum,
Selbſt der ergrimmte Ocean
Ward ſeiner Klugheit unterthan.

Was vom Alzid die Fabel weiß,
Das thut noch jetzt des Menſchen Fleiß;
Noch täglich weiht er Wüſtenei'n
Zu frohen Heſperiden ein.

Die Sonnenpferde zähmt er ſich,
Veredelnd jeden Himmelsſtrich;
Den Lauf des Blitzes lenket er,
Und macht ſich ſelbſt zum Donnerer.

Der Sprache Zauber fließt vom Mund;
Geſtiftet iſt der Geiſter Bund,
Der durch ein Wunder Welt mit Welt
In ew'ger Ebb' und Fluth erhält.

Vom Südpol bis zum Eispol kreist
In Wort und Schrift des Menſchen Geiſt;
Unſterblich ſinnt am Strom der Zeit
Der Genius der Menſchlichkeit.

Geſchöpf und Schöpfer allzumal,
Strebt er nach hohem Ideal,
Verſchönert die Natur, und ſchafft
Sie neu, geprägt mit Geiſteskraft. —

Und Ihr erröthet nicht, die ihr
Dem Menſchen gleichgeſellt das Thier? —
Ihm, den Natur zum König krönt,
Das Thier, das ihm als Sclave fröhnt?

Doch höher noch erhebet Ihn
Des Herzens zarter Engelſinn;
Der iſt der Herkunft Kreditiv,
Des Götteradels Siegelbrief.

O Tugend, o Religion!
Ihr hebt den Menſchen auf den Thron;
Ihr wandelt ihn zur Gottheit um,
Sein Leben in Elyſium.

Zu eurer Tochter eingeweiht,
Gewinnt die Lieb' an Lieblichkeit,
Und unverwelklich ſchlingt ihr Band
Sich in des Wiederſehens Land.

Vom Würmchen ſteigt der Menſch zu Gott,
Im Tröpfchen Thau erblickt er Gott;
Ihm ſpiegelt ab des Schöpfers Bild,
Was nur dem Auge ſich enthüllt.

Er kämpft ein Held für Recht und Pflicht;
Verfolgung ſtürmt, er wanket nicht;
Wird Ungemach des Frommen Loos,
Er ruht, ein Kind in Gottes Schooß.

Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt;
Ein Keim, von höherm Licht erhellt,
Bürgt ihm nach kurzer Prüfungszeit
Für Aerndten der Unſterblichkeit!

---

## Die Hoffnung.

Heil'ger Urquell ew'ger Wahrheit,
Dem das Tages Licht entſprang,
Als ein Abglanz deiner Klarheit
Deren Macht das Chaos zwang,
Strahlt auch jenes Sterngefunkel,
Das in's Herz die Hoffnung gießt.
Ach! wer blickte ſonſt durch's Dunkel,
Das des Lebens Pfad umfließt?

Hoffnung ſtillt der Freundſchaft Sehnen,
Dämpft der Sorgen Mißgetön,
Läßt den bangen Schmerz, durch Thränen,
Beſſrer Tage Frühroth ſeh'n.
Hoffnung leuchtet uns vom Kreuze
Auf des hehren Dulders Grab,
Der der Tugend Engelreize,
Der Unſterblichkeit ihr gab.

Doch uns ſtrahlt nur in dem Aether,
Der das Reich der Liebe füllt,
Ein von Hoffnung ausgeſäter
Sternenhimmel klar und mild.
Wo der Selbſtſucht freche Dirne
In's Gemüth ihr Schandmal brennt,
Da erlöſchen die Geſtirne
An der Hoffnung Firmament.

D'rum, o heil'ger Quell der Wahrheit,
Laß' in deiner Schöpfungen
Reinem Spiegel ew'ger Klarheit
Uns den Geiſt der Liebe ſeh'n!
Wenn die Menſchen menſchlich werden,
Wird des Wahnes Trugbild flieh'n,
Und den Schmachtenden auf Erden
Nie der Hoffnung Stern entzieh'n!

---

## An die Erinnerung.

Dank, Erinn'rung! dir, du holde
Himmelheitre Tröſterin!
Denn vom Frühroth bis zum Abendgolde
Hellſt du mir den trüben Sinn;
Hellſt ihn durch des Pinſels Zauberbilder,
Durch der Töne brüderlichen Klang,
Und durch Freudenbecher, milder
Als der Götter Lieblingstrank.

Wenn des Daſeins Prisma ſich verdunkelt
In des Schickſals Schauernacht,
Schon kein Lichtchen mehr im Fernen funkelt,
Und kein Troſt mehr dem Gemüthe lacht,
Taucht ſich in der Kindheit Fabelauen
Zaubervoll dein Pinſel ein —
Weg iſt das Gewittergrauen!
Sieg! und ich in Roſenſchein!

Wenn der Sorgen Natternbrut mich foltert,
Kummer mir am welken Herzen nagt,
Eine Horde Leidenſchaften poltert,
Durch die Schwermuth keine Sonne tagt;
Wenn umſonſt, durch's neblichte Gedüfte
Licht zu ſpäh'n, mein banges Auge fleucht,
Und Verzweiflung die ſo ſchwer geprüfte
Seele, wie ein Sturmwind, beugt —

Heil! da rufſt du mit geweihtem Schlage,
Aus der Harfe meiner Blütenzeit,
All' den Jubel dünſteloſer Tage
Und ſokrat'ſche Heiterkeit;
Und den magiſchen Akkorden
Weicht der Sorgen Natterbrut,
Weichen der Dämonen ſchwarze Horden,
Weicht der Schwermuth heiße Fluth.

Oft, wenn durch des Fleißes tauſend Krümmen
Mein Verſtand zum fernen Ziele keucht,
Und zur Tugend aufzuklimmen,
Meinem Willen faſt Chimäre däucht —
Ah! wie ſtählt ein Blick in deinen Spiegel
Da mir die geſenkte Lebenskraft,
Und mein Geiſt ſchwebt auf, als hätt' er Flügel,
Spottend jeder Leidenſchaft.

Wenn mein Boot an öde Felſenküſten
Ohne Stern und Compaß ſich verirrt,
Und mich dann durch unwirthſame Wüſten
Ein durchglühter Sandpfad führt;
Wenn kein Blümchen da mein Aug' entzücket,
Kein bemooſtes Hirtenbett',
Und kein Quell mich Lechzenden erquicket,
Keiner mich zum Schlummer lädt —

Göttliche! da füllſt du die geleerten
Becher, und die Gegenwart
Wandelt wunderbar ſich zum entbehrten
Tempe, wo ſich Luſt mit Luſt gepaart.
Steppen bieten mir kriſtallne Quellen,
Felſen Ruhebett und Baldachin,
Und der Wildniß dunkeln Pfad erhellen,
Sterne, die von Liebe glüh'n.

Wandl' ich blind auf ungeprüften Straßen,
Steh' ich unbewußt an grauſem Schlund,
Will die Hyder Bosheit mich ſchon faſſen,
Lockt mich der Verführung ſüßer Mund,
Sieh'! da rufſt du mir: „Betrogner Knabe!
Wiſſe: Gift iſt's, was die Dirne beut!"
Und entdeckſt mit weiſem Stabe
Mir das Eis, mit Blumen überſtreut! —

O ſo bleibe ferner noch, du Holde!
Schutzgeiſt mir und Tröſterin,
Und vom Frühroth bis zum Abendgolde
Helle ferner mir den trüben Sinn.
Hell' ihn mit dem ausgeübten Guten
Einſt beim letzten Sonnenuntergeh'n,
Und laß dann mich in des Lebens Fluthen
Eine frohe Zukunft ſeh'n!

---

## Pſyche.

Die arme Waiſe,
Sie ſeufzt und bebt;
Aus dem Gehäuſe
Ihr Fittig ſtrebt.

Nach jedem Sterne
Streckt ſie die Hand;
Dort glänzt — ach! ferne
Ihr Vaterland.

Umſonſt nach Klarheit
Sehnt ſich ihr Blick,
Nach Lieb' und Wahrheit
Ihr Geiſt zurück.

Mit bunten Schranken
Hemmt Sinnentrug
Ihr der Gedanken
Aetherſchen Flug.

Sie ſchlägt die Flügel
Am Käfig wund;
Ihr macht kein Spiegel
Ihr Weſen kund.

Die arme Waiſe!
Sie ringt und ſtrebt
Aus dem Gehäuſe,
Und ſeufzt und bebt.

---

## Die ſchöne Spinnerin.

Spinn', o Mädchen!
Froh die Fädchen
Für dein Brautgewand;
Schöner kleide
Dich's, als Seide,
Und als goldner Tand.

Noch ein Fädchen
Spinn', o Mädchen!
Ganz aus Liebe ſpinn's!

In der Treue
Himmelsbläue
Tauch' es, stillen Sinns!

Dieses Fädchen
Leit', o Mädchen,
Dich durch Gottes Flur!
Himmlisch weben
Dann dein Leben
Einfalt und Natur.

---

## Auf dem Grabe meiner Mutter.

Beste der Mütter! als du, sanft entschlummernd,
Wie ein Engel mich segnetest, und wenn ich
Deine Gruft als Knabe mit Kränzen schmückte,
Rann mir die Thräne!

Denn als der Blumen liebste dich verwelken
Sah' ich nur, und mir war kein süßes Ahnen,
Die verwelkte je in verklärter Schönheit
Wieder zu sehen.

Aber jetzt blickt mein Auge hell und siegend
Aufwärts, seit der Vernunft entbundner Fittig
Ueber's Grab mich schwinget, und kühn der Zukunft
Lüftet den Schleier!

---

## Der Ruhm.

Jüngling! dem das Auge lodert,
Hohen Schwung die Seele fodert,
Wenn des Ruhms Posaun' erklingt,
Bist der Menschheit Freunden theuer!
Heilig, göttlich ist das Feuer,
Das dein edles Herz durchdringt!

O bewahr' es! — Keines Nebels
Buntes Spiel, kein Wahn des Pöbels
Trübe je sein reines Licht!
Selbstsucht dürf' es nie entweihen
Seelenloser Schmeicheleien
Kalter Hauch verweh' es nicht!

Mögen dich der Welt Syrenen
Locken mit den weichsten Tönen,
Ungerührt ziehst du vorbei!
Pflückst auch nicht die schönste Blume
Flücht'ger Lust am Weg zum Ruhme,
Horchst nur seiner Melodei.

Gottes treu'ster Seraph leite
Deinen Heldengang, und breite
Seinen Fittig über dich!
Denn dir lauert manches wilde
Ungethüm — ach! mit dem Bilde
Hohen Ruhmes schmückt es sich!

Genien, zu ganzer Welten
Glück berufen, hat nicht selten
Solche Truggestalt bethört,
Und sie wurden — Teufel — Ganze
Welten stürzten vor dem Glanze
Ihres Ruhms — betrübt — zerstört.

Erst an jenem letzten Abend,
Wo der Tugend Engel labend
Ihren Freunden Kühlung weht,
Sanken schnell die Zauberbinden;
Mit Entsetzen sah'n die Blinden
Jetzt den Irrthum — Ach! zu spät.

Millionen, bleich und hager,
Schwebten gräßlich um ihr Lager
Riesen Höll' in ihre Brust;
Rache grinsten nun, in wilder
Schaar, gerühmter Thaten Bilder,
Eh'mals ihrer Seele Lust...

Jüngling hohen Sinnes! — Schimmert
Dir ein Ruhm, der sich nicht kümmert
Um der Unschuld stilles Glück,
Und um Wahrheit — diese wendet
Sich erröthend — unverblendet,
Edler! bebe du zurück.

Nur die Tugend prägt den Stempel
Aechten Ruhms; sein heitrer Tempel
Ist der Tugend Heiligthum.
Sei Ihr Held! — Mit ew'ger Schöne,
Freund! verklärt sie ihrer Söhne
Reinen, göttergleichen Ruhm.

In dem Kampfgewühl des Lebens
Nagt an ihrem Kranz vergebens
Noch mit stumpfem Zahn der Neid.
Doch am Weltgerichte schweigen
Niedre Tadler; besrer Zeugen
Jubel ruft: Unsterblichkeit!

---

## Das Gericht der Könige.

Wie freudig wiegt, mit Früchten geschmückt, sein Haupt
Der hehre Palmbaum über dem Silberbach —
Am Blumenufer labt sich jubelnd
Mädchen und Knab' an den süßen Gaben —

Im Laubdach flötet heimisch die Nachtigall,
Und auf dem Wipfel sonnet der Goldfink sich.
Die Schöpfung segnend, sieht gesegnet
Sich von der Schöpfung die gute Palme.

So auch der Fürst, der Vater des Volkes ist.
Mit hoher Wonne spiegelt er sich im Quell
Der freien Volksgesinnung, täglich
Aehnlicher Gott sich zu bilden strebend.

Nur den Tyrannen schrecket im Mund des Volks
Die Wahrheit. Thränen straft er! Jetzt schlägt der Thor
Den Spiegel, wie ein Kind, mit Fäusten —
Schleifet ihn jetzt zum gefäll'gen Prisma.

Doch — ding' ein Nero jeder Vergötterung Kunst!
Umhüll' ihn selbst der Weihrauch des Seneka!
Er heuchle, deinen Brand zu rächen,
Sklavisches Rom! in dem Blut der Unschuld —

Vergebens! — Kaum verstummet der Zeitgenoß!..
O Sieg der Wahrheit! — Wo nur die Sonne scheint,
Da feiert auf gestürzten Stolzes
Schimpflichen Trümmern dein Fest die Menschheit.

Zum Spiegel hellt sich, schwingst, o Geschichte! du
Den Zauberstab, der Vorzeit getrübter Strom;
Da sitzen zu Gericht die Völker.
Sieh! den Tyrannen entsinkt der Lorbeer.

Gleich einem Traum verschwinden Jahrtausende.
Hört! die Posaune rufet in's Weltgericht!
Die Waage tönt; der Cherub liest auch
Kaisern ihr Urtheil vom Buch des Ew'gen.

---

## Der Sclavengeist der Deutschen.

Den Huf dem Rosse,
Dem Fisch die Flosse
Gab die Natur —
Dem Adler Flügel;
Der Gottheit Siegel
Dem Menschen nur.

Daß er nicht diene,
Sagt jede Miene;
Der freie Blick,
Der Stellung Adel.
Trifft wohl ein Tadel
Dies Meisterstück?

Doch, ach! der Wandlung!
In Sinn und Handlung
Ein Sclav ist Er.
Ha! wie er schmeichelt,
Und kriecht und heuchelt
Um Götzen her.

In Staub versunken,
Erlosch sein Funken
Des Göttersinns;
Sein Herz lockt jeder
Unlaut're Köder
Des Goldgewinns.

Mit stieren Blicken
Klotzt sein Entzücken
Nach dem Popanz;
Reibt sich die Augen,
Ruft aus mit Pauken:
„Welch hoher Glanz!"

Nach seinen Regeln
Weiß ihn zu kegeln
Die Politik;
Nimmt ohn' Erbarmen —
Doch spricht zum Armen
Sie viel von Glück.

Mit schlauem Witze
Pappt sie die Ritze
Des Kerkers zu —
Stört ja der Wahrheit
Zu helle Klarheit
Doch nur die Ruh.

Der Sclavengilde!...
Sie preist die Milde
Des Drängers noch.
Mag sie dann keuchen,
In Angst erbleichen
Am theuern Joch!

Ruht sich's doch linder
Für Helden-Kinder
Im Wiegenbett,
Als, wo die Ahnen
Auf blut'gen Bahnen
Für sie gesä't.

Ihr Winkelriede!
Der Freiheit müde,
Kränzt man das Joch.
Drum starrt und gähnet
Das Volk, erwähnet
Man eurer noch.

Ein Ghenkis siege,
Wo ihr im Kriege
Für Freiheit sankt,
Jetzt keine Thräne
Der feilen Söhne
Euch leise dankt!..

Heil dem Geschlechte,
Das sich der Rechte
Des Lastthiers freut!
Einst schließt sein Drama
Ein Daley-Lama —
Ah! goldne Zeit! —

---

### Warnung.

Wenn ein Jüngling dir naht, der dir zu scheinen wünscht,
Was sein Inn'res nicht ist, der nur zu glänzen strebt
Mit Kunstfeuern des Witzes —
Achte, Mädchen! des Eitlen nicht.

Kos't von Tugend er dir, süß wie der winkenden
Nymphe Lispel am Quell, während sein Blick verräth,
Daß die Tugend ihm fremd sei —
Wende, Freundin! vom Schwätzer dich.

Oder wirft er sein Herz Jeder zu Füßen, schwankt
Wie ein Schilfrohr sein Sinn, Spielzeug der Lüfte — Ha!
Solch ein Jüngling, wie könnt' er
Sichre Stütze der Gattin sein?

Lügt dir aber sein Mund edle Gefühle vor,
Die sein Herz nur verlacht, wie ein Romanenheld
Uebertreibend und faselnd —
Flieh', ach! fliehe den Skorpion!...

Harre, Freundin! des Manns, welcher mit Biedersinn
Fest am Guten sich hält, fest an Natur und Gott;
Schamhaft aber mit Wärme
Sprich von Tugenden, die er übt.

Gott, der zartes Gefühl dir in die Seele goß,
Welcher Schimmer von Gold, Schein von der Wahrheit lös't,
Führt dich, Edle! dem Edeln,
Wie die Tugend dem Himmel zu!

---

## Lorenz von Westenrieder

ward am 1. August 1754 zu München geboren, vollendete seine theologischen Studien in seiner Vaterstadt und wurde, noch nicht zwanzig Jahre alt, als Professor der Dichtkunst nach Landshut berufen; aber nach kaum einem Jahre verließ er diese Stellung wieder, um an der Universität zu München eine gleiche einzunehmen. Er wurde nun nach einander zum wirklichen geistlichen Rath, zum Schulrath, zum Büchereensurrath, zum Scholasticus, zum Hofrath u. s. w. ernannt, auch erhielt ee das Ritterkreuz des Civilverdienst- und Ludwigordens. Er starb am 14. März 1829.

Seine Schriften sind:

Die beiden Kandidaten; Lustspiel. München, 1774.
Marc Aurel; Drama. München, 1776.
Reden. München, 1779.
Der Traum in drei Nächten. München, 1782.
Leben des guten Jünglings Engelhoff. München, 1782. 2 Thle.
Baiersche Beiträge zur schönen Literatur. München, 1779—1781.
Allgemeine Erdbeschreibung. Amberg, 1775. 3 Thle.
Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern. München, 1782. 2 Thle.
Geschichte von Baiern. München, 1785. 2 Bde.
Baierscher historischer Kalender. München, 1786—1816. 20 Bde.
Beiträge zur vaterländischen Historie u. s. w. München, 1788—1817. 10 Thle.
Geschichte der königlich-baierschen Akademie der Wissenschaften. München, 1807. 2 Thle.
Historische Schriften. München, 1825.

Klarheit, Eleganz und treffliche Darstellung geben den Schriften dieses redlich strebenden Mannes, dem es besonders darum zu thun war, die Aufklärung, vom katholischen Standpunkte aus, in seinem Vaterlande Baiern möglichst zu befördern und zu verbreiten, einen bleibenden Werth.

---

## Reinhard von Westerburg, s. Minnesinger.

## Johann Westermann

ward 1742 zu Geißmar geboren, studirte Theologie, war eine Zeit lang Rektor zu Lehr und lebte zuletzt als Kandidat zu Bremen, wo er 1784 starb.

Er gab heraus:

Allerneueste Novellen. Bremen, 1765—1780. 18 Thle.

W. ist einer der ersten, welche im 18. Jahrhundert das Sonett wieder in die deutsche Poesie einführten; seine Leistungen waren aber zu unbedeutend, um die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen.

---

## Georg Christ. Ehrhard Westphal

ward 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte Theologie und war zuerst bis 1785 Prediger zu Halberstadt. Er wurde hierauf geistlicher Inspector und Prediger zu Halle und später Consistorialrath. Außerdem war er Dr. der Philosophie und Theologie. Er starb am 2. December 1808.

Seine Schriften sind:

Portraits. Leipzig, 1779—1782. 2 Thle.
Edelwald. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Streifereien im Gebiete der Menschheit. Leipzig, 1782.
Predigten. Halle, 1788. Berlin, 1795. 2 Bde.

W's Leistungen zeichnen sich durch gesunde Moral, treffliche Charakterzeichnung und gute Darstellung vortheilhaft aus.

---

## Johann Heinrich Westphal

ward am 31. Januar 1794 zu Schwerin geboren, wo sein Vater Domorganist war. Er erhielt eine wissenschaftliche Erziehung, stand in den Jahren 1813 und 14 im lützowschen Corps in den Reihen der Freiheitkämpfer und bekleidete dann seit 1817 eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem Erziehungsinstitute, welches er aber 1818 verließ, um als Lehrer der Mathematik an das Gymnasium zu Danzig sich zu begeben. Nach vier Jahren gab er auch diese Stelle auf, um Italien, Sicilien und Egypten zu bereisen. Er starb 1825 in Italien.

Seine theils unter seinem, theils unter dem Namen J. Tommasini gedruckten Schriften sind:

Leben, Studien und Schriften des Astronomen J. Hevelius. Königsberg, 1820.
Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Danzig, 1821.
Nicolaus Kopernikus. Konstanz, 1822.
Astrognosie. Berlin, 1822.
Briefe aus Sicilien. Berlin, 1825.
Spaziergang durch Kalabrien und Apulien. Berlin, 1828.
Die römische Campagna. Berlin, 1829.

Seine Schilderungen italienischer Gegenden und Zustände erwarben sich vorzüglich durch ihre Wahrheit, Einfachheit und Treue großen Beifall.

---

## Engel Christine Westphalen,

eine Tochter des Kaufmanns von Axen, wurde zu Hamburg am 8. December 1758 geboren, verheirathete sich 1785 mit dem Kaufmann und Senator J. F. E. Westphalen und starb 1837 daselbst.

Sie gab heraus:

Charlotte Corday; Trauerspiel. Hamburg, 1804.
Gedichte. Hamburg, 1809—1811. 3 Thle.
Gesänge der Zeit. Hamburg, 1815.
Petrarka. Hamburg, 1806.

Wärme des Gefühls, lebendige Phantasie, Zartheit und Eleganz sind namentlich ihren lyrischen Dichtungen eigen, ihren dramatischen Leistungen fehlt es dagegen an Kraft und Präcision.

---

## Wilhelm Martin Leberecht de Wette,

Dr. der Philosophie und Theologie, wurde am 14. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren. Er vollendete seine academischen Studien zu Jena, wo er auch 1805 Docent und 1807 außerordentlicher Professor wurde. 1809 verließ er diese Universität, um einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie zu Heidelberg anzunehmen; aber hier blieb er nur ein Jahr, indem er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Da er wegen eines Trostschreibens an Sand's Mutter 1819 plötzlich seine Entlassung bekam, so begab er sich nach Weimar, wo er lebte, bis er 1822 als Professor der Theologie nach Basel berufen wurde. Hier wirkt er gegenwärtig noch in vollster geistiger Kraft.

Seine Schriften sind:

Aufforderung zum Studium der hebräischen Sprache und Literatur. Jena, 1805.
Beiträge zur Einleitung in das A. T. Halle, 1806. 2 Thle.
Die Psalmen; übersetzt. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der hebräisch-indischen Archäologie. Leipzig, 1814.
Lehrbuch der christlichen Dogmatik. Berlin, 1814—1816. 2 Thle.
Ueber Religion und Theologie. Berlin, 1815.
Einleitung in die Bibel. Berlin, 1817—1826. 2 Thle.
Christliche Sittenlehre. Berlin, 1818. 3 Thle.
Zur christlichen Belehrung und Ermahnung. Berlin, 1819.
Drei Predigten. Berlin, 1821.
Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Berlin, 1822. 2 Thle.
Vorlesungen über die Sittenlehre. Berlin, 1823 u. 24. 2 Thle.
Luthers Sendschreiben, Briefe und Bedenken,

kritisch und historisch bearbeitet. Berlin, 1826—1829. 6 Thle.

Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist. Berlin, 1829. 2 Thle.

Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u.s.w.

Einer der vorzüglichsten aber durchaus selbstständigen Anhänger Schleiermachers, erwarb sich de W. nicht allein durch seine tiefe Gelehrsamkeit, seine Klarheit und den Reichthum seiner Gedanken, sondern auch durch seine seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf, wenn gleich seine theologischen Romane nicht als ganz gelungen zu bezeichnen sein möchten.

---

## Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit *).

Text, Joh. 14, 1—6.

Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben: Niemand kömmt zum Vater, denn durch mich.

Die vorgelesenen Textesworte versetzen uns in die letzte Stunde, welche unser Heiland mit seinen Jüngern kurz vor seiner Gefangennehmung zubrachte. Er hatte ihnen so eben seinen nahen Tod verkündigt, und sie dadurch mit Schrecken und Betrübniß erfüllt. Da sprach er ihnen Muth und Trost ein mit den Worten: Euer Herz erschrecke nicht! Er forderte sie auf, Gott und ihm zu vertrauen, und wies sie hin auf die ewigen Wohnungen im Hause seines Vaters, wohin er gehe, ihnen eine Stätte zu bereiten, und von wannen er wiederkommen werde, um sie zu sich zu nehmen; er tröstete sie mit der Hoffnung der ewigen Ruhe und der Wiedervereinigung mit ihm bei Gott im Himmel. Ach! damals faßten die Jünger den Trost dieser Hoffnung nicht, und ihrem thränenvollen, trüben Blicke blieb das Himmelslicht derselben noch verborgen; denn noch fehlte ihnen der feste, lebendige Glaube an die Unsterblichkeit. Als der Tod über ihren Meister einen flüchtigen Sieg davon getragen hatte, und das Grab seinen Leib verborgen hielt: da waren sie niedergeschlagen und traurig, und gaben alle ihre Hoffnungen auf; da gedachten sie nicht der Worte ihres Herrn: Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich. Als er aber, durch die Kraft des Vaters auferweckt, sich ihnen wieder lebend, als Sieger des Todes, zeigte: da faßte die Hoffnung Wurzel in ihrem Herzen; da verstanden sie es, daß er zum Vater ging, um ihnen eine Stätte zu bereiten; da erschien er ihnen als der, welcher dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat (2 Tim. 1, 10.), als der, welcher die Auferstehung und das Leben ist (Joh. 11, 25.). Jesu Auferstehung war ihnen Pfand und Gewähr ihrer Auferstehung; sein Sieg über den Tod weckte in ihnen den Siegesmuth der Unsterblichkeit. Und so ist auch uns dieser trostvolle Glaube geworden, und in diesen Tagen des Andenkens an die Auferstehung Christi haben wir uns von neuem darin befestigt. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum (1 Kor. 15, 55—57.)! — Wir armen, schwachen Menschen bedürfen nur zu sehr des Trostes, der im Glauben an die Unsterblichkeit liegt. Gar oft ist unser Herz erschrocken und voll Traurigkeit; unserm trüben Blicke verbirgt sich nur zu leicht das Licht der Hoffnung, das uns den irdischen, mit Dunkel bedeckten Weg erhellen sollte; von den Stürmen der Erde erschüttert, lassen wir den sichern, festen Anker unserer Seele fahren, der hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin der Vorläufer für uns eingegangen ist (Ebr. 6, 19. 20.). Laßt uns daher auch diese der Andacht geweihte Stunde, wo unser Blick noch auf das heilsvolle Ereigniß der Auferstehung unsers Heilandes gerichtet ist, dazu benutzen, uns im Glauben an die Unsterblichkeit zu befestigen, indem wir die tröstlichen und ermuthigenden Worte des Erlösers an seine Jünger mit einander betrachten. Sie enthalten aber nicht allein die tröstliche Verheißung dessen, was uns jenseit des Todes erwartet, sondern auch die Bedingung, unter welcher wir der Erfüllung theilhaftig werden können, — die Forderung, uns derselben würdig zu machen. Wir wollen daher nach Anleitung dieser Worte unter dem Beistande Gottes mit einander betrachten:

Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit.

Gott, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da Niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16.)! du wolltest uns nicht die Beute der Todesfurcht sein, uns nicht im Dunkel der Hoffnungslosigkeit wohnen lassen; darum sandtest du deinen Sohn, daß er den Tod besiegte, und uns berufe von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht (1. Petr. 2, 9.); du wolltest uns, deine irdischen Kinder, zu dir sammeln in deine ewigen Wohnungen: darum führtest du den großen Hirten der Schafe von den Todten aus (Ebr. 13, 20.), daß er uns voranginge und uns den Weg zu dir bahnte. O gieb, daß der Glaube an die Unsterblichkeit in unsern Herzen feste Wurzel fasse, daß wir vom Dunkel dieser Erde den Blick hoffnungsvoll zu dem Lichte, in welchem du wohnest, emporrichten, daß wir nie erschrecken noch zagen, daß wir freudigen Muthes den Weg wandeln, den du uns zum ewigen Ziele führest, daß wir deinem Sohne folgen, welcher der Weg, und die Wahrheit, und das Leben ist, und durch ihn zu dir, dem Vater, und in die Wohnungen des ewigen Friedens bei dir kommen. Amen.

---

I. Der christliche Glaube an die Unsterblichkeit hat eines Theils eine tröstende Kraft. Euer Herz erschrecke nicht, sagt Christus zu den Jüngern, und beruhigt sie dann mit der Verheißung: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Der Hinblick auf das Haus des himmlischen Vaters, wohin wir nach diesem Leben kommen werden, tröstet uns für die schmerzvollen Verluste, welche uns der Tod bringt; dieser Hinblick tröstet uns aber auch für Alles, was wir hienieden entbehren, für alle Mängel und Unvollkommenheit dieses Lebens, erhebt uns über die engen, drückenden Schranken der Erde, und erquickt die nach dem Höhern strebende Seele mit hoffnungsreichen, seligen Ahnungen.

1) Der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns erstens für die Verluste, welche wir durch den Tod leiden, und zwar erleichtert er uns den Abschied von der irdischen Heimath, an welche uns so viele Bande knüpfen, wo wir uns glücklich fühlen, indem er uns auf unsre wahre, ewige Heimath im Hause des himmlischen Vaters hinweist.

Die Erde ist unsre wahre Heimath nicht: wir sind auf ihr Fremdlinge und Beisaßen, und das Leben auf ihr ist eine Wallfahrt; aber nur zu leicht werden wir auf ihr einheimisch. Wenn das Kind aus dem Schlummer der Unbewußtheit erwacht, so blickt es staunend um sich her, wie in einer fremden Umgebung. Vater und Mutter, Geschwister und Angehörige empfangen es mit liebevollen Blicken und befreunden es mit der Fremde, in welche es sich versetzt sieht. Aber bald dringen auch die schimmernden Reize der Erde in sein Auge, und wecken in ihm die Begierde des Besitzes und Genusses; es streckt die Hände aus nach dem, was ihm Lust und Freude verspricht; es läßt sich verstricken von den Netzen der Lockung, und fühlt sich bald von tausend Banden festgehalten an dem Boden, den es kaum mit Zagen betreten hatte. Dem Erwachsenen öffnet sich dann der Kreis der Wirksamkeit, in welchem er seine Kräfte üben und seine Thätigkeit entfalten kann. In der Arbeit und Wirksamkeit liegt eine reiche Quelle von Lebensfreuden verborgen, welche, da sie reiner und geistiger sind, als die des Sinnengenusses, uns nur noch inniger mit der Erde befreunden. In unserm irdischen Wirkungskreise dienen wir Gott und dem Nächsten, gebrauchen die Gaben, welche uns Gott verliehen, werden der Kraft unseres Geistes inne, und gewinnen ein höheres Selbstgefühl. Aber mit der reinen Lust der Thätigkeit und des Strebens verbindet sich die Lust der Selbstsucht. Der Lohn, welchen uns die Erde für unsere Arbeit spendet, reizt unsere Begierde, und der Genuß dieses Lohnes, wenn wir so glücklich sind, ihn zu erlangen, erfüllt unsere Seele mit der falschen Liebe zum Irdischen. Umgeben von den Gütern dieser Erde, den Früchten unserer Bemühungen, fühlen wir uns an die Stätte, die wir einnehmen, gefesselt, und überlassen uns der Täuschung, das flüchtige irdische Glück sei uns auf ewig gesichert. So wird uns die Erde, wo wir nur Gäste

*) Aus Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette's Predigten, theils auslegender, theils abhandelnder Art. Erste Sammlung. Basel 1825.

und Pilger sind, durch reine und unreine Liebe, durch geistige und irdische Freuden, zur Heimath und zum Wohnsitz unsers Glückes, und das Leben zur süßen Gewohnheit. Wenn aber dann der Tod uns entgegen tritt mit seiner schreckenden Gestalt, und uns von der Erde abfordert: so erbebt unser Herz, und grauenvolles Dunkel umwölkt unsern Blick. Wir sollen diesen freundlichen, vom Sonnenlicht beschienenen, von tausend Reizen schimmernden Wohnsitz verlassen, und dem unwillkommenen Führer in das Dunkel des Grabes, in das kalte Reich des Todes, folgen. Ach! hier verlassen wir Alles, was uns lieb ist, und was erwartet uns jenseit der dunkeln Pforte? Weggerissen aus unserer Heimath, — in welche schauerliche Oede werden wir versetzt werden? was sollen wir in dem unbekannten Lande? — Aber so fragen wir nur, wenn wir keinen Glauben haben, wenn der Schrecken die Hoffnung in unserm Herzen unterdrückt hat, und die falsche Liebe zum Irdischen uns erfüllt. Der Christ weiß, daß ihn der Tod in das Haus des himmlischen Vaters führt, in seine ewige Heimath, für welche er geschaffen ist. Es ist ihm keine dunkle, unbekannte Oede, es ist das vom ewigen Lichte erhellte wahre Vaterland, wo er sich erst heimisch fühlen wird. Lebe wohl, ruft der scheidende Christ der Erde zu, lebe wohl, Land der Wallfahrt und der Prüfung, ich kehre in die Heimath, in des Vaters Haus! Auch du gehörst zu den Wohnungen des Vaters, und bist ein Theil seiner herrlichen Schöpfung; du warst für mich die Schule, wo er mich mit väterlicher Güte erzog und übte, und Dank ihm für alles Gute, das ich auf dir empfangen habe; aber du bist nur ein äußerer, ferner Vorhof des großen Hauses des Weltalls, nun trete ich ihm näher, und seine Vatergüte wird sich mir noch reicher offenbaren. Fahret hin, ihr Freuden der Erde, die ich mit Dank gegen den Schöpfer genoß, an die ich aber nie mein Herz hängte, die sich oft trübten durch Sorgen und Schmerzen, fahret hin; meiner wartet im Hause des Vaters ewige ungetrübte Seligkeit!

Aber der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns auch für den Verlust dessen, was uns mit Recht auf Erden lieb und werth und nicht bloß irdisch ist, für den Abschied von unsern Geliebten und den Austritt aus unsrer Wirksamkeit, indem er uns dafür Ersatz verheißt.

Ein edles Herz liebt und wird geliebt; zarte, heilige Bande knüpfen es an Vater, Mutter und Geschwister, an Gatten, Kinder und Freunde. Diese Liebe ist nicht bloß irdisch, und nicht verwerflich; sie gehört unserm bessern Selbst an; es verbinden sich damit die heiligsten Pflichten der Treue und Dankbarkeit, und in ihr bewährt sich die Liebe zu Gott, dessen heiliger Wille sie geboten hat. Aber demungeachtet ist sie dem irdischen Wechsel ausgesetzt, und die Quelle der bittersten Schmerzen; oft zerreißt der Tod ihre zarten Bande, so daß sich das liebende Herz, in seinem Innersten verwundet, verbluten möchte. Ach! wer erschrickt und zagt nicht, wenn er den geliebten Verwandten und Lebensgenossen, das geliebte Kind, den theuern Freund auf das Krankenlager hingeworfen sieht, — wenn die Blässe des Todes das geliebte Antlitz bedeckt, — wenn das Licht der Augen, an welchem der liebende Blick hing, erlöschen will? Wer, der die kalte Hand des Todes an seinem Herzen fühlt, sieht unerschüttert die Geliebten um sein Bett stehen, und die Thränen des Schmerzes im abgewendeten Blicke verbergen? Er soll von denen scheiden, in derem trauten Kreise er das Glück des Lebens fand, wo er sich heimisch fühlte, wo er seine schönste Bestimmung erreicht hatte. Es schmerzt, wenn man die Heimath und die Geliebten nur auf kurze Zeit verlassen muß; und er soll sie auf ewig verlassen. Sehnsüchtig blickt der Reisende nach dem Orte zurück, von dem er scheiden muß, und freut sich schon der künftigen Rückkehr; der Sterbende aber wird nie wiederkehren, und die Heimath sammt den Geliebten sinkt ihm in ewige Nacht. Ach! und wie sollen die Zurückbleibenden den Schmerz bezwingen, wenn der Geliebte von ihnen gerissen wird? Soll die Mutter, die Gattin nicht weinen, wenn das Kind, der Gatte, die sie mit warmer Liebe umfing, aus ihren Armen in das gähnende Grab hinabsinken? Ja, unerschüttert, thränenlos kann auch der Christ nicht bleiben, wenn ihn der Tod von den Seinen hinwegreißt, wenn er in das Grab der Geliebten blickt. Aber der Glaube beruhigt und tröstet ihn. Es ist das Haus des himmlischen Vaters, wohin der Scheidende geht; aus dem Kreise der irdischen Liebe und Freundschaft hinweggehoben, empfangen ihn die Arme der ewigen Vaterliebe. Alle Liebe, die er hier genossen, war nur der Ausfluß des Urquells aller Liebe, an dem er sich nun erquicken wird, der ihm nun in seiner ganzen Fülle entgegenströmt. Er ist nicht aus dem Kreise der Liebe in eine kalte Fremde hinausgestoßen; er ist in das wahre Vaterland der Liebe eingekehrt. Weinet nicht, sage der sterbende Christ zu den Zurückbleibenden, ich verliere eure Liebe nicht, indem ich von euch scheide, ich gewinne sie unendlich vervielfacht in der Liebe des himmlischen Vaters; und auch ihr verliert meine Liebe nicht, sie wird sich dort, geläutert, in den Strom der göttlichen Liebe und mit ihm in eure Herzen ergießen, und ein seligeres Gefühl wird eure Brust erfüllen. Weine nicht, Mutter, sagt das Kind, daß ich deinen Armen entrissen werde: ich werde dort nicht verwaist sein, ich werde im Schooße der ewigen Vaterliebe ruhen; weine nicht, daß ich dich nicht mehr lieben kann: dort werde ich Gott lieben und in ihm auch dich, und unsre Herzen werden sich berühren, wenn auch du deine Liebe Gott zuwendest!

Der Tod ist aber nur eine kurze Trennung für den gläubigen Christen. Es ist des himmlischen, des allgemeinen Vaters Haus, wohin die Sterbenden gehen; und wie lange währt es, so folgen wir ihnen nach! Wir sind alle Kinder desselben Vaters, auf der Wallfahrt begriffen, fern von seinem Hause; und einst kehren wir Alle zurück und finden uns Alle zusammen. Hier auf der flüchtigen Reise des Lebens drängt ein Wandrer den andern, und es ist uns kein ruhiges Beisammenwohnen vergönnt; der Jüngling drängt den Greis von hinnen, daß er seinen Platz einnehme, der Sohn folgt dem scheidenden Vater, um bald seinem Sohne wieder Platz zu machen. Dort aber im Hause des Vaters, in der ewigen Heimath, da ist bleibende Ruhe, seliges, ungestörtes Beisammenwohnen. Und die Bande, welche heilige Liebe hienieden geknüpft hat, werden sich dort wieder zusammenschließen; die Seelen, welche für einander geschaffen sind, werden sich dort wieder finden; denn die Liebe hört nimmer auf (1. Cor. 13, 8.). Im Vaterland der Liebe, im himmlischen Vaterhause, werden wir uns nur reiner und heiliger lieben. O entzückender Gedanke! wir werden uns mit unsern Geliebten wieder zusammenfinden, um einander nie wieder zu verlassen, um mit einander die ganze Seligkeit der Liebe zu genießen! O was ist der Schmerz des Todes gegen diese selige Hoffnung! wie verschwinden die Schrecknisse seiner kurzen Nacht vor der Morgenröthe, welche jenseits für uns anbricht! So ziehet denn hin, ihr geliebten Sterbenden, begleitet von den Thränen unsrer Sehnsucht, nichts unsers trostlosen Schmerzes, ziehet hin in das ewige Vaterland, wohin wir euch folgen werden! Bald ist auch unsre Laufbahn vollendet, und der beschwerlichen Wanderung müde, kehren wir dann in dem Hafen der Ruhe ein, wo ihr uns mit offenen Armen empfanget. Himmlische Sehnsucht hebt die Seele zu euch empor, daß sie euch nachfliegen möchte; o eilt ihr Stunden, daß der selige Augenblick erscheine, wo wir uns wieder sehen!

Neben der Trennung von seinen Lieben, schmerzt den edlen, begeisterten Menschen, welchen der Tod abruft, nichts so sehr, als der Austritt aus dem Kreise seiner Wirksamkeit; denn auch diese Liebe gehört seinem geistigen, bessern Selbst an. Der Scheidende hat ein edles, wohlthätiges Werk begonnen, und soll es unvollendet verlassen; die Saat, die er ausgestreuet, beginnt zu keimen und zu sprossen, und er soll sie nicht blühen und Früchte tragen sehen. Er hat für die Wahrheit gewirkt, und muthig mit der Finsterniß gekämpft; schon sind die Wolken derselben vor ihm gewichen, und er hofft sie ganz zu vertreiben: da tritt ihm der Tod entgegen und hemmt seinen Siegeslauf. Mit edlem Schmerz verläßt er die Bahn, und sehnsuchtsvoll blickt er nach dem Ziele, das er nicht erreicht hat. Oder er hat für die Gerechtigkeit gekämpft, und die Rechte der gedrückten Menschheit vertheidigt. Schon fingen die Ungerechten und Unterdrücker an, vor ihm das Feld zu räumen: da erliegt der tapfere Streiter dem Feinde, dem Niemand entrinnt, und sinkend haucht er seine Seele in Seufzern für die Sache, der er sein Leben gewidmet, aus. O warum kann ich nicht, seufzt er, nur noch einen Sieg erkämpfen, nur noch diesen Feind der Gerechtigkeit zu Boden strecken? O heilige Sache der Unschuld, warum durfte ich dir nicht den Triumph erringen? Gern hätte ich mein Leben dafür geopfert, warum muß ich es zu früh und sieglos hingeben? — Aber beruhige dich, edler Streiter! du gehst in deines Vaters Haus, zum Urquell der Wahrheit und Gerechtigkeit und alles Guten, wofür du hier gelebt und gewirkt hast, wofür du auch dort leben und wirken wirst. Du betrittst eine höhere Laufbahn, wo dir schönere Palmen winken; aus dem irdischen Weinberg Gottes wirst du in den himmlischen versetzt, wo schönere Früchte reifen, als hier auf der rauhen Erde. Und was du hier gewirkt hast, ist nicht verloren, weder für dich noch für die Welt. Selig sind die Todten, die in dem Herren sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach (Offenb. 14, 13.) Dort ernte st du die Früchte der Saat, die du hier gesäet; dort empfängst du die Krone für die Kämpfe, die du hier gekämpft hast.

2) So tröstet uns der Glaube an die Unsterblichkeit für die Verluste, welche uns der Tod bringt, für den Verlust alles dessen, was wir hienieden lieben, und was uns die Erde zur Heimath unseres Glückes und unserer Freuden macht. Aber wie Viele sind auf dieser Erde glücklich? Wessen Herz fühlt

nicht irgend eine schmerzliche Entbehrung, eine drückende Schranke? Welcher Edle kann hier seine Heimath finden? Je höher die Seele strebt, desto mehr entbehrt sie auf der Erde, desto mehr fühlt sie sich hier fremd und beengt, desto drückender sind ihr die Schranken, die sie umfangen; und eine Sehnsucht erfüllt sie, wie das Heimweh nach einem bessern Vaterland. Auch dafür bietet uns der Glaube an die Unsterblichkeit Trost. Er tröstet uns zweitens *für alles, was wir auf dieser Welt entbehren, erhebt uns über das drückende Gefühl der irdischen Unvollkommenheit*, und nährt die Sehnsucht mit seligen Hoffnungen, indem er uns eben das ersehnte bessere Vaterland verheißt.

*In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.* Diese Worte unseres Erlösers eröffnen der frommen, sehnsuchtsvollen Ahnung ein unendliches Feld, und auf ihren Schwingen erhebt sich die gedrückte Seele über das Leiden dieser Erde. Hier wohnen wir im kalten, rauhen Vorhof des großen Vaterhauses, und sind in denselben, wie in einen engen Kerker, dem wir nicht entfliehen können, festgebannt; der irdische Leib fesselt uns an einen bestimmten Raum, der uns mit drückenden Schranken umgiebt, wo wir, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, ausharren müssen. Dort sind wir in des Vaters Haus, in der seligen Nähe der ewigen, unendlichen Vatergüte, und viele Wohnungen sind in demselben, unendlich ist der Raum, der uns dort empfängt; dort sind die engen Schranken niedergerissen, welche uns hier umschließen; dort zieht uns nicht der schwere, irdische Körper nieder; dort schwingt die Seele frei ihre Fittige, und durchfliegt unbehindert die unendliche Laufbahn des Strebens. Welche Wohnung uns Gott dort anweisen wird, wissen wir nicht; aber gewiß wird es eine schönere, als die irdische, und eine Wohnung der Seligkeit und des Friedens sein, wo unsere Sehnsucht gestillt wird. Mit verklärtem Leibe werden wir sie betreten, und sie wird uns mit dem Glanze himmlischer Klarheit umleuchten. So wie unser besseres Selbst, von seinen Mängeln und Flekken entkleidet, in ursprünglicher Herrlichkeit aus dem Grabe erstehen und das Ebenbild Gottes tragen wird: so wird auch die Wohnung, welche wir dort einnehmen, von Allem, was uns hier drückt und beengt, frei und der würdige Schauplatz eines höheren, reineren, seligen Lebens sein. Und wie die Seelen von Natur verschieden und mit eigenthümlichen Trieben und Fähigkeiten begabt sind, so werden sie auch dort eine jede die ihrer Eigenthümlichkeit entsprechende Wohnung finden, wo sie ihre Thätigkeit entfalten, ihre Sehnsucht stillen können. Denn in des Vaters Hause sind *viele Wohnungen*; dort sind wir nicht, wie hier, alle in Eine Wohnung festgebannt, wie verschieden auch unsere Sinnesart, unser Streben und unsere Sehnsucht ist; dort findet Alles seine wahre, ewige, selige Bestimmung; dort ist das Ziel und der Ruhort jedes Strebens und jeder Sehnsucht.

So erhebe uns denn diese frohe Ahnung über alle Mängel und Schranken der Erde, und erheitere uns in jeder Betrübniß. — Es giebt Menschen, denen auf der Erde Alles zuwider ist, die kein Glück und keine Ruhe finden können. Während Andern Alles entgegenlächelt und Genuß und Freude bietet, so daß sie hier eine glückliche Heimath finden und sich wohl und heimisch fühlen: so sehen sich Jene, wie auf eine rauhe, wüste Klippe verschlagen, von den Wogen des Ungewitters umbraust, von allem entblößt, was nicht nur zur Lebensfreude, sondern auch zur nützlichen, erfreulichen Wirksamkeit nothwendig ist. Fast scheint es, als wenn solche Menschen von der Erde, als einem ihnen fremden Element, abgestoßen würden, während die Glücklichen, durch eine innere Verwandtschaft von ihr angezogen, in freundlicher Wechselwirkung mit allem Irdischen stehen. Tröstet euch, ihr Unglücklichen, ihr Geplagten und Gedrückten! Die Erde ist eure Heimath nicht; es wartet euer ein besseres Vaterland; dort oben in den vielen Wohnungen des Vaters ist euch ein Ort der Ruhe und des Friedens aufbewahrt, wo ihr für alles Leiden Trost und Ersatz finden werdet! — Manchen bietet die Erde die schönsten ihrer Freuden, die Freuden der Liebe und Freundschaft; sie sind glücklich im Kreise ihrer Lieben, von liebenden Verwandten umgeben, an der Seite eines gleichgesinnten, zärtlichen Gatten, an der Hand eines von gleicher Begeisterung erglühenden, dasselbe Ziel verfolgenden Freundes. Andere aber stehen allein und verlassen, und haben nie das Glück gekannt, von Eltern und Geschwistern geliebt zu sein; von Fremden umgeben, trat ihnen überall die Kälte und Selbstsucht, aber keine Liebe entgegen, und auch keinen wahren Freund konnten sie finden. Wer, dem ein so liebeleeres Leben beschieden ist, und der ein Herz im Busen trägt, fühlt nicht die Sehnsucht nach dem entbehrten Glücke? Es lebt vielleicht auf der Erde eine Seele, die ihn lieben würde, aber er kennt sie nicht, und wenn er sie kennt, kann er nicht zu ihr gelangen. In dieser Welt sind Gute und Böse, Fromme und Gottlose, Edle und Unedle unter einander gemischt, wie Waizen und Unkraut. Mancher edle Mensch sieht sich in Verhältnisse gestellt, die seinem Herzen nicht zusagen, die ihn zum Schlechten und Gemeinen hinabdrücken, die ihm in der Ausbildung seines Geistes, in der Vervollkommnung seiner unsterblichen Seele hinderlich sind. Sehnsuchtsvoll sieht er über die Schranken hinüber, aber er kann sie nicht übersteigen; sein Herz verlangt nach einer Gemeinschaft, in der er sich gehoben und gefördert sähe, aber er kann sie nicht finden. Tröstet euch, ihr sehnsuchtsvollen Seelen! dort oben in des Vaters Haus, da fließt in überschwenglicher Fülle der Strom der Liebe, dort werden eure schmachtenden Herzen erquickt werden. Im ewigen Reiche des Vaters ist der Waizen vom Unkraute gesäubert, da sind die Bösen von den Guten ausgeschieden, und stören nicht mehr ihren Frieden. Dort sind die Schranken der Körperwelt gefallen, und dem befreiten Geiste stehen die vielen Wohnungen offen im unendlichen Hause des Vaters: da findet die Sehnsucht das lange Entbehrte, da vereinigen sich die für einander Geschaffenen, dienen in seliger Gemeinschaft Gott, und stimmen mit einander ein in den heiligen Einklang der himmlischen Lobgesänge. Harre aus, sehnsuchtsvolles Herz, nähre dich vom seligen Gefühl der Hoffnung, und sei in dir still und freudig! — Andere fühlen sich auf dieser Erde fremd und unglücklich, weil ihnen keine freudige Wirksamkeit beschieden ist, weil sie sich in ihrem Streben verkannt, behindert und von Widersachern befeindet und verfolgt sehen. Alle edlern Seelen, alle edlern Geister theilen mehr oder weniger dieses Loos. *Ihrer ist die Welt nicht werth* (Ebr. 11, 38); sie suchen, was droben ist, und der große Haufe ist auf das Irdische gerichtet; sie wirken und kämpfen für Wahrheit und Gerechtigkeit, und die Menge jagt nach den Schein und dient der Selbstsucht; was Wunder, wenn sie verkannt und verfolgt werden? Manche aber sind besonders dazu bestimmt, den Kreis ihrer Wirksamkeit zu verfehlen, Verkennung und Verfolgung zu finden. Sie sind in eine Umgebung gestellt, die ihrer nicht würdig ist; das Leben ihres Volkes, ihrer Vaterstadt steht noch auf einer zu niedrigen Stufe; oder sie sind über ihr ganzes Zeitalter zu sehr erhaben, die Finsterniß, die sie umgiebt, faßt nicht das Licht, daß sie in sich tragen und ausströmen; sie sind die Vorläufer einer bessern Zeit, die von einer höhern Welt herabgesandten Boten, welche hier keine Heimath finden können. Tröstet euch, ihr edeln Seelen, ihr erhabenen Geister! dort im Hause des Vaters erwartet euch die Laufbahn, auf welcher ihr euer Streben entfalten könnt, wo euch das ersehnte Ziel winket; dort in den vielen Wohnungen findet ihr die Stelle, die euch gebührt. Dort herrscht die Wahrheit und Gerechtigkeit, denen ihr hier vergebens euer Leben weihtet; dort strahlt das Licht, das hier von der Finsterniß getrübt ist, in ursprünglicher Klarheit; dort waltet der Geist, der hier unwürdige Fesseln trägt, in seiner angebornen Freiheit. — So tröstet und erhebt euch, alle ihr gedrückten, sehnsuchtsvollen Seelen, richtet den Blick empor zum Hause des himmlischen Vaters und seinen vielen Wohnungen! Dort ist Ruhe, Friede, Freiheit, und Alles, was die Sehnsucht stillt; dort herrscht die Liebe, die Wahrheit und Gerechtigkeit.

II. Laßt uns nun aber auch andern Theils die *heiligende Kraft* des Glaubens an die Unsterblichkeit in unser Herz fassen, indem wir die Bedingung kürzlich betrachten, unter welcher uns die Erfüllung unserer Hoffnungen zu Theil werden kann. Als Thomas den Herrn fragte, welches der Weg sei, auf welchem man ihm zu dem Hause des Vaters folgen könne? antwortete er: *Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.*

1) Christus fordert hiernach erstens von uns, daß wir uns durch seine Wahrheit und das Leben, das in ihm ist, *läutern und reinigen*. Wir sollen die Wahrheit, die er uns gebracht, in unser Herz aufnehmen, und durch die Gemeinschaft mit ihm, in einem neuen, höheren Leben wandeln. Die Wahrheit Christi verträgt sich nicht mit der Liebe zum irdischen Schein, zu den Scheingütern dieser Welt; das Leben in seiner Gemeinschaft beginnt mit der Ertödtung des alten, irdischen Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden. Soll uns also die Erfüllung der Hoffnung werden, daß wir dort im Hause des Vaters Ersatz finden für den Verlust dessen, was wir lieben, und die Stillung der Sehnsucht, die hier unbefriedigt bleibt: so lasset uns unsere Liebe und unsere Sehnsucht heiligen und reinigen durch die Wahrheit und das Leben in Christo. Laßt uns nur lieben, was wahrhaft und ewig liebenswerth ist und unsere Sehnsucht nur auf wahre und bleibende Güter richten. Ihr, die ihr euch glücklich fühlt auf dieser Erde, hängt euer Herz nicht an ihre Güter und Freuden, verunreinigt es nicht mit fleischlicher Liebe, und vergesset nicht, daß ihr für ein besseres Vaterland bestimmt seid! Nur wenn euer Herz schon hier nach oben gerichtet ist, wenn ihr euch Schätze für den Himmel

sammelt, werdet ihr in das Haus des Vaters gelangen, in welches nichts Irdisches eingeht: denn Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes ererben (1. Cor. 15, 50.). Und ihr Unglücklichen und Gedrückten, nähret keine unreine Sehnsucht nach dem, was euch der Vater weise versagte, um euch zu läutern und eure Seele zu erheben; hoffet nicht den Ersatz des entbehrten irdischen Glückes, hoffet eine höhere, reinere Seligkeit; machet euch ganz los vom Fleisch und Blut, welche nicht das Reich Gottes ererben können! Nur dann wird euch die Stillung eurer Sehnsucht werden, nur dann werdet ihr den Frieden finden im Hause des Vaters. — Ihr, die ihr euch glücklich fühlt in der Liebe eurer Angehörigen, und die Schrecken des Todes durch die Hoffnung des Wiedersehens im Hause des Vaters beschwichtigen möchtet! Liebet, die ihr liebt, mit reiner Liebe, nicht mit der Begierde und Eitelkeit des Fleisches und Blutes, liebt in ihnen, was geistig und ewig ist, liebt in ihnen, was Gott und Christo angehört. Nur dann wird euch die Hoffnung des Wiedersehens wahrhaft trösten und nur dann wird sie in Erfüllung gehen. Die verklärte Liebe wird die verklärten Gegenstände ihrer Zärtlichkeit wiederfinden in den Wohnungen der Verklärung. Und ihr, denen ein liebeleeres Leben beschieden ward, welche vergebens die Gegenstände ihrer Sehnsucht zu umfangen wünschen, hütet euch, daß nicht eine falsche Sehnsucht, eine verfeinerte sinnliche Begierde euch verlocke! Nur die reine Sehnsucht wird gestillt werden in den himmlischen Wohnungen; nur die Sehnsucht, die mit der Sehnsucht nach den ewigen Gütern bei Gott, mit der heiligen Liebe des Himmels, eins ist, wird dort ihre Befriedigung finden. — Ihr strebenden und wirkenden Geister, die ihr euch glücklich und heimisch fühlt in dem Kreise, den ihr erfüllet! Ist euer Wirken der Wahrheit und dem Leben in Christo geweihet; dienet ihr nicht euch und eurer Selbstsucht, sondern Gott und seinem heiligen Willen; suchet ihr nicht, was euer, sondern was Gottes ist: dann dürft ihr getrost dem Rufe des Vaters folgen, und euern irdischen Wirkungskreis verlassen: ihr nehmet mit euch, was unsterblich ist, und findet es herrlicher wieder. Und ihr, welchen diese Welt feindlich widerstrebt, die Mitwirkung versagt und Haß und Streit entgegensetzt, prüfet euch, ob euer Streben rein, von Selbstsucht und Eigensinn frei sei, und ob ihr nicht durch Hoffahrt und Stolz euch selbst eure Widerwärtigkeiten bereitet! Ist es die Wahrheit Christi, welche die Welt verschmäht, indem sie euch nicht höret? Ist es das Leben in Christo, dessen Kraft aus euch wirkt, und von der Welt zurückgestoßen, fruchtlos zu euch zurückkehrt? Ist diese Wahrheit und dieses Leben in euch, dann getrost, ihr muthigen Kämpfer, ihr treuen Dulder! dort geht ihr in das reine Licht, in das wahre, selige Leben ein, dort empfanget ihr die Palme des Sieges.

2) Ich bin der Weg, sagt Christus: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Der Weg aber, den er wandelte, auf dem wir ihm folgen sollen, war der Weg des Gehorsams und der Pflichterfüllung, und führte durch Leiden zur Herrlichkeit; und er sagte diese Worte, als er eben im Begriff war, in den Tod zu gehen, um den Willen des Vaters zu erfüllen. Die heiligende Kraft des Glaubens an die Unsterblichkeit ist daher zweitens eine stärkende; sie stärkt uns, daß wir in Gehorsam gegen Gott, in strenger Pflichterfüllung, den Lebensweg wandeln, wenn er auch durch Leiden führt. Diejenigen, welche ungeduldig, verzagt und mürrisch sich von dem Wege wenden, auf denen ihnen der Herzog der Seligkeit vorangeht, werden nicht zum Vater kommen; nur wenn wir mit Christo leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden; und wenn wir ihm folgen, wird er wieder kommen und uns zu sich nehmen, auf daß wir seien, wo er ist. Ihr Unglücklichen, denen diese Erde ein Ort der Mühe und Entsagung ist! ihr Trauernden, welche am Grabe ihrer Lieben weinen! ihr Sehnsüchtigen, deren Brust stille Seufzer heben! ihr Kämpfer und Dulder für die Sache Gottes und Christi! gedenket der Worte: Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich (Offenb. 3, 19.), und sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Ebendas. 2, 10.)! Die Leiden und Entsagungen, welche euch auferlegt sind, sollen euch bessern und läutern, und eure Herzen von der Erde zum Himmel erheben. Erkennet gehorsam die weise Fügung des Vaters und seid getreu in der Duldung und in der Erfüllung eurer Pflichten, getreu bis in den Tod! In diesem treuen Gehorsam stärke euch die Hoffnung und erhalte euer Herz aufrecht. Hebt euern Blick empor zum Hause des Vaters, zu den Wohnungen des Friedens, aber bezwinget eure Sehnsucht, bis ihr seinen Ruf vernehmt; eilt ihm nicht ungeduldig entgegen, sondern behauptet die Stelle, die euch angewiesen ist, und erfüllet sie mit treuer Uebung der Pflicht! Wie lange währt es, so erschallt der Ruf der Erlösung. Siehe! ich komme bald, sagt Christus: halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme (Offenb. 3, 11.)!

So kehre denn der Glaube an die Unsterblichkeit mit seiner ganzen tröstenden und heiligenden Kraft in unsre Herzen ein. Er tröste uns, wenn wir den irdischen Schauplatz unserer Freuden, den trauten Kreis unserer Lieben, den frohen Uebungsplatz unserer Kräfte verlassen müssen; er tröste uns, wenn wir am Grabe theurer Todten weinen, und trockne unsere Thränen und mache sie wenigstens sanfter fließen. Er erhebe uns über den Druck, die Entbehrung und den Kampf dieses Lebens, und nähre unsere Sehnsucht mit seligen Ahnungen. Aber er heilige auch unsre Herzen, und reinige sie von aller falschen, irdischen, fleischlichen Liebe und Sehnsucht, von aller Selbstsucht und Hoffahrt, er öffne unsern Geist der Wahrheit Christi, und erwecke in uns ein reineres, höheres Leben. Endlich stärke er uns im Gehorsam der Pflichterfüllung und Duldung, und gebe uns Kraft, den Weg zu wandeln, auf dem uns Christus zum Vater führt. O Christus, Anfänger und Vollender des Glaubens, komme wieder, uns zu dir zu nehmen, auf daß wir seien, wo du bist, auf daß wir bei dir und dem Vater seien, mit Allen, die wir reines Herzens lieben, und welche dein eigen sind; komme, führe uns Alle in deines Vaters Haus, in die Wohnungen des ewigen Friedens! Amen.

---

# Johann Carl Wetzel

wurde am 31. October 1747 zu Sondershausen geboren, wo sein Vater als fürstlicher Mundkoch lebte. 1764 begab er sich auf die Universität zu Leipzig und ward 1769 Hofmeister bei einem Grafen von Schönburg in der Lausitz. Darauf besuchte er Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien, in welcher letzteren Stadt er eine Zeit lang als Theaterdichter sich aufhielt. Von dort ging er nach Leipzig zurück, verfiel in eine unglückliche Geisteszerrüttung und kam in diesem Zustande 1786 wieder nach seiner Vaterstadt, wo er Anfangs von seinem erübrigten Schriftstellerhonorar, später aber theils von der Gnade des Fürsten, theils von andern menschenfreundlichen Vereinen und von seiner Familie unterhalten wurde. Er starb am 28. Januar 1819.

Seine Schriften sind:

Der Graf von Wickham; Trauerspiel. Leipzig, 1774.
Tobias Knaut. Leipzig, 1774. 4 Thle.
Belphagon. Leipzig, 1776. 2 Thle.
Satirische Erzählungen. Leipzig, 1777 u. 78. 2 Thle.
Lustspiele: 1778 — 1786. Zelmor und Ermide; Schauspiel. Leipzig, 1779.
Herrmann und Ulrike. Leipzig, 1779. 4 Thle.
Die wilde Betty. Leipzig, 1779.
Wilhelmine Arend. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Werke des Wahnsinns. Erfurt, 1804. 2 Thle.

Ueber W. urtheilt Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 537 flg. sehr richtig mit folgenden Worten: „Der Verfasser Tobias Knaut's ist ein witziger, sinnreicher Plauderer von philosophischem Kopfe, reifer Urtheilskraft und Menschenkenntniß. Wenn er Sterne's Manier nicht immer so sichtbar nachahmte, wenn er die Weitschweifigkeit und Witzelei unsrer empfindsamen Modeschriftsteller ernstlicher gemieden, und den Ton in seinem Vortrage gleicher und natürlicher gehalten hätte, so müßten seine Werke allgemeiner geliebt und gelesen werden. Scenen aus dem niedrigen Leben schildert er ungemein anziehend; er ertappt immer mit bewundernswürdigem Glücke die kleinsten Züge von Lächerlichkeit und Schwachheit, und malt sie meisterlich aus. Viele eingedrängte Episoden, häufige Reflexionen, gedehnte Beschreibungen und die Verschwendung des Witzes und der Laune schaden in allen seinen Romanen, Geschichten und Erzählungen

dem Interesse des Ganzen. Nützliche Moral, mit treffender Satire gemischt, verschönert das Einförmige seiner sittlichen Schildereien. Auf dem Theater möchten seine Lustspiele nicht so gefallen, als beim Lesen. Die ungekünstelte Anlegung und Entwickelung des Plans, die feine Zeichnung seiner Charaktere, die geschickte Führung der Scenen und der leichte, muntere Dialog, reizen durchgehends, aber oft fehlt es an Leben und Handlung und natürlicher Sprache; der blendende Witz in der Unterredung, der überfeine Ton der großen Welt, verbunden mit einiger Geschwätzigkeit, scheinen durch in ganzen Auftritten. Doch ist er frei von den ekelhaften Possen und Zuckungen mancher neueren Komiker."

## Tilemann Dothias Wiarda

ward im October 1746 zu Emden geboren, vollendete nach erhaltener Vorbildung seine juristischen Studien zu Halle, und wurde sogleich nach dem Schlusse derselben Advocat von 1770 — 1780, darauf Landschaftssecretär und unter der holländischen Herrschaft 1808 Assessor des Landvogteiamts. Unter der hannöverschen Regierung war er Landsyndikus zu Aurich und außerdem Hofrath, Ritter des Guelphenordens. Er starb am 7. März 1826.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen Sprache. Aurich, 1784.
Altfriesisches Wörterbuch. Aurich, 1786.
Vollständige Ostfriesische Geschichte. Aurich, 1791—1817. 10 Thle.
Ueber teutsche Vornahmen und Geschlechtsnahmen. Berlin, 1800.
Asegabuch. Berlin, 1805.
Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes. Bremen, 1809.
Willkühren der Brockmänner. Berlin, 1820.

W. erwarb sich durch seine gründlichen Forschungen auf dem Gebiete der altfriesischen Sprache und Verfassung, so wie durch seine trefflichen historischen Arbeiten große und bleibende Verdienste um die Geschichtschreibung seines Vaterlandes.

## Georg Wickram

ward zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Colmar geboren und verwaltete zu Burkheim das Amt eines Stadtschreibers, wo er wahrscheinlich nach 1562 starb. Näheres ist nicht über ihn bekannt.

Seine Schriften sind:

Ein hübsch neu Fastnachtsspiel der treu Eckart genannt. Strasburg, 1538.
Ein recht schon christlich Burgerspiel, Tobias genannt. Strasburg, 1562.
Der Rollwagen von Schimpf und Ernst. Strasburg, 1557.
Der Goldfaden. Nürnberg, 1665. Neu bearbeitet von Clemens Brentano. Heidelberg, 1809.

W. besaß ein hübsches, lebendiges Talent der Darstellung und war nicht ohne glückliche Erfindungsgabe; namentlich wurde sein Roman „der Goldfaden" in früherer Zeit als ein sehr beliebtes Buch gern und viel gelesen.

## Christoph Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Sein Vater, der später nach Biberach versetzt wurde, begann schon frühe ihn zu unterrichten, so daß er bereits im siebenten Jahre den Cornelius Nepos, und im dreizehnten den Virgil und Horaz las. Auch beurkundete der dreizehnjährige Knabe sein dichterisches Talent in mannigfachen Versuchen. In seinem 14. Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen, wo er zwei Jahre blieb und sich dann auf die Universität zu Erfurt begab, welche er jedoch bald mit der zu Tübingen vertauschte. Er sollte zwar nach dem Willen seines Vaters Jura studiren, allein seine Neigung zum Dichten ließ ihm wenig Raum für jene Wissenschaft. Von Tübingen aus schickte Wieland die ersten Gesänge eines Heldengedichtes an Bodmer, dessen Aufmerksamkeit durch diese Leistung sehr erregt wurde, so daß er den Jüngling zu sich nach Zürich einlud. W. folgte der Einladung und verweilte in der Schweiz bis 1760, in welchem Jahre er als Kanzleidirector in den Rath von Biberach aufgenommen ward. Hier blieb er, bis er 1769 zum Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Erfurt berufen wurde. Doch verließ er diese Stadt schon 1772 wieder, um als Erzieher des Erbprinzen nach Weimar zu gehen; indem er zugleich den Titel eines Hofrathes erhielt. Als sein Zögling erwachsen war, zog er sich auf sein Gut zu Osmannstedt zurück, wo er bis 1803 blieb. Dann begab er sich wieder nach Weimar, wo er in glücklicher Muße am 20. Januar 1813 seine Tage beschloß. Er war Ritter der französischen Ehrenlegion und des russischen St. Annenordens zweiter Klasse.

Seine Schriften sind:

Epische Gedichte: Der geprüfte Abraham 1753. Cyrus 1757. Idris und Zenide 1768. Der neue Amadis 1771. Oberon 1780.
Komische und ernsthafte Erzählungen: Kombabus, Endymion u. s. w. 1753.
Lehrgedichte: Die Natur der Dinge 1751. Antiovid 1752. Moralische Briefe und Erzählungen 1752. Araspes und Panthea 1761. Musarion 1768. Die Grazien 1770.
Romane: Don Sylvio von Rosalva 1754. Agathon 1766. Die Abderiten 1774. Dschinistan 1786—1789. Peregrinus Proteus 1791. Agathodämon 1798. Menander und Glycerion 1804. Kratos und Hipparchia 1805.
Dialoge: Nachlaß des Diogenes 1770. u. s. w.
Dramen: Lady Johanne Gray; Trauerspiel, 1758. Clementina von Poretta; Trauerspiel, 1760. Alceste; Singspiel, 1773. Die Wahl des Herkules 1773. Rosamunde; Singspiel, 1778.
Uebersetzungen: Shakespeare's theatralische Werke 1762—1766. 8 Bde. Horazens Briefe 1782. 2 Bde. Satiren 1786. 2 Thle. Lucians Werke 1788. 6 Thle. Ciceros Briefe 1808 ff. 6 Thle.
Zeitschriften: Der deutsche Merkur 1773—1810. und das attische Museum 1798—1803. 3 Bde.

Die beste allgemeine Charakteristik Wieland's hat unbedingt Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 107 geliefert; weshalb sie hier um so mehr eine Stellung finden möge, als sie stets Geltung behalten wird. Er sagt: „Klopstock's und Wieland's Namen bezeichnen zwei Extreme. Während Klopstock die Poesie des Uebersinnlichen im feierlichsten Ernste bis zur Ueberspannung trieb, kehrte Wieland lachend, und aller Ueberspannung den Krieg erklärend, den übersinnlichen Dingen den Rücken zu. Leichtsinnig sollte seine Poesie eben so wenig sein, als sein persönlicher Charakter es war: aber sie sollte sich einer Philosophie unterwerfen, die er in der Schule der französischen Resualisten für die einzige gesunde anzusehen gelernt hatte. Auf diese Art wurde Wieland ein philosophirender Dichter der Sinnlichkeit, wie Deutschland noch keinen gehabt hatte. Aber weit entfernt von der Absicht, einer Sinnlichkeit das Wort zu reden, die den Menschen zum Thier erniedrigt, wollte dieser Dichter eine Tugend, die ihm nach der Lehre Shaftesbury's mit der Liebe zum Schönen gleichen Ursprungs schien, allem, was er für überspannte und phantastische Tugend hielt, als die einzig wahre gegenüberstellen. Sein Ideal von moralischer Liebenswürdigkeit ruhte auf seinem Gefühle, dem er aber sogleich mißtraute, wenn es sich der Ueberspannung zu nähern schien. Seine Satyre sollte eben so unbefangen die Schwächen des menschlichen Herzens aufdecken, als Allem entgegen wirken, was er in das große Fach der Schwärmerei und der Vorurtheile eintragen zu müssen glaubte. Das Bewußtsein der strengen Rechtlichkeit seiner eignen Sitten ließ ihn nicht bezweifeln, daß er als Dichter, besonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigsten Reize der Sinnlichkeit so verführerisch malen dürfe, als die Gesetze des Schönen es erlauben. Nur was die Grazien beleidigt, sollte nach seinen Grundsätzen auf das strengste aus dem Gebiete der Poesie verwiesen werden. Diese ästhetische Moral, die Wieland in die deutsche Literatur einführte, wirkte sehr nützlich als Gegengewicht gegen den falschen Rigorismus, von dem die Kritik in Deutschland gedrückt wurde. Erst durch Wieland lernten die Deutschen die ästhetische Geistesfreiheit kennen, ohne welche das Ziel in gewissen Dichtungsarten unerreichbar ist. Auch im Conflikte mit der klopstockischen Poesie wirkte die wielandische wohlthätig auf den Geschmack der Deutschen, indem sie die Meinung zerstörte, daß der Geist eines großen Dichters immer dem Himmel mehr zugekehrt sein müsse als der Erde. Gegen die Schwärmerei, zu der keine neuere Nation mehr, als die deutsche, geneigt ist, hat die Satyre nie mit so fein geschliffenen Waffen gestritten, als in Wieland's Schriften. Aber wer die Art von Philosophie, die zum Wesen der wielandischen Poesie gehört, nur für eine blendende Scheinphilosophie erkennt, die den Glauben an alles Höhere in und über den Menschen zerstört, und die Begriffe von wahrer Sittlichkeit verfälscht, der muß auch die wielandische Poesie gerade von dieser Seite, die dem Dichter selbst die liebste gewesen zu sein scheint, sehr unerfreulich finden. Der ästhetische Werth der Schriften Wieland's erscheint daher auch am reinsten in denjenigen seiner Gedichte, die mehr darstellen, als lehren, oder wenigstens nicht, wie die Romane dieses Dichters, mit einem Scheine von philosophischer Bündigkeit Grundsätze einleuchtend machen sollen, die für Jeden, wer sich nicht zu ihnen bekennt, etwas Zurückstoßendes haben. Auf der Höhe, zu der Wieland als Dichter sich aufgeschwungen hat, ist er um so merkwürdiger, da ihm weder auffallende Originalität, noch deutsche Nationalität zugesprochen werden darf, auch außerdem seine Poesie mehrere schwache Seiten hat; denn mit allen seinen Mängeln und Fehlern bleibt er doch, was auch eine schielende Kritik, ihn zu verkleinern, vorbringen mag, einer der großen Dichter, die der Stolz der deutschen Literatur sind. Ein deutscher Nationaldichter im vorzüglichsten Sinne konnte er nicht sein, da seiner Nation eben jene Ansichten fehlten, die er ihr von der Kunst und vom Leben geben wollte. Daher ging auch von seinem persönlichen Charakter, in welchem so viel Deutsches lag, daß er sich selbst nicht ungern einen „ehrlichen Schwaben" nannte, so wenig in seine Gedichte über. Die alten Griechen waren das Volk, bei dem er die Geistesrichtung und Bildung, die er jeder andern vorzog, am deutlichsten und anziehendsten wahrzunehmen glaubte. Daraus erklärt sich, warum er so gern die Scene zu seinen Dichtungen, besonders den Romanen, nach Griechenland und in die Zeiten des classischen Alterthums verlegte. Aber das Antike vermischte sich in Wieland's Phantasie sogleich mit dem Modernen. Sein empfängliches Gemüth hatte aus seiner Lectüre alles in sich aufgenommen, was ihm einen Zug von wahrer Humanität zu haben schien. Vieles vom Geschmacke der Franzosen hatte er mit ihrer Philosophie eingesogen; so vieles, daß er den Beinamen „der deutsche Voltaire" in und außer Deutschland davon trug, obgleich in Allem, was Voltaire geschrieben hat, keine Spur des wielandischen Ideals von moralischer Liebenswürdigkeit zu finden ist. Unter den italienischen Dichtern war vorzüglich Ariost derjenige, dessen Laune mit Wieland's Art, zu dichten, zusammenstimmte. Auch andere ausländische Schriftsteller, zum Beispiel Lucian und Cervantes, haben Antheil an Wieland's Werken. Aber nur ein Paar Mal, zum Beispiel in dem Don Silvio, den ersten und schwächsten unter Wieland's Romanen, und in den Göttergesprächen, die ihn auch nicht berühmt gemacht haben würden, erscheint er seit der Emancipation seines vorher ganz gefesselten Geistes als ein Nachahmer, der bestimmte Muster vor Augen hatte. In allen seinen übrigen Gedichten und geistreichen Schriften ist das vielfache Fremde, das er sich angeeignet hatte, so harmonisch verschmolzen mit dem Geist und Style, an dem man ihn selbst erkennt, daß er über alle Dichter, in deren Werken das bloße Nachahmungstalent vorherrscht, erhaben, und in seiner Art einzig ist. Wieland's Originalität liegt in der nicht auffallenden, aber darum doch ihm allein eignen Art, wie sein freier Geist, der keinem Muster vorzugsweise huldigte, die menschliche Natur, besonders die Schwächen des menschlichen Herzens, zum Stoffe seiner Dichtungen machte. Er ergriff diesen Stoff, mehr seinem Gefühle, als Regeln folgend, mit einer in der deutschen Literatur neuen Kühnheit, um Alles, was mit seinen Begriffen von gesunder Vernunft und moralischer Liebenswürdigkeit nicht übereinstimmte, in ein komisches Licht zu stellen. Lächeln mochte seine Muße noch lieber, als lachen. Diese unversiegbare Heiterkeit, verbunden mit dieser Menschenkenntniß, dieser Feinheit des Witzes und des Geschmacks, und einer solchen Fülle der Phantasie, in einem so weichen, üppigen, nachlässig scheinenden, und doch so gebildeten Style findet man bei keinem anderen Dichter. Die scherzende und ironische Grazie haben die Deutschen erst durch ihn näher kennen gelernt. Aber die Fehler, von denen Wieland's Schriften nicht frei zu sprechen sind, hängen mit der ihm eignen Art, zu dichten und zu schreiben, so genau zusammen, daß er selbst auch nach der großen Veränderung, die mit seinem Geschmacke vorgegangen war, sie nicht bemerkte. Seine Poesie, obgleich mit vielem Kunstverstande aus der Natur und dem menschlichen Herzen geschöpft, behielt gewöhnlich einen zu starken Anstrich von seiner Lectüre. Gelehrte Anspielungen, die dem poetischen Interesse fremd sind, kommen besonders in Wieland's kleineren Gedichten

um so mehr zur Unzeit vor, da sie seiner Muße das Ansehen einer Pedantin geben, wo sie am heitersten und freiesten scherzt. Auch die Leichtigkeit seines Styls wird zuweilen ermüdend durch die nie nachlassende Umständlichkeit. Man wünscht, daß er wenigstens nicht Alles mit so vielen Worten sagen möchte. Eine gewisse Monotonie in seinen Gedichten ist auch dadurch entstanden, daß seine Lieblingsbetrachtungen, zum Beispiel die Betrachtung der Keuschheit auf der Probe, sich so oft in ihnen wiederholen, und daß überhaupt in seinen Gemälden der Schwächen des menschlichen Herzens nicht genug innere Mannigfaltigkeit sich findet. Aber um die Schattenseite der Schriften Wieland's im Verhältnisse zu der glänzenden Seite bestimmter zu würdigen, muß man erstens die sämmtlichen Jugendschriften dieses Mannes, dessen Feder so selten ruhte, von denjenigen seiner Werke absondern, aus denen allein man seine Eigenthümlichkeit kennen lernt, und unter diesen muß man wieder in mehr als einer Hinsicht die Romane und was Wieland sonst in Prosa geschrieben hat, von seinen metrischen Dichtungen unterscheiden."

---

## Oberon.

### Zehnter Gesang.

1.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer Herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübste Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlassner von allem, was er liebet,
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

2.

Ihn hört Titania, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald herauf in langen Pausen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen,
Und wendet sich von ihm. Denn, ach, vergebens schwillt
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.
Ein stärk'rer Zauber stößt mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie sie überm Strand
Dahin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.
Bald, ruft sie freudig, ist das Maß des Schicksals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen,
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll
Zum Zweitenmal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im Schiff, mit großer Müh,
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Kaum begonnte sie
Die schweren Augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie
Und bat sie, sich dem Gram nicht länger zu ergeben:
Dein Glück ist's, sprach er, bloß, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönste, zu besitzen
Ist nur Almansor werth, der dir an Reizen gleicht
Er wird beim ersten Blick in deinen Fesseln liegen;
Und, glaube meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füßen sehn. Der Hauptmann spricht's und reicht
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches Tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

6.

Der ist des Todes (fährt er fort,
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord
Erzittern macht) der je des Frevels sich verwäget
Und seine Hand an diesen Schleier leget!
Betrachtet sie von diesem Augenblick
Als ein Juwel, das schon Almansorn angehöret.
Er sagt's, und zieht, damit sie ungestöret
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurück.

7.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,
Bewegungslos, beraubt von ihrem Unglück, sitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt
Auf ihre Knie', mit starren, thränenleeren
Erloschnen Augen da. Ihr Jammer ist zu groß
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoß
Erträgt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

8.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Ist alles, alles um sie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie starrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt;
Da wird sie alles, was sie liebte wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da,
Und seufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz, und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie; fasse Muth! Dein Sohn und dein Gemahl,
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum Drittenmal
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie Wir glücklich sind, so werdet Ihr es sein.
Mit diesem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte,
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

12.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Rosenglanz, die nur allmählich schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmals beigestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Trutz.

13.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nacht
Ihr unglückselger Freund, mit siebenfachrm Stricke
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch' ihr Herz! — Und Er, vor dessen Augenblitze
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist weilt?
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

14.

Den ernsten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon schmachtet, steht der Geisterfürst, und hört
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüber bebt, — schaut nach dem Morgensterne,
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15.

Erblassend, ohne Glanz, naht sich der Sylfe, blickt
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen
Dem Kummer nach, der seinen König drückt:
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.
Schau auf, spricht Oberon. Und mit dem Worte weist

In einer Wolke, die mit ausgespanntem Flügel
Vorüber fährt, sich dem bestürzten Geist
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Versunken in der tiefsten Noth,
An seines Herzens offnen Wunden
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden
Im öden Wald, und stirbt den langen Martertod.
In diesem hoffnungslosen Stande
Schwellt seine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Ist unser Elend nur den höhern Wesen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbarn Leiden
Wie ruhig alles um mich her!
Kein Wesen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer
Aus seinem Platz, kein Blatt in diesen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer Kiesel wär',
Um meine Bande durchzuschneiden
Genugsam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch! wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o Du, der mich dem Tod so oft
Entrissen, wenn ich am wenigsten gehofft,
Es würden alle Zweig' in diesem Wald zu Händen
Auf Deinen Wink!" — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch sein Gebein mit diesem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab, er schwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unsichtbar unterstützt.

19.

Es war der Geist, dem Oberon die Geschichte
Des treuen Paars im Bilde sehen ließ,
Der diesen Dienst ihm ungesehn erwies.
Der Sohn des Lichts erlag dem kläglichen Gesichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und sank zu seines Meisters Füßen,
So strafbar als er sei, kannst du, der ihn geliebt,
Vor seiner Noth dein großes Herz verschließen?

20.

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang:
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müssen.
In dieser Kluft, die mich von Hüon trennt,
Ist mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin, und mach' ihn los, und trag ihn auf der Stelle,
So wie er ist, nach Tunis vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serai's in seiner Aufsicht hat,
Dort leg ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich, ihm sichtbar zu erscheinen,
Und mach' es schnell, und sprich mit ihm kein Wort.

22.

Der Sylfe kommt, so rasch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüon angeflogen.
Löst seine Bande auf, beladet sich mit ihm,
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte
Ihn auf die Bank, so sanft als wie auf Pflaum.
Dem guten Ritter däucht, was ihm geschieht, ein Traum.

23.

Er schaut erstaunt umher, und sucht sich's wahr zu machen!
Doch alles was er sieht bestätigt seinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er sich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt sich um die Hütte.

24.

Auf einmal knarrt die Thüre, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,
Ein Grabscheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen:
Und beide sehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

25.

Ist's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!" — „Mein Freund!"
„Wie finden wir uns hier?" — Und, außer sich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bückt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf, und küßt ihn auf die Wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich, daß Ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug Euch vor diese Schwelle?
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' jemand hier beisammen uns erblickt.
Auf allen Fall seid Ihr mein Neffe Hassan (flüstert
Er ihm in's Ohr) ein junger Handelsmann
Von Halep, der die Welt zu sehn gelüstert,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, seufzt Hüon, als ein Leben
Das keine Wohlthat ist! — Das wird sich alles geben,
Erwiedert Scherasmin und schiebt sein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und schließt sich mit ihm ein.
Da, spricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das beste, was sein kleiner Vorrathskeller
Vermag, herbei, Oliven, Brot und Wein,
Und setzt sich neben ihn, und heißt ihn fröhlich sein.

28.

Mein bester Herr, daß wir nach allen Streichen,
Die uns das Glück gespielt, so unvermuthet hier
Zu Tunis vor der Hüttenthür
Des Gärtners Ibrahim uns finden, ist ein Zeichen,
Daß Oberon ganz unvermerkt und still
Uns alle wiederum zusammenbringen will.
Noch fehlt das Beste; doch zum Pfande für Amanden,
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.

29.

Was sagst du? ruft Herr Hüon voller Freuden.
Demselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,
Dient sie als Sklavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die Augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all' der Zeit gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,
Und, seiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt sein Bischen Geld verzettelt,
Darauf mit Muscheln ausstaffirt,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Geist zuletzt hierher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf bessre Zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum Glück ist immer unversehrt
(Setzt er hinzu) das Kästchen mitgezogen,
Das euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübsch von mir, so frei heraus zu platzen;
Die Freude, daß ich euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürstensohn drückt seinem guten Alten
Die Hand, und spricht: Ich kenne deine Treu',
Sollst alles wissen, Freund, ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor allem, steh in einem Ding mir bei.
Das Kästchen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich. Denkst du nicht auch, es sei
Am besten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuschaffen?

33.

Es sind zwölf Stunden kaum, seit eine Räuberschaar
Amanden mir entriß, mir, der am öden Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen sie vielleicht in diese Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Platz,

Wo Hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem soll mir meinen höchsten Schatz
Entziehen, sollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte sinnt der Sache schweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Ist also wohl nur wenig Stunden,
Von hier entfernt? — Nicht das ich wüßte, sprach
Der junge Fürst; vielleicht sind's tausend Stunden:
Mich trug, unendlich schnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geist) aus einem Wald hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberons. Ich selber, spricht der Retter,
Ich trau' ihm's zu, und nehm's als ein Versprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung ist, so schreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen:
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein,
Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth sein,
Daß sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh' durchs Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich ist, noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! — an der Seite
Der Liebe zwar — doch jetzt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir, mein Herzblut stehe faul
Als wie ein Sumpf, bis ich die schöne Beute
Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es soll' an ihm nicht liegen
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält seines Eifers Lauf
Am ersten Abend schon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von so viel Erschütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal sich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm stets im Sinne lagen,
Beleben sich; er glaubt mit einem Schwarm
Von Feinden sich ergrimmt herum zu schlagen:
Dann sinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm
Die Leiche seines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hält die versinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, selbst an einem Baum
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

40.

Erschöpft von Grimm und Angst stürzt er aufs Lager hin
Mit starrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt seine Wissenschaft in dieser Noth zu Statten.
Denn dazumal war's eines Knappen Amt
Die Heilkunst mit der Kunst der Ritterschaft zu gatten.
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,
Und viel geheimes ward auf seinen langen Reisen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

41.

Er eilt, sobald der schöne Morgenstern
Am Himmel bleicht, (indeß bei dem geliebten Herrn
Als Wärterin sich Fatme emsig zeiget)
Den Gärten zu, worin noch alles ruht und schweiget;
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drückt sie aus, und mischet einen Saft,
Der binnen kurzer Frist dem stärksten Fieber wehret.

42.

Ein sanfter Schlaf beginnt schon in der zweiten Nacht
Auf Hüons Stirne sich zu senken.
Mit liebevoller Treu' gepfleget und bewacht,
Und reichlich angefrischt mit kühlenden Getränken,
Fühlt er am vierten Tag so gut sich hergestellt,
Und sich, sobald der Mond die laue Nacht erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn versehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Rosenbüschen,
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues aufzufischen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan,
Des Kranken Blut und Nerven zu erfrischen:
Es sei, versichert sie, beinahe zweifelsfrei,
Daß Rezia nicht fern von ihnen sei.

44.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich?
Das sagt' ich nicht; allein, ich lasse mich zerstücken
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen Abend hier
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innerm Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der Abendzeit
Ließ auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit Vogelsschnelligkeit,
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem ersten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

46.

An Löschen denkt kein Mensch in solcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichsten Tod
Umschlungen, springt aus seinem Flammenrachen
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.
Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,
Treibt sie dem Ufer zu, doch eine Viertelstunde
Vom Strand, ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoß,
Und stürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute schrei'n umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten Stärke
Der Todesangst, umsonst sich aus der Flut herauf:
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unversehrt, und unbenetzt sogar,
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus ins Meer sie sehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zephyr schien die Frau herbei zu wehen.
Doch, um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,
Winkt jetzt Almansaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beizustehn.

49.

Man sagt, der Sultan selbst sei an den Strand gekommen
Und habe sie, von einem Idschoglan,
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terrass' hinan
Sie auf den Rücken trug, selbst in Empfang genommen,
Man konnte zwar nicht hören was er sprach,
Doch schien er ihr viel höfliches zu sagen,
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigstens durch Blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch sei, dies ist gewiß,
(Fährt Fatme fort) daß sich Almansaris
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewiesen hat, und ihr viel schönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden seltner Reiz
Ihr gleich beim ersten Blick Almansors Herz entzogen;
Und daß sie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angst, Freude, Lieb' und Schmerz, malt, während Fatme spricht,
Sich wechselsweis' in Hüons Angesicht.
Daß es Amanda sei, scheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,

Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,
Die Zügel seines Schicksals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was ist nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland selbst nicht wagen gut zu heißen,
Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathsam ist,
Uns ingeheim, auf alles was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.
Doch vor der Hand versuchen wir's mit List!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens schämet,
Bei Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?

53.

Gesetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit
Er sieht euch schärfer an, und schüttelt
Sein weises Haupt; mir ist dafür nicht leid:
Ein schöner Diamant hat manches schon vermittelt.
Laßt diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut
Und morgen sehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerschurz betitelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorschlag däucht dem Ritter wol ersonnen,
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask gekommen,
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt sein neues Amt mit vielem Anstand an.

## Eilfter Gesang.

1.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder schwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder sein zu sehn, die goldne Hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen Glanz der schönsten Jugend wieder.
Schon der Gedanke bloß, daß sie so nah ihm ist,
Daß dieses Lüftchen, daß ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre Lippen kaum gespielet;

2.

Daß diese Blumen, die er bricht,
Und malerisch in Kränz' und Sträuße flicht,
Und in dem Harem sie, wie üblich ist zu schicken,
Vielleicht Amandens Locken schmücken,
Ihr schönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Brust
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust
Färbt wieder seine Wang' und strahlt aus seinen Blicken.

3.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In diesem Land', und wird verschlummert und verträumet,
Allein, so bald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo seine Holde säumet?
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;
Doch darf sich in den Gärten und Terrassen
Nach Sonnenuntergang nichts männlichs sehen lassen.

4.

Die Damen pflegen dann, beim sanften Mondesglanz
Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürstin selbst den schönen Nymphenkranz,
Dann kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in stillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almansor selbst (so scharf
Gilt hier des Wohlstands Pflicht) sich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unser Ritter glaubte
Im Harem war) zu sehn blieb keine Möglichkeit,
Wofern er nicht sich um die Dämmrungszeit
Im Garten länger säumt als das Gesetz erlaubte.
Er hatte dreimal schon die unruhvollste Nacht
In einem Busch, an dem vorbeizugehen
Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,
Gelauscht, geguckt, und ach! Amanden nicht gesehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim,
Und Scherasmin, ihr und sein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu schnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchsten Zeit) sich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht,
Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages strengem Brand,
Im frischen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Spinnen es gewebet,
Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schließt's um den Busen zu, der durch die dünne Wand
Mit schöner Ungeduld sich durchzubrechen strebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als diesen Leib. Sein reizender Kontur
Floß wellenhaft, dem feinsten Auge nur
Bemerklich, zwischen dem Genauen
Und Ueberflüssigen, so weich, so lieblich hin;
Schwer war's dem kältsten Josephssinn,
Sie ohne Lüsternheit und Sehnsucht anzuschauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Fantasie
Der Alkamenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Brust, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reiz erhob die Kunst sich nie,
Der stets, sobald dazu die Lust in ihr erwachte,
Sie zur Besiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geist der Wollust schien alsdann
Mit ihrem Athem sich den Lüften mitzutheilen,
Die um sie säuselten. Von Amors schärfsten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn könnt er auch entgehen
Dem feurig schmachtenden Blick, der ihn so lieblich kirrt,
Wie wird er diesem Mund voll Lockungen, wie wird
Er seinem Lächeln widerstehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberischen Stimme,
Der des Gefühls geheimste Saiten regt?
Der in der Seele Schooß die süße Täuschung trägt,
Als ob sie schon in Wollustseufzern schwimme?
Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit sich's versah,
Verräth'risch jeder Sinn zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beschleunigt:
O sagt, wer wäre dann nicht seinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern ist noch und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns jetzt fast unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — sonst auf alle Fälle
Das klügste — ging in diesem Augenblick
Nicht an — sie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle
Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär'. Zum Glück,
Hilft, falls sie fragt, ein Korb mit Blumen oder Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich stutzt die schöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machst du hier? fragt sie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Hüon, unterm Schirm gesenkter Augenlider,
Läßt auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder,
Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hätte (spricht er) bloß es ihr zu überreichen,
Die Zeit versäumt, der allen seines gleichen
Die Gärten schließt. Hat er zu viel gethan,
So mag sein Kopf den raschen Eifer büßen.
Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an,
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschließen.

15.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah — und schon
Wie Helden sind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —
Dieß schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

16.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar
Den schönen Hals, ihm hinten nachzusehen,
Und zürnt, daß er dem Wink so schnell gehorsam war.
War er, den Blick, der ihm erklärte, zu verstehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleich der reizenden Gestalt
An Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht' er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehn
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das sich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt:
Still! spricht sie zur Vertrauten, laß und lauschen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauschen.

18.

Es ist vielleicht der schöne Gärtner, spricht
Die schlaue Zof'; er ist, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann, sein Leben dran zu setzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Busch gedrückt,
Mit einem Anblick sich noch einmal zu ergötzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie wenn wir ihn ganz leise überraschten,
Und auf der frischen That den schönen Frevler haschten?

19.

Schweig, Närrin, spricht die Haremskönigin;
Du faselst, glaub' ich, gar im Traume?
Und gleichwohl richtet sie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauschen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur gewesen,
Der durchs Gesträuch geschlüpft. — Ein Seufzer, halb erstickt
Halb in den Strauß, den sie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt, was Nadin' in ihrem Blick gelesen.

20.

Unmuthig kehrt sie um, und mit sich selbst in Zwist
Beißt sich die Lippen, seufzt, spricht etwas, und vergißt
Beim dritten Wort schon was sie sagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte Antwort giebt,
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenstrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wissen
Zerknickt, und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerrissen.

21.

Drei Tage hatte nun das Uebel schon gewährt,
Und war, durch Zwang und Widerstand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen schlimmer
Geworden. Denn, so bald der Abendschimmer
Die bunten Fenster malt, verläßt sie ihre Zimmer,
Und streicht, nach Nymfen Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gärtengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Busen Ungeduld: der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heißen mochte.
Unglückliche Almansaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen,
(Denkt sie) und was dich nagt, Nadinen, die gewiß
Es lange merkt, aus Eigensinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiß.

23.

Sie wähnt, sie suche Trost an einer Freundin Busen;
Doch was sie nöthig hat ist eine Schmeichlerin,
In dieser Hofkunst war Nadine Meisterin.
Der Saft von allen Pompelmusen
In Afrika erfrischte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieser Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bei verschloßnen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen
Worin Almansaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenschaft zur schönen Zoradinen
(Wie sich die junge Fremde hieß,
Die durch ein Wunder jüngst an diesem Strand erschienen)
Ganz öffentlich und frei sich überließ.

25.

Die Amme hatte sich im Schließen nicht betrogen;
Es war Amanda selbst, die aus der Räuber Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an diesen Strand gebracht.
Ihr wißt, was sich begab, als sie ans Land gekommen;
Wie ihr Almansor stracks sein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter Zärtlichkeit
Almansaris sie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann,
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum erstenmal bei dieser Zoradinen
Verlor er seinen Ruhm. Für sie ist nur Ein Mann
Auf Erden; sie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiß, daß er, wie sehr er brennet,
Ihr kaum durch einen stummen Blick
Zu klagen wagt, — dieß alles sieht und nennet
Almansaris der Buhlkunst Meisterstück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Lust zu drehen,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt
Zu herrschen, könnte sie den Zepter ungekränkt
Von dieser Fremden aus der Hand sich spielen sehen?
Zwar leiht sie ihrem Haß ein lächelndes Gesicht,
Und thut, als zweifle sie an Zoradinen nicht:
Doch überall ist's in des Harmes Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, seitdem des schönen Gärtners Reiz
Mit Amors schärfstem Pfeil ihr stolzes Herz durchdrungen,
Hat Lustbegier die Eifersucht verschlungen.
Ihr Ehrgeiz weicht nun einem süßern Geiz,
Dem Geiz nach seinem Kuß. Ihn wieder zu besiegen
Ist nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füßen liegen,
Wenn sie nur den sie liebt, in ihren Armen hält!

30.

Sie selbst befördert nun den Anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almansor schon in Eil'
Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestanden, mache dieß zu einer Art von Pflicht;
Beim ersten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie sei gewohnt nichts über sich zu sehen.

31.

Indem Almansaris, mit list'ger Höflichkeit,
Auf diese Weise sich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreit,
Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almansor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,
Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert Hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der schöne Gärtner sich,
Daß ihm — der schon seit mehr als sieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umschlich,
(Denn daß sie trau'rt, das kann sein eignes Herz ihm sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen Gestirne noch mißgönnen.

33.

Er wirft sich unmuthsvoll bei seinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg ersinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harm zu gewinnen,
Der meinen Namen nur und daß ich nah ihr bin
Ins Ohr ihr flüstre?" — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr sollt ihr einen Mayneh schicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig sind, zu pflücken;
In dieser Sprache bin ich eine Meisterin.

34.

Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Schasmin,
Und Rosen und Schonkilien herzuholen,
Drauf heißt sie ihm ein Haar aus seinen Locken ziehen,
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet
Und dreht das Haar mit ihm zusammen, bindet
Den Strauß damit, und drein ein Lorderblatt
Worauf er A und H, verschränkt, gekritzelt hat.

35.

Nun, spricht sie, wenn ich's noch mit Zimmetwasser netze,
So ist's der schönste Brief, den je ein Herzensdieb
Von eurer Art an seine Liebste schrieb.
Wollt ihr, daß ich's geschwind euch übersetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hüon, tausend Dank!
Du kannst nicht bald genug mir eine Antwort bringen;
Die Liebe schütze dich und laß' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieser Rasenbank.

36.

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im innern Theil des Harems offen stand,
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand.
Und ward zuletzt (wie sich der Zufall immer
In alles ungebeten mischt)
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefischt,
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch Fragen
Das Wie und Wann erforscht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme diesen Brief gebracht,
Die Sklavin Ibrahims, so konnte der Verdacht,
Auf keinen andern als den schönen Hassan fallen;
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönsten gelten muß, scheint eben so gewiß;
Zumal nach dem was jüngst sich zugetragen.
Was könnte denn das A und H. sonst sagen,
Als — Hassan und Almansaris?

38.

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur desto mehr Triumph für ihren stolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eifersucht, die dieß auf einmal rege macht,
Vereinigt sich mit andern sanftern Trieben,
Nicht länger als bis auf die nächste Nacht
Den schönen Sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

39.

Indessen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,
Und ohne Argwohn, hintergangen
Zu sein, fast athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Hastigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick ist schon von fern als ein Sonnenblick
Aus Wolken, die sich just zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt sie ihm ins Ohr) was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch sich euch die Himmelsthür?

40.

Mit einem Wort, ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
Ins Myrthenwäldchen offen stehen:
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getrost wohin sie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unversehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Arglist schwant,
Verläßt sich auf den Weg, den sie ihm selbst gebahnt.

41.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich soll sie wiedersehen!
Noch diese Nacht! Und wär's durch tausend Wunden
Unmittelbar von Ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!"
Mein bester Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne sind uns hold, ihr werdet sie befreien,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut.

42.

Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern Bucht
Vor Anker liegen soll, bereit, beim ersten Winke
So bald der Augenblick zur Flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen,
Noch läßt's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;
Ein gold'ner Schlüssel, Herr, schließt alle Schlösser auf!

43.

Indeß, daß unser Held die Zeit von seinem Glücke
Mit Ungeduld an seinem Pulse zählt,
Und weil sein Puls mit jedem Augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt,
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüstet schon zum Sieg, die Mitternacht herbei,
Gefällig bot der Zufall ihrem Plane
Die Hand, und machte sie von allen Seiten frei.

44.

Ein großes Fest, der schönen Zoradinen
Zu Ehren im Palast vom Sultan angestellt,
Wobei die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Haarems offenes Feld.
Daß sich Almansaris für überflüssig hält
Bei dieser Lustbarkeit, schien keinem ungebührlich;
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmal überfällt.

45.

Die Stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs Gebüsch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft sein Herz! Ihm fehlt der Athem schier,
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet,
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem Tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge.
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen Thür.

46.

Wo sind wir? flüstert er, und tappt mit beiden Händen.
Auf einmal öffnet sich die Thür. Ein matter Schein
(Wie wenn sich, zwischen Myrthenwänden
Mit Epheu überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende scheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte Licht zum Schimmer,
Der Schimmer schnell zum höchsten Glanz erhöht.

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die alles was er je
Gesehn, beschämt; so sehr ist Gold und Lapis Lazali,
Und was Golkond' und Siam reiches spendet,
Mit stolzer Ueppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — Sie.
Wo ist Sie? seufzt er laut. Kaum ist sein Ach entflogen,
So wird, in einem Blitz, ein Vorhang weggezogen.

48.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,
Und welch ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amors Schwestern schweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den steigenden Triumph der Sonne zu erheben.

49.

Von rosafarbner Seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame Füßen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cytherens Wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten Putz und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln
Nicht fähig ist, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon, (der sich nun den Gärtner Hassan nennt)
So wie sein Auge sich zu ihr erhebt — erkennt
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dieß allverblendende wollüst'ge Traumgesicht
Was soll es ihm? — Er sieht Amanden nicht!
Sie suchte hier sein Herz, Sie suchten seine Blicke.
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blende und verwirrt.

51.

Sie steigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand, und scheint bereit für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen,
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anstand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;
Sie drückt ihm sanft die Hand, und heißt ihn fröhlich sein.

52.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen;
Sie winkt die Nymphen weg, und weg ist auch sein Muth;
Er scheint zu furchtsam nur die Augen aufzuschlagen.
Die Scene ändert sich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Rosen und mit Myrthen,
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

53.

Beim Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,
In ihrem schwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen,
Ihm seinen Sieg; allein, aus seinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düstres Licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein Blick von freien Stücken
Auf ihren Reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem Entzücken
Nicht, wie sie wünscht, vom Thau wollüstger Thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen;
Und jeder Reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild,
Und muß, beschämt, dem keuschen Reize weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden Pokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In seinen Busen schießt. Beim frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit süßerm Lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit frostigem Gesicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf seiner Zunge spürte.

56.

Die Dame winkt; und schnell schlingt sich die Schwesterschaar
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,
In einem Tanz, der Todte auf der Bahr'
Mit neuen Seelen zu begaben,
Und Geister zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichsten Gestalten
In tausendfachem Licht freigebig sich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint alles abgezielt
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauspiel ist, das hier die Schönheit spielt?
Wie reizend ist der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!
Wie schmachtend fallen sie, mit halb geschlossnem Blick,
Als wie in süßen Tod, jetzt stufenweis' zurück!

58.

Unwillig fühlt die überraschten Sinnen
Der edle Mann in dieser Gluth zerrinnen.
Er schließt zuletzt die Augen mit Gewalt,
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;
Amandens Bild, aus jener ernsten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf seinem Munde
Von ihrem Kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue schwur.

59.

Er schwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf seinen Knie'n vor diesem heilgen Bild:
Und plötzlich ist's, als hielt ein Engel seinen Schild
Vor seine Brust, so matt und kraftlos sanken
Der Wollust Pfeile von ihr ab.
Almansaris, die Acht auf alles gab,
Was ihr sein Blick verrieth, klopft schnell in ihre Hände,
Und macht auf einen Wink' dem üpp'gen Tanz ein Ende.

60.

Und ob sie gleich mit Müh' kaum über sich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Versucht sie doch noch eins, das schwerlich fehlen kann:
Sie läßt sich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polstersitz mit Reiz zurück gelehnt,
Und zum Bezaubern fast, durch ihre Gluth verschönt,
Was wird ihr durch die Gunst der Musen nicht gelingen?

61.

Wie rasch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Rosenfinger Flug die seelenvollen Saiten!
Wie reizend ist dabei aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der schönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Brust, die Weise zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Gesang ergießt, wie kann er sich erwehren
Auf seinen Knie'n die Göttin zu verehren!

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange schon ein Feu'r, das keine Rast ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht länger widersteht, und dem, der sie bezwang,
Erröthend ihre Pein und seinen Sieg bekennet.
Das Lied stand zwar im Buch; allein so wie sie sang,
Singt keine, die nicht selbst in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, so mächtig ausgesprochen,
Der schönen Töne klarer Fluß
Durch kleine Seufzerchen so häufig unterbrochen,
Der Wangen höhers Roth, des Busens schnelles Pochen,
Kurz alles ist vollströmender Erguß
Der Leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Uebermaß von dem was sie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen sich — Doch Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, gesteht, daß eine andere schon
Sein Herz besitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

65.

Fest war sein Ton, und unbestechlich streng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'; die Luft kommt ins Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten schon im ersten Purpurlichte,
Als unser Held, die Stirn in finstern Gram
Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem Angesichte
Beim ersten Blick die Hälfte der Geschichte.
Unglückliche, spricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde sinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdest selbst betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der Brust, und schwört: ihn soll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt in den Palast zu dringen,
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, spricht er, selbst, was ich mit List gewann!

68.

Zu seinen Füßen fleht ihn Scheraemin, und lange
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von seiner Flucht zu heben.

69.

Auch Fatme fleht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt;
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt;
Er giebt sein Wort, und kehret in den Garten
Zurück, um seines Dienstes und des Erfolgs zu warten.

## Zwölfter Gesang.

1.

Indessen sucht auf Polstern von Damast
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Rast.
Ist's möglich, oder hat das schnöde Abentheuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen?

2.

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein Ungeheu'r, ein Drache
Ist lieblicher, als ihre Fantasie
Den Undankbaren malt — Wie lang'? — In zwo Minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt:
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims; in seinem ganzen Wesen,
In seinem Ton und Anstand ist die Spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der Stempel der Natur,
Der einen König macht, sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein ist ihrer werth,
Ist werth in ihrem Arm sich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Frindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erschwert!
Doch, wie, Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, sich pfauengleich zu blähn
In seinem Heldenthum! Selbst dir zu widerstehn!
Das alles macht doch nur die Lust des Sieges größer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh' du den Muth verlierst,
Mit jedem Reiz, auf den sich wahre Schönheit brüstet;
Begieb, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl' und seh', was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin erwache
Dein Stolz, und schaffe dir die süße Lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sei es kund! Asmodi ist sein Name.

7.

Almansaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von außen, weniger als jemals auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Gluth,
Und kaum, daß sie zur Zier dergleichen thut
Als widerstände sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

8.

O! raubet nun dem Blitz die Feuerschwingen,
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,
Den süßen Augenblick! Zu langsam schleichet ihr
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — sie ist's nicht allein, die jetzt Sekunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von Ungeduld gequälet
Den trägen Gang der drei verhaßten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf ist Rezia sein Traum.

9.

Der zweite Morgen war dem sehnlichen Verlangen
Der Haremkönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold auf, der ihr den schönsten Sieg
Verkündigte; schon säuselt durch die Myrthen
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der Vögel frühes Chor im nah gelegnen Wald.

10.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrthenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebüschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem Tag, dem Harem zuzuschicken
Verbunden war; als ihm ein Sklav' entgegen lief
Und keuchend ihm befahl die Grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden Willens sei.

12.

Verdrossen geht Herr Hüon auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den größten Korb, und eilt zum angewiesnen Platz,
Fern ist's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein, beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

13.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;
Doch faßt er Augenblicks sich wieder
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flittern
In diesem Labyrinth mit sichtbar'm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,
Denkt er, und geht getrost, bei immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefährliches droht,
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte,
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beschreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem Licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunterströmt,
Und durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet
Wie seine Augen nie so schön entschleiert sahn;
Mehr werth als alles was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gaze, die nur wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz der Scham zu gatten.

Weg, Feder, wo Apell und Tizian
Bestürzt den Pinsel fallen ließen!
Der Ritter steht, und bebt, und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war die Augen zuzuschließen.

18.

In süßem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke,
(So schön ist was er sieht) er sehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauisch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almanfaris, und wendet sich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei elastisch runden
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josephs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem süßen Flehn,
Den Küssen voller Gluth, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Busen, widerstehn?

20.

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit!
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läßt sich Almansor sehn.

21.

Gleich einem angeschossnen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrtenrund;
Er glaubt die Stimme von Almanfaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch seiner Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt
Almansors nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! schreit das schnell gewarnte Weib,
Und wechselt stracks mit Hüons ihre Rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eigenen Leib
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,
Der von der unversehnen kecken
Beschuldigung wie blitzgetroffen stand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles schien ihm den Frevler zu entdecken.
O, Allah! sey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almansorn selbst die Rettung schuldig bin!

24.

Drauf, als sie schamhaft sich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt sie, mit dem Ton
Der Unschuld selbst, ein falsches Abenteuer:
Wie dieser schändliche verkappte Christensohn,
Da ihr die Lust im Kühlen sich zu waschen
Gekommen, sich erfrecht sie hier zu überraschen,
Und wie sie mit Gewalt sich seiner kaum erwehrt,
Als ihn, zum größten Glück, der Sultan noch gestört.

25.

Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beschuldigt wird, den Ritter los zu sprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einz'ge Blick;
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich selbst vom Tode zu befreien;
Er schmiegt den edeln Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet schweigend sich in sein Bewußtsein ein.

26.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen
Gerufen) werfet ihn in eine finstre Gruft;
Und morgen früh, so bald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof ein Raub ergrimmter Flammen,
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört sein Urtheil schweigend, — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen Blick herab,
Und wendet sich, und geht in Fesseln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unschuld giebt, gestützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert sitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsstrahl in seinem Geist erstickt.

28.

Ermüdet von des Schicksals strengen Schlägen,
Verdrossen, stets ein Ball des Wechselglücks zu sein,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's übertäuben!
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch wenn ihr es erfahret,
Erfahret, wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem Schmerz um meinen Tod sich noch die Schande paaret
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente, litt! —

30.

O Gott! es ist zu viel auch dieß noch zu erdulden!
Es büße immerhin für meine Sündenschulden
Der strengste Tod! Ich klage niemand an!
Dieß einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebtest, noch: beschütze meine Ehre,
Beschütze Rezia! — Du weißt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich schwor, den Feuertod nicht scheue.

31.

So, ruft er aus, und vom Vertraun gestärkt
Daß Oberon ihn hört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Gott des Schlummers,
Mit seinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Kissen ist, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald sein Leiden endet,
Der gute Schutzgeist selbst dies Labsal zugesendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniß bedeckt,
Als ihn aus seiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt,
Ihn däucht, er hör' im Schloß die schweren Schlüssel drehen;
Die Eisenthür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret jemand gehen,
Und stämmt sich auf und sieht — im schimmernden Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almanfaris zu seiner Seite stehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — Wirst du, spricht sie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?
O du Geliebter, hängt an deinem schönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerstreben)!
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem Ruhm erschallen!
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an;
In einem Wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein Volk, wie Staub, um deine Füße wallen;
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan!
Vertraue dich der Liebe sichern Händen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin! dein Antrag häufet bloß
Mein Leiden durch die Qual, dir alles abzuschlagen.
O! warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!"

Ist's möglich, ruft sie, kann so weit der Unsinn gehen?
Unglücklicher, im Angesicht
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzstoß bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?

36.

Sag mir, versetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So soll die Lust, womit ich eil' es zu verspritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.
Wer Ich bin weißt du nicht, vergiß nicht wer du bist,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich ist.

37.

Almansaris, aufs äußerste getrieben
Durch seinen Widerstand, sie wendet alles an,
Was seine Treu' durch alle Stufen üben
Und seinen Muth ermüden kann.
Sie reizt, sie droht, sie fleht, sie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester Sinn,
Und rein die Treu', die er Amanden zugeschworen.

38.

So stirb denn, weil du willst! — ruft sie, des Athems schier
Vor Wuth beraubt: ich selbst, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heißer Wollust weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrsinns Opferthier!
Schreit sie mit funkelndem Aug', und flucht der ersten Stunde
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde
Sich selbst, und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend sich des Kerkers Eisenthür.

39.

Inzwischen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmärchen gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sei im Bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden worden und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen sein.

40.

Ob Hüon schuldlos sei, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch hätt' er auch gefehlt, so war er mitleidswerth.
In Fällen dieser Art wird echte Treu' bewährt.
Anstatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beschlossen sie, das äußerste für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,
Und, schlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

41.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachsamkeit, die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins Schlafgemach zu schmiegen,
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiedersehens Freude
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle beide.
Das erste Wort, das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was sagst du, goldne Amme? ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir so nah?
Wo ist er? — Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße seine Bande!
Spreng seinen Kerker auf! Dem Unglückseligen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu', und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!
Mit einem Schrei der Angst, halb sinnlos, fährt Amande
In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande,
Den Kurbé um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nicht achtend, daß es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblassen Wangen,
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie':
„Almansor, laß mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig scheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!"

45.

Begehr', o Schönste, spricht erstaunt und froh zugleich
Der Sultan, laß mich nicht in Ungewißheit schweben!
Dir zu gefallen ist mein feurigstes Bestreben;
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich
Nichts ist zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! — „Du schwörst es mir?" — Der liebestrunkene Mohr
Beschwört's — „So schenke mir des Gärtners Hassan Leben!"

46.

Wie? ruft er mit bestürzter Miene,
Welch eine Bitte Zoradine?
Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
„O, viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!"
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchst des unbegränzten Rechts,
Das dir die Schönheit giebt. — Am Leben eines Knechts
Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine Treue!"

47.

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!"
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Mansor: Grausame, was quält dein Zögern mich?
Welch ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

48.

„So wiss' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget.
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nicht zerreißen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schicksals Arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt? — Du siehst mich elend — Ehre
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette mich!"

49.

Wie? du bist Hassans Weib, und liebst ihn? — „Ueber alles!"
Unglückliche, er ist dir ungetreu! —
„Er ungetreu? die Ursach' seines Falles,
Ich bin's gewiß, ist einzig seine Treu'." —
Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!" Mit zürnendem Gesicht
Spricht Mansor: Spanne nicht den Bogen,
Zu stolz auf deinen Reiz, so lange bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er stirbt? schreit Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
Er stirbt? Du hast ein Herz mir das zu sagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt; ihm ist der Tod gesetzt!
Doch, weil du willst, so sei des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

51.

Gieb, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;
Ergieb dich mir, so sei dem Frevler seine Schuld
Geschenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!
O zögre nicht, die Güte selbst zu haben
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und sein Geschick!

52.

Unedler, ruft mit Engels Zürnen
Das schöne Weib, so theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, sein Leben nicht! — Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen,
Die mich bedienten, einst, verschmähte deinen Thron
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns zu verderben,
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann sterben.

53.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln Weibes Muth
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret

Als da sie bat; doch ihre Schönheit schüret
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.
Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?
Wie bat er sie? wie schlangenartig wand
Er sich um ihren Fuß? — Umsonst! Ihr Widerstand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.

54.

Sie blieb darauf, ihr soll der Tod willkommner sein.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
„Ist's nicht mein letztes Wort, soll Allah mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorsaal schrein:
Entschließe dich, sei auf der Stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den Flammen!"

55.

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. — Entschließe dich,
Ruft er zum zweiten Mal. — O so befreie mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen:
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder Grauen.
Almansor ruft, und giebt, von Wuth erstickt,
Den grausamen Befehl, und Höllenfunken sprühen
Aus seinem Aug'. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angst gesetzet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt, und schaudernd sich ergötzet.
Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

57.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu sein selbst einem Thron zu Lieb'!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt, einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinste, seligste der Freuden,
Daß ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorber ziert,
Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis' nahn.
Sie stellen sich herum, bereit, es zu vollenden,
So bald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

60.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geschah, zeigt sich von fern in zwei verschiednen Reihen,
Von ängstlichster Bekümmerniß
Gespornt, Almansor hier, und dort Almansaris.
Er Zoradinen, Sie den Hassan zu befreien.
Halt! hört man sie aus allen Kräften schreien:
Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten ins Gedränge.

61.

Doch Hüon hat das Pfand, das nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Schaudern
Es an den Mund, und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmäht ein feiges Volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch's den Athem raubt;
Dieß sei die einzige Rach', die Hüon sich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpigtes, halb nackendes Gesindel,
Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel dreht;
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

63.

Unlustig faßt der Schach — Almansaris beim Arm;
Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und ihr Sträuben?
Der Tummel reißt sie fort, sich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In Kurzem ist ganz Tunis in Allarm,
Und niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieser Tanzwuth nicht.

64.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,
Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Busen Raum
Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt:
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

65.

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem Roß
Der biedre Scherasmin (Er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er ist's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, schlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

66.

Er springt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch sie schwoll noch höher an,
Da sie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, stets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

67.

Sie stiegen eilends ein. — Die Mohren mögen tanzen
So lang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raspeln oder schanzen
Für eine bessre Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Faeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewissen Duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich spiegeln,
Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit sinkendem Gefieder
Allmählig sich bis auf die Erde nieder;
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

69.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hoch aufgeschossnen vollen Rosenbüschen,
Stand der Palast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsche ganz
Durchschimmert schien — War's nicht an diesem Orte,
Spricht Hüon leis' und schaudernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palast hervor.

70.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne Zimbeln klangen
In ihrem süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang' den schönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — sich kaum besinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — sie wallen, Hand in Hand,

Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuck, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, Titania, in mildrem Mondesglanz.
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem Tone,
Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drei Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',
Den sie, auf ihren Knie'n, Titanen übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem Kuß, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgesang der Jungfrau'n, die in Reihn,
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwärts und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

75.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm im Arm, wie neu geboren sich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen
Im leicht umschattenden Gebüsch,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag ein schimmerndes Gemisch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooß
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt ihr zu sein? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem Stande
Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt!

77.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Sein', an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trompetenschall, und eine Ritterschaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läßt mein Hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier! geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bei Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sei bereits der Schranken aufgethan.
Karl (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben.
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne dich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft sein.
Was die Geburt mir gab, sei nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier.
Zieht sein Visir herab, und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Schel sehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen:
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,
Und seines Aufzugs Pracht, macht vom Gesetz ihn frei.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die schmetternde Trompete
Dem Ungeduld'gen zum Rennen Urlaub gab.

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

88.

Doch ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weit're Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;

Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen Rosse,
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt,
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken
Den Schnell-Erkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: Mein Lehnsherr! siehe mich,
Gehorsam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgesetzt — und sieh in dieser Schöne
Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib!
Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen)
Vor dem Erstaunten da zu stehen:
So groß, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz
Und silbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karls des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Diran Tugend gleiche!

---

# Die Abderiten.

## Drittes Buch.

### 1. Kapitel.

Die Abderiten machen sich fertig in die Komödie zu gehen.

Es war bei den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die vor Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bei Tische (es sei nun, daß sie Gesellschaft hatten, oder mit ihrer Familie allein speisten) zu recapituliren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und spaßhaften Anmerkungen, oder von patriotischen Stoßseufzern, Klagen, Wünschen, Träumen, Aussichten und dgl. zu machen; zumal wenn etwa in dem abgefaßten Rathsschlusse die Verschwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber diesmal — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürsten der Aerzte sonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeister oben an saß, des Hippokrates und Demokrits eben so wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieses Namens in der Welt gewesen wären. In diesem Stücke hatten die Abderiten einen ganz besondern Public-Spirit, und ein feineres Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen sollen. In der That konnte ihre Geschichte mit dem Hippokrates, man hätte sie wenden und koloriren mögen, wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherste war, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und zu schweigen.

Die heutige Komödie machte also dießmal, wie gewöhnlich, den Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Denn seitdem sich die Abderiten, nach dem Beispiel ihres großen Musters, der Athener, mit einem eigenen Theater versehen, und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache so weit getrieben hatten, daß den größten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schauspiel bei ihnen zu sehen war: so wurde in Gesellschaften, so bald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten erschöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie, die gestern gespielt worden war, oder von der Komödie, die heute gespielt werden sollte, gesprochen — und die Herren von Abdera wußten sich (besonders gegen Fremde) nicht wenig damit, daß sie ihren Mitbürgern eine so schöne Gelegenheit zur Verfeinerung ihres Witzes und Geschmacks, einen so unerschöpflichen Stoff zu unschuldigen Gesprächen in Gesellschaften, und besonders dem schönen Geschlecht ein so herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende lange Weile verschafft hätten.

Wir sagen es nicht, um zu tadeln, sondern zum verdienten Lobe der Abderiten, daß sie ihr Komödienwesen für wichtig genug hielten, die Aufsicht darüber einem besondern Rathsausschusse zu übergeben, dessen Vorsitzer immer der zeitige Nomofylax, folglich einer der obersten Väter des Vaterlandes war. Dies war unstreitig sehr löblich. Alles, was man mit Recht an einer so schönen Einrichtung aussetzen konnte, war, daß es darum nicht um ein Haar besser mit ihrem Komödienwesen stand. Weil nun die Wahl der Stücke von der Rathsdeputazion abhing, und die Erfindung der Komödienzettel unter die ansehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten außer allem fernern Widerspruch setzen: so wußte das Publikum — ausgenommen wenn ein neues Abderitisches Originalstück aufs Theater gebracht wurde — selten vorher, was gespielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputazion eben kein Geheimniß aus der Sache machten: so mußte sie doch, ehe sie publik wurde, durch so manchen schiefen Mund und durch so viele dicke Ohren gehen, daß fast immer ein Qui pro quo heraus kam, und die Zuhörer, wenn sie zum Beispiel die Antigone des Sofokles erwarteten, die Erigone des Fysignatus für lieb und gut nehmen mußten — woran sie es denn auch selten oder nie ermangeln ließen.

Was werden sie uns heut für ein Stück geben? war also jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an sich selbst die unschuldigste Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umstand erzabderitisch wurde; nämlich, daß die Antwort schlechterdings von keinem praktischen Nutzen sein konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder ein neues, gutes oder schlechtes Stück gespielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine schlechten Stücke; denn sie nahmen alles für gut: und eine natürliche Folge dieser unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für sie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was ihnen die Zeit vertrieb, war ihnen recht, und alles, was wie ein Schauspiel aussah, vertrieb ihnen die Zeit. — Jedes Stück also, so elend es war, und so elend es gespielt worden sein mochte, endigte sich mit einem Geklatsche, das gar nicht aufhören wollte. Alsdann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde stracks durch ein eben so allgemeines: Sehr wohl! beantwortet.

So geneigt auch unsere werthen Leser sein mögen, sich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unseres Thrazischen Athens erzählen können: so ist doch dieser eben erwähnte Zug etwas so ganz besonderes, daß wir besorgen müssen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer so großen Neigung zu Schauspielen es gleichwohl zu einer so hohen unbeschränkten dramatischen Apathie oder vielmehr Hidypathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur keine Leiden verursachte, sondern sogar eben (oder doch beinahe eben) so wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthsel auflösen sollen, eine kleine Ausschweifung über das ganze Abderitische Theaterwesen erlauben müssen.

Wir sehen uns aber genöthigt, uns von dem günstigen und billig denkenden Leser vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren großmüthiger Gewährung ihm selbst am Ende noch mehr gelegen ist als uns. Und dieß ist: aller widrigen Eingebungen seines Kakodamons ungeachtet, sich ja nicht einzubilden, als ob hier, unter verdeckten Namen die Rede von den Theaterdichtern, den Schauspielern, und dem Parterre seiner lieben Vaterstadt die Rede sei. Wir läugnen zwar nicht, daß die ganze Abderitengeschichte in gewissem

Betracht einen doppelten Sinn habe: aber ohne den Schlüssel zu Aufschließung des geheimen Sinnes, den unsere Leser von uns selbst erhalten sollen, würden sie Gefahr laufen, alle Augenblicke falsche Deutungen zu machen. Bis dahin also ersuchen wir sie

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

sich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles was folgt, so wie dies ganze Buch, in keiner andern Gemüthsverfassung zu lesen, als womit sie irgend eine andere alte oder neue unpartheiische Geschichtserzählung lesen würden.

## 2. Kapitel.

Nähere Nachrichten von dem Abderitischen Nazionaltheater. Geschmack der Abderiten. Charakter des Nomofylax Gryllus.

Als die Abderiten beschlossen hatten, ein stehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotischen Rücksichten festgesetzt, daß es ein Nazionaltheater sein sollte. Da nun die Nazion, wenigstens dem größten Theile nach, aus Abderiten bestand: so mußte ihr Theater nothfolglich ein Abderitisches werden. Dieß war natürlicher Weise die erste und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Respekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit sich, daß die Schauspiele der sämmtlichen Athenischen Dichter, nicht weil sie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) sondern weil sie von Athen kamen, in großem Ansehn bei ihnen standen. Und Anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugsamen Anzahl einheimischer Stücke, beinahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man, sowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherlei anderer Vortheile wegen, für nöthig, eine Komödien- und Tragödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und diese neue poetische Manufaktur, — in welcher Abderitischer Witz, Abderitische Gefühle, Abderitische Sitten und Thorheiten als eben so viele rohe Nazionalprodukte zu eigenem Gebrauch dramatisch verarbeitet werden sollten, — wie guten und weisen Regenten und Patrioten zusteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern.

Dieß auf Kosten des gemeinen Seckels zu bewerkstelligen, ging aus zwei Ursachen nicht wohl an; erstens, weil dieser Seckel, vermöge der Art, wie er verwaltet wurde, fast immer weniger enthielt als man heraus nehmen wollte; und zweitens, weil es damals noch nicht Mode war die Zuschauer bezahlen zu lassen, sondern das Aerarium die Unkosten des Theaters tragen mußte, und also ohnedieß bei diesem neuen Artikel schon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerschaft war, vor der Hand und bis man wußte wie viel Geschmack sie dieser neuen Lustbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb also kein ander Mittel, als die Abderitischen Dichter auf Unkosten des Geschmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die sie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichworte: Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: Wo man umsonst ißt, wird immer gut gekocht.

Was von Horaz von seiner Zeit in Rom sagt: Scribimus indocti doctique poemata passim, galt nun von Abdera im superlativsten Grade. Weil es einem zum Verdienst an gerechnet wurde, wenn er ein Schauspiel schrieb, und weil schlechterdings nichts dabei zu wagen war: so machte Tragödien wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zusammen geraffte Gedanken in eben so viele von Bombast strotzende Perioden aufzublasen; und jeder platte Spaßmacher versuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er sonst in Gesellschaften oder Weinhäusern getrommelt hatte, jetzt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Diese patriotische Nachsicht gegen die Nazionalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblasenes, ungezogenes, unwissendes, und aller Anstrengung unfähiges Volkchen es auch um die jungen Patrizier von Abdera war, so ließ sich doch gar bald einer von ihnen, wir wissen nicht ob von seinem Mädchen oder von seinen Schmarotzern, oder auch von seinen eignen angestammten Dünkel, weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatische Epheukränze zu erwerben, so gut als ein anderer. Dieser erste Versuch wurde mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias, (ein Neffe des Archon Onolaus) ein Knabe von siebzehn Jahren, und, was in der Familie des Onolaus nichts ungewöhnliches war, ein notorisches Ganshaupt, ein unwiderstehliches Jucken in seinen Fingern fühlte, auch ein Bocksspiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, daß wir jetzt ein Trauerspiel zu schelten pflegen. Niemals seitdem Abdera auf Thraziischem Boden stand, hatte man ein dümmeres Nazionalprodukt gesehen: aber der Verfasser war ein Neffe des Archon, und so konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war so voll, daß die jungen Herren den schönen Abderitinnen auf dem Schooße sitzen mußten; die gemeinen Leute standen einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, seufzte, wischte sich die Stirne, rieb die Augen, hatte hündische lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang' ersehnte Ende kam, wurde so abscheulich geklatscht, daß etliche zartnervige Mutterschönchen das Gehör darüber verloren.

Nun wars klar, daß es keine so große Kunst sein müsse, eine Tragödie zu machen, weil sogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte sich ohne große Unbescheidenheit eben so viel zutrauen. Es wurde ein Familien-Ehrenpunkt, daß jedes gute Haus wenigstens mit einem Sohne, Neffen, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die Nazionalschaubühne mit einer Komödie oder Bocksspiel, oder wenigstens mit einem Singspielchen beschenkt hatte. Wie groß dieß Verdienst seinem innern Gehalte nach etwa sei, daran dachte niemand; gutes, mittelmäßiges und elendes lief in Einer Heerde unter einander her. Es bedurfte, um ein schlechtes Stück zu schützen, keiner Kabale. Eine Höflichkeit war der andern werth. Und weil die Herren allerseits Eselsöhrchen hatten: so konnte keinem einfallen, dem andern das berühmte Auriculas asini Midæ rex habet zuzuflüstern.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Kunst bei dieser Duldsamkeit nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Interesse der Kunst? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerseitige Vergnügen zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und schiedlich abzuthun.

Da kann man sehen, pflegte der Archon Onolaus zu sagen, wie viel darauf ankommt, daß man ein Ding beim rechten Ende nimmt! Das Komödienwesen, das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergötzt sich auf die eine oder die andere Art, entweder mit Zuhören, oder mit seiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatscht, jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!

Wir sagten vorhin, die Abderiten hätten sich mit ihrem Theater so viel zu thun gemacht, daß sie in Gesellschaften beinahe von nichts als von der Komödie gesprochen, und so verhielt sichs auch wirklich. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen was daran in der That beifallswürdig sein möchte oder nicht. Denn ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing (ihrer Meinung nach) lediglich von ihrem freien Willen ab; und, wie gesagt, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. „Man sieht doch recht augenscheinlich, (sagten sie) was es auf sich hat, wenn die Künste an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Poeten, von denen, außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Mensch Notiz nahm. Jetzt, seit den zehn bis zwölf Jahren, da wir ein eignes Theater haben, können wir schon über sechshundert Stücke, groß und klein in einander gerechnet, aufweisen, die alle auf Abderitischem Grund und Boden gewachsen sind."

Wenn sie also von ihren Schauspielen schwatzten, so war es nur um einander zu fragen, ob zum Beispiel, das gestrige Stück nicht schön gewesen sei? und einander zu antworten: ja es sei sehr schön gewesen — und was die Schauspielerin, welche die Ifigenia oder Andromache vorgestellt, (denn zu Abdera werden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern gespielt, und das war eben nicht so Abderitisch) für ein schönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme, und zwanzig andere Dinge dieser Art, an den Schauspielern und Schauspielerinnen. Mitunter sprach man auch wohl von dem Stücke selbst, sowohl von der Musik als von den Worten, (wie sie die Poesie davon nannten) das ist, ein jedes sagte, was ihm am besten oder wenigsten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabenen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort oder einen Gedanken, den man übertrieben oder anstößig fand. Aber immer endigte

sich die Kritik mit dem ewigen Abderitischen Refrain: Es bleibt doch immer ein schönes Stück — und hat viel Moral in sich. Schöne Moral! pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzu zu setzen — und immer traf sichs, daß die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade die elendesten waren.

Man wird vielmehr denken: da die besondern Ursachen, die man zu Abdera gehabt habe, alle einheimische Stücke ohne Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit, aufzumuntern, bei auswärtigen nicht Statt gefunden, so hätte doch wenigstens die große Verschiedenheit der Athenischen Schauspieldichter, und der Abstand eines Astydamas von einem Sofokles etwas dazu beitragen sollen, ihren Geschmack zu bilden, und ihnen den Unterschied zwischen gut und schlecht, vortrefflich und mittelmäßig, besonders den mächtigen Unterschied zwischen natürlichem Beruf und bloßer Prätension und Nachäfferei, zwischen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meisters, und dem Stelzenschritt oder dem Nachkeichen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer — anschaulich zu machen. Aber, fürs erste, ist der Geschmack eine Sache, die sich ohne natürliche Anlagen, ohne eine gewisse Feinheit des Seelenorgans, womit man schmecken soll, durch keine Kunst noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieser Geschichte schon bemerkt, daß die Natur den Abderiten diese Anlage ganz versagt zu haben schien. Ihnen schmeckte Alles. Man fand auf ihren Tischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der schalsten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendesten Pfuscher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiß machen was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenste Ode von Pindar für den ersten Versuch eines Anfängers, und umgekehrt das sinnloseste Geschmier, wenn es nur den Zuschnitt eines Gesangs in Strofen und Antistrofen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bei einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Gesicht kam, immer ihre erste Frage: Von wem? und man hatte hundert Beispiele, daß sie gegen das vortrefflichste Werk gleichgültig geblieben waren, bis sie erfahren hatten, daß es einem berühmten Namen zugehöre.

Dazu kam noch der Umstand, daß der Nomofylax Gryllus, des Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitischen Nazionaltheaters den meisten Antheil gehabt hatte, und der Oberaufseher über ihr ganzes Schauspielwesen war, Anspruch machte, ein großer Musikverständiger und der erste Komponist seiner Zeit zu sein — ein Anspruch, gegen welchen die gefälligen Abderiten um so weniger einzuwenden hatten, weil er ein sehr populärer Herr war, und weil seine ganze Kompositionskunst in einer Anzahl melodischer Formen oder Leisten bestand, die er allen Arten von Texten anzupassen wußte, so daß nichts leichter war, als seine Melodien zu singen und auswendig zu lernen.

Die Eigenschaft, auf welche sich Gryllus am meisten zu gut that, war seine Behendigkeit im Komponiren. — „Nu, wie gefällt Ihnen meine Isigenia, Hekuba, Alceste, (oder was es sonsten war) he?" — O, ganz vortrefflich, Herr Nomofylax! — „Gelt! da ist doch reiner Satz! fließende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie, daß ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13ten — Den 4ten Morgens um fünf Uhr — Sie wissen, ich bin früh auf — setzt' ich mich an mein Pult und sing an — und gestern Punkt zehn Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwei Rathstage, und zwei oder drei, wo ich zu Gaste gebeten war; andere Geschäfte nicht gerechnet — Hm! was sagen Sie? Heißt das nicht fix gearbeitet? — Ich sag' es eben nicht, um mich zu rühmen: aber das getrau' ich mir, wenn's eine Wette gälte, daß kein Komponist im ganzen Europäischen und Asiatischen Griechenland eher mit einem Stücke fertig werden soll als ich! — Es ist nichts! Aber es ist doch so eine eigne Gabe, die ich habe. Hä, hä, hä!"

Wir hoffen, unsre Leser sehen den Mann nun vor sich, und wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so muß ihnen sein, sie hätten ihn bereits seine ganze Isigenia, Hekuba und Alceste herunter orgeln gehört.

Nun hatte dieser große Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daß er keine Musik gut finden konnte als — seine eigene. Keiner von den besten Tonsetzern zu Athen, Theben, Korinth u. s. w. konnt' es ihm zu Danke machen. Den berühmten Damon selbst, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponiren außerhalb Abdera, alles was eine Seele hatte, bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängerkomponisten. Bei dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er seinen musikalischen Leich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als sechszig Stücken von berühmten und unberühmten Athenischen Schauspieldichtern die Musik gemacht. Denn die Abderitischen Nazionalprodukte überließ er meistens seinen Schülern und Nachahmern, und begnügte sich bloß mit der Revision ihrer Arbeit. Freilich fiel seine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren mißlungene bombastische Nachahmungen des Aeschylus, oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktsstücke, die von ihren Verfassern selbst blos für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomofylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponirt; sie wurden also unendlich beklatscht; und wenn sie denn auch bei der öftern Wiederholung mitunter gähnen und hojanen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen, so versicherte man einander doch beim Herausgehen sehr tröstlich: es sei gar ein schönes Stück, und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles bei diesen griechenzenden Thraziern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortrefflichen und Schlechten selbst, jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen Nazionalcharakterzug von allen übrigen polizirten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltsinnigkeit, die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen gleichwohl die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar seltsame Art affizirt zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beispiel ersehen wird.

## 3. Kapitel.

Beiträge zur Abderitischen Literaturgeschichte. Nachrichten von ihren ersten theatralischen Dichtern, Hyperbolus, Paraspasmus, Antifilus und Thlaps.

Bei aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack vorstellen. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und voll gezählt: und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umständen Alles gut genug schmeckte; so däuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, (die Freiwilligen nicht gerechnet) vornämlich zwei im Besitz der höchsten Gunst des abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andere, Namens Thlaps, fabricirte eine Art von Mitteldingen, wobei einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war; und die deßwegen nach seinem Namen Thlapsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den Abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Partheilichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt: und eben dieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er sich Hegesias.

Der Grund, warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nämlich eben der, weßwegen er und seine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera, mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proporzionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meisten sympathisirten; der immer alles just so machte wie sie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf, wo sie gekitzelt sein wollten; mit einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besondres Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bei ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie gesehen werden konnte; daß er zwischen zwei Dingen allemal die Aehnlichkeit da fand, wo ihr wesentlichster Unterschied lag, daß er je und allezeit feierlicher aussehen würde, wo ein vernünftiger

Mensch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. s. w. Ein Mann, der des Abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicher Weise in Abdera alles sein was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeschylus, ihr Aristofanes, und seit kurzem arbeitete er an einem großen Nazional-Heldengedicht in acht und vierzig Gesängen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen Abderitischen Volkes! Denn, sagten sie, ein Homer ist das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig sein wird, so haben wir Ilias und Odysse in Einem Stücke beisammen; und dann laß die andern Griechen kommen, und uns noch über die Achseln ansehen, wenn sie das Herz haben! Sie sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unsern Mitteln entgegen stellen wollen!

Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertigt — ein Umstand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang sah, allein schon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen seinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombasts seiner Schreibart ihren Aeschylus zu nennen pflegten, so wußte er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. Man weise mir, sprach er, einen Charakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — Oder aus der Natur, setzte Demokrit hinzu. — „O! rief Hyperbolus) was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wissen am Ende nicht was sie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum." Von den seinigen galt dieß im vollsten Maaß. So wie seine Personen hatte nie ein Mensch ausgesehen, nie ein Mensch gefühlt, gedacht, gesprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sofokles machten. „Wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke, — sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft, wo über diese Materie auf gut Abderitisch räsonirt wurde — ich habe nie begreifen können, was an dem Oedipus oder an der Elektra des Sofokles, besonders was an seinem Filoktet so außerordentliches sein soll. Für einen Nachfolger eines so erhabnen Dichters wie Aeschylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, Attische Urbanität, die streit' ich ihm nicht ab! Urbanität so viel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Riesenstärke, der Adlerflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo ist der?" — Das nenn' ich wie ein Meister von der Sache sprechen, sagte einer von der Gesellschaft. — O, über solche Dinge verlassen Sie sich auf das Urtheil des Hyperbolus, rief ein andrer; wenn ers nicht verstehen sollte! — Er hat hundert und zwanzig Tragödien gemacht, flüsterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; er ist der erste Theaterdichter von Abdera!

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbuhlern, Schülern und Kaudatarien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeschwungen, wanken zu machen — Dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der ersten Scene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweiten seine leibliche Schwester heirathet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird — Dem andern durch eine Niobe, worin außer einer Menge Ω! Ω! Αι, Αι, φεῦ, φεῦ, Ελελελεῦ, und einigen Blasfemien, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge standen, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime gesetzt war. Beide Stücke hatten den erstaunlichsten Effekt gethan. — Nie waren binnen drei Stunden so viele Schnupftücher vollgeweint worden, seit ein Abdera in der Welt war. — Nein, es ist nicht zum Aushalten, schluchzten die schönen Abderitinnen — Der arme Prinz! wie er heulte, wie er sich herumwälzte! Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte, rief eine andere — Und die Furien, die Furien, schrie eine dritte — ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun können! — Es war schrecklich! ich muß gestehen, sagte die vierte; aber, o die arme Niobe! wie sie mitten unter ihren über einander hergewälzten Kindern da steht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herum rollt, dann mit ihren eigenen Nägeln die Brust aufreißt, und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft! — Nein, so was rührendes muß nie gesehen worden sein! Was das für ein Mann sein muß, der Paraspasmus, der Stärke genug hatte, so eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was die Stärke anbetrifft, sagte die schöne Salabanda, darauf läßt sich eben nicht immer so sicher schließen. Ich zweifle, ob Paraspasmus alles halten würde was er zu versprechen scheint; große Prahler, schlechte Fechter. — Man kannte die schöne Salabanda für eine Frau, die so was nie ohne Grund sagte; und dieser geringfügige Umstand brachte so viel zuwege, daß die Niobe des Paraspasmus bei der zweiten Vorstellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter selbst konnte sich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indessen blieb ihm und seinem Freunde Atisilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben! und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der griesgramischen und der pantomimischen, zu sein, in welchen den Abderitischen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um so viel sichrer war Lorbern einzuernten, da im Grunde nichts leichter ist als — Kinder zu erschrecken, und seine Helden vor lauter Affekt — gar nichts sagen zu lassen.

Wie aber die menschliche Unbeständigkeit sich an allem, was in seiner Neuheit noch so angenehm ist, gar bald ersättiget, so fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüssig zu werden, daß sie immer und alle Tage gar schön finden sollten, was ihnen in der That schon lange gar wenig Vergnügen machte: als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie, noch Tragödie, noch Posse, sondern eine Art von lebendigen Abderitischen Familiengemälden wären; wo weder Helden noch Narren, sondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeschäften nachgehn, und vor einem löblichen Spektatorium gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause wären; und es sonst keine Leute in der Welt gebe als sie. Man sieht, daß dieß ohngefähr die nämliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge so viel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand bloß darin: daß er Athener, und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander, und jener Thlaps war. Allein da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug, oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vortheil gereichte; so wurde sein erstes Stück in dieser Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beispiel gesehen hatte. Die ehrlichen Abderiten sahen sich selbst zum erstenmale auf der Schaubühne in puris Naturalibus, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen Abderitischen Art und Weise leiben und leben, essen und trinken, freien und sich freien lassen, u. s. w. und das war eben was ihnen so viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das sich zum erstenmal in einem Spiegel sieht; sie konnten gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vier und zwanzigmal hinter einander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsödien sehen. Thlaps, dem es nicht so frisch von der Faust ging wie dem großen Hyperbolus und dem Nomofylax Gryllus, konnte deren nicht so viele fertig machen, als sie von ihm zu haben wünschten. Aber da er seinen Mitbrüdern einmal den Ton angeben hatte, so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung; und in weniger als drei Jahren waren alle mögliche Sujets und Titel von Thlapsödien so erschöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu sehen, wie sie druckten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser heraus zu pressen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menschlicher Weise, Anfangs für jede Gattung eine ausschließende Neigung faßten,

fanden endlich, daß es nur desto besser sei, wenn sie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griesgramische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Nomofylax komponirte die Tragödien des Euripides: und Hyperbolus, zumahl da ihm das Projekt Abderitischer Homer zu werden, im Kopfe steckte, ließ sichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchste Gunst des Abderitischen Parterre mit Thlapsen zu theilen; zumal da dieser durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

## 4. Kapitel.

Merkwürdiges Beispiel von der guten Staatswirthschaft der Abderiten. Beschluß der Digression über ihr Theaterwesen.

Ehe wir von dieser Abschweifung zum Verfolg unserer Geschichte zurückkehren, möchte es nöthig sein, dem geneigten Leser einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorstehender kurzen Abschattung des Abderitischen Schauspielwesens aufgestoßen sein möchte.

Es ist nicht wohl zu begreifen, wird man sagen, wie das Aerarium von Abdera, dessen Einkünfte eben nicht so ganz beträchtlich sein konnten, eine so ansehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauspiel mit allen seinen Artikeln ist, in die Länge habe bestreiten können; gesetzt auch, daß die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dieß letztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es so manchen Theaterdichter von Profession in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem seinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf ein hundert und zwanzig dramatische Stücke sollte getrieben haben.

Um nun den günstigen Leser nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverholen gestehen, daß ihre Theaterdichter keineswegs umsonst arbeiteten, (denn das große Gesetz: „dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden!" ist ein Naturgesetz, dessen allgemeine Verbindlichkeit auch sogar die Abderiten fühlten) und daß, vermöge einer besondern Finanzoperazion, das Stadtärarium des Theaters halben eigentlich keine neue Ausgabe zu bestreiten hatte, sondern dieser Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erspart wurde.

Die Sache verhielt sich so. Sobald die Gönner des Theaters sahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt hatten, und Schauspiele zum Bedürfniß für sie worden waren, ermangelten sie nicht, dem Volke durch die Zunftmeister vorstellen zu lassen: daß das Aerarium einem so großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sei. Dieß veranlaßte denn, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, welche, nach mehr als sechzig zahlbaren Sitzungen, endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohl ausgesonnen fand, daß er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses Abderitische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften, es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder außer dem heiligen Römischen Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erbötig, solche auf erfolgte Requisizion, gegen bloße Erstattung der Schreibauslagen unentgeldlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon sagen können, ist: daß, vermöge dieser Einrichtung, sine aggravia Publici, — durch bloße Ersparung einer Menge anderer Ausgaben, die man freilich in jedem andern Staate für nöthiger und nützlicher als die Unterhaltung eines Nazionaltheaters angesehen hätte — hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauspielen zu traktiren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputirten und den Nomofylax gehörig zu remuneriren; und überdieß noch die beiden untersten Klassen der Zuschauer bei jeder Vorstellung viritim mit einem Pfennigbrot und zwei trocknen Feigen zu gratificiren." — Der einzige Fehler dieser schönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommission sich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man sich auf ihre bekannte Exterität verließ) um achtzehn tausend Drachmen (ungefähr dritthalb tausend Thaler schwer Geld) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte, als die angewiesenen Fonds betrugen. Das war nun freilich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverstoß! Indessen waren die Herren von Abdera gewohnt, so glattweg und bona fide bei ihrer Staatswirthschaft zu Werke zu gehen, daß etliche Jahre verstrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß sich alle Jahr ein Deficit von zwei tausend fünf hundert Thalern in der Hauptrechnung ergab. Wie man es endlich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das gesammte Volk zu bringen, und pro forma auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten geberdeten sich zu diesem Vorschlag, als ob man ihnen Wasser und Feuer nehmen wolle. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen dritthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, gewonnen werden sollten; und derjenige, der sich künftig unterfangen würde, auf Abschaffung der Schaubühne anzutragen, sollte für einen Feind der Stadt Abdera angesehen werden.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde sich viel darauf zu gut zu thun, daß ihre Schaubühne jährlich achtzig Talente (achtzig tausend Thaler) und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Heller koste. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, sagten sie. Aber dafür haben wir auch ein Nazionaltheater, wie kein andres in der Welt sein muß!" — Das ist eine große Wahrheit, sagte Demokrit; solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und wöchentlich viermal, für achtzig Talente! Ich wenigstens habe das an keinem andern Orte in der Welt angetroffen.

Was man ihnen lassen mußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigsten in Griechenland gelten konnte. Freilich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugestanden, daß der Amtmann, der Amtsschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Lesern ab, wenn sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem Abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten worden sind. Die Schauspielstunde ist inzwischen herbeigekommen, und wir versetzen uns also ohne weiteres in das Amfitheater dieser preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leser nach Gefallen, entweder bei dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bei dem Priester Strobylus, oder bei dem Schwätzer Antistrepsiades, oder bei irgend einer von den schönen Abderitinnen, mit welchen wir sie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

## 5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Chöre und die Dekorazion.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was diesen Namen trug. Verschiedene seiner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum erstenmal auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Musik dazu gemacht, und, (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dießmal sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponirt; unbekümmert, ob seine Musik den Text, oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was bessers gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Nomofylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orfeus zu sein, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sei. Diese Wenigen hatten sich ehemals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muse so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kom-

men, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittiren; und nun waren diese Herren immer die, die bei den elendesten Stellen am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that dießmal sein Aeußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben," sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen gesagt, das Orchester war eines von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe stark sei. „Das Athenische, pflegten sie mit bedeutendem Akzent hinzu zu setzen, soll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt sich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher, wie — in Abdera keiner war noch sein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmal im Götterrathe beschlossen, daß im Thrazischen Athen nichts an seinem Platze, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz sein sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der sein Bestes that, (wie sie's nannten) so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden es auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut wie ein andrer, daß es nicht so recht ging wie es sollte. Aber außerdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das Abderitische beilegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen sein mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrete. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomofylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versichrung, daß ihm zu viel Ehre wiederfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sei wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gedrehte Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfensigur. Da die Andromeda nur sehr dünn angezogen sein durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönsten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Komposizion hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter sein können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederholen müssen, weil das immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! sagte einer zum andern mit halb geschlossenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt? — „O über allen Ausdruck! Es ist, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — der junge Herr, der dieß sagte, pflegte immer beim Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" sagten sie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Kassiopeia hätte sie sich trefflich geschickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproporzionirte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts niedlicher seyn könne als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme; aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsener Mensch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiel dieses Namens, war seine Meisterrolle. Er spielt den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matrosenbaß; und Agenor — sang so elend als einem zweiten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freibrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sei; indessen tanzte Agenor nur selten, und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Chor der Nereiden, durch die Empfindungen, die der Nomofylax dabei angebracht hatte, die

schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder herangeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckeckek Koax Koax in den Fröschen des Aristofanes; und um die Illusion vollkommener zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einstelen um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perseus, mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

## 6. Kapitel.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwickelung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die gewöhnliche Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bald mit seinem Sehr wohl heraus: aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar seine unfreiwillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein Achselzucken ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn der junge Abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. — „Es scheint, sagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Pieçen von Euripides!"

Das Stück mag nicht so übel sein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?"

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomofylax ist ein großer Mann in seiner Art."

Ganz gewiß!

„So sind Sie vermuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?"

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?"

O sehr scharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?"

Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daß Perseus ein großer Schauspieler ist?"

In der That, ein hübscher wohlgewachsener Mensch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre machten! Finden Sie zum Beispiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unsere Musik oder gegen unsere Schauspieler einwenden könnten."

Könnten? sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand sein Vergnügen abdisputiren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde sein? Hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein Anderer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

Ei, ei, sagte ein anderer Abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein: Sie haben unsere Neugier, unsere Lehrbegierde (er sagte dieß mit einem dumm-naseweißen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist."

Ich gebe Ihnen zu, wenn sie wollen, erwiederte jener, daß schöne Stellen in der Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene schulgerechte artikelmäßige Musik sein; ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Personen, die Wahrheit der Leidenschaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Musik sein kann und muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu sein — was sie sein muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Element schwimme, und empor getragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!

„Das Ganze, schrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsere beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatten bereits verschiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig, sich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweisen wollte? erwiederte er ganz gelassen: ich werde es nicht beweisen! Wenn Sie das Stück gelesen, die Aufführung gesehen, die Musik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweisen soll: so würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr ist, wie ich höre, ein wenig schwer zu befriedigen, sagte ein Rathsherr, der sich ins Gespräch mischen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Respekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar jedem seine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebts da? schrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewatschelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der besten Stücke, mein Treu! die seit langem aufs Theater gekommen sind! Viel Akzion! Viel — ä! ä! — Was sage ich! Ein schön Stück! Und schäne Moral!

Meine Herren, sagte der Fremde, ich habe Geschäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszuraſten; ich habe geklatscht, wie's der Landesgebrauch mit sich bringt, und wäre still und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht auf die zudringstlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomofylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und —"

Ich spreche nach meiner Ueberzeugung, sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von fern gehört hatte,

daß die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? sagte er, hat meine Komposizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Ha?" —

Es ist der Nomofylax, — sagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessem Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomofylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Komposizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposizion! Hä, hä, hä! Nun lassen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?" grinste der Nomofylax naserümpfend. —

Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und das wissen Sie! Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich sage, versetzte der Fremde: und wenn's denn sein muß, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht, rief der Nomofylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter selbst! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen, als der Dichter selbst? — Sie alle hier unterschreiben sich als als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!"

Die Mühe können Sie sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie apelliren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomofylax von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abwesenden appellirte — in eigner Person dastand. Aber wer konnte sich auch einen solchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Lernäischen Drachen gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie man natürlicher Weise glauben mußte, zu Athen gewesen, wo er hin gehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte seine Musik mit einem hübschen Brief begleitet, und seinem Namen alle seine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane Attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abdera lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naseweise, kritische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Gesicht sagen durfte, Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er, sich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wußte sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drei Schritte zurück; und Euripides! riefen im nämlichen Augenblicke der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehende, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmal mitten unter sie herabgefallen sei.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides seyn? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht? an den der Nomofylax zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erholte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beim Kastor; ein glücklicher Zufall, Herr Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu seyn. — Euripides! rief er — Wie? Der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz für Weiß geben. —

Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinem Namen streitig machen lassen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thrasyllus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will alles sein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomofylax soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße —"

Erhitzen Sie sich nicht, Herr Kollege, sagte der politische Rathsherr. Ich bin zwar kein Fysiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umstehenden an, daß man hier so viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden seyn könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht."

„Bravo, bravo! schrie der kleine dicke Rathsherr; das ist doch ein Wort von einem gescheuten Manne! Ha, ha, ha! Die Büste, das ist gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, schrie der Nomofylax triumphirend — was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

Ich kann etwas sagen (versetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu belustigen anfing) woran von ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen! grinste der Nomofylax; man kann freilich viel sagen wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr sagen?"

Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns zu gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen golbnen Buchstaben drunter *EYPIΠIΔΗΣ*."

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborne Ernsthaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht auszubersten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kuriose Frage," sagte der Abderiten einer sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapziose Frage,

beim Jupiter! rief ein andrer: nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Rathsherr!"

Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, von schönem Parischen Marmor! und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wohl blos daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. Es muß doch wohl Euripides selber sein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr seldst bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und eine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten versicherten nnn einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomofylax, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mir nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden) Der leibhaftige Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres sehen! Wo doch wohl der, der Nomofylax seine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

## 7. Kapitel.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Gehelmnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es an sich selbst war, daß sich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben so gut in dem Augenblicke, wo der Nomofylax Gryllus auf ihn promovoeirte als in jedem andern — und so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreifen wir doch wohl, daß es eine andere Bewandtniß hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; und es ist solchen Falls der Majestät der Geschichte gemäß, den Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen sei. Wir wollen alles, was wir davon wissen, getreulich berichten: und sollte dem scharfsinnigen Leser dem ungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben; so müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bei jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt; nämlich, warum zum Beispiel just von einer Mücke, und just von dieser individuellen Mücke, just in dieser Sekunde — dieser zehnten Minute — dieser sechsten Nachmittagsstunde, dieses 10ten Augusts — dieses 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, just diese nämliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellnbogen, Busen, nicht auf die Hand, noch in die Ferse, u. s. w., sondern gerade vier Daumen hoch über der linken Kniescheibe gestochen worden, u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir auf dieses Warum nichts zu antworten wissen. — Fragt die Götter! könnten wir allenfalls mit einem großen Manne sagen: aber weil dieses offenbar eine heroische Antwort wäre, so halten wirs für anständiger, die Sache lediglich auf sich beruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König Archelaus in Macedonien, ein großer Liebhaber der schönen Künste und der schönen Geister, (wie man damals gewisse verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutiges Tages einen jeden nennt, von dem man nicht sagen kann, was er ist) — dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen, ein eignes Hofschauspiel zu haben; und vermöge einer Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden viel mehr gelegen sein kann, hatte er den Euripides unter sehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Gesellschaft ausgesuchter Schauspieler, Virtuosen, Baumeister, Maler und Maschinisten, kurz mit allem, was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella an sein Hoflager zu kommen, und die Aufsicht über die neue Hofschaubühne zu übernehmen.

Auf dieser Reise war jetzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen, weil er Lust hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner so berühmte Republik mit eignen Augen zu sehen. Wie es aber gekommen, daß er just an dem nämlichen Tage eingetroffen, da der Nomofylax seine Andromeda zum erstenmale gab, davon können wir, wie gesagt, keine Rechenschaft geben. Dergleichen Apropo's tragen sich häufiger zu als man denkt: und es ist wenigstens kein größeres Mirakel, als daß, zum Beispiel, der junge Herr von ** eben im Begriff war, seine Beinkleider hinauf zu ziehen, als unvermuthet seine Nähterin ins Zimmer trat, die seidnen Strümpfe, die er ihr zu stopfen geschickt hatte, zu überbringen — welches, wie Sie wissen, die Veranlassung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in seiner hohen Familie wenigstens eben so große Bewegungen verursachte, als die unvorbereitete Erscheinung des Euripides in dem Abderitischen Parterre. Wer sich über so was wundern kann, muß sich nicht viel auf die *AAIMONIA* verstehen, wie eben dieses Euripides sagt.

Uebrigens, wenn wir sagten, daß der König Archelaus ein großer Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister gewesen sei, so muß das eben nicht so genau und im strengsten Sinne der Worte genommen werden; denn es ist eigentlich nur so eine Art zu reden, und dieser Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister. Das Wahre davon war: daß besagter König Archelaus seit einiger Zeit öfters lange Weile hatte — weil ihn alle seine vormaligen Belustigungen, als da sind — F**, G**, H**, J**, K**, L**, M**, u. s. w., nicht länger belustigen wollten. Ueberdem war es ein Herr von großer Ambizion, der sich von seinem Oberkammerherrn hatte sagen lassen, daß es schlechterdings unter die Zuständigkeiten eines großen Fürsten gehöre, Künste und Wissenschaften in seinen Schutz zu nehmen. Denn, sagte der Oberkammerherr, Ihre Majestät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, oder ein Brustbild eines großen Herrn auf einer Medaille u. s. w. sieht, an dessen rechter Hand nicht eine Minerva stände, neben einem Trofee von Panzern, Fahnen, Spießen und Morgensternen — zur Linken knien immer etliche gepflügelte Jungen oder halb nackte Mädchen, mit Pinsel und Palette, Winkelmaß, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste vorstellend, die sich dem großen Herrn gleichsam zur Protekzion empfehlen; oben darüber aber schwebt eine Fama mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daß Könige und Fürsten sich durch den Schutz, den sie den Künsten angedeihen lassen, einen unsterblichen Ruhm erwerben, u. s. w.

Der König Archelaus hatte also die Künste in seinen Schutz genommen! und dem zu Folge wissen uns die Geschichtsschreiber ein Langes und ein Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Malerei und Bildhauerei, auf schöne Tapeten und andere schöne Möbeln verwandt; und wie alles bis auf die Kommodität bei ihm habe Hetruriſch seyn müssen! und wie er berühmte Künstler, Virtuosen und schöne Geister an seinen Hof berufen habe, u. s. w., welches alles, (sagen sie) er um so mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöschen, durch die er sich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren war, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerem ersehen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserm Attischen Dichter zurück, den wir unter einem schimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom ersten Range, unter einem grünen Pavillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

## 8. Kapitel.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wodei sich ihre politische Betriebsamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muß, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabei sehen, bloß eingebildet sind.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß Euripides schon lange, wiewohl unbekannter Weise, bei den Abderiten in großem Ansehen stand. Jetzt, so bald es erschollen war,

daß er in Person zugegen sei, war die ganze Stadt in Bewegung. Man sprach von nichts als von Euripides. — „Haben Sie den Euripides schon gesehen? — Wie sieht er aus? — Hat er eine große Nase? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er spricht wohl in lauter Versen? Ist er stolz?" — und hundert solche Fragen machte man einander schneller als es möglich war auf Eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu sehen, zog noch außer denen, die der Archon hatte bitten lassen, verschiedene herbei, die nicht geladen waren. Alles drängte sich um den guten glatzköpfigen Dichter her, um zu beaugenscheinigen, ob auch er so aussehe, wie sie sich vorgestellt hatten, daß er aussehen müsse. Verschiedene, insonderheit unter den Damen, schienen sich zu wundern, daß er am Ende doch gerade so aussah wie ein andrer Mensch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe: und die schöne Thryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man seh' es ihm stark an, daß er ein ausgemachter Weiberfeind sei. Sie machte diese Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipirtem Vergnügen über den Triumf, den sie sich davon versprach, wenn ein so erklärter Feind ihres Geschlechts die Macht ihrer Reizungen würde bekennen müssen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes so gut als der Verstand, und wer darin bis zum Absurden gehen kann, hat das Erhabne in dieser Art erreicht, welches für gescheute Leute immer eine Quelle von Vergnügen ist. Die Abderiten hatten das Glück, im Besitz dieser Vollkommenheit zu sein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden Anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber sobald man sah, daß sie so ganz aus Einem Stücke war, und (eben darum) so viel Zuversicht und Gutmüthigkeit in sich hatte: so versöhnte man sich gleich wieder mit ihnen, und belustigte sich oft besser an ihrer Albernheit, als an andrer Leute Witz.

Euripides war in seinem Leben nie bei so guter Laune gewesen, als bei diesem Abderitenschmause. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihr platten Einfälle, ließ jeden so hoch gelten als er sich selbst würdigte, und erklärte sich sogar über ihr Theater und Musikwesen so billig, daß jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — „Ein feiner Gast! raunte der politische Rathsherr der Dame Salabanda, die über ihm saß, ins Ohr; der tritt leise auf!" — „Und so höflich, so bescheiden, als ob er kein großer Kopf wäre!" erwiederte Salabanda. — „Der drolligste Mann von der Welt, beim Jupiter! sagte der kurze dicke Rathsherr, beim Aufstehen vom Tische; ein recht kurzweiliger Mann! Hätt's ihm nicht zugetraut, mein Seel!" — Die Damen, die er schön gefunden hatte, waren dafür so höflich, und thaten, als ob sie ihn um zwanzig Jahre jünger fänden als er war: kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daß man die Ehre und das Vergnügen, ihn in Abdera zu sehen, nicht länger haben sollte. Denn Euripides blieb dabei, daß er sich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politischen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinten Sie, sagte sie, wenn wir ihn dahin bringen können, daß er uns seine Andromeda gäbe? Er hat seine eigene Truppe bei sich. Es sollen ganz außerordentliche Virtuosen sein." — Onobulus fand den Einfall göttlich. — Ich hatte ihn eben selbst gehabt, sagte der politische Rathsherr, und war im Begriff, es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten absetzen. Der Nomofylax — „O, dafür lassen Sie mich sorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm schon warm machen!"

Für meinen Oheim steh' ich, sagte Onobolus; und noch in dieser Nacht will ich unter unsern jungen Leuten eine Partei zusammen trommeln, die Lärms genug in der Stadt machen soll.

„Nur nicht zu hitzig, munkelte der politische Rathsherr mit dem Kopfe wackelnd; wir wollen uns nichts merken lassen! Erst das Terrain sondirt, und fein leise aufgetreten! Das ist was ich immer sage."

„Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froschpfleger! Euripides geht fort —"

Wir wollen ihn schon aufhalten, erwiederte Salabanda; er soll morgen bei mir sein! — Eine Gartenpartie, und alle unsre hübschen Leute dazu eingeladen — Lassen Sie nur mich machen; es soll gewiß gehen.

Frau Salabanda passirte in Abdera für eine gar weise Frau. Sie war stark in Politicis. und hatte großen Einfluß auf den Archon Onolaus. Der Oberpriester war ihr Oheim, und fünf oder sechs Rathsherren, die sie in ihrer Freundschaft zählte, gaben selten eine andere Meinung im Rathe von sich, als sie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Ueberdieß standen ihr die Liebhaber der schönen Thryallis, mit der sie im engsten Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebote: nichts von ihren eignen zu sagen, deren sie immer einige hatte, die auf Hoffnung dienten, und also so geschmeidig waren wie Handschuhe. Ihr Haus, das unter die besten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geschäfte vorbereitet, alle Händel geschlichtet, und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden: mit Einem Worte, Frau Salabanda machte in Abdera was sie wollte.

Euripides, ohne die mindeste Absicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieser Frau zu machen, hatte sich diesen Abend so gut bei ihr insinuirt, als ob er zum wenigsten eine Froschpflegerstelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte sie ein politisches Weidsprüchlein als einen Gedanken vor, so fand er, daß es eine sehr scharfsinnige Bemerkung sei, citirte sie den Simonides oder Homer, so bewunderte er ihr Talent, Verse zu deklamiren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen seiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den bösen Ruf eines Weiberfeindes gesetzt; und er hatte, indem er sich gegen sie und die schöne Thryallis verbeugte, versichert, daß es sein Unglück sei, nicht eher nach Abdera gekommen zu sein. Kurz, er hatte sich so aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war, einen Aufstand zu erregen, falls ihr mit dem politischen Rathsherrn eingefädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgesetzt werden können.

Man säumte nicht, sich vor allen Dingen des Archons zu versichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm sagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen und dem Volke sehr angenehm sein werde. Aber, weil er ein Herr war, der seine Ruhe liebte, so erklärte er sich: er überlasse es ihnen, alles in die gehörigen Wege einzuleiten; er seines Orts möchte sich mit niemand deßwegen überwerfen, am wenigsten mit dem Nomofylax, der ein Grobian sei und unter dem Volke einen starken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen Sich Eure Herrlichkeit keine Sorge, flüsterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand schon stimmen lassen wie wirs nur wünschen können." — Und ich, sagte Salabanda, nehme die Rathsherrn auf mich. — Wir wollen sehen, sprach der Archon, indem er zur Gesellschaft zurückkehrte.

Sein Sie ruhig, sprach die Dame zum politischen Rathsherrn, indem sie ihn auf die Seite nahm; ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, so muß man ihm nur des Abends von einer Sache sprechen, und wenn er Nein gesagt hat, des Morgens wieder kommen und, ohne den Mund zu verkrümmen, so reden, als ob er Ja gesagt habe, und ihm dabei zeigen, daß man des Erfolgs gewiß ist: so kann man sich auf ihn verlassen wie auf Gold. Es ist nicht das erstemal, daß ich ihn auf diese Art dran gekriegt habe.

„Sie sind eine schlaue Frau, versetzte der Herr Froschpfleger, indem er sie sachte auf den runden Arm klopfte. — Was Sie leise auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig sein. — Wir müssen piano gehn!"

In diesem Augenblick trippelten ein paar Abderitinnen herbei, denen bald alle übrigen von der Gesellschaft folgten, um zu hören, wovon die Rede sei. Der politische Rathsherr schlich sich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides? sagte Frau Salabanda: nicht wahr, das ist ein Mann?"

O ein scharmanter Mann! riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daß er so kahl ist — setzte eine hinzu; und daß ihm ein paar Zähne fehlen, sagte die andre.

Närrchen, desto weniger kann er dich beißen, sagte die dritte; und weil dieß ein witziger Einfall war, so lachten sie alle herzlich darüber.

Ist er schon verheirathet? fragte ein junges Ding, das so aussah, als ob es, wie ein Pilz, in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeschossen wäre.

Möchtest Du ihn etwa haben? antwortete ein andres Fräulein spöttisch; ich denke er hat schon Urenkel zu verheirathen.

O die will ich Dir überlassen, sagte jene schnippisch; und der Stich war desto wespenartiger, weil das besagte Fräulein, wiewohl sie so jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigstens ihre vollen fünf und dreißig auf dem Nacken trug.

„Kinder, unterbrach sie Frau Salabanda, von dem allen ist jetzt die Rede nicht. Es ist was ganz andres auf dem Tapete. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete, etliche Tage hier zu bleiben, und uns mit der Truppe, die er bei sich hat, eine seiner Komödien zu geben?"

O das ist herrlich! riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend, o ja, wenn Sie das machen könnten!

„Das will ich schon machen können, versetzte Salabanda; aber ihr müßt alle dazu helfen!"

O ja, o ja! schnatterten die Abderitinnen; und nun liefen sie in hellem Haufen auf den Euripides zu, und schrien alle

auf einmal: O ja, Herr Euripides, Sie müssen uns eine Komödie spielen! Wir lassen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie gespielt haben. Nicht wahr? Sie versprechen's uns?

Der arme Mann, dem die Zumuthung auf den Hals kam, wie ein Kübel Wassers auf den Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und versicherte sie, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu spielen, er müsse seine Reise beschleunigen, u. s. w. Aber das half alles nichts — O Sie müssen, schrieen die Abderitinnen; wir lassen Ihnen keine Ruhe; Sie sind viel zu artig, als daß Sie uns was abschlagen sollten. Wir wollen Sie so schön bitten —

„Im Ernst, sagte Frau Salabanda, wir haben einen Anschlag auf Sie gemacht —" Und der nicht zu Wasser werden soll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heißen.

Was giebts? Was giebts? fragte der politische Rathsherr, der den Unwissenden machte, indem er langsam und mit unstetem Blick hinzu schlich; was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbei gewatschelt. „Ich glaube gar, straf' mich! Sie wollen alle auf einmal sein Herz mit Arrest beschlagen, ha, ha, ha!" schrie er und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. Man verständigte ihn, wovon die Rede sei — Ha, ha, ha, ha! Ein schöner Gedanke! straf' mich Jupiter! Da komm' ich gewiß auch, das versprech' ich Ihnen! Der Meister selbst! das muß der Mühe werth sein! Wird recht viel Ehre für Abdera sein, Herr Euripides, große Ehre! Haben uns glücklich zu schätzen, daß unsre Leute von so einem geschickten Manne profitiren sollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nämliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht so übel fand, sich diese Lust mit den Abderiten zu machen, spielte noch immer den Erstaunten, und entschuldigte sich damit, daß er dem König Archelaus versprochen habe, seine Reise zu beschleunigen.

„Ei, was! sagte Onobulus, Sie sind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur, schnarrte die schöne Myris, daß wir Sie so gar schön gebeten haben. Er soll ein galanter Herr sein. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie sechs Frauenzimmern auf einmal nichts abschlagen konnten."

O du, Tirann der Götter und der Menschen, Amor! rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die schöne Thryallis ansah.

„Wenn das Ihr Ernst ist, sagte Thryallis, mit der Miene einer Person, die nicht gewohnt ist weder abzuweisen noch abgewiesen zu werden; wenn das Ihr Ernst ist, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie sich von mir erbitten lassen."

Dieß von mir verdroß die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht unbescheiden sein, sagte eine, indem sie die Lippen einzog, und auf die Seite sah. — Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich ist, sagte eine andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen, sprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dieß Unsinn war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotiren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob sie sagen wollten: Aetsch! Er hat uns auch schön geheißen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Atalantenfigur einzubilden; er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihretwillen.

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich bloß die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle seine großen Verehrer seien, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nicht zu eilen hatte, und sich in Abdera sehr gut amüsirte, so ließ er sich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beiträge zu — Possenspielen für den Hof zu Pella versprach. Und so ging denn die Gesellschaft, auf die Ehre, sich Morgen bei Frau Salabanda wieder zu sehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen auseinander.

## 9. Kapitel.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bei dieser Gelegenheit zwischen Demokrit, dem Priester und dem Dichter vorfällt.

Inzwischen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren seines Schlages, seinen Gast in der Stadt herum, um ihm alles, was darin sehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegs begegnete ihnen Demokrit, mit welchem Euripides schon von langem her bekannt war. Sie gingen also mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, so hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitiren, die immer den Mund offen hatten, über alles entschieden, alles wußten, und sich gar nicht zu Sinnen kommen ließen, daß es ihres gleichen in Gegenwart von Männern anständiger sei zu hören, als sich hören zu lassen.

Euripides hatte also diesen Morgen genug zu hören und zu sehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis gegen die äußersten Schlagbäume ihrer Vaterstadt gekommen waren, sprachen von allem, was sie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reise gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieser Art zu Athen, Korinth und Syrakus gesehen, und brachte in einem albernen Tone von Entschuldigung eine Menge lächerlicher Ursachen hervor, warum diese Dinge in Athen, Korinth und Syrakus schöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, sagte Demokrit, es ist hübsch, daß Sie Ihre Vater- und Mutterstadt in Ehren halten; aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, so lassen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es ist, und keine Vergleichung, so brauchts auch keine Entschuldigung.

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, sehr merkwürdig; und das war es auch. Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viele unnütze und ungelesene Bücher, ein Münzkabinet, worin viele abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übel verpflegte Arme, ein Arsenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Wasser war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera so gut berathen wurde, den Tempel des Jasons, und ein vergoldetes Widderfell, welches sie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu sehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchigen Tempel der Latona in Augenschein, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerst erbauet haben sollte, und die Gallerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröße gemalt standen, und einander alle so ähnlich sahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorhergehenden gewesen wäre. Endlich, da sie alles gesehen hatten, führte man sie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkosten gemeiner Stadt die größten und fettesten Frösche gefüttert wurden, die man je gesehen hat, und die wie der Oberpriester Strobylus sehr ernsthaft versicherte, in gerader Linie von den Lycischen Bauern abstammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden, und vor Durst verschmachtenden Latona nicht gestatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür von Jupiter zur Strafe ihrer Ungeschlachtheit in Frösche verwandelt wurden.

O Herr Oberpriester, sagte Demokrit, erzählen Sie doch dem fremden Herrn die Geschichte dieser Frösche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das Jonische Meer herüber bis nach Abdera versetzt worden ist, welches, wie Sie wissen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht und (wenn man so sagen darf) beinahe ein noch größeres Wunder ist, als die Froschwerdung der Lycischen Bauern selbst.

Strobylus sah Demokriten und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin sehen konnte, das ihn berechtigt hätte, sie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten, zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen großen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles was er von der Sache zu wissen glaubte.

Die Geschichte des Latonendienstes in Abdera, sagte er, verliert sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefähr hundert und vierzig Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit undenklichen Zeiten eingeführt; und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schließen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit strafbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliert sich in Zeiten, wo die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersetzt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchstaben billig noch vorzuziehen ist. Diese Tradizion sagt: als die vorerwähnte Verwandlung der Lycischen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von

den besagten Bauern selbst, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, Latonen mit ihren noch an der Brust liegenden Zwillingen, Apollo und Diana für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geschehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüsche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieß damals noch Milia, und die in Frösche verwandelten Bauern waren also, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hernach Lucius, Pandions des Zweiten Sohn, sich mit einer Attischen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Namen Lucia, und der ältere Name verlor sich gänzlich. Bei dieser Gelegenheit verließen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hain der Latona stand, weil sie sich der Herrschaft des besagten Lucius nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, setzten sich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem Aegeischen Meere herum, und ließen sich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Pest beinahe gänzlich entvölkert worden war. Bei ihrem Abzuge schmerzte sie, wie die Tradizion sagt, nichts so sehr, als daß sie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurücklassen mußten. Sie sannen hin und her, und fanden endlich, das Beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Haine mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers mitzunehmen. Sö bald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor sich sehen.

„Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweihten Wasser mit sich gebracht hatten. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die völlige Gestalt und Größe des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten sie auf's neue der Latona zum Hain, bauten ihr diesen Tempel, und verordneten einen Priester, der den Dienst derselben versehen, und des Hains und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so großes Wunder als Herr Demokrit für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera versetzt fanden. Dieser Tempel, Hain und Teich erhielt sich, vermöge der Ehrfurcht, welche sogar die benachbarten wilden Thrazier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des großen Cyrus wieder hergestellt, und (wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kann) zu einem Glanz erhoben wurde: daß sie keine Ursache hat, irgend eine andere in der Welt zu beneiden."

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberpriester, sagte Euripides. Aber wenn es erlaubt wäre, eine bescheidene Frage zu thun.

„Fragen Sie was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde Gott Lob! nie verlegen sein, Antwort zu geben."

Mit Euer Ehrwürden Erlaubniß also, fuhr Euripides fort; die ganze Welt kennt die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den schönen Künsten, die den Tejischen Abderiten eigen ist, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigsten Beweise darstellt. Wie kommt es also, da zumal die Tejer schon von alten Zeiten her im Ruf einer besondern Ehrfurcht für Latonen stehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen sind, ihr einen ansehnlichen Tempel aufzubauen?

„Ich vermuthete mir diesen Einwurf," sagte Strobylus mit einem Lächeln, wobei er die Augenbraunen in die Höhe zog und mächtig weise aussehen wollte.

Es soll kein Entwurf sein, versetzte Euripides, sondern eine bescheidene Frage.

„Ich will sie Ihnen beantworten, sagte der Priester. Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht gewesen, der Latona als einer Göttin vom ersten Rang einen so prächtigen Tempel aufzubauen, wie sie dem Jason, der doch nur ein Heros ist, gebaut hat. Aber sie hat mit Recht geglaubt, daß es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana schuldig sind, gemäßer sei, ihren uralten Tempel zu lassen wie sie ihn gefunden; und es ist und bleibt dem ungeachtet der oberste und heiligste Tempel von Abdera, was auch immer der Priester Jasons dagegen einwenden mag."

Strobylus sagte dieses letzte mit einem Eifer und einem Crescendo il Forte, daß Demokrit für nöthig fand ihn zu versichern, daß dieß wenigstens bei allen gesund Denkenden eine ausgemachte Sache sei.

„Indessen, fuhr der Oberpriester fort, hat die Republik gleichwohl solche Beweise ihrer besondern Devozion für den Tempel der Latona und dessen Zubehörden gegeben, daß gegen die Lauterkeit ihrer Absichten nicht der geringste Zweifel übrig sein kann. Sie hat zu Versehung des Dienstes nicht nur ein Kollegium von sechs Priestern, deren Vorsteher zu sein ich unwürdiger Weise die Ehre habe, sondern auch aus dem Mittel des Senats drei Pfleger des heiligen Teichs angeordnet, von welchen der erste allezeit eines von den Häuptern der Stadt ist. Ja, sie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit streitig zu machen nicht länger erlaubt ist, die Unverletzlichkeit der Frösche des Latonenteichs auf alle Thiere dieser Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu diesem Ende das ganze Geschlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froschfeinde aus ihren Grenzen verbannt."

Wenn die Versicherung, daß es nicht länger erlaubt ist an der Richtigkeit dieses Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände, sagte Demokrit, so würde ich mir die Freiheit nehmen zu erinnern, daß selbiges mehr in einer zwar an sich selbst löblichen, aber doch aufs äußerste getriebenen Deisidämonie, als in der Natur der Sache, oder der Ehrfurcht, der wir der Latona schuldig sind, gegründet zu sein scheint. Denn in der That ist nichts gewisser, als daß die Frösche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits sehr beschwerlich sind, mit der Zeit sich unter einem solchen Schutze so überschwenglich vermehren werden, daß ich nicht begreife, wie unsre Nachkommen sich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloß menschlicher Weise, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheil der Obern, wie einem recht gesinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl, sagte Strobylus, es mag nun Ihr Ernst sein oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch besser thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden ließen. Uebrigens kann nichts lächerlicher sein als sich vor Fröschen zu fürchten und unter dem Schutz der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemals sein können, wenn sie auch unsere Feinde würden.

Das sollt' ich auch denken, sagte Euripides. Mich wundert, wie einem so großen Naturforscher als Demokrit, unbekannt sein kann, daß die Frösche, die sich von Insekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind.

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daß er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so ging er in einige der besten Häuser und versicherte, Euripides sei ein Mann von großen Verdiensten. Ich habe sehr wohl bemerkt, sagte er, daß er mit Demokrit nicht zum besten steht: er gab ihm ein- oder zweimal tüchtig auf die Kolbe. Er ist wirklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten.

## 10. Kapitel.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daß er darum ansucht, Erlaubniß, eines seiner Stücke auf dem Abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die Abderitische Kanzlei in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomofylax. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Weg stand, allen Vorschub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämmtlich in Augenschein genommen hatte, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl (einen Mann, der bloß wegen seiner Gemahlin bemerkt wurde) und eine große Gesellschaft von Abderitischem Beau Monde fand, alle sehr begierig zu sehen, wie man es machte, um Euripides zu sein.

Euripides sah nur Ein Mittel, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in so guter Abderitischer Gesellschaft nicht Euripides — sondern so sehr Abderit zu sein als ihm nur immer möglich war. Die wackern Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. Es ist ein scharmanter Mann, sagten sie; man dächte, er wäre sein Leben lang in Abdera gewesen.

Die Kabale der Dame Salabanda ging inzwischen tapfer ihren Gang und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich, und einer fragte den andern, wenn Euripides sein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daß bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisirten sich die Freunde des Nomofylax nicht wenig darüber: „Wozu, sagten sie, brauchts uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen was schon beschlossen ist, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?"

Einer der hitzigsten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu sagen, und dadurch zeigen sollte, daß Er Meister sei.

„Das wäre mir ein sauberes Participium, rief der Zunftmeister Pfriem; weil die ganze Stadt für die Sache bordirt ist, und die fremden Komödianten zu hören wünscht, so soll der Senat Nein dazu sagen? Ich behaupte das Gegentheil. Eben weil das Volk sie zu hören wünscht, so sollen sie aufspielen! Fox populus, Fox Deus! Das ist immer mein Simplum gewesen, und soll es bleiben, so lange ich Zunftmeister Pfriem heißen werde!"

Die meisten traten auf des Zunftmeisters Seite. Der politische Rathsherr zuckte die Achseln, sprach dafür und dawider, und beschloß endlich: Wenn der Nomofylax nichts dabei zu erinnern hätte, so glaube er, man könnte für dießmal connivendo geschehen lassen, daß die Fremden auf dem Stadttheater spielten.

Der Nomofylax hatte bisher bloß die Nase gerümpft, gegrinst, seinen Knebelbart gestrichen, und einige abgebrochene Worte mit untermischtem Hä, hä, hä, gemäckert. Er mochte nicht gern dafür angesehen werden, als ob ihm daran gelegen sei, die Sache zu hintertreiben. Allein jemehr er's verbergen wollte, desto stärker fiel's in die Augen. Er schwoll zusehends auf, wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält; und endlich, da er entweder bersten oder reden mußte, sagte er: „Die Herren mögen nun glauben was sie wollen — aber ich bin wirklich der erste, der das neue Stück zu hören wünscht. Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding sein. Indessen, weil er sich nicht aufhalten kann, wie man sagt, so seh' ich nicht, wie man mit den Dekorazionen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist; so bedaur' ich, daß ich sagen muß, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken sein."

Dafür lassen wir den Euripides sorgen, sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda sprach: man wird ihm ohnehin Ehrenhalber die ganze Direkzion seines Schauspiels überlassen müssen. — Den Rechten eines zeitigen Nomofylax und der Theaterkommission in alle Wege unpräjudicierlich, setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, sagte Gryllus, die Herren wollen was neues — Gut! wünsche daß es wohl bekomme! bin selbst begierig das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freilich alles blos darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — verstehen Sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athener werden gerade so klingen wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es ging also mit einem großen Mehr durch: „Daß den fremden Komödianten ein- für allemal, und ohne daß dieser Fall zu einiger Konsequenz sollte gezogen werden können, erlaubt sein sollte, eine Tragödie auf der Nazional-Schaubühne aufzuführen, und daß ihnen hierzu von Seiten der Theater-Deputazion aller Vorschub gethan, und die Kosten von der Kasse bestritten werden sollten." — Allein, weil der Ausdruck „erlaubt sein sollte" dem Euripides, der nichts verlangt hatte, sondern sich bloß erbitten lassen, hätte anstößig sein können: so veranstaltete Frau Salabanda, daß der Rathsschreiber (der ihr besonderer Freund und Diener war) im Bescheid die Worte erlaubt sein sollte, in ersucht werden sollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides verwandelte — Alles übrigens dem Rathsschluß und der Kanzlei unpräjudicierlich und citra consequentiam.

So wie der Senat aus einander ging, begab sich der Nomofylax zum Euripides, überschüttete ihn mit Komplimenten, bot ihm seine Dienste an, und versicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorschub gethan werden sollte, um sein Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieser Versicherung war, daß ihm, ohne daß jemand Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beschwerte er sich, so wies ihn immer einer an den andern, und jeder betheuerte seine Unschuld und seinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verstehen gab, daß der Fehler bloß an diesem oder jenem liege, der eine Viertelsstunde zuvor seinen guten Willen eben so stark betheuert hatte.

Euripides fand die Abderitische Art, allen möglichen Vorschub zu thun, so beschwerlich, daß er sich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: seine Meinung sei, sich mit dem ersten Winde, woher er auch blasen möchte, wieder einzuschiffen, wofern sie nicht einen Rathsschluß auswirkte, der den Herren von der Kommission anbefähle, ihm keinen Vorschub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekuzion war, so war das einzige Mittel in dieser Noth, den Zunftmeister Pfriem und den Priester Strobylus, welche sehr viel beim Volke vermochten, in Bewegung zu setzen. Salabanda übernahm beides mit so guter Wirkung, daß binnen Tag und Nacht alles, was von der Theaterkommission besorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um so leichter geschehen konnte, da Euripides seine eigenen Dekorazionen bei sich hatte, und also beinahe nichts weiter zu thun war, als sie dem Abderitischen Theater anzupassen.

## 11. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hindernisse von seinen eigenen Schauspielern aufgeführt. Außerordentliche Empfindsamkeit der Abderiten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen sein wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da sie hörten, daß es eben die Andromeda war, die sie vor wenig Tagen schon gesehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen Anfangs die fremden Schauspieler einleuchten, deren Ton und Aktion so natürlich war, daß die guten Leute — gewohnt ihre Helden und Heldinnen wie Besessene herumfahren zu sehen, und schreien zu hören wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wußten was sie daraus machen sollten. Das ist eine wunderliche Art zu agiren, flüsterten sie einander zu; man merkt es gar nicht, daß man in der Komödie ist; es klingt ja ordentlich als ob die Leute ihre eignen Rollen spielten. Indessen bezeigten sie doch ihr Erstaunen über die Dekorazionen, die zu Athen von einem berühmten Meister in der Theaterperspektive gemalt waren; und da die meisten in ihrem Leben nichts gutes in dieser Art gesehen hatten, so glaubten sie bezaubert zu sein, wie sie das Ufer des Meers, den Felsen, wo Andromeda angefesselt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Pallast des Königs Cefeus in der Ferne auf der andern, so natürlich vor sich sahen, daß sie geschworen hätten, es sei alles wirklich und wahrhaftig so wie es sich darstellte. Da nun überdieß die Musik vollkommen nach dem Sinne des Dichters, und also das alles war, was die Musik des Nomofylax Gryllus — nicht war; da sie immer gerade aufs Herz wirkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraschend war: so brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamazion und Pantomime und mit der Schönheit der Stimme und des Vortrags vereinigt, einen Grad von Täuschung bei den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß sie in ihrem Nazionaltheater saßen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu sein, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären, betrübten und ängstigten sich, hofften und fürchteten, liebten und haßten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel; — kurz, Andromeda wirkte so außerordentlich auf sie, daß Euripides selbst gestand, noch niemals des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genossen zu haben.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Frauenzimmerchen und Jüngelchen unsrer vor lauter Empfindsamkeit höchst unempfindbaren Zeit sehr um Verzeihung! Aber es war in der That unsre Meinung nicht, durch diesen Zug der außerordentlichen Empfindsamkeit der Abderiten — ihnen einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen ihren guten Verstand bei ihnen selbst oder bei andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache bloß wie sie sich zutrug; und wem eine so große Empfindsamkeit an Abderiten befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daß sie, bei aller Abderitheit, am Ende doch Menschen waren wie andre; ja, in gewissem Sinne, nur desto mehr Menschen — je mehr Abderiten sie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben so leicht war sie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemalten Trauben des Zeuxis hinein pickten; indem sie sich jedem Eindruck, besonders den Täuschungen der Kunst, viel ungewahrsamer und treuherziger überließen, als feinere und kältere, folglich auch gescheidtere Leute zu thun pflegen, welche man so leicht nicht verhindern kann, durch den Zauberdunst, den man um sie her macht, durchzusehen.

Uebrigens macht der Verfasser dieser Geschichte hier die Anmerkung: „Die große Disposizion der Abderiten, sich von den Künsten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuschen zu lassen, sei eben nicht das, was er am wenigsten an ihnen liebe." Er mag aber wohl dazu seine besondern Ursachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünstler, Maler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber, schlimmes

Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem solchen Publikum immer den größten Haufen ausmachen, sind am schwersten zu befriedigen. Anstatt der Einwirkung still zu halten, thut man alles, was man kann, um sie zu verhindern. Anstatt zu genießen was da ist, räsonirt man darüber, was da sein könnte. Anstatt sich zur Illusion zu bequemen, wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man, ich weiß nicht welche kindische Ehre darein, den Filosofen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute, die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen, Thränen im Auge haben, und, wo diese lachen, die Nase zu rümpfen, um sich das Ansehen zu geben als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sei, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen.

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuß, den sie von tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn das was unsre Eitelkeit dabei gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nach welchen wir schnappen, indem uns das wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengotts jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht, ohne recht zu wissen was man sagt. Die Wälder in Thrazien tanzten zur Leier des Orfeus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil Er — ein Halbgott war, sondern weil die Thrazier — Bären waren, nicht, weil Er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine Schottische Sackpfeife die guten Seelen von Tahiti in Entzücken setzte.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat und doch fast immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leser selbst machen; wenn's ihm beliebt. Unser eignes Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thrazier und Abderiten sind: aber wenn wir's in diesem einzigen Punkte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freilich auch für den größten Theil unsrer poetischen Sackpfeifer sein.

## 12. Kapitel.

Wie ganz Abdera von Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurde. Filosofisch-kritischer Versuch über diese seltsame Art von Frenesie, welche bei den Alten insgemein die Abderitische Krankheit genannt wird, — den Geschichtsschreibern ergebenst zugeeignet.

Als der Vorhang gefallen war, sahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug' und Mund nach dem Schauplatze hin; und so groß war ihre Verzückung, daß sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: Wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaßen; sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus (die bei der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen) nicht eilends diesem Mangel abgeholfen und dadurch ihren Mitbürgern die Beschämung erspart hätten, gerade zum erstenmale, wo sie wirklich Ursache dazu hatten, nicht geklascht zu haben. Aber dafür brachten sie auch das Versäumte mit Wucher ein. Denn so bald der Anfang gemacht war, wurde so laut und lange geklatscht, bis kein Mensch mehr seine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pausirten einen Augenblick, und fingen dann wieder desto stärker an, bis sie von andern, die inzwischen ausgeruht hatten, wieder abgelöst wurden.

Es blieb nicht bei diesem lärmenden Ausbruch ihres Beifalls. Die guten Abderiten waren so voll von dem, was sie gehört und gesehen hatten, daß sie sich genöthigt fanden, ihrer Ueberfüllung noch auf andere Weise Luft zu machen. Verschiedene blieben im nach Hause gehen auf öffentlicher Straße stehen, und deklamirten überlaut die Stellen des Stücks, wovon sie am stärksten gerührt worden waren. Andre, bei denen die Leidenschaft so hoch gestiegen war, daß sie singen mußten, fingen zu singen an, und wiederholten wohl oder übel, was sie von den schönsten Arien im Gedächtniß behalten hatten. Unvermerkt wurde (wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt) der Paroxismus allgemein; eine Fee schien ihren Stab über Abdera ausgestreckt, und alle seine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte sprach, sang, trällerte, leierte und pfiff, wachend und schlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die große Arie — O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor u. s. w. und sie wurde so lange gesungen, bis von der ursprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksbursche, zu denen sie endlich herab sank, sie bei Nacht auf der Straße nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie so viele andre, die uns von den Weisen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht praktikabel ist, so würden wir eilen was wir könnten, allen Menschen den Rath zu geben: „niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben." Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber seit mehr als dreißig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an solchen Erzählungen ordentlicher Weise kein Wort wahr ist: und wir wissen uns im ganzen Ernste nicht eines einzigen Falles zu besinnen, wo eine Sache, wiewohl sich erst vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von jedem, der sie erzählte, anders, und also (weil doch ein Ding nur auf eine Art wahr ist) von jedem falsch erzählt worden wäre.

Da es diese Bewandtniß mit Dingen hat, die zu unsrer Zeit, an dem Orte unsers Aufenthalts, und beinahe vor unsern sichtlichen Augen geschehen sind: so kann man leicht ermessen, wie es um die historische Treue und Zuverlässigkeit solcher Begebenheiten stehen müsse, die sich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern vorgespiegelt wird. Weiß der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Fortpflanzungsmittel von Tradizionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschene oder ungewaschene Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Uebersetzern, Censoren und Korrektoren u. s. w. durchgebeutelt, geseigt und gepreßt worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden, ein Gelübde zu thun, keine andere Geschichte zu schreiben, als von Personen, an deren Existenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverlässigkeit — keinem Menschen in der Welt etwas gelegen sein kann.

Was mich zu dieser kleinen Erpektorazion veranlaßt, ist gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und mißhandelt worden ist, als ein gutherziger nichts Arges wähnender Leser sich vorstellen kann.

Da ist nun zum Beispiel, dieser Yorick, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Tasche, ja ohne nur ein paar Schuhsohlen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiß wohin? bloß in der Absicht gethan haben, um mit deren Beschreibung ihre Bier- und Tabacksrechnung zu salbiren — ich sage, da ist nun dieser Yorick, der, um ein hübsches Kapitelchen in sein berühmtes Sentimental Journey daraus zu machen, diese nämliche Begebenheit so zubereitet hat, daß sie zwar so wunderbar und abenteuerlich als ein Feenmärchen geworden ist, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und sogar alle Abderitische Familienähnlichkeit verloren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt er) war die schändlichste und gottloseste Stadt in ganz Thrazien, wimmelte und brudelte von Giftmischerei, Verschwörungen, Meuchelmord, Schmähschriften, Pasquillen und Tumult. Bei hellem Tage war man seines Lebens nicht sicher, bei Nacht war's noch ärger. Nun begab sich's, (fährt er fort) als der Gräuel aufs höchste gestiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine stärker auf seine Imaginazion als die natürlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!

Alle Welt sprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede des Perseus: O Amor, du der Götter und der Menschen Herrscher! In jeder Gasse von Abdera, in jedem Hause: O Amor, O Amor! — In jedem Munde u. s. w. nichts als: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! Das Feuer griff um sich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete sich der Liebe. Kein Drogist konnte einen Skrupel Niesewurz los werden — kein Waffenschmidt hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu schmieden — Freundschaft und Tugend begegneten sich auf den Gassen — das goldne Alter kehrte zurück, und schwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm sein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe, und setzte sich keusch, und horchte auf den Gesang.

In der That ein sehr schönes Kapitelchen! Alle junge Knaben und Mädchen fanden es deliciös — „O Amor, Amor! der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!" — Und daß ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, die beiden Ohren des Königs Midas! der geringste unter euern Haberrohrsängern sich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine stehend zu machen getrauen kann — ein Wunder gewirkt haben soll, das alle Priester, Profeten und Weisen der ganzen Welt mit gesammter Hand nicht im Stande gewesen sind nur ein einzigesmal zu bewirken — das Wunder, eine so schändliche, heillose und gottvergessene Stadt und Republik, wie Abdera gewesen sein soll, auf einmal in ein unschuldiges, liebevolles Arkadien zu verwandeln — das gefällt freilich den gauchhaarigen, empfindsamen, gelbschnäblichen Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie gesagt, daß am ganzen Histörchen, so wie es Bruder Yorick erzählt, kein wahres Wort ist.

Das ganze Geheimniß ist: der wunderliche Mensch war verliebt als er sich das alles einbildete; und so schrieb er (wie es jedem ehrlichen Amoroso und Virtuoso, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles was er sich einbildete für Wahrheit hin. Nur ists nicht hübsch an ihm, daß er — um seinem Leibgötzen und Fetisch, Amor, ein desto größeres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das ärgste nachsagt, was sich von Menschen denken und sagen läßt. Aber das ganze Griechische und Römische Alterthum soll auftreten und zeugen, ob jemals so etwas auf die guten Leute gebracht worden sei! Sie hatten freilich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken, und was man im eigentlichsten Verstande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache gewesen: aber ihre Stadt deßwegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreiheit, die (so einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugestehen will) doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samosate, im Eingang seines berühmten Büchleins, wie man die Geschichte schreiben müßte — wenn man könnte, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl mit seiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als Yorick. Er muß, wie es scheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der seltsamen Schwärmerei, die sich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daß man zuletzt genöthigt war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Geleis setzen möchte — Und nun sehe man einmal, wie der Mann das alles durcheinander wirft! „Der Komödiant Archelaus (der damals so viel war, als wenn man bei uns Brockmann, oder Schröter, oder der deutsche Garrick sagt) — dieser Archelaus kam in den Tagen des Königs Lysimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein außerordentlich heißer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin schon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein starkes Fieber aus der Komödie nach Hause. Am siebenten Tage brach sich bei den meisten die Krankheit entweder durch heftiges Nasenbluten, oder einen starken Schweiß; hingegen blieb ihnen eine seltsame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbei war, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, tragische Verse zu deklamiren. Sie sprachen in lauter Jamben, schrieen wo sie standen und gingen, aus vollem Halse ganze Tiraden aus der Andromeda daher, sangen den Monolog des Perseus" u. s. w.

Lucian, nach seiner spöttischen Art, machte sich sehr lustig mit der Vorstellung, wie närrisch es ausgesehen haben müsse, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom siebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu sehen, die aus allen ihren Leibeskräften: Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! u. s. w. gesungen, und er versichert, diese Epidemie habe so lange gedauert, bis der Winter und eine große eingefallene Kälte dem Unwesen endlich ein Ende gemacht.

Man muß gestehen, Lucians Art den Hergang zu erzählen, hat vor der Yorickschen vieles voraus. Denn so seltsam dieses Abderitische Fieber scheinen mag, so werden doch alle Aerzte gestehen, daß es wenigstens möglich, und alle Dichter, daß es charaktermäßig ist. Es gilt also davon, was die Italiäner zu sagen pflegen: Se non è vero, è ben trovato. Aber wahr ist's freilich nicht, wie schon aus dem einzigen Umstand erhellt, da um die Zeit, da sich diese Begebenheit in Abdera zugetragen haben soll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten schon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröschen und Ratten überlassen hatten.

Kurz, die Sache begab sich — wie wir sie erzählt haben: und wenn man den Paroxismus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will; so war es wenigstens von keiner andern Art als das Schauspielfieber, womit wir bis auf diesen Tag manche Städte unsers werthen Deutschen Vaterlandes behaftet sehen. Das Uebel lag nicht sowohl im Blute, als in der Abderitheit der guten Leute überhaupt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß es bei einigen, bei denen es mehr Zunder und Nahrung als bei andern finden mochte, ernsthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen; woraus denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entstanden sein mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glück befand sich Hippokrates noch in der Nähe: und da er die Natur der Abderiten schon ziemlich kennen gelernt hatte; so setzten etliche Zentner Nieswurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — das ist, die Abderiten hörten auf: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! zu singen, und waren nun sammt und sonders wieder — so weise als zuvor.

---

## Zwei Göttergespräche.

### I.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade als wenn ein Chaldäischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist es eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtiget haben!

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewisser Maßen für den Stifter der altrömischen Religion gelten kann, so war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte; indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der gröbsten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Voräldern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbolen der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letzten Vorstellung wenigstens, nicht sehr

irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Fidiasse und Allamenen im Lazium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas andres gehalten hast als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Lust, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeßliche Ganze zu sein angefangen hatte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympische Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufgestellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdenbewohner ging unter diesen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmählich wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größtentheils in Wäldern und Hölen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenen Menschenrasse bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthiget, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Ankunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßern Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu den Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte; —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, das etwas nicht erfolgt, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen; — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Freiheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Mährchen gefallen lassen, womit die Pocten ihre klassenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehört hat? Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist dran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als sie empfänglich sind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erscheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zukommt? Oder kennest du ihn schon etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt an eurer Unterre-

dung Theil zu nehmen? Ich gestehe, daß sie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (für sich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt also schon wovon wir sprachen?

Der Unbek. Ich besitze die Gabe zu sein wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit suchen, da ermangele ich selten, sichtbar oder unsichtbar, der dritte zu sein.

Numa (den Kopf ein wenig schüttelnd). Ein sonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es deine Bekanntschaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommst?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir sprachen blos von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkt richtig gesehen werden.

Numa. Und der ist? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leise zu Numa). Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennst also das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennst du seinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt ist, und der sich alles nähert.

Numa. Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

Der Unbek. Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einsenkung in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfälscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt sich hören!

Numa. Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft besprachen? die große Katastrofe, die in diesen Tagen alles, was dem Menschengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoß, um ein altes, übel zusammengefügtes, durchaus morsches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

Numa. Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathsamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsre Filosophen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemaliges Ansehen, sondern sogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von so großem Umfang und von so künstlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich sein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du, daß in einer Sache von so großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

Numa. Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch ihr Loos sein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniß und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber sind?

Jupiter. Du liebest die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird sie in den Besitz der Freiheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniß der Glückseligkeit ist; denn Wahrheit allein macht frei. — .

Jupiter. Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins ist. Sobald du mir die Nachricht bringen wirst, daß die albernen Leute da unten, seitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Vorältern, bessere Menschen geworden sind, als ihre Vorältern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menschen war zu groß, als daß selbst die außerordentlichsten Anstalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur dünkt mich, sei damit nicht mehr gesagt, als wenn du sagtest: sobald alle Menschen weise und gut sein werden, werden sie aufhören thöricht und verkehrt zu sein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen sein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsätzlich verschließen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weisen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Bist du in die Mysterien zu Eleusis inizirt?

Der Unbek. Ich kenne sie so gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt sein, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben. —

Jupiter. Du scheinst mir ein großer Menschenfreund zu sein: weißt du etwas wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Mystagogen zu Eleusis versprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das ist mehr, als du oder ich zu leisten vermöchten.

Der Unbek. Du hast es nie versucht, Jupiter.

Jupiter. Wer spricht gern von seinen Verdiensten? Indessen kannst du leicht ermessen, daß ich zu der Ehre, die mir von so vielen großen und wohl policirten Völkern seit einigen Jahrtausenden erwiesen wird, nicht gekommen sein kann, ohne etwas um sie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag schon lange sein! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel heilbringendes thun. Ich gestehe, daß es mir sauer geworden ist.

Jupiter. Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerei, die sich selbst für andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer könnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken, als sie werth sind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe, daß ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das ist es eben was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

Der Unbek. Du sprichst, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen großen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihn; dein weitsehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben damit zu

Stande zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mirs nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? (Lachend.) Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben, das Modell dazu ist da, — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbek: Der Lehm, — um bei deinem Gleichnisse zu bleiben — ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nnn ja! man hofft immer das beste von der Zeit! wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbek. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiteten die Hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister gegen das deinige!

Der Unbek. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachse; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Uebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlecht wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger ist — an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, daß die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbek. Alle diese Uebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zum Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist: es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel blos dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das beste ist, das wir unsterblich sind, und also die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbek. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist, — daß es keinen andern gibt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise, und, wie sie im Besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was sagst du dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

## II.

Jupiter (halb sitzend, halb liegend, auf einem mit Rosen bestreueten Ruhebette). Juno (zu seinen Füßen sitzend).

Jupiter. Und dieß ist alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundsätze kenne, so wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke meinst du, ich neige mich stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch blos darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig: die Reihe ist nun an den Völkern, und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude daran haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksale zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subbelegirten un-

vermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts besseres zu sein.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Producte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eigenen Beinen stehen können. Mein Amt ist, niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dieß ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig, und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer:
Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist: aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respectiren müssen. —

Jupiter (etwas hitzig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respectiren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen die Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären!

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen, — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist eben was wir verhindern müssen, Jupiter! oder wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einfiele eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehest?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchien, und — (Etwas leise.) — die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß sein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Deputirten-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des Delfischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein."

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maaß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selber vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wolleſt?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden sein.

---

## Aus Johanna Gray
oder
## der Triumph der Religion.
**Trauerspiel von Wieland.**

### Erster Aufzug.

#### Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney.
Schon lange hallt das Inn're des Palastes
Von klagendem Getön. — Des Königs Schicksal
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch seh ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter,
Und Guilford's Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Botschaft!

Lady Johanna.
Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute Sidney,
O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney,
O! misch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney.
Gott! welch' ein Schlag! Weh uns! — O Gott wie schwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

Lady Johanna.
Einer solchen Tugend
War diese Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärk'res Recht an ihm zurückgefordert.

Sidney.
Zu früh'! Ach allzufrüh, o theurer Jüngling
Eilst du zurück, die Himmelsluft zu athmen
Wo du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus deinem huldverfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,
Der Tyrannei, der Todesscenen müde,
Ermüdet zwischen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen,
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward!
Fliehst du von uns? Eh' deines Volkes Glück,
Dich mit dem süßen, schönsten aller Namen,
Dem Namen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternamen, krönte?

Lady Johanna.
Dieß, Freundin, dieß durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so schärf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,
Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren hast.
O! große Thaten, werth des Nachruhms, werth
Von künft'gen Aeltern nachgeahmt zu werden,
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhab'ne Muster, hat sein früher Tod
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist, des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten;
Wie Herkules verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein innres immer waches Ohr
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!

Gefühlvoll für die Leiden seiner Brüder,
Von Sehnsucht glühend Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Bosheit streng;
Wie sanft, wie frei von Stolz und eitler Selbstheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn sie ihn bestrafte —
O mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Ist's möglich, bist du alles, was von ihm
Mir übrig ist? O flieh! du täuschest mich
Ihn mir so lebend, so mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln seiner holden Augen
Stets vorzustellen — Theurer Jüngling! Nimmer
Ach! Nimmer werden diese holden Augen
Auf die Gespielin deiner Kindheit lächeln!
Nie wird mich deiner Stimme süßer Ton
Bei'm Namen rufen? Nimmer werden uns
Bei deines Platon's göttlichen Gesprächen
Die Winterstunden zu Minuten werden!
Ist's möglich, kannst du mich zurücke lassen,
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läßt du mich
Zu deinen anverwandten Engeln eilend?

Sidney.

Gerecht sind Deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird sie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die schwarze Stunde
Da Edward starb, ist England's Todesstunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freiheit stirbt mit ihm, die nun so lange
Aus Griechenland's und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion sich eine Zuflucht suchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tigers Rachen,
Zu athmen anfing, unter Edward's Schutz
Die erste goldne Zeit der Christen hoffte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade seines Meisters ging,
Da Unschuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe
Das Merkmal war, woran man Christen kannte?
Ach! jede Hoffnung bess'rer Zeiten sinkt.
In Edward's Grab! und welche Schreckgestalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o schrecklicher Gedanke!
Verschlingt die Erde, bebend vor Entsetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen sprudelt.
Maria leiht der priesterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten, unbewehrten Unschuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unsrer nicht erbarmest,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabsteigt,
Der treue Schutzgeist seines Volks zu bleiben!

Lady Johanna.

Er wird, er wird es sein! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren ersten Säugling
Als Edwards Herz für sein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in seiner Brust,
Die nach der Reinigung der Kirche seufzten,
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand schon angelegt. Nur die Erinnerung
An sie hielt seine Lust zum Sterben auf.
In dieser Nacht, da schon sein Geist im Eingang
Des Himmels schwebte, naht ich unbemerkt,
Bei'm düstern Schein der Lampe seinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und sagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunst seines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den starren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Brust
Wie Pfeile drangen. „Gott, (so hauchte sich
Die heil'ge Seele aus) nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O! meine Seele
Lechzt lange schon dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu sein! Und doch, um derer willen
Die du erwählt hast, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Geschehe!" Hier schwieg sein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in namenloser Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edward's letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel steigen.
Zwar Edward starb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tausend Mittel uns zu retten übrig.

Lady Johanna.

Die Wege Gottes sind dem blöden Menschen
Geheimniß, die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unsre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt sind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreißen! — Edward's Krone
Fällt nach dem Reichsgesetz, und Heinrich's letztem Willen
Jetzt auf Marien's Haupt. Die Stund' ist da,
Auf welche sie ihr racheschnaubend Herz
So lang vertröstete, die Stund' ist da,
Nach der sich Rom und seine Priester sehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weissagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Priestern, die mit räuberischer Faust
Den Donner Gottes schleudern rings umgeben,
Wird sie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenschädel gründen, und den Himmel
Und Rom's erzürntes Haupt mit Menschenopfern
Versöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andere, deren tief versteckte Bosheit
Zu Edward's Zeit sich in Verstellung hüllte,
Stehn schon bereit, den Gott der sanften Liebe
In ihrer heuchlerischen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach! die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen, verliert sich in der Menge
Der falschen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig sind,
Dem zuzurauschen, den das Glück begünstigt.
O England, o zu früh verwaiste Kirche!
So kürzlich erst gepflanzt! jetzt schon im Keime
Von strenger Gluth versengt! O kleine Schaar
Der ersten schwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein schwesterliches Herz,
Für euch thränt unversiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menschlichkeit; er fordert nicht
Daß wir gefühllos seiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzessin, Deine Klagen
Und den gerechtsten Schmerz mit Dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwischen Furcht und Hoffnung
Erwartend schwebt, ihr Schicksal anzukünden.

Zweite Scene.

Lady Johanna. Lord Guilford.

Lady Johanna.

O Guilford! komm! und mische Deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieser Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief sind wir der schönsten Morgenröthe
Des Glücks entstürzt! — O wie ist um mich her
Die Welt zerstört! — Wie schwarz das Licht der Sonne!
Die Sphären stehen! Stumme Todesstille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, Du allein
Bist mir noch übrig, (letzter Trost im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungetadelt
Und ungestört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! Du, — wo sind' ich einen Namen,
Der Deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du schönste, reinste Seele, die sich je
In Engelsbildung dieser Erde zeigte,
Ersinke nicht den Leiden, die Dein zartes Herz
Zerreißen! Zage nicht, Du meines Lebens Wonne. Noch
Ist alles nicht verloren; noch ist Hoffnung da.
Dein Vater, dessen fromme Redlichkeit
Und sanfte Güte jedes Herz schon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater; und viel and're
Der Edelsten des Reiches, deren Ansehn,
Von Macht und Gunst des Volkes unterstützt,
Marien's Anhang leicht zur Erde drückt,
Die Alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

Lady Johanna.
O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menschen, deren Kraft ein Schatten ist,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom schwächsten Stoße fallen!
Dort über uns — schau durch die Wolken auf,
Die unserm Blick die sel'ge Aussicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie schaut auf uns herab! Sie lenkt, sie ordnet alles!
Nur der Gedank' an sie — hält meine Seel' empor,
Daß sie nicht ganz ersinkt!

Lord Guilford.
Vertraue nur,
Du schöne Heilige! vertraue Du
Der Vorsicht, die Du glaubst, und deren Macht und Güte
Gleich unbekränzt, gleich unaufhaltbar ist.
Sie wird uns retten! Aber sie gebraucht
Zu ihren unsichtbaren Thaten stets,
Die sichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menschen Arm, und Witz und Leidenschaften.
Sie wird die Helden, die sich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht!
Mit Klugheit und mit starkem Muth begeistern.
Der Rath versammelt sich. Den Augenblick,
Da ich hierherging, sah ich meinen Vater
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken schienen, Hand in Hand
Mit Deinem Vater zur Versammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leis' am Hof' umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern, — Edward habe,
In seinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unser Wohl, ein Testament verlassen,
Wodurch die römischdenkende Maria,
Vom Throne ausgeschlossen sei. Ist dieß,
So hat des besten Königs früher Tod
Die Aussicht einer bessern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freiheit schmachtet,
So kann Dein Guilford, der in Dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frei, noch glücklich sein.

Lady Johanna.
Was Du mir sagtest, ist mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrich's letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien gibt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuern Eides brechen,
Wodurch sie sich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns sichtbar ward, des Vaters Angedenken
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.
Auch mir ist ein Geheimniß was ich seh',
Und was ich hör', und was mein Herz mir weissagt.
Doch bald — (Ein Offizier erscheint.)

Der Offizier.
Lord Guilford, der Senat erwartet Dich.

Guilford,
(zum Offizier, der wieder sich entfernt).
Gut!
(Zu Lady Johanna.)
Nun wird Alles sich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich stahl den Augenblick
Nur, Theu'rste, Dich zu sehen, und Deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt sind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt England's Schicksal und das unsrige.
Die Feinde schlummern nicht — Ich eile, desto bälder
Zu Dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna.
Ein guter Engel leite Deine Tritte!

Dritte Scene.

Lady Johanna (allein).
Indessen, daß die Weisen, daß die Väter
Des Reiches sich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz so feurig
Für England's Glück, für's allgemeine Wohl
Der Menschen schlägt! — Was kann ich thun? — Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich selbst vergessen!
Nur einsam weinen, und, die schwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menschen Vater! —
Komm! stille Ruh, komm süße Einsamkeit,
Umschatte mich! O kommt, geliebte Bilder
Von Tod und sanfter Ruh im stillen Grabe,
Und vom Triumph der fesselfreien Seele,
Die sich dem Staub entschwingt! Nur ihr allein
Besänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den Kummer
In schlummerndes Vergessen einzuwiegen!

## Zweiter Aufzug.

### Erste Scene.

Northumberland (allein).
Wenn nicht das Schicksal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig ist, mein Werk zerstört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einsam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betrügt, verläßt — so trennt mich nur ein Schritt
Vom höchsten Gipfel, den der Stolz der Menschen
Erstreben kann! — Wie günstig fügt sich Alles
Nach meinem Wunsch! — Durch seiner Tochter Band
Mit meinem Sohn, ist Suffolk's Ansehn mein!
Das Volk ist mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaßt der junge Fürst! Sein letzter Wille,
Beschworen von den Mächtigsten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Ansehn zwang,
Schließt Heinrich's ältste Tochter von der Krone
Auf ewig aus, und gibt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Marien's Anhang darf, durch diesen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, sein bestürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und seine Fesseln hasset,
Nach Freiheit seufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edward's Hand empfangen,
Die ihm so ähnlich ist, — die er so zärtlich,
Wie seine Schwester liebte, deren Tugend
So viel verspricht! Ja Alles, Alles stimmt
In meine Absicht ein! — O! Welche Aussicht
Umglänzt mich. — Zwar mußt' ich sie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch, verschließe dich
In meine Brust, verderbliches Geheimniß,
Und ruh' auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie ist es selbst!
Wie schön, wie unschuldsvoll! Wie malt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth ist sie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

### Zweite Scene.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland.
Komm, meine Tochter, laß mich Dich umarmen,
Zum letzten Mal Dich mit dem süßen Namen
Begrüßen, der —

Lady Johanna.
Was sagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mal? —

Northumberland.
So will die Pflicht es künftig!
Johanna, fasse Dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürsten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, dessen Feierlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — Dich — zur Königin der Briten.

Lady Johanna.
Mich? Mylord! — hör' ich recht? Ist's Guilford's Vater
Der mit mir spricht? — Ist's möglich? Kann er wohl
In dieser ernsten Stunde, da der Himmel
Durch Edward's frühen Tod Britannien
Das Todesurtheil spricht, — in dieser Stunde,
Da jeder weint, dem in der Brust ein Funke
Von Tugend glüht; da namenloses Elend
Auf unsre Scheitel hängt, kann Guilford's Vater
Mit seiner leidenden Johanna scherzen?

Northumberland.
Mich wundert nicht, daß solch ein Wechsel Dir
Unglaublich scheint! Daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraschtes Herz, von tausend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuschung hält! Doch ferne sei von mir
In dieser ernsten feierlichen Stunde,
Die unsern Thränen um den besten König,
Die England's Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt ist, gedankenlos zu scherzen!
Nichts ist gewisser, als daß Dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk ersehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna.
Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland.
Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird Dein Vater,
Und Guilford, und der glänzende Senat
Britanniens, zu Deinen Füßen liegend,
Dich überzeugen! — Fasse Dich, Johanna!
Sei Deiner würdig! Sei des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er Dir geben kann,
Von Dir empfängt. Fließt nicht das reinste Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edward's Statt sie zu beglücken,
Als Dich, in deren Brust der gleiche Geist
Der Tugend und der Menschenliebe athmet?

Lady Johanna.
Wie soll — wie kann ich sagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, so versagt die Zunge mir
Sie auszusprechen. — O wie konnt' in Edward's Herz,
Wie konnt' in Euers, Mylord, ein Gedanke
Wie dieser kommen? — Ich erröth' und zittre
Es Euch zu sagen — Nein, ich faß' es nicht,
Wie Eure Klugheit, Euer langgeübter,
Erfahrner Geist Euch so verlassen konnte!
— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend die Bestürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs sein Vaterland
Zurückzureißen, kann den Weisesten
Zu einem Anschlag treiben, den die Klugheit,
Bei kälter'm Blute, unterdrücken würde!
Doch, sagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt zürnen,
Wenn, statt der Erbin, die das Reichsgesetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter
Und Schwester seiner Könige, ich, Suffolk's Tochter,
Geboren zum Privatstand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muß nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partei
So zahlreich und so mächtig wie sie ist,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrich's, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, sie werde keine Freunde finden,
Die sich für sie bewaffnen? Und nicht nur
Für sie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgesetze, die der Brite
Als das Palladion seiner Freiheit ehrt!
Wird Oestreich's Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Philipp, dessen unbegrenzter Zepter
Die beiden Indien schreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzessin gibt,
Sich säumen, ihr gekränktes Recht zu schützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein schwaches, unerfahrnes, junges Mädchen,
Euch helfen können? —

Northumberland.
— Meine theure Tochter!
Ich ließ Dich ungehindert Alles sagen,
Was, wider unser Hoffen, Deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geist, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geschlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir sie fähig glauben,
Der herrlichsten Bestimmung sich zu weigern,
Wozu der Himmel Menschen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne diesen Kleinmuth!
Schwing über diese weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was Dein Herz,
Dein Vaterland, Dein Glaube von Dir fordert.
Geziemt's der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,
Die ihrem Laufe trotzen, sich zu scheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerschreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freiheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der sie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgestalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was Dein Edward selbst
Dir sterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der britische Senat, durch sie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle diese Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geschöpfe Deiner Phantasie,
Die noch von Edward's Tod erschüttert ist.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Ist größer als Du denkst. Wer Freiheit liebt,
Wer Rom verabscheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurst seiner Mönche haßt,
(Und, o! wer haßt sie nicht?) die Alle sind
Mit uns vereint. Maria ist im Auge
Des Volks nicht Heinrich's älteste Tochter, nein!
Nur eine Sklavin Rom's, nur Philipp's Braut.
Wem in der Brust ein britisch Herz noch schlägt,
O! dem empört in jeder Ader sich
Das Blut, vom Schatten des Gedankens schon,
Sein freies Haupt in's abgeworfne Joch
Des stolzen Rom's zurück zu schmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird Dich als einen sichtbar'n Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugesandt.

Lady Johanna.
Ach! Wollte Gott, es wär' in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber diese Macht,
Gab mir der Himmel nicht! Er haßt die falsche Weisheit,
Die ungerechte, frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, so lange Heinrich's Töchter
Und Edward's Schwestern leben. —

Northumberland.
Bist Du nicht
Wie sie, von königlichem Blut? — Die Enkelin
Von Heinrich's Schwester? Hat Marien die Geburt
Dem besten Prinzen mehr als Dich genähert,
So macht Dich Deine Tugend, Deine Güte
Zu Edward's Schwester! — Pflegt' er Dich nicht stets
Mit diesem süßen Namen zu benennen?
Verdient die stolze, grausame Maria,
In deren Brust nur Gift und Rachsucht kocht,
Bei der die Ausspruch' eines finstern Mönch's
Orakel sind, sie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürsten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu suchen
Und, gleich der Gottheit, weis' und gut zu sein —
Verdient sie mehr als Du, die Edward's Geist und Herz
Uns wieder gibt, den Namen seiner Schwester?

Lady Johanna.
Dieß Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonst süß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr schmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es sei! — Doch Alles, was Euch wider sie
Empört, gibt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorsicht durch verderbte Fürsten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen strafen,
So thut sie nichts, als was wir längst verdient,
Sie züchtigt uns durch unsre eignen Laster,
Die Fürsten sind nur schlimm, weil wir es sind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sclaven sind es, die Tyrannen machen.

Northumberland.
Ach! meine Tochter! wie betrügest Du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegsamkeit — Doch nein, Du wirst Dich fassen!
Ein wenig Zeit und reifre Ueberlegung
Wird Deine Zweifel heben.

(Er sieht sich um, und sieht von Ferne Lady Suffolk sich nähern.)

Wie erwünscht
Kommt Deine Mutter! welch' Entzücken schimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet besser

Als Du, den Werth der angebotnen Krone,
Ihr überlaß ich Dich —

(Er geht ab.)

### Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

**Lady Suffolk.**

O meine Tochter,
O Du, mein Stolz, mein Kleinod! meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunst an mein Mutterherz Dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest Du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude —
Du weinst, mein Kind? —

**Lady Johanna.**

Ach meine Mutter!

**Lady Suffolk.**

— Wie?
Du weißt, Johanna, welch' ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann England's Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu Deinen Füßen,
Kann die Gewalt, Glückselige zu machen,
Und unter allen selbst die Glücklichste zu sein,
Dein Auge nicht entwölken? — Edward's Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von Deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß dich ganz den reizerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er Dir, und uns
Durch Dich, vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm, noch
In seiner letzten feierlichsten Stunde
Des Himmels großen Rathschluß in die Lippen hauchte
Zur Erbin seines Throns Dich zu erklären!

**Lady Johanna.**

Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen!
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie soll ich das,
Was ich empfinde, nennen? Diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschüttern?
O Edward, du bist glücklich! —

**Lady Suffolk.**

Ohne Zweifel
Genießt er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, Dein Edward selbst
Bestimmt' es Dir! — Kann der Gedank' allein
Es Dir nicht schätzbar machen?

**Lady Johanna.**

Eben dieß
Mehrt meine Zweifel! — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling in der letzten Stunde,
Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ich's glauben?
Er liebte mich; er pflegte seiner Seele
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooß zu schütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniß,
Das mich so nah betraf? und ein Geheimniß,
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nacht
Bei seinem Lager? Faßten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bei, —
Ich ward einmal von ihm hinweggerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So schien sein brennend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hand,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln! — Ach, so war es dieß,
Was du mir sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —

**Lady Suffolk.**

Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfern' ihr Angedenken
Aus Deinem Geist! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar macht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen Aller, die Dich sahen,
Dich über Dein Geschlecht erhoben?
Jetzt fordert Dich der Ruf des Himmels auf,
Vor'm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sei freudig was er Dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Briten!

**Lady Johanna.**

Wie gern versprechen wir doch unsern Wünschen
Des Himmels Beifall! — Doch! wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter sein,
Eh' mir der Thron gebührte?

**Lady Suffolk.**

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel Deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendste Monarchin
Der ganzen Welt zu sein! — Ja, liebstes Kind!
Mit Lust entsag' ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl' ich mir die Dunkelheit,
Nur Dich, den holden Liebling meines Herzens,
Erhöht zu sehn! Welch' ein Triumph für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nationen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die Du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die Dich gebar, die Brust, die Dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bei dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

**Lady Johanna.**

Ach! das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O! warum kann ich nicht —

**Lady Suffolk.**

Nichts mehr, mein Kind! — Ich sehe, wie gerührt Du bist
Ich will Dich jetzt verlassen — Einsamkeit
Und stille Ueberlegung wird Dich bald
Zu einem Schluß, der Deiner werth ist, bringen!

### Vierte Scene.

Lady Johanna (allein).

Wie klopft mein Herz! — Wie taumeln durch mein Haupt
In inner'm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die Deinen brechen! sahn das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf Deinem bleichen Angesicht zurückließ.
Bald folg' ich Dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die Dein Haupt jetzt unverwelklich schmückt,
Der werth zu sein, ist Alles, was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reizende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! — Ach! Wie oft, wie oft war dieß
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht,
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt' es wahr sein? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem großen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilford's Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edward's Wille sei
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
In's Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein!
Du täuschest mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Britanniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze?
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die große Pflicht
Für's Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand

Mein ungewisses Herz! — Wer führet mich
Aus diesem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geschöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leisen Warnung folgen, die mein Geist
Stets in sich hört, der Stimme des Gewissens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja! Ja! Ich folge Dir! Du bist
Die Stimme Gottes! Kein Phantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falscher Schlüsse
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(Sie sieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel! stärke mich!

## Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford. Lady Johanna.

**Suffolk.**
Ist Dein Entschluß
Wie ihn die Pflicht und unsre Liebe wünschet,
So laß, Johanna, Deinen alten Vater,
Und Guilford, der Dein ganzes Herz verdient,
Die ersten sein, die das erwünschte Ja
Von Deinen Lippen hören! Wie? Du zögerst noch?
Hat Guilford's Vater Dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung Deines armen Vaterland's
Sie hängt an Deinem Ja! Du kennst, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir schweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen seufzen
Nach einer Fürstin, die das große Werk,
Das Edward's Frömmigkeit begann, vollende!

**Lady Johanna.**
Erlaube mir, mein Vater eine Frage!
Ist wirklich sonst kein Weg zu England's Rettung
Als dieser? —

**Suffolk.**
Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es ist kein andrer Weg zu Englands Rettung!

**Lady Johanna.**
Und war es Edward selbst, der sterbend mich
Zur Königin erklärt'?

**Suffolk.**
Er war es selbst!

**Lady Johanna.**
Er selbst? — So wars in einer bangen Stunde,
Da sein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er that's — vielleicht gezwungen.

**Suffolk.**
Ja! von der Liebe seines Volk's gezwungen,
Vom Eifer, der in seiner Engelsbrust
Für Gott und seine Wahrheit brannte!
Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falschen Klugheit dieser Welt verschmähte:
Der zwang ihn! — Fühltest Du, was er empfand —

**Lady Johanna.**
O könnt', o könnte doch mein Blut Dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh sollt' es für dich
Aus jeder Ader sprudeln! — Du, Allwissender,
Du bist mein Zeuge! —

**Lord Guilford.**
— Erlaube, Theuerste,
Erlaube dem, der Deine Seele liebt,
Den rühmlichen Versuch, Dich zu erbitten!
Doch nein! Dein Guilford haßt, verschmäht den Zweifel
An deiner Großmuth! Niemals liebt' ich Dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemals schienst Du mir
Bewundernswerther als in dieser großen Stunde!
Aus Tugend weigerst Du Dich unsern Wünschen;
Nur eine Heldenseele, wie die Deine,
Ist fähig, Kronen auszuschlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt ist's größre Tugend, jetzt ist's Pflicht
Sie anzunehmen! Laß nicht allzuzarte
Spitzfindige Begriffe Deinen Geist
Zum Nachtheil Deines reinen Herzens, täuschen!
Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Gesetze
Es Unrecht nennen? Ist das oberste Gesetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna! — ist es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Ueberlaß Dich frei den schönen Trieben
Der Großmuth, und dem sanften Zug der Liebe
Zum menschlichen Geschlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur Dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freiheit schuldig werden!
Wie wird die späte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniß segnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Brust,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die, wie wir,
Sich lieben, alle werden Dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke segnen!

**Lady Johanna.**
Ach! Guilford! Guilford! —

**Lord Guilford.**
Sieh Dein Vaterland
In mir zu deinen Füßen. Theures Mädchen!
Du kennst das Elend, das auf alle wartet,
Auf Alle, die die Fesseln Rom's zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme Dich des namenlosen Elends,
Das Rach' und Blutdurst Deinem Volke bräut!
Erbarme Dich —

**Suffolk.**
Soll Dein Gemahl, Dein Vater,
Dein Vaterland, soll Edward selbst vom Himmel
Vergeblich flehen?

**Lady Johanna.**
Nein! mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Knie nicht vor mir!
Mein Herz ersinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von Deinem holden Munde
So rührend schallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray
Was Euch gefällt!

## Sechste Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

**Northumberland.**
Die Fürsten Albions
Erwarten sehnlich ihre Königin!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

**Suffolk.**
Ja! sie hat gesiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorsams,
Die sie uns schuldig war!

**Northumberland.**
Hinfür gebührt es uns
In Deinen Winken unsre Pflicht zu lesen.
Heil Dir, Prinzessin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du schönste Blume
Von York's und Lankaster's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll! Durch deren klugen Zepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne, diese segensreiche Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst, Dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

**Suffolk. Lady Suffolk. Lord Guilford.**
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

**Northumberland.**
Gefällt es Dir, Prinzessin, den Senat
Durch Deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelsten der Briten
Den Eid der Treue zu empfangen?

Dann soll das ganze Volk den theuern Namen hören
Der unsern Enkeln heilig bleiben wird!

Lady Johanna.

Ich folge Dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — Diese schnelle
Verwandlung — Doch ich schweige! Höre du,
Der du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf England's Haupt, ist dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglückselige Land
Zu stürzen? — Gott! So höre mein Gebet!
Verschone seiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein, o Gott!
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

(Geht ab.)

---

## Johann Sebastian Wieland

war Prediger zu Heilbronn und starb um 1660.

Er schrieb:

Der Held von Mitternacht, das ist der allerdurchlauchtigste großmächtigste Fürst und Herr Gustavus Adolphus. Heilbronn, 1633.

ein höchst mittelmäßiges Heldengedicht.

---

## Ludwig Friedrich August Wieland,

Sohn von Christoph Martin Wieland, wurde am 28. October 1777 zu Weimar geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde Doctor der Philosophie und war von 1809—1811 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy zu Wien. Er lebte dann später als Privatgelehrter abwechselnd zu Wien, Weimar und Jena, wo er am 12. December 1819 starb.

Er gab heraus:

Die Familie Scharffenstein; Trauerspiel. Zürich, 1802.
Erzählungen; herausgegeben von L. W. Leipzig, 1802—1805. 2 Thle.
Evelina; Drama nach dem Englischen. Braunschw., 1804.
Lustspiele. Braunschweig, 1805.
Die Belagerten; Schauspiel. Wien, 1814.
Mehrere politische Schriften, z. B. der Patriot. Jena, 1808.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

W. hatte von der Natur sehr glückliche Anlagen erhalten, und würde vorzüglich als politischer Schriftsteller Treffliches haben leisten können, wenn ihm ein längeres Leben Reife und Ruhe geschenkt hätte. Seine poetischen Versuche sind dagegen von geringer Bedeutung.

---

## Ludolf Wienbarg

ward 1803 in Altona geboren, studirte zu Kiel und Bonn, erwarb an letzterem Orte die philosophische Doctorwürde und las ein Semester lang in Kiel über Aesthetik und deutsche Literatur. Hierauf ging er nach Frankfurt am Main, um mit Gutzkow die deutsche Revüe zu redigiren. Nach der Proscribirung des Jungen Deutschlands hielt er sich am Rhein auf, lebte dann in Hamburg, an der Börsenhalle und anderweitig vielfach literarisch beschäftigt, und gegenwärtig in Altona, wo er die dortige politische Zeitung „der Altonaer Merkur" redigirt.

Von ihm erschien:

Holland in den Jahren 1831—1832. Hamburg, 1833.
Schilderung von Kopenhagen. Hamburg, 1834.
Tagebuch von Helgoland. Hamburg, 1838.
Aesthetische Feldzüge. Hamburg, 1834.
Die neueste Literatur. Mannheim, 1835; 2. Aufl. Hamburg, 1838.
Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur. Hamburg, 1838.
Die Dramatiker der Jetztzeit. Altona, 1839.
Wanderungen durch den Thierkreis. Hamburg, 1835.
Quadriga. Altona, 1840.
Aufsätze u. s. w. in Journalen u. s. w.

W. hatte sich früher den Bestrebungen des sogenannten jungen Deutschlands angeschlossen, und in dem Sinne dieser Partei, aber doch selbstständig und fast ausschließlich der Kritik sich zuwendend, gewirkt. Jetzt ist er von diesen Männern derjenige, der sich und seiner Sache am treuesten geblieben, indem er überhaupt von vorn herein nur die Sache selbst im Auge hatte und sich nie dazu hergab, sich durch gehässige Persönlichkeiten Geltung bei der Menge zu verschaffen. Er besitzt seltenen Scharfsinn, Klarheit, Reichthum der Gedanken, Feinheit und eine große Eleganz, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung. Seine ästhetischen Kritiken werden daher noch bleibenden Werth behalten, wenn andere ähnliche, aber seinem Wesen keineswegs wirklich verwandte Bestrebungen längst vergessen sind.

---

### Goethe und die Welt-Literatur.*)

Wir machen ein Gesetz an die junge Production und an die junge Kritik unserer Zeit, das Moses und die Propheten — Lessing, Herder, Goethe und Schiller in sich befaßt, das nämlich, sich auf den Standpunkt der heutigen Welt-Literatur aufzuschwingen.

Das Wort ist ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetischer Blick Goethe's, der mit halbgebrochnem, strahlenlosem und doch so weitsichtigem Auge in die entstehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinsah. Es ist wahr, der Alte machte in seinen alten Tagen viele steiffrisirte Wörter, viele spröde, brocklichte Zusammensetzungen — dem Alter gehen nicht nur die Haarwurzeln aus, sondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkündete, taufte er ein Riesenkind auf den einzig ihm gebührenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Wäre das Wort für Naturphilosophie noch nicht erfunden, so müßte man es herbeischaffen; ebenso das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn so zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — stand auf einer hohen Warte, und sah halb behaglichen, halb besorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeschüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, englische und französische Journale, schüttelte manchmal das entlockte Haupt als Minister, wenn er den Byron so verwegen revolutionäre Grundsätze bekennen hörte, glühte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines seiner eigenen Jugend so verwandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuschte. Er erlebte die Anerkennung des Aus-

*) Aus Wienbarg's: „Zur neuesten Literatur." Mannheim, 1835.

landes, und vielleicht lag in dieser schmeichelhaften Thatsache ein Grund mehr für ihn, sich in gutes, wenn auch einseitig artistisches Verständniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu setzen, ein Verständniß, das Ludwig Tieck so sehr vermissen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechselverkehr der Literaturen, ihrem günstigen Einfluß auf einander und endlicher Verschmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten seine Brust, und er hatte keine Ahnung von dem schauerlichen Nachteulengekrächze, das Tieck über seinem Grabe erhoben hat.

Goethe war der geborenste Protektor der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachtester Widersacher. Das wollen wir beweisen.

Mag man sagen, Goethe hat die moderne Poesie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeisterung entzog, sie zu ministeriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit, ja vor den Leichenwagen der gesellschaftlichen Entartung spannte.— dieses sind nicht allein neueste Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, sondern bereits alte Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgesprochen. Das Wahre davon ist, daß er nur zu treu seiner Neigung und seinem Grundsatze Folge leistete, wonach ihm die Muse nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens erschien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieses schmerzlicher empfunden, als er selbst, daß die höchste Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit seiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloschen war in deutschen Landen; man muß bedauern, daß das gesellschaftliche ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen unwürdig war seines großen dichterischen Genius; man kann sogar in diesem Betracht die Poesielosigkeit eines Wilhelm Meister, der Wahlverwandtschaften u. s. w. eben so thatsächlich nennen, als die Poesielosigkeit jener socialen Zustände, denen diese Dichtungen entkeimten — aber den Grundsatz muß man stehen lassen und seine Neigung darf man nicht schelten. Dieser Grundsatz ist der Stern in der Nacht der Poesie, Goethe's Werke sind Magnetnadeln, die nach diesem Polarstern hindeuten. Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goethe'schen Grundsatz nennen wir das große Goethe'sche Samenkorn, ausgestreuet in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd, in liebender Sehnsucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.

Eben in Folge dieses Grundsatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspension der Poesie. Die Zustände, die zu Goethe's Zeit noch eben vorhielten, sind gänzlich verbraucht, so daß man nur die nackten Nothnägel und Eisenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu sehen bekommt. Die Verwitterung ist allgemein und die einsamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachsen, sind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die schwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben ist gehemmt, und muß einen großen Theil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen. Daraus resultirt die kritisch-negative Richtung unserer Zeit, die noch immer einen überwiegenden Moment der Literatur bildet und die frühern Gestaltungen anathemisirt, ohne mehr als ihr dürftiges religiöses Creditiv vorzeigen zu können. Die Poesie, die nur das Gestaltete liebt und aus diesem Gehalt und Stoff zu höhern Gestaltungen entlehnt, ist gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an sich selber zu verzweifeln. Zwangsweise ist sie vermählt worden mit einem abgelebten Greise, dessen Bett sie entsprang, um den jungen Gegenstand ihrer Sehnsucht aufzusuchen. Wo findet sie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöstem Gewande irrt sie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie fragt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten schlagen sie, und wissen nicht, daß sie ihre künftige Königin schlagen. Und bei Nacht sitzt sie auf in ihrem Kämmerlein und lauscht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt sie und glaubt ihn zu küssen, und wenn sie erwacht und die Augen aufschlägt, zerrauft sie sich das Haar und ist allein. Ach, sie ist viel unglücklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie gesehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm lassen.

In ihrer Verzweiflung ist Ludwig Tieck ihr genaht, ironisch lächelnd, mit flitzbogigem Rücken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter sich den gestiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du bist toll geworden, kreischte er ihr ins Ohr. Du vergiftest dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenschaft, du läufst einem wilden wüsten Gesellen nach, der sich gar nicht um dich kümmert. Du liebst; das ist abgeschmackt. Die Poesie ist da, um sich lieben zu lassen, sie selber liebt Niemand außer sich selbst. Sie bedarf Niemandes und ist allgenügsam gleich Gott. Das siehst du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen schreibe, die durchräuchert sind von Poesie. Aus Ironie und Humor destillire ich den feinsten poetischen Parfüm, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzusprengen. — Die Poesie hörte ihn nicht. Sie schaudert vor der Tieck'schen Ironie und vor dem Tieck'schen Humor. Vernichtung und Wahnsinn sind ihr lieber, als diese greisen Ungethüme. Es giebt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die sie nicht vorzöge dem glänzendsten Loose, das ihr die wollüstige Greisesohnmacht bieten könnte. Spielt sie nicht die kläglichste Rolle, ist ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerrissen, ihr Herz nicht gespalten, ist sie nicht sehr unglücklich? Und dennoch, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn sie auch unsinnig, ihre Hoffnungen, wenn sie auch eitel, oder auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichste Protektor, Tieck der gemachteste Gegner der neuen Literaturrichtung sei, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe sich gewaltig sträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, sobald wir ihm auch den Einfluß aller Consequenzen aufzubürden gedächten. Aber hier ist auch nur vom Prinzip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe selbst über seine jugendlichen Produktionen den Stab gebrochen und namentlich den Faust auf die kühlste Weise verläugnet und sich halb zum Verbrechen angerechnet, daß er einmal in seiner Jugend so tollkühn war, daß Feuer der Poesie vom Himmel zu holen und so unvorsichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ sich nicht irre machen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie berief sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieser Production, von unübersehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die seit Shakspeare's Tode preßhafte Poesie ihrem Busen Luft und offenbarte ihr stürmisches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantasterei von ihr in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe sie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philistern Deutschlands, da wußte sie sich nicht zu lassen vor Angst und flüchtete sich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unsägliches Weh dem alten blinden Harfenspieler, der wie Shakspeare's zürnender Schatten, Gespenst des Goethe'schen Gewissens, finster und traurig in Wilhelm Meisters Lehrjahren umschleicht. Ist es euch nicht immer aufgestoßen als Räthsel und ganz befremdlicher Widerspruch, daß dieses süße tiefpoetische Kind sich an den poesielosesten Kaufmannssohn hängen und für ihn eine heftig schmerzliche krankhaft-sehnsüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieser Wilhelm Meister ist dasjenige Geschöpf, das übrig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die schaffende Seele der Poesie genommen. Diese Seele haucht er Mignon ein, die als eine geisterhafte Erscheinung aus dem Lande der Poesie herüberschwebt, um ihren abtrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantische Heimath, Mignon, die das ewige Lied der Sehnsucht singt, daß sie auf sein brutales Verlangen in guter Gesellschaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfassen und lieben darf, ohne sein eignes Treiben zu verachten, und den Roman abgeschmackt zu finden, dessen Held er ist, Mignon, deren Herz bricht über seine vornehmen Liebeleien und die erst im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose auf der Brust, sein Gemüth erschüttert und den vollen Gedanken an ihre Unersetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe fast in allen seinen Dramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poesie einhaucht und das Märtyrerthum der Poesie überträgt. Selten sind die Männer, Gegenstände ihrer Liebe und Aufopferung, derselben werth. Freilich ist Menzel, der sonst so kluge Menzel, überall in Goethe so verirrt, daß er ihm in dieser Hinsicht den Vorwurf wollüstiger Grausamkeit macht, durch welche von ihm das edelste weibliche Wesen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Gesichtspunkt theilen, der ein hohes Genie so fratzenhaft zusammenschrumpfen macht und uns vom Kolosse nur die dickverkürzten Beine zeigt. Wir bekennen uns zu einer ganz verschiedenen Ansicht und wiederholen dieselbe, indem wir uns also fassen: Goethe erniedrigte die Poesie, indem er sie zur Begleiterin der Trivialität machte. In diesem Verstand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer sich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel,

daß er zur Poesie gerechnet wird, oder die Poesie, daß sie zum Adel gehören soll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poesie in Deutschland einen erhabenen Charakter andichten können, ihr Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In diesem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schicksal hätte sich an ihm vergriffen, als es seiner einzigen Naivetät den Wendepunkt einer Literatur-Epoche anvertraute, wir besäßen zwei Schiller, statt einem, und die sociale Literatur wäre allem Absehen nach um Scott und Byron, Heine und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Destinésschriftsteller gekommen. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er schilderte seine Zeitgenossen. Shakspeare die seinigen. Welch ein Unterschied! Heus! quid vir viro praestat. „Shakspeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüm, und hierin gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus und denen paßt wohl die römische Toga." — Und gegen einen obscuren deutschen Recensenten, der bedauerlich von der Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen classischen Werken genäselt, bedient er sich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schlüssel zum endlichen Verständniß in die Hand geben und die doch endlich dem moralisch-politischen Geschwätz über ihn das Maul stopfen mögen: „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt u. s. w."

Welche von diesen Eigenschaften, die den National-Autor bilden, traf Goethe unter seinen Landsleuten? Verhüllen wir uns die Augen und seufzen: keine. Das mußte die arme Poesie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja selbst als Eleonore in Tasso, die tiefer und tragischer leidet als ihr Dichter, weil sie still leidet. In allen diesen weiblichen Gestalten siehst du die gekreuzigte Poesie mit der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutsche Frauen darob staunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geschlechts die Leidensgeschichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutsche Weib an unsern Erdärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poesie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht gesehen? —. Unbegreifliche Liebe, mystische Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlösung — ohne Absehen. —

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal nämlich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare ersteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller-Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu sein. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorreseirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, gründlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem, das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste. Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetische sociale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmere." Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen." Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positiv vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Princip eines geschichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig regsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes frembartiges Dasein verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wander zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naiveste Weise seine Geheimnisse abzufragen. Franzosen und Engländer verlangten so hohe Dinge nicht. Sie begnügten sich mit den praktischen Ergebnissen und dem verständig sinnlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. Allein da jedem Leben, das sich erneuern und fortpflanzen soll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein diese schöpferischen Acte ausgehen, so mußte auch durch die französische und englische Geschichte ein höherer Geist unsichtbar hinrau-

schen — und dieses Geistes träumerische Geburtsstätte waren die hohen schweigenden Gipfel des germanischen Eichenwaldes. Ohne die deutsche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakspeare, für Frankreich keinen Rousseau und — Robespierre. Daß man sich Shakspeare nur als Protestant vorstellen könne, hat Goethe klar und schön bewiesen. Daß aber die Vorläufer der französischen Revolution und diese Revolution selbst, den wesentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben so wenig in Abrede gestellt werden. Die französische Revolution, schrieben wir vor kurzem, ist die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einst gewaltsam zum Durchbruch gelangte deutsche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralisirung des Adels und der Kirche, Hypersthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumschränkter herrscht, als sein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um sogleich auf eine Deutschland eigenthümliche innerlich geistige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar schuf sie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdispute, Hexenprozesse, den abscheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geistlose geistliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie nichts als Uebel angestiftet. Allein um diese Zeit streifte sie die schwarzen, schweren ungethümlichen Schuppen von sich ab; und siehe da, nicht Luther der Mönch, sondern der genuine Deutsche kam zum Vorschein, der Deutsche, der seine Prüfungsschule in Heidenthum, Papstthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl seit den Cheruskerkriegen und Herrmannsschlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geistigen Dimensionen um ein erhebliches gewachsen war. Nun traten die interessantesten Zustände ein. Dem glücklich entzückten Deutschen schien alles, was seine Hand berührte, jung, frisch und eben aus der Hand des Schöpfers entlassen. Winkelmann rieb sich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunstantike mit dem schwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopstock, in eine gewisse abstracte Idealität der germanisch-christlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutschen über seinem Messias poetische Christenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Lessing angeleitet, in der abgestäubten Weltgeschichte eine mannichfaltige sich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, stufenweise zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes, zum Bewußtsein menschlicher Würde, zur Humanität emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe stürzte sich Shakspeare in die Arme, der erste Mensch der ihn erkannte, und etwas schuf, worin sein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anschauung, Sprachstudien führten unmittelbar zur Quelle, Uebersetzungen entschädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweise blieb unsern Deutschen fremd. Das eine Volk der Deutschen ward ein viel völkerisches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländische und abendländische Gottheiten versammelten sich in unserm Hain, und die Gebrüder Schlegel schlachteten ganze große kritische Hecatomben und schrieben Literatur-Geschichte mit derselben Andacht, wie Winkelmann Kunstgeschichte. Der Deutsche schöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoesie mit der kristallnen Opferschaale der Humanität. Und nichts schien den Genuß zu trüben. Kein Bodensatz eigener Nationalität befleckte die reingewaschene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeschmack. Alles schmeckte göttlich und das goldene Zeitalter schien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten sich frühzeitig, und just die größten Geister wurden von ihnen befallen. Herder's erhabne Stirn verfinsterte sich. Er schaute über sein Buch hin und suchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die sich ihm erschlossen in der Vergangenheit! und er fand nicht, was er suchte und starb in Mißmuth. Dichter zog sich dieselbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine schwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephistophelischen Blitze und der erhabene Donner des Faust sich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poesie ward es sehr bedenklich und unsicher.

Indem sich nun in diesen wildschönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach ausgefüllterer Gegenwart und nach Zusammenhang zwischen Poesie und Leben darthat, nützte sich eben dieses Leben immer mehr ab. Schiller, dessen Herzlichkeit die Oede desselben unerträglich fiel, suchte Täuschung und fand sie in seinen bewunderten und bewundernswürdigen idealen Dichtungen und philosophischen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir sahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche dasselbe Gefühl der Leere nach erstem Rausche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, sei's sich stolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, diese machten aus der Poesie ein mysteriöses, wundersames, unerhörtes Etwas, das zwischen Himmel und Erde hing wie ein kaum sichtbares phantastisches Spinnegewebe, in dessen Mittelpunkt sie sich selbst versetzten als ironische Kreuzspinnen, dickbäuchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückische, undeutsche Poesie, weil sie gar kein Herz, keinen Ernst und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem schönthat. Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und selbst Hoffmann so viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an seine eigenen Gespenster glaubte.

Wir trauen dem Leser zu, daß er unsern Zweck, einen Wendepunke im Leben der Völker zunächst an den Aeußerungen deutscher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelassen hat. Konnte dieses auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geschehen, und mußte sogar eine außerordentlich bedeutsame Reihe, die philosophische, gänzlich übergangen werden, so glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutschen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweisen.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche sittliche und gesellschaftliche Zustände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt sich nichts in der Welt auf dieselbe Weise; am wenigsten im freisten und geistigsten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für diesen Aufsatz wäre es unzulässig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerksamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzosen und andern Völkern allmählig dieselbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unsere Literatur ihren obenbezeichneten Ursprung nahm. Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des Allgemein menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht, das sind wohl die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin sehe ich ihren Zusammenhang mit der deutschen Literatur als einen nationalen Typus, der sich in ihnen wiederholt, nach Unterschied der Zeiten und Nationen. Den historischen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren in Deutschland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott sich bei seinen ersten Productionen zum Muster nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist eine um so müssigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muß, ist bereits von uns angedeutet worden. Der ächt poetische Roman wartet auf das ächt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlassen und sind zufrieden, wenn wir den Blick irgend eines jungen Talents nach der Weltregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutsche Literatur soll sich der Rückwirkungen nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfängt. Für selbstständige volksthümliche Ausbildung thun sich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel ist aber gewiß, die Wechselwirkung zwischen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachsen und inniger werden, mit dem stets wachsenden brüderlichen Bund der Völker.

Eine bestimmte Literatur, z. B. die deutsche, in ihrem lebendigen Verhältnisse zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, also namentlich zur französischen und englischen auffassen und deren Erscheinungen mit aufmerksamer Rücksicht auf Wirkung und Wechselwirkung folgen, das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, so wie wir auf der andern Seite Schriftsteller, welche sich auf keinerlei Weise in diesem Verkehr bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

## Sigismund Wieſe

ward 1800 zu Culm in Weſtpreußen geboren, und widmete ſich ſehr jung zu Berlin dem Studium des Berg- und Hüttenweſens. Er wurde in Erlangen Doctor der Philoſophie und folgte nun ganz ſeiner Neigung zu Philoſophie und Poeſie. Gegenwärtig lebt er, von jeder amtlichen Beſchäftigung entfernt, zu Döbritz, einem Dorfe unweit Potsdam.

Von ihm erſchien:

Romane: Theodor. Leipzig, 1833.
Hermann. Leipzig, 1834.
Friedrich. Leipzig, 1836.
„Drei Trauerſpiele." Leipzig, 1835.
„Drei Dramen." Leipzig, 1835.
Don Juan. Leipzig, 1840.

W. iſt ein tieferer Denker als Dichter, obwohl als Solcher auch mit glänzenden Eigenſchaften ausgeſtattet. Die Zerriſſenheit in den Gemüthern, wie in den Lebensverhältniſſen unſerer Zeit als wirklich vorhanden darſtellend, ſchildert er dieſelbe in ſeinen Romanen wie in ſeinen Dramen mit den glühendſten Farben und ſeltenem Gedankenreichthum, ſtellt ihnen aber als verſöhnendes und befreiendes Princip entſchieden das Chriſtenthum entgegen.

## Paul Wigand

ward am 10. Auguſt 1786 zu Kaſſel geboren, ſtudirte zu Marburg die Rechte und, beſonders durch Wachler angeregt, Geſchichte. Nach ſeinen akademiſchen Jahren wurde ihm die Redaktion der politiſchen Zeitung zu Kaſſel übertragen, welche früher ſein Vater beſorgt hatte. Die Einnahme Heſſens durch die Franzoſen im November 1806 brachte ihm mancherlei Bedrängniſſe, denen er erſt durch die Verſetzung nach Höxter als Friedensrichter des neuen Königreichs Weſtfalen entriſſen ward. Nach dem Jahre 1813, an deſſen Beſtrebungen er lebendigen Antheil genommen hatte, ward er, der Hoffnung auf Rückberufung in ſein Vaterland beraubt, von Preußen als Aſſeſſor bei dem Land- und Stadtgericht zu Höxter angeſtellt. 1821 wurde er vom Staatskanzler von Hardenberg nach Berlin berufen, und erhielt in des Letzteren großartigem Unternehmen zur Sammlung der in Preußen befindlichen Urkundenſchätze, — ein Plan, den Wigand ſchon längſt ſelbſtſtändig hatte ausführen wollen, — den bedeutenden Auftrag, das Archiv zu Corvei und einen Theil der Paderbornſchen zu ordnen. Alle ſeine Arbeiten fanden bei dem Juſtizminiſterium ſolche Anerkennung, daß er 1834 nach Wetzlar verſetzt wurde, woſelbſt er als Doctor der Rechte und Philoſophie und Stadtgerichtsdirector lebt.

Er gab heraus:

Kriegslieder der Deutſchen; von Veit Weber dem Jüngeren. Kaſſel, 1813.
Der Flußgott Rhein und noch Jemand; ein Freudenſpiel; und: Die Rheinfahrt; ein vaterländiſches Drama. Marburg, 1814.
Andreas Hofer. Frankfurt, 1816.
Geſchichte der Reichsabtei Corvei. Höxter, 1819. 2 Thle.
Das Vehmgericht Weſtfalens. Hamm, 1825.
Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. Hamm, 1825—1830. 4 Bde.
Heſſen in ſeiner wahren Geſtalt. Kaſſel, 1806.
Handbuch für Friedensrichter. Göttingen, 1813.

Echte Vaterlandsliebe, tiefes gründliches Wiſſen, ausgezeichneter Scharfſinn und raſtloſer Fleiß haben W. einen ſehr geachteten Namen unter den deutſchen Geſchichtsforſchern erworben.

## Salomon Wild

war Bürger und Meiſterſänger zu Augsburg, und ſchrieb:

Schöner Komödien und Tragödien zwölf. Augsburg, 1566.

welche jedoch, ganz in dem ſchlechten Geſchmacke jener Zeit, nur höchſt unbedeutend ſind.

## Der von Wildonia, ſ. Minneſinger.

## Karl Ludwig Eberhardt Heinrich Friedrich von Wildungen

ward zu Kaſſel am 24. April 1754 geboren, und ſtudirte zu Halle, Nürnberg, Marburg, in welcher letztern Stadt er 1776 Regierungsaſſeſſor wurde. Im Jahre 1780 trat er als Regierungsrath in badiſche Dienſte, ging aber in derſelben Eigenſchaft 1787 nach Heſſen zurück, und erhielt 1799 die Oberhofmeiſterſtelle in Kaſſel. Er ſtarb am 14. Juli 1822 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Lieder für Forſtmänner und Jäger. Leipz., 1788.
Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber. Marburg, 1794—1800.
Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde. Marburg, 1801—1812.
Waidmanns Feierabende. Marburg, 1815—1823. 6 Bdchen.

Ein eifriger Freund des edeln Waidwerkes war W. emſig bemüht, daſſelbe vorzüglich durch Lieder zu verherrlichen, unter denen ſich viele durch ihre Friſche, Lebendigkeit und Heiterkeit ſehr vortheilhaft auszeichnen und weite Verbreitung fanden.

## Heinrich Friedrich Wilhelmi

war zuerst Pfarrer zu Rosbach, wurde aber später als Professor an das Gymnasium zu Heidelberg berufen und 1828 zum Director derselben Anstalt ernannt.

Er ist der Verfasser von:

Wahl und Führung. Leipzig, 1818. 2 Thle.
Bilder aus dem innern Leben. Leipz., 1829. 2 Thle.
Cölestin der Mönch und der Mensch. Leipzig, 1821.
Die Seefahrer. Elberfeld, 1824. 3 Thle.
Lieberkrone. Heidelberg, 1826.
Zeichnungen nach der Natur. Leipzig, 1829.

W. suchte in seinen Romanen vorzugsweise religiöse Extreme zu vermitteln und religiöse Fragen zu lösen und verfährt dabei mit großer Milde und Liebe, gute Erfindung mit trefflicher Darstellung verbindend. Seine erste Leistung dieser Art „Wahl und Führung" fand einen großen Kreis von Lesern, und gehört zu den besten auf diesem Gebiet.

---

## Friedrich Wilker

ward zu Ratzeburg am 23. Mai 1777 geboren und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen, wo er auch 1800 als theologischer Repetent zuerst angestellt wurde. In diesem Amte blieb er bis 1803, und erhielt dann einen Ruf als Instructor des Fürsten von Schaumburg-Lippe. Nachdem er dieses Amt zwei Jahre versehen hatte, ward ihm eine Professur in Heidelberg, wo er auch 1807 Bibliothekar und 1816 Hofrath wurde, zu Theil. Aber auch diese Stelle gab er wieder auf, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, wo er geheimer Regierungsrath, Historiograph, Oberbibliothekar und Professor der Philosophie, so wie auch Ritter des rothen Adlerordens III. wurde. Er starb daselbst 1841.

Von ihm erschien:

Geschichte des Verfalls der Wissenschaft und Künste, bis zu ihrer Wiederherstellung im 15. Jahrhundert. Aus dem Englischen. Göttingen, 1802.
Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Briefen. Leipzig, 1807—1829. 5 Bde.
Handbuch der deutschen Historie. Heidelberg, 1816.
Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten berühmten Heidelberger Büchersammlung. Heidelberg, 1807.
Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828.

Einer der gründlichsten deutschen Geschichtsforscher erwarb sich W. vorzüglich durch sein klassisches Werk über die Kreuzzüge einen unvergänglichen Ruf.

---

## Johann Gottlieb Willanow

ward am 15. Januar 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, und erhielt seit 1752 seine wissenschaftliche Ausbildung zu Königsberg, wo er besonders Philosophie, Mathematik und morgenländische Sprachen trieb. 1758 kam er als Professor an das Gymnasium zu Thorn, gab aber diese Stelle auf, um 1767 als Director der deutschen Schule nach Petersburg zu gehen. Er sah sich jedoch durch unangenehme Verhältnisse bald genöthigt, diese Stelle wieder niederzulegen. Von dieser Zeit an ernährte er sich hier nur kümmerlich als Lehrer an einem Mädcheninstitute, bis er am 21. Mai 1777 starb.

Er gab heraus:

Dithyramben. Berlin, 1766. 2. Ausg.
Dialogische Fabeln. Berlin, 1765; neue Ausg. 1791.
Sämmtliche poetische Schriften. Leipzig, 1779. Wien, 1793. 2 Thle.
Einzelne Gedichte, Aufsätze, unter denen auch ein Lustspiel „der standhafte Ehemann", Fabeln u. s. w. in Zeitschriften.

W. suchte in seinen Dithyramben, in welchen er sich vorzüglich Pindar zum Muster genommen hatte, den Schwung seines großen Vorbildes zu erreichen, aber es fehlte ihm an der Begeisterung des wahren Genius, und der gelehrte Prunk, sowie die Kühnheit in Behandlung der äußren Form, konnten diesen Mangel nicht verbergen. Glücklicher war er in seinen Fabeln, unter denen sich manches Treffliche findet.

---

### Des Bacchus Rückzug aus Indien.

Chor der Satyrn.

Evoe Triumphirer!
Goldgehörnter Hüftensohn des Zeus,
Dem die Fluthen gehorsam sind,
Und der Tartarus huldigt, und der Olymp.
Stoßt zusammen, güldne
Nektar schäumende Schaalen!
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe Triumphirer!
Feuergeborner Erdenbeglücker!
Du in heiliger Grotten Nacht
Von Nymphen erzogener Sorgentödter!
Frische Rosen um die Becher,
Und ums flatternde Haar,
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Silen.

Ja! tanzt mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt lauter in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln; brüllt laut Epheubekränzte!
Auf dem weitschreitenden Elephanten taumelt Er
Unter dem Purpurteppich, der Weltenumzieher,
Euch nach. Horcht! sein Thyrsus rauscht! Aus ihm sah ich ihn
Als Knaben euch wundersam Honig schaffen. Größ're Wunder
That er am Ganges. Auf sonnigten Hügeln
Göttermost ließ er sich gebären, Reis und Weizen
Auf den Aeckern. Unter den Kokosschatten hervor,
Und aus Klüften, und vierstättigen Hütten rief er
Die braunen Wilden in hochmaurigte Städte,
Gab Gesetze und bildete Völker sich.
Aber dem kommenden Göttersohn entgegen
Trotzten die Barbaren, haarbegürtete Pygmäen,
Und hundeköpfige Kalistrirer, und weitohrige Enotokäten.
Hohnlachend zischten sie unser Heer taumelnder Satyrn
Und trunk'ner Mänaden als weibisch unkriegerisch aus.
Da hub er den Kriegerarm auf. Es brüllte
Fürchterlich mein treues Thier Wuth und Streit.
Zum tödtlichen Speer ward jeglicher Thyrsus
Der wuthkochenden Thyaden plötzlich. Hui! Der Schlachtordnungen!
Dir thurmbeladenen Elephanten bebten zurück,
Und Schrecken schmolz der Krieger Tapferkeit weg,
Flucht und Tod war vor uns her ihm nach,
Bis die Ungeheuer vertilgt waren alle
Durch Bacchus unüberwindbares Kriegsgetöse.

Chor der Satyrn.
Evoe, schrecklicher Thyrfußschwinger!
Der mit Löwenklauen die Erdensöhne zwang,
Die Gottheitverachtenden
Tyrrhener in Delphine verwandelte
Und den giftigen Biß der Amphisbäne
Mit einem Rebenschlag tödtlich rächtest,
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Chor der Mänaden.
Evoe, schrecklicher Thyrsusschwinger!
Der in gräßliche Nachtvögelgestalten
Die hohnsprechenden Mineiden warf,
Und den trotzigsten Pentheus durch unsre Klauen
Mit Tigerwuth zerrissen
Im schwarzen Blute umkommen ließ.
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Silen.
Ihr, taumelt daher, Faunen, Nymphen, Thyaden!
Ganzes Gefolge taumle rundkreisigte Reigentänze
Mit Freudensprüngen um den Erob'rer!
Ihr vor den gifttrunk'nen Pfeilen
Des schnelltreffenden Agyrus an Quellenkühlungen
Des hochbewaldeten Meros vom Bacchus geschützte;
Denn die Götterkönigin, noch immer zürnend,
Hatte den weitschleudernden mit Honigworten
Wider den Vater Dionysus erschmeichelt,
Und auf den Strahlen des Phöbus fuhren
Heiße, gift'ge Geschosse der Pest auf euch hernieder.
Da verbarg sich Zeus in einen krumhörnigten Widder,
Und führte euch selber den Quellen zu.
Von dem heißen Tode genesen seid ihr. —
Die porphyrnen Säulen mit Weinlaub
Frisch umflochten und aus Opferschaalen mit schäumendem Most
Feierlich eingeweihet in Lyäens Gegenwart
Werden am fernen Ocean ewig
Des Ueberflußgebers Wunder verkündigen.
Städte, durch die wir auf Blumenwegen
Zwischen langen Reihen güld'ner Weihekelche
Durch Reben und Epheupforten einherjauchzen
Fröhlich lärmend, Vater Bassareus, dir,
Werden sagen: Da zogen die Triumphirer! —
Hui! tanzet mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt laut in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln, brüllt laut, Epheubekränzte!

Chor der Satyrn.
Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus weiten Schläuchen —
Entzücker! Ueberflußgeber!
Unüberwund'ner! Völkerumschaffer!
Taumelgebieter!
Voll, voll von dir,
Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.
Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus umblumten Kelchen —
Lebenerweckender! Scherzeliebender!
Vertraulichkeitstifter! Liebepfleger!
Tänzegebieter!
Voll, voll von dir
Evoe! tanzen wir mit deinem Triumph.

---

Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Katze.
Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.
Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.
So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich Einmal küsse.

Junge Maus.
O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht;
Ich geh....

Alte Maus.
Kind, gehe nicht!

Katze.
Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Junge Maus.
Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn.

Alte Maus.
Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.
Was wird sie mir denn thun? — Welch ehrliches Gesicht!

Katze.
Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.
Ach, Mutter, hilf! ach, weh!
Sie würgt mich; ach! die Garstige!

Alte Maus.
Nun ist's zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

---

## Johann Peter Willenbücher

ward 1748 zu Beerfelden im Erbach'schen geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er in Halle absolvirte. Er erhielt sogleich eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, gab aber nach zwei Jahren dieses Amt auf, um das eines Rectors der salderischen Schule, und eines Adjuncts des geistlichen Ministeriums anzunehmen, bis er 1777 Rector des neustädtischen Lyceums und Frühprediger daselbst wurde. Er starb am 31. August 1794.

Von ihm erschien im Druck:

Magazin für Jünglinge. Berlin, 1783. 2 Thle. 2. Ausg.

Practische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache. Leipzig, 1789.

Für deutsche Sprache, Literatur und Kulturgeschichte v. W., Kinderling und E. J. Koch. Berlin, 1794.

Seine Bestrebungen für die bessere, namentlich geschichtliche Kenntniß des Deutschen, verdienen, obwohl längst überflügelt, doch immer Anerkennung.

---

## Willeram

in Franken, während der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts geboren, studirte zu Paris und wurde, bei seiner Rückkehr nach Deutschland, Canonicus in Bamberg. Später trat er zu Fulda in ein Kloster und ward dann 1048 Abt des Klosters Ebersberg. Hier starb er 1085.

Er schrieb eine zwiefache Paraphrase des Salomonischen hohen Liedes; die eine in lateinischen Hexametern, die andere in fränkischer Prosa, von der mehrere Handschriften vorhanden sind. Gedruckte Ausgaben derselben besorgten Paul Merula; Leiden, 1598. Schilter in seinem Thesaurus, Marquard Freher, Worms 1631, und Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1827.

Diese fränkische Paraphrase ist ein sehr merkwürdiges Sprachdenkmal, jedoch auch nur als Solches hervorzuheben.

## Wilmar, s. Gensicken.

## Friedrich Philipp Wilmsen,

am 24. November 1770 zu Magdeburg geboren, studirte Theologie und wurde zweiter Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin, auch führte er das Amt eines Inspectors des kornmesserischen Waisenhauses und widmete seine Thätigkeit dem Luisenstifte zu Berlin, als Präses der Direction und als Lehrer desselben. Er starb am 4. Mai 1831.

Er gab heraus:

Brandenburgischer Kinderfreund. Berlin, 1800.
Der deutsche Kinderfreund. Berlin, 1820. 2 Thle. und seitdem unzählige Mal.
Lehrbuch der Geographie. Berlin, 1794 u. 95. 2 Thle.
Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1799 u. s. w.
Die Erde und ihre Bewohner. Berlin, 1812—1815. 3 Thle.
Der Mensch im Kriege. Berlin, 1815.
Gustavs und Malvinas Bilderschule. Berlin, 1815.
Die glücklichen Familien in Friedheim. Berlin, 1815.
Hersiliens Lebensmorgen. Berlin, 1816.
Dr. Martin Luther. Berlin, 1817.
Handbuch der Naturgeschichte. Berlin, 1821. 3 Thle.
Merkwürdige Bergreisen u. s. w. Berlin, 1822.
Euphrosyne. Berlin, 1819.
Eugenia. Berlin, 1819.
Theodora. Berlin, 1824.
Miranda. Berlin, 1828.
Benigna. Berlin, 1827.
Eusebia. Berlin, 1828 u. s. w.

W. ist einer der bedeutendsten Jugendschriftsteller, und erfreut sich durch die treffliche Auswahl seiner Stoffe, und der lichtvollen und klaren, den Fähigkeiten der Jugend vollkommen angemessenen Darstellung derselben, als Solcher eines weitverbreiteten wohlverdienten Rufes.

## Carl Joseph Hieronymus Windischmann

ward am 24. August 1775 zu Mainz geboren, besuchte seit 1787 das dortige Gymnasium und seit 1792 die Universität, um Philosophie zu studiren. Die Franzosen vertrieben ihn von Mainz; er ging nach Würzburg und wandte sich der Medicin zu. 1796 promovirte er zu Mainz und begann im folgenden Jahre, als er von einem lehrreichen Aufenthalt in Wien zurückgekehrt war, daselbst zu gleicher Zeit als praktischer Arzt und als Docent zu wirken. Als 1798 die Franzosen, von Neuem einfallend, den Hof und einen Theil der Akademiker nach Aschaffenburg zu gehen bewog, blieb Windischmann als Arzt und versenkt in seine philosophischen Studien in Mainz zurück, bis er 1801 als Hofmedicus nach Aschaffenburg berufen wurde. 1803 nahm er daselbst die ordentliche Professur der Philosophie und Universalgeschichte an; 1811 wurde ihm die Hofbibliothek übertragen. 1818 folgte er, als Mitglied der philosophischen und medicinischen Facultät, einem Rufe nach Bonn. Daselbst ist er am 23. April 1839 gestorben.

Seine Schriften sind:

Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in denselben. Frankfurt, 1825.
Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte. Bonn, 1827—1834.
Platon's Timäus, eine echte Urkunde wahrer Physik. Hadamar, 1804.

Als Philosoph ein Anhänger der Schelling'schen Philosophie in ihrer frühesten Gestalt, dem Mysticismus zugeneigt, ist W. besonders bemerkenswerth als einer der heftigsten Gegner des Hermesianismus; doch fehlte es ihm, wenn er auch aus voller Ueberzeugung handelte, an Klarheit und Kraft.

## Johann Justus Winckelmann,

am 29. August 1620 zu Gießen geboren, wurde hochgräflich oldenburgischer und landgräflich hessischer Rath und Historiograph daselbst. Er starb 1690.

Von ihm erschien:

Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Oerter Kriegshandlungen oder Chronika von 1603—1667. 5 Thle.
Hessische Chronik. Kassel, 1697. 6 Thle.
Mehrere historische und auch poetische Schriften u. s. w.

Großer Fleiß, aber eben so große Geschmacklosigkeit in der Darstellung characterisiren seine Schriften.

## Winfried, s. Hinsche.

## Johann Joachim Winkelmann,

Sohn eines Schusters, wurde am 9. December 1717 zu Stendal geboren. Er studirte in äußerst dürftigen Verhältnissen zu Halle Theologie, und erhielt nach beendigten Studien zu Seehausen in der Schweiz eine sehr wenig einbringende Conrector-Stelle. In diesem Verhältnisse blieb er bis 1748, wo er in die Nähe von Dresden als Bibliothekar zum Minister von Bünau kam. Hier wurde zuerst durch die Anschauung der Dresdner

Kunstschätze jene Alles übersteigende Liebe zur Kunst in ihm geweckt, welche so großen Einfluß auf sein späteres Leben übte und ihm seine eigenthümliche Richtung gab. Von nun an brannte er vor Sehnsucht, Italiens Kunstwerke zu sehen und zu studiren. Um dies bewerkstelligen zu können, scheute er den Uebertritt zur katholischen Religion nicht. In Folge dessen erhielt er 1763 die Stelle eines Präsidenten der Alterthümer und Sekretärs der vaticanischen Bibliothek. Auf einer Reise in das deutsche Vaterland wurde er durch seinen italienischen Bedienten am 13. August 1749 zu Triest ermordet.

Seine Schriften sind:

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke. Dresden, 1755.

Ueber die Empfindung des Schönen. Dresden, 1763.

W's Briefe an seine Freunde. Herausgegeben von Dostdorf. Dresden, 1771. 2 Bde.

Sämmtliche Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze. Dresden, 1808—1817. 7 Bde.

Nachträge. Berlin, 1824.

Eine der besten kürzeren Characteristiken Winkelmann's und seiner Leistungen findet sich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal 1802, S. 550, wo es von ihm heißt: „Soviel Scharfsinn, soviel Gelehrsamkeit, Geschmack und reine Künstlerbegeisterung wie Winkelmann, hatten Wenige zu dem Studium der Alterthumskunde und der alten Kunstwerke gebracht. Er hing mit einer Liebe und Leidenschaft an den griechischen Idealen, als wären es beseelte Körper. — Er brachte Licht in das Chaos der Geschichte der Kunst, setzte Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung derselben auf Grundsätze zurück, und erklärte viele Werke des schönen Alterthums, die noch unerklärt oder mißverstanden waren, durch die Kunst, sich in den Geist und die Ideen des Künstlers zu versetzen, durch einen feinen, aus langer Uebung erworbenen Tacte, durch zartes Kunstgefühl und durch ausgebreitete historische und mythologische Kenntnisse. So entstand das Werk, das Epoche gemacht hat, die Geschichte der Kunst, des Alterthums und so seine **Monumenti antichi mediti**, Werke, die ihn unserer und der Bewunderung der Nachwelt werth machen, wenn sie gleich einer denkbaren, höchsten Vollendung ermangeln. Seine Lebhaftigkeit riß ihn oft über die Grenzen der strengen Kritik hinaus und seine feurige Phantasie glaubte in den Werken der Kunst bisweilen Schönheiten oder Züge zu sehn, die der ruhigere oder kältere Beschauer nicht darin fand. Seine Grundsätze waren noch zum Theil einseitig oder nicht fest genug begründet. Seine philosophischen Kenntnisse waren hinter den artistischen zurückgeblieben und daher seine Erläuterung der Kunstwerke aus den Schriftstellern und der Schriftsteller aus den Kunstwerken nicht immer ganz sicher. Aber er verbreitete Licht, Geschmack und Begeisterung für das schöne Alterthum und wurde dadurch ein wohlthätiger Genius für die Künste, durch welche das Leben und dessen Genuß so sehr veredelt und verschönert wird. (Vergleiche Winkelmann und sein Jahrhundert, von Goethe. Tübingen, 1805. Heyne, Lobschrift auf Winkelmann. Leipzig, 1778.)

---

## Aus Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums.

Nachdem die Griechen, und sonderlich die Athenienser, sich durch Eifersucht und durch innere hartnäckige Kriege gänzlich entkräftet hatten, hob sich Philippus, König in Macedonien, über dieselben empor, und Alexander, dessen Nachfolger, ließ sich zum Haupte und Heerführer der Griechen erklären; in der That aber war derselbe Herr von Griechenland. Da nun die Verfassung dieses Volks eine andere Gestalt annahm, änderte sich zugleich das Verhältniß der Kunst, so daß diese, da sie bisher auf die Freiheit gewesen, ihre folgende Nahrung durch den Ueberfluß und durch die Freigebigkeit bekam; und dieser nebst der feinen Einsicht Alexanders des Großen schreibet Plutarchus den Flor der Kunst unter diesem Könige zu.

Die Griechen genossen unter seiner Regierung die Süßigkeit einer entwaffneten Freiheit, ohne die Bitterkeit derselben zu schmecken, in einer Erniedrigung, aber in Eintracht; und die fast erloschene Eifersucht, welche sie entkräftet hatte, ließ ihnen, wie wenn die Wuth derselben in Liebe aufhöret, eine stolze Erinnerung der vormaligen Größe und die Ruhe übrig, da die Macedonier, die Feinde ihrer Freiheit, aus welchem Lande man ehemals nicht einmal einen nützen Leibeignen haben konnte, sich über sie erhoben hatten, sich aber noch begnügten, der Freiheit nur die Waffen genommen zu haben. Denn Alexander in Persien, welcher Abenteuer und andere Reiche suchte, und Antipater, dessen Statthalter in Macedonien, waren vergnügt, die Griechen ruhig zu sehen, und man gab ihnen, nach der Zerstörung von Theben, wenige Ursache zum Mißvergnügen.

In dieser Ruhe überließen sich die Griechen ihrer natürlichen Neigung zum Müßiggange und zu Lustbarkeiten; und Sparta selbst ging von seiner Strenge ab; der Müßiggang füllte die Schulen der Philosophen und der Redner, die sich vervielfältigten und sich ein größeres Ansehn gaben; die Lustbarkeiten beschäftigten Dichter und Künstler, und diese suchten nach dem Geschmacke ihrer Zeit das Sanfte und Gefällige, da die Nation in der Weichlichkeit ihren Sinnen zu schmeicheln suchte.

Da diese Zeit die allerfruchtbarste an Künstlern und an Werken der Kunst gewesen ist, so erfordert dieselbe auch eine umständlichere Betrachtung, die sich aber unserer Absicht gemäß, wie vorher, also auch hier auf Nachrichten, die zugleich etwas Wesentliches in der Kunst lehren, einschränkt, mit Uebergehung anderer Anzeigen, die nicht zum eigentlichen Zwecke führen. Es kommen von jetzo an in der Geschichte der Kunst auch Künstler zu bemerken, die durch Figuren in Edelsteine geschnitten sich berühmt gemacht; und diese Kunst scheint durch die seltenen und kostbaren Arten Steine, die aus den eroberten persischen Reichen nach Griechenland gebracht wurden, mehr Künstler, als vorher geschehen war, erweckt zu haben; es sind also auch diese nebst den Bildhauern und Malern zu berühren.

Unter den Bildhauern war der berühmteste Lysippus, welcher in Erz arbeitete, und allein das Vorrecht hatte, des Alexanders Bildniß, ich verstehe in Metall, zu machen. Wenn Plinius die Blüthe dieses Künstlers in die hundert und vierzehnte Olympias setzt, hat er in Bestimmung dieser Zeit, so wie beim Phidias und Praxiteles geschehen, vermuthlich seine Absicht auf die damaligen friedlichen Umstände gehabt. Denn in dem ersten Jahre gedachter Olympias war, nachdem Alexander nach Babylon zurückgekommen, gleichsam in der ganzen Welt Friede. In Babylon, dieser Hauptstadt des persischen Reichs, kamen damals die Gesandten unzähliger Völker bei dem Eroberer Asiens an, theils demselben Glück zu wünschen, theils Geschenke zu bringen, und andere, die errichteten Verträge und Bündnisse zu bestätigen.

Lysippus ging auf der Bahn, die allezeit die größten Menschen in ihrer Art betreten haben, zur Vollkommenheit in seiner Kunst; dieser Weg ist, selbst die Quelle zu suchen und zu dem Ursprunge zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Die Quelle und der Ursprung in der Kunst ist die Natur selbst, die, wie in allen Dingen, also auch hier unter Regeln, Sätzen und Vorschriften sich verlieren und unkenntlich werden kann. Was Cicero sagt, daß die Kunst ein richtigerer Führer als die Natur sei, kann auf einer Seite als richtig, auf der andern als falsch betrachtet werden. Nichts entfernt mehr von der Natur als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben, und dieses war zum Theil mit die Ursache von einiger Härte, welche in den mehrsten Werken der Kunst vor dem Lysippus geblieben war. Dieser Künstler suchte die Natur selbst nachzuahmen, und folgte seinen Vorgängern nur, in so weit sie dieselbe erreicht oder sich weislich über dieselbe erhoben hatten. Lysippus hat den Ruhm, dieselbe mehr als seine Vorgänger nachgeahmt zu haben. Er verfuhr, so wie zu unsern Zeiten in der Philosophie und Medicin geschehen ist; er fing da an, wo die Kunst angefangen hatte. In der Philosophie geht man jetzo auf Erfahrungen, und man schließt nicht weiter, als das Auge sieht und der Zirkel reicht; da fingen die ersten Menschen an.

Hieraus ist zu schließen, daß, da in der Kunst vieles idealisch geworden war, das ist: da die vorigen großen Meister

das Schönste und das Höchste zu erschaffen suchten und sich davon ein Bild gemacht hatten, welches über die Natur erhaben war, wird es geschehen sein, daß sich dieses Bild von der Natur entfernt hatte, die also in ihren Theilen nicht mehr völlig kenntlich war. Zu der Beobachtung und Nachahmung derselben führte Lysippus die Kunst zurück, und dieses wird vornehmlich in Untersuchung dessen, was mir Anatomie nennen, bestanden sein.

Von Werken des Lysippus ist vielleicht nichts erhalten, schwerlich auch künftig etwas zu hoffen, da dieselben von Erz gewesen sind; denn daß er der Meister sei von vier schönen Pferden von Erz, die über dem Eingange der St. Markuskirche zu Venedig stehen, ist nicht zu beweisen. Unbeschreiblich ist der Verlust der Werke dieses Künstlers auch in Betrachtung der Menge: denn wenn es auch unglaublich schiene, daß eines einzigen Künstlers Hände sechshundert und zehn Figuren von Erz hervorbringen können, wie man zu Plinius Zeiten vorgab, werden dennoch allezeit die ein und zwanzig Statuen zu Pferde derjenigen, die von der Garde des Alexanders zu Pferde bei dem Flusse Granikus geblieben waren, und die Metellus aus der Stadt Dium in Macedonien nach Rom führte, wo sie auf dessen Portico aufgestellt wurden, Werke scheinen, die das ganze Leben eines Künstlers beschäftigen können.

Ich kann hier nicht mit Stillschweigen übergehen eine Statue des Herkules von Marmor, die in dem großherzoglichen Palaste, Pitti genannt, zu Florenz steht, auf deren Sockel man eingehauen liest: ΛΥΣΙΠΠΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, Lysippus hat ihn gemacht; es verdiente dieselbe aber nicht erwähnt zu werden, wenn sie nicht von einem unerfahrnen Scribenten als ein wahres Werk dieses Künstlers wäre gepriesen worden. Ich verwerfe dessen Meinung, nicht weil ich gedachte Inschrift nicht für wirklich alt hielte; denn es befand sich dieselbe auf der Statue, da sie auf dem Palatino ausgegraben wurde, wie Flamino Vacca bezeugt: es ist aber bekannt, daß bei den Alten selbst dergleichen Betrügereien gemacht wurden, welche ich im dritten Stücke des vierten Kapitels dieser Geschichte angeführt habe; und es ist dieses über die Inschrift, von welcher wir reden, bereits vom Marchese Maffei bemerkt worden. Daß aber diese Statue nicht von der Hand des Lysippus sein könne, beweist theils das Stillschweigen der Scribenten über Arbeiten dieses Künstlers in Marmor, theils die Statue selbst, die keines Lysippus würdig gehalten werden kann.

Das gütige Schicksal aber, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus dieser Zeit der höchsten Blüthe derselben das schönste Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte, von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterwerke in der Statue des Laokoon erhalten, wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebt haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber macht es wahrscheinlich. Denn Plinius giebt dieselbe als ein Werk an, welches allen andern, sowohl der Malerei als Bildhauerei vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athanodorus aus Rhodus, von welchen der dritte Sohn des ersten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athanodorus aus Rhodus ein Sohn des Agesander gewesen, beweist die Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laokoon macht wahrscheinlich, daß auch Polydorus ein Sohn des Agesanders gewesen sei, weil widrigenfalls sich nicht begreifen läßt, wie sich drei Künstler, ich will nicht sagen in der Arbeit an einer und eben derselben Statue theilen können, sondern wie sie sich verglichen, da Laokoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur ist, als die beiden Söhne desselben. Agesander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und seine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laokoon.

Die Statue des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und ebendaselbst (nicht aber wie Nardini und Andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeigt, als welches mit den Bädern vereinigt war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten und ausgemalten Saales, von dessen Gemälden sich noch der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht daß es wirklich so gewesen: denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zweien Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht angesetzt ist, hat bereits Michael Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Gröbsten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüberbeugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens im Laokoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in zweien verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilt haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestreckt, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzt, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellt ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzt worden: so verdient dieselbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeugt werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdeckt, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch als sein Werk gewesen.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht, und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Athem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Zu eben dieser Zeit und zugleich mit dem Lysippus, blühte Pyrgoteles, ein Künstler, in Edelgesteine zu schneiden, welcher sowohl als dieser das besondere Vorrecht hatte, Alexander den Großen abzubilden. Zwei Steine sind

bekannt mit dem Namen des Pyrgoteles; dieser Name ist aber auf dem einen verdächtig, und auf dem andern ist der Betrug eines neuern Steinschneiders nicht zweideutig.

Alexander der Große, dessen Tod nicht weniger als sein Leben in der Geschichte der Kunst ein merkwürdiger Zeitpunkt ist, starb in der Blüthe seiner Jahre, im ersten Jahre der hundert und vierzehnten Olympias, und wenig Jahre nach dessen Tode, nämlich in der hundert und zwanzigsten Olympias, sagt Plinius, habe die Kunst aufgehört. Ich will nicht untersuchen, ob dieses eben so richtig gesagt sei, als wenn Tacitus behauptet, daß nach der Schlacht bei Aktium Rom keine großen Geister mehr hervorgebracht habe; oder, wie wir wissen, daß mit dem Tode des Augustus die römische Sprache und Beredsamkeit plötzlich ausartete. Man könnte glauben, daß Plinius etwa auf Athen insbesondere sein Absehen gerichtet habe, wie ich nachher berühren werde; denn aus der Folge dieser Geschichte wird in Absicht der griechischen Kunst überhaupt das Gegentheil darzuthun sein.

Nach Alexander des Großen Tode erhoben sich Empörungen und blutige Kriege in den eroberten Reichen desselben, so wie in Macedonien selbst unter seinen nächsten Nachfolgern, die um die hundert und vier und zwanzigste Olympias alle bereits mit Tode abgegangen waren, und diese Kriege dauerten fort auch unter den Nachfolgern und Söhnen von diesen. Griechenland litt in kurzer Zeit durch feindliche Kriegsheere, mit welchen es unaufhörlich überschwemmt wurde, durch die fast jährliche Veränderung der Regierung, und durch die großen Schatzungen, womit die Nation erschöpft wurde, mehr als in allen vorigen innerlichen Kriegen der griechischen Städte unter sich selbst.

Die Athenienser, bei welchen der Geist der Freiheit nach Alexanders Tode aufwachte, machten den letzten Versuch, sich dem sanften Joche der Macedonier zu entziehen, und brachten andere Städte wider den Antipater in Waffen; aber sie wurden nach einigen erfochtenen Vortheilen bei Lamia geschlagen und gezwungen, einen harten Frieden einzugehen, worin ihnen auferlegt wurde, die Unkosten des Krieges und noch überdem eine große Summe Geldes zu zahlen, und in den Hafen Munychia Besatzung einzunehmen. Ja die aus jetzt gedachter Schlacht entronnenen Athenienser wurden allenthalben von den abgeschickten Macedoniern aufgesuchet, und aus den Tempeln, wohin sie geflüchtet waren, mit Gewalt gerissen, und ein Theil von den Bürgern wurde nach Thracien geschickt, so daß die Freiheit der Athenienser hiermit ein Ende hatte. Polysperchon, des Antipaters Nachfolger in der vormundschaftlichen Regierung in Macedonien, ließ zwar kurz nachher in einer öffentlichen Ankündigung allen Griechen ihre vormalige Verfassung und eigne Regierung darbieten; es wurde aber dieses Anerbieten nicht erfüllet, und in Athen geschah das Gegentheil; denn die Hafen dieser Stadt blieben, auf Anrathen des Phocion, mit macedonischen Völkern besetzt.

Die Kunst, welche von der Freiheit gleichsam das Leben erhalten, mußte also nothwendig durch den Verlust derselben, an dem Orte, wo dieselbe vornehmlich geblühet, sinken und fallen. Cassander, Sohn des Antipaters und König in Macedonien, nachdem er das ganze Geschlecht Alexanders des Großen aus dem Wege geräumt hatte, setzte den Athenienssern den berühmten Demetrius Phalereus zum Regenten ihrer Stadt, welcher dieselbe ganze zehn Jahre nach seinem Wink und Willen zu ziehen wußte, und Athen wurde wiederum so volkreich, als es sonst gewesen war. Man sollte aus den dreihundert und sechszig Statuen von Erz, unter welchen viele zu Wagen und Pferde waren, welche dem Demetrius Phalereus binnen Jahresfrist von seinen Bürgern aufgerichtet wurden, schließen, daß die mehrsten Athenienser reiche Bürger und Künstler gewesen.

Dieses Regiment bestand, bis Demetrius Poliorcetes, Sohn des Königs Antigonus in Syrien, den Cassander schlug und Macedonien eroberte, welchen Umsturz auch Athen empfand; denn die Stadt mußte sich diesem glücklichen Sieger übergeben, und der Regent wurde flüchtig und begab sich nach Aegypten, wo er bei dem ersten Ptolemäus Schutz fand. Dieses geschah in der hundert und achtzehnten Olympias. Kaum hatte er Athen verlassen, da das unbeständige und unerkenntliche Volk alle seine Statuen umwarf und zerschmelzen ließ; ja sein Name wurde an allen Orten vertilget.

Gegen den Demetrius Poliorcetes hingegen bezeigeten sich die Athenienser ausgelassen in Ehrenbezeugungen, und es wurde eine öffentliche Verordnung gemacht über goldene Statuen, welche die Stadt diesem ihren neuen Herrn und dem Antigonus, seinem Vater, setzen wollte. Daß hier wirklich goldene Statuen gemeint seien, sollte man schließen aus einer ähnlichen Verordnung der Stadt Sigeum, im trojanischen Lande, über eine goldene Statue zu Pferde die daselbst eben diesem Antigonus aufgerichtet werden sollte. Aber eben diese verschwenderische Schmeichelei gereichte zum Nachtheile der Wahrheit und des Fleißes in der Kunst, und es könnte scheinen, daß man in der Kunst die Blumen mehr als den Kranz gesucht habe; so wie, nach des Plinius Bemerkung, das Blumenreich den Griechen allererst nach Alexander des Großen Zeit bekannt geworden.

Die niederträchtigen Schmeicheleien der Athenienser hatten diese dem Demetrius Poliorcetes verächtlich gemacht, der ihnen nach Verdienst begegnete, welches sie veranlaßte, sich wider ihn zu empören, nachdem Antigonus, sein Vater, in der Schlacht bei Ipsus geblieben war, und Lachares warf sich als das Haupt der Stadt auf. Diesen Meineid ließ Demetrius die Athenienser empfinden, indem er den Lachares verjagete, das Museum befestigte und Besatzung hineinlegte, welche Umstände diesem Volke eine wirkliche Knechtschaft schienen. In den nächstfolgenden Zeiten war endlich diese ehemals mächtigste griechische Stadt dermaßen heruntergekommen, daß, da Athen mit den Thebanern wider die Lacedämonier ein Bündniß machte, und zur Erschwingung der Kosten eine allgemeine Schätzung von allen Gütern, von Haus und Hof, und von baarem Vermögen in dem ganzen athenienssischen Gebiete gemacht wurde, an der Summe von sechstausend Talenten annoch 250 Talente fehlten. In solche Umstände waren die Athenienser verfallen wenige Jahre nach der Zeit, da sie einem einzigen Menschen einige hundert Statuen von Erz errichteten, welche jetzt in der ganzen Christenheit nicht bewerkstelliget werden könnten. In dieser Verarmung der Stadt Athen, wo Schiffahrt und Handel, als die Quellen des Reichthums, aufgehört hatten, sahen sich die Künstler genöthiget, diesen ihren vornehmsten Sitz zu verlassen, und anderwärts ihr Glück zu versuchen; und die Kunst selbst verließ, so zu reden, Griechenland auf einige Zeit, und ging nach Asien und Aegypten. Dieser Fall des Flors der Kunst ist zu verstehen von Künstlern, welche sich von neuem hervorgethan; denn diejenigen, welche, als Lysippus, Apelles und Protogenes, besagte Zeit überlebet, werden nach ihrem Flore gerechnet. Die große Veränderung nach Alexanders Tode äußert sich auch in der Sprache und Schreibart der Griechen; denn ihre Schriften sind von dieser Zeit an größtentheils in dem sogenannten gemeinen Dialekte abgefaßt, welcher zu keiner Zeit, oder an irgend einem Orte die Mundart des Volks war; es war eine Sprache der Gelehrten, so wie es die lateinische jetzt ist.

---

Nicht weniger als die Ptolemäer suchten die ersten Nachfolger Alexanders des Großen in den asiatischen Ländern, die Seleuciden, von Seleucus, dem Stifter dieses Reichs, also benamet, die aus Griechenland wandernde Kunst aufzunehmen, und zugleich die, welche geraume Zeit vorher unter den Griechen in Kleinasien blühete, zu schützen und zu befördern; so daß die dortigen Künstler denen, die in Griechenland geblieben waren, den Vorzug streitig machten. Es erlangete dieselbe aber nicht gleichen Ruhm mit der in Aegypten neu gepflanzten griechischen Kunst; vermuthlich weil Seleucia, die neu angelegte Hauptstadt, wohin diese Könige von Babylon ihre Residenz verlegten, und also der Sitz ihres Reichs, in dem Herzen von Asien gelegen, zu weit von den übrigen Griechen entfernt war, wo es den Künstlern kann ergangen sein, wie es noch jetzt mit denen geschieht, die sich von Rom, dem heutigen Sitze der Kunst, entfernen, und nach und nach sinken und sich verschlimmern, weil ihr Geist und ihre Einbildung der Nahrung und der schönen Bilder beraubet ist. Aegypten hingegen hatte von Alexandrien aus, vermittelst der See, und durch die Schiffahrt und den Handel die Gemeinschaft mit den Griechen offen, und die Künstler konnten in weniger Zeit, was ihnen aus Griechenland nöthig war, erhalten, wozu sich nicht gleiche Bequemlichkeit nach Seleucien fand. Daß die Entlegenheit des Sitzes der Seleuciden, und die Entfernung desselben von dem Meere und also von den Griechen, die Ursache des geringeren Fortgangs der griechischen Kunst in den dortigen Ländern gewesen sein könne, wird wahrscheinlich durch den Glanz, mit welchem in folgenden Zeiten die Kunst an dem Hofe der Könige von Bithynien und Pergamus, sehr eingeschränkten Staaten des jonischen Asiens, geblühet hat, wie unten wird gedacht werden. Unter den Künstlern, die sich an dem Hofe der ersten Seleuciden berühmt gemacht, ist uns Hermokles von Rhodus durch die Statue des schönen Combabus bekannt.

Der bisher betrachtete Zeitpunkt der griechischen Kunst unter den nächsten Nachfolgern Alexanders des Großen endiget sich in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias, in welcher diese Könige, nämlich Ptolomäus der Erste von Aegypten, Seleucus von Syrien, Lysimachus von Thracien, und Ptolemäus Ceraunus von

Macedonien, mit Tode abgegangen waren, wie ich oben angezeigt habe. In der folgenden hundert und fünf und zwanzigsten Olympias geschahe es, daß durch eine Verbindung, die wenige unbeträchtliche Städte in Griechenland machten, entfernterweise der Grund gelegt wurde zu einer neuen und verschiedenen Gestalt von Griechenland, durch welche zuletzt die eingeschläferte Kunst wiederum erweckt wurde. Die Griechen erfuhren damals, was öfters in menschlichen Umständen zu geschehen pflegt, daß das Uebel, wenn es auf das Aeußerste gestiegen ist, ein Keim des Heils werden kann, so wie die zu stark gespannte und zersprungene Saite einer Violine einer andern Saite Platz macht, die mit mehr Behutsamkeit angezogen und harmonisch gestimmt wird.

In Griechenland, das von seinem ehemaligen Flor sehr abgefallen, war die alte Verfassung durch das Uebergewicht der Macedonier dergestalt verändert worden, daß sogar Sparta, wo die alte Regierung bis zu dieser Zeit an vierhundert Jahre unverändert geblieben war, nach der Schlacht bei Leuktra eine andere Gestalt bekommen hatte. Denn nachdem der spartanische König Cleomenes, wegen seiner despotischen Absichten, aus seinem Vaterlande nach Aegypten hatte flüchtig werden müssen, regierten die Ephori allein, die aber in einem Aufstande nach dem andern mehr als einmal ermordet wurden. Nach Cleomenis Tode schritt man endlich von neuem zu einer Königswahl, und neben dem Agesipolis, der noch ein Kind war, wurde die höchste Würde dem Lycurgus ausgewirket, dessen Vorfahren nicht aus königlichem Geblüte waren; und dieses erhielt er durch ein Talent, welches er jedem Ephoro gab. Es mußte aber derselbe, da dessen Bestechung bekannt wurde, ebenfalls flüchtig werden, und wurde endlich wiederum zurückgerufen; dieses geschah in der hundert und vierzigsten Olympias. Nicht lange hernach aber, und nach des Königs Pelobs Tode, warfen sich verschiedene Tyrannen in Sparta auf, unter welchen Nabis, der letzte von denselben, völlig despotisch regierte und die Stadt mit fremden Völkern vertheidigte.

Das ehemals berühmte Theben lag verstört, und Athen befand sich in gänzlicher Unthätigkeit, daher, da kein Retter der Freiheit war, hatten sich allenthalben Tyrannen aufgeworfen, die vom Antigonus Gonatas, Könige in Macedonien, unterstützt wurden. In diesen Umständen unternahmen es drei oder vier in der Geschichte kaum bekannte Städte, sich der Herrschaft der Macedonier zu entziehen, welches, wie ich gesagt habe, in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias geschah. Es gelang diesen Städten, die Tyrannen, die sich bei ihnen aufgeworfen hatten, theils zu verjagen, theils zu ermorden, und weil man das Bündniß dieser Städte von keiner Folge hielt, blieben sie ungekränket; und diese Vereinigung war der Grund und der Anfang zu dem berühmten achäischen Bunde. Viele große Städte, ja selbst Athen, welche diesen Entschluß nicht gewagt hatten, befanden sich beschämt, und suchten mit gleichem Muthe die Herstellung ihrer Freiheit. Endlich trat ganz Achaja in ein Bündniß, und es wurden neue Gesetze und eine besondere Form der Regierung entworfen; und da die Lacedämonier und Aetolier aus Eifersucht gegen die Achäer aufstunden, so traten Aratus und Philopömenes, die letzten Helden der Griechen, und jener bereits im zwanzigsten Jahre seines Alters, an ihre Spitze, und waren muthige Vertheidiger der Freiheit, in der hundert und acht und dreißigsten Olympias.

Endlich brach die Eifersucht zwischen den Achäern und Aetoliern in einen offenbaren erbitterten Krieg aus, in welchem die Feindseligkeit beider Theile gegen einander so weit ging, daß man damals anfing, sogar wider die Werke der Kunst zu wüthen; und die Aetolier waren die ersten, die diesen Unfug verübten. Als die Aetolier in Dios, eine macedonische Stadt, aus welcher die Einwohner geflüchtet waren, ohne Widerstand einzogen, rissen sie die Mauern derselben um, und die Häuser nieder; die Hallen und die bedeckten Gänge um die Tempel wurden in Brand gesteckt, und alle Statuen daselbst zerschlagen. Eben solche Wuth verübten die Aetolier in dem Tempel des Jupiters zu Dodona in Epirus, wo sie die Galerien verbrannten, die Statuen zertrümmerten, und den Tempel selbst zu Grunde richteten; und Polybius führet in einer Rede eines acarnanischen Gesandten viele andere Tempel an, die von den Aetoliern waren ausgeplündert worden. Ja die Landschaft Elis, die bisher wegen der öffentlichen Spiele von feindlichen Parteien verschont geblieben war, und das Recht einer Freistätte genoß, wurde, so wie andere Länder, von den Aetoliern heimgesucht.

Die Macedonier aber unter dem Könige Philippus und die Achäer verübten das Recht der Wiedervergeltung fast auf eben die Weise zu Thermä, der Hauptstadt der Aetolier, verschonten aber dennoch die Statuen und Bildnisse der Götter; da aber gedachter König zum zweitenmale nach Thermä kam, ließ er die Statuen, die er vorher stehen lassen, zu Grunde richten. Eben dieser König ließ in der Belagerung der Stadt Pergamum seine Wuth wider die Tempel aus, welche er, zugleich mit den Statuen in denselben, dermaßen zerstörte, daß auch die Steine selbst zertrümmert wurden, um zu verhindern, daß die Materialien nicht zu Wiederaufbauung dieser Tempel dienen könnten. Dieses giebt Diodorus dem Könige in Bithynien Schuld, welches vermuthlich ein Versehen sein muß. In gedachter Stadt war ein berühmter Aeskulapius von Phylomachus gearbeitet, welcher Künstler bei andern Phyromachus heisset. Athen war zu Anfang dieses Kriegs ruhig gewesen, weil die Stadt gänzlich von den Macedoniern und von dem Könige in Aegypten abhing; durch diese Unthätigkeit aber waren sie von ihrem Ansehen und ihrer Achtung unter den Griechen gänzlich heruntergefallen; und da die Stadt von den Macedoniern abging, rückte König Philippus in ihr Gebiet, verbrannte die Akademie vor der Stadt, plünderte die Tempel umher aus, und ließ auch die Gräber nicht verschonet. Da die Achäer in seinen Vorschlag wider Sparta und den Tyrannen Nabis nicht willigen wollten, ging er von neuem in das attische Gebiet, und zerstörte die Tempel, welche er kurz zuvor ausgeplündert hatte, schlug die Statuen in Stücken, und ließ auch die Steine zertrümmern, damit sie nicht zu Wiederherstellung der Tempel brauchbar sein möchten. Diese verübte Grausamkeit war es, welche vornehmlich die Athenienser bewegte, wider den König eine Verordnung zu machen, wodurch alle Statuen desselben sowohl, als von Personen aus dessen Hause beiderlei Geschlechts, sollten umgeworfen und vernichtet werden; alle Orte, wo irgend etwas zu des Königs Ehre von Inschriften gesetzt war, wurden für unheilig und schändlich erklärt. In dem Kriege wider den König Antiochus in Syrien ließ der Consul Manius Acilius, nach seinem Siege bei Thermopylä, den Tempel der itonischen Pallas in Böotien, worinnen gedachten Königs Statue stand, zerstören. Die Römer, welche bisher in feindlichen Orten die Tempel verschont hatten, fingen nunmehro auch an, nach ihrer Meinung das Recht der Wiedervergeltung zu üben, und plünderten in der Insel Bacchium, welche Phocäa gegenüber liegt, die Tempel aus, und führten die Statuen mit sich fort. In den oben erzählten Umständen befand sich Griechenland in der hundert und vierzigsten Olympias.

---

Zu eben der Zeit, da die Kunst in Griechenland niederlag, und die Werke derselben auf das Schrecklichste gemißhandelt wurden, blühete dieselbe unter den Griechen außer ihrem Vaterlande in Sicilien, aber noch mehr unter den Königen zu Bithynien und zu Pergamum. Von der Blüthe der Kunst in Sicilien um diese Zeit findet sich zwar in alten Scribenten keine eigentliche Nachricht; wir können aber auf dieselbe aus dem schönen Gepräge der Münzen dieser Insel einen Schluß machen. Denn die dorischen Pflanzstädte daselbst, deren Haupt Syracus war, scheinen mit denen, welche die Jonier besetzt hatten, unter welchen Leontius eine der vornehmsten war, sich den Rang in schönen Münzen haben abstreiten zu wollen.

Ich rede, wie ich gesagt habe, von den Zeiten der nächsten Nachfolger Alexanders des Großen bis auf die Eroberung der Stadt Syracus von den Römern, in welchen ein betrübtes Verhängniß über diese von der Natur überflüssig begabte Insel schwebte; und in dieser Betrachtung ist zu verwundern, daß in den unaufhörlichen Kriegen nicht sogar der Same der Kunst völlig in Sicilien ausgegangen. Denn daß die Kunst in den älteren Zeiten unter dem Gelo, Hiero, und den beiden Dionsien, Königen zu Syracus, geblühet habe, ist allen bekannt, und es waren alle Städte in Sicilien mit Werken der Kunst angefüllt; so daß die Thüren des Tempels der Pallas zu Syracus, die aus Gold gearbeitet und aus Elfenbein geschnitzt waren, allen Werken dieser Art vorgezogen wurden.

Es müssen sich aber auch in den folgenden trüben und verworrenen Umständen, die ich vorher berührt habe, ohnerachtet der beständigen Kriege, sonderlich mit den Carthaginensern und im ersten punischen Kriege, große Künstler in Syracus erhalten haben, wie die außerordentlich schönen Münzen des Königs Agathokles, in Gold und Silber in verschiedener Größe, darthun, welche insgemein auf der einen Seite einen Kopf der Proserpina, und auf der andern eine Victoria vorstellen, die einen Helm auf ein Siegeszeichen setzt, welche Rüstungen auf den Stamm eines Baums gehängt sind. Da nun die Tyrannei und die Kunst nirgend zusammenstimmen, so muß es außerordentlich scheinen, wenn es in diesem Falle und unter den grausamsten Tyrannen geschehen ist. Es scheint daher glaublich, daß, da Agathokles in der Jugend ein Töpfer war, das ist, wie ich glaube, die Kunst gelernt hatte, Gefäße aus gebrannter Erde zu machen

und zu malen, da derselbe also zur Zeichnung angeführt worden, er aus eingepflanzter Neigung den Künstlern zugethan gewesen. Er ließ eine Schlacht zu Pferde malen, die er gehalten, und in gedachtem Tempel der Pallas zu Syracus aufhängen, welches Gemälde sehr geschätzt wurde, und unter den Sachen war, die Marcellus in der Plünderung, um sich Liebe bei den Einwohnern zu erwecken, unangerührt ließ.

Hiero der Zweite, und Nachfolger des Agathokles, wurde aus einem Bürger seiner Stadt mit einhelligen Stimmen zum Könige erwählt und ausgerufen, in der hundert und sieben und zwanzigsten Olympias, und also berührt dessen Geschichte annoch die Zeiten der ersten Nachfolger Alexanders des Großen, und fällt vor in dem ersten punischen Kriege, welcher in dem letzten Jahre der hundert und acht und zwanzigsten Olympias anfing. Die große Anstalten, die Hiero zu Wasser und zu Lande machte, Sicilien in Sicherheit zu setzen, und die Ruhe, welche diese Insel unter seiner Regierung genoß, gaben der Kunst ein neues Leben. Von den prächtigen Entwürfen, die dieser König ausführte, gibt unter andern großen Werken ein Beispiel das im ganzen Alterthum berühmte Schiff von zwanzig Reihen Ruder an jeder Seite, welches er bauen ließ, so daß dieses Werk mehr einem Palaste als einem Schiffe ähnlich war. Es waren Wasserleitungen, Gärten, Bäder und Tempel auf demselben, und in einem Zimmer war der Fußboden von Musaico, oder mit kleinen Steinen ausgeleget, welches die ganze Ilias vorstellt, und alles wurde von drei hundert Künstlern in zwölf Monaten geendiget. Er sandte dem römischen Volke zu der Zeit, da Hannibal allenthalben Sieger war, eine Flotte mit Getraide und eine goldene Victoria, welche dreihundert und zwanzig Pfund wog. Diese nahm der Senat an, da derselbe, obwohl in dem äußersten Mangel, von vierzig goldenen Schalen, welche die Abgeordneten der Stadt Neapel brachten, nur eine einzige, und zwar die leichteste, behielt; diejenigen goldenen Schalen aber, die die Stadt Pästum in Lucanien sandte, wurden den Gesandten derselben mit Danksagung zurückgegeben. Dieses führe ich an als Nachrichten, die in einiger Absicht zu der Geschichte der Kunst dieser Zeit mit gehören; denn diese Schalen werden außer dem Golde auch ihren Werth in der Arbeit gehabt haben.

Dieser glückliche Regent endigte sein ruhmwürdiges Leben nach einer siebenzigjährigen Regierung, im neunzigsten Jahre seines Alters, und in der hundert ein und vierzigsten Olympias. In dem ersten Jahre der folgenden Olimpias, da Hieronymus, der unwürdige Sohn und Nachfolger des Hiero, nebst allen den Seinigen ermordet worden, und die Häupter der Stadt Syracus sich waffneten, wurde diese Stadt vom Marcellus belagert und erobert, wie unten wird berührt werden.

Nicht lange nach den Zeiten des Agathokles ist eine Münze der Stadt Segesta in Sicilien gepräget, welche einige Aufmerksamkeit verdient, nicht sowohl in Absicht der Kunst, als vielmehr der Seltenheit derselben, und in Absicht der Zeitrechnung. Auf der einen Seite ist ein weiblicher Kopf, welcher die Segesta, des Hippotes aus Troja Tochter, vorstellt, von welcher die Stadt den Namen führete. Auf der andern Seite ist ein Hund, nebst drei Kornähren, welche den fruchtbaren Boden bedeuten. Der Hund ist ein Bild des Flusses Crimisus, welcher sich in dieses Thier verwandelte, um die Segesta zu genießen, welche von ihrem Vater hierher geschickt war, ihr Leben zu retten. Denn da Neptunus mit dem Apollo den verdienten Lohn wegen aufgeführter Mauern der Stadt Troja vom Laomedon nicht erhalten, schickte derselbe ein schreckliches Ungeheuer wider die Stadt, dessen Wuth, nach dem Ausspruche des Orakels des Apollo, die vornehmsten Jungfrauen von Troja sollten ausgesetzt werden. Das Merkwürdigste dieser Münze ist der Name Egesta und Segesta zu gleicher Zeit. Diese von den Carthaginensern belagerte Stadt wurde von Cajus Duilius in der hundert und neun und zwanzigsten Olympias entsetzt, und neunzehn Jahre hernach wurden die Carthaginenser durch den Cajus Lutatius Catulus aus Sicilien verjaget, und diese Insel wurde eine römische Provinz, das Reich des Hieron ausgenommen; in dieser Provinz aber ließ man einigen Städten, unter welchen Segesta genennet ist, den völligen Genuß ihrer Freiheit. Die angegebenen neunzehn Jahre finden sich auf dieser Münze mit ΠΙΒ angezeigt, wenn wir den Inhalt dieser Zahl theilen; denn Π oder Z ist sieben, und IB zwölf; ungetheilt sollte sie IΘ geschrieben sein. Ich bin der Meinung, daß die Segestaner die Zeit von dem Entsatze an bis zur Eroderung von Sicilien, in welcher ihnen ihre alte Freiheit wider Vermuthen bestätiget worden, auf dieser Münze haben erhalten wollen, und daß sie damals der Namen Egesta in Segesta verändert.

Unter den Pflegern und Beschützern der Künste dieser Zeit sind obenan zu setzen die Könige von Pergamum, Attalus der Zweite, und dessen Sohn und Nachfolger, Eumenes der Zweite. Die zween Regenten, die ihre Klugheit und Liebe für ihre Unterthanen unsterblich gemacht hat, machten aus einem kleinen Lande ein mächtiges Reich, und hinterließen Schätze, die attalische Reichthümer genennt wurden, um große Schätze zu beschreiben. Sie suchten beide sich die Griechen durch große Freigebigkeit zu verbinden, und Attalus bauete sogar dem Philosophen Lacydes, dem Haupte der neueren academischen Secte, einen Garten bei der Academie vor Athen, um in demselben ungestört zu leben und zu lehren. Unter den Städten, denen er Gutes erwiesen, bezeugete Sicyon ihre Dankbarkeit durch eine kolossalische Statue, die sie ihm neben einem Apollo, auf dem öffentlichen Platze der Stadt setzte. Eumenes hatte sich nicht weniger den Griechen dergestalt beliebt gemacht, daß ihm die mehrsten peloponnesischen Städte Säulen aufrichteten.

Nebst den großen Absichten, die zum Wohle der Länder abzielen, waren diese Könige zuerst besorgt, den Wissenschaften die Hand zu reichen, und denselben Nahrung zu geben; und zu diesem Zwecke wurde eine große Büchersammlung zu Pergamum angelegt, die zum öffentlichen Gebrauche bestimmt war, so daß Plinius zweifelhaft ist, ob diese Bibliothek, oder die zu Alexandrien, als die erste in gedachter Absicht errichtet worden. In Sammlung der besten Schriften entstand eine Eifersucht zwischen den Gelehrten zu Pergamum und denen zu Alexandrien, die so weit ging, daß am ersten Orte untergeschobene Schriften unter dem falschen Namen älterer Schribenten geschmiedet wurden, und die Gelehrten in Alexandrien stritten mit jenen um den Vorzug in diesem Betruge. Da Ptolemäus Philadelphus die Ausfuhr des ägyptischen Papyrus ebenfalls aus Eifersucht verbot, wurde zu Pergamum die Kunst erfunden, die Schaffelle zum Schreiben zuzurichten.

Mit der Liebe zu den Wissenschaften vereinigten diese Könige eine große Neigung zur Kunst, und ließen berühmte Werke derselben aus Griechenland kommen. Es war zu Pergamum das berühmte Paar Ringer von der Hand des Cephissodotus, Sohns des Praxiteles, und von Gemälden des Apollodorus Ajax, wie er vom Blitze getroffen wurde; das ist: Ajax, welcher sich im Schiffbruche auf einen Felsen rettete, und noch hier den Göttern trotzte, mit den Worten: „ich werde auch wider den Willen der Götter entkommen!" Also ist Ajax auf einem geschnittenen Steine vorgestellt. Solche Gemälde wurden königlich bezahlt, wie Plinius von der Figur eines Kranken von dem berühmten Aristides angezeigt, welche Attalus für hundert Talente kaufte.

Von Künstlern, welche am Hofe dieser Könige geblühet haben, macht Plinius vier Bildhauer namhaft, den Isigonus, Pyromachus, Stratonicus und Antigonus, dessen Schriften über seine Kunst ehemals geschätzt waren, und er berichtet, daß viele Maler die berühmte und siegreiche Schlacht gedachter zwei Könige, wider die Gallier in Mysien, gemalt. Eben dieser Scribent gibt uns Nachricht vom Sosus, der zu Pergamum in musaischer Arbeit trefflich war, und auf einem dergleichen Fußboden war der Kehricht, welcher zusammengefegt wird, aus lauter kleinen Steinen vorgestellt, welches Werk daher ἀσαρωτος οἰκος, das ist: das nicht gekehrte Haus, genannt wurde. In eben diesem Fußboden und vermuthlich auf seiner Mitte, war eine Taube abgebildet, die aus einer Schale trank, und den Schatten von sich in's Wasser warf, da andere Tauben auf dem Rande dieser Schale sich sonneten und sich kratzen. Ich werde an einem andern Orte meine Zweifel anführen wider diejenigen, welche glauben, daß ein Musaico, welches in der Villa Hadriani unter Tivoli entdeckt worden, und eben dieses vorstellt, auch eben dasselbe sei, dessen Plinius gedenkt, und daß es gedachter Kaiser von Pergamum nach seiner Villa führen lassen.

Die vorher gedachten erdichteten Schriften unter den Namen berühmter Männer, die in diesen Zeiten zu Pergamum erschienen, veranlassen zu glauben, daß in der Kunst eben dieses geschehen sein könne, und daß man damals angefangen habe, auch Statuen unter dem Namen der großen Bildhauer voriger Zeiten zu verfertigen. Denn Werke von dieser Art, mit einem falschen Namen bezeichnet, sowohl die noch vorhanden sind, und oben von mir angezeigt worden, als diejenigen, deren Phädrus erwähnt, führten den Namen jener Künstler. Es ist auch wahrscheinlich, daß damals die Zeit der Copisten ihren Anfang genommen, von deren Hand die Menge der Statuen von jungen Satyrs übrig geblieben, die alle einander ähnlich sind, und als Copien des so berühmten Satyrs des Praxiteles angesehen werden. Ich übergehe viele andere Figuren, die ebenfalls nach einem und ebendemselben Modelle gearbeitet scheinen, wie es zwei Si-

leni sind, mit dem jungen Bacchus in den Armen, in dem Palaste Ruspoli, die dem berühmteren Silenus, in der Villa Borghese, ähnlich sind, und verschiedene Figuren des Apollo Sauroktonos, als Copien desjenigen, der von der Hand des Praxiteles unter jenem Beinamen berühmt war. Die vielen Venus sind bekannt, die alle die Stellung der Venus des gedachten Künstlers haben; und wie viele Apollo finden sich, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhend halten, mit einem Schwane zu den Füßen?

Nach diesen angezeigten vortheilhaften Umständen der griechischen Kunst in Sicilien und unter den Königen zu Pergamum, da dieselbe in Griechenland unter den beständigen inneren Kriegen gefallen war, kehren wir zurück zu den Begebenheiten der Griechen, wo wir, nach geendigten Feindseligkeiten, die Kunst von neuem aufgelebt betrachten.

Da in gedachtem Kriege beide Parteien geschwächt waren, suchten die Aetolier sich zu helfen, und riefen wider die Achäer die Römer zu Hülfe, die damals zuerst ihren Fuß auf den griechischen Boden setzten. Da aber die Achäer, welche die Partei der Macedonier ergriffen, durch Philopömenes, ihren Feldherrn, einen Sieg wider die Aetolier und ihren Beistand erfochten hatten: traten die Römer, da sie besser von den Umständen in Griechenland unterrichtet waren, von denen ab, welche sie gerufen hatten, und zogen die Achäer an sich, welche mit ihnen Corinth eroberten, und den König Philippus von Macedonien schlugen. Dieser Sieg wirkte einen berühmten Frieden, in welchem sich der König der Entscheidung der Römer unterwarf, und sich bequemen mußte, alle eingenommenen Plätze in Griechenland abzutreten, und aus allen Orten seine Besatzungen zu ziehen, und die Erfüllung alles dieses mußte geschehen vor den isthmischen Spielen. In diesen Umständen nahmen die Römer ein empfindliches Herz an gegen die Freiheit eines andern Volks, und der Proconsul Quintus Flaminius hatte im drei und dreißigsten Jahre seines Alters die Ehre, die Griechen für freie Leute zu erklären, die ihn fast anbeteten.

Dieses geschah in dem vierten Jahre der hundert und fünf und vierzigsten Olympias, hundert und vier und neunzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; und es ist glaublich, daß Plinius diese Olympias, nicht aber die hundert und fünf und funfzigste gesetzt habe, wenn er berichtet, daß die Künste in derselben wiederum zu blühen angefangen. Denn in der hundert und fünf und funfzigsten waren die Römer als Feinde in Griechenland; die Künste aber können ohne besondere glückliche Verhältnisse niemals emporkommen. Bald hernach wurde den Griechen ihre Freiheit durch den Paulus Aemilius bestätiget. Die Zeit, in welcher die Künste in Griechenland niedergelegen, wird gewesen sein, wie die Zeit von Raphael und Michael Angelo bis auf die Caracci. Die Kunst fiel damals in der römischen Schule selbst in eine große Barbarei, und auch diejenigen Künstler, die von der Kunst schrieben, als Vasari und Zucheri, waren wie mit Blindheit geschlagen. Die Gemälde der beiden größten Meister in der Kunst waren in ihrem völligen Glanze, und im Angesichte derjenigen gemacht, die, wie ihre Arbeit zeigt, niemals ein aufmerksames Auge auf dieselben gerichtet, und keine einzige alte Statue betrachtet zu haben scheinen. Dem älteren Caracci gingen in Bologna zuerst die Augen wiederum auf.

In gedachter Wiederherstellung der Künste in Griechenland haben sich unter den Bildhauern berühmt gemacht Antäus, Kallistratus, Polykles, der Meister des schönen Hermaphrodit, Athenäus, Kallixenus, Pythokles, Pythias, Timokles und Metrodorus, der Maler und Philosoph, die aber Plinius unter die vorigen Künstler heruntersetzt; und dieses ist das letzte Alter der eigentlichen griechischen Kunst.

---

## Blüthe und Verfall der Kunst unter den Römern.

Unter dem Trajanus bekam Rom und das ganze römische Reich ein neues Leben, und er fing an, nach so vielen Unruhen durch die großen Werke, welche er unternahm, die Künstler aufzumuntern. Die Ehre einer Statue, welche er sich nicht allein, mit Ausschließung Anderer, anmaßete, sondern mit wohlverdieneten Männern theilete, kann der Kunst sehr beförderlich gewesen sein; ja wir finden, daß jungen Leuten von großer Hoffnung Statuen nach ihrem Tode gesetzet wurden.

Das größte Werk von (des) Trajanus Zeiten ist dessen Säule, welche mitten auf dem Foro stand, das er durch den Apollodorus von Athen bauen ließ, und zu dessen Gedächtnisse eine seltene goldene Münze gepräget worden, auf deren Rückseite ein Gebäude dieses Platzes angegeben ist. Hat jemand Gelegenheit, die Figuren auf der Säule in Gyps geformet zu betrachten, so wird er erstaunen über die unendliche Verschiedenheit in so viel tausend Köpfen an derselben. Im sechzehnten Jahrhunderte war noch der Kopf übrig von der kolossalischen Statue dieses Kaisers, welche auf der Säule stand; von demselben findet sich weiter keine Nachricht.

Von den Gebäuden seines Forums, die jene Säule umgaben, und deren Decken oder Gewölbe von Erz waren, kann man sich einen Begriff machen aus einer daselbst im Monate August 1765 entdeckten Säule von dem schönsten weißschwarzen Granit, die acht und einen halben Palm im Durchmesser hielt. Es wurde dieselbe gefunden, da man eine Gruft machte zur Grundlage einer Auffahrt zu dem Palaste Imperiale, und zugleich mit derselben ein Stück des oberen Gesimses, oder die Cornische der Architrave von weißem Marmor, welche diese Säule trug, und über sechs Palmen hoch ist. Da nun die Cornische das Drittheil und noch weniger von dem Gebälke ist, so muß dasselbe über achtzehn Palmen hoch gewesen sein. Dieses Stück hat der Herr Cardinal Alexander Albani in seine Villa setzen lassen, nebst einer Inschrift, die den Ort anzeiget, wo dasselbe entdeckt worden. Es zeigten sich beim Graben an eben dem Orte noch andere fünf Säulen von gleicher Größe, die in der Tiefe liegen geblieben sind, weil niemand die Kosten tragen wollte, dieselben heraus zu heben, und man hat auf diese Säulen die Grundlage gedachter Auffahrt gesetzt. Nach der Säule kann als das edelste Werk der Kunst, welches sich erhalten hat, der kolossalische Kopf gedachten Kaisers, in der Villa des Herrn Cardinals Alexander Albani, betrachtet werden; es ist derselbe von der Halsgrube bis auf den Wirbel fünf römische Palm hoch.

Apollodorus, welchen Trajanus von Athen kommen ließ, den Bau dieses Forums zu führen, zeiget, daß in dem, was die Kunst betrifft, die Griechen allezeit den Vorzug hatten, ja es war ihre Sprache in Rom beliebter, als selbst die römische, welches die in griechischer Sprache von Römern verfassten Geschichten unter anderen beweisen. Daher geschah es, daß sich Römer griechische Grabsteine setzen ließen, und auf dem Sokel einer römischen Statue, die sich zu unserer Väter Zeiten in Rom befand, standen die Worte: *ΚΑΛΩΣ ΤΕΛΩΝΗΣΑΝΤΙ*, dem, der den Zoll ehrlich verwaltet, welches ein Römer gewesen sein muß.

In Absicht der Baukunst verdienet der Bogen des Trajanus zu Ancona mit angeführt zu werden; denn man wird an keinem alten Gebäude so erstaunend große Blöcke Marmor angebracht finden. Das Basament des Bogens bis an den Fuß der Säulen ist aus einem einzigen Stücke; in der Länge hält es sechs und zwanzig römische Palmen und ein Drittheil; die Breite ist von siebenzehn und einem halben, und die Höhe von dreizehn Palmen. Oben auf diesem Bogen stand dieses Kaisers Statue zu Pferde, wovon noch ein Huf auf dem Rathhause zu Ancona verwahrt wird. Die Pfeiler der Brücke des Trajanus über die Donau dienten, nachdem die Brücke abgeworfen war, wie Dion sagt, blos dazu, die äußerste Stärke der menschlichen Kräfte zu zeigen.

Von öffentlichen Werken der Kunst unter dem Trajanus sind übrig, außer den schönen Stücken seines Bogens, woraus Constantin den seinigen zusammensetzen ließ, Trümmer von großen erhobenen Werken, die in der Villa Borghese liegen, und entweder von einem zweiten Triumphbogen dieses Kaisers, oder von einem anderen öffentlichen Gebäude seines Forums zu sein scheinen, wie die Basilika Ulpia war, welches Gebäude auf einer schon oben erwähnten seltnen goldenen Münze angedeutet ist. Diese erhobenen Werke stellen Krieger mit ihren Feldzeichen vor, in Figuren von eilf Palmen in der Höhe, unter welchen man den Feldherrn unterscheidet, aber nicht erkennet, weil der Kopf abgeschellert ist.

Die große Sorgfalt, welche Trajanus trug, die Werke der Kunst, die gelitten hatten, auszubessern, ist bekannt.

An den großen Werken, die dieser Kaiser aufführen ließ, scheinet Griechenland selbst keinen Antheil gehabt zu haben; es war auch unter den Griechen keine Gelegenheit, die Künste zu üben, da vermuthlich außer den Kaisern, in keiner griechischen Stadt anderen Personen Statuen errichtet wurden. Wenn aber die Griechen damals diese Ehre einer Person erweisen wollten, vergriffen sie sich an Statuen ehemaliger berühmter Männer, und begnügten sich, die Inschrift an denselben zu ändern, wodurch eine Statue, die einen griechischen Helden vorstellte, wider die Aehnlichkeit des Bildes einen römischen Prätor oder sonst einer Person zugeschrieben wurde, wie Dio Chrysostomus ein solches Verfahren den Rhodisern in einer besondern Rede vorwirft. Dieser Redner lebte zu den Zeiten, von welchen wir reden.

---

Auf den Trajanus folgte Hadrianus, der größte Freund, Beförderer und Kenner der Kunst, welcher sogar mit eigener Hand Statuen verfertiget haben soll; so daß daher Victor, als ein unverschämter Schmeichler, sagt, es könne

dieser Kaiser als ein Künstler neben den berühmten Bildhauern, dem Polykletus und dem Euphranor stehen. Wenn man von seiner Neigung gegen den alten Styl der römischen Sprache im Schreiben auf die Kunst schließen könnte; würde er auch in dieser jenen herzustellen gesucht haben. Nebst der Liebe zur Kunst war seine Begierde, alles zu wissen und zu sehen, ohne Schranken; und es war dieselbe der vornehmste Grund der großen Reisen, die er im sechsten Jahre seiner Regierung nach allen römischen Provinzen antrat, so daß sich Münzen finden von siebenzehn Ländern, die er durchreiset ist. Er ging sogar nach Arabien und Aegypten, welches Land er, wie er selbst in einem Briefe an den Consul Severianus sagt, völlig ausstudirt hatte.

Durch den Hadrianus wurde die Kunst auf den Thron erhoben, und die Griechen, so zu reden, mit derselben; so daß seit dem Verluste der Freiheit Griechenland keine glücklichere Zeit erlebte, und keinen mächtigern Freund gehabt hatte. Denn dieser Kaiser nahm sich vor, Griechenland in die vorige Freiheit zu setzen, indem er es für ein freies Land erklärte, und suchte den griechischen Städten ihren vorigen Glanz wieder zu geben. In dieser Absicht ließ er nicht allein in Athen so stark bauen, wie Perikles vor Zeiten gethan hatte, sondern es wurden auch alle berühmte Städte in Griechenland sowohl als in Kleinasien mit öffentlichen Gebäuden, Wasserleitungen und Bädern ausgeziert. Ein Tempel, welchen er zu Cyzikum aufführen ließ, wurde unter die sieben Wunderwerke der Welt gezählt: und vielleicht sind von demselben übrig die erstaunenden Trümmer daselst, die seit langer Zeit den dortigen Einwohnern zu ihrem Baue dienen. Er trat den Parthen ein großes Land ab, um, wie es scheint, zugleich zu diesen seinen großen Absichten Ruhe zu haben.

Gegen Athen aber äußerte Hadrianus eine ganz vorzügliche Neigung, theils weil diese Stadt der Sitz der Künste gewesen war, theils weil er viel Jahre daselbst gelebt und die Stelle eines Archon verwaltet hatte. Er gab den Athenienern die Insel Cephalenia wieder, bauete den Tempel des Bacchus und vollendete den Tempel des olympischen Jupiters zu Athen, nachdem derselbe an siebenhundert Jahre, vom Pisistratus an, gelegen hatte, und es wurde ein Werk, welches viele Stadien im Umfange hatte. In demselben ließ er, wie Pausanias berichtet, unter andern Statuen, von Golde und Elfenbein verfertiget, eine solche kolossalische Statue des Jupiters setzen; eine jede römische Stadt ließ in diesem Tempel dem Kaiser selbst eine Statue errichten.

Der Eifer dieses Kaisers um die Kunst erweckte eben den Trieb auch in anderen Griechen, so daß der einzige Redner Herodes von Athen, und daher Atticus zubenamet, in verschiedenen griechischen Städten Statuen errichten ließ, welcher auch außer Athen ein ganz neues Stadium von weißem Marmor an dem Flusse Ilissus, nebst einem Theater in Athen und zu Korinth, und dieses aus eigenen Mitteln, erbauete.

Es war jedoch dieses Kaisers Lust, zu bauen und der Kunst Nahrung zu geben, nicht blos auf Griechenland eingeschränkt, sondern die Städte in Italien hatten sich gleicher Freigebigkeit zu rühmen. Von Nachrichten der Gebäude, die Hadrianus außer Röm in Italien aufgeführt, begnüge ich mich, eine vielleicht irrig verstandene Inschrift anzuführen, die man auf das Amphitheater zu Capua gedeutet hat, weil dieselbe neben demselben gefunden sein soll, die aber das Theater eben dieser Stadt angehet; welches von dem Amphitheater nicht über funfzig Schritte entfernt ist. Mazzochi, welcher dieselbe ergänzet hat, deutet die Säulen, die Hadrianus nach der Inschrift hinzugesetzt, auf die halb hervorspringenden Säulen des Amphitheaters, ohne zu überlegen, daß diese Säulen, wie in allen Amphitheatern, mit den Lagen der Steine, an welchen sie hervorspringen, aus einem Stücke gehauen sind. Es hat auch derselbe nicht betrachtet, daß man in einem solchen Gebäude für Statuen keinen Platz findet, mit welchen sowohl als mit Säulen nur Theater können ausgeziert werden. Von dem einen sowohl als von dem andern haben wir den Beweis an einigen Säulen von Giallo antico, die zween Palmen und drei Viertelstheile im Durchmesser haben, so wie an vielen Statuen, die vor wenigen Jahren in dem capuanischen Theater ausgegraben worden, wovon man noch jetzt die Gruft sieht. Diese Säulen nebst den Statuen stehen zu Caserta, und sind für das dortige königliche Schloß bestimmt. Unter den Statuen ist die schönste eine Venus Victrix, die den linken Fuß auf einen Helm setzt, und außer den Armen, welche mangeln, völlig erhalten ist.

In Rom selbst baute sich dieser Kaiser das prächtige Grabmal, welches jetzt unter dem Namen der Engelsburg bekannt ist. Außer einigen Säulengängen, welche umher gingen, war das ganze Gebäude mit weißem Marmor bekleidet, und mit Statuen besetzt. Nach der Zeit diente dieses Gebäude als eine Festung, und da in demselben die Römer von den Gothen belagert wurden, vertheidigten sich jene mit Statuen, die sie auf die Feinde herunterwarfen, unter welchen der berühmte schlafende Faun über Lebensgröße, jetzt in dem Palaste Barberini, war, den man bei Ausräumung des Grabens dieses Castells fand. Eins der größten Werke der Bildhauerei, welche dieser Kaiser machen lassen, würde dessen Statue auf einem Wagen mit vier Pferden gewesen sein, die auf der Spitze dieses seines Grabmals soll gestanden haben, und, wenn dem Scribenten, der es berichtet, zu glauben ist, so groß war, daß ein starker Mann in die Löcher, welche die hohlen Augen an den Pferden machten, hineinkriechen konnte: man gibt sogar vor, daß dieses Werk aus einem einzigen Blocke Marmor gehauen gewesen. Es scheint aber eine griechische Lüge aus der Zeit des Scribenten zu sein, welche zu gleichem Paare geht mit der Nachricht eines andern griechischen Scribenten dieser Zeiten, von dem Kopfe einer Statue der Juno zu Constantinopel, welchen kaum vier Gespann Ochsen ziehen können. Hadrianus ließ allen seinen Freunden nicht allein nach ihrem Tode, sondern auch bei Lebenszeit Statuen und zwar auf dem Foro zu Rom setzen.

Unter so vielen Werken, die Hadrianus, nachdem er vier Jahre vor seinem Tode nach Rom zurückkam, ausgeführet hat, war vermuthlich das größte Gebäude seine Villa unter Tivoli, deren Trümmer an zehn Miglien im Umfange haben, und außer vielen Tempeln und andern Gebäuden zween Theater in sich begreifen, von welchen das eine den deutlichsten Begriff von allen alten Theatern in der Welt giebt, weil die ganze Scene erhalten ist. Er ließ hier sogar die berühmtesten Gegenden und Gebäude von Griechenland vorstellen, bis auf die Orte, die unter dem Namen der elysäischen Felder bekannt waren. Unter andern Gebäuden sind die sogenannten hundert Kammern berühmt und sehenswürdig, in welchen die kaiserliche Garde lag, welches Wohnungen waren, die keine Gemeinschaft eine mit der andern hatten, sondern vermöge eines hölzernen Ganges von außen, welcher durch eine Wache konnte besetzt und geschlossen werden. Es sind zwei Reihen Gewölbe über einander, welche in dem Winkel, welchen sie machen, ein rundes Castell haben, wo man sich das Corpo di Guardia vorstellt. In jedem Gewölbe waren, vermöge eines bretternen Bodens, welcher auf hervorspringenden Steinen ruhte, die man noch findet, zwei Wohnungen, und es findet sich noch in einem derselben der abgekürzte Name eines Soldaten mit schwarzer Farbe, wie mit einem Finger geschrieben. Die Pracht dieser Gebäude war so verschwenderisch, daß ein sehr langer Teich, in welchem, wie man glaubt, Gefechte zu Schiffe vorgestellt worden, ganz und gar mit gelbem Marmor ausgefüttert war. In demselben fand sich beim Ausgraben, außer vielen Hirschgerippen, eine große Menge Köpfe von Marmor, und von andern härteren Steinen, von welchen viele mit der Hacke zerschlagen waren; die besten von denselben behielt Cardinal Polignac. Es waren lange Gänge zum Spazieren mit Musaico belegt, von welchen man noch große Stücke sieht: die Boden der Zimmer waren von eben dieser Arbeit, aber von kleinern Steinen zusammengesetzt. Unzählig viele Tische von Musaico, theils in Rom, theils anderwärts, sind alle unter dem Schutte dieser Trümmer gefunden worden. Mit Statuen, die hier in großer Menge seit dritthalb Jahrhunderten ausgegraben worden, sind alle Museen in ganz Europa bereichert: es wird noch jetzt beständig gegraben und gefunden, und annoch für die späte Nachkommenschaft bleiben Entdeckungen zu machen übrig. Der Cardinal von Este, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas zu Tivoli die seinige erbaute, besetzte dieselbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und diese sind nach und nach von dem Herrn Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführt, und ein großer Theil derselben ist von ihm dem Museo Capitolino einverleibt worden.

Außer den vorzüglichsten Werken in Marmor, die aus gedachter Villa des Hadrianus gekommen sind, und von welchen ich nachher reden werde, gedenke ich zuerst des berühmten Gemäldes in Musaico, welches eine Schale voll Wasser vorstellt, auf deren Rande vier Tauben sitzen, von denen die eine trinken will. Der Werth dieses Werkes besteht vornehmlich darin, daß es völlig aus den kleinsten harten Steinen zusammengesetzt ist, und vielleicht als das einzige in dieser Art kann angesehen werden; denn in allen andern solchen Gemälden, auch in denen, die ich nachher beschreiben werde, sind Glaspasten mit zu Hülfe genommen, um Farben heraus zu bringen, die sich schwerlich in Steinen finden. Es wurde dasselbe eingesetzt gefunden mitten in dem Boden eines Zimmers, welches von gröberem Musaico gelegt war, und umher einen handbreiten Streif von Blumenwerk hatte, und von eben so feiner Arbeit, wie jenes Musaico ist. Von diesen Streifen, welche in's Gevierte auf demselben umherliefen, hat der Herr Cardinal Alexander Albani ein Stück von einem Palmen breit, und von vier Palmen lang, in ein Tischblatt von orientalischem Alabaster in seiner Villa einfassen

lassen, und von demselben erhielt Seine königliche Hoheit der Kurprinz von Sachsen, da er in Rom war, ein ähnliches Tischblatt mit einer noch längern von diesen Binden, von eben der Breite und von eben dieser Arbeit.

Wäre es möglich gewesen, die Kunst zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu erheben, so war Hadrianus der Mann, dem es hierzu weder an Kenntniß noch an Bemühung fehlte; aber der Geist der Freiheit war aus der Welt gewichen; und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verschwunden. Es kann auch als eine Ursache der aufgeklärte Aberglauben, und die christliche Lehre angegeben werden, welche sich eigentlich unter diesem Kaiser anfing auszubreiten. Die Gelehrsamkeit, welcher Hadrianus aufhelfen wollte, verlor sich in unnütze Kleinigkeiten, und die Beredsamkeit, welche durch bezahlte Redner gelehrt wurde, war meistens Sophisterei: dieser Kaiser selbst wollte den Homerus unterdrücken, und an dessen Statt den Antimachus emporbringen und einführen. Außer dem Lucianus ist der Styl der griechischen Scribenten dieser Zeit theils ungleich, theils gesucht und gekünstelt, und wird dadurch dunkel, wovon Aristides ein Beispiel sein kann. Die Athenienser waren bei allen verliehenen Freiheiten in Umständen, daß sie einige Inseln, welche sie bisher behauptet hatten, verkaufen wollten. Die Kunst konnte sich eben so wenig, wie die Wissenschaften, erheben, und der Styl der Künstler dieser Zeit ist von dem alten merklich verschieden, wie man selbst damals, nach einigen oben angeführten Anzeigen der Scribenten dieser Zeit, eingesehen hat. Die Hülfe, welche Hadrian der Kunst gab, war wie die Speisen, welche die Aerzte den Kranken verordnen, die sie nicht sterben lassen, aber ihnen auch keine Nahrung geben.

---

Die Antoninen schätzten die Künste, und Marcus Aurelius beförderte ebenfalls dieselben auch dadurch, daß er verdienten Männern Statuen setzen ließ; er ehrte das Andenken des Binder, welcher wieder die Markomannen geblieben war, mit drei Statuen, und ließ auf dem Foro Trojani allen tapfern Männern, die in dem deutschen Kriege geblieben waren, Statuen errichten; er verstand die Zeichnung, in welcher ihn Diognetus, ein weiser Maler, unterrichtete; dieser war zugleich sein Lehrer in der Weltweisheit. Aber die guten Künstler fingen an selten zu werden, und die vormalige allgemeine Achtung für dieselben verlor sich, wie man aus den Begriffen dieser Zeit schließen kann. Die Sophisten, welche jetzt gleichsam auf den Thron erhoben wurden, und denen die Antoninen öffentliche Lehrstühle bauen und ein großes Gehalt auf ihre Lungen und Stimmen zahlen ließen, Menschen ohne eigene Vernunft und Geschmack, schrieen wider alles, was nicht gelehrt war, und ein geschickter Künstler war in ihren Augen wie ein Handwerker. Ihr Urtheil von der Kunst ist dasjenige, welches Lucianus der Gelehrsamkeit in seinem Traume in den Mund legt; ja, es wurde an jungen Leuten als eine Niederträchtigkeit ausgelegt, nur zu wünschen, ein Phidias zu werden. Daher es fast zu verwundern ist, daß Arrianus, ein Scribent dieser Zeit, es für ein Unglück hält, den Jupiter des Phidias nicht gesehen zu haben.

Die Zeit der Antoninen ist in der Kunst, wie die scheinbare Besserung gefährlicher Kranken kurz vor ihrem Ende, in welchen das Leben bis auf einem dünnen Faden des Hauchs gebracht, dem Lichte einer Lampe ähnlich ist, welches, ehe es gänzlich verlöschet, alle Nahrung sammelt, in eine helle Flamme auffährt, und plötzlich verlöschet. Es lebten noch die Künstler, welche sich unter dem Hadrianus gebildet hatten, und die großen Werke, noch mehr aber der übrige gute Geschmack und die Einsicht besagter Kaiser und ihres Hofes, gab ihnen Gelegenheit, sich zu zeigen; aber nach ihrer Zeit fiel die Kunst mit einemmal. Antoninus Pius bauete seine prächtige Villa bei Lanuvium, deren Trümmer von ihrer Größe zeugen. Von der Pracht derselben gibt ein silberner Hahn einen Beweis, aus welchem das Wasser in den Bädern dieser Villa lief; es wurde derselbe vor etwa vierzig Jahren an gedachtem Orte ausgegraben, und hielt dreißig bis vierzig Pfund am Gewichte, mit der Inschrift: FAVSTINAE NOSTRAE. In den Bädern des Claudius lief ebenfalls das Wasser in silbernen Röhren.

Damals wurden auch denen, die im Circo in den Wettläufen auf Wagen den Preis erhielten, Statuen aufgerichtet, von welchen man sich einen Begriff machen kann aus einigen Stücken musaischer Arbeit im Hause Massimi mit dem Namen der Personen, noch deutlicher aber von einem solchen Sieger, fast in Lebensgröße, auf einem Wagen mit vier Pferden, in erhobener Arbeit, von einer großen ovalen Begräbnißurne in der Villa Albani, welche in meinem alten Denkmalen bekannt gemacht ist und sonderlich aus einer wirklichen Statue in der Villa Negroni. Aus dieser Figur ist in der Ergänzung derselben ein Gärtner gemacht worden, wegen eines krummen Messers im Gürtel, welches der Sieger auf jenem erhabenen Werke auf eben die Art trägt, wie an jener Urne, und es ist ihr daher eine Hacke in die Hand gegeben worden. Diese Personen waren mehrentheils vom Pöbel, deren Brust bis an den Unterleib mit einem Gürtel vielmehr umwunden und geschnürt war. Lucius Verus ließ sogar das Bildniß seines Pferdes, Volucris genannt, von Golde im Circo setzen. Bei den Werken unter dem Marcus Aurelius gemacht, fällt mir mehrentheils dieses Prinzen eigene Schrift ein, in welcher außer einer gesunden Moral die Gedanken sowohl als die Schreibart gemein, und eines Prinzen, welcher sich mit Schreiben abgiebt, nicht würdig genug sind.

Unter und nach dem Commodus, dem Sohne und Nachfolger des Marcus Aurelius, ging die letzte Schule der Kunst, die gleichsam vom Hadrian gestiftet war, und die Kunst selbst, so zu reden, zu Grunde. Derjenige Künstler, von dessen Hand der wunderschöne Kopf dieses Kaisers in seiner Jugend im Campidoglia ist, macht der Kunst Ehre; es scheint derselbe etwa um eben die Zeit, in welcher Commodus den Thron bestieg, das ist: im neunzehnten Jahre seines Alters gemacht zu sein; der Kopf aber kann zum Beweise dienen, daß dieser Künstler nicht viel seinesgleichen gehabt, denn alle Köpfe der folgenden Kaiser sind jenem nicht zu vergleichen. Die Medaillons dieses Kaisers von Erz sind in der Zeichnung sowohl als in der Arbeit unter die schönsten solcher Schaumünzen zu rechnen; zu einigen derselben sind die Stempel mit so großer Feinheit geschnitten, daß man an der Göttin Roma, die auf einer Rüstung sitzt, und dem Commodus eine Kugel überreichet, an den Füßen die kleinen Köpfe von den Thieren, aus deren Fellen man Schuhe trug, ausgeführt sieht. Man kann aber von einer Arbeit im Kleinen auf die Ausführung eines Werks im Großen nicht sicher schließen; derjenige, welcher ein kleines Modell eines Schiffs zu machen weiß, ist dadurch nicht geschickt zum Bau eines Schiffs, welches im tobenden Meere bestehen kann; denn viele Figuren auf den Rückseiten der Münzen folgender Kaiser, die nicht übel gezeichnet sind, würden sonst einen irrigen Schluß auf das Allgemeine der Kunst veranlassen. Ein erträglicher Achilles, klein gezeichnet, wird von eben der Hand, groß wie die Natur ausgeführt, vielmals ein Thersites erscheinen, welches sich auch in Verkleinerung oder Vergrößerung der Figuren zeigt, indem es leichter ist vom Großen in's Kleine zu zeichnen als umgekehrt; so wie man weiter von oben herunter, als von unten hinauf sieht. Sante Bartoli ist als ein sehr guter Zeichner alter Werke berühmt worden durch kleine Figuren von der Größe, wie er die an den Säulen des Trojanus und des Marcus Aurelius entworfen hat; aber wenn er aus diesem Maße gegangen ist, und größer gezeichnet, wird er sich selbst sehr ungleich, wie die erhobenen Werke unter dem Titel: Admiranda Antiquitatis, darthun können. Es ist auch glaublich, wenn auf Münzen des dritten Jahrhunderts die Rückseiten über den Begriff selbiger Zeiten gearbeitet sind, daß man sich alter Stempel bedient habe.

Das Bildniß des Kaisers Commodus hat man in der Figur eines Herkules im Belvedere zu finden geglaubt, weil derselbe auf der Löwenhaut ein Kind trägt, und dieses Kind ist auf dasjenige gedeutet worden, welches diesem Kaiser zu seinem Zeitvertreibe diente, und da dasselbe ein Verzeichniß der Verschwornen wieder den Commodus ergriffen hatte, und diese Liste aus dem Fenster fallen ließ, Ursache an dessen Ermordung war. Zu der irrigen Benennung hat auch die Löwenhaut Gelegenheit gegeben, mit welcher Commodus wie Herkules bedeckt auf seinen Münzen erscheinet. Das Kind, welches diese Statue trägt, ist der junge Ajax, ein Sohn des Telamon; Herkules nahm dieses neugeborne Kind auf seine Arme, und legte es auf die Löwenhaut, mit dem Wunsche, daß es künftig noch größer als dessen Vater werden möchte. In der Gypsform von dieser Statue ist das vielbedeutende Kind weggelassen und man hat dem Herkules, anstatt das Kind zu tragen, die drei hesperischen Aepfel in die Hand gegeben. Wright, welcher hier seinem blinden Führer nachgesprochen, sagt, dieser Commodus sei gut, aber es zeige derselbe einen deutlichen Unterschied zwischen dem griechischen und dem römischen Geschmack in der Bildhauerei. Dieses einfältige Urtheil gründet sich bloß auf den Namen, und man hätte die ägyptische Kunst in der Statue bemerken können, wenn derselben der Name Ptolomäus hätte können gegeben werden. Mann kann versichert sein, daß dieser Herkules ein Werk eines großen griechischen Meisters sei, welches unter den schönsten in Rom stehen kann; der Kopf ist unwidersprechlich der schönste Herkules, welcher bekannt ist, und die Haare sind in der höchsten Manier ausgeführt, und wie die am Apollo gearbeitet. Eben so ungegründet ist die Benennung des Commodus, die einer he-

roischen Statue mit einem ermordeten Knaben auf dem Rücken gegeben worden, weil der neue Kopf, welcher für alt gehalten worden, dieser Kaiser vorstellt, und es soll derselbe hier als Fechter gebildet sein. Derjenige, welcher diese Statue auf einem sehr schlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erschienen, einen Atreus genannt, ist der Wahrheit näher gekommen; das ist: Atreus, welcher seines Bruders Thyestes Sohn ermordet. Es ist also Jakob Gronov nicht der erste, der diese Benennung gegeben, wie er will angesehen sein.

Des Commodus Andenken beschloß der Senat zu Rom zu vertilgen, und dieses ging vornehmlich auf dessen Bildnisse; dieses fand sich an vielen Brustbildern und Köpfen desselben, die der Herr Cardinal Alexander Albani entdeckte, da er den Grund zu seinem prächtigen Lusthause zu Nettuno am Meere graben ließ. Von allen Köpfen war das Gesicht mit dem Meißel abgeschlagen, und man erkannte dieselben nur an einigen andern Zeichen, so wie man auf einem zerbrochenen Steine den Kopf des Antinous an dem Kinne und Munde erkennt. In der Villa Altieri ist ein Kopf eben dieses jungen Menschen, nach Anzeige des Mundes, welcher nur allein von demselben erhalten war, als ein Antinous ergänzt.

Es ist kein Wunder, daß die Kunst anfing, sich merklich gegen ihren Fall zu neigen, wenn man bedenkt, daß auch die Schulen der Sophisten in Griechenland mit dem Commodus aufhörten. Ja, den Griechen wurde sogar ihre eigene Sprache unbekannt: denn es waren wenige unter ihnen, die ihre besten Schriften mit dem wahren Verständnisse derselben lesen konnten, und wir wissen, daß Oppianus in seinen Gedichten durch die Nachahmung des Homerus, und durch dessen Ausdrücke und Worte, deren er sich bedienet, so wie Homerus selbst, den Griechen dunkel war. Daher hatten die Griechen Wörterbücher in ihrer eigenen Sprache nöthig, und Phrynichus suchte die Athenienser zu lehren, wie ihre Voreltern geredet hatten: aber von vielen Worten war keine bestimmte Bedeutung mehr zu geben, und ihre Herleitung wurde nach verlorenen Stammwörtern auf Muthmaßungen gegründet.

Wie sehr die Kunst nach dem Commodus gefallen, beweisen die öffentlichen Werke, welche Septimius Severus einige Zeit nachher aufführen ließ. Er folgte dem Commodus ein Jahr nachher in der Regierung, nachdem Pertinax, Didius Julianus, Clodius Albinus und Pescennius Niger in kurzer Zeit regiert hatten und ermordet waren. Die Athenienser ließ Severus sogleich seinen Zorn empfinden, wegen einer Beleidigung, welche ihm auf einer Reise nach Syrien zu Athen in voriger Zeit widerfahren war. Er nahm der Stadt alle ihre Vorrechte und Freiheiten, die ihr von den vorigen Kaisern ertheilt waren. Die erhobenen Arbeiten an seinem Bogen, und an einem anderen Bogen, welchen die Silberschmiede ihm zu Ehren aufführen lassen, sind so schlecht, daß es erstaunend scheint, wie die Kunst in zwölf Jahren, seit dem Tode des Marcus Aurelius so ganz und gar herunterkommen können. Die erhobene Figur des Fechters Bato in der Villa Panfili, in Lebensgröße, ist ebenfalls ein Zeugniß hiervon; denn wenn dieses der Fechter dieses Namens ist, welchen Caracalla prächtig beerdigen lassen, so wird nicht der schlechteste Bildhauer dazu gebraucht sein. Philostratus gedenkt eines Malers Aristodemus, welcher sich um diese Zeit hervorthat; er war ein Schüler eines Eumelus.

Es waren auch in dieser Zeit die Künstler noch beständig beschäftiget, und dem Plautianus, dem Lieblinge und ersten Minister des Kaisers Septimius Severus, wurden nicht allein zu Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Reichs, sowohl von einzelnen Personen als vom Senate Statuen aufgerichtet, so daß dieselben größer und zahlreicher waren, als diejenigen, die dem Kaiser selbst gesetzt waren. Unter diesem Kaiser geschah in der harten Belagerung der Stadt Byzantium, welche die Partei des Pescennius Niger wider jenen Kaiser ergriffen hatte, was die von den Gothen belagerten Römer thaten, die auf die Feinde Statuen warfen. Die Byzantier stürzten ganze Statuen von Erz, sowohl stehender als reitender Figuren von der Mauer herunter auf die Belagerer.

Es hat sich unterdessen von der Kunst dieser Zeiten ein nachtheiliges Vorurtheil gleichsam zur Wahrheit gemacht, welches sich sonderlich auf die schlechte Arbeit an dem Bogen des Septimius Severus gründet. Man ist aber gezwungen, wenn man unbezweifelte bessere Werke von spätern Zeiten sieht, daß vielleicht zu jenem Bogen und dem vornehmsten Denkmale gedachten Kaisers nicht der beste, wo nicht der schlechteste Künstler, wie noch bisweilen geschieht, vorgeschlagen und gebraucht worden. Man würde eben so unrichtig urtheilen aus ein Paar der letzten Gemälde, die in der St. Peterskirche zu Rom in Musaico gesetzt sind, wenn man glaubte, es sei zu eben der Zeit kein besserer Maler in Rom bekannt gewesen, wie man gleichwohl zu gedenken hätte. Oder wenn man aus ein Paar Kirchen, die in Rom unter Benedictus XIV. ekelhaft gebauet und gezieret sind, auf den allgemeinen Geschmack in der Baukunst unter gedachtem Papste schließen wollte. Noch außerordentlicher ist die marmorne Statue des Papstes Leo X., des Vaters der Künste, im Campidoglio, von einem Giacomo del Duca aus Sicilien, und Schüler des Michael Angelo, gearbeitet, welche eine wahrhafte Mißgeburt genannt werden kann. Es kann nicht ein schlechterer Bildhauer weder zu derselben Zeit noch nachher gewesen sein, und dennoch ist derselbe ausersehen worden, diese Statue für den ehrwürdigsten Ort in Rom zu arbeiten.

In Betrachtung oben gedachter Arbeiten sollte man glauben, daß sich noch ein Künstler gefunden, welcher des Septimius Severus Statue von Erz in dem Palaste Barberini machen können, ob sie gleich nicht für schön gehalten werden. Die vermeinte Statue des Pescennius Niger im Palaste Altieri, welcher sich wider vorgedachten Kaiser aufwarf, und von ihm geschlagen wurde, wäre noch weit seltener als jene, und als alle dessen Münzen, wenn dieselbe den Kaiser vorstellen könnte; der Kopf aber ist dem Septimius Severus ähnlicher.

Caracalla befahl, in allen Städten Statuen Alexanders des Großen zu setzen; und in Rom waren einige mit einem doppelten Kopfe, des Alexanders und zugleich des Caracalla. Er lobte unter den alten Feldherrn sonderlich den Sylla und den Hannibal, und verehrte ebenfalls ihr Gedächtniß mit Statuen und Brustbildern. Zwei von seinen Köpfen in der Kindheit befinden sich in dem Palaste Ruspoli. Die einzige Statue des Macrinus, welcher dem Caracalla folgte, befindet sich in dem Weinberge Borioni.

Von den Zeiten des Heliogabalus wird eine weibliche Statue in Lebensgröße in der Villa Albani gehalten. Es stellt dieselbe eine betagte Frau vor, mit einem so männlichen Gesichte, daß nur die Kleidung das Geschlecht derselben anzeigt; die Haare sind ganz über den Kopf gekämmt, und hinterwärts hinaufgenommen und untergesteckt. In der linken Hand hält dieselbe eine gerollte Schrift, welches an weiblichen Figuren etwas Außerordentliches ist, und man glaubt daher, daß es die Mutter des besagten Kaisers sein könne, welche im geheimen Rath erschien, und welcher zu Ehren ein Senat von Weibern angeordnet wurde.

Alexander Severus, welcher dem Heliogabalus folgte, ließ die Statuen vieler berühmter Männer von allen Orten zusammenholen, und auf dem Foro des Kaisers Trajanus setzen; sein eigenes Bild aber ist in Marmor nicht auf die Nachwelt gekommen; wenigstens findet sich kein einziges in Rom.

Die eigentliche bestimmte Zeit, in welcher der gänzliche Fall der Kunst erfolgte, war vor dem Constantin, zur Zeit der großen Verwirrung durch die dreißig Tyrannen, welche sich unter dem Gallienus aufwarfen, das ist: zu Anfang der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Die Münzverständigen bemerken, daß nach dem Gallienus in Griechenland nicht einmal mehr Münzen geprägt worden; je schlechter aber die Münzen dieser Zeit an Gehalt und Gepräge sind, desto öfter findet sich die Göttin Moneta auf denselben; so wie die Ehre ein häufiges Wort in dem Munde einer Person ist, an deren Ehre man zu zweifeln hat. Der Kopf des Gallienus von Erz mit einem Lorbeerkranze, in der Villa Mattei, ist blos wegen der Seltenheit zu schätzen.

Die Zeiten des Gallienus werden insgemein als der Zeitpunkt des gänzlichen Verfalls der Kunst angegeben, und dennoch finden sich Werke, die das Gegentheil darthun, und einen vortheilhaften Begriff geben. Es scheint vielmehr, daß die Barbarei ganz unvermuthet und plötzlich in Rom eingefallen sei; und dieses könnte man schließen aus den vielen Säulen und Schalen von Alabaster und Marmor, nebst Fußgestellen nnd rohen Stücken ausländischen Marmors, die da gefunden werden, wo der alte Hafen, oder die Ausladung an der Tiber, unter dem Aventino war, und wo das Haus Sforza-Cesarina einen Weinberg hat, in welchem noch große Ueberbleibsel von den alten Magazinen stehen. Denn diese Werke waren vermuthlich auswärts bestellt und aufgekauft, und nach Rom geschafft, um dieselben in Gebäuden anzubringen, welches nachher in der Bestürzung über den Einfall der nordischen Völker in Italien unterblieb. Eine von den daselbst ausgegrabenen Säulen von geblümten Alabaster (fiorito), von vier und zwanzig Palmen hoch, ist die größte und schönste dieses Steins, welche bekannt ist, und stehet in der Villa Albani. Ebendaselbst stehen zwei große Schalen

aus ähnlichem Alabaſter, die zehn Palmen im Durchſchnitt halten, welche zertrümmert nebſt Stücken von mehr als zehn andern dergleichen Schalen an gedachten Orten gefunden ſind. In der einen von dieſen Schalen ſtehet in der Mitte das Haupt der Meduſa, und in der andern der Kopf eines Triton, oder auch eines Fluſſes; und da dieſelben keine Oeffnung haben, müſſen ſie, wie jetzt, blos zur Zierde eines Gebäudes beſtimmt geweſen ſein. Daß dieſe Werke aber nicht lange vor der Zeit, von welcher wir reden, gelegen haben, zeigte ſich an zwei großen Blöcken von ungearbeitetem Marmo Cipollino, wo an dem Ende von jedem eine Inſchrift eingehauen war, in Buchſtaben, deren Form auf dieſe Zeit deutet. Auf der einen ſtand das Conſulat nebſt der Anzeige desjenigen, wie es ſcheint, der dieſe Steine kommen laſſen, und nebſt der Anzahl derſelben:

. RVIANO III COS.
. . EXRAT
VALENTIS
. . LXXXIII.

Auf einem Ende des zweiten Blocks war eingehauen:

. SVB CVRA MINICI SI.
PR. CRESCENTE LIB. NI.

welches ich denen zu erklären überlaſſe, die hierin geſchickt ſind. Dieſer Conſul Nulianus iſt unbekannt; es finden ſich mehrere Conſuln dieſes Namens aus dem Geſchlechte der Fabier, die den Zunamen Nulianus führten; ſie ſind aber aus weit älteren Zeiten der römiſchen Republik. Dieſe von ihren Blöcken abgeſägten Inſchriften befinden ſich in der Villa Albani; aus den Blöcken ſelbſt ſind zwei Säulen gearbeitet, die im Jahre 1767 nach England abgegangen ſind.

---

# Karl Gottfried Theodor Winkler

ward 1775 am 9. Februar zu Waldenburg im Schönburgiſchen geboren, vollendete ſeine akademiſchen Studien zu Wittenberg und wurde nach Beendigung derſelben Actuar bei dem Stadtgericht zu Dresden, 1801 geheimer Kanzliſt, 1804 geheimer Regiſtrator und 1810 geheimer Secretär. In den Jahren 1812 und 1813 bereiſte er Frankreich und Italien, und wurde bei ſeiner Rückkehr kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath und Theaterintendant. Nach der Heimkunft des Königs von Sachſen erhielt er 1815 die Aemter eines königl. ſächſiſchen Hofrathes und Sekretärs der königlichen Theater und der Akademie der bildenden Künſte zu Dresden; ſpäter wurde er Vicedirector dieſer Anſtalten. Als Schriftſteller iſt er unter dem Namen Theodor Hell bekannt.

Er gab heraus:

Luſtſpiele. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Neue Luſtſpiele. Leipzig, 1817 ff. 5 Thle.
Bianca von Toredo; Drama. Leipzig, 1808.
Macaria; Drama. Leipzig, 1806.
Zulima; Trauerſpiel nach Voltaire. Leipzig, 1811.
Angelika; Drama. Dresden, 1811.
Der Geſchäftige; Original-Luſtſpiel. Dresden, 1818.
Das Haus Anglada; Schauſpiel. Leipzig, 1818.
Die Maccabäer; Drama. Leipzig, 1819.
Bühne der Ausländer. Dresden, 1819.
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers; Drama. Braunſchweig, 1830.
Dramatiſches Vergißmeinnicht. Braunſchweig, 1823—1827. 5 Thle.
Lottchen; Erzählung. Leipzig, 1803.
Neue Erzählungen für häusliche Cirkel. Leipzig, 1811—1817.
Des Maurers Leben. Dresden, 1816.
Sängersreiſe. Stuttgart, 1816.
Byrons Mazeppa. Leipzig, 1820.
Lyratöne. Dresden, 1821.
Buntes Leben. Berlin, 1826. 2 Thle.
Neueſte Gedichte. Braunſchweig, 1829. u. ſ. w.

Ferner war er Herausgeber der Taſchenbücher: Agrionien, Penelope (ſeit 1811), Komus (1814—18. 3 Thle.); und mit Fr. Kind der Abendzeitung (ſeit 1817).

Glückliche Erfindungsgabe, große Gewandtheit in Behandlung des gewählten Stoffes, Lebendigkeit der Auffaſſung, Herrſchaft über Form und Sprache, gute Auffaſſung, Witz und Laune zeichnen W's poetiſche und dramatiſche Leiſtungen ſehr vortheilhaft aus und haben ihm in der literäriſchen Welt einen höchſt geachteten Namen erworben, trotz dem, daß er wiederholt, beſonders wegen ſeiner Leitung der Abendzeitung, die er jedoch, ſeinen Grundſätzen treu, bereits fünf und zwanzig Jahre mit immer gleichem Erfolge redigirt, auf das Heftigſte angegriffen worden iſt.

---

## Gedichte von K. G. Th. Winkler.

### (Theodor Hell.)

### Sieg der Frauen.

Wenn das Reizendſte und Höchſte,
Was noch je der Menſch gewahrt,
Zu dem Kampfe um die Krone
Vor dem Richterſtuhl ſich ſchaart;
Wenn aus allen ihren Reichen
Die Natur ihr Füllhorn beut,
Und Gelung'nes ſonder Gleichen
Ueber ihre Erde ſtreut,
Iſt doch Eins uns, was ſie alle,
Alle ſtrahlend überwiegt —
Ruft's mit lautem Jubelſchalle,
Daß nur Frauenſchönheit ſiegt.

Böteſt Du für edle Thaten,
Für des Geiſtes hohen Schwung,
Für des Wiſſens regſtes Streben,
Für der Künſte Huldigung,
Perlen, Gold und Edelſteine,
Ehre, Ruhm und Schätze dar,
Wäre dieſer Gaben keine
Doch ein ächter Lohn, fürwahr.
Ein Begehr nur in der Seele
Reinern Tiefen ewig wohnt,
Und es werden Raphaele
Nur durch Frauenhuld belohnt.

Groß ſind Könige im Schmucke
Einer Krone, makellos,
Und der Weiſe mit der Schale
In der freien Hand iſt groß,
Edel magſt Du Helden preiſen,
Wenn der Oelzweig ſie erfaßt;
Doch in allen dieſen Kreiſen
Jeder andre Stern erblaßt,
Wenn mit reinem Silberglanze,
Der auf Stirn und Aug' ſich malt,
In der Blüthen ſchönſtem Kranze
Aechte Frauenwürde ſtrahlt.

Oel beſänftigt wilde Wogen,
Weiſem Wort wird gute Statt,
Und des ſtarren Kieſels Spitzen
Spühlt die ſanfte Welle glatt,
Fürſtenſpruch kann Kampf entſcheiden,
Und die Schwerdter ſenken ſich;
Aber was im Grimm der Zeiten
Keiner Macht, noch Güte wich,
Was, um niemals mehr zu enden,
Selbſt das Heiligſte noch höhnt,
Hat mit ſanft verſchränkten Händen
Frauenmilde doch verſöhnt.

Und wenn Alles in dem Drange
Der Gemeinheit ſich verflacht,
Heuchelei die Flamme ſchüret,
Von der Keckheit angefacht,
Wenn in der Verſinſt'rung Grauen
Jedes reine Licht erliſcht,

Auf der Freiheit weiten Auen
Keine Quelle mehr erfrischt,
Und der Baum des regern Lebens
Keinen Keim zur Frucht mehr treibt,
Untergrabt Ihr eins vergebens:
Frauentugend! — sie — sie bleibt!

## Grillenjägerlied.

Mel.: Was gleicht wohl auf Erden ꝛc.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?
Doch zeigt es allein nicht die Flur und der Wald,
Zu Hause giebt's Wild auch, in mächtigen Zügen,
Wir jagen und treiben zu Paaren es bald.
D'rum laßt uns auch heute beginnen das Jagen,
Und wenn nach dem Namen der Weidmann euch fragt,
So gebt ihm zur Antwort mit frohem Behagen:
Es ist dies der Grillen hochherrliche Jagd.
Jo hoho! Dralara!

Zur Hand nehmt die Gläser und Flaschen vor allen,
Und ebnet mit Schüsseln die Berge zum Thal,
Laßt Stöpsel von schäumenden Mündungen knallen,
Und frohe Gesänge durchtönen den Saal;
Erborgt euch das Zündkraut aus feurigen Blicken,
Zur Kugel gestaltet den Scherz und den Witz;
Prometheus mag immer den Himmel berücken,
Ihr stehlt euch von Lippen und Augen den Blitz.
Jo hoho! Dralara!

Frisch auf! seht die erste der garstigen Grillen,
Und jagt sie und brecht ihr das zähe Genick!
Das Streiten und Zanken will nimmer sie stillen,
Sie nennt sich gar vornehm und stolz Politik.
Laßt Kannen sie gießen, und Kessel sie flicken,
Wir wissen was And'res und Bess'res zu thun,
Mit froher Erhebung und stillem Entzücken
Im Arme des Guten und Schönen zu ruhn.
Jo hoho! Dralara!

Dort spukt eine Andre, mit finst'rem Gesichte,
Die Eifersucht nennt die Hyäne sich auch,
Macht tückisch so Liebe als Freundschaft zu nichte,
Vergiftet recht heimlich mit tödtendem Hauch.
Erlegt sie, ihr Jäger, mit off'nem Gemüthe,
Vertrauend auf Unschuld, und Treue, und Recht;
Vertrauen ist höherer Tugenden Blüthe,
Und adelt das fröhliche Menschengeschlecht.
Jo hoho! Dralara!

Du Grille von Rang, die mit mächtiger Nase
Hinan in die Wolken sich brüstet und streckt,
Indeß sie oft kriechend im schlammigen Grase
Gar traulich bei Unke und Molch sich versteckt,
Dich jagen wir dahin, wo blind der Chinese
Erniedrigt zum Staube sich vor'm Mandarin;
Der innere Werth nur giebt Ansehn und Größe,
Wir achten im Fürst wie im Bettler nur ihn.
Jo hoho! Dralara!

Auch Reichthum ist Grille; wem so viel beschieden,
Daß fröhlich das Leben er führet zum Ziel,
Der findet den Reichthum im seligen Frieden,
Der hat nicht zu wenig, und hat nicht zu viel;
Und Ruhm, ob er wachse aus Blute der Schlachten,
Erblühe aus freundlichem Zweige der Kunst,
Ob Lehrstuhl, Katheder und Hörsaal ihn brachten,
Wir halten ihn doch nur für Grille und Dunst.
Jo hoho! Dralara!

Und was in das menschliche Leben sich dränget
Mit finsterer Miene und sträflichem Groll,
Was ängstlich die Brust uns beklemmt und verenget,
Der Freude entziehet den pflichtigen Zoll,
Was Gute verstöret, die Bösen ergötzet,
Dem Menschen entfremdet den köstlichen Hort,
Es wird bei der Grillenjagd weidlich gehetzet,
Es muß vom Gebiete der Fröhlichkeit fort.
Jo hoho! Dralara!

Und haben wir so, mit gebührlichem Streben,
Beendet die Jagd an dem heutigen Fest,
So lasset mit vollen Pokalen noch leben,
Was tief sich im Busen empfinden nur läßt:
Das Vaterland lebe! die Freundschaft, die Liebe,
Der Glaube, die Hoffnung, die jenseits uns tagt!
Wenn dieses im Herzen uns immerdar bliebe,
Wir hätten das Höchste dann wahrlich erjagt.
Jo hoho! Dralara!

## Mein Reimlexikon.

Mancher wohl, der sein Gedicht
Frisch und fröhlich hat begonnen,
Seine Arbeit unterbricht,
Weil der Reim nicht gleich gewonnen.
Mir jedoch geschieht dies nicht,
Denn ein Lexikon von Reimen
Hab' ich klug mir nah gebracht,
Das den Reim ohn' alles Säumen
Mir auf jedes Wort gleich macht.

Doch vergebens suchet Ihr
Dieses Lexikon zu finden,
Ob man's gleich, mit netter Zier,
Täglich pflegt neu einzubinden,
Denn es ist nicht von Papier. —
Doch damit Ihr nicht vergeblich
Allzu lange rathet, wißt,
Daß dies Lexikon buchstäblich,
Mein geliebtes Mädchen ist.

Auf der Stirne, hell und klar,
Auf dem Mündchen, roth und niedlich,
In dem zarten Grübchenpaar,
In den Augen, mild und friedlich,
Ist der Reim stets offenbar,
Und kaum hab' ich sie geschauet,
Wie sein Liebchen schau'n man soll,
Als er auch schon niederthauet,
Regelrecht und wohllautvoll.

Wenn ich an der Feder sauge
Ob des Reimes auf Geduld,
Seh' ich fragend ihr in's Auge,
Und es reimet: ohne Schuld,
Ja, sogar auch manchmal Hüld.
Und wenn ich im Dichterstübchen
Sinne ob des Reims auf Helm,
Seh' ich ihr auf's Wangengrübchen,
Und ich hab' ihn gleich mit: Schelm.

Wenn zu einer Stanze Bunde
Schon gereimt ist zieh'n und flieh'n,
Seh' auf ihrem Rosenmunde
Ich den dritten Reim: Carmin,
Und erhöht küssend ihn,
Bis die finst're Stirn verjaget
Mich von diesem Dichterschmaus,
Wenn sie mir das Endwort saget
In dem bösen Reime: kraus.

Also bin ich nie verlegen
Um die Reime irgendwo,
Und ich Glücklicher kann pflegen,
Will ich sein der Arbeit froh,
Oftmals nachzuschlagen so;
Aber Stanze, Lied und Ode
Tragen auch die Spur davon. —
Nun — gefällt Euch die Methode,
Schafft Euch auch ein Lexikon.

## Der Feuerdienst.

Nun, so sei's gestanden frei,
Wär' es auch ein Laster,
Daß ich ein Verehrer sei
Ganz von Zoroaster,
Daß dem Feuerdienste sich
All mein Leben weihet;
Freunde, hört, bedauert mich,
Aber dann — verzeihet.

Feuer! ja, das bet' ich an
In dem eig'nen Glühen,
Wie das Herz nur fühlen kann,
Phantasie nur blühen,
Zu dem Feuer strebt mein Sinn,

Daß er Wärme ſod're,
Und es zieht mich mächtig hin,
Daß ich d'rin verlod're.

Doch iſt's nicht der Sonne Ball,
Welchen ich verehre,
Sind es nicht der Sterne all'
Zahlenloſe Heere,
Iſt es nicht der Wiederglanz
Auf des Mondes Runde,
Minder noch der Roſenkranz
In der Abendſtunde;

Nicht der Kerzen helles Licht
Im gefüllten Saale,
Noch der Schein, der lockend bricht
Durch kryſtall'ne Schaale,
Oder gar, nach Mancher Brauch —
Großer Zoroaſter,
Zürne nicht! — der glühe Rauch
In dem Pfeifchen Knaſter:

Nein! mein Feuerdienſt gehört
Zweien Augen-Sonnen,
Die — was ich mich auch gewehrt —
Mich ſo ganz gewonnen,
Daß ich d'rin mein Licht und Sein
Einzig nur erkenne,
Und bei ihrer Strahlen Schein
Selbſt in Gluth entbrenne.

Wer mag ſolchem Feuer nicht
Ewig ſich ergeben,
In der ſchönen Prieſterpflicht
Sonder Wanken leben?
Ach! ſie leuchten gar ſo mild
Und ſo glühend wieder,
Sind der Gottheit Ebenbild,
Strahlend uns hernieder.

Aber, wenn dies Feuer nun
Nur für Andre glühte,
Ich vergebens, ſonder Ruhm,
Mich im Dienſte mühte?
O! dann wär' dem Element
Ich der ärgſte Haſſer,
Und ſpräng' — wenn's zu ſehr mich brennt' —
Lieber gleich — in's Waſſer.

---

## Kennerſchaft.

Wie weit die Kunſtkritik doch geht,
Wenn's nur ein Kenner recht verſteht! —

War einſt ein Graf, als Dilettant
Im Niederlande wohl bekannt,
Der aber in der Kunſtkritik
Beſaß ein wunderbar Geſchick,
So daß, was er für Recht erkennt,
Auch Jedermann vortrefflich nennt;
Dagegen, was er fand als ſchlecht,
Auch dünkte keinem Menſchen recht,
Weil Alle ſtimmten überein,
Er müſſ' der größte Kenner ſein,
Da ſelten ihm etwas gefiel,
Und er mit Worten, breit und viel,
Und ſchier ganz unverſtändlich hoch,
Bewies, was er in Zweifel zog.
Dem mußte nun das Antlitz ſein
Auch Rembrandt einſt abkonterfei'n.
Und als das Bild nun fertig war,
Sehr wohl getroffen, offenbar:
Da kam der Graf mit Kennerſchaft,
Und fand es dennoch fehlerhaft,
Und mäkelt da, und mäkelt hie,
Und recht war ihm das kleinſte nie,
Obgleich der Meiſter ohne Stolz,
Bald dieſes inniger verſchmolz,
Bald jenes drängte mehr hervor,
Nie die Geduld dabei verlor.
Der Graf behauptet ſtets doch nur,
Es fehle Rembrandt an Natur,
Und mög' er ändern noch ſo ſehr,
Das Wahre find' er nimmermehr.

Da wird's dem Künſtler doch zu kraus,
Und denkt ſich flugs ein Plänchen aus,
Wie ſolchen großen Kenner hier
Er doch am Ende überführ'.
Und wenig Wochen nur vergehn,
Da bittet er den Grafen ſchön,
Zu kommen in ſein kleines Haus,
Dort ſteh' ein Bild ſo eben aus,
Worin er ſelbſt ſich konterfei't
Mit ſonderlicher Mühſamkeit,
Und woll' des größten Kenners Wort
Er gern drob hören alſofort.
Der Graf, ſich ſeiner wohl bewußt,
Wirft ſich nur wenig in die Bruſt,
Und ſagt mit Freundlichkeit im Nu
Das Kennerurtheil Rembrandt zu. —
Da tritt er in die Werkſtatt ein,
Und dort an einem großen Schrein,
Hängt auch des Rembrandt Konterfei,
Das gleicht ihm wie das Ei dem Ei.
Der Graf mit ernſter Miene tritt
Davon, nach Kennerart, zehn Schritt,
Faßt er das Ganze kunſtvoll auf,
Setzt ſich alsdann die Brille auf,
Tritt näher, doch nicht allzunah,
Weil dies von Kennern nie geſchah,
Und prüft nun lang, und prüft nun breit
Des Bildes Art und Weſenheit,
Worauf das Urtheil er zuletzt
Dann fällt, nachdem er ſich geſetzt:
Das Bild ſei gar nicht ſchlecht gemalt,
Und für ein Kunſtwerk wohl bezahlt,
Doch was betreff' die Aehnlichkeit,
So irr' es von der Wahrheit weit,
Und ſei ſo wenig Rembrandt das,
„Als eine Mondenſcheib' ein Faß."

Darauf das Bildniß ſelbſt zur Stund'
Aufthut im Ingrimm ſeinen Mund,
Und ruft: „Nun, wenn ich das nicht bin,
Wo iſt denn da der Rembrandt hin?
Diesmal, mein theurer Herr mit Gunſt,
Geht betteln Dero Kennerkunſt;
Denn nur gemalt iſt dieſes nicht,
Es iſt mein eignes Angeſicht,
Und, was auch wend' der Kenner ein,
Das muß mir doch wohl ähnlich ſein!"

---

## Lied.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken."
Matthäi, Cap. XI. V. 8.

Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Die mit Mühſal Ihr beladen,
Kommet her, in meiner Quelle
Stärkungsfluthen Euch zu baden,
Kommet her zum Kelch der Liebe,
Hin zu dem die Durſt'gen blicken,
Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Denn ich will Euch gern erquicken.

Alſo lautet die Verheißung,
Die der Vater uns gegeben,
Und in ſeinen Troſtesworten
Liegt die Kraft uns und das Leben,
Und mit ſeinen Vaterhänden
Hebt die Laſt er uns vom Rücken!
Wer mühſelig und beladen,
Den will er ja gern erquicken.

Tragt drum ruhig Eure Bürde,
Freuet Euch der ſchweren Laſten,
Denn Ihr werdet um ſo froher
Nach der bangen Mühe raſten;
Nach der Arbeit wirrem Drängen,
Ob ſelbſt Leiden Wunden drücken,
Wird er Euch mit Himmelsthaue
Um ſo herrlicher erquicken.

Einen Hafen nach dem Sturme,
Eine Rettung vor den Qualen,
Eine Lind'rung in der Hitze
Heißer Lebensſonnen-Strahlen,

Einen Troſt in allen dunkeln
Bangverworrenen Geſchicken
Habt Ihr! — Geht zu dem, Ihr Alle,
Der Euch will ſo gern erquicken.

Und die Krone der Vollendung,
Die dem Kämpfer nur beſchieden,
Und die Seligkeit der Ruhe,
Und der Eingang zu dem Frieden,
Der durch Müh' nur wird gefunden,
Wird Euch dann auf ewig ſchmücken:
Darum gehet hin, Ihr Alle,
Denn der Herr wird Euch erquicken.

## Lied.

„Aber der Herr iſt mein Schutz; mein Gott iſt der Hort meiner Zuverſicht.“
Pſalm XCIV. V. 22.

Thürmt euch nur empor, ihr Wellen,
Stürmet, raſet wild und laut,
Droht, das Schifflein zu zerſchellen,
Das dem Meer ſich anvertraut!
Ob die Fluthen d'rüber ſchlagen,
Ob der letzte Maſt zerbricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Birg dich, Sonne, hinter Schleiern,
Die der Wolken Schwärze webt,
Traure, wie bei Todtenfeiern
Sich dein blaſſes Antlitz hebt;
Ob du mir nicht mehr wirſt tagen,
Ob verlöſchen will dein Licht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht.

Oeffne, Erde, mir zu Füßen
Deinen bodenloſen Schooß,
Gieße aus den Felſenriſſen
Deine Gluthen auf mich los!
Ob die Feuerſäulen ragen,
Ob der Erde-Axe bricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Denn im Kampf der Elemente
Bleibet er mein Schutz, mein Hort,
Hin zu dem ich gläubig wende
Meines Flehens Blick und Wort.
Mich am Herzen wird er tragen,
Und ſein Kind verlaſſen nicht:
Darum werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

## Troſt.

Der Herr iſt groß in Ungewittern,
Wie bei der Weſte ſanftem Weh'n,
Er iſt's, vor dem die Berge ſplittern,
Vor dem die Blumen leiſ' erſteh'n;
Aus ſeinen Händen ſtrömen Quellen,
Und er ſtreut aus der Wüſte Sand,
Er hält die Lüfte wie die Wellen
Und Erd' und Gluth in ſtarker Hand.

Wer mag's mit Menſchenſinn ermeſſen,
Was er verſpendet und verhängt?
Habt Ihr mit ihm zu Rath geſeſſen,
Zu ſeinem Richtſtuhl Euch gedrängt?
Wißt Ihr, was aus den Thränen ſprießet,
Was mit dem Glücke unterſinkt,
Was nur hervor aus Felſen fließet,
Der Sand im breiten Rinnſaal trinkt?

O! was uns Gottes Hand beſchieden
Bei regem Streben, Ehr' und Treu',
Es dient gewiß zu unſerm Frieden,
Ob es auch hart zu wähnen ſei.
Er hat die Seinen nie verlaſſen,
Er weiß was ihnen frommt und nützt,
Und thürmen Wogen ſich in Maſſen,
Der Vater hilft, er wacht und ſchützt.

## Im Tempel.

Zurück, zurück, des Werkeltages Engen,
In eurem Treiben bleibt zurück!
Die Stunde kam, wo heiligen Geſängen
Erſtrömt der Ruhe ſel'ges Glück;
Die Stunde kam, wo in des Ew'gen Tempel
Die Seele mich zu Höherm trägt,
Und ſich der Weihe unverletzter Stempel
Auf Worte und Gedanken prägt.

Welch' ein Genuß, mit keinem zu vergleichen,
Im Tempel, wo der Vater thront,
Wo gleiches Heil dem Armen wie dem Reichen
Für gleichen Glaubens Treue lohnt,
Wo alle Schranken, die die Welt gezogen,
Verſchwinden vor des Himmels Höh'n,
Und der Verheißung ſel'ger Friedensbogen
Sich neigt zu jedes Beters Flehn.

Hinauf, hinauf, ihr Schwingen meiner Seele,
Zu dem, der wohnt in Lieb' und Licht,
Daß kein Gedanke ſich dem Herrn verhehle
Und das Gefühl des Herzens nicht;
Daß offen lieg' das Ganze meines Lebens
Vor dem, der prüfet und verzeiht,
Und den ja ſelbſt der Aufſchwung ſchon des Strebens,
Als ſei es die Vollbringung, freut.

Sein Wort erſchallt, und mehr als Menſchen wiſſen,
Sagt mir des Glaubens Zuverſicht,
Der Schleier iſt vom Grab hinweggeriſſen,
Aus beſſern Welten ſtrahlt das Licht.
Der Weg, den ich mit Kraft zu wandeln habe,
Liegt vor mir da, von ihm gebahnt,
Des Herzens Sehnen wird mir d'rauf zum Stabe,
Zum Führer, was die Seele ahnt.

Und mit mir all' des gleichen Sinns Genoſſen,
Sie hebt ein gleich Gefühl empor:
Ein feſter Bund, aus Gottes Macht entſproſſen,
Ein Ton im großen Weltenchor.
Nicht mehr ſteh' ich allein im Lebensſtreite,
Vereint iſt eine treue Schaar,
Es ſtehn Vertraun und Hoffnung mir zur Seite,
Der Glaube beut ſein Schild mir dar.

O ſel'ge Zeit in dieſes Tempels Hallen,
Wie ſehnt nach dir mein Herz ſich hin!
Hieher laßt mich in Schmerz wie Freude wallen,
Weil hier nur ich mein eigen bin.
Hier laßt des Vaters Ruhm und Ehr' mich preiſen,
Wie's aus des Herzens Fülle bringt,
Bis ſich nach oben, zu den Sternenkreiſen,
Zum Himmelsdom die Seele ſchwingt.

## Verlobung.

Und als ſie ſo ſelig am Herzen mir lag,
Da war nur in beiden ein einziger Schlag,
Ergoſſen die Seele in Seele ſo tief,
Daß nie mehr zur Trennung ſelbſt Ewigkeit rief.

Verſchmolzen, verbunden zu einem Gefühl,
Vorüber das wirre, das bunte Gewühl,
Die Richtung zum Himmel gefunden nun aus,
Die Erde für Beide ein ſtrahlendes Haus.

Sie ſenkte das Auge, die Thräne ſtand d'rin,
Noch ſträubte ſich ſchüchtern der magdliche Sinn,
Doch hob ſie die Wimper, und Strahl nun zu Strahl
Geſellte ſich glühend zu ewiger Wahl.

O Stunde! der keine auf Erden noch gleich,
An Wonne und Segen ſo überreich!
O Stunde! das Leben, das nun mir beginnt,
Durch dich den entzückendſten Anfang gewinnt!

Wie ernſt und wie fröhlich, wie laut und wie ſtill,
Als ob ſich das Herz es geſtehen nicht will,
Und doch im Entzücken ſo woget und ſchlägt,
Und in ſich die Keime der Seligkeit trägt!

Bleib' fest in der Seele, du Augenblick!
Du Zeuge von meinem unendlichen Glück!
Geleite hinüber Erinn'rung mich nun,
Bis einst an der Quelle des Lichtes wir ruh'n.

---

## Fünf Jahre später.

Nicht mehr braust die Fluth der Wonne
Neugeboren in das Thal,
Ward ein Spiegel heller Sonne,
Abglanz von dem reinen Strahl,
Strömet ruhig fort durch Auen,
Von des Fleißes Hand belebt,
Läßt schon reich den Segen schauen,
Den sie köstlich sich erstrebt.

Was der Tag mir hat versprochen,
Hielt der Jahre ernster Zug,
Der den Stempel goldner Wochen
Immer mir entgegen trug,
Der selbst in den trüben Stunden
Neues Licht dem Herzen gab,
Ew'ge Helle zu bekunden,
Leuchtend uns bis über's Grab.

Welche stille, heil'ge Stunde
An der Gattin treuer Hand,
Die uns treu vereint im Bunde
Bei der heut'gen Feier fand!
Friedlich sank der Abend nieder,
Frieden auch in uns'rer Brust,
Nur der Klang der Seelenlieder
Stieg empor, uns unbewußt.

Denn die äußern Töne schwiegen,
Aber innen sprach's so laut,
Wie sich — selig im Genügen —
Herz dem Herzen anvertraut,
Da sind nur die Blicke Worte,
Wie sie keine Sprache fand,
Und der reinste der Akkorde
Ein verschwieg'ner Druck der Hand.

Möcht' ich wohl das Früh're tauschen
Um den jetzigen Besitz?
Seiner Fluthen stürmend Rauschen,
Seiner Katarakten Blitz
Um die schöne Friedenstille,
Die mich nun so mild umgiebt,
Wo ein Herz wir und ein Wille,
Der nur inniger stets liebt?

Nein, es ward im Flug der Jahre
Erst der ganze Himmel klar,
Und mit ihm das Aechte, Wahre
Meine Seele offenbar.
Laß' ihn, Ew'ger! nie sich trüben
In den Augen, wo er lacht,
Dann ist mir ein Stern geblieben
Selbst in meiner trübsten Nacht.

---

## Gewisse kleine Lustspiele gegen gewisse kleine Kritiker.

Wir armen, flücht'gen Blätter,
Bescheiden und verlegen,
Wie kämpfen wir dem Wetter,
Das uns bedroht, entgegen?
Wie können wir bestehen
Bei'm Götterblitz von oben,
Vor'm Arm, der zum Vergehen
Schon über uns erhoben?

Es sei das letzte Lallen,
Das wir noch jetzo wagen,
Die Axt ist schon gefallen,
Es geht an Hals und Kragen,
Es ist der Seufzer letzter,
O Mitleid, ihn verwehr' nicht!
Dann sinken in zerfetzter
Gestalt wir in — den Kehricht.

Was thaten wir, Verehrte,
Euch nur zu Schmach und Leide,
Daß Ihr mit Eurem Schwerdte
So rasch seid aus der Scheide,
Und uns bekämpft so mächtig,
Als Riesen-Artefacte,
Da wir doch nur ganz schmächtig,
Meist bloß in Einem Akte?

Ist es uns denn zu Sinnen
Wohl jemals noch gestiegen,
Den Wettkampf zu beginnen —
Bereit zum Unterliegen —
Mit jenen mächt'gen Riesen
Der Spanier und Britten?
Die können fort uns — niesen
Mit sieben Meilenschritten.

Nur wenn empor zu ihnen
Zu schau'n die Blicke müde,
Da sind wir still erschienen,
Gleich einem leichten Liede
Nach einem Vollgesange,
Und wußten's unbeschweret,
Wir tönen nur so lange,
Bis jener wiederkehret.

Meist freilich nur von Franken
Entlehnten wir die Worte,
Doch giebt's auch dort Gedanken
Nicht bloß an Albion's Porte,
Und wenn beim Uebersetzen
Ihr rüget das — Fatale,
Sagt, spielt denn Eure Götzen
Ihr im Originale?

Wenn Schiller alle Herzen
Mit seiner Gluth entflammte,
Die nur von Himmelskerzen
Im reinen Feuer stammte;
Wenn Göthe alle Geister
Durch seine Zauber bannte,
Und als der Meister Meister
Ihn Deutschland anerkannte;

Wenn Lessing sich besonnen
Die ernsten Kränze pflückte,
Was freundlich ausgesponnen,
Mit Scherzen Jünger schmückte,
Da traten wir wohl immer
Bescheiden auf die Seite,
Daß Vaterlandesschimmer
Sich immer mehr verbreite.

Wir thäten's auch noch gerne
Vor andern deutschen Werken,
Daß uns're Mitzeit lerne,
An ihnen sich zu stärken;
Allein, Ihr mächt'gen Streiter
Für Spanier und Britten,
Ihr habt dafür uns leider
Die Deutschen abgestritten.

Wir dürfen nicht mehr lachen,
Wenn Kotzebue uns kitzelt,
Ihr habt uns seine Sachen
Als schamlos weggewitzelt;
Wir dürfen nicht mehr weinen,
Wenn Iffland's Ernst uns rühret,
Weil ja nur zum Gemeinen,
Nach Euch, sein Schauspiel führet.

Ihr nennet krankenstüblich
Des edlen Houwald Töne,
Es ist bei Euch nur üblich,
Daß Müllner man verhöhne,
Ihr sprecht von Irokesen,
Wenn Raupachs Ihr gedenket,
Und weihet den dem Bösen,
Der Ottokar geschenket.

Was nennt Ihr denn gelungen
In Euern wilden Fehden?
Dramat'sche Nibelungen,
Und Holberg's Nuditäten?
Wen heute Ihr gepriesen,
Den laßt Ihr morgen sinken,
Folgt er, gewalt'ge Riesen,
Nicht bloß nur Euern Winken.

Drum gönnt uns doch einſtweilen
Das Plätzchen, das wir füllen,
Von ſelbſt wird uns ereilen
Das Todesloos im Stillen,
Wenn Deutſchlands volle Säfte
In dieſen Zweig ſich drängen,
Daß ihre Schöpferkräfte
Die harte Rinde ſprengen;
Und vor, in tauſend Keimen,
Und Knospen, Blättern, Blüthen,
Erwachſend, ihn umſäumen,
Und reiche Früchte bieten;
Dann ſchwinden, wie im Lenze,
Am deutſchen Eichenzweige
Von ſelbſt die welken Kränze,
Daß friſch's Laub entſteige.

## Paul von Winkler,

1630 zu Glogau geboren, war churbrandenburgiſcher Rath und Präſident zu Breslau; er ſtarb 1679.

Von ihm erſchien:

Zweitauſend eigene gute Gedanken. Leipz., 1685.
Der Edelmann; ein Roman. Frankfurt u. Leipz., 1696.

W's Roman, der Edelmann, wurde zu ſeiner Zeit über die Gebühr gelobt, man kam jedoch bald von dieſer Meinung zurück, da derſelbe keineswegs ſo reich an Geiſt und Erfahrung war, als von ihm geprieſen wurde.

## Winli, ſ. Minneſinger.

## von Winterſtetten, ſ. Minneſinger.

## Joſeph Wismayr

ward am 30. November 1767 zu Freiſingen geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und erhielt ſeine erſte Anſtellung als Präfect am lodroniſch-ruperti-niſchen Erziehungsſtift zu Salzburg, 1801 aber den Titel eines geiſtlichen Rathes. In dieſer Stellung blieb er bis 1803, wo er nach München berufen wurde, um die Funktionen eines Rathes der General-Schulen- und Studiendirection zu übernehmen; in der Folge wurde er Oberſtudien- und Oberkirchenrath; ſo wie auch Ritter des königlich bairiſchen St. Michael-, und des großherzoglich heſſiſchen Hausordens 1. Er ſtarb 1833.

Seine Schriften ſind:

Grundſätze der deutſchen Sprache. Salzburg, 1796. 2 Thle.
Lehrbuch der deutſchen Sprache. Salzburg, 1797.
Blüthen und Früchte zur Aufmunterung und Veredlung jugendlicher Talente. Salzburg, 1797. 2 Thle.
Ephemeriden der italieniſchen Literatur. Salzburg, 1800—1803.

W. erwarb ſich vorzügliche Verdienſte um die gründliche Bearbeitung der deutſchen Sprache ſowohl, wie um die Kenntniß der neueren italieniſchen Literatur.

## Johann Philipp Lorenz Withof

ward am 1. Juni 1725 zu Duisburg geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache war, und genoß ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Dann bezog er, 15 Jahre alt, die daſige Univerſität. Die erſten drei Jahre ſtudirte er blos die alten Klaſſiker und die Geſchichte; ſeine übrige Studienzeit verwandte er auf die Medicin. 1747 promovirte er als Doctor der Medicin in ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann als practiſcher Arzt nach Lingen; verließ aber 1750 dieſen Ort wieder, um ſich als Privatdocent nach Duisburg überzuſiedeln. Im Jahre 1752 wurde er an das akademiſche Gymnaſium zu Hamm als Profeſſor der Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit berufen. Von da ging er als Profeſſor der Medicin nach Frankfurt a. d. O., wo er fünf Jahre blieb, um einem Rufe als Leibarzt nach Stolnfurt zu folgen. 1770 wurde er als Profeſſor nach Duisburg berufen, wo er 1789 am 3. Juli ſtarb.

Er ſchrieb:

Die moraliſchen Ketzer. Duisburg, 1760.
Die Redlichkeit. Halberſtadt, 1770.
Academiſche Gedichte. Kleve und Leipzig, 1782 u. 83. 2 Thle.
Unterhaltungen mit ſeinen Kindern. Duisburg, 1792 u. 93. 3 Thle.

W. iſt als einer der bedeutendſten deutſchen didactiſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten, wegen der Kraft ſeiner Gedanken und der Kühnheit ſeiner Darſtellung, und wurde als Solcher auch ſehr gefeiert, obwohl ſein Ausdruck häufig dunkel und voll Härten iſt.

### Aus: Die moraliſchen Ketzer.

Wir ſuchen immer noch das rechte Glücksſyſtem;
Und fanden manches auch, und jedes unbequem.
Vernunft und Sinneslust und Phantaſie ſind Höhen,
Wohin dem Glücke zu nur blinde Wege gehen,
Wo mancher Götze täuſcht, dem man ſich anvertraut.
O! Muſe, die ſo gern an unſerm Heile baut,
O! ſinge Menſchen vor, was ihre Künſte taugen,
Und ſinge Blinden ſo die Nebel von den Augen!

Die Bourignon ergötzt der dürre Todtengraus.
Die Menſchen ſind verderbt; ſie zieht den Menſchen aus.
Bekümmert, wie ſie ſich, uns hold, um ſich entrüſte,
Zerſtöret ſie den Leib und alle ſeine Lüſte;
Dann eilt der reine Geiſt, der abgeſchiedne Sinn,
In ſeine Seligkeit in Platon's Fluge hin;
Und ſchmelzt ſein Weſen um, nun, wie die Reichsgenoſſen
Der Seraphinenſtadt, mit Tugend übergoſſen.
Ihm ſelbſt entzieht ihn ganz die neue Brüderſchaft.
Das reichſte Wörterbuch iſt ihm zu mangelhaft;

Die neue Seele muß auch neue Töne finden,
Sobald Gedanken sich zu reden unterwinden.
Das in Beschauung ganz entsündigte Gesicht
Verjauchzt die Thräne bald, und merkt die Wunde nicht,
Woran die Schwäche saugt, und eitle Triebe nagen.
Der Geist, der Luft entrückt, verkennt der Erde Plagen;
Er, der der Ewigkeit nun eingebürgert ist,
Nur Gott und Himmel sieht, und beide nur ermißt.
Vergebens mag der Neid um ihn die Nase rümpfen;
Und Flüche haften nicht, die seine Wonne schimpfen.
Er zieht den untersten dem höchsten Stande vor.
Müralt entadelt sich, und wird der ärgste Thor,
Und wandert nackt einher auf einer Frauenlehre,
Und steigt vom Schimpfe selbst zur allerhöchsten Ehre.
Und sinkt aus Müdigkeit der abgespannte Blick
Aus Ewigkeiten einst ins Irdische zurück,
So sind ihm alle fremd, und allen seine Triebe;
Dennoch zerfließt er oft in allgemeine Liebe.
Daß doch wir alle nicht auf diesem Pfade gehn,
Worauf die Wünsche nichts, als hohe Wonne sehn!
Allein wie manche Pflicht, und auch gemessne Pflichten,
Erkühnt die Himmelsucht sich gierig zu vernichten!
Die kleine Tugend macht uns so, wie große, gut;
Wie Fleiß, Enthaltsamkeit; wie Demuth, Güte, Muth.
Die werden hier umschränkt, die kleinen überschritten,
In Rede Freundlichkeit und angenehme Sitten.
Die Welt der Mystiker ist eine Geisterwelt,
Wo weniger Vernunft als Phantasie gefällt.
Das kleine Menschenherz, von eigner Größe trunken,
Vergöttert sich, und strahlt im Wahne Gottheitsfunken.
Doch schließt am Stolze sich die Demuth und die Huld?
Und Stolz, wohin er geht, ist immer arge Schuld.
Geselligkeit ist Pflicht; nicht, Misanthrop zu werden.
Und was im Himmel blüht, wo reifte das auf Erden?

Der Sucher, Leibnitz, eilt auf seiner Straße fort,
Berechnet jede That, und wiegt das kleinste Wort.
Gesunde Weisheit läßt ihm nie Begriffe fehlen;
Er wird nicht ohne Grund, nicht ohne Zwecke wählen.
Die Tiefe der Natur ist ihm Akademie,
Wo Jeder sich entsetzt, erblickt er Harmonie.
Und staunt der Hof erhöht, und über die Gedränge!
Eukliden find't er selbst bisher verborgne Gänge,
Die dornicht, jäh und schroff zur Wesentreppe gehn,
Und klettern dreist hinauf, die Schöpfung anzusehn
Vom ersten Chaos aus, und spannt entdeckte Federn
Zu Geisterrädern auf, so, wie zu Körperrädern;
Und sieht, am ganzen All gesättigt, Menschen an,
Bedauert, was er sieht, und pflastert eine Bahn,
Worauf wir in das Reich der Pflichten logisch eilen,
Die nur Vollkommenheit, das höchste Gut, ertheilen.
Nur seine Lehre malt die Tugenden so schön.
Er kann im Mangel auch der Segen Fülle sehn,
Woher der Wahrheit Lust in seine Seele funkelt,
Ihm süße Ruhe schafft, und manches Weh verdunkelt.
Doch macht der lichte Geist ihn auch im Grunde gut?
Genügt es ihm was er der Welt zu Liebe thut?
Planeten, die sich jetzt um ihre Sonne wälzen,
Wird, eh er ausgelernt, die große Flamme schmelzen.
Nur eine gute That, ein frommer Unterricht,
Vergehn in Ewigkeit mit ihrer Wonne nicht.
Erloschen sind sie längst, so stolze Morgensterne;
Und Himmel tönen nun durch ihre ganze Ferne
Den unbedungnen Dank um eine Schnitte Brot,
Die Samariterhuld dem armen Manne bot.
In Thaten edel sein, das ist wahrhafte Stärke.
Wie leicht sind Weise matt, und Worte keine Werke!
Erfreut es einen Wolf, wenn Neid und Lehre ficht?
Und trifft Undankbarkeit, und treffen Schimpfe nicht?
Den Nachbar ohne Pflicht, Xantippen gleiche Frauen,
Und das mißrathne Kind, erträgt man ohne Grauen?
Und hätte Weisheit auch ihm alle Qual entfernt,
Wo liegt Utopia, wo sie das Volk erlernt?
Doch alle mach' er gleich, wie Balde seine Strophen!
Das wäre nun die Welt für finstre Philosophen!

## Johann Heinrich Wilhelm Witschel

wurde am 9. Mai 1769 zu Herfeld geboren. Er studirte Theologie und war zuerst Mittagsprediger zu Nürnberg, dann 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 zu Gräfenberg und 1819 Dekan, Stadtpfarrer und Schulinspector zu Katzenhochstädt.

Von ihm erschien:

Hermolaus. Nürnberg, 1796.
Die Nacht am Rhein. Nürnberg, 1797.
Dichtungen. Nürnberg, 1798.
Pantheon für Damen. Nürnberg, 1799.
Balsora; Schauspiel. Nürnberg, 1799.
Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Nürnberg, 1800.
Moralische Blätter. Nürnberg, 1801.
Etwas zur Aufheiterung. Salzburg, 1807.
Klage und Trost zum neuen Jahre. Salzburg, 1810.
Auswahl von Gesängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. Hannover, 1817.
Ueber die Herabwürdigung des Sonntags. Salzburg, 1822.

W. hat sich vorzüglich durch seine religiösen Dichtungen, in welchen sich tiefe Innigkeit, Wärme, Klarheit und Einfachheit, verbunden mit guter Diction und gefälliger Behandlung der Form aussprechen, einen großen Kreis von Lesern und Freunden erworben.

## Karl Heinrich Gottfried Witte

ward am 8. October 1767 zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, war bis 1810 Pfarrer zu Lochau bei Halle, gab aber dieses Amt auf, um seinen frühreifen Sohn (Karl W.) auf mehrere Universitäten und nach Italien zu begleiten. Seit dieser Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin.

Er schrieb:

Die Lebensfreuden; Lehrgedicht. Halle, 1800.
Natalie und Dorothee; aus dem Französischen. Mainz, 1803.
Die ehrliche Haut. Mainz, 1803.
Herr Puff; nach dem Französischen. Mainz, 1804. 4 Thle.
Scenen aus meinen Reisen. Mainz, 1804.
Romantische Scenen aus einer Reise durch die Schweiz und Italien. Mainz, 1805.
Israel oder der edle Jude. Leipzig, 1805.
Karl Philibert. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Wiesenblumen. Halle, 1806.
Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Ueber Erziehung deutscher Töchter. Dresden, 1820.
Die fünf merkwürdigsten Tage Neapels. Altenburg, 1820.
Zichtau oder die altmarkische Schweiz. Stendal, 1824.

Die eigenthümliche Erziehung seines von der Natur sehr reich ausgestatteten, jetzt als hochgeachteter Rechtslehrer an der Universität zu Halle wirkenden Sohnes, erwarb W. zur Zeit, als die frühe Entwickelung des talentvollen Knaben Aufsehn erregte, einigen Ruhm, den er jedoch durch seine Schriften keineswegs zu erhalten verstand, und seitdem lange überlebt hat.

## Karl August Friedrich von Witzleben,

(als Novelliſt von dem Gute ſeines Vaters, Tromlitz in Thüringen, A. von Tromlitz genannt) wurde am 17. März 1772 zu Tromlitz bei Weimar geboren. Früh in preußiſche Dienſte eingetreten, nahm er von 1792 bis 1795 als Officier an den Rheinfeldzügen Theil. Im Jahre 1806 war er als Oberlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunſchweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürſten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen genommen, ging er ſpäter als Hauptmann der Infanterie, darauf als Escadronschef eines Lancierregiments in großherzoglich bergiſche Dienſte über. Im Jahre 1811 führte er ein Münſterſches Lancierregiment bis vor Burgos in Spanien, kehrte aber ſchon 1812 nach Deutſchland zurück. 1813 zog er ſich, als Oberſt in ruſſiſchen Dienſten mit dem Commando der hanſeatiſchen Legion belehnt, vom preußiſchen Dienſt zurück und lebte nach dem Pariſer Frieden bis 1821 nahe bei Halle in ländlicher Zurückgezogenheit, darauf brachte er fünf Jahre in Berlin zu, bis er ganz nach Dresden zog, wo er, bald in der Stadt, bald in deren Nähe wohnend, ſchriftſtellernd privatiſirte. Er ſtarb am 9. Juli 1839.

Seine Schriften ſind:

Frauenwerth. Berlin, 1823.
Die Douglas; Schauſpiel. Berlin, 1826.
Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. Dresden, 1826 ff. 7 Thle.
Herbſtblüthen. Leipzig, 1828.
Novellen und Erzählungen. Dresden, 1827. 2 Thle.
Vielliebchen; Taſchenbuch. Leipzig, ſeit 1828.
Sämmtliche Schriften. Dresden, 1830. 18 Thle.
Dieſelben, in 3 Sammlungen:
erſte: 36 Bändchen. Dresden, 1829—1833.
zweite: 36 Bändchen. Dresden, 1834—1836.
dritte: 27 Bändchen. Dresden, 1837—1840.

W. war zu ſeiner Zeit einer der beliebteſten deutſchen Erzähler; ſeine Schriften werden von einem großen Theil des Publikums noch immer gern geleſen. Er hatte W. Scott zu ſeinem Vorbilde gewählt, und wußte hiſtoriſche, vorzugsweiſe deutſche Stoffe mit glücklicher Erfindungsgabe, lebendiger Phantaſie und großer Gewandtheit in gefälliger Darſtellung zu behandeln. Dagegen fehlte es ihm aber an Tiefe und Kraft in der Charakterzeichnung, an Durchdringung des Geiſtes der Geſchichte, an Conciſion und Beſtimmtheit. Die Aeußerlichkeiten der hiſtoriſchen Erſcheinungen verſteht er mit großer Treue und Wahrheit zu ſchildern, aber das eigentliche innere Weſen derſelben entgeht ſeinem Blick, und ſeine Auffaſſung wird durch eine ſentimentale moderne Süßlichkeit getrübt, ſo daß er zwar ganz angenehm unterhält, aber dem denkenden Leſer nichts Bleibendes gewährt.

---

## Wilhelmine Karoline von Wobeſer

ward 1769 zu Berlin geboren, war die Tochter des Kammerpräſidenten von Rebeur zu Berlin, und die Gattin des königlich preußiſchen Hauptmanns Fr. von Wobeſer. Sie ſtarb 1807 zu Wirſchen bei Stolpe.

Von ihr erſchien:

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſoll: Leipzig, 1795; 6. Aufl. 1800.

Ein didactiſcher Roman, der zu ſeiner Zeit großes Aufſehn erregte und vielfach nachgeahmt wurde, und welchem man, wenn man dieſe Zwittergattung überhaupt gelten laſſen will, manches Verdienſtliche nicht abſprechen kann, obwohl die Anforderungen der Poeſie vor denen der beſtimmten Tendenz zurücktreten und ſich denſelben ſogar auf Koſten der Wahrheit des Lebens unterordnen müßten.

---

## Arnoldine Charlotte Henriette Wolf

ward am 21. Januar 1769 zu Kaſſel geboren und war die Tochter des Regierungsprocurators und Univerſitäts-Syndicus J. K. A. Weißer zu Marburg. Später verheirathete ſie ſich mit dem Bergrath G. F. Wolf in Schmalkalden. Sie ſtarb 1820 am 5. März.

Von ihr erſchien im Druck:

Gedichte mit ihrem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeſchichte; herausgegeben von Dr. Kasp. Chr. G. Wiß. Schmalkalden, 1817.

Tiefes Gefühl und eine wohllautende Sprache zeichnen ihre poetiſchen Verſuche vortheilhaft aus.

---

## Chriſtian Freiherr von Wolf

wurde am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, wo ſein Vater Bürger und Bäckermeiſter war. Er erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Marien-Magdalenengymnaſium ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann 1699 nach Jena, verließ aber dieſe Univerſität wieder, um nach Leipzig zu gehen, wo er 1803 Magiſter wurde und die Erlaubniß bekam, Vorleſungen zu halten. Wolf ward bald in der gelehrten Welt bekannt und erhielt mehrere ehrenvolle Anträge, bis er 1707 einen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Halle annahm. Dort gerieth er jedoch bald mit den Theologen, vorzüglich mit Dr. Lange, in Streit. Seine Gegner brachten es endlich dahin, daß ihm bei Strafe des Stranges befohlen wurde, innerhalb zwei Tagen das preußiſche Gebiet zu verlaſſen. Er begab ſich nun nach Kaſſel, wo ihn der Landgraf mit Freuden empfing, und als Hofrath und Profeſſor in Marburg anſtellte. Friedrich Wilhelm I., der ſein Unrecht bald einſah, ſuchte ihn zu bewegen, ſich nach Halle zurückzubegeben, allein ohne Erfolg. Erſt als Friedrich II. zur Regierung gelangte, ging er, da mittlerweile auch ſein erbittertſter Gegner Dr. Lange geſtorben war, 1740 als Geheimer Rath, Vicekanzler und Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er Kanzler und 1745 vom dermaligen Reichsvikar, dem Kurfürſten von Baiern, in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Außerdem war er auch königlich ſchwediſcher und fürſtlich heſſiſcher Regierungsrath. Er ſtarb am 9. April 1754 in Halle.

Seine Schriften sind:

Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes. Halle, 1713.
Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen. Leipzig, 1720.
Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, zur Beförderung ihrer Glückseligkeit. Halle, 1720.
Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Halle, 1721.
Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, 1743. Letzte Ausgabe.
Vernünftige Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge. 1724.
Vernünftige Gedanken von dem Gebrauch der Theile des menschlichen Leibes, der Thiere und Pflanzen, 1730. Letzte Ausgabe.
Gesammelte kleine philosophische Schriften. Leipzig, 1736—1740. 6 Thle. Nachtrag, Halle 1755.

W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung zu entwickeln und zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Ueber das, was ihm die Ausbildung der deutschen Prosa verdankt, urtheilt Eichhorn in seiner Geschichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2. S. 1016 sehr treffend: „Den ersten vorbereitenden Schritt zur Verbesserung des deutschen prosaischen Vortrages that Christian Thomasius dadurch, daß er seit 1688 die deutsche Sprache zur Kritik in seinen Monatsgesprächen und kurz darauf auch zum mündlichen und schriftlichen Vortrage der Philosophie brauchte. Aber wie unbeholfen, schief und unbestimmt, diente sie noch seinen wissenschaftlichen Werken! Wie verwickelt, und lateinisch war sie noch in seinem Periodenbau! Wolf faßte nach ihm seit 1709 eine Reihe philosophischer Schriften in deutscher Sprache ab, und brachte durch seine logische Genauigkeit in den deutschen prosaischen Vortrag zwei wichtige Eigenschaften: Deutlichkeit und Bestimmtheit. Es war nur zu bedauern, daß er sich nicht auch zugleich der Anmuth und Zierlichkeit befleißigen mochte, um den prosaischen Vortrag noch durch Züge der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft zu heben und zu erheitern."

## Friedrich August Wolf

wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen geboren. Er genoß seine Schulbildung zu Nordhausen und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen. 1779 wurde er als Kollaborator zu Ilefeld angestellt, welches Amt er jedoch 1782 aufgab, um eine Rectorstelle in Osterode zu bekleiden. Hier blieb er nur ein Jahr, indem er eine ihm angetragene Professur der Philosophie in Halle annahm. 1805 erhielt er den Charakter eines Geheimenrathes. Nachdem die Universität Halle aufgehoben war, begab er sich 1806 nach Berlin, wo ihm eine Professur der alten Literatur angetragen wurde; allein er nahm dieselbe nicht an, sondern las nur als Akademiker Collegia über ihm beliebige Gegenstände. Er starb den 3. August 1824 auf einer Reise zu Marseille.

Seine Schriften sind:

Ueber Semlers letzte Lebenstage. Halle, 1791.
Geschichte der römischen Literatur. Halle, 1787.
Antiquitäten von Griechenland. Halle, 1787.
Fünf Briefe an Heyne. Berlin, 1797.
Vermischte Schriften. Halle, 1802.
Schreiben über eine hallische Erzählung. Halle, 1807.
Mit Ph. Buttmann: Museum der Alterthumswissenschaft. Berlin, 1807—1810. 2 Bde.
Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst. Berlin, 1811.
Zu Platons Phädon. Berlin, 1811.
Aristophanes Wolken. Berlin, 1811.
Aus Aristophanes Acharnern Berlin, 1812.
Horatius erste Satire. Berlin, 1813.
Literarische Analekten. Berlin, 1817—19. 4 Hefte.
Encyklopädie der Philologie, nach seinen Vorlesungen im Winterhalbjahr von 1798 u. 1799; herausgeg. von Stockmann. Leipz., 1831.

W's große und ausgezeichnete Verdienste um die Philologie sind so allgemein und unbestritten anerkannt, daß sie hier um so weniger ausführlicher dargestellt zu werden brauchen, als ihre besondere Würdigung der in diesem Werke zu lösenden Aufgabe durchaus fern liegt. Es genüge daher zu bemerken, daß dieser große Kenner des Alterthums auch, was namentlich früher so selten der Fall war, seine Muttersprache mit gleicher Meisterschaft behandelte, und auf diesem Gebiete ebenfalls als Vorbild gelten kann. Namentlich hat er in Uebersetzungen altklassischer Werke überaus Vortreffliches geleistet, und den Geist wie die Form der Originale auf das Musterhafteste wiedergegeben, ohne den Genius der deutschen Sprache zu mißhandeln, oder ihm auch nur den leisesten Zwang anzuthun.

## Pius Alexander Wolff

ward am 3. Mai 1784 zu Augsburg geboren, widmete sich der Bühne und ward Hofschauspieler zu Weimar seit 1804, bis er 1816 als Mitglied des königlichen Nationaltheaters und Regisseur des Trauerspiels nach Berlin ging. Er starb den 28. August 1828 zu Weimar, als er es nach mehrjähriger Abwesenheit wieder besuchte.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Spiele. Berlin, 1823 ff. 2 Thle.
Adele von Buday; Singspiel. Berlin, 1823.

Als Schauspieler höchst ausgezeichnet, erntete W. auch als dramatischer Dichter wohlverdienten Beifall, indem er mit guter Bühnenkenntniß glückliche Erfindung, Witz, Laune, gute Charakterzeichnung und einen raschen und lebendigen Dialog verband. Sein musikalisches Drama, „Pretiosa" erhielt durch Carl M. von Weber's Composition verherrlicht, sich fortwährend als ein Liebling des Publikums auf dem Repertoire.

## Christian Heinrich Wolke

ward 1741 am 21. August zu Jever geboren, studirte Theologie, war zuerst ein thätiger Mitarbeiter Basedow's und darauf Director am Philanthropinum zu Dessau. 1785 verließ er diese Stellung, um sich nach Peters-

burg zu begeben und dort ein ähnliches Institut zu organisiren. Er kehrte als kaiserlich russischer Hofrath zurück und lebte nun als Privatmann in verschiedenen Städten, bis er am 8. Januar 1825 zu Berlin starb.

Von ihm erschien im Druck:

Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfer. Leipzig, 1781. 2 Thle.
An die von ihm geliebten Kinder. Dessau, 1784.
Welt- und Menschengeschichte. Leipzig, 1791.
Ueber den Unterricht der Taubstummen, Schwerhörigen und Blinden. Leipzig, 1804.
Anweisung für Mütter und Kinderlehrer zur Mittheilung der ersten Begriffe und Sprachkenntnisse. Leipzig, 1805.
Kurze Erziehungslehre. Leipzig, 1805.
Anleitung zur deutschen Volkssprache. Leipzig, 1816.
Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit. Dessau, 1782.
Sassische or düdsge Sinngedigte. Leipzig, 1804.

W. machte sich zu einer Zeit, wo die Pädagogik noch sehr im Argen lag, sowohl praktisch wie theoretisch um eine bessere Erziehung der Jugend in Deutschland sehr verdient. Später wandte er sich Sprachforschungen zu und leistete auch hierin Lobenswerthes. Doch ließ er sich zu sehr von seiner Lust an oft wunderlichen Neuerungen verleiten, so daß er doch nicht so erfolgreich wirkte, wie er es hätte thun können.

---

## von Wolkenstein, s. Meistersinger.

---

## Friedrich Wolter,

am 6. Oct. 1797 zu Köln geboren, studirte die Rechte und ward Dr. dieser Wissenschaft. Er wurde zuerst Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Eistorf im Bergischen, dann lebte er zu Wien und später zu Karlsruhe.

Seine Schriften, die er meist pseudonym als Fedor Ismar herausgab, sind:

Lieder. Frankfurt, 1820. 2. Ausgabe.
Poetisches und prosaisches Allerlei. Basel, 1823.
Vorstudien zur Weltgeschichte. Basel, 1823.
Die Dogen; Tragödie. St. Gallen, 1824.
Dramatische Beiträge. Rotterdam, 1827.
Don Pedro; Trauerspiel. Hamburg, 1828.
Die Heerfahrt der Normannen; nach dem Französischen. Hamburg, 1828.

Tiefes Gefühl, Gedankenreichthum, Kraft und Phantasie weisen seinen poetischen Leistungen, die lange nicht so bekannt wurden, wie sie es verdienen, einen bedeutenden Rang an.

---

## Christoph Wolteneck,

am 1. Juli 1686 zu Glückstadt geboren, erhielt seine Ausbildung zu Hamburg und Leipzig. Er wurde zuerst 1717 in Wolfenbüttel als Aufseher der Kirchenarchive angestellt, gab aber diese Stelle 1720 auf, um als Sekretär in die Dienste des Geheimen Raths von Münchhausen zu treten. Im Jahre darauf wurde er mit dem Charakter eines fürstlichen Sekretärs Actuar bei dem Residenzamte, und 1731 Oberamtmann zu Wolfenbüttel, wo er den 11. Januar 1735 starb.

Er eröffentlichte:

Holsteinische Musen. Hamburg, 1712.

W. ist einer der correcteren und besseren Dichter aus der unglücklichen Periode der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

---

## Karl Ludwig von Woltmann

ward am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und vollendete seinen akademischen Cursus zu Göttingen, wo er auch später einige Zeit als Privatdocent lebte. 1794 wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen; gab aber diese Stelle bald wieder auf. 1799 ward er preußischer Hofrath und lebte als Privatgelehrter zu Berlin. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines hamburgischen Legationsrathes und Residenten. 1804 wurde er Geschäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806 der Hanseestädte am preußischen Hofe. 1812 aber floh er nach der Schlacht bei Lützen nach Prag, um den Nachstellungen Napoleons zu entgehen. Bereits 1805 war er geadelt worden. Er starb am 19. Januar 1817 zu Prag.

Seine Schriften sind:

Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode. Göttingen, 1793.
Grundriß der neuern Menschengeschichte. Jena, 1796.
Kleine historische Schriften. Jena, 1797. 2 Thle.
Geschichte Frankreichs. Berlin, 1797 ff. 2 Thle.
Geschichte Großbritanniens. Berlin, 1798 ff. 2 Thle.
Geschichte der Reformation. Altenburg, 1800 ff. 3 Thle.
Geschichte und Politik; Zeitschrift. Berlin, 1800—1805.
Geschichte des westphälischen Friedens. Leipzig, 1808 ff. 2 Thle.
Johann von Müller. Berlin, 1810.
Geschichte Böhmens. Prag, 1815. 2 Thle.
Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag, 1815. 3 Thle. (Gemeinschaftlich mit seiner Gattin.)
Sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Gattin. Prag, 1819—1827.

W. war ein ausgezeichneter Schriftsteller, reich an Menschenkenntniß, Scharfsinn und Geist und Meister in der Kunst der Darstellung; aber es fehlte ihm an gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und Tiefe. Auch gab er in jeder Hinsicht zu viel auf den äußeren Glanz: ein Streben, das in allen seinen Leistungen, nicht eben zu seinem Vortheile, durchschimmert.

---

## Karoline von Woltmann

wurde am 6. März 1782 zu Berlin geboren; war eine Tochter des Geheimenrathes Dr. med. Stosch und verheirathete sich 1799 mit dem Kriegsrath K. Mühler. Allein diese Ehe wurde wieder aufgelöst und sie vermählte sich mit dem oben bezeichneten K. L. v. Woltmann. Sie lebt zur Zeit in Prag.

Ihre Schriften sind:

Euphrosyne. Berlin, 1804.
Bibliothek englischer Romane. Amsterdam, 1814. 2 Thle.
Orlando; Trauerspiel. Prag, 1815.
Volkssagen der Böhmen. Prag, 1815. 2 Thle.
Marie und Walpurgis. Prag, 1818. 2 Thle.
Neue Volkssagen der Böhmen. Halberstadt, 1820.
Historische Darstellungen. Halberstadt, 1820.
Bouilly's Geschichten für junge Frauen. Leipzig, 1820. 2 Thle.
Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen. Prag, 1820.
Die weißen Hüte; historische Darstellung. Halberstadt, 1822.
Spiegel der großen Welt. Pesth, 1824.
Die Bildhauer; Roman. Berlin, 1829. 2 Thle.
Deutsche Briefe. Leipzig, 1833. 2 Bde.

Treffliche Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, gute Erfindung und eine sehr elegante und anmuthige Darstellung verleihen den literarischen Arbeiten dieser höchst talentvollen und ausgezeichneten Frau einen bleibenden Werth.

---

## Friederike Sophie Karoline Auguste von Wolzogen

wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren. Sie verheirathete sich 1784 zuerst mit dem nachmaligen Geheimerath von Beulwitz und darauf, nachdem diese erste Ehe aufgelöst worden, mit dem weimarischen Oberhofmeister von Wolzogen. Gegenwärtig lebt sie in Jena.

Sie gab heraus:

Agnes von Lilien. Berlin, 1797. 2 Bde.
Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Stuttgart, 1823. 2 Bde.
Cordelia. Leipzig, 1840. 2 Bde.

Frau v. W. ist eine der wenigen Schriftstellerinnen, die mit seltener Bildung ausgestattet, im vertrautesten Umgange mit den ausgezeichnetsten Geistern ihrer Zeit für alle bedeutenden Erscheinungen stets offenen Sinn bewahrend, obwohl den höchsten Kreisen angehörig, die Erfahrungen eines reichen harmonischen und schönen Lebens in ihren Werken niederlegte und mit großer Anmuth, Gewandtheit und Wahrheit, neu zu gestalten wußte. Ihre trefflichen Leistungen können daher deutschen Frauen nicht lebhaft genug empfohlen werden.

---

## Friedrich Ludwig Würkert,

am 16. December 1800 zu Leisnig geboren, studirte Theologie und erhielt seine erste Anstellung als Pfarrer zu Untergreiblau bei Langensalza, wurde aber 1824 als zweiter Diakonus nach Mitweida berufen, wo er 1834 erster Diakonus wurde.

Er gab heraus:

Morgenklänge; Erzählungen und Gedichte. Leipzig, 1821.
Dramatische Dichtungen. Leipzig, 1821.
Grundtöne. Berlin, 1830.
Haus und Kirche; religiöse Lieder in der Abendzeitung und anderen Zeitschriften.

W. zeichnete sich als Dichter vorzüglich durch religiöse Tiefe und Innigkeit, reiche Phantasie und edle Sprache sehr vortheilhaft aus.

---

## Alexander Christian Friedrich Graf von Würtemberg,

Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, ist am 5. November 1807 geboren. Er bekleidet den Rang eines Obersten in der würtembergischen Armee und lebt abwechselnd zu Stuttgart und Wien. Als Lyriker trat er zuerst im Morgenblatt unter dem Namen Sandor von S. auf.

Er gab heraus:

Gedichte. Stuttgart, 1837; darin:
Tschikosch Jury's Tod.
Lieder des Sturms.
Lieder eines Friedenssoldaten.

Reiche Phantasie, große Lebendigkeit der Darstellung, Frische und Kraft, reihen ihn würdig den besten lyrischen Dichtern der neuesten Zeit an.

---

## Hans von Würzburg, s. Minnesinger.

---

## Konrad von Würzburg, s. Minnesinger.

---

## Nicolaus von Wyle,

aus Bremgarten gebürtig, war Anfangs Stadtschreiber zu Eßlingen, später Kanzler des Grafen von Würtemberg; die Zeit seiner Blüthe fällt um 1478.

Er übersetzte aus Aen. Silvius: Von zwei liebhabenden Menschen, Euryalo und Lucretia. Augsburg, 1489.

Ferner übersetzte er verschiedenes von Petrarch, Aretin, Poggius, Hammerlein, welches nebst zwei selbstständigen Arbeiten in: Translazion und Tuetschungen, Straßburg 1478, herauskam.

Seine Uebersetzungen zeichnen sich für jene Zeit durch die gute Behandlung der Sprache und des Styls vortheilhaft aus.

## Johann Rudolph Wyß

ward am 4. März 1781 zu Bern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und war seit 1805 Oberbibliothekar und Professor zu Bern, wo er am 21. März 1830 starb.

Er gab heraus:

Schönheit und Kunst; Gedicht. Zürich, 1810.
Mit G. Kuhn, F. Meisner u. A.: Schweizerrosen, Schweizeralmanach. Bern, 1811—1829.
Vorlesungen über das höchste Gut. Tübingen, 1811. 2 Thle.
Der schweizerische Robinson. Zürich, 1812. 2 Thle.
Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen. Bern, 1815—1822. 2 Thle.
Sammlung von schweizer Kuhreihen. Bern, 1818. 3. Ausgabe.
Reise in das Berner Oberland. Bern, 1816 u. 17. 2 Thle.
Skizze einer malerischen Reise durch die Schweiz. Bern, 1816.
Mit E. Rivolin: Konrad Justingers Berner Chronik bis 1421. Bern, 1818.
Benjamin Tschachtlams Berner Chronik von 1421—1466. Bern, 1819. 2 Bde.
Vater Anselm Studs Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1526. Bern, 1825 u. 26. 2 Bde.

Ein echter Schweizer bearbeitete W. mit großer Liebe und hübschem Talent die Sagenstoffe seines Vaterlandes, welche er, so wie idyllische Stoffe, sehr anmuthig zu behandeln wußte. Auch erwarb er sich bleibende Verdienste durch die Veröffentlichung alter Berner Chroniken.

# 3.

## Just Friedrich Wilhelm Zachariä,

wurde am 1. Maj 1726 zu Frankenhausen geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, und begab sich 1743 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete aber seine Zeit mehr der schönen Literatur. Nachdem er drei Jahre in Leipzig verlebt, und eine Zeit lang seine Vaterstadt besucht hatte, begab er sich 1747 nach Göttingen. 1748 wurde er Hofmeister am Karolinum zu Braunschweig, 1761 ordentlicher Professor der Dichtkunst und 1775 erhielt er das Kanonikat bei dem St. Cyriaksstifte zu Braunschweig. Er starb den 30. Januar 1777.

Seine Schriften sind:

Der Renomist; das Schnupftuch; der Phaeton; Verwandlungen; Lagosiade; Murner in der Hölle. — Die Tageszeiten; die vier Stufen des weiblichen Alters u. s. w. enthalten in: Poetische Schriften von J. F. W. Z. Braunschweig, 1763—1765. 9 Bde.
Hinterlassene Schriften mit seinem Leben von Eschenburg. Braunschweig, 1781.
Miltons verlornes Paradies; übersetzt. Altenburg, 1760—1762. 2 Thle.
Auserlesene Stücke der besten Dichter von M. Opitz an. Braunschweig, 1766—1778. 3 Thle.
Spanisches Theater. Braunschweig, 1770 u. 71. 3 Bde.
Fabeln und Erzählungen in B. Waldis Manier. Braunschweig, 1772.
Theatralische Werke. Dresden, 1772 u. 73. 3 Bde.

Bouterwek fällt in seiner Geschichte der Poesie Bd. XI. S. 175 folgendes vollkommen richtige Urtheil über diesen früher sehr beliebten Dichter: „In seiner Jugend hatte Zachariä zur Gottschedischen Schule gehört. Als sein Geschmack reifte, bildete er sich mit vieler Gewandtheit nach mehreren Dichtern, die ihm nachahmenswerth schienen. Seine heitere Phantasie war reich an Erfindungen und Bildern; sein Witz gebildet und gesellig, und in der Kunst, mit gefälliger Leichtigkeit in einer correcten Sprache und in fließenden Versen sich auszudrücken, wurde er von keinem deutschen Dichter übertroffen. Dessen ungeachtet sind seine sämmtlichen poetischen Werke fast in Vergessenheit gerathen, weil es ihnen an Kraft der Gedanken, den ernsthaften, besonders an hervorstechenden Zügen fehlt, und die komischen sich zu sehr auf die Darstellung vorübergehender Modethorheiten beschränken. Zur komischen Poesie hatte Zachariä das meiste Talent. Dieß beweisen seine Nachahmungen des Lockenraubs von Pope, und andere erzählende Gedichte, die man zu den komischen Epopöen zu zählen pflegt, z. B. sein Schnupftuch, sein Renomist und sein Phaeton. Aber schon der überall hervorblickende Mangel an Originalität, und noch mehr die matte Dehnung der Tändelei und der Satyre schwächen die komische Wirkung der gelungenen Stellen. Als er sich gar an die ernsthafte Epopöe wagte, und den Cortes, den Eroberer von Mexiko, zu seinem Helden wählte, blieb ihm fast nichts als das Verdienst eines malerischen Erzählungsstyls und einer guten Sprache in reimlosen Jamben übrig. Das Publikum hat nichts dabei verloren, daß dieses Heldengedicht unvollendet geblieben ist. In der beschreibenden Poesie wollte er mit Thomson und Kleist wetteifern, als er seine Tageszeiten in Hexametern schrieb; aber seine Beschreibungen, so malerisch sie auch sind, haben weder die philosophische Würde der Jahreszeiten Thomson's, noch die lyrische Wärme des Frühlings von

Kleist. Noch weniger gelang ihm, in einer kühn ausgedachten Beschreibung der Schöpfung der Hölle, Klopstock's Ton zu treffen. Unter seinen lyrischen Gedichten verdienen einige sanfte und heitere Lieder ausgezeichnet zu werden. Seine kraftlose Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese, in Hexametern, konnte kaum für besser, als die ungeschlachte von Bodmer, gelten. Ein literarisches Verdienst hat sich Zachariä durch seine Sammlung auserlesener Stücke aus den Werken deutscher Dichter, von Opitz an, erworben. Ziemlich gelungen sind seine Fabeln in der Manier von Burkard Waldis."

## Murner in der Hölle.

**(Ein scherzhaftes Heldengedicht.)**

### Erster Gesang.

Singe, scherzende Muse, die großen heroischen Thaten,
Und den kläglichen Tod von einem unsterblichen Kater;
Welcher den schwarzen Cocytus beschifft und seine Gebeine,
Gleich den Gebeinen der Helden, mit Marmor bedecket gesehen.

Du, o holde Rosaura, die du das Ende des Lieblings
Fast drei Stunden beweint: (wie öfters weinet so lang nicht
Um den Tod des podagrischen Manns die buhlrische Wittwe!)
Holde Rosaura, beseele dies Lied mit dem siegenden Auge,
Welches so viele Herzen entflammt, und lächle der Muse
Würdige Kühnheit in's Herz, wenn sie die Stygischen Wasser
Unter sich brausen hört, und zu den traurigen Schaaren
Wandelnder Schatten sich mischt, die Charons Ueberfahrt fordern!

Mitten in einem veralteten Schloß am Ufer der Elbe
Wohnte der ehrliche Raban mit seiner Nichte Rosaura.
Artiger war kein Fräulein umher, als seine Rosaura;
Holder waren die Grazien nicht, und schöner nicht Venus,
Als sie, vom Schaume des Meeres noch tröpfelnd die Fluthen herausstieg,
Zärtlich liebte die Nichte den Onkel, und was sie nur wünschte,
War zu ihrem Befehl; doch wünschte das Fräulein nur wenig,
Welches drum mehr noch das Herz des häuslichen Alten ihr neigte.
Einsam im Zimmer, zufrieden mit sich, durchlebte sie Tage,
Nicht vom Neide getrübt, noch von dem Stolze verdunkelt.
Mit ihr wohnten in einem Gemach zwei gesellige Thiere,
Cyper, ein fleckiger Kater, und ein geschwätziges Papchen,
Welches über das Weltmeer kam, und seiner Gebiet'rin
Manche Stunde, so gut wie ein leerer Stutzer verplaudert.

Eben hatte der weichende Winter von stürmischen Schwingen
Seine letzten Schauer von rieselndem Hagel geschüttelt;
Ueber sanft wallende bunte Tapeten von Veilchen und Tulpen
Fuhr im Triumph der Frühling daher; und Pandions Tochter
Stammelte schon gebrochene Versuche zu mächtigen Liedern
Unter halbgrünendem Laub; als an dem östlichen Himmel
Blutroth sich Aurora erhob, und schneidende Lüfte
Vor ihr her das einsame Schloß lautheulend umbrausten,
Das die murrende Magd zum Vorrath des Holzes hinabstieg,
Und von neuem wohlthätige Feuer die Ofen erhitzten.
Jetzt kam Cyper über das Dach. Er hatte die Nacht durch
Einsame Böden durchirrt, und Legionen von Ratten
Aus einander gejagt; mit ihrem rinnenden Blute
Seinen zähnvollen Rachen genetzt, und trunken von Siegen
Ueber die todten Leichname her sich brüllend gewälzt.
Leise schlüpft er zum Zimmer hinein, als eben die Zofe
Brausendes Wasser geholt, mit sanftem Chinesischem Tranke
Ihre Gebiet'rin zu wecken. Doch als sie das gnädige Fräulein
Schlummernd noch fand, da fiel auf's neu' der rauschende Vorhang
Wieder über das seidne Bett, und schleichend verließ sie
Ihrer Fräulein Gemach. Von Abenteuern ermüdet,
Legte nun Cyper sich hin dicht an den glühenden Ofen;
Streckte die Löwenklauen von sich, und sank bald geruhig
In den süßesten Schlaf. Die phantasirenden Sinne
Schweiften in güldenen Träumen umher. Er sah die Gestalten
Schöner Katzen versammelt um sich, und hörte die Seufzer,
Welche vom moosigen Dach, von alten verwachsnen Gemäuern,
In vertraulicher Nacht um seinetwegen erschollen,
Und dann dünkt ihm, er läge Rosauren vertraulich im Schooße,
Würde von ihrer marmornen Hand liebkosend gestreichelt,
Und vom hölzernen Junker, und zierlichem Fähndrich beneidet.
Eitle Gedanken! Er sollte nicht mehr die Höhlen der Ratten,
Noch die Geliebten, Winzchen, besuchen! er sollte nicht wieder,
In Rosaurens Armen gewiegt, sanftschnurrend entschlummern!
Eine der Furien, welche das Herz der wildesten Xantippe
Mit der brennenden Fackel zum Zank mit dem Eh'mann entflammet;
Wollte die Oberwelt jetzt mit der finstern Hölle vertauschen,
Und flog scheußlich und schwarz, auf einer stinkenden Wolke,
Bei Rosaurens Fenster vorbei. Ihr plauderndes Papchen
Saß im drähternen Haus, und rief lautschimpfend: Du Scheusal,
Als die schlangenhaarige Furie bei ihm vorbeiflog.
Auch die Furien tragen den Stolz im scheußlichen Busen,
Schön zu sein, zum mindesten schön für der Hölle Bewohner.
Selbst Alekto war Dame genug, voll Zorn zu entbrennen,
Daß sie der Vogel für häßlich geschimpft. Wie leicht, o Verwegner,
(Sagte sie bei sich selbst) kann dich Alekto bestrafen!
Deinen verräthrischen Hals könnt' ich im Zorne dir umdrehn,
Oder mit dieser höllischen Fackel zu Asche dich brennen!
Aber du bist zu klein für einer unsterblichen Göttin
Eigene Hand! Geh, schimpfe mich mehr im Magen des Katers,
Der hier schläft, und welchem ich dich zum Opfer bestimme!

Rasend vor Wuth, begab sich Alekto zum schlafenden Kater;
Hauchte mit Mordsucht ihn an, und sprach mit gleisenden Worten:
Ist es möglich? du schnarchst hier ruhig unter dem Ofen,
Edler Murner, du Zierde der Kater; und hast es vergessen,
Daß dich die Ehre zu herrlichen Thaten, zu Siegen gerufen,
Welche vor dir kein Kater erstritt? — Verwandter der Tiger,
Willst du die Schaaren allein der fliehenden Mäuse verfolgen,
Und mit tapferer Klau' langschwänzige Ratten nur würgen?
Durstet dich nicht nach edlerem Blut? O siehe, wie trotzig
Sitzt der Liebling Rosaurens in seinem güldenen Käfich,
Schimpft nach seinem Gefallen dich aus, und waget oft selber
Flüche wider die holde Rosaura, worüber sie lächelt,
Und sie mit gütigem Blick und Schmeicheleien belohnet,
Da sie indeß dich, Cyper, vergißt. O leide nicht länger,
Daß der geschwätzige Vogel die Gunst des Fräuleins dir raube,
Und den männlichen Laut von deiner Stimme verspotte,
Wenn er so oft dich lächerlich macht! Den Plauderer schützet
Nur sein Käfich umsonst! Wie mancher Canarienvogel
Ward von deinen tapfern Ahnen im Käfich zerrissen!
Würge denn du auch den plaudernden Spötter und streu' im Triumphe
Seine Federn, worauf er stolzieret, in alle vier Winde!

Also sagte die höllische Göttin. Der Kater erwachte,
Sah mit funkelnden Augen umher, und brüllte nach Blute.
Wie ein Blitz sich vom hohen Olymp in die Felder hinabreißt,
Und den blühenden Baum zerschmettert, worunter der Schäfer
Oft auf seinem harmonischen Horn die Auen ergötzet:
So riß Cyper sich auch, den Nebenbuhler zu tödten,
Unter dem Ofen hervor, und sprang so behend wie ein Panther,
Auf den goldenen Käfich. Der Vogel sinket vor Schrecken
Auf den Boden des Käfichs; doch hätt' ihn Cyper unfehlbar
Voller Mordsucht gewürgt, wenn nicht der ehrliche Raban
Auf das wilde Geschrei dem Vogel zu Hülfe geeilet.
Eben hatte der häusliche Greis den knotigen Dornstock,
Seinen Feldstab, in zitternder Hand; kaum sah er den Kater
Ueber den Käfich geklammert, so schlug er mit männlichen Kräften
Seiner Nichte Liebling auf's Haupt; die grausame Parce
Schnitt sein neunfaches Leben entzwei, und Cyper, entseelet,
Fiel vom Käfich, der Käfich auf ihn, und über den Käfich
Stürzte der Alte; vom donnernden Lärm erbebte das Zimmer!

Aengstlich erwachte die holde Rosaura vom wüsten Getümmel;
Fliegt im leichten Gewand zu ihrem Gemache, worin sie
Mit erstarrendem Blick das blutige Trauerspiel wahrnimmt.
Dreimal klang mit ängstlichen Schall die silberne Schelle
Durch das hallende Schloß; doch eh' Lisette sich nahet,
Hilft das Fräulein dem Alten bereits in den sammetnen Lehnstuhl.
Als er Athem geschöpft, erhub er zur weinenden Nichte,
Welche den Leichnam des Cypers erblickt, die donnernde Stimme:
Siehe, der Hund! Schon war er bereit den Papen zu würgen!
Doch potz Stern! ich habe noch Kraft in den Knochen! da liegt er
Todt, der gierige Räuber! Er thut es nicht wieder, ich wette!
Also sprach er prahlend und stolz, und drohte noch dreimal

Mit dem knotigen Stock dem schon verblichenen Cyper.
Aber das Fräulein weinte laut; ihr Antlitz verbarg sich
Tief in ihr Schnupftuch, mit Thränen genetzt; sie fiel in den Lehnstuhl.
Sage mir, Muse, die schmerzlichen Klagen des traurigen Fräuleins,
Und vergiß nicht das laute Geheul der Zofe Lisette,
Welche der Wiederhall ward von ihrem gnädigen Fräulein.
Armes Cyperchen! (seufzte laut die holde Rosaura)
Welch ein erbärmlicher Tod entreißet dich meiner Gesellschaft! —
So unrühmlich fällst du dahin in der Blüthe des Lebens,
Todtgeschlagen, mit einem Stock, unedel und grausam —
Todtgeschlagen von dem, der dich mir selber geschenket,
Regt kein Leben sich mehr in dir? Und haben auf ewig
Deine grünen funkelnden Augen für mich sich geschlossen?
Werd' ich dir nicht mehr den Knebelbart streichen, und nicht mehr im Dunkeln
Feuer dem seidenen Haar entlocken? und wirst du mich nicht mehr
Mit dem krummen Buckel, mit scherzenden Sprüngen ergötzen?
Also Rosaura — Die Zofe fuhr fort: Du Krone der Kater,
O wie vornehm sahest du aus! Ganz anders, wie Kater
Niedrer Bauern im Dorf! Dein rothes, schimmerndes Halsband,
Wurde von allen Katzen im ganzen Umkreis benedet.
O wie artig ließ es dir nicht! Nun sollst du vermodern,
Und das schöne Halsband mit dir? das niedliche Halsband,
Nein! ich nehm' es für mich! es soll nicht mit dir vermodern!
O wie rinnet dein purpurnes Blut nicht über dein Haupt her!
Ja, du bist todt! Du bist es auf ewig, du armer Cyper!

Als sie dies sprach, erhub sich von neuem der Fräulein Gewinsel,
Und der Alte weinete selbst. Er faßte die Nichte
Bei der Hand, und führte sie weg vom traurigen Zimmer.
Und die Zofe heulete lauter: Der arme Cyper!
Und das Fräulein antwortete schluchzend: Der arme Cyper!
Cyper! rufte die Wand, und Cyper! Cyper! der Pape,
Welcher dem Feind' im Tode vergab. Die Furie sah es
Voller höllischen Fröhlichkeit an, und stürzte sich zischend
Durch die verdunkelte Luft, und sank in die Fluthen des Orkus.

## Zweiter Gesang.

Kaum beherrschte Lisette nunmehr das einsame Zimmer
Unumschränkt und allein; so nahm sie die Maske der Trauer
Von dem Gesicht', und war nicht mehr der Seufzer Rosaurens
Stets gefälliges Echo. Sie warf auf den Leichnam des Katers,
Den sie so sehr im Leben gehaßt, zufriedene Blicke.
Also schaut der würgende Sieger zufrieden in's Schlachtfeld;
Weidet die Augen am Blut der Erschlagenen; die wiehernden Rosse
Tragen ihn hoch auf Leichnamen her — Indem die Posaune
Siegender Heerschaaren um ihn ertönt, so dünkt er ein Gott sich.
Höhnisch stieß die erbitterte Zofe den blutigen Leichnam
Mit dem Fuß, doch riß sie vorher mit entweihenden Händen
Von dem Halse den blendenden Purpur, mit silbernen Blumen,
Und mit Laubwerk gestickt; besah ihn mit geizigen Blicken,
Rollt' ihn zusammen, und sprach: dem Himmel sei Dank, daß du endlich
Deinen verräthrischen Hals gebrochen, verworfnes Geschöpfe!
Wohl mir! daß ich dich todt, du falsche Bestie sehe!
O wie bin ich so sicher nunmehr, daß künftig mein Fräulein
In dem Schooße dich wiegt, und dich aus Zärtlichkeit küsset.
Pfui! wie konnten die schönsten Lippen so zärtlich dich küssen,
Und wie konnte die weicheste Hand dein Fuchshaar so streicheln!
Geh nun hin, du hungriger Räuber, und friß mir den Braten,
Oder das braune Ragout, daß ich vom Munde mir sparte!
Geh nun hin, und würge dir Tauben, und hole dir ferner
Papageyen zum leckernen Fraß! es sei dir erlaubet!

Also spottete sie des armen getödteten Murners.
O wie plötzlich ändern sich nicht die gleisenden Reden
Eines veränderten Hofs, der nichts mehr fürchtet und hoffet!
Jetzt eröffnet Lisette das Fenster; sie fasset den Körper
Bei dem hintersten Bein, und wirft ihn zum Fenster herunter
Auf den schimpflichen Mist. So stürzten die Statuen ehmals
Eines Tyrannen herab; so ward das Schrecken der Römer,
Nun ein verstümmelter Rumpf in faule Canäle geschmissen.

Fern vom traurigen Zimmer befand sich indessen Rosaura
Bei dem gütigen Alten, der sie mit holden Gesprächen,
Von anmuthigen Reisen in's Bad zu trösten bemüht war,
Ihr Geschenke versprach von neuen modischen Stoffen,
Und mit Soucis, und Lila, und Dauphine sie erfreute.
Muntrer kam sie zu ihrem Gemach; des Lieblings vergessend,
Denket sie nicht an sein Grab, und setzt zum Putze sich.
Schachteln gingen da auf, und Büchsen wurden eröffnet;
Eisen glühten in schwarzen Bulkanen; und Wolken von Puder
Wälzten sich gegen den Tag; dann rollte die rasselnde Kutsche
Glänzender Fremden über den Hof. Es dampfte die Küche
Hohen Geruch von Braten, Pasteten, und kräftigen Brühen.
Eine muntere Tafel, von leichten Scherzen umflattert,
Schmauste den langen Nachmittag durch; die hellen Pokale
Taumelten unter dem Junker herum, bis durch die Gewölke
Freundlich der Abendstern blinkt; da unterdessen das Fräulein,
Von der horchenden Schaar, am sildernen Flügel umringet,
Mit dem holden Gesang die eilenden Stunden verkürzte.
So ward alles Leid und alle Trauer vergessen.

Und nun eilte bereits die murrende Seele des Katers
Zu der Hölle hinab. — Verzeiht es, Stygische Mächte,
Ihr Beherscher der Seelen, ihr einsamen Schatten; du Chaos,
Phlegeton, und ihre öden Behausungen, daß ich es wage,
Vor der Lebenden Blick des Abgrunds Tiefen zu zeigen.
Murner wandelte fort durch dicke Cimmerische Nächte
Ueber Plutos finstre Gefilde. Der Vorhof der Hölle
Schlang ihn ein. Da wohnten die Klagen, der rächrischen Sorgen,
Bleiche tödtliche Seuchen, das traurige Alter, der Hunger,
Armuth und Furcht. Viel scheußliche Larven, der Krieg und die Zwietracht
Mit dem Schlangenhaar, hauseten hier. In rauschenden Hainen
Dunkler Ulmen flatterten da die schrecklichen Träume.
Schaarenweis gingen hier auch viel schreckende Ungeheuer,
Wilde Centauren, Gorgonen, Hyänen und schmutz'ge Harpyen.
Bang und zitternd eilete Murner durch diese Gestalten
Zu den Stygischen Ufern, und wallte verlassen und traurig
Am Gestade des dunkeln Cocytus. Es brausten die Wasser
Unaufhaltsam und wild zu den Pforten des Todes hinüber.
Durch sie fuhr der finstre Charon; ein schmutziger Alter,
Dessen grauer verworrener Bart den Gürtel herabfloß.
Mürrisch saß er im Kahn, und steuerte langsam sein Fahrzeug
Gegen die brausende Fluth zum Ufer, wo Schaaren von Seelen
Zum Gestade sich drängten. Hier gingen unter einander
Fürsten, Comödianten und Dichter, und Huren und Nonnen,
Goldmacher, Räuber und Prokuratoren, und Aerzte; mit ihnen
Todtengräber, nebst lachenden Erben. Auch gingen hier Seelen
Vornehmer Damen, mit Seelen von Hunden und Katzen, und Vögeln;
Da die Schatten indeß von ihren verachteten Kindern
Einsam an dem Gestade zur Mutter die Stimmen erhuben,
Welche sie vornehm verließ, und lieber die Seele des Hündchens,
Ihres Vergnügens im Leben in Charons Nachen mit wegnahm,
Wie im Herbste der Nord die gelbgewordenen Wälder
Brausend durchfährt, und dicke Wolken von fallenden Blättern
Ueber die Thäler verstreut; und wie an Thulens Gestaden
Schreiende Schaaren von wandernden Vögeln die Wogen bedecken:
Also stürzten die Schatten zum Ufer und streckten die Hände
Bittend zum Charon empor, der einige Bittende einnahm,
Aber andre mit schwankendem Ruder vom Kahne zurückhielt.
Denn der mürrische Greis führt keine verstorbenen Seelen
Ueber die Stygischen Wasser, und hohen Cocytischen Fluthen,
Wenn nicht ihr Körper auf Erden die letzten Ehren erhalten.
So ward auch der Schatten des Katers vom Fahrzeug entfernet.
Traurig ging er am Ufer herum, und hoffte vergebens
Ueber den Fluß zu kommen. Er sprang zuletzt in die Fluthen,
Uns versuchte herüber zu schwimmen; doch Charon ergriff ihn
Mit dem mächtigen Ruder, und schlug ihn zum Ufer zurücke.
Voller Verzweiflung mischt' er sich drauf zu bleichen Gespenstern,
Welche zur Oberwelt eilten, und kam mit ihnen von neuem
Zu dem Schlosse zurück, wo sein verachteter Leichnam
Auf dem Miste noch lag, dem Knecht und der Viehmagd zum Abscheu.

## Dritter Gesang.

Lange schon hatte die finstre Nacht mit mächtigen Schwingen
Ueber die Welt und das Dorf sich verbreitet. Die furchtsame Schloßuhr
Schlug jetzt zwölf; die schreckliche Stunde, worin die Gespenster
Frei umhergehn, mit rasselnden Ketten, mit glühenden Augen,

Und mit scheußlichen Larven. Die tiefste Ruhe beherrschte
Das altvätrische Schloß; der alte Raban, Rosaura,
Koch und Kutscher, und Magd lag tief im Schlafe vergraben.
Nur Lisette stickete noch, bei nächtlicher Lampe,
Ihrem Geliebten, dem schwarzen Jäger, Manschetten; als plötzl'ch
Die gefürchtete Mitternachtsstunde mit silberner Stimme
Durch das einsame Schloß erschallt: da fiel ihr die Nadel
Aus der zitternden Hand; im Augenblick nahm sie das Nachtlicht,
Und ging bebend aus Angst zur schneckenförmigen Treppe.
Aber wie blind macht öfters die Furcht! Anstatt daß die Zofe
Zu dem niedern Gemach dicht an dem Dache hinaufstieg,
Kam sie in ihrer Bestürzung herab zur Thür des Kellers.
Dieser war schrecklich und wüst, schon lange die schwarze Behausung
Aller Gespenster gewesen. In bangen Mitternachtsstunden
Hörte man oft ein Winseln darin, auch hatte der Kutscher
Blaue Lichter bei flimmernden Schätzen drin brennen gesehen.
Wie vom Donner gerührt stand jetzt die furchtsame Zofe
Vor dem Schlunde des Kellers; ein kalter panischer Schrecken
Sträubt der zitternden Nymphe das Haupthaar empor; mit Entsetzen
Stieg sie die Stufen von neuem hinauf, und wollte nun sichrer
Ihre Kammerthür öffnen; da kam ihr der Schatten der Katze
Wild entgegen gebraust. Sie sahe die funkelnden Augen,
Und den zähnefletschenden Schlund, und stürzte sich schreiend
Tief in ihr Bette. Hier lag sie in Angst drei schreckliche Stunden,
Ohne den Kopf aus dem tiefen Gewühle der Federn zu wagen;
Bis sie der Schlaf mit dem Anbruch des Tags voll Mitleid besuchte.

Aber der Schatten des Katers begab sich zur Kammer des Alten,
Schnaubte Rache; sprang wild auf den Tisch, auf welchem ein Nachtlicht
Sterbende blaue Strahlen verstreute. Die zitternde Flamme
Fuhr in die Höh' und erlosch; d'rauf schallte durch's einsame Zimmer
Murners Todtengeheul. Der Alte fuhr auf aus dem Schlafe,
Furchtsam und blaß; da sah er den Cyper mit glühenden Augen,
Welcher höllische Flammen aus seinem Nasenloch brauste.
Schrecklich ließ er den Mund auf und schrie. Vom wilden Geheule
Schallte das Schloß, und endlich verschwand der spukende Murner.
Er flog jetzo mit weniger Schrecken zum Zimmer Rosaurens,
Und erschien ihr im Schlaf mit blassem entstellten Gesichte.
Schönste Rosaura (so sprach er zu ihr), vergieb es der Seele
Deines getödteten Cypers, wofern er die süßeste Ruhe
Mit der blassen Erscheinung dir stört! vergieb es der Seele,
Welche sogar von den Ufern des dunkeln Cocytus gewiesen,
In der Irre sich quält, da unbegraben mein Leichnam
Auf dem Miste verachtet liegt, und meine Gebeine
Nicht einmal mit ein wenig Staub mitleidig bedeckt sind.
Ach Rosaura! verdienet denn dies dein gewesener Liebling?
Hab' ich dir darum so oft im Leben die Hände geküsset,
Und die scharfen Klauen verborgen? und hab ich dir darum
Deine widrigsten Feinde, die Ratten, so getreulich gefangen,
Um nicht einmal ein Grab nach meinem Tode zu haben?
Ach! was kann ich dafür, daß einer Furie Listen
Mich auf deinen Vogel erhitzt? und kann ich die Triebe,
Welche die mächt'ge Natur zum Morden mir einblies, verändern?
Bin ich dafür nicht genug mit dem schmerzlichsten Tode bestrafet?
Göttliche Schöne, wenn anders dein Herz Erbarmen empfindet,
Wenn dein Cyper dir je in seinem Leben gefallen:
O so laß es nicht zu, daß sein verachteter Leichnam
Den gefräßigen Hunden und schnatternden Enten ein Raub sei!
Gieb den armen Gebeinen ein Grab; und gönne die Ruhe
Seinem irrenden Schatten, daß ihm der mürrische Charon
Ueber die stygische Fluth die Fahrt verstatte; daß nicht mehr
Sein gepeinigter Geist mit andern Gespenstern umhergeh,
Und in finsterer Nacht mit seiner Erscheinung erschrecke.
Also sagte der Schatten des Katers, und flog in die Lüfte.

Aengstlich erwachte Rosaura. Die Morgenröthe bedeckte
Die Gebirge mit Purpur. Es tönte vom blumigen Anger
Das erweckende Horn des Hirten. Die nützlichen Stiere
Gingen langsam am Pfluge zum Acker. Der frühe Verwalter
Trabte mit seinem wiehernden Fuchs durch Haiden und Felder;
Dreimal zog Rosaura mit Macht die tönende Schelle,
Welche mit hellem, scharfen Geläute Lisetten erweckte.
Sie erschien, vom nächtlichen Schrecken noch blaß und entstellet,
Und das Fräulein red'te zu ihr mit geflügelten Worten:
Ach! wie haben wir's denn vergessen, den armen Cyper
In die Erde zu scharren! Im Traum erschien mir sein Schatten,
Welcher herumirrt, weil wir ihn nicht mit Ehren bestattet.
Ich vergeb' es mir nie, ich Undankbare! Wie hast du
Mich nie erinnert, Liscette! So lägen seine Gebeine
Nicht verachtet in freier Luft, den Thieren zum Raube!
Eile, beeil dem Gärtner, sogleich vom Mist ihn zu nehmen,
Und ihm unter den Linden am Wasser ein Grab zu bereiten.
Also das Fräulein. Lisette versetzt: Noch beb' ich vor Schrecken,
Denn auch mir ist der Schatten des todten Cypers erschienen.
O wie gräßlich drohte sein Blick, indem er wildheulend
Ueber den Weg mir lief! Wir wollen ihn schleunig begraben,
Daß er nicht wieder mit seiner Erscheinung die Nacht durch uns störe!
Als sie noch sprach, da kam auch der Alte mit zitternden Füßen,
Lehnte sich auf den Dornstock, und sprach: Ihr Kinder, begrabet
Schleunig den Leichnam des Katers! Noch bin ich des Todes vor Schrecken!
Denn Potz Stern! ich hab' ihn gesehn! Wie glühten dem Teufel
Seine höllischen Augen! Wie schnaubte die grimmige Nase
Flammen umher — ich verlang' es nicht wieder noch einmal zu sehen!

Eilend begab sich die Iris des Fräuleins zum Gärtner und sagte:
Conrad, folge mir nach, und nimm vom Miste den Leichnam
Unsers verstorbenen Cypers. Am Wasser unter den Linden
Mach' ihm ein Grab, und leg' ihn darein; damit er nicht wieder
In dem Schlosse mit seiner Erscheinung die Lebenden schrecke.
Deine Mühe soll dir ein blanker Gulden belohnen,
Und ein Glas voll herrlichen Branntweins die Kehle dir netzen.

Also sprach sie. Ihr folgete Conrad, von Branntwein ermuntert,
Ging auf den Hof, und nahm auf den Spaten den Leichnam des Cypers
Trug ihn unter die Linden, und legte die starren Gebeine
Tief in ein kühles Grab. Gleich flog sein irrender Schatten
Wieder zur Hölle hinab, und mischte sich unter die Seelen,
Die zum schwankenden Kahn des alten Charons sich drängten.

---

## Vierter Gesang.

Und nun waffne dein Herz mit Muth von neuem, Rosaura,
Wenn du die Muse zur Hölle begleitest; zur Hölle, die oftmals
Dich im Schauspiel geschreckt, wenn Teufel mit seidenen Strümpfen
Und mit blitzenden Schuhen getanzt; wenn Flammen von Pulver
Ueber die bunten papiernen Wände des Abgrunds sich wälzten,
Und Colophoniendampf aus tiefen Schlünden heraufschlug.
Strahlte nicht durch die Nacht mir dein Auge; wie könnt' ich es wagen,
Zu den finstern Gefilden des Erebus zweimal zu wandeln.
Doch damit du das Schicksal des Cypers vollendet erfahrest,
Soll ihn die kühnere Muse noch jenseits des Styxes begleiten.

Charon sah den Schatten des Katers dem Flusse sich nahen.
Weil er wußte, sein Leichnam sei zur Erde bestattet,
Rückt er den Kahn an's Ufer, und nahm den Murner in's Schiff ein.
Rauschend eilte der Kahn von selbst zum Ufer hinüber,
Wo an den Pforten des Orkus der grausame Cerberus wachte.
Als die Katze den Höllenhund sah, der seine drei Rachen
Fürchterlich aufriß, und bellte, da fuhr sie erschrocken zurücke.
Krümmte den Buckel und schnaubte; daß selbst der finstere Charon
Seine Runzeln zum Lächeln verzog. Doch setzt' er sie endlich
An das Ufer des Tartarus aus. Sie schlüpfte verstohlen
Bei dem Höllenhunde vorbei, und kam durch die Höhle
Zu den Gestaden des flammenden Phlegetons, welcher lautbrausend
Ueber die schallenden Felsen die feurigen Wogen verfolgte.
Hier erblickte der Cyper die hohen, ehernen Mauern,
Und die demantnen Pforten, die zu dem Qualenreich führen.
Auf der eisernen Warte, die hoch in die Lüfte sich hebet,
Sitzet die immer wache Tisiphone schrecklich am Eingang,

Peitschet mit Schlangen den Flüchtling zurück, der voller Verzweiflung
Aus den schwarzen Gefilden der Pein zu entwischen gedenket.
Schaudernd hörte der Cypер die brüllenden Seufzer, die Schläge,
Mit dem Geschwirre des Eisens, und schwerer rasselnder Ketten,
Welche die Elenden zogen; die hier der höllische Richter
Rhadamantus zu langen und grausamen Martern verdammte.
Jetzo sprangen mit schrecklichem Schall die demantnen Pforten
Aus den donnernden Angeln. Alekto mit brennender Fackel
Fuhr heraus, und faßte den Cypер, und wollte schon scheltend
Vor den Richter ihn schleppen, als sie ihn plötzlich erkannte.
O bist du es, (erhob sie die Stimme) du trauriges Opfer
Meiner Rache, die du gewagt für mich zu vollbringen?
Dafür sollst du die Qualen nicht sehn, die räuberische Thiere
Hier Jahrhunderte peitschen. Denn wisse! hier werden die Löwen,
Blutige Tiger und Panther, und alle die stolzen Erobrer,
Eh'mals das Schrecken der Wälder, verschieden gemartet.
Wölfe werden allhier bei langsamem Feuer gebraten!
Räubrische Füchse liegen gefesselt an feurigen Ketten,
Sehn die Hühner vor sich, und können sie niemals erreichen.
O was nützet es hier dem Adler, dem König der Vögel,
Daß er Monarch war, von allen Poeten und Rednern gepriesen!
Ewig sitzet er hier in einem glühenden Käfich,
Und verfluchet, daß man in ihm den Räuber vergöttert.
Aber wie könnt' ich dir, Murner, unzählbare Qualen beschreiben,
Welche das räubrische Thier hier strafen, wofern es die Unschuld,
Oder die nützlichen Thiere gewürgt! Doch trifft nicht dieß Urtheil
Dich, und alle die Thiere, die mit den rächrischen Zähnen,
Oder mit scharfen Klauen und Schnäbeln das Ungeziefer,
Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidechsen, Spinnen und Raupen
Zu verderben gesucht! die gehn in schattigen Hainen
Glücklich einher; doch müssen die Katzen nicht singende Vögel
Oder unschuldige Hühner erwürgen, sonst werden sie gleichfalls
Mit den Wölfen gebraten, und mit den Füchsen gepeinigt.
Wohl dir! daß dich dein Schicksal bewahrt. Verfolge nun ferner
Deinen Weg von diesem Flusse nach jenen Gefilden,
Wo die glücklichen Thiere wandeln — dir wird man auf Erden
Unter den Linden am Bach ein prächtiges Denkmal errichten,
Und bei dem Grabe weinen. So sprach sie. Die Pforten
Sprangen hinter ihr zu, und über die ehernen Säulen
Schlug ein schwefliger Dampf mit blauen Flammen vermischet.
Drauf ging Murner mit muthigerm Schritt durch dunkele Wege,
Bis er zu jenen glücklichen Wäldern und Auen gelangte,
Wo die milderen Thiere nach ihrem Tode spazieren.
Hier herrscht ewiger Lenz; hier fließen die Quellen des Aethers
Sanfter aus gütigen Sonnen; und über die lachenden Felder
Hat die güt'ge Natur ihr ganzes Füllhorn verschüttet.
Durch die blühenden Auen ergießt in gleisenden Wellen
Lethe den schlängelnden Strom. Hier trinken mit durstigen Zügen
Alle Thiere Vergessenheit ein, und ihre Naturen
Werden hier milder gemacht. Auch baden hier alle die Seelen,
Welche vom Schicksal zur Wandrung in andre Leiber bestimmt sind.
Hier sah Cypер den Schatten des Hofhunds, welcher erwählt war,
Eines künftigen Harpagons Körper zur Wohnung zu haben.
Seelen von Papageyen, bestimmt, in Weise zu fahren,
Und in Dichter, welche für sich zu denken nicht wagen,
Gingen allhier; auch Seelen von Pfauen für eitele Damen,
Seelen von Raben für Richter, und Seelen von Füchsen für Schreiber.
Andere Seelen von besseren Thieren genossen hier Ruhe,
Freiheit und ewigen Lenz, in ihren Elysischen Feldern.
Hier ging munter das edle Roß auf grünenden Wiesen;
Frische Winde kräuselten ihm die fliegenden Mähnen,
Und es wieherte Freiheit. Auf holden blumigen Angern
Stand der nützliche Stier, auf ewig vom Joche befreiet.
Das unschuldige Schaf sprang auf dem lachenden Hügel
Scherzend einher, und erndtete hier die süße Belohnung
Seiner Geduld und Nützlichkeit ein. Die blühenden Wälder
Schallten wieder von farbigen Sängern. Der Colibri Schaaren
Hingen wie Gold an den Aesten. Der holden Nachtigall Lieder
Drangen bis in der Seelen Gefild, wo zärtliche Dichter
Ihren Seufzern zuhörten. Die gold'nen Canarienvögel
Füllten die Luft mit Musik; der strahlende Vogel der Sonne
Machte die Ufer umher von seinen Gesängen ertönen.
Murner trank den Letheischen Fluß mit geizigen Zügen,
Und sein räubrisches Wesen ward bald in Sanftmuth verwandelt.
Als er freundlich im Sonnenschein saß, da kamen die Tauben
Zu ihm vertraulich herab, und scherzend spielt er mit ihnen.
Er vergaß den schmerzlichen Tod, in stiller Erwartung,
Einst in einem edleren Körper in's Leben zu kehren.

---

## Fünfter Gesang.

Muse, laß uns nunmehr aus unterirdischen Reichen
Wieder zur Oberwelt kehren! Und wenn du mit goldener Leyer
Mir die einsamen Stunden versüßt; und wenn dich Rosaura,
Mit holdfeligem Beifall beehrt, so höre gelassen
Was der tiefgelehrte Pedant, das spitzige Fräulein,
Oder der Duns in der Knotenperücke zum Hohne dir sagen.

Conrad hatte nunmehr das Mausoleum des Katers
Mit der letzten Erde bedeckt. Er hob nun den Spaten
Auf die breiten Schultern, und ging, stillschweigend und feiernd,
Ueber den Edelhof weg. So wenden sich Todtengräber
Langsam feierlich wieder zurück, wenn unter dem Beileid
Christlicher Juden und Wechsler ein reicher Geizhals verscharrt ist.
Ihn sah über den Hof Rosaura; da stiegen ihr Thränen
In die himmlischen Augen; sie rührten den ehrlichen Raban,
Und er begleitete sie mit seinem zärtlichen Mitleid.
Endlich brach Rosaura das traurige Schweigen, und sagte:
Geh nun hin, getreue Lisette, bezahle den Gärtner
Für den letzten, dem Cypер erwiesenen Dienst; und befieht ihm
Veilchen zu pflücken, damit ich sein Grab mit Blumen bestreue!

Also Rosaura; drauf nahm sie den Hut, und stieg mit dem Onkel
Ueber den Hof. — Am Graben der Burg stehn heilige Linden
Mit den dicken waldigen Wipfeln bei zackigen Tannen.
Ihre Wurzeln waschen beständig die silbernen Wellen,
Und ein höheres Grün belebet die saftigen Zweige.
In der Mitte streckt ihr Haupt die größte von allen
Stolz zu den Wolken empor; es wohnen die Vögel des Himmels
Im ehrwürdigen Baum, der fast den Augen ein Wald scheint.
Ein erfrischender Balsamgeruch von Timiansbüschen
Und Lavendel herrschet allhier; und über dem Rasen
Blitzen viel tausend gesternte Ranunkeln und schimmernde Blumen,
Welche die wilde Natur, die Kunst zu beschämen, hervorbringt.
Hier lag Murner am Fuß der großen Linde verscharret;
Angenehm war sein einsames Grab von Bäumen umschattet,
Gleich den Gräbern der Alten, die nicht mit Leichengerüchen
Ihre Tempel erfüllt, und todt noch Seuchen erweckten.
Bei dem Grabe standen Rosaura, der Onkel, mit ihnen
Conrad, Lisette, nebst Herrmann, dem Jäger. Die holde Rosaura
Nahm zwo Hände voll Veilchen, und streute sie über das Grabmal
Ihres geliebten Cypers. Da nahm der Jäger sein Jagdhorn,
Wie der gehörnete Mond gestaltet, von männlichen Schultern,
Und fing an, mit kläglichem Ton in die Haine zu blasen,
Wie nach Jägers Gebrauch der todte Hase beklagt wird.
Alle Hunde wurden drauf laut; auch kamen die Katzen
Auf den Dächern des Schlosses zusammen, und heulten erbärmlich
Ueber den Tod des treuen Gefährten; da Ratten und Mäuse
Heimlich jauchzten, und Festtage hielten, daß Cypер gefallen.
Endlich wandte Rosaura sich von dem Grabe; sie sprach noch
Als sie ging: So ruhet denn sanft im Schatten der Linden,
Werthe Gebeine des Cypers! O, daß nicht die Musen die Stirne
Mir mit Lorbeer gekrönt, und daß nicht hier in dem Dorfe
Jemand die Sprache der Götter gelernt; sonst sollte dein Name,
Zu den Sternen erhöht, den spätesten Zeiten noch werth sein.
So das Fräulein, und kehrte zurück nach ihren Gemächern.

Fama begab sich indeß mit ihrer hellen Posaune
Durch das Dorf, und ließ sich herab zum Hause des Küsters,
Welcher mit majestätischem Ernst die Jugend des Dorfes
Vor sich sah. Mit lautem Geschrei und stammelnder Zunge,

Wiederholten sie oft die schweren Versuche zum Lesen.
Ihm naht sich die Göttin, und spricht: Du Liebling Apollo's,
Schweigst du jetzt beim Tode des Cypers des gnädigen Fräuleins,
Und versäumst nachlässig, unsterblichen Ruhm zu erlangen?
Gab die Natur dir umsonst die Wundergabe zu reimen,
Neujahrswünsche zu machen, mit mancher poetischen Inschrift
Häuser und Scheuern zu zieren? Und jetzo wolltest du zaudern,
Einen klingenden Vers dem Cyper zu Ehren zu machen?
Also goß sie den dichtrischen Trieb in die Seele des Küsters,
Der sich erhob vom krachenden Thron, aus Binsen geflochten
Und sogleich der lärmenden Schule die Freiheit ertheilte.
Wie die Heerde geschwätziger Gänse, vom Schießhund gejaget,
Mit Geschrei in die Lüfte sich hebt, und über dem Dorfteich
In das sichre Schilf sich rettet: so drangen die Knaben
Jauchzend aus ihrem dumpfigen Kerker, und liefen zum Spielplatz,
Wo mit Jubelgeschrei der elastische Ball in die Luft stieg.
Aber der Küster steckte die Fasces des wichtigen Lehramts,
Seine birkene Ruth' und den Stock an das schwitzende Fenster.
Jetzo war er allein. Er nahm die zaubrische Feder,
Zog an der Stirne schreckliche Runzeln, verkehrte die Augen,
Und sing an mit tiefen Gedanken auf Reime zu sinnen.
Dreimal schmiß er die Feder halb aufgefressen zur Erde,
Dreimal beschwor er die Muse, und seinen getreuesten Hübner.
Endlich sprang er freudenvoll auf, und las mit Entzücken
Den erstaunenden Wänden die herrliche Grabschrift der Katze.
Muse! dir ist nichts verhüllt, erzähle der Nachwelt die Grabschrift,
Wenn dein freierer Vers nicht vor den Reimen zurückbebt.
Also lautete sie:

Hier liegt ein Kater der schönsten Art,
Der Cyper von Fräulein Rosauren zart.
Zu seinen Ehr'n hat dieses gestellt
Der Küster, Martin Schinkenfeld.

Als er nunmehr auf Papier, mit Todtenköpfen gezieret
Diese Reime gemalt, und seine Perücke gekämmet;
Ging er voll Hochmuth zum Schloß, und überreichte Rosauren
Feierlich seine Geburt mit krummem, scharrenden Fuße.
Lächelnd nahm Rosaura die Grabschrift, und sagte: Herr Küster,
Dieses werde dem Cyper zu Ehren in Marmor geätzet,
Als ein ewiges Denkmal sein frühes Grab zu bedecken.
Ihm, dem Dichter sollen zwei Lüneburgische Rosse,
Welche, noch neu, im Silbergewölk die Nasen erheben,
Seine Mühe versüßen. So sprach sie, und schickte den Jäger
Nach dem Steinmetz, welcher die Grabschrift mit künstlichem Griffel
Auf den adrigen Marmor schrieb. Er liegt nun auf ewig
Ueber der Gruft; der gefällige Fremde betrachtet ihn oftmals;
Und der neugierige Wandrer erzählt in fernen Provinzen
Von dem redenden Stein. So steigt der Name des Cypers
Zu den Sternen hinan; und reicht in die fernesten Zeiten.

---

## Fabeln.

### Der Fuchs, der Wolf und die Affen.

Ein Fuchs, der lange schon geschmachtet,
Umsonst nach manchem Huhn getrachtet;
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett sei. Ha! (dacht' er schlau)
Vielleicht trag' ich vom Wochenschmaus
Auch wohl ein fettes Maul nach Haus.
Man muß sich in die Zeiten schicken,
Gefällig sein, und viel sich bücken:
Sonst bleibet Börs und Magen schlapp.
So dacht' er bei sich, und begab
Sich auf den Weg, zum Aufenthalt
Der Affen in den nächsten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
Aus weichem Heu; von Mann und Schwager
Und Muhm' und Schwiegerin umringt,
Von denen jeder etwas bringt,
So daß Herr Reineke, gar klug
Bemerkte, hier sei Schmaus genug.
Er machte sich deshalb gar zierlich
Zur Affin, bückte sich manierlich
Bis auf die Schuh, und sprach: Madam,
Daß ich den Weg zu ihnen nahm,
Ist aus der Ursach blos geschehn,
Die schönen Kinderchen zu sehn,
Womit sie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht,
Von ihrem adlichen Geschlecht
Die beiden liebenswürd'gen Zweige,
Daß ich mich auch vor ihnen beuge!
Ihr Gnaden glauben sicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!

Als dieses die Frau Affin hört,
Gar freundlich sie sich zu ihm kehrt;
Reicht ihm die Hand, und spricht zum Mann,
Sieh doch den art'gen Fremdling an!
Er kommt hieher mit müden Füßen,
Bloß, unsre Kinderchen zu küssen.
Hier, Freund, (sprach sie zum Fuchs) im Heu
Ruhn sie im Schlummer alle zwei.
Sie sagt' es, und zog mit der Hand
Ein pelzgefüttertes Gewand
Hinweg von ihrem Zwillingspaar,
Und sprach zum Fuchs: mein Herr, nicht wahr,
Wenn ihr's aufrichtig wollt gestehn,
Was schöners habt ihr nie gesehn?
Der Fuchs erschrak. In langer Zeit
Hatt' er nicht so viel Häßlichkeit
An irgend einem Thier erblickt;
Doch rief er listig, wie entzückt:
O froher Tag! So seh' ich denn
Die beiden kleinen Engelchen
In jedem Liebreiz vor mir liegen?
O welche Freude, welch' Vergnügen,
Muß dieß den hohen Eltern sein!
Fürwahr! trifft mein Vermuthen ein:
So werden sie, das ahnet mir,
Die Lust der Welt, der Affen Zier.

Als dieses dieses die Frau Affin hört,
Ward sie von Freude ganz bethört,
Wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf dem Fuchs sich um den Hals,
Bat ihn auf's freundlichste zu Tische,
Trug auf Pasteten, Braten, Fische,
Viel Obst, und Nüsse groß und klein,
Und trank ihm zu vom besten Wein;
So daß der Fuchs, sehr wohl gespeist,
Und halb berauscht, von dannen reist.

Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an,
Und sprach zu ihm: mein lieber Mann,
Ich seh an deinem vollen Bauch,
Du hast geschmaust. Könnt' ich nicht auch
Zu einem solchen Fest gelangen,
Bei dem es dir so wohl gegangen?
I! Freund, (versetzt der Fuchs) gar leicht
Wird dieser Wunsch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
Der hab' ich eben zugesprochen.
Sie hat zwei allerliebste Kinder,
Die zeigt sie gern: wo du nicht minder,
Als ich, sie lobst: so giebt sie dir
Mit Dank zu schmausen gnug dafür.

So (sprach der Wolf) brauch' ich nur dieß?
Dann hab' ich meinen Fraß gewiß!
Er eilte zu den Affen hin,
Und traf sie an bei frohem Sinn;
Ward freundlich von dem Mann empfangen,
Nach seinem höflichen Verlangen
Zur Frau geführt, die, sehr geneigt,
Ihm alsobald die Kleinen zeigt.
Herr Eisengrimm mit starrem Blick
Fuhr ganz erstaunensvoll zurück.
Was Guckuk! (schrie, und lacht' er laut:)
Hier schaudert einem fast die Haut!
Dies sind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheusäligen sind euer?
Ei! schrien die Affen allesammt,
(Die Mutter mit) von Wuth entflammt,
Ei! seht mir doch den Grobian
Mit seinen Schmeicheleien an!
Was braucht er denn hierher zu gehn,
Und unsre Kinderchen zu schmähn?
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
Durchklopften weidlich ihm den Kittel,
Daß er, an allen Vieren lahm,
Zum Fuchse hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernommen,
Wie schlecht der Wolf davon gekommen,
Sprach er: ihr gebt mir wohl nicht Recht!
Allein ihr kennt die Welt noch schlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler still;
Die Wahrheit niemand hören will.

* * *

Dieß hab' ich Leser, auch gedacht,
Drum kommt sie hier in Fabeltracht.

---

### Der Hecht und der Hay.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Wasser weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun sei er
Der Fürst und Heer im ganzen Weiher.
Was hindert mich denn, (fing er an)
Daß ich im weiten Ocean
Nicht eben so gewaltsam wüthe,
Nicht eben so als Herr gebiete,
Wie hier? Er sagt's, und schwimmt sogleich
Hinab in's große Wasserreich.
Doch wie erschrak er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer sah!
Ein Hay, der nicht so bald vernommen,
Weswegen er hierher geschwommen,
That seinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verschlang ihn drauf.

So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewalt'gern an,
Der ihn, von Siegen schon umringt,
Mit seiner größern Macht verschlingt.

---

### Der Knabe und der Stieglitz an der Spree.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben auf Verlangen
Zu seinem Eigenthum geschenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als seines Vogels recht zu pflegen.
Er sucht daher ihm allerwegen
Sein liebstes Futter, füllt sein Glas
Des Tages oft mit frischem Naß;
Vergoldet ihm sein kleines Haus,
Und bringt ihm manchen Distelschmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich seinen Abschied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin, du armer Vogel du?
Was hat dir denn bei mir gefehlt,
Daß sich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht Alles dir gegeben,
Wovon die Herr'n Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palast,
Mit goldnen Dräthen eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt' ich dich! herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverei!
Hier hab' ich mehr, denn ich bin frei.

---

### Der Bischof und der Bettelbube.

Einst ging ein Bischof durch die Stadt;
Ein Bettelbube zu ihm trat,
Zog vor ihm ab gar tief den Hut,
Und sagte: Herr, sein Sie so gut,
Bis an den Hals steck' ich in Schulden,
Und schenken Sie mir einen Gulden
Zu diesem lieben Neuenjahr;
Das wär' ein christlich Werk, fürwahr!
Was? (schrie der Bischof eifersvoll,)
Ich glaube, Junge, du bist toll!
Ein Gulden, bei so schlechter Zeit,
Ist wahrlich keine Kleinigkeit!
Nun, Herr, (fiel ihm der Bettler ein)
So mögen's denn acht Groschen sein.
Nichts, nichts! (versetzt der Bischof drauf)
Geh fort, und halte mich nicht auf!
Ihr Gnaden! Einen Groschen dann —
Fort, fort! auch den nicht. — Nun wohlan!
Sie sehn, wie ich mich handeln lasse,
Ein Hellerchen? — Geh deiner Straße,
Nichts, gar nichts! Das ist etwas arg,
(Sprach drauf der Bube.) Sie sind karg!
Doch lassen Sie sich denn bewegen,
Und geben mir nur Ihren Segen!
Den sollst du haben, lieber Sohn,
(Erwiederte mit süßem Ton
Der Geistliche) knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir!
So? sprach der Bursche, ganz verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen!
Ich hab' ihn zu geschwind begehrt;
Wär' er nur einen Heller werth,
Sie gäben ihn, Hochwürd'ger Herr,
Gewiß nicht so gutwillig her.

---

### Die Wölfe und der Rabe.

Zween Wölfe, die sehr hungrig waren,
Begaben sich mit viel Gefahren
Zu einem Schafstall. Jeder nahm
Sich nach Belieben da sein Lamm,
Und eilten drauf zum Wald hinein,
Von niemand mehr gestört zu sein.
Ein Rabe sah's von ohngefähr;
Flog hurtig hinter ihnen her,
Und als sie nun, nach langem Schmachten,
Sich über ihre Beute machten;
Rief er von einem Baum herab:
Ihr Herren, gebt mir doch auch was ab!
Ihr werdet mich doch nicht vergessen,
Und alles so allein hier fressen?
Ich habe kühn und unverzagt
Mein Leben ja mit euch gewagt,
Drum gebt mir mein gebührend Stück,
Und weist mich hungrig nicht zurück.
Ja, sprach ein Wolf, du hast geflogen,
Und bist uns treulich nachgezogen;
Doch, guter Freund, aus Eigennutz,
Und wahrlich nicht zu unserm Schutz!

---

### Die Spinne und das Podagra.

Das Podagra, und eine Spinne,
Geführt von ihrem Eigensinne,
Entschlossen sich, die Welt zu sehn,
Und Abenteuern nachzugehn.
Sie trafen unterwegs sich an,
Und grüßten sich, da sie sich sahn,
So leicht, so artig und galant,
Als hätten sie sich längst gekannt.
Ich dächte, (sprach das Podagra)
Wir setzen nach dem Dorfe da
Zusammen unsre Reise fort.
Es scheint ein wohlgelegner Ort,
Und sind Madam so müd als ich,
So wird uns beiden, sicherlich!
Jedwede Herberg, groß und klein,
Auf diese Nacht willkommen sein.
Der Spinne war das eben recht:
Sie kamen an das Dorf. Geschwächt,
Hinfällig, kraftlos, und halb lahm
Erlag das Podagra, und nahm
So bald als möglich, voll Begier,
Beim ersten Bauer das Quartier.
Die Spinne hielt sich für gescheuter,
Und nahm den Weg noch etwas weiter,
Bis zu des Edelmannes Haus;
Hier wählt sie einen Saal sich aus,
In welchem man mit großem Prachte,
Zu einem Gastmahl Anstalt machte.
Sogleich nahm sie nach ihrem Witz
Von einem Fensterrahm Besitz;
Hub an, mit emsigem Bestreben
Viel ihrer Fäden anzukleben;
Doch eh' ihr Netz noch fertig war,
Nimmt eine Stubenmagd es wahr,
Die mit dem Besen drüber fährt,
Und unbarmherzig es zerstört.
Die Spinne hub von neuem an
Zu weben wie sie erst gethan;
Da ward der Saal voll Herrn und Damen,
Mit denen viel Lakaien kamen.
Ein naseweiser Bursche sah
Der Spinne Netz, und rief: sie da!
Was machst du hier? und stieß sogleich
Den Hut quer durch ihr Faden-Reich.
Die Spinne ließ sich's nicht verdrießen,
Und heftete mit muntern Füßen
Ihr hangend halbzerstörtes Nest

Zum drittenmal am Fenster fest.
Da trat ein junges Fräulein her,
Das sah am Fenster ungefähr
Die Spinne hangen, und schrie laut:
Ach! Herr Baron, mir graut, mir graut!
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron sie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fing an im Netz herum zu fegen,
So daß mit Noth die Spinn' entkam
Und aus dem Saal den Abschied nahm.

Dem Podagra ging's fast auch so,
Es ward der Herberg wenig froh.
Nachdem es lange genug gesessen,
Sprach es: ich möcht' ein wenig essen!
Der Bauer brachte trocken Brod,
Zum Trunk dazu kalt Wasser bot;
Dieß waren nach so langen Reisen
Für's Podagra sehr schlechte Speisen.
Es aß nicht viel, trank kaum dazu.
Und sprach betrübt: bringt mich zur Ruh!
Da wies der Bauer ihm zum Bette
Gar eine harte Lagerstätte,
Worauf ein wenig Stroh nur lag.
Hier lag es kläglich, bis der Tag
Im Osten an zu grauen fing,
Und seufzend es von dannen ging.

Es traf die Spinne wieder an,
Die auch kein Auge zugethan;
Und alle beide klagten sich,
Wie elend, und wie jämmerlich
Sie beiderseits die vor'ge Nacht
In Furcht und Sorgen zugebracht;
Ich seh wohl, wo der Knoten sitzt,
(Sprach drauf das Podagra.) Dir nützt
Zum Aufenthalte kein Palast;
So wie ich niemals Ruh' und Rast
Bei schlechten Bauern finden kann.
Drum geh' du zu dem armen Mann,
Und ich will deinen Junker sehn,
So soll das Ding wohl besser gehn.

Dies waren beide wohl zufrieden,
Und beide gingen nun verschieden,
Den Weg, so wie der Abend kam.
Das Podagra, voll Hoffnung, nahm
Zum Schloß des Junkers seinen Gang.
Und mit welch freudigem Empfang
Ward es von ihm nicht aufgenommen!
Kaum sah' er es gehinket kommen:
So nahm er's höflich bei der Hand,
Führt's in sein Zimmer; drinnen stand
Ein Sopha mit viel weichen Kissen
Davon legt er ihm drei zu Füßen,
Und sprach: Ihr Gnaden fordern dreist,
Was Ihrem Gaum willkommen heißt.
Drauf rief er seine Diener her;
Da ward der Tisch nicht einmal leer
Von Thee, und Kaffee, und Orsade,
Von Chokolade, und Limonade,
Alsdann ward von der Schüsseln Menge
Die große Tafel fast zu enge;
Da kam französisches Ragout,
Weit umher dampfend nach haut Gout,
Schön Rostbeef, nach der Britten Art,
Und Austern, mit und ohne Bart;
Dann kamen Austern am Kapaun,
Dann Austern schön gebraten, braun;
Dann wieder Austern in Pasteten,
Dann Fisch mit Austern, bis zum Tödten;
Und schöne Braten, vom Fasan,
Bis auf den feisten Ortolan.
Kurz! alles was die Schmausewelt
Für ächte Leckerbissen hält,
War so im Ueberflusse da,
Als wär' es in Hammonia.
Die Weine? ja, wer kann die zählen?
Gewiß! hier durfte keiner fehlen,
Und das probiren riß nicht ab,
Vom Franzwein bis zum Vin de Cap;
So daß das Podagra sogar
Satt bis zum höchsten Ekel war.

Die Spinne trat zum armen Mann
Indeß auch ihre Wallfahrt an.
Sie fand bei ihm ein freies Leben,
Fing an zu haspeln und zu weben
Nach Herzenslust mit Füßen, Händen,
An Thüren, Fenstern, Balken, Wänden,
Und machte sich manch schönes Netz
Nach ihres Eigensinns Gesetz;
Rund, mit viel Strahlen, krumm und schief,
Gleich, ungleich, seltsam, flach und tief.
So herrschte sie im ganzen Haus,
Und niemand stört' und trieb sie aus.

Als drauf die beiden Wanderer
Nach kurzer Zeit von ungefähr
Sich wieder sah'n: da rühmten beide,
Mit welcher wahren Lust und Freude
Ihr Leben nun versüßet sei.
Jedwedes blieb der Herberg treu;
Vergnügen war auf beiden Seiten.
Und so wohnt noch zu unsern Zeiten
Die Spinne bei den Armen gern,
Das Podagra bei großen Herrn.

---

## Der Pfau und das welsche Huhn.

Vom Edelhof, der ihn erzogen,
War einst ein Pfau hinweggeflogen;
Er wußt nicht mehr, wo er war,
Zuletzt kam er nach viel Gefahr
Zu einer kleinen Meierei.
Hier läuft gleich Jung und Alt herbei,
Und preis't mit übermäß'ger Freude
Den fremden Herrn im schönen Kleide.
Man streut ihm reichlich Futter hin.
Die andern Hühner sehen ihn
Mit heimlicher Bewundrung an,
Und mit gar großem Neid der Hahn.
Dem Pfau gefiel es hier so ziemlich,
Nur schien es seinem Stolz nicht rühmlich,
Daß er, so artig, so galant,
Hier nichts für sich zu lieben fand.
Was kann nicht Langeweile thun?
Ein niedlich junges welsches Huhn
Schien unserm Stutzer noch allein
Der Mühe werth, verehrt zu sein.
Zwar eine Mutter war noch da,
Die scharf auf ihre Tochter sah;
Allein der Pfau verstand sehr schön
Die Mutter selbst zu hintergehn;
Und sah noch überdieß gar bald
Daß in des Töchterchens Gestalt
Der Mutter Blick vergaffet war.
Er nimmt daher des Vortheils wahr,
Macht an die Tochter sich beherzt,
Liebäugelt, lobet, lacht und scherzt.
Sie war verliebten Tempramentes;
Der listige Herr Pfau erkennt es
Nur allzusicher aus der Art,
Mit welcher ihm begegnet ward.
Die Mutter merkte jetzt den Handel,
Und sprach: mein Herr, der Tugendwandel
Von meiner Tochter ist bekannt;
Sie schickt sich nicht für Ihren Stand,
Und ist nicht aus dem Pfaugeschlecht!
Wir sind nur Hühner, schlecht und recht.
Madam, (sprach hier der Pfau verstellt,)
Ich bitte Sie, was in der Welt
Verdient es mehr, als wie Sie beide
Vom Pfaugeschlecht zu sein? O Freude!
Ich kann ein würdig Kind erhöhn,
Und es mir gleich und glücklich sehn!
Madam betrachten selber nur
Die kleine süße Kreatur.
Gleicht sie nicht völlig einer Pfau?
Und geht, und trägt sie nicht genau,
Sich so wie unsre Schönen tragen?
Der Augenschein wird's Ihnen sagen!

Die Tochter höret ihn entzückt;
Die Mutter preiset sich beglückt.
Dem jungen Herrn ward viel erlaubt,
Der manche Gunstbezeugung raubt,
So daß fast jeder denkt, der Pfau
Und dieses Huhn, sei Mann und Frau.
In diesem angenehmen Wahn
Kam plötzlich eine Pfauin an.
Sie setzet stolz sich auf das Dach,
Schreit, und macht alles um sich wach.

Der Pfau vernimmt kaum, daß ſie ruft,
So ſchwinget er ſich in die Luft,
Eilt undankbar mit ihr davon,
Und Schande blieb des Hühnchen Lohn.

* * *

So machen's noch in unſern Tagen
Die Herr'n, die Federhüte tragen.
Sie wiſſen's noch gar wohl, Madam,
Wie Herr Baron von Hochblut kam,
Vorlieb gern nahm mit Carolinchen;
Bis plötzlich Fräulein Edelinchen
Erſchien, und ihr den Bräut'gam ſtahl,
Und ſich der Herr Baron empfahl.

## Die beiden Elſtern.

Gieb kluger Sparſamkeit Gehör,
Und rechne lieber Jahre mehr,
Als du vielleicht zu leben haſt;
Damit dich nicht des Mangels Laſt,
Auf den die Jugend ſorglos blickt,
Im Alter doppelt ſchwerer drückt.

Zwo Elſtern waren Nachbarinnen,
Kaum wurden ſie des Herbſtes innen:
So trugen ſie mit regem Fleiße
Sich auf den Winter ihre Speiſe
An guten Eicheln, braunen Nüſſen,
Und was ſonſt Elſtern haben müſſen,
Jedwed' in einen hohlen Baum,
Und gaben keiner Sorge Raum.
Der Winter kam vom hohen Brocken,
Das Haupt umringt mit Eis und Flocken;
Der freie Strom ward plötzlich hart,
Die ſterbende Natur erſtarrt.
Die Elſtern zehrten ohne Klagen
Vom Vorrath, den ſie eingetragen;
Doch flog die eine manchesmal
Beim erſten beſten Sonnenſtrahl
Hinaus in's Feld, und ſuchte ſich,
An Rain und Hügeln, kümmerlich,
Was noch zu eſſen dienlich war.
Die andre nahm dieß ſpöttiſch wahr
Und ſprach: fürwahr! Frau Nachbarin,
Wie lange denkt ihr denn noch hin
Mit eurem Vorrath auszukommen?
Habt ihr die Lerche nicht vernommen,
Die munter ſchon im Saatfeld ſingt,
Und uns den Frühling wieder bringt?
Der Winter kann nicht länger währen,
Und ſicher könntet ihr verzehren,
Was hier ſchon aufgeſammelt iſt,
Und ſonſt verdirbt, und niemand frißt.
Lebt ſo wie ich in Freud und Scherz,
Denn neue Nahrung bringt der März.

Ja, (ſprach die andere darauf)
Dem Schein nach hört der Winter auf;
Doch, uns zum größten Ungemach,
Kommt oft ein ſpäter Froſt noch nach.
Bleibt mir was übrig, nun wohlan!
Was ich nicht ſelbſt verzehren kann,
Wird unter dieſes Baumes Rinden,
Noch immer ſeinen Mann wohl finden.

Sie hatte Recht. Denn plötzlich kam,
Da ſchon der Lenz den Anfang nahm,
Ein neuer Winter. Tiefer Schnee
Bedeckte traurig Thal und Höh,
Und lag verſchiedne Wochen lang
Zu manches Thieres Untergang.
Kein Lenz erſchien, wie man gedacht;
Der Hunger kam mit ganzer Macht,
Und ihre Nachbarin erfriert,
Weil ſie nicht richtig calculirt.

## Die Hunde mit der Löwenhaut.

Zween Hunde fanden in dem Wald
Ein Löwenfell, und fielen bald
Voll Neid und Rachſucht drüber her,
Zerzauſten und zerriſſen's ſehr.
Dies ſah voll Zorn ein Wolf, und ſprach:
Die Haut bedecket ihr mit Schmach;
Doch ſtäke noch der Löwe drin,
Wie hurtig wolltet ihr entfliehn!

## Der Eſel und der Stier.

Der Eſel ging einſt auf der Weide
Mit einem Stier: da hörten beide
Viel Lärm, als wie von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zu Sturm mit allen Glocken läuten.
Was (ſprach Herr Heinz) mag das bedeuten?
Ach Freund, (erwiedert ihm der Stier,)
Ich zittre ſchon, der Feind iſt hier!
Laß uns ſogleich von hinnen fliehn,
Bis daß die Plündrer weiter ziehn;
Bekämen ſie uns hier zu faſſen,
Wir müßten beide Haare laſſen.
Der Eſel ſprach hierauf: Ei nun!
Willſt du entfliehn, das kannſt du thun.
Dir grauet, daß du wirſt erſtochen,
Und ſie dich ſchlachten, ſchinden, kochen,
Vor dieſem allen bin ich frei.
Mein Schickſal bleibt ſtets einerlei,
Und ich muß unter gleichen Plagen
Die Säcke doch zur Mühle tragen.
Kalt ſieht ſehr oft der Unterthan
Den Feind ſich ſeinen Grenzen nahn.
Er weiß, ihm bleibet Sklaverei,
Sein Sieger ſei auch wer er ſei.

## Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock.

Wenn erſt der Mächtige dir droht,
Schwört auch der Kleinre dir den Tod.

Ein ſtarker Stier, ſonſt unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach ſeinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock ſtand da in Ruh,
Und hielt dem Stier ſogleich verwegen
Mit wildem Blick ſein Horn entgegen.
Der Ochſe wich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und ſprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw' iſt hinter mir.

## Der Bauer mit den Birnen.

Verachte das Gewiſſe nicht,
So viel auch Hoffnung mehr verſpricht;
Sie täuſcht mit jedem Augenblick;
Was du verſchmähſt, iſt oft dein Glück.

Ein reicher Schultheiß ging von Haus
Gar früh zu einem Kirmesſchmaus.
Das Dorf lag weit von ſeinem Ort,
Indeß lief er doch nüchtern fort;
Denn ſchon ſaß er im Geiſt am Tiſch,
Bedeckt mit Braten, Fleiſch und Fiſch.
Da, (dacht' er) ſollſt du ſanft dich ruhn,
Und dir was rechts zu gute thun,
Wer wollte nicht mit leerem Magen
Auf einen Schmaus zu hungern wagen?
So ſtrich er mit vergnügtem Sinn,
Durch Haide, Wald und Fluren hin.
Der Mittag nahte ſich nunmehr,
Und ſieh! ihm fällt von ohngefähr,
Da ſchon die Sonne brennend ſticht,
Am Weg ein Birnbaum in's Geſicht,
Den kürzlich brav der Wind durchrüttelt,
Und manche Birn' herabgeſchüttelt.
Sie ſchienen reif und ſchön zu ſein,
Und luden unſern Wandrer ein,
Bei leerem Bauch davon zu eſſen:
Allein er ſtieß ſie ganz vermeſſen
Mit ſeinen Füßen fort, und ſprach:
Ich geh ganz andern Eſſen nach!
Ihr ſeid mir ſonſt ein gut Gericht,
Doch meiner Treu! nur heute nicht!
Er eilte fort, und kam gar bald
An einen Strom, wo durch Gewalt
Der Fluth, die Brücke weggeſchwommen.
Er konnte nicht darüber kommen,
Lief lang am Ufer auf und ab,
Bis er zuletzt ſich drein ergab,
Ungern den Weg zurücke nahm,
Und wieder zu dem Birnbaum kam,

Den er geschmäht vor wenig Stunden.
Hätt' er da nicht die Birn' gefunden,
Die er getreten erst mit Füßen!
So hätt' er halb verhungern müssen.

### Der Löwe und der Esel.

Gebeuget unter schwere Lasten,
Und mager von dem vielen Fasten,
Ging einst ein Esel über Feld.
Ihn sah der Thiere Fürst, der Held,
Der so gepries'ne Löwe, gehn,
Und sprach zu ihm mit bitterm Schmähn:
Weich aus, du niederträchtig Thier!
Man siehet seine Schand' an dir!
Du schleppest, wie man's haben will,
Und schweigst zu jeder Drohung still!
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier,
Denn mich, und meine Tapferkeit,
Rühmt man auf Erden weit und breit.
Mit Demuth hub der Esel an:
Und was hat Gutes sie gethan,
Die so gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerstreut?
Ich nütze Menschen spät und früh,
Und du, Held, Fürst! zerreissest sie!

### Die Mücke und der Stier.

Mit lautem sumsenden Gefieder
Ließ eine Mücke sich hernieder
Auf einen Stier, und setzte sich
Stolz auf sein Horn, und sprach: Drück' ich
Zu sehr dich auch, mein lieber Stier,
So bitt' ich, sage dreist es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
(Versetzt der Stier.) Ich weiß ja kaum,
So sehr du auch dein Dasein nützest,
Auf welchem Horne du mir sitzest.

### Der gefangene Trompeter.

Ein dicker Mohr, mit Namen Peter
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenstoß,
Er aber rief: Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mit gekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt,
Und mein Pistol nicht losgedrückt!
Das Bischen Blasen auch allein
Wird ja so strafenswerth nicht sein!
Warum nicht Schurke? (fing man an)
Dein Blasen endlich hat's gethan!
Du machtest unsern Feinden Muth,
Und setztest sie dadurch in Wuth.
Wer zu der That Ermunt'rung giebt,
Hat selber sie mit ausgeübt.

### Der abgebrannte Bauer.

Dem feindlichen Geschick zum Trutz
Mach selbst das Unglück dir zum Nutz!

Bei einem starken Winterfrost,
Und bei geringer schmaler Kost,
Behalf ein armer Bauer sich
Gar elend und gar jämmerlich.
Dem ward von Bösewichtes Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt
Er lief hinauf. Die helle Glut
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Half ihm zwar treulich; doch zuletzt
Ward alles Löschen ausgesetzt,
Da bei stets wachsender Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer sah hierauf in Ruh
Den schönen hellen Flammen zu;
Trat näher, und hub lächelnd an:
Kann ich nicht löschen, nun wohlan!
So will ich, ohne mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch noch wärmen!

### Der Jäger und die Wachtel.

Ein Jäger, der mit süßen Griffen
Den Wachteln lange Zeit gepfiffen,
Fing endlich eine. Guter Mann,
(Hub sie vertraut zum Jäger an,)
Ich weiß es wohl, an mir allein
Kann dir nicht viel gelegen sein.
Doch willst du mir das Leben schenken,
So wirst du noch an mich gedenken!
Du sollst durch meine seltnen Gaben
Traun! Wachteln g'nug zu fangen haben!
Ich will sie selbst in's Netz dir führen,
Und du brauchst nur es zuzuschnüren.
Ei, (sprach der Jäger voller Hohn)
Weißt du auch wohl der Falschheit Lohn?
Da du selbst Freunde willst verrathen,
So will ich auch zuerst dich braten!

### Der Fuhrmann und der Gott Herkules.

Das Beten hilft, nur nicht allein;
Auch eigner Fleiß muß wirksam sein.

Ein Kärrner, der zu großem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen;
Saß endlich fest mit seiner Last
In einem Wege voll Morast.
Sogleich rief er in tiefer Noth
Zum Herkules, dem mächt'gen Gott;
Und bat mit vielen Seufzern ihn
Mit seinem Karrn herauszuziehn.
Nachdem er lange Zeit geharrt,
Und endlich, nach der Faulen Art,
Schon in sein Schicksal sich ergab;
Rief eine Götterstimm' herab:
Was schreit und heult da für ein Thor?
Hol' deine Hacke frisch hervor!
Räum' weg den Koth, wie sich's gehört,
Und peitsche tüchtig auf dein Pferd;
Dann ruf' zum Herkules auf's neu,
Und, glaube mir, er steht dir bei!

### Der verurtheilte Soldat.

Ein junger tapferer Soldat
Ward wegen einer Uebelthat,
Die er in bösem Trunk begangen,
Dafür sein Urtheil zu empfangen,
Hinausgeführt. Sein braunes Haar,
Der großen schwarzen Augen Paar,
Sein gut Gesicht, die schöne Länge,
Bewegten ringsumher die Menge;
Vor allem ward er, wie man sagt,
Vom weiblichen Geschlecht beklagt.
Schon kniet er nieder auf den Sand,
Und schon war von des Henkers Hand
Das scharfe Schwert gezückt; als Halt
Durch den geschloss'nen Kreis erschallt.
Ein Mädchen drang zugleich herbei,
Und rief mit ängstlichem Geschrei:
Pardon! Pardon! ihr Leute denkt
Man hat sein Leben mir geschenkt.
Ich fiel dem Landesherrn zu Füßen,
Und ließ so lange Thränen fließen,
Bis ich vom Tod ihn losgemacht.
Ihm ist Verzeihung zugedacht,
Wenn er zur Frau mich nehmen will!
Der arme Sünder sah sie still
Und voller Ueberlegung an.
Was du (sprach er) für mich gethan,
Ist dankenswerth. Doch, trügt mich nicht
Dein wildes kupfriges Gesicht,
Dein rothes Aug', dein spitzes Kinn,
So bist du eine Teufelin,
Die mir zur allerschwersten Bürde

Mein Elend Leben machen würde!
Ein böses Stündchen ist fürwahr!
Erträglicher, als zwanzig Jahr
Mit einem Weibe, so wie du,
In steter Qual; drum haut nur zu!

---

## Der Frosch, ein Doktor.

Aus einem Teiche voller Rohr
Kroch einst ein dicker Frosch hervor;
Die Zeit ward ihm im Wasser lang
Er nahm zur Lust drum einen Gang
Hin nach dem nächsten grünen Wald,
Dem angenehmen Aufenthalt
Von manchem groß und kleinen Thier.
Da stieg er voller Ruhmbegier
Auf einen runden Eichenklotz,
Sah um sich her mit edlem Trotz;
Und als sich auf den Blumenmatten
Viel Thier' um ihn versammelt hatten:
Blies er die Backen auf, und sprach:
Fühlt etwan wer ein Ungemach
An Leber, Lunge, Milz und Herzen:
Hat einer Pein, und große Schmerzen
Von Podogra, von Stein und Gicht;
Hat einer keine Oeffnung nicht;
Ist er von hektischer Natur;
Liegt er am Fieber, an der Ruhr,
An Cacherie, Epilepsie,
An Agrypnie, Hydropisie;
Hat er den Appetit verloren;
Fühlt Sausen, Brausen in den Ohren —
Der trete dreist zu mir heran,
Und nehme von mir Tropfen an!
Honette Herrn nach Standsgebühr,
Sie sehn den größten Doktor hier!
Ich bin die halbe Welt durchreist,
Und meinen großen Namen preist
Paris und London, Wien und Rom,
Der Rhein, der Main, der Donaustrom;
Denn alles hab ich ausstudirt,
Und tausende hab' ich kurirt!

Die Thiere glaubten ihn zum Theil,
Und kamen schon in großer Eil
Von allen Ecken hergelaufen:
Um Arznei von ihm zu kaufen.
Da rief der Fuchs: Ihr armen Thoren!
Sagt, habt ihr den Verstand verloren?
Seht euren Doktor doch recht an,
Er ist ja selber übel dran!
Die Augen stehn ihm aus dem Kopf;
Die Brust kocht wie ein alter Topf,
Der Mund ist blaß, der Fuß geschwollen;
Der dicke Bauch hervorgequollen;
Kann Er hievon sich nicht befreiu,
Wie will er andrer Doktor sein?

---

## Die Republik der Spinnen.

Dem Spinnenvolke fiel es ein,
In Zukunft sicherer zu sein,
Und nicht jedwedem zu vergönnen,
In ihrem Schloß herumzurennen.
Sie wohnten eben dazumal
In einem großen wüsten Saal,
Durch dessen offne Fensterbogen
Stets Mücke, Schwalb', und Sperling flogen.
Wir wollen, (murreten die Spinnen)
Den Vortheil euch wohl abgewinnen;
Und zogen in die Läng' und Quer
Viel Fäden vor den Fenstern her.
Doch Schwalb' und Sperling kamen bald
Und fuhren dreist, und mit Gewalt,
Durch diese leichten Spinneweben,
Und nur die Mücken blieben kleben.

* * *

Ganz so, wie diese Spinnennetze
Sind oft im Staate die Gesetze;
Kein Mächt'ger wird darin gefangen;
Nur bloß der Schwache bleibt drin hangen.

---

## Der Esel und der Hase.

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln streiten.
Sie musterten ihr Kriegesheer.
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieser in der Krieger Zahl
Den Hasen und den Esel sah;
Sprach er zum Löwen: diese da
Mag ich in der Armee nicht wissen;
Wir können sie gar wohl vermissen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß sie sich zum Teufel scheeren!
Der Thiere weiser König sprach:
Herr General, etwas gemach!
So sehr sie ihren Zorn erhitzen,
So sehr kann ich sie beide nützen!
Wir brauchen zum Courier den Hasen;
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken,
Und unsern Kriegern Muth erwecken.

* * *

Laßt den Geringen auch nicht müßig,
Im Staat ist niemand überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur.

---

## Der Fuchs und der Habicht.

Ich möchte doch wohl von dir wissen,
(Hub einst, gedrungen vom Gewissen,
Der Fuchs zu einem Habicht an,)
Was dir das Taubenvolk gethan,
Daß du so oft auf sie ergrimmst,
Und sie zu deinem Raube nimmst?
Der Habicht sprach: kann dir's wohl sagen!
Man hat das Amt mir aufgetragen,
Auf Recht und Billigkeit zu sehn;
Als Richter jegliches Vergehn
Scharf zu bestrafen; ohne Schonen
Jedwedem nach Verdienst zu lohnen.
Man muß den Tauben strenge sein,
Sie fressen Weizen, Erbsen, Lein,
Und ließe man sie stets so walten,
Der Landmann würde nichts behalten.
Gut! (sprach der Fuchs) das Ding hat Schein,
Doch warum strafst du nicht den Weihn,
Und Geier, Adler, Trappen, Raben,
Die so viel Korn zu Schande traben?
Die armen Tauben trifft dein Mord,
Und jenen sagst du nicht ein Wort.
Die sind zu stark, (erwiedert ihm
Der Habicht,) voller Ungestüm
Würd' ihre Wuth vereint mich beißen,
Und mich vielleicht in Stücken reißen.
Du strafst ja auch den armen Hasen,
Der auf dem allgemeinen Rasen
Sonst nichts als Gras und Kräuter ißt,
Und schonst des Wolfs, der Lämmer frißt!
Wir sind hierin wohl gleiche Brüder;
Man schonet uns, wir schonen wieder.

---

## Die stolze Fliege.

Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man lacht nur deiner Eitelkeit.

Vier Pferde zogen einen Wagen,
Und ließen in dem schnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Es schwang sich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf,
Und rufte bei des Wagens Lauf:
Ihr guten Leute, gebt doch Acht,
Den großen Staub hab' ich gemacht!

## Karl Samuel Zachariä

ward am 14. September 1769 zu Meißen geboren, und studirte die Rechte zu Wittenberg, wo er auch 1800 Assessor der Juristenfacultät und 1802 Professor wurde. 1807 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Hofrath und Professor. 1818 wurde er geheimer Hofrath, und kurz nach einander Ritter, Director der Gesetzgebungscommission, Kommandeur und Geheimer Rath zweiter Klasse.

Er gab heraus:

Geist der deutschen Territorialverfassung. Leipzig, 1800.
Ueber die vollkommenste Staatsverfassung. Leipzig, 1800.
Janus. Leipzig, 1802.
Ueber die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat. Leipzig, 1802.
Philosophisches Privatrecht. Leipzig, 1804.
Philosophisches Kriminalrecht. Leipzig, 1805.
Die Wissenschaft der Gesetzgebung. Leipzig, 1806.
Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Leipzig, 1810.
Für die Erhaltung der Universität Heidelberg. Heidelberg, 1817.
Vierzig Bücher vom Staate. Stuttgart, 1820 ff. 4 Thle.
Strafgesetzbuch. Heidelberg, 1826.
Ueber die Statistik der Strafgerichtspflege. Heidelberg, 1828.
Die Aufhebung, Umwandlung und Ablösung der Zehnten. Heidelberg, 1831.
Ueber Europa's Zukunft. Heidelberg, 1832.
Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Heidelberg, 1832.
Viele einzelne Abhandlungen, Gutachten u. s. w. in Zeitschriften.

Einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, geht Z. vom empirischen Standpunkt aus, und stellt den Staat dar, wie er wirklich ist, nicht wie er sein sollte. Diese Ansicht führt er jedoch überall mit außerordentlichem Scharfsinn, tiefer Gelehrsamkeit, Klarheit und Gründlichkeit, in einem eleganten Vortrage durch, und stützt sie auf Rechtlichkeit und Billigkeit.

---

## Johann Baptist von Zahlhas,

1787 zu Wien geboren, trat unter dem angenommenen Namen Neufeld zuerst in Wien, 1817 aber in Leipzig und 1821 zu Mannheim als Schauspieler auf. Im folgenden Jahre wurde er als Mitdirector an das Theater zu Bremen berufen, gab jedoch 1825 diese Stelle auf, um als königlicher Hofschauspieler nach Dresden zu gehen, wo er indessen auch nur wenige Jahre verweilte. Seit dieser Zeit hielt er sich abwechselnd in Frankfurt a. M., Köln und anderen Städten auf.

Er schrieb:

Calderons Schauspiel: das Leben ein Traum, für die deutsche Bühne. Leipzig, 1818.
Heinrich von Anjou; Trauerspiel. Leipzig, 1819.
Thassilo der II. Herzog von Baiern; Trauerspiel. Leipzig, 1820.
Neue Schauspiele. Bremen, 1824.
Shakespeares König Lear; Trauerspiel. Bremen, 1824.

Gute Bühnenkenntniß, treffliche Behandlung der Form und glühende, mitunter zu ungestüme und übertreibende Phantasie haben v. Z. dramatischen Leistungen stets eine freundliche Aufnahme bei dem Theaterpublikum bereitet.

---

## Andreas Zaupser,

am 27. December 1747 zu München geboren, erhielt seine Ausbildung auf den Jesuitenschulen seiner Vaterstadt. 1774 wurde er Expeditor und Registrator, und 1778 Sekretär beim Hofkriegsrath in München. 1781 nahm er die Stelle eines Sekretärs des Maltheserritterordens an, und 1784 eine Professur der Philosophie. Er starb am 1. Juli 1795.

Von ihm erschien:

Ode auf die Inquisition. 1777. 3. Ausg. Nebst einer Palinodie, dem Herrn Pater Jost in Landshut gewidmet. München, 1780.
Sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Ludwig Zaupser. München, 1818.
Versuch eines baierschen und oberpfälzischen Idiotikons. München, 1789. Nachlese dazu, München, 1789. 1. Abtheilung.

Die Ode auf die Inquisition von Seiten eines Katholiken bereitete dem Dichter zu ihrer Zeit eine, jedoch bald vorübergehende Berühmtheit. Bleibenderen Ruf erwarb er sich durch sein Idiotikon, das viel Brauchbares enthält.

---

## Marie Elise Helene Freiin von Zay,

eine Tochter des Freiherrn von Calisch auf Bitsitz, ward am 23. Februar 1779 zu Toth-Prona in Ungarn geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und verheirathete sich 1796 mit dem k. k. Kammerherrn von Zay, mit welchem sie auf den ihnen gehörigen Gütern lebt.

Sie schrieb:

Erzählungen. Pesth u. Brünn, 1820—1823. 2 Thle.
Lustspiele. Pesth, 1820.
Neue Erzählungen. Wien, 1829. 2 Thle.

Innigkeit der Empfindung, Wärme und Feinheit der Darstellung, gute Charakterschilderung und Gedankenreichthum haben ihre Leistungen sehr vortheilhaft vor ähnlichen Versuchen ausgezeichnet.

---

## Joseph Christian Freiherr von Zedlitz

ward im Jahr 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, diente dann in der k. k. Armee, privatisirte darauf eine Zeit lang und lebt jetzt in Wien als k. k. Kammerherr und Geheimsecretär des Fürsten Metternich.

Er gab heraus:
Turturell; Trauerspiel. Wien, 1821.
Zwei Nächte zu Valladolid; Trauerspiel. Wien, 1825.
Liebe findet ihre Wege; Lustspiel. Wien, 1827.
Todtenkränze. Wien, 1827 u. öfter.
Lord Byrons Childe Harold. (Uebersetzt.) Stuttgart, 1836.
Dramatische Werke. Stuttgart, 1836. 4 Thle.
Gedichte. Stuttgart, 1839.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Einer der vorzüglichsten jetzt lebenden österreichischen Dichter, hat v. Z. sich durch die Gluth und den Schwung seiner Phantasie, den Reichthum seiner Gedanken, die Kraft und Innigkeit seines Gefühls und die seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf erworben. An seinen Trauerspielen tadelt man, daß er sich zu sehr nach spanischen Mustern gebildet habe, und über der Künstlichkeit des Planes und der Eleganz der Diction mitunter die Wahrheit des Lebens verletze, doch finden sich auch hier in nicht geringem Maaße große und wahrhafte Schönheiten. Daß sein Talent sich mit noch weit größerem Glücke in der lyrischen Poesie bewege und dieser vorzugsweise zugeneigt sei, beweisen besonders seine trefflichen Canzonen, „die Todtenkränze", die eins der glänzendsten Erzeugnisse auf diesem Gebiete deutscher Dichtkunst sind, so wie mehrere seiner Gedichte, vorzüglich die „nächtliche Heerschau", welche sich wie ein echtes Volkslied über ganz Deutschland verbreitet hat.

---

### Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

---

## Johann Gottfried Zeidler

ward um 1658 zu Feinstadt im Mannsfeldischen geboren, studirte Theologie und war 20 Jahre Adjunct seines Vaters, eines Predigers; legte aber nach dem Tode desselben diese Stelle nieder und ging als Auctionator nach Halle; er starb 1711.

Von ihm erschien im Drucke:
Das verdeckte und entdeckte Karneval. — Neun Priesterteufel. — Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster regieren. — Die wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Metaphysika. — Die hochedle, veste und hochgelahrte Gnostologia. — Ihre Präcellenz die Nosologia. — Die wohledle — — Fisiologia. — Die wohlehrwürdige — — Pneumatica. u. s. w. Sämmtlich ohne Ort und Jahrszahl.

Z. gefiel sich darin, die herrschenden Ansichten seiner Zeit, sowohl im Leben, wie in der Wissenschaft, durch satyrische Schriften anzugreifen; es fehlte ihm jedoch dazu alles Talent, uuo da er, wo er witzig und treffend sein sollte, nur plump und gemein war, so geriethen seine Angriffe sehr bald in gänzliche Vergessenheit.

## Martin Zeiler,

am 17. April 1589 zu Räuthen in Steiermark geboren, wurde, nach vollendeten Studien, zu Ulm als Ephorus des Gymnasiums, als Inspector der teutschen Schulen und als Büchercensor angestellt; er starb daselbst am 6. October 1661.

Seine Schriften sind:

Episteln. Heilbronn, 1640. Ulm, 1641.
Einhundert Dialoge. Ulm, 1653.
Collectanea, oder nachdenkliche Reden u. s. w. Augsburg, 1658.
Miscellanea, oder allerlei zusammengetragene poetische, historische und andere Sachen. Nürnberg, 1661.
Epistolische Schatzkammer. Ulm, 1683. Neue Ausg.
Topographien, Reisebeschreibungen u. a. historische Schriften. Ulm, 1653.

Als prosaischer Schriftsteller ist Z. von keiner Bedeutung, größeres Talent zeigte er dagegen in seinen Episteln und Epigrammen, die sich durch Correctheit, gesunden Verstand und für jene Zeiten seltene Präcision auszeichnen.

---

## Christian Friedrich Zernitz

ward am 11. Januar 1717 zu Tangermünde geboren, hatte das Unglück, schon früh seine Eltern zu verlieren, erhielt aber durch die Fürsorge seiner Vormünder eine treffliche Erziehung. Nachdem er in Leipzig die Rechte studirt hatte, ward er 1738 Gerichtshalter zu Kloster-neuendorf und stand seinem Amte mit solchem Eifer und solcher unermüdlichen Thätitigkeit vor, daß er sich dadurch eine unheilbare Krankheit zuzog. Er starb am 7. October 1744, während der letzten Jahre an Händen und Füßen gelähmt.

Von ihm erschien in Druck:

Versuch in moratischen und Schäfergedichten. Hamburg u. Leipzig, 1748.

Ueber Z. urtheilt Küttner in seinen Charaktern deutscher Dichter und Prosaisten S. 242 f.: „Man sieht es den didactischen Versuchen dieses ernsthaften Poeten an, daß er Hallers Fußtapfen verfolgt, obgleich nicht ausgefüllt hat. Sein philosophisches Gedicht: von den Endzwecken der Welt, das unter allen am meisten vollendet scheint, verräth einen forschenden Geist, der an speculative Untersuchungen gewöhnt, und zu Auffindung neuer Wahrheiten genährt und gebildet ward. Er braucht sein dichterisches Talent, eine Reihe wichtiger Lehrsätze gefälliger und gemeinnütziger vorzutragen; er denkt tief und scharf; Blumen aus der Geschichte, der Naturkunde und moralische Erfahrungen beleben zuweilen die metaphysische Trockenheit seines Vortrags; voll von seinem Gegenstande denkt er an poetische Verschönerung wenig; nicht immer ist er Meister des besten Ausdrucks, und selbst der Reim thut ihm oft Zwang an. Er hat mehr für den Verstand, als für Herz und Einbildungskraft gedichtet, mehr stark, als schön philosophirt, und Ebenmaß und Nettigkeit im Versbau fast ganz vernachlässigt. In der Schäferpoesie steht er kaum zwischen Wernicke und Rost: wenig Natur; gemeine Kunst und doch manchmal arkadische Fröhlichkeit. — Rundung und Politur der letzten Hand fehlen überall."

---

Aus dem Gedichte:

### Von den Endzwecken der Welt.

Der Anfang einer Welt ist Gott nur offenbar,
Und Ufser bleibt vielleicht noch weit vom Schöpfungsjahr.
So viel erkennen wir, wenn, tief in Erdengründen
Wir noch das Bett des Meers bedeckt mit Muscheln finden,
Wenn auf gebliebnem Sand der weggewichnen Fluth
Jetzt Latten, Erde, Thon, in festen Lagen ruht,
Und die Natur nie springt, zu Zwecken zu gelangen:
Daß ihr zu diesem Bau geraume Zeit vergangen.
Wenn nun Gott, eh' die Dau'r der Welt zu Ende läuft,
Unzähl'ge Kreatur mit Wohlthun überhäuft,
Wenn zeitlich Gnügen ist dem Liebeszweck geschehen,
Und endlich eine Welt, schon alt zum Untergehen,
Nach seiner Weisheit Rath ins Nichts zurück gestürzt?
Was spricht der Mensch: hat Gott der Welten Glück verkürzt?
Ist jedem Menschen nicht ein weises Ziel gegeben?
Der Erden Alter war ein Ziel für aller Leben.
Man hält hier thöricht Gott zum Zorn kein Unrecht vor,
Denn er verkehrt in Nichts, was er aus Nichts erkohr.
Kein Unterschied wird ihm zur Zweckes Aendrung gelten.
Hier welkt ein Erdenschwamm und dort vergehen Welten.
Inzwischen strahlte gleich in uns kein heitres Licht
Von künst'ger Straf' und Lohn, und wär' die Hoffnung nicht,
In kluger Menschen Brust den Wilden selbst gegeben,
Daß wir nach unserm Tod beglückter sollen leben:
Ja, wär', so wie der Leib verfällt in Asch' und Staub,
Des Menschen Edelstes, der Geist, der Zeiten Raub:
So, daß in jenem Reich der furchtbar dunkeln Stillen
Uns nichts mehr übrig wär' von dem Verstand und Willen:
Wie? oder wenn der Mensch einst schlief in jedem Stand,
Wo er sich unbewußt vor der Geburt befand:
Wie? oder wenn vom Sein der Geist müßt ewig scheiden!
Die Liebe könnte doch in Gott nicht Abbruch leiden.
Denn trennte sich in Nichts der Einschränkungen Band,
So hört das Uebel auf, das uns dadurch entstand;
Und da sich Glück und Noth auf Vorstellungen gründen,
So hörte beides auf, würd' einst der Geist verschwinden.
Dort würd' uns durch den Schmuck der Welt nicht Lust erweckt,
Doch auch das Innre nicht vom schnellen Blitz erschreckt.
Gesundheit wäre nicht, doch auch nicht Gliederplagen,
Nicht Reichthum; auch nicht Furcht; nicht Scherze; auch nicht Klagen.
Die Wahrheit gebe dort nicht Weisen Seligkeit,
Das Vorurtheil nicht Müh', nicht Fleiß der Sätze Streit.
Dort herrschte kein Beweis, auch kein gebietend Sprechen,
Nicht Stärke des Verstands, und auch nicht seichte Schwächen,
Wodurch ein Thor entdeckt, daß aller Dinge Reih'
Nur schlecht, das Gute klein und Böses größer sei:
Wodurch unwirklich Leid er sich verschafft und mehret,
Das schöne Bild der Welt verfälscht und sich verkehret:
Wodurch er sich beklagt, daß ihm kein Glücke blüh',
Und Gott zum Sündigen Vergnügen ihm verlieh.
Ja, welcher Sterblicher ist mit der Welt zufrieden?
Wär' sein gewünschtes Glück ihm nicht in Nichts beschieden.
Doch, ewig Heiliger, was einst der Mensch wird sein,
Sein Schicksal nach dem Tod, das sieht er hier nicht ein.
Gewohnet an Begriff von hier erkannten Dingen,
Setzt er dort ein Geheul und dort der Engel Singen.
Des blinden Persers Wahn, was ihm scheint offenbart,
Baut Höll' und Himmel sich nach seiner Landesart.
Der Meßkünstler vergnügt vom unfehlbaren Wissen,
Glaubt einst die Welt zu sehen in ihren ew'gen Rissen.
Der Metaphysiker, der leicht den Sinn betrügt,
Sieht dorten wie die Meng' der Monaden sich fügt;
Und der Poet vermeint, sich prächtig auszudrücken,
Wenn er den Himmel kann mit Glanz und Lichte schmücken.
Allein wie weit hierin man Recht hat, oder irrt,
Zeigt sich, wenn unser Thun Gott einst belohnen wird.
Genug, man lebe hier in Hoffnung ohne Kränken;
Die Ewigkeit wird uns ein sel'ges Glücke schenken.
Denn, o Gott, deine Huld und deiner Thaten Preis
Bleibt, daß der Geist nicht stirbt, der kräftigste Beweis!
Es ist, was in uns denkt, von uns noch nicht ergründet,
Ob es dereinsten schläft, wie, oder gar verschwindet,

Dies hat noch nicht zu fest der stärkste Schluß vereint,
Wenn man den Grund allein im Geist zu finden meint.
Die Ursach liegt vielmehr in Gottes Sein verborgen,
Warum wer hier entschläft, doch hofft des Lebens Morgen.
Die Zeit für Menschen groß, ist dennoch oft zu klein,
Als daß sie könnt' ein Ziel der ew'gen Liebe sein.
Gott, der unendlich ist, dem alle Schranken weichen,
Wie soll denn nicht sein Zweck auch seinem Wesen gleichen?
In ihm ruht ja der Quell, wo Weisheit ewig fließt,
Wie hemmte dir die Zeit, daß sie sich nicht ergießt?
Gott zeigte durch die Welt uns seine Macht und Stärke,
Soll dir unkenndar sein nach dem zerbrochnen Werke?
Und da du hier, o Gott, voll Langmuth und Geduld,
Der Thoren Witz erträgst, und Spötter deiner Huld,
Wie sollten die nicht einst, wenn dein Zorn wird entbrennen,
Gnad' und Gerechtigkeit in weiser Straf erkennen?
Ja, Heiliger, dieß glaubt ein Weiser dir zum Ruhm!
Die Welt, dein Werk ist nicht des Todes Eigenthum.

Aus Liebe hast du sie einst wollen zuberciten,
Und deine Lieb' ist hier ein Vorspiel künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unsern Leib mit Fäulniß einst durchdringt,
Macht, daß der edlre Theil, der Geist sich höher schwingt.
So wie vom Saamenkorn die Staude sich erhebt,
Wird auch zuerst der Mensch im dunkeln Stand belebt.
Er keimt in der Geburt, wächst durch die Lebenszeit,
Und seiner Blüthe Frucht ist die Unsterblichkeit:
Der Leib sinkt der Natur, bei seines Zweckes Ende,
Verwelkt, um fernern Brauch, in die geraumen Hände.
Ja, wenn denn endlich auch nach Gottes weisem Schluß,
Das prächt'ge Weltgebäud' in Nichts sich stürzen muß:
Wenn nicht zum Mittelpunkt die Schwere mehr wird dringen,
Wenn Sonnen nicht mehr sind, sich Erden nicht mehr schwingen;
O! so verklärt doch dann des alten Raumes Nacht,
Gott, deiner Weisheit Glanz mit neuer Lieb' und Macht.
Vielleicht wird in dem Raum, wo Welten gehn verloren,
Den Geistern eine Welt im Himmel auserkohren.

## Heinrich Gottlieb Zerrenner

ward am 8. März 1750 in Wernigerode geboren, studirte Theologie und erhielt seit 1787 nach einander die Pfarre zu Bayendorf und Sohlen, die Superintendentur zu Derenburg und endlich die Generalsuperintendentur in Halberstadt, wo er am 10. November 1811 als Consistorial- und Schulrath starb.

Er gab heraus:

Predigten. Magdeburg und Leipzig, 1779 — 1781. 2 Sammlungen.
Natur- und Ackerpredigten. Magdeburg und Leipzig, 1783.
Christliche Volksreden. Magdeburg und Leipzig, 1785.
Volksbuch. Magdeburg und Leipzig, 1787. 2 Thle.
Schulbibel. Halle, 1799.
Deutscher Schulfreund. Erfurt, 1791 — 1801. 24 Bde.
Neuer deutscher Schulfreund. Berlin, 1801—1804. 7 Thle.
Mehrere Religionslehrbücher u. s. w.

Z. erwarb sich durch seine Schriften große und bleibende Verdienste um die Verbesserung der Schulen und die Bildung des Volkes.

## Karl Christoph Gottlieb Zerrenner,

Sohn des Vorigen, ward am 15. Mai 1780 zu Bayendorf bei Magdeburg geboren, studirte in Halle Theologie und erhielt 1802 ein Lehreramt an der Klosterschule zu Magdeburg. Im Jahre 1805 ward er Prediger an der heil. Geistkirche, 1818 Consistorial- und Schulrath daselbst. Er wirkt gegenwärtig dort noch höchst segensreich als Director des Schullehrerseminars und Schulinspector; auch ist er Ritter des rothen Adlerordens III.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend. Leipzig, 1803 ff. 4 Thle. u. ö.
Der neue deutsche Schulfreund. Halle, 1811; 5. Aufl. 1824.
Denkübungen. Leipzig, 1812.
Taschenbuch für tägliche Erbauung. Berlin, 1812.
Methodenbuch für Volksschullehrer. Magdeburg, 1813 u. ö.
Grundsätze der Schulerziehung. Magdeburg, 1827.
Auch setzte er fort seines Vaters deutschen Schulfreund. Erfurt, 1812 — 1824. 47s — 60s Bdchen.
Jahrbuch für das Volksschulwesen. Magdeburg, 1825 ff.
Einzelne Predigten u. s. w.

Gleich seinem Vater, in dessen Fußtapfen er auf das Rühmlichste trat, machte er sich ebenfalls höchst verdient um die Verbesserung der Volksbildung, wie des Volksschulwesens, sowohl durch seine trefflichen Schriften, als durch seine musterhafte Leitung des ihm anvertrauten Seminars.

## Johann August Zeune

ward am 12. Mai 1778 in Wittenberg geboren, studirte Philologie und Theologie in seiner Vaterstadt und kam dann 1803 als Lehrer am grauen Kloster nach Berlin. Im Jahre 1807 erhielt er die Leitung der Blindenanstalt daselbst, und 1810 eine Professur an der dortigen Universität, wo er noch mit großem Erfolge wirkt. Er ist auch Ritter der Berliner Gesellschaften für deutsche Sprache und für Erdkunde.

Seine größeren Schriften sind:

Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin, 1808. 3 Bde. 3. Ausg. 1833.
Belisar, über den Unterricht der Blinden. Berlin, 1808.
Thuiskon, über Deutschlands Einheit. Berlin, 1810.
Einfache deutsche Sprachlehre. Berlin, 1811.
Das Nibelungenlied. (Uebersetzung.) Berlin, 1814.
Das Nibelungenlied. (Urschrift.) Berlin, 1815.
Ueber Blinde und Blindenanstalten. Berlin, 1817.
Der Krieg auf der Wartburg. Berlin, 1818.
Ueber die neuen Assassinen. Berlin, 1819.
London und Paris. Berlin, 1820.
Gothische Sprachformen und Sprachproben. Berlin, 1824.
Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Brochuren u. s. w.

Einer der tüchtigsten deutschen Sprachforscher, ein ausgezeichneter Lehrer und ein trefflicher Geograph, hat Z. sowohl durch seine gründlichen und gediegenen Schriften, wie durch seine unermüdliche Thätigkeit, nach den

verschiedensten Seiten hin, besonders aber durch seine Direction der Blindenanstalt, sich große und unvergeßliche Verdienste um die Wissenschaft sowohl wie um die Menschheit erworben.

## Philipp von Zesen,

auch Cäsius und Blau genannt, ward am 8. October 1619 zu Priran, einem Dorfe im damaligen Kurfürstenthum Sachsen geboren, wo sein Vater als Prediger wirkte. Er studirte in Halle, Wittenberg und Leipzig Philologie, und lebte nach vollendeter akademischer Laufbahn als Privatgelehrter. Später wurde er geadelt, als Dichter gekrönt und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, auch von mehreren sächsischen Fürsten mit dem Titel eines Rathes beehrt. Nachdem er einen großen Theil seines Lebens auf Reisen, und vorzüglich in Holland, zugebracht, ließ er sich in Hamburg nieder, wo er bereits 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft, oder den Rosenorden gegründet hatte. Auch war er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft. Er starb am 13. November 1689.

Von ihm erschienen im Druck:

Hochdeutscher Helikon. Wittenberg, 1640; 4. Ausg. Jena, 1656. 3 Thle.
Hochdeutsche Sprachübung. Hamburg, 1643. Danzig, 1645. 12.
Rosenmond. Hamburg, 1651. 12.
Hochdeutsche helikonische Sichel. Hamburg, 1668.
Frühlingsluft. Hamburg, 1642.
Dichterischer Rosengebüsche Vorschmack. Hamburg, 1642 u. ö.
Lustinne. Hamburg, 1645 u. 46. 12.
Dichterische Jugend- und Liebesflammen. Frankfurt, 1651.
Gekreuzigte Liebesflammen. Frankfurt, 1653. 12.
Dichterisches Rosen- und Lilienthal. Hamburg, 1672.
Reiselieder. Hamburg, 1677—1687.
Priran, oder Lob des Vaterlandes. Amsterdam, 1680.
Roselieb, das ist ein Waldspiel. Hamburg, 1646.
Die adriatische Rosemund. Amsterdam, 1645 u. ö.
Ibrahims und Isabellens Wundergeschichte. Amsterdam, 1645. Zweibrücken, 1665. 4 Thle. 12.
Die afrikanische Sophonisbe. Amsterdam, 1646. Frankfurt, 1647. 3 Thle. 12.
Assenat. Amsterdam, 1670 u. ö.
Simson. Nürnberg, 1679.

Ueber Z's wunderliches Treiben, wie über seine mitunter höchst seltsamen Schriften, fällt Küttner in den Characteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 164 bis 166 folgendes treffende Urtheil: „Das Andenken dieses fruchtbaren Schriftstellers, der einen Haufen kritischer, moralischer, poetischer und satyrischer Werke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit zusammenschrieb, der eine neue schöngeisterische Verbrüderung unter dem Namen der deutschgesinnten Genossenschaft stiftete, und zu seiner Zeit unerhörte Neuerungen in der deutschen Orthographie wagte, verdient aus mancherlei Ursachen aufbehalten zu werden. Er ging damit um, unsere Sprache durch Ausmerzung fremder Wörter und entbehrlicher Buchstaben von allem Ueberflüssigen zu reinigen, und machte sie mager und ungestaltet. Seine theoretischen Schriften über deutsche Dichtkunst sind so sonderbar elend, als seine Poesieen. Wer mag den Klingklang aller der geistlosen Ringelgedichte, Dattel- und Palmenreime (dactylischer Verse) mit Geduld aushalten? wer in seinen Romanen die lächerlichen Sprünge seiner erhitzten Einbildungskraft ohne Bedauern ansehen? wer an den ekelhaften Tändeleien seiner ernsthaften Verse Geschmack finden? — Bei nicht gemeinen Einsichten in die Kritik der Sprache, die er informen wollte, bei aller Erfindungskraft seines wunderbaren Geistes, bei allem Eifer zu verbessern, hat er sich auf dem deutschen Parnaß blos in die Reihe derjenigen eingedrängt, die mit dem Namen der Verderber des guten Geschmacks, andern zur Warnung, auf immer bezeichnet sind."

### Märzlied.

Auf, meine Gedanken! Vergesset der Schmerzen!
Seid lustig von Herzen im fröhlichsten Märzen;
O, seht, wie von Kränzen des Lenzen bestreut,
Die Erde die wertheſten Schätze mir beut!

Bald werben die lieblichen Blumen entkeimen,
Zeitlosen und Liljen und Rosen nicht säumen;
Bald schauen wir wohl nach der blauen Viol,
Die opfert den Lüften von Düften den Zoll.

Der Tulpen und Nelken so holdes Gedeihen
Wird Viele beim Spiele der Farben erfreuen.
Dann könnt ihr, meine Gedanken, mein Sinn!
Euch völlig ergötzen und letzen forthin.

Man hört die gesittigten Kinder der Lüfte
Schon singen, daß ringsum erklingen die Klüfte.
Frau Nachtigall wirbelt, daß Hügel und Wald
Und Thal und Gebirge vom Wiederschall hallt.

Sie preisen in Weisen, daß ihnen das Leben,
Die fertigen Zünglein der Schöpfer gegeben,
Froh hinken die Finken den Buhlen auch hier
Bei Störchegeklapper und Lerchen-Tirlir.

Wie schön sind auf Auen, so Perlen bethauen,
Die Hirsche, gelüstend sich brüstend, zu schauen!
Froh springen sie weiter durch Kräuter und Klee!
Wie hüpfet und schlüpfet das flüchtige Reh!

Was Dichter muß schmücken, entzücken und lohnen
Das Lorberlaub grünet zu preislichen Kronen,
Und bildet im Innern uns kühneren Muth.
Auf, meine Gedanken, mein Leben, mein Blut!

Vergesset der Schmerzen und weiht euch von Herzen
Unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen!
Der Frühling erheitert und läutert euch recht:
Auf, meine Gedanken, mein edles Geschlecht!

## Friedrich Wilhelm Ziegler

ward 1761 in Braunschweig geboren, und widmete sich der Bühne, auf welcher er sich als ein bedeutender Schauspieler auszeichnete. Er starb am 24. September 1827 als Consulent der k. k. Hoftheater in Wien.

Von ihm erschien:

Schauspiele. — (Enthaltend: Eulalie Meinau; die Freunde; Weltton und Herzensgüte u. s. w.) Wien, 1791—1793. 5 Bde. 8.

Seine dramatischen Arbeiten, im Iffland'schen und Kotzebue'schen Geschmack, meist sogenannte Conversationsstücke erster Art, erwarben sich auf der Bühne großen Beifall, da sie höchst geschickt auf starke Effecte berechnet waren, so daß einige derselben sich sogar auf dem Repertoire erhalten haben, obwohl sie nicht den mindesten Anspruch auf wahre Poesie machen können.

## Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen

ward am 6. Januar 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und bezog dann 1680 die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er die Rechte studirte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn verwaltete er das von seinem Vater ererbte Gut, ohne sich um eine Anstellung zu bemühen. Nachdem er dieses Besitzthum verkauft und dagegen Liebertwolkwitz erstanden hatte, wo er seinen Aufenthalt nahm, bekleidete er noch die Stelle eines Stiftsrathes zu Wurzen. Er starb auf seinem Gute am 8. September 1690.

Er gab heraus:

Historischer Schauplatz, oder historisches Labyrinth der Zeit. Leipzig, 1686 ff. 2 Bde. Fol. u. ö. fortgesetzt von B. C. Sinold. Leipz., 1718.

Asiatische Banise. Leipzig, 1688 u. ö. Letzte Ausg. mit Fortsetzung von J. G. Hamann. Königsberg und Leipzig, 1766. 2 Thle.

Heldenliebe der Schrift Alten und Neuen Testaments. Königsberg und Leipzig, 1691 u. ö. mit Fortsetzung von G. C. Lehms. Königsberg und Leipzig, 1734—1737. 2 Thle.

Z. war nicht ohne Phantasie und Kenntniß, aber ganz von dem falschen Geschmacke seiner Zeit ergriffen; dieß war auch allein der Grund, weshalb seine asiatische Banise, deren Styl sogar den Lohensteins an Schwulst und falschem Pathos übertrifft, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, allgemeinen Beifalls erfreuen konnte. In seinen Poesien ahmte er sein Vorbild, Hoffmannswaldau, ängstlich nach; seine andern Schriften sind nur Compilationen.

## Kaspar Ziegler

ward am 5. September 1621 in Leipzig geboren, studirte Anfangs Theologie, wandte sich dann aber der Jurisprudenz zu und zeichnete sich auf diesem Gebiete so aus, daß er binnen kurzer Zeit Dr. juris, Professor, Appellationsrath und Director des Consistoriums in Wittenberg wurde, wo er am 17. April 1690 starb.

In deutscher Sprache gab er heraus:

Tractatus von Madrigalen. Leipzig, 1653. Wittenberg, 1685.

Zwanzig Lieder über die Geburt, Leiden und Auferstehung Christi. Leipzig, 1648.

Z. war einer der Ersten, welche das französische Madrigal nach Deutschland verpflanzten. Seine Versuche in dieser Gattung, so wie seine religiösen Lieder zeugen von Geist und Talent.

## Johann Georg von Zimmermann

ward am 8. December 1728 zu Brugg in der Schweiz geboren, und erhielt daselbst eine wissenschaftliche Vorbildung; dann studirte er in Bern, und seit 1747 in Göttingen Medicin. Nach vollendeter akademischer Laufbahn machte er eine Reise durch Holland und Frankreich, und ließ sich darauf in seiner Vaterstadt als Physicus nieder. Sein Ruf als ausgezeichneter Arzt verbreitete sich sehr rasch, so daß er im Jahre 1768 eine Einladung als königlich großbritannischer Leibarzt nach Hannover erhielt, welcher Einladung er auch Folge leistete. Neid und Partheisucht verdarben ihm jedoch hier das Leben und stürzten ihn zu Zeiten in tiefe Hypochondrie, aus welcher er sich nur durch seine schriftstellerischen Beschäftigungen herausriß. Trotzdem schlug er indessen eine Einladung Katharina's II., nach Petersburg zu kommen, aus, was ihm die große Monarchin jedoch nicht verübelte. Für die Dienste, die er ihr leistete, beehrte sie ihn sogar mit dem Wladimirorden. 1786 ward Zimmermann an das Sterbelager Friedrichs des Großen gerufen, und veröffentlichte, als er unverrichteter Sache zurückgekehrt war, über denselben zwei Schriften, welche ihn in viele unangenehme Streitigkeiten verwickelten und ihn so verstimmten, daß seine Melancholie sich auf das Höchste steigerte. Er starb nach heftigen Schmerzen am 7. October 1795.

Seine Schriften sind:

Versuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen. Göttingen, 1779. 2. Aufl.

Ueber die Einsamkeit. Leipzig, 1784 u. 85. 4 Thle.

Ueber den Nationalstolz. Zürich, 1789. 6. Aufl.

Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm. Leipzig, 1788.

Fragmente über Friedrich den Großen. Leipzig, 1790. 3 Thle.

In seinem praktischen Handbuche zur Lectüre der deutschen Klassiker, Theil II. S. 292 f., bemerkt Pölitz sehr treffend über Z.: „Eine vielseitige, auf eigenes Beobachten gegründete Ansicht des Menschen; eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der ältern und neuern Geschichte, deren Belege er sehr glücklich für seine aufgestellten Sätze zu benutzen wußte; eine Bestimmtheit und Schärfe des Urtheils, die den lebhaften und feinen eigenen Untersuchungen folgenden Forscher verbürgen; eine Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks, die zwar nicht mit höherer stylistischer Kunst und mit einer blühenden Darstellung in Verbindung steht, doch aber durch die sichere und ihm ganz eigenthümliche Haltung der stylistischen Form Interesse an derselben erregt, sind es, wodurch er als Stylist den besten Prosaikern aus der zweiten Periode unserer Sprachbildung gleichgestellt zu werden verdient. Zwar gefällt er sich nicht selten in paradoxen Sätzen, auch kann man nicht jede seiner Behauptungen unterschreiben; bisweilen scheint selbst seine stylistische Kürze und Energie mehr gesucht, als natürlicher Ton zu sein: aber keiner wird sein Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst, oder das vom Nationalstolz, oder sein Werk über die Einsamkeit ohne Belehrung und Befriedigung und ohne Gewinn für die Menschenkenntniß aus der Hand legen."

### Aus von Zimmermann's Werk: Ueber die Einsamkeit.

#### Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sie absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des Wassers von dem

Felsen herab, das Säuseln erfrischender Wind, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie, ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in ländlicher Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden als die, da ich ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, Alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolphs von Habsburg, da allein, auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün [1]) sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit [2]), wo die Gebeine Kaiser Albrechts des Ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oestreich, und so vieler von den Schweizern [3]) erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Edeln, in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindonissa [4]) stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend erhuben sich über anmuthige Hügel, alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch jetzt, bei dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freiheit, Keckheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bei so vieler angeborner Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte dem Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab, von allem, was uns an den Menschen mißfällt; verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beim Anblick der Natur; macht so gutmüthig, offen, zutraulich; hilft immer weit besser fort auf jedem guten Wege: wenn man nur seine Leidenschaften zu guten Zwecken leitet und mit seiner Imagination nie ins Schwarze sieht.

Etwas schwerer ist freilich dieß Alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über Alles wegzuheben, was uns umgiebt. Aber wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geneckt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch, auf allen Gassen und in allen Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehends das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äußerst unglücklich in Paris [5]). Dieser große Geist schrieb zwar auch da große Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn, und der große Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller, ward beinahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer und zumal mit mehr Gelassenheit und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gearbeitet, gedacht, o so findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spaziergange nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergießt sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da, vor einem dicken adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in seinen Knochen. Kein vornehmer Zierbengel jagt ihn da mit seiner Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadeliche Hure, und über keine stiftsmäßige Gans.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauern einschließen. Er sieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bei jedem Blicke entzückt, und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Ohne die innigste Rührung erinnere ich mir nie, die große und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der

---

1) Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einem hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Habsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frei und allein.

2) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Reuß. Die Gemahlin des im Jahre 1308 von seinem Brudersohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten ermordeten Kaisers Albrecht des Ersten, erbaute auf dieser Mordstätte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzoge von Oestreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die mit einander verbunden waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschließet.

3) In der Schlacht von Sempach erschlugen 800 freie Schweizer den Herzog Leopold von Oestreich sammt sein stolzes Heer — über 1300 Ritter, die Blüthe des deutschen Adels.

4) Vindonissa war eine sehr große und stark befestigte römische Stadt, der Waffenplatz der römischen Kaiser gegen die Einbrüche der allemanischen Völker. Sie hielten hier eine beständige zahlreiche Garnison wider diese muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein setzten, und das Aargau plünderten, aller Festungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiser Constantius Clorus gelang es jedoch, die Allemanen im Jahre 297, in dieser Gegend zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Vindonissa von den Allemanen erobert und zerstört. Indessen scheint es, man habe Vindonissa zum zweitenmal wieder aufgebauet, denn unter der fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bei nochmaliger Zerstörung gegen das Jahr 579, nach Constanz verlegt. Auf den Trümmern dieser großen Römerstadt wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windisch und von Altenbrugg, die Stammherren der Grafen von Habsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist jetzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenbrugg und Windisch.

5) Je puis dire, sagt er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre éloigné.

Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo er geboren und erzogen ist, bei der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung ging und saß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna [1]). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Züricher-see und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseins und seiner Kräfte umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen seiner unverschuldeten und wenigstens nach den Gesetzen unvertilgbaren Existenz um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er der höchsten und unerschöpflichsten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig sein kann, welchen sein bloßer Name eine Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in eine peinliche Herzensklage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und ernicdrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wovon sie wähnen, es sei Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrößern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich befleißigen denselben zu vernichten.

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur, die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Züricher-see durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begränzt durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Felsen, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führt hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin, in einem halben Zirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hügelichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, furchtbare Alpen in immer größern in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater, und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattige Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise und tief seinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen majestätischen Ezelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruht an jedem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Züricher-see, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schaafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; hört des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; hört von ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummt nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Züricher-see, zu Richterswyl, bei dem lieben und großen Arzte ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt auf Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieser Edle schläft und ruht, und weckt ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrige Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlingt sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebirgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortete es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf wie Goldkörner, und geht dann von ihm, sehnend, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, wieder weg: o so ist er am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruft sie Jesus Maria! wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwei Tagen so viel besser; ach wie seid ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweiz, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwei Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruht nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden [2]). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber

1) Brydone sagt: „Es schien, so wie wir über die Wohnungen der „Menschen erhaben waren, als blieben alle niedere und gemeine Em„pfindungen zurück; als legte die Seele, da sie sich den ätherischen „Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab; und empfinge sie „schon etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit."

2) Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Markgrafen von Baden in dem schönen Karlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem großen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern anzubieten. Anmerk. d. Verf.

Leser, wer du auch sein magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bei meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster bei Albano, nicht in meines Königs Hause zu Windsor.

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht, zu Richterswyl am Zürichersee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieses Buch über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst, ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher Einsamkeit die Menschen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß Alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum unter gleich gestimmten Seelen, auf dem Lande unaussprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz würden Allem zur Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit, gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Palast einer Königsstadt, und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Langeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen [1]).

Gewiß ist's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten so herzlich: das Landleben habe Vergnügen, von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seien weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könnte Geschmack, Wahl und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie auf's Land sich begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfließen, als ihr auf euren Assembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau sein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der gesellschaftlichen Verhältnisse, ist das beständige Anprellen des Wahrheitssinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher brave und geistvolle Offizier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wie mancher wackere, sich aus dem Troß der Gemeinheit erhebende Geschäftsmann, wie mancher patriotische Bürger wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, vornämlich solche, die Ansehn und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie Alles in der ganzen Stadt so klein machen will als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer schwarz. Freie, offene und rechtschaffene Menschen müssen, wenn sie städtischer Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben so gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi dem indianischen Fabeldichter. Jemand sah einst einen Fuchs eiligst nach seinem Loch laufen, sagt Saadi; und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas übels begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, sprach der Fuchs, mein Gewissen ist rein; aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wohl ein Kameel haben, sie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtschaft führen. Ei was kümmert dich das, du bist ja kein Kameel? Lieber Gott, sagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und krumm schließen, und keiner würde untersuchen: ob ich auch wirklich das Thier sei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O die vergißt man überall, im stillen frohen glücklichen Kreise der Seinigen — in der Einsamkeit häuslichen Glücks! — Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, verfliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienstbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und fliehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft, auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergißt man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid. Einsamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle und allen unwillkührlichen Weltverhältnissen. Vortrefflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtsein von dem, was er ist und hat, und lebe mehr in sich und für sich, als in äußern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freien Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sei er ganz das und nichts anders, als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit und willkührlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man sich am Hofe frei glaube, wo man doch bei seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach Allem richten müssen, was uns umgiebt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben scheint, uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genießen. Selbstgenuß, sagte diese Dame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst machte ich in der Bastille.

Freie Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofmeisen eben so wenig geboren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden, der zum Höfling nicht geboren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhältnissen werden freie, offene, selbstständige und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreißen. An Höfen muß man erzogen sein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunst; aus Mangel von Aufklärung und besserer Begriffe, wird da freilich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen, wovon du sprechen sollst, und also auch ohne etwas zu sagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten und über den Kopf deiner Gesellschaft wegflossen, wie Wasser über Wachstuch?

Welcher Sclave ist überall ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche Sclavin eine vernünftige

1) Die Maintenon schrieb an Frau von Caylus, aus Versailles: Nous ménons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l'esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entièrement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramasse quelque misére les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se caresse, et on se déchire.

Conventualin in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlacht und ausstößt, was man ehrt, schätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannen giebt's als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sclaven sind wir da, wo uns niemand versteht. Ach es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme, im Umgang zu gefallen; man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl Alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und Alles hochschätzen, was jeder Mann von Geist und Verstand verschmäht: oder man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familien-Leben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei, von Allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiste ekelt und den Magen belästigt.

Einsamkeit zerstört allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Necker von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzt sehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König mißfällt, wenn dieser ihm befiehlt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach, so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald er sein eigener Herr ist. Muße und Freiheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondristen, der Alles um sich her drückt, und von Allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod[1]) eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister wie einem Menschen, der von einer großen Krankheit sich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beispiel von Menschen geben, die kühn genug sind, Alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen: so giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben, viele, die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freiwilliger Ruhe des Alters eingegangenen Ministern großer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden und Landleute. Desto besser für die Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortreffliche Kanzler von la Roche in Speier, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren schönsten Tagen bei Hofe.

Herrlicher Stoff, setzte man hinzu, sei dies zum Moralisiren und Loben der Verachtung aller menschlichen Herrlichkeit für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen. An dieser gepriesenen Abgeschiedenheit haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe bei den mehrsten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzähligen Hindernissen durchdringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst, bald mit List seinen Zweck erreichen mußte, sei nun erst, was er bisher nie sein konnte, nun erst Souverän und regierender Herr. Er könne schaffen und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen, wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öffnen und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleien, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dies sei nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sei Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an bis an sein Ende, es sei nun, daß er einem großen Staate vorstehe, oder einem Hühnerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu genießen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn er wirklich klein genug denkt, um es nicht zu sein: o so mag er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabei die Lust verliert, sich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen und Schiffbrüchen sich auszusetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht[2]). Früher oder später lernt auch der Exminister gewiß alle menschliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt, daß die wahre Größe des Menschen oft bei dem anfängt, was Minister für Nichtssein halten; daß der Gram, nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeiz ist; und daß Gärtner und Landpfarrer bei Kohl und Spargel und Hühnern weit vergnügter und glücklicher leben, als der größte Minister.

Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebt's in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr ist, sich todt zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist in's Haus kommt, aus dem Stall in die Studierstube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin. Trockene Erbsen und roher Schinken sind Leckerbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränke, und sie wissen nichts von Kolik. Kein Fenster ist dicht, und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorin liest keine Romane, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückter und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über Alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig: und darum ist er glücklicher, als ein König und ein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bei so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das, was noch etwa besser sein könnte, vergißt man Alles, was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, Alles gerade haben willst, was nun einmal schief ist und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich Alles in der Welt gefallen läßt, wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosoph zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel Gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden sein. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit ist dieß freilich; aber sie schlägt doch zu leicht in Mönchsmoral[3]) um; taugt nicht für kühne

1) C'est à ce terme, sagt ein französischer Geschichtschreiber, où conduisent presque toutes les disgraces. Le credit, l'autorité, et la consideration dont on jouissoit avans de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude où ils laissent un voyageur.

2) Le Marechal de Boufflers est allé planter, sagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas faché, qu'on allât le chercher à la cherrue. En attendant il nous a tous chargé de penser à lui, s'il vaque quelque chose pendant son absence, qui doit être de quinze jours!

3) Laisser aller le monde comme il va, sagt ein geistvoller

Menschen, und macht nicht Völker frei. Indessen ist es wahr daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führt, als wenn jeder Mensch gegen alles, was ist, etwas zu erinnern findet.

Als mich einst in Hannover mein Barbier einseifen wollte, sagte er mit einem großen Seufzer: es ist heute erschrecklich heiß! Sie setzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; seit neun Monaten sagten Sie mir immer um den andern Tag: es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht besser sein, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die armen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten? O ja, sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen seien dem Menschen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schicksal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da, wo nichts dieses süße Andenken stört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beisammensein der zärtlichsten Gemüther weniger mild. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man sich heute nicht ist, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch jetzt und immer sich sein würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freilich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freimüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftmuth des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geschieht dieß alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verschwindet dieß Alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit und erprobte Treue steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist jetzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen großen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellt sich gern zu allen Blicken in die schöne Natur. Zartfühlende Weiber fühlen Liebe bei jeder schöner Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmilzt viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genusse des Landlebens. Sie fühlen viel besser die Schönheit einsamer Spaziergänge und waldiger Schatten; mit sanfterm Erstaunen die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. Was ist der Liebe ähnlicher, sagt ein großer deutscher Philosoph, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für seine Augen waren die Reize seiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings Eins. Sein lange bedrücktes Herz erweiterte sich auf einmal bei einer schönen Aussicht; er athmete im Garten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gern wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern sie sich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkle Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen, in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem schaurigen Geschrei der Adler, als auf Fluren, wo eine einsame Hirtin ihrem Säugling die Brust reicht, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brot bricht, und glücklicher ist, als ihr Alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geist besser, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt giebt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach das erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerin oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süßen Unterredungen, dieß Alles sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stoßt ihr die Thüre nur ein wenig auf, so stürzt Alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süße Augenblick, da beide Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben.

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile, es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gern in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen die Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äußersten Entzückung nur sich ansieht, und völlig schweigt.

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft oft den höchsten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts sein könne als ewige Melancholie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prose möchte ich wohl sagen, sondern dythirambisch. Der geliebte Jüngling ist zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter und lieber Jüngling; er ist ein Gott. Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit.

---

Schriftsteller, faire son devoir tellement quellement, et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de moines, mais elle peut laisser le convent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Dasein, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle gesiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt, wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß Alles recht ist, was sie thut und was sie will; und erschafft ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch die schwärmerische Liebe, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehrt am Ende den Menschen und macht ihn unglücklich. Mit der einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlingt, flöhen und verschmähten wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung Alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen, und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußtapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genfersee, und suchten wir Freiheit in Westen und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit sich schleppt, der es verwundet.

Bei solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzenei. Auch hat Ovid vortrefflich gesagt: vermeidet ihr bis zur Schwärmerei Verliebten einsame Oerter, hütet euch allein zu sein; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge seid ihr sicher.

Einsamkeit ist auch für jene Liebe keine Arzenei, die der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Person unterdrückt in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden: in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wollust, alles was Wünsche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felsen von Vaucluse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die schönen Bilder weg, und seine Liebe ward geistig; und glühet noch, mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang.

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie ging, dann würden deine Thränen fließen bis in den Tod. Trauern heißt nicht, Gott ergeben sein. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr sein kann. Er sucht immer, und findet nie. Er lauscht, und hört nichts. Er glaubt, er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begießt sie, pflegt sie, liebelt mit ihnen, und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab, und verdorrt. Aber hat der Trauernde in der Einsamkeit lange genug sich gesträubt gegen die Scheidewand des Schicksals; hat er lange vergebens seine Arme ausgestreckt in leere Luft, hat er lange genug starr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnt nach thränenfreiem Wiedersehen: dann übt er doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerigen Thälern, freuest du dich jedes Sieges über dich selbst, une jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Aechte Liebe wird in der Einsamkeit nie überwunden, aber geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher sein willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit dem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht und wegkost. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freie und süße Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertrefflich lehrt, und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung die sich nicht beiden Herzen mittheilt! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig sein, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über Alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann wird die Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer übeln Laune gemildert, die Heftigkeiten unserer Leidenschaften besänftigt, und der bittere Kelch des Lebens versüßt. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in süße Melancholie. Alles was mit Milde in die Seele wirkt, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, sind darum jedem Seelenkranken, und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst Alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich Alles was ich hatte, nicht mehr mochte, wenn Unlust an Allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstätte machte, so lag doch noch immer für mich in weiblicher Güte eine tröstende Kraft. Nichts versüßt mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige, beim Anblick von tausend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süße Melancholie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlaßt. Junge Mädchen auf dem Lande von funfzehn bis achtzehn Jahren, von zarter Empfindung und weitsehendem Blick, haben diese süße Melancholie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe

athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melancholie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melancholie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees ging. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweicht, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen großen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süßesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! Einsamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süß leiden, traurig sein ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit Allem vorziehen; gern allein sein, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling einmal genießen soll, weil er das Alter fliehet.

Es giebt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern, wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie! Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, sind sie Menschen von heftiger Gemüthsart, dabei gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe und großes Nachgeben.

Dahingegen hat die Natur mächtige Reize für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben eben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahrhaftesten und aufrichtigsten Trauer, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Trauernde nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Trauer stört, so sehr mir auch mein Herz bei dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seien nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der schrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irrthum ein Barbar.

Ueble Laune und Grämelei verschwinden in der Einsamkeit bei dem kleinsten Herzensgenuß, bei jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein häßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeugt. Vor solchem Unglück darf man nur bloß seine Thür abschließen. Grämelei ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Geberden stillschweigend äußern, und den das schöne Geschlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu sein, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen giebt: auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott, und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

---

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amtswegen. Der Geistliche lehrt und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt und schwitzt oft Blut dabei und kurirt gut oder übel; Alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und kurirt nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß: weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Collegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebornen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort, bei dem ich immer auffahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer anfangen, ist nichts als eiskalter Canzleistyl, Ziererei, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreißt, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut sein: groß sein in Geschäften, und klein in seinem Herzen[1]). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus, und allen Wörtern dieser Art, muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bei großen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heißen, da oft so äußerst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Große in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssen fehlen wir doch alle, täglich, unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlüssen, bei manchem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unpartheiisch und frei; niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannigfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerlei Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äußerste Thorheit, daß Seelen wähnten, die Körper hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinauffaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedelei, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu retten, weil Er ihn stark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es ist eine schöne Bemerkung eines vortrefflichen schottischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch sei ganz und gar ein Geschöpf der Welt; er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sei glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehl schlägt. Bei einem Tugendhaften aber sei der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sei sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlasse er der Vorsehung. Sein Zeuge sei im Himmel, und der ihn kenne, sei in der Höhe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieße er seiner eignen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Men-

---

1) Viri potestatibus sublimes, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animae suae consulant.

schen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen, ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen, ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frei.

Solche Unabhängigkeit und solche Freiheit kann auch den größten Freiheitshässern nicht mißfallen, denn sie führt bloß zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel geschickt und emsig machen, die rechtmäßigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeigt: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freier Muße, fassen wir feste und gründliche Entschließungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen, denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens, die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehrt. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen, die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit Alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Straße fröhlich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reizungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, sind also große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man gerne läßt wie sie sind, weil man sie verlacht. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der übeln Laune, des mannichfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht, und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist, Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernt aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegflieht, vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lärms, aller unserer Behauptungen, und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun laßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und Alles was man in den Städten hervorsucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich läugnet kein Böswicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sei. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, die ihn so ungestört erhält. Was hülfe es die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Zellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das Erste und das Letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie Alle fliehen und ihnen Allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehört, daß er hochschätze, was die Menschen verachten, und verachte, was die Menschen hochschätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne, da er sein Erbitiv erhielt, schlug auf seine Schenkel und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sanft und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals Alle nach Herrschaft gierige Römer hochschätzten. Aber das that Manlius Curtius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrhus aus Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bei seinem Heerd und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt ist so glücklich wie Manlius Curtius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frei von Zweifeln, Besorgnissen und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Könige und Fürsten.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Uebersicht unsers Lebens sein soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reiz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt herauszuziehen. Allmählig sehen wir dann immer freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und Alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug sein für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig sein kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen und unserer Wege, machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen,

uns zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyrannei des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähe erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlangt man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseins unserer Seele wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freiheit, Alles zu thun und zu sein, was wir wollen, weil wir im Himmel nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir sein werden wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unsere Seele liebte: dieß sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich nach meinem Bedünken hier, bei stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher andere gewiß eben so gern, wie ich, alle andere Multiplication unserer jetzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

---

## Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit.

Es war nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bei irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlöscht gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Giebt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem speculativen Einsamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übt, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seien; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bei Gott. Es ist auch darum unmöglich, ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben, um fähig zu sein, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzt, und ganz von seines Gleichen getrennt ist, hat keine Stütze, an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruft uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle in's Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Egypten und dem ganzen Orient bezeugt diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden menschlichen Geschlechte den schauerigsten und abscheulichsten Begriff haben, wenn man wie jener französische Mönch sich auf dem Vesuv eine Einsiedelei baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlundes werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Convulsionen der Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen.

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, und dieß ist es vorzüglich, was ich empfehle, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr ist, was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat, nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllt, ohne diesen Wechsel des Umgangs mit den Menschen und des Umgangs mit sich selbst; ohne den Frohsinn des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter Vielen und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch und Stille; ohne Zerstreuung und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist löblich seine Muße mit edeln Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig genießt der Einsame für sich größerer geistiges Vergnügen, als der Geschäftsmann, oder man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sei der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sei man auch bei den größten Verstandsvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den er in unsere Natur gelegt hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes sein sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt zu entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müssiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerlegt, welche die Menschen wohl zu eigensinnigen Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordert uns der Erlöser mit seinem Beispiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müssiggänger verlangt. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sei ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts anders, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens und die Geschäftsfülle im Stillen wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die geringern Freuden der Welt, als Erholungen nach

Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut, was die Menschen vereinigt, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen Werth auch auf Assembleen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges sinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberspannte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verliert. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickte! Eine frohe Gesellschaft und ein freundliches Mahl, geben der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Gestalt; und beide gewannen gewiß schon manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tabacksnebel.

Abtrünnige aus der Gesellschaft giebt es indessen auch mit Recht. Um *mehr* zu thun, und in einer *größern* Ausbreitung zu wirken, muß mancher gern viel sitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geselligkeit doch zuweilen Vergebung, und bei vielen Menschen eine freundliche Aufnahme, wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht Alles, was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das wichtigste ist, das er in jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnet; mancher würde sehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht blos dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun als im Tumult geschiehet; aber er geht auch gern in den Wirrwar des Lebens, wenn etwas Wesentliches darin zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirkt in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwei Beine.

Gelehrte Einsamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, *indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was sie ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit und des Respects verschweigt.*

Ein Gelehrter kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht[1]). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren abgeschmackten Geschwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießungen des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äußerliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch seinen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Klasse für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfließt. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich: die Ursache sei, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen, und keiner von diesen geschwätzigen Aerzten, Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrscht wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Prozessen, und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib, so denke du mit Lammessinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehrt: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verloren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den Umständen und nach den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenschaftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich bloß nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterie, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Classe von Menschen, die man anjetzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äußerst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liest, um mit Büchern Pedanterei zu treiben, das ist, in das Wenige, was sie liest, eine große und ausschließende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darin ist, und dann von allen andern Menschen kurz um zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unleidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten, und laut: ganz unstreitig haben Sie die hellrothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangegelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee, und bei einem einzigen Souper, läuft man bei der Lesewelt gewöhnlich funfzigmal durch die Hechel; und muß sich dann freilich einen schnöden Blick von jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, oder nicht gelesen zu haben vorgiebt. Völlig für verloren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten[2]).

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesen Leselärm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen, was man liest, mit denjenigen spielt, welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand malt, mit allen Menschen verlegen sein; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschließen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bei dieser allgemeinen Zurückhaltung, bei dieser komischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesammt Schriftstellerei für ein Landesverbrechen[3]).

---

1) Tout homme absorbé dans des meditations profondes, sagt Helvetius vortrefflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde; aussi leur paroît-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du moode sentent que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mène à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'élève point au-dessus de la mediocrité, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un desir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espèce de desir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

2) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern solche Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatsschriften, Almanache, Comödien, Romane, kleine lustige Sachen und Poetereien, auch Pasquille und Schmähschriften, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalog kommen.

3) Hierher gehört auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schafft, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist, etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietigst für das vortreffliche Werk, oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Canzleistyl ab, das sich auf ein Buch just eben so gut passet, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unserm Deutschland, zeigen also wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel besser es wäre, gar nichts zu lesen, als seine Leserei jedem unter die Nase zu reiben, und dann vor dem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrscht, wo man keine Art von Pedanterei treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier sich außer seinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel allein sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Großen, eine Uebung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einen Großen eine einzige kühne Wahrheit ins Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beinahe nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht, alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute aushebt, das doch beinahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürsten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freuet sich nicht innigst, wenn er sieht, wie liebenswürdig auch Monarchen sein können, vor deren üble Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeobachter möchte nicht den jungen Cäsar schon in der Zeit oft ganz allein gesehen und gesprochen haben, als Scylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius! Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder großer Kräfte in ihrem Keim, sind beide äußerst interessant und wer freut sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bei solchen Kräften wohnen.

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal, findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringt, ihn aus keiner andern Ursache ehrt und schätzt, als bloß, wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, weil es seinem erbärmlichen Ehrgeiz schmeichelt.

Benutzt man aufs Beste jede Lage, in die uns die Vorsehung gesetzt hat, so findet sich auch leicht Trost in der Einsamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit giebt alles, was man im Umgange nicht findet. Umgang, so schlecht er auch sein mag, giebt dagegen immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und selbst durch den Nichtgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen zuweilen in Gesellschaft, wenn es nicht anders sein kann, aber geht; überlaßt euch da einem anständigen Frohsinn: nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch sein mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelingt wieder ernsthafte Meditation und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Absicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage. Ein sehr großer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuschauer in der Welt zu sein. Deswegen müsse man das speculative Leben ganz verwerfen, in so fern es nämlich ganz auf sich selbst eingeschränkt ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann wieder den eigensüchtigsten Einsamen, der doch nur auch seine Verstandeskräfte übt, dem es doch auch zu etwas nütze ist, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einsamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht, wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bei ihnen erschlafft und wegschwindet; wie leer, wie schal, wie kernlos, allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufrafft, wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfacht, um mit Eifer auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sei als Gutes denken, gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung des Verstandes und Untersuchungen, welche man bei sich insgeheim anstellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienstlicher als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht läugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist eben so gut zum Denken wie zum Handeln, also zum speculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beiden sich übe, und dann fähig sei, in beiden der Absicht Gottes zu entsprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre also eben so wenig Philosophie, als eine gänzliche Unlust an der Einsamkeit. Man muß wechselsweise beide satt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entschuldigung scheint der Trieb zur Einsamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man diese in der Welt nicht hatte, und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele, und dann mißbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Mißvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hatten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns da auch unser Mißmuth über alles, was wir sehen und hören, nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe, was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du doch diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen, und desto gewisser wirst du ein Misantrop. Vermeidest du hingegen die Gesellschaft der Menschen nicht ganz, so hast du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menschen zu sehen, den du nur nicht genug kanntest; du wirst Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht. Niemals sollte man darum mehr versuchen, in Gesellschaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meisten Angst und Zwang kostet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich also Misantropie aussäen. Gerade das Entgegengesetzte ist mein Ziel.

Bart und Kapuze mögen immer den Werth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als weise Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können, so oft es uns gutdünkt, und allein zu sein mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreist nach seinem eigenen Geschmacke zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bei dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrigen großen Dinge dieser Art den Herren und Damen, die nichts besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keines andern Menschen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgiebt. Solches Glück ist nur wenigen bescheert. Die Welt sagt, es sei eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufkeimen, bei diesem schlummern, so entsteht denn eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes, den sie erzeugt, und der Stärke, die sie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach dies ist eine Begierde, die man gewiß einem Schriftsteller verzeiht, der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzusagen, wie ich es fühle, und wie es ist.

In mancher deutschen Provinz, wo noch immer der Adel dem persönlichen Verdienste nur einen sehr eingeschränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menschen verdrängt; wo also der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es sei eine himmelhohe Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande befestigt; wo man alle menschlichen Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäusten unablässig anwendet, diese Kluft in

aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieses anerkannten Standesunterschieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung schnappt: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als bloß zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sei sowohl eine Folge des Bewußtseins von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei solcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht, muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen, diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er stille stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Also Einsamkeit und Umgang wechseln ab. Seneca sagt vortrefflich: jene mache uns Lust, wieder Menschen zu sehen, diese treibe uns zu uns selbst zurück; eins sei die Arznei des andern. Die Einsamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdrusse der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt sein, sondern auch zum Scherze geneigt. Sokrates habe sich nicht geschämt, mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beim Weine erholt, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegerische und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstre, mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; denn zwischen Weltumgang und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

## Julius Wilhelm Zinkgref

ward am 3. Juni 1591 in Heidelberg geboren, studirte daselbst die Rechte und machte dann von 1611—1616 eine größere Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr erhielt er die juristische Doctorwürde, privatisirte eine Zeit lang und wurde darauf Generalauditeur bei der Garnison seiner Vaterstadt. Als Heidelberg von den Baiern erobert wurde, verlor er dieses Amt und trat als Secretair in die Dienste des französischen Gesandten Maresçot, den er auf seinen Reisen begleitete. Eine Krankheit zwang ihn jedoch, sich von demselben zu trennen; er lebte nun in Straßburg und Worms, ward später Landschreiber in Kreuznach und bald nachher in Algei, die Unruhen des dreißigjährigen Krieges zwangen ihn jedoch, eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater in St. Goar zu suchen, wo er am 1. November 1635, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, starb.

In deutscher Sprache schrieb er:

Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche. Straßburg, 1626. Ferner: Amsterdam, 1653. 3 Thle. in 12. (der dritte ist von Zinkgref's Freunde J. L. Weidner); und öfter.

In der von ihm besorgten Ausgabe von Opitz Gedichten, Straßburg, 1624 in 4. finden sich im Anhange auch mehrere Gedichte von Zinkgref selbst.

Seine Apophthegmen zeichnen sich, abgesehen von dem wirklich interessanten Inhalte, durch den trefflichen prägnanten Styl und die lakonische Bestimmtheit höchst glücklich vor anderen gleichzeitigen Schriften aus. Als Dichter gelang ihm am besten das Epigramm.

## Georg Joachim Zollikofer

ward am 5. August 1730 in St. Gallen geboren, erhielt eine treffliche Schulbildung in Frankfurt a. M. und Bremen, und studirte darauf in Utrecht Theologie. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland ward er reformirter Prediger zu Murten, und ging dann 1758 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig, wo er dreißig Jahre hindurch höchst segensreich wirkte, bis ihn am 22. Januar 1788 der Tod abrief.

Von ihm erschien:

Gesammelte Predigten. Leipzig. 1789 — 1804. 15 Bde.

Gesangbuch. Leipzig, 1786. 8. Aufl.

Ueber Z. urtheilt Pölitz a. a. O. Thl. I. S. 90 f.: „Zollikofer war einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit. In seinen Religionsvorträgen herrscht Klarheit der Begriffe und Wärme der Empfindung. Der Form nach gehören sie zu den vollendetsten stylistischen Producten, welche Deutschland aus jener Periode besitzt. Seine Diction ist reich und mannigfaltig; sein Periodenbau hat Wohlklang; die Verbindung der Begriffe in seinen Vorträgen, die Uebergänge und Wendungen geben denselben ein frisches Leben. Er ging zwar bei seinen philosophischen Grundsätzen von dem Eudaimonismus oder von dem Glückseligkeitsprincip in der Moralphilosophie

aus; aber seine Moral ist keineswegs eine bloße Klugheitslehre, sie trägt das Gepräge reiner Triebfedern, die er für die menschlichen Handlungen empfiehlt. Nicht immer ist strenge logische Ordnung in seinen Vorträgen; sie gleichen mehr freien Aufsätzen, aber demungeachtet findet sich in denselben ein philosophischer Zusammenhang zwischen den aufgestellten Begriffen, und ein Strom von Beredsamkeit, der aus der Lebendigkeit seiner Ueberzeugung von der Kraft moralischer Wahrheit und aus der Wärme eines edlen Herzens hervorgeht, und keineswegs das Product der Erkünstelung oder sclavische Befolgung rhetorischer Regeln ist. Die Lectüre von Zollikofers Predigten wird noch immer jedem Manne von hellem Verstande und warmem Gefühle zusagen, er gehöre, zu welchem Stande er wolle; er baue diese oder jene Wissenschaft an. Aber den künftigen Theologen werden sie als Muster der Nachahmung aufgestellt, damit er lerne, wie er auf Verstand und Herz zugleich wirken könne. Zollikofer hält beinahe durchgehends die mittlere Schreibart fest; selten hat er in der niedern geschrieben; nie in der höhern. Sein richtiger Takt und sein geläuterter Geschmack bewahrten ihn vor einer unsteten Vermischung der verschiedenen Schreibarten unter einander."

---

## Einige der vornehmsten und gemeinsten Fehler der Kinderzucht *).

Text, Ephes. 6, 4.

Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Geistes und ihres Herzens, ist unstreitig das wichtigste, aber auch das schwerste Geschäft der Eltern. Wenn wir bedenken, wie viel auf die ersten Eindrücke in dem menschlichen Gemüthe ankömmt, wie tief sie in demselben eingegraben werden, und wie schwer sie nachgehends auszulöschen sind; wenn wir erwägen, wie stark und fast unüberwindlich die Gewalt des Vorurtheils und der Gewohnheit ist, und wie viel Mühe es uns kostet, einen Weg zu verlassen, den wir oft betreten, auf dem wir viele Annehmlichkeiten gefunden, und den wir lange für den sichersten und besten gehalten haben: so werden wir leicht einsehen, wie viel daran gelegen ist, ob man uns in unsrer ersten Jugend gute oder böse, wahre oder falsche Grundsätze und Lebensregeln beibringt, ob man uns die Güter und Vortheile dieser Welt so oder anders vorstellet, ob man uns niederträchtige oder edle Gesinnungen eingeflößt, ob man uns zur Tugend und Frömmigkeit oder zum Laster und zur Verachtung Gottes und Christi Gelegenheit und Reizungen giebt. Nachdem dieses oder jenes geschieht, nachdem haben wir mehr oder weniger Hindernisse auf dem Wege der Tugend zu übersteigen, und nachdem wird es uns leichter oder schwerer fallen, unsere Bestimmung zu erreichen und selig zu werden. Wie wichtig muß nicht diesen Betrachtungen zufolge die Erziehung der Kinder sein! Wie schwer muß aber nicht auch auf der andern Seite dieses Geschäft sein! Wenn wir überlegen, wie viel Aufmerksamkeit, Verstand, Sorgfalt, Geduld und Beständigkeit dazu erfordert werden, und wie viel Muth dazu gehört, sich allgemeinen, aber nichts desto weniger schädlichen Sitten und Gebräuchen zu widersetzen; wenn wir überlegen, wie verschieden die natürlichen Fähigkeiten, die Neigungen und Charaktere der Menschen sind, wie leicht man entweder auf der einen oder auf der andern Seite zu weit gehen, entweder zu strenge oder zu gelinde sein kann, und wie oft man versucht wird, in seinen Bemühungen verdrossen und müde zu werden, weil man die gewünschten Früchte derselben nicht gewahr wird: so werden wir bald finden, daß diese Arbeit beträchtliche Kräfte voraussetzt und mit manchen Beschwerden verknüpft ist. Je gewisser es aber ist, andächtige Zuhörer, daß die Erziehung der Kinder ein höchst wichtiges und schweres Geschäft ist, desto mehr Gründe hatte der Apostel, die Christen in unserm Texte zu ermahnen: ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und desto weniger werdet ihr es mir verdenken, wenn ich euch heute von einer Pflicht unterrichte, die von einer so allgemeinen Verbindlichkeit ist, die so selten mit der gehörigen Sorgfalt beobachtet wird, und von deren Beobachtung doch das Glück derjenigen, die uns am theuersten sind, großen Theils abhängt. Da aber die Materie zu weitläufig ist, als daß ich sie in ihrem ganzen Umfange vortragen könnte, so werde ich euch diesmal blos vor einigen der vornehmsten und gemeinsten Fehler der Kinderzucht warnen. O Gott, bereite du selbst die Herzen der Zuhörer zur willigen Aufnahme dieser Warnungen und erwecke sie zu einem getreuen Gebrauche derselben. Zerstreue durch das Licht der Wahrheit die Vorurtheile, die sie daran verhindern könnten, und laß sich die Früchte dieses Vortrags in dem tugendhaften Verhalten der Kinder, die du ihnen anvertrauet hast, offenbaren!

Der erste Fehler, den ich in der Erziehung der Kinder bemerke, ist dieser, daß man die Sinnlichkeit die Oberhand in ihnen gewinnen läßt, und sich dieser Quelle des sittlichen Verderbens nicht sorgfältig genug widersetzt. Der Schöpfer hat uns unstreitig die Sinne in weisen und gütigen Absichten gegeben. Sie sind die Mittel, wodurch wir unsere ersten Vorstellungen und Begriffe erlangen. Sie geben unserer Vernunft die Materie zum Nachdenken und zur Ueberlegung. Sie warnen uns vor dem, was uns schädlich sein, was unsern Körper, unsere Gesundheit und unser Leben schwächen und zerstören könnte. Sie sind Werkzeuge, durch welche uns der Urheber unserer Natur eines mannigfaltigen Vergnügens fähig gemacht hat; und wir würden seinem Willen zuwider handeln, wenn wir uns dieses Vergnügens gänzlich beraubten, oder dasselbe schlechterdings für sündlich hielten. Vermittelst der Vorstellungen, die wir durch die Sinne von den äußerlichen Dingen bekommen, werden Empfindungen in uns gezeugt, die in manchen Fällen allein vermögend sind, unsern Entschließungen das nöthige Leben zu geben, und den Schaden zu verhüten, den langsame und kalte Ueberlegungen bei solchen eingeschränkten Geschöpfen, als wir sind, verursachen könnten, — Empfindungen, die uns zu vielen Handlungen auf eine unwiderstehliche Weise antreiben, welche wir entweder ganz unterlassen, oder doch nicht mit der gehörigen Geschwindigkeit und Munterkeit thun würden, wenn wir uns bloß nach dem Urtheile der Vernunft richteten. So nothwendig und nützlich uns aber die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen in allen diesen Absichten sind: so verderblich ist der Einfluß, den sie in unsern Charakter, und in unser Verhalten haben, wenn wir denselben zu sehr nachhängen, wenn wir uns von denselben beherrschen und regieren lassen. Dies geschieht aber, wenn wir die Beschaffenheit und den Werth der äußerlichen Dinge bloß nach den Eindrücken, die sie auf unsre Sinne machen, beurtheilen; wenn wir uns so sehr an die sinnlichen Vergnügen gewöhnen, und unsern natürlichen Abscheu vor Allem, was unangenehm und schmerzhaft ist, dergestalt stärken, daß wir jenes nicht ohne die äußerste Mühe verleugnen, und uns zu diesem nicht ohne vielen innerlichen Streit oder äußerlichen Zwang verstehen können, — daß wir allemal oder doch in den meisten Fällen, ein gegenwärtiges Vergnügen einem künftigen vorziehen, ob dieses schon viel größer und dauerhafter ist als jenes, und daß wir sorgfältiger sind, ein kleines gegenwärtiges Uebel zu vermeiden, als durch die freiwillige Erduldung desselben einem künftigen zu entgehen, das viel beträchtlicher ist, und viel länger dauert. Wer so gesinnt ist, bei dem hat die Sinnlichkeit die Oberhand. Wie fruchtbar ist aber dieselbe nicht an schädlichen Folgen! Ist es nicht die Sinnlichkeit, die der Seele ihre Stärke raubt, sie zu einer niedrigen Art von Geschöpfen herabsetzt, und den Menschen so denken und handeln lehrt, als ob er ganz Fleisch wäre? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die, indem sie alle seine Gedanken und Neigungen bloß auf das Gegenwärtige und Sichtbare richtet, ihm dadurch alle Lust und Fähigkeit benimmt, sich mit geistlichen und himmlischen Dingen zu beschäftigen, sich zu dem unsichtbaren Gott zu erheben, und, seiner Bestimmung gemäß, für die zukünftige Welt zu sorgen? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die den meisten Menschen einen überwiegenden Abscheu vor Allem, was Mühe und Arbeit heißt, was eine besondere Anstrengung der Kräfte des Geistes, oder eine schmerzhafte Verleugnung unserer Lüste erfordert, einflößet, und sie dadurch verhindert, in der Tugend und Frömmigkeit mehr als schwache Anfänger zu sein? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die aus eben diesem Grunde so schwer, ja unmöglich macht, das allgemeine Beste ihrem besondern Nutzen vorzuziehen, ihrer Pflicht oder der Glückseligkeit ihrer Brüder gewisse Vortheile, Vergnügungen und Bequemlichkeiten aufzuopfern, und sich zu solchen Geschäften zu verstehen, die der Gesellschaft sehr nützlich, ihnen selbst aber mühsam und verdrießlich sind? Kurz, ist es nicht die Sinnlichkeit, die sie untüchtig macht, die Würde vernünftiger und unsterblicher Geschöpfe, die Würde wahrer Christen zu behaupten, sich nach dem Muster der Heiligkeit, das ihnen ihr Erlöser gegeben, zu bilden, und einen solchen Wandel zu führen, der Bürgern und Erben des Himmels anständig ist?

*) Aus G. J. Zollikofer's Predigten. Erster Band. Dritte Auflage. Reutlingen 1791.

Giebt man sich aber wohl die nöthige Mühe, diesen traurigen Folgen einer herrschenden Sinnlichkeit durch eine sorgfältige und weise Erziehung der Kinder vorzubeugen, und ihnen dadurch die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern? Suchet man wohl ihren Hang zum sinnlichen Vergnügen in den gehörigen Schranken zu erhalten? Widersetzt man sich dem Wachsthume desselben mit der erforderlichen Behutsamkeit und Klugheit? Thut man nicht vielmehr Alles, was diesen Hang stärken, und ihm zur Herrschaft über die Vernunft verhelfen kann? Wodurch treibt man insgemein die Kinder zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit, zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit an? Ist es nicht durch Versprechung solcher Dinge, die ihren Sinnen, ihrem Geschmacke, ihrem Gesichte und so weiter schmeicheln? Wodurch schreckt man sie von der Begehung dieser oder jener Thorheiten und Fehler ab? Ist es nicht durch Drohung solcher Strafen, die ihnen leibliche Schmerzen verursachen, oder durch Entziehung solcher Güter und Vortheile, die ihre Sinne auf eine angenehme Weise rühren? Richtet man aber nicht dadurch alle ihre Gedanken, Begierden und Absichten auf sinnliche Dinge? Gewöhnet man sie nicht dadurch, bei ihren Entschließungen und Handlungen bloß nach dem sinnlichen Vergnügen und Mißvergnügen zu Werke zu gehen, das sie davon zu hoffen oder zu fürchten haben? Und wenn sie nun zehn, funfzehn und mehr Jahre lang so denken, so urtheilen und handeln, — wie schwer wird es ihnen in der Folge der Zeit fallen, sich nach andern Regeln, nach andern Grundsätzen zu verhalten, und Gewohnheiten zu bestreiten und abzulegen, die so tiefe Wurzeln in ihnen geschlagen haben? Wie fremd wird ihnen alsdann alles dasjenige vorkommen, was uns die Vernunft und die Religion von Enthaltsamkeit, von Mäßigung, von Selbstverläugnung, von Bezwingung unserer Lüste und Begierden sagen? Wie geneigt werden sie nicht sein, dieses Alles für übertriebene Forderungen, für unmögliche Dinge zu erklären, und mit jenen Juden auszurufen: *Das ist eine harte Rede, wer kann die hören?* Ja, wie leicht können sie nicht dadurch verleitet werden, die Religion und Tugend selbst, als gar zu strenge Gebieterinnen, zu verwerfen, und sich den gröbsten Ausschweifungen zu überlassen? Traurige Aussichten für Eltern, die noch einige Furcht vor Gott haben, und denen das Wohlsein ihrer Kinder am Herzen liegt!

Wollet ihr eure Kinder vor diesen Abwegen bewahren, so wendet Alles an, daß die Sinnlichkeit nicht die Oberhand bei ihnen gewinne. Suchet sie mehr durch vernünftige ihrer Fassung gemäße Vorstellungen von dem Einflusse, den ihr Verhalten in ihren künftigen Wohlstand hat, als durch gegenwärtige und augenblickliche sinnliche Vergnügungen, zum Gehorsam und zur Pflicht zu ermuntern. Bauet ihren Geist so frühe an, als es sich nur thun läßt. Lehret sie bei Zeiten auf die natürlichen guten und bösen Folgen ihrer Handlungen merken. Suchet ihnen eine herrschende Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit einzuflößen. Vermeidet in Ansehung ihrer Nahrung, ihrer Kleidung, ihrer Geschäfte und ihrer ganzen Lebensart Alles, was der Trägheit, der Weichlichkeit, und einer allzu großen Empfindlichkeit Vorschub thut. Bezeuget ihnen ja kein besonderes Mitleiden, wenn ihnen geringe widrige Zufälle begegnen, oder wenn sie sehr erträgliche Schmerzen leiden, und behandelt diese Zufälle oder diese Schmerzen als Kleinigkeiten, die keine Aufmerksamkeit verdienen. Leget ihren kindischen Freuden keinen allzugroßen Werth bei. Gewöhnet sie nach und nach, solche Dinge, die ihnen angenehm und in sich selbst unschädlich sind, zu sehen, das Schöne und Reizende, das sie an sich haben, zu bemerken und sich mit Andern davon zu unterreden, ohne heftig darnach zu verlangen, oder sich über den Mangel derselben unordentlich zu betrüben. Vornehmlich aber übet sie darin, sich zuweilen eines erlaubten Vergnügens zu enthalten, oder dasselbe zu unterbrechen, um eine gewisse höhere Pflicht zu erfüllen, oder ein wichtigeres Geschäft zu verrichten, und leget mehr Zufriedenheit über diese Proben des vernünftigen Gehorsams an den Tag, als über alle anderen Beweise des Fleißes und der Geschicklichkeit. Diese Uebungen machen in dem gegenwärtigen Stand der Zucht und der Prüfung den Grund aller wahren Tugend aus, und es ist unmöglich, ohne jene einen merklichen Grad der Fertigkeit in dieser zu erlangen.

Ein zweiter eben so schädlicher und gemeiner Fehler bei der Erziehung der Kinder ist: *daß man ihren Stolz nährt, anstatt daß man denselben unterdrücken, und ihnen bescheidene und demüthige Gedanken von sich selbst beibringen sollte.* Es ist kein Laster, das sich des menschlichen Herzens früher und leichter bemächtigt, als der Stolz; und doch ist kein Laster, das uns schwachen, dürftigen und sündhaften Geschöpfen unanständiger ist, uns weiter von dem Himmelreiche entfernt, und uns auf gefährliche Abwege verleitet, als eben dieses. Wir sind natürlicher Weise nur gar zu geneigt, uns für besser zu halten, als wir wirklich sind. Wird diese Neigung in unserer ersten Jugend gestattet, so fesselt sie uns in kurzer Zeit dergestalt, daß wir uns hernach sehr oft vergeblich bemühen, uns ihrer strengen Herrschaft zu entziehen. Sie verblendet uns, daß wir unsre Fehler und Schwachheiten nicht sehen, und also auch nicht mit rechtem Ernste an die Verbesserungen derselben gedenken. Sie macht uns taub gegen die Erinnerungen und Warnungen unsrer Lehrer, unsrer Freunde, ja unsers eignen Gewissens. Sie verhindert uns, in bedenklichen Fällen bei Andern Licht, Rath und Hülfe zu suchen, weil wir uns selbst mehr Weisheit, Klugheit und Stärke zuschreiben, als wir in der That besitzen. Wir verachten alsdann die Versuchung zum Bösen, und werden von denselben dahingerissen, ehe wir uns dagegen in die gehörige Verfassung setzen können. Wir geben uns wenig oder gar keine Mühe, in der Erkenntniß und Tugend zu wachsen, weil wir es schon sehr weit darin gebracht zu haben glauben. Wir finden endlich sowohl in den Lehren, als in den Vorschriften des Christenthums tausend Schwierigkeiten, weil sie mit unsern hohen Einbildungen und sündlichen Leidenschaften streiten; und die Bedingungen, auf welche uns das Evangelium Gnade und Seligkeit anbietet, mißfallen uns, weil sie unserm Stolze widersprechen. Können wir uns denn jemals zu frühe und zu ernstlich gegen diesen Feind unsrer Vollkommenheit und unsers Glücks waffnen? Kann man jemals zu sorgfältig sein, ihm den Eingang in die Herzen junger Kinder zu verwehren? Geschieht aber dieses wohl allemal, andächtige Zuhörer! Sucht man ihnen geringe und bescheidene Gedanken von sich selbst einzuflößen? Nein! im Gegentheil, man versäumt gewöhnlich nichts, was den Hochmuth in ihnen zeugen und befördern kann. Man bringt ihnen sogleich große Begriffe von ihrer Schönheit, oder von ihrer vornehmen Herkunft, oder von andern nichtsbedeutenden Vorzügen bei. Man erhebt jede richtige Antwort, die man von ihnen erhält, jeden lächerlichen Einfall, womit sie uns belustigen, als Merkmale eines besondern scharfsinnigen Verstandes. Man erzählt diese zweideutigen Proben ihres Witzes in ihrer Gegenwart, und Jedermann überhäuft sie mit Lobsprüchen, die sie nicht verdienen. Jeder Beweis ihres Fleißes oder ihres Gehorsams wird ihnen als ein großes Verdienst angerechnet, da man sich befriedigen sollte, sie zu versichern, daß sie in diesen Stücken ihre Pflicht erfüllt und ihren eigenen Vortheil beobachtet haben. Man erweist ihnen fast eben dieselben äußerlichen Ehrenbezeugungen, die man erwachsenen Personen schuldig ist, und findet sich wohl gar beleidigt, wenn sie von andern als Kinder behandelt werden. Man nimmt so vielen Antheil an Allem, was sie betrifft; man ist so geschäftig, allen ihren Bedürfnissen unverzüglich abzuhelfen, und ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen, daß sie sich nothwendig einbilden müssen, wichtige Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, und eine ansehnliche Stelle in derselben zu bekleiden. Auf der andern Seite weiß man alle ihre Thorheiten und Fehler zu entschuldigen, sollten sie auch schon vorsätzliche Bosheit zum Grunde haben. Man schreibt sie alle der jugendlichen Flüchtigkeit, dem Mangel der Aufmerksamkeit und der Ueberlegung zu; wenigstens beschönigt man sie bei andern damit, um den Kindern eine in der That heilsame Beschämung und Verwirrung zu ersparen; und so gewöhnet man sie, die eitle Ehre bei den Menschen über Alles zu schätzen und sich mehr um den Schein als um das Wesen der Rechtschaffenheit und Tugend zu bekümmern. Wer sieht aber nicht, daß dieses den Stolz in ihren Herzen nährt und die wahre Demuth aus denselben verbannt?

Wollet ihr eure Kinder vor diesem an schädlichen Folgen so fruchtbaren Laster bewahren, ihr, die Gott zu Eltern, zu Aufsehern und Lehrern gemacht hat, so erinnert sie oftmals an den schwachen, dürftigen, unvermögenden und abhängigen Zustand, in welchem sie sich befinden. Schreibet ihren Fähigkeiten und guten Eigenschaften ja keinen höhern Werth zu, als sie wirklich haben. Lehret sie dieselben als unverdiente Geschenke des Höchsten betrachten, die uns niemals berechtigen, uns über andere zu erheben, die uns aber auf das stärkste verpflichten, Andern auf alle Art zu dienen und nützlich zu sein. Lobet sie selten in ihrer Gegenwart, und gestattet nicht, daß Andere solches auf eine verschwenderische Weise thun. Redet ihren Fehlern und Vergehungen niemals das Wort, und suchet sie zu einer richtigen Erkenntniß des sittlichen Verderbens zu bringen, das die Kräfte der menschlichen Seele geschwächt und die Ordnung unter denselben gestört hat. Zeiget ihnen bei allen Gelegenheiten, wie wenig Ursache sie haben, sich ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ihrer Stärke, ihrer Gaben, ihrer Geschicklichkeit zu rühmen, oder sich darauf zu verlassen; wie bald sie alle diese Vorzüge verlieren können; wie weit sie von vielen Andern in diesen Stücken übertroffen werden; und wie schwach, wie unvollkommen, wie gebrechlich wie unbeständig überhaupt die Erkenntniß, die Tugend und die Glückseligkeit der Sterblichen sei. Führet sie endlich in

die Schule des Erlösers; unterrichtet sie von seiner herablassenden und großmüthigen Liebe gegen die Menschen; stellet ihnen seine Demuth und Sanftmuth zum Muster der Nachahmung vor, und präget es ihren zarten Herzen tief ein, daß es unmöglich ist, ein wahrer Christ zu sein und selig zu werden, wenn man nicht dem Heilande, wie in allen, also auch in diesen Tügenden, nachfolgt und ähnlich wird. Wie sehr werden ihnen nicht diese Gesinnungen die Erfüllung aller übrigen Pflichten des Christenthums erleichtern! Welch ein sanftes Licht, welch einen milden Glanz werden sie nicht über alle ihre guten Eigenschaften und wirklichen Verdienste ausbreiten, und wie sehr werden sie sich dadurch gedrungen finden, Alles, was hinter ihnen ist, zu vergessen, und immer nach einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu streben!

Ein dritter Hauptfehler in der Erziehung der Kinder ist, daß man sie nicht richtig von den Vorzügen, Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens urtheilen lehrt. Wie mannigfaltig sind nicht die falschen Begriffe, die man ihnen schon in ihrer Kindheit von diesen Dingen beibringt! und wie verderblich ist der Einfluß, den diese Irrthümer nachgehends in ihr ganzes sittliches Verhalten haben! Man stellt ihnen gewöhnlich den Ueberfluß, die Hoheit, den Rang, die Macht, das äußerliche Ansehn als Güter vor, die in sich selbst unsre Hochachtung verdienen, und die demjenigen, der sie besitzt, einen wahren Werth beilegen; als Güter, deren Mangel oder Verlust den Menschen schlechterdings unglücklich macht, und die folglich würdig sind, mit dem größten Eifer gesucht, und mit aller möglichen Sorgfalt erhalten zu werden. Man macht sie zu früh auf den Unterschied der Stände in der menschlichen Gesellschaft aufmerksam, man unterdrückt ihren natürlichen Hang, sich gegen Jedermann ohne Ansehn der Person freundlich, gütig und dienstfertig zu betragen; man verbietet ihnen, Leute von geringerem Herkommen, aber von guten Sitten, einer gewissen Vertraulichkeit zu würdigen, oder zuweilen mit ihnen umzugehen; und flößet ihnen nach und nach, wo nicht eine gänzliche Verachtung, doch gewiß eine große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen diejenigen ein, die weniger Glücksgüter und äußerliche Vortheile besitzen, als sie. Der Reichthum wird ihnen schöner als die Tugend, die Armuth und Niedrigkeit häßlicher als das Laster beschrieben. Die irdischen Vortheile, die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die sie bei mehrern Jahren zu erwarten haben, werden ihnen mit so lebhaften und reizenden Farben abgemalt, daß sie dem Genusse derselben mit der heftigsten Begierde entgegen sehen, und sie zum Ziel aller ihrer Wünsche machen. Und was für einen Unterricht ertheilt man ihnen gewöhnlich von der Bestimmung des Menschen und von den Geschäften dieses Lebens? Man muß arbeiten, heißt es, um sich Nahrung und Kleidung zu erwerben; man muß genau auf seinen eigenen Vortheil sehen; und keine Gelegenheit, denselben zu befördern, unbenutzt lassen; man muß sich bemühen, Schätze zu sammeln, sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporzuschwingen, und alle diejenigen, die eben diese Absicht haben, weit hinter sich zurückzulassen; man muß sich schlechterdings nach den eingeführten Sitten und Gewohnheiten richten, sie mögen gut oder böse, vernünftig oder unvernünftig sein, damit man nicht für einen beschwerlichen Sonderling gehalten werde, und sich dadurch an seinem zeitlichen Glück schade; man muß zu leben wissen, das ist man muß durch Verstellung, Schmeichelei und Falschheit Jedermann zu gefallen und sich bei Jedermann beliebt zu machen suchen, und sich wohl hüten, so zu reden, wie man denkt, oder so zu urtheilen, wie es die Beschaffenheit der Sache mit sich bringt. Dieß sind die vornehmsten Lehren, die man insgemein den Kindern giebt, um sie zu ihrem Eintritte in die große Welt vorzubereiten, und zur glücklichen Führung ihrer künftigen Geschäfte geschickt zu machen. Kein Wunder, wenn sie hernach, von diesen Vorurtheilen verblendet, ganz an der Erde kleben, wenn sie von dem niederträchtigsten Eigennutze regiert, und zu allen edeln und großmüthigen Handlungen unfähig werden. Kein Wunder, wenn sie sich der Welt in allen Stücken gleichstellen, sich von dem Strome des herrschenden Verderbens ohne Widerstand dahinreißen lassen, und sich mit dem eiteln Ruhme befriedigen, daß sie keine Mörder, keine Räuber, keine Bösewichter sind. Kein Wunder, wenn sie am letzten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten, sich um die Besserung und das Heil ihres unsterblichen Geistes am wenigsten bekümmern, und so leben, als ob sie nach dem Tode nichts zu hoffen und zu fürchten hätten.

Eltern, wollet ihr, daß eure Kinder diese Wege der Thorheit und des Lasters vermeiden; wollet ihr sie auf den Pfad der ewigen Weisheit leiten: so bringet ihnen gesundere Begriffe von den Vorzügen, von den Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens bei. Lehret sie diese Dinge in ihrem eigentlichen Verhältnisse auf unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit kennen. Warnet sie vor dem Betruge der Sinne, vor dem blendenden Glanze, der die Mächtigen dieser Erde umgiebt, vor dem scheinbaren Glücke, das hohe Ehrenstellen und große Reichthümer ihren Besitzern versprechen. Zeiget ihnen, daß die Ruhe des Gemüths und die Zufriedenheit des Geistes sehr oft in schlechten und niedrigen Hütten, aber nur selten in prächtigen Häusern und Palästen gefunden werden. Saget ihnen, daß nicht der Rang, nicht der Titel, nicht die Gewalt, sondern nur der rechte Gebrauch derselben unsere Hochachtung verdiene; daß nur Tugend und Rechtschaffenheit, nur wahre Verdienste den Menschen ehren und ihm einen wirklichen Vorzug vor andern geben; und daß der geringste Tagelöhner, der seiner Pflicht getreu ist, in den Augen des Höchsten unendlich mehr gilt, als der gekrönte Fürst, der seine Macht zur Unterdrückung des Unschuldigen mißbraucht. Saget ihnen, daß nur das Laster den Menschen erniedrigt, daß Gott sowohl der Schöpfer und Vater der Armen als der Reichen sei, daß wir uns Alle als Brüder betrachten, als solche herzlich lieben, und einander nach unserm Vermögen dienen müssen. Unterrichtet sie davon, wie nichtig alle Lust dieser Welt ist, wie oft die empfindlichsten Schmerzen, die bitterste Reue, die heftigste Unruhe auf den unordentlichen Genuß derselben folgen, und wie sehr sich diejenigen betrügen, die darin ihre Glückseligkeit suchen. Stellet ihnen die Geschäfte dieses Lebens, die Erfüllung der Pflichten ihres Berufs, nicht blos als Mittel vor, sich seinen Unterhalt oder Ueberfluß und gemächliche Tage zu verschaffen, sondern als Mittel, seine Gaben und Geschicklichkeiten zum Nutzen anderer Menschen anzuwenden, und etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Lehret sie edel und uneigennützig denken und nicht sowohl ihren besondern Vortheil, als vielmehr das Wohlsein der ganzen Gesellschaft, deren Glieder sie sind, zum letzten Endzwecke ihrer Bemühungen machen. Führet ihnen endlich oftmals zu Gemüthe, daß sie eine unsterbliche Seele haben, die eines unaufhörlichen Glücks fähig ist, daß diese Erde der Ort nicht ist, wo sie ihre Bestimmung erreichen sollen, daß sie Gott zur Ewigkeit geschaffen, daß er sie hier in einen Stand der Prüfung und der Uebung gesetzt hat, in welchem sie sich zu dem künftigen Leben vorbereiten und geschickt machen sollen, und daß dieses das allerwichtigste Geschäft ist, das sie hier zu besorgen haben. Diese Art zu denken und zu urtheilen, wird sie vor dem Wege des Verderbens bewahren und weise machen zur ewigen Seligkeit.

Ich bemerke endlich als einen vierten Hauptfehler, den man bei der Erziehung der Kinder begeht, daß man sie mehr durch Vorschriften als durch Beispiele unterrichten und bessern will. Vorschriften machen lange nicht so tiefe und bleibende Eindrücke auf sie, als Beispiele; und wenn es an diesen fehlet, so werden jene größtentheils gar keinen Nutzen haben. Die Ursache davon ist offenbar. Die Sinne und Einbildungskraft sind bei Kindern weit geschäftiger, als der Verstand, und sie sind viel geneigter, dem, was sie sehen und hören, nachzuahmen, als die rechtmäßige oder unrechtmäßige Beschaffenheit desselben durch mühsames Nachdenken zu untersuchen. Die Erfahrung lehrt dabei, das die besten Grundsätze sehr oft nicht vermögend sind, der Gewalt des bösen Exempels zu widerstehen; so wie im Gegentheil schöne Muster der Tugend und Frömmigkeit nicht selten den Mangel des Unterrichts reichlich ersetzen. Wie oft geschieht es aber nicht, daß sich Eltern oder Aufseher damit befriedigen, ihren Kindern oder Untergebenen gute Lebensregeln vorzuschreiben, ohne selbst an die Beobachtung derselben zu gedenken! Ja, wie oft geschieht es nicht, daß sie ihren Lehren und Vorschriften durch ein mit denselben streitendes Verhalten alle Kraft benehmen, und die Religion und Tugend selbst durch diesen Widerspruch verdächtig und verächtlich machen! Dieß ist die vornehmste Ursache, warum so oft alle ihre Vorstellungen, Warnungen, Ermahnungen und Bestrafungen vergeblich sind. Ihr eigenes Beispiel zernichtet sie, und sie berauben sich selbst aller Früchte ihrer Arbeit.

Wollet ihr dieser süßen Früchte genießen, ihr, denen Gott Kinder anvertrauet hat, so beweiset die Nothwendigkeit, die Anständigkeit, die Schönheiten der Tugend, die ihr ihnen anpreiset, durch eine sorgfältige und standhafte Ausübung derselben. Wollet ihr, daß eure Kinder Gott fürchten, und ihn im Geiste und in der Wahrheit dienen: so lasset selbst eine wahre Gottesfurcht von euch blicken. Redet niemals ohne die tiefste Ehrerbietung von diesem herrlichen Wesen; hütet euch vor allem Mißbrauche seines heiligen Namens; nehmt die Uebung des öffentlichen und geheimen Gottesdienstes mit unverstellter Andacht wahr; schreibet alle Vortheile, die ihr genießet, der unverdienten Gnade des Höchsten zu, und betet alle seine Wege in demüthiger Unterwerfung an. Wollet ihr, daß eure Kinder Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, Gutthätigkeit lernen sollen: so lasset sie Zeugen davon sein, daß ihr selbst diese Pflichten auf das genaueste zu erfüllen sucht.

Verurtheilet ohne Ansehn der Person jede ungerechte, jede unbarmherzige That, und stellet sie in ein solches Licht, daß sie ihnen Schrecken und Abscheu verursacht. Freuet euch mit ihnen über jede Gelegenheit, Andern wohlzuthun, und lasset nicht leicht einen Nothleidenden, oder einen Betrübten ungetröstet von euch gehen. Wollet ihr, daß eure Kinder mäßig, keusch und züchtig leben: so befleißiget euch selbst dieser Tugenden. Vermeidet in euern Worten, in euren Geberden und Handlungen Alles, was der Ehrbarkeit im Geringsten zuwider ist — Alles, was ihnen zu unordentlichen und ausschweifenden Gedanken und Begierden einigermaßen Anlaß oder Reizung geben kann. Uebet euch in der Enthaltsamkeit, und zeiget ihnen, daß ihr viele Dinge, die euch sonst angenehm sind, entbehren könntet, ohne deswegen unruhig oder unglücklich zu sein. Wollet ihr eure Kinder Sanftmuth und Demuth lehren, so lasset euch ja nicht in ihrer Gegenwart von dem Zorne dahin rißen, sondern beherrschet euch selbst. Rühmet euch niemals eurer Vorzüge, und verachtet Niemanden, der sich nicht durch Thorheit und Laster verächtlich macht. Gehet nicht auf eine allzu gebietrische Weise mit denjenigen um, die euch Gehorsam schuldig sind, und beweiset es durch euer Betragen gegen sie, daß ihr sie für eure Mitgeschöpfe erkennet, daß ihr sie liebet, und für ihren Wohlstand sorget. Vergebet denjenigen, die euch beleidigen, von ganzem Herzen und hütet euch, rachgierige Gesinnungen gegen dieselben an den Tag zu legen. Wollet ihr endlich eure Kinder zu Bürgern des Himmels bilden, so führet selbst einen himmlischen Wandel. Lasset eine edle Verachtung alles dessen, was irdisch und vergänglich ist, von euch blicken. Vergleichet oftmals das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen. Sehet mehr auf das Unsichtbare, als auf das Sichtbare und richtet euer ganzes Thun und Lassen so ein, daß man daraus schließen kann, daß euch nichts ernstlicher angelegen sei, als eure Seelen zu erretten, und selig zu werden.

Werdet ihr diese und die vorhergehenden Regeln des Verhaltens sorgfältig beobachten, andächtige Zuhörer, so werdet ihr gewiß die Fehler, vor welchen wir euch in dieser Stunde gewarnt haben, nicht mehr begehen. Ihr werdet eure Kinder nach der Forderung unsers Textes *aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn*; und der Herr wird eure Bemühungen, wenn sie aufrichtig und beständig sind, gewiß nicht ungesegnet lassen. Er wird euch dereinst den herrlichen Lohn geben, den er seinen treuen Haushaltern und Knechten verheißen hat. Und welch ein Glück, welch eine entzückende Freude wird es nicht für euch sein, wenn ihr an jenem großen Tage der Vergeltung mit Unerschrockenheit vor dem Angesichte des Richters der Lebendigen und der Todten erscheinen, wenn ihr ihm von der Verwaltung des euch anvertrauten Amts eine freudige Rechenschaft geben, und von den Eurigen begleitet, zu ihm sagen könnet: *Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir anvertrauet hast.* Amen.

---

# Johann Heinrich Daniel Zschokke

ward am 22. März 1771 in Magdeburg geboren, erhielt in seiner Vaterstadt eine wissenschaftliche Bildung und studirte dann in Frankfurt an der Oder, wo er sich später habilitirte, und 1793 Professor der Philosophie wurde. Er gab jedoch diesen Beruf wieder auf, und ging 1797 nach Graubünden, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Zur Zeit der französischen Invasion trat er überall vermittelnd, nur für das Beste des Landes, das er als sein zweites Vaterland betrachtete, strebend ein, und wirkte als Regierungscommissar verschiedener Cantone, und während 1800—1801 als Regierungsstatthalter zu Basel höchst segensreich. Dann zog er sich nach Schloß Biberstein im Aargau zurück, wurde aber 1804 bereits wieder in die Verwaltung berufen und leitete das Berg- und Forstwesen. 1815 trat er in den großen Rath des Cantons. 1829 legte er jedoch seine sämmtlichen Aemter nieder, und lebt gegenwärtig, nur schriftstellerischer Thätigkeit sich hingebend, hochgeehrt in Aarau.

Seine Schriften sind:

Romane: Die schwarzen Brüder; Abällino (1793, auch als Trauerspiel, 1795); Koronato; Stephan Bathori; Alamontade; Prinzessin von Wolfenbüttel. 2 Thle; die Nonne; Guilio della Obizzi; der Feuergeist; das Goldmacherdorf; der Flüchtling im Jura; der Freihof von Aarau, 2 Thle.; Addrich im Moos, 2 Thle. ff.

Dramen: Graf Monaldeschi; Julius von Sassen; die eiserne Larve; Mißverständniß; Hippolyt und Roswida; der Marschall von Sachsen; Molière's Lustspiele. 6 Thle. (Zürich 1805 ff.)

Historische Schriften: Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Bergcantone. 1801. Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. 1803. 3 Thle. Geschichte des baierschen Volks und seiner Fürsten. 1813—1818. 4 Thle. Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. 1822 u. s. w.

Gab ferner heraus: Den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten seit 1798. Miscellen der neuesten Weltkunde. 1807—1813. Erheiterungen. 1811—1825. Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. 1817—1823. Sämmtliche ausgewählte Schriften. Aarau, 1825 ff. 40 Thle. Ausgewählte belletristische Schriften. Aarau, 1826. 14 Thle. 12. u. öfter.

Z. hat sich fast in allen Gattungen schriftstellerischer Thätigkeit, und überall mit Erfolg versucht. Am glücklichsten ist er als Erzähler, indem er mit künstlerischer Besonnenheit, reiche Phantasie, treffende und consequente Charakterzeichnung, Lebendigkeit des Vortrags, und einen seinen Stoffen stets höchst angemessenen natürlichen und doch edeln und correcten Styl verbindet. Am Meisten gewirkt hat er dagegen wohl als Historiker und durch seine Volksschriften, da er stets den Geist der Zeit zu erfassen und zu durchdringen, und gesunde Ansichten zu entwickeln und zu verbreiten bemüht ist.

Vergleiche Zschokke's Leben von Ernst Münch. Haag, 1830.

---

## Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

(Erzählung von Zschokke.)

### 1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und streckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laß' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs

gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens war ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb, ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm blos seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch' ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich diese Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen."

„Du bist brav!" sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr," fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . ."

„Das eben nicht," sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben."

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?" fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es gesund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen."

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Eltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen."

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon Alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Eltern mehr haben, als euch, aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst: aber alte, arme Eltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Eltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Eltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

## 2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studierte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen. Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich," rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!" rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmirrfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!"

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben."

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?" rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adjeu! Das ist ein Teufelsspaß für mich."

Trotzig ging der Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?"

„Gnädigster Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger: ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieser und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun," dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße. — „Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück."

„Ich bin der Kammerherr Pilzow."

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen."

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristalleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?" flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!" entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt."

„Aber ein Glas warmen Punsch?" sagt der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?" fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, sie liebe mich . . . denken Sie sich meine Verzweiflung . . . unsere Häuser waren einig . . . plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab."

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!" rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!" seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit ihr zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . sie erfuhr Alles . . . sie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramin, benutzen sie den Augenblick, die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr —"

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtetete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich an ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin —" stammelte er, und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmenden Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter."

„Desto besser, so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz."

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?"

„Ich habe nichts zu büßen."

„Aber doch, Gräfin — Ihre Grausamkeiten — Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht."

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?"

„Wie Sie, Prinz?" sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht erst vor einer Stunde?"

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein —"

„Der ihm verhaßten!" lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstands verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!"

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen."

„Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!" — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?" — Der Mameluk trat hinein und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenster.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?"

„Was geht mich das Rosenmädchen an?"

„Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!" antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?"

„Oh! Prinz! Prinz!" rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich kümmere mich um Ihre Gemahlin wenig."

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt."

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?"

„Vollkommen."

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?"

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist."

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?"

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?"

„Warum sind sie so ungehorsam und änderten die Maske nicht?" sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?"

„Die Leute," versetzte Philipp, „sind doch ungewiß und irren sich in mir."

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben."

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?"

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" versetzte Philipp trocken, „klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?"

„Es giebt zum Beispiel doch keinen treuern Mann, als den Marschall."

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe."

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner."

„Prinz!" rief die bestürzte Marschallin, „ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?"

„Sehen Sie," sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht."

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!" sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschrocken, „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns, „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein

Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder." — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hatte das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte, „was soll ich mit dem Papier?"

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt." Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wisperte ihm Jemand in's Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind Beide verrathen. Ich erschieße mich." — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

„Was wollen Sie, Maske?" fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!" antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog Herrmann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

„Meinethalben!" versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" seufzte der Neger ängstlich, „vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber."

„Davon haben Sie keinen Nutzen!" sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande Preis geben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht."

„Behüte Gott!" sagte Philipp, „was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?"

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir."

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!" sagte der Neger; „wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht."

„Desto besser!" erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem, „so schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon."

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

„Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut!" sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. „Und überhaupt," setzte er hinzu, „muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde."

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Hause des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze haben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, daß Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie waren vergebens. — So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden."

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufelein und kein Ende!"

„Nein," rief der Oberst, „Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich."

„Wo ist denn der Herzog?" fragte Philipp.

„Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe blos gerufen: ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt."

„Ist denn der König hier?"

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit," sagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!" dachte Philipp bei sich selber, „du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder seine noch deine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz?" flüsterte hinter ihm eine Stimme, „ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juwelen. — „Was wollen Sie?" fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe, „es ist dringend, das Resultat ihnen vielleicht lieb."

„Wer sind sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?"

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

„Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl?" fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich."

„Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden!" versetzte Philipp, „aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz."

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

„So viel Sie wollen."

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?"

„Können die Leute nicht warten?" fragte Philipp.

„So wenig als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern."

„Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . ."

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Geleis zu bringen, wenn . . ."

„Was denn, wenn?"

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren."

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: „Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten, und wird es der König zugeben?"

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König gleich von selbst an eine Kornsperre denken und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend."

„Schöne Aussichten!" sagte Philipp, „wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?"

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit."

„So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will."

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen."

„Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen."

„Mit uns?" — Thue ich nicht Alles für den Hof?"

„Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich."

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in sofern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?"

„Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten, von hunderttausend und mehr armen Familien."

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —"

„Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt."

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten."

„Sie sind sehr gütig."

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?"

„Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht."

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden."

„Gehen Sie, ich mag davon nicht hören."

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnaden wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmgölich —"

„Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort."

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

## 7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

„Ich fahre nicht."

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

„So mag sie sich etwas singen."

„Wie Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillantenuhr schickten, that seine Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht."

„Das gilt mir gleich."

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?"

„Freilich."

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte Sie an Ihrem Gange und an ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?"

„Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?"

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?"

„Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für sich seufzen. Ich gehe nicht."

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts."

„Wenn's auf mich ankommt, schwerlich."

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?"

„Ich habe mit ihr noch nicht angebunden."

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf

ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

„Von wem?"

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

„Mit einem Juden?"

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi."

„Ist der Schelm denn überall?"

„Sie wissen also noch nicht? Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid."

„Mir nicht."

„Die Metze verdient den Staubbesen."

„Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt."

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

„Also ein Bürgermädchen?"

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist die Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

„Wie heißt die Mutter?"

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer, „ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

„Ich kenne sie allerdings."

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtnerlümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, wenn ——" rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht?" unterbrach ihn der Holländer: „o dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen."

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel . . ."

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen."

„Kein Wort mehr davon!" rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!"

„Nein, Thaten!" fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!"

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —"

— Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen," fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe."

„Gut, gut!" seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen."

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich."

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit," sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint."

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen."

— „Und werden wieder geliebt?"

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie mehr an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich."

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

## 8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesange allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?"

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!" sagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig sein?"

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?"

„Alle Abend, alle Abend!" rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!"

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überrascht."

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück und in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?" fragte er und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit zu sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte

sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!"

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen."

„Ach," seufzte Röschen, „es ist doch aber nicht recht."

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?"

„Ja," versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes."

„Haben? wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst."

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken."

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp, da hatten wir Beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen."

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr ware?"

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur."

„So viel du willst."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!" rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?"

„Ich habe es schon; und macht's dir Freude, so geb ich's dir."

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?"

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!" sagte er, und legte sie, indem er die kleinen zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?"

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst."

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?"

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!" sagte Röschen.

Indem ging eine Thüre droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!" und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde=mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

## 9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward; der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft in's Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sie doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!" riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!" Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!" schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!" schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?" schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!" entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!"

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!" rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet."

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack?" rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Lüderlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksbursche sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dichtsten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht.
Der ohne Finanzen läßt das Land
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Rast die Wache!“ rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!“

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagten umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheurte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!“

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!“ rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?“ rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will den Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!“ schrie der Feldmarschall.

„Ihre Excellenz,“ versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!“

„Schweig, Schurke!“ brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücken!

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietigkeit: es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren,“ sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?“

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere; „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis Morgen Zeit genug sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schwäbliches Lied gesungen haben, des Inhaltes: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palast gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim Könige am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche; daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

## 10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Herrmann sucht sie allenthalben! — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suchte Sie schon lange.“

„— Nur geschwind,“ entgegnete Philipp, „denn ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wußte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genug-

thuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen."

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen."

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten."

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen lassen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König."

— Ihre Durchlaucht.... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und entspringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!" antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet."

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit! Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten....

„Possen! Larifari!" erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen."

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philipp zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?"

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

## 11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so beides unter den Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte, und harrte sein.

„Ach Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier alle den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war.

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh ich wollte lieber, du wärest ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte gesetzt und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!" — Juchheh, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die schöne Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden."

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben."

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du für ein Bündelchen? Mein Himmel, daß sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp! wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

## 12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seuf-

zer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrocknen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward. —

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!" rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen."

„So hat er dir doch gegolten," sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen," sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen."

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!" — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opertänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblick durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich weg in den Schnee, band die Larve und den Mantel um und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!" antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin; „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art."

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!" rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!"

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! flieh, man stellt dir nach."

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —"

„Die behalte. Lauf, was du kannst!"

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen."

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?"

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, bist du vom hellen Teufel besessen?"

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen."

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns Beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch Eins. Der Herzog Herrmann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!" antwortete Philipp ruhig.

## 13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!" riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!" — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren."

„Das wird sich hintennach ergeben!" versetzte einer der Handfesten, „einstweilen wird er mit uns kommen."

„Wohin?" versetzte Philipp; „ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter."

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns."

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!" sagte Julian, und suchte

in allen Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns!"

„Die nicht!" sagte Philipp, „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führt mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen."

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!" versetzte einer der Polizeidiener. „Marsch, Alles mit uns!"

„Auch das Frauenzimmer?" fragte Philipp. „Ich will nicht hoffen."

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt."

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!" sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der Fernen Straßenlaternen drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!" sagte Philipp, „geh heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen."

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der Herr hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!"

„Wohin?" fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister."

„Hört, Leute," sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte — „hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen."

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp, „verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist — —"

„Schweig!" rief Julian, „es soll Niemand aus Deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn Du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst Du, Niemand! N i e m a n d, sage ich Dir, es komme, wie es wolle. Hörst Du?"

„Wir thun unsere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener, „und dafür setzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!"

„Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp, „es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe."

„Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

„Ei ja," rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nächtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!" rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?"

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

„Antworten Sie mir!" rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun bei der Kirche hätten sie ihn im vertraulichen Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger schien, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!" erwiederte der Herzog, „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf den Ball eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan."

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!" und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Geniestreiche allzu stadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!"

Sie gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

## 11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich sich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte — denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen? — hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste des Oberhofmeisters schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!" sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch sehen."

Philipp war fast außer sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeitlang, und, wie es schien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast."

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Greises wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einigemal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein Paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh Du, mein Sohn, und warte Deines Berufs. Es soll Dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was Du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich Dir. Nun geh!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte der Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

„Prinz!" sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger, „ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch ein Pagenstreich und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was sie über den Polizei- und Finanzminister sagten,

erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen Sie jetzt und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre, Philipp, Du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin ganz zufrieden mit Dir. Was Du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt Du zu den Versen stehen, die ich in Deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe Deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß Dir gefallen. Dafür mache ich Dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe Dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich Deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei Dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe Dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist Deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter und Röschen, müßt mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchhey! Gott gebe allen guten Leuten ein solch gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch Dein Vater und Deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unserer Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

---

**Reinmar von Zweter, s. Minnesinger.**

---

# Anhang.

## I.

## Verzeichniß der vorzüglichsten Minnesinger in alphabetischer Ordnung.

### A.

Endelhard von Adelburgh stammte wahrscheinlich aus dem Würtembergischen, 1226—1250. Gedichte von ihm stehen in der Manesseschen Sammlung.

Alexander (der wilde) (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Konrad von Altstetten (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich von Anhalt, wahrscheinlich Heinrich der Fette, 1218 Fürst; gestorben 1267. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Dietmar von Ast aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Hartmann von der Aue (Owe) aus Schwaben (1180—1200). Lyrischer und elegischer Dichter. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Verfasser des „Iwein mit dem Löwen", herausgegeben von Bachmann und Benecke. Berlin, 1827; der Legende: der heilige Gregor auf dem Steine; der Erzählung: der arme Heinrich; herausgegeben von J. und W. Grimm. Berlin, 1815.

Brunwart von Augheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### B.

Biterolf, Diener des Landgrafen Herrmann von Thüringen, war bei dem Sängerkriege auf der Wartburg, blühte von 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Boppo (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Johann, Herzog von Brabant (jüngerer Sohn Heinrichs III., Bruder Heinrichs IV.; 1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Otto, Markgraf von Brandenburg (mit dem Pfeile), starb 1298. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walther von Breisach (1250—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Reinmann von Brennenberg (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich, Herzog von Breslau (Heinrich IV., 1266 Herzog, gestorben 1299). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Freiherr von Bubenberg (aus der Schweiz, 1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der von Buchheim (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### D.

Dietmar der Sitzer (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Diurner (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Düring (1251—1270). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### E.

Goesli von Ehenheim (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Eschenbach (Bruder des Folgenden (1251—1300). Verfasser eines Epos von Alexander dem Großen, handschriftlich in Wolfenbüttel.

Wolfram von Eschenbach (Eschilbach) aus der Oberpfalz, Geheimschreiber Herzogs Otto von Oestreich; gegenwärtig bei dem Wartburgskriege; Lyriker; Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Verfasser des Titurel (Druck 1477 o. J.); Parzival; des Wilhelm von Narbonne (herausgegeben von Casparson; Kassel 1784 in 4.); des trojanischen Krieges, abgedruckt in der Müllerschen Sammlung Bd. III.; des Herzog Friedrich von Schwaben (handschriftlich in Wolfenbüttel, Heidelberg u. s. w.)

Der Schulmeister von Eßlingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## F.

Herr Flecke, der gute Konrad. Verfasser des Buches von Flos und Blankflos (13. Jahrhundert); abgedruckt bei Müller Th. II.

Günther von dem Forste (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich von Frauenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich Frauenlob von Meißen, Dr. th., Domherr zu Meißen, starb 1317. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Friedrich der Knecht (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## G.

Herr Geltar (aus dem Walliser Lande) 1276—1300. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Gliers (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Goeli (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wirnt von Gravenbergh (1201—1225). Verfasser von Wigolais mit dem Rade; herausgegeben von G. F. Benecke; Berlin, 1819.

Abram von Gresten aus Oestreich oder Tyrol. (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Guterburg (1225—1260). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## H.

Herr Habart (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Johann Hadloub aus Zürich (1301—1350). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Albrecht von Halberstadt lebte 1212 am Hofe des Landgrafen von Thüringen; bearbeitete Ovid's Metamorphosen poetisch; handschriftlich in Wien; überarbeitet von G. Wickram. Mainz, 1545. Fol. u. 8.

Christian von Hameln (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Hardegger (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Kaiser Heinrich VII., Sohn Friedrich's II., gekrönt 1222, gestorben 1242. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wilhelm von Heinzenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Otto von Henneberg, gewöhnlich von Bodenlauben genannt, starb 1254. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Eine Ausgabe s. G. bereitet L. Bechstein vor.

Johann von Hildesheim, schrieb im 14. Jahrhundert eine Legende von den heiligen drei Königen; bearbeitet von G. Schwabe. Stuttgart, 1822.

Rüdiger von Hiedichofen, schrieb im 14. Jahrhundert: Herzog Beliand; handschriftlich in Gotha und Heidelberg.

Markgraf von Hochburg (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Eilhard von Hohbergen, wahrscheinlich aus Oestreich; dichtete einen Tristan (1226—1250); handschriftlich in Wien und Dresden.

Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, dichtete einen Roman: Alexander der Große (1251—1300); verfertigte eine Bibelübersetzung; ferner: Barlaam und Josaphat; herausgegeben von Köpke. Königsberg, 1818.

Burkard von Hohenfels aus der Pfalz; (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Werner von Honberg, starb 1323. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Berngе von Horheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Bruno von Hornberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ottokar von Horneck aus Steiermark, dem Grafen Otto von Lichtenstein dienend (1279—1330); schrieb eine Reimchronik von Oestreich in 2 Theilen von 1250—1309. Vergl. Schacht, aus und über O. v. H. Mainz, 1821.

Friedrich von Husen (Hausen) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## J.

Der von Johannsdorf, ein Kreuzfahrer (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## K.

Der Kanzler (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Kelga (1254—1260). Gedruckt in dem Jenaischen Minnesingercoder.

Henkel von Kemmenat, schrieb Gedichte von der Schöpfung u. s. w. in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; handschriftlich in Heidelberg.

Wachsmuth von Kinzingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Konrad von Kirchberg (Kilchberg) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walther von Klingen aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Nicolaus Klingsohr aus Ungarn (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

König Konrad der Junge (wahrscheinlich Konradin, 1268 enthauptet; oder dessen Vater, gestorben 1254). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Pfaff Konrad, Verfasser des Rolandsliedes, handschriftlich zu Heidelberg; abgedruckt bei Schilter Theil II. (1200—1225).

Der von Kurenberg (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## L.

Hadamar von Laber schrieb in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein allegorisches Gedicht von der Jagd; handschriftlich zu Heidelberg.

Konrad Schenk von Landeck auf Büren im Thurgau; um 1276. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Elias von der Leine (1301—1350). Gedichte im Jenaer Coder.

Graf Friedrich von Leiningen (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Lichtenstein aus der Steiermark (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Frauendienst; herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart, 1812.

Der Schenk von Limburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung

Reinold von der Lippe (1301—1350). Gedichte im Jenaer Coder.

Der Litschauer (1301—1350). Gedichte in der Manesseschen Sammlung und dem Jenaer Coder.

Der Burggraf von Liuez in Tyrol (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Christian von Lupin aus Thüringen (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

## M.

Rüdiger von Manesse, Rathsherr in Zürich, veranstaltete die berühmte, handschriftlich in der Bibliothek zu Paris befindliche Sammlung von Liedern der Minnesinger, gemeinschaftlich mit seinem Sohne zu Anfange des 14. Jahrhunderts; herausgegeben von Bodmer.

Konrad von Marburg, dichtete im 13. Jahrhundert ein Leben der heiligen Elisabeth.

Der Marner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich, Markgraf von Meißen (Henricus Illustris) 1226—1250. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der ältere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der jüngere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walter von Metz (1226—1250), dichtete deutsch und französisch; Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Rudolph von Montfort dichtete im 13. Jahrhundert das historische Gedicht: Wilhelm von Brabant; handschriftlich in Kassel und Heidelberg.

Heinrich von Morungen (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wachsmuth von Mühlhausen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der von Munegiur (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### N.

Graf Rudolph von Neuenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Nifen (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Nithard (von Rüwenthal?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Niuniu (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Kohl von Niuffen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### O.

Der von Obernburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Ofterdingen am Hofe Herzog Leopolds VII. von Oestreich; war gegenwärtig bei dem Wartburgskriege. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### P.

Herr Pfeffel (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Püller (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### R.

Albrecht Marschall von Rapprechtsweil, ein Schweizer (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Raute aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Barthel Regenbogen, ein Schmied zu Mainz (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Regensburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Aeltere war bei dem Wartburgskriege und 1217 bei dem Kreuzzuge Herzog Leopold's. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Fiedler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Rietenburg (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hesso von Rinach aus dem Aargau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Johann von Rinkenberg aus der Schweiz (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rispach (der tugendhafte Schreiber?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Kunz von Rosenheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph von Rothenburg aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Rubye (aus Tyrol?) (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph der Schreiber (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rugge aus dem Thurgau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Rumelant von Schwaben (13. Jahrhundert). Didactische Gedichte im Jenaer Codex; derselbe? (Rumslant) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

### S.

Der von Sachsendorf (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Post Kirchherr zu Sarne in Unterwalden (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bruder Eberhard von Sax, Dominicanermönch (1231—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Sax, um 1254. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Scharfenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hiltbolt von Schwanegoi (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Milon von Sevelingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Liutolt von Seven (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Seyfried dichtete (1251—1300) den Roman von Alexander dem Großen.
Meister Sigeherr (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich, Truchseß von Singenberg aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Friedrich von Sonnenburg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Sperrvogel (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stadecke (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stamheim (aus Tyrol); 1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hartmann von Starkenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bligge von Steinach (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Steinmar (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Straßburg (1226—1250); groß als lyrischer und epischer Dichter. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Von der Minnen. — Tristan u. s. w. Sämmtliche Werke herausgegeben von von der Hagen. Breslau, 1824. 2 Thle. gr. 8.
Heinrich von Strettlingen (1254—1258). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Stricker (1301—1350); dichtete Daniel von Blumenthal, handschriftlich in Heidelberg; Karl der Große bei Schilter (II. 241); die Welt; handschriftlich zu Heidelberg.
Der von Suonegge (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Süßkind, der Jude von Trimberg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammmlung.

### T.

Der Tannhäuser (aus Salzburg) um 1265. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Heinrich Täschler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Tettingen (aus Zürich) (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Thaler (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Otto von Thurne (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Graf Kraft von Toggenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Trymberg, Schullehrer zu Thöstadt bei Bamberg (1260—1300) schrieb den Sammler und den Renner; handschriftlich zu Wolfenbüttel, Erlangen, Leipzig u. s. w. — Druck, Frankfurt am Main, 1549 Tübingen, 1827.
Werner von Tüfen aus dem Thurgau (1226—1250) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich von Türheim, setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort (1226—1250); herausgegeben von v. Groote. Berlin 1821. 4.; von von der Hagen, in G. v. S. Werken; schrieb den ersten und dritten Theil von Wilhelm von Oranse. S. Eschenbach.

### U.

Peter von Urach schrieb ein Gedicht Irwinn (1301—1350); handschriftlich in Bützow.

### V.

Heinrich von Veldeck um 1180. Gedichte in der Manesseschen Sammlung; ferner: die Eneit, abgedruckt in Müllers Sammlung Bd. I.
Der Vogler (1180—1200) wird als einer der Dichter des Heldenbuches genannt.
Heinrich von Vriberg (1226—1250) setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort.

### W.

Walter von der Vogelweide aus dem Thurgau, der bedeutendste lyrische Dichter unter den Minnesingern, (1201—1225). — Gedichte, herausgegeben von Lachmann. Berlin, 1827. — Geschildert von L. Uhland. Stuttgart, 1822.
Jacob von der Warte (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Weissenlo (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich Hetzbold von Weißensee (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Wengen aus dem Thurgau (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Wenzel, König von Böhmen, geboren 1206, gestorben 1253. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Werbenwag aus Schwaben (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Werner der Pfaff, um 1232. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Bruder Werner (um 1157), Leben der heiligen Maria; herausgegeben von Dettev. Nürnberg, 1802.
Der von Wildonia (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung
Winli (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Schenk Ulrich von Winterstetten (1250—1260). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hans von Würzburg dichtete 1314 Herzog Wilhelm von Oestreich; handschriftlich zu Gotha.
Meister Konrad von Würzburg, lyrischer, epischer und didactischer Dichter (1276—1300); Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Die güldene Schmiede; herausgegeben von W. Grimm. Frankfurt am Main, 1816; und im Kotoczaer Codex von Mailath und Köffinger. Pesth, 1817; der heilige Alexius; Engelhart und Engeldrut, u. a. Erzählungen; der trojanische Krieg u. s. w.

### 3.

Ulrich von Zazichoven (Säbenhofen) übersetzte Lanzelot vom See (1180—1200) aus dem Französischen; handschriftlich zu Wien und Heidelberg.
Thomasin von Zirkler aus Friaul schrieb 1215 den welschen Gast, didactisches Gedicht; handschriftlich zu Ulm, Gotha, Heidelberg, Wolfenbüttel.
Reinmar von Zweter, Sohn des älteren Reinmar. (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

---

# II.

## Verzeichniß der vorzüglichsten Dichter aus der eigentlichen Meistersingerzeit in chronologischer Ordnung.

### A. Lyrische Dichter.

#### a) Weltlicher Lieder.

1369. Heinrich von Müglin, Dr. Theol. zu Prag.
1400. Muscablüt. (S. Down's Museum Bd. II. H. 1.)
1386. Peter der Suchenwirth. Werke herausgegeben von Primisser. Wien, 1827.
1400—1500. Konrad Harder.
Meister Altschwert.
Der Hulzing.
Der Büherlin.
Meister Rumelant.
Albrecht Lesch.
Peter Zwinger.
Der Mönch von Salzburg.
Peter von Reichenbach.
Peter von Sassen.
Jürg Schilcher.
Ernbald Spiegel.
Kunz Schneider.
Konrad Oetinger.
Der Belschberger u. s. w.
1476. — Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, sang Kriegs- und Siegeslieder der Schweizer (um 1476) im Kampfe gegen Burgund. Die Lieder sind von H. Schreiber, Freiburg, 1819, herausgegeben worden.

#### b) Geistlicher Lieder.

1380. Konrad von Queiefurt, Pfarrer zu Steinbach, starb 1382. Verfasser des ältesten bekannten deutschen Kirchenliedes.
1420. Meister Sixt Buchsbaum dichtete Passionslieder; Psalter Mariä. Erfurt, 1493. 4.
1480. Peter von Dresden, gestorben 1440 (Hussit in Prag); dichtete lateinisch deutsche Kirchenlieder.
1494. Hieronymus Schenk von Sumauwe. Salve Regina in ein Carmen gemacht. Würzburg, 1504. 4.
1517. Martin Millius, geistlicher Chorherr in Wengen zu Ulm, brachte die Passion in Lieder. Konstanz, 1517. 4.

### B. Epische Dichter.

#### a) Ueberarbeiter der alten Heldensagen.

1472. Kaspar von der Rhön bearbeitete Sagen des Heldenbuches.
1487. Ulrich von Fürterer bearbeitete cyklisch die Artus- und Graalsagen, den Argonautenzug und den trojanischen Krieg.

#### b) Verfasser historischer Dichtungen und Reimchroniken.

1378. Ern. de Kirchberg; Meckelnburgische Reimchronik. S. Westphalen mon. in ed. V. IV.
1400. Meister Heinrich von Neustadt, Arzt in Wien: Apollonius von Tyrlandt. Augsburg, 1471. Fol. u. ö.
1453. Herrmann von Sachsenheim; die Mörinn. Straßburg, 1512. Fol.
1457. Hans Rosenplüt der Schnepperer; Wappenmaler in Nürnberg. Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel 1450; Abdruck in Canzlers und Meißners Quartalschrift III. St. 7; viele Schwänke u. s. w. Satyren u. s. w.
1470. Michael Behem.
1477. Hans Eberhard Tüsch: Beschreibung des letzten Feldzuges Karl's des Kühnen. Straßburg, 1477. Fol.
1499. Nicolaus Schradin: Reimchronick vom Kriege Maximilians I. mit dem schwäbischen Bund. Sursee, 1500. 4.
1517. Melchior Pfinzing.
1520. Nicolaus Mareschalk, Professor zu Rostock: Reimchronik der Meckelnburgischen Regenten; gedruckt in Pistorii, Amoenotates. T. I.

#### c) Legendendichter.

1450. Johann Rothe, Priester zu Eisenach, Leben der heiligen Elisabeth. Abgedruckt in Menke Script. rer. sax. T. II.

#### d) Verfasser von poetischen Erzählungen.

1456. Thüring von Ringolfingen: Melusine. Augsburg, 1474. Fol. u. ö.
1456. Heinrich Kaufringer. Erzählungen; handschriftlich (1464) im Vatican.
1456. Hans Volz (Folz) aus Worms, Barbier. Geschichte vom Ursprung des heiligen römischen Reiches. Nürnberg, 1480. — Schwänke u. s. w.

### C. Didactische Dichter.

1390? — Heberich der Teichner, Proben in Grimm's altdeutschen Wäldern.
1411. Johann der Vintler: Buch der Tugend. Augsburg, 1486. kl. Fol.
1456. Johann Rothe, S. oben. Von der Keuschheit. Abgedruckt in Adelungs Magazin. Bd. II.
1462. Püttrich von Reichertzhausen: Ehrenbrief; herausgegeben von Adelung. Leipzig, 1788.
1520. Bernhard Klingler: Warnung wider das Spiel. Straßburg, 1520. 4.

### D. Dramatische Dichter.

1450. Hans Rosenplüt, S. oben. Sechs Fastnachtspiele. Vergleiche Gottscheds nöthigen Vorrath Bd. II. S. 43—80. Nürnberg. Magazin 1780, St. 2. Nr. 6.
1480. Theodor Schernberk schrieb das Spiel von Frau Jutten. Eisleben, 1505.
1486. Hans Nydhart bearbeitete den Eunuchus des Terenz. Ulm, 1486. S. Gottsched a. a. O. I. 37.
1515. Pamphilus Gegenbach schrieb mehrere dramatische Schwänke und eine Tragödie von zwei Liebhabenden. S. Meister's Beiträge I. 263.
1520. Sigismund Grimm, Dr. med. zu Augsburg; Max Wirsurg. (Vgl. Gottsched a. a. O. I. 52.)

Die übrigen hier nicht aufgeführten Dichter und Schriftsteller aus der Meistersingerzeit siehe im Lexicon selbst unter den mit ihren Namen bezeichneten Artikeln.

---

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

UNIV OF
TORONTO
LIBRARY